PARABELN

von

Agnes Franz

Weſel,
bei
Joh. Adolf Klönne.
1829

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalts-Verzeichniſs.

Parabeln.

Seite.
Die Schwingen des Lebens. 1
Der Lorbeerkranz. 7
Der Seidenwurm. 10
Das Meer. 13
Des Knaben Traum. 24
Der Charfreytag. 31
Die Trauerbirke. 36
Der Morgenthau. 40
Die falſche Roſe. 44
Der Schmetterling und die Blumen. . 48
Die Wahl. 52
Werny. 61

Seite.

Fanny und Malwina 66
Die Pappel. 71
Des Künſtlers Tod 76
Das Káleidoskop 83
Sappho und Alkäus. 87
Das Kleinod. 93
Das neue Paradies. 99
Die Reiſe ins Vaterhaus. 105
Die Winde. 111
Der Demant und die Leier. . . . 114
Die Feuerlilie. 121
Fritz und Felix. 130
Der Johannisbeerſtrauch. 136
Die Baumſchule. 139
Der Sonnenuntergang. 150
Der Spaziergang. 159
Die Orangen. 168
Wolkenbilder. 174
Das erſte Dankopfer. 180
Apelles. 183
Agathe und der Reſedaſtrauch. . . . 188

Seite.
Der Kinder Opfer. 193
Die Roſen. 199
Das Gaſtmahl. 204
Herodot und Thucydides. 213
Das Rohr. 217
Die Brautgabe. 223
Die beiden Maler. 227
Der Magnet. 232
Der Lichtaufgang 236
Die Feierſtunden. 242
Das Marienblümchen. 247

Paramythen.

Des Abends Triumph. 255
Der Kirſchbaum und die Pappel. . . 260
Des Mondes Gang. 264
Die Korallen und die Perlenmuſchel. . 269
Die beiden Raupen. 272
Der Lorbeerbaum. 276

Der Schweſter-Bund.

Um das verirrte Geſchlecht der Erde zu ſeinem höhern Urſprung zurückzuführen, und ſeinem Uebermuthe zu ſteuern, der über vergänglichen Sinnenrauſch die Freuden der Tugend, über irdiſchen Gewinn ſeine ewige Beſtimmung vergaß, ſandten die Götter ihrer himmliſchen Töchter eine, die Wahrheit, zu den Thälern der Erde hinab.

Erkohren, die trügeriſchen Gebilde des Wahns zu zerſtreuen, war es in ihre Macht gegeben, jegliches Uebel, ſo ſich im Herzen der Menſchen verbarg, denſelben in einem Spiegel zu offenbaren. Zugleich war ihr Antlitz mit einem ſo ſiegenden Glanze bekleidet, daß Jeder, ihre göttliche Abkunſt erkennend, ihren Worten nicht zu widerſprechen vermochte.

Als nun die Wahrheit zu den Hütten der Menſchen trat, und dieſe in ihren Spiegel ſchauten, da entſetzten ſie ſich über den Anblick ihrer eignen Geſtalt und die Flecken ihrer Seele, und ſie entflohen in die äußerſte Wildniß, um ſich vor den Augen der Wahrheit zu verbergen. Andre entbrannten über ihre Worte in raſchem Zorn, und trachteten darnach, die Prieſterin des Himmels zu tödten. Die Pfeile aber, ſo ſie nach derſelben verſandten, kehrten ſich auf ihre eigne Bruſt, und alſo fanden viele den Tod, die durch Jene zum Leben berufen waren.

Darüber betrübte ſich die Wahrheit von Herzen, und ſie floh aus den Kreiſen der Menſchen, in ein einſames Thal.

Als ſie abgeſchieden von der Welt einſt im ſchmerzlichen Gefühl ihres Verlaſſenſeyns zu dem Himmel emporſah und ſich zurückſehnte in die Hallen der Götter, ſiehe da kamen drei Jungfrauen daher, die glänzten wie die Roſen des

Morgens, und ihre Geſtalt war lieblich wie die der Himmelsbewohner, und ſie blieben betrachtend vor der Wahrheit ſtehen, und boten ihr mit ſchweſterlichem Gruße die Hand

Wer ſeyd ihr? frug die Wahrheit: Gewiß ſtammt ihr gleich mir von den Göttern her, da ihr friedlich bei mir verweilet und nicht von mir fliehet, gleich den lichtſcheuen Kindern der Erde!

Wir ſind wie du von dem Himmel geſandt, erwiederten die Jungfrauen, und unſer Beruf war die Sterblichen zu beglücken. Wir weckten in ihnen den Sinn für das Schöne, um ihnen Empfänglichkeit für die Reitze der Tugend zu verleihen, und ihre Herzen für ein höhres Glück zu erziehen, aber die Verblendeten erkannten nicht unſern wahren Beruf, ſie benutzten unſre Geſchenke um das Reich vergänglicher Genüße zu erweitern, und alſo wurden unſre Gaben gemißbraucht und unſre Würde gekränkt. Wir wollen daher zu unſrer Heimath zurück, denn was hilft es, die Pfade der Menſchen mit Blumen zu ſchmücken, wenn dieſer Weg zum Verderben und nicht zur himmliſchen Wahrheit führt?

Die Wahrheit ſelbſt iſt gekommen die Verblendeten aufzuſuchen, entgegnete dieſe, ſich freudig erhebend. Seht, die Götter ſenden mich euch beizuſtehen, und nicht umſonſt iſt es daß wir uns in dieſen Thälern begegnen! Allein bin ich den Sterblichen verhaßt, ſo wie ihr ohne mich ſie dem Irrthum nicht zu entreißen vermöget; aber vereint werden wir ihnen den Seegen bringen, der ihnen von den Göttern beſtimmt war! Kommt, laßt uns Hand in Hand noch einmal die Hütten der Menſchen beſuchen! Ihr ſeid bekannt und geliebt, theilt eure Kränze, eure Schleyer mit mir! Vielleicht, daß ſie mir, alſo verhüllt, ihre Thüren williger öffnen!

Ja, wir folgen dir, unſrer Führerin! riefen die Grazien, die erhabne Gefährtin umſchlingend, und ſie theilten ihre Gewande mit derſelben und nahmen ſie in ihre Mitte, daß ſie unter ihnen wandelte, wie die vierte der Schweſtern.

Als nun die Wahrheit in die Schleyer der

Grazien gehüllt, zu den Menſchen trat, und das Geſchenk der Götter, den leuchtenden Spiegel vor ihr Angeſicht hielt, da traten dieſe nicht mehr wie ſonſt erſchrocken zurück, denn die Huldgöttinnen hatten auch über dieſen ihre Kränze gezogen, ſo daß ſein Glanz nicht mehr zu verletzen vermochte, ſondern ſich mit den zarten Blumenbildern zugleich, mild und ſiegend ins Herz ſtahl. Willig empfing man in dieſer Verhüllung die Lehren der Wahrheit und öffnete ihr ſelbſt gaſtlich das Haus; und wie man auch bisweilen ſtaunte über die ernſten Worte und Warnungen der Jungfrau: die Grazien bahnten ihr überall den Weg zu den Herzen der Menſchen, ſo daß ſich ihr Licht unaufhaltſam zu verbreiten begann. Entzückt von dem Seegen der aus ihrem Bunde hervorgieng, übten die Huldgöttinnen fortan mit erhöhter Freude ihren Beruf. Die Nähe der Wahrheit hatte denſelben geheiligt und willig bekannten ſie ſich für immerdar zu dem Dienſte der Göttin.

* * *

Parabeln.

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendiget war, und der Menſch von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daſeyns in ſeeligen Träumen zum erſtenmale begrüßte: Da traten Drei hohe Engel, ſo dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk ſeiner Allmacht zu ſchauen, — vor die Lagerſtätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als ſie ſich zu demſelben herabbeugten, waren ſie überraſcht von der Schönheit und der vollendeten Geſtalt des Erſchaffnen, und ſie ſprachen zu einander: Wahrlich der Menſch ſteht den

Engeln ſehr nahe, wenn ſeine Seele der Reinheit und Hoheit ſeiner Züge entſpricht!

Aber, begann der Eine, deſſen Stirn ernſter und höher ſtrahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde verſagt, ſiehe, ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das ſchimmernde Flügelpaar!

Trauernd ſahen die Engel die Entdeckung des ernſtern Bruders beſtätigt, und ſie flüſterten leis: Wollte der göttliche Meiſter hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig ſey, des freien Aufſchwungs, und der ſeligen Freuden im Gebiete des Lichts? —

Da ſtieg aus dem nahen Gebüſch ein Adler empor, und durchſchnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verſchwand dann in der ſonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn, und begannen von Neuem: Siehe den Vogel des Gebürges! Iſt er nicht freier und begünſtigter denn der Herr der Erde? Und wird dieſer dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die ſonnigen Regionen? —

Laßt uns, rief einer der Engel, deſſen Antlitz ſo mild wie der Himmel und ſchön wie die Morgenröthe leuchtete: Laßt uns vor Jehovah treten, und für den Menſchen bitten, daß er gleich uns das Geſchenk der Freiheit erhalte, und nicht an den Boden gefeſſelt ſey, gleich den Thieren des Waldes und dem niederm Gewürm!

Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meiſter, er wird uns erhören! rief der Dritte, das ſeelige Auge erhebend, und dahin ſchwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte ſein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgeſtalten, die alſo in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menſchen. — Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner ſeeliges Loos? ſprach Jehovah: Aber noch liegt der Freyheit Glück außer den Grenzen ſeiner Kraft!

Ihn für dieſes zu erziehen, ſein Herz für eure Freuden zu bilden, iſt die Aufgabe ſeines Daſeyns, und die Sehnſucht nach dieſem, ihm noch verſagten Glück, das Band, welches ihn an die Geiſterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerſchaffenen mit ſo ſorgender Liebe gedenket, ihm, wenn ſeine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, ſo ſey es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab, und werdet ſeine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorſchmack künftiger Wonnen!

Und alſobald jauchzten die Engel voll hoher Freude, und umſchlangen ſich inniger, und ſchwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten ſie ihre Hände auf des Menſchen Bruſt, wie zu einem ſtillen Gelübde. O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegſt, begann der jüngſte der Engel: Gedenke, wenn du einſt auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegneſt, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getroſt zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die

Dornen des Augenblicks und führen dich in lichtere Gefilde.

Und wenn einſt die Laſt des Tages zu ſchwer deinen Nacken darniederbeugt, begann der Zweite mit mildem Antlitz: ſo komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe ſtarke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchſtrömen, und unermüdlich wirſt du das Gute ſchaffen und fördern, und weit mehr vollbringen, als die ſchwache Hand des Sterblichen zu verſprechen vermag.

Und wenn einſt Stunden dir nahen, ſo begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit: wo irdiſcher Schmerz oder ſelbſt verſchuldetes Unglück dich im Genuße des Friedens, des Glückes zu ſtören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühleſt, die du nicht zu löſen vermagſt, und tiefverirrt in den Labyrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangſt: dann nimm, o Sterblicher, getroſt deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt und tragen dich aus Nacht und

Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Bruſt. Mein Himmel ſoll in dieſem Augenblick der Deine, meine ſelige Kraft die Deinige ſeyn, und du wirſt geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Buſen der mütterlichen Erde.

Alſo ſprachen die Engel und reichten ſich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten und weihte ſie zu den Schutzgeiſtern der Menſchen.

* * *

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapfrer Krieger des großen Alexanders, kam einſt bei einer armſeligen Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte.

Er warf einen Blick durch die offenſtehende Thür; eine bleiche Geſtalt ruhte auf einem dürftigen Lager, zu deſſen Füßen ein Lorbeerbaum ſtand; als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge. Es war Elpinor, ein Freund ſeiner Jugend, den er ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte.

Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieſer ihm die matte Hand entgegen.

Odacis! begann er leiſe, dich ſegneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun iſt es erfüllt, was wir einſt in den Jahren glücklicher Jugend geträumt: Wir ſehen als Helden uns wieder!

Als Helden? erwiederte Odacis, ihn ſtaunend betrachtend: Welchen Feind halfſt du beſiegen, und welchen Kampf haſt du beſtanden?

Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein langes Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich ſah euch kämpfen und ſiegen mit ihm dem großen Ueberwinder, und mußte zurückbleiben, gehalten von den Feſſeln der Krankheit. Da träumte mir einſt von einem freundlichen Engel, der legte mir einen Lorbeerkranz aufs Haupt und des Engels Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht, und meine Feigheit das ſchwere Leben nicht länger tragen zu wollen, und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen. Darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager ſtellen, damit der Gedanke des Sieges, die Schmerzen des Kampfes erleichtre und es war mir als vergäße ich ſo leichter mein trauriges Loos.

Du glaubſt alſo, daß wir gleiche Kränze verdienen? ſprach Odacis, und ein ſpöttiſches Lächeln flog über ſein Geſicht.

Der Unglückliche, erwiederte Elpinor: der mit unverdienten, körperlichen Leiden zu kämpfen hat, und nicht verzagt, iſt ein Held und ſteht ſo hoch wie jener, der Alexanders Schlachten ſchlug. Dort iſt der Tod ein ſchnellzuckender Blitz, hier ein langſamverzehrender Sonnenſtich, dort wird dem Sieger Ehre und Ruhm — hier Armuth und gänzliches Vergeſſen. — Ach, Odacis! der Kampf mit körperlichen Leiden iſt lang und ermattend, gönne darum Elpinor'n den Kranz!

Da gereute Odacis ſeine Frage, und er erkannte der Rede Wahrheit und er eilte zu ſeinem Gezelt, und brachte den Lorbeerkranz den er bei dem Siegeseinzug in Babylon empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

* * *

Der Seidenwurm.

Ermüdet von der Laſt des Tages kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war ſein Antlitz gebrannt von den Gluthen der Sonne, und ſeine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers.

Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da ſaß noch Naema ſein Weib und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen, die hatte ſie gefertiget für ihre drey Söhne, und das alles in beſcheidener Stille, daß keiner gewahr wurde die Mühe ihrer Hände; denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anſpruchlos wie ihr ſanftes Gemüth.

Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühſame Gewebe, an dem ihre unverdroßene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne ſchon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über ſein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittren Grames, denn er dachte in ſeinem Herzen an die ſorgenloſe Freiheit der Erſtgeſchaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens.

Und er trauerte um das verlorne Paradies, und ſprach in düſtrer Schwermuth:

Weh uns! daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern ſoll von Geſchlecht zu Geſchlecht! und daß das Strafwort Gottes: Im Schweis deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! ſich auch an den Frömmſten erfüllen ſoll!

Da trat Naema aus der Hütte, und nahte ſich ihm, denn ſie hatte den Unmuth auf ſeiner Stirn geleſen, und ſeine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war ſanft und freundlich, und ſie ſprach zu ihm:

Wie kann dich des Herrn Wille doch alſo betrüben? Iſt der Menſch nicht vor allen lebendigen Geſchöpfen an Freuden geſegnet durch das Licht ſeines Geiſtes? Was willſt du dich grämen und mit der weiſen Einrichtung Gottes hadern?

Aber Enos ſprach: Naema, ich weiß daß du mit ſanfter Rede mir ſtets deinen Kummer verhülleſt! Aber ich kenne die Laſt die dich drücket, gleich mir! Siehe das Thier im Walde iſt glücklicher denn wir, denn es darf ſich nicht kümmern um den folgenden Tag, und lebt ſorglos und fröhlich ſeine Stunden dahin! Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde, darum iſt unſer Leben mit der Laſt drückender Arbeit beſchwert, und einer ewigen Sorge verfallen!

Aber Naema antwortete und ſprach: Nenne die Arbeit keine Laſt, Geliebter! — Sie ſey uns die Würze des Lebens! Süß ſchmeckt das friedliche Mahl von den Früchten die wir uns mühſam erzogen, ſüßer denn die goldnen Aepfel des Paradieſes!

So ſprach Naema, aber Enos blieb ernſt bei den Worten des milden Weibes und ſetzte ſich ſchweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geſchäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete.

Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens.

Und ſie traten zu den Eltern und begannen mit haſtiger Rede einſtimmig von einem Wunder zu erzählen, das ſie geſehn, und ihre Worte waren verworren, denn ſie ſprachen alle zugleich.

Und Naema gebot den Jüngern zu ſchweigen, und ſprach zu Hamet dem Aelteſten: Rede, mein Sohn!

Und Hamet begann: Du weißt, o Mutter! daß wir uns eine kleine Hütte gebaut haben, in dem Schatten des Maulbeerbaumes, denn wir lieben den Platz wegen ſeiner Kühle und der ſüßen Frucht. Dort haben wir ein ſeltſames

Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt, und klein und gering iſt, gleich andern Gewürmen, aber von großer Geſchicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es ſeine mühſame Arbeit, und ruhte nicht, bis das feine Geſpinſt, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willſt du daß wir die übrigen ſammeln, und ſie bewahren zu Feſt-Gewändern?

So ſprach der Knabe, aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und ſprach: Siehe, auch dies geringe Geſchöpf gehorcht willig dem Geſetz der Natur für Andre zu ſorgen und nützlich zu ſeyn! Mit welchem Fleiß hat es ſein kurzes Daſeyn geſegnet! Sieh, dieſe Fülle von glänzenden Fäden, die ein ſo kleines Thier geſponnen!

Und zu den Söhnen ſprach ſie: Gehet hin und ſammelt des köſtlichen Geſpinnſtes ſo viel ihr finden möget, und tragt es herbey!

Bringt den ſeltnen Wurm auch mit euch, der das Schickſal des Menſchen theilt! rief Enos

— und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab.

Sicher, fuhr er jetzt fort: iſt dieſes Weſen erſchaffen, um uns ein treues Bild unſers Elends zu ſeyn!

Die Nothwendigkeit iſt ihm vielleicht auch Lehrerin geweſen und der Tod wird der Lohn ſeyn des mühſamen Tagewerks!

Immer ſo finſter, O Enos! erwiederte Naema: Kann nicht derſelbe heilige Trieb das Würmchen beſeelen, der den Menſchen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es iſt ja ſo ſchön für Andre zu ſorgen, und einſt der Nachwelt noch die Frucht ſeines Fleißes zu hinterlaſſen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der inneren Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht!

Da kamen die Söhne zurück, und ſie brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Geſpinnſte, und auch der Seidenwürmer einige und ſie legten beides vor dem Vater hin.

Schweigend betrachtete Enos die ſeltſamen

Thiere, von denen einige ſchon halb eingepuppt waren, und ſprach:

Siehe mich hat meine Vermuthung nicht betrogen! ſie ſpinnen ſich ſelbſt das Grab!

Da lächelte Hamet und ſprach: erſt wähnten wir auch, mein Vater! aber nun ſind wir eines andern belehrt! Siehe das Würmchen muß erſt ſeine Beſtimmung erfüllen, ehe es ſich ſeines Lohnes erfreuen darf! Darum arbeitet es unverdroßen, und ruhet nicht weder Tag noch Nacht, ſo daß wir meinen, es baue ſein Grab. — Lange lag es ermattet und tief verborgen in ſeinem dichten Gewebe — doch als wir dachten, es ſey nun in Staub zerfallen, ſiehe, da geſchah ein glänzendes Wunder! denn ein leichter Schmetterling brach durch den Kerker des Würmchens hervor, der ſchwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!

Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück! rief der Zweite.

Damit wir ſeiner ſtets dankbar gedenken können! ſetzte fröhlich der Dritte hinzu.

Da erheiterte ſich Enos Geſicht und er ſprach zu Naema: Dürfen wir dieſes ſeltſame Wunder uns deuten als eine ſelige Verheißung der Gottheit?

Und Naema erwiederte: Glaube was dich tröſtet, du Lieber! In meinem Herzen war ſtets die Ueberzeugung, daß das innere Leben (die Freudigkeit der Seele) nur immer ſchöner ſeine Schwingen entfaltet, je mehr das Aeußere dem Dienſte der Menſchheit geweiht iſt!

* * *

Das Meer.

Auf einem Felſen am Meer ſaß Amynt mit ſeinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange ſchon hatte ſich der Knabe nach dieſem Augenblicke geſehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieſes Anblicks.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabnen Natur, die ſich dort offenbart in dem unermeßlichen Waſſerreiche!

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauſpiel erſt gewähren, wenn ſein Geiſt fähiger ſeyn würde die Wunder der Schöpfung zu faſſen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabenſten Tempel ſeiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen ſtiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach ſich ſchäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe ſchwindelnd hinab ſah in das ſchrankenloſe Reich.

Lange ſtand er und ſtarrte in die Ferne, dann klammerte er ſich feſter an den Vater und rief: O halte mich, Vater! mir wird ſo ſeltſam zu Sinn bei dieſem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth!

Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieſer raſtloſe Kampf widerſpricht demſelben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei ſeinem Anblick, und ich ſchaue geängſtet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.

Du ſiehſt das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in dieſem

Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm ſonſt eigen iſt. Es gleicht dem Menſchen, den Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, den aber der Kampf wilder Leidenſchaften weit von ſeinem erhabnen Vorbild entfernte.

Betrachte dies Wogengewühl, wie es ſich unruhig emporhebt, und eine Welle die andre überragen und darniederſchlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erſtürmen, deſſen Bild längſt aus der unruhigen Fluth entſchwand.

So langt der Menſch, von leidenſchaftlicher Begier entſtellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungeſtümer Hand will er zu ſich herabziehn, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoos fällt. Aber fern und ferner ſchwindet ihm das erſehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, ſo war es nur Dunſt und Wolkenſchatten gleich dieſem, in deſſen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Friedens ſeliges Bild, erwiederte

Hilkar, darf es ſich nimmer der Sehnſucht ſtatt geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, dir ſelbſt dieſe Frage beantworten! ſprach der Vater, und verwies den forſchenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erſte, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten ſtanden.

Aber am Morgen, als die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den ſchlummernden Knaben, und zog ihn raſch mit ſich fort, und führte ihn auf die ſchimmernde Felshöhe.

Schon hatte ſich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben, ſchon tanzte ihr zitterndes Licht in tauſend Schwingungen auf dem Meeresſpiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben ſich die Wellen wie die Pulsſchläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derſelben ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verſchmelzen durch den Wiederſchein des himmliſchen Lichtes.

Aber der Knabe warf ſich nieder in unausſprechlicher Rührung und faltete die Hände und ſprach: Ja, nun habe ich das Herrlichſte geſehen was die Erde giebt, das erhabne Bild der ſeligſten Ruhe.

So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, ſprach der Vater, es iſt das Bild des in ſich zufriednen Gemüthes! Wie der Himmel ſich nur auf der ruhigen Fläche wiederſpiegelt, ſo wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungeſtümen Wünſchen und Forderungen, ſo wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdiſche Welt ſchon hier Eines ſeyn mit dem lichthellen Jenſeits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwiſchen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beyde ein Lichtſchleyer geworfen iſt, dem himmliſchen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

⁂

Des Knaben Traum.

Der ſchwüle Tag war heimgegangen, und mit ihm ſein buntes regſames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es ſtill und ſtiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor ſich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: Wohin ſoll ich mich wenden, ich armer verwaiſter Knabe! Bin ich denn ſo ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann das ſich meiner annehme, und kein Auge das freundlich und ſorgend auf mich blicke?

Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab geſunken, dann dürfte ich nicht mehr ſo einſam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der ſpärlichen Broſamen. — Ach, ich bin doch ein ſehr verlaſſenes Kind! keiner wird fortan meiner ſorgend gedenken!

Hierauf ſetzte er ſich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn ſeine Füße waren wund von dem heißen Sand, und ſein mattes Haupt ſank erſchöpft auf einen mooſigen Stein der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht ſeltſam zu Sinn. Die dämmernde Flur ſchien ſich um ihn her in immer engerm Kreiſe zuſammen zu ziehen, und er ſah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel, dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber, und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein ſtilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe.

Leis flüſterte es im Gebüſche, und es wehte wie leichter Flügelſchlag um die nahen Blumen. Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Augen und ihm ward, als höbe ſich ein Schleyer nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag, tauſend helle leuchtende Geſtalten zogen durch die Wolken, und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beſchwingt und regten ſich in holder Geſchäftigkeit. Aus dem ſtrahlenden Himmelthor ſchritt es wie ein leuchtender Triumpf-Zug, aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, ſahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuſchauen, die ſtreuten Roſen um den Himmel und ſchöpften aus der Wolken duftigem Bronnen den ſtärkenden Thau, und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tauſend Hände ſich bewegten den Himmel zu ſchmücken, ſo begann das geſchäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie ſah vertrauend zu ihrem Schutzgeiſt empor, der ſeine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Roſe erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbſt das allerkleinſte Blümchen ſtand unter liebender wartender Hand, das Veilchen bekam ſeinen Thautropfen, und die Erdbeere wurde mit Ambroſia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es ſich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe ſahe nun auch nahe bei ſich im Gebüſch einen Engel, der trat leiſe zu den ſchlummernden Vöglein, und ſtreute Futter in ihre Neſter, ging dann geſchäftig zu dem zarten Schmetterling, der ſeine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn ſorgſam auf ein weiches Roſenblatt, wo ſtärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor, und hob ſich behutſam von einer Knoſpe zur andern.

Ueberall waltete und webte die ſorglichſte

Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob ſeinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten ſeine Augen einem unbeſchreiblich milden Angeſicht, das ſich über ihn hinneigte, und lächelnd ſprach:

Wie konnteſt du dich doch verlaſſen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin, und als dein ſchützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannſt du doch klagen und weinen, als wäreſt du allein verlaßen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer ſorgt denn für ſie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie ſollte denn der Menſch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ozean, was da lebt und webt iſt gezählt und aufgeſchrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein

Haupt vertrauend an meine Bruſt! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!

Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel! rief der Knabe und hob ſeine Arme zu dem himmliſchen Freund empor; — aber da fiel der Schleyer wieder über ſeine Augen immer dichter und dichter, und er ſah nicht mehr die ſchönen Geſtalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in ſein Herz war ein ſchöner Glaube gekommen, der ſtand wie ein ſanfter Mond über ſeine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finſtern Verſchleyrung.

Schon war die Sonne emporgeſtiegen, da erwachte der Knabe aus ſeinem wonnigen Schlummer, langſam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die ſchöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu ſehen, aber ſtatt deſſen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm ſtand und ihn ſchweigend betrachtete. —

Willſt du mit mir gehn? frug er ihn mit milden Blicken.

Vater! rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

Ja ich will dein Vater ſeyn, wenn du verlaſſen biſt! entgegnete freundlich der Alte, — folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und ſchritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewigwaltende Liebe ſchlug feſte Wurzel in ſeiner Seele, daß er ſtark wurde an freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel ſich löſte in tiefes inniges Gottvertrauen.

⁂

Der Charfreytag.

Die Kirchenglocken verhallten allmählig, die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshauſe, und ein tiefes ernſtes Schweigen verkündete die Feyer des Charfreytag-Abends.

Düſter und ſchwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulſe der kaum erwachten Natur ſchienen von neuem zu ſtocken in Furcht und banger Erwartung.

Aengſtlich trat die beſorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauſes, um nach dem emporziehenden Wetter zu ſehen, da gewahrte ſie

Minona, die zartaufblühende Tochter, die ſtand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen.

Was betrübt dich alſo, du Liebe? ſprach die freundliche Mutter, und faßte die Hand des traurenden Mägdleins.

Aber Minona ſprach: laß mich nur weinen, Geliebte! daß meine Thränen die Erde benetzen, die einſt das unſchuldige Blut der heiligſten Liebe trank!

Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menſchlicher Geſtalt, jener Zeit des unendlichen Seegens, wo das Ewige ſich kund gab dem irdiſchen Blick. — Tief anbetend verſank da mein Geiſt in die Größe des Opfers, deſſen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menſchlicher Verſtand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte ſeelige Thränen!

Die Mutter drückte ſchweigend ihr Kind ans Herz, und Minona fuhr fort: Laß uns liebe Mutter noch länger hier verweilen! Mein Geiſt iſt voll Wehmuth und Sehnſucht, und hier oben iſt es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns ſo unendlich geliebt hat!

. Und ſie ſetzten ſich nebeneinander und ſahen ſchweigend in die Gegend hinaus. Dichter und dichter ballten ſich die Wolken zuſammen, und eine ſchwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattloſen Bäume.

Welch düſtre Stille! begann Minona: So mag der Himmel getrauert haben, als ſie den Unſchuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha.

Immer ſchwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finſtere Wolkennacht, Flammen ſprühten, und der Donner rollte in ernſter Majeſtät durch die Gewölbe des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. Der Heilige ſtirbt! ſeufzte ſie, die berſtenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!

Furchtbarer wurden die Donnerſchläge, raſtlos tobte der Kampf am Firmament. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schoos, große Tropfen fielen zur Erde, und es löſte ſich der Zorn des Himmels, und die Donner verſtummten.

Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den ſäuſelnden Regen, wie ein Wort himmliſchen Troſtes in die Thränen der Pein.

Es iſt vollbracht! ſprach Minona, und ihr Antlitz erhob ſich betend zum Himmel. Da zertheilte ſich das Gewölk, und die Sonne trat ſiegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein ſüßer Duft, gleich dem Odem des Frühlings.

Siehſt du das himmliſche Licht? ſprach die Mutter: die Nacht des Wetters iſt vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren!

Die Wahrheit ſteigt triumphirend aus der

Nacht des Grabes auf ihren ſtrahlenden Thron! rief begeiſtert Minona: Gewonnen iſt uns ihr himmliſches Reich!

Amen! ſprach der Pfarrherr, der leiſe hinzugetreten war; und ſie reichten ſich einander die Hände, und es war ihnen ſo wohl und ſelig im Herzen, als vernähmen ſie den Gruß des Erlöſers: Friede ſey mit Euch!

* * *

Die Trauerbirke.

Einſam auf des Hügels Moos ſaß Amyntor und dachte der holden Melita, die tief ſchlummerte unter den duftenden Blumen.

Ihres reinen, kindlichen Lebens dachte er, und der ſchönen Tage, wo er die ſanfte, liebliche Jungfrau ſah, ſchöner und anmuthiger als die jugendlichen Kinder des Frühlings. —

Ach, ſeufzte er, wie kann doch der Lenz noch ſo fröhlich blühen und glänzen, da ſein holdes Kind ſo früh entſchwand, und hinab ging unter die Erde! Will mir doch ſeitdem kein Morgen ſo heiter mehr lächeln, und der Abend auch, der mit ſeiner purpurnen Gluth gern Melita's liebliche Wangen beſtrahlte, auch er hat keinen Reitz mehr für mich, denn alles iſt mir nun todt und farblos, ſeitdem der Glanz ihrer Jugend erloſch. —

Wie ſie ſchön war, wenn ſie daher ſchritt im Lichte des Tages! die Lilie ſtrahlt nicht ſo hoch und hehr, wie die ſchlanke Geſtalt der herrlichen Jungfrau!

Wie war der Klang ihrer Stimme ſo mild, ſo lieblich, wenn ſie Troſt gab dem Leidenden, oder wenn ſie ſanft erwiederte des Freundes ſchüchterne Rede! — So flüſtert es in den Blüthenzweigen, wenn der ſpielende Zephir das zitternde Laub bewegt! — Ach Melita, alles muß mich erinnern, wie ſchön, wie freundlich du warſt!

Und dein Bild ſollte verſchwinden aus der Natur, die du ſo herrlich ſchmückteſt? O, giebt es denn nichts, das dir gleiche in der weiten Schöpfung, daß ich es dir zum Denkmahl weihe, hier an dem kleinen mooſigen Hügel? Die Roſe, holde Melita, iſt ſchön wie du, aber ſie hat Dornen, und du wollteſt ja nie verletzen! Der hohen Lilie gleicheſt du an himmliſcher Reinheit, aber ihr Frühling iſt ein kurzer Traum, und ich ſuche ein bleibendes Denkmahl für Dich, das die Blumenwelt überlebe und den flüchtigen Lenz!

So ſprach Amyntor, und ſein Blick ſuchte umher unter den blühenden Büſchen und Bäumen. — Da glänzte aus des Haines grüner Nacht ein zartes, ſchimmerndes Stämmchen. Schlank und hoch hob es die jungfräulichen Zweige, wie weiße blendende Arme in die ſpielende Luft. Friſches, duftiges Grün wölbte ſeine Krone, und darinnen ſäuſelte der Weſt gar ſanft und harmoniſch, als flüſterten von dort bekannte liebe Stimmen. —

Das ſah Amyntor, und wählte von allen den Büſchen und Bäumen die hohe Lilie des Haines, die zarte Birke.

Und der nächſte Morgen fand das ſchlanke

Bäumchen auf Melitas Grabhügel. Immer höher wuchs es empor, gepflegt von Amyntors treuen Händen, aber wie es größer wurde und die Zweige ſich freier entfalteten, da war es, als ſenkte ſich der Geiſt der Trauer in des Baumes inneres Leben, denn alle die jugendlichen Triebe neigten ſich zur Erde hin, als ſehnten ſie ſich nach ihr, die dort unten ſchlief, und wie der kräftige Stamm auch empor wuchs, und immer höher ſtrebte zum Licht: die zarten Zweige ſenkten ſich tief und tiefer herab.

Und Amyntor betrachtete oft ſchweigend und wehmüthig den hohen Baum, und nannte ihn das Bild der Trauer. Und ſo behielt die Birke den Namen bey, und beſchattet nun viele der theuren Gräber, wo der Schmerz weint und die traurende Liebe.

◆

Der Morgenthau.

Kind.

Ich möcht' ein Thaueströpflein ſeyn
So ſonnenhell und demantrein!
Möcht' ſtill erquicken Hain und Au'!
Mit Himmelsbalſam ſüß und lau,
Mich innig ſchließen an die Welt.
Zu Lieb' und Troſt ihr zugeſellt!

Vater.

Willſt du wie Thau des Himmels rein
Ein Troſt und Schmuck der Erde ſeyn:
So forſche ſtill wie er die Kraft
Des ſchönen Seegens ſich verſchafft;
In tiefen Bildern lehrt Natur
Aufmerken darf die Seele nur!

Der Thau, geboren aus dem Schoos
Der Erde, ringt ſich dürſtig los;
Unſcheinbar, wie ein Nebelmeer
Wogt in der Tiefe er umher,
Noch iſt kein Seegen ihm verliehn
Und gern ſieht man ihn weiterziehn.

Da geht ein Strahl des Lichtes auf. —
Der Nebel regt ſich, ſteigt hinauf,
Legt ſtill ſich um der Sonne Thor
Und ſchaut mit Sehnſuchtsſchmerz empor.
Verlangen färbt ſein Angeſicht
Mit Roſenſchmuck und Frühlingslicht,
So harrt er, bis nach kurzer Friſt
Die Purpurpforte ſich erſchließt.
Und ſieh! Die Siegerin der Nacht
Sie tritt hervor in Götterpracht,
Weit wirft ſie ihren Blick umher
Und ſieht das bange Nebelmeer
Wie es, gefärbt von Andachtsgluth
Demüthig ihr zu Füßen ruht.

— Da ſendet ſie von Lieb' erfüllt,
Den Strahl aus welchem Leben quillt,
Den Himmelſtrahl ſo warm und rein
Tief in des Thaues Bruſt hinein.
Sie hebt ihn auf mit mildem Blick,
Erfüllt ihn ganz mit Lieb' und Glück,
Füllt ihn mit Seegen, und verleiht
Ihm ihres Lichtes Herrlichkeit.

Und wenn der Thau nun dankdurchglüht,
Zurück zur ſtillen Erde zieht:
Wie iſt verwandelt da ſein Bild,
Wie hell ſein Glanz, ſein Kuß wie mild!
Wie kehrt er, rein ein Demantſchein,
Bey ſeinen Wieſenblumen ein! —
Des Lichtes Seegen bringt er mit,
Theilt froh ihn aus bei jedem Schritt,
Erzählt den Fluren, ſagt dem Land
Wer ihn als Herold ausgeſandt,
Und zeigt der Sonne Angeſicht
In tauſend Strahlen rein und licht.

D'rum wenn des Thaues Glanz dich freut,
Die fromme Sehnſucht ſich erneut
Wie er dereinſt mit frommer Hand
Zu ſegnen deiner Heimath Land:
So denke was er ſtill dich lehrt,
Und halte ſeine Weiſung werth.
Erſt muß die Liebe Gottes Dein,
Dein ſeines Geiſtes Beyſtand ſeyn,
Bevor du ſeinem Dienſt geweiht,
Aufleuchten kannſt in Lauterkeit.

D'rum erſt die Blicke himmelwärts, —
Sehnt zu beglücken ſich dein Herz!
Nur was aus Gott kommt, hat die Kraft
Die Troſt und Heil und Licht uns ſchafft;
Mit ihm biſt du ein ſüßer Thau,
Der warm erquickt die weite Au',
Doch ohne ihn ein Nebel nur
Der drückend ruht auf der Natur:
D'rum, willſt du ſegnen und erfreu'n:
Laß Ihm dein Herz geheiligt ſeyn.

Die falsche Rose.

Fröhlich lächelnd trat die kleine Ida zu ihrer ältern Schweſter Lucinde. Sie trug ihren Strohhut am Arm, und ſah darauf wie betrachtend herab. Was haſt du? frug Lucinde. Leiſe, leiſe! bat Ida: Ich betrachte ein Roſenwürmchen, das ſich in dieſe Blumen verirrte. Siehe, wie zärtlich es die ſeidene Roſe koſet, im Wahn, es ſey eine Natürliche. Aber das einfältige Thierchen wird nur zu bald ſeinen Irrthum einſehen. Wie kann ihm jene die Nahrung ſpenden, die es ſucht? O über das arme, thörichte Roſenwürmchen!

Befreye es, bat Lucinde, und trag es dahin wo es Leben findet!

Und Ida nahm das Würmchen vorſichtig aus der Roſe. Als ſie es aber näher betrachtete, ſiehe, da war es ganz ſtill und regungslos; es hatte in der falſchen Roſe ſein Grab gefunden.

Da wurde Lucinde ſehr ernſt und betrübt und Ida gewahrte es und ſchmiegte ſich zärtlich forſchend an ihre Bruſt.

Mich rührt jenes Bild! begann jene: Wie manches Herz theilt daſſelbe Loos! Gar Vieles begegnet uns im Leben, ſo hold, ſo verlockend, ſo treunachahmend den Schein der Wahrheit, und doch iſt's Täuſchung, wie jene Roſe, künſtliche Nachbildung jenes warmen Lebens, welches das Gemüth ſucht, und zu ſeiner Nahrung begehrt. Wir fühlen uns angezogen und folgen entzückt. Das ungeprüfte Auge vermag nicht den künſtlichen Zauber zu durchdringen, aus dem der Betrug ſein gleiſendes Netz webt. Gläubig giebt ſich das unbefangene Herz hin, und tauſcht für das warme Leben nicht ſelten den Tod ein.

Aber das Roſenwürmchen, entgegnete Ida, entdeckte es nicht bald, daß der Roſe der Duft fehle, und das friſche, liebliche Leben der Natur? Warum lies es nicht ab von ſeinem thörichten Streben?

Das iſt ja eben das Unlgück ſo manches Herzens, antwortete Lucinde: daß es den ſüßen Gedanken nicht aufgeben kann, es werde das Leben, ſo es geſucht, noch in dem ſtarren Buſen erwecken, anzünden den himmlichen Strahl nach dem ſeine Seele verlangt. Auch wenn unſer Auge die Täuſchung erkannt, fehlt uns noch oft die Kraft abzulaſſen, von dem ſchönen Phantom, daß wir einmal mit Liebe umfaßt. Sieh' dies war auch des armen Würmchens Loos. Es forderte Leben von dem Lebloſen, und ſetzte das eigne daran, den ſchönen Traum erfüllt zu ſehen.

Das iſt ein trauriges Loos! ſeufzte Ida.

Möge dich ein freundlicher Engel vor demſelben bewahren! ſprach Lucinde indem ſie den Schleyer über das Antlitz zog.

Ida ſah zwei helle Thränen darunter hervorrollen. Aber ſie ſcheute es, zu fragen. Sie ahnete daß ein verwandter Schmerz die Seele der ernſten Schweſter alſo bewege, und ſchritt ſtill und wehmüthig an der Geliebten Seite dahin.

◆

Der Schmetterling und die Blumen.

Ich möchte wohl wiſſen, was der Schmetterling den Blumen zu ſagen hat! ſprach Alma zu ihrer Schweſter Clotilde: Raſtlos ſchwebt er von Einer zur Andern, und wo er ſich niedergelaſſen, da iſt es, als glänzten der Blumen Sterne noch einmal ſo hell und ſo freundlich, und ich muß dann immer denken, er habe ihnen etwas beſonders Liebes und Tröſtliches vertraut. — Laß den Flattergeiſt ſeiner Wege ziehn! entgegnete Clotilde: Was wird es ſeyn, das er den Blumen verkündet? Nichts, als daß er ſie ſchön findet, und nach dieſem Geſtändniß weiter zu ziehen gedenkt. — O dieſe Schmetterlinge ſind gewiß die ärgſten Schmeichler, und darum haben ihn die eitlen Blumen ſo gern!

Ey, liebe Clotilde, entgegnete Alma, da glaub' ich denn doch etwas viel Beſſeres von beiden! Haſt du nicht eben bemerkt, wie jener Schmetterling dort die welke Lilie umkreiſte und ſich zu ihr herabließ, als wollte er ihr ein freundliches Abſchiedswort ſagen? Sieh, er kommt wieder zurück, und beugt ſich noch einmal zu ihr herab, wie ein Engel des Friedens. Gewiß, die Sprache des Schmetterlings iſt von viel ernſtrer Bedeutung!

Nun, ſo laß doch hören, was du von derſelben verſtanden? begann Clotilde, nachdem Alma das Treiben des Schmetterlings mit ernſtem Schweigen betrachtet hatte.

Lächle nur! entgegnete jene, aber mir iſt, als wäre der Schmetterling darum ſo innig mit der Blumenwelt vertraut, weil das Loos ihrer

Vergänglichkeit ihn rührt, und er ihren Schmerz verſteht. Wäre es nicht möglich, daß er dazu beſtimmt wäre, die Stunde ihres Scheidens mit froher Hoffnung zu ſchmücken? Er durfte ja nur das Geheimniß ſeines eignen Lebens den Blumen vertrauen, wie er ſein erſtes Kleid abgelegt hat, und wie ihm darauf ein ſo viel ſchöneres geworden iſt. — Gewiß, die Blumen fühlen auch ihren Tod, und je reitzvoller ihr kurzes Seyn war, deſto trüber muß jene Vorſtellung für ſie werden. Denke dir nun, daß der Schmetterling der Herold des künftigen Lenzes iſt, daß er in die welken Blumenherzen den Troſt des Wiederaufblühens ſenkt, bekommt der Leichtbeſchwingte nicht ſogleich eine ernſtre Geſtalt? —

Ein Lichtbote der Blumen, ein leuchtender Verkünder des Lebens in der großen Werkſtatt der Vergänglichkeit, — o laß dem Schmetterling dieſe Bedeutung! Sie erklärt ſo ſchön ſeine Liebe zu den Blumen, und die Sehnſucht derſelben nach ihm!

Da drückte Clotilde der Schweſter Hand, aber ſie lächelte nicht, ſondern ſprach leiſe zu ihr: Deine Vorſtellung grenzt gewiß näher an die Wahrheit, als die meine, denn ſie ergreift das Herz, und öffnet es einer heimlichen Freude. Ich werde fortan nie den Schmettling ſehen, ohne an das Wort zu denken, das er zu den ſterbenden, welkenden Blumenherzen ſpricht.

⁂

Die Wahl.

Es war einmal ein Hausvater, der hatte vier Söhne, welche weniger an Jahren als an Gemüthsart von einander verſchieden waren.

Es begab ſich aber, daß eines Tages ein angeſehener Maler in das Haus des Vaters kam, und da er einen Jugendfrund in demſelben begrüßte, mehrere Tage bei ihm verweilte. — Täglich erzählte er nun von der herrlichen Malerkunſt und von den Gemälden ſo er gefertiget, und welche hohe Preiſe man ihm für dieſelben geboten, — und wie ihn der Kaiſer, und viele vornehme Grafen und Herrn mit Gnaden und Ehren überhäuſt, und an ihre Tafeln gezogen hätten. — Er fügte auch manches ſeiner Reiſeabentheuer hinzu, und viele anmuthige Geſchichten, aus denen hervor ging, daß er geliebt und angeſehen ſey im ganzen Lande, und ſein Name überall mit beſondrer Verehrung genannt werde. —

Dabey beſchrieb er auch die Sitten und Gebräuche fremder Länder, ſo er durchreiſet, vor allen aber viele der hohen Meiſterwerke die er in Kirchen und Gallerien geſehen, das letzte aber geſchah mit ſo viel Wärme und Innigkeit, daß jeder, der ſeine Worte vernahm, die Gemälde ſelbſt zu ſchauen vermeinte, und mit ihm entzückt war von der Herrlichkeit und Schönheit derſelben. —

Es hatten aber die Söhne des Hauſes die Rede des Malers wohl beachtet, und ſeine Worte hatten aller Seelen entzündet, einen jeden nach ſeiner Art. Als nun der Maler das Haus verlaſſen, traten ſie faſt alle zugleich vor den Vater und baten und rieſen: Laß uns Maler werden, o Vater!

Der Vater aber langte ein Käſtchen hervor und ſprach: Seht, dieſe Farben hat mir mein Freund zurückgelaſſen um ſie dereinſt denjenigen unter euch zu geben, deſſen Seele ſich hinneigen würde zu ſeiner Kunſt. Nun aber ſeyd ihr alle für dieſelbe entbrannt, wem ſoll ich unter euch die Gabe reichen? — Dem Würdigſten! riefen die Knaben, — und der Vater entgegnete: Gut, ihr wollt; — ich werde euch prüfen! —

Und er ging fortan mit ſich zu Rathe, wie er das Herz der Knaben erforſche, darauf nahm er einen nach dem andern in ſein Gemach, und begann zu dem Aelteſten folgendermaßen: — Du haſt mir geſagt, du wolleſt ein Maler werden! Sage mir nun auch, was beſtimmt dich zu dieſer Wahl? — Ich will, entgegnete jener: ein angeſehner und berühmter Mann werden, gleich dem Fremden, damit mich die Großen des Landes an ihre Tafeln ziehn, und die Welt von mir ſpreche. — Weit ſoll mein Name erklingen, und überall meiner mit hoher Verehrung gedacht werden, denn alſo iſt mein Wunſch, — und dazu will ich die Kunſt der Malerei erlernen.

Ich fürchte, die himmliſche Muſe iſt nicht mit dir! klagte der Vater, den hochmüthigen Knaben entfernend.

Und er befrug nun den Zweiten und ſprach, warum willſt du Maler werden? — Ich denke mir auf dieſe Weiſe große Reichthümer zu ſammeln, und mir ein bequemes Leben zu ſchaffen, entgegnete der Gefragte; von früh bis Abend will ich fleißig ſeyn, und immer auf neuen Verdienſt ſinnen, bis ich der reichſte geworden bin unter allen Malern! — O weh! klagte der Vater: die Muſe iſt ihm ferner denn dem Erſten! und betrübten Sinnes entließ er den Knaben.

Rede! ſprach er zu dem Dritten, und der Knabe begann: ich möchte gern recht viele artige Bilder fertigen, gleich dem fremden Maler damit ich dich und die Brüder und alle Welt erfreuen könnte, daneben möchte ich mir gern auch einiges Geld verdienen, daß ich mir ſo ſchöne, bunte Kleider kaufen könnte, wie der Maler trug, — denn gerne möchte ich allen gefallen, und mir alle Herzen gewinnen, ſey es nun auf dieſe oder auf jene Art! — O Eitelkeit! ſeufzte der Vater: auch in den beſten Herzen muß ich deiner Stimme begegnen! — Gehe hinaus, mein Sohn! ſprach er lauter: Zu deinem Ziele führen viele Wege, auch wenn die Muſe ihre Hülfe verſagen ſollte!

Theodor! rief er, als der jüngſte ſeiner Söhne eingetreten, und von dem Mißlingen der Brüder abgeſchreckt, ſchüchtern an der Schwelle des Gemaches ſtehen geblieben war. — Mit ſanfter Stimme rief er den Knaben herbey, denn er hatte ihn lieb, weil er von ſtiller, verträglicher Gemüthsart, und der beſcheidenſte unter ſeinen Brüdern war. — Mühſam vermochten ſeine Fragen das Geheimniß des Knaben zu entſiegeln. —

Endlich begann er mit hocherglühenden

Wangen: Ich wollte nur einmal die heiligen Engel mahlen, ſo wie es der Maler gethan. —

Wie kannſt du die Engel mahlen, da du doch keinen derſelben geſehen? — frug der Vater. — Ich habe dir wohl erzählt, mein Vater, fuhr der Knabe lebhafter fort, wie ich oft bei Nacht unſer ſüßes Mütterlein ſehe. Immer iſt ſie dann von roſigen Knaben umgeben, die ſie bedienen, und ihr Blumen bringen, — aber ſeit der Maler von ſeinen Bildern ſprach, weiß ich, daß dies Engel ſind, denn nichts reicht an die Lieblichkeit ihrer Geſtalt, und die Freundlichkeit ihres Angeſichts. — Auch am Tage ſchwebt mir oft ihr Bild vor der Seele, darum bin ich ſo gern allein, und frage wenig nach dem Spiel der Brüder. Ich glaubte immer, ich würde es ſo zeichnen können, wie es meine Seele erblickt, aber meine Hand iſt ſehr ungeſchickt, und kann es nie meinem Herzen nach Wunſch machen.

Zeige mir deine Verſuche! bat der Vater

und der Knabe brachte was er hatte; und es waren der Zeichnungen viele, aber in allen ſtand eine hohe Frau, von Kindern umgeben, und man ſah, wie ſich in jedem Bilde die Idee ausſprach, dieſelbe auf alle Weiſe zu erheben, und mit allem Glanze zu ſchmücken. — Heiliger Genius! ſprach der Vater in ſeinem Herzen, wie ringſt du ſchon ſo früh in des Menſchen Bruſt, das zu vergöttern, was ſie liebend umfaßt hält!

Der Knabe aber hielt des Vaters Schweigen für Mißfallen an ſeinen Verſuchen, und weinte ſtill: Ach, könnte ich nur malen, du würdeſt dann das Mütterlein ganz anders erblicken!

Ich werde dich zu einem Lehrer geben, begann der Vater, aber du wirſt dann lange Jahre ganz ſtill und einſam leben, denn jener Mann iſt ein Kloſterbruder, und du bekommſt nur die ſchlechteſte Koſt und die armſeligſte Kleidung. —

Wenn er mich nur malen lehrt, ſo wie der fremde Meiſter! jubelte der Knabe. — Damit die Menſchen deine Bilder anſtaunen, und du einen großen Namen gewinnſt! prüfte der Vater.

Da erglühte der Knabe, wie von einem ſchnellen Gedanken erfaßt und er ſprach: — Ja, mein Vater, und wenn ich auch im Kloſter bleibe, die Gemälde müſſen hinaus in die Kirchen und Gallerien, damit ſie die ganze Welt ſehe, und alle ſich daran erfreuen, und würdige Meiſter davon erzählen, ſo wie es geſtern der Fremde von den ſchönen Gemälden gethan! — Die Verbreitung des Schönen, nicht eigennütziger Ruhm iſt ſein Verlangen, ſprach der Vater: Sein Sinn iſt rein, bey ihm werden die Himmliſchen wohnen!

Und er ergriff das Käſtchen und ſprach: — Da du einmal die Bilder in deiner Seele empfangen haſt, ſo muß ich dir wohl auch die Farben dazu reichen! — Dein Beruf ſcheint der ächte, und deine Liebe die wahre! Mit dir wird die göttliche Muſe ſeyn, denn um ihrer ſelbſt willen ſucheſt du ſie. — Fährſt du fort an ihr allein zu hangen, ſo wird ſie ſich dir auch ergeben, wie eine liebende Braut, und alles übrige wird dir zufallen, und dein Leben gekrönt ſeyn mit jeglichem Heil! —

◆

Werny.

Werny, der ſechszehnjährige Sohn eines blinden Greiſes, ging an einem hellen Frühlingsmorgen in die blühenden Gärten des reichen Nachbars.

Glanz und Freude lachte rings umher, und alles blühte in freyer, üppiger Schönheit. Er aber ging ſtill und traurig durch die Laubgänge des Gartens, denn ſeine Seele war voll tiefen Kummers. — Er dachte den Reitzen einer freien glücklichen Jugend nach, und ſein Herz fühlte ſich zum erſtenmale beklommen und beengt.

Ein heißer Durſt nach höherem Wiſſen ſchwellte ſein Herz, und ſeine Fähigkeiten verlangten nach Entwicklung; — aber heilige Pflichten feſſelten den weiterſtrebenden Geiſt, denn er konnte den hülfloſen Vater nicht verlaſſen, und mußte die Sehnſucht bekämpfen, die ihn hinaus rief aus der heimathlichen Stille in die reiche herrliche Welt. . .

Sinnend ſchritt er daher und ſeufzte tief; ſeine bekümmerte Seele zeigte ihm in der Zukunft die traurigſten Bilder. — Er ſah ſich im Kreis der Menſchen zurückgeſetzt, verachtet als ein unnützes Mitglied der Welt, denn er wußte in ſeiner Beſcheidenheit nicht, daß die Liebe, die er im Stillen übte, höher ſtand, als alles Wiſſen der Erde. So kam er zu dem tieferen Theile des Gartens. Dichter verſchlangen ſich die Pfade, ſchattige Bäume ſäuſelten Kühlung herab. — An einem Raſenſitz ſtand er ſtill. Ein Springquell trieb ſeine Criſtallwellen dicht vor ihm mit luſtigem Sprudeln empor, und ſeitwärts grünte ein Roſenbuſch, der war nahe an den Raſenſitz gepflanzt, daß ſeine Zweige ſich darüber hinwölbten, gleich einer Laube.

Und der Knabe ließ ſich auf der Raſenbank nieder, denn das Plätzchen war kühl und angenehm, und einladend zum Nachdenken. Seine Blicke fielen auf den Roſenſtrauch, deſſen Knospen noch klein und unanſehnlich waren, indeß ſich die Roſen des Gartens überall entfaltet hatten, denn die Zeit des Blühens war längſt gekommen, und er betrachtete ihn ſchweigend und es verwunderte ihn deſſen ſehr.

Da trat der Gärtner hinter dem Gebüſch hervor, und nahte ſich dem ſinnenden Knaben.

Du ſcheineſt dem geheimen Wirken der Natur zu lauſchen, begann der freundliche Mann, was ſinneſt du in ſtiller Betrachtung?

Ich traure über den Roſenſtrauch, erwiederte Werny: denn er ſteht im Schatten, und entbehrt gänzlich des erquickenden Lichtes, daher wird ſich auch keine ſeiner Blüthen entfalten! Wie kam er doch in den einſamen Hain, getrennt von den blühenden Schweſtern?

Ich hab ihn hierher verpflanzt, begann der Gärtner, denn Leander, der Herr dieſes

Gartens, liebt vor allen dieſen ſtillen Platz. Bald wird der Roſenſtock Blüthen treiben, dann wird Leander mir danken, und dieſe Roſen werden ihm lieber ſeyn, als der prangende Blüthenflor der Gärten weit umher!

Aber der Knabe ſprach traurig: Siehe, mich dauert des Stocks! ſeine Kraft iſt geſtört, und er wird nimmer gedeihn gleich den übrigen!

Da lächelte der Gärtner und ſprach: Laß ihn der Blüthen auch weniger treiben! er wird dennoch erfreuen vor allen, denn er ſchmückte die Stunden des Einſamen mit Duft und Glanz und blühte für ein dankbares Herz, indeß jene auf den Höhen des Gartens im Strahle der Sonne erbleichen. Verpflanz' ich aber den Stock dereinſt auf eine hellere Stelle, ſo wird er mir lohnen mit dreifacher Pracht, denn er ſammelt in dem Schatten des Haines Fülle und Kraft, um ſie dereinſt in reichem Segen zu entfalten,

Der Gärtner ſchwieg; der Knabe aber brach ſich ſchweigend ein Roſenblatt und nahm es mit ſich nach Hauſe.

Sein Blick aber war heiter als er den Garten verließ; heiliger ſchien ihm jetzt ſein ſtiller Beruf und er nahte der väterlichen Hütte mit freudiger Eil. Ja, du forderſt von Jedem nur nach ſeiner Kraft! ſprach er, getröſtet zum Himmel empor blickend, und wirſt nicht zürnen wenn ich auch zurück bleibe von den Jünglingen Allen! Auch die ſtille That der Liebe gilt vor Dir und du ſchreibſt ſie in dein Buch und läßt aus ihrem Schooſe hervorgehn den Segen und den himmliſchen Frieden!

◆

Fanny und Malwina.

Komm, Malwina, rief Fanny zu der fleißigen Schweſter, komme hinaus in den Garten! Laß uns Feierabend machen, denn ſchon neigt ſich die Sonne den Bergen zu, und die Luft wird ſanft und erfriſchend. Siehe, der Frühling iſt ſchön in ſeiner Pracht, aber ich habe dir noch einen gleich ſchönen Genuß zugedacht! die Ruhe des Abends, die Stille des Plätzchens dort auf der Terraſſe iſt ſo einladend zu geiſtigem Genuß, darum will ich unſern Lieblingsdichter, den herrlichen Thomſon mitnehmen, daß er uns noch ſchöner die Freuden des Frühlings erkläre!

So ſprach Fanny, und Malwina legte ihre Arbeit hin, und folgte der fröhlichen Schweſter hinaus in den Garten.

Weiße, ſüß duftende Schleyer hatte der Lenz über den Obſthain geworfen, und dazwiſchen glühte es lieblich hindurch wie eine jugendliche Aurora, ſo daß man meinte, die roſigen Pfirſichzweige ſeyen die Verkünder eines neuen Lichtanfangs, obgleich die Sonne ſich längſt gegen Weſten neigte.

Ueberall wogte das jugendliche Grün in weichen Wellen beym ſüßen Spiele der Luft; Summende Käfer und ſchwärmende Bienen durchirrten die blühenden Gehege, und trieben ihr luſtiges Spiel in Strauch und Bäumen. Und die Mädchen ſetzten ſich auf den einſamſten Platz der Terraſſe, und Fanny begann Thomſon's herrlichen Frühling mit Lieb' und Andacht zu leſen. Aber je länger ſie las, je lauter ſchienen ihr die Stimmen von außen, je unverſtändlicher die Laute der eignen Bruſt, und ſie gab Malwinen das Buch und ſprach: Verſuche du es zu leſen, mir iſt es, als verſtände ich mich ſelbſt nicht, und doch iſt niemand der uns ſtöret, und die Natur im ſchönſten Einklang mit dem Geſange!

Fanny, erwiederte Malwina, ich liebe wie du den herrlichen Dichter; aber ich vermag nicht zu leſen, jetzt nicht! — Als ich zuerſt ſeinen Frühling las, da war es Winter, aber auf ſeinen Zauberruf erwachten alle Entzückungen des Lenzes in meiner Bruſt!

Jetzt iſt es Frühling — und mir iſt als dürfte ich nicht aus zwei vollen Schaalen zugleich trinken, deren jede ſo Köſtliches beut! Siehe, Geliebte! man freut ſich wohl innig des wohlgetroffenen Bildes einer theuren Freundin, und ſegnet den Künſtler, der die Entfernte uns wiedergab mit dem Ausdruck des Lebens; aber wenn die Freundin nun ſelbſt da iſt, hängen wir da nicht viel lieber an ihrer Bruſt, an ihren Lippen, als an dem Gemälde, und wenn es noch ſo treu ihre Züge trägt? —

So ſprach Malwina. Da ſchlug die erſte Nachtigal in dem nahen Gebüſch, und ihr ſanfter Flötenton goß Seele in die ganze zartentblühte Natur, und die röthlichen Lichter des Abends vergoldeten die weißen Blüthengebüſche und balſamiſche Düfte zogen umher.

Da legte Fanny das Buch hin, und faltete mit Malwina die Hände in ſtiller Andacht, denn ihre Herzen wallten über vor Entzücken, und ſie beteten an, und Gott war in ihrer Seele, indem ſie die reiche Herrlichkeit der Natur in ſich aufnahmen.

Und als ſie des andern Tages wieder den Feyerabend im Garten zubringen wollten, da fiel ein ſtarker Regen, und die Luft wurde bewölkt und rauh. Da blieben die Schweſtern in ihrer Kammer und ſetzten ſich betrübt an ihre Arbeit.

Aber Malwina ergriff das geſtrige Buch, und begann den herrlichen Geſang zu leſen. Da kam eine Freudigkeit in der Mädchen Herz, gleich der, des vorigen Abends, und ſie folgten dem Genius des begeiſterten Sängers von einer Stufe der Frühlingsſeeligkeit zur andern, und prieſen ihn laut, und Fanny rief:

Wahrlich, Gott hat den Dichter vor allen geſegnet! Trägt er nicht alles was die Jahreszeiten nur einzeln bieten, vereinigt in ſeiner Bruſt? Und kann er nicht auch die düſteren Stellen des Lebens mit dem Licht ſeiner Phantaſie erhellen, daß ſie gleich werden den morgenrothen Stunden des Maies?

Wohl, erwiederte Malwina, iſt er der erhabene Verkünder Gottes! Laß uns ſeine tröſtende Stimme bewahren für die Tage der Stille, aber da wo Gott oder die Natur zu uns ſpricht, da entbehre das Herz willig des fremden Dolmetſchers und empfange in frommer Einfalt das himmliſche Wort! denn in ſolchen Augenblicken haben auch wir das Entzücken des Dichters getheilt! —

⁂

Die Pappel.

Traurig trat Alpin vor ſeinen Lehrer, den weiſen Theophraſt. Führe mich wieder zurück in mein ſtilles Thal, o Theophraſt! bat der Jüngling. Sieh, man ſpottet hier mein und meiner Liebe zur Weisheit! Als die Jünglinge der Stadt mich fragten, woher ich ſey, und ſie von meiner ſtillen Heimath hörten, und von meinem Wunſch, dereinſt ein Mann zu werden, gleich dir, da lachten ſie, und ſchalten mich einen Thoren. Bleibe du, ſagten ſie, deinem Stande getreu, und genieße mit uns die fröhlichen Stunden der Jugend! In den Regionen des höheren Lichtes iſt's kalt und einſam, während die treuen Anhänger der Erde Luſt und Freude haben in reicher Fülle. Siehe, ſo ſprachen die Jünglinge der Stadt, und zogen mich in ihren Kreis, und je länger ich ihre Geſpräche hörte, je wirrer wurde mein Sinn. Darum komme ich mit betrübtem Herzen zu dir, daß du mich heimſenden mögeſt zu meinen Eltern, wo niemand mich ſtörte in meinen ſtillen Betrachtungen.

Theophraſt vernahm die Rede des Jünglings, und betrachtete ihn mit ernſtem prüfenden Blick.

Komme mit mir, mein Sohn! ſprach er jetzt, ich ſehe, du bedarfſt einer heitern Zerſtreuung! der Spiegel deiner Seele iſt getrübt; vielleicht gelingt es der Natur, die Nebel deines Geiſtes zu verſcheuchen! und ſie gingen hinaus auf die Flur, und wanderten durch die grünen Saatfelder, den blumigen Rain entlang; aber Alpin blieb verſchloſſen, auch Theophraſt ſchwieg, und blickte ernſt vor ſich hin.

Jetzt kamen ſie in einen ſchattigen Thalgrund; ein Bächlein rieſelte durch das Gebüſch, und ſeitwärts ſtand eine ſchlanke, hohe Pappel, an deren Fuß ein mooſiger Stein lag.

Laß uns hier verweilen! ſprach Theophraſt, und ſie ſetzten ſich und labten ſich an der balſamiſchen Luft, die von dem Laube der Pappel herabwehte.

Welch ein ſtattlicher Baum, ſprach Alpin wie er über alle hinwegragt an Hoheit und Pracht!

Es iſt, erwiederte Theophraſt, als hätte die Natur in ihm recht deutlich das Streben nach dem Höheren verſinnlichen wollen, denn alle ſeine Zweige wenden ſich ſehnſüchtig nach oben, das Licht zu umfaſſen!

In zarter Jugend ſchon bemerkt man dieſen Trieb! — Sieh dort den Sprößling an dem Fuße der Pappel, wie er ſein Haupt verlangend emporhebt! Alpin ſchaute nach dem röthlichen Sprößling. Kräftig war er emporgeſchoſſen, doch war er rings umgeben mit einem Gehege von Dornen und wucherndem Unkraut, und er gewahrte es und ſprach:

Wohl ſchwerlich wird dieſer Keim die Höhe der Pappel erreichen! Dieſe Dornen, ſo niedrig ſie ſind, ſind mächtiger als die zarte Kraft des Keimes! ſie werden ihn erſticken, bevor er ſich ihrer Umarmung entringen kann!

Glaube das nicht! ſprach Theophraſt. Die niedern Naturen möchten wohl gern den edleren Trieb unterdrücken, denn ſie beneiden ſein Glück, weil ſie es nicht zu theilen vermögen; aber die weiſe Natur legte ihrem Willen Feſſeln an! Vergebens ſtrecken ſie ihre ohnmächtigen Arme nach ihm aus, der ſcheinbare Wiederſtand erhöht nur das Streben des Edleren; er erhebt ſtolz und ruhig ſein Haupt zum Licht!

Wie groß iſt die allmächtige Schöpferin in ihrem geheimſten Wirken! ſprach Alpin. Dieſer Dornenſtrauch, mit ſeinen weitausgedehnten Zweigen und ſpitzen Stacheln, ſcheint er nicht viel mächtiger denn jener Keim? — Und dennoch dringt dieſer hervor! ſprach Theophraſt. Beuge dich herab, Alpin! — Siehe ſchon hat ſich ſein Haupt durch das Geſtrüpp hindurchgerungen, nun wird er mit jedem Tag höher ſteigen, — und der ſchwache Sprößling, der erſt von den Dornen verſpottet, klein und gering gleich ihnen ſchien, wird bald herabblicken aus ſonniger Höhe auf das armſelige Geſchlecht des Neides, ein ſtattlicher Zögling des Lichts! — Es iſt, wie du ſageſt! entgegnete Alpin überraſcht.

Und du wollteſt dich von der Pappel beſchämen laſſen? ſprach Theophraſt mit ſanftſtrafendem Blick. Da erkannte Alpin das Gleichniß, und ſeine Wangen erglühten von dem Purpur der Schaam, und er verbarg ſein Antlitz an dem Buſen des herrlichen Lehrers. —

Des Künstlers Tod.

Ein Mahler hatte ſeine ganze Jugend dem Studium ſeiner Kunſt gewidmet, und jedem Lebensgenuß entſagt, um der hohen Freude willen, die er dereinſt von ſeinen Bemühungen zu erndten hoffte.

Schon prangten mehrere ſeiner Gemälde in den Gallerien der erſten Kunſtkenner, und die Blüthen ſeines Fleißes fingen an ſich immer ſchöner und lieblicher zu entfalten. — Deß freute ſich der Künſtler mit frommer Seele, und das Leben wurde ihm von Tag zu Tage lieber, denn der Segen des Gelingens iſt zu vergleichen einem fruchtbaren Regen, der die Pflanzenwelt in ihren Wurzeln daurender an die Erde befeſtigt, — er befreundet uns inniger mit dem Daſeyn.

Das Herz von kühnem Muthe geſchwellt, ſann er, wie er ein Werk bilde, das ſeinen Namen auf die Nachwelt bringe, und alles Schöne in ſich vereine, das er nur vereinzelt in ſeinen frühern Arbeiten fand. Tauſend Bilder gingen an ſeiner Seele vorüber, doch keines wollte ihm würdig genug erſcheinen, all' die Kraft daran zu wagen, von der er ſein Inneres ſo wunderbar beſeelt fühlte.

Einſt, als er auf ſeinem Lager vergebens nach Schlummer rang, trat plötzlich ein Bild vor ſeine Phantaſie, ſo ſchön, wie er es noch nie geſehn hatte. Wohl waren es irdiſche Geſtalten die er erblickte, aber die bekannten Formen ſchienen von helleren, jugendlich glänzendern Farben gewoben, und athmeten ein ſo ſüßes Leben der Unſchuld und Liebe, daß er vermeinte, einen Blick in das Paradies der erſten Menſchen gethan zu haben, und ganz trunken war von Seligkeit.

Unauslöſchlich blieb der Eindruck dieſes Bildes in ſeinem Gemüthe. Ungeduldig erwartete er den Anbruch des Tages, um raſch das Werk zu beginnen, wozu ihm die reinſte Begeiſterung gekommen war.

Bald war die Arbeit angefangen; ſchon zeigten die zarten Umriſſe die liebliche Schöpfung die in ſeinem Gemüthe erſtanden war.

Da warf die Heftigkeit die in ſeinem Innern waltete, und ihm Tag und Nacht alle Ruhe benahm, ihn plötzlich auf das Krankenlager.

Ein Fieber verwirrte ſeine Sinne, ſein Auge verfinſterte ſich. Düſter waren die Bilder ſeiner Träume, traurig die lichten Augenblicke, in denen ſein Geiſt zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt zurück kam.

Soll ich, o mein Gott, ſo ſprach er, ein Raub des Todes ſeyn, bevor ich das Werk vollende, das deinen Namen verherrlichen ſollte? Siehe, mein Wille war rein, und mächtig der Trieb, der mich beſeelte! willſt du das Werkzeug zerbrechen, bevor es ſeine Beſtimmung erfüllte? war die Hoffnung die mich emporrief aus dem Staube, hinaufzuſtreben zu den Lichthöhen der Kunſt, ein Irrlicht, das mich nun um ſo ſchneller dem Verderben übergiebt?

So klagte der Unglückliche, und warf den düſtren Blick auf die Staffelei, die unfern ſeines Lagers, ihn die blaßangelegten Geſtalten ſeines Traumbildes ſehen ließ. Eine tiefe Wehmuth kam über ihn, bis ein heißer Thränenſtrom ſein Gefühl ermüdete. —

Da trat der Engel des Schlafes an ſein Lager, und legte das Haupt des Todtmüden an ſeine Bruſt, und gab ihm einen erquickenden Traum. Ihm war, als ſtehe er in einem großen unermeßlichen Tempel, deſſen Pracht und Glanz alles überſtrahlte, was ſeine Phantaſie ihm je herrliches vorgeſpiegelt hatte. Hohe Geſtalten wandelten darinnen hin und her, die walteten mit geſchäftigen Händen in der Höhe und Tiefe, und ſchufen mit jedem Augenblick neue Schönheit, neuen Glanz.

Purpurne Morgenröthen erblühten unter

ihren Händen, die zogen wie Roſenkränze um die majeſtätiſche Kuppel. Von ihrem Glanz beſtrahlt, traten nun heller die tiefern Gebilde hervor, und zeigten dem Erſtaunten die heiligen Werkſtätten der Engel und ihre ewigen Werke.

Ein jedes davon ſchien aber eine eigne Welt zu ſeyn, gleich an unnachahmlicher Herrlichkeit, doch jegliches verſchieden in ſeiner Art. In tiefer Demuth neigte ſich der entzückte Künſtler auf ſein Antlitz, und ſeine Augen wallten über in unnennbarer Wonne.

Da ſprach der Engel des Schlafes zu ihm: Willſt du mitarbeiten an dem herrlichen Tempel? Siehe auch du biſt berufen zu dieſer ſeeligen Gemeinſchaft!

Aber der Maler antwortete und ſprach: Sind meine Hände nicht zu ſchwach und meine Kunſt nicht viel zu gering zu ſo mächtigem Werk?

Da erwiederte der Engel: mein Bruder wird kommen und dir andre Sinne verleihen!

Da erwachte der Maler, und blickte mit

ſchmerzlicher Täuſchung auf die alten Umgebungen.

Eine unausſprechliche Sehnſucht hob ſeine Bruſt, und ſeine Augen flammten in ſeliger Hoffnung.

Aber die Freunde, die um ſein Lager ſtanden, weinten und klagten ſehr, denn ſie ſahen die Zeichen des Todes auf ſeinem Antlitz. —

Was weint ihr? frug der Sterbende, und ſeine Wangen überflog noch einmal die Röthe des Lebens: — Seht ihr nicht auch den himmliſchen Boten, der geſandt ward, mich emporzurufen zu dem ewigen Schöpfungswerk? Glaubt, meine Freunde, der Funke der in des Künſtlers Seele brennt, verlodert nicht! Er iſt ein Strahl von der heiligen Kraft, die Himmel und Erde erſchuf, und wird fortleben in immer größern Wirkungskreiſen, bis er mit dem Urquell alles Schönen und Ewigen in Gott zuſammenſtrömt!

So ſprach der begeiſterte Künſtler; der Todesengel aber nahte ſich leiſe, und löſte mit weicher Hand die Bande der Erde, und trug die entfeſſelte Pſyche mit leichtem Fittig empor in ihre höhere Werkſtatt.

* * *

Das Kaleidoskop.

Vater! rief Erich, mit freudeſtrahlenden Augen: Siehe, was ich bekommen habe! Ein Guckkäſtchen mit mancherley Figuren, und jegliche trägt die Farbe des Regenbogens! Sieh' nur einmal hinein, ſie treiben in ewigem Wechſel, und eine iſt immer ſchöner denn die andre!

Der Vater betrachtete das Geſchenk, es war ein Kaleidoskop. Weißt du auch, ſprach der Vater, daß du die Bilder, die dich ergötzen, noch um vieles vermehren kannſt?

Wie denn? mein Vater! rief Jener erſtaunt, und der Vater ging und brachte einige unanſehnliche Stückchen Glas, und mehrere kleine Steinchen.

Verwundert blickte ihn der Knabe an, doch befolgte er den Rath des Vaters, und ſiehe, die unanſehnlichen Glasſcheiben bildeten ſich in dem künſtlichen Glaskäſtchen zu zierlichen Roſetten und Glanzbildern; und der Knabe jauchzte und rief:

Wie wunderbar! ſelbſt das geringſte muß ſich hier zu lieblichen Bildern formen und ründen, denn alles ſpiegelt das ſeltſame Glas in vielfachem Glanze zurück. —

Es iſt das Bild eines heitern Gemüthes! ſprach der Vater. — Gleich dieſen theilt es jedem Gegenſtand, den es in ſich aufnimmt, ſeinen eigenthümlichen Zauber mit, und weiß ſelbſt dem unbedeutenden eine anmuthige Seite abzugewinnen!

Aber mein Vater, begann der Knabe nach kurzem Stillſchweigen von Neuem, wie mag es wohl kommen, daß die Kaleidoskope ſo verſchieden ſind, und manches nur mühſam die Steinchen erkennen läßt, die ſich darinnen befinden. Sie ſind doch alle gleich an Form und Geſtalt, und innrer Bauart! Lina hat daſſelbe Geſchenk erhalten, aber ſie hat keine Freude daran, ob es gleich von außen weit prächtiger ausſieht, denn es zeigt nur finſtre, glanzloſe Bildchen, und iſt nicht halb ſo ſchön, als dieſes hier. Willſt du, lieber Vater, ſo hol' ich es, damit du beide vergleicheſt!

Der Vater winkte bejahend, und der Knabe eilte ins Haus, und kam bald darauf mit ſeiner Beute zurück.

Bald war der Vater von der Wahrheit ſeiner Bemerkung überzeugt; und öffnete das Kaleidoskop um ſich von der Urſach dieſer Verſchiedenheit zu unterrichten. —

Als er aber die innern Gläſer betrachtete waren dieſe blind und trübe, ſo daß aus keinem ein reiner Schimmer hervorgehen konnte, und er machte den Knaben darauf aufmerkſam und ſprach:

Sieh' dieſes unreine Glas! Wie kann ein trüber Spiegel freundliche Bilder zurückwerfen? Es bedarf der innern Klarheit, um uns die äußern Erſcheinungen in anmuthigem Lichte zu zeigen! Denn jener Farbenſchmuck geht von innen heraus, und iſt eine Wirkung des Lichts, die ſich immer ſchöner offenbart, je reiner der Kriſtall iſt, welcher ſeine Strahlen aufnimmt!

Der Knabe ſchmiegte ſich inniger an den Vater und ſprach: Mir däucht, o Vater, dein Wort enthalte eine doppelte Lehre! Gewiß gleicht auch hierin das Kaleidoskop dem Menſchengemüth. Die Geſtalten des Lebens nehmen bald die düſtre Farbe einer umwölkten Seele an, und ſo erſcheint das Schickſal des Unglücklichen ihm bald im Mißverhältniß mit dem Geſchick Anderer, — ob es gleich oft daſſelbe iſt, was jene beglückt!

So bewahre den Kriſtall deiner Seele, damit dir die Freuden des Daſeyns getreu bleiben! ſprach der Vater. Erich aber lächelte mit heiterm Kindesblick ihm ins Auge, und der glückliche Vater las darinn die ſchöne Beſtätigung ſeiner Hoffnung.

* * *

Sappho und Alkäus.

Lesbiens Haine hatten oft Sappho, Mythilenens herrliche Sängerin belauſcht, wenn ſie in ſtiller Einſamkeit des Geſanges harmoniſche Pracht den Saiten entlockte.

Oft weilte ſie hier, ihre Leier im Arm, und harrte auf die Eingebung der Götter, bevor ſie mit den Gaben der Muſen geſchmückt, in den Kreis der ſtaunenden Griechen trat.

Jetzt, da die bleiche Sängerin, getroffen von dem Pfeil des Schmerzes, in ihre Schatten floh, wurden ſie die Vertrauten ihrer Liebe, ihrer zärtlichen Klagen.

Melodiſcher ſäuſelte das Laub, wenn Sappho durch die düſtren Haine irrte, leiſe koſend folgte das flüſternde Bächlein ihrem flüchtigen Schritt; aber keine der ſonſt ſo geliebten Stimmen wollte mehr des Geſanges heilige Gabe in ihrer Bruſt erwecken. Ach, aus ihrem Herzen war der Friede gewichen, ſeitdem irdiſche Neigung das Bild der Götter daraus verdrängt hatte. In tiefe Grabesnacht verſanken die fröhlichen Lichter ihrer Phantaſie, wie die buntſchimmernden Farben in graue Dämmerung zerrinnen, wenn die Sonne ihr Antlitz der Erde entzieht.

Oft verſuchte ſie es, der verſtummten Leyer neue Melodien zu entlocken, aber jeder bebende Akkord wurde ein klagendes Echo ihrer eignen Bruſt. Phaon! ſeufzte ſie, — und aufgeſchreckt von dem Namen des Ungetreuen, eilte ſie in die dunkelſten Schatten, als wollte ſie ſich ſelbſt entfliehen. Aber nicht allein trauerte Sappho in den lesbiſchen Hainen. — Alkäus der Sänger, ſuchte auch die Einſamkeit, denn in ſeinem Herzen lebte Sapphos Bild mit unvergänglichen Farben, hold und edel, wie er ſie zum erſtenmahle ſah, im Kreis der Sänger, geſchmückt mit dem erſten Lorbeer des Ruhmes, von den Göttern geſegnet, hervorgehoben durch die Huldigung der Menge. Auch ſeine Seele war göttlich begabt, gleich der ihren, und die Himmliſchen ſelbſt ſchienen ſein Gemüth für ſie mit heiliger Gluth entzündet zu haben, ſo daß er ſie anbetend im Herzen trug, wie der himmliſchen Muſen eine.

Geheimnißvoll flüſterten die Wipfel des Haines in des Suchenden Ohr, und er folgte den Stimmen des Waldes, und kam zu dem Orte, wo die Jungfrau ſaß, ſtill das Haupt über die Leyer gebeugt, weithinſtarrend in die bleiche, mondhelle Ferne.

Sappho! rief er leiſe, und ſeine Arme breiteten ſich unwillkührlich nach der theuren Geſtalt. — Da erhob die Jungfrau das bleiche Antlitz, und die dunklen Augen lächelten wehmüthig dem Freunde entgegen.

Warum fliehſt du aus unſerm Kreis, o Sappho? rief Alkäus, wurde dir nicht vor uns Allen die herrliche Gabe des Geſanges? — Was verbirgſt du dich in dieſe einſamen Gründe? — Iſt es nicht der Sänger heiligſte Pflicht die Götter zu verkünden, durch die Macht die ihnen verliehen ward, — und laut zu preißen die Freude des Daſeyns? — Kehre, o Sappho, kehre zurück zum Leben, das die Himmliſchen ſo lieblich ſchmückten durch dich!

So klangen die Bitten des ſchmeichelnden Sängers; aber Sappho ſenkte das traurige Haupt tiefer auf die Bruſt hinab und ſchwieg.

Ein Lufthauch berührte die Saiten der Leyer, daß ſie erklangen, wie die Seufzer bangen Schmerzes.

Da begann in der Tiefe des Haines eine Nachtigall ihren ſüßen Geſang. Sanft und klagend war ihre Stimme, als ſänge ſie den Abſchied des Frühlings, aus tiefer, ſchmerzlicher Bruſt.

Hörſt du, Alkäus, die Nachtigall? ſprach Sappho, ihren trüben Blick erhebend. Die Tage ihrer Liebe ſind dahin, mit ihnen verſtummt ihr

Geſang! — So wird auch Sapphos Geſang verklingen!

Das wollen die Götter nicht! unterbrach ſie Alkäus. Was es auch ſey, was dein Herz mit Sehnſucht erfüllet, — höher als jedes Glück der Erde ſey dir der göttliche Geſang!

Nenne mir den Geſang nicht göttlich, Alkäus! erwiederte Sappho trüb' und ernſt; — Wäre er es, ſo müßte er den Schmerz überleben, aber er unterliegt ihm, wie die vergänglichſte Gabe der Zeit! — Auch ich traute der Kraft in meinem Buſen, und ſchaute hinab, wie in einen unermeßlichen Quell: — Da faßte des Schickſals Hand die Uebermüthige, und der Lenz ihres Lebens verſank, weil die Liebe ſich von ihr wandte! — Gedenke Alkäus an Sappho, gedenke ihrer beim Geſange der Nachtigall!

So ſprach Sappho, und eilte flüchtigen Schrittes von dannen.

Aber Alkäus ſah ihr ſtill und traurig nach. Auch über ſein Leben hatte der Schmerz um ſie einen düſtren Schatten geworfen, doch er erlag ihm nicht! Seine Liebe war heilig und rein, weil er in Sappho nur das Göttliche verehrte, darum blieben ihm auch die Götter hold, und erhielten ihm die Kraft des Geſanges.

Lange noch weckten Alkäus Lieder Bewunderung und Liebe in edlen Herzen, indeß Sappho, des Buſens Schuld zu verſöhnen, in des Todes kalte Umarmung hinabſank. —

So bleibt dem edlen Gemüth der Sieg über den Schmerz, denn die Götter entziehen ihren Troſt nur dem Ungetreuen, der in unwürdiger Abgötterey die höchſte Liebe den vergänglichen Erſcheinungen des Lebens widmet, jene Gotteskraft, die der Menſchenbruſt nur geliehen wurde, um das Unendliche zu ahnen, und es zu verkünden in den himmliſchen Gebilden der Kunſt.

* * *

Das Kleinod.

Ein Knabe erblickte in einem Naturalien-Cabinet einen großen Kieſelſtein, deſſen unanſehnliche Hülle einen ſchönen Amethyſt verbarg.

Erſtaunt über dieſe Entdeckung vermochte er ſeine Blicke nicht von dem wunderbaren Steine abzuwenden. Er hatte, was die Beſchaffenheit desſelben betraf, dergleichen ſchon mehrere geſehen; fortan beſchloß er jeden ähnlichen Kieſel aufs ſorgfältigſte zu ſammeln, um ſich eines ähnlichen Schatzes zu verſichern.

Begeiſtert von ſeinem Vorhaben, begann er, als er zu Hauſe war, mit mancherlei geheimnißvollen Andeutungen von unzähligen zu ſprechen. Die Liebe, ſo er zu ſeinen Eltern hegte, zeigte ihm in dem Kleinod, das er zu erringen hoffte; das willkommene Mittel, manche ihrer kleinen Sorgen zu erleichtern, ſo kam es, daß er ſie oft mit der Annäherung beſſerer Zeiten tröſtete, und das Glück der Kinder pries, denen es gelänge, Freude über das Leben ihrer Eltern zu verbreiten. Er begann nun, ſo oft er vermochte, weite Wanderungen in das Gebirge zu machen; er hatte ſich die Abzeichen jenes Steines wohl behalten, und ſuchte nach ihnen mit prüfenden Blicken umher. Immer kam er beladen nach Haus, und täglich vermehrte ſich der Vorrath ſo er in ſeinem Kämmerlein aufſchichtete, denn er gedachte ſich einen großen Reichthum zu ſammeln und trug ſich mit den fröhlichſten Hoffnungen.

Der Vater, der das ſtille Treiben ſeines Sohnes beachtete, bemerkte bald mit Unmuth daß er über den Eifer, mit dem er den Mineralien nachging, die nöthigſten Arbeiten zu vernachläſſigen begann. Wirklich hatte auch der

Knabe ſeit jenem Tage allen Trieb zu nützlichem Fleiße verloren, denn wie er auch bisweilen ſeine Bücher hervorſuchte, immer zog es ihn wieder zu den Steinen, und er hämmerte und zergliederte unaufhörlich und auch in den Lehrſtunden waren ſeine Gedanken bei den Kieſeln, und er träumte ſogar davon.

Da begab es ſich einſt daß der Vater, von den Winken der Lehrer aufmerkſam gemacht, in ſeines Sohnes Kämmerlein trat, um ihn mit Ernſt zu ermahnen. Er fand aber denſelben gar traurig am Boden ſitzen und ſein Auge ſah kummervoll, und viele der zerſchlagenen Steine lagen um ihn her.

Was weilſt du ſo ſtill und betrübt unter den Kieſeln? begann der Vater.

Ach, ſeufzte der Knabe, ich habe, ſeitdem ich den unvergleichlichen Amethyſt geſehen, immer gehofft einen ähnlichen Schatz zu entdecken, und dachte mir es ſo ſchön, euch alle damit zu erfreuen, und allen zu helfen mit dem Ertrag meines Fundes, aber mein Suchen und Mühen iſt vergebens, und ich gebe nun alle Hoffnung auf, ein ſolches Kleinod zu erringen.

Daran würdeſt du Unrecht thun! entgegnete der Vater. Gewiß hat die Natur jenes Bild nicht vergebens vor deine Augen geſtellt! Bewahre es getreu, vielleicht gelingt es mir dich auf ſichererm Wege zu einem Schatze zu führen, der dir alle jene Vortheile gewährt.

Wie, du wüßteſt? unterbrach ihn der Knabe in froher Ueberraſchung: wo iſt der Schatz den du meinſt, und wie ſoll ich ihn finden? —

Das Kleinod, von dem ich ſprach, entgegnete der Vater, liegt viel näher als du meinſt, und es bedarf nur eines frommen beharrlichen Sinnes, um ſich deſſelben zu verſichern. Wie thörigt, daß du auf den Höhen des Gebirges umherirrteſt, daß du beſchwerliche Klippen erſtiegeſt und dich müde trugſt an den laſtenden Kieſeln! Nicht dort, in dir ſelbſt liegt der Schatz den du ſuchen ſollteſt, und nicht umſonſt ſtandeſt du vor dem rohen Stein, deſſen Tiefe dir ſeine innere Schätze enthüllte, und dich hinwies auf einen ähnlichen Gewinn. Die Hoffnung, die damals in dir erwachte, und dir einen noch unbekannten Seegen verhieß, hat dich nicht getäuſcht, aber die Richtung war falſch, die dein Streben genommen. Weißt du nicht, o mein Sohn, und hat es dir dein Herz nicht geſagt, wo du das, was ich meine, ſuchen und finden ſollſt? Hat nicht des Schöpfers Hand in unſre Bruſt ſchönere Reichthümer niedergelegt, als in den lebloſen Kieſel? Und ſind nicht die Vortheile unendlich größer, die du dir von der Ausbildung derſelben verſprechen darfſt? Warum willſt du einen Schatz überſehen, deſſen Seegen ſo wichtig iſt, und deinen Blick nach Außen kehren, wo alles das Gepräge der Vergänglichkeit trägt?

Da verſtand der Knabe des Vaters Rede, und er erröthete, denn er gedachte der vielen Stunden, ſo er unnütz verſäumet, und die Ermahnungen der Lehrer fielen mit dem innern Vorwurf vereint auf ſein Herz. Wie Schade iſt es um die verlorne Zeit! ſeufzte er endlich und wie betrübt es mich, daß ich trotz aller meiner Mühe ſo gar nichts gewonnen habe! — Vergiß nicht, was dieſe Stunde dir gab! ermahnte der Vater. Du ſollteſt vielleicht den geringeren Vortheil entbehren, damit dir ein größerer zu Theil würde. Gehe hin und ſuche die Schätze, die ich dich kennen gelehrt; in Fleiß und Geſchicklichkeit wirſt du ſie finden!

Da ermannte ſich der Knabe und trug die läſtigen Steine hinaus, und ſchlug ſtatt ihrer die Bücher auf, und forſchte nach andern Juwelen. Der innere Schatz aber nahm zu mit jeglichem Jahr, und zuletzt ward ihm gegeben, nach dem er verlangte, — er wurde die Freude, die Stütze ſeiner Eltern!

Das neue Paradies.

Als der finſtere Schatten der Schuld des Paradieſes heiteren Frieden verdrängt hatte, und die Blüthenzeit menſchlichen Glückes allmählich zu welken begann, da trauerte der Himmel und verhüllte ſein Antlitz in Wolkenſchleyer und vergoß bittre Thränen der Pein.

Lange währte die Trauer der Natur, und die gefallenen Menſchen zagten und bebten und verbargen ihr ſchuldiges Haupt in der Tiefe der Felſen, oder in den dichteſten Wäldern, denn ſie meinten alſo dem Strafgericht des Mächtigen zu entgehen, der zum erſtenmal in der Stimme des Donners zu ihnen ſprach.

Mit ſtiller Betrübniß ſah Eloah, der Schutzengel der Geſchaffenen, wie das Ebenbild Gottes immer mehr aus dem muthloſen Daſeyn der Menſchen verſchwand. Hoch und herrlich hatte Gott den Menſchen erſchaffen. In ſtolzem Bewußtſeyn flammte ſein Auge, göttlichen Feuers voll, und ſeine Stimme war laut und klingend, weil durch ſie der Hauch des Ewigen offenbart werden ſollte, der in ſeinem Buſen wohnte. Jetzt ſuchte das irre Auge den Boden, ſchüchtern abgewandt von dem Reiche des Lichtes; die Stimme ſeiner Bruſt war verhallt, wie der Tempel verſtummt, aus dem die Götter entflohen ſind, und die bebenden Lippen fanden nur noch Laute ihre Schuld zu bereuen, und um den Verluſt des Paradieſes zu klagen.

Dies alles ſah Eloah, vertraut mit dem Grauen der Zukunft, und ſeine Seele war voll tiefer Trauer und er trat mit heißen Thränen vor Jehovah und ſprach:

Wecke, o Allgütiger, eine neue Kraft aus der Erde Schoos zum Seegen deiner Erſchaffenen. Siehe, ihr Geiſt iſt gebeugt und zu Boden gedrückt von der Laſt ihrer Schuld. Belebe ihn aufs neue durch ein Wunder deiner Macht und reiße ihn aus der dumpfen Betäubung durch einen Beweis deiner Gnade!

So ſprach Eloah und Gott erhörte ſein Gebet und gebot dem Schoos der Erde die edelſten Kräfte zu ſammeln, und einen neuen Seegen hervorzubringen, zur Freude der Menſchheit. Da wuchs die Rebe empor und bot die üppigen Trauben dem ſchwachen Geſchlecht zur Labung dar, und ihre Frucht war ſüß und belebenden Feuers voll.

Und die Menſchen erkannten alſobald die herrliche Gabe und ihre Kraft das Herz zu erfreuen und neuen Muth zu geben, und ſie pflegten ſie ſorglich und pflanzten ſie um ihre Hütten, und es erfreute ſich daran Jung und Alt. Aber wie auch von der Gluth des Weines geſtärkt, ihr Geiſt ſich freier und muthiger bewegte, ſo wollte er dennoch nicht gänzlich geneſen, und die Augenblicke der Freude waren vielmehr einem ausgelaſſenen Taumel gleich, der einen noch düſtrern, unmuthigern Zuſtand zurück ließ.

Mit kummervollen Blicken ſah Eloah, von welcher kurzen Dauer das Glück war, was die Erde gegeben hatte, um den Menſchen mit ſeinem Unglück zu verſöhnen. Und er erhob ſein Antlitz wiederum zum Himmel und betete zu Jehovah und ſprach:

Siehe, die Gabe deiner Erde iſt ſüß und erlabend, und des Menſchen Herz hat ſeine Freude daran, aber was von der Erde kommt iſt vergänglich wie ſie, darum, o Ewiger! erbarme dich aufs neue des Menſchen! Sende einen Strahl deines Himmels herab, unvergängliche Freuden bringend, damit das entartete Herz ſich wieder frei und hoffend ſeinem himmliſchen Vaterlande zuwende, dem alleserfreuenden Licht!

So betete Eloah voll Inbrunſt gen Himmel und die ewige Liebe erhörte das Flehen des Engels und ſandte ihm den Troſt der Gewährung.

Da entſtieg dem Schooſe des Lichts eine freundliche Huldgeſtalt, mit hellglänzenden Schwingen, die ſchwebte in leichtem Fluge zur Erde hinab; bunte Blumen entkeimten ihren Schritten, und die Gefilde verklärten ſich von dem Abglanz ihres himmliſchen Geſichts. Und ſie trat in den Kreis der Menſchen und erzählte ihnen von den Freuden des Himmels und von den Geheimniſſen der Natur und erfüllte ihre Bruſt mit ſeeliger Ahnung, und erweckte in ihnen ein neues ſeeliges Leben. Und die Menſchen lauſchten erſt mit ſchüchterner Freude den lieblichen Tönen ihres Mundes, bald aber entbrannten ſie von heiliger Begier all das Große, Herrliche nachzuahmen, wovon die freundliche Göttin erzählte. Still und ſinnend wandten ſie ihren Blick allmählich von den Erſcheinungen der Erde ab, und ſenkten ihn in die eigne Bruſt, als käme von dort aus das Glück, deſſen Ahnung ſie ſo beſeeligend erfüllte. Einſam wandelten die begeiſterten Jünger der himmliſchen Lehrerin durch die Natur. Schon entfaltete ſich der Gedanke in der forſchenden Seele, und die Pulſe begannen ſich in höherer Thätigkeit zu bewegen.

Bald entkeimten die erſten Früchte des Segens, aus der Saat der freundlichen Göttin. Nachahmend die Lauben des Hains, wölbte ſich der Bau des erſten Tempels unter der ſchaffende Hand der ſinnreichen Lehrlinge. Bald tönte der Klang fröhlicher Inſtrumente darinnen, und die Hymne der Menſchen übertraf das Lied der Sänger im Hain. Auch die vergänglichen Erſcheinungen der Natur ſuchten die kühnen Bilder zu feſſeln und wiederzugeben in Bild und Form, überall wehte der Odem der Kunſt, und drängte die Geſchaffnen nachzuſtreben dem unſichtbaren Erſchaffer, um zu ergänzen die Leere in ihrem Daſeyn, und kund zu geben die göttliche Abkunft ihrer Seele.

Und die Klagen verſtummten, und die Geſtalt des Menſchen erhob ſich wieder freier und ſtolzer, denn die Pforten eines neuen Paradieſes hatten ſich auf den Wink der himmliſchen Kunſt den Sterblichen zu ewig jungen Freuden erſchloſſen.

* * *

Die Reiſe in's Vaterhaus.

Alfried, der Sohn biederer Eltern, war mehrere Jahre von denſelben entfernt unter der Aufſicht eines frommen Lehrers geweſen. Die lebhafteſte Sehnſucht im Herzen, kehrte er jetzt zu ſeiner Heimath zurück. Es waren aber mehrere Tagereiſen bis zu dem Landgut ſeines Vaters, und die Wege dahin führten bald über ſteile, wilde Gebirge, bald durch anmuthige Thäler dahin, ſo daß ſich bald Furcht und Bangen, bald lebhaftes Entzücken des Knaben bemeiſterte. Der Lehrer aber, ſo Alfried begleitete, beachtete das empfängliche Gemüth ſeines Zöglings mit den Augen der Liebe; er ſah, wie oft unwillkührliches Grauen ſeinen Fuß zurückhielt, wenn ſich der Pfad am Rande dunkler Abgründe dahinwand, aber immer bezwang er dies Gefühl mit dem Ausruf: Es iſt dieſes der Weg zum Vaterhauſe, und muß zurückgelegt ſeyn!

Wanderten ſie darauf durch die Ebene dahin, ſo ſchien es wohl zuweilen, als würden die herrlich blühenden Wieſen, und die duftenden Beeren ſo am Wege ſtanden den Knaben verlocken, und ihn feſthalten, aber ſobald ſein Begleiter der Heimath gedachte, ſo ließ Alfried alles Schöne willig zurück, und folgte jenem ohne Widerſpruch, den Blick hinaus nach dem theuren Ziele gewandt. Als ſie nun endlich das heimathliche Schloß erreicht, und Alfried an dem Herzen ſeiner Eltern lag, und alle die Seinen ſich bemühten, den Erſchöpften zu erquicken, und ſich in liebender Sorge um ihn drängten: da rief er einmal über das andre: O der Freude! was iſt die Beſchwerde der Reiſe gegen das Wiederſehn! und wie kommt jenes vorübergehende Ungemach und jener flüchtige Genuß nun gegen eure Liebe und die Reitze der Heimath gehalten, in keinen Betracht! — Er mußte hierauf allen von ſeiner Reiſe erzählen, und von den Fährlichkeiten ſo er bekämpft, — als er aber derſelben gedachte, war es, als erhöhte die überſtandne Gefahr den Genuß ſeines Glücks, und er ſchmiegte ſich nur noch ſeeliger und zufriedner an die Herzen der Seinen.

Als nun endlich die Nacht gekommen und Alfried, nachdem alles zur Ruh' gegangen, ſich mit ſeinem Lehrer allein befand, ſank er voll Rührung an ſeine Bruſt, und dankte ihm voll Inbrunſt, daß er ihn ſo gut und ſicher geleitet.

Da füllten ſich die Augen des frommen Mannes mit Thränen und er ſprach: die kleine Reiſe die wir gemeinſchaftlich gemacht, iſt ein Vorbild der großen Wanderung auf der wir uns alle befinden. Du haſt dich auf jener treu und beharrlich gezeigt, möge dieſer Sinn dich ferner begleiten, denn du, wie ich und wir alle, wir ſind ja doch eigentlich von Jugend an bis zu dem letzten Tage des Lebens auf dem Wege zum Vaterhaus.

Alfried wurde ernſt, denn er verſtand den Sinn dieſer Rede, und daß er von der himmliſchen Heimath ſprach, jener aber fuhr fort zu erzählen von den mancherley Wegen, die zu derſelben geleiten, und wie viele von des Unerforſchlichen Hand gar dunkel und geheimnißvoll gezeichnet wären, ſo daß des Menſchen Herz zage und nicht wiſſe, wo aus und wo ein.

Dabei ſprach er von mancherley Gefahren ſo den harmloſen Wandrer bedrohten, und vielen unſichern Begleitern, die ſich ihm zugeſellten, und ihn bald auf Abwege verlocken, bald ihn feſthalten wollten auf den breiten bequemen Steigen, um ihm den Gang zum Ziel zu erſchweren. Dies alles aber, ſchloß er, kannſt du überwinden, wenn du dein Auge wie heut, feſt auf den Führer gerichtet hältſt, der dich zur Heimath geleitet!

Ach, ſeufzte der Knabe: ſagteſt du nicht, daß du ferner nicht mit mir gehen könnteſt? Wie ſoll dich mein Auge erreichen?

Wie könnte ich mich ſelbſt meinen, verſetzte der Lehrer mit ſanftem Vorwurf, da ich dich längſt auf einen Führer verwies, deſſen Leuchte nie untergeht, und deſſen Wort, allen Landen verſtändlich, zu nahen und fernen Herzen ſpricht? Hab ich dir nicht das Geheimniß ſeiner göttlichen Liebe vertraut, und erkannteſt du nicht der Menſchen erſten und ewigen Freund?

Da erröthete der Knabe und er gedachte der herrlichen Lehren des Chriſtenthums, und der Zuſage des Herrn. Als aber der Lehrer fortfuhr in ſeinem Gleichniß, und von der Zärtlichkeit der Eltern auf die unendliche Liebe des himmliſchen Vaters, von dem irdiſchen Wiederſehn auf das Verſammeln in den Wohnungen des Friedens überging, und aus ſeinen Worten die Ahnung von der Unermeßlichkeit zukünftiger Wonnen in des Knaben Herz ſank, da erglühte er in ſtillem Entzücken, und er rief: O mein geliebteſter Lehrer, wie ſind die

Menſchen beglückt, daß ihnen allen die himmliſche Heimath offen ſteht, und daß es einen Führer giebt, zu derſelben zu leiten! Ich will ja nicht bitten, ſtets auf ebenen Wegen zu wandeln, aber das will ich flehen, daß mich nie jener ſeelige Führer verläßt, und daß ich, es ſey nun auf dunklem oder lichtem Pfade, gewißlich eingehe in's Vaterhaus!

Da umarmte der Lehrer ſeinen Zögling, und ſein emporgehobner Blick ſprach: Herr, hilf! daß es alſo geſchehe!

⁂

Die Winde.

O ſieh' meine Mutter, welch feine Blume dort am Weidenſtamme hanget! rief Alwina, auf eine weiße Winde zeigend, die ihren Kelch ſo eben der Sonne geöffnet hatte: — O dürft' ich ſie pflücken und mit mir nehmen!

Sie iſt ſehr zart, Alwina! entgegnete die Mutter, die leiſeſte Berührung zerſtört das reine Weiß ihrer Blätter!

Ich will ſie vorſichtig faſſen, und gar nicht antaſten, ſprach die Kleine mit bittendem Blick.

Lächelnd gewährte die Mutter, und bald trug Alwina die ſchöne, weiße Blume mit ſorglichen Händen vor ſich her.

Wie klar, wie rein! rief ſie entzückt, die ſchimmernde betrachtend. — Sie iſt ein Bild der Jugend, ſprach die Mutter: So glänzt auch deine Stirn Alwina! — Gleich der Weide am Bach, die dieſe Blume vor Wetter und Sonne geſchützt, hielt Mutterliebe bis jetzt jeden Sturm von dir fern, und das Leben warf noch keinen Schatten auf dein Angeſicht! O möchte es ſtets freundlich an dir vorüberziehen, und kein rauher Hauch dich berühren! —

Nicht wahr, in meinem Stübchen ſteht die Blume auch vor Sturm und Sonne geſchützt? frug Alwina nach kurzem Nachdenken. — Ich will recht ſchnell gehen, damit ſie nicht traure, daß ich ſie von der Weide entfernt habe.

Fröhlich hüpfte die Kleine davon, — als ſie aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, und wieder auf die Blume blickte, ſtand ſie plötzlich ſtill, beſtürzt und tief betrübt, denn der Kelch derſelben hatte ſeinen reinen Glanz verloren, und der ſchnelle Luftzug ihre Geſtalt zerſtört.

Ach, wie konnte ſolches geſchehen! rief ſie betrübt, behütete ich nicht die Blume vor jedem Unfall? was hat ſie alſo verwandelt?

BIBL. UNIVERS. UPS.

Bis jetzt ſtand die Blume im Schatten, und war vor Wind und Sonne gedeckt! erklärte die Mutter: jetzt hat ſie zum erſtenmal der rauhe Lufthauch getroffen und ſeine Spuren ihrer Geſtalt eingedrückt. So fern du ſie jedem Unfall hielteſt, du konnteſt ſie den Eindrücken von Außen nicht entziehen! Allmählich verwandelte ſich ihre Geſtalt, gleich dem Menſchengemüth, an welchem Zeit, Beyſpiel und Erfahrung mit trübendem Hauche vorüberziehen.

Die arme Blume! ſeufzte das Kind: ach Mutter giebt es kein Land, wo milde Lüfte wehen, und ſolche Blumen ganz rein bleiben?

Da warf die Mutter einen ſtillen Blick gen Himmel und ſprach: wahrlich es giebt ein Land, wo alle Blüthen, für welche das Leben zu rauh war, ſich in voller Lieblichkeit entfalten werden!

Einſt, Alwina, werden wir hinüber ziehn; möge bis dahin Gottes Vaterhand dein Leben beſchirmen.

⁂

Der Demant und die Leyer.

In einem ſtillen Thale, am Fuße des Libanon, lebte ein friedliches Hirtenvolk, noch unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen andrer Völker.

Die Berge, die ihr Thal umgaben, zogen gleichſam die Grenze zwiſchen ihnen und der fremden Auſſenwelt, und blickten mit ihren ſonnigen Häuptern wie die Schutzgeiſter ihres Friedens, in die fruchtbare Tiefe hinab.

Samed, ein ehrwürdiger Greis, war das Oberhaupt dieſes Stammes und zugleich der Prieſter ihrer Tempel.

Einfach wie ihre Sitte war ihr Gottesdienſt. Ihre Altäre dampſten nicht von dem

Blute unſchuldig geopferter Thiere; aber ſie waren ſtets mit friſchen Kränzen geſchmückt, denn die Bewohner des Thales brachten die Erſtlinge des Feldes dankbar der Gottheit dar.

Lange bewahrte Samed in einem der Tempel ein köſtliches Kleinod, das man in dem Schoos des Gebirges gefunden hatte. Dieſes aber war ein Stein, hell wie die Sonne, und rein wie die Perlen des Thaues, wenn ſie der Morgen auf die lechzenden Fluren ſtreut; darum ehrte man in ihm das Bild des göttlichen Seegens, und bewahrte ihn gleich einem Heiligthum, in dem Innern des Tempels.

Und es begab ſich, daß einſt ein Abgeſandter von Salomo's Hofe in das Thal kam, mit dem Auftrag des Königs, den köſtlichen Stein einzutauſchen für anderes Gut, das ihm gleich ſey an Werth, denn das Gerücht von dem ſeltenen Kleinod war bis über die Berge erſchollen und hatte ſich weit verbreitet.

Und der Abgeſandte hielt vor Samed's Hauſe, begleitet von einem prächtigen Zuge reich beladener Kameele, und er befahl ſeinen Sclaven, die Schätze abzuladen, und ließ ſie vor Samed niederſetzen, und ſprach:

Siehe, dieſes Alles bietet dir Salomo, mein König, wenn du ihm den Demant überlaſſen willſt, zum Schmuck ſeiner Krone.

Und der ehrwürdige Prieſter berief die älteſten Hirten, denn er wollte ihre Meinung vernehmen in Gegenwart des Geſandten. Sehet, ſprach er, die köſtlichen Teppiche und den Reichthum an Gold und Silber, und zierlichen Gefäßen! — Alles dieſes bietet uns der mächtige König von Iſrael zum Schmuck unſerer Tempel für den einzigen Stein!

Aber die Hirten erwiederten: Einfach waren bisher unſre Tempel, und die Gottheit wohnte darin; was ſoll uns die Pracht, da wir auch ohne dies der Huld des Himmels uns erfreuen! Gieb', o Samed, den Reichthum zurück. Uns bleibe der Stein, das Sinnbild des Seegens, der in Thau und Sonnenlicht unſere Fluren erfreut!

Und Sameb erhob ſich mit Würde und ſprach zu dem Geſandten: Sage dem König, was du gehört! Er wird dem Volke nicht zürnen, das mit frommer Treue an ſeinen einfachen Sitten, an ſeinen ehrwürdigen Gebräuchen hängt.

Als der Abgeſandte das Thal verlaſſen, und eine geraume Zeit ſeitdem vergangen war, da trat eines Tages zu Sameb ein fremder Jüngling von hoher Geſtalt und herrlichem Anſehen, der trug eine goldene Leyer im Arm, und er ſprach: Willſt du mich aufnehmen in dein ſtilles Thal, o Sameb? Siehe, der Neid und die Bosheit haben mich verdrängt von dem Herzen meines Königs, deſſen Liebling ich war, und er hat mich verbannt aus ſeinem Angeſicht! Mir iſt nun nichts geblieben, als das Vertrauen auf die Gottheit, und der Troſt des Geſangs!

So ſprach der Jüngling, und ſchwieg. Da betrachtete Sameb des Jünglings Stirn und die leuchtenden Augen, und beyde waren frei und rein von jedem Schatten der Schuld, und er öffnete ihm ſein Haus, und ſprach: Ziehe ein mein Sohn, dein Antlitz bürgt mir für die Wahrheit deiner Rede! — Und der Jüngling gewann täglich mehr die Liebe des Prieſters. Sittig ehrte er die Gebräuche des Volks, und verherrlichte ſeine Feſte durch den Klang ſeiner Leier.

Aber die Bewohner des Thals, als ſie zum erſtenmal die Allmacht der Töne empfanden, hielten ihn für der Himmliſchen Einen, und verſammelten ſich in Schaaren um den lieblichen Sänger, und horchten und weinten vor unausſprechlichem Entzücken.

Mit ſanfter Freundlichkeit erwiederte der hohe Fremdling die Liebe der Hirten; er lehrte die Jungfrauen holde Geſänge und unterrichtete die Jünglinge in der Kunſt des Saitenſpiels. Bald begann ein neues Leben in dem Thal der Hirten, denn jedes Herz ſchien ſich freier und froher zu heben, ſeitdem der Engel der Tonkunſt ſeine Seegnungen über ſie ausgoß.

Aber nicht lange, da ging ein Gerücht

durch das Thal: Salomo ſendte ſeine Boten aus, den Sänger aufzufinden, denn er habe ſeine Unſchuld erkannt, und verlange nach dem Klang ſeiner Lieder.

Da regte ſich in des Jünglings Bruſt die alte Liebe zu ſeinem Gebieter, und er trat zu Samed und ſprach: Siehe, mich ziehet mein Herz zu ihm, dem ich diene von Jugend an, und ich muß euch verlaſſen! aber behaltet die Leyer, mein Geiſt wohnt darinnen und wird bei euch ſeyn, mit Liebe und ewigem Dank!

Traurend vernahm Samed die Rede des Jünglings, und berief ſeine Freunde zu ſich und ſprach: Sehet es ſcheidet von uns der liebliche Sänger, Liebe und Dankbarkeit ruft ihn zu ſeinem Könige zurück; wir können ihn nicht halten! aber laßt uns ihm eine Gabe reichen, würdig des hohen Geſchenkes, das er uns hinterläßt, denn er hat uns geeſegnet durch ſeine Kunſt, und uns aufgethan einen unerſchöpflichen Quell des reinſten Genuſſes! da ſprachen die Aelteſten der Verſammlung: Reiche ihm den Stein, o Sameb! Gleich wie er mit himmliſchem Thau unſre Seelen getränkt, ſo möge er das Köſtlichſte wieder empfangen, was unſere Fluren zu bieten vermögen, den ſonnenhellen Demant, den wir dem Könige geweigert. — Und ſie öffneten den Tempel, und nahmen den Stein vom Altar, und hingen an ſeiner Statt die Leyer auf, und weihten ſie dem Lobe der Götter.

* * *

Die Feuer-Lilie.

Einen weißen Lilienſtengel und eine Feuerlilie in der Hand, trat die zarte Elwire zu Eraſt, ihrem Vater. Freundlich legte ſie beydes vor ihm hin und ſprach: ſchon oft haſt du mir, mein Vater, von dem ſtillen Leben und der ſinnigen Bedeutung der Blumen erzählt, durch dich wurde mir das Veilchen im Mooſe zur Lehrerin, die mir den Werth der Beſcheidenheit in lieblichem Bilde vertraute, und auch die Roſe lehrteſt du mich lieben, weil ſie in ihrer Schönheit, ſo ihr vor allen der Himmel verliehen, zugleich ein Bild holder Sittſamkeit iſt, deren heilige Waffe das Heer zudringlicher Schmeichler zurück hält. Erkläre mir nun heut, lieber Vater, der Lilie Bedeutung, und ſage mir zugleich, wie es geſchehen, daß die Feuerlilie ein ſo verſchiedenes Gewand erhielt, und warum ihr der liebliche Duft verſagt wurde, der jene vor allen verherlicht? — Freundlich blickte der Vater zu dem lieblichen Kinde herab. Er hatte es von jeher geliebt, die ernſten Lehren des Lebens in das heitere Gewand anmuthiger Gleichniſſe zu hüllen; denn er kannte die Herzen der Jugend, und wußte, daß ſich die Weisheit kindlicher Worte und Bilder bedienen müſſe, um von denſelben geſucht und verſtanden zu werden.

Laß uns die Blumen betrachten, Elwire! begann er jetzt, indeß ſich jene aufmerkſam an ſeiner Seite niederließ. Siehe die Lilie! einfach und ungeſchmückt, ragt ſie dennoch in ruhiger Hoheit über viele der bunten Blumengeſchlechter empor, alle die ſie betrachten, entzückend durch ihre reine Geſtalt, wie durch den balſamiſchen Duft, der ihrem Kelche entſtrömt. Seit langer Zeit wurde ſie als die Blume der

Unſchuld verehrt; aber ich möchte ſie noch lieber ein Bild holder Weiblichkeit nennen, und ſie vor allen ihren Schweſtern, kindlichen Jungfrauen mitgeben, zur Begleitung durchs Leben. Reinheit und Würde heben ſie, ohne daß ſie äußern Schmuckes bedarf, über die Glänzendſten ihres Geſchlechts empor. Ohne die Blicke durch blendenden Schimmer auf ſich zu ziehen, feſſelt ſie deſto dauernder dieſelben, ſobald man ihre Anmuth erkannt. Ein Bild anſpruchloſer Tugenden, deren Werth immer höher ſteigt, je länger wir betrachtend auf derſelben verweilen.

Fern liegt ihr der Wunſch, durch eitlen Prunk zu gefallen; ſie ſcheint zu ahnen, daß dieſes ihren eigenthümlichen Zauber vielmehr zerſtören würde, ſo wie dies die traurige Geſchichte ihrer Schweſter, der Feuerlilie beweiſt.

Erzähle mir nun, mein Vater! von dem Geſchick dieſer Blume! bat Elwire, ſich kindlich an ihn ſchmiegend, während der Vater die Feuerlilie mit ernſten Blicken beſchauete, und ſie zu dem Gegenſtand ſeiner Betrachtung einweihte.

Als noch die Erde in unmündiger Kindheit, begann er, des ſeeligen Schutzes hoher Himmelsbewohner genoß, und Engel von Zeit zu Zeit ihre Heimath verließen, um in der neuen Schöpfung zu luſtwandeln, da geſchah es, daß einer derſelben ein Thal betrat, über welches der Frühling ſeinen reichſten Seegen ausgegoſſen hatte. Lilien und Roſen, Tulpen und Anemonen, und was der Lenz Entzückendes hervor bringt, ſtand hier in holder Eintracht verbunden. Süße Düfte überſtrömten die liebliche Stelle, und wohlthätiger ſchien ſelbſt der Strahl der Sonne hier zu verweilen. Ueberraſcht und entzückt von der Schönheit dieſes Anblicks, durchirrte der Engel die reiche Blumenwelt, viele der holden Erſcheinungen laut preiſend, bis er endlich auch zu der hohen Lilie kam. Stumm und ſeelig in ihr Anſchauen verſunken, fand er kein Wort ihre Schönheit zu preiſen; aber er faltete die Hände, und dachte an Gott, deſſen Hand mit ſo viel Lieblichkeit der Blume Antlitz geſchmückt hatte, und betete ſtill.

Als aber der Engel das Thal verlaſſen, ſiehe, da wand ſich eine giftige Schlange aus den Blumen hervor — dieſelbe, die ſpäter das erſte Menſchenpaar verführte, und ſie kam vor die Lilie mit böſen Gedanken; denn des Engels ſtilles Gebet hatte ihr Herz mit Groll und Haß gegen die Blume erfüllt, und ſie dachte darauf, wie ſie ſolche verderbe. — Theilnehmendes Mitleid erkünſtelnd, blickte die Schlange zu der hohen Lilie empor, und begann: — Wie ungerecht, o du arme Verlaſſene, war der Schöpfer dieſer Blumen gegen dich! Siehe, alle deine Schweſtern wurden mit der lieblichſten Farbe bekleidet, und der Engel war von ihrem Anblick entzückt, und bewunderte laut ihre Schönheit, nur dich betrachtete er mit ſchweigendem Unmuth, weil du ganz reizlos und unbedeutend erſcheinſt, ſo vielem Farbenglanz gegenüber. O hätte ich dich früher geſehen, ich hätte dir ein andres Gewand gegeben, denn es ſteht in meiner Macht, dich über alle deine Schweſtern zu erheben, und dich zu der Königin der Blumen zu machen!

Die Schlange aber hatte, indem ſie dieſe Worte ſprach, das Gift des Neides und der Eitelkeit in das Herz der Lilie gegoſſen. Allmählig durchdrang ſeine Gluth ihren Buſen, und verwandelte ihre Beſcheidenheit in hoffärthige Begier, und ſie ſchauete im Kreiſe ihrer Schweſtern umher, und fühlte ſich zum erſtenmal verletzt von der Schönheit der Roſe und der Pracht der Tulpen, ſo vor ihr im Abendgold leuchteten.

Du haſt Recht! ſprach ſie jetzt zu der Schlange, bitteres Unrecht iſt mir geſchehen! Ich, die Erhabenſte von Allen, ſollte alle überſtrahlen an Schönheit und Pracht. Kannſt du, ſo gieb mir der Roſe Gluth, und den bunten Schimmer der Tulpen! Ich kann es nicht ertragen, mich von dieſen Geringern verdunkelt zu ſehen! Alſo ſprach die Lilie, und ihre Wangen erglühten in den Flammen des Neides und des Hochmuths. Schau in den Quell zu deinen Füßen! Was du wünſcheſt, geſchah bereits! ſprach die Schlange, und mit heimlichem Triumph, daß es ihr gelungen war, die Reine zu verderben, zog ſie hölliſcher Freude voll von dannen. — Ueberraſcht von der flammenden Gluth, die das zarte Weiß ihres Kelches durchdrungen, beſchauete die Lilie ihr glänzendes Bild. Mit immer größerm Wohlgefallen hing ſie an demſelben, denn durch das Verderben, ſo ſie aus dem Gifthauch der Schlange geſogen, war zugleich ihr Sinn befleckt und befangen worden, und ſie hatte nicht mehr die Macht, das wahre Schöne zu erkennen und vom falſchen Prunk zu unterſcheiden. — Ha! ihr eitlen Blumen, ſo ſprach ſie zu ihren Schweſtern: Was ſeyd ihr fortan neben mir? — Gleicht mein Antlitz nicht der Sonne? und ſtehe ich nicht als ſolche gebietend über euch erhaben, eine Königin aller Blumen? Und ſie breitete ihre Blätter in hoffärthigem Dünkel auseinander, um ſich auch die Geſtalt der Sonne zu geben, und ſchaute immer ſtolzer und herriſcher zu den ſtillen Schweſtern herab.

Als aber der Engel wieder das Thal beſuchte, um vor der hohen Lilie ſtill an Gott zu denken, und ſich an ihrem Anblick zu erfreuen, ſiehe, da fand er die traurige Verwandlung. Voll Beſtürzung und tiefer Trauer ſtand er da vor dem fremden Bild. Dahin war der liebliche Duft, der ſonſt dem beſcheidenen Kelche der Blume entſtrömte, und das zarte Weiß ihrer Blätter in flammendes Rothgelb verwandelt. Er ſah es, gehäſſige Leidenſchaften hatten ſich des Herzens der Blume bemeiſtert und ſie alſo verſtellt, daß keine Spur ihrer ſonſtigen Lieblichkeit vorhanden war. Weinend kehrte er ſein Antlitz von der Bethörten, und in ſein Herz kam eine tiefe Trauer, denn er ahnete die verderbliche Macht zum erſtenmale, die tief verhüllt unter den Blumen des Paradieſes lauerte.

Die Blume aber nahm ſein Schweigen für tiefe Bewunderung, und ihr Stolz wucherte fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ſo blüht ſie noch heute in den Gärten der Menſchen, wenn auch nicht zur Freude derſelben, doch zur ſtillen [illegible] Zierde auf die Blumen herab. — Ich möchte dieſe Lilien in meinem Garten pflanzen, mein Vater! begann ſie. Führe du mich zu der Freudenlilie, wenn du einem edlen Menſch in meiner Gnade begegneſt!

So lange du das Bild der reinen Lilie im Herzen trägſt, entgegnete der Vater, wirſt dieſes jede edle Regung zurückſtrahlen! Und ob daher dein ſchlichtes Antlitz bleiben, ſo werden die guten Menſchen gleich jenem Engel, wenn auch nicht bewundernd, aber freudig und ſtumm in deiner Nähe weilen, und dankbar an Gott denken, der das Weibes Seele zum Tempel der ſtillen aber heiligſten Tugenden gebildet hat!

* * *

Fritz und Felix.

Der erſte Schnee war gefallen. Weiß ſchimmerten die Dächer und Baumgipfel umher, und über dem ſpiegelglatten Teich hatte ſich eine feſte Eisrinde gezogen, welche von leichten Schneeflöckchen überweht, gleich hellen Brillanten erglänzte.

Erſtarrt vor Froſt und Kälte kehrten Fritz und Felix mit ihren Geſpielen von der Eisbahn zurück; gern traten ſie heut in die warme Stube der Mutter, ſo wenig der beſchränkte Raum ihre ſonſtigen Lieblingsſpiele geſtattete, nur einige der Knaben waren unmuthig und riefen: der Winter iſt ein ſchlimmer Gaſt, und der Sommer uns tauſendmal lieber!

Das könnte ich eben nicht ſagen! begann Fritz, indem er ſein Lotteſpiel hervorſuchte. — Im Sommer ſchwärmt alles ohne Ziel und Zweck im Freien umher, jetzt aber kann man ſich in Ruhe verſammeln, und ein vernünftiges Spiel treiben! — Kommt, nehmt die Karten! Ein jedes ſetzt einen Groſchen, und der Glückliche gewinnt alles!

Der wilde Knabentroß ſetzte ſich jubelnd um den bereiteten Tiſch, nur Felix, ein ſtiller Knabe mit freundlichen Augen, bat bei der kranken Schweſter bleiben zu dürfen, die feſt im Bett lag, und ſehnſüchtige Blicke nach dem Spieltiſch hinüber warf. — Ich will dir indeß erzählen, liebe Emmy! begann er leiſe, indeß er ſeinen Schemmel ganz dicht an ihr Bett zog. Von dem dankbaren Blick der Kleinen ermuthigt, fuhr er fort: Sie alle haben geſagt, der Winter ſey ein ſchlimmer Gaſt; aber mir iſt er gar lieb und vertraut. Ich habe viele ſchöne freundliche Bilder erblickt, die jene nicht ſahen, und dieſe will ich dir aufzumahlen ſuchen, weil du doch nicht hinausgehen darfſt in den glänzenden, weißen Garten. — Und er begann nun von der Felshöle am Weiher und von ihren Kryſtallwänden, und von dem demantnen Teich zu erzählen, durch deſſen Rinde er in eine gar ſüße Wunderwelt geblickt habe. Allmählig gewann ſeine Erzählung die Geſtalt eines anmuthigen Mährchens, ſo daß die Kinder, die ſeine Worte vernahmen, bald vom Spieltiſch aufhorchten und ſich einige ſogar von demſelben hinweg begaben, und in ſeine Nähe kamen. Felix aber fuhr fort von der Höhle zu erzählen, und von einer wunderholden Frau, ſo er in derſelben geſehen, auch ſchilderte er einen alten Diener mit eisgrauem Barte und ſilbernem Haupthaar, der dem Befehle der Gebieterin gehorchend, bald murrend und grollend durch die Fluren zog, bald mit Sturmeseile ihre Gebote vollſtreckte, ſo daß die Kinder oft über die ſeltſamen Schilderungen lachen mußten, und ſich überaus wohl befanden bey des Knaben Erzählung.

Immer beredter wurde Felix, als er nun von der ſchönen Jungfrau Roſe und der ſüßen kindlichen Viola und der reizenden Amarantha erzählte, man fühlte wohl, er ſprach von Blumen, die der Winter auf das Gebot der Natur unter die Erde geführt, aber in ſeinem Munde verwandelte ſich alles ſo wunderbar, daß man bald in ihnen holde Prinzeſſinen zu ſehen vermeinte, die in der Tiefe der Höhle bey der hohen Königin in ſtrahlenden Gemächern wohnten, bis daß die Zeit ihrer Befreiung gekommen, wo ſie ſodann wieder über der Erde zur Freude der Menſchen wohnen durften. Immer aufmerkſamer wurden die Kinder, und baten und rieſen: o erzähle immer mehr von den ſchönen Prinzeſſinnen und der Königin, und dem alten, verdrießlichen Graubart! Als aber Fritz bemerkte, daß der Sinn der Knaben nunmehr allein dem Erzählenden zugewandt, und ſein Spiel gänzlich verlaſſen war, erzürnte er heftig und ſprach: O ihr Thoren! wie könnt ihr nur Geſchmack finden an Dingen, ſo ſich nie auf der

Erde begeben? Wißt ihr nicht, daß alles nur Lug und Trug iſt? Kommt, und blickt einmal unter die Eisdecke des Teiches! Sumpfiger Moraſt und Kröten iſt alles, was ihr dort finden werdet, ſo wie in jener Höhle nur häßliche Eulen und Spinnen hauſen. — O über euch kindiſche Buben! Was euch wirklichen Vortheil gewähren kann, verlaßt ihr, um euch von Felix artige Bilder vorgaukeln zu laſſen, während wir längſt von dem gewonnenen Gelde Kuchen und Aepfel kaufen und ein herrliches Gaſtmahl bereiten könnten!

Die letzten Worten wirkten gewaltſam auf die Sinne der Knaben; wie aus einem Traum fuhren ſie empor, und kehrten lärmend und jubelnd zu dem Spieltiſche zurück. Emmy aber reichte dem kleinen Erzähler ſehr freundlich die Hand, und bat: fahre fort lieber Felix! wenn du mir ſo ſchön erzähleſt, ſo vergeſſe ich alle Schmerzen! Und Felix lächelte heiter und ſpann ſeine anmuthigen Bilder fort.

Die Mutter aber, die in der Entfernung

das Treiben der Kinder mit angeſehen hatte, dachte in ihrem Herzen: So iſt es, und ſo wird es bleiben auf Erden!

Unbefangen ſtreut Poeſie ihre Blüthen auf uns herab, ob ſie der ſpekulirende Verſtand belächle oder zerpflücke, oder der wandelbare Sinn der Menſchenkinder ſie bewundre oder gleichgültig aufgebe: ſie weiß es, ihr ward keine Waffe ihr Recht zu vertheidigen. Still wie ein Bote von Inſeits zieht ſie an den Herzen der Menſchen vorbei, alle freundlich grüßend, aber nur dem in die Arme ſinkend, der den Troſt einer unſichtbaren Welt bedarf, oder durch das Geheimniß des Schönen mit ihr im Innern verbunden iſt.

* * *

Der Johannisbeerstrauch.

Im Felſenthal der Welt entflohn,
Weilt ſtill und ernſt der Wüſte Sohn,
Johannis, der berufen war
Zu ſammeln der Verirrten Schaar. —
Er wallt umher, der Sonne Gluth
Gießt zehrend Feuer in ſein Blut,
Doch denkt, verſenkt in ernſt're Pflicht,
Er auf des Leibes Pflege nicht.

Schon thaut der Abend auf die Flur;
Da ſiegt die menſchliche Natur;
Und tief ermüdet ſinkt ſein Haupt
Auf eine Felsbank, kühl umlaubt. —
Er ſchaut umher; wohin er blickt
Iſt keine Hand die ihn erquickt,

Nicht Speis und Trank, nicht Quell noch Frucht,
Wo auch ſein ſpähend Auge ſucht.

Er ſeufzt, doch blickt er auf und ſpricht:
Der Herr läßt doch ſein Werkzeug nicht!
Von Dornen wund iſt Fuß und Arm,
Es fließt in Tropfen, hell und warm
Sein Blut hernieder zu dem Strauch,
Der ihn gekühlt mit ſanftem Hauch;
Bald ſchlummert er, und träumet ſüß
Von lichter Zukunft Paradies,
Und von der Liebe ſtarkem Held,
Dem rüſtig er das Feld beſtellt. —
Indeſſen hat der Strauch mit Luſt
Geſchmiegt ſich an des Schläfers Bruſt;
Ihm iſt ſo wohl, ihm iſt ſo gut,
Seit ihn getränkt des Sehers Blut,
So hat kein Lichtſtrahl ihn erquickt,
So hat ihn noch kein Lenz geſchmückt.

Und als geſtärkt von ſanfter Nacht
Johannis heiter nun erwacht:

O Wunder! iſt des Strauches Grün
Geſchmückt mit glänzendem Rubin! —
Und Beeren purpurroth und hell
Wie ihres Urſprungs reiner Quell,
An Labung ſüßen Trauben gleich,
Bekränzen fröhlich das Geſträuch.

Da ſinkt Johannis betend hin,
Und blickt empor mit Kindesſinn
Und ſchlürft den ſüßen Labetrank
Der reifen Frucht, mit Lieb' und Dank
Die Traube aber blieb zur Zier
Dem guten Strauche für und für,
Und wird bis heut in jedem Land
Johannisbeere noch genannt.

* * *

Die Baumschule.

Es war an einem hellen Herbſtnachmittage, als der ehrwürdige Pfarrherr mit ſeinen drei Kindern nach beendigtem Unterricht in den Garten trat. Er war heute beſonders zufrieden mit ihnen geweſen. Nicht allein, daß ſie ſeine Erklärungen aus der heiligen Schrift mit der größten Aufmerkſamkeit beachtet; nein, ihr junges Herz hatte ſich ſo wahrhaft mit der empfangenen Lehre befreundet, daß ſie, ohne des Vaters Antrieb, ganz aus freier Wahl das ſchöne Kapitel Pauli von der chriſtlichen Liebe Vortrefflichkeit, auswendig gelernt hatten. Darüber war nun dieſer von Herzen froh; er ſchloß ſich heute nicht wie gewöhnlich in ſein Studierzimmer ein, ſondern nahm die Kinder freundlich bey der Hand, und ging mit ihnen zu dem Garten hinab, ihre Feierſtunde zu theilen. Der kleine Fritz ſprang mit hohen Freudenſätzen voran, während Theodor und Chriſtlieb an des Vaters Seite ſittig daher ſchritten, um ſeinen Worten zu lauſchen, denn ſie achteten des Vaters Rede, und hatten ihn von Herzen lieb. Theilnehmend betrachtete er mit ihnen die Spätlinge der Blumenwelt. Hier und da ſtand noch eine blühende Levkoy und der Aſtern buntes Geſchlecht. Die Blüthen der letztern aber waren ſchon dürftig und klein, und ſchienen ſagen zu wollen: Nehmt nur mit uns vorlieb! Roſen und Nelken ſind ſchon ſchlafen gegangen, aber wir wachen noch, wenn auch mit kleinen ſchläfrigen Augen, bis der Schnee kommt, und Ihr eine neue Freude habet! Wohlgefällig ſchaute Chriſtlieb auf die Blumen herab; aber ſie pflückten keine, um des Gartens letzte Zier nicht zu rauben. Gern hätten die Kinder den Vater zu ihren Beeten geführt, aber er lenkte mit ihnen zu dem entfernteren Theile des Gartens. Hier war eine Baumſchule, die der Pfarrherr vorzüglich hegte und liebte. Eben war der Gärtner beſchäftigt, mehrere der ſchlanken Bäumchen zu okuliren. Was macht Johann? frug der kleine Fritz, nachdem er mit ſeinen Geſchwiſtern der Arbeit deſſelben eine Weile zugeſehen hatte. Er veredelt das wilde Stämmchen durch die Keime eines guten Baumes, ſagte der Vater: Kommt wir wollen ſeine Arbeit näher beſchauen! Und ſie traten hinzu, und der Gärtner zeigte ihnen die Augen, die er von guten fruchttragenden Bäumen genommen, und nun mit großer Sorgfalt in die Rinde des wilden Holzes einſenkte und behutſam verband.

Sehet, lieben Kinder! begann der Pfarrherr, dieſe Keime ſo klein ſie ſind, theilen ihre veredelnde Kraft nach und nach dem ganzen Stämmchen mit. Iſt des Gärtners Werk gediehen, und haben die erſten Sproſſen getrieben; dann wird der wilde Gipfel des Baumes vollends beſchnitten, damit die edlen Zweige volle Kraft gewinnen, und bald trägt das junge Bäumchen Blüthen und Früchte, ſo gut und ſüß, wie der Baum, von dem jene Keime genommen waren. Aber lieber Vater, begann Theodor, warum iſt es denn auch bei dieſen Bäumchen nöthig, daß ſolches geſchieht? Haſt du ſie nicht alle aus guten Kernen gezogen, und ſind die Meiſten nicht Schößlinge aus den Wurzeln der beßten Obſtbäume unſers Gartens?

So iſt es, mein Sohn! entgegnete der Pfarrherr. Aber auch der veredelte Baum, da er ſeiner Natur nach wild iſt, vermag aus ſeinen Wurzeln und Kernen, nur ähnliches zu erzeugen. Seine Schößlinge werden ſtachlich und die Früchte derſelben untauglich bleiben, bis die Veredlung, die jener durch das fremde Pfropfreis empfangen, auch ihnen zu Theil wird, und die ſonderbare Verwandlung ſich in ihnen wiederholt.

Aber wo ſtand denn der Baum, von dem alle dieſe Keime genommen ſind, welche das ſchöne ſüße Obſt über die ganze Erde verbreiten? frug Chriſtlieb: gewiß kommt er auch aus dem ſchönen Paradieſe, wo alles ſo gut und vortrefflich war, und der liebe Gott hat ihn erhalten, zum Beweiſe, wie er die Menſchen noch immerfort liebt, wenn ſie auch durch ihre Schuld die ſchönen Früchte, die er ihnen beſtimmte, nur noch durch Fleiß und Anſtrengung gewinnen können!

Wohl war es ein Kind fremder Zonen, das zu uns herüber kam, die Erzeugniſſe einer verwilderten Natur zu veredeln! entgegnete der Vater. Es ging mit unſern Bäumen wie mit dem Menſchengeſchlecht. Beide bedurften in ihrer Ausartung eines Lebensbaumes, deſſen Kraft ſie zu ihrer urſprünglichen Schöne, ſeiner eigentlichen Beſtimmung wieder zu erheben vermochte.

Ja lieben Kinder, fuhr der Pfarrherr fort, nachdem er ſich auf eine nahe Raſenbank niedergelaſſen hatte: Es liegt in dem, was vor unſern Augen geſchieht, manche wichtige Lehre und die Natur iſt ſo reich an Gleichniſſen, daß wir nie an ihren Bildern vorüber gehen ſollten ohne daraus einen Gewinn für unſer Leben zu ziehen! — Sehet dieſe Baumſchule an! Gleichet ſie nicht in Allem was ſich mit ihr begiebt, uns armen Menſchenkindern? Und finden wir nicht, wenn wir ſie aufmerkſam betrachten, in ihr das eigne Geſchick? — Das ganze Menſchengeſchlecht iſt einem Baume mit unendlichen Zweigen vergleichbar, der ſeine wilden Stacheln von der Wurzel, oder von Adam an, bis zu den gegenwärtigen und künftigen Sproßen fortpflanzt. Alle empfinden den Schaden der geſunkenen Natur, und alle ſind Glieder eines verwilderten Ganzen. Keines vermöchte die guten Früchte zu tragen, zu denen uns der liebende Schöpfer erkor, wäre nicht auch für uns ein edles Pfropfreis vorhanden, und durch dieſes uns Errettung beſtimmt. Und vermögt ihr mir, lieben Kinder, den Lebensbaum zu nennen, deſſen Kraft allein ſo Wunderbares vollbringt? der nicht allein mit uns, ſondern mit allen Zeitaltern in Verbindung ſteht, und den alten Stamm des Menſchengeſchlechts von der Wurzel an, bis zur Krone veredelt?

Der Pfarrherr ſchwieg, während der Kinder fragende Blicke an ſeinen Lippen hingen. Endlich nahm Chriſtlieb das Wort und begann, das heitere Auge mit Glanz erhebend: Von wem könnteſt du alſo reden, wenn es der liebe Herr und Heiland nicht ſelbſt wäre?

Ja, du geliebtes Kind! ſprach der Pfarrherr: von dieſem und keinem andern kann die Rede ſeyn, wenn es die Veredlung und Rettung des ganzen Menſchengeſchlechts gilt! Er, der Erlöſer der Welt, deſſen Namen die Himmel mit Ehrfurcht nennen, iſt der Lebensbaum, durch deſſen ſeegensreiche Gemeinſchaft wir armen, verwilderten Sproſſen allein zu geneſen vermögen. Und wollt Ihr wiſſen, wie ſolches geſchieht, ſo öffnet ſeinem heiligen Wort, dieſem Keim alles Lebens, euer Herz. Habt Ihr aber ſolches gethan, ſo wird auch der Sonnenſchein von oben nicht fehlen, und die Lebenskeime werden gedeihen, und in lieblichen Blüthen herausbringen, ſo wie es der Herr uns verheißen durch ſeinen heiligen Geiſt! Sehet meine Kinder, fuhr er fort, indem eine Freudenthräne in ſein Auge trat, Keiner ergründet das Geheimniß der Natur, wie viel weniger das große Wunder der Erlöſung. Aber ſo wie wir es an der Blüthe des Baumes merken, und an ſeinen Früchten erkennen, daß die Verwandlung mit ihm geſchehen; ſo auch an dem Leben des Chriſten, das durch den Einfluß des göttlichen Beyſtandes erneuert und geheiliget wird.

Die Kinder hatten unwillkührlich die Hände gefaltet, und ihre andächtigen Blicke ſagten, daß ihr Herz bei der Rede des Vaters war. Da zog der Pfarrherr ſie an ſein Herz, und ſegnete ſie der Reihe nach, und ſprach: Möge Gott das Gebet Eures Gärtnes erhören, und Euch gute und nützliche Bäumchen werden laſſen, in denen der Geiſt des Lebens recht ſichtbarlich walte! Möge die ſchöne Blüthe ächter Menſchlichkeit, wie ſie in des Heilands Wandel auf Erden uns allen voran leuchtet, ſich auch in Euch recht erfreulich entfalten, damit jeder an Euren Früchten erkenne, daß ihr ſein Eigenthum ſeyd.

Da gelobten die Kinder, die ſeeligen Keime des Chriſtenthums recht treu und feſt im Herzen zu bewahren, der Vater aber faßte ſie bei der Hand, und führte ſie zu den jungen ſchlanken Bäumchen zurück, und hieß ein Jedes der Kinder Eines von denſelben wählen.

Als ſie aber ſolches gethan, ſchenkte er ihnen daſſelbe, und ſprach: möge Euch dies Bäumchen an Euern guten Vorſatz erinnern! So wie ſich dieſe jungen Sprößlinge erheben, und mit jedem neuen Lenze vervollkommnen werden, ſo ſtrebet ihnen mit Luſt und frommem Eifer zur Höhe nach! Im nächſten Frühjahr ſchon werdet ihr ſehen, wie das edle Reis, ſo ihm eingeſenkt wurde, ſich in friſchen herrlichen Trieben verkünden, und die wilde Natur des Bäumchens immer kräftiger verdrängen wird, und ſo möge auch des Herrn Wille immer weitern Raum in euern Herzen gewinnen, damit er jeden Eigenwillen beſiege, und man in allen Eurem Thun erkenne, weſſen Geiſtes Kinder ihr ſeyd.

Da jubelten die Kinder, und jedes zeichnete ſein Bäumchen, und nannte es mit ſeinem Namen. Der Gärtner aber ſenkte den ſchlanken Stämmchen der edlen Keime mehrere ein, und verband die Zweige mit weichem Baſt, und ſchützte ſie für das Eindringen des Wetters.

Als nun der Frühling kam, und der Saft in den Bäumen ſich bewegte, ſiehe, da trieben die geimpften Zweige allmählig gar ſtattliche grüne Reiſer hervor. Und die Kinder freuten ſich deſſen, und erquickten ſich an dem lieblichen Vorbild. Als aber der Lenz zum zweitenmale erſchien, und die Bäumchen nun zum erſtenmale im vollen Schmucke der ſchönen Mayenblüthe ſtanden, und des Pfarrherrn Kinder, zart und einfach wie ſie, mit den ſtillen fragenden Blicken vor den Vater traten, und ihn zu den Bäumchen geleiteten, da harrte ihrer noch eine größere Freude; denn der ehrwürdige Pfarrherr ſchloß ſie an ſein Herz und ſagte: der Herr hat unſer Gebet erhört! der Keim iſt zum Leben gediehen, ſo wie in dem Bäumchen, ſo auch in eurem Gemüth!

Und in demſelbigen Lenze wurde Theodor und Chriſtlieb gewürdigt, zum erſtenmale an dem Tiſch des Herrn zu erſcheinen.

* * *

Der Sonnenuntergang.

Mild und erquickend war der Abend niedergethaut, langſam ſenkte die Sonne ihre Strahlen durch das röthlich umſäumte Gewölk und unten im Thal zogen ruhig die Heerden ihrer friedlichen Heimath entgegen.

Hoch auf dem Hügel, den die Abendgluth überglänzte, ſtand Milon's Hütte, umſchattet von Eichen und fliſternden Birken, der Herbſt hatte die Gebüſche rings gefärbt, und am Rebengeländer ſchwellte die Traube in ſüßer Fülle empor, aber niemand war, der ſich der vollen Frucht erfreue, niemand der ſie freudig breche.

Milon, der freundliche Greis, der gern

überall half, und weiſen Rath ertheilte, der Vater jedes Nothleidenden, der die Liebe aller beſaß, Milon lag auf ſeinem Lager matt und krank. An ſeiner Seite trauerte Amynta, ſeine Tochter, in bangem Kummer, denn eine ſchmerzliche Krankheit hatte ihren Vater des Augenlichtes beraubt und der leidende Greis hatte kein Licht in der langen Nacht, als die tröſtende Rede Amynta's.

Jetzt ruhte ſein Haupt auf ihren Arm geſtützt; die Abendſonne ſandte ihre milde Gluth durch's kleine Fenſter und küßte erwärmend die bleiche Wange des Kranken, daß an dem ſanften Feuer ſich die erloſchne Kraft noch einmal emporrang und das Leben ſich in des Greiſes Bruſt wohlthuend erhob.

Führe mich hinaus unter meine Eiche, Amynta! bat Milon: Mir iſt, als würde mir dort wohl werden! Laß uns des Abends ſüße Düfte trinken und das Wehen der milderen Luft! Warm und erquickend iſt der Sonne Scheibeblick! Laß uns den lichteſten Platz wählen und uns dort niederlaſſen!

Und Amynta geleitete den wankenden Greis in's Freie unter die Eiche. Sanft ſetzte ſie ihn auf die mooſige Bank, und bog die Zweige hinweg, daß der warme Strahl des Vaters Wange berühre. Dann begab ſie ſich an ſeine Seite, und faßte die welken Hände des Greiſes mit wehmüthiger Freude. So mild hatte er lange nicht gelächelt, ſein Antlitz leuchtete wie verklärt, und die offnen Augen ruhten ſo heiter auf der Gegend, als ſähen ſie noch das bunte Schauſpiel des Tages. Aber Amynta weinte ſtill, ſie wußte daß der dichte Schleyer auf immer trennend zwiſchen ihn und das Leben geſunken war. Zärtlich umfaßte ſie den Vater, und ſagte ſanfttraurend: Und wenn du auch ſelbſt nicht ſieheſt, ſo ſollſt du noch einmal träumen von des Abends freundlicher Milde!

Ja, erzähle mir von der ſchönen Welt, bat der Greis, damit ich dein Entzücken theile!

Und Amynta begann, nachdem ſie ihre

feuchten Wangen getrocknet: Wie ſchön iſt, wie köſtlich die Stunde, in deren Frieden ſich die Natur und des Menſchen Gemüth zum Abſchied ſammelt von den bunten Erſcheinungen des Tages! Noch ſteht die ſeegnende Sonne über dem Gewölk, das in Weſten ſich lagert. Welch' ein ſeeliges Scheiden und welch' ein Feyern der Erde, die ihren erquickenden Seegen trank! der Bäume Wipfel wehen ihr flüſternd den Abſchiedsgruß zu, und die Vögel im Walde ſingen darein aus voller dankbarer Bruſt. Hörſt du das Flöten im Gebüſch und das Rauſchen des Baches unten am Hügel? Alle dieſe melodiſchen Stimmen feyern des Dankes ſeelige Stunde.

Laß auch uns ſie feyern, meine Tochter! ſagte der Greis: Sanft iſt es und ſüß, die Spuren eines ſeegnenden Daſeins verfolgen, und erhebend die Stunde des Heimgangs nach den Werken des Tages!

Jetzt ſenkt ſich das Antlitz der Sonne tiefer herab! fuhr Amynta fort: Wolken verſchleyern des Himmels leuchtendes Auge! — O wie ſogleich bey ſeiner Verhüllung ein banger Schatten über die Erde fliegt. Es iſt, als traure die Flur, daß jenes die Dankesthränen nicht mehr zu ſehen vermag, die ihr die Liebe zum Opfer bringt.

Sie geht in Wolken unter, damit ihr der Abſchied nicht allzuſchwer werde von der Welt, die ſie geliebt! entgegnete der Greis.

Jetzt, o mein Vater! rief Amynta: jetzt blickt ſie noch einmal unter dem dunklen Schleyer hervor, aber ſchon taucht ihr Antlitz hinab und neigt ſich hinter die Berge. Sie ſinkt, der nächtliche Streif, der ſie einen Augenblick verdunkelt, bleibt zurück, und klar, wie geläutertes Gold, das ſich von den Schlacken getrennt, entſchwebt ſie dem Blick, um einer andern Welt ſeegnend aufzugehen.

So werden wir der Erde Schmerz und Leiden zurücklaſſen, wenn die große Scheideſtunde ſchlägt! verſetzte Milon: denn der Augenblick des Abſchieds iſt zugleich der der himmliſchen Befreyung!

Dunkler und breiter lagern ſich die Schatten über das Thal, fuhr Amynta fort, nur die Bergesſpitzen leuchten noch in röthlichem Licht, und bewahren in heiliger Stille den Abglanz der ſinkenden Sonne.

So lebt die Erinnerung des Edlen in denen am daurenſten fort, die ſeinem Herzen am nächſten geſtanden! entgegnete Milon mit leiſem Händedruck. — Gleich den röthlichen Gipfeln der Alpen, werden Jene ihm nachblicken von heiliger Liebe verklärt, und auch dann noch ſein Bild im Herzen bewahren, wenn in den tiefern entfernten Kreiſen ſein Andenken mit ſeinem Daſeyn zugleich verliſcht.

Still und ſtiller wird's auf der Flur, ſprach Amynta: Leiſe ſäuſelt der Weſt in dem falben Gebüſch während der balſamiſche Thau, ſüßen Weirauchdüften gleich, emporſteigt aus den würzigen Wieſen. Stärke, erquickende Luft, den Beſten der Väter! und du ſcheidender Strahl, komme wieder und bringe ihm Geneſung mit! Ja, bringe ihn dem Geliebten, neues Leben, neue Kraft! denn er ſeegnete und wirkte wie du des Guten die Fülle, und diente auf ſeine Weiſe voll Treue dem Herrn, der dich und ihn und uns Alle erſchaffen hat. — Doch mein Vater! Du biſt ſo ſtill? — Du ſchlummerſt, deine Augen ſind geſchloſſen, dein Haupt ſinkt ſchwer und immer ſchwerer herab? Leiſe, leiſe will ich athmen, daß du nicht aufgeweckt werdeſt.

Und ſie ſchwieg und ſaß ſtill; ihre Augen hingen an den friedlichen Zügen des Schlummernden, und ſanfte Hoffnung kam in ihr Herz.

Immer weiter dehnten ſich die Schatten über die Flur. Ein tiefer Frieden lag auf der Gegend umher. Alles war ſo ſtill, nur die Nachtluft ſtrich durch die Zweige und ſtreute falbe Blätter in die Silberlocken des Greiſes.

Lange ſaß Amynta auf dem Hügel. Die Sterne gingen langſam auf, und aus den zerriſſnen Wolken trat der Mond hervor. Ein Lufthauch ſtrich an dem Hügel vorüber, und hob die Locken von Milons Stirn. Als aber der blaſſe Mondſchimmer weiter verrückte, zeigte er Amynta das erblichne Geſicht des Vaters, auf dem der Friede des Todes lag.

Vergebens netzten ihre Thränen die kalte Hülle. Ruhig war ſein Lebenstag untergegangen, wie die milde Sonne ſich neigt, nachdem ſie die Erde geſeegnet.

Am Morgen aber, als die Aurora des neuen Tages die weiße kalte Stirn des Greiſes noch einmal mit der Farbe des Lebens übergoß; als der Sonnenball majeſtätiſch emporflammte und frohen, raſchen Laufes ſeine neue Seegensbahn betrat: da hob Amynta ihre Arme in ſeeliger Ahnung zum Himmel empor, denn ſie gedachte ihres Gebetes, während welchem der geliebte Vater entſchlummert war, und die Ueberzeugung, daß er zu einem ſchöneren Leben erwacht ſey, erhob ihr Gemüth über den Schmerz des Verluſtes. Es war ihr, als ſchaue ſie in einen Morgen voll Licht und göttlicher Klarheit hinein, und ſie ſah den Geliebten darinnen wandeln gleich der ſegnenden Sonne, in erneuter Kraft in freyerem Wirken und Beglücken. Da verwandelten ſich die Thränen der Wehmuth in Thränen der Freude, und ſie ſank auf ihre Kniee neben der Leiche des Vaters, und ihre Seele erhob ſich zu Gott, und ſie betete an, in Demuth und Liebe, den Herrn des Lebens und des Todes.

◆

Der Spaziergang.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen begaben ſich Anna, Meta und Robert, drei Geſchwiſter von zartem Alter, von ihrem Vater begleitet auf die Wanderung in das nahe Gebirge. Sie hatten ſchon viel und mancherley von der herrlichen Ausſicht gehört, die der höchſte Gipfel darböte, und brannten vor Neugier, die hohen Wunder der Natur nun bald mit eigenen Augen zu ſehen. Schon hatten ſie den Fuß des erhabenen Berges erreicht; Annchen und Robert ſprangen munter und behend wie Gazellen den ſteilen Pfad hinan, während Meta, des Bergſteigens ungewohnt, ermattet zurück blieb, und endlich weinend geſtand, daß ſie nicht weiter zu ſteigen vermöchte. Betrübt ſtanden die Geſchwiſter um ſie her, denn ſie fürchteten, nun ſey auch ihr Vergnügen zu Ende, der Vater aber, der ihre Freude nicht ſtören wollte, verſuchte es die Kleine zu beruhigen, und rieth ihr, indeß auf der Wieſe zu verweilen, die ſeitwärts gelegen war, und auf welchen einige Bäuerinnen Gras mähend, hin und her ſchritten. Meta bezwang mit Gewalt ihre Thränen als ihre Geſchwiſter Abſchied nahmen, ſie wollte nicht zeigen, wie ſchwer es ihr werde, allein zurückzubleiben. Jene aber verſprachen ihr zur Entſchädigung alle ſeltenen Blumen und Steinchen zu ſammeln, die ſie auf der Höhe des Berges entdecken würden, und bald ſchritten die Wandernden rüſtig die Höhe hinan. Als ſie aber eine Strecke entfernt waren, vermochte Meta ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; ſie beugte ihr Haupt auf einen bemooſten Stein, und weinte bitterlich, daß alle ihre Hoffnung umſonſt geweſen ſey, und ſie die erhabnen Felſenbilder nicht ſchauen ſollte, von denen ſie ſo lange gehört und geträumet. — Melancholiſch ſäuſelten die hohen Tannen über ihr, als wollten ſie einſtimmen in ihre Klagen, und dies erhöhte dieſelben nur, anſtatt ſie zu mildern, es war, als wollte die Kleine vergehen in Schmerz und Betrübniß. — Da, als ſie endlich wieder die Augen aufſchlug, gewahrte ſie ein Veilchen im Mooſe; das ſah ſie mit ſeinem offnen blauen Auge ſo fragend an, als wollte es ſagen: Ueberſiehſt du uns denn ganz daß du ſo bitterlich weineſt, als wäreſt du nunmehr um alle Freuden gekommen? — Meta bückte ſich zu dem Veilchen herab, ſein Anblick überraſchte ſie freudig, denn längſt waren die erſten Frühlingskinder in ihrem Gärtchen verblüht. Schon wollte ſie daſſelbe pflücken, als eine Biene ſummend herabfiel, und ſich in den Kelch des Veilchens verbarg. Meta ſah wie das kleine Thier mit Wohlbehagen, den ſüßen Thau von der duftigen Blume trank, wie es ſich in ihrem Wohlgeruche berauſchte, und endlich erquickt und fröhlich ſingend davon zog. Ich will das Veilchen nicht brechen, ſprach ſie leiſe vor ſich hin, vielleicht ſparte die Natur abſichtlich die ſüße Blume, um durch ſie andre kleine Geſchöpfe noch oft zu erquicken. — Als ſie weiter umherſchaute, bemerkte ſie, daß der Platz, auf welchen ſie der Zufall verwieſen, gar nicht ſo leer und ſo arm an Freuden ſey, wie ſie es geglaubt hatte, denn rechts und links ſproßten die mannigfaltigſten Kräuter, erhoben ſich die lieblichſten Blumen. Hier trieb ein Buſch Maienblumen die ſchlanken Stengel voll duftiger Glöckchen aus grüner Blätterfülle hervor, dort nickten goldgelbe Himmelſchlüſſel herüber, während der ſpielende Weſt ſüßen Staub von den balſamiſchen Blüthenkolben des jungen Weidengebüſches herabwehte, und die Gegend mit Wohlgeruch füllte. Dabey zog ein ſo fröhliches Summen, Schwirren und Tönen durch die Luft, als ſey erſt heute des Frühlings Luſt und Freude laut geworden in den glücklichen Kreiſen der weiten lebendigen Welt.

Wie freundlich iſt der gute Gott gegen mich! jubelte Meta: und wie undankbar war es vorhin Thränen zu vergießen, hier, wo alles Genuß und Unterhaltung gewährt! Und ſie ſtand auf, und ging von einer Blume zur andern, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Schmelz der Wieſe und an dem Treiben der Bienen und Schmetterlinge, welche ſie fröhlich umgaukelten. Jetzt kehrte ſie, beide Hände voll Blumen auf ihren Platz zurück. Ich will mir einen Kranz winden, zum Andenken an dieſe ſchöne Stelle! ſprach Meta, und ſie ſetzte ſich auf den bemooſten Stein, und begann das bunte Geflecht. — Als ſie ein Weilchen geſeſſen, bemerkte ſie, daß ſich dicht neben dem Baumſtamme, unter welchen ſie ſaß, ein Ameiſenhaufen erhob, und das Gras und die Hälmchen umher, Laubgänge bildeten, durch welchen die geſchäftigen Bewohner jenes Hügels in verſchiedene Gegenden zogen. Sie legte die Blumen hin, und beobachtete heimlich die kleinen Geſchöpfe. Bald ſah ſie dieſelben in eiliger Haſt an dem Stamme der Tanne emporklettern, bald ſchwer beladen zurückkehren, und in dem Hügel verſchwinden. Je länger ſie lauſchte, je mehr ergötzte ſie das Treiben der emſigen Thierchen. Neugierig, das Innere ihrer Reſidenz zu beſchauen, wagte ſie es endlich mit einem Stäbchen den Hügel zu lüften, doch bröckelte ſie nur eine kleine Scholle los, um nicht das künſtliche Werk zu zerſtören. Aber wie fuhr ſie zurück, als nun plötzlich im ängſtlichſten Tumult, die ganze Ameiſenwelt der kleinen Spalte zu entſtrömen ſchien. In einem Augenblick war der ganze Hügel bedeckt; die drohende Gefahr ſchien die ſtillen Bewohner deſſelben ſämmtlich außer Faſſung gebracht und allgemeinen Aufſtand verurſacht zu haben. Alles irrte durcheinander; große Bürden tragend, taumelten einige daher, und Mina ſchloß aus der Aengſtlichkeit dieſer Beladenen, daß dies wohl Mütter ſeyn möchten, die ihre Kindlein trugen, und dies machte, daß ſie es bereute, die armen Geſchöpfe durch ihre Neugier geſtört zu haben. — Als ſich die Schaar ein wenig betrachtete, gewahrte sie, daß der Flügel lange goldene Ringe enthielt, und [illegible] [illegible] Was doch aus diesem kleinen Thierchen alles so wunderbar und kunstreich aufgeführt ist. — Sie konnte ihrem Erstaunen kein Ende finden, und unwillkürlich rief sie, ihre Hände andächtig faltend:

Wie groß ist Gott, daß er auch dem geringsten Geschöpf solche Herrlichkeit gegeben, und also für sein Dasein gesorgt hat; und wie liebevoll auch dieser große Schöpfer [illegible], daß er auch in diese kleinen Herzen das Gefühl göttlichen Ursprungs gelegt hat, welches [illegible] Thierlein eine Lust [illegible] [illegible], welche größer ist, wenn sie [illegible].

Lange [illegible] verweilte sie still in der Betrachtung der göttlichen Wunder und Güte; es war, als [illegible] ihr mit [illegible] dem Tage auch aufgegangen [illegible] die [illegible] Wunder der Natur; [illegible] [illegible] in [illegible] Glanze, [illegible] [illegible], und ihren Blicken begegnete, und in ihrem [illegible] sie eine neue Bewunderung, [illegible] ſen Schöpfer deſſelben zu lieben, und laut zu preiſen.

Arme Meta, wie lange mußteſt du hier allein ſitzen und harren, während wir ſo vieles Herrliche ſahen! — So riefen jetzt die Geſchwiſter, dem Vater voran eilend, und die einſame Schweſter mit zärtlicher Liebe umſchlingend.

Beklagt mich nicht, ihr Geliebten! gab Meta zurück: Was ihr auch geſehen haben möget, ich habe den Schöpfer gewiß gleich euch bewundern und lieben gelernt! und ſie erzählte mit liebenswürdigem Entzücken, von dem Veilchen, den Bienen, den Ameiſen, und was ſie alles dabey entdeckt und empfunden.

Gerührt ſchloß der Vater das heitere Kind an ſeine Bruſt: Ich wollte Euch mit der Größe des Schöpfers inniger vertraut machen, ſagte er freundlich, doch du konnteſt uns auf die Bergſteige nicht folgen; da ſorgte der liebende Vater an meiner Statt für dich, und lenkte deinen Blick auf ſeine geheimere Werkſtätte. Du haſt nun Gottes Größe im Kleinen geſchaut, und dein Auge ſagt mir, du haſt Ihn erkannt und empfunden! Möge der Eindruck, den ſeine gewaltigeren Schöpfungen auf deine Geſchwiſter gemacht, derſelbe ſeyn — und Ehrfurcht und Liebe gegen den großen Weltenvater nie in Eurem Herzen erkalten, dann wird er ſtets um euch ſeyn, und der geringſte Raum ſich zum Tempel geſtalten, wo dankbar Andacht und Liebe ihren Gottesdienſt feiert.

* * *

Die Orangen.

Amanda hatte einen kleinen Orangenbaum mit Fleiß und Sorgfalt erzogen. Schon als Kind hatte ſie den Kern gelegt, aus dem das ſchlanke Bäumchen emporwuchs, daher war es ihr auch vor Allen lieb, und gewährte ihr täglich neue Freude.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo es durch des Gärtners Hülfe veredelt, den erſten Lohn treuer Pflege verſprach. Schon brachen aus den kräftigen Zweigen die erſten Blüthenknoſpen hervor; weiß und glänzend wie unberührter Schnee entfalteten ſich die kleinen Kelche, und hauchten Wohlgerüche um ſich her. Amanda jubelte laut vor Freude, als ſie die Blüthen entdeckte, und führte ihre Mutter zu dem Bäumchen, denn es bedarf das kindliche Herz die Wonne der Mittheilung.

Da ſieh, du Geliebte, ſprach ſie mit glänzenden Augen, zwölf herrliche Blüthen prangen an der Krone des Bäumchens. Nun darf ich der reichlichſten Erndte entgegen ſehn, und werde alle meine Lieben erfreuen können mit den köſtlichen Früchten!

Herrlich ſtehen die Blüthen, Amanda! erwiederte die Mutter, aber hoffe deswegen nicht, daß ſie alle dir bleiben! Vieles erzeugt die Natur um das Auge zu ergötzen, wenige Blüthen gedeihen zur Frucht! — Aber deshalb traure du nicht! — Iſt doch die Hoffnung, die Morgenröthe jeglicher Freude, ſchon an ſich ſelbſt ſo ſchön und erquickend, daß wir für dieſe allein ſchon dem himmliſchen Geber zu danken verbunden ſind!

Und Amanda bewahrte die Rede der Mutter in treuem Herzen, und verdoppelte von nun an die Pflege des Bäumchens.

Mit unermüdlicher Sorgfalt, trug ſie es von einem Fenſter zum Andern, wo die Sonne am wärmſten ſchien, und wandte abwechslend die zarten Zweige dem Lichte zu. Bald waren die ſchimmernden Blüthenſterne völlig erſchloſſen, herrlich prangte das Bäumchen in ſeiner blendenden Schöne. Amanda betrachtete es an jeglichem Morgen mit neuer Luſt, und als nun endlich die weißen Blättchen verwelkten und herabfielen, da ſammelte ſie den duftigen Schatz und bewahrte ihn ſorglich in einem Gefäß.

Verſchwunden war nun die Blüthenzier, langſam ſetzten die Früchte an. Amanda trauerte nicht um den Schmuck des Baumes, ſie ſah im Geiſt die ſchwellenden Früchte. So ſchwinden auch glanzloſe Stunden in fröhlicher Eile dahin, wenn ein Strahl ſüßer Erwartung das Herz belebt.

Schon hatten einige Blüthen die Geſtalt runder Früchte gewonnen, indeß andre langſam verdorrten und zur Erde fielen. Amanda ſtand oft betrachtend vor dem Bäumchen und dachte bey ſich: Können auch nicht alle gedeihen, ſo werden die wenigen um ſo ſchöner zur Reife kommen! Und ſie zählte ihren Vorrath mit zufriednem Lächeln, und berechnete, wie ſie ſolche vertheilen wollte im Kreis ihrer Freunde.

Die Mutter beobachtete ſie oft im Stillen und ſprach zu ſich: Wie iſt die Jugend ſo reich an Hoffnung und Liebe. Selbſt das Mislingen des einen Genuſſes erhöht die Freude des andern! Sie ſteht im Glauben zu feſt, als daß ſie ihren ſchuldloſen Träumen entſagen könnte!

Schon waren zwei Drittheile der Früchte gefallen, einſam blickten die Letzten durch das üppige Laub.

Für die geliebte Mutter, den theuren Lehrer und mich! dachte Amanda in frommer Genügſamkeit, aber die nächſte Nacht raubte noch eine derſelben und ſie trauerte darüber, und betrachtete mit furchtſamem Blick den Reſt ihrer Habe.

Aber, als hätte die Sonne des Kindes

Kummer geſehen, verſandte ſie jetzt ihre erquickendſten Strahlen auf das Fenſter Amandas. Täglich reiſten die Früchte ſchöner heran, ſchon verlor ſich das dunkle Grün in ſchimmerndes Goldgelb, bis die ſchwellenden Orangen vollendet hervorſtrahlten aus der dunklen Verhüllung. — Aber Amanda berührte das Bäumchen nicht; ſie harrte geduldig bis die ſaftigen Früchte herabfielen von der eignen Schwere gebrochen.

Freudig nahm ſie nun die duftige Gabe, und legte ſie behutſam in eine zierliche Schaale, und einen blühenden Kranz darüber.

So trug ſie das köſtliche Geſchenk herab in die Laube vor der Thür, wo die Mutter ſaß, und der freundliche Lehrer.

Sittig nahte ſie ihnen, und legte mit kindlichem Lächeln vor Jedes eine der herrlichen Früchte, und ihre Augen glänzten voll ſtillem Entzücken.

Aber die Mutter ſtreichelte freundlich des Kindes roſige Wange, und ſprach: So du nun beyde vertheileſt, was bleibt dir, Amanda, für deine Mühe und Pflege?

Habe ich mich nicht an den Blüthen gelabt, und an dem allmählichen Wachsthum der Früchte, und war das nicht Freude genug, du Geliebte?

So ſagte Amanda und ſah mit heiterm Blick zu ihr empor.

Da umarmte die Mutter das herzige Kind, und der Lehrer ſprach: Wohl hatteſt du recht o Amanda! der iſt nicht arm, der das Gefühl frommer Dankbarkeit auszuſprechen vermag in Wort und That! der ſchönſte Reichthum iſt ein Herz voll Liebe, denn jede Entbehrung ſelbſt wird ihm zur Freude, und gewißlich beglückt jegliche Wohlthat den Geber eben ſo ſchön, als Jenen, der die Gabe aus den Händen der Liebe empfängt!

* * *

Wolkenbilder.

Wolkenbilder, die ihr in unermeßnem Lichtmeer wie leuchtende Seegel daher zieht, als ſuchtet ihr eine befreundete Heimath auf, wie folgt euch ſehnend mein Blick, wie vertieft ſich mein Sinn ſo gern in die Betrachtung eurer wunderbar wechſelnden Geſtalten! Soll ich euch Gewande des Himmels nennen, deren ſtolzen Faltenwurf der ewige Meiſter täglich neu ordnet, ſein reitzendſtes Bild zu bekleiden, oder ſeid ihr die Schleyer eines tiefen uns noch verborgnen Geheimniſſes, die ſtillen Gemächer großer, ſchweigender Geſtalten, die über die Erde dahin ziehen, ſeegnend, aber tief verhüllt?

So dachte Alwina, als ſie am Rand des Baches gelagert, die ziehenden Himmelſchaaren mit ihren Blicken verfolgte. — Ach, ſie zogen zu dem Lande hinab, wo der Freund wohnte, den ihr Herz verlor. Sonſt waren ſie die Boten ihrer Liebe geweſen, jetzt ſuchte ihre Seele in ihnen eine höhere, befreundete Welt.

Flüchtig jagten die hohen Wolkenbilder an ihr vorüber. Schwüle Lüfte thauten von ihren Fittigen herab; ſie trugen bald den Schlummer auf das matte Auge Alwinens.

Und der Traumgott nahm den Faden der Wirklichkeit auf, und ſpann ihn leiſe ſeinen Schöpfungen ein. Über ihr wölbte ſich wie vorhin die ewige Bläue, und die flüchtigen Schatten der Wolken glitten in abentheuerlichen Formen durch das weite Gebiet. Röthlich glühten ihre Häupter, gleich beſonnten Alpen, und ſie zogen näher und näher, ſchwellenden Knospen vergleichbar, die ein ſüßes, liebliches Daſeyn verbergen, und nun freigeben wollen.

Da auf einmal wollte es ihr bedünken,

als gewahrte ſie eine lichte Geſtalt in dem duftigen Wolkenſchoos ruhend, die blickte freundlich zur Erde hinab, goldene Körner herniederſtreuend. Jetzt entſchwebte eine zweite der leichten Wolkenverhüllung, ſie trug Roſen ums Haupt, und an der Bruſt, ihr Fuß ſchwebte leicht und fröhlich daher, ihr ganzes Weſen athmete Milde und bezaubernde Anmuth.

Freundlich breitete ſie ihre Arme der Ruhenden entgegen, leichte Zephire trugen ihre Stimme zur Erde hinab.

Eile und verſende die köſtlichen Körner, o Schweſter!

Siehe, der Morgen bricht an, und der Menſch langt nach dem friſchen Becher des Lebens. Streue dein Goldkorn hinein, himmliſche Zufriedenheit, damit der Trank ihm gedeihe, und er Gott dafür preiſe und ferner ſeinen Seegen behalte.

Und deine Gabe Geliebte? entgegnete jene: was zögerſt du mit deinen Roſen die Sterblichen zu beglücken?

Ich pflege ſie erſt an meinem Herzen, o Schweſter! gab jene zurück: die Freuden der Liebe verblühen bald, wenn ſie nicht von ätheriſchen Stoffen genährt und erwärmt werden. Dann aber dauern ſie über das Leben hinaus, und führen den Beglückten zu Gott empor.

Eine neue Erſcheinung durchbrach den Nebel, während jene ihren Kranz zur Erde ſenkte. Sie hatte Flügel an den Schultern, die in den Farben der Iris erglänzten, und welche ſie bald auf den höchſten Gipfel des Wolkengebirges trugen. Ihr Gewand war der Morgenröthe vergleichbar. Sie trug eine Lyra im Arm, von ihren Harmonien hervorgerufen, drängten ſich zahlloſe, leichtbeſchwingte Geſtalten hervor. Das ganze Nebelreich wurde von bunten Gebilden bevölkert.

Eilet freundliche Träume, rief die göttliche Phantaſie: Eilet in die Stuben der Armuth, des ſtillen Kummers! Erzählt allen die dort jammern, von dem Land über den Sternen, und gießt in die Herzen der Darbenden das Entzücken des Himmels! Traget euer unſterbliches Leben in die Tiefen verlaſſner Herzen, und entzündet ſie mit der Flamme der Poeſie durch die Kraft, die euch Gott verliehen, durch mich, ſeine unſterbliche Tochter!

Da ſenkte ſich das luftige Heer, zarten Blüthen vergleichbar, von der Wolke herab, und zog in leiſen harmoniſchen Klängen zur Erde. Die hehre Geſtalt aber mit den weitleuchtenden Flügeln trat in ihre Verhüllung zurück.

Ein neues Schweſterpaar wiegte ſich ſeitwärts auf den neblichten Höhen. Das Antlitz der einen war heiter und lieblich, das Geſicht der andern ſanft und leidend, doch leuchtete ein tiefblaues Augenpaar in unausſprechlicher Milde daraus herab.

Laß, o Geliebte, ſprach die erſte, laß uns an unſer Tagewerk gehen! Wir theilen ein Geſchäft, und ſind beide beſtimmt dem armen Sterblichen die Dornen des Lebens tragen zu helfen. Ich lehre ihn hoffen, du dulden! fröhlicher iſt mein Beruf als der deine, aber beides beſtimmte Gott. Ich gehe, einem betrübten Herzen eine neue, ſchöne Ausſicht auf irdiſches Glück zu eröffnen.

Und ich, entgegnete die Geduld, ich eile, ein getäuſchtes Herz mit dem Leben zu verſöhnen. Siehſt du die ſchlummernde Jungfrau am Bach? Die Liebe hat ihren Blick mit Kummer umwölkt, denn ihre Treue ward mit Undank vergolten. Möge es mir gelingen ihren Schmerz tragen zu helfen und ſie ſo zu tröſten und zu erheben, wie es Gott wohlgefällt!

Alwine erwachte, von dem milden Strahl ihres Blickes getroffen. Als ſie aber die Augen aufſchlug, war das Geheimniß der Wolken ihren Sinnen entzogen, — aber zu ihrem Buſen bog ſich eine Paſſions-Blume herab, die blickte mit ihrem tiefblauen Sterne ſie ſo innig und vertraut an, daß ihr war, als ſähe ſie noch einmal das milde Auge der hehren Geſtalt.

Seit dieſer Stunde aber war eine ſchöne Freude in ihr Herz gekommen, und ſie betrachtete fortan die hohen Gebilde des Wolkenhimmel mit erhöhter Andacht und Freude.

◆

Das erste Dankopfer.

Die kleine Annette war lange krank und dem Tode ſehr nahe geweſen. Nur der unermüdeten Sorgfalt der Mutter war es endlich gelungen, das ſchwankende Leben des Kindes zu erhalten.

Annette genas, und begrüßte das Licht und den wiederkehrenden Frühling mit ſeeligem Lächeln.

An einem warmen Maientage trug die liebende Mutter die Kleine zum erſtenmale hinaus unter die blühenden Bäume. Zahlloſe Blumen glänzten auf den Beeten des Gartens und entfalteten ihre ſchimmernden Sterne im Strahl der Sonne. Mitten in der blühenden Schöpfung ließ ſich die Mutter nieder und drückte das jubelnde Kind mit ſtillen Freudenthränen an ihre Bruſt. Aber die Kleine wandte den Blick immer wieder auf die bunten Beete, und jauchzte und rief: O wie ſchön! Wie ſo gar herrlich iſt es hier überall.

Weißt du aber auch mein Kind, frug die glückliche Mutter, wer dieſe wunderbare Pracht ſo unnachahmlich bereitet und dir ſo große Freude gemacht hat?

Wer denn anders als du? antwortete liebkoſend das Kind. Liebt mich denn wohl Eines auf Erden gleich dir, du liebe, freundliche Mutter?

Keines auf Erden! rief die Mutter: Aber über der Erde lebt noch eine höhere Liebe denn die meine. Ihr verdankſt du dein Leben, all' deine Freuden! Lerne, o Annette, ſie in ihrer großen Schöpfung anbeten!

Da hob das Kind den Blick wie ſuchend empor, aber das Licht blendete die ſchwachen

Augen und es ſeufzte und ſprach: Ach Mutter, ich vermag noch nicht zu faſſen was du ſagteſt!

Die Mutter drückte die Kleine inniger an's Herz und ſprach: Gräme dich deshalb nicht, mein Kind! Einſt wirſt du heller ſehen! dem unſichtbaren Weſen iſt es genug, daß du ihm unbewußt das erſte Dankopfer brachteſt, indem du die höchſte Liebe als die Schöpferin dieſer reichen Natur anerkannteſt und nur im kindlichen Irrthum die Mutter umarmteſt, indem Gott deine dankbare Seele erfüllte!

◆

Apelles.

Apelles, der herrliche Meiſter, ſaß oft in tiefes Sinnen verſunken vor ſeiner Staffeley und betrachtete die Schöpfungen ſeiner Kunſt.

Herrlich glänzte der Farben Pracht, lebendig traten die hohen Geſtalten hervor voll Anmuth und Ausdruck. Wohl geſtand er ſich's ſelbſt daß keiner der Maler weit umher ihm gleich komme an künſtlicher Farbenmiſchung und hoher Erfindung. Aber noch war ſein Verlangen nicht geſtillt, denn in ſeiner Seele lebten noch höhere Bilder, als die, ſo ſein Pinſel auf die Leinwand zauberte.

Das bekümmerte ihn ſehr, und er ſann

oft im Stillen nach, wie er ſeine Kunſt immer mehr veredeln könne.

Ich werde das Urtheil der Menſchen befragen! ſagte er endlich, das eigene Auge iſt oft verblendet und von Irrthum befangen, und ſchärft ſeinen Blick erſt durch den Widerſpruch Andrer. Und er öffnete ſeine Werkſtatt, und ſtellte ſeine Bilder zur Schau. Bald ſtrömte die neugierige Menge herbei, und begaffte die Gemälde mit ſtaunendem Blick und erhob den kunſtreichen Apelles zu den Göttern, in trunkner Begeiſterung. Er aber ſtand ſtill in ſich gekehrt bei dem Jubel des Volkes.

Als mehrere Tage vergangen waren und die Schauluſtigen nicht müde wurden ſein Werk zu preiſen, gedachte Apelles ſich von den läſtigen Lobrednern zu befreyen und verſchloß die Werkſtatt vor den Blicken der Menge. Ich ſehe ſprach er, die Schmeichelei wagt es allein das laute Wort zu führen, die Wahrheit will im Stillen belauſcht ſeyn!

Und er nahm das Gemälde und ſtellte es

vor ſeine Thür den Vorübergehenden zur Schau; er ſelbſt aber verbarg ſich hinter daſſelbe, und lauſchte von Niemanden geſehen auf das Urtheil des Volkes.

Es ſtellte aber das Gemälde ein Frauenbild dar, in aller Vollendung der Schönheit und der glänzendſten Kleiderpracht. Viele, ſo des Weges kamen, blieben vor dem reitzenden Bilde ſtehen, und bewunderten des Meiſters Kunſt und Wahrheit. Andre verſanken träumeriſch in den Anblick der holden Geſtalt und ſprachen zu ihr wie zu einer geliebten Braut, und dieſe Worte klangen am belohnendſten in des horchenden Künſtlers Ohr.

Einſt ging auch ein Schuſter vorüber und verweilte vor dem Gemälde mit prüfendem Blick. Mit wichtiger Miene begann er darauf zu dem dazu tretenden Nachbar: Apelles mag immer ein braver Maler ſeyn, aber ausgelernt hat er noch nicht! Da ſchaut den Schuh, iſt er nicht ganz verzeichnet? Wie ſchade um das ſchöne Bild, daß er den zierlichen Füßen nicht eine nettere Bekleidung gegeben! So ſprach der Schuſter und ging kopfſchüttelnd von dannen. Aber Apelles trat hervor und eilte folgenden Tages, den Fehler zu verbeſſern, denn er traute dem Urtheile des Schuſters. Als er abermals das Gemälde heraus geſtellte hatte, begab es ſich, daß der Schuſter noch einmal vorüberging.

Lächelnd betrachtete er die Veränderung und rief den Vorübergehenden zu und ſprach: Da ſeht, er hat wohl verbeſſert was ich letzthin getadelt! Wahrlich das Bild hat ſchon gewonnen, ſeitdem jener Fehler gehoben iſt, und es wäre gar nichts mehr daran auszuſetzen, gienge jener den Schatten unter dem linken Auge zu verwiſchen, der die Schöne über die Maaſſen verſtellt!

Da hielt ſich Apelles nicht länger, halb zürnend, halb lachend über des Unverſtändigen dreiſte Anmaßung, trat er hinter dem Gemälde hervor, und rief: Bleibe, o Schuſter bei deinem Leiſten! den Schuh magſt du mir tadeln, aber höher vermeſſe dein Urtheil ſich nicht!

Hiermit trug er das Bild in ſeine Werkſtätte zurück und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich ſehe nun wohl, von Außen her kommt dem Künſtler wenig Erſprieslich es! Des Ungeweihten Urtheil iſt einſeitig und beſchränkt. Zwiſchen Schmeichelei und ungerechtem Tadel windet ſich nur ſchmal der Weg der Wahrheit hindurch, auf dieſen aber führt uns am ſicherſten der Genius, den uns die Götter verleihen. Von ihm lernen wir die Gebilde des Lebens erfaſſen und aufnehmen in tiefſter Bruſt, damit ſie aus dem Innern verklärt hervorgehen in Farb' und Licht uns ſelbſt zur Erquickung, und zur Freude und Erhebung Anderer.

◆

Agathe und der Reſedaſtrauch.

Von ſtiller Sorg' das Herz betrübt,
Das Herz, das Gott und Menſchen liebt,
Ging einſt Agathe, ſinnend, bang,
Den kleinen Gartenraum entlang.
Eng' war wie dieſer auch die Welt
Der ſie zur Pflegerin beſtellt,
Und wie ſie auch mit Luſt und Fleiß
Verſah der ſtillen Pflichten Kreis,
Und keine Bitte von ſich wies,
Stets dienſtbereit ſich finden lies:
So ſah ſie das, was ſie gethan
Doch ſeufzend, ohne Freude an.

Wie ſoll des Himmels Beyfall mein
Wie mein des Höchſten Liebe ſeyn,
So dachte ſie: wenn Kraft und Zeit
Ich ſo geringem Dienſt geweiht?
Erhellte eine große That,
Ein Opfer nur den öden Pfad,
Gewiß ich ſcheide einſt mit Luſt!
Mein Lieben wär' dann Gott bewußt!

Da ſtieg vom nahen Blumenflor
Ein ſüßer Balſamſtrom empor,
Der Lilie, der Roſe Mund
Gab reichen Lebens Fülle kund
Doch lieblicher noch war der Hauch
Vom blühenden Reſedaſtrauch.

Agathe neigte unbewußt
Ihr Haupt herab, und ſog mit Luſt
Der Blume ſüßen Odem ein;
Da war's, als töne mild und rein
Ein leiſes Geiſterwort empor,
Und deutlich klang es an ihr Ohr:

Was ſuchſt du mich? Bin arm und klein,
Kann keines Menſchen Herz erfreun!
Entbehrend jede edle Zier,
Zeig' ich nur dürft'ge Blüthen dir!
Sieh, wie die Lilien ſo ſchön
Im goldnen Sonnenlichte ſtehn!
Sie blühn in voller Herrlichkeit,
Indeß ich meine Kraft zerſtreut
In tauſend Sprößlein deren Duft
Spurlos verſchwindet in der Luft!

Und wunderbar getroffen, ſchaut
Agathe ſtaunend ohne Laut
Auf die beſcheidne Blume hin,
Wie Nebel weicht's vor ihrem Sinn.
Nein! ruft ſie aus: Im Kleinen auch
Verkündet ſich der Liebe Hauch!
Ich war wie du in argem Wahn,
Jetzt aber ſeh' ich's klarer an!
Du Blümchen haſt es mich gelehrt!
Nicht große That beſtimmt den Werth,

Das Kleinſte, wird es fromm geübt,
Uns Recht auf Gottes Liebe giebt!
Nicht das allein, was wir gethan,
Des Herzens Demuth ſieht er an,
Das iſt der Opferduft allein
Mit dem wir würdig ihn erfreun!

Und Freudenthränen in dem Blick,
Im Herzen nie empfundnes Glück
Bog ſie ſich hin zum Blümchen klein
Zu ihrem Schmuck es ſtill zu weihn.

Und ohne Klage übte ſie
Fortan des Tages Fleiß und Müh;
Das enge Haus, der ſtille Heerd
Wie wurd' er ihr ſo lieb und werth,
Wie theuer die geringſte Pflicht
Seit jener Weiſung ſanftem Licht!
Sie ſuchte nicht, ſie frug nicht mehr,
Sie ſah nicht ängſtlich mehr umher,
Doch was der Herr ihr zugetheilt,
Sie freudig zu vollbringen eilt.

So wurde für der Jungfrau Sinn
Die kleine Blume Lehrerin.
Und wenn du auch die Demuth liebſt
Das Kleinſte treu in Liebe übſt,
So wähl' auch du Reſeda Dir
Zum Sinnbild, und zu holder Zier.

* * *

Der Kinder Opfer.

Medor! ſagte die ſchmeichelnde Sidli, indem ſie mit ihrem Bruder hinaustrat vor die niedere Hüttenthür, wie ſchön iſt die Flur im Morgenglanz, wie herrlich blüht der lachende Frühling! Aber Medor mein Bruder iſt auch ſchön, hell wogt ſein goldnes Haar im Sonnenlicht, und ſein Auge iſt klar wie der Tag! Freundlicher iſt ſeine Seele als der Lenz, darum lieb' ich ihn auch mehr noch als dieſen.

Sidli, ſprach der liebliche Knabe, du weißt ich habe eine Taube vor allen lieb, die ich ſorglich erzog, denn ſie iſt weiß wie der Schnee und treu und fromm. Aber viel lieber hab ich dich, meine Sidli, denn deine Rede iſt ſüßer als das Girren der Taube, und deine Stirn reiner als ihr Gefieder! o möchten die Götter uns nimmer trennen!

Nimmer, nimmer, o ihr ewigen Götter! rief Sidli, — und beide Kinder umarmten ſich innig. Lange hielten ſie ſich Bruſt an Bruſt geſchloſſen, bis ſeelige Thränen ihre Augen füllten und Medor ernſter begann: Die Götter ſind immer mild und freundlich, aber wir ſollen ſie auch wieder lieben! Sidli, ſahſt du den Vater, wenn er die Erſtlinge ſeines Feldes, zu jener Höhe trug? Wie ernſt war ſein Blick, wie feierlich ſein Glanz! Ich weiß es nun, was er dort that! Er opferte den Göttern! dort an dem kleinen Altar ſah ich ihn knieen; ſein Gebet war fromm und ſtill, und den Himmliſchen angenehm, denn ſchöner keimten die Saaten empor zur künftigen Erndte. Komm Sidli, wir wollen auch ein Opfer zünden! Sind wir gleich noch klein, ſo wird unſer Gebet doch zu den Himmliſchen bringen und ſie werden uns ſeegnen!

Medor, entgegnete Sidli, wohl lieb' ich die Götter wie du! Führe mich auf die Höhen zu dem einſamen Altar! — Aber was bringen wir den Himmliſchen, zum Opfer dar? Ach, Kinder haben kein Eigenthum, und fremdes Gut bringt nimmer Heil und Seegen! Traurig ſchwieg ſie, den Blick zu Boden geſenkt.

Haſt du nicht eine Taube wie ich? rief Medor, mit feurigem Blick.

Du wollteſt? frug Sidli, ihr verwundertes Auge zu ihm erhebend.

Ich will meine Taube hinauftragen, entgegnete der Knabe! eben weil ich ſie ſo lieb habe, weil ſie meine größte Freude iſt, will ich ſie den Göttern opfern! Sie ſeegnen das Herz das ſie allſo verehrt. Komm Sidli, wir fangen die Täubchen und tragen ſie hinauf, damit die Himmliſchen uns wieder lieben!

Und ſchweigend folgte Sidli dem Bruder. Fröhlich flatterte die bunt geſiederte Schaar, der lockenden Stimme des Knaben entgegen. Lora! rief Cidli, und herbei kam das zahme, weiße Täubchen, und pickte nach der dargebotenen Hand, und ließ ſich willig fangen und binden. Bald hatte auch Medor ſeinen Liebling gefangen, die rothäugige Lilli mit blendender Bruſt, und reich befiederten Füßen.

In ein Körbchen mit Blumen legten ſie das gefeſſelte Paar, und nun gingen ſie Hand in Hand ſchweigend die Höhe hinan.

Noch ſchliefen die Eltern, denn die Sonne war erſt emporgeſtiegen, und die Blumen erhoben ſich mühſam vom ſüßen Schlummer. Röthlich ſchimmerten die Höhen, und der Altar glänzte im Purpurſtrahl des erwachten Tages.

Sittig knieten die Kinder auf den bemooſten Stufen nieder, und ihre Herzen vereinigten ſich zu ſtillem Gebet. Seegnet, ihr Götter ſeegnet im Schlummer die liebenden Eltern! Seegnet Cidli und Medor, und laßt ſie wie heut verbunden bleiben durchs ganze Leben! So beteten die Kinder den Blick zur Höhe gewandt. Jetzt gingen ſie, die Tauben zu opfern. Zitternd faßte Medor den zarten Hals des flatternden Lieblings; bittend ſah die Taube zu ihm empor, da ſeufzte er, und ſprach: Eidli, tödte du die Taube, ich habe ſie noch immer zu lieb! und eine Thräne netzte ſeine Wangen.

Wie vermöcht ich doch ſolches, o ihr Götter! rief die klagende Eidli, o habet Mitleid mit den ſchwachen Kindern! noch netzte kein Blut ihre Hände, ſie zittern vor dem grauſigen Vollbringen! Wollet ihr denn auch das Blut der ſchuldloſen Tauben, o ihr, die ihr ja ſelbſt die Liebe, das Mitleid ſeyd?

Gönnet ihr doch dem kleinen Würmchen das ſüße Leben, wenn es ſich bittend im Staube krümmt! O gewiß, ihr wollet den Tod nicht! das Leben iſt euch lieber, das Leben ſoll euch göttlicher feiern! Medor binde die Taube nur los, dein Herz hat die Himmliſchen verſtanden! Unſer Opfer wird dennoch zu den Wolken ſteigen, und die Götter werden uns liebend erhören!

Und ſie löſten die Feſſeln der Tauben, und trugen ſie auf den Altar. Da erhoben ſich die Befreiten mit fröhlichen Schwingen, und flatterten, und ſtiegen liebend geſellt, zu dem blauen Aether empor. Jetzt blitzte ihr weißer Fittig noch einmal im Morgenſtrahl, bald verſchwanden ſie in der Glorie des Himmels.

Verblendet wendeten die Kinder die Blicke ab von der ſtrahlenden Höhe, und beteten leis, denn ein ſüßer Troſt war in ihr Herz gekommen.

Sibli, wir bleiben vereint wie die ſchimmernden Tauben! jauchzte Medor; das Opfer ſteigt, und es neigen die Götter ſich wohlgefällig zu dem Flehen der Kinder!

◆

Die Roſen.

Lilla und Alma, zwei Schweſtern, kehrten aus dem Garten zurück. Sie hatten ſich Blumen gepflückt, und jede trug ein Sträußlein am Herzen, das ihre Lieblinge im Gebiet des Frühlings bezeichnete.

Sieh, die Wunderpracht dieſer Centefolie begann Alma, indem ſie die erſte Zier ihres Straußes der Schweſter darreichte: Giebt es wohl etwas Schöneres im weiten Reich der Natur? Welcher Reichthum, welche Fülle in dieſem Kelch! und wie iſt jedes Blättchen an ſich ſo vollendet, und wie vereint ſich wieder Alles zum herrlichen Ganzen! — Und dieſer Duft!

Iſt es wohl möglich von ihm berührt zu werden, ohne der Roſe Sittſamkeit zu achten? Weiß er nicht die ſanfteſten Stimmen zu bilden, und ſeinen Balſam in das verſchloſſene Herz ſtrömen? Nimm dieſe Centifolie, o Lilie, ſetze ſie bedeutſamer fort, ſie iſt das Bild der Schönheit, welcher wir nachſtreben ſollen, damit ſich durch ſie unſer inneres Leben, wie unſere äußere Erſcheinung veredle und vollende! Viel ſchöne Gaben ruhen in des Menſchen Bruſt, wie die hundertfältigen Blätter dieſer Roſe in der engen Hülle der Knoſpe; jede will entwickelt und ſorglich beachtet ſeyn, damit ſich die zarten Eigenſchaften des Geiſtes in ſchöner Klarheit gehegt, zu einem Ganzen verbinden, und Gott und Menſchen erfreuen.

Lieblichkeit und Demuth wird dann ungetrennlich von unſerm Bilde ſeyn, wie der Duft von dem Kelche der Roſe; und gleich dieſem werden ſie ihre mächtige Anziehungskraft üben, und Alle werden uns ſuchen, und ſüße Wonne weht vor uns hergehen, ſo wie balſamiſche Düfte [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!

[illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]

Vergebens ſtrebt der Sonne Strahl dem kleinen Kelch reichere Fülle zu entlocken. Während die Sonnenblume alle Kräfte verſchwendet, die Erſte zu ſeyn im Reich der Natur, treibt es langſam und zögernd ſeine einfachen Blätter, als ſpare es ſeine Kräfte für einen andern Beruf. Und ſieh', wenn der Herbſt kommt, und der ſchönern Schweſter reizendes Bild ſchon längſt verſchwunden, vergeſſen iſt, und keine Spur ihr eitelſtes Daſeyn verkündet: da glänzen purpurne Früchte an dem Hauptſtengelrande, das vielkörnige Samen des einfachen Blüthchens hervorgeht, und Mann und Knabe ſtrecken die Hände begierig nach ihnen aus, um für den Winter die erquickende Speiſe zu ſammeln. So entſchädigt die Natur überall; ſo überdauert oft das Nützliche das Schöne, und ſo laß uns zu dem Bilde der Sonnenblume das des Heidekornes geſellen, denn des Menſchen Brod hat Raum für beide. Seine Wahl, wie ſein Wille vereinigt alle Reiche der Natur, und er kann manche Gaben in ſich ſelbſt bilden und verwickeln, während die Blume allein den Geſetzen der Natur gehorcht.

Da umſchloß Alma die Schweſter, denn ihre Worte waren ihr ins Herz gedrungen. Und das Sehnen der einen ergänzte das Streben der andern, und ihr Leben vereinte bald die Sinnbilder beyder, ſo daß das Schöne und Nützliche in holder Verſchwiſterung darinnen gar erquicklich zu ſchauen war.

Das Gastmahl.

Admet, der Sohn reicher Eltern, der früh verwaiſt, bei einem ſtrengen aber weiſen Lehrer erzogen war, beſuchte, als er zum Jüngling herangereiſt war, ſeine entfernten Verwandten, die im Beſitz großer Reichthümer in der Hauptſtadt lebten.

Von edlem Anſehn und in allen Wiſſenſchaften erfahren, machte er überall den angenehmſten Eindruck. Jeder beſtrebte ſich den Jüngling auf ſeine Weiſe zu ehren, und lud ihn zu den glänzendſten Feſten.

Criſtipp, der Aelteſte der Familie, begann mit einem prächtigen Gaſtmahl. Verwundert betrachtete Admet die Fülle köſtlicher Speiſen, und den Ueberfluß an Wein, der auf den Tiſchen des reichen Mannes ſtrömte. Du übſt die Tugenden der Gaſtfreyheit in vollem Maas! ſprach Admet zu demſelben, und gewiß haſt du deinen Ueberfluß mit ſolchen getheilt, die an dieſen Erquickungen Mangel leiden. Mit nichten! entgegnete Criſtipp, die, ſo du an meinen Tiſchen geſehen, ſind die Reichſten und Wohlhabenſten der Stadt. Ich mache es mir zum Vergnügen mit denſelben zu wetteifern und mein größter Ruhm würde ſeyn, ſie in Anordnungen zu übertreffen, wie ſie unſers Ranges und unſers Vermögens würdig ſind. Wohl iſt dein Wunſch eines redlichen Strebens werth! verſetzte Admet, auch ich habe manche löbliche Sitte aus meiner Heimath mitgebracht, vielleicht daß du ſie deiner Nachahmung würdig findeſt, wenn du mir erlaubſt, dich bei mir zu bewirthen! Criſtipp ſagte lächelnd zu, und dieſer verließ ihn um ſich zu Alcinder, dem zweiten ſeiner Freunde zu begeben.

Admet! begann dieſer, als ſich der Jüngling an ſeiner Seite an der glänzenden Tafel niedergelaſſen, du warſt vorhin in einer großen Geſellſchaft; ich biete dir nur einen kleinen aber auserwählten Kreis. Du ſiehſt hier nur Biſchöfe und Grafen, die Erſten der Stadt! Es iſt gut, Freunde unter den Mächtigen zu haben und von den Angeſehenſten geachtet zu ſeyn, und ich freue mich, daß dieſes Glück mir gewährt iſt!

Mir däucht, erwiederte Admet, du könnteſt dieſen Wunſch in noch weit größerem Umfange erfüllt ſehen! Kenne ich doch ſo fremd ich hier bin, einen Fürſten, der es gewiß nicht verſchmäht hätte, zu deiner Tafel zu kommen, und der doch viel angeſehener iſt als alle die, ſo dich umgeben! Wen kannſt du meinen? frug Alcinder in geſpannter Erwartung. Du ſollſt ihn kennen lernen, wenn du meine Bitte erfüllſt, zu meiner Tafel zu kommen! erwiederte Admet. Verwundert blickte Alcinder den Jüngling an, dieſer aber wandte ſich, ſeinem Forſchen zu entgehen.

Komm, rief Leander, der dritte der Verwandten, als Admet am folgenden Tage ſeiner Einladung folgte, komm, und ſey fröhlich mit den Fröhlichen! Alles was du ſiehſt und hörſt, iſt beſtimmt, heitern Frohſinn zu verbreiten. Keinen findeſt du unter uns, der von Ueberfluß abgeſtumpft, die Gaben des Himmels mit verwöhntem Gaumen zergliederte, und unmuthig hinwegwieſe, was Tauſenden Labung und Erquickung wäre. Heitre, muntre Freunde ſind es, unverdorbne Naturen, die ich zu meiner Tafel geladen, und wenn andere auch glänzendere Mahlzeiten halten, die dankbarſten Gäſte ſind es doch, die meine Säle verlaſſen, weil nicht Prunk, ſondern allgemeine Freude der Zweck iſt nach dem ich geſtrebt.

Unſer Ziel grenzt demnach recht nah aneinander! verſetzte Admet, du ſollſt dich ſelbſt davon überzeugen, wenn ich dich bey mir bewirthe! Jetzt aber will ich froh ſeyn mit den

Fröhlichen und dir in deinem liebevollen Streben die Hand bieten!

Mehrere Gaſtmähler folgten alſo aufeinander, denn Admets Verwandſchaft war groß, und einer gedachte es dem andern zuvorzuthun an üppigem Glanze. Admet aber wurde, je länger dieſe Feſtgelage dauerten, immer ſtiller und ernſter, ja oft fiel eine Thräne in ſeinen Pokal, und er verließ nicht ſelten früher denn die Andern die Säle der Freude. Endlich kam der Tag, an welchem Admet ſeine Verwandten zu ſich geladen. Sorglich bereiteten ſich dieſe zu dem Feſte, denn es ging das Gerücht daß ein mächtiger Fürſt zugegen ſeyn würde, der ſeine Gunſt dem Jüngling geſchenkt.

An den Pforten ſeines Pallaſtes empfing Admet mit heiterm Ernſt ſeine Verwandten. Staunend überblickten dieſe die zahlreichen Tafeln, ſo in den Sälen bereitet waren, Admet aber begleitete Jeden zu ſeinem Platz und winkte dann ſeinen Dienern, die Nebengemächer zu öffnen. Siehe da erſchienen Paar um Paar die dürftigen, vergeſſnen Brüder der Reichen. Greiſe, in armſeelige Gewänder gehüllt, ſieche Geſtalten auf Krücken gelehnt, Kinder verſchiedenen Alters mit blaſſen, eingefallenen Wangen, auf denen Mangel und Elend geſchrieben war. Schüchtern folgten ſie dem Winke Admets, ſich an die Tafeln zu begeben; dieſer aber begann auszutheilen, ein reicher glücklicher Wirth! Freudig reichte er dem entkräfteten Alter den labenden Pokal, den Kindern des Mangels die erquickende Speiſe, und bald kehrte auf die farbloſen Wangen ſeiner Gäſte der Schimmer neuen Lebens zurück.

Es war aber eine tiefe Stille in dem Saal, und der große Kreis umher war anzuſehen wie eine andächtige Verſammlung. Da ging dem Jüngling das Herz auf, und er ſprach: Habt Dank, o meine Freunde, daß ihr an dieſem meinem Feſte Theil nehmen wolltet! Mögen ſeine Anordnungen euch nicht mißfallen, und meine Freude die eure ſeyn! Vieles habe ich von euch gelernt, was ich nach meiner Weiſe benutzte.

Du, o Criſtipp! ſtrebſt danach, von den Glücksgütern die dir der Herr geliehen, einen weiſen Gebrauch zu machen, und hierin deine Freunde zu übertreffen! Ich glaubte dir zu gefallen, wenn ich die meinen mit denen theilte, die von dem Glücke vergeſſen ſind, denn dieſes ſchien mir der weiſeſte und natürlichſte Gebrauch.

Durch dich, Alcindor! lernte ich den Werth mächtiger Freunde erkennen. Ich lud den mächtigſten an meinen Tiſch, ihn, der da ſprach: was ihr einem dieſer Geringſten thuet, das habt ihr mir gethan! Und hoffte dich alſo mit dem Herrn der Herren zu befreunden.

Dir aber, mein Leander! wußte ich kein höheres Vergnügen zu bereiten, als wenn ich dich zum Zeugen eines Freudenfeſtes machte, das dauernd in dieſen Herzen fortleben wird, und ſomit, meine Freunde! hoffe ich allen euren Wünſchen begegnet zu ſeyn!

Es erhob ſich aber ein Murren in der Verſammlung und viele ſenkten das beſchämte Antlitz unwillig zu Boden. Vor allen aber ſchloß Alcindor Blicke ſtolzen Unmuths auf den Jüngling herab, und er ſchaute auf ſein Purpurgewand finſter nieder. Mit dem Lächeln des Mitleids betrachtete Criſtipp die ungewohnten Umgebungen; andre blickten nicht ohne Theilnahme auf dieſelben herab, und ſchienen über dieſe rührenden Gruppen ihre getäuſchte Erwartung zu vergeſſen. Abmet aber ließ ſich von allem dem in ſeiner Freude nicht ſtören, und winkte ſeine Diener herbei, die bereiteten Geſchenke an Mänteln und Gewändern zu vertheilen. Während der Dank der Beglückten ihn umtönte, hatten ſich ſeine Verwandten, einer nach dem andern aus dem Saale entfernt, Leander allein war an ſeiner Seite geblieben, und miſchte ſeine Freudenthränen mit denen, der reichlich Beſchenkten.

Ich danke dir von Herzen, rief er, den Jüngling umſchlingend, daß du mich werth hielteſt dieſes Winkes deiner Liebe! Ich weiß was du meinſt, und mein künftiges Leben ſoll es ausſprechen, daß ich dich und das Wort unſers Herrn verſtanden!

Da blickte Admet in ſtillem Entzücken empor, und den Gewonnenen an ſich ziehend, rief er: Preis dir, o Ewiger! mein Beſuch in dieſen Kreiſen war nicht vergeblich, meine Zeit nicht verloren! zu Leander aber ſprach er freundlich: Werde du fortan eine Leuchte den Verblendeten, vielleicht daß ſich ihr Zürnen dereinſt in Liebe verwandelt!

Und er nahm ſeinen Wanderſtaab, drückte ſeinem Freunde die Hand, und begab ſich zu ſeiner Heimath zurück.

* * *

Herodot und Thucydides.

Als Herodot, der treffliche Hiſtorienſchreiber der Griechen, zum erſten mal in Athen auftrat und ſeine Bücher im Kreis der Volksverſammlung vorlas, gewann er bald durch die Kraft ſeines Geiſtes und die Anmuth ſeines Vortrags die Herzen der Zuhörer und es ſtrömte von nah und fern das Volk herbei um den begeiſterten Redner zu hören und einzuſammeln die Lehren ſeiner Weisheit.

An einem der Tage, ſo er zu ſeiner Vorleſung beſtimmte, vereinigten ſich die angeſehenſten Männer Athens um den göttlichbegabten Herodot im Angeſichte des Volkes mit der Ehrenkrone zu ſchmücken, und es ging die Rede davon durch die Stadt, und jedes eilte herbei, der Feierlichkeit beizuwohnen, deren Gegenſtand der angebetete Redner war.

Als nun Herodot die Bühne beſtieg und auf die verſammelte Menge herab ſah, die gleich dem wogenden Meer die Hälfte des Marktes bedeckte, da erhob ſich ſein Auge mit ſtolzer Freude gen Himmel und er begann ſeinen Vortrag mit der reißenden Gewalt hoher Begeiſterung.

Als die Vorleſung beendet, und des Volkes Stimme ein Chorus des Beyfalls war, da trat die Verſammlung der Männer zu ihm und ſchmückte ſeine Stirn mit der ſchimmernden Krone von goldenem Lorbeer. Mit ſtiller Würde empfing er die ehrende Gabe, und ſein Auge durchlief mit freundlichem Dank die Reihen des Volkes. Da fiel ſein Blick in das tiefdunkle Auge eines Jünglings, das jetzt von dem Strahl des ſeinen getroffen, von quellenden Thränen überſtrömte. Oft ſchon hatte er dies leuchtende Antlitz geſehen in der Mitte des Volkes, jetzt fiel ſeine Bedeutſamkeit ihm ſichtlicher auf, und er verweilte lange auf ſeinen lieblichen Zügen.

Da hielt Thucydides, der Jüngling, nicht mehr des Herzens Begeiſterung zurück, ſeelige Thränen im Auge, trat er zu Herodot und ſprach, ſich vor ihm niederbeugend:

Siehe, ich erkannte die Götter in Dir, noch ehe dieſer Lorbeer dich ſchmückte! O ſo erkenne du wieder die Liebe in meinem Herzen, bevor du ein deutlicheres Zeichen haſt, als dieſe Thränen! Laß Thucydides dich begleiten, wohin dich die Himmliſchen rufen! Siehe, du haſt ihm ein höheres Leben erſchloſſen, das Leben der Seele, darum gehört er dir inniger an, als der Mutter, die ihn gebar.

Aber Herodot bog ſich freundlich herab und blickte forſchend in die glänzenden Augen des Jünglings und es ging ihm ein Licht daraus hervor, gleich einer Verheißung der Götter.

Thucydides, begann er mild, vertraue dem Ruf, den du im Innern vernahmeſt! Die Liebe zu mir gehört dem Beruf, dem ich mich weihte und ſey dir ein Bürge ähnlicher Beſtimmung. Ein höherer Wille führt dich zu mir, damit ich dich leite! Siehe, mir ſagt es mein Herz, du erbeſt den Lorbeer!

Und der Jüngling wurde von nun an der Zögling Herodots. In ſtiller, liebender Seele empfing er die Worte der Weisheit und bildete ſeinen Geiſt zu gleicher Vollkommenheit aus. Bald erfüllte ſich an ihm das Wort des prophetiſchen Lehrers. Er wurde der würdige Nachfolger Herodots, der Erbe ſeines Geiſtes, ſeines Ruhmes.

So offenbaren die Götter uns am ſchönſten unſern Beruf durch das Herz. Die Kraft im Buſen liegt oft geheimnißvoll verſchleiert dem eignen Blick, kaum ahnen wir ihr einſtiges Erwachen. Da tritt das Große, das Schöne vor uns hin, und es erſteht in uns die himmliſche Liebe; aber in ihr naht der Genius, der unſre Kräfte entfeſſelt, und der wiedergeborne Menſch begrüßt entzückt das verherrlichte Leben.

Das Rohr.

Von ſeinen Enkeln geführt, begab ſich Leawer hinaus auf die herbſtliche Flur. Zärtlich hatten ſich die Knaben um ihn gedrängt, denn wie ſie auch untereinander oft unverträglichen widerſpenſtigen Sinnes waren, alle begegneten ſich in der Liebe zu dem ehrwürdigen Alten, und der Beifall deſſelben ſchien einem jeglichen das höchſte Ziel ſeines Strebens.

Es geſchah aber, als ſie aus den Thoren der Stadt traten, daß ein jeder der Knaben einen andern Weg vorſchlug; denn alle wollten den Greis zu ihren Lieblingsſtellen geleiten, und da dieſer nicht aller Wünſche zu erfüllen vermochte, ſo erhob ſich ein Streit unter ihnen und einer kränkte den andern mit feindſeligen Reden, ſo daß zuletzt alle in ſtummem Unmuth des Weges dahergingen.

Leander, der ſolches bemerkte, war darüber von Herzen betrübt. Er beſtimmte nun ſelbſt den Weg, um den Zwiſt zu beenden, und führte die grollende Schaar zu einem nah gelegenen Hügel hinan, der weit über die Ebene hinausſchaute.

Als ſie denſelben erſtiegen, und Leander ſich niedergelaſſen hatte, lagerten ſich die Knaben zu ſeinen Füßen. Allmählich verſchwand ihr Unmuth beim Anblick der herrlichen Ausſicht, und ſie begannen wiederum ihre Augen zu erheben, und lauſchten erwartungsvoll der Worte ihres väterlichen Freundes. Dieſem aber war, als er in die weite Ebene hinabſchaute, als überblicke er das Leben von dem letzten Hügel der Laufbahn, und all' die Stürme ſo er überſtanden, und die Freuden und Leiden vergangener Zeit zogen an ſeiner Seele vorüber, und er gedachte mancher treuen Hand die ſeine Laſten erleichtert, und manches befreundeten Herzens, das der Tod von dem ſeinen gelöſt, und ſeine Seele war voll Wehmuth und er blickte gedankenvoll auf ſeine Enkel herab, und dachte, wie ſie noch am Eingang ſtänden des ſturmbewegten Lebens, und wie die Zeit ſo kurz ſey, in der er ſie zu leiten vermöchte, und der Gedanke daß ſie noch nicht eins waren im Geiſt der Liebe, der Eintracht, beunruhigte ſein Gemüth.

Als er ſolches dachte, und in tiefes, ernſtes Nachdenken verſenkt hinabſchaute, fiel ſein Blick auf einen nahgelegenen Weiher, in deſſen Schilf-Rohr der Wind ſpielte, und es in ſanften Wellen bewegte. Es gemahnte ihn aber daſſelbe an die jugendliche Schaar, die ihn umgab, und er erhob ſein Antlitz und ſprach: nicht umſonſt meine Kinder, wurde unſer Fuß auf dieſen Hügel geleitet! Seht das Rohr zu unſern Füßen, iſt es nicht ein Bild Eurer zarten, ſchutzbedürftigen Jugend? Leichtbewegt ſchwanken die feinen Stäbchen, ſobald ein Windſtoß darüber hinwegfährt, ſollte man nicht befürchten, daß jener ſie knicken werde, da die Natur ihnen in ſich ſelbſt ſo wenig Widerſtand gab?

Ich würde es glauben, entgegnete einer der Knaben, wenn ich nicht geſehen, wie jenes zerbrechliche Rohr ſchon ſtärkere Stürme beſtanden, und dennoch unverſehrt geblieben iſt, wenige Stäbchen ausgenommen, die ich zerknickt am Ufer fand.

Und warum mußten dieſe unterliegen? frug der Greis.

Sie ſtanden allein und abgetrennt von den andern, erwiederte jener, darum konnte ſich der Sturm ihrer bemächtigen! Dort aber, wo das Rohr dichter iſt, ſtützt ein Stäbchen das andre, und wie der Wind ſie auch gemeinſchaftlich beugt, ſo kann er doch keines zerbrechen, weil das Ganze das Einzelne hält, und dem Sturme Widerſtand leiſtet.

Und ſollte uns nicht hierin eine geheime

Lehre verborgen ſeyn? verſetzte Leander, was iſt es denn, was das Glück der Völker, das Wohl der Familien ſichert? iſt es nicht nächſt dem höhern Schutz, der friedliche Verein einzelner Kräfte, das Band der Liebe und Eintracht, das demſelben Dauer verleiht?

Da errötheten die Knaben, denn ſie gedachten ihres Streites und ihres öfteren Unfriedens, und ſie wagten ihre Blicke nicht zu erheben. Leander aber ſah was in ihren Herzen vorging, und winkte einen derſelben daß er eine Handvoll des Rohres herbeibringe; als aber ſolches geſchehen, vertheilte er es unter die Brüder und ſprach:

Gedenket, wenn ich heimgegangen bin, gedenket mein beim Anblick des Rohres! Haltet zuſammen, ſo wie der Schöpfer dieſe zarten Stäbe dicht an einander gepflanzet hat! Vereint nur vermögt ihr die Stürme des Lebens zu beſtehen, ſo wie es dieſes Bild euch gelehrt hat. Und wenn einer ſich losſagen will von dem brüderlichen Bunde, ſo erinnert euch des Rohres, das der Sturm geknickt hat. Dem vereinzelten Daſeyn drohen die Schläge des Geſchickes doppelt Gefahr. Liebe und Eintracht aber ſind die Stützen des Lebens, und im Unglück entfaltet ſich zwiefach ihre himmliſche Kraft.

Da wurden die Knaben ergriffen von den Worten des Greiſes; dieſer aber ſeegnete ſie unter Thränen, und alle legten in ſeine Hand das Gelübde ab, zu thun, wie er ihnen durch dieſes Gleichniß gelehrt hatte.

Die Brautgabe.

Paulina, eine vornehme Römerin, beſuchte einſt Septimien, die Freundin ihrer Jugend, welche Unglück und Armuth lange von ihr entfernt und geſchieden hatte.

Aber nicht das Band neuerwachten Gefühls war es, was ſie zu ihr zog. Mit eitler Hoffärth betrat die, an alle Genüße des Lebens gewöhnte Frau, die Schwelle des Gemachs, in dem Septimie beſchäftiget war, köſtliche Gewande zum Verkauf zu weben, denn ſie war ſehr arm, und mußte von dem Fleiß ihrer Hände leben.

Septimia, begann Paulina, ich komme zu

dir, um das Brautgewand meiner Töchter bei dir zu beſtellen, denn ich habe ſie beide verlobt, und will, daß ihre Morgengabe köſtlicher ſey, denn alles was Eltern je zum Schmuck und Bedarf ihrer Töchter erſannen. Spare darum die köſtlichſten Verzierungen nicht, und bereite die Gewänder würdig unſers Standes und unſers Reichthums.

So ſprach Paulina, und fuhr mit eitler Beredtſamkeit fort Septimien von dem Werth ihrer Ausſteuer zu erzählen, und von den Schätzen an Gold, köſtlichen Tapeten und zierlichen Geräthen, die ſie für ihre Töchter geſammelt habe.

Da giebſt du deinen Töchtern wohl mehr als ſie bedürfen? frug beſcheiden Septimia.

Mit nichten, entgegnete Paulina, eine große Erziehung bringt große Bedürfniſſe mit ſich, und ich will die Götter preiſen, wenn ich ſie durch meine Fürſorge wenigſtens vor der Laſt drückender Entbehrung geſchützt habe.

Wenn dem alſo iſt, entgegnete ſanftlächelnd Septimia, ſo habe ich für meine Töchter eine noch reichere Ausſteuer beſorgt.

Reicher, rief hocherſtaunt die ſtolze Römerin, und warf einen fragenden Blick auf Septimien.

Willſt du dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugen, ſprach Septimia, ſo folge mir in ihr Gemach, ich will dir die Kleinode zeigen, deren Werth zehnmal mehr beträgt, als ſie zu ihren Bedürfniſſen nöthig haben!

Und ſie öffnete das Gemach. Da ſaßen drei einfach gekleidete Jungfrauen an ihren Webſtühlen, und das Werk ihrer Hände war hell und lieblich anzuſehen, gleich dem Glanz der Sonne und dem buntfarbigen Schmuck der Blumen, und ihre Wangen glänzten von Geſundheit und Heiterkeit.

Als aber die Mutter mit der vornehmen Römerin hereintrat, ſtanden ſie auf und verneigten ſich ehrerbietig vor den Frauen. Und Septimia führte ihre Töchter zu Paulina, und ſprach:

Siehe, Paulina, das Kleinod das ich

meine, iſt der Fleiß dieſer Hände! Mögen die Götter die Ausſteuer deiner Töchter ihnen alſo zum Heile gedeihen laſſen, als ich mir von meiner Sorgfalt ſüße Früchte verſprechen darf!

Siehe, dieſe haben mehr, als zu der Freude des Lebens erforderlich iſt, denn ihre Bedürfniſſe ſind gering, und Fleiß und Geſchicklichkeit überall geſucht.

Darum wird auch der Mann nicht klagen, deſſen Wahl ſie einſt trifft. Ihre Brautgabe iſt ſichrer denn Gold, darum gilt ihr Werth in den Augen des edlen Mannes wohl eben ſo viel als die Perlen des Orients.

So ſprach Septimia. Die Töchter aber ſchlugen die Augen nieder, und errötheten ſehr, denn ſie hatten die Mutter zum erſtenmal über den Werth ihres frommen Fleißes ſprechen gehört.

* * *

Die beiden Maler.

Ein Maler, der mit ſeinem Schüler von einem Hügel herniedergeſtiegen war, von wo aus er ein reitzendes Thal aufgenommen hatte, bemerkte, als er nun dieſes betreten, und eine Weile in demſelben fortgegangen war, einen jungen Mann, der ebenfalls damit beſchäftigt war, eine Landſchaft zu entwerfen. Freundlich grüßend nahte er demſelben, er betrachtete ſeine Zeichnung, und entdeckte daß es jener Hügel ſey, den er verlaſſen, welchen der junge Maler auf ſeinem Bilde angebracht hatte. — Als er nun die Zeichnung mit der Natur immer ſorgſamer verglich, bemerkte er, daß dieſe Anhöhe in einiger Entfernung wegen der verſchiedenartigen Laubhölzer, die ſie bedeckten, und einer ſchönen Ruine einen überaus maleriſchen Anblick gewährte, und wenigſtens ein eben ſo dankbarer Gegenſtand für den Maler ſey, als das Thal, das er von dort aus aufgenommen hatte. Seltſam! begann der Schüler, der ebenfalls in das Bild geſchaut, zu ſeinem Meiſter, du warſt mit mir ſo oft auf jenem Hügel, und niemals kam dir der Gedanke, denſelben zu malen. Immer waren deine Blicke in das Thal gewandt, bis daß du das Gemälde gefertigt, und doch iſt dieſes, da wir jetzt daſſelbe durchwandern, bey weitem nicht ſo herrlich und ſchön, wie es dort oben uns erſchien!

Ihr habt dies Thal aufgenommen? frug der Fremde zu dem Maler gewandt, dürften dieſe Sümpfe und dieſe regellos zerſtreuten, armſeligen Hütten, euch einen Gegenſtand bieten, der Eures Pinſels würdig wäre?

Sehet ſelbſt, ſprach der Maler, indem er ſein Gemälde auseinanderrollte.

Mit Erſtaunen überſah der Maler das köſtliche Bild. Von der dunklen Farbe des Vorbergrundes gehoben, breitete ſich das Thal wie ein holdes Frühlingsgefilde voll Sonnenſchein und Frieden in allen ſeinen romantiſchen Abwechslungen vor ſeinen entzückten Blicken aus. Gleich Cryſtallſpiegeln glänzten die fernen Sümpfe aus dem Grün lachender Wieſen hervor, und trugen wie manches andre, was in der Nähe das Auge unangenehm berührte, nur dazu bei, die Schönheit des Ganzen zu heben. Ich ſehe daß ihr Recht hattet, euern Fleiß an dieſes Bild zu wagen, entgegnete der Jüngling überraſcht, ich war nie auf jenem Hügel, und ahndete nicht, daß dieſes Thal einen ſo reizenden Anblick gewährt.

– Wir waren demnach in demſelben Falle! entgegnete der Maler, und aufs neue finde ich die Behauptung beſtätigt, daß der Künſtler überall einer gewiſſen Seh-Weite bedarf, um für die Gegenſtände des Lebens eine reine Begeiſterung zu empfangen. Was uns allzunah liegt, wird uns ſeltener zur Darſtellung reizen, als das Entfernte, Halbenthüllte, welches in dem magiſchen Schleier, in welchem es unſern Blicken begegnet, unſere Phantaſie entflammt. Selten erträgt das Schöne den prüfenden Blick des Näherbeſchauens, und es iſt faſt immer nur die Ahnung deſſelben, die des Künſtlers Buſen erwärmt, und ſeine lieblichſten Bilder erweckt.

Mir dünkt, eure Bemerkung gelte nicht allein dem Künſtler, entgegnete der Jüngling. Ich ahne eine allgemeine Wahrheit in dieſen Worten! Gleicht nicht des Menſchen Treiben faſt überall dem unſern? Und iſt es nicht immer das Entfernte, Ungekannte, was unſere Wünſche, unſere Sehnſucht entflammt, und in ſo hellem Lichte unſrer Seele erſcheint, daß wir nicht ſelten gegen das, was wir beſitzen, ungerecht werden, und uns überreden, es gebe ein vollkommenes Glück in den Grenzen der Erde? Ja, wie ihr entzückt zur Tiefe, und ich bewundernd zur Höhe geſchaut, ſo die Menſchen in ihren verſchiedenen Verhältniſſen zu einander. Jeder ſieht nur das Liebliche des Bildes, dem er fern ſteht, während kein Dorn ſeiner nähern Umgebung ſeinen Blicken entgeht. Darum der unbefriedigten Wünſche zahlloſe Schaar, und das weit hinaus greifende Verlangen!

Ihr habt früh das Leben erfaßt, entgegnete der Maler, und nachdem er mit ernſtem Blick dem Jüngling die Hand gedrückt, ſchritt er nachdenkend den weiten Pfad in das Thal hinab.

* * *

Der Magnet.

Ey,' lieber Vater! begann der kleine Emil, wie ſoll ich denn fertig werden mit meiner Arbeit, wenn du mir deren ſo viel aufgiebſt und der Lehrer ſeine Lektionen dazu? Erſt warſt du zufrieden wenn ich wenige Sprüchlein ſchrieb, jetzt füllen meine Aufgaben mehrere Seiten, und dabei muß ich noch über den Büchern ſitzen und mancherlei lernen!

Du wirſt älter mein Sohn, entgegnete der Vater, und da das Leben gar viel von uns fordert, und es mancherlei Laſten auf unſre Schultern legt, ſo iſt es gut, daß wir frühzeitig unſre Kräfte zu üben beginnen!

Ach, meine ſchönen Spielſtunden! ſeufzte der Knabe, hören denn von nun an die Laſten und Arbeiten gar nicht auf?

Die Pflichten, die das Leben uns auferlegt, wachſen im Gegentheil mit jedem Jahre! entgegnete der Vater, das, was du jetzt mit Mühe vollbringſt, iſt gegen die Arbeiten deines älteren Bruders gehalten, ein Kinderſpiel, und doch kommen die Aufgaben deſſelben, mit denen deines Vaters verglichen, in keinem Betracht. Dieſem aber liegen außerdem noch Sorgen andrer Art ob, und dies iſt das Loos jedes Staatsbürgers und jedes Familien-Vaters, und wird auch dereinſt das deinige ſeyn!

O weh! ſeufzte der Knabe, wie ſoll ich es anſtellen ſo viel zu vollbringen! Und wie machſt du es denn, lieber Vater, daß du dies alles leiſten und fördern kannſt, und dabei doch immer ſo fröhlichen Muthes biſt?

Sieh' her, ſprach der Vater, und führte den Knaben zu einem Magnet, ſo an der Stubeuthär hing, und mit allerhand Eiſenwaaren belaſtet war.

Kannſt du dich noch erinnern, fuhr er fort, wie ich vor einigen Jahren dies ſeltſame Metall zum Geſchenk erhielt, und ihr alle kamet und ſeine Kraft prüfen wolltet, und der Laſten zu viel wurden, und alles zu Boden ſank?

Das weiß ich ſehr wohl! entgegnete Emil, du ſagteſt, er ſey noch ungeübt, und es müſſe ſo kommen. Darauf hingeſt du vorſichtig ein eiſernes Reiſlein daran, und ſchobeſt bald nachher einen Schlüſſel hinein, und ſo fuhreſt du fort mit der Zeit eines um das andre hinzuzufügen, ſo daß der Magnet nach Verlauf eines Jahres, alle Schlüſſel des Hauſes trug, und jetzt noch andre Laſten dazu!

So wächſt mit der Uebung die Kraft, ſagte der Vater, auch ich war unerfahren und ſchwach, aber was man mir auftrug, übernahm ich mit Freuden. Bald wurde es mir leicht auch Schweres zu vollbringen, denn die Beharrlichkeit erleichtert die Laſt. So ging es mir wie dem

Magnet. Auch ich erkannte erſt die in mir ſchlummernde Fähigkeit, nachdem dieſe geweckt und verſucht ward. Und alſo verfährt das Leben mit uns Allen! wir tragen und müſſen tragen, aber allmählig wächſt die Kraft durch die Laſt, bis dieſe uns leicht und bequem wird. Bald nehmen wir zu der einen die andre, und zuletzt wird uns die Beſchwerde zur Freude, denn das erhöhte Selbſtgefühl erzeugt inn're Zufriedenheit, über beide aber gehet die Liebe, die uns für die beſeelt, mit denen uns der Himmel verbunden, und durch ihre Hülfe vermögen wir bald zu vollbringen, was der lebloſe Magnet nicht vermag.

Da erkannte der Knabe das Gleichniß, und er blickte ermuntert zu dem Vater empor. Dieſer aber legte ſeine Rechte auf des Kindes Haupt und ſagte: fortan wirſt du den Magnet nicht ohne Nutzen betrachten!

Der [illegible]aufgang.

Wilhelm ſaß am Geſtade des Meeres, ſein Haupt an die Felſen gelehnt. Still und einſam war der Platz, den er vor allen liebte; denn ſeine Seele war betrübt, und er floh die Freuden der [illegible].

Langſam ging die Sonne hinab, und ſenkte ihr röthliches Antlitz in die ſchimmernde Fluth.

Da [illegible] Wilhelm [illegible], und rief: wehe mir, ſo ſinkt auch mir die [illegible] Sonne in Nacht und Grab! [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] kein Blick die [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] in die Nacht [illegible] [illegible] [illegible] Herz, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

da [illegible] mein Herz einen ſchmerzend [illegible] nicht, und ich verſchmachtete ohne [illegible]!

Aber nun kommſt du, um auch an mir zu rächen, denn das Herz, das die Liebe ſucht, ſieht auch ihrer Rettung entgegen!

So ſprach Wilhelm am Geſtade des Meeres, und ſeine Augen waren düſterer als der ſtolze Schleier der Nacht, und ſein Herz erregter denn die Wogen des Meeres.

Endlich gingen die Sterne hinter den Wolken hervor, und blickten freundlich herab, und ſchimmerten die Wellen, und ſie ſtiegen auf und nieder in milder Verklärung.

Langſam verging ſich das Dunkel, von den wehenden Lüften verjagt, endlich rollte der letzte Vorhang empor, und der Sternendom ſtrahlte in ſeiner ruhigen Majeſtät zur Erde hernieder.

Immer geheimnisvoller wurde die Geſtalt der Erde, je mehr ſich die glänzende Hülle entfaltete; immer tiefer verſank der Menſchheit irdiſcher Schmerzen vor dem Anblick des unermeßlichen Sternenmeeres!

Da wurde es ſtiller in Albano's Herz, und ſeine Klage erſtarb. Nachdenkend verweilte ſein Blick auf den rollenden Sternen, und eine tröſtende Hoffnung kam in des Verlaßnen Seele. Mit leiſer Reue gedachte er ſeines leidenſchaftlichen Strebens nach vergänglichem Gut, und erkannte die Nichtigkeit jedes irdiſchen Wunſches für die Spanne Zeit, die wir das Leben nennen und die doch beim Anblick des Unermeßlichen gleich einem flüchtigen Augenblick erſcheint.

Nein, rief er, ich will nicht mehr trauern! dieſe Sterne lehren mich eine neue Freudigkeit! So gewiß dieſer unendliche Raum ein Reich des wirkſamſten Lebens iſt: ſo gewiß wird dort die Liebe ihren Tempel, und das Herz ſein Vaterland finden!

So ſprach Albano, und eine ſelige Ruhe kam über ihn. Immer leiſer brachen ſich die Wellen an dem Felsufer, immer ſchmeichelnder umſpielte ihn die ſäuſelnde Luft; er entſchlief.

Da trat im Traum ein hoher Engel zu

ihm, der betrachtete ihn mit freundlichen Augen, und ſein Angeſicht war hell und leuchtend wie die Sonne, und er ſprach zu Albano: Siehe, ich bins, der dich emporführt in die Räume des Lebens! Willſt du dich mir, der himmliſchen Liebe, weihen?

Da breitete Albano ſeine Arme aus und rief: o du heiliger Bote des Lichtes! was ſoll ich thun, mich deiner Huld zu verſichern?

Da ſprach der Engel, werde der Sonne ähnlich, liebe, beglücke wie ſie!

Da erwachte Albano, noch bebte in ſeinem Herzen die Seeligkeit des Traumes nach, noch ſah er den Lichtglanz der himmliſchen Erſcheinung vor ſeiner Seele.

Freudig erhob er ſeinen Blick dem erwachenden Tage entgegen. Eben ſtieg die Sonne in voller Pracht hinter den Felſen empor. Majeſtätiſch erhob ſich ihr Angeſicht, die Bahn ihres Wirkens überſchauend. Licht und Freude verkündete ihre beglückende Ankunft.

Aber Albano ſtand auf von dem nächtlichen Lager, und ſank auf ſein Angeſicht und betete an.

Und der Aufgang der Sonne wurde für ihn der Aufgang eines neuen Lebens, denn die höhere Liebe erwachte in ſeiner Seele. Und er ging hinab in das Land und forſchte nach den Thränen des Jammers; und übte fromme Thaten der Milde, der himmliſchen Huld.

Und die Menſchheit wurde fortan ſeine Liebe, und ſeine Hoffnung die ſchöne Verheißung des Engels.

◆

Die Feierſtunden.

Ein Vater gedachte auszugehen und rief ſeine Kinder zuſammen, um einem jeden ſeine Arbeit zuzutheilen. Einige hatten zu ſchreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen, alle aber bekamen ihre Aufgabe und zugleich die Erlaubniß des Vaters, ſobald ſie ihre Arbeit vollbracht, im Garten zu ſpielen bis daß er zurückkehren würde. Als nun der Vater alles aufs Beſte geordnet, ermahnte er ſie noch einmal zum Fleiß und begab ſich hinaus auf die Felder.

Das Zimmer der Kinder aber ſtieß an den Garten, und die jüngeren blickten hinaus und ſahen den ſchönen Sonnenſchein und die güldnen Schmetterlinge die über die Blumenbeete dahingaukelten, und die bunten Bilder verlockten ihr Herz und ſie ſprachen untereinander, wäre es nicht gleich, wenn wir lieber zuerſt unſer Spiel trieben und ſodann an die Arbeit gingen? dort draußen iſt es ſo hell und hier ſo eng und ſo düſter!

Habt ihr nicht vernommen, entgegnete der ältere, wie der Vater geſagt: erſt die Arbeit und dann das Spiel?

Ey, verſetzten jene, wird nur beides gethan, ſo kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerſt oder zuletzt geſchieht!

Mit dieſen Worten warfen ſie ihre Bücher zur Seite, und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die älteren blickten ihnen nach in die lockende Freiheit, aber ſie ließen ſich nicht irren und arbeiteten fort, ſtill und ſchweigſam, ſo wie es der Vater befohlen. Draußen aber ſtand die Sonne noch hoch, und die Luft war ſchwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, und ſprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her, und trieben allerhand unbändige Spiele und geberdeten ſich wie eine zügelloſe Schaar.

Als nun die älteren ihre Arbeit beendet hatten, und ſich zu den jüngeren in den Garten begaben, um ſie an ihre Pflicht zu ermahnen, gedachten dieſe voll Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben ſie ſich ohne Widerrede in das Zimmer zurück, als ſie aber die Bücher ergriffen, ſiehe da vermochte keiner weder zu leſen noch zu ſchreiben, denn ſie waren alleſammt erhitzt und erſchöpft und die Buchſtaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer, ſie traten ans Fenſter, aber ach, während ſie traurend hinausſahen, wanderten die glücklichen Geſchwiſter in dem kühlen Schatten umher, die Blumen gießend, und ſich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß ſie die ſchöne Feierſtunde verſcherzt, griffen ſie wieder zu den Büchern, aber ihre Gedanken vermochten ſie nicht mehr zu ſammeln, und ſie irrten eines wie das andere voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam, und die verlegenen Geſichter der Kinder ſah, und wie ſich das eine hinter das andre verbarg, berief er die älteſten und frug, was iſt hier geſchehn?

Da trat einer derſelben hervor und erzählte was ſich begeben, und wie jene zuerſt geſpielt und ſodann zur Arbeit gegangen.

Und wo ſind die Arbeiten? frug der Vater? da rief einer der jüngern unter Weinen: vergieb uns, o Vater! wir waren erhitzt und zerſtreut und vermochten nichts zu vollbringen denn wir ſahen die Freuden der andern!

Ihr Unfolgſamen! zürnte der Vater, habe ich euch nicht geſagt: nur nach gethaner Pflicht ziemt dem Menſchen Erholung? warum wolltet ihr dieſe Ordnung verkehren? ſeht, jede Uebertretung ſtraft ſich von ſelbſt! die fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit, ihr aber verlangtet den Genuſs vorher und ſo blieb euch nichts als die Arbeit ſammt der Unluſt zurück!

Mit dieſen Worten führte er die Kinder zu den Büchern, ſie aber gelobten ſich heimlich nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehren.

◆

Das Marienblümchen.

Die heilige Maria war
Die Schönſte in der Kinder Schaar;
Ihr Auge, licht wie Sternenſchein,
Drang tief in jedes Herz hinein
Und wer es einmal nur geſehn
Das Engelantlitz, mild und ſchön,
Der pries das Elternpaar beglückt,
Deß Kind ſo reich der Herr geſchmückt.

Maria hieß der Liebling bald
Im weiten Kreis von Jung und Alt,
Und wie es jeder ſtill empfand
Daß ſie im Seegen Gottes ſtand:

So ſchien's, als folge die Natur
Mit gleicher Luſt des Kindes Spur,
Denn wo ſie ging, und wo ſie ſtand,
Man ſtets die ſchönſten Blumen fand.

Einſt ſaß Marie' gedankenreich
Auf einer Wieſe grün und weich,
Sie ſah zum Himmel ſtill empor
Und träumte von der Engel Chor
Biß aus der Abendwolken Pracht
Die Sternlein traten, leis und ſacht.

Wie ſchön! ſo rief das Kind entzückt
Die Händlein feſt auf's Herz gedrückt:
O wären doch die Sterne mein,
Die Himmelsblümlein licht und rein! —
Kaum hört die Wieſe ſtill betrübt,
Wie ſehr Marie' die Sterne liebt,
So weint ſie, daß des Himmels Pracht
Sie um des Kindes Huld gebracht.
Die Sternlein aber ſehn's, und mild
Senkt jedes ſeiner Klarheit Bild

In ihren Thau, — und als das Licht
Des Tages, durch die Dämmerung bricht:
Da blüh'n im Raſen, weiß und rein
Viel hunderttauſend Sternelein.

Maria naht, ſie ſtutzt und ſchaut
Hat Sterne denn die Nacht gethaut?
Was ſie am Himmel geſtern ſah:
Zu ihren Füßen liegt es da.

Da knie't ſie nieder, und entzückt
Hat ſie ein Blümchen abgepflückt,
Sie ſieht es an und ſpricht für ſich:
Mit Sternen ſchmück' ich fürder mich!

Da Blümchen ſolches Wort vernahm,
Entzücken raſch es überkam;
Die Silberblätter rings erglühn
So purpurhell, wie Roſen blühn,
Und aus dem kleinen Kelche keimt
Ein Blatt um's andre ungeſäumt.

Maria ſchauet unverwandt
Das Wunder an in ihrer Hand.

Was kündet dieſer raſche Trieb?
Sag', haſt du mich, mein Blümchen, lieb?

Da treibt und dränget ſonder Raſt,
Sich Blatt auf Blatt in froher Haſt,
Kein Plätzchen bleibt, kein Räumchen leer,
Viel hundert Blättchen ſtehn umher
Zum Röslein iſt der Stern gefüllt,
Das grüßt ſie, als der Liebe Bild.

Da drückt Marie mit Dank und Luſt
Die Blume an die zarte Bruſt
Und lächelt froh: So zeigſt du an
Was keine Blume ſagen kann!
Fortan ſollſt du mein Liebling ſeyn,
Und Maaslieb' ſey der Name dein!

So ward das Blümchen eingeweiht
Zum Liebestroſt durch alle Zeit.
So weit die lichten Sterne glüh'n,
So weit ſieht man auch Maaslieb' blüh'n.

Rings ſteh'n ſie mit den Aeuglein klar
Und bieten ihre Grüße dar,

Und manches fragt und manches zählt
Der Blätterfülle froh beſeelt,
Doch was Maria's Herz entzückt
Das hat kein Auge ſonſt erblickt.

Und als die Sage ward bekannt
Da ſann die Kunſt in jedem Land
Der Blume Schönheit zu erneu'n
Um fromme Herzen zu erfreu'n.
Und ſieh'! was ſie verſucht, gelang;
Doch nicht freywillig, nur aus Zwang
Füllt ſich des armen Blümchens Grund
Mit tauſend Blättern hell und bunt;
Und ſiehſt du's an, ſo ſagt es dir:
Ich lieb' doch keines außer Ihr!
Maria's Blümchen will ich ſeyn
Und blühe nur für ſie allein!

* * *

Paramythen.

Des Abends Triumpf.

Vor den Thron der Nacht war der Abend und der Morgen gekommen, um von der ernſten Schweſter die Entſcheidung ihres Wettſtreits zu gewinnen.

Mit hochglühenden Wangen, die des Unmuths Thränen beperlten, nahm der Morgen das Wort, und begann: Heilige Nacht, Vertraute der Gottheit, aus deren geheimnißvollen Tiefen Welten hervorſprühen, und ſich zum harmoniſchen Kreislauf vereinen, Du, die die Grenzen unſerer Reiche bewacht, damit unſre Flammen nicht in einander ſchlagen, richte, o richte Du über unſer Verdienſt! Siehe, die

Kinder der Erde haben mit ihren Lobgeſängen Verwirrung und Zwietracht über uns gebracht, und der Abend ſcheint ſich mir gleichſtellen zu wollen, mir, der ich das Leben erwecke, welches er verſiegen heißt! Sage du ſelbſt, wer von uns beiden ward von der Gottheit berufen, Seegen und Freude zu verbreiten? Wer hat ihren Namen am ſchönſten verherrlicht? Täglich ſtreue ich meinen erquickenden Thau auf die ſchlummernde Flur, und führe die Sonne herauf, damit Wärme und Entzücken ſich durch die Pulſe der Schöpfung verbreite! Ich bins, der der Farben Feuermeer über die Welt gießt, und ihr die lachende Schönheit und den Reitz friſcher Jugend mit jedem neuen Tage zurück giebt. Ich erſchließe den Kelch der Blumen, und wecke im Hain der Vögel Geſang, und im Buſen der Menſchen der Andacht ſeelige Stimme.

Mein ſtilles Loos, ſo begann der Abend, iſt: die Welt mit kühlem Schatten zu decken. Ich ſchließe die Blumenſterne, und die Bruſt der Sänger im Hain, die Wenigen ausgenommen, die mein ſüßes Geheimniß zu theilen verſtehen. Dennoch bin ich beſtimmt, die Welt gleich dir zu beglücken! Von meinen breiten Schwingen träuft Friede und Erquickung auf die matten Fluren herab, und das Herz des Menſchen klopft ruhiger, wenn ich die blendenden Geſtalten der Sinnenwelt mit meiner Dämmerung umziehe. Ich lenke ſeine Blicke zu den Sternen, und trockne ſanft die Thräne des Kummers, indem ich ihn mit der Welt der Geiſter befreunde, und ihm von den Wohnungen des Himmels erzähle!

Mich, unterbrach ihn der Morgen, hat die Gottheit ſchon damals hoch über dich geſtellt, als ſie mich erkohr, zuerſt das Wunder der Schöpfung zu begrüßen. Welche Auszeichnung gleicht derjenigen, als ſie mich zum erſten Zeugen ihrer Liebe rief, und ſelbſt meine Fackel anzündete, um das Werk ihrer Hände zu beſchauen? Eingedenk des großen Schöpfungsmorgen, beten die Völker der Erde bis jetzt an meinem Altar, und ich bin es ausſchließlich geblieben, der die Erſchaffnen in den Hymnen der Andacht mit dem Schöpfer vereint.

Und haſt du des noch größern Wunders vergeſſen, begann der Abend, deſſen Vertrauter, deſſen erſter Verkünder ich war? Tauſend Opfer ſteigen in deinem Gebiet zum Himmel empor; in dem meinen ſtieg Eines vom Himmel zur Erde, aber dies Eine vermögen alle deine Opfer nicht aufzuwiegen, und flammten ihre Gluthen auch weit in die Unendlichkeit hinein! Der Himmel, o vernimm es, und beuge dein Haupt, der Himmel beraubte ſich ſelbſt, um meine Krone zu ſchmücken, und die Thränen der Engel fielen in neidiſchem Entzücken auf mich herab. Da ward der Abend zum Morgen, der neue ſeelige Blüthen erſchloß, und eine Sonne ſtieg aus ſeinen Schatten empor, deren Strahl die Nacht des Todes durchbrach und die Geſtorbenen zum neuen Leben erweckte, bis der Sterblichen kurzer Tag an die Unendlichkeit geknüpft war. Siehe, tauſend Stimmen der Erde begrüßen dein Erſcheinen, o Morgen. Mir ſangen Engel ihren ewigen Gruß, und die Sonnen des Himmels entbrannten, ihre Flammen mit der Dämmerung des Abends zu vertauſchen, weil in ihr die erlöſende Liebe zur Erde ſtieg.

Heilige Demuth im Blick verſtummte der Abend, während der Morgen ſein erröthendes Antlitz verhüllte. — Die Nacht aber ſenkte ihre Sternenkrone auf des erſtern Haupt, während die untergegangene Sonne noch einmal ihren Purpur emporſandte, um ſeine Schultern zu ſchmücken, ſo daß er als König zweier Welten verherrlicht, vor dem beſiegten Morgen ſtand.

◆

Der Kirschbaum und die Pappel.

In eines Landmanns Garten ſtand ein Kirſchbaum und eine Pappel nachbarlich bei einander. Sie waren zuſammen aufgewachſen, und hatten lange ein gleiches Schickſal getheilt, als aber der Kirſchbaum Blüthen und Früchte bekam, verwunderte ſich darüber die Pappel und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Wie ſchön iſt es, in ſo mannigfaltiger Zierde zu prangen, und wie gern möchte auch ich mit ſolchem Reichthum geſchmückt ſeyn!

Als nun die Zeit gekommen war, wo die Früchte des Kirſchbaum's heranreiſten, da bemerkte die Pappel, wie jener von allerley läſtigen Gäſten heimgeſucht wurde. Bald kehrten naſchhafte Vögel in ſeine Zweige ein, ſein ſchönes Eigenthum ſchmälernd, bald warfen lüſterne Kinder Steine in den Wipfel des Baumes, oder kletterten mit ungeſchickter Begehrlichkeit an ſeinen Aeſten empor, hier und da friſche Zweige zerbrechend, bis des Baumes Krone ganz zerſtört und betrübt anzuſehen war.

Da ſprach die Pappel wiederum: ich habe den Kirſchbaum erſt um ſeiner Früchte willen beneidet; ſeitdem ich aber geſehen, daß ſie dem Baum nur Qual und Unruhe bereiten, bin ich weit entfernt ein ſo zweideutiges Glück zu begehren! Nicht lange darauf kam der Eigenthümer des Gartens und brachte Körbe, um die reiche Frucht des Kirſchbaumes zu ſammeln. Seine Kinder begleiteten ihn, und als ſie die Kirſchen gekoſtet, waren alle entzückt über die Süßigkeit der Frucht, und alle prieſen und lobten den Baum und erhoben ihn, als die erſte Zierde des Gartens.

Als die Pappel ſolches vernahm, erröthete ſie in heimlichem Neide, und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Ich wünſchte doch, ich hätte der Früchte auch! Schlank und hoch wie ich bin, würde ich ſie vor zudringlichen Gäſten wohl zu ſchützen wiſſen.

Mein allein ſollten ſie ſeyn, und keiner ihre Zierde mir ſchmälern, dann würde ich mit meiner Schönheit den Kirſchbaum leicht überſtrahlen, und der erſte und herrlichſte Baum unter allen ſeyn!

Thörin! ſo ſprach der Eigenthümer des Gartens, der der Pappel Rede vernommen, glaubſt du den Seegen, die Liebe der Mitwelt zu gewinnen, bevor du ihr nützlich geworden biſt, und dir ein Verdienſt auf jene erworben haſt? Die Natur verſchenkt ihre Reichthümer nicht umſonſt! Das Haupt, auf das ſie ihren Seegen niederlegt, muß in Demuth manche Plage und manches Ungemach mit derſelben dahinnehmen, und wer guter Früchte ſich freuen will, der wolle auch die zudringlichen Vöglein erdulden, und manchen Steinwurf der Habgier und des Eigennutzes, die nicht ausbleiben, wo dergleichen Gaben zu finden ſind.

Der Lohn aber, der alles vergütet, iſt der Beifall des Herrn, der den Baum gepflanzt und ſeiner Früchte gepflegt hat. Ihm gehören dieſelben, und wenn auch der Baum blätterlos und ohne alle Zierde daſteht, ſo iſt er dennoch der glücklichſte unter euch, denn ihm wurde der Seegen, das Herz ſeines Gärtners zu erfreuen, und viele der Seinen zu erquicken.

Alſo ſprechend ſchritt der Landmann an der ſtolzen Pappel vorüber. Der Kirſchbaum aber neigte ſeine herbſtlichen Zweige zu ihm herab, und das Säuſeln ſeiner Blätter klang wie die leiſe Stimme des Dankes.

⁂

Des Mondes Gang.

Der Tag war erloſchen. Hinter den öſtlichen Hügeln dämmerte es bleich empor, als erwachte dort eine neue, mildere Aurora. Es war aber die ſtille Tochter der Nacht, die freundliche Luna, welche dort langſam dem Schoos der Dämmerung entſtieg; mild grüßend trat ſie hervor, und überblickte ihr nächtliches Reich. Am Fuße der waldbekränzten Höhen aber lag ein Mägdlein auf ihren Knieen, die ſprang entzückt empor als ſie den leuchtenden Mond ſah.

Dank dir, o himmliſche Luna! rief ſie begeiſtert, du haſt meine Bitte erhört, und kommſt und leuchteſt dem geliebten Wandrer auf ſeinem beſchwerlichen Gange; o du biſt der Liebe hold, ob du gleich einſam deine Pfade dahin ſchreiteſt! Wenn unter Arbeit und Sorge der Tag entfloh, und die Stunden des Friedens nahen, dann zündeſt du deine Fackel an, und führeſt den Jüngling zu der liebenden Braut. O eile, freundliche Luna, und nimm dann den Dank meines Herzens! gewiß erhörteſt du mein Flehen, und blickſt uns zum Seegen ſo hell und klar von deiner Höhe herab!

So ſprach das freudige Mägdlein, und flog ihrem Geliebten entgegen! der Mond aber ſtieg ruhig empor, und ging ſtill und ernſt ſeine ewige Bahn.

Und tiefer in den Bergen war eine einſame Meyerei gelegen, dort wohnte ein reicher Mann mit ſeinem Geſinde. In den Bergen aber trieben ſich böſe Buben umher, die nährten ſich vom Diebſtahl, und begingen täglich neuen Raub. Als die Nacht hereingebrochen, und die Lichter in den Häuſern erloſchen waren, zog die wilde Rotte aus dem Walde, und ſchlich auf die einſame Meyerei zu, den reichen Mann zu berauben.

Schon hatten ſie die Leiter angelegt, als über ihnen ein Fenſter aufging, und ein muthiger Burſch die vom Mond beſchienenen Diebe entdeckend, darauf herabrief: Ei, ihr feinen Geſellen! hab ich euch in der Arbeit geſtört? Und er machte einen gewaltigen Lärmen im Hauſe, und rief die Knechte und Mägde.

Und die Räuber vernahmen den Tumult, und ſprangen hinab, und flüchteten ſich eilig über die Mauer. Einer aber von ihnen ballte ſeine Hand gegen den Mond und rief: O du nichtswürdiger, boshafter Verräther! warum mußt du dein neidiſches Auge überall haben, wo man deiner nicht braucht? Könnte ich dich mit dieſem Steine vom Himmel ſchleudern, für deinen unnützen Dienſt! Werden wir gefangen und eingezogen, ſo iſt es deine Schuld, denn du kannſt unſern Vortheil nicht leiden, und thuſt uns alles zum Schaden! Und die ganze Rotte fing an zu dräuen und zu toben, und ſchimpften und verhöhnten den Mond. Er aber ſchritt ruhig empor, und ging ſtill und ernſt ſeine ewige Bahn.

Und der Abendſtern, der beides mit angehört, harrte ruhig bis der Mond höher herauf kam, dann aber begrüßte er ihn mit freundlichem Blick, denn er hatte die ſanfte Luna ſehr lieb und ſprach: Ich habe dein Lob, deinen Tadel mit angehört, lieber Mond! Erſt fürchtete ich, du würdeſt eitel werden, ob ſo ſüßer Schmeichelworte, und unbeachtet an mir, dem geringeren vorüber gehen. Aber bald vernahm ich hierauf die böſe demüthigende Rede der Diebe, und komme dich zu tröſten, weil man dir alſo wehe gethan hat. Da lächelte der Mond ſehr ſanft, und ſprach: Es gereicht mir das erſte ſo wenig zum Verdienſt, wie das andere zur Schmach. Ich gehe ruhig meine Bahn, und gieße mein Licht auf die nächtliche Flur herab, ſo wie es mein Schöpfer gebot. Wohl habe ich innig die ſchöne Erde lieb, der ich zur ſtillen Begleiterin gegeben bin, aber nur die Liebe verſteht mein Walten und iſt erkenntlich für meinen Seegen. Die Pfeile der Bosheit gegen mich abgedrückt, treffen an meiner ſtatt, nur des Unglücklichen eigne Bruſt. Die Klarheit ſo mir von Gott verliehen, beglückt die Frommen, ſo wie ſie den Verruchten zum Aergerniß gereicht. Mein Lauf aber geht über Beide dahin, und Lob und Tadel berühren wenig ein Ohr, das auf die Worte des Weltſchöpfers hört, und auf den Gang ſeiner Brüder, der himmliſchen Sphären.

So ſprach der Mond, und verfolgte ſeine ſtille Bahn; der Abendſtern aber blickte ihm mit ſtiller Verehrung nach, und freute ſich über des Unbeſtechlichen ruhige Größe.

⁂

Die Korallen und die Perlenmuschel.

An einem Korallenfelſen im Meere hatte ſich eine Perlenmuſchel feſtgeſetzt. Was willſt du, armſeeliges Geſchöpf? begann das ſtolze Korallengewächs, in deſſen Aeſten es hing: meinſt du dich zu unſerm Werthe zu erheben, indem du dich bei uns eindrängſt? Siehe, herrlich hat die Natur uns gebildet; lieblich gleich den Bäumen der Erde iſt unſre Geſtalt, und unſre Dauer kann mit dem Felſen ſich vergleichen. Daher iſt unſer Werth unermeßlich, und nichts darf ſich uns gleich ſtellen im Reiche der Natur. Gierig ſtreckt der Menſch ſeine Hände nach uns

uns, und ſcheut nicht den gefährlichen Aufenthalt in der Tiefe um unſern Beſitz. Darum hinweg von uns, armſeeliger Fremdling, daß dich der erfahrne Taucher nicht erblicke in unſrer Gemeinſchaft, und ein Aergerniß an dir nehme! Alſo ſprachen die ſtolzen Korallen, die Muſchel aber ſchwieg, und ſetzte ruhig ihre Perlen an.

Als aber der Taucher hernieder kam, und die Muſchel ſah, langte er zu allererſt nach derſelben, und bewahrte ſie mit ängſtlicher Sorgfalt.

Da ſchwiegen die Korallen, und ſahen ſich verlegen an. Wie mag es nur kommen, daß dieſes unanſehnliche Schaalthier uns gleich gehalten wird an Werth und Nutzen? ſprachen ſie, denn die thörigte Eitelkeit wird leicht irre an ſich ſelbſt, wenn andre die Huldigungen empfangen, die ſie ſich verſprach.

Als aber die Muſchel geöffnet wurde, und die köſtliche Perle hervorſtrahlte in ihrer ſeltnen Pracht, und der Eigenthümer ihren Werth zehnmal höher anſchlug als den der Korallen, da errötheten dieſe noch höher vor Stolz und

Schaum, und ſie beredeten ſich untereinander und ſprachen zu dem Kaufmann: Wenn dieſe Perle dich freut, ſo magſt du vor allen unſrer Sorgfalt danken, wir haben die Muſchel gepflegt, als ſie bei uns einkehrte, darum iſt ſie alſo gediehen.

Wohl vernahm die Perle die anmaßende Rede; aber ſie ſchwieg und ſtrahlte in ruhiger Klarheit empor.

Ihr edlen, in euch ſelbſt vollendeten Gemüther, habet Nachſicht mit den Schwächen Anderer: Euch bleibt euer Werth, eure Größe, auch wenn ihr andern geſtattet, in dem Strahl eures Verdienſtes ſich mitzuſonnen!

Die beiden Raupen.

Zwei Raupen hatten sich auf [illegible] [illegible] geschlichen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] da eine am Boden lag, und sprach zu ihrer armen Schwester: O du, die du noch im [illegible] Leben, [illegible] [illegible] [illegible] eine Königin, und leichtlich von einem Blatte zum andern wandelst, [illegible] [illegible] [illegible] meines Glücks, die [illegible] [illegible] der [illegible] Liebe! Liebe! meine Kraft ist gänzlich erschöpft, und ich fühle, daß ich sterben muß. Ach meine nicht, du glückliche Schwester, daß ich [illegible] [illegible] verlassen, und in Staub gefallen bin! Wie so gern würde ich auch [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

an das Grab der Tochter kam, siehe, da war es von einander gerissen, und auf dem Leichname [illegible] sich ein [illegible] [illegible] Wesen, mit [illegible] Flügeln, das [illegible] wie [illegible] [illegible] Sterne [illegible], und hob [illegible] die [illegible] [illegible] Schwingen.

Wer bist du, fragte die Gräfinn, die du das Grab meiner Schwester geöffnet, und wo hast du ihren irdischen Staub hingetragen?

Ach! hat sie geschlummert, und ihr nicht [illegible] [illegible]! sprach die [illegible]: Sehe ich dich an, du [illegible], wie auch so eng [illegible] [illegible] Wesen, so [illegible] [illegible] [illegible] an den Traum jener Zeit. [illegible] [illegible] wie ich [illegible] war, [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war mir der Tod, denn ich [illegible] [illegible] [illegible] von dem [illegible], [illegible] ich mich jetzt [illegible] [illegible]. [illegible] der [illegible], der mir das [illegible] [illegible], [illegible] mir ein [illegible] des [illegible], des [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] ich keine Worte für [illegible], [illegible] mich mit so [illegible] [illegible] [illegible].

Mir iſt, als wäre die ganze Welt mein, als dürfte ich mich mit den Düften der Blumenwelt, mit den Wellen des blauen Aethers nun auf ewig vermählen!

So ſprach der Schmetterling, und entfaltete in ſeliger Hoffnung der Schwingen glänzende Pracht. Mit leichtem Fluge ſtieg er empor, und theilte die Luft mit ſeinen weit ausgebreiteten Flügeln.

Die Raupe aber ſenkte das geblendete Auge zu Boden; ſie vermochte es nicht, das ſüße Wunder zu faſſen. Aber als der Todesengel auch zu ihr trat, da erwachte das holde Bild noch einmal lebendig vor ihren Sinnen, und ſie trauerte nicht, und bereitete ſich ſtill und hoffend zu dem geheimnißvollen Schlummer.

◆

Der Lorbeerbaum.

Ein junger Lorbeer trieb die friſchen Sproſſen
Mit raſchem Drang zum Licht empor,
Der Jüngſte ſaß im Kreiſe der Genoſſen,
Ragt' er vor vielen doch hervor.

Den Blick gehoben zu der Sonnen-Sphäre
Schien ihn die reinſte Sehnſucht zu durchglüh'n,
Und gern verweilten Nachtigallen-Chöre
In ſeinem duft'gen Grün.

Einſt ſprach ein Baum in ſeiner Nähe,
(Man weiß nicht ob aus Liebe oder Neid:)
So oft ich dich, mein junger Lorbeer, ſehe,
Faßt Freude mich und doch auch tiefes Leid!

Gar ſchöne Richtung hat dein Lauf genommen,
Ich fühl's, du ſehnſt dich nach des Lichtes Welt,
Und doch — was kann dies Sehnen frommen,
So lang man dich in Feſſeln hält?

In Feſſeln mich? ſprach hocherſchrocken
Der Lorbeerbaum: wer legt mir Feſſeln an?
Wer will vom Ziele mich verlocken?
Wer hemmen meine Sonnenbahn?

Erkennſt du nicht, gab jener ihm zurück:
Was klar mein Blick in deinem Leben ſchaut?
So hell die Sonne auch dein Haupt bethaut:
Fern liegt dir noch der goldnen Freiheit Glück!

Sieh', deiner Kräfte Streben iſt getheilt!
Dein Leben hält ſo feſt die Erd' umſchlungen
Wie deine Krone auf zum Lichte eilt
Von edler Sehnſucht Gluth durchdrungen.

So ſtörſt du ſelbſt den Einfluß jener Hand
Die dir zur Höhe winkt! Nie wirſt du ſie erlangen!
Gewaltig iſt der Erde Band,
Und feſt hält ſie, was liebend ſie umfangen!

Getroffen von dem ſchweren Wort
Verſank der Lorbeer in betrübtes Sinnen.
Der Freyheit Glück ſich gänzlich zu gewinnen
War nun ſein Sehnen fort und fort.

Bald ſtrebte er mit ängſtlichem Bemühen,
Die feſten Wurzeln allgemach
Dem ſchnöden Hafte zu entziehen,
Doch ach! umſonſt, der Boden gab nicht nach!

Schon welket bei dem innern Harme
Das ſchöne Laub, da fällt ihm bei:
Ob ſich der Gärtner wohl erbarme
Zu löſen ſeine Sclaverei?

Und ſieh' er naht. Mit heißen Flehen
Spricht ihn der Tiefgebeugte an,
Und bittet, mild ihm beizuſtehen,
Wo er ſich ſelbſt nicht helfen kann.

Und als der Gärtner ſeinen Wunſch vernommen,
Spricht er: was hat dich armer Baum bethört?
Und deinen Lauf, den ſchönen frommen,
Zur lichten Sonnenwelt geſtört?

Hab' ich nicht ſelbſt dich eingeſenket
In dieſes Land, das deine Kraft
Mit neuem Balſam täglich tränket,
Und friſches Leben dir verſchafft?

Wie willſt du fern von ihm beſtehen?
O glaube, was des Gärtner's Hand
Für dein Gedeihen auserſehen,
Iſt deines Seegens Unterpfand!

Nimm dankbar, was er von den Gaben
Der Erde dir zur Labung beut,
Wie auch dein Sehnen, kühn, erhaben,
Aufſtrebet zur Unendlichkeit.

Der Erde Stoff ſollſt zu geſtalten,
Ein treuer Bildner gut und fein;
In eigner Schöne ihn entfalten,
Und dieſe Zier dem Lichte weihn.

Dann wird der Sonne Kuß dir lohnen,
Dann wird ſie deiner Zweige Grün
Zu des Verdienſtes heitren Kronen,
Dich ſelbſt zu Gottes Preis erziehn!

◆

Weſel, gedruckt mit Beckerſchen Schriften.

Volks=Sagen

geſammelt

von

Agnes Franz.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Weſel
bei Joh. Adolf Klönne
1830.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite.

1. Die Jungfrau vom Lurley. Rheiniſches Volksmährchen . . . . 1.
2. Der Treuenfels. Rheiniſche Sage . . . . 121.
3. Welen der Vogelſteller, oder die Entſtehung der Burg Boskowitz 151
4. Iſolde, oder die Entſtehung von Adersbach. 181.
5. Die Brüder. Rheiniſche Sage . . . . . 257.

Die
Jungfrau vom Lurley.

Rheiniſches Volks-Mährchen.

Wenn du, lieber Leſer, ſchon einmal den Rheingau durchſchiffteſt, ſo wird dir bey dem Anblick der mannichfachen Bilderreihe, die er darbietet, auch jener ſeenförmige Waſſerſpiegel nicht entgangen ſeyn, den der Rhein, in der Gegend von Kaub, im Kreiſe gewaltiger Berghöhen bildet. Die große oft ſchaurigwilde Natur umher, verbunden mit der tiefen Stille des weiten Waſſerreichs, die einſamen Ruinen, die wie bleiche Schatten der Vorzeit von den hohen Felſenufern herniederſchauen, alles dies giebt der Gegend umher eine hohe, romantiſche Schönheit. Was aber das Eigenthümliche dieſes Gemäldes vollendet, iſt das ſeltſame Gebäude, das aus der Mitte der breiten Stromfläche emportauchend, den Blick des Reiſenden überraſcht. Es iſt dies der Pfalzgrafenſtein. Einem Kriegsſchiffe gleich, ſcheint dieſe einſame Veſte auf dem weiten Wellenreiche zu ſchwimmen, oder durch Zaubermacht ſo eben aus der Tiefe des Stromes emporgetaucht zu ſeyn. Kein Damm, keine Brücke führet dahin: — ihre ſtarken Mauern ſind auf unterirdiſche Felſen gegründet, und wer die Schwierigkeiten dieſes Bau's ermißt, der muß glauben, es habe ſich hier der Menſch in übermüthiger Kraft mit der Gewalt des Elementes meſſen, oder ſich von beſonderen Umſtänden gedrängt, in den Schutz deſſelben begeben wollen. Gegen das rechte Ufer hin, bemerkt man an dieſem altergrauen Gebäude eine Fallthür, zu welcher man eine ſchmale Treppe hinaufſteigt. In dem Thurme ſelbſt befindet ſich ein kleines Gemach, das vor langen Jahrhunderten den Pfalzgräfinnen zum Aufenthalt gedient haben ſoll, und über deſſen frühere Bedeutung man ſich mancherley erzählt. Die geheimnißvollen Winke hierüber, verbunden mit dem Eindruck, den dieſes feenhafte Gebäude auf den überraſchten Beſchauer macht, ſcheinen gleichſam das Gemüth auf die wunderbaren Sagen vorzubereiten, die von nun an ihre fabelhaften Schwingen entfalten.

Nachdem man die alte Stadt Ober-Weſel paſſirt, berengt ſich das Thal, und alle Spuren des Lebens verſchwinden von den einſamen Ufern. Rieſige Felſenbilder werfen ihre Schatten über den Strom, während dieſer zwiſchen den braunen Klippen unmuthig grollend ſeine dunklen Wogen dahinrollt. Jetzt ſpringt der Lurley hervor, ein kahler Schieferfels, den in grauer Vorzeit eine Undine bewohnte. Unfern davon zeigt man die Gegend, wo einſt der fromme Einſiedler Goar gehauſet, deſſen Andenken die Nachwelt dankbar bewahrte.

Schaurige Stille herrſcht um die einſamen Klippen, nur die Fluth rauſchet ſtärker und ſtärker, während ſie in wildem Fall bald in verborgne Abgründe ſtürzt, bald in raſchen Wirbeln den daherkommenden Nachen Gefahr droht.

Die abentheuerliche Form jenes Felſens, das Echo, das hier der Ruf der Vorüberſchiffenden in leiſer Klage zurückgiebt, das Oede, Geſpenſtiſche der ganzen Gegend umher, alles ſcheint mit den Erzählungen der Schiffer in harmoniſchem Einklang zu ſtehen, und gern lauſcht der Reiſende denſelben, während Jene nach überſtandner Gefahr das Ruder zur Seite legen, und den Nachen dem Spiel des Windes und der Wellen überlaſſen. Den Blick bisweilen bedenklich zur Tiefe gewendet, dann aber ſich ſelbſt beruhigend mit der Ueberzeugung, daß ſie dem unheimlichen Gebiet glücklich entronnen, theilen ſie ohne Bedenken dem Reiſenden mit, was ihnen der Mund ihrer Voreltern vertraut. Folgendes aber iſt aus dieſen Sagen geſchöpft, und wolleſt, lieber Leſer, es freundlich hinnehmen, ſo wie ich die wunderbarlichen Begebenheiten, einzelnen Waldesblumen gleich empfangen, und zum lockeren Kranze verknüpft habe.

In jenen grauen Zeiten, wo die Geiſterwelt ſich dem kindlicheren Sinne der Menſchen noch aufthat, und Abentheuer und Wunder aller Art heimiſch waren, lebte auf ſeinem Schloſſe zu Heidelberg ein mächtiger Pfalzgraf, deſſen Namen die Sage nicht aufbewahrt hat. Sein Hof war der glänzendſte weit umher, auch beſaß er eine eben ſo ſchöne als tugendhafte Gemahlin, und wer ihn in der

Seite der holden Adelgundis erblickte, umgeben von der Pracht und Herrlichkeit ſeiner Reichthümer, der mußte vermeynen, es ſey dieſer Fürſt der glücklichſte und geſegnetſte in den weiten Gauen umher. Es verhielt ſich aber nicht ſo, wie die Menge vermeynte, denn wie auch der Welt Güter und Ehren ihm von außen her in Fülle zuſtrömten, ſo waltete im Innern ſeines Hauſes dennoch ein finſtres Geſchick, das ihm den Genuß aller Freuden verbitterte. Schon dreymal hatte ihm die Hoffnung gelächelt, einen Erben auf ſeinen Vaterarmen zu wiegen, und eben ſo oft hatte ein ſchneller, unerklärlicher Tod die zarten Säuglinge weggerafft, und das geträumte Glück in der Knoſpe zerſtört. So ſorgſam man auch jederzeit das Wochenbett der Pfalzgräſin bewachte, ſo unvermeidlich blieb demohnerachtet dies traurige Geſchick. Kaum daß die Kinder den neunten Tag überlebt, ſo fand man ſie, die bis dahin an friſcher Lebensfülle den Roſen gleich geblüht, plötzlich bleich und kalt in der Wiege, ohne daß die Spur eines gewaltſamen Todes an ihrem Körper zu finden war. Viele wollten behaupten, daß irgend ein böſer Zauber, von den zahlreichen Neidern des Pfalzgrafen verübt, jenes Unglück veranlaſſe; diejenigen aber, ſo demſelben näher ſtanden, zumalen die Dienerſchaft des Schloſſes, hegten noch ganz andere Meynungen hierüber. Es war nehmlich bekannt, daß der Pfalzgraf, der das Bergweſen überaus begünſtigte, von der Begier nach Gold und edlem Geſtein getrieben, in einen Schacht eingedrungen war, in welchem dem Vorgeben verſtändiger Leute nach, ſich reiche Goldadern befanden, der aber, unbekannten Urſachen zu Folge, von ſeinen Vorfahren geſchloſſen worden war. — Zu dieſer Zeit hatte die Pfalzgräfin einen ſeltſamen Traum gehabt, in welchem die Geiſter des Berges ihr erſchienen waren, um ſie inbrünſtig zu bitten, den Pfalzgrafen von ſeinem Vorhaben abzureden, indem das Vordringen in jenem Geklüft ihrem Reiche unerſetzlichen Schaden bringe. Als nun Adelgundis ihrem Gemahl dieſen Vorfall berichtet, hatte derſelbe ihren Aberglauben verlacht und mit allerhand unglimpflichen Reden die Berggeiſter verhöhnt und verſpottet, — aber immer wiederholte ſich aufs neue jener bedeutſame Traum, in welchem die Gnomen erſt inbrünſtiglich bittend, zuletzt aber mit zorniger Geberde vor das Lager der Pfalzgräfin traten, und ihr drohten, daß wofern ihr Gemal fortführe, ſie alſo feindlich und hartnäckig zu verfolgen, ſie ſich an ihm und ſeinem Hauſe rächen wollten. So eindringlich nun auch Adelgundis aufs Neue ihre Fürbitten erhob, ſo beredt die eigne Furcht ihre Warnungen machte, — der Pfalzgraf blieb dabey, ſie bald ſcherzend, bald in aufwallendem Zorn zurückzuweiſen, ohne die Drohungen der Berggeiſter auf irgend eine Weiſe zu beachten. Im Herzen tief betrübt, kehrte Adelgundis nach jedem ſolchen Geſpräch in ihre Gemächer zurück. Ihre Frauen fanden ſie dann immer ſehr ſtill und in ſich gekehrt, doch keiner kam es damals in den Sinn, ihren bangen Ahnungen einigen Glauben zu ſchenken. Als es ſich nun hierauf zum erſtenmale begab, daß die Pfalzgräfin von einem Sohne genas, und dieſer, wenige Tage nach ſeiner Geburt ſo ſchnell und plötzlich verſchied, — hatte man freylich ſeine [illegible] Gedanken hierüber. Die Aerzte behaupteten, daß irgend ein böſer, giftiger Dunſt das Kindlein erſtickt haben müſſe, und wie nun bey Allen die Träume der Pfalzgräfin noch in friſcher Erinnerung waren, ſo kam man auf die Vermuthung, jene Kobolde hätten aus Rache gegen ihre Verfolger dieſen boshaften Streich verübt. Was dieſes Gerücht noch beſtätigte, war der Umſtand, daß die Pfalzgräfin ihr nächſtfolgendes Wochenbett auf die Veſte Stahleck verlegte, die in einer der ſchönſten Gegenden des Rheingau's gelegen, keine Verbindung mit ihrem gegenwärtigen Aufenthalt hatte. Aber auch hier wiederholte ſich jenes traurige Geſchick, und als nun endlich zum drittenmale die unglückliche Mutter ein liebes Kind umſchloß, und auch dieſes, trotz aller erdenklichen Vorſicht und ärztlichen Sorgfalt in ihren Armen erblich, da verwandelte ſich ihre Trauer in die tiefſte, nagendſte Schwermuth, und jeder der in ihr bleiches, kummervolles Geſicht ſah, der mußte ſogleich vermuthen, daß nächſt dem Schmerz ihres Verluſtes noch irgend ein banges, dunkles Geheimniß auf ihrer Seele laſte.

So laut der Pfalzgraf bisher den ſcheinbaren Aberglauben ſeiner Gemahlin verſpottet, ſo ſchien doch derſelbe nach jenen traurigen Vorfällen gar ſtill und bedenklich zu werden. Die Schätze, die er aus dem Schoos jener Felſen gewonnen, vermochten ſein Herz nicht mehr zu erfreuen; er ſchenkte das Gold und die Edelſteine ſo man jenen Minen entwandt, an die benachbarten Kirchen, und ließ in denſelben zahlreiche Meſſen leſen für das Heil ſeiner unglücklichen Kinder. Zu gleicher Zeit gab er Befehl jene

Schachten zu ſchließen. Die Arbeiter wurden abgedankt und jeder Verſuch, in das Innere jenes Berges zu bringen, aufs ſtrengſte unterſagt. So ſorgfältig er nun auch auf dieſe Weiſe ſein früheres Unrecht zu vergüten ſuchte, ſo vermochten doch alle dieſe Anſtalten das Gemüth der Pfalzgräfin nicht zu erheitern. Der laute Schmerz den ſie anfänglich geäußert, hatte einer ſtillen Niedergeſchlagenheit Raum gemacht, und unfähig in dieſer Stimmung an öffentlichen Feſten und Luſtbarkeiten Theil zu nehmen, ſchien ſie vielmehr in der Blüte der Jahre der Welt abzuſterben und auf jegliche Lebensfreude zu verzichten. Vergebens daß der Pfalzgraf alles aufbot, ſie durch anmuthige Zerſtreuungen zu überraſchen, und ſomit ihren Sinn für heitern Lebensgenuß wieder zu erwecken; — das Geräuſch des Hofes, die Pracht und Herrlichkeit glänzender Wettkämpfe und Gelage verſenkten ſie noch tiefer in die Betrachtung ihres traurigen Schickſals, und jede edle Heldengeſtalt mahnte ſie an die ſchönen Hoffnungen, die ſie mit ihren Lieblingen eingeſenkt hatte.

Schon waren mehrere Jahre ſeit jenem Unfall verfloſſen, als der Pfalzgraf, wie er es gewöhnlich zur Zeit des Frühlings zu thun pflegte, ſeinen Hofſtaat wiederum nach Burg Stahleck verlegte. Adelgundis liebte dieſen Aufenthalt vor allen, und wie er auch nicht frey war an ſchmerzlichen Erinnerungen für ſie, ſo that doch die Stille der großen, erhabnen Natur umher, ihrem Herzen wohl, zumalen da es ihr gelang, hier mehr denn ſonſt ihrem Hange zur Einſamkeit und ſtillen Betrachtung zu leben.

Eines Tages, als ſie begleitet von ihren Frauen in den ſchattigen Umgebungen ihrer Burg luſtwandelte, hatte ſie ſich weiter denn gewöhnlich von derſelben entfernt. Der warme Frühlingshauch, das ſanfte Flüſtern des Hains, und vor allem das friedliche Auf- und Niederwogen der Fluth, an deren Ufern ſie ſtand, wiegte ſie in anmuthige Träume. Sie ſetzte ſich in Gedanken verloren unter eine Eiche; der Rhein rollte ſeine Wellen ruhig zu ihren Füßen dahin, ihre Blicke ſchweiften über den klaren Waſſerſpiegel, der den güldnen Schein des Abendhimmels aus weiter Fläche zurückgab. Ein ſüßes Wohlbehagen durchſtrömte ihre Glieder; ſie lehnte ihr Haupt an die bemooſte Eiche, und bald bemerkten ihre Gefährtinnen an den friedlich geſchloſſnen Augenliedern, und dem ſanften Lächeln ihres Mundes, daß ſie entſchlummert, und in dem Arm eines lieblichen Traumes ſey. Wirklich verhielt es ſich alſo. Kaum daß die Pfalzgräfin ſich dem Schlaf überlaſſen, als es ihr bedünkte, als ruhe ſie in den Armen eines wunderſchönen Weibes, das freundlich ihr Antlitz über ſie hinneigte, und folgende Worte ſang:

Schlaf, arme Mutter, ſonder Harm!
Du ruh'ſt, beſchützt von meinem Arm!
Vergiß das Leid, ſo dir geſchehn
Und merke, wo dir Rath erſeh'n!
Sieh'ſt du den Kreis, den leicht und ſchnell
Die Woge zieht, cryſtallenhell? —
Siehſt du den Fels auf feuchtem Grund?
Dort bau' ein Haus zu guter Stund,

Die Wiege trage ſtill darein,
Und bette drinn die Knaben dein!
Wir ſteh'n an deinem Schlößlein Wacht
Und nehmen den Knaben dir wohl in Acht!

Als die ſchöne Frau dies Lied beendet, war es, als höbe eine unſichtbare Hand einen Schleyer nach dem andern von Adelgunden's Geſicht; ſie ſah in eine weite lichte Ferne hinaus; wunderbare Geſtalten gaukelten an ihr vorüber, und auf der Mitte des See's, an deſſen Ufern ſie ruhte, gewahrte ſie ein ſeltſames Gebäude, das auf den Fluthen daher zu ſchwimmen ſchien. Plötzlich war es, als ſtände ſie in der Mitte deſſelben. Ein überaus ſchönes Kind ruhte an ihrem Buſen. Mit unausſprechlichem Entzücken blickte ſie über daſſelbe zu den Bogenfenſtern ihres kleinen Gemaches hinaus, um das der Rhein mit lautem Wellenſchlag zoß. Sie ſah es, die Inſel, auf der ſie ſich befand, war ein einziger unzugänglicher Fels; aber den ſüßen Liebling an ihrer Bruſt, dünkte ſie ihr die Welt ihres Herzens; und ſie lächelte im Gefühl einer niegekannten Seeligkeit zu dem breiten Strom hinab, der ſeine grünlichen Wellen, einer rieſigen Schutzwehr vergleichbar, um ihr ſtilles Felſenſchloß zog. Eben wollte ſie ſich herabbeugen, um einen Kuß auf die Stirn des engelſchönen Knaben zu drücken, als der ſüße Traum zerrann, und ſie der Wirklichkeit zurückgegeben, mit ſtiller Trauer umherſah. Die ſchöne Frau zu ihrer Seite, das zierliche Waſſerſchloß, ach, alles was ſie erfreute, war verſchwunden, nur eines begegnete noch ihrem ſtaunenden Blick; es war der Fels in der Mitte des Sees, den ihr die Nymphe bezeichnet.

Sie ſprang empor; ſie richtete ihren Blick unbeweglich auf denſelben. Noch nie hatte ſie dieſe graue Felſenmaſſe erblickt, und auch die Frauen bezeigten ihre Verwunderung hierüber. Seltſam betroffen über dieſe Entdeckung, beſchloß ſie ihrem Gemahl den wunderbaren Traum zu erzählen. Den Frauen aber verſchwieg ſie denſelben, ſo neugierig ſich auch dieſe bezeugten, zu erfahren, welch liebliches Traumgeſicht die anmuthige Miene erzeugt habe, die während des kurzen Schlummers die Wange ihrer Gebieterinn mit ſolcher Freudigkeit verklärte.

Als der Pfalzgraf die verwunderliche Rede ſeiner Gemahlin angehört, und hierauf ſelbſt den bezeichneten Fels in Augenſchein genommen, wurde er ſehr nachdenklich, und gelobte Adelgunden, falls ihnen die Hoffnung zu einem Erben noch einmal beſchieden ſey, zum Andenken jenes Traumes, auf jenem Stein eine Pfalz zu erbauen. Wirklich gedachte er auch, als jene Hoffnung kurz darauf in Erfüllung gieng, ſeines gegebenen Verſprechens, und bald erhob ſich das ſeltſame Gebäude, in denſelben Verhältniſſen, wie es Adelgundis angegeben, in der Mitte des Stromes, ohne daß man ſeine eigenthümliche Beſtimmung zu ahnen vermochte, denn ſtreng bewahrte er und ſeine Gemahlin das theure Geheimniß.

Als nun die Zeit der Pfalzgräfinn gekommen war, begab ſie ſich von wenigen ihrer Getreuen begleitet, bey nächtlicher Stille in ihr neues Aſyl. Mit liebender Sorgfaſt hatte ihr Gemahl für alle erſinnliche Bequemlichkeiten in demſelben geſorgt; und wie auch der Raum, der die Einſame umgab, eng und klein war, ſo ſchloß er doch alles in ſich, was das Leben in ſo ſtrenger Abgeſchiedenheit verſchönern und erheitern kann. Handſchriften, Gemälde und allerley Geräth zu anmuthiger weiblicher Arbeit, fand die Ueberraſchte dort vor, auch hatte man ihre Harfe nicht vergeſſen, auf deren Saiten ſie oft ihre Schmerzen hingeweint, und die nun wieder zu Liedern der Freude geſtimmt wurde.

Mit dem Gefühl des innigſten Wohlbehagens nahm die Pfalzgräfin Beſitz von dem kleinen Gemach, deſſen Fenſter von allen Seiten die lieblichſte Ausſicht auf die flimmernde Waſſerfläche bot. Es war ihr, als ſey ſie hier im Schutz der friedlichſten Mächte; und oft wollte es ihr bedünken, als vernehme ſie in dem Gemurmel des Stroms eine liebliche Melodie, jener vergleichbar, die ſie in jenem unvergeßlichen Traum gehört. Nach Verlauf kurzer Zeit genas Adelgundis von zweyen wunderholden Knaben, von denen der eine die vollkommenſte Aehnlichkeit mit jenem Kinde hatte, das ſie im Traum auf den Armen gewiegt. Mit inbrünſtigem Gebet kniete ſie an der Wiege, die das ſchöne Zwillingspaar umſchloß, und indem ſie dasſelbe dem Schutz der höheren Mächte empfahl, war es, als müſſe ſie, indem ſie in das goldumlockte Antlitz des aeltern blickte, ganz beſonders dabey der wohlthätigen Nymphe gedenken.

Bald wurde ein benachbarter Prieſter unter dem Siegel des Geheimniſſes auf die Pfalz gebracht, um dort die Taufe zu verrichten. Als die wenigen Diener verſammelt waren, welche die Pfalzgräfin zu Zeugen berufen, und die heilige Handlung ihren Anfang nahm, bemerkte Adelgundis mit nicht geringem Erſtaunen, wie ſich eine hohe, weiß-verſchleyerte Frau in die Reihe der Anweſenden gemiſcht hatte. Keiner ſchien ihre Gegenwart zu bemerken, ſie ſtand dem Bett der Pfalzgräfin zunächſt, und ſchien mit ſinnigem Ernſt, und ſittiger Geberde den Worten des Prieſters zu lauſchen. Als dieſer ſich hierauf mit der Frage an Adelgundis wandte, welchen Namen ſie dem älteſten ihrer Söhne erkohren, tönte es ganz deutlich in ihrer Nähe: Reinhold ſoll er geheißen ſeyn. Unwillkührlich richtete ſich die erſchrockne Mutter empor, denn laut dem Befehl ihres Gatten, ſollte jenem der Name Herrmann zu Theil werden; ſie hatte indeß nicht den Muth der Unbekannten zu widerſprechen, auch fuhr der Prieſter ruhig fort ſein Amt zu verrichten, und ſie mußte ſich damit begnügen, beſagten Namen dem jüngeren vor zu behalten, wogegen auch die fremde Tauf-Zeugin nichts einzuwenden hatte, ſondern zu mehreren malen recht freundlich und beyfällig zu ihr herüber lächelte. Als die heilige Handlung beendet, ſchritt die Fremde, während ſich die Anweſenden der Pfalzgräfin glückwünſchend nahten, zu Reinholds Wiege, beugte ſich einen Augenblick, wie leiſe ſegnend, über dieſelbe, und ſchlüpfte dann, leichten Schrittes aus dem Gemach.

Als Adelgundis ſpäter das Lager des Kindes unterſuchte, fand ſie in demſelben einen goldnen Reif, der gleichſam die Hälfte eines Ringes zu ſeyn ſchien, darüber aber ſtand die Aufſchrift:

Wer dir die zweite Hälfte beut,
Der führt zurück die goldne Zeit!

So groß die Verwunderung der Pfalzgräfin über dieſen Vorfall war, ſo beſchloß ſie, da Keines der Uebrigen die Erſcheinung bemerkt hatte, dieſelbe aufs ſtrengſte zu verſchweigen. Der Gedanke, daß das was ſie geſehn und gehört, ſich in Gegenwart des Prieſters und namentlich bey einer ſo heiligen Handlung zugetragen, beruhigte ihr Gemüth; — um jedoch nichts zu verſäumen, was zum Heil ihres Sohnes gereichen könnte, ſo ließ ſie über jenen geheimnißvollen Ring noch eine beſondre Weihe ſprechen, indem ſie ihn dem Prieſter als ein Kleinod überreichte, das ihr als günſtige Vorbedeutung für das künftige Glück ihres Sohnes anvertraut worden ſey.

Wenige Tage nach dieſer Begebenheit beſuchte der Pfalzgraf ſeine Gemahlin. Er fand ſie, die Säuglinge im Arm, von der Verklärung innerer Freude übergoſſen. Im Gefühl ſeines Glückes drückte er die holden Knaben einen um den andern ans Herz, während er ſich an dem heitern Angeſicht Adelgundis weidete, von dem aller Schatten ſonſtiger Betrübniß verſchwunden war. So groß jedoch ſeine Freude über den glücklichen Ausgang der ſeltſamen Begebenheit war, ſo beunruhigte es ihn doch, als er ſpäter vernahm, daß eine fremde Pathe ſeinem älteren Sohne den Namen Reinhold gegeben. — Als er nun vollends erfuhr, auf welche geheimnißvolle Weiſe dieſelbe ſich eingefunden, runzelte er die Stirn in finſterm Unmuth, und ſein Schweigen bewies mehr, als es Worte vermocht hätten, wie ihm dieſer ſeltſame Freundſchaftsbund keinesweges Freude verurſachte, ſondern er ſeine Anſichten hierüber nur aus Schonung für ſeine Gemahlin zurückhielte. Allmählig gelang es jedoch Adelgunden, die Wolken von der Stirn ihres Gatten zu zerſtreuen, und wie auch dieſer den Wunſch äußerte, ſie möchte je eher je lieber nach dem Heidelberger Schloß zurückkehren, ſo gelang es doch endlich ihren zärtlichen Bitten, ihm die Erlaubniß abzugewinnen, daß ſie in ihrer Einſamkeit ſo lange verweilen dürfe, bis die Knäblein der Wiege entwachſen. Nachdem der Pfalzgraf die nöthigen Anſtalten getroffen, die ein verlängerter Aufenthalt daſelbſt heiſchte, kehrte er von Sorge und Hoffnung zugleich begleitet, in ſeine Reſidenz zurück, Adelgundis aber überließ ſich mit ſtillem Entzücken dem Gedanken in dieſer reizenden Abgeſchiedenheit noch recht lange verweilen zu können; denn mehr [illegible] Glanz und Feſtespracht, galt ihr der ſtille, ſeelige Frieden um ſie her, und das unausſprechliche Glück, ihre Kinder von Tag zu Tag immer ſchöner aufblühen zu ſehen. — Je länger ſie auf der Pfalz verweilte, je lieber, je vertrauter wurde ihr das große, ruhige Element, das ſie umgab, und oft konnte ſie zu Stunden dem anmuthigen Geplauder der Wellen zuhören, die ſich ſchmeichelnd zu ihr herüber drängten, als hätten ſie ihr etwas Liebes und Freundliches zu erzählen. Der kleine Reinhold ſchien bald die Neigung ſeiner Mutter zu theilen, denn während Herrmann nach den bunten Glasſcheiben des Fenſters langte, breitete dieſer ſeine Aermchen aus denſelben hinaus, als wolle er die hüpfenden Wellen freundlich umarmen, und wie der mächtige Rheinſtrom ihm das erſte Wiegenlied geſungen, ſo ſchien eine zärtliche Vorliebe des Kindes Herz für ihn zu beſeelen.

Immer hatte die Pfalzgräfin gehofft, die freundliche Erſcheinung, die damals ihren Augen begegnete, würde ſich ihr einſt noch deutlicher kund geben, aber wie ſie auch nach derſelben heimlich verlangte, — das Geiſterreich ſchien ſeitdem für ſie verſchloſſen zu ſeyn. Wie aber auch von Außen her nichts Ungewöhnliches mehr ihren Blicken erſchien, ihr Glaube an die Gegenwart wohlthätiger Weſen war durch das, was ſie bereits erfahren, nur zu mächtig begründet; und gern hielt ſie ſich an dieſe tröſtende Ueberzeugung, während ſie dieſelbe durch das ſichtliche Gedeihen ihrer Lieblinge von Tag zu Tage immer ſchöner beſtätigt ſah.

In des Pfalzgrafen Reſidenz und der Gegend umher hatten ſich während dem mancherley Gerüchte wegen des langen Ausbleibens der Pfalzgräfin verbreitet. Man hatte erſt geglaubt, ſie ſey, wie das bisweilen zu geſchehen pflegte, auf ihrer Burg am Rhein zurück geblieben, als man aber aus ſichern Nachrichten wußte, daß ſie dort längſt abgereiſet ſey, faßte man die Vermuthung, es habe ſich dieſelbe beſonderer Umſtände zu Folge, in ein entferntes Bad begeben. Bald ging die frohe Sage im ganzen Lande umher, es werde in kurzem die Pfalzgräfin mit zwey lieblichen Knaben in ihre Heymath zurückkehren, zu welchem Ende man den glänzendſten Feſten entgegenſah. Wirklich hatte auch der Pfalzgraf beſchloſſen den Empfang ſeiner Gemahlin auf das feyerlichſte anzuordnen. Er ließ zu dieſem Zweck mancherley Zurüſtungen treffen; denn wie Adelgundis die letzte Zeit über, freywillig auf alle Huldigungen und Ehrenbezeugungen verzichtet, ſo ſollte ihr nun dafür die reichſte Entſchädigung werden, zumalen da ſie umgeben von zweyen ſtattlichen Erben in die heimathliche Halle zurückkehrte.

In einer der ſchönſten Gegenden Heidelbergs, dicht an dem Geſtade des Neckars, prangten auf den friſchbegrünten Wieſen die ſtattlichen Gezelte, in denen ſich auf des Pfalzgrafen Veranſtaltung ſämmtlicher Hof, ſammt den benachbarten Rittern und Edlen verſammelt hatten. Der melodiſche Klang der Cymbeln und Flöten, begleitet von dem weithinſchallenden Laut der Waldhörner und Trommeln, begann das Feſt einzuleiten, dem jeder erwartungsvoll entgegen ſah. Im ſchweigenden Kreiſe ſtanden die Frauen zu dem Empfange ihrer geliebten Gebieterin bereit, — da glänzten von Weiten die bunten Flaggen des geſchmückten Fahrzeuges, immer näher kam die Barke, in welcher unter purpurnem Baldachin und flatternden Wimumgeschlungen die Pfalzgräfin in der Mitte ihrer lieblichen Kinder saß. Das laute Freudengeschrei des versammelten Volkes empfing die Ankommenden. Unter dem Schmettern der Trompeten und dem Jubel aller Instrumente, beugte sich der Pfalzgraf [illegible] [illegible], die geliebte Gemahlin in seine Arme zu nehmen. Die lieblichen Kinder an der Hand, [illegible] von Rührung und Freude, trat Margaretha an der Hand ihres Gatten in die Versammlung der Gäste. Alles drängte sich um die glückliche Mutter her, die Kinder gingen von einem Arm zu dem andern, und wie auch jeder gern gefragt, wo die theure Geliebte so lange verweilt hätte, so [illegible] jetzt aber die [illegible] [illegible] daß [illegible] von ihrem [illegible] [illegible] [illegible], beglückt und [illegible] [illegible], und die [illegible] der Trauer, die so lange [illegible] [illegible] Gemüth [illegible], hatten sich in Jubel und Freude verwandelt haben.

Als die geräuschvollen Feste vorüber, und Margaretha in ihrem stillern Tageslauf wieder heimisch geworden war, begann sie mit Ernst über die Erziehung ihrer Söhne nachzudenken. Dem würdigen Hof-Caplan wurde zunächst die Aufsicht über dieselben anvertraut, und [illegible] gleich bisher seine eigenen Gedanken [illegible] über [illegible] hatte, [illegible] sich von dem Aufenthalt der Pfalzgräfin in jenem geheimnißvollen Thurm erzählte, so ging er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible] jenes [illegible] [illegible] durch den [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Jünglinge hatten bereits die [illegible] des Pfalzgrafen. In ſchimmernden Waffenſchmuck gekleidet, traten die jugendlichen [illegible] in die [illegible] Verſammlung der Reichsfürſten. Die Pracht der Umgebungen, der [illegible] Glanz der Ritter und Frauen, die gewaltigen Kampfſpiele die zur Verherrlichung des Feſtes begonnen, [illegible], und in ihre Augen [illegible]. Nach [illegible] ſich die Jünglinge [illegible] die eigne Kraft und Geſchicklichkeit zu erproben. Von Kampfesluſt glühend, traten beide in die Schranken, und [illegible] alten [illegible] des alten Pfalzgrafenſchloſſes, die auf ihren [illegible], mit ihren [illegible] Stahlpanzern und weißen [illegible], den [illegible] Bildern der [illegible] zu vergleichen waren.

Nachdem ſo ihren [illegible] auf [illegible], [illegible] Jünglinge zu ſich [illegible], und [illegible] beide, [illegible] mit einem [illegible], [illegible] und [illegible]. [illegible] Jünglinge auf einige Zeit in ſeinem Gefolge zu behalten, [illegible], wie er ſich in ſeinem [illegible]. Ganz [illegible] an ſich mit [illegible]. [illegible] auf ihn gemacht, [illegible] er doch [illegible] wenig ob der Entſcheidung ſeines Vaters, und der Gedanke auf längere Zeit von ſeiner Heimath, ſeiner geliebten Mutter zu ſcheiden, drückte einen ſchmerzlichen Stachel in ſein Herz. Da er ſich indeß bald überzeugte, daß durch dieſen verlängerten Aufenthalt der Lieblingswunſch ſeines Bruders in Erfüllung gieng, ſo gab er ſich alle Mühe ſeine Trauer hierüber zu verbergen. Gefaßt und ſchweigſam ſchloß er ſich dem Glücklichen an, entſchloſſen, Leid und Freud mit ihm gemeinſam zu tragen und alſo verblieben die Brüder an dem Hofe des Kaiſers.

Viel ließe ſich noch Mehr erzählen von den mancherlei Abentheuern und Begegniſſen der Jünglinge, die ſie theils in der Reſidenz, theils auf den Reiſen erlebt, auf welchen ſie den Kaiſer begleitet; da nun aber Aehnliches ſchon ſo vielfach beſchrieben, und viel herrlicher und anſchaulicher dargeſtellt iſt, als ich es, lieber Leſer! vermag, ſo bitte ich dich, du wolleſt dich mit mir über den Zeitraum einiger Jahre hinwegheben, wo die Trauernachricht von dem ſchnellen Ableben der Pfalzgräfin plötzlich den Genuß jener Feſttage unterbrach. Erſchüttert und tief betrübt, eilten die Jünglinge, nachdem ſie den Kaiſer um ihre Entlaſſung gebeten, ihrer Heimath zu, um die Trauerzeit des Pfalzgrafen zu theilen. Reinhold glaubte dem Schmerz dieſes Verluſtes erliegen zu müſſen, zumalen da man ſich hin und wieder verlauten ließ, eine heimliche Sehnſucht habe an dem Leben ſeiner Mutter genagt. Er hatte fortan keinen Wunſch, als die Thränen der Liebe auf ihrem

Grabe nieder zu weinen, die er dem Andenken der Theuren weihte, und kein Glück der Erde hätte ihn abgehalten, an jene geheiligte Stelle zu eilen.

Mit ſtummer Trauer empfing der Pfalzgraf die Heimkehrenden, bald aber beſiegte das väterliche Entzücken, die Söhne ſeines Herzens, in edler, männlicher Schöne, begleitet von Ruhm und Ehre, wiederzuſehen, den Schmerz ſeines Verluſtes, und die Eil, mit der er dieſelben den benachbarten Fürſten und Edlen vorſtellte, bewies, daß er gern dieſe Gelegenheit ergriff, um den traurigen Eindrücken der letzten Vergangenheit zu entgehen. Aus dieſer Urſache verlegte er auch, obgleich der Lenz kaum begonnen, ſeinen Hof auf Burg Stahleck, welchen Aufenthalt er, ſeit dem Bau des Pfalzgrafenſteines nicht wieder beſucht hatte. Die Gründe, die ihn abgehalten, dieſe Gegend zu bewohnen, wären ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin gehoben. Nur ſie allein war für den Einfluß der Geiſterwelt empfänglich geweſen, nur ſie hatte er abſichtlich vor dieſen Verbindungen zu bewahren geſucht, und da ſich in den letzten Jahren nichts Unnatürliches ereignete, ſo fühlte er ſich bald geneigt, auch die früheren Ereigniſſe zu bezweifeln und ſie als Bilder einer allzuregſamen Phantaſie zu betrachten. — Während Herrmann, ſobald es die Sitte geſtattete, das rege, muntere Leben, ſo er bis dahin genoſſen, auf der verödeten Felſenburg einzuführen bemüht war, ſtand Reinhold oft in ſtilles Träumen verloren, auf den benachbarten Felshöhen, von denen man den breiten Spiegel des Rheins überblicken konnte, in deſſen Mitte die Pfalz ſich erhob. Mit ſeltſamen Gefühlen betrachtete er das wunderliche Gebäude; es war ihm, als lüftete eine unſichtbare Hand den Vorhang, der im Lauf der Jahre über die Gebilde jener Zeit gefallen; der Strom, die ganze Gegend umher blickte ſo vertraut, ſo bekannt zu ihm herüber, und doch war es ihm, als müſſe er noch einen Gegenſtand aufſuchen, der die einzelnen Lichtblicke ſeiner Erinnerung zu einem ſchönen Ganzen verbände. Er dachte mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſeiner Mutter, und während er die Arme nach der lichten Himmelsbläue erhob, floſſen ſeine Thränen unaufhaltſam der Geliebten, indem das Bild ihrer Treue, ihrer Zärtlichkeit lebendig vor ſeine Seele trat. Das Bedürfniß der Liebe im Herzen, und doch nimmer befriedigt von der Außenwelt, kaum verſtanden von denen, die ſeine Seele am innigſten umſchloß, blickte er oft auf das goldne Reiſlein hinab, das ihm ſeine Mutter am Tage des Abſchieds mit bedeutſamen Worten vertraut. Ihm war es, als ſey dies ein recht ſprechendes Bild von ihm ſelbſt, und überzeugt daß er das was ihm mangle, niemals finden werde im Kreis dieſer bunten beweglichen Welt, überließ er ſich bald wieder mit der alten Neigung den Freuden der Einſamkeit, der ſtillen Betrachtung.— Die unerſchöpflich reiche Natur, der zauberiſche Reiz der Gegend umher ſchien ſein öfteres Entfernen aus dem väterlichen Schloß zu erklären, und obgleich der Pfalzgraf Reinholds Gegenwart anfänglich oft mit Unmuth vermißte, ſo gewöhnte er ſich doch bald an die Eigenthümlichkeit des Jünglings, da dieſer von ſeinen Wanderungen immer ein doppelt beſeeligtes und inniges Gemüth in die Heymath zurück brachte.

Einſt hatte Reinhold ſich ſpäter als gewöhnlich zu dem Ufer des Rheins hinabbegeben. Klar und ſilberhell ruhte der See vor ihm; ein unwiderſtehliches Verlangen zog ihn hinüber zu der geheimnißvollen Wiege ſeiner Kindheit; er band einen Nachen los, und überließ ſich dem ſanften Schaukeln der Wellen. Je mehr er ſich der Pfalz näherte, je deutlicher tauchten längſt verſunkene Bilder in ſeiner Erinnerung auf. Es war ihm, als habe er früher in einer ganz andern Welt gelebt, als hätte ihn das bunte Leben am Kaiſerhof aus demſelben hinausgedrängt, und er ſtehe nun vor der verſchloſſenen Pforte derſelben mit einem Herzen voll Sehnſucht und Trauer. In ſolche Gedanken vertieft, war er der raſchen Strömung des Rheins folgend, in eine Felſenſchlucht gerathen, die ihre Schatten über den beengten Strom werfend, eine melancholiſche Dämmerung um ihn her verbreitete. Plötzlich drang ein überaus ſchöner Geſang an ſein Ohr. Der Mond ſtieg zugleich über den Felſen empor, die ihn in ſchauerlichen Gebilden umgeben. Sein weißes Licht übergoß die kahlen Scheitel derſelben, und ließ ihn nicht undeutlich auf einer der hervorſpringenden Klippen eine weibliche Geſtalt erkennend, die jenes liebliche Lied zu den Fluthen herabſang. Von Staunen und Ueberraſchung gefeſſelt, hielt Reinhold den Nachen an. Er wußte nicht, war es die ſeltſame Erſcheinung, oder die kalten Schauer der Mondnacht was ſeine Pulſe plötzlich ſtocken machte. Die Geſtalt hatte ſich indeß weiter vorgebeugt, ſie ſchlug einen weißen Schleyer zurück, ein unausſprechlich ſchönes Antlitz von reichem blondem Gelock umwallt, blickte mit dem Ausdruck liebensder Sehnſucht zu ihm herab. Unwillkürlich lenkte er den Nachen ans Ufer, er wollte den Felſen hinan; — da jagte ein brauſender Windſtoß das nächtliche Gewölk über den Mond. Die Geſtalt verſchwand im Dunkel der Nacht; von heimlichem Grauen erfaßt, ergriff Reinhold das Ruder, und lenkte, ohne den Blick zurückzuwenden, pfeilſchnell den Nachen zu dem heimathlichen Geſtade.

So wenig auch Reinhold vermochte, die geheimnißvolle Erſcheinung in der einſamen Felsſchlucht auf natürliche Weiſe zu erklären, ſo fühlte er doch ein unwiderſtehliches Verlangen, ſich aufs Neue dorthin zu begeben. Ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, wie es geſchah, befand er ſich, bevor noch die Sonne in Weſten niedertauchte, an jenem geheimnißvollen Ufer und irrte von ſtiller Sehnſucht getrieben in den düſtern Klippen umher. Ein ſchönes Bergthal zur Linken zog den von langem Umherſpähen Ermüdeten in ſeine kühlen Schatten. Uralte Eichen ſenkten ihr ſchweres Gezweig über bemooſte Felſentrümmer; und durch das hohe, ſchilfartige Gras ſtahlen ſich hin und wieder kryſtallne Bächlein hervor, bald blumige Raſenplätze umſchließend, bald in muntere Kaskaden über das braune Geſtein hinabhüpfend zu dem breiten Bette des Rheinſtromes.

Reinhold hatte ſich auf einen bemooſten Baumſtamm niedergeſetzt, und blickte in Gedanken verloren in die plaudernde Fluth. Da war es, als vernähme er Fußtritte hinter ſich, und als er überraſcht ſein Geſicht wandte, erblickte er zu ſeiner Seite einen ehrwürdigen Greis, der ihn mit theilnehmenden Blicken betrachtete. Der ſilberweiße Bart, der über ſeinen Gürtel herabfloß, bewies ſein hohes Alter, während die klaren, heitern Augen, die unter der ſchön gewölbten Stirn und den weißen Locken hervorblickten, von jener geiſtigen Jugend ſprachen, die das Erbtheil inneren Seelenfriedens iſt. Reinhold betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Züge des Greiſes. Er erinnerte ſich von einem Klausner Namens Goar gehört zu haben, der in dieſer wüſten Berggegend wohne, und arme Fiſcher unterrichte. Erfreut, ihn aufgefunden zu haben, wollte er ihn eben freundlich begrüßen, als dieſer ihm zuvorkam, und ſich folgendermaßen vernehmen ließ: Gewiß ſeyd ihr mein lieber junger Ritter, der Sohn unſeres würdigen Pfalzgrafen, der wie ich höre, ſeit Kurzem in unſerer Gegend verweilt. Eure ſtattliche Tracht, wie die Aehnlichkeit, ſo ihr aus zarter Kindheit beybehalten, laſſen mir keinen Zweifel hierüber, und ich freue mich, daß euch der Zufall noch einmal in meine Arme geführt, bevor ich dieſe ſchöne Erde verlaſſe! Ich bitte euch, kommt meinem Gedächtniß zu Hülfe! bat Reinhold: Euer Anblick flößt mir Vertrauen und Ehrfurcht ein, aber vergebens beſinne ich mich, euch irgendwo im Leben begegnet zu haben. — Das glaube ich wohl, lächelte der Greis: Jene Zeit liegt eurer Erinnerung allzufern. Ich bin der Prieſter, der euch die heilige Taufe ertheilt. Das Kloſter, dem ich angehörte, ſtarb aus, und ich verließ die einſamen Mauern, um mich in dieſem Bergthal anzuſiedeln. Seit langen Jahren führe ich hier ein ſtilles, friedliches Klausnerleben, und die Bewohner dieſer Gegend dulden mich gern, und geben mir bisweilen Gelegenheit ihnen durch Rath und That nützlich zu werden. — Reinhold fühlte ſich auf's angenehmſte überraſcht, in dem frommen Klausner den Prieſter wiederzufinden, von dem ihm ſeine Mutter erzählt. Der Gedanke daß er mit demſelben das Geheimniß jenes Aufenthaltes getheilt habe, gab ihm in ſeinen Augen das Anſehn eines trauten Bekannten, und er verheelte die Freude nicht, die er über ſeine Begegnung empfand.

Der Alte ſchlug ihm vor, mit ihm bis zum Spätabend in ſeiner Höhle zu verweilen, und gern gewährte Reinhold den Wunſch deſſelben. Bald waren ſie in der kühlen Felſengrotte angekommen; Reinhold fand dieſelbe mit dem nöthigen Hausgeräth verſehen, auch ſchien es dem Klausner keinesweges an andern Vorräthen zu fehlen, denn bald duftete ein Krug würzigen Weines, und eine Schaale friſcher Waldbeeren auf dem ſteinernen Tiſche, an welchem Goar mit dem Jünglinge Platz nahm.

Ihr werdet Euch wundern, begann der Greis, mich mit Allem verſorgt zu ſehn, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, auch iſt es nicht allzulang her, daß ich ſelbſt an dem Nöthigſten Mangel litt, denn wie mich auch die Bewohner dieſer Thäler ſo viel ſie vermochten, mit den Vorräthen ihrer Gärten, und der Milch ihrer Heerden unterſtützten, ſo hätte ich dieſes Jahr, wo die weit übergetretne Fluth faſt alle Pflanzungen umher zerſtörte, und ein nicht minder mächtiger Feind die armen Hirten dieſer Gegend bedroht, wohl zu Wurzeln und Kräutern meine Zuflucht nehmen müſſen, wenn nicht der, deſſen Schutz ich mich in dieſer Einöde übergeben, auf eine ſeltſame, höchſt wunderbare Weiſe für mich ſorgte, und mir oft mehr zuführte, als ich für meine eigene Perſon bedarf.

Ein Geräuſch, das aus dem Hintergrunde der Höhle zu kommen ſchien, unterbrach bey dieſen Worten das Geſpräch. Es glich dem leiſen Gekicher eines muthwilligen Kindes, und ſchon erhob Reinhold die Frage, ob hier noch irgend jemand zugegen ſey, als der Klausner, nachdem er einigemal bedenklich umhergeblickt, erwiederte, wie dies Rauſchen und Fliſtern von einem Quell herrühre, der ſich ſeit der lezten Ueberſchwemmung im Innern der Felſenhöhle gebildet, und zu Zeiten recht deutlich und vernehmlich mitplaudre. — Er fuhr hierauf von Reinholds Bitten ermuntert, in ſeinen Mittheilungen fort, und erzählte wie ſeit einiger Zeit das Gerücht ginge, als hauſe in der Gegend von Bingen ein böſer Waſſernix, der manch reichbeladnes Schiff in die bodenloſe Tiefe des Rheinſtromes hinabziehe, und manchen Unfug mit den Vorüberfahrenden treibe.

Er ſchien dieſe Worte nicht ohne einige Scheu auszuſprechen, und blickte einigemal furchtſam in den Hintergrund der Höhle, da aber alles ſtill und ruhig blieb, ſo fuhr er fort: Es mag ſich nun mit dieſer Sage verhalten, wie ihm wolle, das iſt gewiß, daß der Strudel, der ſich in jener Gegend befindet, ſich ſeit kurzem gewaltig verſtärkt hat, zugleich ſcheint an unſern Ufern ein ähnlicher Wirbel zu entſtehen, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt uns zu berauben, uns im Gegentheil bereichert, denn manche nützliche Vorräthe und manche Geräthſchaften, die wahrſcheinlich die Fluthen bey letzter Ueberſchwemmung hinweggeſpült, treiben hier wohlbehalten ans Land; und wenn man behauptet, daß die Unbillen, ſo in der Gegend von Bingen geſchehen, von einem feindlichen Waſſergeiſt herrühren, ſo möchte man verſucht ſeyn zu glauben, es walte in dieſem Geſtade eine wohlthätige Fee; — denn das, was ſich begeben iſt allerdings wunderbarlich genug!

Eben wollte Reinhold fragen, welche Bewandniß es mit den letzten Andeutungen habe, als einige junge Leute in die Höhle traten, und betroffen über die Gegenwart eines Fremden, den Klausner faſt ſchüchtern begrüßten. Ihr niedergeſchlagenes Ausſehen bewies, daß ſie in irgend einer großen Noth hier Rath und Hülfe ſuchten. Sie blieben ehrerbietig am Eingange ſtehen, und ſchienen in Demuth die Anrede des Greiſes zu erwarten. Ich ſehe es Euch an, begann der Klausner zu ihnen gewendet, ihr ſeyd des argen Feindes noch nicht quitt, deſſen Räubereyen euch ſo hart bedrängen.

Erzählt uns, was ſich begeben! Gewiß hat der böſe Greif ſich wieder gezeigt und eure Heerden geſchmälert. So iſt es! verſetzte einer der Hirten. Die letzte Kuh, die mich und meine Kinder allein noch ernährte, hat das Ungethüm mit ſi[illegible]nommen! auch unſre Ziegen ſind bis auf wenige Stücke geraubt, und wenn man den gierigen Blicken und dem hungrigen Gekrächz glauben ſoll, mit dem er über die Gebüſche dahin ſtreicht, in denen wir uns furchtſam verſtecken, ſo kommt die Reihe nächſtens an uns Hirten, wenn übrigens der Mangel und das Elend, das bereits unter uns herrſcht, dem Unthier noch etwas zu würgen übrig läßt! —

Um Gott! rief Reinhold ganz entrüſtet, daß er erſt jetzt von der grauſamen Mähr vernommen, warum habet ihr denn nicht längſt eure Noth dem Pfalzgrafen geklagt, und ihn um Hülfe gebeten? Iſt er nicht dieſes Landes Schutzherr und Hort, und hat er nicht über viele Arme zu gebieten, die ſich gegen dieſen euren Feind kräftig bewaffnen können? — Die Schirmvögte und Gerichtsleute haben uns, als wir ihren Rath darum erbaten, lachend zurück gewieſen! verſetzten die Hirten: ſie meynten, was ſich im Gebiet des Waſſers und der Luft begebe, ſey außer dem Bereich menſchlicher Kraft, und wie ſie den Schiffern nicht zu helfen wüßten, die ſich über die Gewaltthätigkeiten eines Waſſergeiſtes beſchwerten, eben ſo vermöchten ſie den argen Feind nicht zu erreichen, der über unſern Häuptern ſpuke und würge. Sie riethen uns daher, ſo oft wir vermöchten, reiche Meßopfer an die benachbarten Kirchen zu ſpenden, damit dieſes arge Strafgericht ſich wende, gegen welches eigene Kraft hier gar nichts vermöge. Wir haben, ſchloß er betrübt, nunmehr faſt alles geopfert was wir haben, aber noch will jener boshafte Feind nicht weichen, und was uns [illegible]pelt beſorgt macht für die Zukunft, iſt, daß ſeine Brut uns neues Verderben droht, und iſt ſie herangewachſen, ſodann der Verheerung keine Grenze zu ſetzen iſt.

Reinhold vermochte ſeinen Unwillen über das zweckwidrige Verfahren der Schirmvögte nicht zu verbergen. Er ließ ſich von den Hirten die Gegend bezeichnen, in welcher der Greif zu horſten pflegte, und verſprach nicht eher zu raſten und zu ruhn, bis er dieſem Elend ein Ende gemacht, oder, falls ihm das Glück lächle, den Greif mit eigener Hand erlegt habe. Die Hirten ſchüttelten bedenklich den Kopf, als ſie vernahmen, daß ſich der ſchöne Jüngling ſelbſt in den Kampf mit jenem gefährlichen Feinde begeben wolle. Sie gaben dabey nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie den Aberglauben theilten, derſelbe ſey nicht auf gewöhnliche Weiſe zu beſiegen, und als ſie endlich, von dem Klausner mit einigen Lebensmitteln beſchenkt, die Höhle verließen, reichten ſie Reinholden wehmüthigen Blickes die Hand, als wollten ſie ſagen: wir danken dir, daß du uns tröſten wollteſt! aber du und keine Chriſtenſeele hat Muth und Kraft genug, ſolchen bedenklichen Zweykampf zu beſtehen! Als Reinhold mit dem Klausner hierüber noch mancherley verhandelt und beſprochen, gemahnte ihn die einbrechende Dämmerung, daß es Zeit ſey, ſich nach Hauſe zu begeben. Bald begleitete der Klausner, der den muthigen Jüngling lieb gewonnen, denſelben unter mancherley erbaulichen Reden die verſchlungenen Pfade zum Ufer hinab. Als Reinhold, an daſſelbe gelangt, die abentheuerliche Form des Felſens erblickte, von welchem ihm das ſeltſame Lied getönt, fiel es ihm aufs Herz, daß er des Gegenſtandes noch gar nicht erwähnt habe, der ihn eigentlich in dieſe Gegend geführt. Er theilte ihm nun ungeſäumt ſein geſtriges Abentheuer mit, und bat, ihm dieſe wunderbare Erſcheinung zu erklären. — Ich könnte Euch mancherley hierüber ſagen, entgegnete der Alte, aber ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, Eure Neugier zu ſteigern. Seit kurzem hält ſich in dieſer Gegend ein Mägdlein auf, das von vielen für die Tochter eines benachbarten Burgherrn gehalten wird, der geächtet aus dieſer Gegend entfloh; auch könnte ſie recht gut ihres feinen Anſehens wegen, für eines unſrer Fräuleins gelten, wüßte ich nicht beſſer, von wannen ſie gekommen, und welch wunderbare Bewandtniß es mit derſelben habe. Ich bitte Euch, erzählt! bat Reinhold, und der Alte fuhr nach kurzem Stillſchweigen fort: es war zu Anfang des Lenzes, wo, wie Ihr wiſſen werdet, die Fluthen des Rheins weit hinausgetreten waren über die benachbarten Wieſen und Felder. So war auch dieſe Gegend überſchwemmt, und ich mußte ſogar auf einige Zeit meine Höhle verlaſſen, um auf dem höhern Lande Schutz zu ſuchen vor den eindringenden Gewäſſern. Als die Fluth ſich verlaufen, und ich zum erſtenmale wieder meine Grotte beſuchte, gewahrte ich zu meinem Erſtaunen, daß ein Anderer bereits von derſelben Beſitz genommen. Ich gehe auf die weiße Geſtalt zu, die am Boden liegend, zu ſchlummern ſchien, als mir der Gedanke kömmt, es könne die Fluth wohl dieſen Körper hierher geſpült haben. Von ängſtlicher Theilnahme erfüllt, verſuche ich, durch vorſichtig angewandte Mittel die Scheintodte wo möglich ins Leben zu rufen, als dieſe mit geſchloßnen Augen, und einer hinwegwinkenden Bewegung beginnt: ſo laßt mir doch Zeit, mich an Eure Luft zu gewöhnen! warum mich ſo unſanft erwecken? Ich werde erwachen, wenn es Zeit iſt, und weiß recht gut, wen ich zuerſt begrüßen will! — Ich bat ſie, zum wenigſten von dem feuchten Boden aufzuſtehen, und einige Erfriſchungen anzunehmen, ſie aber fuhr fort, mir leiſe ſchmollend zu widerſprechen, bis ſie endlich bey dem vielen Hin- und Herreden wach geworden, ſich empor richtete und mit großen glänzenden Augen wie verwundert um ſich herſah. Ich hatte nun erſt Muße, die wunderbare Schönheit meiner Schutzgenoſſin zu betrachten. Sie ſchien noch im erſten Jugendalter zu ſeyn; das ganze zarte Gebilde war wie von Blumen zuſammengeſetzt, nie hatte ich etwas Feineres und Anmuthigeres geſehen. Dabey floſſen die ſchönſten güldnen Ringellocken ihr bis zu den Ferſen hinab, und dieſer ſonnenhelle Schleyer war nächſt einem ſchneeweißen, faltenreichen Gewande, die einzige Zierde des Mägdleins. Auch ſie ſchien mich nicht ohne Verwunderung zu betrachten, und ſtreckte endlich die Hand freundlich lächelnd zu mir empor. — Wie biſt du denn eigentlich hierher gekommen, du holdes, liebliches Weſen? frug ich ſie liebkoſend. Die Fluthen haben mich zu dir gebracht! ſagte ſie, indem ſie ihren Kopf ſchmeichelnd an meine Kniee legte. Ich ſtreichelte ihr das glatt geſcheitelte Haar und frug, ob ich auf irgend eine Weiſe für ſie ſorgen könne. »Wenn du verträglich biſt, will ich bey dir wohnen,“ entgegnete ſie, und duſollſt nicht den Kürzern dabey ziehn! Aber hüte dich, mit zudringlichen Fragen mich zu quälen, oder mich auf irgend eine Weiſe zu beſchränken! Gleich Welle und Wind bin ich gewohnt, zu kommen und zu gehen, wann und wohin mir beliebt, und kannſt du dich mit dieſer meiner Lebensweiſe befreunden, ſo will ich dir dienen, und dich pflegen nach Kindesart, haſt du aber irgend etwas dagegen, ſo— ſie drohte mir ſchelmiſch mit der Hand — ſo ſind wir geſchiedene Leute.

Ich verſprach, ihr in Allem zu gewähren, obgleich ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, warum mir ſo überaus viel daran gelegen war, die friedliche Gemeinſchaft mit der Fremden zu erhalten. Wir richteten uns nun zuſammen ein, ſo gut wirs vermochten, und da ich mir vorgenommen hatte, ſie in ihrem Treiben keinesweges zu beſchränken, ſie auch nur höchſt ſelten in meiner Höhle heimiſch war, ſo waren mir die Stunden um ſo lieber, wo ſie an ihrem Spinnrädlein in traulicher Ruhe an meiner Seite ſaß, und mich mit mancherley anmuthigen Liedern ergötzte.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß die benachbarten Fiſcher ſich mit allerley ſeltſamen Gerüchten trugen, und viel und mancherley erzählten, von einem ſchönen Frauenbilde, das ſich zur Zeit der Dämmerung bisweilen am Ufer ſehen ließe, um ſie bald durch wunderbare Liebesweiſen zu verwirren, bald ihnen durch freundliche Winke gefällig zu werden, und ihre Netze mit reichem Fange zu ſeegnen. Man nannte dieſes ſeltſame Weſen das Fräulein vom Berge, und behauptete, daß ſie vorzüglich auf dem Lurley ihren Sitz habe, von wo aus ſie ihnen ihre Rathſchläge ertheile. Zugleich beklagte man ſich über allerhand Neckereyen, die ſich jene zu ſchulden kommen laſſe, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß man ſie für eine Waſſerfey oder ſonſtige arge Zauberin halte. —

Dieſe Beſchwerden mußten wir um ſo unangenehmer auffallen, da ich auf Niemand anders Verdacht hegen konnte, als auf Welleda, denn alſo war der Name meiner Nachbarin. — Noch hatte ſie keiner der Thalbewohner bey mir erblickt, ſie hatte mich faſt ängſtlich gebeten, ihre Gegenwart an Niemand zu verrathen, und da ſie ſich meiſt im Hintergrund der Höhle beſchäftigte, ſo konnte dies ohne alle Schwierigkeit geſchehen. Längſt hatte ich mich darüber verwundert, daß Welleda ſich weder um die Ihrigen, die ſie doch irgendwo in Beſorgniß um ſie zurückgelaſſen haben mußte, noch überhaupt um die ganze übrige Welt mit keiner Sylbe bekümmere, und faſt hätte ich geglaubt, ſie ſey in einer Wildniß aufgewachſen, hätte ſie nicht einigemal von Eurer nahen Ankunft geſprochen, und ſomit doch einige Kenntniß verrathen von dem, was ſich auf Erden begiebt.

Reinhold erröthete bey dieſen Worten, er wußte es ſelbſt nicht, ob vor Freuden oder Verwunderung, doch wagte er es nicht, den Klausner durch Fragen zu unterbrechen. Welleda, ſo fuhr der Alte fort, die, wie ich

Euch ſagte, ſich um die Welt wenig zu bekümmern ſchien, hatte doch zuweilen in ihrem Verſteck dem Geſpräch zugehört, das ich mit den benachbarten Fiſchern in meiner Höhle geführt. Sie ward auf dieſe Weiſe mit ihrer Armuth vertraut, und oft verriethen mir die mitleidigen Aeußerungen, die ſie ſpäter gegen mich that, daß ſie ihnen zu helfen geſonnen ſey, ob ich gleich nicht recht wußte, wie ſie dies anſtellen wollte. Ihr häufiges Ausbleiben, die Heiterkeit, mit der ſie oft von ihren Wanderungen zurückkehrte, beſtätigten meine Vermuthung, daß ſie zu jenen Unglücklichen ſelbſt hinabgegangen; ich hegte daher keinen Zweifel, daß ſie jene Gerüchte veranlaßt, und ihre wunderbare Schönheit es wohl allein ſey, die die Fiſcher auf die Gedanken gebracht, es hauſe eine fremde Zauberin unter uns. Gern hätte ich den Aberglauben der Uferbewohner aufgeklärt, wäre es mir nicht aufs Herz gefallen, daß ich, im Fall ich auch über dieſen Gegenſtand ſprechen dürfte, doch eigentlich ſelbſt keine rechte Auskunft über meinen Schützling zu geben vermöchte. Ich beſchloß daher, einen Verſuch zu wagen, Welleda ſelbſt über ihr heimliches Treiben und ihre eigentliche Herkunft zu befragen, und benutzte die erſte günſtige Stunde zu dieſem Zweck. Meine Frage, ob ſie es ſey, die von dem Lurley herab mit den Fiſchern geredet, bejahte ſie lachend, auch läugnete ſie nicht ab, ihnen manchen nützlichen Rath gegeben zu haben; als ich aber von ihrem Geſchwätz ſicher gemacht, in ſie drang, mir doch nun endlich zu ſagen, von wannen ſie eigentlich komme, und was ſie beſtimme, ſich ſo lange von den Ihrigen zu entfernen, — erhob ſie erſt bittend die

Hand, indem ſie mit dem Kopf ſchweigend verneinte, bald aber, als ich heftiger ſie beſtürmend, ihre Hand erfaßte, und ihr drohte, ſie ſo lange feſtzuhalten, bis ſie mir offen bekannt, entwandte ſie ſich mir mit der Schnelle eines Pfeiles, und bald hörte ich von einer der höchſten Klippen herabtönen: ſo halte mich doch, du kluger, vorſichtiger Freund! ſo halte mich doch feſt, wenn du es vermagſt! Dabey ſprang ſie mit größter Behendigkeit von einer Felſenſpitze zur andern, bis ſie endlich den Wald erreicht hatte, und nun bald hier, bald da mit ſchelmiſchem Lachen hinter den alten Baumſtämmen hervorguckte, bis ich, von dem Beſtreben ſie zu erreichen ganz ermattet, zu Boden ſank, und ſie nun gänzlich aus meinen Blicken entſchwand. Seitdem, ſchloß der Klausner, iſt ſie nicht wiedergekommen! Ich habe es oft bereut, ſie durch meine Neugier verſcheucht zu haben, und ihre anmuthige Nähe ungern vermißt, wenn ich aber bedenke, daß es mit jenem räthſelhaften Weſen doch vielleicht eine beſondere Bewandtniß haben könne, und ſie wohl gute Gründe haben kann, über ihr Herkommen, oder ſonſtige Verbindung zu ſchweigen, ſo preiſe ich mein Geſchick, daß es alſo gekommen, denn vor dergleichen verdächtigem und verderblichem Umgang behüte mich Gott!

Reinhold fühlte bey den letzten Worten, die ihm nach dem, was er bereits vernommen, faſt undankbar klangen, die Röthe des Unwillens auf ſeine Wangen ſteigen. Er konnte nicht läugnen, daß er bereits die lebhafteſte Theilnahme für die ſchöne Unbekannte empfand, und gern hätte er jeden Schatten unedlen Verdachtes von ihrem lieblichen Bilde entfernt; aber die Furcht, ſein Gefühl allzulebhaft zu verrathen, hielt ihn davon zurück. Als der Klausner Abſchied genommen, ſchritt er gedankenvoll zu dem Ufer hinab. Da war es, als er um eine der Klippen bog, als ſchwebe eine weiße Geſtalt furchtſamen Schrittes hinter ihm drein, und bald vernahm er ganz deutlich die Worte: du glaubſt ihm doch nicht, holder Freund? du glaubſt doch nicht dem argwöhniſchen, furchtſamen Alten?— Reinhold wollte ſich umwenden, aber ein unerklärliches Grauen hielt ihn zurück. Er zog ſeinen Mantel empor, um ſein Ohr den ſüßen, verlockenden Tönen zu verſchließen. Als er aber den Nachen erreicht hatte, und ein leiſes Gebet ſtammelnd, das Ruder eilig bewegte, da war es, als zöge ein Seufzer aus recht tiefliebender, ſchmerzlichgekränkter Bruſt über die Fluth, leiſe verklingend in des Stromes Geräuſch, der ſeine bewegten Wellen ſchäumend an dem Felſenufer brach.

Von ſeltſamen Gebilden geängſtigt, hatte Reinhold die Nacht halb wachend, halb träumend zugebracht, als das helle Morgenlicht endlich den unruhigen Schläfer weckte. Er vermochte die Begebenheiten des letzten Abends eben ſo wenig abzuläugnen, als er es für gerathen fand, ſich in dieſelben zu vertiefen. Um ſo willkommner war ihm das Abentheuer, zu dem er ſich geſtern verpflichtet, und nachdem er in Erfahrung gebracht, daß es ſich mit den Verheerungen jenes gefährlichen Raubvogels wirklich alſo verhalte, wie die Hirten berichtet, ſo war ſogleich ſein Entſchluß gefaßt, ungeſäumt jene Jagd zu beginnen. Er vertraute ſeinem Bruder dies Vorhaben, und bald war dieſer bereit, ſich mit ihm zu verbinden. Der Pfalzgraf, der ſchon lange darüber nachgedacht hatte, die Noth der armen Hirten zu enden, traf ſogleich alle Anſtalten, das gewagte Unternehmen ſeiner Söhne zu unterſtützen. Er beſtimmte zum Preis dieſes gefahrvollen Sieges die Veſte Rheinberg, ſo in einer der anmuthigſten Gegend des Rheingaus gelegen, und ſeitdem der geächtete Beſitzer derſelben entflohen, öde und unbewohnt geblieben war.

Mehrere benachbarte Edle wurden geladen, dieſer abentheuerlichen Jagd beyzuwohnen. Der Pfalzgraf ſelbſt beſchloß den Zug zu begleiten, und bald begab ſich derſelbe in feſtlicher Anordnung nach den Tiefen des Gebirges, in welchen ſich, wie man ſagte, das Neſt des Greifen befand.

Unter den ſtattlichen Rittern und jugendlichen Heldengeſtalten, die ſich in des Pfalzgrafen Gefolge befanden, tauchte auch, freundlichen Sternen vergleichbar, manches anmuthige Frauenbild hervor. Vor Allen aber erhob ſich aus der bunten Menge die eben ſo ſchöne als ſtolze Geſtalt der jungen Gräfin von Sonneck. Der hohe Zelter, der ſie trug, wie das koſtbare Jagdkleid, das ihren ſchlanken Leib umfing, gab ihr nebſt dem herabſchattenden Federhut das Anſehen einer Amazone; auch hatten ihre Worte etwas überaus Kühnes und Gebietendes, ausgenommen wenn ſie ihre Rede an Reinhold wandte, welchen ſie vor allen ihren Begleitern mit beſondrer Freundlichkeit auszeichnete. Als nun der ſtattliche Zug ſich durch die Thäler bewegte, und der Herold den lauſchenden Bewohnern deſſelben die Abſicht der edlen Kämpen verkündete, geſchah es wohl hier und dort, daß die ſtaunenden Hirten ihre Hütten verließen und in frommem Gebet auf ihre Kniee ſanken, die Vorüberziehenden zu ihrem Vorhaben ſeegnend, und ſie Gottes heiligem Schutze empfehlend. Mehrere derſelben ſchloſſen ſich in einiger Entfernung dem Zuge an, um den Rittern nöthigen Falls ihren Rath zu ertheilen, denn kraus und wildverſchlungen waren die Pfade jenes Labyrinths, wo der böſe Raubvogel horſtete.

Als man endlich den Fuß des Gebirges erreicht, gab der Pfalzgraf Befehl, auf der grünen Ebne, die jene Höhen umgab, die Gezelte aufzuſchlagen, die man zu dieſem Zweck mitgebracht. Bald ſtanden dieſe in glänzender Reihe geordnet, und ſchon kreiſte der Becher in der frohen Verſammlung, als ein Geräuſch, dem eines aufziehenden Wetters vergleichbar, ſich über ihren Häuptern vernehmen ließ. Zugleich ſtoben die Heerden, ſo auf den fetten Triften geweidet, in wildem Schreck auseinander, und ihr dumpfes Brüllen und ängſtliches Hin- und Herirren bewies, daß ihr furchtbarer Feind gegen ſie im Anzuge ſey. Ihre Schilder unwillkührlich über ihre Häupter erhebend, ſprangen die Ritter empor. Die Tapferſten hatten ihre Armbruſt geſpannt, und harrten des Augenblicks, wo ſie den gewichtigen Pfeil in des Gegners rieſigen Leib abſchnellen konnten. Herrmann und Reinhold hatten eine benachbarte Anhöhe erſtiegen, ſie ſahen den Greif, aller Pfeile und Wurfſpieße unerachtet, pfeilſchnell herniederſchießen, das beſte Lamm der Heerde mit ſeinen Klauen entführen, und dann unter dem ängſtlichen Stöhnen ſeiner Beute, mit langſamem ſchwerem Fluge zu den Höhen zurückkehren. Jetzt warf Herrmann ſeinen Wurfſpieß dem ſeitwärts daherkommenden nach. Ganz nahe ſtreifte derſelbe an ſeinem Fittig vorüber. Der Greif krächzte mit furchtbarem Ton von der Höhe herab, zugleich erhob er ſich höher und höher, und ſteuerte nun, allen Angriffen entrückt, der dunklen Felſenſchlucht zu, in welcher er bald ihren Blicken entſchwand.

In lebhaftem Verdruß wegen des mißlungnen Verſuches, ſchlug Herrmann den Rittern vor, ſich nunmehr in dieſe wüſte Einöde hinabzubegeben, um den Unhold in ſeinem Verſteck zu bekriegen. Man wagte es nicht, ſich dieſem Wunſche zu widerſetzen, obgleich der Anblick der ſchauderhaften Wildniß faſt Alle mit Grauen erfüllte. Die labyrinthiſchen Pfade, die ſich bald in Tannengeſtrüpp, bald durch unwirthliche Klippen hinzogen, ſchienen, von ſchäumenden Waldbächen durchbrochen, ſich hier und da gänzlich zu verlieren, und wer nicht ein beſondres Vergnügen an kühnen Abentheuern fand, der konnte ſich nicht ohne einiges Bangen in dieſe ungeſellige Natur hinabbegeben. Während einige Ritter in Herrmanns Gefolge ſich anſchickten, die Spur des Raubvogels zu verfolgen, andre ſich ſtillſchweigend zu den Gezelten des Pfalzgrafen zurückbegaben,

— hatte ſich Reinhold, den Blick feſt auf die Gegend gerichtet, wo der Greif hinabgeſunken war, in aller Stille im Voraus in die Felsſchlucht hinabgewagt. Die lautloſe Stille der Natur umher, die nur durch das Murmeln des ſeitwärts daherrauſchenden Waldbachs unterbrochen wurde, rief die Erinnerung jenes geheimnißvollen Abends hervor, an dem er die ſchöne Geſtalt der Unbekannten in den öden Felſen erblickt. Plötzlich war es ihm, als gewahre er dieſelbe Erſcheinung in einiger Entfernung. Ein ſilberheller Schleyer floß wie damals zu ihren Ferſen hinab, während die eine Hand nach jener Gegend zu deuten ſchien, wo auch er das Neſt des Greiſen vermuthete. Mit lautem Herzklopfen theilte er das dichte Geſtrüpp, das ſeine eiligen Schritte feſſelte; da gewahrte er, daß die vermeynte Schöne niemand anders als der neckende Waldbach war, der, als hätte er ſeinen Irrthum gewahrt, nun noch muntrer und muthwilliger vor ihm herhüpfte, bis er endlich in mehreren kleinen Caskaden in ein dunkles Felſenthal hinabfiel, aus deſſen Tiefe ein widerliches Gekrächze emperdrang. Reinhold warf den Blick ſpähend hinab, und gewahrte auf einem über die Fluth hangenden Eichenſtamm einen rieſigen Knäuel, unter deſſen Schwere die uralten Aeſte ſchwankend ſeufzten. Leiſen Schrittes klomm er hinab; der Greif ſaß mit ausgeſpreizten Flügeln auf dem gewaltigen Neſte, unter ihm die gierige Brut mit hungrigem Geſchrey. Die blutige Atzung unter ſie theilend, ſchien er den laurenden Feind nicht zu bemerken, der mit geſpannter Senne dem grauenhaften Schauſpiele zuſah. Zahlloſe Gerippe erwürgter Schlachtopfer waren am Ufer verſtreut, und herunter von dem fahlen Gezweig hingen die ecklen Ueberreſte der heutigen Beute. Ergrimmt von dem ſcheuslichen Anblick, ſandte Reinhold ohne Verzug den gewichtigen Pfeil auf den Rücken des Gegners, indem er zugleich den Wurfſpieß zu neuem Angriff bereit hielt. Mit fürchterlichem Geſchrey erhob ſich der Greif in die Luft, um ſich im nächſten Augenblick mit grimmiger Wuth auf ſeinen Gegner zu werfen. Die Rieſenfittige des Ungeheuers übermannten den Jüngling; er ſtürzte, den Schild gegen den Wüthenden erhebend, in die Kniee. Ein fürchterlicher Kampf begann. Verzweiflungsvoll ſuchte Reinhold den Blutdurſtigen zurückzudrängen, aber bald brach ſein Schild unter den Schlägen ſeines Gegners, und er ſank, alles Schutzes beraubt, unter die Klauen ſeines Feindes. — Da auf einmal dröhnte es, wie der Fall eines gewaltigen Felſenſtückes, an Reinholds Ohr. Aengſtlich kreiſchend verließ der Greif ſeine Beute, und als Reinhold ſeinen Blick erhob, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen, wie der Waldbach die alte Eiche entwurzelt, und dieſe ſammt der Greifenbrut in die Fluthen hinabgeſtürzt war. Mit ausgebreiteten Flügeln und bangem Stöhnen flatterte der Greif her und hin, ängſtlich bemüht, ſeine Jungen zu retten. Die Gefahr derſelben hatte ihn die eigne gänzlich vergeſſen gemacht. — Da ſauſte Reinholds Pfeil durch die Luft, und mit gelähmtem Fittig taumelte der Getroffne in das ſchilfige Gras, das rothe Flammenauge noch immer nach der ſchreienden Brut gerichtet. Jetzt aber raffte ſich Reinhold empor; ſein gutes Schwert erhebend, hatte er ihm, bevor jener ſeine Kräfte zu ſammeln vermochte, mit gewaltigem Streiche den Kopf geſpalten; leblos ſtürzte der Ueberwundne zu Boden.

Ganz erſchöpft und betäubt von dem, was er ſo eben erlebt, fühlte Reinhold ſeine Sinne vergehen. Er lehnte ſein Haupt an einen umgeſtürzten Weidenſtamm; — die Fluth rang noch immer zu ſeinen Füßen mit ihrer Beute; endlich war dieſe gänzlich verſchlungen, — er aber ſah und hörte nichts mehr von dem, was um ihn her geſchah; die Augen geſchloſſen, lag er in den Armen der Ohnmacht.

Als er endlich die Blicke wieder erhob, gewahrte er zu ſeinem größten Erſtaunen ein überaus ſchönes Frauenbild, das über ihn hingebeugt, ihn mit zärtlicher Beſorgniß zu betrachten ſchien.

Welleda! ſtammelte Reinhold, denn er erkannte in ihr die Erſcheinung vom Lurley, auch blieb ihm kein Zweifel, daß dieſe und keine andre es ſeyn könne, von der der Klausner geſprochen. Die Jungfrau ſchien ihn gleichfalls zu erkennen, denn ſie ſprach mit leiſem, freundlichem Ton: warum biſt du denn an jenem Abend ſo feindlich vor mir geflohen? weißt du denn nicht, daß wir eigentlich recht friedlich zuſammenhalten ſollten, um der Freundſchaft willen, die unſre Mütter für einander gehegt? Nur um deinetwillen bin ich in dieſe Gegend gekommen, und hätte ich dich nicht ſo überaus lieb, und ein ſo beſonders wachſames Auge auf dich, ſo lägſt du wohl heut rettungslos zerfleiſcht unter den Klauen des häßlichen Greifen, du armer, lieber Freund! und hörteſt auf, auf dieſer ſchönen Erde zu athmen!

So haſt du den grauenvollen Kampf mit angeſehen? frug Reinhold. Ich war dir immer zur Seite, entgegnete dieſe: und du haſt tapfer gefochten! Aber eben wegen deiner Kühnheit hätte es bald ein ſchlimmes Ende mit dir genommen, und es war wohl die höchſte Zeit, daß wir den Baum ſtürzten, damit eine Gefahr die andre beſiegte. — Wir? — unterbrach ſie Reinhold: wen meynſt du damit, liebe Welleda? — Ich rede eigentlich von dem hülfreichen Bächlein, lachte jene. Dieſe kleinen, muntern Creaturen ſcheinen es überaus gut mit dir zu meynen. Sie haben dir den Weg in dieſe Wildniß gezeigt, und die Eiche entwurzelt, was ziemlich viel ſagen will von dieſen leichten, jugendlichen Gewäſſern. Du ſcheinſt in dieſer Gegend ſehr bekannt! entgegnete Reinhold: biſt du in dieſen Thälern zu Hauſe? — Ich halte mich gern in der Nähe meines Vaters auf, gab jene zurück: und wenn ich mich heut ein wenig weiter von ihm entfernt, ſo geſchah dies nur dir zu Liebe, mein ſüßer Freund!

Und willſt du mir wohl ſagen, wer dein Vater iſt? frug Reinhold geſpannt. Du wirſt mich mit deinen Fragen noch unwillig machen! fuhr Welleda empor: obendrein iſt es gar nicht dein eigner Sinn, der aus dir ſpricht, ſondern der Grübelgeiſt des Alten, der auf dich übergegangen iſt! Vergiß doch nie, daß du zu den begünſtigtern Naturen gehörſt, denen ſich alles von ſelbſt offenbart! Das

Fragen und Forſchen iſt nur die Sache gewöhnlicher Menſchenkinder, und auch damit bringen ſie zuletzt wenig heraus. Nein, mein Geliebter! halte du es ferner, wie du bisher es gethan, nimm, was dir freundliche Mächte ſpenden, harmlos, vertrauungsvoll an, und wenn du jemals die Natur wahrhaft geliebt, ſo ſtoße auch mich nicht zurück, denn du ſiehſt in mir eines ihrer frohſten und geliebteſten Kinder!

Reinhold erröthete; er fühlte die Wahrheit jenes Vorwurfs und ſchalt heimlich auf den Klausner, der ihm denſelben zugezogen hatte. Welleda, der ſeine Beſchämung nicht entging, begann nun mit anmuthigem Geplauder von ihrem Aufenthalt bey dem Klausner, und ihren Abentheuern mit den Fiſchern zu erzählen. Gern hätte Reinhold ihre oft gar wunderbarlich klingende Rede bisweilen unterbrochen, aber die Furcht, ihr durch neues Befragen zu mißfallen, hielt ihn davon zurück; auch übte der melodiſche Klang ihrer Stimme allmählig eine ſolche Bezauberung über ſeine Sinne, daß ihm geſchah, wie es uns wohl bey einem lieblichen Geſange zu gehen pflegt, — er ſog die ſüßen Laute in ſeine Seele, ohne des erklärenden Wortes zu bedürfen, und zuletzt ward ihm dabey ſo wohl und ſeelig um's Herz, daß ihm däuchte, er beginne erſt jetzt recht wahrhaft zu leben. Ermuntert von den vertraulichen Mittheilungen Welledas, begann auch er von ſeinen früheren Schickſalen zu erzählen. Er gedachte ſeiner Mutter, und des traurigen Looſes, das ſeine Geſchwiſter betroffen, und bemerkte, daß das Geheimnißvolle, das mit dieſen

Ereigniſſen verbunden war, ihm heute ganz natürlich und gewöhnlich dünkte, und auch Welleda keineswegs hierüber befremdet oder betroffen war. — Es ſcheint, begann dieſe, als Reinhold ſeine Erzählung beendet, als habe dein Vater nie an das Daſeyn dieſer Elementargeiſter geglaubt. Er hätte ſonſt dieſe Mächtigen nicht gereizt, ſondern vielmehr das gute Vernehmen zu erhalten geſucht, in welchem ſie ihm, durch Vermittlung deiner Mutter, überaus nützlich werden konnten. Nur ſelten wird einem Menſchenkinde der Vorzug, mit jenen in Verbindung zu treten; dann aber kann daſſelbe unermeßlichen Seegen um ſich verbreiten, denn die Liebe dieſer Mächte iſt ſo unerſchöpflich wie die Kraft des Elements, in welchem ſie leben, und nur der Haß, mit dem ſie den Undank der Menſchen verfolgen, iſt jener vergleichbar. Welleda fuhr nun fort, ihm von den geheimnißvollen Verkettungen des Geiſterreichs mit der Menſchenwelt zu erzählen. Mit unausſprechlichem Vergnügen lauſchte Reinhold ihren Worten. Er ſchien, was ſie ſagte, ſchon längſt geahnet zu haben, und ob er gleich noch mit niemanden hierüber geſprochen, ſo war er doch feſt überzeugt, daß es ſich ſo und nicht anders verhalten müſſe. Die Stimmen der Natur, das Wort, ſo er als zartes Kind aus Hain und Wellen vernommen, alles ſah er nun mit einemmale erklärt und beſtätigt. Von unausſprechlicher Wonne erfüllt, blickte er zu der Vertrauten ſeiner Seele empor, während auch ſie immer inniger und holder ihm zulächelte.

Wie kommt es doch, begann er endlich, daß mir iſt, als habe ich dich, liebe Welleda, ſchon lange gekannt, da dich doch erſt heute meine Augen erblickten? — Daſſelbe würde ich dich fragen, wenn mir nicht meine Mutter ſo viel von dir erzählt hätte, gab Welleda zurück. „Hat deine Mutter mich gekannt?“ „„Sie war deine Pathe und hat dir den Namen gegeben!““ — Reinhold wollte weiter fragen, aber das Schmettern eines Hifthorns unterbrach das Geſpräch. Welleda fuhr erſchrocken empor, und machte eine Bewegung zu entfliehen. Du willſt fort? rief Reinhold. Sie kommen! flüſterte jene: ich bitte dich, mein Geliebter, verrathe mich nicht! Verrathe mich nicht, wenn du willſt, daß wir uns wiederſehen! Jetzt nicht, nicht hier darf man mich an deiner Seite erblicken, — aber ſpäter — „Wo ſoll ich dich finden?“ drängte Reinhold. Welleda deutete mit der Hand nach der Gegend des Lurley, doch konnte er das Wort nicht verſtehn, was ſie ihm ſagte. Näher tönte der Ruf des Hornes. Zugleich wurden auf den gegenüberſtehenden Felſen mehrere Jäger ſichtbar, unter welchen Reinhold ſeinen Bruder erkannte. Welleda war bereits ſeinen Armen entglitten. Ihr flatternder Schleyer ſchimmerte noch durch die Erlen am Bach. Bald war auch dieſer verſchwunden, nur die ſilberne Fluth blickte an jener Stelle noch freundlich glitzernd durch das entfernte Gebüſch.

Die Ritter hatten im Geleit der Hirten die Felſenſchlucht aufgefunden, und ſchauten eben mit ſiegesluſtigen Blicken nach dem bezeichneten Greifenneſte umher, als ſie zu ihrem Erſtaunen Reinholden entdeckten, wie er gedankenvoll an dem Weidenſtamm lehnte, während des überwundnen Feindes rieſiges Gefieder den Raſen zu ſeinen Füßen bedeckte.

Eilends ſchritten ſie herab, um die Kunde dieſes ſiegreichen Kampfes zu vernehmen. Faſt erſchrocken fuhr Reinhold bey ihrer Begrüßung aus ſeinem Nachdenken empor. Er ermannte ſich jedoch bald, und erzählte auf das ſtürmiſche Befragen der Ritter, wie er in die Felsſchlucht gekommen, und wie es ſich mit dem Kampfe zugetragen habe. Herrmann blickte nicht ohne Unmuth auf den erlegten Greifen hinab, und grollte halb laut vor ſich hin: Eigentlich war es ja doch nur der Bach, der die alte Eiche juſt zur rechten Stunde gefällt hat, und dieſen abentheuerlichen Sieg gelingen ließ! — Zugleich aber gedachte er der ſchrecklichen Gefahr, die ſeinem Bruder ſo nahe geſchwebt, und dieſes bewegte wieder ſo gewaltig ſein Herz, daß er wiederholt ausrief: o mein geliebteſter Bruder, wie preiſe ich Gott ob deiner Erhaltung! Mag es ſich nun auch mit dem Siege verhalten, wie ihm wolle, — dein Herz muß dennoch überaus froh und glücklich ſchlagen, daß dich nun Alle als Retter und Befreyer dieſer Thäler begrüßen werden, was dir auch von uns Allen von Rechtswegen zukommt!

Dem war auch ſo, wie Herrmann vermeynte, nur mit dem Unterſchied, daß der frohe Schlag dieſes Herzens noch eine ganz andre Urſache hatte, die Reinhold aber unter ſeiner Siegesfreude verbarg. Mit heimlichem Erröthen ſank er in ſeines Bruders Arme, während die Uebrigen ſich bemühten, eine Bahre von grünen Zweigen zu flechten, denn der beſiegte Feind ſollte dem Zuge vorangetragen werden. Bald verkündete das Schmettern der Hifthörner ſein Herannahen in den Gezelten des Pfalzgrafen. Alles ſtrömte aus denſelben hervor, und als man des rieſigen Greiſes anſichtig wurde, und Reinhold als Sieger genannt ward, da ſcholl lauter Beyfallruf in den Jubel der Inſtrumente, und alle beeilten ſich, ihn mit Glückwünſchen zu begrüßen.

Mit holdſeeligem Lächeln nahte auch jetzt Hildegundis, die ſchöne Gräfin von Sonneck. Sie hatte, nachdem ſie die Erzählung der ſeltſamen Begebenheit vernommen, in aller Eil einen Kranz von wilden Roſen zuſammengefügt, und nachdem ſie denſelben mit anmuthiger Geberde auf Reinholds Stirn gedrückt hatte, ſprach ſie, ſich ſittig gegen ihn verneigend: Euch ziemt es, den Sieg zu verfolgen; wir vermögen nichts, als den Sieger zu krönen! Die Wahl dieſer Blumen hat der Zufall beſtimmt, verzeiht, wenn ich ſeinem Gebote gehorchte! — Ihr habt ohnſtreitig den ſchönſten aller Kränze gewählt! erwiederte Reinhold. Die Roſe, die in dieſen Thälern mir erblüht, iſt mir der ſüßeſte Lohn!

Hildegundis, die von der lebhafteſten Freude erfüllt, dieſe Worte zu ihren Gunſten deutete, bot von nun an alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um den ſchönen Pfalzgrafenſohn zu feſſeln, zu entzücken.

In die Erinnerung ſeines Glückes verſunken, ſaß Reinhold ſtill und freundlich an ihrer Seite ſitzen, — Hermann aber, der Aug' und Ohr von der reizenden Hildegardis nicht abgewendet vermochte, dachte, ſo oft ſein Blick an dem ſchönen Kranze vorüberſchweifte, den Reinhold als Siegesſchmuck trug: wäre der Greif nur nicht erlegt! ich wollte ihn um ſolchen Preis wohl auch ohne Hülfe des Weiſen beſiegen!

In ſtiller Erwartung hatte der Einſiedler ſeinem jungen Freunde entgegengeſehen, als die Kunde ſeines glücklichen Sieges auch in ſeine Klauſe drang, und endlich Reinhold ſelbſt erſchien, um ihm ſeine wunderbare Rettung mitzutheilen. Die Hirten der Gegend, die theils zufällig ſich zu der Höhle des Alten begaben, theils auch wohl von der Hoffnung dahin gelockt waren, den muthigen Greifbeſieger dort anzutreffen, empfingen Reinholden auf ihren Armen, indem ſie ſich abwechſelnd vordrängten, die Hände ihres Wohlthäters an ihre dankbaren Herzen zu drücken. Der Einſiedler bekannte ſo gleich, wie der edle Geiſt dem geholfen, der auf ſo wunderbare Weiſe den ſtarken Kampf entſchieden, und ſein Leben zum Heil ſeiner Mitbürger erhalten habe. Nach dieſen Worten ſchritt er zu einem kleinen Altar, der in der Mitte der Höhle befindlich, und die geweihten Kerzen beſtändig angezündet, welche ein einfaches Kreuzbild umſchloſſen, beugte er ſich zu einem frommen Gebet. Reinhold kniete, von dem andächtigen Kreis der Hirten umgeben, zunächſt dem Altar, der ſtets

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

deshalb die Taufe des Prinzen unter mancherley wunderbarlichen Umständen vollzogen habe.

Ich stand schon früh in einer besondern Beziehung zu Euch! sprach er, zu Reinhold gewandt: und es scheint, als sollte diese Bestimmung mir treu bleiben!

Ihr meynt, fiel ihm Mathilde rasch in's Wort, Ihr werdet, da Ihr den Prinzen getauft, denselben auch trauen? — „Das würde mir ein überaus erfreulicher Auftrag seyn!" lächelte der *Abbt*: möchte unser edler Graf nicht bald unter andern Fürstentöchtern die Würdigste wählen, damit das verwaiste Land nicht länger einer Mutter entbehre, die hold und schützend auf dasselbe herabblicke, wie es weiland eine [illegible], die heilige Frau Pfalzgräfin, gethan.

Mathilde schwieg, während jener fortfuhr, die [illegible] hohen Eigenschaften der verstorbenen Fürstin zu preisen; Reinhold aber, wie lebhaft auch sonst sein Gemüth an diesem Gegenstand Theil nahm, vermochte heute nur halb die Worte des *Abbtes* zu vernehmen. Er gewahrte nemlich, daß Mathilde ihren Platz heimlich verlassen, und vor die Hütte gelaufen war. Von plötzlicher Unruhe bewegt, unterbrach er das Gespräch, um dem Mädchen zu folgen. Laß mich! bat Mathilde fast unmuthig, als Reinhold [illegible] mit leisem Vorwurf ergab.

Ey, du seltsames Mädchen! sagte jener: was hat dich denn alſo erzürnt? — Weiß ich's denn ſelbſt? gab Melida zurück: ihr redet von Dingen, die ich weder ſehe noch verſtehe, und da wird mir oft ſo entſetzlich bange unter euch, als müßte ich dennoch wieder zurück, von wannen ich gekommen bin. — Das wirſt du mir nicht thun, mein geliebtes Leben! ſeufzte Reinhold, die Schmerzlichbewegte näher an ſich ziehend. Da umſchlang ihn Melida mit beyden Armen, und ſchmiegte ſich feſt und feſter an ſeine Bruſt. — Ich kann dich ja auch nimmer verlaſſen, flüſterte ſie leiſe: auch wenn du hinausgingſt, um unter den ſchönen Fürſtentöchtern zu wählen, von denen der Alte ſprach! — Du ſollſt es auch nicht! gab Reinhold zurück, und blickte mit ſüßem Entzücken auf das liebliche Weſen herab. Da ſtieg der Mond über den Bergen empor, und der Klausner trat vor die Höhle. — Reinhold bemerkte, daß es an der Zeit ſey, ſich zurückzubegeben, und Melida noch einmal dem Schutz des ehrwürdigen Greiſes empfehlend, nahm er Abſchied von beyden, und kehrte, in mancherley Betrachtungen verſenkt, zu dem harrenden Nachen zurück.

Es begab ſich aber, daß zu Ehren des Großherzoges ein Feſt angeſetzt war, an welchem nicht nur alle Ritter und Edlen geladen waren, ſondern auch jedermann Antheil nehmen konnte, ſo den jungen Fürſten zu ſehen begehrte, welcher dem Lande einen ſo überaus wichtigen Dienſt erwieſen. Dem zufolge waren, unfern des Schloſſes Rheinberg, ſo der Pfalzgraf als Siegespreis ausgeſetzt, auf einer weiten grünen Ebne Schranken gezogen, und mancherley kurzweilige Spiele, als Ringrennen, Wettlaufen und Tanz vorbereitet. Für des Pfalzgrafen Gefolge, wie für ſämmtliche Edeldamen, waren Tribunen errichtet, von denen man die zahlreiche Volksmaſſe überſchauen konnte, die in munterm, fröhlichem Gedränge herbeyſtrömte, und ſich dicht an die Reihen der Edlen ſchloß. Den Ausdruck der Dankbarkeit in Blick und Wort, nahte manches unſchuldige Hirtenkind, von ſeinen Eltern geleitet, dem Platz, wo Reinhold von ſeinen Rittern umgeben, die Huldigungen der Menge empfing. Ihm dicht zur Seite, im Glanze fürſtlicher Pracht, ſtand die ſchöne Gräfin von Sonneck, den Blick bald auf Reinhold, bald auf die wogende Volksmaſſe gerichtet. Oft blitzte es gleich einer düſtern Flamme aus ihren Augen hervor, wenn hier und da eine liebliche Maid ihr einfaches Geſchenk von den Früchten des Feldes als Zoll ihrer Dankbarkeit dem jungen Fürſten überreichte, und immer flog dann ihr Blick unruhig forſchend auf Reinholds Antlitz zurück.

Schon hatten ſich die Anweſenden zum Theil in die geöffneten Schranken begeben, als ein ehrwürdiger Greis, von einem verſchleierten Frauenbilde begleitet, durch die Menge ſchritt. Unwillkürlich drängten ſich die Reihen zurück, als wollten ſie der ſchönen Unbekannten Platz machen, deren Reize, trotz der neidiſchen Verhüllung, eine wunderbare Gewalt übten. Schweigend ſtellten ſich beyde den Schranken gegenüber, und wie ſie ſich auch überaus ſittig und ſtill verhielten, ſo waren doch aller Blicke auf ſie gerichtet, und die Frage, wer ſich unter dieſem Schleier verberge? ob dieſes Antlitz der Hoheit der Geſtalt entſprechen werde? wurde immer lauter und lauter. Eben neigte ſich Hildegundis zu einer ihrer Nachbarinnen herab, um dieſe über die Fremde zu befragen, als in demſelben Augenblicke das Signal zu dem beginnenden Ringrennen gegeben wurde, und die edlen Pfalzgrafenſöhne an der Spitze ihrer jugendlichen Gefährten die Rennbahn im ſauſenden Galopp umkreiſten. Aller Augen flogen dem hohen Ziele zu. Lanzen ſtiegen und ſanken in ſtürmiſcher Eil, während hin und wieder des Herolds Trommete das Glück der Gewandteſten verkündete.

Lange hatte ſich im rühmlichen Wettſtreit die Kraft und Geſchicklichkeit der anweſenden Jünglinge kund gegeben, als ein Wink des Pfalzgrafen die jungen Sieger vor den Kreis der Frauen berief, und dieſe ſich anſchickten, allerhand anmuthige Geſchenke und Preiſe unter dieſelben zu vertheilen.

Als die Angeſehnſte und Schönſte der Frauen, von dem Pfalzgrafen erkoren, nahte ſich jetzt auch die Gräfin von Sonneck, und überreichte Reinholden auf reichgeſticktem Kiſſen die Schlüſſel des Schloſſes Rheinberg. Sich würdevoll gegen den neuen Schloßherrn verneigend, begann ſie jetzt folgendermaßen zu demſelben: möchten fortan jene Hallen, die ein trauriges Geſchick veröden hieß, ſich für Euch mit dem Glanz neuer Freude, neuen Segens ſchmücken, ſo wie der Schatten, ſo eine finſtre Zeit darauf warf, durch den Sonnenblick Eurer Verdienſte, Eures Ruhmes gelichtet wird! Reinhold verneigte ſich tief vor der ſchönen Hildegund, die ſchmeichelhafte Rede mit beſcheidnen Worten erwiedernd, als auf einmal ſein Auge jener verſchleyerten Geſtalt begegnete, die, den Blick auf ihn gerichtet, ſtill und demuthsvoll ihm gegenüber ſtand. Lange hatte er, bald erröthend, bald erbleichend, dieſelbe betrachtet, als er plötzlich, wie von einem raſchen Entſchluſſe beſeelt, ſich von Hildegundis Seite zu dem Sitz des Pfalzgrafen begab, und ſich ehrfurchtsvoll vor ihm neigend, folgendermaßen begann: wenn Ihr, mein Herr und mein Vater! den Sieg, ſo ich errungen, ſo hoch und fürſtlich belohnt, ſo kommt es eurem Sohne wiederum zu, demjenigen, der ihn bey jenem beſchwerlichen Werk unterſtützte, ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Erlaubt mir daher, daß ich Euch heut eine Jungfrau zuführe, die ein günſtiger Zufall in dem Augenblick der höchſten Gefahr mir zur Seite geſellt, und die, da ich ihr zum Theil meine Rettung verdanke, an dem heutigen Feſt nicht zurückſtehen darf!— Ein freudiges Gemurmel lief durch die Menge, und aller Augen folgten dem Jüngling, der jetzt mit ſittigem Anſtand vor die verſchleyerte Frauengeſtalt trat, um ſie vor den Pfalzgrafen zu geleiten.

Seht hier die Gefährtin meines Sieges! rief Reinhold, indem er den Schleyer von Welledas Antlitz hob. — Da ſtand das anmuthige Bild, einer jugendlichen Waldesroſe gleich, die, das beſcheidne Haupt zum erſtenmale dem Schutz des dunklen Laubes entziehend, in vollem Jugendglanze lacht. Ein Kranz von Feldblumen beſchattete die weiße Stirn, und das einfache Gewand, ſo ſie trug, ſchien durch die Lieblichkeit ihrer Geſtalt auf eine wunderbare Weiſe veredelt und gehoben.

Empfangt ſie freundlich, mein Vater! fuhr Reinhold fort: und gewährt ihr, da ſie fremd unter uns iſt, und weder Heimath noch Eltern hat, Euren fürſtlichen Schutz!—

Der Pfalzgraf, noch mehr beſtochen von der ſeltnen Schönheit der Unbekannten, als von Reinholds Fürbitte, ergriff ihre Hand, und führte ſie in die Reihen der Edelfräulein, ſie denſelben mit freundlichen Worten empfehlend. Waren dieſe auch erſt beſtürzt und heimlich gekränkt von dem Einfall des Pfalzgrafen, ſo verſöhnte doch bald die liebenswürdige Beſcheidenheit der Fremden ſie mit dem Dunkel ihrer Herkunft, und jede bemühte ſich, ihr freundlich und gefällig zu ſeyn.

Wer iſt die unbekannte Schöne? frug Hildegund, zu Herrmann gewandt, der ſtill und ernſt ihr zur Seite ſtand: es ſcheint, als verſtändet Ihr die Geheimniſſe Eures Bruders recht wohl zu verwahren, da Ihr mir kein Wörtlein von dieſem überaus anziehenden Abentheuer vertrautet!— Herrmann betheuerte vergebens, weder von dieſem Ereigniß, noch von der Fremden ſelbſt irgend etwas gehört zu haben; ſichtlich gekränkt wandte Hildegundis ihr Antlitz, und jener überzeugte ſich aufs Neue mit tiefem Schmerz, daß nicht er, ſondern Reinhold die Neigung eines Herzens beſaß, deſſen Beſitz längſt der Gegenſtand ſeines eifrigſten Strebens war.

Als am Abend des Feſtes die ſtattliche Verſammlung durch das Schmettern der Trommeten hinausberufen wurde zu der erleuchteten Burg, deren Thore zum erſtenmale wieder gaſtlich aufgethan waren, — als in den Sälen derſelben der Tanz begann, und das bunte Getümmel immer lebhafter auf und niederwogte, — da ergriff Herrmann den Arm ſeines Bruders, und ihn zu dem angrenzenden Burggarten hinabgeleitend, begann er folgendermaßen: du haſt, mein theurer Bruder, mir immer dein Vertrauen geſchenkt, warum verſchwiegſt du mir ein Abentheuer, das in jeder Beziehung meine Theilnahme erregen muß? Wer iſt die reizende Fremde, die du in den Kreis der Frauen geführt, und warum verbarg ſie ſich bisher unſeren Blicken, da ihr doch die Natur ſo viel Anſprüche auf Glück und Bewundrung gegeben?

Da faßte Reinhold des Bruders Hand, und zog ſie an ſein Herz; dabey ſah er ihn mit einem ſo innig bittenden Blicke an, daß dieſer unwillkührlich die Augen niederſchlagen mußte, und gleichſam entſchuldigend fortfuhr: wenn ich vielleicht zu voreilig in ein Geheimniß zu bringen verſuchte, das du noch nicht zu enthüllen vermagſt, ſo vergieb! — Es war längſt mein Wunſch, dich durch die Liebe eines holden Weſens beglückt zu ſehen, und könnte ich nur die Ueberzeugung gewinnen, daß dieſe Zeit wirklich gekommen ſey, ſo wollte ich weder fragen noch forſchen, da ich wohl weiß, wie das Glück treuer Minne am lieblichſten in ſtiller Verborgenheit gedeiht, und keine Zeugen begehrt, als das blaue Himmelsauge, das für den Liebenden einen ganz beſonders freundlichen Ausdruck hat! —

Wenn dir das Bekenntniß eines ſolchen Glückes genügt, entgegnete Reinhold, ſo ſey es denn hiermit vertrauungsvoll in dein Bruderherz niedergelegt! — Ja, ich liebe und genieße eines Glückes, das mich um ſo inniger beſeeligt, je verborgener es im Schoos ländlicher Einſamkeit erblüht. Frage daher nicht weiter, ſondern beſchütze lieber ein Geheimniß, das auch mir zum Theil noch in tiefem Dunkel verborgen iſt! —

So gern auch Herrmann etwas Näheres hierüber erfahren, ſo genügte ihm doch für heute das Bekenntniß ſeines Bruders in ſo fern, als es ihm die Gewißheit gab, daß er, was ſeine Liebe zu der ſchönen Hildegund anbetraf, in jenem keinen Nebenbuhler zu befürchten habe. Die lebhafte Freude, die er hierüber empfand, machte, daß auch er das Geheimniß ſeiner Neigung ſeinem Bruder vertraute, und beyde gingen, nachdem ſie noch mancherley zum Lobe der reizenden Gräfin und der ſchönen Unbekannten geſprochen, mit vergnügtem Herzen zu der Geſellſchaft zurück.

Während ſolches geſchah, hatte Hildegund, von Neugier und Eiferſucht getrieben, die Schritte der Fremden ohne

Unterlaß verfolgt. Sie hatte ſich vorgenommen, bey dieſer ſelbſt nach einem Geheimniß zu forſchen, an deſſen Enthüllung ihr alles gelegen war, und da ſie das Fräulein bald nach beendetem Tanz durch die Flügelthüren verſchwinden ſah, ſo beſchloß ſie, demſelben nach dem Garten zu folgen, zu deſſen kühlen Laubengängen ſich bereits mehrere der Gäſte hinabbegeben hatten. Als ſie aus dem Saale getreten, gewahrte ſie in einiger Entfernung die ſchlanke Geſtalt, die ihre Blicke ſuchten. Der Schleyer, den ſie trug, machte ſie vor allen erkenntlich, und erfreut, ihre ſchöne Nebenbuhlerin gefunden zu haben, folgte Hildegund raſchen Schrittes der vor ihr Hereilenden. Der Mond warf ſein Licht hin und wieder durch den langen Buchengang, deſſen Dunkel ſie aufnahm. Bald bedeckten die flatternden Schatten der Zweige das voranſchwebende Bild, bald trat es in der blendenden Weiße ſeines Gewandes wieder leuchtend hervor; doch wie auch Hildegund ihre Schritte verdoppelte, ſie vermochte es nicht zu erreichen. „So verweilet doch nur einen Augenblick, Fräulein!“ rief ſie endlich, ganz erhitzt von dem raſchen Gang. Da ſchoß ein feuchter Strahl in feinem Staubregen auf ſie nieder, und voll Erſtaunen gewahrte Hildegund, daß ſie vor einem Springquell ſtand, deſſen Demantſtaub der Abendwind gleich einem weißen Schleyer emportrieb. Verwundert ſchaute Hildegundis umher; keine Geſtalt war zu ſehen. — So hätte mich denn wirklich das Mondlicht getäuſcht? ſprach ſie vor ſich hin, von einem heimlichen Grauen erfaßt. Da war es, als ſteige der flimmernde Waſſerſtrahl immer höher und höher, die Gegenſtände umher mit weißem Nebel bedeckend, zugleich ſcholl es durch das Geräuſch der herabſprudelnden Fluth wie das leiſe Kichern einer Menſchenſtimme. Entſetzt und aufs höchſte geängſtet entfloh die Gräfin, von dem muthwilligen Gelächter verfolgt; kaum wagte ſie, ſich umzublicken, bis ſie endlich ganz zerſtört und erſchöpft den Saal erreichte. — Die Fremde war nirgends zu finden.

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Pfalzgraf ſeinen Sohn Reinhold zu ſich entbieten ließ, um mit ihm eine Sache von Wichtigkeit zu beſprechen. Von mancherley Ahnungen beunruhigt, begab ſich dieſer in ſein Gemach und bald begann jener folgendermaßen:

Längſt habe ich, mein geliebter Sohn, einem Wunſche deines Herzens zu begegnen geglaubt, deſſen Bekenntniß ich ſeit dem geſtrigen Tage nur um ſo gewiſſer entgegenſah. Du biſt durch das Geſchenk des Schloſſes Rheinberg in dem Beſitz einer freundlichen Heimath, und ganz natürlich erſchien das Verlangen, dieſelbe durch den Glanz häuslichen Glückes zu verſchönen. Es wird dir nicht unbekannt ſeyn, wie die ſchöne Gräfin von Sonneck dir mit freundlicher Theilnahme ergeben iſt, eben ſo wenig habe ich dir meinen Wunſch verborgen, deine Aufmerkſamkeit zuerſt auf dieſelbe zu richten; da ich nun nicht glauben kann, daß du gegen die Reize der ſchönſten Frau unſers Gaues allein unempfindlich geblieben ſeyſt, ſo hege ich die feſte Hoffnung, daß unſre Wünſche ſich in einem Gegenſtande begegnen, und die Zeit gekommen iſt, wo durch die Verbindung mit einer der erſten und angeſehenſten unſerer Familien dein Glück wie das meine in neuem Glanze erblühen wird.

Mein theurer Vater! entgegnete Reinhold, wenn es ſich alſo verhielte, wie Ihr meynet, ſo würde ich mit Freuden Eure Wünſche erfüllen! Aber ſo ſteht es ganz anders mit mir und der Gräfin! Wie auch dieſelbe gegen mich geſonnen ſey, nie vermochte ich ihre Neigung zu erwiedern. Ueberdies hat mir mein Bruder ſeine zärtliche Leidenſchaft für die ſchöne Hildegundis vertraut, was an ſich ſchon genug wäre, um nimmer nach ihrem Beſitz zu ſtreben! — Ein düſterer Schatten überflog bey dieſen Worten des Pfalzgrafen Geſicht. Du biſt der Aelteſte! begann er von neuem: ich will nicht, daß du zurückſtehen ſollſt, wo es ſich um ein ganzes Lebensglück handelt!

Da ſtürzte Reinhold zu des Vaters Füßen und begann: o wenn Euch das Glück Eures Sohnes ſo aufrichtig am Herzen liegt, ſo könnte ich Euch wohl Gelegenheit geben, die ganze Fülle Eurer Gnade an demſelben zu üben! Für jetzt ſey Euch das Bekenntniß genug, daß ich nie der Gräfin gehören kann! Was ſich übrigens mit mir begeben, was mein Gemüth unempfindlich gegen jene Schönheit gemacht, das, bitte ich, verlanget noch nicht zu wiſſen! Mir ſelbſt ein Geheimniß, vermag ich Euch eben ſo wenig von meinen Wünſchen und Plänen Rechenſchaft zu geben als mir! Das aber beruhige Euch, daß Euer Sohn bereits eines

Glückes genießt, wie es ſonſt nur Träume gewähren, und daß gegen dieſes gehalten, die Güter, ſo ihr mir durch Hildegundis Beſitz zugedacht, in gar keinen Betracht kommen! — Mit Verwunderung vernahm der Pfalzgraf die Rede des Jünglings. Er beſann ſich, von den nächtlichen Wanderungen deſſelben und ſeinem häufigen Aufenthalt in der Höhle des Klausners gehört zu haben, und da er die Wißbegierde des Jünglings und ſeinen Hang zu ſtiller Betrachtung kannte, ſo glaubte er hierauf vorzüglich das Glück beziehen zu müſſen, von dem Reinhold ſprach. Zugleich aber gedachte er der ſchönen Unbekannten, die dem geſtrigen Feſt beygewohnt, und die Wärme, mit der Reinhold dieſelbe ſeinem Schutze empfohlen, erweckte neue Vermuthungen in ihm.

Du verbirgſt mir ein Geheimniß! begann er mit prüfendem Blick. Was auch der Grund dazu ſey, ich will nicht in dich dringen, mir daſſelbe zu offenbaren, bis du mir es freywillig enthüllſt! Da zog Reinhold des Vaters Hand mit innigem Blick an ſein Herz. Der Pfalzgraf aber legte ſeine Rechte auf des Jünglings Locken, und ſprach: Bedenke das Eine, mein Sohn: Nicht nur dein eignes Glück, auch das Wohl des Landes hat eine Stimme bey deiner Wahl, und danach richte deine Schritte mit Sorgfalt!

Reinhold, obgleich von dieſen letzten Worten nachdenklich gemacht, konnte doch, als der Abend kam, dem innern Verlangen nicht widerſtehen, ſeine geliebte Welleda zu beſuchen. Er fand ſie bereits am Ufer; — die Arme ihm entgegenbreitend, ſchien ſie ihn ſchon lange mit Sehnſucht erwartet zu haben.

Biſt du nun wieder mein? frug ſie, auf ihn zueilend; und ſich feſt an ſeine Bruſt ſchmiegend, blickte ſie faſt ängſtlich zu dem Geliebten empor. Was bekümmert dich? frug Reinhold, das goldne Gelock von Welledas Stirn ſtreichend. Mir iſt, entgegnete jene, ſeit ich bey eurem Feſte geweſen, als ſey ich nicht mehr ſicher im Beſitz meines Glückes, als würde jene ſchöne Frau, die dich und mich ohne Unterlaß mit ihren Blicken verfolgte, endlich doch den Sieg davon tragen und mich von deiner Seite verdrängen. Freylich, fuhr ſie kleinlaut fort, hat ſie mancherley Vorzüge, und ich darf mich mit ihr an Reiz und Schönheit gar nicht meſſen; aber was die Pracht und Herrlichkeit anbetrifft, mit der ſie prahlet, ſo gedenke ich es ihr wohl noch gleich zu thun, wenn ich ein gutes Wörtlein bey meinem Vater einlege, der es nicht leiden wird, daß man dich von mir reißen will, und mich ſo hämiſch verfolgt!

Ey, ey, Welleda! fiel ihr Reinhold in's Wort, beginnſt du ſchon wieder in Räthſeln zu ſprechen? — Ich habe meine Geheimniſſe ſo gut wie du! entgegnete Welleda, indem ſie, wie in Gedanken verloren, mit dem goldnen Reiflein ſpielte, das Reinhold am Finger trug. Haſt du mir doch zum Beiſpiel niemals geſagt, für wen du den artigen Ring aufbewahrſt, den du ohne Zweifel von deiner Mutter erhielteſt. — Da erröthete Reinhold, denn er hatte, ſeitdem er an dieſe Ufer gekommen, noch nie dieſes räthſelhaften Ringes gedacht. Unwillkührlich irrten ſeine Blicke zu Welledas Händen herab, aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er an einer derſelben einen ganz ähnlichen Goldreif erblickte. Mit lebhafter Ungeduld ſtreifte er denſelben von den zarten Fingern herab. Lächelnd ließ es Welleda geſchehen, und ſiehe! die Ringe fügten ſich ſo wunderbarlich in einander, daß keiner mehr zu erkennen vermochte, daß ſolche jemals getrennt geweſen. Von wem haſt du das Ringlein erhalten? frug Reinhold, aufs höchſte überraſcht. Von derſelben Hand, die es deiner Mutter gegeben! entgegnete Welleda. — Iſt es möglich! rief Reinhold: ſoll durch den ſüßen Verein mit dir, geliebte Welleda, die ſchöne Verheißung in Erfüllung gehen, von der jene prophetiſche Stimme meiner Mutter erzählt? — So iſt es! entgegnete Welleda: auch mir wurde eine gleiche Verſicherung gegeben, und wenn wir nur einigermaßen dieſe ſchönen Thäler lieben, und den Menſchen wohlwollen, ſo dürfen wir uns nun nimmermehr verlaſſen, da wir beyde unſtreitig zu ihrem Glücke geboren ſind! Komm, meine Geliebte! begann Reinhold: zu wichtig iſt das Zeichen, das wir in dieſer Stunde erhielten! Der Klausner, der vielleicht tiefer in dieſes Geheimniß bringen kann, möge über unſre Zukunft entſcheiden. Mit dieſen Worten faßte er Welledas Hand, die mit fragenden Blicken, aber nicht ohne heimliche Freude, ihm zu der Höhle des Einſiedlers folgte.

Als Goar die Rede des Jünglings vernommen, wurde er ſehr nachdenklich. In ernſtes Schweigen vertieft, betrachtete er lange den geheimnißvollen Reif und ſprach dann mit feyerlichem Ernſt: es iſt nicht zu leugnen, daß über dieſen Ringen wie über Euch ſelbſt eine höchſt wunderbare Beſtimmung waltet. Sehr gut erinnre ich mich der Stunde, wo ich auf den Wunſch Eurer Mutter dieſes Reiflein geweiht. Es iſt dieſelbe Form, dieſelbe geheimnißvolle Inſchrift. Ohne Zweifel waret Ihr ſchon als Kinder für einander beſtimmt, und Euer Schutzgeiſt führte Euch in dieſem Thale zuſammen, damit mir das Glück werde, Zeuge Eures Bundes zu ſeyn. Ich kann mich nunmehr Eurem Wunſche, mein junger Fürſt, nicht widerſetzen, Euch als Eheleute zuſammenzugeben, zumalen da es ganz deutlich der Wille unſerer ſeligen Frau Pfalzgräfin gebeut. Mögt Ihr demnach Eure Sache ſelbſt bey Eurem Vater vertreten! Mir ziemt es vor allen, jene höheren Winke zu beachten, an die unſre Schickſale geknüpft ſind, und alſo bin ich entſchloſſen, über Euch, die jener bedeutungsvolle Ring zum Heile des Landes vereinigt, den prieſterlichen Seegen zu ſprechen!

Habe ich es dir nicht geſagt? flüſterte Welleda, als jetzt der Klausner an ihr vorüberſchritt, um den kleinen Altar zu ſchmücken. Dieſer aber, verſenkt in die Wichtigkeit ſeines Berufes, ließ ſich von den neckenden Worten nicht irren. Er hatte ein großes Buch aufgeſchlagen, in welchem er lange mit tiefem Nachdenken las. Dann mit ernſter faſt ehrerbietiger Geberde vor Welleda tretend, geleitete er ſie und Reinhold zu ihrem Platz am Altar, und begann nun, nach einer kurzen Einleitung von der Wichtigkeit ihrer Beſtimmung und den beſondern Begünſtigungen, deren der Menſch oft von unſichtbaren Mächten gewürdiget werde, die Trauungs-Ceremonie zu verrichten.

Als Reinhold hierauf ſeine jugendliche Gattin voll Entzücken in ſeine Arme ſchloß, war es, als habe die Freude, den Geliebten ihres Herzens nun ganz zu beſitzen, das Antlitz derſelben mit einem noch höheren Glanze verklärt. Einer Königin gleich, ſo erkoren iſt, Seegen und Freude zu verbreiten, blickte ſie ſtolz und heiter um ſich her, und als hierauf Reinhold, im Vollgenuß ſeines Glückes, einen Thron von Blumen erbaute, und die ſchönſten derſelben zum Kranz für die Stirn der anmuthsvollen Herrſcherin verband, da ſprach der Klausner, heimlich zu ihm gewandt: man kann es ihr wohl anſehen, daß es ihre Beſtimmung iſt, Glück und Seegen über dieſe Gauen zu verbreiten, und daß ſich Eure Mutter in der Wahl Eurer Gattin nicht geirrt.

Viele Monde verfloſſen, während welchen das Glück unſchuldsvoller Liebe immer ſchöner in dieſen Thälern erblühte. Unerſchöpflich an ſtillen Freuden, rannen die Stunden dahin, die Reinhold theils in des frommen Klausners Geſellſchaft, theils in den Armen ſeiner jugendlichen Gattin verlebte, deren tiefe Kenntniſſe im Reich der Natur ſeiner Wißbegierde immer neue Quellen des Genuſſes eröffneten.

Oft weilte er Tagelang in ihrer anmuthigen Nähe, manches Wunder der Schöpfung durch ihre Erläuterung mit erhöhter Andacht und Freude betrachtend, und bald fühlte er ſich ganz heimiſch in der geheimnißvollen Lehre jener unſichtbaren Kräfte, deren Einfluß die ſichtbare Welt mit allen den Reizen und Reichthümern ſchmückt, die unſerm Auge begegnen. Da er ſeit kurzem die Veſte Rheinberg bezogen, und auf dieſe Weiſe den Beobachtungen der Seinigen weniger ausgeſetzt war, ſo konnte er um ſo furchtloſer dem Zuge ſeines Herzens folgen, der ihn nur zu oft aus dem Geräuſch üppiger Feſte in den Schoos jenes lieblichen Felſenthals zog. Oft ſehnte ſich ſein Herz, das Glück, das er genoß, ſeinem Vater zu vertrauen, aber dann war es wieder, als flüſtre eine innre Stimme ihm zu, daß der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen ſey, und die Dauer ſeines Glückes allein auf der tiefen Verborgenheit deſſelben beruhe. Was ihn noch mehr in dieſem Entſchluſſe beſtärkte, war das Geheimnißvolle, das er ſchon früher in Welledas Weſen entdeckte, das ſich aber ſeit ſeiner Verbindung mit ihr noch vermehrt hatte, und wenn er auch ſelbſt weniger befremdet darüber war, ſo ſcheute er es doch, davon zu ſprechen, weil er der Menſchen ſeltſame Anſichten über Alles, was außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge lag, hinlänglich kannte. Oft überraſchte ihn Welleda in dem Garten der Burg, ohne daß irgend jemand ſie kommen geſehen; eben ſo wenig vermochte Reinhold zu ermitteln, wohin ſie entſchwunden, wenn ſie ſich unfern des Buchenganges, den ſie an ſeiner Seite in anmuthigem Geplauder durchwandert, oft plötzlich, von den Schritten eines Nahenden erſchreckt, in dem Schatten der Bäume verlor. Reinhold blickte dann immer, wie in Gedanken verſenkt, zu den plätſchernden Fluthen des Springquells herab, den jene Gebüſche umgaben, und wer ihn da ſtehen ſah, das lauſchende Antlitz zu den kryſtallhellen Wellen herabgebeugt, der mußte glauben, er vernehme in dem Rauſchen derſelben irgend ein liebes, vertrauliches Wort, oder ſähe wohl gar darin das Antlitz der kaum entſchwundnen Geliebten. —

Eines Tages, als Reinhold umſonſt dem Beſuch Welledas entgegengeſehen, und ſpäter denn gewöhnlich ſeinen Nachen in die Gegend des Lurley hinablenkte, gewahrte er an eine der tieferen Klippen gelehnt, die Geſtalt ſeiner Geliebten, wie ſie angelegentlich zu den Fluthen hinabſprach, deren Wogen in unruhiger Bewegung ſie umgaben. Als er näher kam, gewahrte er ganz deutlich, daß ein rieſiges Haupt, von ſchneeweißen Locken umwallt, aus denſelben emportauchte. Schon glaubte er auch die Worte deſſelben zu vernehmen, als Welleda ihren Schleyer über daſſelbe hinabſenkte, und dieſes in der Tiefe verſchwand. Was machſt du, Welleda? frug Reinhold, ſeinen Nachen an's Ufer ſtoßend: und mit wem ſprachſt du ſo eben? Da ſenkte Welleda erröthend ihr Geſicht, um bald wieder daſſelbe, halb ſchüchtern, halb muthwillig lächelnd, empor zu heben, und ſang dabey mit anmuthiger Stimme, indem ſie ihren Schleyer in den Fluthen hin und herzog:

Vater Rhein, Vater Rhein!
Bleiche mit der klaren Welle
Meinen Schleyer blank und helle,
Blank und hell wie Sonnenſchein!

Während noch Reinhold der ſeltſamen Liebesweiſe lauſchte, flüſterte ſie, nachdem ſie ihr Liedchen beendet, und ſich fröhlich erhob: weißt du nicht, daß wir heut Feſttag haben? Sieh' mich nur an! Schon habe ich mit die Locken geſchmückt, und bald ſoll der Schleyer die feſtliche Zierde vollenden! Reinhold bemerkte erſt jetzt, daß Welleda einen Kranz von überaus ſchönen Blumen im Haar trug. Er erinnerte ſich nicht jemals dergleichen geſehen zu haben und ſtand noch in der Betrachtung derſelben verſunken, als Welleda ihn bey der Hand nahm, und ihn in eine Felſenhöhle begleitete, deren Eingang mit Epheuranken faſt ganz überhüllt war.

Ich habe hier eine Heimath für uns aufgefunden, welche der Menſchen Blick nicht ſo bald entdecken ſoll! begann ſie heiter: man überſieht hier zwey Reiche, — das weite Stromgebiet und die liebliche Aue, auf der wir uns gefunden, und es ſcheint, als hätten die Beherrſcher beyder Reiche dieſelbe in ſchönem Einverſtändniß erbaut! Reinhold blickte umher. Die Grotte war auf das ſinnreichſte mit Blumen und allerhand bunten Muſcheln verziert, und hatte die Ausſicht auf die Fluth, die jetzt in dem Schimmer des aufgehenden Mondes gleich reinem Silber erglänzte. — Wie ſchön iſt es hier! rief er, ſich an Welledas-Seite niederlaſſend, und wie ruft das melodiſche Rauſchen des Stromes mir die lieblichen Träume meiner Kindheit zurück! — Willſt du noch einmal von der ſüßen Wunderwelt träumen, von der dir die Geiſter der Fluthen erzählt? — frug Welleda, ſchmeichelnd herabgebeugt. Wohl möchte ich dies, wären meine Sinne noch fähig, jene lieblichen Bilder zu erblicken! gab dieſer zurück, das ſehnſüchtige Auge hinaus zu der ſchimmernden Fläche gewendet. Da zog Welleda des Jünglings Haupt unter ſanftem Koſen auf ihren Schoos. War es der Duft der Blumen, der ſeine Sinne allmählig mit ſüßer Berauſchung umfing, oder das Lied, das jetzt Welleda leis und leiſer zu ihm hinabſang, — er fühlte ſich immer mehr von den Feſſeln ſanften Schlummers umſtrickt, bis endlich ein tiefer Schlaf ſeine Augenlieder ſchloß. Da war es, als gaukelten die fabelhafteſten Bilder und Geſtalten in bunter Reihe um ihn her, — bald ſah er ſich auf hohe Gebürge, bald in dämmernde Tiefen verſetzt, allenthalben aber umfloß ihn Duft und Geſang, deren zarte Wellen ſich bald in ätheriſche Geſtalten zu verkörpern, bald als verſtändliche Reden in ſeine Seele zu bringen ſchienen. Jetzt glaubte er ſich wieder in der Felſengrotte zu befinden. Er ſah die Blumen und Muſcheln darinnen gleich bunten Lampen erglühen und Licht und Wohlgeruch zugleich verbreiten. Noch ſtand er in die Betrachtung der ihn umgebenden Gegenſtände verloren, als Welleda leiſe zu ihm trat, und ihm winkte, ſich zu erheben. Bald ſchaukelte ein leichter Nachen beyde den Strom entlang, bis ſie an einer Inſel landeten, deren Grenze weißer Nebel bedeckte. Du biſt in dem Gebiet meines Vaters! flüſterte Welleda, ihn aus dem Nachen geleitend, und faſt zitternd im Gefühl mächtiger Ueberraſchung, überblickte Reinhold das mondhelle Reich, umſonſt verſuchend, die Gebilde zu ordnen, die ſich mit einemmale ſeinen Blicken enthüllten. In der Mitte des weiten Raums erhob ſich ein Thron auf kryſtallhellen Säulen. Ein Greis von rieſiger Geſtalt ruhte auf demſelben, und als er ſein ſilberlockiges Haupt erhob, gewahrte Reinhold, daß dies daſſelbe Antlitz ſey, das er heut aus den Fluthen emportauchen geſehn. Ein Demantſcepter glänzte in des Alten Hand, und von dem Diadem, das ſeine Stirn umgab, zitterten tauſendfarbige Strahlen durch die mondhelle Nacht. Ihm zur Seite gewahrte er eine hohe Frauengeſtalt, deren Blicke mit zärtlicher Theilnahme auf ihn gerichtet waren. Eben wollte er auf dieſelbe zueilen, als Welleda auf eine Gruppe jugendlicher Geſtalten deutete, und leiſe zu ihm ſprach: haſt du, mein ſüßer Freund, wohl ſchon einmal von den wohlthätigen Quellen des Taunus gehört? Siehe hier dieſe lieblichen Schweſtern! Sie kommen, um ihrem Gebieter Rechenſchaft abzulegen von dem Gebrauch ihrer Gaben, denn heut iſt der Tag, wo alle Unterthanen meines Vaters ſich vor ſeinem Throne verſammeln!

Eine leiſe Melodie, wie das melodiſche Rauſchen geſchwätziger Bächlein, ließ ſich jetzt vernehmen, und deutlich verſtand Reinhold die Worte:

Wir haben, o König! gewirkt und geſchafft,
Ein jedes nach der uns verliehenen Kraft,

Viel Tauſende geben mit dankbarem Munde
Von den ſeegnenden Quellen dir freudige Kunde!
Und willſt du, die Leiden der Menſchheit zu heben,
Mit heilſamen Kräften uns wieder beleben,
So füll' uns die Urne und laß uns aufs neue
Dir dienen in Treue!

Reinhold wollte ſich zu Welleda wenden, um ſeine Freude über dieſe liebliche Erſcheinung zu äußern, aber jene hatte ſich indeß zu des Königs Thron begeben, und rief, Reinholds güldnen Ring zu demſelben emporhebend: „Erhöre meine Schweſtern, zum Seegen meiner neuen Genoſſen!" — Da neigte der Greis ſeinen Scepter herab, und beglückt durch die Gewährung des Mächtigen ſchwebten die Nymphen in leichtem Tanze zu dem mondhellen Gefilde hinab.

Ein Kreis anmuthiger Kindergeſtalten drängte ſich jetzt hüpfend und ſchäckernd hervor, in luſtigem Kreis des Königs Thron umgebend. Während Reinhold über ihre fröhlichen Bewegungen lachte, vernahm er die Worte:

Wieſenbächlein klar und blau,
Springen vergnüglich durch Feld und Au,
Tränken die Matten und pflegen die Saat,
Klein von Anſehn, doch mächtig von That,
Kommen heut bittend vor deinen Thron,
Gieb uns ein größeres Bettlein zum Lohn!

Vergrößre ihr Gebiet! flehte Welleda, damit ſich der Seegen der Felder vermehre! und abermals neigte der Greis gewährend ſeinen Scepter herab.

Mit wildem Geräuſch drängte ſich jetzt eine neue Gruppe hervor. Aus dem raſchen Lauf ihrer Rede konnte Reinhold vernehmen, daß es die Gewäſſer der Berge und Wälder waren, ſo ſich jetzt vor dem Thron des Königs verſammelten. Dem fernen Donner gleich klang ihre Stimme, und deutlich konnte man die Worte vernehmen:

Durch den Felſenſpalt,
In den dunklen Wald,
Von dem hohen ſchwindelnden Wolkenſteg
Ueber die Hütte des Landmanns hinweg
Geht unſer Pfad,
Und wer uns naht,
Dem künden wir an, daß des Königs Hand
In drohender Stunde uns ausgeſandt!
Lang hielt, o Herr, uns dein Gebot!
Doch wenn, bedroht, du einſt bedarfſt der Rache Pfeil, —
So löſ' uns das Band
Mit raſcher Hand, —
Wir vernichten den Feind dir mit Blitzeseil!

Begebet euch nur ſtill und friedlich zur Ruhe! begann Welleda, nachdem ſie einige Worte heimlich mit dem Könige geſprochen: ſeitdem wir uns mit den Menſchen friedlich verbunden, kann weder von Feindſchaft noch von Rache die Rede ſeyn! — Mit dieſen Worten zog ſie die Feſſel, womit die ſchnellfüßigen Waſſergeiſter bereits gezügelt waren, noch feſter an. Grollend und murrend verließen dieſe die Verſammlung, während ein lebhaftes Geräuſch im Kreis der Anweſenden eine neue Erſcheinung verkündete. Mit widerſtrebender Geberde, mehr gezwungen, als freywillig nahend, wurde von einer Gruppe ſchäckernder Nymphen eine häßliche Zwerggeſtalt herbeygeführt, deren unmuthigen Geberden man es leichtlich anſehen konnte, wie ungern ſie dem Befehl des Königs gehorchte. Der falſche, laurende Blick, den er pfeilſchnell im Kreiſe umherrollte, verriethen nur zu deutlich, daß er zu jenen gefährlichen Waſſergeiſtern gehörte, ſo in den Untiefen der Gewäſſer auf das Verderben der Menſchen ſinnen.

Dies iſt der Waſſernix, ſo in der Binger Felſenſchlucht hauſet! flüſterte Welleda, die ſich während deſſen leiſe an Reinholds Seite begeben: es iſt der Einzige, den ich fürchte, weil wir keine unumſchränkte Macht über denſelben beſitzen. Vor mehrern Jahrhunderten verbannte ihn ein mächtiger Zaubrer aus dem See, den er ſonſt bewohnte, in unſer Gebiet.*) Der See vertrocknete und ſeine Fluthen ſtiegen in wilden Strudeln aus jenen unterirdiſchen

---

*) Einer alten Sage nach war in der Vorwelt zwiſchen Bergſtraße und Vogeſen ein großer See, der durch die Macht eines Magiers ausgetrocknet und zu fruchtbarem Lande gemacht wurde. Die Waſſer deſ-

Felſen empor, die ihm ſeitdem zum Wohnorte dienen. Keiner von uns kann ſich dort ſeiner bemächtigen, ſo wenig wie ihr ſeinen Verfolgungen entgehen werdet, bis die Klippen geſprengt, und die Macht meines Vaters durch euren Beyſtand erweitert iſt.

Die Stimme des Königs unterbrach Welleda's Erzählung. Schon wieder zwingſt du mich, dich vor Gericht zu ziehen! ſprach er, zu dem Unhold gewandt. Ganz wider meine Erlaubniß wagſt du dich aus deinen Felſen hervor, und verfolgſt die Kinder der Erde. Sind das unſre Verträge? Und lohnſt du ſo die Gaſtfreundſchaft, die ich ſeit ſo langen Jahren an dir, dem heimathloſen Fremdling, geübt?

Was Verträge, was Gaſtfreundſchaft! lachte der Waſſernix: ich bin ein König, ſo gut wie du, wenn ich auch, aus meinem Reiche vertrieben, in jenem Felſenſchloß hauſe! — Was aber nun vollends meinen Haß gegen jenes übermüthige Geſchlecht anbetrifft, das da, wo ſonſt meine friedliche Fluth gewogt, ſich wie auf ſicherem Eigenthum bläht, — darüber laſſe ich mir nun und nimmermehr Geſetze vorſchreiben, ſo wenig wie es deiner ohnmächtigen Welle gelingen wird, die Felſen zu ſprengen, die meine Herrſchaft vor dem Einfluß der deinigen bewahren!

ſelben wurden in der Gegend von Bingen in den Mittelpunkt der Erde verwieſen, welches den gewaltigen Waſſerſtrudel erzeugte, der heut zu Tage noch den Schiffern Gefahr droht.

Wenn ich mich aber mit deinen Feinden, den Menſchen, verbunden hätte, entgegnete der König, und dieſen meinen neuen Bundesgenoſſen verrathen wollte, wo der Weg zu ihrem argliſtigen Verfolger zu finden ſey? Würde es nicht ihrer Geſchicklichkeit gelingen, dein Reich zu zerſtören und meiner Herrſchaft unumſchränkte Macht über dich zu geben?

Da ballte der Unhold ſeine Hände in ſtillem Grimm; ſeine Lippen murmelten unverſtändliche Worte, bis er endlich, von des Königs ernſter Majeſtät gedehmüthiget, winſelnd und heulend zu ſeinen Füßen niederſank. Ich verſpreche dir zu gehorchen, und Friede zu halten! ſtöhnte der Waſſergeiſt: bewahre mich nur vor der Rache der Menſchen!

Ich gab dir mein Wort, und werde es halten, ſo lange du deines Verſprechens gedenkſt! entgegnete dieſer, und beruhigt durch die Verſöhnung des Königs, begab ſich der Unhold hierauf, von den neckenden Nymphen verfolgt, zu ſeiner Heimath zurück.

Ihr ſehet, begann der König, zu der übrigen Verſammlung gewendet: nach allem dem, was ſich vor euren Augen begeben, daß ich einen daurenden Frieden mit den Bewohnern dieſer Ufer zu ſchließen gedenke. Der goldne Reif, ſo an der Hand meiner Tochter glänzt, ſey euch ein Zeichen, daß ſich die langgetrennte Herrſchaft beyder Reiche friedlich vereinigen wird.

Führet jetzt, begann er zu ſeinen Dienern gewendet, die Geiſter der Berge aus ihren Höhlen hervor. Auch ſie ſollen vernehmen, für wen ich fortan ihre Dienſte begehre, und welchen Tribut ich verlange. Zitternd erſchienen die Geſtalten vor des Königs Thron, ſeine Befehle zu vernehmen.

Sehet hier, ſprach der Greis, Welleda vorführend: eure künftige Gebieterin! Als meine Tochter iſt ſie im Beſitz meiner Macht, aber der Ring, ſo ſie an ihrer Rechten trägt, heißt ſie dieſelbe fortan zum Seegen der Menſchen verwenden. Was ihr Wunſch begehrt, wird mein Befehl von euch heiſchen. In ihre Hand werde ich den Tribut legen, den ihr mir zu zahlen habet, und bald ſoll neuer, üppiger Wohlſtand um jenes Fürſtenhaus emporblühn, deſſen Nachkommen ihr einſt ſo feindlich verfolgtet, — denn ich, euer Ueberwinder, will ſie, die ſich meinem Schutze vertrauten, zu unumſchränkten Gebietern über euch ſetzen.

Halt ein! baten die Geiſter der Berge: alles wollen wir dir verſprechen, aber überliefre uns nicht der Willkühr der Menſchen! Die Rebe, die noch ſchwach und unanſehnlich an unſern Felſen emporklimmt, wir wollen ſie warten und pflegen bis ſie zur üppigſten Fülle gediehen. Aus den unterirdiſchen Schachten, die deine Fluthen beſpülen, wollen wir dir das edelſte Metall ſenden, und unermeßliche Reichthümer dir ſpenden. Alles ſollſt du tragen in der Menſchen Hand — aber laß ſie nicht ſelbſt in unſre ſtillen

Tiefen bringen! bleibe du, erhabner Gebieter, der Vermittler zwiſchen ihnen und uns!

Es ſey, wie ihr begehret! rief der König, und dankbar warfen ſich die Gnomen vor ſeinen Thron.

In wechſelndem Gedränge wogten jetzt die Geſtalten durcheinander. Reinhold vermochte von den ernſten Verhandlungen, ſo jetzt in ihrer Mitte gepflegt wurden, nur einzelne Worte zu vernehmen. Fragend blickte er nach Welleda umher, als dieſe an der Hand jener hohen Frau auf ihn zukam, die er vorhin an dem Throne des Königs erblickte.

Erkennſt du mich noch? frug dieſe freundlich: ich war es, die deine Mutter in Schutz nahm, damit unſre Kinder ſich finden ſollten, zum Glück dieſer Auen! Es iſt nun geſchehen, auf was wir ſeit Jahrtauſenden vergeblich gehofft. Deine Liebe zu der Tochter des Rheins hat die getrennten Elemente verbunden! fortan findet kein Zwieſpalt mehr unter denſelben ſtatt, denn feſt wie der goldne Reif ſich geſchloſſen, biſt du mit Welleda vereint, und nie ſoll dich unſer Liebling verlaſſen, es ſey denn daß der Menſchen argwöhniſcher Sinn ſie mit Undank verfolge, und eine frevelnde Hand ſie verletze! Aber auch dann ſoll eure Liebe nicht untergehn! Du biſt — die hohe Frau wollte weiterſprechen, — aber in demſelben Augenblicke erhob ſich ein Geräuſch, wie das Hervorſtürzen brauſender Gewäſſer, daß Reinhold ihre Worte nicht mehr zu verſtehen vermochte.

Sie gehen auseinander! flüſterte Welleda, Reinholden raſch mit ſich fortziehend. Da war es, als fühlte ſich dieſer plötzlich von weichen Wellen getragen. — Wo iſt der Nachen? frug er erſtaunt. Wir bedürfen ſeiner nicht mehr! entgegnete Welleda: „vertraue dem Elemente, das dich umgiebt, es zählt dich fortan unter ſeine Kinder!“ Da umſchlang Reinhold die Hand ſeiner Gefährtin feſter und feſter. Immer kühler wurde ihm ums Herz, immer wohlthätiger umſpielten ihn die koſenden Wellen. Jetzt berührte ſein Auge ein wunderbarer Glanz. Er wußte nicht, war es ein Feenſchloß mit leuchtenden Kuppeln, oder eine Aue mit hellſchimmernden Bäumen, was, einen ſo überirdiſchen Schimmer verbreitend, aus der Tiefe emporſtieg. Zugleich ließen ſich ſo bezaubernde Melodien von dorther vernehmen, daß er meinte vor Freude und Sehnſucht zu ſterben. Reinhold bot alle ſeine Kräfte auf, um dort hinunter zu lenken, aber leiſe zog ihn Welleda zurück, und hielt ihn faſt gewaltſam auf der Oberfläche des Stromes. Unwillig verſuchte ſich Reinhold ihrem Arm zu entringen, aber ſchon ſtrömten die dunklen Fluthen über dem geheimnißvollen Glanze zuſammen. Ach, das ſchöne Wunderbild! klagte Reinhold, von tiefem Schmerze erfaßt, und noch ſtanden ihm die Thränen im Auge, als er, von freundlichen Händen gekoſet, endlich erwachte.

Habe ich denn geträumt? frug er, verwundert um ſich blickend. Welleda beugte ſich lächelnd über den Schläfer herab, und ſprach, ihm die Locken von der heißen Stirn ſtreichend: Was haſt du denn ſo gar Seltſames und

Verwunderliches geſchaut, daß dir die Wangen alſo glühen? Da ſah Reinhold mit langem, prüfendem Blick auf ſie hin und frug: werde ich jenes zauberiſche Gebild niemals wiederſehen, das du mir ſo eilig entzogen? — Woher weißt du, daß es mehr als Traum geweſen? frug Welleda. Aus dem Zuſammenhang mit meinem Leben! gab jener zurück. — Und wirſt du, da du jetzt alles erfahren, mich nicht von deinem Herzen verſtoßen? flüſterte jene, ihr Antlitz an ſeinem Buſen verbergend. Da ſchloß Reinhold die Geliebte in ſeinen Arm, die als das ſüßeſte Wunder von allen ſo entzückender Schönheit vor ihm ſtand. Nie, nie werde ich dich verlaſſen! rief er begeiſtert; wir ſind für alle Zeiten verbunden, und die wunderbare Welt, der du gehöreſt, ſoll mir nicht umſonſt ihre Gunſt, ihr Vertrauen geſchenkt haben! — Da blickte Welleda mit der Innigkeit eines dankbaren Kindes zu ihm empor. Sie umſchlang ihren Freund feſt und feſter, während der Rhein mit melodiſchem Rauſchen um die graue Felſenklippe zog.

Und wie Reinhold's nächtlicher Traum es verheißen, ſo geſchah's. Immer ſichtlicher wurden die Spuren jener wohlthätigen Macht, die ſich mit den Menſchen verbunden. Wieſen und Felder ſchmückten ſich mit dem üppigſten Segen, und über die ſchroffſten Felswände rankte ſich der Trauben goldne Fülle dahin, Freude und Ueberfluß verbreitend über das glückliche Menſchengeſchlecht. Was aber noch mehr den Wohlſtand des Landes zu heben verſprach, war die Entdeckung, daß der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] Gold in seinen [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] wurden [illegible], [illegible] schien der [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible], es war, als [illegible] [illegible] Hände alle Schätze aus dem Innern der [illegible] [illegible], um sie den [illegible] der Erde zu [illegible].

Der Philosoph, [illegible] [illegible] über den Zufall so [illegible] [illegible], lebte in der [illegible] Hoffnung, die ihm und seinen Nachkommen [illegible], in seinem Jugendmuth auf. Die alte Pracht und Herrlichkeit begann an seinem Hofe [illegible], [illegible] [illegible] sich auf [illegible], und das [illegible] von [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] werden. Es geschah oft, daß Fremde, [illegible] Reisende, die Gastfreundschaft des Philosophen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] kamen und gingen [illegible] [illegible], ohne daß man [illegible] nach ihrem Namen und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], ohne daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der Philosoph, der in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], sie [illegible] zu beobachten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſich [illegible], und ſich ſo leicht und [illegible] an ihren Begleiter [illegible].

Wollt Ihr nicht ein wenig hier ausruhen? frug Hermann ſeine [illegible] Geſpielin, auf eine Alpenhütte deutend, die am Wege gelegen war.

Ihr habt recht! entgegnete Hildegard; [illegible] [illegible] meine Glieder, ich bedarf einiger Erholung und [illegible] Pflege! Die Bewohner der kleinen Hütte am [illegible] [illegible] auf Hermanns Wink, ihre Dienste dem [illegible] Fräulein anzubieten. Bald hatte Hildegard [illegible] in den Schatten der Alphütte zu ihrem Gefolge geſellt, und [illegible] ſich mit ihrem Begleiter vor der Hütte nieder, um einige Erfriſchungen einzunehmen, ſo die [illegible] [illegible] ihnen [illegible] [illegible] bereitet.

[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] im Walde [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible]! ich habe es immer geſagt, daß man nicht gut daran thut, ſich in jene Waldgegend hinaufzuwagen! Ja [illegible] man hat man [illegible] von jenem [illegible] vernommen, die [illegible] [illegible] Namen des [illegible] [illegible] Wege [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als daß man nicht [illegible] werden hätte! Jetzt [illegible] iſt es [illegible], wo [illegible] [illegible] am [illegible] iſt, und Ihr [illegible] immer dem Glück ſagen, daß Ihr noch alle [illegible] gekommen ſeid!

Man kennt ja die Art und Weiſe ſolcher Weſen! Wie man auch manchmal von ihren Wohlthaten fabelt, ſo gehen ſie doch immer darauf aus, unſer einem in's Verderben zu ziehen; die Schiffer können dies am beſten bezeugen, denn viele derſelben haben bereits den verlockenden Geſang dieſer Zauberin vernommen, wenn ſie bei nächtlicher Weile die Lurlei-Klippe umſchifften, wo jenes geſpenſtiſche Weſen ſeinen Hauptaufenthalt haben ſoll.

Hildegardis hatte, während die Alte ſolches ſprach, kein Auge von derſelben verwandt. Auch Hermann ſchien nachdenklich geworden zu ſein und ließ ſich noch mancherlei von der angeblichen Erſcheinung erzählen. Als ſie hierauf von den treuherzigen Waldbewohnern Abſchied genommen, eilten beide, von ihrem Gefolge begleitet, zum Stift und ſchweigend neben einander hin. Es ſchien, als ringe die Stimmung, die in beider Bruſt erwacht war, vergebens nach Worten, bis endlich Hildegardis folgendermaßen begann:

Ihr werdet, mein edler Freund, mich künftig ſchwerlich mehr an Eurem Hofe erblicken! Nach dem, was wir heut erlebt, iſt es beſſer, wir ſcheiden! Verlangt nicht die Urſache zu wiſſen! Noch gleicht Alles zu ſehr einem fabelhaften Traume, als daß ich mich deutlich darüber auszuſprechen vermöchte! Aber die Warnung, die ich aus den Begegniſſen des heutigen Tages gezogen, iſt zu ernſt, als daß ich ſie nicht beherzigen ſollte, und ich wünſche nichts mehr, als daß der Pfalzgraf, Euer Vater, dieſe Winke gleichfalls beachte!

Herrmann, überaus betroffen über die ernſten Worte der Gräfin, beſchwor ſie, ihm alles zu vertrauen, was ſie zu einem ſolchen Entſchluſſe beſtimmen könne. Habt Ihr, ſchloß er lebhaft, mir nicht ſelbſt vor kurzem eine freudigere Ausſicht eröffnet, und Euch meinen Wünſchen hold gezeigt?

Wie mögt Ihr nur daran denken, erwiederte die Gräfin, daß ich ſolche Hoffnungen jetzt noch zu nähren vermöchte! Unbeſcholten war bisher der Name unſers Geſchlechts, und kein Flecken verdunkelte den Ruhm meiner Ahnen. Verzeiht, daß ich zu ſtolz bin, mich mit einem Fürſtenhaus zu verbinden, das ein Geheimniß ſo zweydeutiger Art zu beſchützen vermag! Nein! bevor nicht das Dunkel gelichtet iſt, das über einer Verbindung ruht, welche nur zu deutlich zwiſchen Eurem Bruder und jener verdächtigen Fremden obwaltet, eher ſehet Ihr mich nicht wieder bey Euren Feſten, und wenn ich vor Gram und Bangigkeit ſterben ſollte! Wer weiß, welche Unholdin ſich unter jener verlockenden Geſtalt in das Herz Eurer Familie geſchlichen, und ob jenes Fräulein nicht die gefährliche Zauberin ſelbſt iſt, von welcher die Bewohner dieſer Berge erzählen! —

Herrmann, der es jetzt zum erſtenmale ausſprechen hörte, was ſeit der Erzählung der Köhlerin gleich einer langen Zwang auf ihm gelaſtet, verſank in die tiefſte Traurigkeit. Es kann nicht ſeyn! rief er endlich, und wenn auch, wie Ihr ſagt, etwas Unbegreifliches mit der Erſcheinung des fremden Fräuleins verbunden wäre, ſo bürgt mir das Vertrauen meines Bruders dafür, daß es ein Weſen wohlthätiger Art iſt, das uns in derſelben genaht. Deutet nicht manches, was wir ſeit kurzem erlebt, und auch das Ereigniß des heutigen Tages darauf hin, daß ein ſchützender Genius uns in jener Unbekannten zur Seite iſt?

Man ſieht es, daß auch Ihr nur allzuempfänglich für die Lockungen jenes gefährlichen Weſens ſeyd! entgegnete die Gräfin: ſehr weislich wißt Ihr die Bosheit derſelben in freundlichen Beyſtand, ihre Tücke in Theilnahme zu verwandeln, und wer weiß, was wir noch alles erleben, und welche anziehenden Entdeckungen Ihr durch dieſe artige Verſchwägerung macht! —

Wohl will ich jetzt darauf bedacht ſeyn, Entdeckungen zu machen! entgegnete Herrmann ſehr ernſt. Glaubt Ihr mich vielleicht zu feig, mich ſelbſt in die Gegend des Hauſes zu begeben und mit meinen Augen zu prüfen, wie es ſich mit jenem räthſelhaften Weſen verhält?

Wenn Ihr das wolltet, verſetzte die Gräfin: dies könnte freylich vieles entſcheiden!

Es ſoll geſchehen! ſchloß Herrmann: ich verzichte freywillig auf das Glück, Euer Antlitz zu ſchauen, bis daß ich euch Kunde bringe von dem Geheimniß, das ſich ſo feindlich trennend zwiſchen uns geſtellt!

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Pfalzgraf, von unruhigem Schlummer erwachend, ſeinen Sohn Reinhold zu ſich entbieten ließ. Ein ſeltſames Nachtgeſicht hatte ſeine Sinne beſchäftiget, und noch ſchwebten die anmuthigen Bilder deſſelben vor ſeinem Gemüth. Er hatte nehmlich geträumt, er werde wie geſtern von der ſchönen Unbekannten ans Ufer gezogen, aber anſtatt ſich in jener öden Waldgegend wiederzufinden, war es vielmehr eine überaus ſchöne und fruchtbare Aue, in die ihn dieſelbe geleitete. Blumen von unnachahmlicher Schönheit bogen ſich, zu hohen Stauden emporgewachſen, über ihn hin; der Sand, auf dem er daherwandelte, ſchien in die koſtbarſten Perlen verwandelt, und ringsumher trieben Springquellen ihre reichen Strahlen hervor, die, in helle Diamanten zerſtäubend, einen unendlichen Reichthum verbreiteten. Wer biſt du? wollte er fragen, die du mich zu dieſen ſüßen Wundern geleiteſt? — Aber bittend legte ihm ſeine ſchöne Begleiterin den Finger auf den Mund und ſprach: Erkennſt du nicht in mir den Schutzgeiſt des Landes? Bin ich es nicht, die dein und deines Sohnes Leben gerettet? Was willſt du fragen, da ich doch nur zum Segen gekommen bin? —

Als der Pfalzgraf ſeinem Sohne dieſen Traum erzählte, und ihn hierauf mit freundlichem Lächeln um ſeine Anſicht befrug, beugte ſich dieſer demuthsvoll vor ihm nieder und ſprach: mein Fürſt und mein Vater! es iſt nicht das erſte Mal, daß unſerm Hauſe durch Träume bedeutſame Winke ertheilt werden! Erinnert Ihr Euch wohl der ſeltſamen Zeichen vor unſrer Geburt, und alles deſſen, was meine Mutter in dieſer Art erlebt und erfahren? Gewiß, wir ſind vor Vielen erkoren, das was uns Glück oder Unglück verheißt, aus prophetiſchen Bildern zu entnehmen, und daß ich es Euch nur geſtehe, ich ſelbſt fühle mich vollkommen überzeugt, daß jener Traum in Erfüllung gehen wird, wenn Ihr die Hand nicht zurückweiſet, die Euch ſo lieblich entgegenkommt!

Du biſt vielleicht im Beſitz eines Geheimniſſes, deſſen Aufſchluß uns ſeegenreich werden könnte! forſchte der Pfalzgraf. „Wenn das Geheimniß der zärtlichſten Liebe Eure Theilnahme gewinnen kann, entgegnete Reinhold, ſo ſoll es hiermit nicht länger Eurem Herzen verborgen ſeyn! Ja die, ſo Ihr geſtern mit dem Degen des Drakes umfinget, die Ihr zu meiner Freude in Eure Arme zoget, — ſie iſt Euch bereits durch die heiligſten Bande verbunden! O daß Ihr ſo freundlich, wie Ihr die Retterin Eures Lebens umfinget, nun auch die Geliebte, die Gattin Eures Sohnes an Euer Herz ziehen möchtet, daß Ihr mir gewährtet, ſie in Eure Vaterarme zu führen!“

Mit ſichtlichem Erſtaunen vernahm der Pfalzgraf d Rede des Jünglings. Unwillen, Ueberraſchung, Rührun und Freude malten ſich abwechſelnd in ſeinem Geſicht. — Was hat dich vermocht, ſo eigenmächtig zu handeln? frug er jetzt. Da begann Reinhold zu erzählen von dem Klausner und Welleda und dem geheimnißvollen Ringe, und wie er der Weiſung des letztern gläubig gefolgt.

Die Furcht, Euer Befehl würde uns trennen, fuhr er fort, hieß uns den Bund unſrer Liebe ſo lange verſchweigen, bis daß es Welleda gelänge, Euer Vertrauen, Eure Gunſt zu gewinnen. Jetzt, da der Zeitpunkt gekommen iſt, da Ihr in ihr ſelbſt den freundlichen Schutzgeiſt unſers Hauſes erkannt, jetzt lege ich Euch frey mein Bekenntniß ab, ohne Euren Zorn zu befürchten. Ihr werdet die Retterin Eures Lebens nicht verſtoßen, werdet ſie huldreich empfangen, und um ihrentwillen auch Eurem Sohne verzeihn! — Du haſt, entgegnete der Pfalzgraf, wie gelind ich auch dein Vergehen betrachten will, nicht recht daran gethan, allein über deine Zukunft zu entſcheiden, und leicht könnte ich jenen voreiligen Bund wieder aufheben! Aber da ich daran gewöhnt bin, dem Seltſamen und Ungewöhnlichen in unſerm Leben zu begegnen, ſo will ich auch hier deinem Schickſal nicht vorgreifen, ſondern einen glücklichen Ausgang hoffend, demſelben vertrauen. Der Traum, fuhr er freundlicher fort, deſſen Bedeutſamkeit mir immer klarer wird, verbietet mir zu fragen, zu forſchen. Ich muß demnach, was das Fräulein betrifft, mich damit beſcheiden, daß ſie durch die Wahl meines Sohnes meinem Throne die Nächſte iſt, — und um dir zu beweiſen, wie ich die Verpflichtungen meiner Angehörigen als die eignen betrachte, ſo gebe ich dir hiermit die Erlaubniß, das Geheimniß deiner Verbindung ſeiner bisherigen Dunkelheit zu entziehen, und deine Braut in allem Glanz heimzuführen auf die Burg deiner Väter, damit es den Feſten, ſo wir an dieſen glücklichen Ufern erlebt, nicht an einem würdigen Beſchluſſe fehle. —

Ueberraſcht, und kaum ſeiner Sinne mächtig, vermochte Reinhold nur mit Thränen der Rührung ſeinem Vater zu danken. Einem ſonnenhellen Frühling gleich, ging das Bild der kommenden Zeit vor ihm auf. Nur mühſam vermochte ſein Herz das Geheimniß zurückzudrängen, das dieſen wunderbaren Seegen verbarg. Beyde kamen hierauf überein, das, was zu Reinholds Glücke beſchloſſen, ſo lange geheim zu halten, bis der Tag der Heimführung ſelbſt erſchienen ſey, und ſomit trennten ſich beyde in ſtiller, froher Erwartung.

Während Reinhold, mit dem Pfalzgrafen vereint, in aller Stille Anſtalt traf, den Empfang ſeiner Geliebten in dem väterlichen Schloſſe vorzubereiten, hatte ſich Herrmann zu wiederholten malen in jene geheimnißvolle Felſengegend begeben. Lange hatte er der Erſcheinung der räthſelhaften Jungfrau vergebens entgegengeſehen, als er einſt, von einer benachbarten Burg heimkehrend, bey nächtlicher Weile an jener ſchauerlichen Felſenſchlucht vorüberkam. Seine Blicke ſchweiften unwillkürlich nach der mondhellen Klippe des Lurley hinüber, und bald wollte es ihm bedünken, als vernähme er einen leiſen Geſang in der Stille der Nacht. Erſtaunt und aufs höchſte überraſcht, wagte er ſich näher und näher. Immer vernehmlicher wurden die Töne, immer anmuthsvoller erklang die melodiſche Stimme, — da, als er eben um einen hervorſpringenden Felſen bog, gewahrte ſein Auge am entgegengeſetzten Ufer, von blendendem Schimmer übergoſſen, eine zarte Frauengeſtalt, die zu dem Strome hinabgebeugt, in leiſen, geheimnißvollen Weiſen mit demſelben zu ſprechen ſchien.

Herrmann begab ſich noch tiefer in die Schatten der Felſen, um, von der nächtlichen Wallerin unbemerkt, das Treiben derſelben mit lauſchenden Blicken zu verfolgen. Sie hielt einen weißen Schleyer in der Hand und ſchien dieſen, einem Zaubernetz ähnlich, in die Fluthen hinabzuſenken. Die Nachtluft, die mit den Falten deſſelben ſpielte, bedeckte zugleich mit dem herabwallenden Haar der Schönen das reizende Antlitz. Sie hob bisweilen das Haupt, um das ſchwere Gelock zurückzuwerfen, und dann leuchtete es immer wie ein Strahl überirdiſcher Schönheit zu dem Jüngling empor, aber bald neigte ſie ſich wieder tiefer hinab, und ſeine Blicke hingen gefeſſelt an dem blendenden Spiel ihrer Arme, ſo wie ſeine Seele ganz gefangen war von dem Zauber ihres Geſanges.

Ganz deutlich glaubte er jetzt folgende Worte zu vernehmen:

Oeffne mir dein Kämmerlein,
Vater Rhein!
Sende mir zu guter Stunde,

Aus der alten Berge Grunde
Deiner Sclaven blanken Sold,
Lautres Gold!
Laß die Fluthen raſcher weben,
Glatt und eben,
Auf und nieder
Um die alten Felſenglieder.
Laß ſie weben,
Laß ſie ſtreiten,
Mir den Brautſchmuck zu bereiten!
Sende, eh' der Morgen graut,
Ihn der frohen Fürſtenbraut!

Herrmann hatte während des Geſanges bemerkt, daß er ſich an einer Stelle befand, die ſeit kurzem zu einer der bedeutendſten Goldwäſchereyen gehörte. Er wußte nicht, ſollte er jener geheimnißvollen Erſcheinung dieſen neuentdeckten Seegen zuſchreiben, oder dieſelbe für eine feindliche Macht halten, die den Menſchen die kaum gewonnenen Vortheile wieder entreißen wollte. Noch ſtand er zwiſchen Freude und Furcht getheilt, als das räthſelhafte Bild das Antlitz erhob, und er ganz deutlich die Züge der ſchönen Fremden erblickte. Erbleichend, die Hände unwillkürlich über die beklommene Bruſt kreuzend, ſtarrte er auf eine Erſcheinung hin, die er nur zu oft an Reinholds Seite erblickt hatte, um nicht Hildegundis Vermuthung vollkommen beſtätiget zu ſehen. Es war kein Zweifel: ein Kind dieſes zweideutigen Elements hatte Reinhold in die Feſſeln einer heimlichen Neigung verſtrickt.

Sein ſtilles, ſinniges Weſen, die Scheu, mit der er es jederzeit vermied, über die Herkunſt der Unbekannten zu ſprechen, die ſeltſame Begebenheit bey der Greifenjagd und das letzte Abentheuer im Walde, alles ſtand, von dem Licht dieſes Augenblicks angeleuchtet, in dem vollſten Zuſammenhange vor ſeinem Blick, und die brennende Begier, ſeinem unglücklichen Bruder wo möglich noch heute ſeine Warnungen zu ertheilen, und ihm das Gefährliche einer ſolchen Verbindung vorzuſtellen, erlaubte ihm kaum, das Ende des fremdartigen Schauſpiels abzuwarten. — Da, als er eben den Nachen hinweglenken wollte, flog in raſcher Eil ein leichtes Fahrzeug an ihm vorüber. Es legte an dem Fuße des Lurley an, eine verhüllte Geſtalt ſprang ans Ufer, er erkannte an der Farbe des Baretts, an dem wehenden Federbuſch ſeinen Bruder. Mit freudiger Eil flog ihm die Harrende entgegen, — die Luſt ſtrich den Schleyer von ihrem Haar und trieb ihn an's Ufer hinab. — Herrmann ſtand wie betäubt. Er ſah ſeinen Bruder an der Hand der Nymphe in die Felſen verſchwinden, wollte rufen und vermochte es nicht. Faſt hätte er alles für einen Traum gehalten, hätte nicht der zurückgelaßne Schleyer Welledas ihn an die Wirklichkeit, ihrer Erſcheinung gemahnt. Eilig lenkte er ſeinen Nachen hinüber, um ſich dieſes koſtbaren Pfandes zu bemächtigen. Schon erfaßte ſeine Hand das zarte Gewebe, — da auf einmal brauſte es auf in der Tiefe des Stromes, und eine rieſige Fauſt ſchleuderte ſein Fahrzeug weit hinaus in die Fluth. Zugleich erhoben ſich die Wellen um ihn her in wachſendem Gedränge, jede derſelben ſchien ein ſcheußliches Antlitz zu tragen, das drohend und höhnend in ſeinen Nachen ſah. Immer dichter wurde das Getümmel, eine Larve erhob ſich über die andre, bald zur Rieſenhöhe anwachſend, bald in der ſchäumenden Tiefe verſchwindend. Jetzt ergriff ihn plötzlich mit raſchem Wirbel der Strom, und ſeinen Nachen mit ſchwindelnder Schnelle im Kreiſe herumdrehend, ſchien er den Verwegnen ſammt ſeiner Beute in dem Abgrund begraben zu wollen. Von namenloſer Angſt erfaßt, warf Herrmann den Schleyer weit hinaus in die Fluth. Zugleich ergriff er das Ruder mit kraftvollem Arm, und mit der Gewalt der Verzweiflung gegen das grimme Element ankämpfend, gelang es ihm endlich, der gefährlichen Felſenſchlucht zu entrinnen. Als er ſich wieder auf freyer, ebner Stromfläche befand, fühlte er ſeine Kräfte verſchwinden. Eine tiefe Ohnmacht umflorte ſeine Augen, bewuſtlos ſank er in ſeinem Nachen dahin.

Als er am Morgen erwachte, befand er ſich zu ſeinem Erſtaunen in einer Fiſcherhütte auf Stroh gebettet. Der Strom hatte ihn ans Ufer getrieben, und hülfreiche Hände ihn der Gefahr der Wellen entzogen.

In mannichfache Gedanken verſenkt, ſtand der Pfalzgraf an den hohen Bogenfenſtern ſeines Gemaches. Er hatte ſo eben von Reinhold Abſchied genommen, der mit einem wichtigen Auftrage zu einem benachbarten Fürſten geſandt worden war, und blickte ſinnend der Barke nach, die jenen mit ſchnellem Fluge den Strom entlang trug.—

Wie es oft geſchieht, daß von der leiſeſten Berührung erweckt, längſtentflohne Bilder der Vergangenheit in den lebhafteſten Geſtalten in unſrer Erinnerung erwachen, ſo fühlte auch der Pfalzgraf ſein Gemüth heut von einer tiefen Wehmuth bewegt, indem das melancholiſche Geläut, das von den nahen Kirchthürmen herübertönte, einen Tag verkündete, deſſen ſtille Feyer er ſonſt dem Andenken ſeiner unglücklichen Kinder geweiht. Je tiefer er ſich in jene traurige Vergangenheit verſenkte, je mehr erſtarb die Freude an der glänzenden Gegenwart, die eine zeitlang alle trübe Erinnerungen verdrängt hatte. — Das Bild der Vergänglichkeit vor ſeinen Blicken, war es ihm, als vermöchte das Glück, das faſt zauberähnlich um ihn erblüht, nicht länger als jene flüchtige Hoffnung zu dauren, — und die trübe Vorſtellung, als verberge ſich vielleicht auch unter dieſen Roſen eine feindlich laurende Macht, begann in ſeinem Gemüth zu erwachen. —

In dieſer Stimmung befand ſich der Pfalzgraf, als er die Kunde von Herrmanns nächtlichem Unfall erhielt. Die unheimliche Stunde, in welcher man ihm dieſelbe überbrachte, vor allem aber die ſeltſamen Gerüchte, welche ſolche begleiteten, riefen plötzlich alle Schrecken der Vergangenheit in ſeiner Seele empor, und wie er auch äußerlich bemüht war, eine Nachricht zu unterdrücken, die er ſonſt als ein fabelhaftes Mährchen verlacht haben würde: — in ſeinem Innern erwachte ein Grauen, das er vergeblich zu beſiegen verſuchte, und gefaßt, das Schrecklichſte zu vernehmen, eilte er eben, ſeinen Sohn aufzuſuchen, als dieſer, von Hildegundis und dem Hofkaplan begleitet, in das Gemach trat. Der ſtolze Triumph, der ſich in dem Antlitz der Gräfin ſpiegelte, die Farbe des Schreckens, die auf Herrmanns Geſicht zurückgeblieben war, vor allem aber der feyerliche Ernſt des Kaplans ließen den Pfalzgrafen ſogleich etwas Ungewöhnliches vermuthen. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit zu des Vaters Füßen ſtürzend, begann Herrmann von der Begebenheit der verfloßnen Nacht zu erzählen, und wie er auserwählt ſey, die drohende Gefahr zu enthüllen, ſo aufs neue ihr unglückliches Geſchlecht bedrohe. Er ließ, indem er ſeine geſtrige Lebensgefahr darſtellte, den Pfalzgrafen mehr vermuthen, als er es auszuſprechen wagte, wer es geweſen ſey, die ihn in jenen gefährlichen Strudel verlockt, und als dieſer immer tiefer erbleichend, von der eignen Phantaſie geleitet, das ſchreckliche Geheimniß zu ahnen begann, verhüllte Herrmann ſein Angeſicht, und auch Hildegundis blickte in ernſtem Schweigen zur Erde hinab, obgleich in ihrem Herzen eine boshafte Freude triumphirte. Der Kaplan, der ſchon längſt von Reinholds nächtlichen Beſuchen am Lurley und ſeiner bevorſtehenden Verbindung mit der räthſelhaften Fremden vernommen, glaubte jetzt den rechten Zeitpunkt gefunden zu haben, um dem Pfalzgrafen ſeine Warnungen zu ertheilen. Er begann demnach mit eindringlicher Rede von dem Verderben zu ſprechen, das unnatürliche Verbindungen über lang oder kurz nach ſich ziehen müßten. Dabey deutete er auf die Begebenheit hin, ſo ſich vor der Geburt der Prinzen ereignet, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie ihn das, was ſich heut zugetragen, keinesweges überraſche, ſondern ganz in der Art jener eigennützigen Mächte liege, in deren Schutz ſich das Haus des Pfalzgrafen begeben. „Rechnet nicht darauf,“ ſchloß er jetzt, daß einer Eurer Söhne jener verlockenden Unholdin entgehen werde! Wie ſie den einen leiblich zu verderben getrachtet, ſo iſt es bey dem andern auf ſeine unſterbliche Seele abgeſehen, — und wie ſie auch unter der Maske der Unſchuld und Anmuth unter euch wandelt, ſo bedient ſie ſich derſelben nur, um deſto ſicherer zu ihrem Zweck zu gelangen!

In dumpfes Schweigen verſenkt, vernahm der unglückliche Fürſt die ernſt ermahnende Rede des Prieſters. Seine Phantaſie arbeitete im wilden Kampfe den drohenden Gebilden zu entgehen, ſo von jenen Worten heraufbeſchworen, in ſeiner Seele erwachten, um das friedliche Glück zu zerſtören, in deſſen Beſitz er ſich und die Seinen ſo ſicher geglaubt. Aber nur zu ſichtlich war der Zuſammenhang, in dem ſich die Ereigniſſe früherer Zeit mit den wunderſamen Begebenheiten der letzten Tage befanden, und was auch Fabelhaftes und Unerhörtes in dieſen geſchehen, es ſchien von jener grauenvollen Vergangenheit bereits eingeleitet zu ſeyn. Hildegundis, die die leidenſchaftliche Stimmung des Pfalzgrafen nicht ſchnell genug für ihre Pläne benutzen konnte, ſtürzte jetzt in lebhafter Bewegung zu ſeinen Füßen, und beſchwor ihn, nicht länger mit ſeiner gerechten Rache zu zögern, ſondern Herrmann zu geſtatten, jene gefährliche Zauberin ohne weitres zu beſeitigen, bevor Reinhold zurückgekehrt ſey.

Da gedachte der Pfalzgraf, bey dem Anblick des rachedürſtenden Weibes, der Scene im Walde. Eine leiſe Stimme erhob ſich in ſeiner Bruſt, jene Anklage widerlegend, und noch einmal ſtieg das Bild der ſchönen Fremden in ſeiner Seele empor, durch den Glanz ihrer Unſchuld, und durch den Ausdruck der Güte, die allen ihren Worten, ihren Handlungen eigen war, jene gehäſſige Vorſtellungen beſiegend. Mit finſterm Ernſt die Gräfin zurückweiſend, verkündete er derſelben ſeinen Entſchluß, ſich ſelbſt zu dem Lurley zu begeben, und genau zu prüfen und zu unterſuchen, bevor er jenen Urtheilſpruch fälle. Hierauf ertheilte er den Befehl, ſeine Dienerſchaft zu verſammeln, Herrmann aber beſchloß, nachdem Hildegundis alles aufgeboten, ihn für ihren Plan zu gewinnen, in der Dämmerung des Abends, in Reinholds Mantel gehüllt, den Nachen zu beſteigen, und ſo, nachdem er jenen Fels mit Wachen umſtellt, ſich der gefährlichen Unholdin todt oder lebendig zu bemächtigen.

Das ſchöne Haupt auf ihre Lilienarme geſtützt, harmlos hingegoſſen auf den weichen Blumenteppich, der den Boden der Felſenhöhle ſchmückte, ruhte Welleda, den ſehnſuchtsvollen Blick hinaus auf die Stromfläche gewandt. Sie wußte: heut kehrte Reinhold zurück; er ſelbſt hatte es ihr ſcheidend verſprochen. Den Geliebten ihres Herzens zu überraſchen, hatte ſie ſich heut mit dem koſtbaren Brautſchmuck bekleidet, den die Geiſter der Fluth ihr in nächtlicher Stille geſandt. Ein Gewand, aus ſchimmernden Goldfäden gewebt, und mit den koſtbarſten Edelſteinen verziert, umgab ihre ſchlanke Geſtalt. Reiche Perlengehänge, ſo ihr die Schweſtern von der fernen Meeresküſte geſandt, floſſen von ihrem Halſe herab, und darüber hin wallte der geheimnißvolle Schleyer, der den Glanz ihrer überirdiſchen Schönheit den Blicken der Erdenkinder verbarg. Den Träumen der ſeeligſten Zukunft hingegeben, ergötzte ſie ſich im Stillen an den mannichfachen Freuden, die ſie im Kreiſe ihrer neuen Genoſſen zu verbreiten gedachte, und ſchon ſah ſie das glückliche Geſchlecht, das unter ihrer ſeegensreichen Herrſchaft emporblühte, im Geiſt mit allen den Vortheilen vertraut, die ſie ihnen im Laufe der Jahre zu enthüllen gedachte.

Schon neigte ſich die Sonne hinter die Berge hinab, noch einmal erröthend zu der Felſenklippe emporblickend, wo Welleda, vom Schimmer ihrer Herrlichkeit umgeben, mit ihrem Glanze zu wetteifern ſchien. Bald verſank ihr purpurner Strahl in tiefe Dämmerung, und unruhiger ſchaute Welleda hinaus auf die nächtliche Fluth. Da — mit des Windes Eil — flog ein Nachen daher. Hoch wehte der blendende Federbuſch von dem grünen Barrett; — er war es, ſie erkannte ſeine Geſtalt, ſeine Züge! — Die Arme zu freudigem Willkommen erhoben, ſchwebte ſie die Felſenſteige hinab; — da — als ſie den vermeinten Geliebten umfangen will, — dringen Schwerter auf ſie ein, die Gebüſche, die todten Klippen beleben ſich, und von den hervorſtürzenden Häſchern umringt, flüchtet die Erſchrockne auf die Spitze des Lurley, ihre Hände bittend zu ihren

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Verfolgern erhoben. „Hinab mit der Zauberin!“ herrſchte eine gebietende Stimme, und Welleda erkannte in einem der hervorſtürzenden Krieger das triumphirende Geſicht ihrer Nebenbuhlerin, der feindlichen Hildegundis. — Da ſanken ihre Hände in troſtloſem Schmerze danieder. Leiſe weinend zog ſie ihren Schleyer um ſich her, das holde Antlitz verbergend, zu deſſen zauberiſchem Reize die rohe Schaar wie gefeſſelt emporſah. Den forſchenden Blick auf die Gefangne gerichtet, trat jetzt der Pfalzgraf in den geſchloßnen Kreis, aber kaum daß er die rührendſchöne Geſtalt näher erblickt, als ſein Zorn in ſanftes Mitleid hinſchmolz und er folgendermaßen begann: bey dem ewigen Gott, der über uns waltet, ſprich! biſt du ein neckendes Gaukelbild, das uns zum Verderben genaht, oder hat man dich fälſchlich verklagt, und du biſt, was du ſcheineſt, ein ſegensreicher Geiſt, der in Menſchengeſtalt unter uns wandelt?

Sie iſt ein Kind jenes verderblichen Elements, das ſeine fürchterliche Geſtalt unter dieſer gleißenden Larve verbirgt! rief Hildegund: reißt ihr den Schleyer vom Antlitz, und die Unholdin wird ſich zeigen, wie ſie der Abgrund gebar! — Da zog Herrmann auf Hildegundis Wink den Schleyer von Welledas Locken. Bittend umklammerte ſie denſelben, aber bald ſank ihre Hand, von Herrmanns Schwerdt verletzt, ohnmächtig zurück. Purpurnes Blut rann an dem zarten Gewebe hinab, deſſen ſich ihr Gegner bemächtigt, und der geheimnißvollen Hülle beraubt, wurde zugleich Welledas Geſtalt in dem Glanz ihrer urſprünglichen Schöne, umgeben von der Pracht ihres königlichen Geſchmeides, aller Blicken offenbar. — Aber wie der glänzende Schmelz des Thaues zerrinnt, der auf zarten Blumenblättern geſchimmert, wenn dieſe des bergenden Schattens beraubt, dem Strahl der Sonne preisgegeben werden, — ſo auch der ſtrahlende Glanz, der Welleda umgab. Langſam, leiſe, rieſelte die Pracht ihrer Geſchmeide zu ihren Füßen hinab; man wußte es kaum, waren es Thränen, oder Perlen, was über ihre Gewande hinabrollte.

So iſt denn alles, alles dahin! weinte Welleda: ſo zwinget ihr ſelbſt meinen Vater, die Gaben ſeiner Liebe wieder zurückzunehmen und auch mich, ſeine unglückliche, von euch verſtoßene Tochter! — Ach Reinhold, Reinhold! rief ſie ſchmerzlich, während aus des Stromes Tiefe ein dumpfes Gemurmel empordrang. Mit ſtummem Entſetzen gewahrten die Anweſenden, wie aus der unruhig daherwogenden Fluth ſich eine rieſige Welle erhob, und einem ſchneeweißen Roſſe mit fliegender Mähne vergleichbar, zu der Klippe emporbäumte. Unwillkürlich faßte der Pfalzgraf nach Welledas Hand, um ſie von dem Abgrund zurückzuziehen. — Zu ſpät! ſeufzte Welleda: mein Vater ruft mich aus euren Kreiſen zurück! Ach daß die ſchöne Zeit nun für immer vorüber iſt, und ihr ewiglich ſelbſt das Glück zerſtören müſſet, das unſichtbare Mächte euch liebend zugedacht haben! Reinhold! rief ſie noch einmal, einen ſchmerzlichen Blick in die Ferne werfend, — und dahin ſchwand ſie von dem Fels; man wußte nicht, hatte die ſchäumende Woge ſie ergriffen, oder war ſie in dem weißen Nebel zerronnen, der geiſterähnlich um die Häupter der Felſen zog. Ein trauriger Klang ſchwebte über den Wellen, die ihre ſchöne Gebieterin aufnahmen, und ein weißes Taubenpaar flatterte verſcheucht aus der öden Felſenhöhle empor, in welcher harmlos die glücklichſte Liebe gehauſt. Da ſtürzte plötzlich mit furchtbarem Dröhnen die Klippe zuſammen, die jenes friedliche Aſyl in ihrem Schooße bewahrt. Von Sturm zerzauſet, von Schreck und Entſetzen betäubt, ſtürzte die zerſtreute Schaar die wankende Felſenſtiege hinab, der Gefahr zu entrinnen, die ihren Schritten zu folgen ſchien.

Rettet euch! rief Hildegund, ihren Rappen beſteigend: mich überlaßt dem Gefühl meines Triumphes, der mich über alle Schrecken erhebt! — Alle verſuchten der Davoneilenden zu folgen, aber die Roſſe hatten ſich zum Theil losgeriſſen und irrten zügellos in der Wildniß umher. Alles floh in wilder Beſtürzung durcheinander, bemüht, in dem Aufruhr der Elemente eine ſichre Zuflucht zu finden, — nur Herrmann ſtand unbeweglich am Ufer des Stroms, in deſſen Fluthen er den blutbefleckten Schleyer verſenkte. Unfähig, ſich ſeiner That, noch des verheißnen Lohns zu erfreuen, den Hildegundis dem Liebenden zugeſagt, ſtarrte er in die Wogen hinab. Gleich einer großen, unermeßlichen Schuld lag es auf ſeiner Bruſt, und unverwandt hing ſein Blick an der Stelle, wo das ſchönſte Gebilde, das jemals ſeinen Augen begegnet war, von ſeiner Grauſamkeit verfolgt, unter ſo bitterm Wehelaut verſchwunden war.

Da gewahrte Herrmann einen Nachen. Immer näher und näher ſchwankte er heran. Erbleichend erkannte Herrmann ſeines Bruders Geſtalt. Zurück! rief er, ihn abwehrend, aber ſchon trieb die raſche Fluth das leichte Fahrzeug daher. Noch immer tobte der Rhein in wilder Bewegung um den verödeten Felſen. Die weiße Woge, welche Welleda verſchlungen, tauchte aufs neue aus der Tiefe empor. Um Gott! rief Herrmann, die Hände in wilder Verzweiflung erhebend, ſo kehre doch zurück, bevor das wüthende Element dich erfaßt! — Aber der wilde Strudel, der an dem Fuße des Lurley ſiedete und ſchäumte, hatte bereits den Nachen ergriffen. In immer ſchnelleren Kreiſen begann ſich das Schifflein zu drehen. Welleda! rief Reinhold, ſich zur Tiefe beugend, als habe er dort die Geliebte erblickt. Da hob ſich die Fluth und ſtreckte ſich, zwey weißen Armen gleich, zu ihm empor, und wie der Bräutigam in die Arme der liebenden Braut ſinkt, ſo glitt Reinhold lächelnd hinab in die Wellen, die ſchmeichelnd und tönend über ihn hinzogen.

In wilder Verzweiflung war Herrmann dem Verſinkenden nachgeſtürzt. Lange rang er, den Geliebten zu erfaſſen, aber höhnend ſchleuderte ihn die Welle zurück an das einſame Ufer, während jenen die geheimnißvolle Tiefe umfing. Lange mochte Herrmann in tiefer Ohnmacht gelegen haben, als er, von einer ſanften Berührung erweckt, die Augen wieder aufſchlug. Ein ehrwürdiger Greis ſtand an ſeiner Seite, der führte ihn in eine nahgelegne Höhle, um ihm Labung und Kleider zu reichen. Es war der

Klausner, in deſſen Schutz ſich bereits auch der Pfalzgraf befand. Still und von tiefem Gram erfüllt, ahnete er mehr, was ſich begeben, als er es aus den unzuſammenhängenden Reden ſeiner Gäſte erfuhr. Wehe uns! ſeufzte er: mit jenem wohlthätigen Weſen verſchwindet uns der Segen des Landes, die ſchöne Hoffnung kommender Zeit! O daß ihr die Gunſt jener geheimnißvollen Mächte euch muthwillig verſcherztet! daß ihr in ſchwerer Verblendung den ſchönen Bund des Friedens geſtört, und nun das Glück, das aus demſelben erblühen ſollte, in der Knospe ſterben muß! — Weder der Pfalzgraf noch Herrmann verſtand den Sinn dieſer Worte, als aber der Alte fortfuhr zu erzählen, wie jene räthſelhafte Fremde ſchon von früher Geburt an zum Schutzgeiſt Reinholds erkoren, und ihr ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet geweſen ſey, ihn, den ſie über alles geliebt, zu beglücken; — wie ſie durch ihre Verbindung mit den Geiſtern der Natur tauſend Segensquellen eröffnet, und der beginnende Wohlſtand des Landes allein ihr Werk ſey: — da war es als ſänke ein Schleyer nach dem andern von den Augen der Verblendeten nieder, und ſie kehrten, überzeugt von dem Unrecht, das ſie an Welleda verübt, in Reue und bitterer Betrübniß zu ihrer Heimath zurück.

Die düſtre Schwermuth, die ſich fortan des Pfalzgrafen bemeiſterte, wurde durch die Schreckniſſe einer wildempörten Natur nur noch höher geſteigert. Einer drohenden Wetternacht gleich, lag es auf den Fluren, bis ſich das finſtre Gewölk in unaufhaltſame Regenſtröme ergoß. Berg-

und Waldbäche ſchwollen rieſenhaft an, und ſtürzten ſich über Felder und Saaten daher, alles im raſchen Laufe verheerend. Einem wachſenden Ungeheuer gleich, brach der mächtige Rhein aus ſeinem uralten Bett; ſein gieriger Arm zerſtörte den kaum gewonnenen Segen des unglücklichen Geſchlechts, und rechts und links ſank das Eigenthum ſeiner undankbaren Genoſſen in die tobenden Strudel hinab. Den Schrecken zu entgehen, die ſich rings um ihn häuften, begab ſich der Pfalzgraf, von Herrmann begleitet, in das höhere Gebirge, wohin ſich auch Goar mit den verſcheuchten Uferbewohnern geflüchtet. Ein Zufall führte beyde mit demſelben zuſammen, und die lange Zeit, die ſie in der Nähe des ehrwürdigen Mannes verlebten, bewies, wie ſie bey ihm allein jene Beruhigung gefunden, nach der ſie ſich nach jenem traurigen Ereigniß vergebens geſehnt.

Wohl kehrte der Pfalzgraf ſpäter nach ſeinem Schloſſe Heidelberg zurück, aber wie auch ſeine Umgebungen bemüht waren, ihn durch Zerſtreuungen und Feſte aller Art in ihrer Mitte zu feſſeln, immer wieder zog eine ſtille Sehnſucht ihn nach den Ufern des Rheines, in jene Einſamkeit zurück, wo die Zelle des ehrwürdigen Klausners ſtand. Oft verweilte er Tagelang unter den Pilgern, die ſich in Goars Nähe verſammelten, und lauſchte mit ihnen den Belehrungen des Greiſes, deſſen frommer Sinn und tiefes Wiſſen den Kreis ſeiner Anhänger täglich erweiterte. Bald ſtieg ein Städtchen an jenen Ufern empor, das noch bis jetzt den Namen St. Goar trägt, unſern deſſelben

Aber erheben ſich die Thürme eines Kloſters, in welchem Herrmann, auf ſeine Erbfolge verzichtend, als der Letzte ſeines Stammes den Reſt ſeiner Tage in frommen Bußübungen beſchloß.

Lange lebte in den Kreiſen der einfachen Uferbewohner, die ſich damals um den Klausner verſammelt, das Andenken an jenes wohlthätige Weſen fort, deſſen Einfluß ſie nur zu ſichtlich erkannt, und oft wurde der Wunſch unter ihnen laut, es möchte dereinſt einem edlen Fürſtenſohne gelingen, die ſegensreiche Verbindung mit jenen Mächten wieder anzuknüpfen. Die Sage, daß die Pfalzgräfinnen noch durch lange Zeit ihre Wochenbetten in jenem geheimnißvollen Gemache gehalten, in welchem Reinhold das Licht der Welt erblickt, ſcheint mit jenem Wunſch in geheimem Zuſammenhang zu ſtehen, — doch was auch geſchah, die unſichtbaren Mächte zu verſöhnen, — die ſchönen Töchter des Rheins ſtiegen ſeitdem nicht wieder aus ihrer Tiefe empor, und wie auch das empörte Element ſich im Laufe der Zeiten beruhigt, und jener wunderbare Seegen, der damals die Felſen geſchmückt, ſich zum Theil als ein Andenken jener glücklichen Tage erhalten hat? — an jener Stelle, wo Welleda gehauſet, und der Undank der Menſchen ſie bedroht, vermag der Rhein nicht ruhig vorüberzuwallen. Finſter ſchaut er zu der einſamen Klippe empor, und ſein heftiger Wogenſchlag und das unheimliche Grollen ſeiner Stimme beweiſt, daß auch er Gedächtniß habe für jene Zeit, und für das Unrecht, ſo ſeinem Liebling geſchehen.

Noch ſteht die Pfalz, die auf den Rath der Nymphe erbaut wurde, von der Gewalt der Fluthen verſchont, und erzählt, vereint mit des Lurleys düſtrer Geſtalt, von den Begebenheiten jener wunderbaren Zeit.

Schroffe unwirthbare Wildniß umgiebt jetzt an der Stelle jenes lieblichen Thales die öden Klippen, wo einſt die Liebenden gehauſt, und gleich dem traurenden Geiſt der Vergangenheit bewohnt ein Echo dieſe Felſen, und mahnet, indem es der Fiſcher einſames Lied in ſanfter Klage erwiedert, noch jetzt an die liebliche Stimme Welledas, deren Reiz einſt dieſe Thäler belebt, und deren Andenken noch ſpät in den Sagen der Uferbewohner fortleben wird.

Der Treuenfels.

Rheiniſche Sage.

v

Tief in Gedanken verſunken, den unberührten Becher zur Seite, ſtarrte Walther von Rynberg aus den Fenſtern ſeiner Burg in die Fluthen des Rheins hinab. Der trübe Himmel, das dumpfe Getöſe des Stromes, der ſich ſchäumend an den Felſenwänden brach, ſchien mit ſeinem düſtern Hinbrüten in harmoniſchem Einklange zu ſtehen, und wie es hin und wieder durch das nächtliche Gewölke zuckte, ſo flammte unter Walthers buſchigen Augenbrauen oft ein gleiches Wetterleuchten hervor, während ein ſeltſames Lächeln um die tiefgefurchten Züge ſeines Geſichts ſpielte.

Seitwärts ſaß, mit einem künſtlichen Gewebe beſchäftigt, Walthers Tochter, die ſchöne Lida. Der einſamen Waldesroſe gleich, die ihr duftiges Haupt an die ſtarre Felſenwand lehnt, an der ſie emporblühte, erſchien der Jungfrau holde Anmuth neben dem düſtern Greiſenbilde Ritters. Auch ſie ſchauete von der künſtlichen Arbeit hinweg, oft hinab auf den brauſenden Strom, aber ihr tiefblaues Auge trug den Ausdruck der Zärtlichkeit, und es war das Gefühl froher Erwartung, was den Schlag ihres Herzens bewegte.

„Laß ab von dem vergeblichen Spähen und Harren!" begann jetzt der unmuthige Greis, „Schott von Grünſtein erſcheint nicht! das Wetter ſtürmt ihm zu rauh, und die Lurley-Nixe könnte ihm leichtlich ein Leids thun, wenn er bei ſo ungeſtümem Brauſen der Fluth ſich auf den Nachen begäbe."

„Vater!" entgegnete Elba, indem ein raſches Roth ihre Wangen überflog: Ihr ſelbſt habt dem Schott meine Hand gelobt, und der Mann, dem Ihr Euer einziges Kind zugeſagt, muß Euch zum wenigſten an Tapferkeit gleich ſein, oder ich hätte meinen Vater nie gekannt!"

„Du ſprichſt, wie es ſich geziemt!" entgegnete Walther. „Schott von Grünſtein ſchien ein Mann, deiner werth, und ich ſchätze ihn hoch, höher vielleicht, als es klug war. Aber die Zeit wechſelt die Farbe, und mit ihr auch der Menſchen Gemüth. An Rechtlichkeit und ritterlichem Sinne mögen wir uns einander nichts nachgeben, aber unſere Abſichten ſind verſchieden, und was dem einen gefällt, paßt nicht für den andern. Der Jugend mag es noch zukommen, den Druck der Gegenwart zu ertragen und ſich im fremden Uebermuth zu fügen, aber wir das ergraute Haupt in fremde Feſſeln beugen, das

Gift der Erbitterung und die Schmach [illegible] Gesinnung in der letzten Lebensdauer schleichen ließ, der auch mit dem Schwerte darein schlagen, und predigte er damit auch das heiligste Band!“

„Ihr würdet wirklich so handeln?“ fragte Elke, „und doch habt Ihr mir gesagt, daß Kaiser Friedrich selbst während seiner Abwesenheit den Erzbischof Engelbert zum Reichsverweser ernannt und ihm somit volle Macht gegeben habe, Recht und Ordnung nach seiner Einsicht zu erhalten und zu fördern. Wenn er nun auch dabei mit übergroßer Strenge verfährt und Gesetze aufstellt, die den Vortheil des Einzelnen beeinträchtigen, was vermöchte, so lange er das Wohl des Ganzen im Auge behält, sich dem Stellvertreter des Kaisers zu widersetzen, ohne dadurch gegen seine Untergebenen zu verfahren? Nein! Schon vom [illegible] mag wohl recht haben, daß einzelne Fehden etliche unvermeidliche Lasten erheischen, während keine Widerspenstigkeit ihren Druck nur verdoppeln würde.“

„Einzelne Fehden!“ lachte Walther. „Weltenzerstörung! — Was fragt der Ritter nach solchem Gesetz? Er schaltet und waltet mit ungezügelter Willkür, als wären wir seine Leibeigenen, ob sich das [illegible] Blut in seinen Adern empöre, oder ob wie im heiligen Schlafe ein Fürst nach dem andern auf seinen Burgen hinsiechen. Sein [illegible] ist zur Geißel geworden, sein Wanken, wenn seine Hände sich in Blute verwandelt, die gütigen [illegible]!"

„[illegible]?" [illegible]. „[illegible]!"

[illegible] „[illegible]!— [illegible]?— „[illegible]?" [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] mit ſo [illegible], daß ich ihn nicht zu [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible], ſollten die fremden Ritter bei uns einſprechen.“ Sie erzählte nun, was ſich in den letzten Tagen auf ihrem Schloſſe begeben, wie Graf [illegible] mit ſeinem Begleiter zwei Tage und Nächte bei ihrem Vater verweilt, und wie es bei ihrer Zuſammenkunft [illegible] [illegible] und mit [illegible] iſt.

„Und weißt Du nichts von ihren Unterhandlungen?“ fragte Eckart. Ich bitte Dich, verſchweige mir nichts, was es auch ſeyn mag?“

„Ich weiß nichts!“ [illegible] [illegible], als daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. Ich [illegible], daß ſie [illegible] [illegible] [illegible] in ſeinem [illegible] [illegible], und ich [illegible] [illegible] [illegible] nach Dich, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] zu [illegible] [illegible].“

„Graf [illegible], [illegible] [illegible] des [illegible]?“ — ſprach Eckart [illegible] für ſich hin; „Gott, wenn es möglich wäre!“ — Doch [illegible] [illegible] er ſich [illegible] auf einem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er ſich [illegible] von die [illegible] und [illegible] [illegible] der Jungfrau, wie [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible]. „[illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?“ ſprach er [illegible]; „[illegible] ich [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], und meine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich Dich [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] den [illegible] des [illegible] gerecht, worein ich die Schweſter geſtellt, und dann möge der tapfere Walther ſeines Verſprechens gedenken und den einſamen Schritt nicht allzu lange dauern laſſen auf dem Schloſſe ſeiner Väter, ſondern ihm bald die lieblichſte Blume des Landes vergönnen, wenn ich nämlich in Euren Augen, hohe Frau! eines ſo überſchwenglichen Glückes auch würdig bin!“

Erröthend reichte ihm die Jungfrau die Hand, und ihre ſanften Augen beantworteten deutlicher, als es Worte gethan hätten, die Frage der Liebe. Unter freundlichem Geſpräch verfloſſen den Verlobten die Stunden des Abends, und ſchon dämmerte es um die Felſenzinne, als ſich Schott erhob, um ſich zum Rückweg zu rüſten.

◆

Elſa ſollte ihren Freund nur von dem Söller des Schloſſes mit ihren Blicken begleiten. Sie ſah den Nachen, der ihn die breite Strommitte hinabtrug, in der Abenddämmerung verſchwinden; ihr Herz klopfte beklommen, ſie wußte nicht, war es Freude oder war es zärtliche Sorge, was ihren Buſen ſo angefüllt hat.

Da fühlte ſie ſich plötzlich von kalter Hand umſchlungen, und eine dumpfe Stimme begann: „Schaue dem Schiffe nur nach, armes Kind! Die [illegible] er nimmer [illegible]. Es gibt keinen Rückweg, weder für ihn noch für mich.“

Erſchrocken fuhr Lila zuſammen. Es war Walther, der hinter ihr ſtand. „Komm zu Bett, armes Kind!“ ſprach er ſanfter. „Hätteſt du mir das Lied nur früher geſungen, ſo ſtände es beſſer um mich und dich. Aber die Nachtruhe wird alles gut machen! Komm! Wir wollen ſchlafen und an Träume halten; die Träume kann niemand dir rauben.“ So ſprechend, zog er ſie raſch mit ſich fort.

„Möge Gott helfen!“ ſeufzte Lila. „Er iſt wohl kränker, als wir beyde vermeinten.“ — Und von tiefer Sorge gequält, folgte ſie dem ſchwankenden Greiſe ins Gemach.

* * *

Wohl war die Krankheit des Ritters von ernſter Bedeutung. Ihn quälte die Natter des böſen Gewiſſens; denn die ſchwarze That, die an dem Biſchof von Cöln verübt worden war, war ein Werk der Rache, und auch er hatte Theil an derſelben.

Lange krankte ſeine Seele an innerm Groll gegen Engelbert; er hatte ſich einſt den Anforderungen deſſelben öffentlich zu widerſetzen gewagt und ſich dadurch eine noch ſtrengere Behandlung zugezogen, die, von gewaltigem Mißtrauen erzeugt, ihn auf vielfache Weiſe bedrückte. Sein Haß wurzelte immer tiefer in ſeinem Gemüthe, jemehr er denſelben zu verbergen gezwungen war. Vergebens verſuchte Liba's friedlicher Sinn und Schotts ſanfteres Gemüth die Aeußerungen deſſelben zu mildern; er verſchloß auch dieſen bald ſeine wahren Geſinnungen, und da er des Jünglings feſten Sinn nicht für ſeine Anſichten gewinnen konnte, ſo ſchaute er nach andern Genoſſen umher, und fand ſie bald in Graf Iſenburg und ſeinen Verſchwornen. Was bis jetzt nur Gedanke geweſen, geſtaltete ſich, von den Gluten gemeinſchaftlichen Haſſes genährt, zum Vorſatz, zur That. Von raſcher Leidenſchaft gereizt, erhob er in der Mitte ſeiner neuen Gefährten den Becher, um ihn mit ihnen auf den Untergang ihres Erzfeindes zu leeren, während die ſtille Nacht ihr blutiges Geheimniß verbarg. Aber nur zu bald ſollte der Schleier deſſelben ſich heben; es war der Dolch des Grafen von Iſenburg, den man aus des Biſchofs Herzen gezogen. Bald wurde der Angeklagte auf ſeiner Burg überfallen und vor des Kaiſers Gericht geſtellt. Bald wurde auch der nächtliche Bund verrathen, ſo ſich auf Burg Nyenberg gebildet, und Walther als Redner und Mitgenoſſe deſſelben genannt. Der Kaiſer, auf das heftigſte ob des gemeinſamen Hochverraths empört, ließ das Todesurtheil an dem Mörder vollſtrecken, während er bei nächtlicher Weile einen Heerhaufen ausſandte, mit dem Befehle, den Sitz des verrätheriſchen Bundes, die Burg des Walthers von Nyenberg, zu zerſtören, ihn ſelbſt aber mit allem, ſo ihm angehöre, ſofort von der Erde zu vertilgen.

◆

Noch brannte die Lampe in Walthers Gemach. Auf ihre Harfe gelehnt, ſaß Liba an der Seite des Ruhebetts, auf dem der unglückliche Greis im dumpfen Hinbrüten lag. Die eingefallenen Züge ſeines Geſichts verriethen die ſchlafloſen Nächte und die folternde Unruhe, die ihn raſtlos umhertrieb, ſich ſelbſt und den erwachenden Qualen ſeines Gewiſſens zu entfliehen. Mitleidigen Blicks betrachtete die Jungfrau den Alten, und ein ſchwermüthiger Schatten, düſterer Ahnung vergleichbar, flog über ihr bleiches Geſicht. — Da klang es durch die Nacht wie Waffengeräuſch, und herein ſtürzten Walthers Knappen in athemloſer Eile, verkündend, wie ein kaiſerlicher Heerhaufen in nächtlicher Stille die Burg umzingelt, und Einlaß begehre auf des Kaiſers Befehl. „Verrammelt die Thore!“ rief Walther aus, ſich raſch vom Lager erhebend. „Ich weiß es, was ſie bringen, und werde mit dem Schwerdte in der Hand meine Antwort ertheilen!“ Da ergriff die Ahnung des furchtbaren Geheimniſſes der Jungfrau Gemüth. Sie ſtürzte vor Walther'n auf die Kniee und beſchwur ihn mit aufgehobenen Händen, ihr das ſchreckliche Räthſel zu löſen. „Entfliehe!“ gab ihr der Greis zurück. „Rette dich, Unglückliche, durch die Gänge unſeres Schloſſes! Der Kaiſer verlangt unſer Blut, er ſucht die Mörder des Biſchofs.“

„Barmherziger Gott!“ ſtöhnte Liba und verhüllte ihr Geſicht.

Da flog ein brennender Balken in den Schloßhof.

Ihm folgten Felſenſtücke und Steine. Unter dem Schmettern der Trompeten gab der kaiſerliche Herold den Befehl des Kaiſers kund, die Burg des Hochverräthers Walther von Rynberg zu zerſtören und der Erde gleich zu machen.

Da griff Walther zu ſeinem Schwerdte, wilde Verzweiflung im Blicke, ſtarrte er zum Himmel empor, im Begriffe, ſein Leben zu enden. „Nein!“ rief Lida, ſich erhebend, „ſo dürft Ihr nicht ſterben! Noch ſteht uns ein Weg offen, den Mördern zu entfliehen, noch giebt Euch Gott Zeit, Eure That zu bereuen, Zeit, um Euch durch aufrichtige Buße mit ihm zu verſöhnen! Kommt! Jeder Augenblick der Verſäumniß droht Gefahr! Seht, wie die Flammen bereits die Mauern erfaſſen, wie der Rauch aufwirbelt aus den brennenden Pfoſten! Um Eures ewigen Heils, um Eures unglücklichen Kindes willen, folgt meiner Leitung! Ich kenne den unterirdiſchen Gang, und ehe die Thore geſprengt ſind, ſeyd Ihr geborgen.“

Schweigend, ohne Widerſtand, ließ ſich Walther von der kühnen Jungfrau geleiten, wie ein unmündiges Kind, das ſeinem Führer willenlos folgt. Mit ſtarkem Arme trug ſie ihn mehr, als daß ſie ihn fortzog, durch die brennenden Pforten der Burg zu dem verfallenen Gemäuer, das den Eingang des letzten Theils verbarg. Gierig leckten die Flammen an ihrem Gewande und verſengten Walthers Mantel und Haupthaar. Muthig und unverletzt, wie ein Engel des Lichts, ſchritt Lida durch den Schauplatz der

Zerſtörung. Jetzt ſanken die Riegel der geheimnißvollen Pforte; eilig zog ſie den Greis in das kühle Gewölbe hinab, und, als wolle die Hand des Ewigen ihre Flucht beſchützen, ſtürzte die Mauer hinter ihnen zuſammen, den verrätheriſchen Eingang dem Blicke ihrer Feinde verbergend.

„Wir ſind geborgen!“ rief Liba, mit unausſprechlichem Gefühle den ſchwachen Lichtſtrahl begrüßend, der hin und wieder durch die Lücken des gewölbten Ganges herabfiel. Weit und weiter ſtiegen ſie in die Tiefe hinab; oft ſtrauchelte der Wanderer Fuß an ſpitzem Geſtein, oft wurden die Pfade enger und finſtrer, bis endlich der letzte Strahl zu erlöſchen begann. Da rauſchte es über ihrem Haupte, als triebe ein Bächlein ſeine Fluth über demſelben dahin. „Das iſt der Waldbach, von dem Ihr mir oft erzählt, daß Ihr Euch ein Kämmerlein unter ſeinem Bette gebauet!“ tröſtete Liba. „Bald ſind wir am Ziele! Der Bach fließt bereits im Thalgrunde, und dort iſt die Höhle, aus der wir in das Freie gelangen.“

Da dämmerte ein mattes Licht in der Ferne auf. „Gott ſey gelobt!“ rief Liba.“ Seht, des Himmels Sterne leuchten in unſere Nacht! Noch hat er ſein Antlitz nicht gänzlich von uns gewandt; noch reicht er uns die Vaterhand, emporzuklimmen aus dem Abgrunde des Elendes zum Lichte ſeiner Gnade! O, betet mit mir den Allbarmherzigen an, der nicht Luſt hat an dem Verderben der Sünder, ſondern die aufrichtige Reue annehmen will und dem Tiefgebeugten ſeine Gnade verheißt."

Da ſank der Greis, von der Stimme der Unſchuld durchbebt, mit zerriſſenem Herzen auf ſeine Kniee. Er hatte kein Gebet; er vermochte nur, an ſeine Bruſt zu ſchlagen und empor zu ſchauen zu dem Quelle des Erbarmens. Liba umſchlang den Zitternden und betete leis, auf ſeine Schultern gebeugt, zu des Ewigen Gnade. Ihre Thränen vermiſchten ſich; noch einmal umklammerte Walther die Hand ſeiner Tochter, und bald war die Höhle gewonnen, in die nun die ſternenhelle Nacht mit tauſend lichten Friedensaugen herabſah.

* * *

Das Gezwitſcher der Vögel weckte Liba aus dem kurzen Schlummer der Nacht. Sie erhob ſich von dem mooſigen Steine, der ihr zum Lager gedient, voll Mitleid den Greis betrachtend, der, aller ſeiner Habe beraubt, nichts mehr ſein eigen nannte, als das Felſenſtück, worauf er ſein alterndes Haupt lehnte. „Und doch iſt nicht Alles verloren," ſprach ſie zu ſich; Gott hat ihm ſein Leben geſchenkt zur demüthigen Erkenntniß ſeiner Schuld, und gern will ich mit ihm die Tage der Prüfung ertragen, wenn ſie ihn zurückführen zum ewigen Heil! Dank, daß ich ihn zu retten vermochte!" ſprach ſie, freudig emporblickend. „Dies ſoll mein Erſatz ſeyn für den früh gewelkten Lenz meiner Tage, für die Schmach, die fortan alle

Blüthen meines Glücks vergiftet!“ Ihr Blick vertiefte ſich einen Augenblick in das Elend, deſſen Grenzen ſie noch nicht klar zu überſchauen vermochte. Aber ſich über ſich ſelbſt und ihren Schmerz erhebend, riß ſie ſich gewaltſam empor, und trat muthigen Schrittes dem jungen Tage entgegen, der die Häupter der uralten Eichen zu vergolden begann. Sie theilte das dichte Geſtrüppe, das den Ausgang verſperrte, und wagte ſich ſchüchternen Blickes in die Wildniß hinein, die von allen Seiten die Höhle umgab. Ihr Auge ſuchte die Burg ihrer Väter, aber nur rauchende Trümmer begegneten ihrem Blicke. Die ſtille Heimath ihrer Jugend, der Schauplatz ihres Glücks— zu einem Aſchenhaufen verwandelt, lag er vor ihr da. Wehmuthsvolle Thränen rannen über ihre Wangen hinab, ſie dachte an Schott, und die Vorſtellung, daß er ſie fortan unter den Todten ſuchen, ſie als eine Abgeſchiedene beweinen werde, erfüllte ihr Herz mit namenloſer Trauer. Majeſtätiſch ſtieg jetzt die Sonne empor. Ihr warmer Strahl küßte die Zähren des Schmerzes von Liba's Wangen, und die auflebende Natur ſprach mit allen ihren Troſtesſtimmen zu ihrem bekümmerten Gemüthe. Immer tiefer drang ſie jetzt in die Wildniß hinein. Purpurne Beeren wucherten rings am Boden, keines Menſchen Fuß ſchien in dieſe Schluchten herabgedrungen zu ſein. Sie ſammelte der kühlen Waldesfrucht, ſo viel ſie vermochte, und kehrte dann wunderbar geſtärkt zur Höhle zurück. Der Ruf ihres Vaters ſcholl ihr bereits entgegen, — ach! ein neuer Schmerz harrte der Armen. Walther vermochte das Licht des Tages nicht zu erkennen. Die Flammen, durch die er ſich geſtern den Weg gebahnt, hatten ſeine Augenbraunen verſengt, und ihn der Sehkraft faſt gänzlich beraubt.

„Gott hat mich in die Hand meines Kindes gegeben!" ſprach der Greis. „Und nie wird Euch Liba verlaſſen!" betheuerte die Jungfrau. „Gemeinſames Tragen erleichtert jene Laſt, und wie Ihr bisher mir Hort und Führer geweſen, ſo vergönnt mir nun fortan, Euer Auge, Eure Stütze zu ſein."

[illegible]lther neigte ſich, heiße Thränen vergießend, zu der vor ihm knieenden Jungfrau herab. — „Der Kaiſer hat mir nicht Alles genommen!" rief er tiefbewegt. „Ich beſitze ein Kleinod, das ſeine Krone nicht aufwiegt, und das mir Gott zum Heil meiner Seele gelaſſen hat."

Liba benutzte die weiche Stimmung des Greiſes. Sie erquickte ſein Herz mit manchem frommen Spruche, ſo ihr Gedächtniß bewahret aus den Lehren gottesfürchtiger Männer. Und wenn ſich auch dann und wann das dumpfe Hinbrüten ſeines Geiſtes bemeiſtern wollte, ſo beſprach ſie den finſtern Geiſt mit leiſem Gebete, bis es ihr gelang, [illegible] Seele des unglücklichen Greiſes den Tröſtungen der Religion zu öffnen. Als der Abend gekommen, und die nahe Dämmerung ihnen Sicherheit verſprach, geleitete Liba ihren Vater aus der Höhle, um mit ihm die Wanderung fortzuſetzen in das tiefere Gebirge. Lange waren ſie durch die unwirthſame Wildniß fortgeſchritten, als ſie endlich eine Felſenwand entdeckten, an deren Fuße eine von Eppich und wilden Ranken gänzlich verſteckte Höhle lag.

Ein kryſtallhelles Bächlein floß durch das dichte Gehölz, das ſie rings umgab, und an den Klippen empor ſchlang ſich üppiges Himbeergeſträuch, mit ſchlanken Brombeerranken vermiſcht, das, von reichlicher Frucht beladen, den müden Pilgern die reichlichſte Labung bot! „Hier wollen wir bleiben!“ rief Liba, und ging, die geräumige Höhle zu ſäubern. Sie bettete, ſo weich ſie vermochte, des Greiſes Haupt auf Moos und duftiges Laub, und zog dann den Vorhang vorſichtig zu, den die Natur ſelbſt gewoben hatte, um den Eingang der Höhle zu verbergen, und den armen Flüchtlingen eine ſichere Freiſtatt zu verleihen.

* * *

Mehrere Tage waren verfloſſen, ohne daß ſich ein menſchliches Weſen der einſamen Felſenſchlucht genähert hatte. Schon trug Walther, von Liba's kindlicher Ergebung geſtärkt, ſein trauriges Schickſal mit größerem Muthe; er betrachtete es als ein Strafgericht, das ſeine Schuld wohl verdient, und begann mit prüfendem Ernſte ſeine Vergangenheit zu überſchauen. Oft ergriff die lebhafteſte Reue ſein Gemüth, und gern hätte er den Verluſt ſeiner Güter ertragen, hätte er damit ſeinen Antheil an der blutigen That loskaufen können. Auch des ſanften

Schotts gedachte er oft, und der Gedanke, ihn auf immer verloren, und ſomit auch Liba's Lebensglück zerſtört zu haben, preßte die bitterſten Thränen aus ſeinen Augen, und bald verloſch bei dieſen Ausbrüchen heftigen Schmerzes der letzte Strahl ihres Lichts.

Einſt, als Liba hinausgegangen war, neue Labung zu ſammeln, und ſich weit und weiter in die Waldung hineinwagte, gewahrte ſie unten in dem ſchattigen Waldgrunde eine männliche Geſtalt. Es war ein Jäger, der, das Haupt in die Hand geſtützt, gedankenvoll da ſaß. Zwei große Doggen lagen ihm zur Seite, beide ſchienen von den Beſchwerden der Jagd ermüdet zu ſein. Die Freude, ein menſchliches Weſen zu ſehen, hätte Liba bald die Nothwendigkeit vergeſſen laſſen, ihren Aufenthalt keinem Blicke zu verrathen. Nur mühſam preßte ſie den Schrei froher Ueberraſchung zurück, während ſie näher heranſchritt, um die Züge des Unbekannten zu erſpähen. Jetzt wandte er ſein Geſicht, und — o Himmel! es war Schott, deſſen Antlitz ſie erblickte, Schott, der, wenige Schritte von ihr, in trübes Nachſinnen verſunken ſaß.

Von namenloſen Gefühlen überwältigt, ſank Liba auf ihre Kniee. Sie ſtreckte ihre Arme aus nach dem theuern Bilde, aber kein Laut verrieth ihre Nähe. Das Glück ihres Freundes forderte ihr Verſtummen; dieſer Gedanke verſchloß ihr liebendes Herz. „Nie, nie darf er mich finden!“ weinte ſie leiſe. „Die Gemeinſchaft mit den Geächteten würde auch ihn deſſelben Schickſals theilhaftig machen; er würde der Verfolgung des Kaiſers nicht entgehen, wollte er denen Schutz gewähren, deren Haupt dem Schwerdte der Rache verfallen iſt! Nein, möge Gott ihn ſegnen mit des Lebens Freude und Glück! Bald werden die Thränen vertrocknen, die er um Liba weint. Er wird der Todtgeglaubten die Liebe bewahren, die die Lebende nicht mehr beſitzen darf, und meinem Vater verzeihen, um des Bundes willen, den unſere Herzen geſchloſſen haben.“

Vorſichtigen Schrittes begab ſie ſich hinweg, um nach Hauſe zu kehren. Aber noch einmal ſiegte das Herz. Der Gedanke, daß er ſie aufgeſucht, daß er, wenn er ihre Spur nicht entdeckt, wohl nie mehr zurückkehren werde in dieſe Wildniß, zog ſie aufs neue zurück zu der theuren Geſtalt. Zitternd bog ſie ſich von dem Felſen nieder, an deſſen Fuße der Geliebte ſaß, ſie glaubte ſeine Seufzer zu hören, ſeine Thränen zu ſehen, aber in demſelben Augenblicke erhob ſich der Jüngling. Schnell, wie ein verſcheuchtes Reh, flog Liba in die Felſen zurück; kaum wagte ſie ſich umzuſehen, aus Furcht, ihre Gegenwart zu verrathen; athemlos kam ſie bei der Höhle an, an deren Eingange Walther mit gefaltenen Händen ſaß. „Lange habe ich deiner geharrt, Liba!“ begann der Greis. „Ich wollte, du geleiteteſt mich auf die Felſenwand, von deren Gipfel man die Ferne überſchaut, wie du ſagſt, und den Sonnenuntergang. Mich verlangt aus dem dunkelen Thale empor zu dem reinern Licht! Wenn des Himmels Lüfte mich wieder umſpielen, wird mir wohl werden. Ach, ich habe ſo lange nicht die ſchöne Sonne geſehen!“

„Armer Vater!“ ſeufzte Liba, „möchte ihr Strahl Eure Nacht zu lichten vermögen! Gern will ich Euch hinaufgeleiten, wenn es Euch Beruhigung verſchafft. Die Luft iſt ſchwül, und es ſcheint ein Wetter heraufzuziehen. Vielleicht, daß der freie Lufthauch Euch erquickt, wenn auch Euer Auge das Schauſpiel des Himmels nicht zu ſehen vermag.“

„Du ſollſt mir dein Auge leihen!“ entgegnete Walther. „Der Blick meiner Seele iſt heute ſo klar, daß ich nur deiner Worte bedarf, um alles im Geiſte zu ſchauen.“ Da faßte Liba des Vaters Arm und geleitete ihn ſanft die Felſenſteige hinan, bis auf den Gipfel des Geſteins. Hier, unter dem Stamme einer Eiche, ſtand Liba ſtill, um dem Greiſe einen bequemen Sitz zu bereiten. „Sind wir am Ziele?“ fragte Walther Liba, das Antlitz, von kühlern Lüften umſpielt, heiter erhebend.

„Laßt Euch nieder unter dem kühlen Dache dieſes Baumes!“ bat Liba. „Ich ſtehe Euch zur Seite und will Euch erzählen von den Wundern der Schöpfung. Welch ein herrliches Schauſpiel thut ſich vor uns auf! Einem Triumphbogen vergleichbar, erhebt ſich das Rieſengewölk immer höher und höher, durch deſſen nächtliche Pforte man weit in die purpurne Ebene hinabſchaut. Jetzt zieht ein Adler durch die ſtolze Wölbung. Ein

Blitz ſucht ſeinen Fittig zu lähmen, aber er dringt muthig hindurch durch die Pforte der Nacht und badet ſich jetzt ſchon im ſonnigen Lichte. Jetzt ſtoßen die Wolken dichter zuſammen. Dunkele Schatten fliegen über die Tieſe dahin, und majeſtätiſche Flammen durchbrechen den nächtlichen Schleier. Des Sturmes Fittig beginnt die Wipfel der Eichen zu beugen, und ängſtlich fliehen die Bewohner der Luſt in den ſchützenden Waldgrund hinab.

Iſt das himmliſche Thor noch geöffnet?" fragte der Greis, mit den erloſchenen Blicken den Himmel ſuchend. — Da war es, als ſtröme ein Feuermeer aus dem Wolkenſchooß. Ein furchtbarer Donnerſchlag ſchmetterte herab, daß die Felſen erdröhnten. Mit einem leiſen Wehruf umſchlang Liba den ſinkenden Greis. Laut praſſelnd ſchlug die Flamme an dem geborſtenen Eichenſtamme empor, daß die Gegend umher im rothen Wiederſchein erglühte.

* * *

Schott von Grünſtein, von dem Geräuſch betroffen, das Liba's Fliehen in der lautloſen Oede verurſachte, war emporgedrungen, um die Spur eines lebendigen Weſens zu finden. Lang irrte er ſpähend in den Klippen umher, das verwachſene Geſtrüpp verſperrte ihm oft den Weg und trat hindernd ſeinem Verlangen entgegen. Da gewahrte er nach langem, vergeblichem Spähen einen Strauß von Waldbeeren, der Liba's Händen entglitten war. Von heimlicher Hoffnung bewegt, ergriff er das leitende Zeichen, während die Doggen in geſchäftiger Eile die aufgefundene Spur weiter verfolgten. Weder die beſchwerliche Bahn, noch das aufziehende Wetter hinderten ſein Streben. Ach, ſeit langen Tagen irrte er in der Umgegend des zerſtörten Schloſſes umher, ſich feſt an die Hoffnung klammernd, daß Walther und Liba den Händen der Mörder entflohn, und er ſie durch Gottes Beiſtand auffinden werde, um das wieder gut zu machen, was er, in thörigte Sicherheit eingewiegt, verſäumt zu haben vermeinte!

Jetzt hatte er die Felſenwand erreicht. Er ſah den Blitz aus den Wolken fallen; er wankte, von dem dröhnenden Donnerſchlage betäubt, und bald leuchtete die brennende Eiche, einer Todesfackel vergleichbar, in fürchterlicher Schönheit von der kahlen Klippe herab. Eine unwiderſtehliche Gewalt trieb den Jüngling empor, um das große Schauſpiel näher zu beſchauen. Mühſam erklomm er die Höhe, die das ſchreckliche Licht in den Thalgrund ſandte.

Da — wer beſchreibt ſein Entſetzen? — erblickte er die Leichen der Erſchlagenen, und bei dem Scheine der Blitze erkennt er Liba's Engelsangeſicht, wie es in bleicher Verklärung an dem Buſen des Vaters ruht.

„Todt!“ ſtammelte Schott, das vom Blitzſtrahl getroffene Haupt des unglücklichen Walther's emporhebend. Und auch du dahin, die mir nicht vergönnt war, aus den Händen des Unglücks zu retten?“ Er ergriff Liba's

Hand; ſchlaff ſank ſie an der ſeinen hinab, keine Spur des Lebens in der ſchönen Geſtalt! Auch ſie war von dem elektriſchen Schlage getroffen, aber, als hätte ſie eines Engels Hand beſchützt, lächelte ihr holdes Antlitz, unverſehrt und von keinem Zeichen der Zerſtörung entſtellt, in des Todes Umarmung, und, die Hand des Vaters feſt in der ihrigen haltend, ſchien ſie aus kindlicher Treue ihm hinüber gefolgt zu ſeyn in die Hallen des Friedens.

Vergebens verſuchte Schott mit dem ſüßeſten Namen die Geliebte aus ihrem Schlummer zu wecken. Schweigend faltete er ſeine Hände über dem Grabe ſeines Glückes, bewegungslos an Liba's Seite knieend, bis das Wetter vorüber war und der Strahl der ſinkenden Sonne die Höhe vergoldete. Da trug er die Entſeelten den Felſenpfad hinab und bettete ſie in die Höhle, bis daß er die Gräber bereitet haben würde. Alles, was er hier vorfand, mahnte ihn an Liba's Treue, ſprach als ein Denkmal der heiligſten Kindesliebe zu ſeinem Gemüthe. Ergriffen von dem traurigem Geſchicke ſeiner Geliebten, gelobte er, fortan der Welt zu entſagen und auf der Stelle, wo er ſie wiedergefunden, eine Kapelle der Mutter Gottes, zum Andenken der frommen Liba, zu erbauen. Die Höhle, wo ſie gewaltet, beſchloß er fortan zu ſeinem Aufenthalte zu erwählen und ſein Leben ſtrenger Buße zu weihn, bis ihn Gott heimberufen werde zu dem Wiederſehn ſeiner Geliebten. Die Felſenwand aber, auf deren Höhe er ſpäter die Leichen der Erſchlagenen einſenkte, nannte er den Treuenfels, zur Erinnerung an Liba's Kindesliebe und ſein eigenes trübes Geſchick.

◆

Noch kann der Wanderer, der unfern des Siebengebirges die ſchönen Gegenden des Rheingau's durchpilgert, die jähe Felſenwand finden, von deren Gipfel die Ueberreſte einer Kapelle traurig herabſehen; dies iſt der Treuenfels, und bis heute zeigt man in der Mitte jener Ruinen einen Grabſtein, auf dem der Name Liba deutlich zu erkennen iſt. Wie auch die übrigen Schriftzüge auf demſelben durch die Länge der Zeit verwittert ſind, dieſer Name hat ſich erhalten, wie die Sage von der Jungfrau traurigem Geſchicke, und nie wird das Andenken ihrer frommen Kindesliebe untergehn, ſo lange der Treuenfels ſteht, der als Denkmal ihrer Tugenden der ſpäten Nachwelt geblieben iſt.

◆

Welen der Vogelsteller

oder

die Entſtehung der Burg Boskowitz.

Zur Zeit, als die fränkiſchen Prieſter Richar und Urolf, von Ludwig dem Frommen geſendet, die Wälder Mährens durchzogen, um den an ihren alten Göttern feſthängenden Slaven die chriſtliche Glaubenslehre zu verkünden, lebte auf der Veſte Spielberg ein mähriſcher Fürſt, Priwizna geheißen, derſelbe, den die Sage als den Gründer Brünns anführt.

An kriegeriſche Thätigkeit gewöhnt, fand Priwinna weder an behaglicher Ruhe, noch an geiſtigen Beſchäftigungen Geſchmack. Nur die Freuden der Jagd vermochten ihm in Ermangelung kriegeriſcher Abentheuer zu genügen, und die uralten Forſten ſeines Gebietes, die er, gleich den Aermſten ſeines Gefolges, in Thierfelle gekleidet, durchzog, wären und blieben ſein liebſter Aufenthalt. So kam es einſt, daß er, mit hochgeſchwungenem Speer einem Ur nachſetzend, ſich in der Hitze der Jagd von den Seinen entfernte, und weit abirrte von dem ihm bekannten Pfade. Je mehr er ſich bemühte, das Dickicht zu durchbringen, das ihn von allen Seiten umgab, deſto tiefer gerieth er in die Wildniß hinein. Vergebens ertönte ſein Hifthorn, die Gefährten zu rufen; es verſcholl in dem einſamen Waldesreich, und nur das Echo erwiederte mit weithin ſchallendem Seufzen den ſchmetternden Laut. Schon brach die Nacht herein, und Priwinna ſah, daß er für heute ſeine Ruheſtatt unter freiem Himmel aufſchlagen müßte. Schon hatte er ſein Haupt auf die bemooſten Wurzeln der alten Eichen gebettet und die Augen geſchloſſen, als ein heftiger Donnerſchlag ihn plötzlich aufſchreckte. Unwillig fuhr er empor. Der Himmel hatte ſich ſchwarz umzogen, unheimlich hauſte der Sturm in den alten Wipfeln, und dazwiſchen grollte der Donner, zuckten feurige Blitze, als wollten ſie im Zorn die ganze Waldung verheeren.

„Furchtbarer Czernetog!“ rief Priwinna, ſich von ſeinem Lager erhebend, „du ſcheinſt mir zu zürnen, mir, der ich die alten Götter beſchützte, und die neue Lehre zurückwies mit redlichem Eifer? Woher dieſes Strafgericht? Hielt ich nicht Thore und Herz verſchloſſen den fränkiſchen

Prieſtern, und hab' ich nicht überall die Altäre wieder aufgerichtet und ſie mit neuen Opfern geweiht?

So ſprechend ſchritt er unmuthig einer Höhle zu, um ſich dem ſtürzenden Hagelregen zu entziehen, der links und rechts Zweige und Aeſte herabbrach, und arg genug war, den trotzigſten Waidmann zu ſchrecken. Auf ſeinen Speer geſtützt betrachtete er hier, ſich allmählig beruhigend, den Kampf der Elemente, als ein neuer Feind, fürchterlicher, denn das Ungewitter, ihn plötzlich bedräute.

Ein dumpfes Gebrüll im Innern der Höhle hatte ihm kaum denſelben verrathen, als die Bärin, deren Schlaf er geſtört, ſich auch ſchon mit hungriger Gier ihrem Gaſte entgegenwarf. Priwinna vermochte kaum Zeit zu gewinnen, ſeine Waffen zu gebrauchen. Laut ſchreiend ſandte er ſeinen Speer in den Rachen des Unthiers, und als dieſes, heftig getroffen, taumelnd zurückwich, benutzte er den Augenblick, mit großer Anſtrengung einen Baum zu erklimmen, um waffenlos, wie er jetzt war, ſein Leben vor der blutdürſtigen Bärin zu ſichern. — Kaum hatte er denſelben erſtiegen, als das Thier mit fürchterlichem Toben aufs neue hervorbrach. Blutend und bis zum Tode verletzt, ſchien es um ſo hartnäckiger ſeine Beute zu begehren. Des Feindes Spur verfolgend, umkreiſte es laut ſtöhnend den Baum, bäumte ſich an denſelben empor, wiederholt den Angriff erneuernd, daß die Waldung weit wiederhallte von dem fürchterlichen Gebrüll ſeiner Wuth.

Nie hatte Priwinna die Furcht gekannt; zum erſtenmal ſträubte ſich ſein Haar empor; er klammerte ſich feſt an den rettenden Stamm, mit Entſetzen hinabblickend auf das wuthſchäumende Thier. Bei jedem heftigen Windſtoß, der den Baum erſchütterte, glaubte er ſich zum Opfer erkoren, und ſein Unwille gegen Czernebog, der ihn ſo ungerechter Weiſe zum Gegenſtand ſeinen Zorns erkoren zu haben ſchien, verſuchte es bald in angſtvollem Gebet, bald in lauten Vorwürfen ſich Luft zu machen, bis nach der qualvollſten Stunde ſeines Lebens die Bärin entkräftet zu Boden fiel, und unter leiſem Stöhnen verendete. Das Ungewitter hatte ſich während deſſen beruhigt; matte Blitze leuchteten nur dann und wann noch durch den fliegenden Wolkenflor, bis ein röthlicher Schimmer in Oſten den nahen Morgen verkündete. Eilig begab ſich nun der Fürſt von dem Baume herab; kaum wagte er zu unterſuchen, ob die gefährliche Feindin wirklich beſiegt ſey; er ergriff vielmehr, ſo ſchnell er vermochte, den Speer, ſo die Bärin verloren, und verließ raſchen Schrittes den Schauplatz der Gefahr. — Mühſam bahnte er ſich den Weg durch Büſche und Dornengeſtrüpp, bis er auf einen ſchönen Wieſenplatz kam, wo er von den Beſchwerden der geſtrigen Nacht ein wenig auszuruhen beſchloß. — Als er die Ausgen wieder aufſchloß, vergoldete das volle Morgenlicht bereits die Baumwipfel umher, und ein erquicklicher Duft wehte um die thauſchweren Zweige, welche den ſilberhellen Thau niederſtreuten auf den blumigen Raſen. Priwinna ſchaute umher, um irgend eine Spur zu entdecken, die ihn aus der Waldung, welche die Wieſe begränzte, hinausführen möchte; aber all ſein Spähen blieb umſonſt, kein menſchlicher Fuß ſchien dieſe ſchöne Einöde je betreten zu haben. Ein quälender Hunger mahnte ihn, ſeine Wanderung aufs neue fortzuſetzen; aber der Tag verging, und es kam die Nacht, ohne daß er einen Ausweg gefunden, oder irgend eine Erquickung genoſſen hatte. Ermattet ſank er aufs neue auf das unwirthliche Lager, ein ſtärkender Schlummer ſenkte ſich auf ihn herab, und er entzog ſich erſt demſelben, als die Sonne ſchon hoch vom Himmel herabſchien. Freundlicher Tag! ſo begann der Fürſt, ſeiner Verlaſſenheit gedenkend: allen ſcheinſt du ein Bote des Lebens zu ſeyn, ſoll ich denn allein in Elend verſchmachten, und dahinſterben in der Kraft der Jahre, ohne Troſt, ohne Beiſtand?

Da warf die Sonne einen blendenden Strahl durch das Laubdunkel herab, und er berührte des Trauernden Antlitz, daß er die Augen zu Boden ſenkte, von dem gewaltigen Lichte getroffen. Alſobald erhob ſich der Fürſt, und wie von einer lebendigen Hoffnung getrieben, beſchloß er, dem himmliſchen Lichte zu folgen, das ihn ſo fühlbar getröſtet. Schon war er eine geraume Zeit vorwärts geſchritten, als ein nahes Geräuſch die lautloſe Stille des Waldes unterbrach. Ein Reh ſprang aus dem Dickicht hervor, den Fremdling lange mit treuherzigen Augen betrachtend, und dann mit luſtigen Sätzen vor ihm hergaukelnd, als wolle es ihn neckend zum Wettlaufen ermuthigen. Priwinna beſchloß, es zu verfolgen, um ſich im Nothfalle ein Mahl von ihm zu bereiten. Seinen Speer erhebend, eilte er ihm nach, ſo ſchnell es ſeine Kräfte erlaubten, aber das ſchlaue Reh hielt ſich ſtets in einer Entfernung von ihm, die es ihm unmöglich machte, es zu erlegen. Schon lichtete ſich der Wald, und ließ des Abends Gluthen hindurchſcheinen, als Priwinna's Speer den Flüchtling endlich ereilte; blutend ſtürzte das Reh, und frohlockend bemächtigte ſich der Sieger der willkommenen Beute. — Als er nun ruhiger um ſich her ſchaute, gewahrte er, daß er ſich auf einem Fußſteig befand, der ſeitwärts zu einem Hügel emporführte. Er empfand hierüber die lebhafteſte Freude; nie hatte ihn die Nähe menſchlicher Weſen zu ſolchem Entzücken begeiſtert. Das Reh auf ſeinen Rücken ladend, ſetzte er nun ſeinen Weg freudig fort, und kaum war er einige Schritte emporgeſtiegen, als er am Abhange des Hügels eine Hütte erblickte, die von Bäumen umſchloſſen, einen überaus lieblichen Anblick gewährte. Bald hatte Priwinna dieſelbe erreicht; die umhergeſtellten

Rehe ſchienen die Wohnung eines Vogelſtellers anzudeuten. Freudig klopfte er an das Thürlein, und alſobald wurde geöffnet. Ein junges Paar trat ihm neugierig entgegen. „Wer ſeyd Ihr?“ frug ihn der Vogelſteller, als der Fürſt um ein Obdach bis morgen gebeten. „Ein armer Waidmann aus Priwinnas Gefolge,“ entgegnete jener. Drei Tage irr' ich im Walde umher, ohne den Ausweg zu finden. Verſtattet mir, mich bei euch Raths zu erhohlen, und bereitet mir ein Mahl von dem Wildprett, ſo ich bei mir führe. Alſo ſprechend nahm der Fürſt das Reh von ſeinen Schultern, und ließ es zu den Füßen der jungen Wirthin herabgleiten; aber kaum hatte dieſe auf daſſelbe geblickt, als ſie, ſich zu ihm niederwerfend, in heftiges Weinen ausbrach. Auch der Vogelſteller beugte ſich betroffen zu dem blutenden Rehe herab, das mit den matten, halbgebrochenen Augen noch in ihm ſeinen Gebieter zu erkennen ſchien, und gleich ihm große Thränen vergoß.

Was iſt's, das euch alſo betrübt? frug Priwinna befremdet: Herr, entgegnete Welen, denn ſo war der Name des Vogelſtellers, Ihr habt da unwiſſentlich unſere größte Freude, den einzigen, treuen Gefährten unſerer Einſamkeit getödtet. Das Thier war wie ein Kindlein an unſere Stimme gewöhnt, es beſuchte uns täglich und empfing ſein Futter aus der Hand meiner Anka; heut habt

Ihr es auf denſelben Wege gefunden, und für den Dienſt, den es Euch that, Euch aus der Wildniß zu führen, habt Ihr ihm mit dem Tode gelohnt. — O du armes Rehlein, du gutes, treuherziges Thier, wie elendiglich mußt du umkommen für alle deine Liebe und Treue! — Alſo ſprechend, beugte er ſich aufs neue auf daſſelbe hinab, und beide liebkoſten ihm unter ſtrömenden Thränen. Primiano konnte über den leidenſchaftlichen Schmerz des jungen Paares ſeinen Mißmuth nur mühſam verbergen. Er bedeutete ſie, wie die Schuld dem Zufall allein zuzuſchreiben ſey, und forderte, vom Hunger gequält, in einem barſchen Tone die Bereitung des Mahles. Bei dieſen Worten richteten ſich beide ſeufzend empor, küßten bald den Fremdling, bald ihren ſterbenden Liebling an, und verließen dann mit demſelben das kleine Gemach.

Primiano, der ſich nunmehr allein glaubte, gewahrte, als er um ſich blickte, zu nicht geringem Erſtaunen in einer dunkleren Ecke des Gemachs eine männliche Geſtalt, die, über ein Buch gebeugt, ihn wenig zu beachten ſchien. Es war ein Greis von ehrwürdigem Anſehn. Die braune Kutte, die er trug, floß bis zur Erde herab, und ein ſilberweißer Bart ſchien dem friſchen Leben des Geſichtes widerſprechen zu wollen. Was leſt Ihr da, alter Vater? begann Primiano, nachdem er ſeinem Gaſtfreunde eine Weile über die Schultern geſchaut. — Ich leſe die

Rache des Lebens, entgegnete jener, ſeine Schuld bereuend, ohne Friede und Freude zu gewinnen. — Ei, ſo verzeihet, daß Ihr mit [illegible] geliebt! ſagte Polidoro hart; Schafft Frieden zwiſchen mir und jenen Todten, die mich ſo ohne verließen. — Gott anbefohlen, und dich, meine Schweſter, betrübt! geh jener zurück; wo der Geiſt des Friedens einkehrt, da iſt der Zwietracht und dem Haß die [illegible] des [illegible] verboten. — Ich habe ſo das heilige Kreuz geküßt, und ſo habe es angenommen, welche zu Gott gebracht unſeren Herrn, der auch in dieſe Wildniß geſandt hat, ſeinen heiligen Namen zu verbreiten. —

Polidoro wurde unruhig; er warf einige Blicke in das Buch, aber vergebens. Die Schriftzüge verſchwanden vor ihm [illegible]. Er bat nochmals den Alten, ihm einzig und dem Buche zu leſen; freundlich gehorchte der Mönch, der Antlitz von innerer Freude ſtrahlte. Polidoro verwandte ſeinen Blick von demſelben, als hätte er dieſe hohe Erſcheinungen und Lehren, die eine Sprache vernommen hätte, die ſo gewaltſam das Herz zu durchdringen [illegible]. — Wer iſt er, der dieſe Worte geſchrieben? fragte er endlich, von der ihnen inwohnenden Kraft lebendig ergriffen. — Haſt du nichts von dem Gott der Chriſten gehört? fragte der Mönch. Polidoro ſprang auf, doch ſetzte er ſich bald und begann: Wenn du zu jenen gehörſt, ſo biſt du [illegible] Glaubenslehren zu predigen [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Kraft, Sanftmuth und Tapferkeit auf das erfreulichſte vereinten.

Als der Fürſt ſich endlich erhob, um, an Geiſt und Leib geſtärkt und erquickt, ſeine Wanderung anzutreten, ſchien der Abſchied ihm ſchwer, wie den guten Hüttenleuten [illegible], gar ſchwer vom Herzen zu gehen. Stillſchweigend geleitete ihn Walter von dem waldigen Hügel hinab. Die [illegible] [illegible] die [illegible] Furchen, und der freundliche Begleiter ſchied erſt dann von ſeinem Gaſte, als die Zinnen der Burg Spielberg den Wanderern vom hohen Hügel entgegenwinkten.

◆

Schon war der feſtliche Tag herangekommen, an welchem dem [illegible] Jünglinge verheißen war, ſeinen [illegible] zu ſchauen. Er hatte ſich zu dem Gange feſtlich geſchmückt. Sein goldgelbes Haar floß in glänzenden Wellen den [illegible] Nacken herab, und ein [illegible] Federbuſch zierte den kleinen Hut, der über das liebliche, jugendlich blühende Geſicht [illegible]. Er [illegible], begab er ſich, den Befehl [illegible] [illegible], auf den Weg nach Spielberg, und auch [illegible] [illegible] Stunden lag der [illegible] Fürſt [illegible] dem [illegible] des [illegible] Wanderers, der ihm eine [illegible] ſeiner

Pracht, mit ſeinen ſtattlichen Thürmen und Mauern, das hohe Ritterſchloß.

Mit rauhen Worten frug der Schloßwächter um ſein Begehr, als er mit bereitwilliger Rede um Einlaß bat; doch kaum hatte dieſer ſich des Auftrages erinnert, und den Namen vorgezeigt, als das Geſicht des Alten ſich ſchnell zu erhellen begann. Er nickte bedeutſam mit dem Kopfe, und übergab den Eintretenden einem ſtattlichen Pagen, der ihn in das Innere des Schloſſes geleitete.

Walters Schritt leichtfüßig folgte dem vornehmen Diener eilend; ſeine Blicke hafteten bald rechts, bald links auf den prachtvollen Gemächern und köſtlichem Hausrath, doch er begann erſt jetzt ſich eine Vorſtellung zu machen von dem Glück der Reichen; — doch kam kein Neid in ſeine Seele; er freute ſich des Eigenthums ſeines Landesherrn, als wäre es das ſeine. — In einem kleinen Gemach angekommen, bedeutete ihn der Page, hier ſo lange zu verweilen, bis er durch Vorzeigen des Namens ihn weiter gemeldet. Walter lächelte heimlich über die ſtolz waltende Umſtändlichkeit; er hatte gehofft, ſogleich ſeinen ehemaligen Gaſt zu bewillkommnen, und konnte ſich dieſe Verzögerung auf keine Weiſe erklären.

Schon war eine Stunde verfloſſen, und noch immer ſchien der Führer zu dem in Ungeduld Harrenden nicht zurück. Er glaubte ſich gänzlich von demſelben vergeſſen, und dies beunruhigte ihn ſehr, zumal da der angrängende Saal, den er vorhin, als jener die Thür öffnete, flüchtig überſchaut, ſich mit Gäſten zu füllen ſchien, und er aus dem Geräuſch mehrerer Stimmen vernahm, daß dort eine Verſammlung Statt finde.

Endlich glaubte er auch die ſeines Gaſtes zu erkennen; freudig pochte ſein Herz, und in dieſem Augenblick öffneten ſich die Pforten, und Fürſt Primislaus, im vollen Glanze ſeiner Würde, trat in das kleine Gemach, dem überraſchten Ritter mit biederm Gruße die Hand bietend.

„Du haſt den Fürſten zu ſchauen begehrt!“ lächelte er heiter: „hier ſteht er vor dir! Erkenne in ihm deinen Gaſt, der bereit iſt, deinen Dienſt mit gleicher Gaſtfreiheit zu vergelten!“

Mit dieſen Worten winkte er dem vor Scham und Verwirrung Erglühenden in den glänzenden Saal, wo ein Kreis der Edlen des Landes bereits des Eintretenden harrte.

Ich will, ſo begann der Fürſt, daß dieſer mein Wohlthäter fortan von euch als Freund und Bundesgenoſſe betrachtet werde, und auch nach meinem Tode am höchſten Ehre, und um des Standes Unterſchied zu heben, ſey er von heut an meinen Rittern beigezählt, und mit den waldigen Hügeln beſchenkt, die ſeine Heimath begränzen. Er ſelbſt wähle auf dem ſtattlichſten derſelben den Platz, auf dem ſich die Veſte erheben ſoll, die ich ihm zu erbauen gedenke, zum Lohne ſeiner Gaſtfreiheit und zur bleibenden Erinnerung an Primislaus Abenteuer im Walde. In ſeinem Kampfſchild aber trage er auf rothem Grunde den Kamm, deſſen er ſich heut zum Kennzeichen bedient, und möge jeder ſeiner Nachkommen an Redlichkeit und Treue ihrem Ahnherrn gleichen! Nachdem er ſolches geſprochen, winkte er Welen, ſich vor ihm auf ein Knie niederzulaſſen. Demüthig, die Hände über die glückliche Bruſt gekreuzt, that jener, wie ihm geboten, und im Beiſein aller Edlen ertheilte Primislaus ſeinem jungen Vaſallen den weihenden Ritterſchlag. —

Hierauf winkte der Fürſt ſeinen Pagen, und jene nahten ſich Welen mit ſtattlichen Gewändern und glänzender Waffenpracht. Bald ſtand der einfache Waldbewohner in prunkendem Feſtſchmuck in der Reihe ſeiner neuen Genoſſen, — und jeder der Anweſenden nannte ihn mit biederem Händedruck willkommen, und verweilte mit Wohlbehagen auf der ſchönen und ritterlichen Geſtalt des beſcheidenen Jünglings. Bald klangen an der Tafel des Fürſten die Humpen der neuen Bundesgenoſſen fröhlich an einander, der feurige Wein begann die Zungen zu löſen, und Welen, von dem Zwange der Blödigkeit allmählig befreit, bewegte ſich bald in Muth und Freiheit in dem ihn umgebenden Kreiſe, dem Fürſten, wie damals, manch Zeichen des Beifalls entlockend.

Indeß gewann der Wunſch, der innern Freude Gehalt mit ſeiner Anka zu theilen, troß alles Feſtgenuſſes, gar bald die Obergewalt in Welens Gemüth. Priswinna ſchien dies Verlangen auf dem offnen Geſicht ſeines Gaſtes zu leſen, und begann zu ihm folgendermaßen: „Ich weiß, mein junger Vaſall, daß dir in dieſem Augenblick nichts näher am Herzen liegt, als das Stammſchloß, ſo ich dir verhieß', recht bald aufgebauet zu ſehen. Säume alſo nicht länger, und ziehe hinab zu deinem Gebiet. Meine Leute ſollen dich begleiten und den Platz bezeichnen, den du angeben wirſt, damit ſich auf ſelbem ungeſäumt die neue Veſte erhebe.

Da zog Welen des Fürſten Hand an ſein dankbares Herz, und eilig, wie er gekommen, ſchritt er, von Priswinna's Gefolge begleitet, ſeiner Heimath entgegen. Als er aber, das Vergangene ruhiger überſchauend, ſtill und ſtaunend durch die ernſte Waldung dahin ſchritt, und bald ſich in dem ſtattlichen Waffenſchmuck, bald die zahlreichen Diener betrachtete, die ihm in ehrerbietiger Entfernung folgten, kam ihm auf einmal der Gedanke: Wie? wenn dies alles ein Spiel des Verſuchers wäre, und mir das neue Glück nur darum ſo lockend entgegenträte, um mich von meinem Gotte zu entfernen? —

Schon wollte ſich dieſe Vorſtellung mit düſtrer Gewalt ſeiner Seele bemächtigen, als aus dem Dickicht des Waldes ſich eine ſanfte Melodie vernehmen ließ, die näher und näher kam, und gleich einem nahenden Friedensengel, das zaghafte Herz des frommen Weſen zu beſprechen begann. Er erkannte nämlich nach kurzem Lauſchen die Liedesweiſe, welche ſein Lehrer an beſondern Feſttagen zur Ehre Gottes anzuſtimmen pflegte, — und das ſchien mit einmal alle Beſorgniß von ſeinem Herzen zu nehmen, indem er darin ein ſichtliches Zeichen des göttlichen Wohlgefallens zu erkennen meinte. Jetzt trat der Zug der Prieſter aus dem Dunkel des Waldes hervor, und Weſen erkannte an der Spitze deſſelben den frommen Urolf, welchen er lange in ſeiner Hütte verborgen, und der ihm und den benachbarten Waldbewohnern die Weihe des Chriſtenthums ertheilt hatte.

Mit Erſtaunen bemerkte er, daß mehrere Diener aus Priwinna's Gefolge, wie er aus den Fähnlein und ſonſtigen Abzeichen erkennen konnte, den Zug begleiteten, doch ſchien ihm das heitere Geſicht der Prieſter und der weithinſchallende Lobgeſang nur Erfreuliches anzudeuten.

Wohin, ehrwürdiger Vater? frug er voraneilend.

Wir folgen dem Rufe Priwinna's! entgegnete Urolf. Sein Begehr läßt uns vermuthen, daß die Morgenröthe des Glaubens eurem Lande zu leuchten beginnt, und das Gebet des frommen Ludwigs von Franken, trotz der mancherlei Prüfungen, die uns bisher bedroht, bei Gott Erhörung gefunden habe.

Nun erſt habt Ihr mit Eurem Wort dieſem für mich ſo wichtigen Tage die Krone gegeben! jubelte Welen. Er erzählte nun flüchtig, was ſich mit ihm begeben, und theilte den frommen Prieſtern zugleich die Befürchtungen mit, welche ſeine Seele beunruhiget hatten.

Ein treuer Jünger, ſo entgegnete Urolf, kann dem Herrn dienen an jedem Platz, in jedem Stand, und die gute Sache gewinnt nur um ſo mehr, je weiter ſich der Wirkungskreis breitet, den er ſeinen Treuen angewieſen hat. Wir aber wollen Gott bitten, daß er dich trotz des ſeltenen Glückswechſels bei Demuth und ächter Frömmigkeit erhalte, damit du uns als ein wahrhaft chriſtlicher Ritter behülflich ſeyn mögeſt, in der Verbreitung de

Lehre des Heils, und ſomit deinem Gott den ſchuldigen Dank abtrageſt. —

Und ſie gaben ſich die Hände, und Welen gelobte, in Glauben und Treue feſt zu verharren; hierauf trennten ſie ſich, und jene begaben ſich weiter auf dem Wege zur Fürſtenburg, dieſer aber ſchritt fröhlichen Muthes der Waldhütte zu, wo Anka in ſtiller Beſorgniß ſchon lange dem Gatten entgegenſah.

Wer aber vermag das Erſtaunen zu ſchildern, als ihr endlich der Anblick deſſelben wurde, der mit des Fürſten Gefolge umgeben, in prächtigem Waffenſchmuck erſchien, und ſie von ihm die Kunde vernahm von der wunderbaren Veränderung ihres Glücks und des Fürſten beſonderer Gnade. — Spät erſt ſank der Schlummer auf der Glücklichen Augen, und kaum vergoldete der erſte Tagesſchimmer die Spitzen der Bäume, als ſich auch Welen ohne Säumen auf den Weg zu der nahen Berghöhe begab, um, von der treuen Anka begleitet, einen Platz zu erwählen für die neue Veſte. Ein fröhliches Morgenlied ſingend, ſchritten die frommen Gatten Hand in Hand durch die duftige Waldnacht, durch welche hin und wieder freundlich grüßend das Morgenlicht äugelte, — in einiger Entfernung folgten die Diener Priwinnas, die unwirthlichen Pfade ſich für die Zukunft bezeichnend.

Jetzt hatten ſie das Bett der Biela durchſchritten, welche die anmuthige Waldhöhe mit lautem Wellengeräuſch umſchließt. Stolzer hoben ſich nun bei jedem Schritt die Felſen empor, und majeſtätiſch blickte das morgenröthlich vergoldete Berghaupt, von Tannenwäldern umkränzt, zu dem tiefen Thale hernieder. Schau empor! rief Weten, die oft ſtrauchelnde Gefährtin den einſamen Felspfad hinaufführend: hoch, wie der Aar auf Felſengipfeln hauſet, ſoll unſre Stammburg herniederſchauen auf das weite Gefilde! Gottes Gnade hat den Grundſtein dazu gelegt, darum ſei ihr Nachbar allein das endloſe Himmelsgezelt; ſo wird unſer Blick ſtets zuerſt dem himmliſchen Reiche begegnen, und nicht umſtrickt werden von der Erde Hoffart und Eitelkeit.

Als ſie endlich die ſteile Anhöhe erklommen hatten, und die unermeßliche Ausſicht im Auge, in ſtillem Entzücken einſtimmig beſchloſſen, daß hier ſich die Veſte erheben ſolle, begannen beide ſich über den Namen des künftigen Schloſſes zu beſprechen. Da geſchah es, daß Anka, von einem Dorn ſchmerzlich verletzt, einen lauten Schrei ausſtieß, und taumelnd auf ein nahes Felsſtück niederſank. Bekümmert nahte ihr Weten; er unterſuchte die Wunde, und verband, ſo gut er vermochte, den blutenden Fuß, die Klagende mit freundlichen Worten tröſtend, und ſie mit der Zukunft heitern Bildern ermunternd.

„Ga negdu Boskowice!“ lächelte Anka, welches deutſch alſo lautet: „Hinfüro brauche ich nicht mehr barfuß zu gehen!“ — Welen ergriff dieſes Wort, und beſchloß, zum Andenken an dieſe Stunde und ſeine ſonſtige Dürftigkeit, die Burg mit dem Namen Boskowice zu belegen, welchem Vorſatz er auch getreu blieb.

Bald ſtieg auf dem Berggipfel die ſtolze Veſte Boskowitz empor; auf dem Hügel aber, wo früher Welens armſeliges Hüttlein ſtand, legte derſelbe ein freundliches Dorf an, das er nach ſeinem Namen Welenew nannte. Später verwandelten Welens Nachkommen die hölzerne Veſte in eine prächtige ſteinerne Burg, von deren hohen Warten man in weitem Umkreiſe die zahlreichen Nachbarſchlöſſer überſchaute. Auch bildete ſich am Fuße des Schloßberges ein Städtlein, welches noch jetzt, von Obſtgärten eingefaßt, die romantiſche Anſicht der hinter ihm emporſteigenden Berghöhe erhebt, von deren Scheitel die weißen Ruinen aus dunkler Waldung herniederſchauen.

Der Segen des Chriſtenthums verbreitete ſich, wie die Sage erzählt, zu gleicher Zeit über Mährens Gefilde; allmählig ſtiegen Kirchen und Klöſter empor, wo ſonſt die heidniſchen Altäre geſtanden, und noch jetzt nennt man den reichen und mächtigen Johann von Boskowitz, einen Nachkommen Welens, als den Erbauer mehrerer Kirchen, worunter die Pfarrkirche in dem Städtchen Boſkowitz und das noch beſtehende Minoriten-Kloſter in Brünn beſonders gezählt werden. Das Geſchlecht der Boſkowitze aber zeichnete ſich aus durch Tapferkeit, Glück und manches ſeltene ritterliche Verdienſt, ſo daß der Ruhm ihres Urahnherrn noch bis auf heutigen Tag fortlebt, und mit ihm die liebliche Sage von ihres Namens Entſtehung und der Gründung der Burg.

◆

Iſolde

oder

die Entſtehung von Adersbach.

Es war an einem heitern Herbſtmorgen, als eine Geſellſchaft fröhlicher Menſchen ſingend und plaudernd durch den Tannenwald zog, der eine der ſchönen Gebirgshöhen bedeckt, welche die Straße nach Adersbach*) umgeben. Sie hatten Wagen und Gepäck vorangeſchickt und wallten fröhlich daher, die duftige Waldesluft einathmend, die mit ſeltſamem Flüſtern und Rauſchen durch die uralten Bäume zog. Je tiefer ſie in das grüne Schattenreich eindrangen, je leiſer und leiſer ertönten ihre Geſänge; man wußte nicht, war es die Beſchwerlichkeit des ſich allmählig emporwindenden Weges, oder das ſüße Grauen, welches im Walde ſo gern das Menſchengemüth überkommt, was die Lippen geſchloſſen und die fröhlichen Lieder gehemmt hatte.

---

*) Adersbach in Böhmen, ein durch ſeine Steinobeliſken und ſein weitläuftiges Steinlabyrinth berühmter Ort.

„Wir ſind doch auf rechtem Wege?“ frug eine der Damen faſt zaghaft ihren Begleiter, während ihre Blicke den Wagen ſuchten, der längſt in der Krümmung des Weges verſchwunden war.

„Uebt die Stille des Waldes die wunderbare Macht auch über Ihr Gefühl, ſchöne Emmy?“ gab jener zurück: „Sie ſcheinen von Furcht befangen, während auch ich mich kaum eines geheimen Schauers erwehren kann, ſo oft ich ähnliche Pfade betrete. Das undurchdringliche Dunkel, in welchem ſich unſer Blick verliert, das geſpenſtiſche Murmeln der Baumwipfel, das ängſtliche Stöhnen und Pfeifen, das bei dem leiſeſten Windhauch unſerm Ohr begegnet, alles ſcheint uns auf eine überraſchende Erſcheinung vorbereiten zu wollen, und wir glauben ſie mit jedem Augenblick aus der grünen Dämmerung hervortreten zu ſehen.“

„Ich bitte, regen Sie unſere Einbildungskraft nicht noch lebhafter auf!“ entgegnete Emmy: „es giebt eine Stimmung des Gemüths, in welcher uns ein herabfallendes Blatt, ein aufſteigender Vogel erbeben macht. Mir wollte es ohnedies ſchon vorhin bedünken, als hätte ich einzelne Accorde vernommen, die von einer leiſen Stimme begleitet wurden.“ In dieſem Augenblick fiel ein Schuß. Das Echo der Berge gab ihn in dumpfem Donner zurück. Emmys Lippen entglitt ein leiſer Schrei; die übrigen

Damen erbebten gleich ihr, von Schreck und Ueberraſchung gefaßt.

Während die Geſellſchaft noch umherblickte, um den Jäger zu erſpähen, trat eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt in faſt abenteuerlicher Kleidung aus dem Gebüſch. Schon wollte jeder in ihm den vermeinten Schützen erkennen, als er, wie von heimlichem Unwillen erfaßt, in folgende Worte ausbrach: „Wie kann man aber nur jene grauſame Luſt ſo weit treiben, daß man ſchon bei frühem Morgen, während die Kirchglocken noch herüber hallen, den ſchönſten Tempel des Herrn alſo entweihet, daß man die frohen Waldesſänger mitten in ihrer frommen Morgenhymne mit dem Tode bedroht!“ Er bot, die Geſellſchaft mit flüchtigem Blick überſchauend, leicht hin einen guten Morgen und ſchritt, bevor jene ihn genauer zu betrachten vermochten, mit leichten Schritten vorüber.

Wenn es kein Jäger iſt, flüſterte Emmy, ſo möcht' ich doch wiſſen, wen wir eigentlich vor uns haben. Ein wunderbarer Geſell an Kleidung und Anſehen. Seh ich recht, ſo trägt er eine Zither quer über den Rücken.

Ganz recht, ein Sänger, ein wandernder Troubadour! frohlockte die Geſellſchaft. Da haben wir das Abentheuer, was wir heimlich herbeiriefen! Die geheimnißvollen Accorde laſſen ſich nun auch erklären, und wenn wir unſere Schritte verdoppeln, und ſorglich lauſchen, ſo wird uns vielleicht noch ein Liedchen von dem ſchlanken Zitherſpieler zu Theil. Sie waren auch nur wenige Schritte fortgegangen, als ſich der junge Wanderer alſo vernehmen ließ:

O Waldesnacht,
So ſtill und traut,
Hellgrüne Pracht,
So friſch bethaut!
In deinem Raum
da ſtöret nicht
den ſtillen Traum
des Tages Licht.
Das Spiel der Welt
Mich nimmer neckt,
Wenn mich dein Zelt,
O Hain, bedeckt.
Es dehnt die Bruſt
Ein ſelig Ach,
Und Gram und Luſt
Wird in ihr wach.
O Waldesnacht, was du vertraut,
Empfunden wirds, doch nimmer laut!

Die Geſellſchaft hatte ihre Schritte verdoppelt, um den Sänger einzuholen. Sie wünſchten ihn näher ins

Auge zu faſſen, aber jemehr ſie eilten, je ſichtlicher ſchien dieſer ſeinen Lauf zu beflügeln. Es war, als ſchwebe die leichte Geſtalt vor ihnen her, bis ſie endlich ganz in dem Dickicht des Haines verſchwand. Man hatte während deſſen den Wagen erreicht. Ermüdet und erhitzt machte die Geſellſchaft um ſo lieber von demſelben Gebrauch, je mehr ſie ſich überzeugten, daß ihr Wunſch doch vergeblich ſey, zu Fuß den ſeltſamen Wanderer zu überholen. Als man um die Waldecke bog, an welcher er verſchwunden war, vermochte keiner, ſeine Spur wieder zu entdecken. Man theilte ſich hierüber manche abenteuerliche Bemerkung mit, und die Damen kamen darin überein, es ſey unbezweifelt ein luſtiger Bergkobold geweſen, der ſie in der Geſtalt jenes artigen Jünglings geneckt habe.

Eine Bemerkung erzeugte die andre. Man tauſchte Mährchen und Sagen aus, und ſo kam es, daß man früher, ehe man vermuthete, ſich an Ort und Stelle befand. Ein Laut der Ueberraſchung entglitt faſt allen Lippen, als man die erſten Steinobelisken erblickte, die die Nähe von Adersbach verkünden. Grauen Burgtrümmern gleich, blickten ſie hin und wieder aus den Tannen hervor, bis dieſe ſich nach und nach gänzlich verloren, und das Auge überall nur jener einſamen Trümmerwelt begegnete, deren Formen auf eine wunderbare Vergangenheit hinzudeuten ſcheinen, und wie die Säulen zerfallner Tempel und Palläſte mit Ehrfurcht und geheimem Schauer zugleich die Seele erfüllen.

Die Geſellſchaft hatte, aus Furcht, ſich in dieſem unermeßlichen Steinlabyrinth zu verirren, einen Führer genommen; man betrachtete die von ihm erklärten Felsgruppen mit ſteigendem Intereſſe.

Es ſcheint, begann einer der Herren, als habe die Natur in einer Anwandlung künſtleriſcher Laune hier ihre Werkſtatt aufgeſchlagen, um als Bildhauerin die Formen des Lebens in Stein wieder zu geben. Sehen Sie, wie ſie zum Denkmal vergangner Jahrhunderte die ehrwürdige Zierde der Allongenperuquen auf dem Haupte des ſteinernen Bürgermeiſters verewigt hat, und wie ſchalkhaft ſie dieſer pomphaften Gravität die fromme Nonne zur Seite ſtellt, gleichſam als hätten beide ihre Satyre verdient, und ſie zu dieſer ironiſchen Darſtellung herausgefordert.

Alſo ein Epigramm, welches die Natur ſelbſt niedergeſchrieben,“ lächelte eine der Damen. „Wahrlich, das iſt das erſte Mal, daß ich ſie von dieſer Seite kennen lerne.“

Darüber ließe ſich manches ſagen, gab jener zurück; doch dies würde hier zu weit von dem Gegenſtand unſerer

Beachtung hinwegführen. Laſſen Sie uns jetzt in die verſchlungenen Gänge dieſer Felſenſtadt treten! Alles trägt hier einen andern Character. Majeſtätiſch, furchtverbreitend, blicken dieſe dunkeln Steinwände auf uns herab. Wie groß, wie gebieteriſch erſcheint hier überall die Natur. Ein Hauch von ihr, und die Pygmäen, die ſtumm und bewundernd an ihrem Rieſenbau emporſehen, liegen zermalmt, vernichtet zu ihren Füßen. „Ich bitte, erhöhen Sie das Grauen nicht, das dieſe öden Umgebungen ohnehin einflößen, bat Emmy. Mir däucht, ich ſey von Kerkerwänden umgeben, und kaum kann ein Gefangener ſehnender der Freiheit entgegen blicken, als ich dem Ausgang aus dieſem ſchwarzen Labyrinth.

*

Man verſuchte die zagende Emmy mit einigen ſcherzhaften Bemerkungen zu ermuthigen; aber der Einfluß der ſtarren, todten Natur, die überall dem Blicke begegnete, wurde bald jedem fühlbar; man wurde immer ſtiller; eine ſeltſame Befangenheit hatte ſich allen Gemüthern mitgetheilt.

Endlich war man, aus den engen Gaſſen heraustretend, zu den freieren Umgebungen des Silberquells gelangt. Man nahm Erfriſchungen zu ſich, und ſchien erſt hier freier Athem ſchöpfen zu können. Der Führer beſchenkte die Damen mit mancherlei Moosſorten, die er mit

Behendigkeit von hohen Felſen herabholte. Vorzüglich machte er ſie auf eines derſelben aufmerkſam, welches er Sonnenthau nannte, und welches ſich dadurch auszeichnet, daß ſeine zarten Halme und Blüthen ſtets mit Thränen angefüllt ſcheinen. Dies Moos, welches hin und wieder einige Felswände bedeckt, macht wegen ſeiner rothen Farbe einen ſeltſamen, faſt grauenhaften Eindruck, indem es Spuren vergoßnen Blutes gleicht, welches dieſer öden Wildniß ein noch unheimlicheres Anſehen giebt. Dieſe Bemerkung, von einem der Geſellſchaft ausgeſprochen, trug aufs neue dazu bei, die Einbildungskraft aller in Bewegung zu ſetzen. Man gab ſich Mühe, die einſame Felſenſtadt mit Geſtalten zu bevölkern, wollte bald die Heimath des wilden Jägers, bald die Reſidenz des Berggeiſts in dieſe Einöde verlegen, und kam zuletzt darin überein, daß eine Räuberbande keinen ſicherern Aufenthalt zu finden vermöchte, als dieſes zum Theil ganz unzugängliche Felslabyrinth, bei welcher Bemerkung die Damen aufbrachen, und ſchüchtern umherſahen, als vermeinten ſie irgend einer Erſcheinung zu begegnen, die jene Vermuthung beſtätigte. Nachdem man noch die Höhle beſucht, in welcher man den Anblick des ſchönen Waſſerfalls genießt, ſchickte man ſich zum Rückwege an. Während die Herren ſich beſchäftigten, die Entſtehung dieſer ſeltſamen Steinformen bald von einer gewaltigen Sündfluth, bald von einem heftigen Erdbeben herzuleiten, wurden die Damen, welche vorausgeeilt waren, von einem überaus reizenden Echo überraſcht, das, von einer fernen Flöte erweckt, ſich von mehreren Seiten in den lieblichſten Klängen vernehmen ließ, ſo daß es ſchien, als ſey in die todte Wildniß auf einmal die Stimme des Lebens gekommen, nur daß dieſe der rührendſten Trauer anzugehören ſchien, gleichſam als wolle ſich die Klage eines in dieſe Felsgrüfte Eingekerkerten Luft machen. Neugierig, den Urheber dieſer Töne zu entdecken, folgten ſie dem Führer auf einen heitern, weiten Wieſenplatz, von wo aus ſich das Echo am deutlichſten vernehmen ließ. Wie überraſcht aber waren ſie, als ſie in dem Flötenſpieler den abenteuerlichen Wanderer erblickten, der, ſeine Zither an den Felſen gelehnt, auf einem Steine ſaß, und ganz in die Melodieen verloren ſchien, die rechts und links von ſeinem zarten Spiele erweckt, aus den Steinen hervordrangen.

Ohne daß jener es zu bemerken ſchien, nahmen die Damen an ſeiner Seite Platz und weideten ſich an dem Entzücken, das auf dem Antlitz des jungen Mannes ſichtlich geſchrieben ſtand, ſo oft die Steine die Töne ſeiner Flöte beantworteten.

Die Herren waren indeſſen dazu getreten, und als der Fremde ſein meiſterhaftes Spiel geſchloſſen hatte, überhäufte man ihn gemeinſchaftlich mit Lob und Dank, wobei man in lautes Entzücken über dieſes wunderbare Felsecho ausbrach.

„Sie ſcheinen dies für einen gewöhnlichen Wiederhall zu nehmen,“ entgegnete der Fremde, indem er ſein Auge, in welchem ein feuchter Glanz gleich einer Thräne ſchwamm, im Kreiſe umherſandte. Aber es hat wohl mit dieſen Tönen eine ganz andere Bewandniß; nur daß wenige ihre Entſtehung und ihre Bedeutung kennen, und daher ſelten die Rührung empfinden, die den ergreift, der die Sage von dem beklagenswerthen Schickſal der wunderſchönen Iſolde gehört hat.“

Der Führer ſtieß einen der Anweſenden an, und machte eine Miene, welche anzeigen ſollte, daß der Fremde ſich in einem geſtörten Gemüthszuſtand befände. „Laſſen Sie ſich nicht irren,“ ſetzte er hinzu: was er erzählen wird, hat er ſich ſelbſt erdacht. Er kommt alle Jahre hierher, und hat eine beſondre Vorliebe für dieſen Platz. Manche ergötzen ſich an ſeiner Hiſtorie, andre ſchütteln lächelnd den Kopf; denn daß es ſein eignes Mährchen iſt, das hat noch ein jeder erkannt.

„Ich bitte, erzählen Sie uns die Sage, auf welche Sie hindeuteten!“ begannen die Damen, indem ſie den Sänger mit freundlichen Blicken zu ermuthigen ſuchten. „Noch fehlt uns die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern; vielleicht gelingt es der Poeſie, Zuſammenhang in jene wunderbaren Erſcheinungen zu bringen, und unſer Intereſſe an denſelben zu erhöhen."

„Der Poeſie?" lächelte der Sänger. „Es läßt ſich bei ähnlichen Sagen freilich ſchwer ergründen, wo das Gebiet der Wahrheit ſich in das der Poeſie verliert. Ich beſuchte viele Jahre dieſe Felsmaſſen, bemüht, ihr Entſtehen, ihren Urſprung zu ergründen, oder, wie Sie vorhin ſagten, die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern zu finden; aber immer blieb mein Forſchen vergebens, bis ein ſeltſamer Zufall — (der Sänger blickte bei dieſen Worten mit einer ſcheuen Bewegung umher) — ein ſeltſamer Zufall, ſagte ich, mir die Sage vertraute, welche alle dieſe Wunder erklärte.

Die Neugier der Anweſenden ſchien aufs neue durch dieſe Worte erregt zu werden — man bat nunmehr gemeinſchaftlich um die Mittheilung dieſer Hiſtorie, und der Sänger ließ ſich, nachdem die Geſellſchaft an ſeiner Seite Platz genommen hatte, folgendermaßen vernehmen:

Vor vielen hundert Jahren lebte in einer kleinen Gebirgsſtadt ein angeſehener, aber eben ſo hoffärtiger Mann, Meiſter Herbert geheißen, deſſen Sinnen und Trachten faſt allein darauf gerichtet ſtand, den Glanz ſeines Hauſes zu vermochten. Nicht genug, daß er ſich als einer der geſchickteſten Goldſchmiede ſeiner Zeit, zugleich auch als der reichſte und wohlhabendſte Bürger ſeiner Vaterſtadt, überall geſucht, und von Hohen und Niedern geehrt ſah, er hegte noch Wünſche ganz anderer Art. Seit Jahren hatte er nach der Würde eines Bürgermeiſters getrachtet, um ſeine Ueberlegenheit und Weisheit noch deutlicher an Tag legen, vor allem aber, um die, ſo ihn jetzt noch ihres Gleichen nennen durften, weidlich beherrſchen und ſich über dieſelben noch ſichtlicher erheben zu können. Jetzt, da er von ſämmtlicher Bürgerſchaft einſtimmig zu dieſer Würde berufen war, genügte ihm dieſe eben ſo wenig, wie ſein früherer Beruf. Er ſtrebte ſeitdem zum Beſitz noch größeren Anſehens und unumſchränkter Gewalt zu gelangen, welchen Vortheil er vorzüglich von der Schönheit einer ſeiner beiden Töchter erwartete, deren Ruf bereits die angeſehenſten Freier herbeizog. Iſolde, von ihren Geſpielinnen gleichnißweiſe Sonne genannt, weil ſie gleich dieſer an Glanz und Schönheit alles überſtrahlte, ſollte, ſo hatte Herbert gelobt, keinem andern Freier zu Theil werden, als der ſie auf einen Fürſtenſtuhl erheben, und ihren Vater zum Statthalter oder Mitregenten ſeiner Herrſchaften und Beſitzungen berufen würde. Die ältere Tochter, Irmgard, hingegen wurde, da ihr reizloſes Geſicht keinen gleichen Freier herbeizulocken vermochte, von ihrem Vater für ein Kloſter beſtimmt, wo ſie, wie der Hoffärtige ſich ſchmeichelte, durch ein frommes, erbauliches Leben zu hohen geiſtlichen Würden gelangen ſollte.

So verſchieden die Natur das Aeußere der beiden Schweſtern gebildet hatte, ſo gänzlich einander widerſprechend waren auch die Geſinnungen und Neigungen beider. Jlsabe wußte kaum, wie ſchön ſie war, und ihr ſtilles, beſcheidenes Betragen ſchien überall den Glanz ihrer Erſcheinung mildern zu wollen; ſo wie hingegen Jrmgard durch Stolz und Hoffart die Mängel ihres Aeußeren nur noch unangenehmer hervorhob. Da ſie nun wegen ihrer unfreundlichen und launiſchen Gemüthsart wenig geliebt wurde, und ſich die Welt, trotz ihrer Verſuche, wenig um ſie bekümmerte, ſchien ſie, dieſelbe mit verſtellter Gleichgültigkeit zu fliehen, und den Schleier zu nehmen; doch hoffte ſie insgeheim für das Hingeben alles Jrdiſchen die Würde einer Aebtiſſin zur Entſchädigung fordern zu dürfen, in welcher Erwartung ſie überaus glücklich war.

Während der hochmüthige Vater nun ſeine Kräfte und ſeine Verbindung anſtrengte ſich, um zu der Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche zu gelangen, waren in dem Herzen der ſchönen Jlsabe ganz andere Neigungen erwacht, die, wenn auch von ihr ſelbſt noch nicht deutlich erkannt, dennoch heimlich all ihr Denken und Thun beherrſchten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] im Herzen des schönen [illegible] [illegible] haben. Seine Blicke waren stets auf die schöne Hirtin, seine Worte ließ man allein an sie gerichtet [illegible], und er war [illegible] [illegible], als daß der [illegible] Ritter in Bergen als Hirte [illegible] sollte, um die [illegible] der Jungfrauen als seine Braut [illegible].

Wie wenig man auch [illegible] dieser Hoffnungen theilte, da der fremde Ritter [illegible] gegen sie, auch gegen ihren Vater als Braut hatte [illegible] lassen, daß diese [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegeben hätte, so war doch seit jenem Tage eine gar merkliche Veränderung in ihrem Wesen vorgegangen; sie ward still, und [illegible] der schönen [illegible] [illegible] [illegible], sie [illegible] in ihrem [illegible] war [illegible] gegangen, so daß es mit jedem Tage [illegible] [illegible] gar [illegible]. [illegible] [illegible] sich ihre [illegible], sie als sie mit ihren [illegible] der [illegible] [illegible], auch jenen Blicken, wo sie zuerst den Ritter erblickte, und hatte sie [illegible] [illegible], so vermochte sie oft zu Stunden [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible], halb [illegible] [illegible], sich auf dem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], welche nach ihren [illegible] sie den [illegible] [illegible].

Es begab sich aber eines Tages, als sich die Jungfrau [illegible] auf ihren [illegible] [illegible] [illegible] und ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] Ausdruck des gewaltigen, tiefgehenden Gefühlsernſtes. Der Anblick dieſer [illegible] bewies ihr die Wahrheit eines Vortrages, der ſie mit namenloſem Schmerz erfüllte, ſo daß ſie gar nicht fähig war, einem Entſchluſſe ſchnell zu erwidern. Gleich einer ſchönen Bildſäule ſaß ſie vor ihrem [illegible]; der Vater aber meinte, ob dies ſchwermüthige Verhalten die natürliche Folge eines ſo gewaltigen Gefühlswechſels. — Leiſe ſchlich er ſich hinaus, um nun auch Jemand auf ihre künftige Beſtimmung vorzubereiten.

Flüchten, entfliehen! war nur der Gedanke, was [illegible] ſie zu denken vermochte. Wie konnte ſie hoffen, auf andre Weiſe einem Schickſal zu entgehen, das alle zukünftigen Pläne ihres Vaters mit einemmale zu erfüllen verſprach. So lange ſie ſich in ſeiner und der [illegible] Gewalt befand, war an keine Berückſichtigung ihrer Wünſche zu denken, und es blieb ihr [illegible], [illegible] den [illegible] [illegible] zu [illegible], um [illegible] [illegible] im [illegible] der Nacht ihre Rettung in der Ferne — ach, [illegible] [illegible] [illegible], als bei dem [illegible] — zu ſuchen, zu dem ſie ſtets ſo gern zu flüchten ſich entſchloſſen war. — [illegible] es in ſeiner Macht, ſie zu beſchützen, ſo war ſie ſeiner Hülfe gewiß; konnte er ſie aber nicht vor den [illegible] ihres [illegible] retten, ſo blieb ihr wenigſtens die Hoffnung, an ſeiner Seite zu ſterben, bei welchem Gedanken ſich ihre laute Verzweiflung in beruhigende Thränen auflöste.

Mathilde vermochte es bei aller Anstrengung nicht, beim Nachtmahle zu erscheinen. Sie schützte ein leichtes Unwohlsein vor, und da Herbert auch manches mit Jemanden zu berathen und zu besprechen hatte, so ließ man ihr willig gewähren. Alsobald ging Mathilde auf Werk, das [illegible] zu einem so weiten Wege zu bekommen. Sie schnürte, so schnell sie konnte, ihr Bündel, versah sich mit einigen Schmuckdingern, das Einzige, was sie als Geschenk ihres Vaters von Werth besaß, und legte sich, als die Nacht völlig eingebrochen, und Alles zur Ruhe gegangen war, behutsamen Schrittes aus ihrem Gemach. Leise, leise schlich sie sich bei dem Schlafzimmer des Vaters und der Schwester vorbei, öffnete leise die Hinterthüre und flog dann pfeilschnell durch den Garten dem kleinen Pförtchen zu, um die Landstraße zu gewinnen. Als sie das Gartenpförtchen öffnete, wollte sie zu ihrem Schrecken gewahren, daß der Bach, den zufällig der Gärtnermeister [illegible], [illegible] angeschwollen war, daß keine Wahl [illegible] über den kleinen Steg gingen, der zum jenseitigen Ufer führte.

Dessen ungeachtet wollte sie, das Ringen [illegible], den Gang über denselben wagen, als er in demselben Augenblicke von den Fluthen gebrochen, und von ihrem Auge hinweggespült wurde. — „Mich mit!" rief sie im tiefsten

Schmerz? unmöglich iſt es mir, aus dieſem Garten zu entkommen! — und ſtill weinend ſank ſie an den [illegible] Stufe nieder, ihr Haupt an den alten Eichenſtamm lehnend, den [illegible] beſchattete. — Da war es, als fühlte ſie den Boden unter ſich plötzlich erzittern, die Stufe [illegible] [illegible] [illegible] Jugendbild [illegible] und [illegible], ein heiliger Schauer hob die [illegible] [illegible] empor, und lenkte ſie einige Schritte hinein in ein Blumenbeet. „Theilt die Natur die heilige Bewegung meines Gemüthes?“ ſagte [illegible], [illegible] [illegible]. Aber in dieſem Augenblick herrſchte wieder die tiefſte Ruhe und Stille umher, ſo daß ſie das Flattern der Nachtſchmetterlinge und das Nagen der [illegible] vernehmen konnte, welche ganz nah ihrem Ohre, unter den Blumen [illegible]. Auf einmal wollte ihr bedünken, als [illegible] eine ganz leiſe, feine Stimme ein Lied in verſtändlichen Worten. Sie hob ein wenig das Haupt und vernahm [illegible] ganz deutlich:

Haſt du wohl gehört?
Haſt du wohl gelauſcht?
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

14

Ein [illegible] Geſchäft.
Stadt und Schloß erbebt
In der ſtillen Nacht;
Eh der Hahn noch kräht,
Iſt das Werk vollbracht. —

Träume ich, oder wache ich? rief Ilſe. Aber ein neuer, heftiger Erdſtoß bewies ihr, daß ſie vor der Hand noch der Wirklichkeit angehöre. Mit lautem Krachen ſtürzte in demſelben Augenblick ein Theil der Gartenmauer ein, unter welcher ſie noch vor wenigen Minuten geruht hatte. — Erſchrocken fuhr Ilſe empor, und eilte, von der Gewalt des Sturmes getrieben, faſt unwillkührlich dem Hauſe zu. — Hier irrte das zitternde Geſinde mit [illegible] Herbert und Jungfern in ſtummem Schrecken durch einander.

„Zündet die Lichter an," rief jemand: hört ihr nicht? die ganze Hölle iſt los! Erdbeben, Sturm und Gewitter und obendrein der vermaledeite [illegible] — die letzten Worte murmelte er nur ganz leiſe vor ſich hin, aber Ilſe hatte ſie wohl vernommen. „Habt Ihr es auch gehört?" fragte ſie überraſcht. O hättet Ihr mit dem [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gehört? [illegible] „Wir [illegible], daß uns [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Segen bringt!

Aber Meiſter Herbert herrſchte ihr grimmig entgegen: „Gehe du nur zur Ruhe, du Nachtwandlerin; ich weiß gar wohl, was ich zu glauben habe, oder nicht, und laſſe mich durch ſolch erbärmliches Koboldsgefabel nicht irre machen.“ Hiermit ſchritt er, erhitzten Antlitzes, von dannen, murmelte noch dann und wann: Narrenspoſſen, Teufelsſpuk! und ſchlug dann, in ſein Schlafgemach zurückkehrend, die Thür heftig hinter ſich zu.

Tilde hatte ſich, ſobald die Nacht ruhiger geworden war, in ihr Kämmerlein begeben, denn für heut war an kein Entkommen zu denken, und ſie mußte ihre Flucht auf günſtigere Zeiten verſchieben.

Es begab ſich aber, daß am andern Morgen einige Reiſende, welche das Städtlein paſſirten, bei Meiſter Herbert einſprachen. Sie erzählten viel von dem Unwetter der vergangenen Nacht, und von den Verwüſtungen, welche es hin und wieder im tiefen Gebirge angerichtet habe. Es ſcheint, ſchloß der eine, als wolle ſich der Berggeiſt wieder einmal den Bewohnern ſeines Gebietes bemerkbar machen. Es war ein Ziſchen und Poltern unter der Erde, als ſollte ſie ganz berſten, auch ein Geſtöhn vernommen; und wenn wir der Verſicherung einiger Bergleute trauen dürfen, ſo hat ſich bereits dieſe Vermuthung beſtätigt. Man ſpricht von einem großen unterirdiſchen Schatze, doch verhehlt es einer dem andern nur unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes, als flüſterten ſie dem gewaltigen Bauherrn, von dem wir übrigens ſchon viel und mancherlei gehört und erfahren haben, durch verzeihliches Plaudern zu erzählen.

„Man thut auch recht wohl daran! unterbrach Meiſter Herbert den Erzähler mit Wichtigkeit; mir ſind auch Nachrichten hierüber zu Theil geworden; und obgleich wie verlautet jener ſo eben erwähnte Bau ganz ſtill, ſchnell und heimlich vollbracht werden ſoll, ſo kann ich Euch dennoch aus guten Gründen verſichern, daß man hier dem Berggeiſt zu viel Ehre anthun würde, wenn man denſelben auf ſeine Rechnung ſchreiben wollte. Es wird ſich überhaupt in kurzem ausweiſen, wem zu Ehren ſolches geſchehen, und wer in dieſer neuen Burgfeſte reſidiren ſoll.

Ihr ſcheint ſehr genau von der Sache unterrichtet, entgegnete der Fremde; wollt Ihr uns nicht gefälligſt näheren Aufſchluß geben? — Kommt binnen heut und acht Tagen wieder einmal zu, dann möchte ich nicht abgeneigt ſein, Eure Bitte zu gewähren,“ gab Herbert überwichtig zurück, indem er behaglich ſein Glas leerte, das ihm Lieſele, die Gäſte bedienend, gefüllt hatte. Dies aber, weil Er durch dieſes Geſchwätz nicht eben an das ihm bewußte hende Schickſal erinnert worden war, fühlte bei der Erwähnung dieſer kurzen Friſt aufs lebhafteſte die Nothwendigkeit einer baldigen Flucht, um ſo mehr, da ſie ſich, ſo oft von dem Böhmer-Fürſten die Rede war, eines tiefen innern Grauens nicht erwehren konnte.

Der Erzähler hielt hier in ſeinem Vortrage inne, und blickte wie fragend im Kreiſe umher. — „Wir ahnen wohl, begann eine der Damen, daß hier, wie bei allen Gebirgsſagen, der gewaltige Rübezahl im Spiele ſeyn wird. — „Ich wünſchte, entgegnete jener, Sie belegten dieß geheimnißvolle Weſen, dieſen mächtigen Geiſt, deſſen Scepter ſich über die ganze Sudetenreihe erſtreckt, nicht mit einem Namen, der den Schein der Lächerlichkeit auf denſelben werfen muß. Wenigſtens kannte man damals weder ihn, noch die Sage, woraus man ihn herleiten will, und ſprach mit größerer Ehrfurcht von den Wundern ſeiner Macht und ſeiner Gewalt. Was übrigens Ihre Vermuthung betrifft, ſo iſt ſie vollkommen gegründet; aber niemand anders als der mächtige Berggeiſt war es, der unter der Maſke des böhmiſchen Fürſten den hochfliegenden Bürgermeiſter getäuſcht und um die ſchöne Jutta geworben hatte. Schon längſt war ſein Auge auf die reizende Jungfrau gerichtet geweſen; er hatte ſie oft beobachtet, wenn ſie, ohne ſeine Nähe zu ahnen, in den waldigen Berggründen luſtwandelte. Doch war er ein alter Buhler ihr entgegen getreten, um von ihrer Hand ein Blümchen zu gewinnen, das er ſodann bei ſeinen erſten Kleinoden verwahrte; dann hatte er als Führer zu ihrem Wegweiſer gedient, um ſich recht lange an ihrem wundervollen Anblick zu weiden. Es war allmählig ihre Nähe ihm Bedürfniß geworden, bis jener Augenblick, wo er Iſolden an der Seite des fremden Ritters erblickte, das Gefühl zu einer ſo heftigen Leidenſchaft ſteigerte, daß er von Eiferſucht gequält, das Gelübde that, weder Liſt noch Gewalt zu ſparen, um die reizende Iſolde zu ſeinem Eigenthum zu gewinnen, und ſie, nach der alten Sitte gerichtet wäre, ſodann ihrem Freier zum Trotz, in ſein unterirdiſches Gebiet zu entführen. Leicht wäre es ſeiner Macht ein Leichtes geweſen, ſchon damals, als die einſame Jungfrau ſich in der Felsgrotte und ſomit in ſeinem Gebiete befand, ſolche in ſein Reich herabzuziehen; allein der königliche Hochmuth des Bürgermeiſters und ſeines älteren Töchterleins hatte längſt ſeinen Machtwillen in einem dem Grade geneigt, als Iſoldens Demuth und Liebenswürdigkeit die heftigſte Leidenſchaft in ihm entzündet hatte, und er beſchloß, jene ſowohl für ihren Dünkel zu beſtrafen, als er ſich ſelbſt zu begütigen vorgenommen hatte, wenn er alles aufbieten mußte, was in ſeiner Macht gelegen war.

Zu ſolchem Zweck erſchien er nun in einem der übrigen begrenzten Thäler seines Gebietes eine Stadt, die an Pracht und Glanz alles übertreffen sollte, was jemals Menschenhände erschufen. Auf sein Gebot regten sich die geheimnißvollen Kräfte der Unterwelt; Wasser, Feuer und die Stürme der Tiefe brachen in dienstfertigem Eifer hervor, der Stimme ihres Herrschers gehorchend.

Das Mark der Erde brauste, von gewaltigen Vulkanen gerüttelt, neue Formen erzeugend, empor, und aus dem geöffneten Grunde stieg die riesige Felsenstadt, schroff und starr wie die furchtbarsten Gestalten der Tiefe, aber riesig und erhaben in ihrem Entwurf, der kühnen Architektenhand in den abenteuerlichsten Formen verrathend. Viele Meilen im Umkreis erzitterten Höhen und Thäler, als sich die gewaltigen Steinmassen hervordrängten aus dem Dunkel der Tiefe. Im wilden Getümmel stürzten die Gießbäche durch einander, tausendjährige Eichen und riesige Tannen sanken entwurzelt von den Höhen herab, Klüfte und Schlünde öffneten sich im wilden Tumult der Natur, und manche friedliche Berghütte versank, mit ihren schlummernden Bewohnern in ewige Nacht begraben. — Es war die schreckliche Nacht, in der der Bau jenes gigantischen Felsenschlosses beendigt wurde. Noch lebt ihr Andenken in den Sagen der Bergbewohner.

Gleich Anfangs war der gewaltige Berggeist von einer der hohen Thurmspitze seine neue Schöpfung. Auf seinen Wink verschwanden die Lichter, und die Elfchen und Gnomen, welche das geheime Zauberwerk bewegt hatten, kehrten, von seinem Machtwort geheißen, in ihre Schluchten zurück.

Jetzt begann nun die Arbeit der Gnomen. Ihnen war es übertragen, die steinernen Paläste, Mauern und Thürme mit gefälligem Firniß zu überziehen, jedes der Gebäude mit Dächern, Fenstern und Thüren zu versehen, die, wenn auch nicht für die Dauer gearbeitet, doch wenigstens auf lange Zeit dazu dienen sollten, den steinernen Palästen das Ansehen eleganter, bequemer Wohnungen zu geben. Im Verlauf einiger Tage war das Werk beendet, und der Berggeist konnte nun einen seiner Botschafter send, um den Bürgermeister aufzufordern, die neue Burg selbst in Augenschein zu nehmen. Als der Gesandte, der gleichsam von einem fürstlichen Troß, in solcher Morgenstunde morgens vor das Haus des Bürgermeisters kam, war dieser so eben aufgestanden und beschäftigt, um sein Bedürfniß zu befriedigen. Nichte war während der Nacht verschwunden, und da sie den Abend vorher manches verdächtige Wort gesprochen, auch wohl hin und wieder auf ein Geheimniß angespielt hatte, welches sie hindere, das Ihre dem stillen Schweigen zu lassen," so konnte ihre Absicht, sich durch schnelle Flucht zu retten, nicht lange verborzu bleiben. Von Leon und Wolfgang gleich heftig bewegt, beschwur der unglückliche Vater den Abgesandten des Fürsten, ihm in seinem Vorhaben behülflich zu seyn, und sammt seinen Reitern aufzubrechen, um die Flüchtige einzuholen, wofür er ihnen im Namen ihres Fürsten große Belohnung verhieß. Er selbst bestieg zugleich sein Roß, und begab sich, mit diesen vereint, die Straße nach Preußen hinab; denn daß dieses der Weg sey, welchen Zitta genommen, bezeugte ihr Schleier, so man auf demselben zu ihrem Unglück gefunden hatte.

Gar bald aber hatten die fremden Reiter einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Keuchend folgte ihnen der schwerfällige Bürgermeister nach, bis sie endlich ganz aus seinem Gesichte verschwanden. Während dieser sich nun so allein und verlassen sah, stieg sein Unmuth, seine Besorgniß immer höher. Wenn sie entflohen, wenn sie für immer entschwunden war, was wurde dann aus ihm, und aus allen seinen geträumten Seligkeiten und Erwartungen! — Dachte daß er durch Zittens Vermittlung zum reichen Rathsherrn, zum Statthalter und, wer weiß zu welchem hohen Range noch sonst emporsteigen konnte, wurde er durch ihre Flucht nicht allein ein Gegenstand des Spottes und Gelächters bei allen Leuten, auf die er sonst oft zu blicken gewohnt war, sondern die Gunst des Fürsten konnte sich auch leicht in Groll gegen ihn verwandeln, daß er nicht beſſere Maaßregeln getroffen, ihm die verſprochene Braut zu bewahren. Mit glühendem Geſichte und ängſtlich pochendem Herzen ſchwur er, im Fall das Glück ihn noch einmal von der Laſt ſeines Kummers befreien wolle, Zilden ferner in ſtrengerem Gewahrſam zu geben, und ſie ungeſäumt dem Fürſten von Böhmen zuzuführen, um jeder fernern Verantwortung überhoben zu ſeyn.

Da zog ein kleiner Reiterhaufe die Straße entlang. Die Ritter ſprengten daher, die ſchöne Zilde in ihrer Mitte. Sie hatten ihr die zarten Hände kreuzweis über die Bruſt gebunden, und ihr Geſicht mit einem Schleier verhüllt, damit die Vorübergehenden nicht, von ihrer Schönheit gerührt, ihr zu Hülfe eilen möchten.

Ungerathener und verwegener Ritter! ſchrie ſie der Bürgermeiſter an! daß du muthwillig des Vaters Hand verlaſſen, ſo hilft du auch deſſelben ferner als mehr den Todten! Du haſt mich belehrt, daß du noch einer ſtrengern Aufſicht bedurfteſt, als der meinen, und ſo mag die Strafe auch nach Willen geſchehen!

Und er winkte den Reitern, ſie noch feſter zu binden, ergriff darauf ſelbſt den Zügel ihres Pferdes, und gebot dem Wegweiſer, ihm voraus den Weg zu der bewußten Burgſtelle zu zeigen.

Ganz erſtarrt von der ſchneidenden Morgenluft, und eben ſo von Schreck und Entſetzen im Innern gelähmt, ſchwankte Ilvide vor ſich hin. Sie empfand nichts, ſie dachte nichts, ſie ſtarrte mit thränenleeren Augen in die Gegend hinaus, die ſie in ſchneller Eile durchzogen, bis endlich der ſtumme Troß an einer rieſigen Feldmauer hielt, über welcher die Kuppeln zahlloſer Thürme und Schlöſſer hervorragten.

Das iſt mein Grab! ſeufzte ſie, einen ſterbenden Blick in die Ferne zurückwerfend. — Da ſprangen mit donnerndem Geraſſel die Thorflügel auf, und mit einem Laut der Bewunderung begrüßte Herbert die Wunderpracht der ſich jetzt vor ihm ausbreitenden Plätze und Straßen.

Aber wie iſt es denn möglich, ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, daß dieſes Meiſterſtück der Baukunſt mir ſo lange verborgen bleiben konnte, da ich doch von andern berühmten Städten erfahren hatte, und ſie mit Augen geſehen habe?

Das Zauberreich liegt daher, entgegnete der Botſchafter, daß keines ſterblichen Fußtritt den Weg hierher durch die Felſen und Wälder zu finden vermag, und ſomit die glänzendſte Stadt unſerer Welt von gar wenigen geſeben wurde, ſo daß allen noch ein Geheimniß blieb. Was übrigens die hohen Mauern und Wartthürme und ſonſtigen Feſtungswerke betrifft, ſo ſind dieſe ſo eben erſt beendet worden. Die Arbeit mußte ſchnell gehen; die Hälfte unſerer Landesleute war in Bewegung. Aber nun ſteht das Werk auch zur Verwunderung aller vollendet da, und wer nicht weiß, welche Wunder gemeinſamer Fleiß hervorzubringen vermag, der könnte thöricht genug ſeyn, es für Zauberei zu halten. — Der Bürgermeiſter lächelte verlegen, denn in der That war er eben in Verſuchung gerathen, zu glauben, der Fürſt hätte ſich bei dieſem Bau übernatürlicher Mittel bedient. Wohin er ſah, glänzte alles von reichen, koſtbaren Verzierungen; keine Reſidenz auf weiter Erde, das mußte ein jeder geſtehen, war dieſer an Herrlichkeit zu vergleichen. Aber noch höher ſollte ſein Erſtaunen ſteigen; ſo eben hielt der Zug vor der Ringmauer, welche das Schloß des Fürſten umgab. Mit einem Waldgarten umgeben, ſchien dieſes mit ſeinen Kuppeln und Thürmen eine zweite Stadt zu bilden; dabei war weder Eingang noch Brücke zu ſehen, ſo daß man nicht wußte, wie man in jene Veſte gelangen ſollte. — Indem Meiſter Herbert ſo eben ſein Haupt wie fragend erhob, ſtieß einer der Botſchafter das Horn, und alsbald fiel mit polterndem Geraſſel eine Zugbrücke herab, und zugleich zeigte ſich ein Pförtchen in der Ringmauer, welches aber ſo eng war, daß man mühſam ein Reiter nach dem andern hindurch zu bringen vermochte. Ein tiefer Seufzer drängte ſich aufs neue aus Iſidorens Buſen hervor. „Hier iſt an kein Entkommen zu denken!“ flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, indem ſie ſchweigend an der Seite ihres Vaters durch den langen dunkeln Thorweg ritt. — „Jetzt ſind wir zur Stelle!“ rief der Botſchafter. — Unwillkürlich ſchlug Iſidore die Augen empor; aber bald ſenkte ſie aufs neue dieſelben, ſo blendete ſie der Anblick des ſchimmernden Palaſtes. Welche Pracht, welcher Glanz ringsumher! Von porphyrenen Säulen umgeben, erhob ſich das ſtolze Gebäude in den edelſten Verhältniſſen; Dach, Kuppeln und Portal glänzten von getriebenem Golde, und um das letzte ſchlangen ſich weitherabhangende Feſtons von den köſtlichſten Blumen, welche, von koſtbaren Steinen künſtlich nachgebildet, an Friſche den Frühling zu übertreffen drohten. Hinter dem Schloſſe aber winkte mit tauſend blühenden Büſchen und ſchattigen Laubgängen ein unermeßlicher Garten; ſüße Düfte wallten von dort herüber, und bezeugten, daß dieſe Blüthen der Natur angehörten, obgleich noch kein menſchliches Auge ſie in ſolcher Vollkommenheit und Fülle geſehen hatte.

So traurig die Stimmung Iſidorens bis dieſen Augenblick geweſen war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, mit immer ſteigendem Genuß auf dieſe nie geſehene Pracht und Herrlichkeit zu bilden. Sie fühlte zum erſten Male die Gewalt, welche ſchöne äußere Formen und Verhältniſſe faſt unwillkührlich auf Sinne und Gemüth üben, und geſtand ſich, daß wenn Ulrich der Fürſt und Beſitzer dieſes Schloſſes wäre, ſie unſtreitig die Beneidenswertheſte unter allen Erdentöchtern genannt werden dürfte. Während ſie dieſen Gedanken weiter zu verfolgen bemüht war, waren ſie in das hohe Gebäude getreten, und bald unterbrach die Erſcheinung des Fürſten ihre ſeligen Träume.

Der verſtändige Bergrath hatte ſich, mit den Bewegungen eines jungen Herzens vertraut, in die angenehmſte Geſtalt begeben, die er hervorzuzaubern im Stande war. Gleich ſtrahlend an Körperſchöne und auserwählter Kleiderpracht, trat er mit ſeelenvollen Blicken ſeinen Gäſten entgegen, und führte ſie, die Dienerſchaft mit einem gebietenden Blicke entlaſſend, in ſeine Gemächer. — Meiſter Herbert ſtammelte, von dem Gefühl ſeines eigenen Nichts und dem Reichthume der fürſtlichen Schätze ganz verwirrt, einige Worte, daß um eine [illegible] geheime Audienz, worauf ſich der Fürſt nach einigen verbindlichen Worten zu der unter ihrem Schleier hoch erröthenden Mathilde, mit ihr in das Nebengemach begab. Mathilde wagte, als ſie ſich allein ſah, zum erſten Male [illegible] ſeinen Blicken zu begegnen. Sie wollte ſprechen;

tauſendfach warfen die hohen Spiegelwände ihr Bild zurück, und zeigten ihr ihr glühendes Geſicht, auf welchem Schmerz, Ueberraſchung und die peinlichſte Furcht um den Vorrang ſtritten. „Und dieſe armſelige Geſtalt vermochte den vornehmen Gebieter dieſer Wunderwerke zu feſſeln?“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin. Was bin ich denn gegen ſeine Größe, ſeine Gewalt? Wie ſoll ich Arme zur Würde eines Thrones gereichen, um welchen Fürſtentöchter ſich drängen? O hätte man mich in meiner Verborgenheit gelaſſen! Ulrich! mein Rufen wird nicht zu dir hinüber dringen, keine Ahnung verkündet dir, daß man mich gewaltſam dir entziehen will! Aber noch bin ich Herr meines Willens! Keiner Macht auf Erden ſoll es gelingen, mein Gelübde zu brechen, bevor der Tag gekommen, an dem du wieder zu kehren verſprachſt.

Ermuthigt von dieſem Gedanken, erhob ſie ſtolzer ihr Haupt und ſchritt durch das glänzende Gemach ſicherer auf und nieder. Da kehrte der Fürſt in Begleitung ſeines Gefolges zurück; ehrerbietig nahte er [illegible] und bat, ſich den Aufenthalt in den Gemächern ihrer künftigen Gebieterin ſo lange gefallen zu laſſen, bis ſie ſelbſt eine Zeit feſtgeſetzt habe, zu welcher ſie ihn mit dem Geſchenk ihrer Hand beglücken wolle. Er hoffe, ſich während dieſer Zeit ihr Vertrauen, vielleicht auch ihre Gunſt zu erwerben, indem er ihr beweiſen wolle, daß er alles zu thun geſonnen ſey, was ihre Zufriedenheit zu erhöhen vermöchte. Ilithe fühlte ſich ſeltſam befremdet von der beſcheidenen, faſt demüthigen Rede des Fürſten. Doch wie es faſt immer geſchieht, daß fremde Ueberſchätzung das Gefühl eigenen Werthes erhöht, ſo konnte ſie doch in gar ſichern und entſchloſſenen Worten dem Fürſten entgegnen, wie Frauengunſt allerdings ein ganz freies Geſchenk ſey, und durch keine Macht der Erde erkauft werden könne, und wie er es daher der Zeit überlaſſen möchte, eine Neigung in ihr zu erwecken, welche ſie ihm jetzt noch keineswegs zu verſprechen vermöchte.

Meiſter Herbert, der, während ſie ſprach, wie auf glühenden Kohlen geſtanden hatte, wollte eben dieſe ihn erſchreckende Rede durch einige erläuternde Worte zu mildern verſuchen, als ſich der Fürſt aufs demüthigſte vor Ilithen verneigte, und ihr verſprach, ſein Glück allein von ihren Händen zu erwarten. Hierauf bot er ihr ſeinen Arm, um ſie in ihre künftige Wohnung zu führen. Sie durchwanderten mehrere Gemächer, wo eines ſtets das andere an geſchmackvoller Anordnung und reicher Verzierung übertraf, bis ſie endlich in dem Flügel des Schloſſes anlangten, welcher zu der Wohnung der Fürſtin beſtimmt war. Der Fürſt öffnete nun eins der Gemächer, deſſen Fenſter [illegible] Garten [illegible] ſahen. Hier [illegible] te alles die köſtlichſte Ruhe, den tiefſten Frieden, und obgleich dieſes Gemach faſt das einfachſte unter allen zu nennen war, ſo gefiel es eben darum Iſidoren ganz beſonders, und der freundliche Blick, den ſie hier dem Schloßherrn zuwarf, bezeugte ihm, er habe ganz ihren Sinn getroffen. Mehrere Inſtrumente, vor allem aber eine mit Juwelen reich belegte Zither, ſchmückten die Wände des kleinen Gemachs. —

„Wenn Euch dieſe Künſte auch fremd ſind, Ihr aber ſolche zu erlernen wünſchet,“ begann der Fürſt, ſo dürft Ihr nur dieſe kleine Thür öffnen, und Euer Begehr laut in das [illegible] Gemach hinein rufen. Alsbald wird dienſtwillige Lehrerin erſcheinen, die Ihr zu befragen begehret; übrigens bitte ich Euch, jenen Raum als heilig zu betrachten. Es möchte Euch nicht ziemen, den Wohnſitz unſerer Dienerinnen, welche dicht daran grenzen, oft zu nahen, auch haben dieſe ausdrücklichen Befehl, Euch nie, außer auf Euer Gebot, mit ihrer Gegenwart zu beläſtigen. Einmal des Tages werdet Ihr mir erlauben, Euch auf Euerem Zimmer zu ſehen; doch ſoll es allemal von Euch abhangen, wie lange ich das Glück Eurer Geſellſchaft genießen darf. — Iſidora verneigte ſich ſtumm; aber ihr Blick ſchweifte heimlich zu dem andern Fenſter hinüber, deſſen Gitter in der That ihr ganz tröſtlich zu ſchimmern begann.“ — Ich werde Euch verlaſſen müſſen, in dieſem Gemach von

Eurer ſchönen Tochter Abſchied zu nehmen, ſagte der Fürſt nun, zu Herbert gewandt, fort. Ich eile, Euch nunmehr in Euren künftigen Palaſt zu führen, und Euch das kleine Berggebäude zu zeigen, in welchem Eure würdige Tochter Irmgard für die Zukunft zu hauſen gewünſcht; die ſchöne Mathilde aber ſoll nach meinem Wunſche den Augen der Neugierigen ſo lange verborgen bleiben, bis ich, ihrer Entſchließung gewiß, ſie auf meinen Thron erheben darf." — Nach mancher väterlichen Ermahnung ſchied Herbert von der von Angſt und Ueberraſchung ganz betäubten Mathilde. Er mußte alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um ſeinem fürſtlichen Gönner zu folgen, denn dieſer ſchritt, wie von Jugendkraft getragen, vor ihm her, bis ſie außer dem Schloßgebiete ſich vor den ſtattlichen Gebäuden befanden, welche zu verſchiedenen Zwecken beſtimmt waren. Wie gern der Bürgermeiſter auch das Innere beſichtigt hätte, ſo mußte er ſich für heut mit der glänzenden Außenſeite begnügen; der Fürſt machte ſeiner Eile, ſeiner Verwunderung durch das Beſchauen der inneren Herrlichkeiten ein noch weiteres Feld zu eröffnen; er führte ihn nach kurzer Ueberſicht ſein nun künftiges Eigenthum in ſein Schloß zurück, wo bei dem köſtlichen Mahle, das ſo die Tafel eines Fürſten ziert, das Wichtigſte über die Zukunft verabredet wurde. Als man beide [illegible], daß, ſobald Mathilde den [illegible] [illegible] gegeben, der Tag der Vermählung mit dem des feierlichen Einzugs des [illegible] und der Aufnahme des Fremdlings zugleich durch ein Feſt gefeiert werden ſollte. Der Fürſt verſprach das Weitere durch ſeinen Statthalter ſagen zu laſſen, führte hierauf ſeinen Gaſt die breite Marmortreppe herab, und verabſchiedete ihn huldvoll, während ihn ſeine vorigen Geleitsführer in Empfang nahmen, um ihn zu ſeiner Heimath zu geleiten. Als er wiederum durch die langen Straßen und Plätze ritt, fiel es ihm ſeltſam aufs Herz, daß kein lebendiges Weſen in dieſen weiten Räumen zu ſehen war; überall tiefe Stille, auch in den Gebäuden keine Spur menſchlichen Lebens. Er äußerte hierüber ſein Befremden gegen ſeine Begleiter, doch erwiderten dieſe lächelnd: „Wißt Ihr nicht, daß es Mittagszeit iſt, lieber Herr? Mit dem Schlage ein Uhr geht alles zur Tafel; Menſch und Thier iſt an dieſe Ordnung gewöhnt, und Keiner darf ſich von dieſer Einrichtung ausſchließen.“ — Der Bürgermeiſter ſchwieg, beſchämt durch die ſtrenge Ordnung und Pünktlichkeit, welche hier überall waltete, und ſchalt ſich, ſolche Ordnung nicht auch bei ſeiner Bürgerſchaft eingeführt zu haben.

Während Herbert nun, zu Hauſe angelangt, ſeinen Leuten Bericht von den Wundern dieſes Tages erzählte, auch wohl hie und wieder bei ſeinen Freunden und Nachbarn die Rede anzubringen verſtand, welches die lebhafteſten Staunen und Grauen des gewaltigen Mäuſe-Fürſten, die ihm zugeſtoßen, verwich, ſaß Mathilde in ihrem Gemach an einem der zierlichen Bogenfenſter, und blickte mit ſeltſam gemiſchten Gefühlen in den blühenden Garten hinaus. „Wie glücklich, ſeufzte ſie, ach wie glücklich wäre ich zu preiſen, wenn du, mein Ulrich, mit mir dieſes Paradies bewohnteſt! — So aber bohrt jede Freude, die in meiner Seele emporſteigt, den Dorn des Schmerzes zugleich in mein Herz! Ich erblicke, trotz der lieblichen Verhüllung, überall nur die Kerkerwand, die mich auf ewig von dir ſcheiden ſoll, und jede Regung des Wohlgefallens an der Herrlichkeit, die mich umgiebt, wird mir zum Vorwurf, zur Schuld!" Als ſie dieſe Worte geſprochen, brach ſie unwillkührlich in die bitterſten Thränen aus, und noch waren ihre Wangen von denſelben benetzt, als der Schloßherr in Mathildens Gemach trat. — Ihr weint? begann er bewegt. Vermag denn nichts Euch Freude zu machen? und ſind meine Beſtrebungen ſo gänzlich vergeblich geweſen? Wann hört ihr auf, an Eurem Aufenthalt zu ſchmälen; wird denn nie eine Zeit erſcheinen, wo ich den ſchönen Lohn Eurer Zufriedenheit, Eurer Huld einärnten darf? — Gerne erkenne ich Eure Güte, verehrteſte Mathilde. Aber auch iſt mein Herz unfähig, ſich ihrer zu erfreuen. Vergeſſet daher meine Thränen, vielleicht gelingt es der Zeit, ſie zu trocknen. Man hat mich zu Eurer Gefangenen gemacht. Seid großmüthiger, laßt mir wenigſtens die Freiheit der Gedanken, damit ſie ziehen können, wohin ſie das Herz bricht! — Sie wollte noch mehr sagen, aber die Bläſſe, die plötzlich das Geſicht des Schiffsherrn überflog, machte, daß ſie erbebte und ſchwieg.

Nur um eine Verzeihung bitt' ich! ſprach jetzt mit zitternder Stimme der Jüngling; nur um [illegible] für alle Liebe und Huld, die ich für Euch in meinem Herzen trage! [illegible] in meiner Gegenwart [illegible], den [illegible] auf weiter Erde iſt, den ich nicht [illegible] zu erringen vermag. [illegible] es mir, mit [illegible] Gegenwart und [illegible] zu [illegible]. Es kommt wohl die Zeit, wo Ihr den [illegible] wahrhafter Zuneigung von flüchtigem [illegible] unterſcheiden werdet; ich wähle kein Wort von dem, deſſen Namen ich ſo wenig, wie [illegible] will! — [illegible] Worte [illegible] faſt gebieteriſch. [illegible] Blick, den ſie [illegible], [illegible], wie ſie ein mehr [illegible], [illegible] den [illegible] auf das [illegible] zu zeigen. Sie [illegible], und [illegible] Geſicht. — [illegible] dem Gemach. [illegible] Herzen ſprach. Sie [illegible] her, und ſtaunte über den Vorſchlag, welchen dieſes [illegible] Inſtrument ihr [illegible]. Plötzlich wurde das Verlangen in ihr rege, größere Fertigkeit zu erlangen; ſie gebrauchte den [illegible] ihres Gebieters, und begab ſich ſogleich zu dem kleinen [illegible], um eine Lehrerin zu begehren. Kaum war dieſer Wunſch ausgeſprochen, als [illegible] Saite durch den dunklen Raum erklungen, und eine kleine weibliche Geſtalt in das Zimmer trat. Ein langes grünes Gewand, in welche dieſelbe gehüllt war, gaben ihr einen [illegible], und ihre [illegible] Züge ihr Gepräge, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. „Ich werde Euch, wenn Ihr erlaubt, einige Lieder vortragen," begann ſie, „auf [illegible] [illegible] Verlangen; wenn Ihr aber [illegible] [illegible] aufmerkſam ſeyn wollt, ſo werdet Ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hören. Dieſe [illegible] beſteht nur in der Kunſt, daß man [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und einem Wort: das Echo in der Waldeinſamkeit zu erwecken. Habt Ihr den Sinn des Ganzen nur [illegible] [illegible], ſo findet ſich das Mechaniſche ganz von ſelbſt. Verſucht es nun, [illegible] Schülerin, und Ihr werdet meiner Worte [illegible] ſeyn!"

[illegible] begann die grüne Lehrerin ihren Unterricht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

◆

[illegible]

Die Brüder.

Rheiniſche Sage.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

PARABELN

von

Agnes Franz

[illegible]

* * *

Weſel,
bei
Joh. Adolf Klönne.
1829

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Inhalts - Verzeichniſs.

Parabeln.

	Seite.
Die Schwingen des Lebens.	1
Der Lorbeerkranz.	7
Der Seidenwurm.	10
Das Meer.	13
Des Knaben Traum.	24
Der Charfreytag.	31
Die Trauerbirke.	36
Der Morgenthau.	40
Die falſche Roſe.	44
Der Schmetterling und die Blumen.	48
Die Wahl.	52
Werny.	61

Seite.

Fanny und Malwina 66
Die Pappel. 71
Des Künſtlers Tod 76
Das Kaleidoſkop 83
Sappho und Alkäus. 87
Das Kleinod. 93
Das neue Paradies. 99
Die Reiſe ins Vaterhaus. 105
Die Winde. 111
Der Demant und die Leier. 114
Die Feuerlilie. 121
Fritz und Felix. 130
Der Johannisbeerſtrauch. 136
Die Baumſchule. 139
Der Sonnenuntergang. 150
Der Spaziergang. 159
Die Orangen. 168
Wolkenbilder. 174
Das erſte Dankopfer. 180
Apelles. 183
Agathe und der Reſedaſtrauch. . . . 188

Seite.
Der Kinder Opfer. 193
Die Roſen. 199
Das Gaſtmahl. 204
Herodot und Thucydides. 213
Das Rohr. 217
Die Brautgabe. 223
Die beiden Maler. 227
Der Magnet. 232
Der Lichtaufgang 236
Die Feierſtunden. 242
Das Marienblümchen. 247

Paramythen.

Des Abends Triumph. 255
Der Kirſchbaum und die Pappel. . . 260
Des Mondes Gang. 264
Die Korallen und die Perlenmuſchel. . 269
Die beiden Raupen. 272
Der Lorbeerbaum. 276

Der Schweſter-Bund.

Um das verirrte Geſchlecht der Erde zu ſeinem höhern Urſprung zurückzuführen, und ſeinem Uebermuthe zu ſteuern, der über vergänglichen Sinnenrauſch die Freuden der Tugend, über irdiſchen Gewinn ſeine ewige Beſtimmung vergaß, ſandten die Götter ihrer himmliſchen Töchter eine, die Wahrheit, zu den Thälern der Erde hinab.

Erkohren, die trügeriſchen Gebilde des Wahns zu zerſtreuen, war es in ihre Macht gegeben, jegliches Uebel, ſo ſich im Herzen der Menſchen verbarg, denſelben in einem Spiegel zu offenbaren. Zugleich war ihr Antlitz mit einem ſo ſiegenden Glanze bekleidet, daß Jeder, ihre göttliche Abkunft erkennend, ihren Worten nicht zu widerſprechen vermochte.

Als nun die Wahrheit zu den Hütten der Menſchen trat, und dieſe in ihren Spiegel ſchauten, da entſetzten ſie ſich über den Anblick ihrer eignen Geſtalt und die Flecken ihrer Seele, und ſie entflohen in die äußerſte Wildniß, um ſich vor den Augen der Wahrheit zu verbergen. Andre entbrannten über ihre Worte in raſchem Zorn, und trachteten darnach, die Prieſterin des Himmels zu tödten. Die Pfeile aber, ſo ſie nach derſelben verſandten, kehrten ſich auf ihre eigne Bruſt, und alſo fanden viele den Tod, die durch Jene zum Leben berufen waren.

Darüber betrübte ſich die Wahrheit von Herzen, und ſie floh aus den Kreiſen der Menſchen, in ein einſames Thal.

Als ſie abgeſchieden von der Welt einſt im ſchmerzlichen Gefühl ihres Verlaſſenſeyns zu dem Himmel emporſah und ſich zurückſehnte in die Hallen der Götter, ſiehe da kamen drei Jungfrauen daher, die glänzten wie die Roſen des

Morgens, und ihre Geſtalt war lieblich wie die der Himmelsbewohner, und ſie blieben betrachtend vor der Wahrheit ſtehen, und boten ihr mit ſchweſterlichem Gruße die Hand

Wer ſeyd ihr? frug die Wahrheit: Gewiß ſtammt ihr gleich mir von den Göttern her, da ihr friedlich bei mir verweilet und nicht von mir fliehet, gleich den lichtſcheuen Kindern der Erde!

Wir ſind wie du von dem Himmel geſandt, erwiederten die Jungfrauen, und unſer Beruf war die Sterblichen zu beglücken. Wir weckten in ihnen den Sinn für das Schöne, um ihnen Empfänglichkeit für die Reitze der Tugend zu verleihen, und ihre Herzen für ein höhres Glück zu erziehen, aber die Verblendeten erkannten nicht unſern wahren Beruf, ſie benutzten unſre Geſchenke um das Reich vergänglicher Genüße zu erweitern, und alſo wurden unſre Gaben gemißbraucht und unſre Würde gekränkt. Wir wollen daher zu unſrer Heimath zurück, denn was hilft es, die Pfade der Menſchen mit Blumen zu ſchmücken, wenn dieſer Weg zum Verderben und nicht zur himmliſchen Wahrheit führt?

Die Wahrheit ſelbſt iſt gekommen die Verblendeten aufzuſuchen, entgegnete dieſe, ſich freudig erhebend. Seht, die Götter ſenden mich euch beizuſtehen, und nicht umſonſt iſt es daß wir uns in dieſen Thälern begegnen! Allein bin ich den Sterblichen verhaßt, ſo wie ihr ohne mich ſie dem Irrthum nicht zu entreißen vermöget; aber vereint werden wir ihnen den Seegen bringen, der ihnen von den Göttern beſtimmt war! Kommt, laßt uns Hand in Hand noch einmal die Hütten der Menſchen beſuchen! Ihr ſeid bekannt und geliebt, theilt eure Kränze, eure Schleyer mit mir! Vielleicht, daß ſie mir, alſo verhüllt, ihre Thüren williger öffnen!

Ja, wir folgen dir, unſrer Führerin! riefen die Grazien, die erhabne Gefährtin umſchlingend, und ſie theilten ihre Gewande mit derſelben und nahmen ſie in ihre Mitte, daß ſie unter ihnen wandelte, wie die vierte der Schweſtern.

Als nun die Wahrheit in die Schleyer der

Grazien gehüllt, zu den Menſchen trat, und das Geſchenk der Götter, den leuchtenden Spiegel vor ihr Angeſicht hielt, da traten dieſe nicht mehr wie ſonſt erſchrocken zurück, denn die Huldgöttinnen hatten auch über dieſen ihre Kränze gezogen, ſo daß ſein Glanz nicht mehr zu verletzen vermochte, ſondern ſich mit den zarten Blumenbildern zugleich, mild und ſiegend ins Herz ſtahl. Willig empfing man in dieſer Verhüllung die Lehren der Wahrheit und öffnete ihr ſelbſt gaſtlich das Haus; und wie man auch bisweilen ſtaunte über die ernſten Worte und Warnungen der Jungfrau: die Grazien bahnten ihr überall den Weg zu den Herzen der Menſchen, ſo daß ſich ihr Licht unaufhaltſam zu verbreiten begann. Entzückt von dem Seegen der aus ihrem Bunde hervorgieng, übten die Huldgöttinnen fortan mit erhöhter Freude ihren Beruf. Die Nähe der Wahrheit hatte denſelben geheiligt und willig bekannten ſie ſich für immerdar zu dem Dienſte der Göttin.

* * *

Parabeln.

豐鎬考[illegible]

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendiget war, und der Menſch von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daſeyns in ſeeligen Träumen zum erſtenmale begrüßte: Da traten Drei hohe Engel, ſo dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk ſeiner Allmacht zu ſchauen, — vor die Lagerſtätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als ſie ſich zu demſelben herabbeugten, waren ſie überraſcht von der Schönheit und der vollendeten Geſtalt des Erſchaffnen, und ſie ſprachen zu einander: Wahrlich der Menſch ſteht den

Engeln ſehr nahe, wenn ſeine Seele der Reinheit und Hoheit ſeiner Züge entſpricht!

Aber, begann der Eine, deſſen Stirn ernſter und höher ſtrahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde verſagt, ſiehe, ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das ſchimmernde Flügelpaar!

Trauernd ſahen die Engel die Entdeckung des ernſtern Bruders beſtätigt, und ſie flüſterten leis: Wollte der göttliche Meiſter hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig ſey, des freien Aufſchwungs, und der ſeligen Freuden im Gebiete des Lichts? —

Da ſtieg aus dem nahen Gebüſch ein Adler empor, und durchſchnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verſchwand dann in der ſonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn, und begannen von Neuem: Siehe den Vogel des Gebürges! Iſt er nicht freier und begünſtigter denn der Herr der Erde? Und wird dieſer dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die ſonnigen Regionen? —

Laßt uns, rief einer der Engel, deſſen Antlitz ſo mild wie der Himmel und ſchön wie die Morgenröthe leuchtete: Laßt uns vor Jehovah treten, und für den Menſchen bitten, daß er gleich uns das Geſchenk der Freiheit erhalte, und nicht an den Boden gefeſſelt ſey, gleich den Thieren des Waldes und dem niederm Gewürm!

Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meiſter, er wird uns erhören! rief der Dritte, das ſeelige Auge erhebend, und dahin ſchwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte ſein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgeſtalten, die alſo in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menſchen. — Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner ſeeliges Loos? ſprach Jehovah: Aber noch liegt der Freyheit Glück außer den Grenzen ſeiner Kraft!

Ihn für dieſes zu erziehen, ſein Herz für eure Freuden zu bilden, iſt die Aufgabe ſeines Daſeyns, und die Sehnſucht nach dieſem, ihm noch verſagten Glück, das Band, welches ihn an die Geiſterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerſchaffenen mit ſo ſorgender Liebe gedenket, ihm, wenn ſeine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, ſo ſey es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab, und werdet ſeine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorſchmack künftiger Wonnen!

Und alſobald jauchzten die Engel voll hoher Freude, und umſchlangen ſich inniger, und ſchwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten ſie ihre Hände auf des Menſchen Bruſt, wie zu einem ſtillen Gelübde. O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegſt, begann der jüngſte der Engel: Gedenke, wenn du einſt auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegneſt, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getroſt zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die

Dornen des Augenblicks und führen dich in lichtere Gefilde.

Und wenn einſt die Laſt des Tages zu ſchwer deinen Nacken darniederbeugt, begann der Zweite mit mildem Antlitz: ſo komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe ſtarke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchſtrömen, und unermüdlich wirſt du das Gute ſchaffen und fördern, und weit mehr vollbringen, als die ſchwache Hand des Sterblichen zu verſprechen vermag.

Und wenn einſt Stunden dir nahen, ſo begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit: wo irdiſcher Schmerz oder ſelbſt verſchuldetes Unglück dich im Genuße des Friedens, des Glückes zu ſtören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühleſt, die du nicht zu löſen vermagſt, und tiefverirrt in den Labyrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangſt: dann nimm, o Sterblicher, getroſt deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt und tragen dich aus Nacht und

Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Bruſt. Mein Himmel ſoll in dieſem Augenblick der Deine, meine ſelige Kraft die Deinige ſeyn, und du wirſt geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Buſen der mütterlichen Erde.

Alſo ſprachen die Engel und reichten ſich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten und weihte ſie zu den Schutzgeiſtern der Menſchen.

◆

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapfrer Krieger des großen Alexanders, kam einſt bei einer armſeligen Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte.

Er warf einen Blick durch die offenſtehende Thür; eine bleiche Geſtalt ruhte auf einem dürftigen Lager, zu deſſen Füßen ein Lorbeerbaum ſtand; als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge. Es war Elpinor, ein Freund ſeiner Jugend, den er ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte.

Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieſer ihm die matte Hand entgegen.

Odacis! begann er leiſe, dich ſegneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun iſt es erfüllt, was wir einſt in den Jahren glücklicher Jugend geträumt: Wir ſehen als Helden uns wieder!

Als Helden? erwiederte Odacis, ihn ſtaunend betrachtend: Welchen Feind halfſt du beſiegen, und welchen Kampf haſt du beſtanden?

Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein langes Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich ſah euch kämpfen und ſiegen mit ihm dem großen Ueberwinder, und mußte zurückbleiben, gehalten von den Feſſeln der Krankheit. Da träumte mir einſt von einem freundlichen Engel, der legte mir einen Lorbeerkranz aufs Haupt und des Engels Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht, und meine Feigheit das ſchwere Leben nicht länger tragen zu wollen, und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen. Darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager ſtellen, damit der Gedanke des Sieges, die Schmerzen des Kampfes erleichtre und es war mir als vergäße ich ſo leichter mein trauriges Loos.

Du glaubſt alſo, daß wir gleiche Kränze verdienen? ſprach Odacis, und ein ſpöttiſches Lächeln flog über ſein Geſicht.

Der Unglückliche, erwiederte Elpinor: der mit unverdienten, körperlichen Leiden zu kämpfen hat, und nicht verzagt, iſt ein Held und ſteht ſo hoch wie jener, der Alexanders Schlachten ſchlug. Dort iſt der Tod ein ſchnellzuckender Blitz, hier ein langſamverzehrender Sonnenſtich, dort wird dem Sieger Ehre und Ruhm — hier Armuth und gänzliches Vergeſſen. — Ach, Odacis! der Kampf mit körperlichen Leiden iſt lang und ermattend, gönne darum Elpinor'n den Kranz!

Da gereute Odacis ſeine Frage, und er erkannte der Rede Wahrheit und er eilte zu ſeinem Gezelt, und brachte den Lorbeerkranz den er bei dem Siegeseinzug in Babylon empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

◆

Der Seidenwurm.

Ermüdet von der Laſt des Tages kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war ſein Antlitz gebrannt von den Gluthen der Sonne, und ſeine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers.

Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da ſaß noch Naema ſein Weib und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen, die hatte ſie gefertiget für ihre drey Söhne, und das alles in beſcheidener Stille, daß keiner gewahr wurde die Mühe ihrer Hände; denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anſpruchlos wie ihr ſanftes Gemüth.

Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühſame Gewebe, an dem ihre unverdroſſene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne ſchon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über ſein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittren Grames, denn er dachte in ſeinem Herzen an die ſorgenloſe Freiheit der Erſtgeſchaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens.

Und er trauerte um das verlorne Paradies, und ſprach in düſtrer Schwermuth:

Weh uns! daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern ſoll von Geſchlecht zu Geſchlecht! und daß das Strafwort Gottes: Im Schweis deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! ſich auch an den Frömmſten erfüllen ſoll!

Da trat Naema aus der Hütte, und nahte ſich ihm, denn ſie hatte den Unmuth auf ſeiner Stirn geleſen, und ſeine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war ſanft und freundlich, und ſie ſprach zu ihm:

Wie kann dich des Herrn Wille doch alſo betrüben? Iſt der Menſch nicht vor allen lebendigen Geſchöpfen an Freuden geſegnet durch das Licht ſeines Geiſtes? Was willſt du dich grämen und mit der weiſen Einrichtung Gottes hadern?

Aber Enos ſprach: Naema, ich weiß daß du mit ſanfter Rede mir ſtets deinen Kummer verhülleſt! Aber ich kenne die Laſt die dich drücket, gleich mir! Siehe das Thier im Walde iſt glücklicher denn wir, denn es darf ſich nicht kümmern um den folgenden Tag, und lebt ſorglos und fröhlich ſeine Stunden dahin! Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde, darum iſt unſer Leben mit der Laſt drückender Arbeit beſchwert, und einer ewigen Sorge verfallen!

Aber Naema antwortete und ſprach: Nenne die Arbeit keine Laſt, Geliebter! — Sie ſey uns die Würze des Lebens! Süß ſchmeckt das friedliche Mahl von den Früchten die wir uns mühſam erzogen, ſüßer denn die goldnen Aepfel des Paradieſes!

So ſprach Naema, aber Enos blieb ernſt bei den Worten des milden Weibes und ſetzte ſich ſchweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geſchäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete.

Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens.

Und ſie traten zu den Eltern und begannen mit haſtiger Rede einſtimmig von einem Wunder zu erzählen, das ſie geſehn, und ihre Worte waren verworren, denn ſie ſprachen alle zugleich.

Und Naema gebot den Jüngern zu ſchweigen, und ſprach zu Hamet dem Aelteſten: Rede, mein Sohn!

Und Hamet begann: Du weißt, o Mutter! daß wir uns eine kleine Hütte gebaut haben, in dem Schatten des Maulbeerbaumes, denn wir lieben den Platz wegen ſeiner Kühle und der ſüßen Frucht. Dort haben wir ein ſeltſames

Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt, und klein und gering iſt, gleich andern Gewürmen, aber von großer Geſchicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es ſeine mühſame Arbeit, und ruhte nicht, bis das feine Geſpinſt, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willſt du daß wir die übrigen ſammeln, und ſie bewahren zu Feſt-Gewändern?

So ſprach der Knabe, aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und ſprach: Siehe, auch dies geringe Geſchöpf gehorcht willig dem Geſetz der Natur für Andre zu ſorgen und nützlich zu ſeyn! Mit welchem Fleiß hat es ſein kurzes Daſeyn geſegnet! Sieh, dieſe Fülle von glänzenden Fäden, die ein ſo kleines Thier geſponnen!

Und zu den Söhnen ſprach ſie: Gehet hin und ſammelt des köſtlichen Geſpinnſtes ſo viel ihr finden möget, und tragt es herbey!

Bringt den ſeltnen Wurm auch mit euch, der das Schickſal des Menſchen theilt! rief Enos

— und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab.

Sicher, fuhr er jetzt fort: iſt dieſes Weſen erſchaffen, um uns ein treues Bild unſers Elends zu ſeyn!

Die Nothwendigkeit iſt ihm vielleicht auch Lehrerin geweſen und der Tod wird der Lohn ſeyn des mühſamen Tagewerks!

Immer ſo finſter, O Enos! erwiederte Naema: Kann nicht derſelbe heilige Trieb das Würmchen beſeelen, der den Menſchen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es iſt ja ſo ſchön für Andre zu ſorgen, und einſt der Nachwelt noch die Frucht ſeines Fleißes zu hinterlaſſen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der inneren Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht!

Da kamen die Söhne zurück, und ſie brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Geſpinnſte, und auch der Seidenwürmer einige und ſie legten beides vor dem Vater hin.

Schweigend betrachtete Enos die ſeltſamen

Thiere, von denen einige ſchon halb eingepuppt waren, und ſprach:

Siehe mich hat meine Vermuthung nicht betrogen! ſie ſpinnen ſich ſelbſt das Grab!

Da lächelte Hamet und ſprach: erſt wähnten wir auch, mein Vater! aber nun ſind wir eines andern belehrt! Siehe das Würmchen muß erſt ſeine Beſtimmung erfüllen, ehe es ſich ſeines Lohnes erfreuen darf! Darum arbeitet es unverdroßen, und ruhet nicht weder Tag noch Nacht, ſo daß wir meinen, es baue ſein Grab. — Lange lag es ermattet und tief verborgen in ſeinem dichten Gewebe — doch als wir dachten, es ſey nun in Staub zerfallen, ſiehe, da geſchah ein glänzendes Wunder! denn ein leichter Schmetterling brach durch den Kerker des Würmchens hervor, der ſchwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!

Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück! rief der Zweite.

Damit wir ſeiner ſtets dankbar gedenken können! ſetzte fröhlich der Dritte hinzu.

Da erheiterte ſich Enos Geſicht und er ſprach zu Naema: Dürfen wir dieſes ſeltſame Wunder uns deuten als eine ſelige Verheißung der Gottheit?

Und Naema erwiederte: Glaube was dich tröſtet, du Lieber! In meinem Herzen war ſtets die Ueberzeugung, daß das innere Leben (die Freudigkeit der Seele) nur immer ſchöner ſeine Schwingen entfaltet, je mehr das Aeußere dem Dienſte der Menſchheit geweiht iſt!

* * *

Das Meer.

Auf einem Felſen am Meer ſaß Amynt mit ſeinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange ſchon hatte ſich der Knabe nach dieſem Augenblicke geſehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieſes Anblicks.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabnen Natur, die ſich dort offenbart in dem unermeßlichen Waſſerreiche!

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauſpiel erſt gewähren, wenn ſein Geiſt fähiger ſeyn würde die Wunder der Schöpfung zu faſſen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabenſten Tempel ſeiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen ſtiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach ſich ſchäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe ſchwindelnd hinab ſah in das ſchrankenloſe Reich.

Lange ſtand er und ſtarrte in die Ferne, dann klammerte er ſich feſter an den Vater und rief: O halte mich, Vater! mir wird ſo ſeltſam zu Sinn bei dieſem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth!

Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieſer raſtloſe Kampf widerſpricht demſelben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei ſeinem Anblick, und ich ſchaue geängſtet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.

Du ſiehſt das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in dieſem

Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm ſonſt eigen iſt. Es gleicht dem Menſchen, den Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, den aber der Kampf wilder Leidenſchaften weit von ſeinem erhabnen Vorbild entfernte.

Betrachte dies Wogengewühl, wie es ſich unruhig emporhebt, und eine Welle die andre überragen und darniederſchlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erſtürmen, deſſen Bild längſt aus der unruhigen Fluth entſchwand.

So langt der Menſch, von leidenſchaftlicher Begier entſtellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungeſtümer Hand will er zu ſich herabziehn, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoos fällt. Aber fern und ferner ſchwindet ihm das erſehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, ſo war es nur Dunſt und Wolkenſchatten gleich dieſem, in deſſen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Friedens ſeliges Bild, erwiederte

Hilkar, darf es ſich nimmer der Sehnſucht kund geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, dir ſelbſt dieſe Frage beantworten! ſprach der Vater, und verwies den forſchenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erſte, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten ſtanden.

Aber am Morgen, als die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den ſchlummernden Knaben, und zog ihn raſch mit ſich fort, und führte ihn auf die ſchimmernde Felshöhe.

Schon hatte ſich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben, ſchon tanzte ihr zitterndes Licht in tauſend Schwingungen auf dem Meeresſpiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben ſich die Wellen wie die Pulsſchläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derſelben ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verſchmolzen durch den Wiederſchein des himmliſchen Lichtes.

Aber der Knabe warf ſich nieder in unausſprechlicher Rührung und faltete die Hände und ſprach: Ja, nun habe ich das Herrlichſte geſehen was die Erde giebt, das erhabne Bild der ſeligſten Ruhe.

So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, ſprach der Vater, es iſt das Bild des in ſich zufriednen Gemüthes! Wie der Himmel ſich nur auf der ruhigen Fläche wiederſpiegelt, ſo wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungeſtümen Wünſchen und Forderungen, ſo wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdiſche Welt ſchon hier Eines ſeyn mit dem lichthellen Jenſeits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwiſchen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beyde ein Lichtſchleyer geworfen iſt, dem himmliſchen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

* * *

Des Knaben Traum.

Der ſchwüle Tag war heimgegangen, und mit ihm ſein buntes regſames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es ſtill und ſtiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor ſich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: Wohin ſoll ich mich wenden, ich armer verwaiſter Knabe! Bin ich denn ſo ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann das ſich meiner annehme, und kein Auge das freundlich und ſorgend auf mich blicke?

Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab geſunken, dann dürfte ich nicht mehr ſo einſam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der ſpärlichen Broſamen. — Ach, ich bin doch ein ſehr verlaſſenes Kind! keiner wird fortan meiner ſorgend gedenken!

Hierauf ſetzte er ſich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn ſeine Füße waren wund von dem heißen Sand, und ſein mattes Haupt ſank erſchöpft auf einen mooſigen Stein der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht ſeltſam zu Sinn. Die dämmernde Flur ſchien ſich um ihn her in immer engerm Kreiſe zuſammen zu ziehen, und er ſah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel, dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber, und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein ſtilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe.

Leis flüſterte es im Gebüſche, und es wehte wie leichter Flügelſchlag um die nahen Blumen. Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Augen und ihm ward, als höbe ſich ein Schleyer nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag, tauſend helle leuchtende Geſtalten zogen durch die Wolken, und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beſchwingt und regten ſich in holder Geſchäftigkeit. Aus dem ſtrahlenden Himmelthor ſchritt es wie ein leuchtender Triumpf-Zug, aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, ſahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuſchauen, die ſtreuten Roſen um den Himmel und ſchöpften aus der Wolken duftigem Brunnen den ſtärkenden Thau, und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tauſend Hände ſich bewegten den Himmel zu ſchmücken, ſo begann das geſchäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie ſah vertrauend zu ihrem Schutzgeiſt empor, der ſeine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Roſe erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbſt das allerkleinſte Blümchen ſtand unter liebender wartender Hand, das Veilchen bekam ſeinen Thautropfen, und die Erdbeere wurde mit Ambroſia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es ſich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe ſahe nun auch nahe bei ſich im Gebüſch einen Engel, der trat leiſe zu den ſchlummernden Vöglein, und ſtreute Futter in ihre Neſter, ging dann geſchäftig zu dem zarten Schmetterling, der ſeine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn ſorgſam auf ein weiches Roſenblatt, wo ſtärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor, und hob ſich behutſam von einer Knoſpe zur andern.

Ueberall waltete und webte die ſorglichſte

Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob ſeinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten ſeine Augen einem unbeſchreiblich milden Angeſicht, das ſich über ihn hinneigte, und lächelnd ſprach:

Wie konnteſt du dich doch verlaſſen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin, und als dein ſchützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannſt du doch klagen und weinen, als wäreſt du allein verlaßen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer ſorgt denn für ſie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie ſollte denn der Menſch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ozean, was da lebt und webt iſt gezählt und aufgeſchrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein

Haupt vertrauend an meine Bruſt! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!

Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel! rief der Knabe und hob ſeine Arme zu dem himmliſchen Freund empor; — aber da fiel der Schleyer wieder über ſeine Augen immer dichter und dichter, und er ſah nicht mehr die ſchönen Geſtalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in ſein Herz war ein ſchöner Glaube gekommen, der ſtand wie ein ſanfter Mond über ſeine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finſtern Verſchleyrung.

Schon war die Sonne emporgeſtiegen, da erwachte der Knabe aus ſeinem wonnigen Schlummer, langſam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die ſchöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu ſehen, aber ſtatt deſſen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm ſtand und ihn ſchweigend betrachtete. —

Willſt du mit mir gehn? frug er ihn mit milden Blicken.

Vater! rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

Ja ich will dein Vater ſeyn, wenn du verlaſſen biſt! entgegnete freundlich der Alte, — folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und ſchritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewigwaltende Liebe ſchlug feſte Wurzel in ſeiner Seele, daß er ſtark wurde an freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel ſich löſte in tiefes inniges Gottvertrauen.

◆

Der Charfreytag.

Die Kirchenglocken verhallten allmählig, die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshauſe, und ein tiefes ernſtes Schweigen verkündete die Feyer des Charfreytag-Abends.

Düſter und ſchwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulſe der kaum erwachten Natur ſchienen von neuem zu ſtocken in Furcht und banger Erwartung.

Aengſtlich trat die beſorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauſes, um nach dem emporziehenden Wetter zu ſehen, da gewahrte ſie

Minona, die zartaufblühende Tochter, die ſtand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen.

Was betrübt dich alſo, du Liebe? ſprach die freundliche Mutter, und faßte die Hand des traurenden Mägdleins.

Aber Minona ſprach: laß mich nur weinen, Geliebte! daß meine Thränen die Erde benetzen, die einſt das unſchuldige Blut der heiligſten Liebe trank!

Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menſchlicher Geſtalt, jener Zeit des unendlichen Seegens, wo das Ewige ſich kund gab dem irdiſchen Blick. — Tief anbetend verſank da mein Geiſt in die Größe des Opfers, deſſen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menſchlicher Verſtand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte ſeelige Thränen!

Die Mutter drückte ſchweigend ihr Kind ans Herz, und Minona fuhr fort: Laß uns liebe Mutter noch länger hier verweilen! Mein Geiſt iſt voll Wehmuth und Sehnſucht, und hier oben iſt es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns ſo unendlich geliebt hat!

Und ſie ſetzten ſich nebeneinander und ſahen ſchweigend in die Gegend hinaus. Dichter und dichter ballten ſich die Wolken zuſammen, und eine ſchwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattloſen Bäume.

Welch düſtre Stille! begann Minona: So mag der Himmel getrauert haben, als ſie den Unſchuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha.

Immer ſchwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finſtere Wolkennacht, Flammen ſprühten, und der Donner rollte in ernſter Majeſtät durch die Gewölbe des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. Der Heilige ſtirbt! ſeufzte ſie, die berſtenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!

Furchtbarer wurden die Donnerſchläge, raſtlos tobte der Kampf am Firmament. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schoos, große Tropfen fielen zur Erde, und es löſte ſich der Zorn des Himmels, und die Donner verſtummten.

Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den ſäuſelnden Regen, wie ein Wort himmliſchen Troſtes in die Thränen der Pein.

Es iſt vollbracht! ſprach Minona, und ihr Antlitz erhob ſich betend zum Himmel. Da zertheilte ſich das Gewölk, und die Sonne trat ſiegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein ſüßer Duft, gleich dem Odem des Frühlings.

Siehſt du das himmliſche Licht? ſprach die Mutter: die Nacht des Wetters iſt vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren!

Die Wahrheit ſteigt triumphirend aus der

Nacht des Grabes auf ihren ſtrahlenden Thron! rief begeiſtert Minona: Gewonnen iſt uns ihr himmliſches Reich!

Amen! ſprach der Pfarrherr, der leiſe hinzugetreten war; und ſie reichten ſich einander die Hände, und es war ihnen ſo wohl und ſelig im Herzen, als vernähmen ſie den Gruß des Erlöſers: Friede ſey mit Euch!

◆

Die Trauerbirke.

Einſam auf des Hügels Moos ſaß Amyntor und dachte der holden Melita, die tief ſchlummerte unter den duftenden Blumen.

Ihres reinen, kindlichen Lebens dachte er, und der ſchönen Tage, wo er die ſanfte, liebliche Jungfrau ſah, ſchöner und anmuthiger als die jugendlichen Kinder des Frühlings. —

Ach, ſeufzte er, wie kann doch der Lenz noch ſo fröhlich blühen und glänzen, da ſein holdes Kind ſo früh entſchwand, und hinab ging unter die Erde! Will mir doch ſeitdem kein Morgen ſo heiter mehr lächeln, und der Abend auch, der mit ſeiner purpurnen Gluth gern Melita's liebliche Wangen beſtrahlte, auch er hat keinen Reitz mehr für mich, denn alles iſt mir nun todt und farblos, ſeitdem der Glanz ihrer Jugend erloſch. —

Wie ſie ſchön war, wenn ſie daher ſchritt im Lichte des Tages! die Lilie ſtrahlt nicht ſo hoch und hehr, wie die ſchlanke Geſtalt der herrlichen Jungfrau!

Wie war der Klang ihrer Stimme ſo mild, ſo lieblich, wenn ſie Troſt gab dem Leidenden, oder wenn ſie ſanft erwiederte des Freundes ſchüchterne Rede! — So flüſtert es in den Blüthenzweigen, wenn der ſpielende Zephir das zitternde Laub bewegt! — Ach Melita, alles muß mich erinnern, wie ſchön, wie freundlich du warſt!

Und dein Bild ſollte verſchwinden aus der Natur, die du ſo herrlich ſchmückteſt? O, giebt es denn nichts, das dir gleiche in der weiten Schöpfung, daß ich es dir zum Denkmahl weihe, hier an dem kleinen mooſigen Hügel? Die Roſe, holde Melita, iſt ſchön wie du, aber ſie hat Dornen, und du wollteſt ja nie verletzen! Der hohen Lilie gleicheſt du an himmliſcher Reinheit, aber ihr Frühling iſt ein kurzer Traum, und ich ſuche ein bleibendes Denkmahl für Dich, das die Blumenwelt überlebe und den flüchtigen Lenz!

So ſprach Amyntor, und ſein Blick ſuchte umher unter den blühenden Büſchen und Bäumen. — Da glänzte aus des Haines grüner Nacht ein zartes, ſchimmerndes Stämmchen. Schlank und hoch hob es die jungfräulichen Zweige, wie weiße blendende Arme in die ſpielende Luft. Friſches, duftiges Grün wölbte ſeine Krone, und darinnen ſäuſelte der Weſt gar ſanft und harmoniſch, als flüſterten von dort bekannte liebe Stimmen. —

Das ſah Amyntor, und wählte von allen den Büſchen und Bäumen die hohe Lilie des Haines, die zarte Birke.

Und der nächſte Morgen fand das ſchlanke

Bäumchen auf Melitas Grabhügel. Immer höher wuchs es empor, gepflegt von Amyntors treuen Händen, aber wie es größer wurde und die Zweige ſich freier entfalteten, da war es, als ſenkte ſich der Geiſt der Trauer in des Baumes inneres Leben, denn alle die jugendlichen Triebe neigten ſich zur Erde hin, als ſehnten ſie ſich nach ihr, die dort unten ſchlief, und wie der kräftige Stamm auch empor wuchs, und immer höher ſtrebte zum Licht: die zarten Zweige ſenkten ſich tief und tiefer herab.

Und Amyntor betrachtete oft ſchweigend und wehmüthig den hohen Baum, und nannte ihn das Bild der Trauer. Und ſo behielt die Birke den Namen bey, und beſchattet nun viele der theuren Gräber, wo der Schmerz weint und die traurende Liebe.

⁂

Der Morgenthau.

Kind.

Ich möcht' ein Thaueströpflein ſeyn
So ſonnenhell und demantrein!
Möcht' ſtill erquicken Hain und Au'!
Mit Himmelsbalſam ſüß und lau,
Mich innig ſchließen an die Welt.
Zu Lieb' und Troſt ihr zugeſellt!

Vater.

Willſt du wie Thau des Himmels rein
Ein Troſt und Schmuck der Erde ſeyn:
So forſche ſtill wie er die Kraft
Des ſchönen Seegens ſich verſchafft;
In tiefen Bildern lehrt Natur
Aufmerken darf die Seele nur!

Der Thau, geboren aus dem Schoos
Der Erde, ringt ſich dürftig los;
Unſcheinbar, wie ein Nebelmeer
Wogt in der Tiefe er umher,
Noch iſt kein Seegen ihm verliehn
Und gern ſieht man ihn weiterziehn.

Da geht ein Strahl des Lichtes auf. —
Der Nebel regt ſich, ſteigt hinauf,
Legt ſtill ſich um der Sonne Thor
Und ſchaut mit Sehnſuchtsſchmerz empor.
Verlangen färbt ſein Angeſicht
Mit Roſenſchmuck und Frühlingslicht,
So harrt er, bis nach kurzer Friſt
Die Purpurpforte ſich erſchließt.
Und ſieh! Die Siegerin der Nacht
Sie tritt hervor in Götterpracht,
Weit wirft ſie ihren Blick umher
Und ſieht das bange Nebelmeer
Wie es, gefärbt von Andachtsgluth
Demüthig ihr zu Füßen ruht.

— Da ſendet ſie von Lieb' erfüllt,
Den Strahl aus welchem Leben quillt,
Den Himmelſtrahl ſo warm und rein
Tief in des Thaues Bruſt hinein.
Sie hebt ihn auf mit mildem Blick,
Erfüllt ihn ganz mit Lieb' und Glück,
Füllt ihn mit Seegen, und verleiht
Ihm ihres Lichtes Herrlichkeit.

Und wenn der Thau nun dankdurchglüht,
Zurück zur ſtillen Erde zieht:
Wie iſt verwandelt da ſein Bild,
Wie hell ſein Glanz, ſein Kuß wie mild!
Wie kehrt er, rein ein Demantſchein,
Bey ſeinen Wieſenblumen ein! —
Des Lichtes Seegen bringt er mit,
Theilt froh ihn aus bei jedem Schritt,
Erzählt den Fluren, ſagt dem Land
Wer ihn als Herold ausgeſandt,
Und zeigt der Sonne Angeſicht
In tauſend Strahlen rein und licht.

D'rum wenn des Thaues Glanz dich freut,
Die fromme Sehnſucht ſich erneut
Wie er dereinſt mit frommer Hand
Zu ſegnen deiner Heimath Land:
So denke was er ſtill dich lehrt,
Und halte ſeine Weiſung werth.
Erſt muß die Liebe Gottes Dein,
Dein ſeines Geiſtes Beyſtand ſeyn,
Bevor du ſeinem Dienſt geweiht,
Aufleuchten kannſt in Lauterkeit.

D'rum erſt die Blicke himmelwärts, —
Sehnt zu beglücken ſich dein Herz!
Nur was aus Gott kommt, hat die Kraft
Die Troſt und Heil und Licht uns ſchafft;
Mit ihm biſt du ein ſüßer Thau,
Der warm erquickt die weite Au',
Doch ohne ihn ein Nebel nur
Der drückend ruht auf der Natur:
D'rum, willſt du ſegnen und erfreu'n:
Laß Ihm dein Herz geheiligt ſeyn.

◆

Die falſche Roſe.

Fröhlich lächelnd trat die kleine Ida zu ihrer ältern Schweſter Lucinde. Sie trug ihren Strohhut am Arm, und ſah darauf wie betrachtend herab. Was haſt du? frug Lucinde. Leiſe, leiſe! bat Ida: Ich betrachte ein Roſenwürmchen, das ſich in dieſe Blumen verirrte. Siehe, wie zärtlich es die ſeidene Roſe koſet, im Wahn, es ſey eine Natürliche. Aber das einfältige Thierchen wird nur zu bald ſeinen Irrthum einſehen. Wie kann ihm jene die Nahrung ſpenden, die es ſucht? O über das arme, thörichte Roſenwürmchen!

Befreye es, bat Lucinde, und trag es dahin wo es Leben findet!

Und Ida nahm das Würmchen vorſichtig aus der Roſe. Als ſie es aber näher betrachtete, ſiehe, da war es ganz ſtill und regungslos; es hatte in der falſchen Roſe ſein Grab gefunden.

Da wurde Lucinde ſehr ernſt und betrübt und Ida gewahrte es und ſchmiegte ſich zärtlich forſchend an ihre Bruſt.

Mich rührt jenes Bild! begann jene: Wie manches Herz theilt daſſelbe Loos! Gar Vieles begegnet uns im Leben, ſo hold, ſo verlockend, ſo treunachahmend den Schein der Wahrheit, und doch iſt's Täuſchung, wie jene Roſe, künſtliche Nachbildung jenes warmen Lebens, welches das Gemüth ſucht, und zu ſeiner Nahrung begehrt. Wir fühlen uns angezogen und folgen entzückt. Das ungeprüfte Auge vermag nicht den künſtlichen Zauber zu durchdringen, aus dem der Betrug ſein gleiſendes Netz webt. Gläubig giebt ſich das unbefangene Herz hin, und tauſcht für das warme Leben nicht ſelten den Tod ein.

Aber das Roſenwürmchen, entgegnete Ida, entdeckte es nicht bald, daß der Roſe der Duft fehle, und das friſche, liebliche Leben der Natur? Warum lies es nicht ab von ſeinem thörichten Streben?

Das iſt ja eben das Unlgück ſo manches Herzens, antwortete Lucinde: daß es den ſüßen Gedanken nicht aufgeben kann, es werde das Leben, ſo es geſucht, noch in dem ſtarren Buſen erwecken, anzünden den himmlichen Strahl nach dem ſeine Seele verlangt. Auch wenn unſer Auge die Täuſchung erkannt, fehlt uns noch oft die Kraft abzulaſſen, von dem ſchönen Phantom, daß wir einmal mit Liebe umfaßt. Sieh' dies war auch des armen Würmchens Loos. Es forderte Leben von dem Lebloſen, und ſetzte das eigne daran, den ſchönen Traum erfüllt zu ſehen.

Das iſt ein trauriges Loos! ſeufzte Ida.

Möge dich ein freundlicher Engel vor demſelben bewahren! ſprach Lucinde indem ſie den Schleyer über das Antlitz zog.

Ida ſah zwei helle Thränen darunter hervorrollen. Aber ſie ſcheute es, zu fragen. Sie ahnete daß ein verwandter Schmerz die Seele der ernſten Schweſter alſo bewege, und ſchritt ſtill und wehmüthig an der Geliebten Seite dahin.

* * *

Der Schmetterling und die Blumen.

Ich möchte wohl wiſſen, was der Schmetterling den Blumen zu ſagen hat! ſprach Alma zu ihrer Schweſter Clotilde: Raſtlos ſchwebt er von Einer zur Andern, und wo er ſich niedergelaſſen, da iſt es, als glänzten der Blumen Sterne noch einmal ſo hell und ſo freundlich, und ich muß dann immer denken, er habe ihnen etwas beſonders Liebes und Tröſtliches vertraut. — Laß den Flattergeiſt ſeiner Wege ziehn! entgegnete Clotilde: Was wird es ſeyn, das er den Blumen verkündet? Nichts, als daß er ſie ſchön findet, und nach dieſem Geſtändniß weiter zu ziehen gedenkt. — O dieſe Schmetterlinge ſind gewiß die ärgſten Schmeichler, und darum haben ihn die eitlen Blumen ſo gern!

Ey, liebe Clotilde, entgegnete Alma, da glaub' ich denn doch etwas viel Beſſeres von beiden! Haſt du nicht eben bemerkt, wie jener Schmetterling dort die welke Lilie umkreiſte und ſich zu ihr herabließ, als wollte er ihr ein freundliches Abſchiedswort ſagen? Sieh, er kommt wieder zurück, und beugt ſich noch einmal zu ihr herab, wie ein Engel des Friedens. Gewiß, die Sprache des Schmetterlings iſt von viel ernſtrer Bedeutung!

Nun, ſo laß doch hören, was du von derſelben verſtanden? begann Clotilde, nachdem Alma das Treiben des Schmetterlings mit ernſtem Schweigen betrachtet hatte.

Lächle nur! entgegnete jene, aber mir iſt, als wäre der Schmetterling darum ſo innig mit der Blumenwelt vertraut, weil das Loos ihrer

Vergänglichkeit ihn rührt, und er ihren Schmerz verſteht. Wäre es nicht möglich, daß er dazu beſtimmt wäre, die Stunde ihres Scheidens mit froher Hoffnung zu ſchmücken? Er durfte ja nur das Geheimniß ſeines eignen Lebens den Blumen vertrauen, wie er ſein erſtes Kleid abgelegt hat, und wie ihm darauf ein ſo viel ſchöneres geworden iſt. — Gewiß, die Blumen fühlen auch ihren Tod, und je reizvoller ihr kurzes Seyn war, deſto trüber muß jene Vorſtellung für ſie werden. Denke dir nun, daß der Schmetterling der Herold des künftigen Lenzes iſt, daß er in die welken Blumenherzen den Troſt des Wiederaufblühens ſenkt, bekommt der Leichtbeſchwingte nicht ſogleich eine ernſtre Geſtalt?

Ein Lichtbote der Blumen, ein leuchtender Verkünder des Lebens in der großen Werkſtatt der Vergänglichkeit, — o laß dem Schmetterling dieſe Bedeutung! Sie erklärt ſo ſchön ſeine Liebe zu den Blumen, und die Sehnſucht derſelben nach ihm!

Da drückte Clotilde der Schweſter Hand, aber ſie lächelte nicht, ſondern ſprach leiſe zu ihr: Deine Vorſtellung grenzt gewiß näher an die Wahrheit, als die meine, denn ſie ergreift das Herz, und öffnet es einer heimlichen Freude. Ich werde fortan nie den Schmettling ſehen, ohne an das Wort zu denken, das er zu den ſterbenden, welkenden Blumenherzen ſpricht.

* * *

Die Wahl.

Es war einmal ein Hausvater, der hatte vier Söhne, welche weniger an Jahren als an Gemüthsart von einander verſchieden waren.

Es begab ſich aber, daß eines Tages ein angeſehener Maler in das Haus des Vaters kam, und da er einen Jugendfrund in demſelben begrüßte, mehrere Tage bei ihm verweilte. — Täglich erzählte er nun von der herrlichen Malerkunſt und von den Gemälden ſo er gefertiget, und welche hohe Preiſe man ihm für dieſelben geboten, — und wie ihn der Kaiſer, und viele vornehme Grafen und Herrn mit Gnaden und Ehren überhäuft, und an ihre Tafeln gezogen hätten. — Er fügte auch manches ſeiner Reiſeabentheuer hinzu, und viele anmuthige Geſchichten, aus denen hervor ging, daß er geliebt und angeſehen ſey im ganzen Lande, und ſein Name überall mit beſondrer Verehrung genannt werde. —

Dabey beſchrieb er auch die Sitten und Gebräuche fremder Länder, ſo er durchreiſet, vor allen aber viele der hohen Meiſterwerke die er in Kirchen und Gallerien geſehen, das letzte aber geſchah mit ſo viel Wärme und Innigkeit, daß jeder, der ſeine Worte vernahm, die Gemälde ſelbſt zu ſchauen vermeinte, und mit ihm entzückt war von der Herrlichkeit und Schönheit derſelben. —

Es hatten aber die Söhne des Hauſes die Rede des Malers wohl beachtet, und ſeine Worte hatten aller Seelen entzündet, einen jeden nach ſeiner Art. Als nun der Maler das Haus verlaſſen, traten ſie faſt alle zugleich vor den Vater und baten und riefen: Laß uns Maler werden, o Vater!

Der Vater aber langte ein Käſtchen hervor und ſprach: Seht, dieſe Farben hat mir mein Freund zurückgelaſſen um ſie dereinſt denjenigen unter euch zu geben, deſſen Seele ſich hinneigen würde zu ſeiner Kunſt. Nun aber ſeyd ihr alle für dieſelbe entbrannt, wem ſoll ich unter euch die Gabe reichen? — Dem Würdigſten! riefen die Knaben, — und der Vater entgegnete: Gut, ihr wollt; — ich werde euch prüfen! —

Und er ging fortan mit ſich zu Rathe, wie er das Herz der Knaben erforſche, darauf nahm er einen nach dem andern in ſein Gemach, und begann zu dem Aelteſten folgendermaßen: — Du haſt mir geſagt, du wolleſt ein Maler werden! Sage mir nun auch, was beſtimmt dich zu dieſer Wahl? — Ich will, entgegnete jener: ein angeſehner und berühmter Mann werden, gleich dem Fremden, damit mich die Großen des Landes an ihre Tafeln ziehn, und die Welt von mir ſpreche. — Weit ſoll mein Name erklingen, und überall meiner mit hoher Verehrung gedacht werden, denn alſo iſt mein Wunſch, — und dazu will ich die Kunſt der Malerei erlernen.

Ich fürchte, die himmliſche Muſe iſt nicht mit dir! klagte der Vater, den hochmüthigen Knaben entfernend.

Und er befrug nun den Zweiten und ſprach, warum willſt du Maler werden? — Ich denke mir auf dieſe Weiſe große Reichthümer zu ſammeln, und mir ein bequemes Leben zu ſchaffen, entgegnete der Gefragte; von früh bis Abend will ich fleißig ſeyn, und immer auf neuen Verdienſt ſinnen, bis ich der reichſte geworden bin unter allen Malern! — O weh! klagte der Vater: die Muſe iſt ihm ferner denn dem Erſten! und betrübten Sinnes entließ er den Knaben.

Rede! ſprach er zu dem Dritten, und der Knabe begann: ich möchte gern recht viele artige Bilder fertigen, gleich dem fremden Maler damit ich dich und die Brüder und alle Welt erfreuen könnte, daneben möchte ich mir gern auch einiges Geld verdienen, daß ich mir ſo ſchöne, bunte Kleider kaufen könnte, wie der Maler trug, — denn gerne möchte ich allen gefallen, und mir alle Herzen gewinnen, ſey es nun auf dieſe oder auf jene Art! — O Eitelkeit! ſeufzte der Vater: auch in den beſten Herzen muß ich deiner Stimme begegnen! — Gehe hinaus, mein Sohn! ſprach er lauter: Zu deinem Ziele führen viele Wege, auch wenn die Muſe ihre Hülfe verſagen ſollte!

Theodor! rief er, als der jüngſte ſeiner Söhne eingetreten, und von dem Mißlingen der Brüder abgeſchreckt, ſchüchtern an der Schwelle des Gemaches ſtehen geblieben war. — Mit ſanfter Stimme rief er den Knaben herbey, denn er hatte ihn lieb, weil er von ſtiller, verträglicher Gemüthsart, und der beſcheidenſte unter ſeinen Brüdern war. — Mühſam vermochten ſeine Fragen das Geheimniß des Knaben zu entſiegeln. —

Endlich begann er mit hocherglühenden

Wangen: Ich wollte nur einmal die heiligen Engel mahlen, ſo wie es der Maler gethan. —

Wie kannſt du die Engel mahlen, da du doch keinen derſelben geſehen? — frug der Vater. — Ich habe dir wohl erzählt, mein Vater fuhr der Knabe lebhafter fort, wie ich oft bei Nacht unſer ſüßes Mütterlein ſehe. Immer iſt ſie dann von roſigen Knaben umgeben, die ſie bedienen, und ihr Blumen bringen, — aber ſeit der Maler von ſeinen Bildern ſprach, weiß ich, daß dies Engel ſind, denn nichts reicht an die Lieblichkeit ihrer Geſtalt, und die Freundlichkeit ihres Angeſichts. — Auch am Tage ſchwebt mir oft ihr Bild vor der Seele, darum bin ich ſo gern allein, und frage wenig nach dem Spiel der Brüder. Ich glaubte immer, ich würde es ſo zeichnen können, wie es meine Seele erblickt, aber meine Hand iſt ſehr ungeſchickt, und kann es nie meinem Herzen nach Wunſch machen.

Zeige mir deine Verſuche! bat der Vater

und der Knabe brachte was er hatte; und es waren der Zeichnungen viele, aber in allen ſtand eine hohe Frau, von Kindern umgeben, und man ſah, wie ſich in jedem Bilde die Idee ausſprach, dieſelbe auf alle Weiſe zu erheben, und mit allem Glanze zu ſchmücken. — Heiliger Genius! ſprach der Vater in ſeinem Herzen, wie ringſt du ſchon ſo früh in des Menſchen Bruſt, das zu vergöttern, was ſie liebend umfaßt hält!

Der Knabe aber hielt des Vaters Schweigen für Mißfallen an ſeinen Verſuchen, und weinte ſtill: Ach, könnte ich nur malen, du würdeſt dann das Mütterlein ganz anders erblicken!

Ich werde dich zu einem Lehrer geben, begann der Vater, aber du wirſt dann lange Jahre ganz ſtill und einſam leben, denn jener Mann iſt ein Kloſterbruder, und du bekommſt nur die ſchlechteſte Koſt und die armſeligſte Kleidung. —

Wenn er mich nur malen lehrt, ſo wie der fremde Meiſter! jubelte der Knabe. — Damit die Menſchen deine Bilder anſtaunen, und du einen großen Namen gewinnſt! prüfte der Vater.

Da erglühte der Knabe, wie von einem ſchnellen Gedanken erfaßt und er ſprach: — Ja, mein Vater, und wenn ich auch im Kloſter bleibe, die Gemälde müſſen hinaus in die Kirchen und Gallerien, damit ſie die ganze Welt ſehe, und alle ſich daran erfreuen, und würdige Meiſter davon erzählen, ſo wie es geſtern der Fremde von den ſchönen Gemälden gethan! — Die Verbreitung des Schönen, nicht eigennütziger Ruhm iſt ſein Verlangen, ſprach der Vater: Sein Sinn iſt rein, bey ihm werden die Himmliſchen wohnen!

Und er ergriff das Käſtchen und ſprach: — Da du einmal die Bilder in deiner Seele empfangen haſt, ſo muß ich dir wohl auch die Farben dazu reichen! — Dein Beruf ſcheint der ächte, und deine Liebe die wahre! Mit dir wird die göttliche Muſe ſeyn, denn um ihrer ſelbſt willen ſucheſt du ſie. — Fährſt du fort an ihr allein zu hangen, ſo wird ſie ſich dir auch ergeben, wie eine liebende Braut, und alles übrige wird dir zufallen, und dein Leben gekrönt ſeyn mit jeglichem Heil! —

◆

Werny.

Werny, der ſechszehnjährige Sohn eines blinden Greiſes, ging an einem hellen Frühlingsmorgen in die blühenden Gärten des reichen Nachbars.

Glanz und Freude lachte rings umher, und alles blühte in freyer, üppiger Schönheit. Er aber ging ſtill und traurig durch die Laubgänge des Gartens, denn ſeine Seele war voll tiefen Kummers. — Er dachte den Reitzen einer freien glücklichen Jugend nach, und ſein Herz fühlte ſich zum erſtenmale beklommen und beengt.

Ein heißer Durſt nach höherem Wiſſen ſchwellte ſein Herz, und ſeine Fähigkeiten verlangten nach Entwicklung; — aber heilige Pflichten feſſelten den weiterſtrebenden Geiſt, denn er konnte den hülfloſen Vater nicht verlaſſen, und mußte die Sehnſucht bekämpfen, die ihn hinaus rief aus der heimathlichen Stille in die reiche herrliche Welt. . .

Sinnend ſchritt er daher und ſeufzte tief; ſeine bekümmerte Seele zeigte ihm in der Zukunft die traurigſten Bilder. — Er ſah ſich im Kreis der Menſchen zurückgeſetzt, verachtet als ein unnützes Mitglied der Welt, denn er wußte in ſeiner Beſcheidenheit nicht, daß die Liebe, die er im Stillen übte, höher ſtand, als alles Wiſſen der Erde. So kam er zu dem tieferen Theile des Gartens. Dichter verſchlangen ſich die Pfade, ſchattige Bäume ſäuſelten Kühlung herab. — An einem Raſenſitz ſtand er ſtill. Ein Springquell trieb ſeine Criſtallwellen dicht vor ihm mit luſtigem Sprudeln empor, und ſeitwärts grünte ein Roſenbuſch, der war nahe an den Raſenſitz gepflanzt, daß ſeine Zweige ſich darüber hinwölbten, gleich einer Laube.

Und der Knabe ließ ſich auf der Raſenbank nieder, denn das Plätzchen war kühl und angenehm, und einladend zum Nachdenken. Seine Blicke fielen auf den Roſenſtrauch, deſſen Knoſpen noch klein und unanſehnlich waren, indeß ſich die Roſen des Gartens überall entfaltet hatten, denn die Zeit des Blühens war längſt gekommen, und er betrachtete ihn ſchweigend und es verwunderte ihn deſſen ſehr.

Da trat der Gärtner hinter dem Gebüſch hervor, und nahte ſich dem ſinnenden Knaben.

Du ſcheineſt dem geheimen Wirken der Natur zu lauſchen, begann der freundliche Mann, was ſinneſt du in ſtiller Betrachtung?

Ich traure über den Roſenſtrauch, erwiederte Werny: denn er ſteht im Schatten, und entbehrt gänzlich des erquickenden Lichtes, daher wird ſich auch keine ſeiner Blüthen entfalten! Wie kam er doch in den einſamen Hain, getrennt von den blühenden Schweſtern?

Ich hab ihn hierher verpflanzt, begann der Gärtner, denn Leander, der Herr dieſes

Gartens, liebt vor allen dieſen ſtillen Platz. Bald wird der Roſenſtock Blüthen treiben, dann wird Leander mir danken, und dieſe Roſen werden ihm lieber ſeyn, als der prangende Blüthenflor der Gärten weit umher!

Aber der Knabe ſprach traurig: Siehe, mich dauert des Stocks! ſeine Kraft iſt geſtört, und er wird nimmer gedeihn gleich den übrigen!

Da lächelte der Gärtner und ſprach: Laß ihn der Blüthen auch weniger treiben! er wird dennoch erfreuen vor allen, denn er ſchmückte die Stunden des Einſamen mit Duft und Glanz und blühte für ein dankbares Herz, indeß jene auf den Höhen des Gartens im Strahle der Sonne erbleichen. Verpflanz' ich aber den Stock dereinſt auf eine hellere Stelle, ſo wird er mir lohnen mit dreifacher Pracht, denn er ſammelt in dem Schatten des Haines Fülle und Kraft, um ſie dereinſt in reichem Segen zu entfalten,

Der Gärtner ſchwieg; der Knabe aber brach ſich ſchweigend ein Roſenblatt und nahm es mit ſich nach Hauſe.

Sein Blick aber war heiter als er den Garten verließ; heiliger ſchien ihm jetzt ſein ſtiller Beruf und er nahte der väterlichen Hütte mit freudiger Eil. Ja, du forderſt von Jedem nur nach ſeiner Kraft! ſprach er, getröſtet zum Himmel empor blickend, und wirſt nicht zürnen wenn ich auch zurück bleibe von den Jünglingen Allen! Auch die ſtille That der Liebe gilt vor Dir und du ſchreibſt ſie in dein Buch und läßt aus ihrem Schooſe hervorgehn den Segen und den himmliſchen Frieden!

◆

Fanny und Malwina.

Komm, Malwina, rief Fanny zu der fleißigen Schweſter, komme hinaus in den Garten! Laß uns Feierabend machen, denn ſchon neigt ſich die Sonne den Bergen zu, und die Luft wird ſanft und erfriſchend. Siehe, der Frühling iſt ſchön in ſeiner Pracht, aber ich habe dir noch einen gleich ſchönen Genuß zugedacht! die Ruhe des Abends, die Stille des Plätzchens dort auf der Terraſſe iſt ſo einladend zu geiſtigem Genuß, darum will ich unſern Lieblingsdichter, den herrlichen Thomſon mitnehmen, daß er uns noch ſchöner die Freuden des Frühlings erkläre!

So ſprach Fanny, und Malwina legte ihre Arbeit hin, und folgte der fröhlichen Schweſter hinaus in den Garten.

Weiße, ſüß duftende Schleyer hatte der Lenz über den Obſthain geworfen, und dazwiſchen glühte es lieblich hindurch wie eine jugendliche Aurora, ſo daß man meinte, die roſigen Pfirſichzweige ſeyen die Verkünder eines neuen Lichtaufgangs, obgleich die Sonne ſich längſt gegen Weſten neigte.

Ueberall wogte das jugendliche Grün in weichen Wellen beym ſüßen Spiele der Luft; Summende Käfer und ſchwärmende Bienen durchirrten die blühenden Gehege, und trieben ihr luſtiges Spiel in Strauch und Bäumen. Und die Mädchen ſetzten ſich auf den einſamſten Platz der Terraſſe, und Fanny begann Thomſon's herrlichen Frühling mit Lieb' und Andacht zu leſen. Aber je länger ſie las, je lauter ſchienen ihr die Stimmen von außen, je unverſtändlicher die Laute der eignen Bruſt, und ſie gab Malwinen das Buch und ſprach: Verſuche du es zu leſen, mir iſt es, als verſtände ich mich ſelbſt nicht, und doch iſt niemand der uns ſtöret, und die Natur im ſchönſten Einklang mit dem Geſange!

Fanny, erwiederte Malwina, ich liebe wie du den herrlichen Dichter; aber ich vermag nicht zu leſen, jetzt nicht! — Als ich zuerſt ſeinen Frühling las, da war es Winter, aber auf ſeinen Zauberruf erwachten alle Entzückungen des Lenzes in meiner Bruſt!

Jetzt iſt es Frühling — und mir iſt als dürfte ich nicht aus zwei vollen Schaalen zugleich trinken, deren jede ſo Köſtliches beut! Siehe, Geliebte! man freut ſich wohl innig des wohlgetroffenen Bildes einer theuren Freundin, und ſegnet den Künſtler, der die Entfernte uns wiedergab mit dem Ausdruck des Lebens; aber wenn die Freundin nun ſelbſt da iſt, hängen wir da nicht viel lieber an ihrer Bruſt, an ihren Lippen, als an dem Gemälde, und wenn es noch ſo treu ihre Züge trägt? —

So ſprach Malwina. Da ſchlug die erſte Nachtigal in dem nahen Gebüſch, und ihr ſanfter Flötenton goß Seele in die ganze zartentblühte Natur, und die röthlichen Lichter des Abends vergoldeten die weißen Blüthengebüſche und balſamiſche Düfte zogen umher.

Da legte Fanny das Buch hin, und faltete mit Malwina die Hände in ſtiller Andacht, denn ihre Herzen wallten über vor Entzücken, und ſie beteten an, und Gott war in ihrer Seele, indem ſie die reiche Herrlichkeit der Natur in ſich aufnahmen.

Und als ſie des andern Tages wieder den Feyerabend im Garten zubringen wollten, da fiel ein ſtarker Regen, und die Luft wurde bewölkt und rauh. Da blieben die Schweſtern in ihrer Kammer und ſetzten ſich betrübt an ihre Arbeit.

Aber Malwina ergriff das geſtrige Buch, und begann den herrlichen Geſang zu leſen. Da kam eine Freudigkeit in der Mädchen Herz, gleich der, des vorigen Abends, und ſie folgten dem Genius des begeiſterten Sängers von einer Stufe der Frühlingsſeeligkeit zur andern, und prieſen ihn laut, und Fanny rief:

Wahrlich, Gott hat den Dichter vor allen geſegnet! Trägt er nicht alles was die Jahreszeiten nur einzeln bieten, vereinigt in ſeiner Bruſt? Und kann er nicht auch die düſteren Stellen des Lebens mit dem Licht ſeiner Phantaſie erhellen, daß ſie gleich werden den morgenrothen Stunden des Maies?

Wohl, erwiederte Malwina, iſt er der erhabene Verkünder Gottes! Laß uns ſeine tröſtende Stimme bewahren für die Tage der Stille, aber da wo Gott oder die Natur zu uns ſpricht, da entbehre das Herz willig des fremden Dolmetſchers und empfange in frommer Einfalt das himmliſche Wort! denn in ſolchen Augenblicken haben auch wir das Entzücken des Dichters getheilt! —

* * *

Die Pappel.

Traurig trat Alpin vor ſeinen Lehrer, den weiſen Theophraſt. Führe mich wieder zurück in mein ſtilles Thal, o Theophraſt! bat der Jüngling. Sieh, man ſpottet hier mein und meiner Liebe zur Weisheit! Als die Jünglinge der Stadt mich fragten, woher ich ſey, und ſie von meiner ſtillen Heimath hörten, und von meinem Wunſch, dereinſt ein Mann zu werden, gleich dir, da lachten ſie, und ſchalten mich einen Thoren. Bleibe du, ſagten ſie, deinem Stande getreu, und genieße mit uns die fröhlichen Stunden der Jugend! In den Regionen des höheren Lichtes iſt's kalt und einſam, während die treuen Anhänger der Erde Luſt und Freude haben in reicher Fülle. Siehe, ſo ſprachen die Jünglinge der Stadt, und zogen mich in ihren Kreis, und je länger ich ihre Geſpräche hörte, je wirrer wurde mein Sinn. Darum komme ich mit betrübtem Herzen zu dir, daß du mich heimſenden mögeſt zu meinen Eltern, wo niemand mich ſtörte in meinen ſtillen Betrachtungen.

Theophraſt vernahm die Rede des Jünglings, und betrachtete ihn mit ernſtem prüfenden Blick.

Komme mit mir, mein Sohn! ſprach er jetzt, ich ſehe, du bedarfſt einer heitern Zerſtreuung! der Spiegel deiner Seele iſt getrübt; vielleicht gelingt es der Natur, die Nebel deines Geiſtes zu verſcheuchen! und ſie gingen hinaus auf die Flur, und wanderten durch die grünen Saatfelder, den blumigen Rain entlang; aber Alpin blieb verſchloſſen, auch Theophraſt ſchwieg, und blickte ernſt vor ſich hin.

Jetzt kamen ſie in einen ſchattigen Thalgrund; ein Bächlein rieſelte durch das Gebüſch, und ſeitwärts ſtand eine ſchlanke, hohe Pappel, an deren Fuß ein mooſiger Stein lag.

Laß uns hier verweilen! ſprach Theophraſt, und ſie ſetzten ſich und labten ſich an der balſamiſchen Luft, die von dem Laube der Pappel herabwehte.

Welch ein ſtattlicher Baum, ſprach Alpin wie er über alle hinwegragt an Hoheit und Pracht!

Es iſt, erwiederte Theophraſt, als hätte die Natur in ihm recht deutlich das Streben nach dem Höheren verſinnlichen wollen, denn alle ſeine Zweige wenden ſich ſehnſüchtig nach oben, das Licht zu umfaſſen!

In zarter Jugend ſchon bemerkt man dieſen Trieb! — Sieh dort den Sprößling an dem Fuße der Pappel, wie er ſein Haupt verlangend emporhebt! Alpin ſchaute nach dem röthlichen Sprößling. Kräftig war er emporgeſchoſſen, doch war er rings umgeben mit einem Gehege von Dornen und wucherndem Unkraut, und er gewahrte es und ſprach:

Wohl ſchwerlich wird dieſer Keim die Höhe der Pappel erreichen! Dieſe Dornen, ſo niedrig ſie ſind, ſind mächtiger als die zarte Kraft des Keimes! ſie werden ihn erſticken, bevor er ſich ihrer Umarmung entringen kann!

Glaube das nicht! ſprach Theophraſt. Die niedern Naturen möchten wohl gern den edleren Trieb unterdrücken, denn ſie beneiden ſein Glück, weil ſie es nicht zu theilen vermögen; aber die weiſe Natur legte ihrem Willen Feſſeln an! Vergebens ſtrecken ſie ihre ohnmächtigen Arme nach ihm aus, der ſcheinbare Wiederſtand erhöht nur das Streben des Edleren; er erhebt ſtolz und ruhig ſein Haupt zum Licht!

Wie groß iſt die allmächtige Schöpferin in ihrem geheimſten Wirken! ſprach Alpin. Dieſer Dornenſtrauch, mit ſeinen weitausgedehnten Zweigen und ſpitzen Stacheln, ſcheint er nicht viel mächtiger denn jener Keim? — Und dennoch dringt dieſer hervor! ſprach Theophraſt. Beuge dich herab, Alpin! — Siehe ſchon hat ſich ſein Haupt durch das Geſtrüpp hindurchgerungen, nun wird er mit jedem Tag höher ſteigen, — und der ſchwache Sprößling, der erſt von den Dornen verſpottet, klein und gering gleich ihnen ſchien, wird bald herabblicken aus ſonniger Höhe auf das armſelige Geſchlecht des Neides, ein ſtattlicher Zögling des Lichts!

— Es iſt, wie du ſageſt! entgegnete Alpin überraſcht.

Und du wollteſt dich von der Pappel beſchämen laſſen? ſprach Theophraſt mit ſanftſtrafendem Blick. Da erkannte Alpin das Gleichniß, und ſeine Wangen erglühten von dem Purpur der Schaam, und er verbarg ſein Antlitz an dem Buſen des herrlichen Lehrers. —

* * *

Des Künstlers Tod.

Ein Mahler hatte ſeine ganze Jugend dem Studium ſeiner Kunſt gewidmet, und jedem Lebensgenuß entſagt, um der hohen Freude willen, die er dereinſt von ſeinen Bemühungen zu erndten hoffte.

Schon prangten mehrere ſeiner Gemälde in den Gallerien der erſten Kunſtkenner, und die Blüthen ſeines Fleißes fingen an ſich immer ſchöner und lieblicher zu entfalten. — Deß freute ſich der Künſtler mit frommer Seele, und das Leben wurde ihm von Tag zu Tage lieber, denn der Segen des Gelingens iſt zu vergleichen einem fruchtbaren Regen, der die Pflanzenwelt in ihren Wurzeln daurender an die Erde befeſtigt, — er befreundet uns inniger mit dem Daſeyn.

Das Herz von kühnem Muthe geſchwellt, ſann er, wie er ein Werk bilde, das ſeinen Namen auf die Nachwelt bringe, und alles Schöne in ſich vereine, das er nur vereinzelt in ſeinen frühern Arbeiten fand. Tauſend Bilder gingen an ſeiner Seele vorüber, doch keines wollte ihm würdig genug erſcheinen, all' die Kraft daran zu wagen, von der er ſein Inneres ſo wunderbar beſeelt fühlte.

Einſt, als er auf ſeinem Lager vergebens nach Schlummer rang, trat plötzlich ein Bild vor ſeine Phantaſie, ſo ſchön, wie er es noch nie geſehn hatte. Wohl waren es irdiſche Geſtalten die er erblickte, aber die bekannten Formen ſchienen von helleren, jugendlich glänzendern Farben gewoben, und athmeten ein ſo ſüßes Leben der Unſchuld und Liebe, daß er vermeinte, einen Blick in das Paradies der erſten Menſchen gethan zu haben, und ganz trunken war von Seligkeit.

Unauslöſchlich blieb der Eindruck dieſes Bildes in ſeinem Gemüthe. Ungeduldig erwartete er den Anbruch des Tages, um raſch das Werk zu beginnen, wozu ihm die reinſte Begeiſterung gekommen war.

Bald war die Arbeit angefangen; ſchon zeigten die zarten Umriſſe die liebliche Schöpfung die in ſeinem Gemüthe erſtanden war.

Da warf die Heftigkeit die in ſeinem Innern waltete, und ihm Tag und Nacht alle Ruhe benahm, ihn plötzlich auf das Krankenlager.

Ein Fieber verwirrte ſeine Sinne, ſein Auge verfinſterte ſich. Düſter waren die Bilder ſeiner Träume, traurig die lichten Augenblicke, in denen ſein Geiſt zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt zurück kam.

Soll ich, o mein Gott, ſo ſprach er, ein Raub des Todes ſeyn, bevor ich das Werk vollende, das deinen Namen verherrlichen ſollte? Siehe, mein Wille war rein, und mächtig der Trieb, der mich beſeelte! willſt du das Werkzeug zerbrechen, bevor es ſeine Beſtimmung erfüllte? war die Hoffnung die mich emporrief aus dem Staube, hinaufzuſtreben zu den Lichthöhen der Kunſt, ein Irrlicht, das mich nun um ſo ſchneller dem Verderben übergiebt?

So klagte der Unglückliche, und warf den düſtren Blick auf die Staffelei, die unfern ſeines Lagers, ihn die blaßangelegten Geſtalten ſeines Traumbildes ſehen ließ. Eine tiefe Wehmuth kam über ihn, bis ein heißer Thränenſtrom ſein Gefühl ermüdete. —

Da trat der Engel des Schlafes an ſein Lager, und legte das Haupt des Todtmüden an ſeine Bruſt, und gab ihm einen erquickenden Traum. Ihm war, als ſtehe er in einem großen unermeßlichen Tempel, deſſen Pracht und Glanz alles überſtrahlte, was ſeine Phantaſie ihm je herrliches vorgeſpiegelt hatte. Hohe Geſtalten wandelten darinnen hin und her, die walteten mit geſchäftigen Händen in der Höhe und Tiefe, und ſchufen mit jedem Augenblick neue Schönheit, neuen Glanz.

Purpurne Morgenröthen erblühten unter

ihren Händen, die zogen wie Roſenkränze um die majeſtätiſche Kuppel. Von ihrem Glanz beſtrahlt, traten nun heller die tiefern Gebilde hervor, und zeigten dem Erſtaunten die heiligen Werkſtätten der Engel und ihre ewigen Werke.

Ein jedes davon ſchien aber eine eigne Welt zu ſeyn, gleich an unnachahmlicher Herrlichkeit, doch jegliches verſchieden in ſeiner Art. In tiefer Demuth neigte ſich der entzückte Künſtler auf ſein Antlitz, und ſeine Augen wallten über in unnennbarer Wonne.

Da ſprach der Engel des Schlafes zu ihm: Willſt du mitarbeiten an dem herrlichen Tempel? Siehe auch du biſt berufen zu dieſer ſeeligen Gemeinſchaft!

Aber der Maler antwortete und ſprach: Sind meine Hände nicht zu ſchwach und meine Kunſt nicht viel zu gering zu ſo mächtigem Werk?

Da erwiederte der Engel: mein Bruder wird kommen und dir andre Sinne verleihen!

Da erwachte der Maler, und blickte mit

ſchmerzlicher Täuſchung auf die alten Umgebungen.

Eine unausſprechliche Sehnſucht hob ſeine Bruſt, und ſeine Augen flammten in ſeliger Hoffnung.

Aber die Freunde, die um ſein Lager ſtanden, weinten und klagten ſehr, denn ſie ſahen die Zeichen des Todes auf ſeinem Antlitz. —

Was weint ihr? frug der Sterbende, und ſeine Wangen überflog noch einmal die Röthe des Lebens: — Seht ihr nicht auch den himmliſchen Boten, der geſandt ward, mich emporzurufen zu dem ewigen Schöpfungswerk? Glaubt, meine Freunde, der Funke der in des Künſtlers Seele brennt, verlodert nicht! Er iſt ein Strahl von der heiligen Kraft, die Himmel und Erde erſchuf, und wird fortleben in immer größern Wirkungskreiſen, bis er mit dem Urquell alles Schönen und Ewigen in Gott zuſammenſtrömt!

So ſprach der begeiſterte Künſtler, der Todesengel aber nahte ſich leiſe, und lößte mit weicher Hand die Bande der Erde, und trug die entfeſſelte Pſyche mit leichtem Fittig empor in ihre höhere Werkſtatt.

* * *

Das Kaleidoskop.

Vater! rief Erich, mit freudeſtrahlenden Augen: Siehe, was ich bekommen habe! Ein Guckkäſtchen mit mancherley Figuren, und jegliche trägt die Farbe des Regenbogens! Sieh' nur einmal hinein, ſie treiben in ewigem Wechſel, und eine iſt immer ſchöner denn die andre!

Der Vater betrachtete das Geſchenk, es war ein Kaleidoskop. Weißt du auch, ſprach der Vater, daß du die Bilder, die dich ergötzen, noch um vieles vermehren kannſt?

Wie denn? mein Vater! rief Jener erſtaunt, und der Vater ging und brachte einige unanſehnliche Stückchen Glas, und mehrere kleine Steinchen.

Verwundert blickte ihn der Knabe an, doch befolgte er den Rath des Vaters, und ſiehe, die unanſehnlichen Glasſcheiben bildeten ſich in dem künſtlichen Glaskäſtchen zu zierlichen Roſetten und Glanzbildern; und der Knabe jauchzte und rief:

Wie wunderbar! ſelbſt das geringſte muß ſich hier zu lieblichen Bildern formen und ründen, denn alles ſpiegelt das ſeltſame Glas in vielfachem Glanze zurück. —

Es iſt das Bild eines heitern Gemüthes! ſprach der Vater. — Gleich dieſen theilt es jedem Gegenſtand, den es in ſich aufnimmt, ſeinen eigenthümlichen Zauber mit, und weiß ſelbſt dem unbedeutenden eine anmuthige Seite abzugewinnen!

Aber mein Vater, begann der Knabe nach kurzem Stillſchweigen von Neuem, wie mag es wohl kommen, daß die Kaleidoskope ſo verſchieden ſind, und manches nur mühſam die Steinchen erkennen läßt, die ſich darinnen befinden. Sie ſind doch alle gleich an Form und Geſtalt, und innrer Bauart! Lina hat daſſelbe Geſchenk erhalten, aber ſie hat keine Freude daran, ob es gleich von außen weit prächtiger ausſieht, denn es zeigt nur finſtre, glanzloſe Bildchen, und iſt nicht halb ſo ſchön, als dieſes hier. Willſt du, lieber Vater, ſo hol' ich es, damit du beide vergleicheſt!

Der Vater winkte bejahend, und der Knabe eilte ins Haus, und kam bald darauf mit ſeiner Beute zurück.

Bald war der Vater von der Wahrheit ſeiner Bemerkung überzeugt; und öffnete das Kaleidoskop um ſich von der Urſach dieſer Verſchiedenheit zu unterrichten. —

Als er aber die innern Gläſer betrachtete waren dieſe blind und trübe, ſo daß aus keinem ein reiner Schimmer hervorgehen konnte, und er machte den Knaben darauf aufmerkſam und ſprach:

Sieh' dieſes unreine Glas! Wie kann ein trüber Spiegel freundliche Bilder zurückwerfen? Es bedarf der innern Klarheit, um uns die äußern Erſcheinungen in anmuthigem Lichte zu zeigen! Denn jener Farbenſchmuck geht von innen heraus, und iſt eine Wirkung des Lichts, die ſich immer ſchöner offenbart, je reiner der Kriſtall iſt, welcher ſeine Strahlen aufnimmt!

Der Knabe ſchmiegte ſich inniger an den Vater und ſprach: Mir däucht, o Vater, dein Wort enthalte eine doppelte Lehre! Gewiß gleicht auch hierin das Kaleidoskop dem Menſchengemüth. Die Geſtalten des Lebens nehmen bald die düſtre Farbe einer umwölkten Seele an, und ſo erſcheint das Schickſal des Unglücklichen ihm bald im Mißverhältniß mit dem Geſchick Anderer, — ob es gleich oft daſſelbe iſt, was jene beglückt!

So bewahre den Kriſtall deiner Seele, damit dir die Freuden des Daſeyns getreu bleiben! ſprach der Vater. Erich aber lächelte mit heiterm Kindesblick ihm ins Auge, und der glückliche Vater las darinn die ſchöne Beſtätigung ſeiner Hoffnung.

◆

Sappho und Alkäus.

Lesbiens Haine hatten oft Sappho, Mythilenens herrliche Sängerin belauſcht, wenn ſie in ſtiller Einſamkeit des Geſanges harmoniſche Pracht den Saiten entlockte.

Oft weilte ſie hier, ihre Leier im Arm, und harrte auf die Eingebung der Götter, bevor ſie mit den Gaben der Muſen geſchmückt, in den Kreis der ſtaunenden Griechen trat.

Jetzt, da die bleiche Sängerin, getroffen von dem Pfeil des Schmerzes, in ihre Schatten floh, wurden ſie die Vertrauten ihrer Liebe, ihrer zärtlichen Klagen.

Melodiſcher ſäuſelte das Laub, wenn Sappho durch die düſtren Haine irrte, leiſe koſend folgte das flüſternde Bächlein ihrem flüchtigen Schritt; aber keine der ſonſt ſo geliebten Stimmen wollte mehr des Geſanges heilige Gabe in ihrer Bruſt erwecken. Ach, aus ihrem Herzen war der Friede gewichen, ſeitdem irdiſche Neigung das Bild der Götter daraus verdrängt hatte. In tiefe Grabesnacht verſanken die fröhlichen Lichter ihrer Phantaſie, wie die buntſchimmernden Farben in graue Dämmerung zerrinnen, wenn die Sonne ihr Antlitz der Erde entzieht.

Oft verſuchte ſie es, der verſtummten Leyer neue Melodien zu entlocken, aber jeder bebende Akkord würde ein klagendes Echo ihrer eignen Bruſt. Phaon! ſeufzte ſie, — und aufgeſchreckt von dem Namen des Ungetreuen, eilte ſie in die dunkelſten Schatten, als wollte ſie ſich ſelbſt entfliehen. Aber nicht allein trauerte Sappho in den lesbiſchen Hainen. — Aläus der Sänger, ſuchte auch die Einſamkeit, denn in ſeinem Herzen lebte Sapphos Bild mit unvergänglichen Farben, hold und edel, wie er ſie zum erſtenmahle ſah, im Kreis der Sänger, geſchmückt mit dem erſten Lorbeer des Ruhmes, von den Göttern geſegnet, hervorgehoben durch die Huldigung der Menge. Auch ſeine Seele war göttlich begabt, gleich der ihren, und die Himmliſchen ſelbſt ſchienen ſein Gemüth für ſie mit heiliger Gluth entzündet zu haben, ſo daß er ſie anbetend im Herzen trug, wie der himmliſchen Muſen eine.

Geheimnißvoll flüſterten die Wipfel des Haines in des Suchenden Ohr, und er folgte den Stimmen des Waldes, und kam zu dem Orte, wo die Jungfrau ſaß, ſtill das Haupt über die Leyer gebeugt, weithinſtarrend in die bleiche, mondhelle Ferne.

Sappho! rief er leiſe, und ſeine Arme breiteten ſich unwillkührlich nach der theuren Geſtalt. — Da erhob die Jungfrau das bleiche Antlitz, und die dunklen Augen lächelten wehmüthig dem Freunde entgegen.

Warum fliehſt du aus unſerm Kreis, o Sappho? rief Alkäus, wurde dir nicht vor uns Allen die herrliche Gabe des Geſanges? — Was verbirgſt du dich in dieſe einſamen Gründe? — Iſt es nicht der Sänger heiligſte Pflicht die Götter zu verkünden, durch die Macht die ihnen verliehen ward, — und laut zu preißen die Freude des Daſeyns? — Kehre, o Sappho, kehre zurück zum Leben, das die Himmliſchen ſo lieblich ſchmückten durch dich!

So klangen die Bitten des ſchmeichelnden Sängers; aber Sappho ſenkte das traurige Haupt tiefer auf die Bruſt hinab und ſchwieg.

Ein Lufthauch berührte die Saiten der Leyer, daß ſie erklangen, wie die Seufzer bangen Schmerzes.

Da begann in der Tiefe des Haines eine Nachtigall ihren ſüßen Geſang. Sanft und klagend war ihre Stimme, als ſänge ſie den Abſchied des Frühlings, aus tiefer, ſchmerzlicher Bruſt.

Hörſt du, Alkäus, die Nachtigall? ſprach Sappho, ihren trüben Blick erhebend. Die Tage ihrer Liebe ſind dahin, mit ihnen verſtummt ihr

Geſang! — So wird auch Sapphos Geſang verklingen!

Das wollen die Götter nicht! unterbrach ſie Alkäus. Was es auch ſey, was dein Herz mit Sehnſucht erfüllet, — höher als jedes Glück der Erde ſey dir der göttliche Geſang!

Nenne mir den Geſang nicht göttlich, Alkäus! erwiederte Sappho trüb' und ernſt; — Wäre er es, ſo müßte er den Schmerz überleben, aber er unterliegt ihm, wie die vergänglichſte Gabe der Zeit! — Auch ich traute der Kraft in meinem Buſen, und ſchaute hinab, wie in einen unermeßlichen Quell: — Da faßte des Schickſals Hand die Uebermüthige, und der Lenz ihres Lebens verſank, weil die Liebe ſich von ihr wandte! — Gedenke Alkäus an Sappho, gedenke ihrer beim Geſange der Nachtigall!

So ſprach Sappho, und eilte flüchtigen Schrittes von dannen.

Aber Alkäus ſah ihr ſtill und traurig nach. Auch über ſein Leben hatte der Schmerz um ſie einen düſtren Schatten geworfen, doch er erlag ihm nicht! Seine Liebe war heilig und rein, weil er in Sappho nur das Göttliche verehrte, darum blieben ihm auch die Götter hold, und erhielten ihm die Kraft des Geſanges.

Lange noch weckten Alkäus Lieder Bewunderung und Liebe in edlen Herzen, indeß Sappho, des Buſens Schuld zu verſöhnen, in des Todes kalte Umarmung hinabſank. —

So bleibt dem edlen Gemüth der Sieg über den Schmerz, denn die Götter entziehen ihren Troſt nur dem Ungetreuen, der in unwürdiger Abgötterey die höchſte Liebe den vergänglichen Erſcheinungen des Lebens widmet, jene Gotteskraft, die der Menſchenbruſt nur geliehen wurde, um das Unendliche zu ahnen, und es zu verkünden in den himmliſchen Gebilden der Kunſt.

* * *

Das Kleinod.

Ein Knabe erblickte in einem Naturalien-Kabinet einen großen Kieſelſtein, deſſen unanſehnliche Hülle einen koſtbaren Amethyſt verbarg.

Erſtaunt über dieſe Entdeckung vermochte er ſeine Blicke nicht von dem wunderbaren Steine abzuwenden. Er hatte, was die Auſſenſeite deſſelben betraf, dergleichen ſchon mehrere geſehen; fortan beſchloß er jeden ähnlichen Kieſel aufs ſorgfältigſte zu ſammeln, um ſich eines ähnlichen Schatzes zu verſichern.

Begeiſtert von ſeinem Vorhaben, begann er, als er zu Hauſe war, mit mancherlei geheimnißvollen Andeutungen von demſelben zu ſprechen. Die Liebe, ſo er zu ſeinen Eltern hegte, zeigte ihm in dem Kleinod, das er zu erringen hoffte; das willkommene Mittel, manche ihrer kleinen Sorgen zu erleichtern, ſo kam es, daß er ſie oft mit der Annäherung beſſerer Zeiten tröſtete, und das Glück der Kinder pries, denen es gelänge, Freude über das Leben ihrer Eltern zu verbreiten. Er begann nun, ſo oft er vermochte, weite Wanderungen in das Gebirge zu machen; er hatte ſich die Abzeichen jenes Steines wohl behalten, und ſuchte nach ihnen mit prüfenden Blicken umher. Immer kam er beladen nach Haus, und täglich vermehrte ſich der Vorrath ſo er in ſeinem Kämmerlein aufſchichtete, denn er gedachte ſich einen großen Reichthum zu ſammeln und trug ſich mit den fröhlichſten Hoffnungen.

Der Vater, der das ſtille Treiben ſeines Sohnes beachtete, bemerkte bald mit Unmuth daß er über den Eifer, mit dem er den Mineralien nachging, die nöthigſten Arbeiten zu vernachläßigen begann. Wirklich hatte auch der

Knabe ſeit jenem Tage allen Trieb zu nützlichem Fleiße verloren, denn wie er auch bisweilen ſeine Bücher hervorſuchte, immer zog es ihn wieder zu den Steinen, und er hämmerte und zergliederte unaufhörlich und auch in den Lehrſtunden waren ſeine Gedanken bei den Kieſeln, und er träumte ſogar davon.

Da begab es ſich einſt daß der Vater, von den Winken der Lehrer aufmerkſam gemacht, in ſeines Sohnes Kämmerlein trat, um ihn mit Ernſt zu ermahnen. Er fand aber denſelben gar traurig am Boden ſitzen und ſein Auge ſah kummervoll, und viele der zerſchlagenen Steine lagen um ihn her.

Was weilſt du ſo ſtill und betrübt unter den Kieſeln? begann der Vater.

Ach, ſeufzte der Knabe, ich habe, ſeitdem ich den unvergleichlichen Amethyſt geſehen, immer gehofft einen ähnlichen Schatz zu entdecken, und dachte mir es ſo ſchön, euch alle damit zu erfreuen, und allen zu helfen mit dem Ertrag meines Fundes, aber mein Suchen und Mühen iſt vergebens, und ich gebe nun alle Hoffnung auf, ein ſolches Kleinod zu erringen.

Daran würdeſt du Unrecht thun! entgegnete der Vater. Gewiß hat die Natur jenes Bild nicht vergebens vor deine Augen geſtellt! Bewahre es getreu, vielleicht gelingt es mir dich auf ſichererm Wege zu einem Schatze zu führen, der dir alle jene Vortheile gewährt.

Wie, du wüßteſt? unterbrach ihn der Knabe in froher Ueberraſchung: wo iſt der Schatz den du meinſt, und wie ſoll ich ihn finden? —

Das Kleinod, von dem ich ſprach, entgegnete der Vater, liegt viel näher als du meinſt, und es bedarf nur eines frommen beharrlichen Sinnes, um ſich deſſelben zu verſichern. Wie thörigt, daß du auf den Höhen des Gebirges umherirrteſt, daß du beſchwerliche Klippen erſtiegeſt und dich müde trugſt an den laſtenden Kieſeln! Nicht dort, in dir ſelbſt liegt der Schatz den du ſuchen ſollteſt, und nicht umſonſt ſtandeſt du vor dem rohen Stein, deſſen Tiefe dir ſeine innere Schätze enthüllte, und dich hinwies auf einen ähnlichen Gewinn. Die Hoffnung, die damals in dir erwachte, und dir einen noch unbekannten Seegen verhieß, hat dich nicht getäuſcht, aber die Richtung war falſch, die dein Streben genommen. Weißt du nicht, o mein Sohn, und hat es dir dein Herz nicht geſagt, wo du das, was ich meine, ſuchen und finden ſollſt? Hat nicht des Schöpfers Hand in unſre Bruſt ſchönere Reichthümer niedergelegt, als in den lebloſen Kieſel? Und ſind nicht die Vortheile unendlich größer, die du dir von der Ausbildung derſelben verſprechen darfſt? War, um willſt du einen Schatz überſehen, deſſen Seegen ſo wichtig iſt, und deinen Blick nach Außen kehren, wo alles das Gepräge der Vergänglichkeit trägt?

Da verſtand der Knabe des Vaters Rede, und er erröthete, denn er gedachte der vielen Stunden, ſo er unnütz verſäumet, und die Ermahnungen der Lehrer fielen mit dem innern Vorwurf vereint auf ſein Herz. Wie Schade iſt es um die verlorne Zeit! ſeufzte er endlich und wie betrübt es mich, daß ich trotz aller meiner Mühe ſo gar nichts gewonnen habe! — Vergiß nicht, was dieſe Stunde dir gab! ermahnte der Vater. Du ſollteſt vielleicht den geringeren Vortheil entbehren, damit dir ein größerer zu Theil würde. Gehe hin und ſuche die Schätze, die ich dich kennen gelehrt; in Fleiß und Geſchicklichkeit wirſt du ſie finden!

Da ermannte ſich der Knabe und trug die läſtigen Steine hinaus, und ſchlug ſtatt ihrer die Bücher auf, und forſchte nach andern Juwelen. Der innere Schatz aber nahm zu mit jeglichem Jahr, und zuletzt ward ihm gegeben, nach dem er verlangte, — er wurde die Freude, die Stütze ſeiner Eltern!

* * *

Das neue Paradies.

Als der finſtere Schatten der Schuld des Paradieſes heiteren Frieden verdrängt hatte, und die Blüthenzeit menſchlichen Glückes allmählich zu welken begann, da trauerte der Himmel und verhüllte ſein Antlitz in Wolkenſchleyer und vergoß bittre Thränen der Pein.

Lange währte die Trauer der Natur, und die gefallenen Menſchen zagten und bebten und verbargen ihr ſchuldiges Haupt in der Tiefe der Felſen, oder in den dichteſten Wäldern, denn ſie meinten alſo dem Strafgericht des Mächtigen zu entgehen, der zum erſtenmal in der Stimme des Donners zu ihnen ſprach.

Mit ſtiller Betrübniß ſah Eloah, der Schutzengel der Geſchaffenen, wie das Ebenbild Gottes immer mehr aus dem muthloſen Daſeyn der Menſchen verſchwand. Hoch und herrlich hatte Gott den Menſchen erſchaffen. In ſtolzem Bewußtſeyn flammte ſein Auge, göttlichen Feuers voll, und ſeine Stimme war laut und klingend, weil durch ſie der Hauch des Ewigen offenbart werden ſollte, der in ſeinem Buſen wohnte. Jetzt ſuchte das irre Auge den Boden, ſchüchtern abgewandt von dem Reiche des Lichtes; die Stimme ſeiner Bruſt war verhallt, wie der Tempel verſtummt, aus dem die Götter entflohen ſind, und die bebenden Lippen fanden nur noch Laute ihre Schuld zu bereuen, und um den Verluſt des Paradieſes zu klagen.

Dies alles ſah Eloah, vertraut mit dem Grauen der Zukunft, und ſeine Seele war voll tiefer Trauer und er trat mit heißen Thränen vor Jehovah und ſprach:

Wecke, o Allgütiger, eine neue Kraft aus der Erde Schoos zum Seegen deiner Erſchaffenen. Siehe, ihr Geiſt iſt gebeugt und zu Boden gedrückt von der Laſt ihrer Schuld. Belebe ihn aufs neue durch ein Wunder deiner Macht und reiße ihn aus der dumpfen Betäubung durch einen Beweis deiner Gnade!

So ſprach Eloah und Gott erhörte ſein Gebet und gebot dem Schoos der Erde die edelſten Kräfte zu ſammeln, und einen neuen Segen hervorzubringen, zur Freude der Menſchheit. Da wuchs die Rebe empor und bot die üppigen Trauben dem ſchwachen Geſchlecht zur Labung dar, und ihre Frucht war ſüß und belebenden Feuers voll.

Und die Menſchen erkannten alſobald die herrliche Gabe und ihre Kraft das Herz zu erfreuen und neuen Muth zu geben, und ſie pflegten ſie ſorglich und pflanzten ſie um ihre Hütten, und es erfreute ſich daran Jung und Alt. Aber wie auch von der Gluth des Weines geſtärkt, ihr Geiſt ſich freier und muthiger bewegte, ſo wollte er dennoch nicht gänzlich geneſen, und die Augenblicke der Freude waren vielmehr einem ausgelaſſenen Taumel gleich, der einen noch düſtrern, unmuthigern Zuſtand zurück ließ.

Mit kummervollen Blicken ſah Eloah, von welcher kurzen Dauer das Glück war, was die Erde gegeben hatte, um den Menſchen mit ſeinem Unglück zu verſöhnen. Und er erhob ſein Antlitz wiederum zum Himmel und betete zu Jehovah und ſprach:

Siehe, die Gabe deiner Erde iſt ſüß und erlabend, und des Menſchen Herz hat ſeine Freude daran, aber was von der Erde kommt iſt vergänglich wie ſie, darum, o Ewiger! erbarme dich aufs neue des Menſchen! Sende einen Strahl deines Himmels herab, unvergängliche Freuden bringend, damit das entartete Herz ſich wieder frei und hoffend ſeinem himmliſchen Vaterlande zuwende, dem alleserfreuenden Licht!

So betete Eloah voll Inbrunſt gen Himmel und die ewige Liebe erhörte das Flehen des Engels und ſandte ihm den Troſt der Gewährung.

Da entſtieg dem Schooſe des Lichts eine freundliche Huldgeſtalt, mit hellglänzenden Schwingen, die ſchwebte in leichtem Fluge zur Erde hinab; bunte Blumen entkeimten ihren Schritten, und die Gefilde verklärten ſich von dem Abglanz ihres himmliſchen Geſichts. Und ſie trat in den Kreis der Menſchen und erzählte ihnen von den Freuden des Himmels und von den Geheimniſſen der Natur und erfüllte ihre Bruſt mit ſeeliger Ahnung, und erweckte in ihnen ein neues ſeeliges Leben. Und die Menſchen lauſchten erſt mit ſchüchterner Freude den lieblichen Tönen ihres Mundes, bald aber entbrannten ſie von heiliger Begier all das Große, Herrliche nachzuahmen, wovon die freundliche Göttin erzählte. Still und ſinnend wandten ſie ihren Blick allmählich von den Erſcheinungen der Erde ab, und ſenkten ihn in die eigne Bruſt, als käme von dort aus das Glück, deſſen Ahnung ſie ſo beſeeligend erfüllte. Einſam wandelten die begeiſterten Jünger der himmliſchen Lehrerin durch die Natur. Schon entfaltete ſich der Gedanke in der forſchenden Seele, und die Pulſe begannen ſich in höherer Thätigkeit zu bewegen.

Bald entkeimten die erſten Früchte des Seegens, aus der Saat der freundlichen Göttin. Nachahmend die Lauben des Hains, wölbte ſich der Bau des erſten Tempels unter der ſchaffende Hand der ſinnreichen Lehrlinge. Bald tönte der Klang fröhlicher Inſtrumente darinnen, und die Hymne der Menſchen übertraf das Lied der Sänger im Hain. Auch die vergänglichen Erſcheinungen der Natur ſuchten die kühnen Bilder zu feſſeln und wiederzugeben in Bild und Form, überall wehte der Odem der Kunſt, und drängte die Geſchaffnen nachzuſtreben dem unſichtbaren Erſchaffer, um zu ergänzen die Leere in ihrem Daſeyn, und kund zu geben die göttliche Abkunft ihrer Seele.

Und die Klagen verſtummten, und die Geſtalt des Menſchen erhob ſich wieder freier und ſtolzer, denn die Pforten eines neuen Paradieſes hatten ſich auf den Wink der himmliſchen Kunſt den Sterblichen zu ewig jungen Freuden erſchloſſen.

* * *

Die Reiſe in's Vaterhaus.

Alfried, der Sohn biederer Eltern, war mehrere Jahre von denſelben entfernt unter der Aufſicht eines frommen Lehrers geweſen. Die lebhafteſte Sehnſucht im Herzen, kehrte er jetzt zu ſeiner Heimath zurück. Es waren aber mehrere Tagereiſen bis zu dem Landgut ſeines Vaters, und die Wege dahin führten bald über ſteile, wilde Gebirge, bald durch anmuthige Thäler dahin, ſo daß ſich bald Furcht und Bangen, bald lebhaftes Entzücken des Knaben bemeiſterte. Der Lehrer aber, ſo Alfried begleitete, beachtete das empfängliche Gemüth ſeines Zöglings mit den Augen der Liebe; er ſah, wie oft unwillführliches Grauen ſeinen Fuß zurückhielt, wenn ſich der Pfad am Rande dunkler Abgründe dahinwand, aber immer bezwang er dies Gefühl mit dem Ausruf: Es iſt dieſes der Weg zum Vaterhauſe, und muß zurückgelegt ſeyn!

Wanderten ſie darauf durch die Ebene dahin, ſo ſchien es wohl zuweilen, als würden die herrlich blühenden Wieſen, und die duftenden Beeren ſo am Wege ſtanden den Knaben verlocken, und ihn feſthalten, aber ſobald ſein Begleiter der Heimath gedachte, ſo ließ Alfried alles Schöne willig zurück, und folgte jenem ohne Widerſpruch, den Blick hinaus nach dem theuren Ziele gewandt. Als ſie nun endlich das heimathliche Schloß erreicht, und Alfried an dem Herzen ſeiner Eltern lag, und alle die Seinen ſich bemühten, den Erſchöpften zu erquicken, und ſich in liebender Sorge um ihn drängten: da rief er einmal über das andre: O der Freude! was iſt die Beſchwerde der Reiſe gegen das Wiederſehn! und wie kommt jenes vorübergehende Ungemach und jener flüchtige Genuß nun gegen eure Liebe und die Reitze der Heimath gehalten, in keinen Betracht! — Er mußte hierauf allen von ſeiner Reiſe erzählen, und von den Fährlichkeiten ſo er bekämpft, — als er aber derſelben gedachte, war es, als erhöhte die überſtandne Gefahr den Genuß ſeines Glücks, und er ſchmiegte ſich nur noch ſeeliger und zufriedner an die Herzen der Seinen.

Als nun endlich die Nacht gekommen und Alfried, nachdem alles zur Ruh' gegangen, ſich mit ſeinem Lehrer allein befand, ſank er voll Rührung an ſeine Bruſt, und dankte ihm voll Inbrunſt, daß er ihn ſo gut und ſicher geleitet.

Da füllten ſich die Augen des frommen Mannes mit Thränen und er ſprach: die kleine Reiſe die wir gemeinſchaftlich gemacht, iſt ein Vorbild der großen Wanderung auf der wir uns alle befinden. Du haſt dich auf jener treu und beharrlich gezeigt, möge dieſer Sinn dich ferner begleiten, denn du, wie ich und wir alle, wir ſind ja doch eigentlich von Jugend an bis zu dem letzten Tage des Lebens auf dem Wege zum Vaterhaus.

Alfried wurde ernſt, denn er verſtand den Sinn dieſer Rede, und daß er von der himmliſchen Heimath ſprach, jener aber fuhr fort zu erzählen von den mancherley Wegen, die zu derſelben geleiten, und wie viele von des Unerforſchlichen Hand gar dunkel und geheimnißvoll gezeichnet wären, ſo daß des Menſchen Herz zage und nicht wiſſe, wo aus und wo ein.

Dabei ſprach er von mancherley Gefahren ſo den harmloſen Wandrer bedrohten, und vielen unſichern Begleitern, die ſich ihm zugeſellten, und ihn bald auf Abwege verlocken, bald ihn feſthalten wollten auf den breiten bequemen Steigen, um ihm den Gang zum Ziel zu erſchweren. Dies alles aber, ſchloß er, kannſt du überwinden, wenn du dein Auge wie heut, feſt auf den Führer gerichtet hältſt, der dich zur Heimath geleitet!

Ach, ſeuzte der Knabe: ſagteſt du nicht, daß du ferner nicht mit mir gehen könnteſt? Wie ſoll dich mein Auge erreichen?

Wie könnte ich mich ſelbſt meinen, verſetzte der Lehrer mit ſanftem Vorwurf, da ich dich längſt auf einen Führer verwies, deſſen Leuchte nie untergeht, und deſſen Wort, allen Landen verſtändlich, zu nahen und fernen Herzen ſpricht? Hab ich dir nicht das Geheimniß ſeiner göttlichen Liebe vertraut, und erkannteſt du nicht der Menſchen erſten und ewigen Freund?

Da erröthete der Knabe und er gedachte der herrlichen Lehren des Chriſtenthums, und der Zuſage des Herrn. Als aber der Lehrer fortfuhr in ſeinem Gleichniß, und von der Zärtlichkeit der Eltern auf die unendliche Liebe des himmliſchen Vaters, von dem irdiſchen Wiederſehn auf das Verſammeln in den Wohnungen des Friedens überging, und aus ſeinen Worten die Ahnung von der Unermeßlichkeit zukünftiger Wonnen in des Knaben Herz ſank, da erglühte er in ſtillem Entzücken, und er rief: O mein geliebteſter Lehrer, wie ſind die

Menſchen beglückt, daß ihnen allen die himmliſche Heimath offen ſteht, und daß es einen Führer giebt, zu derſelben zu leiten! Ich will ja nicht bitten, ſtets auf ebenen Wegen zu wandeln, aber das will ich flehen, daß mich nie jener ſeelige Führer verläßt, und daß ich, es ſey nun auf dunklem oder lichtem Pfade, gewißlich eingehe in's Vaterhaus!

Da umarmte der Lehrer ſeinen Zögling, und ſein emporgehobner Blick ſprach: Herr, hilf! daß es alſo geſchehe!

Die Winde.

O ſieh' meine Mutter, welch feine Blume dort am Weidenſtamme hanget! rief Alwina, auf eine weiße Winde zeigend, die ihren Kelch ſo eben der Sonne geöffnet hatte: — O dürft' ich ſie pflücken und mit mir nehmen!

Sie iſt ſehr zart, Alwina! entgegnete die Mutter, die leiſeſte Berührung zerſtört das reine Weiß ihrer Blätter!

Ich will ſie vorſichtig faſſen, und gar nicht antaſten, ſprach die Kleine mit bittendem Blick.

Lächelnd gewährte die Mutter, und bald trug Alwina die ſchöne, weiße Blume mit ſorglichen Händen vor ſich her.

Wie klar, wie rein! rief ſie entzückt, die ſchimmernde betrachtend. — Sie iſt ein Bild der Jugend, ſprach die Mutter: So glänzt auch deine Stirn Alwina! — Gleich der Weide am Bach, die dieſe Blume vor Wetter und Sonne geſchützt, hielt Mutterliebe bis jetzt jeden Sturm von dir fern, und das Leben warf noch keinen Schatten auf dein Angeſicht! O möchte es ſtets freundlich an dir vorüberziehen, und kein rauher Hauch dich berühren! —

Nicht wahr, in meinem Stübchen ſteht die Blume auch vor Sturm und Sonne geſchützt? frug Alwina nach kurzem Nachdenken. — Ich will recht ſchnell gehen, damit ſie nicht traure, daß ich ſie von der Weide entfernt habe.

Fröhlich hüpfte die Kleine davon, — als ſie aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, und wieder auf die Blume blickte, ſtand ſie plötzlich ſtill, beſtürzt und tief betrübt, denn der Kelch derſelben hatte ſeinen reinen Glanz verloren, und der ſchnelle Luftzug ihre Geſtalt zerſtört.

Ach, wie konnte ſolches geſchehen! rief ſie betrübt, behütete ich nicht die Blume vor jedem Unfall? was hat ſie alſo verwandelt?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bis jetzt ſtand die Blume im Schatten, und war vor Wind und Sonne gedeckt! erklärte die Mutter: jetzt hat ſie zum erſtenmal der rauhe Lufthauch getroffen und ſeine Spuren ihrer Geſtalt eingedrückt. So fern du ſie jedem Unfall hielteſt, du konnteſt ſie den Eindrücken von Außen nicht entziehen! Allmählich verwandelte ſich ihre Geſtalt, gleich dem Menſchengemüth, an welchem Zeit, Beyſpiel und Erfahrung mit trübendem Hauche vorüberziehen.

Die arme Blume! ſeufzte das Kind: ach Mutter giebt es kein Land, wo milde Lüfte wehen, und ſolche Blumen ganz rein bleiben?

Da warf die Mutter einen ſtillen Blick gen Himmel und ſprach: wahrlich es giebt ein Land, wo alle Blüthen, für welche das Leben zu rauh war, ſich in voller Lieblichkeit entfalten werden!

Einſt, Alwina, werden wir hinüber ziehn; möge bis dahin Gottes Vaterhand dein Leben beſchirmen.

* * *

Der Demant und die Leyer.

In einem ſtillen Thale, am Fuße des Libanon, lebte ein friedliches Hirtenvolk, noch unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen andrer Völker.

Die Berge, die ihr Thal umgaben, zogen gleichſam die Grenze zwiſchen ihnen und der fremden Auſſenwelt, und blickten mit ihren ſonnigen Häuptern wie die Schutzgeiſter ihres Friedens, in die fruchtbare Tiefe hinab.

Samed, ein ehrwürdiger Greis, war das Oberhaupt dieſes Stammes und zugleich der Prieſter ihrer Tempel.

Einfach wie ihre Sitte war ihr Gottesdienſt. Ihre Altäre dampften nicht von dem

Blute unſchuldig geopferter Thiere; aber ſie waren ſtets mit friſchen Kränzen geſchmückt, denn die Bewohner des Thales brachten die Erſtlinge des Feldes dankbar der Gottheit dar.

Lange bewahrte Samed in einem der Tempel ein köſtliches Kleinod, das man in dem Schoos des Gebirges gefunden hatte. Dieſes aber war ein Stein, hell wie die Sonne, und rein wie die Perlen des Thaues, wenn ſie der Morgen auf die lechzenden Fluren ſtreut; darum ehrte man in ihm das Bild des göttlichen Segens, und bewahrte ihn gleich einem Heiligthum, in dem Innern des Tempels.

Und es begab ſich, daß einſt ein Abgeſandter von Salomo's Hofe in das Thal kam, mit dem Auftrag des Königs, den köſtlichen Stein einzutauſchen für anderes Gut, das ihm gleich ſey an Werth, denn das Gerücht von dem ſeltenen Kleinod war bis über die Berge erſchollen und hatte ſich weit verbreitet.

Und der Abgeſandte hielt vor Samed's Hauſe, begleitet von einem prächtigen Zuge reich beladener Kameele, und er befahl ſeinen Sclaven, die Schätze abzuladen, und ließ ſie vor Samed niederſetzen, und ſprach:

Siehe, dieſes Alles bietet dir Salomo, mein König, wenn du ihm den Demant überlaſſen willſt, zum Schmuck ſeiner Krone.

Und der ehrwürdige Prieſter berief die älteſten Hirten, denn er wollte ihre Meinung vernehmen in Gegenwart des Geſandten. Sehet, ſprach er, die köſtlichen Teppiche und den Reichthum an Gold und Silber, und zierlichen Gefäßen! — Alles dieſes bietet uns der mächtige König von Iſrael zum Schmuck unſerer Tempel für den einzigen Stein!

Aber die Hirten erwiederten: Einfach waren bisher unſre Tempel, und die Gottheit wohnte darin; was ſoll uns die Pracht, da wir auch ohne dies der Huld des Himmels uns erfreuen! Gieb', o Samed, den Reichthum zurück. Uns bleibe der Stein, das Sinnbild des Seegens, der in Thau und Sonnenlicht unſere Fluren erfreut!

Und Sameb erhob ſich mit Würde und ſprach zu dem Geſandten: Sage dem König, was du gehört! Er wird dem Volke nicht zürnen, das mit frommer Treue an ſeinen einfachen Sitten, an ſeinen ehrwürdigen Gebräuchen hängt.

Als der Abgeſandte das Thal verlaſſen, und eine geraume Zeit ſeitdem vergangen war, da trat eines Tages zu Sameb ein fremder Jüngling von hoher Geſtalt und herrlichem Anſehen, der trug eine goldene Leyer im Arm, und er ſprach: Willſt du mich aufnehmen in dein ſtilles Thal, o Sameb? Siehe, der Neid und die Bosheit haben mich verdrängt von dem Herzen meines Königs, deſſen Liebling ich war, und er hat mich verbannt aus ſeinem Angeſicht! Mir iſt nun nichts geblieben, als das Vertrauen auf die Gottheit, und der Troſt des Geſangs!

So ſprach der Jüngling, und ſchwieg. Da betrachtete Sameb des Jünglings Stirn und die leuchtenden Augen, und beyde waren frei und rein von jedem Schatten der Schuld, und er öffnete ihm ſein Haus, und ſprach: Ziehe ein mein Sohn, dein Antlitz bürgt mir für die Wahrheit deiner Rede! — Und der Jüngling gewann täglich mehr die Liebe des Prieſters. Sittig ehrte er die Gebräuche des Volks, und verherrlichte ſeine Feſte durch den Klang ſeiner Leier.

Aber die Bewohner des Thals, als ſie zum erſtenmal die Allmacht der Töne empfanden, hielten ihn für der Himmliſchen Einen, und verſammelten ſich in Schaaren um den lieblichen Sänger, und horchten und weinten vor unausſprechlichem Entzücken.

Mit ſanfter Freundlichkeit erwiederte der hohe Fremdling die Liebe der Hirten; er lehrte die Jungfrauen holde Geſänge und unterrichtete die Jünglinge in der Kunſt des Saitenſpiels. Bald begann ein neues Leben in dem Thal der Hirten, denn jedes Herz ſchien ſich freier und froher zu heben, ſeitdem der Engel der Tonkunſt ſeine Seegnungen über ſie ausgoß.

Aber nicht lange, da ging ein Gerücht

durch das Thal: Salomo ſendte ſeine Boten aus, den Sänger aufzufinden, denn er habe ſeine Unſchuld erkannt, und verlange nach dem Klang ſeiner Lieder.

Da regte ſich in des Jünglings Bruſt die alte Liebe zu ſeinem Gebieter, und er trat zu Sameb und ſprach: Siehe, mich ziehet mein Herz zu ihm, dem ich diene von Jugend an, und ich muß euch verlaſſen! aber behaltet die Leyer, mein Geiſt wohnt darinnen und wird bei euch ſeyn, mit Liebe und ewigem Dank!

Traurend vernahm Sameb die Rede des Jünglings, und berief ſeine Freunde zu ſich und ſprach: Sehet es ſcheidet von uns der liebliche Sänger, Liebe und Dankbarkeit ruft ihn zu ſeinem Könige zurück; wir können ihn nicht halten! aber laßt uns ihm eine Gabe reichen, würdig des hohen Geſchenkes, das er uns hinterläßt, denn er hat uns geeſegnet durch ſeine Kunſt, und uns aufgethan einen unerſchöpflichen Quell des reinſten Genuſſes! da ſprachen die Aelteſten der Verſammlung: Reiche ihm den Stein, o Samed! Gleich wie er mit himmliſchem Thau unſre Seelen getränkt, ſo möge er das Köſtlichſte wieder empfangen, was unſere Fluren zu bieten vermögen, den ſonnenhellen Demant, den wir dem Könige geweigert. — Und ſie öffneten den Tempel, und nahmen den Stein vom Altar, und hingen an ſeiner Statt die Leyer auf, und weihten ſie dem Lobe der Götter.

Die Feuer-Lilie.

Einen weißen Lilienſtengel und eine Feuerlilie in der Hand, trat die zarte Elwire zu Eraſt, ihrem Vater. Freundlich legte ſie beydes vor ihm hin und ſprach: ſchon oft haſt du mir, mein Vater, von dem ſtillen Leben und der ſinnigen Bedeutung der Blumen erzählt, durch dich wurde mir das Veilchen im Mooſe zur Lehrerin, die mir den Werth der Beſcheidenheit in lieblichem Bilde vertraute, und auch die Roſe lehrteſt du mich lieben, weil ſie in ihrer Schönheit, ſo ihr vor allen der Himmel verliehen, zugleich ein Bild holder Sittſamkeit iſt, deren heilige Waffe das Heer zudringlicher Schmeichler zurück hält. Erkläre mir nun heut, lieber Vater, der Lilie Bedeutung, und ſage mir zugleich, wie es geſchehen, daß die Feuerlilie ein ſo verſchiedenes Gewand erhielt, und warum ihr der liebliche Duft verſagt wurde, der jene vor allen verherlicht? — Freundlich blickte der Vater zu dem lieblichen Kinde herab. Er hatte es von jeher geliebt, die ernſten Lehren des Lebens in das heitere Gewand anmuthiger Gleichniſſe zu hüllen; denn er kannte die Herzen der Jugend, und wußte, daß ſich die Weisheit kindlicher Worte und Bilder bedienen müſſe, um von denſelben geſucht und verſtanden zu werden.

Laß uns die Blumen betrachten, Elwire! begann er jetzt, indeß ſich jene aufmerkſam an ſeiner Seite niederließ. Siehe die Lilie! einfach und ungeſchmückt, ragt ſie dennoch in ruhiger Hoheit über viele der bunten Blumengeſchlechter empor, alle die ſie betrachten, entzückend durch ihre reine Geſtalt, wie durch den balſamiſchen Duft, der ihrem Kelche entſtrömt. Seit langer Zeit wurde ſie als die Blume der

Unſchuld verehrt; aber ich möchte ſie noch lieber ein Bild holder Weiblichkeit nennen, und ſie vor allen ihren Schweſtern, kindlichen Jungfrauen mitgeben, zur Begleitung durchs Leben. Reinheit und Würde heben ſie, ohne daß ſie äußern Schmuckes bedarf, über die Glänzendſten ihres Geſchlechts empor. Ohne die Blicke durch blendenden Schimmer auf ſich zu ziehen, fesſelt ſie deſto dauernder dieſelben, ſobald man ihre Anmuth erkannt. Ein Bild anſpruchloſer Tugenden, deren Werth immer höher ſteigt, je länger wir betrachtend auf derſelben verweilen.

Fern liegt ihr der Wunſch, durch eitlen Prunk zu gefallen; ſie ſcheint zu ahnen, daß dieſes ihren eigenthümlichen Zauber vielmehr zerſtören würde, ſo wie dies die traurige Geſchichte ihrer Schweſter, der Feuerlilie beweiſt.

Erzähle mir nun, mein Vater! von dem Geſchick dieſer Blume! bat Elwire, ſich kindlich an ihn ſchmiegend, während der Vater die Feuerlilie mit ernſten Blicken beſchauete, und ſie zu dem Gegenſtand ſeiner Betrachtung einweihte.

Als noch die Erde in unmündiger Kindheit, begann er, des ſeeligen Schutzes hoher Himmelsbewohner genoß, und Engel von Zeit zu Zeit ihre Heimath verließen, um in der neuen Schöpfung zu luſtwandeln, da geſchah es, daß einer derſelben ein Thal betrat, über welches der Frühling ſeinen reichſten Seegen ausgegoſſen hatte. Lilien und Roſen, Tulpen und Anemonen, und was der Lenz Entzückendes hervor bringt, ſtand hier in holder Eintracht verbunden. Süße Düfte überſtrömten die liebliche Stelle, und wohlthätiger ſchien ſelbſt der Strahl der Sonne hier zu verweilen. Ueberraſcht und entzückt von der Schönheit dieſes Anblicks, durchirrte der Engel die reiche Blumenwelt, viele der holden Erſcheinungen laut preiſend, bis er endlich auch zu der hohen Lilie kam. Stumm und ſeelig in ihr Anſchauen verſunken, fand er kein Wort ihre Schönheit zu preiſen; aber er faltete die Hände, und dachte an Gott, deſſen Hand mit ſo viel Lieblichkeit der Blume Antlitz geſchmückt hatte, und betete ſtill.

Als aber der Engel das Thal verlaſſen, ſiehe, da wand ſich eine giftige Schlange aus den Blumen hervor — dieſelbe, die ſpäter das erſte Menſchenpaar verführte, und ſie kam vor die Lilie mit böſen Gedanken; denn des Engels ſtilles Gebet hatte ihr Herz mit Groll und Haß gegen die Blume erfüllt, und ſie dachte darauf, wie ſie ſolche verderbe. — Theilnehmendes Mitleid erkünſtelnd, blickte die Schlange zu der hohen Lilie empor, und begann: — Wie ungerecht, o du arme Verlaſſene, war der Schöpfer dieſer Blumen gegen dich! Siehe, alle deine Schweſtern wurden mit der lieblichſten Farbe bekleidet, und der Engel war von ihrem Anblick entzückt, und bewunderte laut ihre Schönheit, nur dich betrachtete er mit ſchweigendem Unmuth, weil du ganz reizlos und unbedeutend erſcheinſt, ſo vielem Farbenglanz gegenüber. O hätte ich dich früher geſehen, ich hätte dir ein andres Gewand gegeben, denn es ſteht in meiner Macht, dich über alle deine Schweſtern zu erheben, und dich zu der Königin der Blumen zu machen!

Die Schlange aber hatte, indem ſie dieſe Worte ſprach, das Gift des Neides und der Eitelkeit in das Herz der Lilie gegoſſen. Allmählig durchdrang ſeine Gluth ihren Buſen, und verwandelte ihre Beſcheidenheit in hoffärthige Begier, und ſie ſchauete im Kreiſe ihrer Schweſtern umher, und fühlte ſich zum erſtenmal verletzt von der Schönheit der Roſe und der Pracht der Tulpen, ſo vor ihr im Abendgold leuchteten.

Du haſt Recht! ſprach ſie jetzt zu der Schlange, bitteres Unrecht iſt mir geſchehen! Ich, die Erhabenſte von Allen, ſollte alle überſtrahlen an Schönheit und Pracht. Kannſt du, ſo gieb mir der Roſe Gluth, und den bunten Schimmer der Tulpen! Ich kann es nicht ertragen, mich von dieſen Geringern verdunkelt zu ſehen! Alſo ſprach die Lilie, und ihre Wangen erglühten in den Flammen des Neides und des Hochmuths. Schau in den Quell zu deinen Füßen! Was du wünſcheſt, geſchah bereits! ſprach die Schlange, und mit heimlichem Triumph, daß es ihr gelungen war, die Reine zu verderben, zog ſie hölliſcher Freude voll von dannen. — Ueberraſcht von der flammenden Gluth, die das zarte Weiß ihres Kelches durchdrungen, beſchauete die Lilie ihr glänzendes Bild. Mit immer größerm Wohlgefallen hing ſie an demſelben, denn durch das Verderben, ſo ſie aus dem Giſthauch der Schlange geſogen, war zugleich ihr Sinn befleckt und befangen worden, und ſie hatte nicht mehr die Macht, das wahre Schöne zu erkennen und vom falſchen Prunk zu unterſcheiden. — Ha! ihr eitlen Blumen, ſo ſprach ſie zu ihren Schweſtern: Was ſeyd ihr fortan neben mir? — Gleicht mein Antlitz nicht der Sonne? und ſtehe ich nicht als ſolche gebietend über euch erhaben, eine Königin aller Blumen? Und ſie breitete ihre Blätter in hoffärthigem Dünkel auseinander, um ſich auch die Geſtalt der Sonne zu geben, und ſchaute immer ſtolzer und herriſcher zu den ſtillen Schweſtern herab.

Als aber der Engel wieder das Thal beſuchte, um vor der hohen Lilie ſtill an Gott zu denken, und ſich an ihrem Anblick zu erfreuen, ſiehe, da fand er die traurige Verwandlung. Voll Beſtürzung und tiefer Trauer ſtand er da vor dem fremden Bild. Dahin war der liebliche Duft, der ſonſt dem beſcheidenen Kelche der Blume entſtrömte, und das zarte Weiß ihrer Blätter in flammendes Rothgelb verwandelt. Er ſah es, gehäßige Leidenſchaften hatten ſich des Herzens der Blume bemeiſtert und ſie alſo verſtellt, daß keine Spur ihrer ſonſtigen Lieblichkeit vorhanden war. Weinend kehrte er ſein Antlitz von der Bethörten, und in ſein Herz kam eine tiefe Trauer, denn er ahnete die verderbliche Macht zum erſtenmale, die tief verhüllt unter den Blumen des Paradieſes lauerte.

Die Blume aber nahm ſein Schweigen für tiefe Bewunderung, und ihr Stolz wucherte fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ſo blüht ſie noch heute in den Gärten der Menſchen, wenn auch nicht zur Freude derſelben, doch zur ſtillen Belehrung. — Ernſt ſchwieg. Nachdenkend blickte Elwire auf die Blumen herab. — Ich werde beyde Lilien in meinen Garten pflanzen, mein Vater! begann ſie. Führe du mich zu der Feuerlilie, wenn du einem eitlen Wunſch in meiner Seele begegneſt!

So lange du das Bild der reinen Lilie im Herzen trägſt, entgegnete der Vater, wird dieſes jede eitle Begier zurückweiſen! Laß es daher dein ſchönes Vorbild bleiben, ſo werden die guten Menſchen gleich jenem Engel, wenn auch nicht bewundernd, aber freudig und fromm in deiner Nähe weilen, und dankbar an Gott denken, der des Weibes Seele zum Tempel der ſtillen aber heiligſten Tugenden gebildet hat!

* * *

Fritz und Felix.

Der erſte Schnee war gefallen. Weiß ſchimmerten die Dächer und Baumgipfel umher, und über dem ſpiegelglatten Teich hatte ſich eine feſte Eisrinde gezogen, welche von leichten Schneeflöckchen überweht, gleich hellen Brillanten erglänzte.

Erſtarrt vor Froſt und Kälte kehrten Fritz und Felix mit ihren Geſpielen von der Eisbahn zurück; gern traten ſie heut in die warme Stube der Mutter, ſo wenig der beſchränkte Raum ihre ſonſtigen Lieblingsſpiele geſtattete, nur einige der Knaben waren unmuthig und riefen: der Winter iſt ein ſchlimmer Gaſt, und der Sommer uns tauſendmal lieber!

Das könnte ich eben nicht ſagen! begann Fritz, indem er ſein Lottoſpiel hervorſuchte. — Im Sommer ſchwärmt alles ohne Ziel und Zweck im Freien umher, jetzt aber kann man ſich in Ruhe verſammeln, und ein vernünftiges Spiel treiben! — Kommt, nehmt die Karten! Ein jedes ſetzt einen Groſchen, und der Glückliche gewinnt alles!

Der wilde Knabentroß ſetzte ſich jubelnd um den bereiteten Tiſch, nur Felix, ein ſtiller Knabe mit freundlichen Augen, bat bei der kranken Schweſter bleiben zu dürfen, die feſt im Bett lag, und ſehnſüchtige Blicke nach dem Spieltiſch hinüber warf. — Ich will dir indeß erzählen, liebe Emmy! begann er leiſe, indeß er ſeinen Schemmel ganz dicht an ihr Bett zog. Von dem dankbaren Blick der Kleinen ermuthigt, fuhr er fort: Sie alle haben geſagt, der Winter ſey ein ſchlimmer Gaſt; aber mir iſt er gar lieb und vertraut. Ich habe viele ſchöne freundliche Bilder erblickt, die jene nicht ſahen, und dieſe will ich dir auszumahlen ſuchen, weil du doch nicht hinausgehen darfſt in den glänzenden, weißen Garten. — Und er begann nun von der Felshöle am Weiher und von ihren Kryſtallwänden, und von dem demantnen Teich zu erzählen, durch deſſen Rinde er in eine gar ſüße Wunderwelt geblickt habe. Allmählig gewann ſeine Erzählung die Geſtalt eines anmuthigen Mährchens, ſo daß die Kinder, die ſeine Worte vernahmen, bald vom Spieltiſch aufhorchten und ſich einige ſogar von demſelben hinweg begaben, und in ſeine Nähe kamen. Felix aber fuhr fort von der Höhle zu erzählen, und von einer wunderholden Frau, ſo er in derſelben geſehen, auch ſchilderte er einen alten Diener mit eisgrauem Barte und ſilbernem Haupthaar, der dem Befehle der Gebieterin gehorchend, bald murrend und grollend durch die Fluren zog, bald mit Sturmeseile ihre Gebote vollſtreckte, ſo daß die Kinder oft über die ſeltſamen Schilderungen lachen mußten, und ſich überaus wohl befanden bey des Knaben Erzählung.

Immer beredter wurde Felix, als er nun von der ſchönen Jungfrau Roſe und der ſüßen kindlichen Viola und der reizenden Amarantha erzählte, man fühlte wohl, er ſprach von Blumen, die der Winter auf das Gebot der Natur unter die Erde geführt, aber in ſeinem Munde verwandelte ſich alles ſo wunderbar, daß man bald in ihnen holde Prinzeſſinen zu ſehen vermeinte, die in der Tiefe der Höhle bey der hohen Königin in ſtrahlenden Gemächern wohnten, bis daß die Zeit ihrer Befreiung gekommen, wo ſie ſodann wieder über der Erde zur Freude der Menſchen wohnen durften. Immer aufmerkſamer wurden die Kinder, und baten und rieſen: o erzähle immer mehr von den ſchönen Prinzeſſinnen und der Königin, und dem alten, verdrießlichen Graubart! Als aber Fritz bemerkte, daß der Sinn der Knaben nunmehr allein dem Erzählenden zugewandt, und ſein Spiel gänzlich verlaſſen war, erzürnte er heftig und ſprach: O ihr Thoren! wie könnt ihr nur Geſchmack finden an Dingen, ſo ſich nie auf der

Erde begeben? Wißt ihr nicht, daß alles nur Lug und Trug iſt? Kommt, und blickt einmal unter die Eisdecke des Teiches! Sumpfiger Moraſt und Kröten iſt alles, was ihr dort finden werdet, ſo wie in jener Höhle nur häßliche Eulen und Spinnen hauſen. — O über euch kindiſche Buben! Was euch wirklichen Vortheil gewähren kann, verlaßt ihr, um euch von Felix artige Bilder vorgaukeln zu laſſen, während wir längſt von dem gewonnenen Gelde Kuchen und Aepfel kaufen und ein herrliches Gaſtmahl bereiten könnten!

Die letzten Worten wirkten gewaltſam auf die Sinne der Knaben; wie aus einem Traum fuhren ſie empor, und kehrten lärmend und jubelnd zu dem Spieltiſche zurück. Emmy aber reichte dem kleinen Erzähler ſehr freundlich die Hand, und bat: fahre fort lieber Felix! wenn du mir ſo ſchön erzähleſt, ſo vergeſſe ich alle Schmerzen! Und Felix lächelte heiter und ſpann ſeine anmuthigen Bilder fort.

Die Mutter aber, die in der Entfernung

das Treiben der Kinder mit angeſehen hatte, dachte in ihrem Herzen: So iſt es, und ſo wird es bleiben auf Erden!

Unbefangen ſtreut Poeſie ihre Blüthen auf uns herab, ob ſie der ſpekulirende Verſtand belächle oder zerpflücke, oder der wandelbare Sinn der Menſchenkinder ſie bewundre oder gleichgültig aufgebe: ſie weiß es, ihr ward keine Waffe ihr Recht zu vertheidigen. Still wie ein Bote von Jnſeits zieht ſie an den Herzen der Menſchen vorbei, alle freundlich grüßend, aber nur dem in die Arme ſinkend, der den Troſt einer unſichtbaren Welt bedarf, oder durch das Geheimniß des Schönen mit ihr im Innern verbunden iſt.

* * *

Der Johannisbeerstrauch.

Im Felſenthal der Welt entflohn,
Weilt ſtill und ernſt der Wüſte Sohn,
Johannis, der berufen war
Zu ſammeln der Verirrten Schaar. —
Er wallt umher, der Sonne Gluth
Gießt zehrend Feuer in ſein Blut,
Doch denkt, verſenkt in ernſt're Pflicht,
Er auf des Leibes Pflege nicht.

Schon thaut der Abend auf die Flur;
Da ſiegt die menſchliche Natur;
Und tief ermüdet ſinkt ſein Haupt
Auf eine Felsbank, kühl umlaubt. —
Er ſchaut umher; wohin er blickt
Iſt keine Hand die ihn erquickt,

Nicht Speis und Trank, nicht Quell noch Frucht,
Wo auch ſein ſpähend Auge ſucht.

Er ſeufzt, doch blickt er auf und ſpricht:
Der Herr läßt doch ſein Werkzeug nicht!
Von Dornen wund iſt Fuß und Arm,
Es fließt in Tropfen, hell und warm
Sein Blut hernieder zu dem Strauch,
Der ihn gekühlt mit ſanftem Hauch;
Bald ſchlummert er, und träumet ſüß
Von lichter Zukunft Paradies,
Und von der Liebe ſtarkem Held,
Dem rüſtig er das Feld beſtellt. —
Indeſſen hat der Strauch mit Luſt
Geſchmiegt ſich an des Schläfers Bruſt;
Ihm iſt ſo wohl, ihm iſt ſo gut,
Seit ihn getränkt des Sehers Blut,
So hat kein Lichtſtrahl ihn erquickt,
So hat ihn noch kein Lenz geſchmückt.

Und als geſtärkt von ſanfter Nacht
Johannis heiter nun erwacht:

O Wunder! iſt des Strauches Grün
Geſchmückt mit glänzendem Rubin! —
Und Beeren purpurroth und hell
Wie ihres Urſprungs reiner Quell,
An Labung ſüßen Trauben gleich,
Bekränzen fröhlich das Geſträuch.

Da ſinkt Johannis betend hin,
Und blickt empor mit Kindesſinn
Und ſchlürft den ſüßen Labetrank
Der reifen Frucht, mit Lieb' und Dank
Die Traube aber blieb zur Zier
Dem guten Strauche für und für,
Und wird bis heut in jedem Land
Johannisbeere noch genannt.

◆

Die Baumschule.

Es war an einem hellen Herbſtnachmittage, als der ehrwürdige Pfarrherr mit ſeinen drei Kindern nach beendigtem Unterricht in den Garten trat. Er war heute beſonders zufrieden mit ihnen geweſen. Nicht allein, daß ſie ſeine Erklärungen aus der heiligen Schrift mit der größten Aufmerkſamkeit beachtet; nein, ihr junges Herz hatte ſich ſo wahrhaft mit der empfangenen Lehre befreundet, daß ſie, ohne des Vaters Antrieb, ganz aus freier Wahl das ſchöne Kapitel Pauli von der chriſtlichen Liebe Vortrefflichkeit, auswendig gelernt hatten. Darüber war nun dieſer von Herzen froh; er ſchloß ſich heute nicht wie gewöhnlich in ſein Studierzimmer ein, ſondern nahm die Kinder freundlich bey der Hand, und ging mit ihnen zu dem Garten hinab, ihre Feierſtunde zu theilen. Der kleine Fritz ſprang mit hohen Freudenſätzen voran, während Theodor und Chriſtlieb an des Vaters Seite ſittig daher ſchritten, um ſeinen Worten zu lauſchen, denn ſie achteten des Vaters Rede, und hatten ihn von Herzen lieb. Theilnehmend betrachtete er mit ihnen die Spätlinge der Blumenwelt. Hier und da ſtand noch eine blühende Levkoy und der Aſtern buntes Geſchlecht. Die Blüthen der letztern aber waren ſchon dürftig und klein, und ſchienen ſagen zu wollen: Nehmt nur mit uns vorlieb! Roſen und Nelken ſind ſchon ſchlafen gegangen, aber wir wachen noch, wenn auch mit kleinen ſchläfrigen Augen, bis der Schnee kommt, und Ihr eine neue Freude habet! Wohlgefällig ſchaute Chriſtlieb auf die Blumen herab; aber ſie pflückten keine, um des Gartens letzte Zier nicht zu rauben. Gern hätten die Kinder den Vater zu ihren Beeten geführt, aber er lenkte mit ihnen zu dem entfernteren Theile des Gartens. Hier war eine Baumſchule, die der Pfarrherr vorzüglich hegte und liebte. Eben war der Gärtner beſchäftigt, mehrere der ſchlanken Bäumchen zu okuliren. Was macht Johann? frug der kleine Fritz, nachdem er mit ſeinen Geſchwiſtern der Arbeit desſelben eine Weile zugeſehen hatte. Er veredelt das wilde Stämmchen durch die Keime eines guten Baumes, ſagte der Vater: Kommt wir wollen ſeine Arbeit näher beſchauen! Und ſie traten hinzu, und der Gärtner zeigte ihnen die Augen, die er von guten fruchttragenden Bäumen genommen, und nun mit groſzer Sorgfalt in die Rinde des wilden Holzes einſenkte und behutſam verband.

Sehet, lieben Kinder! begann der Pfarrherr, dieſe Keime ſo klein ſie ſind, theilen ihre veredelnde Kraft nach und nach dem ganzen Stämmchen mit. Iſt des Gärtners Werk gediehen, und haben die erſten Sproſſen getrieben; dann wird der wilde Gipfel des Baumes vollends beſchnitten, damit die edlen Zweige volle Kraft gewinnen, und bald trägt das junge Bäumchen Blüthen und Früchte, ſo gut und ſüß, wie der Baum, von dem jene Keime genommen waren. Aber lieber Vater, begann Theodor, warum iſt es denn auch bei dieſen Bäumchen nöthig, daß ſolches geſchieht? Haſt du ſie nicht alle aus guten Kernen gezogen, und ſind die Meiſten nicht Schößlinge aus den Wurzeln der beſten Obſtbäume unſers Gartens?

So iſt es, mein Sohn! entgegnete der Pfarrherr. Aber auch der veredelte Baum, da er ſeiner Natur nach wild iſt, vermag aus ſeinen Wurzeln und Kernen, nur ähnliches zu erzeugen. Seine Schößlinge werden ſtachlich und die Früchte derſelben untauglich bleiben, bis die Veredlung, die jener durch das fremde Pfropfreis empfangen, auch ihnen zu Theil wird, und die ſonderbare Verwandlung ſich in ihnen wiederholt.

Aber wo ſtand denn der Baum, von dem alle dieſe Keime genommen ſind, welche das ſchöne ſüße Obſt über die ganze Erde verbreiten? frug Chriſtlieb: gewiß kommt er auch aus dem ſchönen Paradieſe, wo alles ſo gut und vortrefflich war, und der liebe Gott hat ihn erhalten, zum Beweiſe, wie er die Menſchen noch immerfort liebt, wenn ſie auch durch ihre Schuld die ſchönen Früchte, die er ihnen beſtimmte, nur noch durch Fleiß und Anſtrengung gewinnen können!

Wohl war es ein Kind fremder Zonen, das zu uns herüber kam, die Erzeugniſſe einer verwilderten Natur zu veredeln! entgegnete der Vater. Es ging mit unſern Bäumen wie mit dem Menſchengeſchlecht. Beide bedurften in ihrer Ausartung eines Lebensbaumes, deſſen Kraft ſie zu ihrer urſprünglichen Schöne, ſeiner eigentlichen Beſtimmung wieder zu erheben vermochte.

Ja lieben Kinder, fuhr der Pfarrherr fort, nachdem er ſich auf eine nahe Raſenbank niedergelaſſen hatte: Es liegt in dem, was vor unſern Augen geſchieht, manche wichtige Lehre und die Natur iſt ſo reich an Gleichniſſen, daß wir nie an ihren Bildern vorüber gehen ſollten ohne daraus einen Gewinn für unſer Leben zu ziehen! — Sehet dieſe Baumſchule an! Gleichet ſie nicht in Allem was ſich mit ihr begiebt, uns armen Menſchenkindern? Und finden wir nicht, wenn wir ſie aufmerkſam betrachten, in ihr das eigne Geſchick? — Das ganze Menſchengeſchlecht iſt einem Baume mit unendlichen Zweigen vergleichbar, der ſeine wilden Stacheln von der Wurzel, oder von Adam an, bis zu den gegenwärtigen und künftigen Sproßen fortpflanzt. Alle empfinden den Schaden der geſunkenen Natur, und alle ſind Glieder eines verwilderten Ganzen. Keines vermöchte die guten Früchte zu tragen, zu denen uns der liebende Schöpfer erkor, wäre nicht auch für uns ein edles Pfropfreis vorhanden, und durch dieſes uns Errettung beſtimmt. Und vermögt ihr mir, lieben Kinder, den Lebensbaum zu nennen, deſſen Kraft allein ſo Wunderbares vollbringt? der nicht allein mit uns, ſondern mit allen Zeitaltern in Verbindung ſteht, und den alten Stamm des Menſchengeſchlechts von der Wurzel an, bis zur Krone veredelt?

Der Pfarrherr ſchwieg, während der Kinder fragende Blicke an ſeinen Lippen hingen. Endlich nahm Chriſtlieb das Wort und begann, das heitere Auge mit Glanz erhebend: Von wem könnteſt du alſo reden, wenn es der liebe Herr und Heiland nicht ſelbſt wäre?

Ja, du geliebtes Kind! ſprach der Pfarrherr: von dieſem und keinem andern kann die Rede ſeyn, wenn es die Veredlung und Rettung des ganzen Menſchengeſchlechts gilt! Er, der Erlöſer der Welt, deſſen Namen die Himmel mit Ehrfurcht nennen, iſt der Lebensbaum, durch deſſen ſeegensreiche Gemeinſchaft wir armen, verwilderten Sproſſen allein zu geneſen vermögen. Und wollt Ihr wiſſen, wie ſolches geſchieht, ſo öffnet ſeinem heiligen Wort, dieſem Keim alles Lebens, euer Herz. Habt Ihr aber ſolches gethan, ſo wird auch der Sonnenſchein von oben nicht fehlen, und die Lebenskeime werden gedeihen, und in lieblichen Blüthen herausbringen, ſo wie es der Herr uns verheißen durch ſeinen heiligen Geiſt! Sehet meine Kinder, fuhr er fort, indem eine Freudenthräne in ſein Auge trat, Keiner ergründet das Geheimniß der Natur, wie viel weniger das große Wunder der Erlöſung. Aber ſo wie wir es an der Blüthe des Baumes merken, und an ſeinen Früchten erkennen, daß die Verwandlung mit ihm geſchehen; ſo auch an dem Leben des Chriſten, das durch den Einfluß des göttlichen Beyſtandes erneuert und geheiliget wird.

Die Kinder hatten unwillkührlich die Hände gefaltet, und ihre andächtigen Blicke ſagten, daß ihr Herz bei der Rede des Vaters war. Da zog der Pfarrherr ſie an ſein Herz, und ſegnete ſie der Reihe nach, und ſprach: Möge Gott das Gebet Eures Gärtnes erhören, und Euch gute und nützliche Bäumchen werden laſſen, in denen der Geiſt des Lebens recht ſichtbarlich walte! Möge die ſchöne Blüthe ächter Menſchlichkeit, wie ſie in des Heilands Wandel auf Erden uns allen voran leuchtet, ſich auch in Euch recht erfreulich entfalten, damit jeder an Euren Früchten erkenne, daß ihr ſein Eigenthum ſeyd.

Da gelobten die Kinder, die ſeeligen Keime des Chriſtenthums recht treu und feſt im Herzen zu bewahren, der Vater aber faßte ſie bei der Hand, und führte ſie zu den jungen ſchlanken Bäumchen zurück, und hieß ein Jedes der Kinder Eines von denſelben wählen.

Als ſie aber ſolches gethan, ſchenkte er ihnen daſſelbe, und ſprach: möge Euch dies Bäumchen an Euern guten Vorſatz erinnern! So wie ſich dieſe jungen Sprößlinge erheben, und mit jedem neuen Lenze vervollkommnen werden, ſo ſtrebet ihnen mit Luſt und frommem Eifer zur Höhe nach! Im nächſten Frühjahr ſchon werdet ihr ſehen, wie das edle Reis, ſo ihm eingeſenkt wurde, ſich in friſchen herrlichen Trieben verkünden, und die wilde Natur des Bäumchens immer kräftiger verdrängen wird, und ſo möge auch des Herrn Wille immer weitern Raum in euern Herzen gewinnen, damit er jeden Eigenwillen beſiege, und man in allen Eurem Thun erkenne, weſſen Geiſtes Kinder ihr ſeyd.

Da jubelten die Kinder, und jedes zeichnete ſein Bäumchen, und nannte es mit ſeinem Namen. Der Gärtner aber ſenkte den ſchlanken Stämmchen der edlen Keime mehrere ein, und verband die Zweige mit weichem Baſt, und ſchützte ſie für das Eindringen des Wetters.

Als nun der Frühling kam, und der Saft in den Bäumen ſich bewegte, ſiehe, da trieben die geimpften Zweige allmählig gar ſtattliche grüne Reiſer hervor. Und die Kinder freuten ſich deſſen, und erquickten ſich an dem lieblichen Vorbild. Als aber der Lenz zum zweitenmale erſchien, und die Bäumchen nun zum erſtenmale im vollen Schmucke der ſchönen Mayenblüthe ſtanden, und des Pfarrherrn Kinder, zart und einfach wie ſie, mit den ſtillen fragenden Blicken vor den Vater traten, und ihn zu den Bäumchen geleiteten, da harrte ihrer noch eine größere Freude; denn der ehrwürdige Pfarrherr ſchloß ſie an ſein Herz und ſagte: der Herr hat unſer Gebet erhört! der Keim iſt zum Leben gediehen, ſo wie in dem Bäumchen, ſo auch in eurem Gemüth!

Und in demſelbigen Lenze wurde Theodor und Chriſtlieb gewürdigt, zum erſtenmale an dem Tiſch des Herrn zu erſcheinen.

* * *

Der Sonnenuntergang.

Mild und erquickend war der Abend niedergethaut, langſam ſenkte die Sonne ihre Strahlen durch das röthlich umſäumte Gewölk und unten im Thal zogen ruhig die Heerden ihrer friedlichen Heimath entgegen.

Hoch auf dem Hügel, den die Abendgluth überglänzte, ſtand Milon's Hütte, umſchattet von Eichen und fliſternden Birken, der Herbſt hatte die Gebüſche rings gefärbt, und am Rebengeländer ſchwellte die Traube in ſüßer Fülle empor, aber niemand war, der ſich der vollen Frucht erfreue, niemand der ſie freudig breche.

Milon, der freundliche Greis, der gern

überall half, und weiſen Rath ertheilte, der Vater jedes Nothleidenden, der die Liebe aller beſaß, Milon lag auf ſeinem Lager matt und krank. An ſeiner Seite trauerte Amynta, ſeine Tochter, in bangem Kummer, denn eine ſchmerzliche Krankheit hatte ihren Vater des Augenlichtes beraubt und der leidende Greis hatte kein Licht in der langen Nacht, als die tröſtende Rede Amynta's.

Jetzt ruhte ſein Haupt auf ihren Arm geſtützt; die Abendſonne ſandte ihre milde Gluth durch's kleine Fenſter und küßte erwärmend die bleiche Wange des Kranken, daß an dem ſanften Feuer ſich die erloſchne Kraft noch einmal emporrang und das Leben ſich in des Greiſes Bruſt wohlthuend erhob.

Führe mich hinaus unter meine Eiche, Amynta! bat Milon: Mir iſt, als würde mir dort wohl werden! Laß uns des Abends ſüße Düfte trinken und das Wehen der milderen Luft! Warm und erquickend iſt der Sonne Scheideblick! Laß uns den lichteſten Platz wählen und uns dort niederlaſſen!

Und Amynta geleitete den wankenden Greis in's Freie unter die Eiche. Sanft ſetzte ſie ihn auf die mooſige Bank, und bog die Zweige hinweg, daß der warme Strahl des Vaters Wange berühre. Dann begab ſie ſich an ſeine Seite, und faßte die welken Hände des Greiſes mit wehmüthiger Freude. So mild hatte er lange nicht gelächelt, ſein Antlitz leuchtete wie verklärt, und die offnen Augen ruhten ſo heiter auf der Gegend, als ſähen ſie noch das bunte Schauſpiel des Tages. Aber Amynta weinte ſtill, ſie wußte daß der dichte Schleyer auf immer trennend zwiſchen ihn und das Leben geſunken war. Zärtlich umfaßte ſie den Vater, und ſagte ſanfttraurend: Und wenn du auch ſelbſt nicht ſieheſt, ſo ſollſt du noch einmal träumen von des Abends freundlicher Milde!

Ja, erzähle mir von der ſchönen Welt, bat der Greis, damit ich dein Entzücken theile!

Und Amynta begann, nachdem ſie ihre

feuchten Wangen getrocknet: Wie ſchön iſt, wie köſtlich die Stunde, in deren Frieden ſich die Natur und des Menſchen Gemüth zum Abſchied ſammelt von den bunten Erſcheinungen des Tages! Noch ſteht die ſeegnende Sonne über dem Gewölk, das in Weſten ſich lagert. Welch' ein ſeeliges Scheiden und welch' ein Feyern der Erde, die ihren erquickenden Seegen trank! der Bäume Wipfel wehen ihr flüſternd den Abſchiedsgruß zu, und die Vögel im Walde ſingen darein aus voller dankbarer Bruſt. Hörſt du das Flöten im Gebüſch und das Rauſchen des Baches unten am Hügel? Alle dieſe melodiſchen Stimmen feyern des Dankes ſeelige Stunde.

Laß auch uns ſie feyern, meine Tochter! ſagte der Greis: Sanft iſt es und ſüß, die Spuren eines ſeegnenden Daſeins verfolgen, und erhebend die Stunde des Heimgangs nach den Werken des Tages!

Jetzt ſenkt ſich das Antlitz der Sonne tiefer herab! fuhr Amynta fort: Wolken verſchleyern des Himmels leuchtendes Auge! — O wie ſogleich bey ſeiner Verhüllung ein banger Schatten über die Erde fliegt. Es iſt, als traure die Flur, daß jenes die Dankesthränen nicht mehr zu ſehen vermag, die ihr die Liebe zum Opfer bringt.

Sie geht in Wolken unter, damit ihr der Abſchied nicht allzuſchwer werde von der Welt, die ſie geliebt! entgegnete der Greis.

Jetzt, o mein Vater! rief Amynta: jetzt blickt ſie noch einmal unter dem dunklen Schleyer hervor, aber ſchon taucht ihr Antlitz hinab und neigt ſich hinter die Berge. Sie ſinkt, der nächtliche Streif, der ſie einen Augenblick verdunkelt, bleibt zurück, und klar, wie geläutertes Gold, das ſich von den Schlacken getrennt, entſchwebt ſie dem Blick, um einer andern Welt ſegnend aufzugehen.

So werden wir der Erde Schmerz und Leiden zurücklaſſen, wenn die große Scheideſtunde ſchlägt! verſetzte Milon: denn der Augenblick des Abſchieds iſt zugleich der der himmliſchen Befreyung!

Dunkler und breiter lagern ſich die Schatten über das Thal, fuhr Amynta fort, nur die Bergesſpitzen leuchten noch in röthlichem Licht, und bewahren in heiliger Stille den Abglanz der ſinkenden Sonne.

So lebt die Erinnerung des Edlen in denen am daurenſten fort, die ſeinem Herzen am nächſten geſtanden! entgegnete Milon mit leiſem Händedruck. — Gleich den röthlichen Gipfeln der Alpen, werden Jene ihm nachblicken von heiliger Liebe verklärt, und auch dann noch ſein Bild im Herzen bewahren, wenn in den tiefern entfernten Kreiſen ſein Andenken mit ſeinem Daſeyn zugleich verliſcht.

Still und ſtiller wird's auf der Flur, ſprach Amynta: Leiſe ſäuſelt der Weſt in dem falben Gebüſch während der balſamiſche Thau, ſüßen Weirauchdüften gleich, emporſteigt aus den würzigen Wieſen. Stärke, erquickende Luft, den Beſten der Väter! und du ſcheidender Strahl, komme wieder und bringe ihm Geneſung mit! Ja, bringe ihn dem Geliebten, neues Leben, neue Kraft! denn er ſeegnete und wirkte wie du des Guten die Fülle, und diente auf ſeine Weiſe voll Treue dem Herrn, der dich und ihn und uns Alle erſchaffen hat. — Doch mein Vater! Du biſt ſo ſtill? — Du ſchlummerſt, deine Augen ſind geſchloſſen, dein Haupt ſinkt ſchwer und immer ſchwerer herab? Leiſe, leiſe will ich athmen, daß du nicht aufgeweckt werdeſt.

Und ſie ſchwieg und ſaß ſtill; ihre Augen hingen an den friedlichen Zügen des Schlummernden, und ſanfte Hoffnung kam in ihr Herz.

Immer weiter dehnten ſich die Schatten über die Flur. Ein tiefer Frieden lag auf der Gegend umher. Alles war ſo ſtill, nur die Nachtluft ſtrich durch die Zweige und ſtreute falbe Blätter in die Silberlocken des Greiſes.

Lange ſaß Amynta auf dem Hügel. Die Sterne gingen langſam auf, und aus den zerriſſnen Wolken trat der Mond hervor. Ein Luſthauch ſtrich an dem Hügel vorüber, und hob die Locken von Milons Stirn. Als aber der blaſſe Mondſchimmer weiter verrückte, zeigte er Amynta das erblichne Geſicht des Vaters, auf dem der Friede des Todes lag.

Vergebens netzten ihre Thränen die kalte Hülle. Ruhig war ſein Lebenstag untergegangen, wie die milde Sonne ſich neigt, nachdem ſie die Erde geſegnet.

Am Morgen aber, als die Aurora des neuen Tages die weiße kalte Stirn des Greiſes noch einmal mit der Farbe des Lebens übergoß; als der Sonnenball majeſtätiſch emporflammte und frohen, raſchen Laufes ſeine neue Seegensbahn betrat: da hob Amynta ihre Arme in ſeeliger Ahnung zum Himmel empor, denn ſie gedachte ihres Gebetes, während welchem der geliebte Vater entſchlummert war, und die Ueberzeugung, daß er zu einem ſchöneren Leben erwacht ſey, erhob ihr Gemüth über den Schmerz des Verluſtes. Es war ihr, als ſchaue ſie in einen Morgen voll Licht und göttlicher Klarheit hinein, und ſie ſah den Geliebten darinnen wandeln gleich der ſegnenden Sonne, in erneuter Kraft in freyerem Wirken und Beglücken. Da verwandelten ſich die Thränen der Wehmuth in Thränen der Freude, und ſie ſank auf ihre Kniee neben der Leiche des Vaters, und ihre Seele erhob ſich zu Gott, und ſie betete an, in Demuth und Liebe, den Herrn des Lebens und des Todes.

Der Spaziergang.

An einem ſchönen Frühlingsmorgen begaben ſich Anna, Meta und Robert, drei Geſchwiſter von zartem Alter, von ihrem Vater begleitet auf die Wanderung in das nahe Gebirge. Sie hatten ſchon viel und mancherley von der herrlichen Ausſicht gehört, die der höchſte Gipfel darböte, und brannten vor Neugier, die hohen Wunder der Natur nun bald mit eigenen Augen zu ſehen. Schon hatten ſie den Fuß des erhabenen Berges erreicht; Annchen und Robert ſprangen munter und behend wie Gazellen den ſteilen Pfad hinan, während Meta, des Bergſteigens ungewohnt, ermattet zurück blieb, und endlich weinend geſtand, daß ſie nicht weiter zu ſteigen vermöchte. Betrübt ſtanden die Geſchwiſter um ſie her, denn ſie fürchteten, nun ſey auch ihr Vergnügen zu Ende, der Vater aber, der ihre Freude nicht ſtören wollte, verſuchte es die Kleine zu beruhigen, und rieth ihr, indeß auf der Wieſe zu verweilen, die ſeitwärts gelegen war, und auf welchen einige Bäuerinnen Gras mähend, hin und her ſchritten. Meta bezwang mit Gewalt ihre Thränen als ihre Geſchwiſter Abſchied nahmen, ſie wollte nicht zeigen, wie ſchwer es ihr werde, allein zurückzubleiben. Jene aber verſprachen ihr zur Entſchädigung alle ſeltenen Blumen und Steinchen zu ſammeln, die ſie auf der Höhe des Berges entdecken würden, und bald ſchritten die Wandernden rüſtig die Höhe hinan. Als ſie aber eine Strecke entfernt waren, vermochte Meta ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; ſie beugte ihr Haupt auf einen bemooſten Stein, und weinte bitterlich, daß alle ihre Hoffnung umſonſt geweſen ſey, und ſie die erhabnen Felſenbilder nicht ſchauen ſollte, von denen ſie ſo lange gehört und geträumet. — Melancholiſch ſäuſelten die hohen Tannen über ihr, als wollten ſie einſtimmen in ihre Klagen, und dies erhöhte dieſelben nur, anſtatt ſie zu mildern, es war, als wollte die Kleine vergehen in Schmerz und Betrübniß. — Da, als ſie endlich wieder die Augen aufſchlug, gewahrte ſie ein Veilchen im Mooſe; das ſah ſie mit ſeinem offnen blauen Auge ſo fragend an, als wollte es ſagen: Ueberſiehſt du uns denn ganz daß du ſo bitterlich weineſt, als wäreſt du nunmehr um alle Freuden gekommen? — Meta bückte ſich zu dem Veilchen herab, ſein Anblick überraſchte ſie freudig, denn längſt waren die erſten Frühlingskinder in ihrem Gärtchen verblüht. Schon wollte ſie daſſelbe pflücken, als eine Biene ſummend herabfiel, und ſich in den Kelch des Veilchens verbarg. Meta ſah wie das kleine Thier mit Wohlbehagen, den ſüßen Thau von der duftigen Blume trank, wie es ſich in ihrem Wohlgeruche berauſchte, und endlich erquickt und fröhlich ſingend davon zog. Ich will das Veilchen nicht brechen, ſprach ſie leiſe vor ſich hin, vielleicht ſparte die Natur abſichtlich die ſüße Blume, um durch ſie andre kleine Geſchöpfe noch oft zu erquicken. — Als ſie weiter umherſchaute, bemerkte ſie, daß der Platz, auf welchen ſie der Zufall verwieſen, gar nicht ſo leer und ſo arm an Freuden ſey, wie ſie es geglaubt hatte, denn rechts und links sproßten die mannigfaltigſten Kräuter, erhoben ſich die lieblichſten Blumen. Hier trieb ein Buſch Maienblumen die ſchlanken Stengel voll duftiger Glöckchen aus grüner Blätterfülle hervor, dort nickten goldgelbe Himmelſchlüſſel herüber, während der ſpielende Weſt ſüßen Staub von den balſamiſchen Blüthenkolben des jungen Weidengebüſches herabwehte, und die Gegend mit Wohlgeruch füllte. Dabey zog ein ſo fröhliches Summen, Schwirren und Tönen durch die Luft, als ſey erſt heute des Frühlings Luſt und Freude laut geworden in den glücklichen Kreiſen der weiten lebendigen Welt.

Wie freundlich iſt der gute Gott gegen mich! jubelte Meta: und wie undankbar war es vorhin Thränen zu vergießen, hier, wo alles Genuß und Unterhaltung gewährt! Und ſie ſtand auf, und ging von einer Blume zur andern, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Schmelz der Wieſe und an dem Treiben der Bienen und Schmetterlinge, welche ſie fröhlich umgaukelten. Jetzt kehrte ſie, beide Hände voll Blumen auf ihren Platz zurück. Ich will mir einen Kranz winden, zum Andenken an dieſe ſchöne Stelle! ſprach Meta, und ſie ſetzte ſich auf den bemooſten Stein, und begann das bunte Geflecht. — Als ſie ein Weilchen geſeſſen, bemerkte ſie, daß ſich dicht neben dem Baumſtamme, unter welchen ſie ſaß, ein Ameiſenhaufen erhob, und das Gras und die Hälmchen umher, Laubgänge bildeten, durch welchen die geſchäftigen Bewohner jenes Hügels in verſchiedene Gegenden zogen. Sie legte die Blumen hin, und beobachtete heimlich die kleinen Geſchöpfe. Bald ſah ſie dieſelben in eiliger Haſt an dem Stamme der Tanne emporklettern, bald ſchwer beladen zurückkehren, und in dem Hügel verſchwinden. Je länger ſie lauſchte, je mehr ergötzte ſie das Treiben der emſigen Thierchen. Neugierig, das Innere ihrer Reſidenz zu beſchauen, wagte ſie es endlich mit einem Stäbchen den Hügel zu lüften, doch bröckelte ſie nur eine kleine Scholle los, um nicht das künſtliche Werk zu zerſtören. Aber wie fuhr ſie zurück, als nun plötzlich im ängſtlichſten Tumult, die ganze Ameiſenwelt der kleinen Spalte zu entſtrömen ſchien. In einem Augenblick war der ganze Hügel bedeckt; die drohende Gefahr ſchien die ſtillen Bewohner deſſelben ſämmtlich außer Faſſung gebracht und allgemeinen Aufſtand verurſacht zu haben. Alles irrte durcheinander; große Bürden tragend, taumelten einige daher, und Meta ſchloß aus der Aengſtlichkeit dieſer Beladenen, daß dies wohl Mütter ſeyn müßten, die ihre Kindlein trugen, und dies machte, daß ſie es bereute, die armen Geſchöpfe durch ihre Neugier geſtört zu haben. — Als ſich die Schaar ein wenig verlaufen, gewahrte ſie, daß der Hügel lange gewölbte Gänge enthielt, und dieſer künſtliche Bau doch von dieſen kleinen Thierchen allein ſo wunderbar und bequem aufgeführt ſey. — Sie konnte ihres Erſtaunens kein Ende finden, und unwillkührlich rief ſie, ihre Hände andächtig faltend:

Wie groß iſt Gott, daß er auch dem geringen Geſchöpf ſolche Geſchicklichkeit gelehrt, und alſo für ſein Daſeyn geſorgt hat; und wie liebevoll muß dieſer große Schöpfer ſeyn, daß er auch in dieſe kleinen Herzen das Gefühl zärtlicher Sorgfalt gelegt hät, welches dieſe Thierlein eine Laſt tragen lehrt, welche größer iſt, denn ſie ſelbſt.

Immer tiefer verſenkte ſie ſich in die Betrachtung der göttlichen Allmacht und Güte; es war, als ſey ihr erſt jetzt das Auge aufgegangen für die zahlloſen Wunder der Liebe; ſorglicher betrachtete ſie jede Blume, jedes Inſekt, was ihren Blicken begegnete, und in jedem fand ſie eine neue Aufforderung, den weiſen Schöpfer deſſelben zu lieben, und laut zu preiſen.

Arme Meta, wie lange mußteſt du hier allein ſitzen und harren, während wir ſo vieles Herrliche ſahen! — So riefen jetzt die Geſchwiſter, dem Vater voran eilend, und die einſame Schweſter mit zärtlicher Liebe umſchlingend.

Beklagt mich nicht, ihr Geliebten! gab Meta zurück: Was ihr auch geſehen haben möget, ich habe den Schöpfer gewiß gleich euch bewundern und lieben gelernt! und ſie erzählte mit liebenswürdigem Entzücken, von dem Veilchen, den Bienen, den Ameiſen, und was ſie alles dabey entdeckt und empfunden.

Gerührt ſchloß der Vater das heitere Kind an ſeine Bruſt: Ich wollte Euch mit der Größe des Schöpfers inniger vertraut machen, ſagte er freundlich, doch du konnteſt uns auf die Bergſpitze nicht folgen; da ſorgte der liebende Vater an meiner Statt für dich, und lenkte deinen Blick auf ſeine geheimere Werkſtätte. Du haſt nun Gottes Größe im Kleinen geſchaut, und dein Auge ſagt mir, du haſt Ihn erkannt und empfunden! Möge der Eindruck, den ſeine gewaltigeren Schöpfungen auf deine Geſchwiſter gemacht, derſelbe ſeyn — und Ehrfurcht und Liebe gegen den großen Weltenvater nie in Eurem Herzen erkalten, dann wird er ſtets um euch ſeyn, und der geringſte Raum ſich zum Tempel geſtalten, wo dankbar Andacht und Liebe ihren Gottesdienſt feiert.

◆

Die Orangen.

Amanda hatte einen kleinen Orangenbaum mit Fleiß und Sorgfalt erzogen. Schon als Kind hatte ſie den Kern gelegt, aus dem das ſchlanke Bäumchen emporwuchs, daher war es ihr auch vor Allen lieb, und gewährte ihr täglich neue Freude.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo es durch des Gärtners Hülfe veredelt, den erſten Lohn treuer Pflege verſprach. Schon brachen aus den kräftigen Zweigen die erſten Blüthenknoſpen hervor; weiß und glänzend wie unberührter Schnee entfalteten ſich die kleinen Kelche, und hauchten Wohlgerüche um ſich her. Amanda jubelte laut vor Freude, als ſie die Blüthen entdeckte, und führte ihre Mutter zu dem Bäumchen, denn es bedarf das kindliche Herz die Wonne der Mittheilung.

Da ſieh, du Geliebte, ſprach ſie mit glänzenden Augen, zwölf herrliche Blüthen prangen an der Krone des Bäumchens. Nun darf ich der reichlichſten Erndte entgegen ſehn, und werde alle meine Lieben erfreuen können mit den köſtlichen Früchten!

Herrlich ſtehen die Blüthen, Amanda! erwiederte die Mutter, aber hoffe deswegen nicht, daß ſie alle dir bleiben! Vieles erzeugt die Natur um das Auge zu ergötzen, wenige Blüthen gedeihen zur Frucht! — Aber deshalb traure du nicht! — Iſt doch die Hoffnung, die Morgenröthe jeglicher Freude, ſchon an ſich ſelbſt ſo ſchön und erquickend, daß wir für dieſe allein ſchon dem himmliſchen Geber zu danken verbunden ſind!

Und Amanda bewahrte die Rede der Mutter in treuem Herzen, und verdoppelte von nun an die Pflege des Bäumchens.

Mit unermüdlicher Sorgſalt, trug ſie es von einem Fenſter zum Andern, wo die Sonne am wärmſten ſchien, und wandte abwechſelnd die zarten Zweige dem Lichte zu. Bald waren die ſchimmernden Blüthenſterne völlig erſchloſſen, herrlich prangte das Bäumchen in ſeiner blendenden Schöne. Amanda betrachtete es an jeglichem Morgen mit neuer Luſt, und als nun endlich die weißen Blättchen verwelkten und herabſielen, da ſammelte ſie den duſtigen Schatz und bewahrte ihn ſorglich in einem Gefäß.

Verſchwunden war nun die Blüthenzier, langſam ſetzten die Früchte an. Amanda trauerte nicht um den Schmuck des Baumes, ſie ſah im Geiſt die ſchwellenden Früchte. So ſchwinden auch glanzloſe Stunden in fröhlicher Eile dahin, wenn ein Strahl ſüßer Erwartung das Herz belebt.

Schon hatten einige Blüthen die Geſtalt runder Früchte gewonnen, indeß andre langſam verdorrten und zur Erde fielen. Amanda ſtand oft betrachtend vor dem Bäumchen und dachte bey ſich: Können auch nicht alle gedeihen, ſo werden die wenigen um ſo ſchöner zur Reife kommen! Und ſie zählte ihren Vorrath mit zufriednem Lächeln, und berechnete, wie ſie ſolche vertheilen wollte im Kreis ihrer Freunde.

Die Mutter beobachtete ſie oft im Stillen und ſprach zu ſich: Wie iſt die Jugend ſo reich an Hoffnung und Liebe. Selbſt das Mislingen des einen Genuſſes erhöht die Freude des andern! Sie ſteht im Glauben zu feſt, als daß ſie ihren ſchuldloſen Träumen entſagen könnte!

Schon waren zwei Drittheile der Früchte gefallen, einſam blickten die Letzten durch das üppige Laub.

Für die geliebte Mutter, den theuren Lehrer und mich! dachte Amanda in frommer Genügſamkeit, aber die nächſte Nacht raubte noch eine derſelben und ſie trauerte darüber, und betrachtete mit furchtſamem Blick den Reſt ihrer Habe.

Aber, als hätte die Sonne des Kindes

Kummer geſehen, verſandte ſie jetzt ihre erquickendſten Strahlen auf das Fenſter Amandas. Täglich reiften die Früchte ſchöner heran, ſchon verlor ſich das dunkle Grün in ſchimmerndes Goldgelb, bis die ſchwellenden Orangen vollendet herſtrahlten aus der dunklen Verhüllung. — Aber Amanda berührte das Bäumchen nicht; ſie harrte geduldig bis die ſaftigen Früchte herabfielen von der eignen Schwere gebrochen.

Freudig nahm ſie nun die duftige Gabe, und legte ſie behutſam in eine zierliche Schaale, und einen blühenden Kranz darüber.

So trug ſie das köſtliche Geſchenk herab in die Laube vor der Thür, wo die Mutter ſaß, und der freundliche Lehrer.

Sittig nahte ſie ihnen, und legte mit kindlichem Lächeln vor Jedes eine der herrlichen Früchte, und ihre Augen glänzten voll ſtillem Entzücken.

Aber die Mutter ſtreichelte freundlich des Kindes roſige Wange, und ſprach: So du nun beyde vertheileſt, was bleibt dir, Amanda, für deine Mühe und Pflege?

Habe ich mich nicht an den Blüthen gelabt, und an dem allmählichen Wachsthum der Früchte, und war das nicht Freude genug, du Geliebte?

So ſagte Amanda und ſah mit heiterm Blick zu ihr empor.

Da umarmte die Mutter das herzige Kind, und der Lehrer ſprach: Wohl hatteſt du recht o Amanda! der iſt nicht arm, der das Gefühl frommer Dankbarkeit auszuſprechen vermag in Wort und That! der ſchönſte Reichthum iſt ein Herz voll Liebe, denn jede Entbehrung ſelbſt wird ihm zur Freude, und gewißlich beglückt jegliche Wohlthat den Geber eben ſo ſchön, als Jenen, der die Gabe aus den Händen der Liebe empfängt!

* * *

Wolkenbilder.

Wolkenbilder, die ihr in unermeßnem Lichtmeer wie leuchtende Seegel daher zieht, als ſuchtet ihr eine befreundete Heimath auf, wie folgt euch ſehnend mein Blick, wie vertieft ſich mein Sinn ſo gern in die Betrachtung eurer wunderbar wechſelnden Geſtalten! Soll ich euch Gewande des Himmels nennen, deren ſtolzen Faltenwurf der ewige Meiſter täglich neu ordnet, ſein reitzendſtes Bild zu bekleiden, oder ſeid ihr die Schleyer eines tiefen uns noch verborgnen Geheimniſſes, die ſtillen Gemächer groſſer, ſchweigender Geſtalten, die über die Erde dahin ziehen, ſeegnend, aber tief verhüllt?

So dachte Alwina, als ſie am Rand des Baches gelagert, die ziehenden Himmelſchaaren mit ihren Blicken verfolgte. — Ach, ſie zogen zu dem Lande hinab, wo der Freund wohnte, den ihr Herz verlor. Sonſt waren ſie die Boten ihrer Liebe geweſen, jetzt ſuchte ihre Seele in ihnen eine höhere, befreundete Welt.

Flüchtig jagten die hohen Wolkenbilder an ihr vorüber. Schwüle Lüfte thauten von ihren Fittigen herab; ſie trugen bald den Schlummer auf das matte Auge Alwinens.

Und der Traumgott nahm den Faden der Wirklichkeit auf, und ſpann ihn leiſe ſeinen Schöpfungen ein. Über ihr wölbte ſich wie vorhin die ewige Bläue, und die flüchtigen Schatten der Wolken glitten in abentheuerlichen Formen durch das weite Gebiet. Röthlich glühten ihre Häupter, gleich beſonnten Alpen, und ſie zogen näher und näher, ſchwellenden Knoſpen vergleichbar, die ein ſüßes, liebliches Daſeyn verbergen, und nun freigeben wollen.

Da auf einmal wollte es ihr bedünken,

als gewahrte ſie eine lichte Geſtalt in dem duftigen Wolkenſchoos ruhend, die blickte freundlich zur Erde hinab, goldene Körner herniederſtreuend. Jetzt entſchwebte eine zweite der leichten Wolkenverhüllung, ſie trug Roſen ums Haupt, und an der Bruſt, ihr Fuß ſchwebte leicht und fröhlich daher, ihr ganzes Weſen athmete Milde und bezaubernde Anmuth.

Freundlich breitete ſie ihre Arme der Ruhenden entgegen, leichte Zephire trugen ihre Stimme zur Erde hinab.

Eile und verſende die köſtlichen Körner, o Schweſter!

Siehe, der Morgen bricht an, und der Menſch langt nach dem friſchen Becher des Lebens. Streue dein Goldkorn hinein, himmliſche Zufriedenheit, damit der Trank ihm gedeihe, und er Gott dafür preiſe und ferner ſeinen Seegen behalte.

Und deine Gabe Geliebte? entgegnete jene: was zögerſt du mit deinen Roſen die Sterblichen zu beglücken?

Ich pflege ſie erſt an meinem Herzen, o Schweſter! gab jene zurück: die Freuden der Liebe verblühen bald, wenn ſie nicht von ätheriſchen Stoffen genährt und erwärmt werden. Dann aber dauern ſie über das Leben hinaus, und führen den Beglückten zu Gott empor.

Eine neue Erſcheinung durchbrach den Nebel, während jene ihren Kranz zur Erde ſenkte. Sie hatte Flügel an den Schultern, die in den Farben der Iris erglänzten, und welche ſie bald auf den höchſten Gipfel des Wolkengebirges trugen. Ihr Gewand war der Morgenröthe vergleichbar. Sie trug eine Lyra im Arm, von ihren Harmonien hervorgerufen, drängten ſich zahlloſe, leichtbeſchwingte Geſtalten hervor. Das ganze Nebelreich wurde von bunten Gebilden bevölkert.

Eilet freundliche Träume, rief die göttliche Phantaſie: Eilet in die Stuben der Armuth, des ſtillen Kummers! Erzählt allen die dort jammern, von dem Land über den Sternen, und gießt in die Herzen der Darbenden das Entzücken des Himmels! Traget euer unſterbliches Leben in die Tiefen verlaſſner Herzen, und entzündet ſie mit der Flamme der Poeſie durch die Kraft, die euch Gott verliehen, durch mich, ſeine unſterbliche Tochter!

Da ſenkte ſich das luftige Heer, zarten Blüthen vergleichbar, von der Wolke herab, und zog in leiſen harmoniſchen Klängen zur Erde. Die hehre Geſtalt aber mit den weitleuchtenden Flügeln trat in ihre Verhüllung zurück.

Ein neues Schweſterpaar wiegte ſich ſeitwärts auf den neblichten Höhen. Das Antlitz der einen war heiter und lieblich, das Geſicht der andern ſanft und leidend, doch leuchtete ein tiefblaues Augenpaar in unausſprechlicher Milde daraus herab.

Laß, o Geliebte, ſprach die erſte, laß uns an unſer Tagewerk gehen! Wir theilen ein Geſchäft, und ſind beide beſtimmt dem armen Sterblichen die Dornen des Lebens tragen zu helfen. Ich lehre ihn hoffen, du dulden! fröhlicher iſt mein Beruf als der deine, aber beides beſtimmte Gott. Ich gehe, einem betrübten Herzen eine neue, ſchöne Ausſicht auf irdiſches Glück zu eröffnen.

Und ich, entgegnete die Geduld, ich eile, ein getäuſchtes Herz mit dem Leben zu verſöhnen. Siehſt du die ſchlummernde Jungfrau am Bach? Die Liebe hat ihren Blick mit Kummer umwölkt, denn ihre Treue ward mit Undank vergolten. Möge es mir gelingen ihren Schmerz tragen zu helfen und ſie ſo zu tröſten und zu erheben, wie es Gott wohlgefällt!

Alwine erwachte, von dem milden Strahl ihres Blickes getroffen. Als ſie aber die Augen aufſchlug, war das Geheimniß der Wolken ihren Sinnen entzogen, — aber zu ihrem Buſen bog ſich eine Paſſions-Blume herab, die blickte mit ihrem tiefblauen Sterne ſie ſo innig und vertraut an, daß ihr war, als ſähe ſie noch einmal das milde Auge der hehren Geſtalt.

Seit dieſer Stunde aber war eine ſchöne Freude in ihr Herz gekommen, und ſie betrachtete fortan die hohen Gebilde des Wolkenhimmels mit erhöhter Andacht und Freude.

* * *

Das erste Dankopfer.

Die kleine Annette war lange krank und dem Tode ſehr nahe geweſen. Nur der unermüdeten Sorgfalt der Mutter war es endlich gelungen, das ſchwankende Leben des Kindes zu erhalten.

Annette genas, und begrüßte das Licht und den wiederkehrenden Frühling mit ſeeligem Lächeln.

An einem warmen Maientage trug die liebende Mutter die Kleine zum erſtenmale hinaus unter die blühenden Bäume. Zahlloſe Blumen glänzten auf den Beeten des Gartens und entfalteten ihre ſchimmernden Sterne im Strahl der Sonne. Mitten in der blühenden Schöpfung ließ ſich die Mutter nieder und drückte das jubelnde Kind mit ſtillen Freudenthränen an ihre Bruſt. Aber die Kleine wandte den Blick immer wieder auf die bunten Beete, und jauchzte und rief: O wie ſchön! Wie ſo gar herrlich iſt es hier überall.

Weißt du aber auch mein Kind, frug die glückliche Mutter, wer dieſe wunderbare Pracht ſo unnachahmlich bereitet und dir ſo große Freude gemacht hat?

Wer denn anders als du? antwortete liebkoſend das Kind. Liebt mich denn wohl Eines auf Erden gleich dir, du liebe, freundliche Mutter?

Keines auf Erden! rief die Mutter: Aber über der Erde lebt noch eine höhere Liebe denn die meine. Ihr verdankſt du dein Leben, all' deine Freuden! Lerne, o Annette, ſie in ihrer großen Schöpfung anbeten!

Da hob das Kind den Blick wie ſuchend empor, aber das Licht blendete die ſchwachen

Augen und es ſeufzte und ſprach: Ach Mutter, ich vermag noch nicht zu faſſen was du ſagteſt!

Die Mutter drückte die Kleine inniger an's Herz und ſprach: Gräme dich deshalb nicht, mein Kind! Einſt wirſt du heller ſehen! dem unſichtbaren Weſen iſt es genug, daß du ihm unbewußt das erſte Dankopfer brachteſt, indem du die höchſte Liebe als die Schöpferin dieſer reichen Natur anerkannteſt und nur im kindlichen Irrthum die Mutter umarmteſt, indem Gott deine dankbare Seele erfüllte!

◆

Apelles.

Apelles, der herrliche Meiſter, ſaß oft in tiefes Sinnen verſunken vor ſeiner Staffeley und betrachtete die Schöpfungen ſeiner Kunſt.

Herrlich glänzte der Farben Pracht, lebendig traten die hohen Geſtalten hervor voll Anmuth und Ausdruck. Wohl geſtand er ſich's ſelbſt daß keiner der Maler weit umher ihm gleich komme an künſtlicher Farbenmiſchung und hoher Erfindung. Aber noch war ſein Verlangen nicht geſtillt, denn in ſeiner Seele lebten noch höhere Bilder, als die, ſo ſein Pinſel auf die Leinwand zauberte.

Das bekümmerte ihn ſehr, und er ſann

oft im Stillen nach, wie er ſeine Kunſt immer mehr veredeln könne.

Ich werde das Urtheil der Menſchen befragen! ſagte er endlich, das eigene Auge iſt oft verblendet und von Irrthum befangen, und ſchärft ſeinen Blick erſt durch den Widerſpruch Andrer. Und er öffnete ſeine Werkſtatt, und ſtellte ſeine Bilder zur Schau. Bald ſtrömte die neugierige Menge herbei, und begaffte die Gemälde mit ſtaunendem Blick und erhob den kunſtreichen Apelles zu den Göttern, in trunkner Begeiſterung. Er aber ſtand ſtill in ſich gekehrt bei dem Jubel des Volkes.

Als mehrere Tage vergangen waren und die Schauluſtigen nicht müde wurden ſein Werk zu preiſen, gedachte Apelles ſich von den läſtigen Lobrednern zu befreyen und verſchloß die Werkſtatt vor den Blicken der Menge. Ich ſehe ſprach er, die Schmeichelei wagt es allein das laute Wort zu führen, die Wahrheit will im Stillen belauſcht ſeyn!

Und er nahm das Gemälde und ſtellte es

vor ſeine Thür den Vorübergehenden zur Schau; er ſelbſt aber verbarg ſich hinter daſſelbe, und lauſchte von Niemanden geſehen auf das Urtheil des Volkes.

Es ſtellte aber das Gemälde ein Frauenbild dar, in aller Vollendung der Schönheit und der glänzendſten Kleiderpracht. Viele, ſo des Weges kamen, blieben vor dem reitzenden Bilde ſtehen, und bewunderten des Meiſters Kunſt und Wahrheit. Andre verſanken träumeriſch in den Anblick der holden Geſtalt und ſprachen zu ihr wie zu einer geliebten Braut, und dieſe Worte klangen am belohnendſten in des horchenden Künſtlers Ohr.

Einſt ging auch ein Schuſter vorüber und verweilte vor dem Gemälde mit prüfendem Blick. Mit wichtiger Miene begann er darauf zu dem dazu tretenden Nachbar: Apelles mag immer ein braver Maler ſeyn, aber ausgelernt hat er noch nicht! Da ſchaut den Schuh, iſt er nicht ganz verzeichnet? Wie ſchade um das ſchöne Bild, daß er den zierlichen Füßen nicht eine nettere Bekleidung gegeben! So ſprach der Schuſter und ging kopfſchüttelnd von dannen. Aber Apelles trat hervor und eilte folgenden Tages, den Fehler zu verbeſſern, denn er traute dem Urtheile des Schuſters. Als er abermals das Gemälde heraus geſtellt hatte, begab es ſich, daß der Schuſter noch einmal vorüberging.

Lächelnd betrachtete er die Veränderung und rief den Vorübergehenden zu und ſprach: Da ſeht, er hat wohl verbeſſert was ich letzthin getadelt! Wahrlich das Bild hat ſchon gewonnen, ſeitdem jener Fehler gehoben iſt, und es wäre gar nichts mehr daran auszuſetzen, gienge jener den Schatten unter dem linken Auge zu verwiſchen, der die Schöne über die Maaßen verſtellt!

Da hielt ſich Apelles nicht länger, halb zürnend, halb lachend über des Unverſtändigen dreiſte Anmaßung, trat er hinter dem Gemälde hervor, und rief: Bleibe, o Schuſter bei deinem Leiſten! den Schuh magſt du mir tadeln, aber höher vermeſſe dein Urtheil ſich nicht!

Hiermit trug er das Bild in ſeine Werkſtätte zurück und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich ſehe nun wohl, von Außen her kommt dem Künſtler wenig Erſpriesliches! Des Ungeweihten Urtheil iſt einſeitig und beſchränkt. Zwiſchen Schmeichelei und ungerechtem Tadel windet ſich nur ſchmal der Weg der Wahrheit hindurch, auf dieſen aber führt uns am ſicherſten der Genius, den uns die Götter verleihen. Von ihm lernen wir die Gebilde des Lebens erfaſſen und aufnehmen in tiefſter Bruſt, damit ſie aus dem Innern verklärt hervorgehen in Farb' und Licht uns ſelbſt zur Erquickung, und zur Freude und Erhebung Anderer.

* * *

Agathe und der Reſedaſtrauch.

Von ſtiller Sorg' das Herz betrübt,
Das Herz, das Gott und Menſchen liebt,
Ging einſt Agathe, ſinnend, bang,
Den kleinen Gartenraum entlang.
Eng' war wie dieſer auch die Welt
Der ſie zur Pflegerin beſtellt,
Und wie ſie auch mit Luſt und Fleiß
Verſah der ſtillen Pflichten Kreis,
Und keine Bitte von ſich wies,
Stets dienſtbereit ſich finden lies:
So ſah ſie das, was ſie gethan
Doch ſeufzend, ohne Freude an.

Wie ſoll des Himmels Beyfall mein
Wie mein des Höchſten Liebe ſeyn,
So dachte ſie: wenn Kraft und Zeit
Ich ſo geringem Dienſt geweiht?
Erhellte eine große That,
Ein Opfer nur den öden Pfad,
Gewiß ich ſcheide einſt mit Luſt!
Mein Lieben wär' dann Gott bewußt!

Da ſtieg vom nahen Blumenflor
Ein ſüßer Balſamſtrom empor,
Der Lilie, der Roſe Mund
Gab reichen Lebens Fülle kund
Doch lieblicher noch war der Hauch
Vom blühenden Reſedaſtrauch.

Agathe neigte unbewußt
Ihr Haupt herab, und ſog mit Luſt
Der Blume ſüßen Odem ein;
Da war's, als töne mild und rein
Ein leiſes Geiſterwort empor,
Und deutlich klang es an ihr Ohr:

Was ſuchſt du mich? Bin arm und klein,
Kann keines Menſchen Herz erfreun!
Entbehrend jede edle Zier,
Zeig' ich nur dürft'ge Blüthen dir!
Sieh, wie die Lilien ſo ſchön
Im goldnen Sonnenlichte ſtehn!
Sie blühn in voller Herrlichkeit,
Indeß ich meine Kraft zerſtreut
In tauſend Sprößlein deren Duft
Spurlos verſchwindet in der Luft!

Und wunderbar getroffen, ſchaut
Agathe ſtaunend ohne Laut
Auf die beſcheidne Blume hin,
Wie Nebel weicht's vor ihrem Sinn.
Nein! ruft ſie aus: Im Kleinen auch
Verkündet ſich der Liebe Hauch!
Ich war wie du in argem Wahn,
Jetzt aber ſeh' ich's klarer an!
Du Blümchen haſt es mich gelehrt!
Nicht große That beſtimmt den Werth,

Das Kleinſte, wird es fromm geübt,
Uns Recht auf Gottes Liebe giebt!
Nicht das allein, was wir gethan,
Des Herzens Demuth ſieht er an,
Das iſt der Opferduft allein
Mit dem wir würdig ihn erfreun!

Und Freudenthränen in dem Blick,
Im Herzen nie empfundnes Glück
Bog ſie ſich hin zum Blümchen klein
Zu ihrem Schmuck es ſtill zu weihn.

Und ohne Klage übte ſie
Fortan des Tages Fleiß und Müh;
Das enge Haus, der ſtille Heerd
Wie wurd' er ihr ſo lieb und werth,
Wie theuer die geringſte Pflicht
Seit jener Weiſung ſanftem Licht!
Sie ſuchte nicht, ſie frug nicht mehr,
Sie ſah nicht ängſtlich mehr umher,
Doch was der Herr ihr zugetheilt,
Sie freudig zu vollbringen eilt.

So wurde für der Jungfrau Sinn
Die kleine Blume Lehrerin.
Und wenn du auch die Demuth liebſt
Das Kleinſte treu in Liebe übſt,
So wähl' auch du Reſeda Dir
Zum Sinnbild, und zu holder Zier.

◆

Der Kinder Opfer.

Medor! ſagte die ſchmeichelnde Sidli, indem ſie mit ihrem Bruder hinaustrat vor die niedere Hüttenthür, wie ſchön iſt die Flur im Morgenglanz, wie herrlich blüht der lachende Frühling! Aber Medor mein Bruder iſt auch ſchön, hell wogt ſein goldnes Haar im Sonnenlicht, und ſein Auge iſt klar wie der Tag! Freundlicher iſt ſeine Seele als der Lenz, darum lieb' ich ihn auch mehr noch als dieſen.

Sidli, ſprach der liebliche Knabe, du weißt ich habe eine Taube vor allen lieb, die ich ſorglich erzog, denn ſie iſt weiß wie der Schnee, und treu und fromm. Aber viel lieber hab ich dich, meine Sidli, denn deine Rede iſt ſüßer als das Girren der Taube, und deine Stirn reiner als ihr Gefieder! o möchten die Götter uns nimmer trennen!

Nimmer, nimmer, o ihr ewigen Götter! rief Sidli, — und beide Kinder umarmten ſich innig. Lange hielten ſie ſich Bruſt an Bruſt geſchloſſen, bis ſelige Thränen ihre Augen füllten und Medor ernſter begann: Die Götter ſind immer mild und freundlich, aber wir ſollen ſie auch wieder lieben! Sidli, ſahſt du den Vater, wenn er die Erſtlinge ſeines Feldes, zu jener Höhe trug? Wie ernſt war ſein Blick, wie feierlich ſein Glanz! Ich weiß es nun, was er dort that! Er opferte den Göttern! dort an dem kleinen Altar ſah ich ihn knieen; ſein Gebet war fromm und ſtill, und den Himmliſchen angenehm, denn ſchöner keimten die Saaten empor zur künftigen Erndte. Komm Sidli, wir wollen auch ein Opfer zünden! Sind wir gleich noch klein, ſo wird unſer Gebet doch zu den Himmliſchen bringen und ſie werden uns ſeegnen!

Medor, entgegnete Cidli, wohl lieb' ich die Götter wie du! Führe mich auf die Höhen zu dem einſamen Altar! — Aber was bringen wir den Himmliſchen, zum Opfer dar? Ach, Kinder haben kein Eigenthum, und fremdes Gut bringt nimmer Heil und Seegen! Traurig ſchwieg ſie, den Blick zu Boden geſenkt.

Haſt du nicht eine Taube wie ich? rief Medor, mit feurigem Blick.

Du wollteſt? frug Cidli, ihr verwundertes Auge zu ihm erhebend.

Ich will meine Taube hinauftragen, entgegnete der Knabe! eben weil ich ſie ſo lieb habe, weil ſie meine größte Freude iſt, will ich ſie den Göttern opfern! Sie ſeegnen das Herz das ſie alſo verehrt. Komm Cidli, wir fangen die Täubchen und tragen ſie hinauf, damit die Himmliſchen uns wieder lieben!

Und ſchweigend folgte Cidli dem Bruder. Fröhlich flatterte die bunt gefiederte Schaar, der lockenden Stimme des Knaben entgegen. Lora! rief Sidli, und herbei kam das zahme, weiße Täubchen, und pickte nach der dargebotenen Hand, und ließ ſich willig fangen und binden. Bald hatte auch Medor ſeinen Liebling gefangen, die rothäugige Lilli mit blendender Bruſt, und reich befiederten Füßen.

In ein Körbchen mit Blumen legten ſie das gefeſſelte Paar, und nun gingen ſie Hand in Hand ſchweigend die Höhe hinan.

Noch ſchliefen die Eltern, denn die Sonne war erſt emporgeſtiegen, und die Blumen erhoben ſich mühſam vom ſüßen Schlummer. Röthlich ſchimmerten die Höhen, und der Altar glänzte im Purpurſtrahl des erwachten Tages.

Sittig knieten die Kinder auf den bemooſten Stufen nieder, und ihre Herzen vereinigten ſich zu ſtillem Gebet. Seegnet, ihr Götter ſeegnet im Schlummer die liebenden Eltern! Seegnet Sidli und Medor, und laßt ſie wie heut verbunden bleiben durchs ganze Leben! So beteten die Kinder den Blick zur Höhe gewandt. Jetzt gingen ſie, die Tauben zu opfern. Zitternd faßte Medor den zarten Hals des flatternden Lieblings; bittend ſah die Taube zu ihm empor, da ſeufzte er, und ſprach: Cidli, tödte du die Taube, ich habe ſie noch immer zu lieb! und eine Thräne netzte ſeine Wangen.

Wie vermöcht ich doch ſolches, o ihr Götter! rief die klagende Cidli, o habet Mitleid mit den ſchwachen Kindern! noch netzte kein Blut ihre Hände, ſie zittern vor dem grauſigen Vollbringen! Wollet ihr denn auch das Blut der ſchuldloſen Tauben, o ihr, die ihr ja ſelbſt die Liebe, das Mitleid ſeyd?

Gönnet ihr doch dem kleinen Würmchen das ſüße Leben, wenn es ſich bittend im Staube krümmt! O gewiß, ihr wollet den Tod nicht! das Leben iſt euch lieber, das Leben ſoll euch göttlicher feiern! Medor binde die Taube nur los, dein Herz hat die Himmliſchen verſtanden! Unſer Opfer wird dennoch zu den Wolken ſteigen, und die Götter werden uns liebend erhören!

Und ſie löſten die Feſſeln der Tauben, und trugen ſie auf den Altar. Da erhoben ſich die Befreiten mit fröhlichen Schwingen, und flatterten, und ſtiegen liebend geſellt, zu dem blauen Aether empor. Jetzt blitzte ihr weißer Fittig noch einmal im Morgenſtrahl, bald verſchwanden ſie in der Glorie des Himmels.

Verblendet wendeten die Kinder die Blicke ab von der ſtrahlenden Höhe, und beteten leis, denn ein ſüßer Troſt war in ihr Herz gekommen.

Sidli, wir bleiben vereint wie die ſchimmernden Tauben! jauchzte Medor; das Opfer ſteigt, und es neigen die Götter ſich wohlgefällig zu dem Flehen der Kinder!

* * *

Die Rosen.

Lilla und Alma, zwei Schweſtern, kehrten aus dem Garten zurück. Sie hatten ſich Blumen gepflückt, und jede trug ein Sträußlein am Herzen, das ihre Lieblinge im Gebiet des Frühlings bezeichnete.

Sieh, die Wunderpracht dieſer Centefolie begann Alma, indem ſie die erſte Zier ihres Straußes der Schweſter darreichte: Giebt es wohl etwas Schöneres im weiten Reich der Natur? Welcher Reichthum, welche Fülle in dieſem Kelch! und wie iſt jedes Blättchen an ſich ſo vollendet, und wie vereint ſich wieder Alles zum herrlichen Ganzen! — Und dieſer Duft!

Iſt es wohl möglich von ihm berührt zu werden, ohne der Roſe huldigend zu nahen? Muß er nicht die ſtumpfſten Sinne beleben, und ſeinen Balſam in das verſchloſſenſte Herz ſtrömen? Nimm dieſe Centefolie, o Lilla, fuhr ſie bedeutſamer fort, ſie iſt das Bild der Schönheit, welcher wir nachſtreben ſollen, damit ſich durch ſie unſer inneres Leben, wie unſre äußre Erſcheinung veredle und vollende! Viel ſchöne Gaben ruhn in des Menſchen Bruſt, wie die hundertfältigen Blätter dieſer Roſe in der engen Hülle der Knoſpe; jede will entwickelt und ſorglich beachtet ſeyn, damit ſich die zarten Eigenſchaften des Geiſtes in ſchöner Klarheit zuletzt, zu einem Ganzen verbinden, was Gott und Menſchen erfreut.

Lieblichkeit und Anmuth wird dann unzertrennlich von unſerer Nähe ſeyn, wie der Duft von dem Kelche der Roſe; und gleich dieſem werden ſie ihre mächtige Anziehungskraft üben, und Alle werden uns ſuchen, und ſüßer Ruhm wird vor uns hergehn, ſo wie balſamiſche Düfte weit und breit das Daſeyn der Roſe verkünden. Nimm, o Lilla, die Roſe und laß uns vereint das Schöne aufſuchen und erſtreben, damit ſich in ihm das Göttliche in unſerm Leben verkünde!

Und du, Geliebte, ſprach Lilla, zürne mir nicht, wenn ich ſtatt der glänzenden Gabe, dies beſcheidne Hagebuttenröslein dir reiche! Wohl iſt die wahre Schönheit göttlicher Natur, ein Strahl aus dem Urquell aller Vollkommenheit, der wieder zu demſelben erhebt und zurückführt, aber nicht immer vermögen wir ihre Gaben zu erſtreben! Wollteſt du dies Röslein fragen, es wünſchte ſich wohl auch den blätterreichen Kelch, die tiefere Gluth, den erquickenden Duft, doch — da es dies nicht zu erreichen vermag, ſo ſinnt es auf andre Weiſe der Ordnung des Ganzen zu nützen. Still und beſcheiden blickt es aus dem Kranz der Natur. Wenige beachten das anſpruchloſe Kind der Hecken, aber es findet wohl dennoch ein Herz und ein Auge, das auch in ihm die Güte des Schöpfers erkennt.

Vergebens ſtrebt der Sonne Strahl dem kleinen Kelch reichere Fülle zu entlocken. Während die Centefolie alle Kräfte verſchwendet, die Erſte zu ſeyn im Reich der Natur, treibt es langſam und zögernd ſeine einfachen Blätter, als ſpare es ſeine Kräfte für einen andern Beruf. Und ſieh', wenn der Herbſt kommt, und der ſchönere Schweſter reitzendes Bild ſchon längſt entblättert, vergeſſen iſt, und keine Spur ihr einſtiges Daſeyn verkündet: da glänzen purpurne Früchte an dem Hagebuttenſtrauch, das wohlthätige Streben des einfachern Rösleins bezeugend, und Arme und Kranke ſtrecken die Hände begierig nach ihnen aus, um für den Winter die erquickende Spende zu ſammeln. So entſchädigt die Natur überall; ſo überdauert oft das Nützliche das Schöne, und ſo laß uns zu dem Bilde der Contefolie das des Heiderösleins geſellen, denn des Menſchen Bruſt hat Raum für beide. Seine Wahl, wie ſein Wille umfaßt alle Reiche der Natur, und er kann manche Gaben in ſich ſelbſt bilden und entwickeln, während die Blume allein den Geſetzen der Natur gehorcht.

Da umſchloß Alma die Schweſter, denn ihre Worte waren ihr ins Herz gedrungen. Und das Sehnen der einen ergänzte das Streben der andern, und ihr Leben vereinte bald die Sinnbilder beyder, ſo daß das Schöne und Nützliche in holder Verſchwiſterung darinnen gar erquicklich zu ſchauen war.

* * *

Das Gaſtmahl.

Admet, der Sohn reicher Eltern, der früh verwaiſt, bei einem ſtrengen aber weiſen Lehrer erzogen war, beſuchte, als er zum Jüngling herangereiſt war, ſeine entfernten Verwandten, die im Beſitz großer Reichthümer in der Hauptſtadt lebten.

Von edlem Anſehn und in allen Wiſſenſchaften erfahren, machte er überall den angenehmſten Eindruck. Jeder beſtrebte ſich den Jüngling auf ſeine Weiſe zu ehren, und lud ihn zu den glänzendſten Feſten.

Criſtipp, der Aelteſte der Familie, begann mit einem prächtigen Gaſtmahl. Verwundert betrachtete Admet die Fülle köſtlicher Speiſen, und den Ueberfluß an Wein, der auf den Tiſchen des reichen Mannes ſtrömte. Du übſt die Tugenden der Gaſtfreyheit in vollem Maas! ſprach Admet zu demſelben, und gewiß haſt du deinen Ueberfluß mit ſolchen getheilt, die an dieſen Erquickungen Mangel leiden. Mit nichten! entgegnete Criſtipp, die, ſo du an meinen Tiſchen geſehen, ſind die Reichſten und Wohlhabenſten der Stadt. Ich mache es mir zum Vergnügen mit denſelben zu wetteifern und mein größter Ruhm würde ſeyn, ſie in Anordnungen zu übertreffen, wie ſie unſers Ranges und unſers Vermögens würdig ſind. Wohl iſt dein Wunſch eines redlilichen Strebens werth! verſetzte Admet, auch ich habe manche löbliche Sitte aus meiner Heimath mitgebracht, vielleicht daß du ſie deiner Nachahmung würdig findeſt, wenn du mir erlaubſt, dich bei mir zu bewirthen! Criſtipp ſagte lächelnd zu, und dieſer verließ ihn um ſich zu Alcindor, dem zweiten ſeiner Freunde zu begeben.

Admet! begann dieſer, als ſich der Jüngling an ſeiner Seite an der glänzenden Tafel niedergelaſſen, du warſt vorhin in einer großen Geſellſchaft; ich biete dir nur einen kleinen aber auserwählten Kreis. Du ſiehſt hier nur Biſchöfe und Grafen, die Erſten der Stadt! Es iſt gut, Freunde unter den Mächtigen zu haben und von den Angeſehenſten geachtet zu ſeyn, und ich freue mich, daß dieſes Glück mir gewährt iſt!

Mir däucht, erwiederte Admet, du könnteſt dieſen Wunſch in noch weit größerem Umfange erfüllt ſehen! Kenne ich doch ſo fremd ich hier bin, einen Fürſten, der es gewiß nicht verſchmäht hätte, zu deiner Tafel zu kommen, und der doch viel angeſehener iſt als alle die, ſo dich umgeben! Wen kannſt du meinen? frug Alcindor in geſpannter Erwartung. Du ſollſt ihn kennen lernen, wenn du meine Bitte erfüllſt, zu meiner Tafel zu kommen! erwiederte Admet. Verwundert blickte Alcindor den Jüngling an, dieſer aber wandte ſich, ſeinem Forſchen zu entgehen.

Komm, rief Leander, der dritte der Verwandten, als Admet am folgenden Tage ſeiner Einladung folgte, komm, und ſey fröhlich mit den Fröhlichen! Alles was du ſiehſt und hörſt, iſt beſtimmt, heitern Frohſinn zu verbreiten. Keinen findeſt du unter uns, der von Ueberfluß abgeſtumpft, die Gaben des Himmels mit verwöhntem Gaumen zergliederte, und unmuthig hinwegwieſe, was Tauſenden Labung und Erquickung wäre. Heitre, muntre Freunde ſind es, unverdorbne Naturen, die ich zu meiner Tafel geladen, und wenn andere auch glänzendere Mahlzeiten halten, die dankbarſten Gäſte ſind es doch, die meine Säle verlaſſen, weil nicht Prunk, ſondern allgemeine Freude der Zweck iſt nach dem ich geſtrebt.

Unſer Ziel grenzt demnach recht nah aneinander! verſetzte Admet, du ſollſt dich ſelbſt davon überzeugen, wenn ich dich bey mir bewirthe! Jetzt aber will ich froh ſeyn mit den

Fröhlichen und dir in deinem liebevollen Streben die Hand bieten!

Mehrere Gaſtmähler folgten alſo aufeinander, denn Admets Verwandſchaft war groß, und einer gedachte es dem andern zuvorzuthun an üppigem Glanze. Admet aber wurde, je länger dieſe Feſtgelage dauerten, immer ſtiller und ernſter, ja oft fiel eine Thräne in ſeinen Pokal, und er verließ nicht ſelten früher denn die Andern die Säle der Freude. Endlich kam der Tag, an welchem Admet ſeine Verwandten zu ſich geladen. Sorglich bereiteten ſich dieſe zu dem Feſte, denn es ging das Gerücht daß ein mächtiger Fürſt zugegen ſeyn würde, der ſeine Gunſt dem Jüngling geſchenkt.

An den Pforten ſeines Pallaſtes empfing Admet mit heiterm Ernſt ſeine Verwandten. Staunend überblickten dieſe die zahlreichen Tafeln, ſo in den Sälen bereitet waren, Admet aber begleitete Jeden zu ſeinem Platz und winkte dann ſeinen Dienern, die Nebengemächer zu öffnen. Siehe da erſchienen Paar um Paar die dürftigen, vergeſſnen Brüder der Reichen. Greiſe, in armſeelige Gewänder gehüllt, ſieche Geſtalten auf Krücken gelehnt, Kinder verſchiedenen Alters mit blaſſen, eingefallenen Wangen, auf denen Mangel und Elend geſchrieben war. Schüchtern folgten ſie dem Winke Admets, ſich an die Tafeln zu begeben; dieſer aber begann auszutheilen, ein reicher glücklicher Wirth! Freudig reichte er dem entkräfteten Alter den labenden Pokal, den Kindern des Mangels die erquickende Speiſe, und bald kehrte auf die farbloſen Wangen ſeiner Gäſte der Schimmer neuen Lebens zurück.

Es war aber eine tiefe Stille in dem Saal, und der große Kreis umher war anzuſehen wie eine andächtige Verſammlung. Da ging dem Jüngling das Herz auf, und er ſprach: Habt Dank, o meine Freunde, daß ihr an dieſem meinem Feſte Theil nehmen wolltet! Mögen ſeine Anordnungen euch nicht mißfallen, und meine Freude die eure ſeyn! Vieles habe ich von euch gelernt, was ich nach meiner Weiſe benutzte.

Du, o Criſtipp! ſtrebſt danach, von den Glücksgütern die dir der Herr geliehen, einen weiſen Gebrauch zu machen, und hierin deine Freunde zu übertreffen! Ich glaubte dir zu gefallen, wenn ich die meinen mit denen theilte, die von dem Glücke vergeſſen ſind, denn dieſes ſchien mir der weiſeſte und natürlichſte Gebrauch.

Durch dich, Alcinder! lernte ich den Werth mächtiger Freunde erkennen. Ich lud den mächtigſten an meinen Tiſch, ihn, der da ſprach: was ihr einem dieſer Geringſten thuet, das habt ihr mir gethan! Und hoffte dich alſo mit dem Herrn der Herren zu befreunden.

Dir aber, mein Leander! wußte ich kein höheres Vergnügen zu bereiten, als wenn ich dich zum Zeugen eines Freudenfeſtes machte, das dauernd in dieſen Herzen fortleben wird, und ſomit, meine Freunde! hoffe ich allen euren Wünſchen begegnet zu ſeyn!

Es erhob ſich aber ein Murren in der Verſammlung und viele ſenkten das beſchämte Antlitz unwillig zu Boden. Vor allen aber ſchloß Alcindor Blicke ſtolzen Unmuths auf den Jüngling herab, und er ſchaute auf ſein Purpurgewand finſter nieder. Mit dem Lächeln des Mitleids betrachtete Eriſtipp die ungewohnten Umgebungen; andre blickten nicht ohne Theilnahme auf dieſelben herab, und ſchienen über dieſe rührenden Gruppen ihre getäuſchte Erwartung zu vergeſſen. Admet aber ließ ſich von allem dem in ſeiner Freude nicht ſtören, und winkte ſeine Diener herbei, die bereiteten Geſchenke an Mänteln und Gewändern zu vertheilen. Während der Dank der Beglückten ihn umtönte, hatten ſich ſeine Verwandten, einer nach dem andern aus dem Saale entfernt, Leander allein war an ſeiner Seite geblieben, und miſchte ſeine Freudenthränen mit denen, der reichlich Beſchenkten.

Ich danke dir von Herzen, rief er, den Jüngling umſchlingend, daß du mich werth hielteſt dieſes Winkes deiner Liebe! Ich weiß was du meinſt, und mein künftiges Leben ſoll es ausſprechen, daß ich dich und das Wort unſers Herrn verſtanden!

Da blickte Admet in ſtillem Entzücken empor, und den Gewonnenen an ſich ziehend, rief er: Preis dir, o Ewiger! mein Beſuch in dieſen Kreiſen war nicht vergeblich, meine Zeit nicht verloren! zu Leander aber ſprach er freundlich: Werde du fortan eine Leuchte den Verblendeten, vielleicht daß ſich ihr Zürnen dereinſt in Liebe verwandelt!

Und er nahm ſeinen Wanderſtaab, drückte ſeinem Freunde die Hand, und begab ſich zu ſeiner Heimath zurück.

◆

Herodot und Thucydides.

Als Herodot, der treffliche Hiſtorienſchreiber der Griechen, zum erſten mal in Athen auftrat und ſeine Bücher im Kreis der Volksverſammlung vorlas, gewann er bald durch die Kraft ſeines Geiſtes und die Anmuth ſeines Vortrags die Herzen der Zuhörer und es ſtrömte von nah und fern das Volk herbei um den begeiſterten Redner zu hören und einzuſammeln die Lehren ſeiner Weisheit.

An einem der Tage, ſo er zu ſeiner Vorleſung beſtimmte, vereinigten ſich die angeſehenſten Männer Athens um den göttlichbegabten Herodot im Angeſichte des Volkes mit der Ehrenkrone zu ſchmücken, und es ging die Rede davon durch die Stadt, und jedes eilte herbei, der Feierlichkeit beizuwohnen, deren Gegenſtand der angebetete Redner war.

Als nun Herodot die Bühne beſtieg und auf die verſammelte Menge herab ſah, die gleich dem wogenden Meer die Hälfte des Marktes bedeckte, da erhob ſich ſein Auge mit ſtolzer Freude gen Himmel und er begann ſeinen Vortrag mit der reißenden Gewalt hoher Begeiſterung.

Als die Vorleſung beendet, und des Volkes Stimme ein Chorus des Beyfalls war, da trat die Verſammlung der Männer zu ihm und ſchmückte ſeine Stirn mit der ſchimmernden Krone von goldenem Lorbeer. Mit ſtiller Würde empfing er die ehrende Gabe, und ſein Auge durchlief mit freundlichem Dank die Reihen des Volkes. Da fiel ſein Blick in das tiefdunkle Auge eines Jünglings, das jetzt von dem Strahl des ſeinen getroffen, von quellenden Thränen überſtrömte. Oft ſchon hatte er dies leuchtende Antlitz geſehen in der Mitte des Volkes, jetzt fiel ſeine Bedeutſamkeit ihm ſichtlicher auf, und er verweilte lange auf ſeinen lieblichen Zügen.

Da hielt Thucydides, der Jüngling, nicht mehr des Herzens Begeiſterung zurück, ſeelige Thränen im Auge, trat er zu Herodot und ſprach, ſich vor ihm niederbeugend:

Siehe, ich erkannte die Götter in Dir, noch ehe dieſer Lorbeer dich ſchmückte! O ſo erkenne du wieder die Liebe in meinem Herzen, bevor du ein deutlicheres Zeichen haſt, als dieſe Thränen! Laß Thucydides dich begleiten, wohin dich die Himmliſchen rufen! Siehe, du haſt ihm ein höheres Leben erſchloſſen, das Leben der Seele, darum gehört er dir inniger an, als der Mutter, die ihn gebar.

Aber Herodot bog ſich freundlich herab und blickte forſchend in die glänzenden Augen des Jünglings und es ging ihm ein Licht daraus hervor, gleich einer Verheißung der Götter.

Thucydides, begann er mild, vertraue dem Ruf, den du im Innern vernahmeſt! Die Liebe zu mir gehört dem Beruf, dem ich mich weihte und ſey dir ein Bürge ähnlicher Beſtimmung. Ein höherer Wille führt dich zu mir, damit ich dich leite! Siehe, mir ſagt es mein Herz, du erbeſt den Lorbeer!

Und der Jüngling wurde von nun an der Zögling Herodots. In ſtiller, liebender Seele empfing er die Worte der Weisheit und bildete ſeinen Geiſt zu gleicher Vollkommenheit aus. Bald erfüllte ſich an ihm das Wort des prophetiſchen Lehrers. Er wurde der würdige Nachfolger Herodots, der Erbe ſeines Geiſtes, ſeines Ruhmes.

So offenbaren die Götter uns am ſchönſten unſern Beruf durch das Herz. Die Kraft im Buſen liegt oft geheimnißvoll verſchleiert dem eignen Blick, kaum ahnen wir ihr einſtiges Erwachen. Da tritt das Große, das Schöne vor uns hin, und es erſteht in uns die himmliſche Liebe; aber in ihr naht der Genius, der unſre Kräfte entfeſſelt, und der wiedergeborne Menſch begrüßt entzückt das verherrlichte Leben.

Das Rohr.

Von ſeinen Enkeln geführt, begab ſich Leawer hinaus auf die herbſtliche Flur. Zärtlich hatten ſich die Knaben um ihn gedrängt, denn wie ſie auch untereinander oft unverträglichen widerſpenſtigen Sinnes waren, alle begegnten ſich in der Liebe zu dem ehrwürdigen Alten, und der Beifall deſſelben ſchien einem jeglichen das höchſte Ziel ſeines Strebens.

Es geſchah aber, als ſie aus den Thoren der Stadt traten, daß ein jeder der Knaben einen andern Weg vorſchlug; denn alle wollten den Greis zu ihren Lieblingsſtellen geleiten, und da dieſer nicht aller Wünſche zu erfüllen vermochte, ſo erhob ſich ein Streit unter ihnen und einer kränkte den andern mit feindſeligen Reden, ſo daß zuletzt alle in ſtummem Unmuth des Weges dahergingen.

Leander, der ſolches bemerkte, war darüber von Herzen betrübt. Er beſtimmte nun ſelbſt den Weg, um den Zwiſt zu brenden, und führte die grollende Schaar zu einem nah gelegenen Hügel hinan, der weit über die Ebene hinausſchaute.

Als ſie denſelben erſtiegen, und Leander ſich niedergelaſſen hatte, lagerten ſich die Knaben zu ſeinen Füßen. Allmählich verſchwand ihr Unmuth beim Anblick der herrlichen Ausſicht, und ſie begannen wiederum ihre Augen zu erheben, und lauſchten erwartungsvoll der Worte ihres väterlichen Freundes. Dieſem aber war, als er in die weite Ebene hinabſchaute, als überblicke er das Leben von dem letzten Hügel der Laufbahn, und all' die Stürme ſo er überſtanden, und die Freuden und Leiden vergangener Zeit zogen an ſeiner Seele vorüber, und er gedachte mancher treuen Hand die ſeine Laſten erleichtert, und manches befreundeten Herzens, das der Tod von dem ſeinen gelöſt, und ſeine Seele war voll Wehmuth und er blickte gedankenvoll auf ſeine Enkel herab, und dachte, wie ſie noch am Eingang ſtänden des ſturmbewegten Lebens, und wie die Zeit ſo kurz ſey, in der er ſie zu leiten vermöchte, und der Gedanke daß ſie noch nicht eins waren im Geiſt der Liebe, der Eintracht, beunruhigte ſein Gemüth.

Als er ſolches dachte, und in tiefes, ernſtes Nachdenken verſenkt hinabſchaute, fiel ſein Blick auf einen nahgelegenen Weiher, in deſſen Schilf-Rohr der Wind ſpielte, und es in ſanften Wellen bewegte. Es gemahnte ihn aber daſſelbe an die jugendliche Schaar, die ihn umgab, und er erhob ſein Antlitz und ſprach: nicht umſonſt meine Kinder, wurde unſer Fuß auf dieſen Hügel geleitet! Seht das Rohr zu unſern Füßen, iſt es nicht ein Bild Eurer zarten, ſchutzbedürftigen Jugend? Leichtbewegt ſchwanken die feinen Stäbchen, ſobald ein Windſtoß darüber hinwegfährt, ſollte man nicht befürchten, daß 'jener ſie knicken werde, da die Natur ihnen in ſich ſelbſt ſo wenig Widerſtand gab?

Ich würde es glauben, entgegnete einer der Knaben, wenn ich nicht geſehen, wie jenes zerbrechliche Rohr ſchon ſtärkere Stürme beſtanden, und dennoch unverſehrt geblieben iſt, wenige Stäbchen ausgenommen, die ich zerknickt am Ufer fand.

Und warum mußten dieſe unterliegen? frug der Greis.

Sie ſtanden allein und abgetrennt von den andern, erwiederte jener, darum konnte ſich der Sturm ihrer bemächtigen! Dort aber, wo das Rohr dichter iſt, ſtützt ein Stäbchen das andre, und wie der Wind ſie auch gemeinſchaftlich beugt, ſo kann er doch keines zerbrechen, weil das Ganze das Einzelne hält, und dem Sturme Widerſtand leiſtet.

Und ſollte uns nicht hierin eine geheime

Lehre verborgen ſeyn? verſetzte Leander, was iſt es denn, was das Glück der Völker, das Wohl der Familien ſichert? iſt es nicht nächſt dem höhern Schutz, der friedliche Verein einzelner Kräfte, das Band der Liebe und Eintracht, das denſelben Dauer verleiht?

Da errötheten die Knaben, denn ſie gedachten ihres Streites und ihres öfteren Unfriedens, und ſie wagten ihre Blicke nicht zu erheben. Leander aber ſah was in ihren Herzen vorging, und winkte einen derſelben daß er eine Handvoll des Rohres herbeibringe; als aber ſolches geſchehen, vertheilte er es unter die Brüder und ſprach:

Gedenket, wenn ich heimgegangen bin, gedenket mein beim Anblick des Rohres! Haltet zuſammen, ſo wie der Schöpfer dieſe zarten Stäbe dicht an einander gepflanzet hat! Vereint nur vermögt ihr die Stürme des Lebens zu beſtehen, ſo wie es dieſes Bild euch gelehrt hat. Und wenn einer ſich losſagen will von dem brüderlichen Bunde, ſo erinnert euch des Rohres, das der Sturm geknickt hat. Dem vereinzelten Daſeyn drohen die Schläge des Geſchickes doppelt Gefahr. Liebe und Eintracht aber ſind die Stützen des Lebens, und im Unglück entfaltet ſich zwiefach ihre himmliſche Kraft.

Da wurden die Knaben ergriffen von den Worten des Greiſes; dieſer aber ſeegnete ſie unter Thränen, und alle legten in ſeine Hand das Gelübde ab, zu thun, wie er ihnen durch dieſes Gleichniß gelehrt hatte.

* * *

Die Brautgabe.

Paulina, eine vornehme Römerin, beſuchte einſt Septimien, die Freundin ihrer Jugend, welche Unglück und Armuth lange von ihr entfernt und geſchieden hatte.

Aber nicht das Band neuerwachten Gefühls war es, was ſie zu ihr zog. Mit eitler Hoffarth betrat die, an alle Genüße des Lebens gewöhnte Frau, die Schwelle des Gemachs, in dem Septimie beſchäftiget war, köſtliche Gewande zum Verkauf zu weben, denn ſie war ſehr arm, und mußte von dem Fleiß ihrer Hände leben.

Septimia, begann Paulina, ich komme zu

dir, um das Brautgewand meiner Töchter bei dir zu beſtellen, denn ich habe ſie beide verlobt, und will, daß ihre Morgengabe köſtlicher ſey, denn alles was Eltern je zum Schmuck und Bedarf ihrer Töchter erſannen. Spare darum die köſtlichſten Verzierungen nicht, und bereite die Gewänder würdig unſers Standes und unſers Reichthums.

So ſprach Paulina, und fuhr mit eitler Beredtſamkeit fort Septimien von dem Werth ihrer Ausſteuer zu erzählen, und von den Schätzen an Gold, köſtlichen Tapeten und zierlichen Geräthen, die ſie für ihre Töchter geſammelt habe.

Da giebſt du deinen Töchtern wohl mehr als ſie bedürfen? frug beſcheiden Septimia.

Mit nichten, entgegnete Paulina, eine große Erziehung bringt große Bedürfniſſe mit ſich, und ich will die Götter preiſen, wenn ich ſie durch meine Fürſorge wenigſtens vor der Laſt drückender Entbehrung geſchützt habe.

Wenn dem alſo iſt, entgegnete ſanftlächelnd Septimia, ſo habe ich für meine Töchter eine noch reichere Ausſteuer beſorgt.

Reicher, rief hocherſtaunt die ſtolze Römerin, und warf einen fragenden Blick auf Septimien.

Willſt du dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugen, ſprach Septimia, ſo folge mir in ihr Gemach, ich will dir die Kleinode zeigen, deren Werth zehnmal mehr beträgt, als ſie zu ihren Bedürfniſſen nöthig haben!

Und ſie öffnete das Gemach. Da ſaßen drei einfach gekleidete Jungfrauen an ihren Webſtühlen, und das Werk ihrer Hände war hell und lieblich anzuſehen, gleich dem Glanz der Sonne und dem buntfarbigen Schmuck der Blumen, und ihre Wangen glänzten von Geſundheit und Heiterkeit.

Als aber die Mutter mit der vornehmen Römerin hereintrat, ſtanden ſie auf und verneigten ſich ehrerbietig vor den Frauen. Und Septimia führte ihre Töchter zu Paulina, und ſprach:

Siehe, Paulina, das Kleinod das ich

meine, iſt der Fleiß dieſer Hände! Mögen die Götter die Ausſteuer deiner Töchter ihnen alſo zum Heile gedeihen laſſen, als ich mir von meiner Sorgfalt ſüße Früchte verſprechen darf! Siehe, dieſe haben mehr, als zu der Freude des Lebens erforderlich iſt, denn ihre Bedürfniſſe ſind gering, und Fleiß und Geſchicklichkeit überall geſucht.

Darum wird auch der Mann nicht klagen, deſſen Wahl ſie einſt trifft. Ihre Brautgabe iſt ſichrer denn Gold, darum gilt ihr Werth in den Augen des edlen Mannes wohl eben ſo viel als die Perlen des Orients.

So ſprach Septimia. Die Töchter aber ſchlugen die Augen nieder, und errötheten ſehr, denn ſie hatten die Mutter zum erſtenmal über den Werth ihres frommen Fleißes ſprechen gehört.

* * *

Die beiden Maler.

Ein Maler, der mit ſeinem Schüler von einem Hügel herniedergeſtiegen war, von wo aus er ein reitzendes Thal aufgenommen hatte, bemerkte, als er nun dieſes betreten, und eine Weile in demſelben fortgegangen war, einen jungen Mann, der ebenfalls damit beſchäftigt war, eine Landſchaft zu entwerfen. Freundlich grüßend nahte er demſelben, er betrachtete ſeine Zeichnung, und entdeckte daß es jener Hügel ſey, den er verlaſſen, welchen der junge Maler auf ſeinem Bilde angebracht hatte. — Als er nun die Zeichnung mit der Natur immer ſorgſamer verglich, bemerkte er, daß dieſe Anhöhe in einiger Entfernung wegen der verſchiedenartigen Laubhölzer, die ſie bedeckten, und einer ſchönen Ruine einen überaus maleriſchen Anblick gewährte, und wenigſtens ein eben ſo dankbarer Gegenſtand für den Maler ſey, als das Thal, das er von dort aus aufgenommen hatte. Seltſam! begann der Schüler, der ebenfalls in das Bild geſchaut, zu ſeinem Meiſter, du warſt mit mir ſo oft auf jenem Hügel, und niemals kam dir der Gedanke, denſelben zu malen. Immer waren deine Blicke in das Thal gewandt, bis daß du das Gemälde gefertigt, und doch iſt dieſes, da wir jetzt daſſelbe durchwandern, bey weitem nicht ſo herrlich und ſchön, wie es dort oben uns erſchien!

Ihr habt dies Thal aufgenommen? frug der Fremde zu dem Maler gewandt, dürften dieſe Sümpfe und dieſe regellos zerſtreuten, armſeligen Hütten, euch einen Gegenſtand bieten, der Eures Pinſels würdig wäre?

Sehet ſelbſt, ſprach der Maler, indem er ſein Gemälde auseinanderrollte.

Mit Erſtaunen überſah der Maler das köſtliche Bild. Von der dunklen Farbe des Vordergrundes gehoben, breitete ſich das Thal wie ein holdes Frühlingsgefilde voll Sonnenſchein und Frieden in allen ſeinen romantiſchen Abwechslungen vor ſeinen entzückten Blicken aus. Gleich Cryſtallſpiegeln glänzten die fernen Sümpfe aus dem Grün lachender Wieſen hervor, und trugen wie manches andre, was in der Nähe das Auge unangenehm berührte, nur dazu bei, die Schönheit des Ganzen zu heben. Ich ſehe daß ihr Recht hattet, euern Fleiß an dieſes Bild zu wagen, entgegnete der Jüngling überraſcht, ich war nie auf jenem Hügel, und ahndete nicht, daß dieſes Thal einen ſo reizenden Anblick gewährt.

— Wir waren demnach in demſelben Falle! entgegnete der Maler, und aufs neue finde ich die Behauptung beſtätigt, daß der Künſtler überall einer gewiſſen Seh-Weite bedarf, um für die Gegenſtände des Lebens eine reine Begeiſterung zu empfangen. Was uns allzunah liegt, wird uns ſeltener zur Darſtellung reizen, als das Entfernte, Halbenthüllte, welches in dem magiſchen Schleier, in welchem es unſern Blicken begegnet, unſere Phantaſie entflammt. Selten erträgt das Schöne den prüfenden Blick des Näherbeſchauens, und es iſt faſt immer nur die Ahnung deſſelben, die des Künſtlers Buſen erwärmt, und ſeine lieblichſten Bilder erweckt.

Mir dünkt, eure Bemerkung gelte nicht allein dem Künſtler, entgegnete der Jüngling. Ich ahne eine allgemeine Wahrheit in dieſen Worten! Gleicht nicht des Menſchen Treiben faſt überall dem unſern? Und iſt es nicht immer das Entfernte, Ungekannte, was unſere Wünſche, unſere Sehnſucht entflammt, und in ſo hellem Lichte unſrer Seele erſcheint, daß wir nicht ſelten gegen das, was wir beſitzen, ungerecht werden, und uns überreden, es gebe ein vollkommenes Glück in den Grenzen der Erde? Ja, wie ihr entzückt zur Tiefe, und ich bewundernd zur Höhe geſchaut, ſo die Menſchen in ihren verſchiedenen Verhältniſſen zu einander. Jeder ſieht nur das Liebliche des Bildes, dem er fern ſteht, während kein Dorn ſeiner nähern Umgebung ſeinen Blicken entgeht. Darum der unbefriedigten Wünſche zahlloſe Schaar, und das weit hinaus greifende Verlangen!

Ihr habt früh das Leben erfaßt, entgegnete der Maler, und nachdem er mit ernſtem Blick dem Jüngling die Hand gedrückt, ſchritt er nachdenkend den weiten Pfad in das Thal hinab.

* * *

Der Magnet.

Ey, lieber Vater! begann der kleine Emil, wie ſoll ich denn fertig werden mit meiner Arbeit, wenn du mir deren ſo viel aufgiebſt und der Lehrer ſeine Lektionen dazu? Erſt warſt du zufrieden wenn ich wenige Sprüchlein ſchrieb, jetzt füllen meine Aufgaben mehrere Seiten, und dabei muß ich noch über den Büchern ſitzen und mancherlei lernen!

Du wirſt älter mein Sohn, entgegnete der Vater, und da das Leben gar viel von uns fordert, und es mancherlei Laſten auf unſre Schultern legt, ſo iſt es gut, daß wir frühzeitig unſre Kräfte zu üben beginnen!

Ach, meine ſchönen Spielſtunden! ſeufzte der Knabe, hören denn von nun an die Laſten und Arbeiten gar nicht auf?

Die Pflichten, die das Leben uns auferlegt, wachſen im Gegentheil mit jedem Jahre! entgegnete der Vater, das, was du jetzt mit Mühe vollbringſt, iſt gegen die Arbeiten deines älteren Bruders gehalten, ein Kinderſpiel, und doch kommen die Aufgaben deſſelben, mit denen deines Vaters verglichen, in keinem Betracht. Dieſem aber liegen außerdem noch Sorgen andrer Art ob, und dies iſt das Loos jedes Staatsbürgers und jedes Familien-Vaters, und wird auch dereinſt das deinige ſeyn!

O weh! ſeufzte der Knabe, wie ſoll ich es anſtellen ſo viel zu vollbringen! Und wie machſt du es denn, lieber Vater, daß du dies alles leiſten und fördern kannſt, und dabei doch immer ſo fröhlichen Muthes biſt?

Sieh' her, ſprach der Vater, und führte den Knaben zu einem Magnet, ſo an der Stubenthür hing, und mit allerhand Eiſenwaaren belaſtet war.

Kannſt du dich noch erinnern, fuhr er fort, wie ich vor einigen Jahren dies ſeltſame Metall zum Geſchenk erhielt, und ihr alle kamet und ſeine Kraft prüfen wolltet, und der Laſten zu viel wurden, und alles zu Boden ſank?

Das weiß ich ſehr wohl! entgegnete Emil, du ſagteſt, er ſey noch ungeübt, und es müſſe ſo kommen. Darauf hingeſt du vorſichtig ein eiſernes Reiſlein daran, und ſchobeſt bald nachher einen Schlüſſel hinein, und ſo fuhreſt du fort mit der Zeit eines um das andre hinzuzufügen, ſo daß der Magnet nach Verlauf eines Jahres, alle Schlüſſel des Hauſes trug, und jetzt noch andre Laſten dazu!

So wächſt mit der Uebung die Kraft, ſagte der Vater, auch ich war unerfahren und ſchwach, aber was man mir auftrug, übernahm ich mit Freuden. Bald wurde es mir leicht auch Schweres zu vollbringen, denn die Beharrlichkeit erleichtert die Laſt. So ging es mir wie dem

Magnet. Auch ich erkannte erſt die in mir ſchlummernde Fähigkeit, nachdem dieſe geweckt und verſucht ward. Und alſo verfährt das Leben mit uns Allen! wir tragen und müſſen tragen, aber allmählig wächſt die Kraft durch die Laſt, bis dieſe uns leicht und bequem wird. Bald nehmen wir zu der einen die andre, und zuletzt wird uns die Beſchwerde zur Freude, denn das erhöhte Selbſtgefühl erzeugt inn're Zufriedenheit, über beide aber gehet die Liebe, die uns für die beſeelt, mit denen uns der Himmel verbunden, und durch ihre Hülfe vermögen wir bald zu vollbringen, was der lebloſe Magnet nicht vermag.

Da erkannte der Knabe das Gleichniß, und er blickte ermuntert zu dem Vater empor. Dieſer aber legte ſeine Rechte auf des Kindes Haupt und ſagte: fortan wirſt du den Magnet nicht ohne Nutzen betrachten!

* * *

Der Nichtaufgang.

Albano ſaß am Geſtade des Meeres, ſein Haupt an die Felſen gelehnt. Still und einſam war der Platz, den er vor allen liebte; denn ſeine Seele war betrübt, und er floh die Freuden des Lebens.

Langſam ging die Sonne hinab, und ſenkte ihr röthliches Antlitz in die ſchimmernde Fluth.

Da verhüllte Albano ſein Angeſicht, und rief: wehe mir, ſo ſinkt auch mir des Daſeyns freundlichſte Sonne in Nacht und Grab! Treuloſe Idala! war nicht dein Blick die Leuchte meines Lebens? warum verſtößt du in die Nacht banger Schwermuth das Herz, das dich liebte wie keines auf Erden?

Jetzt blitzte noch einmal der erlöſchende Strahl der Sonne empor. Leiſe zitterte auf den Wellen der Wiederſchein des ſcheidenden Lichts, doch bald verdämmerte er in die Farbe der Nacht, ſo daß jede Spur des glänzenden Lebens verſchwand.

Welche ſchnelle Veränderung! ſeufzte Albano: ach, nur zu bald ſind die Bilder des Lebens entzaubert, wenn das Licht verſinkt, das ihnen die Farbe lieh! welche Todtenſtille umher! ſo ſchweigt es in den Tempeln, aus denen die Götter entflohen!

Kalt wehte der Wind von dem Meere herüber, und bleiche Dünſte ballten ſich im Zwielicht zu abentheuerlichen Formen zuſammen, und wallten einher, wie die Geiſter der Nacht.

Da kam ein heftiger Schauer über Albano und er blickte düſter um ſich her und ſprach: ſeyd ihr auch ſchon da, ihr Unholde der alten Nacht, du Unmuth, und Furcht, und du unſeeliges Mißtrauen! Ha! wie es Tag war, da kannte mein Herz euer ſchwarzes Gefolge nicht, und ich verſpottete eure Gewalt!

Aber nun kommt ihr, um euch an mir zu rächen, denn das Herz, das die Liebe flieht, fällt euch ohne Rettung anheim!

So ſprach Albano am Geſtade des Meeres, und ſein Auge war düſtrer als der finſtre Schleier der Nacht, und ſein Herz unruhiger denn die Wogen des Meeres.

Endlich gingen die Sterne hinter den Wolken hervor, und blickten freundlich herab, und beleuchteten die Wellen, und ſie ſtiegen auf und nieder in milder Verklärung.

Langſam verzog ſich der Nebel, von den wehenden Lüften verjagt, endlich rollte der letzte Vorhang empor, und der Sternendom ſtrahlte in ſeiner ruhigen Majeſtät zur Erde hernieder.

Immer unbedeutender wurde die Geſtalt der Erde, je mehr ſich die glänzende Höhe entfaltete; immer tiefer verſank der Aufenthalt irdiſcher Schmerzen vor dem Anblick des unermeßlichen Sternenraums!

Da wurde es ſtiller in Albanos Herz, und ſeine Klage erſtarb. Nachdenkend verweilte ſein Blick auf den rollenden Globen, und eine tröſtende Hoffnung kam in des Verlaſſnen Seele. Mit leiſer Reue gedachte er ſeines leidenſchaftlichen Strebens nach vergänglichem Gut, und erkannte die Nichtigkeit jedes irdiſchen Wunſches für die Spanne Zeit, die wir das Leben nennen und die doch beim Anblick des Unermeßlichen gleich einem flüchtigen Augenblick erſcheint.

Nein, rief er, ich will nicht mehr trauren! dieſe Sterne lehren mich eine neue Freudigkeit! So gewiß dieſer unendliche Raum ein Reich des wirkſamſten Lebens iſt: ſo gewiß wird dort die Liebe ihren Tempel, und das Herz ſein Vaterland finden!

So ſprach Albano, und eine ſeelige Ruhe kam über ihn. Immer leiſer brachen ſich die Wellen an dem Felsufer, immer ſchmeichelnder umſpielte ihn die ſäuſelnde Luft; er entſchlief.

Da trat im Traum ein hoher Engel zu

ihm, der betrachtete ihn mit freundlichen Augen, und ſein Angeſicht war hell und leuchtend wie die Sonne, und er ſprach zu Albano: Siehe, ich bins, der dich emporführt in die Räume des Lebens! Willſt du dich mir, der himmliſchen Liebe, weihen?

Da breitete Albano ſeine Arme aus und rief: o du heiliger Bote des Lichtes! was ſoll ich thun, mich deiner Huld zu verſichern?

Da ſprach der Engel, werde der Sonne ähnlich, liebe, beglücke wie ſie!

Da erwachte Albano, noch bebte in ſeinem Herzen die Seeligkeit des Traumes nach, noch ſah er den Lichtglanz der himmliſchen Erſcheinung vor ſeiner Seele.

Freudig erhob er ſeinen Blick dem erwachenden Tage entgegen. Eben ſtieg die Sonne in voller Pracht hinter den Felſen empor. Majeſtätiſch erhob ſich ihr Angeſicht, die Bahn ihres Wirkens überſchauend. Licht und Freude verkündete ihre beglückende Ankunft.

Aber Albano ſtand auf von dem nächtlichen Lager, und ſank auf ſein Angeſicht und betete an.

Und der Aufgang der Sonne wurde für ihn der Aufgang eines neuen Lebens, denn die höhere Liebe erwachte in ſeiner Seele. Und er ging hinab in das Land und forſchte nach den Thränen des Jammers; und übte fromme Thaten der Milde, der himmliſchen Huld.

Und die Menſchheit wurde fortan ſeine Liebe, und ſeine Hoffnung die ſchöne Verheißung des Engels.

◆

Die Feierstunden.

Ein Vater gedachte auszugehen und rief ſeine Kinder zuſammen, um einem jeden ſeine Arbeit zuzutheilen. Einige hatten zu ſchreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen, alle aber bekamen ihre Aufgabe und zugleich die Erlaubniß des Vaters, ſobald ſie ihre Arbeit vollbracht, im Garten zu ſpielen bis daß er zurückkehren würde. Als nun der Vater alles aufs Beſte geordnet, ermahnte er ſie noch einmal zum Fleiß und begab ſich hinaus auf die Felder.

Das Zimmer der Kinder aber ſtieß an den Garten, und die jüngeren blickten hinaus und ſahen den ſchönen Sonnenſchein und die güldnen Schmetterlinge die über die Blumenbeete dahingaukelten, und die bunten Bilder verlockten ihr Herz und ſie ſprachen untereinander, wäre es nicht gleich, wenn wir lieber zuerſt unſer Spiel trieben und ſodann an die Arbeit gingen? dort draußen iſt es ſo hell und hier ſo eng und ſo düſter!

Habt ihr nicht vernommen, entgegnete der ältere, wie der Vater geſagt: erſt die Arbeit und dann das Spiel?

Ey, verſetzten jene, wird nur beides gethan, ſo kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerſt oder zuletzt geſchieht!

Mit dieſen Worten warfen ſie ihre Bücher zur Seite, und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die älteren blickten ihnen nach in die lockende Freiheit, aber ſie ließen ſich nicht irren und arbeiteten fort, ſtill und ſchweigſam, ſo wie es der Vater befohlen. Draußen aber ſtand die Sonne noch hoch, und die Luft war ſchwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, und ſprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her, und trieben allerhand unbändige Spiele und geberdeten ſich wie eine zügelloſe Schaar.

Als nun die älteren ihre Arbeit beendet hatten, und ſich zu den jüngeren in den Garten begaben, um ſie an ihre Pflicht zu ermahnen, gedachten dieſe voll Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben ſie ſich ohne Widerrede in das Zimmer zurück, als ſie aber die Bücher ergriffen, ſiehe da vermochte keiner weder zu leſen noch zu ſchreiben, denn ſie waren alleſammt erhitzt und erſchöpft und die Buchſtaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer, ſie traten ans Fenſter, aber ach, während ſie traurend hinausſahen, wanderten die glücklichen Geſchwiſter in dem kühlen Schatten umher, die Blumen gießend, und ſich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß ſie die ſchöne Feierſtunde verſcherzt, griffen ſie wieder zu den Büchern, aber ihre Gedanken vermochten ſie nicht mehr zu ſammeln, und ſie irrten eines wie das andere voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam, und die verlegenen Geſichter der Kinder ſah, und wie ſich das eine hinter das andre verbarg, berief er die älteſten und frug, was iſt hier geſchehn?

Da trat einer derſelben hervor und erzählte was ſich begeben, und wie jene zuerſt geſpielt und ſodann zur Arbeit gegangen.

Und wo ſind die Arbeiten? frug der Vater? da rief einer der jüngern unter Weinen: vergieb uns, o Vater! wir waren erhitzt und zerſtreut und vermochten nichts zu vollbringen denn wir ſahen die Freuden der andern!

Ihr Unfolgſamen! zürnte der Vater, habe ich euch nicht geſagt: nur nach gethaner Pflicht ziemt dem Menſchen Erholung? warum wolltet ihr dieſe Ordnung verkehren? ſeht, jede Uebertretung ſtraft ſich von ſelbſt! die fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit, ihr aber verlangtet den Genuß vorher und ſo blieb euch nichts als die Arbeit-ſammt der Unluſt zurück!

Mit dieſen Worten führte er die Kinder zu den Büchern, ſie aber gelobten ſich heimlich nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehren.

◆

Das Marienblümchen.

Die heilige Maria war
Die Schönſte in der Kinder Schaar;
Ihr Auge, licht wie Sternenſchein,
Drang tief in jedes Herz hinein
Und wer es einmal nur geſehn
Das Engelantlitz, mild und ſchön,
Der pries das Elternpaar beglückt,
Deß Kind ſo reich der Herr geſchmückt.

Maria hieß der Liebling bald
Im weiten Kreis von Jung und Alt,
Und wie es jeder ſtill empfand
Daß ſie im Seegen Gottes ſtand:

So ſchien's, als folge die Natur
Mit gleicher Luſt des Kindes Spur,
Denn wo ſie ging, und wo ſie ſtand,
Man ſtets die ſchönſten Blumen fand.

Einſt ſaß Marie' gedankenreich
Auf einer Wieſe grün und weich,
Sie ſah zum Himmel ſtill empor
Und träumte von der Engel Chor
Biß aus der Abendwolken Pracht
Die Sternlein traten, leis und ſacht.

Wie ſchön! ſo rief das Kind entzückt
Die Händlein feſt auf's Herz gedrückt:
O wären doch die Sterne mein,
Die Himmelsblümlein licht und rein! —
Kaum hört die Wieſe ſtill betrübt,
Wie ſehr Marie' die Sterne liebt,
So weint ſie, daß des Himmels Pracht
Sie um des Kindes Huld gebracht.
Die Sternlein aber ſehn's, und mild
Senkt jedes ſeiner Klarheit Bild

In ihren Thau, — und als das Licht
Des Tages, durch die Dämmerung bricht:
Da blüh'n im Raſen, weiß und rein
Viel hunderttauſend Sternelein.

Maria naht, ſie ſtutzt und ſchaut
Hat Sterne denn die Nacht gethaut?
Was ſie am Himmel geſtern ſah:
Zu ihren Füßen liegt es da.

Da knie't ſie nieder, und entzückt
Hat ſie ein Blümchen abgepflückt,
Sie ſieht es an und ſpricht für ſich:
Mit Sternen ſchmück' ich fürder mich!

Da Blümchen ſolches Wort vernahm,
Entzücken raſch es überkam;
Die Silberblätter rings erglühn
So purpurhell, wie Roſen blühn,
Und aus dem kleinen Kelche keimt
Ein Blatt um's andre ungeſäumt.

Maria ſchauet unverwandt
Das Wunder an in ihrer Hand.

Was kündet dieſer raſche Trieb?
Sag', haſt du mich, mein Blümchen, lieb?

Da treibt und dränget ſonder Raſt,
Sich Blatt auf Blatt in froher Haſt,
Kein Plätzchen bleibt, kein Räumchen leer,
Viel hundert Blättchen ſtehn umher
Zum Röslein iſt der Stern gefüllt,
Das grüßt ſie, als der Liebe Bild.

Da drückt Marie mit Dank und Luſt
Die Blume an die zarte Bruſt
Und lächelt froh: So zeigſt du an
Was keine Blume ſagen kann!
Fortan ſollſt du mein Liebling ſeyn,
Und Maaslieb' ſey der Name dein!

So ward das Blümchen eingeweiht
Zum Liebestroſt durch alle Zeit.
So weit die lichten Sterne glüh'n,
So weit ſieht man auch Maaslieb' blüh'n.

Rings ſteh'n ſie mit den Aeuglein klar
Und bieten ihre Grüße dar,

Und manches fragt und manches zählt
Der Blätterfülle froh beſeelt,
Doch was Maria's Herz entzückt
Das hat kein Auge ſonſt erblickt.

Und als die Sage ward bekannt
Da ſann die Kunſt in jedem Land
Der Blume Schönheit zu erneu'n
Um fromme Herzen zu erfreu'n.
Und ſieh'! was ſie verſucht, gelang;
Doch nicht freywillig, nur aus Zwang
Füllt ſich des armen Blümchens Grund
Mit tauſend Blättern hell und bunt;
Und ſiehſt du's an, ſo ſagt es dir:
Ich lieb' doch keines außer Ihr!
Maria's Blümchen will ich ſeyn
Und blühe nur für ſie allein!

* * *

Paramythen.

Des Abends Triumpf.

Vor den Thron der Nacht war der Abend und der Morgen gekommen, um von der ernſten Schweſter die Entſcheidung ihres Wettſtreits zu gewinnen.

Mit hochglühenden Wangen, die des Unmuths Thränen beperlten, nahm der Morgen das Wort, und begann: Heilige Nacht, Vertraute der Gottheit, aus deren geheimnißvollen Tiefen Welten hervorſprühen, und ſich zum harmoniſchen Kreislauf vereinen, Du, die die Grenzen unſerer Reiche bewacht, damit unſre Flammen nicht in einander ſchlagen, richte, o richte Du über unſer Verdienſt! Siehe, die

Kinder der Erde haben mit ihren Lobgeſängen Verwirrung und Zwietracht über uns gebracht, und der Abend ſcheint ſich mir gleichſtellen zu wollen, mir, der ich das Leben erwecke, welches er verſiegen heißt! Sage du ſelbſt, wer von uns beiden ward von der Gottheit berufen, Seegen und Freude zu verbreiten? Wer hat ihren Namen am ſchönſten verherrlicht? Täglich ſtreue ich meinen erquickenden Thau auf die ſchlummernde Flur, und führe die Sonne herauf, damit Wärme und Entzücken ſich durch die Pulſe der Schöpfung verbreite! Ich bins, der der Farben Feuermeer über die Welt gießt, und ihr die lachende Schönheit und den Reitz friſcher Jugend mit jedem neuen Tage zurück giebt. Ich erſchließe den Kelch der Blumen, und wecke im Hain der Vögel Geſang, und im Buſen der Menſchen der Andacht ſeelige Stimme.

Mein ſtilles Loos, ſo begann der Abend, iſt: die Welt mit kühlem Schatten zu decken. Ich ſchließe die Blumenſterne, und die Bruſt der Sänger im Hain, die Wenigen ausgenommen, die mein ſüßes Geheimniß zu theilen verſtehen. Dennoch bin ich beſtimmt, die Welt gleich dir zu beglücken! Von meinen breiten Schwingen träuft Friede und Erquickung auf die matten Fluren herab, und das Herz des Menſchen klopft ruhiger, wenn ich die blendenden Geſtalten der Sinnenwelt mit meiner Dämmerung umziehe. Ich lenke ſeine Blicke zu den Sternen, und trockne ſanft die Thräne des Kummers, indem ich ihn mit der Welt der Geiſter befreunde, und ihm von den Wohnungen des Himmels erzähle!

Mich, unterbrach ihn der Morgen, hat die Gottheit ſchon damals hoch über dich geſtellt, als ſie mich erkohr, zuerſt das Wunder der Schöpfung zu begrüßen. Welche Auszeichnung gleicht derjenigen, als ſie mich zum erſten Zeugen ihrer Liebe rief, und ſelbſt meine Fackel anzündete, um das Werk ihrer Hände zu beſchauen? Eingedenk des großen Schöpfungsmorgen, beten die Völker der Erde bis jetzt an meinem Altar, und ich bin es ausſchließlich geblieben, der die Erſchaffnen in den Hymnen der Andacht mit dem Schöpfer vereint.

Und haſt du des noch größern Wunders vergeſſen, begann der Abend, deſſen Vertrauter, deſſen erſter Verkünder ich war? Tauſend Opfer ſteigen in deinem Gebiet zum Himmel empor; in dem meinen ſtieg Eines vom Himmel zur Erde, aber dies Eine vermögen alle deine Opfer nicht aufzuwiegen, und flammten ihre Gluthen auch weit in die Unendlichkeit hinein! Der Himmel, o vernimm es, und beuge dein Haupt, der Himmel beraubte ſich ſelbſt, um meine Krone zu ſchmücken, und die Thränen der Engel fielen in neidiſchem Entzücken auf mich herab. Da ward der Abend zum Morgen, der neue ſeelige Blüthen erſchloß, und eine Sonne ſtieg aus ſeinen Schatten empor, deren Strahl die Nacht des Todes durchbrach und die Geſtorbenen zum neuen Leben erweckte, bis der Sterblichen kurzer Tag an die Unendlichkeit geknüpft war. Siehe, tauſend Stimmen der Erde begrüßen dein Erſcheinen, o Morgen. Mir ſangen Engel ihren ewigen Gruß, und die Sonnen des Himmels entbrannten, ihre Flammen mit der Dämmerung des Abends zu vertauſchen, weil in ihr die erlöſende Liebe zur Erde ſtieg.

Heilige Demuth im Blick verſtummte der Abend, während der Morgen ſein erröthendes Antlitz verhüllte. — Die Nacht aber ſenkte ihre Sternenkrone auf des erſtern Haupt, während die untergegangene Sonne noch einmal ihren Purpur emporſandte, um ſeine Schultern zu ſchmücken, ſo daß er als König zweier Welten verherrlicht, vor dem beſiegten Morgen ſtand.

Der Kirschbaum und die Pappel.

In eines Landmanns Garten ſtand ein Kirſchbaum und eine Pappel nachbarlich bei einander. Sie waren zuſammen aufgewachſen, und hatten lange ein gleiches Schickſal getheilt, als aber der Kirſchbaum Blüthen und Früchte bekam, verwunderte ſich darüber die Pappel und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Wie ſchön iſt es, in ſo mannigfaltiger Zierde zu prangen, und wie gern möchte auch ich mit ſolchem Reichthum geſchmückt ſeyn!

Als nun die Zeit gekommen war, wo die Früchte des Kirſchbaum's heranreiſten, da bemerkte die Pappel, wie jener von allerley läſtigen Gäſten heimgeſucht wurde. Bald kehrten naſchhafte Vögel in ſeine Zweige ein, ſein ſchönes Eigenthum ſchmälernd, bald warfen lüſterne Kinder Steine in den Wipfel des Baumes, oder kletterten mit ungeſchickter Begehrlichkeit an ſeinen Aeſten empor, hier und da friſche Zweige zerbrechend, bis des Baumes Krone ganz zerſtört und betrübt anzuſehen war.

Da ſprach die Pappel wiederum: ich habe den Kirſchbaum erſt um ſeiner Früchte willen beneidet; ſeitdem ich aber geſehen, daß ſie dem Baum nur Qual und Unruhe bereiten, bin ich weit entfernt ein ſo zweideutiges Glück zu begehren! Nicht lange darauf kam der Eigenthümer des Gartens und brachte Körbe, um die reiche Frucht des Kirſchbaumes zu ſammeln. Seine Kinder begleiteten ihn, und als ſie die Kirſchen gekoſtet, waren alle entzückt über die Süßigkeit der Frucht, und alle prieſen und lobten den Baum und erhoben ihn, als die erſte Zierde des Gartens.

Als die Pappel ſolches vernahm, erröthete ſie in heimlichem Neide, und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: Ich wünſchte doch, ich hätte der Früchte auch! Schlank und hoch wie ich bin, würde ich ſie vor zudringlichen Gäſten wohl zu ſchützen wiſſen.

Mein allein ſollten ſie ſeyn, und keiner ihre Zierde mir ſchmälern, dann würde ich mit meiner Schönheit den Kirſchbaum leicht überſtrahlen, und der erſte und herrlichſte Baum unter allen ſeyn!

Thörin! ſo ſprach der Eigenthümer des Gartens, der der Pappel Rede vernommen, glaubſt du den Seegen, die Liebe der Mitwelt zu gewinnen, bevor du ihr nützlich geworden biſt, und dir ein Verdienſt auf jene erworben haſt? Die Natur verſchenkt ihre Reichthümer nicht umſonſt! Das Haupt, auf das ſie ihren Seegen niederlegt, muß in Demuth manche Plage und manches Ungemach mit derſelben dahinnehmen, und wer guter Früchte ſich freuen will, der wolle auch die zudringlichen Vöglein erdulden, und manchen Steinwurf der Habgier und des Eigennutzes, die nicht ausbleiben, wo dergleichen Gaben zu finden ſind.

Der Lohn aber, der alles vergütet, iſt der Beifall des Herrn, der den Baum gepflanzt und ſeiner Früchte gepflegt hat. Ihm gehören dieſelben, und wenn auch der Baum blätterlos und ohne alle Zierde daſteht, ſo iſt er dennoch der glücklichſte unter euch, denn ihm wurde der Seegen, das Herz ſeines Gärtners zu erfreuen, und viele der Seinen zu erquicken.

Alſo ſprechend ſchritt der Landmann an der ſtolzen Pappel vorüber. Der Kirſchbaum aber neigte ſeine herbſtlichen Zweige zu ihm herab, und das Säuſeln ſeiner Blätter klang wie die leiſe Stimme des Dankes.

⁂

Des Mondes Gang.

Der Tag war erloſchen. Hinter den öſtlichen Hügeln dämmerte es bleich empor, als erwachte dort eine neue, mildere Aurora. Es war aber die ſtille Tochter der Nacht, die freundliche Luna, welche dort langſam dem Schoos der Dämmerung entſtieg; mild grüßend trat ſie hervor, und überblickte ihr nächtliches Reich. Am Fuße der waldbekränzten Höhen aber lag ein Mägdlein auf ihren Knieen, die ſprang entzückt empor als ſie den leuchtenden Mond ſah.

Dank dir, o himmliſche Luna! rief ſie begeiſtert, du haſt meine Bitte erhört, und kommſt und leuchteſt dem geliebten Wandrer auf ſeinem beſchwerlichen Gange; o du biſt der Liebe hold, ob du gleich einſam deine Pfade dahin ſchreiteſt! Wenn unter Arbeit und Sorge der Tag entfloh, und die Stunden des Friedens nahen, dann zündeſt du deine Fackel an, und führeſt den Jüngling zu der liebenden Braut. O eile, freundliche Luna, und nimm dann den Dank meines Herzens! gewiß erhörteſt du mein Flehen, und blickſt uns zum Seegen ſo hell und klar von deiner Höhe herab!

So ſprach das freudige Mägdlein, und flog ihrem Geliebten entgegen! der Mond aber ſtieg ruhig empor, und ging ſtill und ernſt ſeine ewige Bahn.

Und tiefer in den Bergen war eine einſame Meyerei gelegen, dort wohnte ein reicher Mann mit ſeinem Geſinde. In den Bergen aber trieben ſich böſe Buben umher, die nährten ſich vom Diebſtahl, und begingen täglich neuen Raub. Als die Nacht hereingebrochen, und die Lichter in den Häuſern erlöſchen waren, zog die wilde Rotte aus dem Walde, und ſchlich auf die einſame Meyerei zu, den reichen Mann zu berauben.

Schon hatten ſie die Leiter angelegt, als über ihnen ein Fenſter aufging, und ein muthiger Burſch die vom Mond beſchienenen Diebe entdeckend, darauf herabrief: Ei, ihr feinen Geſellen! hab ich euch in der Arbeit geſtört? Und er machte einen gewaltigen Lärmen im Hauſe, und rief die Knechte und Mägde.

Und die Räuber vernahmen den Tumult, und ſprangen hinab, und flüchteten ſich eilig über die Mauer. Einer aber von ihnen ballte ſeine Hand gegen den Mond und rief: O du nichtswürdiger, boshafter Verräther! warum mußt du dein neidiſches Auge überall haben, wo man deiner nicht braucht? Könnte ich dich mit dieſem Steine vom Himmel ſchleudern, für deinen unnützen Dienſt! Werden wir gefangen und eingezogen, ſo iſt es deine Schuld, denn du kannſt unſern Vortheil nicht leiden, und thuſt uns alles zum Schaden! Und die ganze Rotte fing an zu dräuen und zu toben, und ſchimpften und verhöhnten den Mond. Er aber ſchritt ruhig empor, und ging ſtill und ernſt ſeine ewige Bahn.

Und der Abendſtern, der beides mit angehört, harrte ruhig bis der Mond höher herauf kam, dann aber begrüßte er ihn mit freundlichem Blick, denn er hatte die ſanfte Luna ſehr lieb und ſprach: Ich habe dein Lob, deinen Tadel mit angehört, lieber Mond! Erſt fürchtete ich, du würdeſt eitel werden, ob ſo ſüßer Schmeichelworte, und unbeachtet an mir, dem geringeren vorüber gehen. Aber bald vernahm ich hierauf die böſe demüthigende Rede der Diebe, und komme dich zu tröſten, weil man dir alſo wehe gethan hat. Da lächelte der Mond ſehr ſanft, und ſprach: Es gereicht mir das erſte ſo wenig zum Verdienſt, wie das andere zur Schmach. Ich gehe ruhig meine Bahn, und gieße mein Licht auf die nächtliche Flur herab, ſo wie es mein Schöpfer gebot. Wohl habe ich innig die ſchöne Erde lieb, der ich zur ſtillen Begleiterin gegeben bin, aber nur die Liebe verſteht mein Walten und iſt erkenntlich für meinen Seegen. Die Pfeile der Bosheit gegen mich abgedrückt, treffen an meiner ſtatt, nur des Unglücklichen eigne Bruſt. Die Klarheit ſo mir von Gott verliehen, beglückt die Frommen, ſo wie ſie den Verruchten zum Aergerniß gereicht. Mein Lauf aber geht über Beide dahin, und Lob und Tadel berühren wenig ein Ohr, das auf die Worte des Weltſchöpfers hört, und auf den Gang ſeiner Brüder, der himmliſchen Sphären.

So ſprach der Mond, und verfolgte ſeine ſtille Bahn; der Abendſtern aber blickte ihm mit ſtiller Verehrung nach, und freute ſich über des Unbeſtechlichen ruhige Größe.

◆

Die Korallen und die Perlenmuſchel.

An einem Korallenfelſen im Meere hatte ſich eine Perlenmuſchel feſtgeſetzt. Was willſt du, armſeeliges Geſchöpf? begann das ſtolze Korallengewächs, in deſſen Aeſten es hing: meinſt du dich zu unſerm Werthe zu erheben, indem du dich bei uns eindrängſt? Siehe, herrlich hat die Natur uns gebildet; lieblich gleich den Bäumen der Erde iſt unſre Geſtalt, und unſre Dauer kann mit dem Felſen ſich vergleichen. Daher iſt unſer Werth unermeßlich, und nichts darf ſich uns gleich ſtellen im Reiche der Natur. Gierig ſtreckt der Menſch ſeine Hände nach uns aus, und ſcheut nicht den gefährlichen Aufenthalt in der Tiefe um unſern Beſitz. Darum hinweg von uns, armſeeliger Fremdling, daß dich der erfahrne Taucher nicht erblicke in unſrer Gemeinſchaft, und ein Aergerniß an dir nehme! Alſo ſprachen die ſtolzen Korallen, die Muſchel aber ſchwieg, und ſetzte ruhig ihre Perlen an.

Als aber der Taucher hernieder kam, und die Muſchel ſah, langte er zu allererſt nach derſelben, und bewahrte ſie mit ängſtlicher Sorgfalt.

Da ſchwiegen die Korallen, und ſahen ſich verlegen an. Wie mag es nur kommen, daß dieſes unanſehnliche Schaalthier uns gleich gehalten wird an Werth und Nutzen? ſprachen ſie, denn die thörigte Eitelkeit wird leicht irre an ſich ſelbſt, wenn andre die Huldigungen empfangen, die ſie ſich verſprach.

Als aber die Muſchel geöffnet wurde, und die köſtliche Perle hervorſtrahlte in ihrer ſeltnen Pracht, und der Eigenthümer ihren Werth zehnmal höher anſchlug als den der Korallen, da errötheten dieſe noch höher vor Stolz und

Schaam, und ſie beredeten ſich untereinander und ſprachen zu dem Kaufmann: Wenn dieſe Perle dich freut, ſo magſt du vor allen unſrer Sorgfalt danken, wir haben die Muſchel gepflegt, als ſie bei uns einkehrte, darum iſt ſie alſo gediehen.

Wohl vernahm die Perle die anmaßende Rede; aber ſie ſchwieg und ſtrahlte in ruhiger Klarheit empor.

Ihr edlen, in euch ſelbſt vollendeten Gemüther, habet Nachſicht mit den Schwächen Andrer: Euch bleibt euer Werth, eure Größe, auch wenn ihr andern geſtattet, in dem Strahl eures Verdienſtes ſich mitzuſonnen!

* * *

Die beiden Raupen.

Zwei Raupen trafen einſt auf ihren Wanderungen zuſammen. Matt und ſchwer wand ſich die eine am Boden hin, und ſprach zu der jüngeren Schweſter: O du, die du noch im jugendlichen Uebermuthe dein Haupt hochträgſt wie eine Königin, und luſtig von einem Blatte zum andern wandelſt, lerne von mir die kurze Dauer deines Glücks, die traurige Lehre der Vergänglichkeit! Siehe! meine Kraft iſt gänzlich erſchöpft, und ich fühle, daß ich ſterben muß. Beweine mich, du glückliche Schweſter, daß ich dieſes ſchöne Krautfeld verlaſſen, und in Staub zerfallen ſoll! Wie ſo gern bliebe ich noch länger hier, wo für meine Bedürfniſſe ſo reichlich geſorgt iſt, und freute mich mit dir meines Lebens. Aber mein Wunſch iſt vergebens. Immer mehr ſchrumpft mein Leib zuſammen, und bereitet ſich zum Tode. Bald wird mein Bewußtſeyn ſchwinden, und ich werde dich nicht mehr kennen. Traure dann an meinem Grabe, und verlaß mich auch im Tode nicht!

So klagte die Raupe; denn das Geheimniß des Todes iſt dem beſchränkten Blick dunkel und ſchauerlich, weil er die hohen Kräfte nicht kennt, die dereinſt aus ihm geboren werden ſollen.

Die betrübte Schweſter aber verweilte an der Seite der Sterbenden, und tröſtete ſie, bis ſie zum Todesſchlummer dahin ſank. Mit treuer Liebe bewahrte ſie nun den Sarg, den die Natur heimlich für die kleine Leiche gezimmert hatte, und verließ das Plätzchen nicht bei Tag und Nacht, und weidete da umher, und wachte darüber mit treuem Auge.

Als aber mehrere Tage vergangen waren, und ſie einſt nach einer finſtern ſtürmiſchen Nacht an das Grab der Theuren trat, ſiehe, da war es von einander geborſten, und auf den Trümmern deſſelben ſaß ein fremdes ſeltſames Weſen, mit ſchneeweißen Flügeln, das bebte wie von innrer Wonne durchſchauert, und hob verſuchend die zart gefalteten Schwingen.

Wer biſt du, fragte die Erſtaunte, die du das Grab meiner Schweſter zerſtörteſt, und wo haſt du ihren morſchen Staub hingetragen?

Gott hat ihn geſammelt, und ihn aufs neue belebt! jauchzte die Pſyche: Sehe ich dich an, du armes, mir einſt ſo eng verſchwiſtertes Weſen, ſo mahnt michs lebendig an den Traum jener Zeit. Beſchränkten Sinnes wie ich damals war, kannte ich kein ſeligeres Loos als das meine. Bitter war mir der Tod, denn ich hatte keine Ahnung von dem Zuſtande, deſſen ich mich jetzt erfreuen darf. Aber der Todesengel, der mir des Leibes Feſſeln löſte, wurde mir ein Bote des Heils, des unausſprechlichſten Glückes. Noch habe ich keine Worte für das, was mich mit ſo ſeeliger Ahnung erfüllet.

Mir iſt, als wäre die ganze Welt mein, als dürfte ich mich mit den Düften der Blumenwelt, mit den Wellen des blauen Aethers nun auf ewig vermählen!

So ſprach der Schmetterling, und entfaltete in ſeeliger Hoffnung der Schwingen glänzende Pracht. Mit leichtem Fluge ſtieg er empor, und theilte die Luft mit ſeinen weit ausgebreiteten Flügeln.

Die Raupe aber kehrte das geblendete Auge zu Boden; ſie vermochte es nicht, das ſüße Wunder zu faſſen. Aber als der Todesengel auch zu ihr trat, da erwachte das holde Bild noch einmal lebendig vor ihren Sinnen, und ſie trauerte nicht, und bereitete ſich ſtill und hoffend zu dem geheimnißvollen Schlummer.

◆

Der Lorbeerbaum.

Ein junger Lorbeer trieb die friſchen Sproßen
Mit raſchem Drang zum Licht empor,
Der Jüngſte faſt im Kreiſe der Genoſſen,
Ragt' er vor vielen doch hervor.

Den Blick gehoben zu der Sonnen-Sphäre
Schien ihn die reinſte Sehnſucht zu durchglüh'n,
Und gern verweilten Nachtigallen-Chöre
In ſeinem duft'gen Grün.

Einſt ſprach ein Baum in ſeiner Nähe,
(Man weiß nicht ob aus Liebe oder Neid:)
So oft ich dich, mein junger Lorbeer, ſehe,
Faßt Freude mich und doch auch tiefes Leid!

Gar ſchöne Richtung hat dein Lauf genommen,
Ich fühl's, du ſehnſt dich nach des Lichtes Welt,
Und doch — was kann dies Sehnen frommen,
So lang man dich in Feſſeln hält?

In Feſſeln mich? ſprach hocherſchrocken
Der Lorbeerbaum: wer legt mir Feſſeln an?
Wer will vom Ziele mich verlocken?
Wer hemmen meine Sonnenbahn?

Erkennſt du nicht, gab jener ihm zurück:
Was klar mein Blick in deinem Leben ſchaut?
So hell die Sonne auch dein Haupt bethaut:
Fern liegt dir noch der goldnen Freiheit Glück!

Sieh', deiner Kräfte Streben iſt getheilt!
Dein Leben hält ſo feſt die Erd' umſchlungen
Wie deine Krone auf zum Lichte eilt
Von edler Sehnſucht Gluth durchdrungen.

So ſtörſt du ſelbſt den Einfluß jener Hand
Die dir zur Höhe winkt! Nie wirſt du ſie erlangen!
Gewaltig iſt der Erde Band,
Und feſt hält ſie, was liebend ſie umfangen!

Getroffen von dem ſchweren Wort
Verſank der Lorbeer in betrübtes Sinnen.
Der Freyheit Glück ſich gänzlich zu gewinnen
War nun ſein Sehnen fort und fort.

Bald ſtrebte er mit ängſtlichem Bemühen,
Die feſten Wurzeln allgemach
Dem ſchnöden Hafte zu entziehen,
Doch ach! umſonſt, der Boden gab nicht nach!

Schon welket bei dem innern Harme
Das ſchöne Laub, da fällt ihm bei:
Ob ſich der Gärtner wohl erbarme
Zu löſen ſeine Sclaverei?

Und ſieh' er naht. Mit heißen Flehen
Spricht ihn der Tiefgebeugte an,
Und bittet, mild ihm beizuſtehen,
Wo er ſich ſelbſt nicht helfen kann.

Und als der Gärtner ſeinen Wunſch vernommen,
Spricht er: was hat dich armer Baum bethört?
Und deinen Lauf, den ſchönen frommen,
Zur lichten Sonnenwelt geſtört?

Hab' ich nicht ſelbſt dich eingeſenket
In dieſes Land, das deine Kraft
Mit neuem Balſam täglich tränket,
Und friſches Leben dir verſchafft?

Wie willſt du fern von ihm beſtehen?
O glaube, was des Gärtner's Hand
Für dein Gedeihen auserſehen,
Iſt deines Seegens Unterpfand!

Nimm dankbar, was er von den Gaben
Der Erde dir zur Labung beut,
Wie auch dein Sehnen, kühn, erhaben,
Aufſtrebet zur Unendlichkeit.

Der Erde Stoff ſollſt zu geſtalten,
Ein treuer Bildner gut und fein;
In eigner Schöne ihn entfalten,
Und dieſe Zier dem Lichte weihn.

Dann wird der Sonne Kuß dir lohnen,
Dann wird ſie deiner Zweige Grün
Zu des Verdienſtes heitren Kronen,
Dich ſelbſt zu Gottes Preis erziehn!

* * *

Weſel, gedruckt mit Beckerſchen Schriften.

Volks-Sagen

geſammelt

von

Agnes Franz.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wesel
bei Joh. Adolf Klönne
1830.

Inhalts=Verzeichniſs.

Seite.

1. Die Jungfrau vom Lurley. Rheiniſches Volksmährchen . . . . 1.
2. Der Treuenfels. Rheiniſche Sage . . . . 121.
3. Welen der Vogelſteller, oder die Entſtehung der Burg Boskowitz 151
4. Iſolde, oder die Entſtehung von Adersbach. 181.
5. Die Brüder. Rheiniſche Sage . . . . . 251.

* * *

Die

Jungfrau vom Lurley.

Rheiniſches Volks-Mährchen.

Wenn du, lieber Leſer, ſchon einmal den Rheingau durchſchiffteſt, ſo wird dir bey dem Anblick der mannichfachen Bilderreihe, die er darbietet, auch jener ſeenförmige Waſſerſpiegel nicht entgangen ſeyn, den der Rhein, in der Gegend von Kaub, im Kreiſe gewaltiger Berghöhen bildet. Die große oft ſchaurigwilde Natur umher, verbunden mit der tiefen Stille des weiten Waſſerreichs, die einſamen Ruinen, die wie bleiche Schatten der Vorzeit von den hohen Felſenufern herniederſchauen, alles dies giebt der Gegend umher, eine hohe, romantiſche Schönheit. Was aber das Eigenthümliche dieſes Gemäldes vollendet, iſt das ſeltſame Gebäude, das aus der Mitte der breiten Stromfläche emportauchend, den Blick des Reiſenden überraſcht. Es iſt dies der Pfalzgrafenſtein. Einem Kriegsſchiffe gleich, ſcheint dieſe einſame Veſte auf dem weiten Wellenreiche zu ſchwimmen, oder durch Zaubermacht ſo eben aus der Tiefe des Stromes emporgetaucht zu ſeyn. Kein Damm, keine Brücke führet dahin! — ihre ſtarken Mauern ſind auf unterirdiſche Felſen gegründet, und wer die Schwierigkeiten dieſes Bau's ermißt, der muß glauben, es habe ſich hier der Menſch in übermüthiger Kraft mit der Gewalt des Elementes meſſen, oder ſich von beſonderen Umſtänden gedrängt, in den Schutz deſſelben begeben wollen. Gegen das rechte Ufer hin, bemerkt man an dieſem altergrauen Gebäude eine Fallthür, zu welcher man eine ſchmale Treppe hinaufſteigt. In dem Thurme ſelbſt befindet ſich ein kleines Gemach, das vor langen Jahrhunderten den Pfalzgräfinnen zum Aufenthalt gedient haben ſoll, und über deſſen frühere Bedeutung man ſich mancherley erzählt. Die geheimnißvollen Winke hierüber, verbunden mit dem Eindruck, den dieſes feenhafte Gebäude auf den überraſchten Beſchauer macht, ſcheinen gleichſam das Gemüth auf die wunderbaren Sagen vorzubereiten, die von nun an ihre fabelhaften Schwingen entfalten.

Nachdem man die alte Stadt Ober-Weſel paſſirt, verengt ſich das Thal, und alle Spuren des Lebens verſchwinden von den einſamen Ufern. Rieſige Felſenbilder werfen ihre Schatten über den Strom, während dieſer zwiſchen den braunen Klippen unmuthig grollend ſeine dunklen Wogen dahinrollt. Jetzt ſpringt der Lurley hervor, ein kahler Schieferfels, den in grauer Vorzeit eine Undine bewohnte. Unfern davon zeigt man die Gegend, wo einſt der fromme Einſiedler Goar gehauſet, deſſen Andenken die Nachwelt dankbar bewahrte.

Schaurige Stille herrſcht um die einſamen Klippen, nur die Fluth rauſchet ſtärker und ſtärker, während ſie in wildem Fall bald in verborgne Abgründe ſtürzt, bald in raſchen Wirbeln den daherkommenden Nachen Gefahr droht.

Die abentheuerliche Form jenes Felſens, das Echo, das hier der Ruf der Vorüberſchiffenden in leiſer Klage zurückgiebt, das Oede, Geſpenſtiſche der ganzen Gegend umher, alles ſcheint mit den Erzählungen der Schiffer in harmoniſchem Einklang zu ſtehen, und gern lauſcht der Reiſende denſelben, während Jene nach überſtandner Gefahr das Ruder zur Seite legen, und den Nachen dem Spiel des Windes und der Wellen überlaſſen. Den Blick bisweilen bedenklich zur Tiefe gewendet, dann aber ſich ſelbſt beruhigend mit der Ueberzeugung, daß ſie dem unheimlichen Gebiet glücklich entronnen, theilen ſie ohne Bedenken dem Reiſenden mit, was ihnen der Mund ihrer Voreltern vertraut. Folgendes aber iſt aus dieſen Sagen geſchöpft, und wolleſt, lieber Leſer, es freundlich hinnehmen, ſo wie ich die wunderbarlichen Begebenheiten, einzelnen Waldesblumen gleich empfangen, und zum lockeren Kranze verknüpft habe.

In jenen grauen Zeiten, wo die Geiſterwelt ſich dem kindlicheren Sinne der Menſchen noch aufthat, und Abentheuer und Wunder aller Art heimiſch waren, lebte auf ſeinem Schloſſe zu Heidelberg ein mächtiger Pfalzgraf, deſſen Namen die Sage nicht aufbewahrt hat. Sein Hof war der glänzendſte weit umher, auch beſaß er eine eben ſo ſchöne als tugendhafte Gemahlin, und wer ihn in der

Seite der holden Adelgundis erblickte, umgeben von der Pracht und Herrlichkeit seiner Reichthümer, der mußte vermeynen, es ſey dieſer Fürſt der glücklichſte und geſegnetſte in den weiten Gauen umher. Es verhielt ſich aber nicht ſo, wie die Menge vermeynte, denn wie auch der Welt Güter und Ehren ihm von außen her in Fülle zuſtrömten, ſo waltete im Innern ſeines Hauſes dennoch ein finſtres Geſchick, das ihm den Genuß aller Freuden verbitterte. Schon dreymal hatte ihm die Hoffnung gelächelt, einen Erben auf ſeinen Vaterarmen zu wiegen, und eben ſo oft hatte ein ſchneller, unerklärlicher Tod die zarten Säuglinge weggerafft, und das geträumte Glück in der Knoſpe zerſtört. So ſorgſam man auch jederzeit das Wochenbett der Pfalzgräfin bewachte, ſo unvermeidlich blieb demohnerachtet dies traurige Geſchick. Kaum daß die Kinder den neunten Tag überlebt, ſo fand man ſie, die bis dahin an friſcher Lebensfülle den Roſen gleich geblüht, plötzlich bleich und kalt in der Wiege, ohne daß die Spur eines gewaltſamen Todes an ihrem Körper zu finden war. Viele wollten behaupten, daß irgend ein böſer Zauber, von den zahlreichen Neidern des Pfalzgrafen verübt, jenes Unglück veranlaſſe; diejenigen aber, ſo demſelben näher ſtanden, zumalen die Dienerſchaft des Schloſſes, hegten noch ganz andere Meynungen hierüber. Es war nehmlich bekannt, daß der Pfalzgraf, der das Bergweſen überaus begünſtigte, von der Begier nach Gold und edlem Geſtein getrieben, in einen Schacht eingedrungen war, in welchem dem Vorgeben verſtändiger Leute nach, ſich reiche Goldadern befanden, der aber, unbekannten Urſachen zu Folge, von ſeinen Vorfahren geſchloſſen worden war. — Zu dieſer Zeit hatte die Pfalzgräfin einen ſeltſamen Traum gehabt, in welchem die Geiſter des Berges ihr erſchienen waren, um ſie inbrünſtig zu bitten, den Pfalzgrafen von ſeinem Vorhaben abzureden, indem das Vordringen in jenem Geklüft ihrem Reiche unerſetzlichen Schaden bringe. Als nun Adelgundis ihrem Gemahl dieſen Vorfall berichtet, hatte derſelbe ihren Aberglauben verlacht und mit allerhand unglimpflichen Reden die Berggeiſter verhöhnt und verſpottet, — aber immer wiederholte ſich aufs neue jener bedeutſame Traum, in welchem die Gnomen erſt inbrünſtiglich bittend, zuletzt aber mit zorniger Geberde vor das Lager der Pfalzgräfin traten, und ihr drohten, daß wofern ihr Gemal fortführe, ſie alſo feindlich und hartnäckig zu verfolgen, ſie ſich an ihm und ſeinem Hauſe rächen wollten. So eindringlich nun auch Adelgundis aufs Neue ihre Fürbitten erhob, ſo beredt die eigne Furcht ihre Warnungen machte, — der Pfalzgraf blieb dabey, ſie bald ſcherzend, bald in aufwallendem Zorn zurückzuweiſen, ohne die Drohungen der Berggeiſter auf irgend eine Weiſe zu beachten. Im Herzen tief betrübt, kehrte Adelgundis nach jedem ſolchen Geſpräch in ihre Gemächer zurück. Ihre Frauen fanden ſie dann immer ſehr ſtill und in ſich gekehrt, doch keiner kam es damals in den Sinn, ihren bangen Ahnungen einigen Glauben zu ſchenken. Als es ſich nun hierauf zum erſtenmale begab, daß die Pfalzgräfin von einem Sohne genas, und dieſer, wenige Tage nach ſeiner Geburt ſo ſchnell und plötzlich verſchied, — hatte man freylich ſeine [illegible] Gedanken hierüber. Die Aerzte behaupteten, daß irgend ein böſer, giftiger Dunſt das Kindlein erſtickt haben müſſe, und wie nun bey Allen die Träume der Pfalzgräſin noch in friſcher Erinnerung waren, ſo kam man auf die Vermuthung, jene Kobolde hätten aus Rache gegen ihre Verfolger dieſen boshaften Streich verübt. Was dieſes Gerücht noch beſtätigte, war der Umſtand, daß die Pfalzgräſin ihr nächſtfolgendes Wochenbett auf die Veſte Stahleck verlegte, die in einer der ſchönſten Gegenden des Rheingau's gelegen, keine Verbindung mit ihrem gegenwärtigen Aufenthalt hatte. Aber auch hier wiederholte ſich jenes traurige Geſchick, und als nun endlich zum drittenmale die unglückliche Mutter ein liebes Kind umſchloß, und auch dieſes, trotz aller erdenklichen Vorſicht und ärztlichen Sorgfalt in ihren Armen erblich, da verwandelte ſich ihre Trauer in die tiefſte, nagendſte Schwermuth, und jeder der in ihr bleiches, kummervolles Geſicht ſah, der mußte ſogleich vermuthen, daß nächſt dem Schmerz ihres Verluſtes noch irgend ein banges, dunkles Geheimniß auf ihrer Seele laſte.

So laut der Pfalzgraf bisher den ſcheinbaren Aberglauben ſeiner Gemahlin verſpottet, ſo ſchien doch derſelbe nach jenen traurigen Vorfällen gar ſtill und bedenklich zu werden. Die Schätze, die er aus dem Schoos jener Felſen gewonnen, vermochten ſein Herz nicht mehr zu erfreuen; er ſchenkte das Gold und die Edelſteine ſo man jenen Minen entwandt, an die benachbarten Kirchen, und ließ in denſelben zahlreiche Meſſen leſen für das Heil ſeiner unglücklichen Kinder. Zu gleicher Zeit gab er Befehl jene

Schachten zu ſchließen. Die Arbeiter wurden abgedankt und jeder Verſuch, in das Innere jenes Berges zu dringen, aufs ſtrengſte unterſagt. So ſorgfältig er nun auch auf dieſe Weiſe ſein früheres Unrecht zu vergüten ſuchte, ſo vermochten doch alle dieſe Anſtalten das Gemüth der Pfalzgräfin nicht zu erheitern. Der laute Schmerz den ſie anfänglich geäußert, hatte einer ſtillen Niedergeſchlagenheit Raum gemacht, und unfähig in dieſer Stimmung an öffentlichen Feſten und Luſtbarkeiten Theil zu nehmen, ſchien ſie vielmehr in der Blüte der Jahre der Welt abzuſterben und auf jegliche Lebensfreude zu verzichten. Vergebens daß der Pfalzgraf alles aufbot, ſie durch anmuthige Zerſtreuungen zu überraſchen, und ſomit ihren Sinn für heitern Lebensgenuß wieder zu erwecken; — das Geräuſch des Hofes, die Pracht und Herrlichkeit glänzender Wettkämpfe und Gelage verſenkten ſie noch tiefer in die Betrachtung ihres traurigen Schickſals, und jede edle Heldengeſtalt mahnte ſie an die ſchönen Hoffnungen, die ſie mit ihren Lieblingen eingeſenkt hatte.

Schon waren mehrere Jahre ſeit jenem Unfall verfloſſen, als der Pfalzgraf, wie er es gewöhnlich zur Zeit des Frühlings zu thun pflegte, ſeinen Hofſtaat wiederum nach Burg Stahleck verlegte. Adelgundis liebte dieſen Aufenthalt vor allen, und wie er auch nicht frey war an ſchmerzlichen Erinnerungen für ſie, ſo that doch die Stille der großen, erhabnen Natur umher, ihrem Herzen wohl, zumalen da es ihr gelang, hier mehr denn ſonſt ihrem Hange zur Einſamkeit und ſtillen Betrachtung zu leben.

Eines Tages, als ſie begleitet von ihren Frauen in den ſchattigen Umgebungen ihrer Burg luſtwandelte, hatte ſie ſich weiter denn gewöhnlich von derſelben entfernt. Der warme Frühlingshauch, das ſanfte Flüſtern des Hains, und vor allem das friedliche Auf- und Niederwogen der Fluth, an deren Ufern ſie ſtand, wiegte ſie in anmuthige Träume. Sie ſetzte ſich in Gedanken verloren unter eine Eiche; der Rhein rollte ſeine Wellen ruhig zu ihren Füßen dahin, ihre Blicke ſchweiften über den klaren Waſſerſpiegel, der den güldnen Schein des Abendhimmels aus weiter Fläche zurückgab. Ein ſüßes Wohlbehagen durchſtrömte ihre Glieder; ſie lehnte ihr Haupt an die bemooſte Eiche, und bald bemerkten ihre Gefährtinnen an den friedlich geſchloſſnen Augenliedern, und dem ſanften Lächeln ihres Mundes, daß ſie entſchlummert, und in dem Arm eines lieblichen Traumes ſey. Wirklich verhielt es ſich alſo. Kaum daß die Pfalzgräfin ſich dem Schlaf überlaſſen, als es ihr bedünkte, als ruhe ſie in den Armen eines wunderſchönen Weibes, das freundlich ihr Antlitz über ſie hinneigte, und folgende Worte ſang:

Schlaf, arme Mutter, ſonder Harm!
Du ruh'ſt, beſchützt von meinem Arm!
Vergiß das Leid, ſo dir geſchehn
Und merke, wo dir Rath erſeh'n!
Sieh'ſt du den Kreis, den leicht und ſchnell
Die Woge zieht, cryſtallenhell? —
Siehſt du den Fels auf feuchtem Grund?
Dort bau' ein Haus zu guter Stund,

Die Wiege trage ſtill darein,
Und bette drinn die Knaben dein!
Wir ſteh'n an deinem Schlößlein Wacht
Und nehmen den Knaben dir wohl in Acht!

Als die ſchöne Frau dies Lied beendet, war es, als höbe eine unſichtbare Hand einen Schleyer nach dem andern von Adelgunden's Geſicht; ſie ſah in eine weite lichte Ferne hinaus; wunderbare Geſtalten gaukelten an ihr vorüber, und auf der Mitte des See's, an deſſen Ufern ſie ruhte, gewahrte ſie ein ſeltſames Gebäude, das auf den Fluthen daher zu ſchwimmen ſchien. Plötzlich war es, als ſtände ſie in der Mitte deſſelben. Ein überaus ſchönes Kind ruhte an ihrem Buſen. Mit unausſprechlichem Entzücken blickte ſie über daſſelbe zu den Bogenfenſtern ihres kleinen Gemaches hinaus, um das der Rhein mit lautem Wellenſchlag zoß. Sie ſah es, die Inſel, auf der ſie ſich befand, war ein einziger unzugänglicher Fels; aber den ſüßen Liebling an ihrer Bruſt, dünkte ſie ihr die Welt ihres Herzens; und ſie lächelte im Gefühl einer niegekannten Seeligkeit zu dem breiten Strom hinab, der ſeine grünlichen Wellen, einer rieſigen Schutzwehr vergleichbar, um ihr ſtilles Felſenſchloß zog. Eben wollte ſie ſich herabbeugen, um einen Kuß auf die Stirn des engelſchönen Knaben zu drücken, als der ſüße Traum zerrann, und ſie der Wirklichkeit zurückgegeben, mit ſtiller Trauer umherſah. Die ſchöne Frau zu ihrer Seite, das zierliche Waſſerſchloß, ach, alles was ſie erfreute, war verſchwunden, nur eines begegnete noch ihrem ſtaunenden Blick; es war der Fels in der Mitte des Sees, den ihr die Nymphe bezeichnet.

Sie ſprang empor; ſie richtete ihren Blick unbeweglich auf denſelben. Noch nie hatte ſie dieſe graue Felſenmaſſe erblickt, und auch die Frauen bezeigten ihre Verwunderung hierüber. Seltſam betroffen über dieſe Entdeckung, beſchloß ſie ihrem Gemahl den wunderbaren Traum zu erzählen. Den Frauen aber verſchwieg ſie denſelben, ſo neugierig ſich auch dieſe bezeugten, zu erfahren, welch liebliches Traumgeſicht die anmuthige Miene erzeugt habe, die während des kurzen Schlummers die Wange ihrer Gebieterinn mit ſolcher Freudigkeit verklärte.

Als der Pfalzgraf die verwunderliche Rede ſeiner Gemahlin angehört, und hierauf ſelbſt den bezeichneten Fels in Augenſchein genommen, wurde er ſehr nachdenklich, und gelobte Adelgunden, falls ihnen die Hoffnung zu einem Erben noch einmal beſchieden ſey, zum Andenken jenes Traumes, auf jenem Stein eine Pfalz zu erbauen. Wirklich gedachte er auch, als jene Hoffnung kurz darauf in Erfüllung gieng, ſeines gegebenen Verſprechens, und bald erhob ſich das ſeltſame Gebäude, in denſelben Verhältniſſen, wie es Adelgundis angegeben, in der Mitte des Stromes, ohne daß man ſeine eigenthümliche Beſtimmung zu ahnen vermochte, denn ſtreng bewahrte er und ſeine Gemahlin das theure Geheimniß.

Als nun die Zeit der Pfalzgräfinn gekommen war, begab ſie ſich von wenigen ihrer Getreuen begleitet, bey nächtlicher Stille in ihr neues Aſyl. Mit liebender Sorgfaſt hatte ihr Gemahl für alle erſinnliche Bequemlichkeiten in demſelben geſorgt; und wie auch der Raum, der die Einſame umgab, eng und klein war, ſo ſchloß er doch alles in ſich, was das Leben in ſo ſtrenger Abgeſchiedenheit verſchönern und erheitern kann. Handſchriften, Gemälde und allerley Geräth zu anmuthiger weiblicher Arbeit, fand die Ueberraſchte dort vor, auch hatte man ihre Harfe nicht vergeſſen, auf deren Saiten ſie oft ihre Schmerzen hingeweint, und die nun wieder zu Liedern der Freude geſtimmt wurde.

Mit dem Gefühl des innigſten Wohlbehagens nahm die Pfalzgräfin Beſitz von dem kleinen Gemach, deſſen Fenſter von allen Seiten die lieblichſte Ausſicht auf die flimmernde Waſſerfläche bot. Es war ihr, als ſey ſie hier im Schutz der friedlichſten Mächte; und oft wollte es ihr bedünken, als vernehme ſie in dem Gemurmel des Stroms eine liebliche Melodie, jener vergleichbar, die ſie in jenem unvergeßlichen Traum gehört. Nach Verlauf kurzer Zeit genas Adelgundis von zweyen wunderholden Knaben, von denen der eine die vollkommenſte Aehnlichkeit mit jenem Kinde hatte, das ſie im Traum auf den Armen gewiegt. Mit inbrünſtigem Gebet kniete ſie an der Wiege, die das ſchöne Zwillingspaar umſchloß, und indem ſie dasſelbe dem Schutz der höheren Mächte empfahl, war es, als müſſe ſie, indem ſie in das goldumlockte Antlitz des aeltern blickte, ganz beſonders dabey der wohlthätigen Nymphe gedenken.

Bald wurde ein benachbarter Prieſter unter dem Siegel des Geheimniſſes auf die Pfalz gebracht, um dort die Taufe zu verrichten. Als die wenigen Diener verſammelt waren, welche die Pfalzgräfin zu Zeugen berufen, und die heilige Handlung ihren Anfang nahm, bemerkte Adelgundis mit nicht geringem Erſtaunen, wie ſich eine hohe, weißverſchleyerte Frau in die Reihe der Anweſenden gemiſcht hatte. Keiner ſchien ihre Gegenwart zu bemerken, ſie ſtand dem Bett der Pfalzgräfin zunächſt, und ſchien mit ſinnigem Ernſt, und ſittiger Geberde den Worten des Prieſters zu lauſchen. Als dieſer ſich hierauf mit der Frage an Adelgundis wandte, welchen Namen ſie dem älteſten ihrer Söhne erkohren, tönte es ganz deutlich in ihrer Nähe: Reinhold ſoll er geheißen ſeyn. Unwillkührlich richtete ſich die erſchrockne Mutter empor, denn laut dem Befehl ihres Gatten, ſollte jenem der Name Herrmann zu Theil werden; ſie hatte indeß nicht den Muth der Unbekannten zu widerſprechen, auch fuhr der Prieſter ruhig fort ſein Amt zu verrichten, und ſie mußte ſich damit begnügen, beſagten Namen dem jüngeren vor zu behalten, wogegen auch die fremde Tauf-Zeugin nichts einzuwenden hatte, ſondern zu mehreren malen recht freundlich und beyfällig zu ihr herüber lächelte. Als die heilige Handlung beendet, ſchritt die Fremde, während ſich die Anweſenden der Pfalzgräfin glückwünſchend nahten, zu Reinholds Wiege, beugte ſich einen Augenblick, wie leiſe ſegnend, über dieſelbe, und ſchlüpfte dann, leichten Schrittes aus dem Gemach.

Als Adelgundis ſpäter das Lager des Kindes unterſuchte, fand ſie in demſelben einen goldnen Reif, der gleichſam die Hälfte eines Ringes zu ſeyn ſchien, darüber aber ſtand die Aufſchrift:

Wer dir die zweite Hälfte beut,
Der führt zurück die goldne Zeit!

So groß die Verwunderung der Pfalzgräfin über dieſen Vorfall war, ſo beſchloß ſie, da Keines der Uebrigen die Erſcheinung bemerkt hatte, dieſelbe aufs ſtrengſte zu verſchweigen. Der Gedanke, daß das was ſie geſehn und gehört, ſich in Gegenwart des Prieſters und namentlich bey einer ſo heiligen Handlung zugetragen, beruhigte ihr Gemüth; — um jedoch nichts zu verſäumen, was zum Heil ihres Sohnes gereichen könnte, ſo ließ ſie über jenen geheimnißvollen Ring noch eine beſondre Weihe ſprechen, indem ſie ihn dem Prieſter als ein Kleinod überreichte, das ihr als günſtige Vorbedeutung für das künftige Glück ihres Sohnes anvertraut worden ſey.

Wenige Tage nach dieſer Begebenheit beſuchte der Pfalzgraf ſeine Gemahlin. Er fand ſie, die Säuglinge im Arm, von der Verklärung innerer Freude übergoſſen. Im Gefühl ſeines Glückes drückte er die holden Knaben einen um den andern ans Herz, während er ſich an dem heitern Angeſicht Adelgundis weidete, von dem aller Schatten ſonſtiger Betrübniß verſchwunden war. So groß jedoch ſeine Freude über den glücklichen Ausgang der ſeltſamen Begebenheit war, ſo beunruhigte es ihn doch, als er ſpäter vernahm, daß eine fremde Pathe ſeinem älteren Söhne den Namen Reinhold gegeben. — Als er nun vollends erfuhr, auf welche geheimnißvolle Weiſe dieſelbe ſich eingefunden, runzelte er die Stirn in finſterm Unmuth, und ſein Schweigen bewies mehr, als es Worte vermocht hätten, wie ihm dieſer ſeltſame Freundſchaftsbund keinesweges Freude verurſachte, ſondern er ſeine Anſichten hierüber nur aus Schonung für ſeine Gemahlin zurückhielte. Allmählig gelang es jedoch Adelgunden, die Wolken von der Stirn ihres Gatten zu zerſtreuen, und wie auch dieſer den Wunſch äußerte, ſie möchte je eher je lieber nach dem Heidelberger Schloß zurückkehren, ſo gelang es doch endlich ihren zärtlichen Bitten, ihm die Erlaubniß abzugewinnen, daß ſie in ihrer Einſamkeit ſo lange verweilen dürfe, bis die Knäblein der Wiege entwachſen. Nachdem der Pfalzgraf die nöthigen Anſtalten getroffen, die ein verlängerter Aufenthalt daſelbſt heiſchte, kehrte er von Sorge und Hoffnung zugleich begleitet, in ſeine Reſidenz zurück, Adelgundis aber überließ ſich mit ſtillem Entzücken dem Gedanken in dieſer reizenden Abgeſchiedenheit noch recht lange verweilen zu können; denn mehr [illegible] Glanz und Feſtespracht, galt ihr der ſtille, ſeelige Frieden um ſie her, und das unausſprechliche Glück, ihre Kinder von Tag zu Tag immer ſchöner aufblühen zu ſehen. — Je länger ſie auf der Pfalz verweilte, je lieber, je vertrauter wurde ihr das groſe, ruhige Element, das ſie umgab, und oft konnte ſie zu Stunden dem anmuthigen Geplauder der Wellen zuhören, die ſich ſchmeichelnd zu ihr herüber drängten, als hätten ſie ihr etwas Liebes und Freundliches zu erzählen. Der kleine Reinhold ſchien bald die Neigung ſeiner Mutter zu theilen, denn während Herrmann nach den bunten Glasſcheiben des Fenſters langte, breitete dieſer ſeine Aermchen aus denſelben hinaus, als wolle er die hüpfenden Wellen freundlich umarmen, und wie der mächtige Rheinſtrom ihm das erſte Wiegenlied geſungen, ſo ſchien eine zärtliche Vorliebe des Kindes Herz für ihn zu beſeelen.

Immer hatte die Pfalzgräfin gehofft, die freundliche Erſcheinung, die damals ihren Augen begegnete, würde ſich ihr einſt noch deutlicher kund geben, aber wie ſie auch nach derſelben heimlich verlangte, — das Geiſterreich ſchien ſeitdem für ſie verſchloſſen zu ſeyn. Wie aber auch von Außen her nichts Ungewöhnliches mehr ihren Blicken erſchien, ihr Glaube an die Gegenwart wohlthätiger Weſen war durch das, was ſie bereits erfahren, nur zu mächtig begründet; und gern hielt ſie ſich an dieſe tröſtende Ueberzeugung, während ſie dieſelbe durch das ſichtliche Gedeihen ihrer Lieblinge von Tag zu Tage immer ſchöner beſtätigt ſah.

In des Pfalzgrafen Reſidenz und der Gegend umher hatten ſich während dem mancherley Gerüchte wegen des langen Ausbleibens der Pfalzgräfin verbreitet. Man hatte erſt geglaubt, ſie ſey, wie das bisweilen zu geſchehen pflegte, auf ihrer Burg am Rhein zurück geblieben, als man aber aus ſichern Nachrichten wußte, daß ſie dort längſt abgereiſet ſey, faßte man die Vermuthung, es habe ſich dieſelbe beſonderer Umſtände zu Folge, in ein entferntes Bad begeben. Bald ging die frohe Sage im ganzen Lande umher, es werde in kurzem die Pfalzgräfin mit zwey lieblichen Knaben in ihre Heymath zurückkehren, zu welchem Ende man den glänzendſten Feſten entgegenſah. Wirklich hatte auch der Pfalzgraf beſchloſſen den Empfang ſeiner Gemahlin auf das feyerlichſte anzuordnen. Er ließ zu dieſem Zweck mancherley Zurüſtungen treffen; denn wie Adelgundis die letzte Zeit über, freywillig auf alle Huldigungen und Ehrenbezeugungen verzichtet, ſo ſollte ihr nun dafür die reichſte Entſchädigung werden, zumalen da ſie umgeben von zweyen ſtattlichen Erben in die heimathliche Halle zurückkehrte.

In einer der ſchönſten Gegenden Heidelbergs, dicht an dem Geſtade des Neckars, prangten auf den friſchbegrünten Wieſen die ſtattlichen Gezelte, in denen ſich auf des Pfalzgrafen Veranſtaltung ſämmtlicher Hof, ſammt den benachbarten Rittern und Edlen verſammelt hatten. Der melodiſche Klang der Cymbeln und Flöten, begleitet von dem weithinſchallenden Laut der Waldhörner und Trommeten, begann das Feſt einzuleiten, dem jeder erwartungsvoll entgegen ſah. Im ſchweigenden Kreiſe ſtanden die Frauen zu dem Empfange ihrer geliebten Gebieterin bereit, — da glänzten von Weiten die bunten Flaggen des erſehnten Fahrzeuges, immer näher kam die Barke, in welcher unter purpurnem Baldachin und flatternden Bluſtengehängen die Pfalzgräfin in der Mitte ihrer lieblichen Kinder ſaß. Das laute Freudengeſchrey des anweſenden Volkes empfing die Ankommenden. Unter dem Schmettern der Trommeten und dem Jubel aller Inſtrumente, begab ſich der Pfalzgraf ans Ufer hinab, die geliebte Gemahlin in ſeine Arme zu nehmen. Die ſtattlichen Knaben an der Hand, verklärt von Rührung und Freude, trat Adelgundis an der Hand ihres Gatten in die Verſammlung der Edlen. Alles drängte ſich um die glückliche Mutter her, die Knaben gingen von einem Arm zu dem andern, und wie auch jeder gern gefragt, wo die theure Gebieterin ſo lange verweilt hätte, ſo genügte jetzt allen die ſchöne Ueberzeugung, daß dieſelbe von ihrer früheren Schwermuth geneſen, beglückt und geſeegnet zurückgekehrt, und die Jahre der Trauer, die ſo lange jeden heitern Genuß unterſagten, fortan ſich in Jubel und Freude verwandelt hatten.

Als die geräuſchvollen Feſte vorüber, und Adelgundis in ihrem früheren Aufenthalt wieder heimiſch geworden war, begann ſie mit Sorgfalt über die Erziehung ihrer Söhne nachzudenken. Dem würdigen Hof-Kaplan wurde zunächſt die Aufſicht über dieſelben anvertraut, und obgleich dieſer ſeine eigenen Gedanken hatte über das, was man ſich von dem Aufenthalt der Pfalzgräfin in jenem geheimnißvollen Thurm erzählte, ſo ging er als ein überaus frommer und gottesfürchtiger Mann nunmehr mit doppeltem Eifer daran, den Einfluß jener früheren Ereigniſſe durch den Seegen frommer Lehren zu überwinden.

Mehrere Jahre waren verfloſſen; ſchön und kräftig wuchſen die Knaben empor, und wer ſie ſah, der hatte ſeine Freude an denſelben. War Herrmann an Körperkraft und Wißbegier auch ſeinem Bruder Reinhold überlegen, ſo ſchmückte dieſen wieder ein ſo zartes und anmuthiges Weſen, und eine ſo holde Freundlichkeit, daß man ihn innig ans Herz drücken mußte, ſo oft er das ſeelenvolle Auge erhob. Was beyde aber noch mehr von einander unterſchied, war der entgegengeſetzte Hang ihrer Gemüther, denn wie es den älteren zur Stille und ſinniger Betrachtung hinzog, ſo lockte es den jüngeren wieder in das bunte bewegliche Leben hinaus; demohnerachtet waren ſich Beyde in herzlicher Liebe zugethan, und Keiner vermochte ohne den Andern zu leben. Schon in früher Jugend gab es für Reinhold kein ſchöneres Vergnügen, als wenn er unbeachtet und unbemerkt an den Ufern des Nekars luſtwandeln, und ſich in die mannigfachen Wunder der Schöpfung vertiefen konnte. Dafür aber hatte die Natur auch ein ganz beſonders freundliches Antlitz für ihn. Stand er im Schatten der Haine, ſo war es ihm, als äugle ein überaus holdes Himmelsangeſicht durch die verſchlungenen Zweige, verweilte er auf den Wieſen, ſo las er in den freundlichnickenden Kelchen der Blumen, was Andern nie recht deutlich werden wollte, vor Allem aber ſchien ihm das Murmeln und Flüſtern der Wellen von ganz beſondrer Bedeutung, und kein Platz in der Welt ſchien ihm lieber und vertrauter, als der an dem Ufer eines Bächleins oder Stromes, weshalb er auch, ſo oft er nur vermochte, ſeine Schritte zu dieſen anmuthigen Stellen lenkte. Die

Pfalzgräſin entdeckte nur zu bald die ſinnige Richtung ſeines Gemüthes. Sie ſah in derſelben ihre eignen Neigungen wiederholt, und ob dies gleich ihre Liebe für ihn zu verdoppeln ſchien, ſo geſellte ſich derſelben doch manche heimliche Beſorgniß bey. — Nicht ohne Bangen verfolgte ihn ihr Blick, wenn er ſich leiſe aus den Kreiſen der Geſellſchaft ſtahl, um hinaus in die blühenden Felder zu ſchweifen. Es war ihr oft, als würde er einmal dort verbleiben, wohin ihn ſein Herz zog, als gehöre er ihr nicht allein, als hätten fremde Mächte ein ähnliches Recht auf den Jüngling. Dabey fühlte ſie ganz klar, daß ſich wiederum ſolcher Sehnſucht keinesweges gebieten laſſe. Auch ſie kannte dieſelbe, und wie ſie auch ihrem Gatten zu Liebe das Verlangen nach jener Gegend verbarg, in der ihr ſo Wunderbares begegnet war, ſo zog doch ein leiſes Heimweh ihre Blicke immer wieder nach derſelben hinaus und gern hätte ſie die Pracht und Herrlichkeit, die ſie umgab, mit der friedlichen Stille des Pfalzgrafenſteines vertauſcht. In ſolchen Augenblicken heimlicher Sehnſucht geſchah es wohl zuweilen, daß ſie ihr volles Herz zu erleichtern manch anmuthiges Lied in die Saiten ihrer Harfe ſang; Reinhold lauſchte gern dieſen bedeutſamen Accorden, wunderbaren Sagen gleich, zogen die Worte dieſer Lieder an ihm dahin, manches zarte Geheimniß in ſeine Seele ſenkend, und die dunklen Erinnerungen erneuend, die ihm aus ſeiner frühſten Kindheit geblieben.

Für Herrmann hingegen ſchien die Wunderwelt vollkommen verſchloſſen, und wenn er auch hierüber mancherley aus dem Munde ſeiner Mutter vernommen, ſo war dies mehr geeignet ihm Furcht und Grauen für dieſelbe einzuflößen, als ihn in Liebe mit ihr zu befreunden.

Die Jünglinge hatten bereits ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, als der Pfalzgraf ihnen zum erſtenmal die Erlaubniß ertheilte, ihn an des Kaiſers Hof zu begleiten. Als Adelgundis von ihren Söhnen Abſchied genommen, zog ſie Reinhold noch beſonders zur Seite, und ſprach zu ihm, indem ſie den langverwahrten Ring aus ihrem Schatzkäſtlein nahm und ihn demſelben übergab: Dies Kleinod, mein theurer Sohn, wurde mir bey deiner Taufe übergeben, und gewißlich iſt eine beſondre, ſeegensreiche Bedeutung mit demſelben verbunden! Bewahre daher dieſen Reif gleich deinem Augapfel, und ſuche wo du ſeiner zweiten Hälfte begegnen mögeſt. Haſt du ſie aber gefunden, ſo gehe mit einem Prieſter zu Rath, und vertraue ihm die geheimnißvolle Prophezeihung, die an den Verein dieſer Ringe gewißlich noch eine andre Verbindung knüpft, die, da ſie zum Heile des Landes gereichen ſoll, im Voraus den Seegen deiner Mutter erhält! Gedenke, ſo oft du das Ringlein beſchauſt, meiner Worte, und laß dich von demſel[illegible] vor jedem voreiligen Bündniß bewahren! — Reinhold verſprach dieſer Ermahnungen mit allem Ernſt zu gedenken, und ſteckte hierauf mit feyerlichem Schweigen den geheimnißvollen Ring an ſeine Hand. Als er hierauf nochmals aufs zärtlichſte von Adelgundis Abſchied genommen, begab er ſich mit Herrmann vereint zu dem Gefolge des Pfalzgrafen. In ſchimmernden Waffenſchmuck gekleidet, traten die jugendlichen Heldengeſtalten in die zahlreiche Verſammlung der Reichsſtände. Die Pracht der Umgebungen, der ausgeſuchte Glanz der Ritter und Frauen, die gewaltigen Kampfſpiele die zur Verherrlichung des Feſtes begonnen, übertrafen alles, was je ihre Augen geſehn. Bald fühlten ſich die Jünglinge verſucht die eigne Kraft und Geſchicklichkeit zu erproben. Von Kampfesluſt glühend, traten beyde in die Schranken, und bald folgten aller Blicke den edlen Pfalzgrafenſöhnen, die auf ihren ſchneeweißen Leibroſſen, mit ihren hellpolirten Stahlpanzern und weißen Helmbüſchen, den fabelhaften Bildern der Dioskuren zu vergleichen waren.

Nachdem ſie ihren Muth wie ihre Gewandtheit auf vielfache Weiſe dargelegt, ließ der Kaiſer die ſchönen Jünglinge zu ſich entbieten, und ſchmückte beyde, zum Andenken ihres erſten Waffenglücks mit einem Ehrenkettlein, welchem noch manches ſinnige Geſchenk aus holder Frauenhand folgte. Berauſcht von den erſten Freuden des Ruhms, vermochte Herrmann ſein Wohlgefallen an dieſem glänzenden Leben nicht zu verbergen, und als hierauf der Kaiſer den Wunſch ausſprach, beyde ſtattliche Jünglinge auf einige Zeit in ſeinem Gefolge zu behalten, bewies das Entzücken, ſo er bey der Zuſage ſeines Vaters empfand, wie er ſich in ſeinem eigenthümlichen Elemente bewege. Ganz anders verhielt es ſich mit Reinhold. So angenehm die Eindrücke auch waren, die das bunte, rege Leben umher auf ihn gemacht, ſo erſchrack er doch nicht wenig ob der Entſcheidung ſeines Vaters, und der Gedanke auf längere Zeit von ſeiner Heimath, ſeiner geliebten Mutter zu ſcheiden, drückte einen ſchmerzlichen Stachel in ſein Herz. Da er ſich indeß bald überzeugte, daß durch dieſen verlängerten Aufenthalt der Lieblingswunſch ſeines Bruders in Erfüllung gieng, ſo gab er ſich alle Mühe ſeine Trauer hierüber zu verbergen. Ernſt und ſchweigſam ſchloß er ſich dem Glücklichen an, entſchloſſen, Leid und Freud mit ihm gemeinſam zu tragen und alſo verblieben die Brüder an dem Hofe des Kaiſers.

Viel ließe ſich nun wohl erzählen von den mancherley Abentheuern und Begegniſſen der Jünglinge, die ſie theils in der Reſidenz, theils auf den Reiſen erlebt, auf welchen ſie den Kaiſer begleitet: da nun aber Aehnliches ſchon ſo vielfach beſchrieben, und viel herrlicher und anſchaulicher dargeſtellt iſt, als ich es, lieber Leſer! vermag, ſo bitte ich dich, du wolleſt dich mit mir über den Zeitraum einiger Jahre hinwegbegeben, wo die Trauernachricht von dem ſchnellen Ableben der Pfalzgräfin plötzlich den Genuß jener Feſttage unterbrach. Erſchüttert und tief betrübt, eilten die Jünglinge, nachdem ſie den Kaiſer um ihre Entlaſſung gebeten, ihrer Heimath zu, um die Trauerzeit des Pfalzgrafen zu theilen. Reinhold glaubte dem Schmerz dieſes Verluſtes erliegen zu müſſen, zumalen da man ſich hin und wieder verlauten ließ, eine heimliche Sehnſucht habe an dem Leben ſeiner Mutter genagt. Er hatte fortan keinen Wunſch, als die Thränen der Liebe auf ihrem

Grabe nieder zu weinen, die er dem Andenken der Theuren weihte; und kein Glück der Erde hätte ihn abgehalten, an jene geheiligte Stelle zu eilen.

Mit ſtummer Trauer empfing der Pfalzgraf die Heimkehrenden, bald aber beſiegte das väterliche Entzücken, die Söhne ſeines Herzens, in edler, männlicher Schöne, begleitet von Ruhm und Ehre, wiederzuſehen, den Schmerz ſeines Verluſtes, und die Eil, mit der er dieſelben den benachbarten Fürſten und Edlen vorſtellte, bewies, daß er gern dieſe Gelegenheit ergriff, um den traurigen Eindrücken der letzten Vergangenheit zu entgehen. Aus dieſer Urſache verlegte er auch, obgleich der Lenz kaum begonnen, ſeinen Hof auf Burg Stahleck, welchen Aufenthalt er, ſeit dem Bau des Pfalzgrafenſteines nicht wieder beſucht hatte. Die Gründe, die ihn abgehalten, dieſe Gegend zu bewohnen, waren ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin gehoben. Nur ſie allein war für den Einfluß der Geiſterwelt empfänglich geweſen, nur ſie hatte er abſichtlich vor dieſen Verbindungen zu bewahren geſucht, und da ſich in den letzten Jahren nichts Unnatürliches ereignete, ſo fühlte er ſich bald geneigt, auch die früheren Ereigniſſe zu bezweifeln und ſie als Bilder einer allzuregſamen Phantaſie zu betrachten. — Während Herrmann, ſobald es die Sitte geſtattete, das rege, muntere Leben, ſo er bis dahin genoſſen, auf der verödeten Felſenburg einzuführen bemüht war, ſtand Reinhold oft in ſtilles Träumen verloren, auf den benachbarten Felshöhen, von denen man den breiten Spiegel des Rheins überblicken konnte, in deſſen Mitte die Pfalz ſich erhob. Mit ſeltſamen Gefühlen betrachtete er das wunderliche Gebäude; es war ihm, als lüſtete eine unſichtbare Hand den Vorhang, der im Lauf der Jahre über die Gebilde jener Zeit gefallen; der Strom, die ganze Gegend umher blickte ſo vertraut, ſo bekannt zu ihm herüber, und doch war es ihm, als müſſe er noch einen Gegenſtand aufſuchen, der die einzelnen Lichtblicke ſeiner Erinnerung zu einem ſchönen Ganzen verbände. Er dachte mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſeiner Mutter, und während er die Arme nach der lichten Himmelsbläue erhob, floſſen ſeine Thränen unaufhaltſam der Geliebten, indem das Bild ihrer Treue, ihrer Zärtlichkeit lebendig vor ſeine Seele trat. Das Bedürfniß der Liebe im Herzen, und doch nimmer befriedigt von der Außenwelt, kaum verſtanden von denen, die ſeine Seele am innigſten umſchloß, blickte er oft auf das goldne Reiſlein hinab, das ihm ſeine Mutter am Tage des Abſchieds mit bedeutſamen Worten vertraut. Ihm war es, als ſey dies ein recht ſprechendes Bild von ihm ſelbſt, und überzeugt daß er das was ihm mangle, niemals finden werde im Kreis dieſer bunten beweglichen Welt, überließ er ſich bald wieder mit der alten Neigung den Freuden der Einſamkeit, der ſtillen Betrachtung.— Die unerſchöpflich reiche Natur, der zauberiſche Reiz der Gegend umher ſchien ſein öfteres Entfernen aus dem väterlichen Schloß zu erklären, und obgleich der Pfalzgraf Reinholds Gegenwart anfänglich oft mit Unmuth vermißte, ſo gewöhnte er ſich doch bald an die Eigenthümlichkeit des Jünglings, da dieſer von ſeinen Wanderungen immer ein doppelt beſeeligtes und inniges Gemüth in die Heymath zurück brachte.

Einſt hatte Reinhold ſich ſpäter als gewöhnlich zu dem Ufer des Rheins hinabbegeben. Klar und ſilberhell ruhte der See vor ihm; ein unwiderſtehliches Verlangen zog ihn hinüber zu der geheimnißvollen Wiege ſeiner Kindheit; er band einen Nachen los, und überließ ſich dem ſanften Schaukeln der Wellen. Je mehr er ſich der Pfalz näherte, je deutlicher tauchten längſt verſunkene Bilder in ſeiner Erinnerung auf. Es war ihm, als habe er früher in einer ganz andern Welt gelebt, als hätte ihn das bunte Leben am Kaiſerhof aus demſelben hinausgedrängt, und er ſtehe nun vor der verſchloſſenen Pforte derſelben mit einem Herzen voll Sehnſucht und Trauer. In ſolche Gedanken vertieft, war er der raſchen Strömung des Rheins folgend, in eine Felſenſchlucht gerathen, die ihre Schatten über den beengten Strom werfend, eine melancholiſche Dämmerung um ihn her verbreitete. Plötzlich drang ein überaus ſchöner Geſang an ſein Ohr. Der Mond ſtieg zugleich über den Felſen empor, die ihn in ſchauerlichen Gebilden umgeben. Sein weißes Licht übergoß die kahlen Scheitel derſelben, und ließ ihn nicht undeutlich auf einer der hervorſpringenden Klippen eine weibliche Geſtalt erkennend, die jenes liebliche Lied zu den Fluthen herabſang. Von Staunen und Ueberraſchung gefeſſelt, hielt Reinhold den Nachen an. Er wußte nicht, war es die ſeltſame Erſcheinung, oder die kalten Schauer der Mondnacht was ſeine Pulſe plötzlich ſtocken machte. Die Geſtalt hatte ſich indeß weiter vorgebeugt, ſie ſchlug einen weißen Schleyer zurück, ein unausſprechlich ſchönes Antlitz von reichem blondem Gelock umwallt, blickte mit dem Ausdruck liebensder Sehnſucht zu ihm herab. Unwillkührlich lenkte er den Nachen ans Ufer, er wollte den Felſen hinan; — da jagte ein brauſender Windſtoß das nächtliche Gewölk über den Mond. Die Geſtalt verſchwand im Dunkel der Nacht; von heimlichem Grauen erfaßt, ergriff Reinhold das Ruder, und lenkte, ohne den Blick zurückzuwenden, pfeilſchnell den Nachen zu dem heimathlichen Geſtade.

So wenig auch Reinhold vermochte, die geheimnißvolle Erſcheinung in der einſamen Felsſchlucht auf natürliche Weiſe zu erklären, ſo fühlte er doch ein unwiderſtehliches Verlangen, ſich aufs Neue dorthin zu begeben. Ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, wie es geſchah, befand er ſich, bevor noch die Sonne in Weſten niedertauchte, an jenem geheimnißvollen Ufer und irrte von ſtiller Sehnſucht getrieben in den düſtern Klippen umher. Ein ſchönes Bergthal zur Linken zog den von langem Umherſpähen Ermüdeten in ſeine kühlen Schatten. Uralte Eichen ſenkten ihr ſchweres Gezweig über bemooſte Felſentrümmer; und durch das hohe, ſchilfartige Gras ſtahlen ſich hin und wieder kryſtallne Bächlein hervor, bald blumige Raſenplätze umſchließend, bald in muntere Kaskaden über das braune Geſtein hinabhüpfend zu dem breiten Bette des Rheinſtromes.

Reinhold hatte ſich auf einen bemooſten Baumſtamm niedergeſetzt, und blickte in Gedanken verloren in die plaudernde Fluth. Da war es, als vernähme er Fußtritte hinter ſich, und als er überraſcht ſein Geſicht wandte, erblickte er zu ſeiner Seite einen ehrwürdigen Greis, der ihn mit theilnehmenden Blicken betrachtete. Der ſilberweiße Bart, der über ſeinen Gürtel herabfloß, bewies ſein hohes Alter, während die klaren, heitern Augen, die unter der ſchön gewölbten Stirn und den weißen Locken hervorblickten, von jener geiſtigen Jugend ſprachen, die das Erbtheil inneren Seelenfriedens iſt. Reinhold betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Züge des Greiſes. Er erinnerte ſich von einem Klausner Namens Goar gehört zu haben, der in dieſer wüſten Berggegend wohne, und arme Fiſcher unterrichte. Erfreut, ihn aufgefunden zu haben, wollte er ihn eben freundlich begrüßen, als dieſer ihm zuvorkam, und ſich folgendermaßen vernehmen ließ: Gewiß ſeyd ihr mein lieber junger Ritter, der Sohn unſeres würdigen Pfalzgrafen, der wie ich höre, ſeit Kurzem in unſerer Gegend verweilt. Eure ſtattliche Tracht, wie die Aehnlichkeit, ſo ihr aus zarter Kindheit beybehalten, laſſen mir keinen Zweifel hierüber, und ich freue mich, daß euch der Zufall noch einmal in meine Arme geführt, bevor ich dieſe ſchöne Erde verlaſſe! Ich bitte euch, kommt meinem Gedächtniß zu Hülfe! bat Reinhold: Euer Anblick flößt mir Vertrauen und Ehrfurcht ein, aber vergebens beſinne ich mich, euch irgendwo im Leben begegnet zu haben. — Das glaube ich wohl, lächelte der Greis: Jene Zeit liegt eurer Erinnerung allzufern. Ich bin der Prieſter, der euch die heilige Taufe ertheilt. Das Kloſter, dem ich angehörte, ſtarb aus, und ich verließ die einſamen Mauern, um mich in dieſem Bergthal anzuſiedeln. Seit langen Jahren führe ich hier ein ſtilles, friedliches Klausnerleben, und die Bewohner dieſer Gegend dulden mich gern, und geben mir bisweilen Gelegenheit ihnen durch Rath und That nützlich zu werden. — Reinhold fühlte ſich auf's angenehmſte überraſcht, in dem frommen Klausner den Prieſter wiederzufinden, von dem ihm ſeine Mutter erzählt. Der Gedanke daß er mit demſelben das Geheimniß jenes Aufenthaltes getheilt habe, gab ihm in ſeinen Augen das Anſehn eines trauten Bekannten, und er verhehlte die Freude nicht, die er über ſeine Begegnung empfand.

Der Alte ſchlug ihm vor, mit ihm bis zum Spätabend in ſeiner Höhle zu verweilen, und gern gewährte Reinhold den Wunſch deſſelben. Bald waren ſie in der kühlen Felſengrotte angekommen; Reinhold fand dieſelbe mit dem nöthigen Hausgeräth verſehen, auch ſchien es dem Klausner keinesweges an andern Vorräthen zu fehlen, denn bald duftete ein Krug würzigen Weines, und eine Schaale friſcher Waldbeeren auf dem ſteinernen Tiſche, an welchem Soar mit dem Jünglinge Platz nahm.

Ihr werdet Euch wundern, begann der Greis, mich mit Allem verſorgt zu ſehn, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, auch iſt es nicht allzulang her, daß ich ſelbſt an dem Nöthigſten Mangel litt, denn wie mich auch die Bewohner dieſer Thäler ſo viel ſie vermochten, mit den Vorräthen ihrer Gärten, und der Milch ihrer Heerden unterſtützten, ſo hätte ich dieſes Jahr, wo die weit übergetretne Fluth faſt alle Pflanzungen umher zerſtörte, und ein nicht minder mächtiger Feind die armen Hirten dieſer Gegend bedroht, wohl zu Wurzeln und Kräutern meine Zuflucht nehmen müſſen, wenn nicht der, deſſen Schutz ich mich in dieſer Einöde übergeben, auf eine ſeltſame, höchſt wunderbare Weiſe für mich ſorgte, und mir oft mehr zuführte, als ich für meine eigene Perſon bedarf.

Ein Geräuſch, das aus dem Hintergrunde der Höhle zu kommen ſchien, unterbrach bey dieſen Worten das Geſpräch. Es glich dem leiſen Gekicher eines muthwilligen Kindes, und ſchon erhob Reinhold die Frage, ob hier noch irgend jemand zugegen ſey, als der Klausner, nachdem er einigemal bedenklich umhergeblickt, erwiederte, wie dies Rauſchen und Fliſtern von einem Quell herrühre, der ſich ſeit der lezten Ueberſchwemmung im Innern der Felſenhöhle gebildet, und zu Zeiten recht deutlich und vernehmlich mitplaudre. — Er fuhr hierauf von Reinholds Bitten ermuntert, in ſeinen Mittheilungen fort, und erzählte wie ſeit einiger Zeit das Gerücht ginge, als hauſe in der Gegend von Bingen ein böſer Waſſernix, der manch reichbeladnes Schiff in die bodenloſe Tiefe des Rheinſtromes hinabziehe, und manchen Unfug mit den Vorüberfahrenden treibe.

Er ſchien dieſe Worte nicht ohne einige Scheu auszuſprechen, und blickte einigemal furchtſam in den Hintergrund der Höhle, da aber alles ſtill und ruhig blieb, ſo fuhr er fort: Es mag ſich nun mit dieſer Sage verhalten, wie ihm wolle, das iſt gewiß, daß der Strudel, der ſich in jener Gegend befindet, ſich ſeit kurzem gewaltig verſtärkt hat, zugleich ſcheint an unſern Ufern ein ähnlicher Wirbel zu entſtehen, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt uns zu berauben, uns im Gegentheil bereichert, denn manche nützliche Vorräthe und manche Geräthſchaften, die wahrſcheinlich die Fluthen bey letzter Ueberſchwemmung hinweggeſpült, treiben hier wohlbehalten ans Land; und wenn man behauptet, daß die Unbillen, ſo in der Gegend von Bingen geſchehen, von einem feindlichen Waſſergeiſt herrühren, ſo möchte man verſucht ſeyn zu glauben, es walte in dieſem Geſtade eine wohlthätige Fee; — denn das, was ſich begeben iſt allerdings wunderbarlich genug!

Eben wollte Reinhold fragen, welche Bewandniß es mit den letzten Arbeutungen habe, als einige junge Leute in die Höhle traten, und betroffen über die Gegenwart eines Fremden, den Klausner faſt ſchüchtern begrüßten. Ihr niedergeſchlagenes Ausſehen bewies, daß ſie in irgend einer großen Noth hier Rath und Hülfe ſuchten. Sie blieben ehrerbietig am Eingange ſtehen, und ſchienen in Demuth die Anrede des Greiſes zu erwarten. Ich ſehe es Euch an, begann der Klausner zu ihnen gewendet, ihr ſeyd des argen Feindes noch nicht quitt, deſſen Räubereyen euch ſo hart bedrängen.

Erzählt uns, was ſich begeben! Gewiß hat der böſe Greif ſich wieder gezeigt und eure Heerden geſchmälert. So iſt es! verſetzte einer der Hirten. Die letzte Kuh, die mich und meine Kinder allein noch ernährte, hat das Ungethüm mit ſi[illegible]enommen! auch unſre Ziegen ſind bis auf wenige Stücke geraubt, und wenn man den gierigen Blicken und dem hungrigen Gekrächz glauben ſoll, mit dem er über die Gebüſche dahin ſtreicht, in denen wir uns furchtſam verſtecken, ſo kommt die Reihe nächſtens an uns Hirten, wenn übrigens der Mangel und das Elend, das bereits unter uns herrſcht, dem Unthier noch etwas zu würgen übrig läßt! —

Um Gott! rief Reinhold ganz entrüſtet, daß er erſt jetzt von der grauſamen Mähr vernommen, warum habet ihr denn nicht längſt eure Noth dem Pfalzgrafen geklagt, und ihn um Hülfe gebeten? Iſt er nicht dieſes Landes Schutzherr und Hort, und hat er nicht über viele Arme zu gebieten, die ſich gegen dieſen euren Feind kräftig bewaffnen können? — Die Schirmvögte und Gerichtsleute haben uns, als wir ihren Rath darum erbaten, lachend zurück gewieſen! verſetzten die Hirten: ſie meynten, was ſich im Gebiet des Waſſers und der Luft begebe, ſey außer dem Bereich menſchlicher Kraft, und wie ſie den Schiffern nicht zu helfen wüßten, die ſich über die Gewaltthätigkeiten eines Waſſergeiſtes beſchwerten, eben ſo vermöchten ſie den argen Feind nicht zu erreichen, der über unſern Häuptern ſpuke und würge. Sie riethen uns daher, ſo oft wir vermöchten, reiche Meßopfer an die benachbarten Kirchen zu ſpenden, damit dieſes arge Strafgericht ſich wende, gegen welches eigene Kraft hier gar nichts vermöge. Wir haben, ſchloß er betrübt, nunmehr faſt alles geopfert was wir haben, aber noch will jener boshafte Feind nicht weichen, und was uns [illegible]pelt beſorgt macht für die Zukunft, iſt, daß ſeine Brut uns neues Verderben droht, und iſt ſie herangewachſen, ſodann der Verheerung keine Grenze zu ſetzen iſt.

Reinhold vermochte ſeinen Unwillen über das zweckwidrige Verfahren der Schirmvögte nicht zu verbergen. Er ließ ſich von den Hirten die Gegend bezeichnen, in welcher der Greif zu horſten pflegte, und verſprach nicht eher zu raſten und zu ruhn, bis er dieſem Elend ein Ende gemacht, oder, falls ihm das Glück lächle, den Greif mit eigener Hand erlegt habe. Die Hirten ſchüttelten bedenklich den Kopf, als ſie vernahmen, daß ſich der ſchöne Jüngling ſelbſt in den Kampf mit jenem gefährlichen Feinde begeben wolle. Sie gaben dabey nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie den Aberglauben theilten, derſelbe ſey nicht auf gewöhnliche Weiſe zu beſiegen, und als ſie endlich, von dem Klausner mit einigen Lebensmitteln beſchenkt, die Höhle verließen, reichten ſie Reinholden wehmüthigen Blickes die Hand, als wollten ſie ſagen: wir danken dir, daß du uns tröſten wollteſt! aber du und keine Chriſtenſeele hat Muth und Kraft genug, ſolchen bedenklichen Zweykampf zu beſtehen! Als Reinhold mit dem Klausner hierüber noch mancherley verhandelt und beſprochen, gemahnte ihn die einbrechende Dämmerung, daß es Zeit ſey, ſich nach Hauſe zu begeben. Bald begleitete der Klausner, der den muthigen Jüngling lieb gewonnen, denſelben unter mancherley erbaulichen Reden die verſchlungenen Pfade zum Ufer hinab. Als Reinhold, an daſſelbe gelangt, die abentheuerliche Form des Felſens erblickte, von welchem ihm das ſeltſame Lied getönt, fiel es ihm aufs Herz, daß er des Gegenſtandes noch gar nicht erwähnt habe, der ihn eigentlich in dieſe Gegend geführt. Er theilte ihm nun ungeſäumt ſein geſtriges Abentheuer mit, und bat, ihm dieſe wunderbare Erſcheinung zu erklären. — Ich könnte Euch mancherley hierüber ſagen, entgegnete der Alte, aber ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, Eure Neugier zu ſteigern. Seit kurzem hält ſich in dieſer Gegend ein Mägdlein auf, das von vielen für die Tochter eines benachbarten Burgherrn gehalten wird, der geächtet aus dieſer Gegend entfloh; auch könnte ſie recht gut ihres feinen Anſehens wegen, für eines unſrer Fräuleins gelten, wüßte ich nicht beſſer, von wannen ſie gekommen, und welch wunderbare Bewandtniß es mit derſelben habe. Ich bitte Euch, erzählt! bat Reinhold, und der Alte fuhr nach kurzem Stillſchweigen fort: es war zu Anfang des Lenzes, wo, wie Ihr wiſſen werdet, die Fluthen des Rheins weit hinausgetreten waren über die benachbarten Wieſen und Felder. So war auch dieſe Gegend überſchwemmt, und ich mußte ſogar auf einige Zeit meine Höhle verlaſſen, um auf dem höhern Lande Schutz zu ſuchen vor den eindringenden Gewäſſern. Als die Fluth ſich verlaufen, und ich zum erſtenmale wieder meine Grotte beſuchte, gewahrte ich zu meinem Erſtaunen, daß ein Anderer bereits von derſelben Beſitz genommen. Ich gehe auf die weiße Geſtalt zu, die am Boden liegend, zu ſchlummern ſchien, als mir der Gedanke kömmt, es könne die Fluth wohl dieſen Körper hierher geſpült haben. Von ängſtlicher Theilnahme erfüllt, verſuche ich, durch vorſichtig angewandte Mittel die Scheintodte wo möglich ins Leben zu rufen, als dieſe mit geſchloßnen Augen, und einer hinwegwinkenden Bewegung beginnt: ſo laßt mir doch Zeit, mich an Eure Luft zu gewöhnen! warum mich ſo unſanft erwecken? Ich werde erwachen, wenn es Zeit iſt, und weiß recht gut, wen ich zuerſt begrüßen will! — Ich bat ſie, zum wenigſten von dem feuchten Boden aufzuſtehen, und einige Erfriſchungen anzunehmen, ſie aber fuhr fort, mir leiſe ſchmollend zu widerſprechen, bis ſie endlich bey dem vielen Hin- und Herreden wach geworden, ſich empor richtete und mit großen glänzenden Augen wie verwundert um ſich herſah. Ich hatte nun erſt Muße, die wunderbare Schönheit meiner Schutzgenoſſin zu betrachten. Sie ſchien noch im erſten Jugendalter zu ſeyn; das ganze zarte Gebilde war wie von Blumen zuſammengeſetzt, nie hatte ich etwas Feineres und Anmuthigeres geſehen. Dabey floſſen die ſchönſten güldnen Ringellocken ihr bis zu den Ferſen hinab, und dieſer ſonnenhelle Schleyer war nächſt einem ſchneeweißen, faltenreichen Gewande, die einzige Zierde des Mägdleins. Auch ſie ſchien mich nicht ohne Verwunderung zu betrachten, und ſtreckte endlich die Hand freundlich lächelnd zu mir empor. — Wie biſt du denn eigentlich hierher gekommen, du holdes, liebliches Weſen? frug ich ſie liebkoſend. Die Fluthen haben mich zu dir gebracht! ſagte ſie, indem ſie ihren Kopf ſchmeichelnd an meine Kniee legte. Ich ſtreichelte ihr das glatt geſcheitelte Haar und frug, ob ich auf irgend eine Weiſe für ſie ſorgen könne. »Wenn du verträglich biſt, will ich bey dir wohnen,“ entgegnete ſie, und duſollſt nicht den Kürzern dabey ziehn! Aber hüte dich, mit zudringlichen Fragen mich zu quälen, oder mich auf irgend eine Weiſe zu beſchränken! Gleich Welle und Wind bin ich gewohnt, zu kommen und zu gehen, wann und wohin mir beliebt, und kannſt du dich mit dieſer meiner Lebensweiſe befreunden, ſo will ich dir dienen, und dich pflegen nach Kindesart, haſt du aber irgend etwas dagegen, ſo— ſie drohte mir ſchelmiſch mit der Hand — ſo ſind wir geſchiedene Leute.

Ich verſprach, ihr in Allem zu gewähren, obgleich ich mir ſelbſt nicht erklären konnte, warum mir ſo überaus viel daran gelegen war, die friedliche Gemeinſchaft mit der Fremden zu erhalten. Wir richteten uns nun zuſammen ein, ſo gut wirs vermochten, und da ich mir vorgenommen hatte, ſie in ihrem Treiben keinesweges zu beſchränken, ſie auch nur höchſt ſelten in meiner Höhle heimiſch war, ſo waren mir die Stunden um ſo lieber, wo ſie an ihrem Spinnrädlein in traulicher Ruhe an meiner Seite ſaß, und mich mit mancherley anmuthigen Liedern ergötzte.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß die benachbarten Fiſcher ſich mit allerley ſeltſamen Gerüchten trugen, und viel und mancherley erzählten, von einem ſchönen Frauenbilde, das ſich zur Zeit der Dämmerung bisweilen am Ufer ſehen ließe, um ſie bald durch wunderbare Liedesweiſen zu verwirren, bald ihnen durch freundliche Winke gefällig zu werden, und ihre Netze mit reichem Fange zu ſegnen. Man nannte dieſes ſeltſame Weſen das Fräulein vom Berge, und behauptete, daß ſie vorzüglich auf dem Lurley ihren Sitz habe, von wo aus ſie ihnen ihre Rathſchläge ertheile. Zugleich beklagte man ſich über allerhand Neckereyen, die ſich jene zu ſchulden kommen laſſe, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß man ſie für eine Waſſerfey oder ſonſtige arge Zauberin halte. —

Dieſe Beſchwerden mußten wir um ſo unangenehmer auffallen, da ich auf Niemand anders Verdacht hegen konnte, als auf Welleda, denn alſo war der Name meiner Nachbarin. — Noch hatte ſie keiner der Thalbewohner bey mir erblickt, ſie hatte mich faſt ängſtlich gebeten, ihre Gegenwart an Niemand zu verrathen, und da ſie ſich meiſt im Hintergrund der Höhle beſchäftigte, ſo konnte dies ohne alle Schwierigkeit geſchehen. Längſt hatte ich mich darüber verwundert, daß Welleda ſich weder um die Ihrigen, die ſie doch irgendwo in Beſorgniß um ſie zurückgelaſſen haben mußte, noch überhaupt um die ganze übrige Welt mit keiner Sylbe bekümmere, und faſt hätte ich geglaubt, ſie ſey in einer Wildniß aufgewachſen, hätte ſie nicht einigemal von Eurer nahen Ankunft geſprochen, und ſomit doch einige Kenntniß verrathen von dem, was ſich auf Erden begiebt.

Reinhold erröthete bey dieſen Worten, er wußte es ſelbſt nicht, ob vor Freuden oder Verwunderung, doch wagte er es nicht, den Klausner durch Fragen zu unterbrechen. Welleda, ſo fuhr der Alte fort, die, wie ich, Euch ſagte, ſich um die Welt wenig zu bekümmern ſchien, hatte doch zuweilen in ihrem Verſteck dem Geſpräch zugehört, das ich mit den benachbarten Fiſchern in meiner Höhle geführt. Sie ward auf dieſe Weiſe mit ihrer Armuth vertraut, und oft verriethen mir die mitleidigen Aeußerungen, die ſie ſpäter gegen mich that, daß ſie ihnen zu helfen geſonnen ſey, ob ich gleich nicht recht wußte, wie ſie dies anſtellen wollte. Ihr häufiges Ausbleiben, die Heiterkeit, mit der ſie oft von ihren Wanderungen zurückkehrte, beſtätigten meine Vermuthung, daß ſie zu jenen Unglücklichen ſelbſt hinabgegangen; ich hegte daher keinen Zweifel, daß ſie jene Gerüchte veranlaßt, und ihre wunderbare Schönheit es wohl allein ſey, die die Fiſcher auf die Gedanken gebracht, es hauſe eine fremde Zauberin unter uns. Gern hätte ich den Aberglauben der Uferbewohner aufgeklärt, wäre es mir nicht aufs Herz gefallen, daß ich, im Fall ich auch über dieſen Gegenſtand ſprechen dürfte, doch eigentlich ſelbſt keine rechte Auskunft über meinen Schützling zu geben vermöchte. Ich beſchloß daher, einen Verſuch zu wagen, Welleda ſelbſt über ihr heimliches Treiben und ihre eigentliche Herkunft zu befragen, und benutzte die erſte günſtige Stunde zu dieſem Zweck. Meine Frage, ob ſie es ſey, die von dem Lurley herab mit den Fiſchern geredet, bejahte ſie lachend, auch läugnete ſie nicht ab, ihnen manchen nützlichen Rath gegeben zu haben; als ich aber von ihrem Geſchwätz ſicher gemacht, in ſie drang, mir doch nun endlich zu ſagen, von wannen ſie eigentlich komme, und was ſie beſtimme, ſich ſo lange von den Ihrigen zu entfernen, — erhob ſie erſt bittend die

Hand, indem ſie mit dem Kopf ſchweigend verneinte, bald aber, als ich heftiger ſie beſtürmend, ihre Hand erfaßte, und ihr drohte, ſie ſo lange feſtzuhalten, bis ſie mir offen bekannt, entwandte ſie ſich mir mit der Schnelle eines Pfeiles, und bald hörte ich von einer der höchſten Klippen herabtönen: ſo halte mich doch, du kluger, vorſichtiger Freund! ſo halte mich doch feſt, wenn du es vermagſt! Dabey ſprang ſie mit größter Behendigkeit von einer Felſenſpitze zur andern, bis ſie endlich den Wald erreicht hatte, und nun bald hier, bald da mit ſchelmiſchem Lachen hinter den alten Baumſtämmen hervorguckte, bis ich, von dem Beſtreben ſie zu erreichen ganz ermattet, zu Boden ſank, und ſie nun gänzlich aus meinen Blicken entſchwand. Seitdem, ſchloß der Klausner, iſt ſie nicht wiedergekommen! Ich habe es oft bereut, ſie durch meine Neugier verſcheucht zu haben, und ihre anmuthige Nähe ungern vermißt, wenn ich aber bedenke, daß es mit jenem räthſelhaften Weſen doch vielleicht eine beſondere Bewandtniß haben könne, und ſie wohl gute Gründe haben kann, über ihr Herkommen, oder ſonſtige Verbindung zu ſchweigen, ſo preiſe ich mein Geſchick, daß es alſo gekommen, denn vor dergleichen verdächtigem und verderblichem Umgang behüte mich Gott!

Reinhold fühlte bey den letzten Worten, die ihm nach dem, was er bereits vernommen, faſt undankbar klangen, die Röthe des Unwillens auf ſeine Wangen ſteigen. Er konnte nicht läugnen, daß er bereits die lebhafteſte Theilnahme für die ſchöne Unbekannte empfand, und gern hätte er jeden Schatten unedlen Verdachtes von ihrem lieblichen Bilde entfernt; aber die Furcht, ſein Gefühl allzulebhaft zu verrathen, hielt ihn davon zurück. Als der Klausner Abſchied genommen, ſchritt er gedankenvoll zu dem Ufer hinab. Da war es, als er um eine der Klippen bog, als ſchwebe eine weiße Geſtalt furchtſamen Schrittes hinter ihm drein, und bald vernahm er ganz deutlich die Worte: du glaubſt ihm doch nicht, holder Freund? du glaubſt doch nicht dem argwöhniſchen, furchtſamen Alten?— Reinhold wollte ſich umwenden, aber ein unerklärliches Grauen hielt ihn zurück. Er zog ſeinen Mantel empor, um ſein Ohr den ſüßen, verlockenden Tönen zu verſchließen. Als er aber den Nachen erreicht hatte, und ein leiſes Gebet ſtammelnd, das Ruder eilig bewegte, da war es, als zöge ein Seufzer aus recht tiefliebender, ſchmerzlichgekränkter Bruſt über die Fluth, leiſe verklingend in des Stromes Geräuſch, der ſeine bewegten Wellen ſchäumend an dem Felſenufer brach.

Von ſeltſamen Gebilden geängſtigt, hatte Reinhold die Nacht halb wachend, halb träumend zugebracht, als das helle Morgenlicht endlich den unruhigen Schläfer weckte. Er vermochte die Begebenheiten des letzten Abends eben ſo wenig abzuläugnen, als er es für gerathen fand, ſich in dieſelben zu vertiefen. Um ſo willkommner war ihm das Abentheuer, zu dem er ſich geſtern verpflichtet, und nachdem er in Erfahrung gebracht, daß es ſich mit den Verheerungen jenes gefährlichen Raubvogels wirklich alſo verhalte, wie die Hirten berichtet, ſo war ſogleich ſein Entſchluß gefaßt, ungeſäumt jene Jagd zu beginnen. Er vertraute ſeinem Bruder dies Vorhaben, und bald war dieſer bereit, ſich mit ihm zu verbinden. Der Pfalzgraf, der ſchon lange darüber nachgedacht hatte, die Noth der armen Hirten zu enden, traf ſogleich alle Anſtalten, das gewagte Unternehmen ſeiner Söhne zu unterſtützen. Er beſtimmte zum Preis dieſes gefahrvollen Sieges die Veſte Rheinberg, ſo in einer der anmuthigſten Gegend des Rheingaus gelegen, und ſeitdem der geächtete Beſitzer derſelben entflohen, öde und unbewohnt geblieben war.

Mehrere benachbarte Edle wurden geladen, dieſer abentheuerlichen Jagd beyzuwohnen. Der Pfalzgraf ſelbſt beſchloß den Zug zu begleiten, und bald begab ſich derſelbe in feſtlicher Anordnung nach den Tiefen des Gebirges, in welchen ſich, wie man ſagte, das Neſt des Greifen befand.

Unter den ſtattlichen Rittern und jugendlichen Heldensgeſtalten, die ſich in des Pfalzgrafen Gefolge befanden, tauchte auch, freundlichen Sternen vergleichbar, manches anmuthige Frauenbild hervor. Vor Allen aber erhob ſich aus der bunten Menge die eben ſo ſchöne als ſtolze Geſtalt der jungen Gräſin von Sonneck. Der hohe Zelter, der ſie trug, wie das koſtbare Jagdkleid, das ihren ſchlanken Leib umfing, gab ihr nebſt dem herabſchattenden Federhut das Anſehen einer Amazone; auch hatten ihre Worte etwas überaus Kühnes und Gebietendes, ausgenommen wenn ſie ihre Rede an Reinhold wandte, welchen ſie vor allen ihren Begleitern mit beſondrer Freundlichkeit auszeichnete. Als nun der ſtattliche Zug ſich durch die Thäler bewegte, und der Herold den lauſchenden Bewohnern deſſelben die Abſicht der edlen Kämpen verkündete, geſchah es wohl hier und dort, daß die ſtaunenden Hirten ihre Hütten verließen und in frommem Gebet auf ihre Kniee ſanken, die Vorüberziehenden zu ihrem Vorhaben ſeegnend, und ſie Gottes heiligem Schutze empfehlend. Mehrere derſelben ſchloſſen ſich in einiger Entfernung dem Zuge an, um den Rittern nöthigen Falls ihren Rath zu ertheilen, denn kraus und wildverſchlungen waren die Pfade jenes Labyrinths, wo der böſe Raubvogel horſtete.

Als man endlich den Fuß des Gebirges erreicht, gab der Pfalzgraf Befehl, auf der grünen Ebne, die jene Höhen umgab, die Gezelte aufzuſchlagen, die man zu dieſem Zweck mitgebracht. Bald ſtanden dieſe in glänzender Reihe geordnet, und ſchon kreiſte der Becher in der frohen Verſammlung, als ein Geräuſch, dem eines aufziehenden Wetters vergleichbar, ſich über ihren Häuptern vernehmen ließ. Zugleich ſtoben die Heerden, ſo auf den fetten Triften geweidet, in wildem Schreck auseinander, und ihr dumpfes Brüllen und ängſtliches Hin- und Herirren bewies, daß ihr furchtbarer Feind gegen ſie im Anzuge ſey. Ihre Schilder unwillkührlich über ihre Häupter erhebend, ſprangen die Ritter empor. Die Tapferſten hatten ihre Armbruſt geſpannt, und harrten des Augenblicks, wo ſie den gewichtigen Pfeil in des Gegners rieſigen Leib abſchnellen konnten. Herrmann und Reinhold hatten eine benachbarte Anhöhe erſtiegen, ſie ſahen den Greif, aller Pfeile und Wurfſpieße unerachtet, pfeilſchnell herniederſchießen, das beſte Lamm der Heerde mit ſeinen Klauen entführen, und dann unter dem ängſtlichen Stöhnen ſeiner Beute, mit langſamem ſchwerem Fluge zu den Höhen zurückkehren. Jetzt warf Herrmann ſeinen Wurfſpieß dem ſeitwärts daherkommenden nach. Ganz nahe ſtreifte derſelbe an ſeinem Fittig vorüber. Der Greif krächzte mit furchtbarem Ton von der Höhe herab, zugleich erhob er ſich höher und höher, und ſteuerte nun, allen Angriffen entrückt, der dunklen Felſenſchlucht zu, in welcher er bald ihren Blicken entſchwand.

In lebhaftem Verdruß wegen des mißlungnen Verſuches, ſchlug Herrmann den Rittern vor, ſich nunmehr in dieſe wüſte Einöde hinabzubegeben, um den Unhold in ſeinem Verſteck zu bekriegen. Man wagte es nicht, ſich dieſem Wunſche zu widerſetzen, obgleich der Anblick der ſchauderhaften Wildniß faſt Alle mit Grauen erfüllte. Die labyrinthiſchen Pfade, die ſich bald in Tannengeſtrüpp, bald durch unwirthliche Klippen hinzogen, ſchienen, von ſchäumenden Waldbächen durchbrochen, ſich hier und da gänzlich zu verlieren, und wer nicht ein beſondres Vergnügen an kühnen Abentheuern fand, der konnte ſich nicht ohne einiges Bangen in dieſe ungeſellige Natur hinabbegeben. Während einige Ritter in Herrmanns Gefolge ſich anſchickten, die Spur des Raubvogels zu verfolgen, andre ſich ſtillſchweigend zu den Gezelten des Pfalzgrafen zurückbegaben,

— hatte ſich Reinhold, den Blick feſt auf die Gegend gerichtet, wo der Greif hinabgeſunken war, in aller Stille im Voraus in die Felsſchlucht hinabgewagt. Die lautloſe Stille der Natur umher, die nur durch das Murmeln des ſeitwärts daherrauſchenden Waldbachs unterbrochen wurde, rief die Erinnerung jenes geheimnißvollen Abends hervor, an dem er die ſchöne Geſtalt der Unbekannten in den öden Felſen erblickt. Plötzlich war es ihm, als gewahre er dieſelbe Erſcheinung in einiger Entfernung. Ein ſilberheller Schleyer floß wie damals zu ihren Ferſen hinab, während die eine Hand nach jener Gegend zu deuten ſchien, wo auch er das Neſt des Greifen vermuthete. Mit lautem Herzklopfen theilte er das dichte Geſtrüpp, das ſeine eiligen Schritte feſſelte; da gewahrte er, daß die vermeynte Schöne niemand anders als der neckende Waldbach war, der, als hätte er ſeinen Irrthum gewahrt, nun noch muntrer und muthwilliger vor ihm herhüpfte, bis er endlich in mehreren kleinen Caskaden in ein dunkles Felſenthal hinabfiel, aus deſſen Tiefe ein widerliches Gekrächze empordrang. Reinhold warf den Blick ſpähend hinab, und gewahrte auf einem über die Fluth hangenden Eichenſtamm einen rieſigen Knäuel, unter deſſen Schwere die uralten Aeſte ſchwankend ſeufzten. Leiſen Schrittes klomm er hinab; der Greif ſaß mit ausgeſpreizten Flügeln auf dem gewaltigen Neſte, unter ihm die gierige Brut mit hungrigem Geſchrey. Die blutige Atzung unter ſie theilend, ſchien er den laurenden Feind nicht zu bemerken, der mit geſpannter Senne dem grauenhaften Schauſpiele zuſah. Zahlloſe Gerippe erwürgter Schlachtopfer waren am Ufer verſtreut, und herunter von dem fahlen Gezweig hingen die ecklen Ueberreſte der heutigen Beute. Ergrimmt von dem ſcheuslichen Anblick, ſandte Reinhold ohne Verzug den gewichtigen Pfeil auf den Rücken des Gegners, indem er zugleich den Wurfſpieß zu neuem Angriff bereit hielt. Mit fürchterlichem Geſchrey erhob ſich der Greif in die Luft, um ſich im nächſten Augenblick mit grimmiger Wuth auf ſeinen Gegner zu werfen. Die Rieſenfittige des Ungeheuers übermannten den Jüngling; er ſtürzte, den Schild gegen den Wüthenden erhebend, in die Kniee. Ein fürchterlicher Kampf begann. Verzweiflungsvoll ſuchte Reinhold den Blutdurſtigen zurückzudrängen, aber bald brach ſein Schild unter den Schlägen ſeines Gegners, und er ſank, alles Schutzes beraubt, unter die Klauen ſeines Feindes. — Da auf einmal dröhnte es, wie der Fall eines gewaltigen Felſenſtückes, an Reinholds Ohr. Aengſtlich kreiſchend verließ der Greif ſeine Beute, und als Reinhold ſeinen Blick erhob, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen, wie der Waldbach die alte Eiche entwurzelt, und dieſe ſammt der Greifenbrut in die Fluthen hinabgeſtürzt war. Mit ausgebreiteten Flügeln und bangem Stöhnen flatterte der Greif her und hin, ängſtlich bemüht, ſeine Jungen zu retten. Die Gefahr derſelben hatte ihn die eigne gänzlich vergeſſen gemacht. — Da ſauſte Reinholds Pfeil durch die Luft, und mit gelähmtem Fittig taumelte der Getroffne in das ſchilfige Gras, das rothe Flammenauge noch immer nach der ſchreienden Brut gerichtet. Jetzt aber raffte ſich Reinhold empor; ſein gutes Schwert erhebend, hatte er ihm, bevor jener ſeine Kräfte zu ſammeln vermochte, mit gewaltigem Streiche den Kopf geſpalten; leblos ſtürzte der Ueberwundne zu Boden.

Ganz erſchöpft und betäubt von dem, was er ſo eben erlebt, fühlte Reinhold ſeine Sinne vergehen. Er lehnte ſein Haupt an einen umgeſtürzten Weidenſtamm; — die Fluth rang noch immer zu ſeinen Füßen mit ihrer Beute; endlich war dieſe gänzlich verſchlungen, — er aber ſah und hörte nichts mehr von dem, was um ihn her geſchah; die Augen geſchloſſen, lag er in den Armen der Ohnmacht.

Als er endlich die Blicke wieder erhob, gewahrte er zu ſeinem größten Erſtaunen ein überaus ſchönes Frauenbild, das über ihn hingebeugt, ihn mit zärtlicher Beſorgniß zu betrachten ſchien.

Welleda! ſtammelte Reinhold, denn er erkannte in ihr die Erſcheinung vom Lurley, auch blieb ihm kein Zweifel, daß dieſe und keine andre es ſeyn könne, von der der Klausner geſprochen. Die Jungfrau ſchien ihn gleichfalls zu erkennen, denn ſie ſprach mit leiſem, freundlichem Ton: warum biſt du denn an jenem Abend ſo feindlich vor mir geflohen? weißt du denn nicht, daß wir eigentlich recht friedlich zuſammenhalten ſollten, um der Freundſchaft willen, die unſre Mütter für einander gehegt? Nur um deinetwillen bin ich in dieſe Gegend gekommen, und hätte ich dich nicht ſo überaus lieb, und ein ſo beſonders wachſames Auge auf dich, ſo lägſt du wohl heut rettungslos zerfleiſcht unter den Klauen des häßlichen Greifen, die armer, lieber Freund! und hörteſt auf, auf dieſer ſchönen Erde zu athmen!

So haſt du den grauenvollen Kampf mit angeſehen? frug Reinhold. Ich war dir immer zur Seite, entgegnete dieſe: und du haſt tapfer gefochten! Aber eben wegen deiner Kühnheit hätte es bald ein ſchlimmes Ende mit dir genommen, und es war wohl die höchſte Zeit, daß wir den Baum ſtürzten, damit eine Gefahr die andre beſiegte. — Wir? — unterbrach ſie Reinhold: wen meynſt du damit, liebe Welleda? — Ich rede eigentlich von dem hülfreichen Bächlein, lachte jene. Dieſe kleinen, muntern Creaturen ſcheinen es überaus gut mit dir zu meynen. Sie haben dir den Weg in dieſe Wildniß gezeigt, und die Eiche entwurzelt, was ziemlich viel ſagen will von dieſen leichten, jugendlichen Gewäſſern. Du ſcheinſt in dieſer Gegend ſehr bekannt! entgegnete Reinhold: biſt du in dieſen Thälern zu Hauſe? — Ich halte mich gern in der Nähe meines Vaters auf, gab jene zurück: und wenn ich mich heut ein wenig weiter von ihm entfernt, ſo geſchah dies nur dir zu Liebe, mein ſüßer Freund!

Und willſt du mir wohl ſagen, wer dein Vater iſt? frug Reinhold geſpannt. Du wirſt mich mit deinen Fragen noch unwillig machen! fuhr Welleda empor: obendrein iſt es gar nicht dein eigner Sinn, der aus dir ſpricht, ſondern der Grübelgeiſt des Alten, der auf dich übergegangen iſt! Vergiß doch nie, daß du zu den begünſtigtern Naturen gehörſt, denen ſich alles von ſelbſt offenbart! Das

Fragen und Forſchen iſt nur die Sache gewöhnlicher Menſchenkinder, und auch damit bringen ſie zuletzt wenig heraus. Nein, mein Geliebter! halte du es ferner, wie du bisher es gethan, nimm, was dir freundliche Mächte ſpenden, harmlos, vertrauungsvoll an, und wenn du jemals die Natur wahrhaft geliebt, ſo ſtoße auch mich nicht zurück, denn du ſiehſt in mir eines ihrer frohſten und geliebteſten Kinder!

Reinhold erröthete; er fühlte die Wahrheit jenes Vorwurfs und ſchalt heimlich auf den Klausner, der ihm denſelben zugezogen hatte. Welleda, der ſeine Beſchämung nicht entging, begann nun mit anmuthigem Geplauder von ihrem Aufenthalt bey dem Klausner, und ihren Abentheuern mit den Fiſchern zu erzählen. Gern hätte Reinhold ihre oft gar wunderbarlich klingende Rede bisweilen unterbrochen, aber die Furcht, ihr durch neues Befragen zu mißfallen, hielt ihn davon zurück; auch übte der melodiſche Klang ihrer Stimme allmählig eine ſolche Bezauberung über ſeine Sinne, daß ihm geſchah, wie es uns wohl bey einem lieblichen Geſange zu gehen pflegt, — er ſog die ſüßen Laute in ſeine Seele, ohne des erklärenden Wortes zu bedürfen, und zuletzt ward ihm dabey ſo wohl und ſelig um's Herz, daß ihm däuchte, er beginne erſt jetzt recht wahrhaft zu leben. Ermuntert von den vertraulichen Mittheilungen Welledas, begann auch er von ſeinen früheren Schickſalen zu erzählen. Er gedachte ſeiner Mutter, und des traurigen Looſes, das ſeine Geſchwiſter betroffen, und bemerkte, daß das Geheimnißvolle, das mit dieſen

Ereigniſſen verbunden war, ihm heute ganz natürlich und gewöhnlich dünkte, und auch Welleda keinesweges hierüber befremdet oder betroffen war. — Es ſcheint, begann dieſe, als Reinhold ſeine Erzählung beendet, als habe dein Vater nie an das Daſeyn dieſer Elementargeiſter geglaubt. Er hätte ſonſt dieſe Mächtigen nicht gereizt, ſondern vielmehr das gute Vernehmen zu erhalten geſucht, in welchem ſie ihm, durch Vermittlung deiner Mutter, überaus nützlich werden konnten. Nur ſelten wird einem Menſchenkinde der Vorzug, mit jenen in Verbindung zu treten; dann aber kann daſſelbe unermeßlichen Seegen um ſich verbreiten, denn die Liebe dieſer Mächte iſt ſo unerſchöpflich wie die Kraft des Elements, in welchem ſie leben, und nur der Haß, mit dem ſie den Undank der Menſchen verfolgen, iſt jener vergleichbar. Welleda fuhr nun fort, ihm von den geheimnißvollen Verkettungen des Geiſterreichs mit der Menſchenwelt zu erzählen. Mit unausſprechlichem Vergnügen lauſchte Reinhold ihren Worten. Er ſchien, was ſie ſagte, ſchon längſt geahnet zu haben, und ob er gleich noch mit niemanden hierüber geſprochen, ſo war er doch feſt überzeugt, daß es ſich ſo und nicht anders verhalten müſſe. Die Stimmen der Natur, das Wort, ſo er als zartes Kind aus Hain und Wellen vernommen, alles ſah er nun mit einemmale erklärt und beſtätigt. Von unausſprechlicher Wonne erfüllt, blickte er zu der Vertrauten ſeiner Seele empor, während auch ſie immer inniger und holder ihm zulächelte.

Wie kommt es doch, begann er endlich, daß mir iſt, als habe ich dich, liebe Welleda, ſchon lange gekannt, da dich doch erſt heute meine Augen erblickten? — Daſſelbe würde ich dich fragen, wenn mir nicht meine Mutter ſo viel von dir erzählt hätte, gab Welleda zurück. „Hat deine Mutter mich gekannt?“ „„Sie war deine Pathe und hat dir den Namen gegeben!““ — Reinhold wollte weiter fragen, aber das Schmettern eines Hifthorns unterbrach das Geſpräch. Welleda fuhr erſchrocken empor, und machte eine Bewegung zu entfliehen. Du willſt fort? rief Reinhold. Sie kommen! flüſterte jene: ich bitte dich, mein Geliebter, verrathe mich nicht! Verrathe mich nicht, wenn du willſt, daß wir uns wiederſehen! Jetzt nicht, nicht hier darf man mich an deiner Seite erblicken, — aber ſpäter — „Wo ſoll ich dich finden?“ drängte Reinhold. Welleda deutete mit der Hand nach der Gegend des Lurley, doch konnte er das Wort nicht verſtehn, was ſie ihm ſagte. Näher tönte der Ruf des Hornes. Zugleich wurden auf den gegenüberſtehenden Felſen mehrere Jäger ſichtbar, unter welchen Reinhold ſeinen Bruder erkannte. Welleda war bereits ſeinen Armen entglitten. Ihr flatternder Schleyer ſchimmerte noch durch die Erlen am Bach. Bald war auch dieſer verſchwunden, nur die ſilberne Fluth blickte an jener Stelle noch freundlich glitzernd durch das entfernte Gebüſch.

Die Ritter hatten im Geleit der Hirten die Felſenſchlucht aufgefunden, und ſchauten eben mit ſiegesluſtigen Blicken nach dem bezeichneten Greifenneſte umher, als ſie zu ihrem Erſtaunen Reinholden entdeckten, wie er gedankenvoll an dem Weidenſtamm lehnte, während des überwundnen Feindes rieſiges Geſieder den Raſen zu ſeinen Füßen bedeckte.

Eilends ſchritten ſie herab, um die Kunde dieſes ſiegreichen Kampfes zu vernehmen. Faſt erſchrocken fuhr Reinhold bey ihrer Begrüßung aus ſeinem Nachdenken empor. Er ermannte ſich jedoch bald, und erzählte auf das ſtürmiſche Befragen der Ritter, wie er in die Felsſchlucht gekommen, und wie es ſich mit dem Kampfe zugetragen habe. Herrmann blickte nicht ohne Unmuth auf den erlegten Greifen hinab, und grollte halb laut vor ſich hin: Eigentlich war es ja doch nur der Bach, der die alte Eiche juſt zur rechten Stunde gefällt hat, und dieſen abentheuerlichen Sieg gelingen ließ! — Zugleich aber gedachte er der ſchrecklichen Gefahr, die ſeinem Bruder ſo nahe geſchwebt, und dieſes bewegte wieder ſo gewaltig ſein Herz, daß er wiederholt ausrief: o mein geliebteſter Bruder, wie preiſe ich Gott ob deiner Erhaltung! Mag es ſich nun auch mit dem Siege verhalten, wie ihm wolle, — dein Herz muß dennoch überaus froh und glücklich ſchlagen, daß dich nun Alle als Retter und Befreyer dieſer Thäler begrüßen werden, was dir auch von uns Allen von Rechtswegen zukommt!

Dem war auch ſo, wie Herrmann vermeynte, nur mit dem Unterſchied, daß der frohe Schlag dieſes Herzens noch eine ganz andre Urſache hatte, die Reinhold aber unter ſeiner Siegesfreude verbarg. Mit heimlichem Erröthen ſank er in ſeines Bruders Arme, während die Uebrigen ſich bemühten, eine Bahre von grünen Zweigen zu flechten, denn der beſiegte Feind ſollte dem Zuge vorangetragen werden. Bald verkündete das Schmettern der Hifthörner ſein Herannahen in den Gezelten des Pfalzgrafen. Alles ſtrömte aus denſelben hervor, und als man des rieſigen Greiſes anſichtig wurde, und Reinhold als Sieger genannt ward, da ſcholl lauter Beyfallruf in den Jubel der Inſtrumente, und alle beeilten ſich, ihn mit Glückwünſchen zu begrüßen.

Mit holdſeeligem Lächeln nahte auch jetzt Hildegundis, die ſchöne Gräfin von Sonneck. Sie hatte, nachdem ſie die Erzählung der ſeltſamen Begebenheit vernommen, in aller Eil einen Kranz von wilden Roſen zuſammengefügt, und nachdem ſie denſelben mit anmuthiger Geberde auf Reinholds Stirn gedrückt hatte, ſprach ſie, ſich ſittig gegen ihn verneigend: Euch ziemt es, den Sieg zu verfolgen; wir vermögen nichts, als den Sieger zu krönen! Die Wahl dieſer Blumen hat der Zufall beſtimmt, verzeiht, wenn ich ſeinem Gebote gehorchte! — Ihr habt ohnſtreitig den ſchönſten aller Kränze gewählt! erwiederte Reinhold. Die Roſe, die in dieſen Thälern mir erblüht, iſt mir der ſüßeſte Lohn!

Hildegundis, die von der lebhafteſten Freude erfüllt, dieſe Worte zu ihren Gunſten deutete, bot von nun an alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um den ſchönen Pfalzgrafenſohn zu feſſeln, zu entzücken.

In die Erinnerung ſeines Glückes verſunken, ritt Reinhold ſtill und freundlich an ihrer Seite dahin, — Herrmann aber, der Aug' und Ohr von der reizenden Hildegundis nicht abzuwenden vermochte, dachte, ſo oft ſein Blick an dem ſchönen Kranze vorüberſtreifte, den Reinhold als Siegesſchmuck trug: wäre der Greif nur nicht erlegt! ich wollte ihn um *ſolchen* Preis wohl auch ohne Hülfe des Baches beſiegen!

In ſtiller Erwartung hatte der Klausner ſeinem jungen Freunde entgegengeſehn, als die Kunde ſeines rühmlichen Sieges auch in ſeine Einöde drang, und endlich Reinhold ſelbſt erſchien, um ihm ſeine wunderbare Rettung mitzutheilen. Die Hirten der Gegend, die theils zufällig ſich zu der Höhle des Alten begaben, theils auch wohl von der Hoffnung dahin gelockt waren, den muthigen Greifenſieger dort aufzufinden, empfingen Reinholden auf ihren Knieen, indem ſie ſich abwechſelnd vordrängten, die Hände ihres Wohlthäters an ihre dankbaren Herzen zu ziehen. Der Klausner bedeutete ſie jedoch, wie der erſte Dank *dem* gebühre, der auf ſo wunderbare Weiſe des Tapfern Kampf unterſtützt, und ſein Leben zum Heil ſeines künftigen Reiches erhalten habe. Nach dieſen Worten ſchritt er zu einem kleinen Altar, ſo in der Mitte der Höhle befindlich, und die geweihten Kerzen deſſelben anzündend, welche ein einfaches Kruzifix umſchloſſen, bereitete er ſich zu einem frommen Gebet. Reinhold kniete, von dem andächtigen Kreis der Hirten umgeben, zunächſt dem Altar, das tiefe

Schweigen der Verſammlung, das nur von dem ernſten Worte des Klausners unterbrochen wurde, ließ das Geräuſch des benachbarten Felſenquells deutlich vernehmen. Eben begann der fromme Alte in erbaulichen Worten zu erklären, wie denen, ſo den Herrn fürchteten ſelbſt die Elemente, die Andern nur Furcht einflößten, in Luſt und Liebe dienen müßten, als Reinhold, ſeinen Blick zufällig ſeitwärts wendend, eine weiße Geſtalt gewahrte, die züchtig verſchleyert hinter dem Altare knieete. Sie hatte die Hände über der Bruſt gefaltet, und ſchien, den Blick zur Erde geſenkt, die andächtige Feyer der kleinen Verſammlung zu theilen.

Welleda! wollte Reinhold in freudiger Ueberraſchung ausrufen, aber die Scheu, dieſe ernſte Stunde zu unterbrechen, hielt das Wort auf ſeinen Lippen zurück. Er vermochte jedoch nicht ſeinen Blick von ihr zu wenden; jetzt hob auch ſie das Antlitz empor, und wie es auch noch zur Hälfte ein durchſichtiger Schleyer verhüllte, ſo blieb ihm doch kein Zweifel mehr, daß ſie es war, die an ſeiner Seite knieete, die ihr Gebet mit dem ſeinen vereinte. So groß die Freude war, ſie wiedergefunden zu haben, ſo wurde dieſe doch noch von dem Entzücken übertroffen, daß ſolches zu einer ſo geheiligten Stunde geſchehen war; denn wie er auch längſt des Klausners Befürchtung durch das unſchuldvolle Anſehen der ſchönen Welleda widerlegt ſah, ſo bedurfte es doch noch irgend eines untrüglichen Beweiſes, um auch jenen davon zu überzeugen.

Als hierauf Boar dem Jüngling ſeinen Seegen ertheilte, und die Hirten nach beendigtem Gebet die Höhle verlaſſen, vermochte Reinhold nicht länger ſeine Entdeckung zu verſchweigen. Er ſprang empor, um Welleda herbeyzuführen; aber wie er ſie auch ſuchte und rief, er vermochte ſie nirgends zu entdecken. Bald erzählte er dem Klausner, was ſich begeben, und bat ihn, mit ihm vereint Welleda zu ſuchen. Staunend und aufs höchſte erfreut vernahm Goar die Rede des Jünglings. Es war, als habe die Nachricht, daß Welleda dieſer heiligen Handlung beygewohnt, eine große Laſt von ſeinem Herzen gewälzt, und alles Mißtrauen aufgehoben. Eilet, begann er zu Reinhold: Eilet, mein junger Freund, und bietet alles auf, das liebe Mägdlein mit mir zu verſöhnen! Nach dem, was ihr mir ſaget, habe ich ihr mancherley abzubitten, und gern will ich ihr alle Freyheit und jeglichen Schutz gewähren, wenn Ihr ſie zur Rückkehr in meine Höhle bewegen könnet. Reinhold ließ ſich dies nicht zweymal geſagt ſeyn. Eben wollte er ſich hinausbegeben, als ein leiſes Kichern im Hintergrunde der Höhle ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Erſt glaubte er, es ſey wieder der Quell, der ihn ſchon einmal getäuſcht, als er aber ſeine Blicke aufmerkſamer in jene Gegend wandte, gewahrte er, daß ſich dicht neben der herabrieſelnden Fluth eine weiße Geſtalt an die Felſen geſchmiegt hatte.

So komm doch hervor, Welleda! rief der Klausner, der ſie jetzt gleichfalls gewahrte: komm hervor, herzliebe Welleda, und laß uns nicht länger in der Sorge, als habeſt du dich aufs Neue uns entzogen. Da ſchlüpfte die

Jungfrau lächelnd hervor, und ſtand in vollem Glanz ihrer Anmuth vor den Männern. Wo biſt du denn ſo lange geblieben? frug der Klausner, ihr das glattgeſcheitelte Haar ſtreichelnd.

Freundlich blickte das Mägdlein bald auf ihn, bald auf Reinhold hin, und ſprach dann mit treuem Geſicht: Ihr mögt es mir immer glauben, daß ich es herzlich müde bin, ſo einſam und allein in den Wäldern umherzuſchweifen, und mit niemanden plaudern zu können, als mit dem langweiligen Echo! Ich wäre auch ſchon früher in Eure Höhle gekommen, aber du weißt wohl, Alter! — hiebey hob ſie ihren Finger leiſe drohend empor. Ich weiß, daß ich bey dir vieles gutzumachen habe! fiel ihr der Klausner in's Wort, aber fortan ſoll dich Keiner mit Fragen necken und quälen. Ungehindert ſollſt du wieder in dieſem Gebiete ſchalten und walten, und ſo lange bey mir wohnen, als du dich mit dieſem meinem jungen Freunde verträgſt, der allem Anſchein nach jetzt häufig bey mir einſprechen wird.

Erröthend blickten Reinhold und Welleda zu Boden, um ſich darauf um deſto freundlicher anzuſchauen. Kommt! ſprach der Klausner, die Hände des jungen Paares ergreiſend: laßt es euch gemeinſam in meiner ſtillen Klauſe gefallen! Was ich an Erfriſchungen habe, will ich hervorſuchen, um das Feſt unſerer Verſöhnung ſo fröhlich wie möglich zu begehen. Mit heitrer Geſchäftigkeit begab ſich hierauf der Greis in den Hintergrund der Höhle. Lächelnd folgte ihm Welledas Blick, Reinhold aber, von zärtlicher Ungeduld erfaßt, bog ſich näher zu ihr hinab und ſprach: Haſt du denn heut kein freundliches Wörtlein für mich, liebe Welleda? und ſoll ich dein erſtes Begegnen im Walde für einen anmuthigen Traum halten? — Du ſiehſt ja, daß ich dir gefolgt bin! gab Welleda zurück: jetzt, denkt ich, ſollen fröhliche Zeiten beginnen, denn da der Alte beſſeren Sinnes geworden iſt, ſo will ich bey ihm verbleiben, und wäre es nur, um dir, mein ſüßer Freund! recht oft zur Seite zu ſeyn!

Du ſollſt mir in dieſer Einſamkeit die ſeeligſten Stunden bereiten! rief Reinhold. An dieſen Ufern ſoll ſich der Lenz meines Lebens, die Erfüllung meiner ſeeligſten Träume entfalten!

Der Klausner unterbrach das Geſpräch, indem er ſeine Gäſte bat, ſich zu dem kleinen Mal zu begeben, das er während deſſen bereitet. Was machſt du, Welleda? frug der Alte, als dieſe ſich, ſtatt ihm zu folgen, in den Hintergrund der Höhle begab, und bald darauf mit einem ſteinernen Kruge zurückkehrte. Ey, du haſt ja das Beſte vergeſſen! lachte jene: ſchon geſtern ſchob ich dir im Vorübergehn ein Krüglein Wein in den Keller; da du aber thueſt, als habeſt du gar nichts bemerkt, ſo bringe ich es lieber ſelbſt herbey. Mit leiſem Kopfſchütteln füllte Goar den Pokal, den Welleda zu gleicher Zeit auf den Tiſch geſtellt. So biſt du dennoch in ſeiner Nähe geweſen? frug Reinhold. Ich habe ihn eigentlich gar nicht verlaſſen, flüſterte Welleda: und wenn er mich am fernſten glaubte, ſo war ich ihm am nächſten zur Seite! Reinhold wollte ſeine ſchöne Gefährtin noch weiter befragen, aber der Klausner, von dem würzigen Becher belebt, erhob jetzt das Wort, und ſprach von der wunderbaren Hülfe, ſo ihm oft recht unvermuthet zu Theil geworden, und wie er ſelbſt in der tiefſten Einſamkeit dergleichen tröſtliche Erfahrungen gemacht.

„Sagteſt du nicht in deinem ſchönen Gebet, unterbrach ihn Welleda, daß dem Frommen ſelbſt die Elemente, oder vielmehr die Geiſter derſelben, dienen müßten? Was iſt es da nun weiter, wenn auch der Rhein bisweilen ein Fäßlein Wein an den Sand ſpült, und ich es aufnehme und in deinen Keller trage. Es liegt in der Natur der Dinge, und wenn dein ſchöner Freund ſich nur immer fein artig und fromm verhält, ſo dürfte er leichtlich noch ganz andre Erfahrungen machen!

Das ſoll mich, in ſo fern es ſich mit ſeinem Heile verträgt, von Herzen erfreuen! gab der Klausner zurück: überhaupt ſcheint es, als wenn die Mächte, von denen ſo eben geſprochen, eine ganz beſondre Neigung zu unſerm jungen Fürſten gefaßt hätten, denn ich beſinne mich ſehr wohl, daß man ſich mit allerhand ſeltſamen Gerüchten trug, ſo oft von ſeiner Geburt die Rede war. Er erzählte hierauf von der geheimnißvollen Weiſe, mit der man ihn auf die Pfalz im Rhein berufen, und wie er daſelbſt die Taufe der Prinzen unter mancherley wunderbarlichen Umſtänden vollzogen habe.

Ich ſtand ſchon früh in einer beſondern Beziehung zu Euch! ſchloß er, zu Reinhold gewandt: und es ſcheint, als ſollte dieſe Beſtimmung mir treu bleiben!

Ihr meynt, fiel ihm Welleda raſch in's Wort, Ihr werdet, da Ihr den Prinzen getauft, denſelben auch trauen? — „Das würde mir ein überaus erfreulicher Auftrag ſeyn!" lächelte der Klausner: möchte unſer edler Gaſt recht bald unter unſern Fürſtentöchtern die Würdigſte wählen, damit das verwaiſte Land nicht länger einer Mutter entbehre, die hold und hülfreich auf daſſelbe herabblicke, wie es unſre edle Beſchützerin, die ſeelige Frau Pfalzgräfin, gethan.

Welleda ſchwieg, während jener fortfuhr, der tugendhaften Eigenſchaften der verſtorbenen Fürſtin zu gedenken; Reinhold aber, wie lebhaft auch ſonſt ſein Gemüth an dieſem Gegenſtand Theil nahm, vermochte heute nur halb die Worte des Klausners zu vernehmen. Er gewahrte nehmlich, daß Welleda ihren Platz heimlich verlaſſen, und vor die Höhle getreten war. Von zärtlicher Unruhe bewegt, unterbrach er das Geſpräch, um dem Mägdlein zu folgen. Laß mich! bat Welleda halb unmuthig, als Reinhold ihr thränenfeuchtes Antlitz mit leiſem Vorwurf erhob.

Ey, du ſeltſames Mädchen! lachte jener: was hat dich denn alſo erzürnt? — Weiß ich's denn ſelbſt? gab Welleda zurück: ihr redet von Dingen, die ich weder liebe noch verſtehe, und da wird mir oft ſo entſetzlich bange unter euch, als müßte ich dennoch wieder zurück, von wannen ich gekommen bin. — Das wirſt du mir nicht thun, mein geliebtes Leben! koſete Reinhold, die Schmerzlichbewegte näher an ſich ziehend. Da umſchlang ihn Welleda mit beyden Armen, und ſchmiegte ſich feſt und feſter an ſeine Bruſt. — Ich kann dich ja auch nimmer verlaſſen, flüſterte ſie leiſe: auch wenn du hinausgingſt, um unter den ſchönen Fürſtentöchtern zu wählen, von denen der Alte ſprach! — Du ſollſt es auch nicht! gab Reinhold zurück, und blickte mit ſtillem Entzücken auf das liebliche Weſen herab. Da ſtieg der Mond über den Bergen empor, und der Klausner trat vor die Höhle.— Reinhold bemerkte, daß es an der Zeit ſey, ſich zurückzubegeben, und Welleda noch einmal dem Schutz des ehrwürdigen Greiſes empfehlend, nahm er Abſchied von beyden, und kehrte, in mancherley Betrachtungen verſenkt, zu dem harrenden Nachen zurück.

Es begab ſich aber, daß zu Ehren des Greiſenſiegers ein Feſt angeſetzt war, an welchem nicht nur alle Ritter und Edlen geladen waren, ſondern auch jedermann Antheil nehmen konnte, ſo den jungen Fürſten zu ſehn begehrte, welcher dem Lande einen ſo überaus wichtigen Dienſt erwieſen. Dem zufolge waren, unfern des Schloſſes Rheinberg, ſo der Pfalzgraf als Siegespreis ausgeſetzt, auf einer weiten grünen Ebne Schranken gezogen, und mancherley kurzweilige Spiele, als Ringrennen, Wettlaufen und Tanz vorbereitet. Für des Pfalzgrafen Gefolge, wie für ſämmtliche Edeldamen, waren Tribunen errichtet, von denen man die zahlreiche Volksmaſſe überſchauen konnte, die in munterm, fröhlichem Gedränge herbeyſtrömte, und ſich dicht an die Reihen der Edlen ſchloß. Den Ausdruck der Dankbarkeit in Blick und Wort, nahte manches unſchuldige Hirtenkind, von ſeinen Eltern geleitet, dem Platz, wo Reinhold von ſeinen Rittern umgeben, die Huldigungen der Menge empfing. Ihm dicht zur Seite, im Glanze fürſtlicher Pracht, ſtand die ſchöne Gräfin von Sonneck, den Blick bald auf Reinhold, bald auf die wogende Volksmaſſe gerichtet. Oft blitzte es gleich einer düſtren Flamme aus ihren Augen hervor, wenn hier und da eine liebliche Maid ihr einfaches Geſchenk von den Früchten des Feldes als Zoll ihrer Dankbarkeit dem jungen Fürſten überreichte, und immer flog dann ihr Blick unmuthig forſchend auf Reinholds Antlitz zurück.

Schon hatten ſich die Anweſenden zum Theil in die geöffneten Schranken begeben, als ein ehrwürdiger Greis, von einem verſchleierten Frauenbilde begleitet, durch die Menge ſchritt. Unwillkürlich drängten ſich die Reihen zurück, als wollten ſie der ſchönen Unbekannten Platz machen, deren Reize, trotz der neidiſchen Verhüllung, eine wunderbare Gewalt übten. Schweigend ſtellten ſich beyde den Schranken gegenüber, und wie ſie ſich auch überaus ſittig und ſtill verhielten, ſo waren doch aller Blicke auf ſie gerichtet, und die Frage, wer ſich unter dieſem Schleyer verberge? ob dieſes Antlitz der Hoheit der Geſtalt entſprechen werde? wurde immer lauter und lauter. Eben neigte ſich Hildegundis zu einer ihrer Nachbarinnen herab, um dieſe über die Fremde zu befragen, als in demſelben Augenblicke das Signal zu dem beginnenden Ringrennen gegeben wurde, und die edlen Pfalzgrafenſöhne an der Spitze ihrer jugendlichen Gefährten die Rennbahn im ſauſenden Galopp umkreiſten. Aller Augen flogen dem hohen Ziele zu. Lanzen ſtiegen und ſanken in ſtürmiſcher Eil, während hin und wieder des Herolds Trommete das Glück der Gewandteſten verkündete.

Lange hatte ſich im rühmlichen Wettſtreit die Kraft und Geſchicklichkeit der anweſenden Jünglinge kund gegeben, als ein Wink des Pfalzgrafen die jungen Sieger vor den Kreis der Frauen berief, und dieſe ſich anſchickten, allerhand anmuthige Geſchenke und Preiſe unter dieſelben zu vertheilen.

Als die Angeſehnſte und Schönſte der Frauen, von dem Pfalzgrafen erkoren, nahte ſich jetzt auch die Gräfin von Sonneck, und überreichte Reinholden auf reichgeſticktem Kiſſen die Schlüſſel des Schloſſes Rheinberg. Sich würdevoll gegen den neuen Schloßherrn verneigend, begann ſie jetzt folgendermaßen zu demſelben: möchten fortan jene Hallen, die ein trauriges Geſchick veröden hieß, ſich für Euch mit dem Glanz neuer Freude, neuen Seegens ſchmücken, ſo wie der Schatten, ſo eine finſtre Zeit darauf warf, durch den Sonnenblick Eurer Verdienſte, Eures Ruhmes gelichtet wird! Reinhold verneigte ſich tief vor der ſchönen Hildegund, die ſchmeichelhafte Rede mit beſcheidnen Worten erwiedernd, als auf einmal ſein Auge jener verſchleyerten Geſtalt begegnete, die, den Blick auf ihn gerichtet, ſtill und demuthsvoll ihm gegenüber ſtand. Lange hatte er, bald erröthend, bald erbleichend, dieſelbe betrachtet, als er plötzlich, wie von einem raſchen Entſchluſſe beſeelt, ſich von Hildegundis Seite zu dem Sitz des Pfalzgrafen begab, und ſich ehrfurchtsvoll vor ihm neigend, folgendermaßen begann: wenn Ihr, mein Herr und mein Vater! den Sieg, ſo ich errungen, ſo hoch und fürſtlich belohnt, ſo kommt es eurem Sohne wiederum zu, demjenigen, der ihn bey jenem beſchwerlichen Werk unterſtützte, ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Erlaubt mir daher, daß ich Euch heut eine Jungfrau zuführe, die ein günſtiger Zufall in dem Augenblick der höchſten Gefahr mir zur Seite geſellt, und die, da ich ihr zum Theil meine Rettung verdanke, an dem heutigen Feſt nicht zurückſtehen darf!— Ein freudiges Gemurmel lief durch die Menge, und aller Augen folgten dem Jüngling, der jetzt mit ſittigem Anſtand vor die verſchleyerte Frauengeſtalt trat, um ſie vor den Pfalzgrafen zu geleiten.

Seht hier die Gefährtin meines Sieges! rief Reinhold, indem er den Schleyer von Welledas Antlitz hob. — Da ſtand das anmuthige Bild, einer jugendlichen Waldesroſe gleich, die, das beſcheidne Haupt zum erſtenmale dem Schutz des dunklen Laubes entziehend, in vollem Tagesglanze lacht. Ein Kranz von Feldblumen beſchattete die weiſſe Stirn, und das einfache Gewand, ſo ſie trug, ſchien durch die Lieblichkeit ihrer Geſtalt auf eine wunderbare Weiſe veredelt und gehoben.

Empfangt ſie freundlich, mein Vater! fuhr Reinhold fort: und gewährt ihr, da ſie fremd unter uns iſt, und weder Heimath noch Eltern hat, Euren fürſtlichen Schutz!—

Der Pfalzgraf, noch mehr beſtochen von der ſeltnen Schönheit der Unbekannten, als von Reinholds Fürbitte, ergriff ihre Hand, und führte ſie in die Reihen der Edelfräulein, ſie denſelben mit freundlichen Worten empfehlend. Waren dieſe auch erſt beſtürzt und heimlich gekränkt von dem Einfall des Pfalzgrafen, ſo verſöhnte doch bald die liebenswürdige Beſcheidenheit der Fremden ſie mit dem Dunkel ihrer Herkunft, und jede bemühte ſich, ihr freundlich und gefällig zu ſeyn.

Wer iſt die unbekannte Schöne? frug Hildegund, zu Herrmann gewandt, der ſtill und ernſt ihr zur Seite ſtand: es ſcheint, als verſtändet Ihr die Geheimniſſe Eures Bruders recht wohl zu verwahren, da Ihr mir kein Wörtlein von dieſem überaus anziehenden Abentheuer vertrautet!— Herrmann betheuerte vergebens, weder von dieſem Ereigniß, noch von der Fremden ſelbſt irgend etwas gehört zu haben; ſichtlich gekränkt wandte Hildegundis ihr Antlitz, und jener überzeugte ſich aufs Neue mit tiefem Schmerz, daß nicht er, ſondern Reinhold die Neigung eines Herzens beſaß, deſſen Beſitz längſt der Gegenſtand ſeines eifrigſten Strebens war.

Als am Abend des Feſtes die ſtattliche Verſammlung durch das Schmettern der Trommeten hinaufberufen wurde zu der erleuchteten Burg, deren Thore zum erſtenmale wieder gaſtlich aufgethan waren, — als in den Sälen derſelben der Tanz begann, und das bunte Getümmel immer lebhafter auf und niederwogte, — da ergriff Herrmann den Arm ſeines Bruders, und ihn zu dem angrenzenden Burggarten hinabgeleitend, begann er folgendermaßen: du haſt, mein theurer Bruder, mir immer dein Vertrauen geſchenkt, warum verſchweigſt du mir ein Abentheuer, das in jeder Beziehung meine Theilnahme erregen muß? Wer iſt die reizende Fremde, die du in den Kreis der Frauen geführt, und warum verbarg ſie ſich bisher unſeren Blicken, da ihr doch die Natur ſo viel Anſprüche auf Glück und Bewundrung gegeben?

Da faßte Reinhold des Bruders Hand, und zog ſie an ſein Herz; dabey ſah er ihn mit einem ſo innig bittenden Blicke an, daß dieſer unwillkührlich die Augen niederſchlagen mußte, und gleichſam entſchuldigend fortfuhr: wenn ich vielleicht zu voreilig in ein Geheimniß zu dringen verſuchte, das du noch nicht zu enthüllen vermagſt, ſo vergieb! — Es war längſt mein Wunſch, dich durch die Liebe eines holden Weſens beglückt zu ſehen, und könnte ich nur die Ueberzeugung gewinnen, daß dieſe Zeit wirklich gekommen ſey, ſo wollte ich weder fragen noch forſchen, da ich wohl weiß, wie das Glück treuer Minne am lieblichſten in ſtiller Verborgenheit gedeiht, und keine Zeugen begehrt, als das blaue Himmelsauge, das für den Liebenden einen ganz beſonders freundlichen Ausdruck hat! —

Wenn dir das Bekenntniß eines ſolchen Glückes genügt, entgegnete Reinhold, ſo ſey es denn hiermit vertrauungsvoll in dein Bruderherz niedergelegt! — Ja, ich liebe und genieße eines Glückes, das mich um ſo inniger beſeeligt, je verborgener es im Schoos ländlicher Einſamkeit erblüht. Frage daher nicht weiter, ſondern beſchütze lieber ein Geheimniß, das auch mir zum Theil noch in tiefem Dunkel verborgen iſt! —

So gern auch Herrmann etwas Näheres hierüber erfahren, ſo genügte ihm doch für heute das Bekenntniß ſeines Bruders in ſo fern, als es ihm die Gewißheit gab, daß er, was ſeine Liebe zu der ſchönen Hildegund anbetraf, in jenem keinen Nebenbuhler zu befürchten habe. Die lebhafte Freude, die er hierüber empfand, machte, daß auch er das Geheimniß ſeiner Neigung ſeinem Bruder vertraute, und beyde gingen, nachdem ſie noch mancherley zum Lobe der reizenden Gräfin und der ſchönen Unbekannten geſprochen, mit vergnügtem Herzen zu der Geſellſchaft zurück.

Während ſolches geſchah, hatte Hildegund, von Neugier und Eiferſucht getrieben, die Schritte der Fremden ohne

Unterlaß verfolgt. Sie hatte ſich vorgenommen, bey dieſer ſelbſt nach einem Geheimniß zu forſchen, an deſſen Enthüllung ihr alles gelegen war, und da ſie das Fräulein bald nach beendetem Tanz durch die Flügelthüren verſchwinden ſah, ſo beſchloß ſie, demſelben nach dem Garten zu folgen, zu deſſen kühlen Laubengängen ſich bereits mehrere der Gäſte hinabbegeben hatten. Als ſie aus dem Saale getreten, gewahrte ſie in einiger Entfernung die ſchlanke Geſtalt, die ihre Blicke ſuchten. Der Schleyer, den ſie trug, machte ſie vor allen erkenntlich, und erfreut, ihre ſchöne Nebenbuhlerin gefunden zu haben, folgte Hildegund raſchen Schrittes der vor ihr Hereilenden. Der Mond warf ſein Licht hin und wieder durch den langen Buchengang, deſſen Dunkel ſie aufnahm. Bald bedeckten die flatternden Schatten der Zweige das voranſchwebende Bild, bald trat es in der blendenden Weiße ſeines Gewandes wieder leuchtend hervor; doch wie auch Hildegund ihre Schritte verdoppelte, ſie vermochte es nicht zu erreichen. „So verweilet doch nur einen Augenblick, Fräulein!“ rief ſie endlich, ganz erhitzt von dem raſchen Gang. Da ſchoß ein feuchter Strahl in feinem Staubregen auf ſie nieder, und voll Erſtaunen gewahrte Hildegund, daß ſie vor einem Springquell ſtand, deſſen Demantſtaub der Abendwind gleich einem weißen Schleyer emportrieb. Verwundert ſchaute Hildegundis umher; keine Geſtalt war zu ſehen. — So hätte mich denn wirklich das Mondlicht getäuſcht? ſprach ſie vor ſich hin, von einem heimlichen Grauen erfaßt. Da war es, als ſteige der flimmernde Waſſerſtrahl immer höher und höher, die Gegenſtände umher mit weißem Nebel bedeckend, zugleich ſcholl es durch das Geräuſch der herabſprudelnden Fluth wie das leiſe Kichern einer Menſchenſtimme. Entſetzt und aufs höchſte geängſtet entfloh die Gräfin, von dem muthwilligen Gelächter verfolgt; kaum wagte ſie, ſich umzublicken, bis ſie endlich ganz zerſtört und erſchöpft den Saal erreichte. — Die Fremde war nirgends zu finden.

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Pfalzgraf ſeinen Sohn Reinhold zu ſich entbieten ließ, um mit ihm eine Sache von Wichtigkeit zu beſprechen. Von mancherley Ahnungen beunruhigt, begab ſich dieſer in ſein Gemach und bald begann jener folgendermaßen:

Längſt habe ich, mein geliebter Sohn, einem Wunſche deines Herzens zu begegnen geglaubt, deſſen Bekenntniß ich ſeit dem geſtrigen Tage nur um ſo gewiſſer entgegenſah. Du biſt durch das Geſchenk des Schloſſes Rheinberg in dem Beſitz einer freundlichen Heimath, und ganz natürlich erſchien das Verlangen, dieſelbe durch den Glanz häuslichen Glückes zu verſchönen. Es wird dir nicht unbekannt ſeyn, wie die ſchöne Gräfin von Sonneck dir mit freundlicher Theilnahme ergeben iſt, eben ſo wenig habe ich dir meinen Wunſch verborgen, deine Aufmerkſamkeit zuerſt auf dieſelbe zu richten; da ich nun nicht glauben kann, daß du gegen die Reize der ſchönſten Frau unſers Gaues allein unempfindlich geblieben ſeyſt, ſo hege ich die feſte Hoffnung, daß unſre Wünſche ſich in einem Gegenſtande begegnen, und die Zeit gekommen iſt, wo durch die Verbindung mit einer der erſten und angeſehenſten unſerer Familien dein Glück wie das meine in neuem Glanze erblühen wird.

Mein theurer Vater! entgegnete Reinhold, wenn es ſich alſo verhielte, wie Ihr meynet, ſo würde ich mit Freuden Eure Wünſche erfüllen! Aber ſo ſteht es ganz anders mit mir und der Gräſin! Wie auch dieſelbe gegen mich geſonnen ſey, nie vermochte ich ihre Neigung zu erwiedern. Ueberdies hat mir mein Bruder ſeine zärtliche Leidenſchaft für die ſchöne Hildegundis vertraut, was an ſich ſchon genug wäre, um nimmer nach ihrem Beſitz zu ſtreben! — Ein düſterer Schatten überflog bey dieſen Worten des Pfalzgrafen Geſicht. Du biſt der Aelteſte! begann er von neuem: ich will nicht, daß du zurückſtehen ſollſt, wo es ſich um ein ganzes Lebensglück handelt!

Da ſtürzte Reinhold zu des Vaters Füßen und begann: o wenn Euch das Glück Eures Sohnes ſo aufrichtig am Herzen liegt, ſo könnte ich Euch wohl Gelegenheit geben, die ganze Fülle Eurer Gnade an demſelben zu üben! Für jetzt ſey Euch das Bekenntniß genug, daß ich nie der Gräſin gehören kann! Was ſich übrigens mit mir begeben, was mein Gemüth unempfindlich gegen jene Schönheit gemacht, das, bitte ich, verlanget noch nicht zu wiſſen! Mir ſelbſt ein Geheimniß, vermag ich Euch eben ſo wenig von meinen Wünſchen und Plänen Rechenſchaft zu geben als mir! Das aber beruhige Euch, daß Euer Sohn bereits eines

Glückes genießt, wie es ſonſt nur Träume gewähren, und daß gegen dieſes gehalten, die Güter, ſo ihr mir durch Hildegundis Beſitz zugedacht, in gar keinen Betracht kommen! — Mit Verwunderung vernahm der Pfalzgraf die Rede des Jünglings. Er beſann ſich, von den nächtlichen Wanderungen deſſelben und ſeinem häufigen Aufenthalt in der Höhle des Klausners gehört zu haben, und da er die Wißbegierde des Jünglings und ſeinen Hang zu ſtiller Betrachtung kannte, ſo glaubte er hierauf vorzüglich das Glück beziehen zu müſſen, von dem Reinhold ſprach. Zugleich aber gedachte er der ſchönen Unbekannten, die dem geſtrigen Feſt beygewohnt, und die Wärme, mit der Reinhold dieſelbe ſeinem Schutze empfohlen, erweckte neue Vermuthungen in ihm.

Du verbirgſt mir ein Geheimniß! begann er mit prüfendem Blick. Was auch der Grund dazu ſey, ich will nicht in dich dringen, mir daſſelbe zu offenbaren, bis du mir es freywillig enthüllſt! Da zog Reinhold des Vaters Hand mit innigem Blick an ſein Herz. Der Pfalzgraf aber legte ſeine Rechte auf des Jünglings Locken, und ſprach: Bedenke das Eine, mein Sohn: Nicht nur dein eignes Glück, auch das Wohl des Landes hat eine Stimme bey deiner Wahl, und danach richte deine Schritte mit Sorgfalt!

Reinhold, obgleich von dieſen letzten Worten nachdenklich gemacht, konnte doch, als der Abend kam, dem innern Verlangen nicht widerſtehen, ſeine geliebte Welleda zu beſuchen. Er fand ſie bereits am Ufer; — die Arme ihm entgegenbreitend, ſchien ſie ihn ſchon lange mit Sehnſucht erwartet zu haben.

Biſt du nun wieder mein? frug ſie, auf ihn zueilend; und ſich feſt an ſeine Bruſt ſchmiegend, blickte ſie faſt ängſtlich zu dem Geliebten empor. Was bekümmert dich? frug Reinhold, das goldne Gelock von Welledas Stirn ſtreichend. Mir iſt, entgegnete jene, ſeit ich bey eurem Feſte geweſen, als ſey ich nicht mehr ſicher im Beſitz meines Glückes, als würde jene ſchöne Frau, die dich und mich ohne Unterlaß mit ihren Blicken verfolgte, endlich doch den Sieg davon tragen und mich von deiner Seite verdrängen. Freylich, fuhr ſie kleinlaut fort, hat ſie mancherley Vorzüge, und ich darf mich mit ihr an Reiz und Schönheit gar nicht meſſen; aber was die Pracht und Herrlichkeit anbetrifft, mit der ſie prahlet, ſo gedenke ich es ihr wohl noch gleich zu thun, wenn ich ein gutes Wörtlein bey meinem Vater einlege, der es nicht leiden wird, daß man dich von mir reißen will, und mich ſo hämiſch verfolgt!

Ey, ey, Welleda! fiel ihr Reinhold in's Wort, beginnſt du ſchon wieder in Räthſeln zu ſprechen? — Ich habe meine Geheimniſſe ſo gut wie du! entgegnete Welleda, indem ſie, wie in Gedanken verloren, mit dem goldnen Reiflein ſpielte, das Reinhold am Finger trug. Haſt du mir doch zum Beiſpiel niemals geſagt, für wen du den erligen Ring aufbewahrſt, den du ohne Zweifel von deiner Mutter erhielteſt. — Da erröthete Reinhold, denn er hatte, ſeitdem er an dieſe Ufer gekommen, noch nie dieſes räthſelhaften Ringes gedacht. Unwillkührlich irrten ſeine Blicke zu Welledas Händen herab, aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er an einer derſelben einen ganz ähnlichen Goldreif erblickte. Mit lebhafter Ungeduld ſtreifte er denſelben von den zarten Fingern herab. Lächelnd ließ es Welleda geſchehen, und ſiehe! die Ringe fügten ſich ſo wunderbarlich in einander, daß keiner mehr zu erkennen vermochte, daß ſolche jemals getrennt geweſen. Von wem haſt du das Ringlein erhalten? frug Reinhold, aufs höchſte überraſcht. Von derſelben Hand, die es deiner Mutter gegeben! entgegnete Welleda. — Iſt es möglich! rief Reinhold: ſoll durch den ſüßen Verein mit dir, geliebte Welleda, die ſchöne Verheißung in Erfüllung gehen, von der jene prophetiſche Stimme meiner Mutter erzählt? — So iſt es! entgegnete Welleda: auch mir wurde eine gleiche Verſicherung gegeben, und wenn wir nur einigermaßen dieſe ſchönen Thäler lieben, und den Menſchen wohlwollen, ſo dürfen wir uns nun nimmermehr verlaſſen, da wir beyde unſtreitig zu ihrem Glücke geboren ſind! Komm, meine Geliebte! begann Reinhold: zu wichtig iſt das Zeichen, das wir in dieſer Stunde erhielten! Der Klausner, der vielleicht tiefer in dieſes Geheimniß bringen kann, möge über unſre Zukunft entſcheiden. Mit dieſen Worten faßte er Welledas Hand, die mit fragenden Blicken, aber nicht ohne heimliche Freude, ihm zu der Höhle des Einſiedlers folgte.

Als Goar die Rede des Jünglings vernommen, wurde er ſehr nachdenklich. In ernſtes Schweigen vertieft, betrachtete er lange den geheimnißvollen Reif und ſprach dann mit feyerlichem Ernſt: es iſt nicht zu leugnen, daß über dieſen Ringen wie über Euch ſelbſt eine höchſt wunderbare Beſtimmung waltet. Sehr gut erinnre ich mich der Stunde, wo ich auf den Wunſch Eurer Mutter dieſes Reiflein geweiht. Es iſt dieſelbe Form, dieſelbe geheimnißvolle Inſchrift. Ohne Zweifel waret Ihr ſchon als Kinder für einander beſtimmt, und Euer Schutzgeiſt führte Euch in dieſem Thale zuſammen, damit mir das Glück werde, Zeuge Eures Bundes zu ſeyn. Ich kann mich nunmehr Eurem Wunſche, mein junger Fürſt, nicht widerſetzen, Euch als Eheleute zuſammenzugeben, zumalen da es ganz deutlich der Wille unſerer ſeligen Frau Pfalzgräfin gebeut. Mögt Ihr demnach Eure Sache ſelbſt bey Eurem Vater vertreten! Mir ziemt es vor allen, jene höheren Winke zu beachten, an die unſre Schickſale geknüpft ſind, und alſo bin ich entſchloſſen, über Euch, die jener bedeutungsvolle Ring zum Heile des Landes vereinigt, den prieſterlichen Seegen zu ſprechen!

Habe ich es dir nicht geſagt? flüſterte Welleda, als jetzt der Klausner an ihr vorüberſchritt, um den kleinen Altar zu ſchmücken. Dieſer aber, verſenkt in die Wichtigkeit ſeines Berufes, ließ ſich von den neckenden Worten nicht irren. Er hatte ein großes Buch aufgeſchlagen, in welchem er lange mit tiefem Nachdenken las. Dann mit ernſter faſt ehrerbietiger Geberde vor Welleda tretend, geleitete er ſie und Reinhold zu ihrem Platz am Altar, und begann nun, nach einer kurzen Einleitung von der Wichtigkeit ihrer Beſtimmung und den beſondern Begünſtigungen, deren der Menſch oft von unſichtbaren Mächten gewürdiget werde, die Trauungs-Ceremonie zu verrichten.

Als Reinhold hierauf ſeine jugendliche Gattin voll Entzücken in ſeine Arme ſchloß, war es, als habe die Freude, den Geliebten ihres Herzens nun ganz zu beſitzen, das Antlitz derſelben mit einem noch höheren Glanze verklärt. Einer Königin gleich, ſo erkoren iſt, Seegen und Freude zu verbreiten, blickte ſie ſtolz und heiter um ſich her, und als hierauf Reinhold, im Vollgenuß ſeines Glückes, einen Thron von Blumen erbaute, und die ſchönſten derſelben zum Kranz für die Stirn der anmuthsvollen Herrſcherin verband, da ſprach der Klausner, heimlich zu ihm gewandt: man kann es ihr wohl anſehen, daß es ihre Beſtimmung iſt, Glück und Seegen über dieſe Gauen zu verbreiten, und daß ſich Eure Mutter in der Wahl Eurer Gattin nicht geirrt.

Viele Monde verfloſſen, während welchen das Glück unſchuldsvoller Liebe immer ſchöner in dieſen Thälern erblühte. Unerſchöpflich an ſtillen Freuden, rannen die Stunden dahin, die Reinhold theils in des frommen Klausners Geſellſchaft, theils in den Armen ſeiner jugendlichen Gattin verlebte, deren tiefe Kenntniſſe im Reich der Natur ſeiner Wißbegierde immer neue Quellen des Genuſſes eröffneten.

Oft weilte er Tagelang in ihrer anmuthigen Nähe, manches Wunder der Schöpfung durch ihre Erläuterung mit erhöhter Andacht und Freude betrachtend, und bald fühlte er ſich ganz heimiſch in der geheimnißvollen Lehre jener unſichtbaren Kräfte, deren Einfluß die ſichtbare Welt mit allen den Reizen und Reichthümern ſchmückt, die unſerm Auge begegnen. Da er ſeit kurzem die Veſte Rheinberg bezogen, und auf dieſe Weiſe den Beobachtungen der Seinigen weniger ausgeſetzt war, ſo konnte er um ſo furchtloſer dem Zuge ſeines Herzens folgen, der ihn nur zu oft aus dem Geräuſch üppiger Feſte in den Schoos jenes lieblichen Felſenthals zog. Oft ſehnte ſich ſein Herz, das Glück, das er genoß, ſeinem Vater zu vertrauen, aber dann war es wieder, als flüſtre eine innre Stimme ihm zu, daß der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen ſey, und die Dauer ſeines Glückes allein auf der tiefen Verborgenheit deſſelben beruhe. Was ihn noch mehr in dieſem Entſchluſſe beſtärkte, war das Geheimnißvolle, das er ſchon früher in Welledas Weſen entdeckte, das ſich aber ſeit ſeiner Verbindung mit ihr noch vermehrt hatte, und wenn er auch ſelbſt weniger befremdet darüber war, ſo ſcheute er es doch, davon zu ſprechen, weil er der Menſchen ſeltſame Anſichten über Alles, was außer dem gewöhnlichen Laufe der Dinge lag, hinlänglich kannte. Oft überraſchte ihn Welleda in dem Garten der Burg, ohne daß irgend jemand ſie kommen geſehen; eben ſo wenig vermochte Reinhold zu ermitteln, wohin ſie entſchwunden, wenn ſie ſich unfern des Buchenganges, den ſie an ſeiner Seite in anmuthigem Geplauder durchwandert, oft plötzlich, von den Schritten eines Nahenden erſchreckt, in dem Schatten der Bäume verlor. Reinhold blickte dann immer, wie in Gedanken verſenkt, zu den plätſchernden Fluthen des Springquells herab, den jene Gebüſche umgaben, und wer ihn da ſtehen ſah, das lauſchende Antlitz zu den kryſtallhellen Wellen herabgebeugt, der mußte glauben, er vernehme in dem Rauſchen derſelben irgend ein liebes, vertrauliches Wort, oder ſähe wohl gar darin das Antlitz der kaum entſchwundnen Geliebten. —

Eines Tages, als Reinhold umſonſt dem Beſuch Welledas entgegengeſehen, und ſpäter denn gewöhnlich ſeinen Nachen in die Gegend des Lurley hinablenkte, gewahrte er an eine der tieferen Klippen gelehnt, die Geſtalt ſeiner Geliebten, wie ſie angelegentlich zu den Fluthen hinabſprach, deren Wogen in unruhiger Bewegung ſie umgaben. Als er näher kam, gewahrte er ganz deutlich, daß ein rieſiges Haupt, von ſchneeweißen Locken umwallt, aus denſelben emportauchte. Schon glaubte er auch die Worte deſſelben zu vernehmen, als Welleda ihren Schleyer über daſſelbe hinabſenkte, und dieſes in der Tiefe verſchwand. Was machſt du, Welleda? frug Reinhold, ſeinen Nachen an's Ufer ſtoßend: und mit wem ſprachſt du ſo eben? Da ſenkte Welleda erröthend ihr Geſicht, um bald wieder daſſelbe, halb ſchüchtern, halb muthwillig lächelnd, empor zu heben, und ſang dabey mit anmuthiger Stimme, indem ſie ihren Schleyer in den Fluthen hin und herzog:

Vater Rhein, Vater Rhein!
Bleiche mit der klaren Welle
Meinen Schleyer blank und helle,
Blank und hell wie Sonnenſchein!

Während noch Reinhold der ſeltſamen Liedesweiſe lauſchte, flüſterte ſie, nachdem ſie ihr Liedchen beendet, und ſich fröhlich erhob: weißt du nicht, daß wir heut Feſttag haben? Sieh' mich nur an! Schon habe ich mir die Locken geſchmückt, und bald ſoll der Schleyer die feſtliche Zierde vollenden! Reinhold bemerkte erſt jetzt, daß Welleda einen Kranz von überaus ſchönen Blumen im Haar trug. Er erinnerte ſich nicht jemals dergleichen geſehen zu haben und ſtand noch in der Betrachtung derſelben verſunken, als Welleda ihn bey der Hand nahm, und ihn in eine Felſenhöhle begleitete, deren Eingang mit Epheuranken faſt ganz überhüllt war.

Ich habe hier eine Heimath für uns aufgefunden, welche der Menſchen Blick nicht ſo bald entdecken ſoll! begann ſie heiter: man überſieht hier zwey Reiche, — das weite Stromgebiet und die liebliche Aue, auf der wir uns gefunden, und es ſcheint, als hätten die Beherrſcher beyder Reiche dieſelbe in ſchönem Einverſtändniß erbaut! Reinhold blickte umher. Die Grotte war auf das ſinnreichſte mit Blumen und allerhand bunten Muſcheln verziert, und hatte die Ausſicht auf die Fluth, die jetzt in dem Schimmer des aufgehenden Mondes gleich reinem Silber erglänzte. — Wie ſchön iſt es hier! rief er, ſich an Welledas-Seite niederlaſſend, und wie ruft das melodiſche Rauſchen des Stromes mir die lieblichen Träume meiner Kindheit zurück! — Willſt du noch einmal von der ſüßen Wunderwelt träumen, von der dir die Geiſter der Fluthen erzählt? — frug Welleda, ſchmeichelnd herabgebeugt. Wohl möchte ich dies, wären meine Sinne noch fähig, jene lieblichen Bilder zu erblicken! gab dieſer zurück, das ſehnſüchtige Auge hinaus zu der ſchimmernden Fläche gewendet. Da zog Welleda des Jünglings Haupt unter ſanftem Koſen auf ihren Schoos. War es der Duft der Blumen, der ſeine Sinne allmählig mit ſüßer Berauſchung umfing, oder das Lied, das jetzt Welleda leis und leiſer zu ihm hinabſang, — er fühlte ſich immer mehr von den Feſſeln ſanften Schlummers umſtrickt, bis endlich ein tiefer Schlaf ſeine Augenlieder ſchloß. Da war es, als gaukelten die fabelhafteſten Bilder und Geſtalten in bunter Reihe um ihn her, — bald ſah er ſich auf hohe Gebürge, bald in dämmernde Tiefen verſetzt, allenthalben aber umfloß ihn Duft und Geſang, deren zarte Wellen ſich bald in ätheriſche Geſtalten zu verkörpern, bald als verſtändliche Reden in ſeine Seele zu bringen ſchienen. Jetzt glaubte er ſich wieder in der Felſengrotte zu befinden. Er ſah die Blumen und Muſcheln darinnen gleich bunten Lampen erglühen und Licht und Wohlgeruch zugleich verbreiten. Noch ſtand er in die Betrachtung der ihn umgebenden Gegenſtände verloren, als Welleda leiſe zu ihm trat, und ihm winkte, ſich zu erheben. Bald ſchaukelte ein leichter Nachen beyde den Strom entlang, bis ſie an einer Inſel landeten, deren Grenze weißer Nebel bedeckte. Du biſt in dem Gebiet meines Vaters! flüſterte Welleda, ihn aus dem Nachen geleitend, und faſt zitternd im Gefühl mächtiger Ueberraſchung, überblickte Reinhold das mondhelle Reich, umſonſt verſuchend, die Gebilde zu ordnen, die ſich mit einemmale ſeinen Blicken enthüllten. In der Mitte des weiten Raums erhob ſich ein Thron auf kryſtallhellen Säulen. Ein Greis von rieſiger Geſtalt ruhte auf demſelben, und als er ſein ſilberlockiges Haupt erhob, gewahrte Reinhold, daß dies daſſelbe Antlitz ſey, das er heut aus den Fluthen emportauchen geſehn. Ein Demantſcepter glänzte in des Alten Hand, und von dem Diadem, das ſeine Stirn umgab, zitterten tauſendfarbige Strahlen durch die mondhelle Nacht. Ihm zur Seite gewahrte er eine hohe Frauengeſtalt, deren Blicke mit zärtlicher Theilnahme auf ihn gerichtet waren. Eben wollte er auf dieſelbe zueilen, als Welleda auf eine Gruppe jugendlicher Geſtalten deutete, und leiſe zu ihm ſprach: haſt du, mein ſüßer Freund, wohl ſchon einmal von den wohlthätigen Quellen des Taunus gehört? Siehe hier dieſe lieblichen Schweſtern! Sie kommen, um ihrem Gebieter Rechenſchaft abzulegen von dem Gebrauch ihrer Gaben, denn heut iſt der Tag, wo alle Unterthanen meines Vaters ſich vor ſeinem Throne verſammeln!

Eine leiſe Melodie, wie das melodiſche Rauſchen geſchwätziger Bächlein, ließ ſich jetzt vernehmen, und deutlich verſtand Reinhold die Worte:

Wir haben, o König! gewirkt und geſchafft,
Ein jedes nach der uns verliehenen Kraft,

Viel Tauſende geben mit dankbarem Munde
Von den ſeegnenden Quellen dir freudige Kunde!
Und willſt du, die Leiden der Menſchheit zu heben,
Mit heilſamen Kräften uns wieder beleben,
So füll' uns die Urne und laß uns aufs neue
Dir dienen in Treue!

Reinhold wollte ſich zu Welleda wenden, um ſeine Freude über dieſe liebliche Erſcheinung zu äußern, aber jene hatte ſich indeß zu des Königs Thron begeben, und rief, Reinholds güldnen Ring zu demſelben emporhebend: „Erhöre meine Schweſtern, zum Seegen meiner neuen Genoſſen!“ — Da neigte der Greis ſeinen Scepter herab, und beglückt durch die Gewährung des Mächtigen ſchwebten die Nymphen in leichtem Tanze zu dem mondhellen Gefilde hinab.

Ein Kreis anmuthiger Kindergeſtalten drängte ſich jetzt hüpfend und ſchäckernd hervor, in luſtigem Kreis des Königs Thron umgebend. Während Reinhold über ihre fröhlichen Bewegungen lachte, vernahm er die Worte:

Wieſenbächlein klar und blau,
Springen vergnüglich durch Feld und Au,
Tränken die Matten und pflegen die Saat,
Klein von Anſehn, doch mächtig von That,
Kommen heut bittend vor deinen Thron,
Gieb uns ein größeres Bettlein zum Lohn!

Vergrößre ihr Gebiet! flehte Welleda, damit ſich der Seegen der Felder vermehre! und abermals neigte der Greis gewährend ſeinen Scepter herab.

Mit wildem Geräuſch drängte ſich jetzt eine neue Gruppe hervor. Aus dem raſchen Lauf ihrer Rede konnte Reinhold vernehmen, daß es die Gewäſſer der Berge und Wälder waren, ſo ſich jetzt vor dem Thron des Königs verſammelten. Dem fernen Donner gleich klang ihre Stimme, und deutlich konnte man die Worte vernehmen:

Durch den Felſenſpalt,
In den dunklen Wald,
Von dem hohen ſchwindelnden Wolkenſteg
Ueber die Hütte des Landmanns hinweg
Geht unſer Pfad,
Und wer uns naht,
Dem künden wir an, daß des Königs Hand
In drohender Stunde uns ausgeſandt!
Lang hielt, o Herr, uns dein Gebot!
Doch wenn, bedroht, du einſt bedarfſt der Rache Pfeil, —
So löſ' uns das Band
Mit raſcher Hand, —
Wir vernichten den Feind dir mit Blitzeseil!

Begebet euch nur ſtill und friedlich zur Ruhe! begann Welleda, nachdem ſie einige Worte heimlich mit dem Könige geſprochen: ſeitdem wir uns mit den Menſchen friedlich verbunden, kann weder von Feindſchaft noch von Rache die Rede ſeyn! — Mit dieſen Worten zog ſie die Feſſel, womit die ſchnellfüßigen Waſſergeiſter bereits gezügelt waren, noch feſter an. Grollend und murrend verließen dieſe die Verſammlung, während ein lebhaftes Geräuſch im Kreis der Anweſenden eine neue Erſcheinung verkündete. Mit widerſtrebender Geberde, mehr gezwungen, als freywillig nahend, wurde von einer Gruppe ſchäckernder Nymphen eine häßliche Zwerggeſtalt herbeygeführt, deren unmuthigen Geberden man es leichtlich anſehen konnte, wie ungern ſie dem Befehl des Königs gehorchte. Der falſche, laurende Blick, den er pfeilſchnell im Kreiſe umherrollte, verriethen nur zu deutlich, daß er zu jenen gefährlichen Waſſergeiſtern gehörte, ſo in den Untiefen der Gewäſſer auf das Verderben der Menſchen ſinnen.

Dies iſt der Waſſernix, ſo in der Binger Felſenſchlucht hauſet! flüſterte Welleda, die ſich während deſſen leiſe an Reinholds Seite begeben: es iſt der Einzige, den ich fürchte, weil wir keine unumſchränkte Macht über denſelben beſitzen. Vor mehrern Jahrhunderten verbannte ihn ein mächtiger Zaubrer aus dem See, den er ſonſt bewohnte, in unſer Gebiet.*) Der See vertrocknete und ſeine Fluthen ſtiegen in wilden Strudeln aus jenen unterirdiſchen

---

*) Einer alten Sage nach war in der Vorwelt zwiſchen Bergſtraße und Vogeſen ein großer See, der durch die Macht eines Magiers ausgetrocknet und zu fruchtbarem Lande gemacht wurde. Die Waſſer deſ-

Felſen empor, die ihm ſeitdem zum Wohnorte dienen. Keiner von uns kann ſich dort ſeiner bemächtigen, ſo wenig wie ihr ſeinen Verfolgungen entgehen werdet, bis die Klippen geſprengt, und die Macht meines Vaters durch euren Beyſtand erweitert iſt.

Die Stimme des Königs unterbrach Welleda's Erzählung. Schon wieder zwingſt du mich, dich vor Gericht zu ziehen! ſprach er, zu dem Unhold gewandt. Ganz wider meine Erlaubniß wagſt du dich aus deinen Felſen hervor, und verfolgſt die Kinder der Erde. Sind das unſre Verträge? Und lohnſt du ſo die Gaſtfreundſchaft, die ich ſeit ſo langen Jahren an dir, dem heimathloſen Fremdling, geübt?

Was Verträge, was Gaſtfreundſchaft! lachte der Waſſernix: ich bin ein König, ſo gut wie du, wenn ich auch, aus meinem Reiche vertrieben, in jenem Felſenſchloß hauſe! — Was aber nun vollends meinen Haß gegen jenes übermüthige Geſchlecht anbetrifft, das da, wo ſonſt meine friedliche Fluth gewogt, ſich wie auf ſicherem Eigenthum bläht, — darüber laſſe ich mir nun und nimmermehr Geſetze vorſchreiben, ſo wenig wie es deiner ohnmächtigen Welle gelingen wird, die Felſen zu ſprengen, die meine Herrſchaft vor dem Einfluß der deinigen bewahren!

ſelben wurden in der Gegend von Bingen in den Mittelpunkt der Erde verwieſen, welches den gewaltigen Waſſerſtrudel erzeugte, der heut zu Tage noch den Schiffern Gefahr droht.

Wenn ich mich aber mit deinen Feinden, den Menſchen, verbunden hätte, entgegnete der König, und dieſen meinen neuen Bundesgenoſſen verrathen wollte, wo der Weg zu ihrem argliſtigen Verfolger zu finden ſey? Würde es nicht ihrer Geſchicklichkeit gelingen, dein Reich zu zerſtören und meiner Herrſchaft unumſchränkte Macht über dich zu geben?

Da ballte der Unhold ſeine Hände in ſtillem Grimm; ſeine Lippen murmelten unverſtändliche Worte, bis er endlich, von des Königs ernſter Majeſtät gedemüthiget, winſelnd und heulend zu ſeinen Füßen niederſank. Ich verſpreche dir zu gehorchen, und Friede zu halten! ſtöhnte der Waſſergeiſt: bewahre mich nur vor der Rache der Menſchen!

Ich gab dir mein Wort, und werde es halten, ſo lange du deines Verſprechens gedenkſt! entgegnete dieſer, und beruhigt durch die Verſöhnung des Königs, begab ſich der Unhold hierauf, von den neckenden Nymphen verfolgt, zu ſeiner Heimath zurück.

Ihr ſehet, begann der König, zu der übrigen Verſammlung gewendet: nach allem dem, was ſich vor euren Augen begeben, daß ich einen daurenden Frieden mit den Bewohnern dieſer Ufer zu ſchließen gedenke. Der goldne Reif, ſo an der Hand meiner Tochter glänzt, ſey euch ein Zeichen, daß ſich die langgetrennte Herrſchaft beyder Reiche friedlich vereinigen wird.

Führet jetzt, begann er zu ſeinen Dienern gewendet, die Geiſter der Berge aus ihren Höhlen hervor. Auch ſie ſollen vernehmen, für wen ich fortan ihre Dienſte begehre, und welchen Tribut ich verlange. Zitternd erſchienen die Geſtalten vor des Königs Thron, ſeine Befehle zu vernehmen.

Sehet hier, ſprach der Greis, Welleda vorführend: eure künftige Gebieterin! Als meine Tochter iſt ſie im Beſitz meiner Macht, aber der Ring, ſo ſie an ihrer Rechten trägt, heißt ſie dieſelbe fortan zum Seegen der Menſchen verwenden. Was ihr Wunſch begehrt, wird mein Befehl von euch heiſchen. In ihre Hand werde ich den Tribut legen, den ihr mir zu zahlen habet, und bald ſoll neuer, üppiger Wohlſtand um jenes Fürſtenhaus emporblühn, deſſen Nachkommen ihr einſt ſo feindlich verfolgtet, — denn ich, euer Ueberwinder, will ſie, die ſich meinem Schutze vertrauten, zu unumſchränkten Gebietern über euch ſetzen.

Halt ein! baten die Geiſter der Berge: alles wollen wir dir verſprechen, aber überliefre uns nicht der Willkühr der Menſchen! Die Rebe, die noch ſchwach und unanſehnlich an unſern Felſen emporklimmt, wir wollen ſie warten und pflegen bis ſie zur üppigſten Fülle gedeihen. Aus den unterirdiſchen Schachten, die deine Fluthen beſpülen, wollen wir dir das edelſte Metall ſenden, und unermeßliche Reichthümer dir ſpenden. Alles ſollſt du tragen in der Menſchen Hand — aber laß ſie nicht ſelbſt in unſre ſtillen

Tiefen bringen! bleibe du, erhabner Gebieter, der Vermittler zwiſchen ihnen und uns!

Es ſey, wie ihr begehret! rief der König, und dankbar warfen ſich die Gnomen vor ſeinen Thron.

In wechſelndem Gedränge wogten jetzt die Geſtalten durcheinander. Reinhold vermochte von den ernſten Verhandlungen, ſo jetzt in ihrer Mitte gepflegt wurden, nur einzelne Worte zu vernehmen. Fragend blickte er nach Welleda umher, als dieſe an der Hand jener hohen Frau auf ihn zukam, die er vorhin an dem Throne des Königs erblickte.

Erkennſt du mich noch? frug dieſe freundlich: ich war es, die deine Mutter in Schutz nahm, damit unſre Kinder ſich finden ſollten, zum Glück dieſer Auen! Es iſt nun geſchehen, auf was wir ſeit Jahrtauſenden vergeblich gehofft. Deine Liebe zu der Tochter des Rheins hat die getrennten Elemente verbunden! fortan findet kein Zwieſpalt mehr unter denſelben ſtatt, denn feſt wie der goldne Reif ſich geſchloſſen, biſt du mit Welleda vereint, und nie ſoll dich unſer Liebling verlaſſen, es ſey denn daß der Menſchen argwöhniſcher Sinn ſie mit Undank verfolge, und eine frevelnde Hand ſie verletze! Aber auch dann ſoll eure Liebe nicht untergehn! Du biſt — die hohe Frau wollte weiterſprechen, — aber in demſelben Augenblicke erhob ſich ein Geräuſch, wie das Hervorſtürzen brauſender Gewäſſer, daß Reinhold ihre Worte nicht mehr zu verſtehen vermochte.

Sie gehen auseinander! flüſterte Welleda, Reinholden raſch mit ſich fortziehend. Da war es, als fühlte ſich dieſer plötzlich von weichen Wellen getragen. — Wo iſt der Nachen? frug er erſtaunt. Wir bedürfen ſeiner nicht mehr! entgegnete Welleda: „vertraue dem Elemente, das dich umgiebt, es zählt dich fortan unter ſeine Kinder!“ Da umſchlang Reinhold die Hand ſeiner Gefährtin feſter und feſter. Immer kühler wurde ihm ums Herz, immer wohlthätiger umſpielten ihn die koſenden Wellen. Jetzt berührte ſein Auge ein wunderbarer Glanz. Er wußte nicht, war es ein Feenſchloß mit leuchtenden Kuppeln, oder eine Aue mit hellſchimmernden Bäumen, was, einen ſo überirdiſchen Schimmer verbreitend, aus der Tiefe emporſtieg. Zugleich ließen ſich ſo bezaubernde Melodien von dorther vernehmen, daß er meinte vor Freude und Sehnſucht zu ſterben. Reinhold bot alle ſeine Kräfte auf, um dort hinunter zu lenken, aber leiſe zog ihn Welleda zurück, und hielt ihn faſt gewaltſam auf der Oberfläche des Stromes. Unwillig verſuchte ſich Reinhold ihrem Arm zu entringen, aber ſchon ſtrömten die dunklen Fluthen über dem geheimnißvollen Glanze zuſammen. Ach, das ſchöne Wunderbild! klagte Reinhold, von tiefem Schmerze erfaßt, und noch ſtanden ihm die Thränen im Auge, als er, von freundlichen Händen gekoſet, endlich erwachte.

Habe ich denn geträumt? frug er, verwundert um ſich blickend. Welleda beugte ſich lächelnd über den Schläfer herab, und ſprach, ihm die Locken von der heißen Stirn ſtreichend: Was haſt du denn ſo gar Seltſames und

Verwunderliches geſchaut, daß dir die Wangen alſo glühen? Da ſah Reinhold mit langem, prüfendem Blick auf ſie hin und frug: werde ich jenes zauberiſche Gebild niemals wiederſehen, das du mir ſo eilig entzogen? — Woher weißt du, daß es mehr als Traum geweſen? frug Welleda. Aus dem Zuſammenhang mit meinem Leben! gab jener zurück. — Und wirſt du, da du jetzt alles erfahren, mich nicht von deinem Herzen verſtoßen? flüſterte jene, ihr Antlitz an ſeinem Buſen verbergend. Da ſchloß Reinhold die Geliebte in ſeinen Arm, die als das ſüßeſte Wunder von allen in entzückender Schönheit vor ihm ſtand. Nie, nie werde ich dich verlaſſen! rief er begeiſtert: wir ſind für alle Zeiten verbunden, und die wunderbare Welt, der du gehöreſt, ſoll mir nicht umſonſt ihre Gunſt, ihr Vertrauen geſchenkt haben! — Da blickte Welleda mit der Innigkeit eines dankbaren Kindes zu ihm empor. Sie umſchlang ihren Freund feſt und feſter, während der Rhein mit melodiſchem Rauſchen um die graue Felſenklippe zog.

Und wie Reinhold's nächtlicher Traum es verheißen, ſo geſchah's. Immer ſichtlicher wurden die Spuren jener wohlthätigen Macht, die ſich mit den Menſchen verbunden. Wieſen und Felder ſchmückten ſich mit dem üppigſten Segen, und über die ſchroffen Felswände rankte ſich der Trauben goldne Fülle dahin, Freude und Ueberfluß verbreitend über das glückliche Menſchengeſchlecht. Was aber noch mehr den Wohlſtand des Landes zu heben verſprach, war die Entdeckung, daß der Rhein ſeit Kurzem das gediegenſte Gold in ſeinen Fluthen dahertrage. Zahlreiche Goldwäſchereyen wurden angelegt, unerſchöpflich ſchien der Reichthum, der dieſen Quellen entſtrömte; es war, als wühlten unſichtbare Hände alle Schätze aus dem Innern der Klüfte heraus, um ſie den Kindern der Erde zu ſpenden.

Der Pfalzgraf, überaus erfreut über den Zufluß ſo unerwarteter Glücksgüter, lebte in der freudigen Hoffnung, die ihm und ſeinen Nachkommen empordämmerte, in neuem Jugendmuth auf. Die alte Pracht und Herrlichkeit begann an ſeinem Hofe zurückzukehren; Feſte drängten ſich auf Feſte, und ſeit Menſchengedenken war kein fröhlicheres Leben auf Burg Stahleck geſehen worden. Oft geſchah es, daß Fremde, angeſehne Reiſende, die Gaſtfreundſchaft des Pfalzgrafen benutzend, bey demſelben einſprachen. Man ſchien ſich nur zum heitern Genuß des Augenblicks zuſammenzufinden, und oft kamen und gingen die Gäſte, ohne daß man genauer nach ihrem Namen und Aufenthalt geforſcht. Auf dieſe Weiſe konnte es auch keinen befremden, die ſchöne Unbekannte zu wiederholtenmalen bey dieſen Feſten erſcheinen zu ſehn, ohne daß irgend jemand etwas Näheres über dieſelbe erfuhr. Der Pfalzgraf, der in ihr wohl den Gegenſtand ahnete, der Reinholds ſtille Neigung beſaß, unterließ nicht, ſie heimlich zu beobachten. Er konnte es nicht leugnen, daß ſie vor allen Edeldamen weit umher an Schönheit und holdſeligem Betragen hervorleuchtete, und da ſie überdies mit einer faſt kindlichen Ergebenheit an ſeinen Blicken und Winken hing, ſo fühlte er ſich bald mit ganz beſondrer Theilnahme zu ihr hingezogen.

Schon ſprach man hin und wieder von einer bevorſtehenden Verbindung im Hauſe des Pfalzgrafen, und trug ſich mit allerley Vermuthungen in Bezug auf die reizende Unbekannte. Viele vermeynten, daß ſich eine fremde Fürſtentochter unter dieſer beſcheidenen Maske verberge, andre wähnten, es ſey die Tochter des verbannten Grafen von Rheinberg, die Reinhold wieder in ihre Heimath einführen wolle, alle aber kamen darin überein, daß die Schöne ohne Zweifel zu deſſen künftiger Gemahlin erkoren ſey.

Hildegundis, die, ſeitdem ſie ihre Hoffnungen auf Reinholds Beſitz geſcheitert ſah, ihre gehaßte Nebenbuhlerin mit der glühendſten Eiferſucht verfolgte, brannte vor Ungeduld, den Schleyer eines Geheimniſſes zu heben, über welches ſie, ſeit dem Abentheuer im Burggarten ihre eignen Gedanken hegte. Noch hatte ſie, ihren eignen Sinnen mißtrauend, jenen Vorfall verſchwiegen, aber bald ſollte ein neues Ereigniß jenen Verdacht erneuen, und ihre Lippen entſiegeln.

Ein ſchöner Herbſttag hatte auf Anordnung des Pfalzgrafen die benachbarten Edlen zu einer Jagd verſammelt. Viele angeſehne Frauen nahmen Theil an dem Zuge, und auch Welleda's edle Geſtalt ſtrahlte unter denſelben hervor. Sie ritt, von Reinhold begleitet, auf einem ſchneeweißen Zelter daher, und ihr einfacher Anzug ſtach ſeltſam von der auſerwählten Pracht ab, in welcher die Gräfin von Sonneck erſchien, die ſich bald an ihre Seite geſellte. Auch der Pfalzgraf hatte ſich in ihre Nähe begeben, und nahm an dem Geſpräch der Frauen Theil, während die Jagd ſich in der weitläuftigen Waldung zu vertheilen begann.

Unter heiterm Geſchwätz war man immer tiefer in die einſame Wildniß vorgedrungen, als plötzlich ein ſchneeweißes Reh dicht vor den Reitenden aus dem Gebüſch ſprang. Schon waren die Bogen der überraſchten Schützen geſpannt, — da, mit einemmale in pfeilſchnellem Lauf zu der tiefern Waldung hinabflüchtend, entſchwand das geängſtete Thier ihren Blicken, dem Pfeil ſeiner Verfolger enteilend. Reinhold, von einer unwiderſtehlichen Begier gereizt, verfolgte den Flüchtling ſo ſchnell er vermochte. Aengſtliche Beſorgniß im Blick, ſchweifte Welleda's Auge in der öden Waldgegend umher, in welcher Reinhold verſchwand. Es ſchien, als befürchte ſie in jenem Gebiet irgend eine Gefahr für denſelben, und ohne noch den Grund ihrer Beſorgniß zu verrathen, gab ſie ihrem Roſſe die Sporen, dem geliebten Jäger nacheilend, während ihre Stimme mit ängſtlichem Rufe den Wald durchdrang.

Wer iſt die überaus beſorgte Beſchützerin Eures Sohnes? frug die Gräfin von Sonneck, mit höhniſchem Lächeln zu dem Pfalzgrafen gewandt: ſchon längſt wollte ich dieſe Frage an Euch richten, aber Ihr ſelbſt ſchienet mir bisher ungewiß über die Herkunft unſerer ſchönen Gefährtin.

Ich muß mich mit Euch begnügen, zu wiſſen, entgegnete jener, daß, wenn Reiz und Anmuth den Rang der Damen bezeichnen, ſie unſtreitig zu den Erſten unſers Kreiſes gehört.

Ihr wollt, weil die Fremde doch einen Namen haben muß, ſie zur Königin des Feſtes erheben! lächelte die Gräfin: verzeiht, daß ich unberufen in ein Geheimniß drang, das vielleicht auch das Eurige iſt! Das Verhältniß, in dem Euer Sohn zu der Schönen ſteht, hätte mich freylich früher belehren ſollen, daß Ihr mit ihm in Einverſtändniß ſeyd! — Ihr wollt uns überraſchen, das Land vielleicht bald mit einer neuen Fürſtin erfreuen, die Eure Landeskinder zu deſto größeren Erwartungen berechtiget, je geheimnißvoller das Dunkel iſt, in welches ſie ihre Herkunft verbirgt.

Hildegundis wollte noch mehr dem Groll ihres Herzens Luft machen, und eben jener unheimlichen Scene im Garten gedenken, als auf einmal ihr Roß ſcheu emporſtieg, und beyde gewahrten, daß ſich ein ſchäumender Waldbach dicht vor ihnen über den Weg geworfen hatte. Hildegundis verſuchte ihr Pferd zurückzulenken, aber das wachſende Toben und Brauſen der Fluth hatte das Pferd ganz unbändig gemacht.

Was thut Ihr? rief der Pfalzgraf erſchrocken, als jene ſich anſchickte, über das breite Strombett zu ſetzen.

Ihr ſeht ja, daß ich nicht zurückzukehren vermag! kreiſchte Hildegund, und in demſelben Momente taumelte das Roß, nach gewaltſamem Sprunge von des Ufers zackigen Klippen abgleitend, in die ſchäumende Tiefe hinab.

So erzähle doch weiter, ſchöne Gräfin! lachte es aus der Fluth: ſo erzähle doch weiter, wie es dir an dem kühlen Springbrunnen ergangen! — Zugleich grinſete ein recht ſchadenfrohes Unhold-Geſicht aus den Wellen empor, ſo daß Hildegund, von Schreck und Angſt gequält, laut zu ſchreien begann, und ſtatt den Wogen zu entgehen, immer tiefer in dieſelben gerieth.

Zu Hülfe! rief der Pfalzgraf, in ſein Hifthorn ſtoßend. Zugleich aber ſtürzte er, die Sinkende zu retten, ihr nach in die Fluth, und kämpfte mit kräftigem Arm gegen das ungeſtüme Element, das ſeine Beute mit eigenſinniger Gier feſt umſchlungen hielt. Schon ergriff ſeine Hand ihr Gewand, da auf einmal riß ein wilder Wirbel ihn weit hinweg, und ſchon glaubte er der Gewalt der auf ihn eindringenden Fluthen erliegen zu müſſen, als Welleda athemlos durch das Ufergebüſch drang; und mit ihrem ſchneeweißen Roß in den raſenden Waldbach hinabſetzte.

Zurück! rief ſie mit gebietendem Ton, ihre Hand über die ſchäumenden Wellen ausſtreckend: haſt du vergeſſen, wer dich in Feſſeln gelegt, und wer dir Ruhe befohlen?

Da erſcholl ein Stöhnen und Aechzen in der Fluth, und die Wellen arbeiteten wild durcheinander und ſanken endlich tiefer und tiefer hinab. Der Pfalzgraf, der, von Schreck betäubt, kaum Welledas Worte vernommen, ſah ſich zu ſeinem Erſtaunen plötzlich von ihr ans Ufer gerettet. Hierauf faßte Welleda freundlich ſchmeichelnd die Zügel der Roſſe, und die halb ohnmächtige Hildegund mit liebreichen Händen unterſtützend, half ſie derſelben nun mit Beyſtand des Pfalzgrafen empor, um ſie ſanft auf den Raſen zu betten.

Während ſolches geſchah, hatte ſich, von dem Angſtruf Hildegundens herbeygelockt, das entfernte Jagdgefolge genaht. Voll Schreck vernahm Herrmann, was ſich begeben, und während Reinhold und Welleda mit zärtlicher Sorgfalt um den Pfalzgrafen bemüht waren, bot dieſer alles auf, um der Geliebten ſeines Herzens aufs neue ſeine treue Anhänglichkeit zu beweiſen.

Als Hildegundis wieder zu ſprechen vermochte, war ihre erſte Bitte, ſie ſo ſchnell als möglich aus dem Walde zu bringen. Mit Freuden erbot ſich Herrmann zu ihrer Begleitung, und während die übrigen Jagdgenoſſen mit Jubel den Pfalzgrafen umgaben, der, die Gefahr wohl erkennend, in welcher ſein Leben geſchwebt, die muthige Fremde laut als ſeine Retterin pries, — begab ſich Hildegundis, von Herrmann und ihren Dienern begleitet, ſo eilig ſie vermochte, auf den Heimweg, oft ängſtlich um ſich herblickend, und ſich ſo dicht als möglich an ihren Begleiter ſchließend.

Wollt Ihr nicht ein wenig hier anhalten? frug Herrmann ſeine ſchöne Gefährtin, auf eine Köhlerhütte deutend, die am Wege gelegen war.

Ihr habt recht! entgegnete Hildegund: Fieberfroſt ſchüttelt meine Glieder, ich bedarf andrer Kleidung und weiblicher Pflege! Die Bewohner der kleinen Hütte erſchienen ſogleich auf Herrmanns Wink, ihre Dienſte dem erſchöpften Fräulein anzubieten. Bald kehrte Hildegundis in den Kleidern der Köhlerin zu ihrem Gefolge zurück, und ließ ſich nebſt ihrem Begleiter vor der Hütte nieder, um einige Erfriſchungen einzunehmen, ſo die gutmüthige Hausfrau ihren vornehmen Gäſten bereitet.

Als Herrmann der theilnehmenden Alten von dem Abentheuer im Walde erzählte, horchte dieſe hoch auf und erwiederte dann mit bedenklichem Kopfſchütteln: ich habe es immer geſagt, daß man nicht gut daran thut, ſich in jene Waldgegend hinabzuwagen! Zu viel nur hat man bereits von jener Waſſerfee vernommen, die unter dem Namen des Fräuleins vom Berge in dieſen Thälern ihre muthwilligen Neckereyen treibt, als daß man nicht vorſichtig werden ſollte! Jetzt obendrein iſt es Vollmond, wo ſolcher Geiſterſpuk am häufigſten iſt, und Ihr möget immer von Glück ſagen, daß Ihr noch alſo davon gekommen ſeyd!

Man kennt ja die Art und Weiſe ſolcher Weſen! Wie man auch mancherley von ihren Wohlthaten fabelt, ſie legen es doch immer darauf an, unſer einen in's Verderben zu ziehen; die Schiffer können dies am beſten bezeugen, denn viele derſelben haben bereits den verlockenden Geſang dieſer Zauberin vernommen, wenn ſie bey nächtlicher Weile die Lurley-Klippe umſchiffen, wo jenes geſpenſtiſche Weſen ſeinen Hauptaufenthalt haben ſoll.

Hildegundis hatte, während die Alte ſolches ſprach, kein Auge von derſelben verwandt. Auch Herrmann ſchien nachdenklich geworden zu ſeyn und ließ ſich noch mancherley von der angeführten Erſcheinung erzählen. Als ſie hierauf von den treuherzigen Waldbewohnern Abſchied genommen, ritten beyde, von ihrem Gefolge begleitet, gar ſtill und ſchweigend neben einander hin. Es ſchien, als ringe die Ahnung, die in beyder Bruſt erwacht war, vergebens nach Worten, bis endlich Hildegundis folgendermaßen begann:

Ihr werdet, mein edler Freund, mich hinführo ſchwerlich mehr an Eurem Hofe erblicken! Nach dem, was wir heut erlebt, iſt es beſſer, wir ſcheiden! Verlangt nicht die Urſache zu wiſſen! Noch gleicht Alles zu ſehr einem fabelhaften Traum, als daß ich mich deutlich darüber auszuſprechen vermöchte! Aber die Warnung, die ich aus den Begegniſſen des heutigen Tages gezogen, iſt zu ernſt, als daß ich ſie nicht beherzigen ſollte, und ich wünſche nichts mehr, als daß der Pfalzgraf, Euer Vater, dieſe Winke gleichfalls beachte!

Herrmann, überaus betroffen über die ernſten Worte der Gräfin, beſchwor ſie, ihm alles zu vertrauen, was ſie zu einem ſolchen Entſchluſſe beſtimmen könne. Habt Ihr, ſchloß er lebhaft, mir nicht ſelbſt vor kurzem eine freudigere Ausſicht eröffnet, und Euch meinen Wünſchen hold gezeigt?

Wie mögt Ihr nur daran denken, erwiederte die Gräfin, daß ich ſolche Hoffnungen jetzt noch zu nähren vermöchte! Unbeſcholten war bisher der Name unſers Geſchlechts, und kein Flecken verdunkelte den Ruhm meiner Ahnen. Verzeiht, daß ich zu ſtolz bin, mich mit einem Fürſtenhaus zu verbinden, das ein Geheimniß ſo zweydeutiger Art zu beſchützen vermag! Nein! bevor nicht das Dunkel gelichtet iſt, das über einer Verbindung ruht, welche nur zu deutlich zwiſchen Eurem Bruder und jener verdächtigen Fremden obwaltet, eher ſehet Ihr mich nicht wieder bey Euren Feſten, und wenn ich vor Gram und Bangigkeit ſterben ſollte! Wer weiß, welche Unholdin ſich unter jener verlockenden Geſtalt in das Herz Eurer Familie geſchlichen, und ob jenes Fräulein nicht die gefährliche Zauberin ſelbſt iſt, von welcher die Bewohner dieſer Berge erzählen! —

Herrmann, der es jetzt zum erſtenmale ausſprechen hörte, was ſeit der Erzählung der Köhlerin gleich einer bangen Ahnung auf ihm gelaſtet, verſank in die tiefſte Traurigkeit. Es kann nicht ſeyn! rief er endlich, und wenn auch, wie Ihr ſagt, etwas Unbegreifliches mit der Erſcheinung des fremden Fräuleins verbunden wäre, ſo bürgt mir das Vertrauen meines Bruders dafür, daß es ein Weſen wohlthätiger Art iſt, das uns in derſelben genaht. Deutet nicht manches, was wir ſeit kurzem erlebt, und auch das Ereigniß des heutigen Tages darauf hin, daß ein ſchützender Genius uns in jener Unbekannten zur Seite iſt?

Man ſieht es, daß auch Ihr nur allzuempfänglich für die Lockungen jenes gefährlichen Weſens ſeyd! entgegnete die Gräſin: ſehr weislich wißt Ihr die Bosheit derſelben in freundlichen Beyſtand, ihre Tücke in Theilnahme zu verwandeln, und wer weiß, was wir noch alles erleben, und welche anziehenden Entdeckungen Ihr durch dieſe artige Verſchwägerung macht! —

Wohl will ich jetzt darauf bedacht ſeyn, Entdeckungen zu machen! entgegnete Herrmann ſehr ernſt. Glaubt Ihr mich vielleicht zu feig, mich ſelbſt in die Gegend des Kukſey zu begeben und mit meinen Augen zu prüfen, wie es ſich mit jenem räthſelhaftem Weſen verhält?

Wenn Ihr das wolltet, verſetzte die Gräſin: dies könnte freylich vieles entſcheiden!

Es ſoll geſchehen! ſchloß Herrmann: ich verzichte freywillig auf das Glück, Euer Antlitz zu ſchauen, bis daß ich euch Kunde bringe von dem Geheimniß, das ſich ſo feindlich trennend zwiſchen uns geſtellt!

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Pfalzgraf, von unruhigem Schlummer erwachend, ſeinen Sohn Reinhold zu ſich entbieten ließ. Ein ſeltſames Nachtgeſicht hatte ſeine Sinne beſchäftiget, und noch ſchwebten die anmuthigen Bilder deſſelben vor ſeinem Gemüth. Er hatte nehmlich geträumt, er werde wie geſtern von der ſchönen Unbekannten ans Ufer gezogen, aber anſtatt ſich in jener öden Waldgegend wiederzufinden, war es vielmehr eine überaus ſchöne und fruchtbare Aue, in die ihn dieſelbe geleitete. Blumen von unnachahmlicher Schönheit bogen ſich, zu hohen Stauden emporgewachſen, über ihn hin; der Sand, auf dem er daherwandelte, ſchien in die koſtbarſten Perlen verwandelt, und ringsumher trieben Springquellen ihre reichen Strahlen hervor, die, in helle Diamanten zerſtäubend, einen unendlichen Reichthum verbreiteten. Wer biſt du? wollte er fragen, die du mich zu dieſen ſüßen Wundern geleiteſt? — Aber bittend legte ihm ſeine ſchöne Begleiterin den Finger auf den Mund und ſprach: Erkennſt du nicht in mir den Schutzgeiſt des Landes? Bin ich es nicht, die dein und deines Sohnes Leben gerettet? Was willſt du fragen, da ich doch nur zum Segen gekommen bin? —

Als der Pfalzgraf ſeinem Sohne dieſen Traum erzählte, und ihn hierauf mit freundlichem Lächeln um ſeine Anſicht befrug, beugte ſich dieſer demuthsvoll vor ihm nieder und ſprach: mein Fürſt und mein Vater! es iſt nicht das erſte Mal, daß unſerm Hauſe durch Träume bedeutſame Winke ertheilt werden! Erinnert Ihr Euch wohl der ſeltſamen Zeichen vor unſerer Geburt, und alles deſſen, was meine Mutter in dieſer Art erlebt und erfahren? Gewiß, wir ſind vor Vielen erkoren, das was uns Glück oder Unglück verheißt, aus prophetiſchen Bildern zu entnehmen, und daß ich es Euch nur geſtehe, ich ſelbſt fühle mich vollkommen überzeugt, daß jener Traum in Erfüllung gehen wird, wenn Ihr die Hand nicht zurückweiſet, die Euch ſo lieblich entgegenkommt!

Du biſt vielleicht im Beſitz eines Geheimniſſes, deſſen Aufſchluß uns ſeegensreich werden könnte! forſchte der Pfalzgraf. „Wenn das Geheimniß der zärtlichſten Liebe Eure Theilnahme gewinnen kann, entgegnete Reinhold, ſo ſoll es hiermit nicht länger Eurem Herzen verborgen ſeyn! Ja die, ſo Ihr geſtern mit dem Seegen des Dankes umfinget, die Ihr zu meiner Freude in Eure Arme zoget, — ſie iſt Euch bereits durch die heiligſten Bande verbunden! O daß Ihr ſo freundlich, wie Ihr die Retterin Eures Lebens umfinget, nun auch die Geliebte, die Gattin Eures Sohnes an Euer Herz ziehen möchtet, daß Ihr mir gewähret, ſie in Eure Vaterarme zu führen!“

Mit ſichtlichem Erſtaunen vernahm der Pfalzgraf d Rede des Jünglings. Unwillen, Ueberraſchung, Rührun und Freude walten ſich abwechſelnd in ſeinem Geſicht. — Was hat dich vermocht, ſo eigenmächtig zu handeln? frug er jetzt. Da begann Reinhold zu erzählen von dem Klausner und Welleda und dem geheimnißvollen Ringe, und wie er der Weiſung des letztern gläubig gefolgt.

Die Furcht, Euer Befehl würde uns trennen, fuhr er fort, hieß uns den Bund unſerer Liebe ſo lange verſchweigen, bis daß es Welleda gelänge, Euer Vertrauen, Eure Gunſt zu gewinnen. Jetzt, da der Zeitpunkt gekommen iſt, da Ihr in ihr ſelbſt den freundlichen Schutzgeiſt unſers Hauſes erkannt, jetzt lege ich Euch frey mein Bekenntniß ab, ohne Euren Zorn zu befürchten. Ihr werdet die Retterin Eures Lebens nicht verſtoßen, werdet ſie huldreich empfangen, und um ihrentwillen auch Eurem Sohne verzeihn! — Du haſt, entgegnete der Pfalzgraf, wie gelind ich auch dein Vergehen betrachten will, nicht recht daran gethan, allein über deine Zukunft zu entſcheiden, und leicht könnte ich jenen voreiligen Bund wieder aufheben! Aber da ich daran gewöhnt bin, dem Seltſamen und Ungewöhnlichen in unſerm Leben zu begegnen, ſo will ich auch hier deinem Schickſal nicht vorgreifen, ſondern einen glücklichen Ausgang hoffend, demſelben vertrauen. Der Traum, fuhr er freundlicher fort, deſſen Bedeutſamkeit mir immer klarer wird, verbietet mir zu fragen, zu forſchen. Ich muß demnach, was das Fräulein betrifft, mich damit beſcheiden, daß ſie durch die Wahl meines Sohnes meinem Throne die Nächſte iſt, — und um dir zu beweiſen, wie ich die Verpflichtungen meiner Angehörigen als die eignen betrachte, ſo gebe ich dir hiermit die Erlaubniß, das Geheimniß deiner Verbindung ſeiner bisherigen Dunkelheit zu entziehen, und deine Braut in allem Glanz heimzuführen auf die Burg deiner Väter, damit es den Feſten, ſo wir an dieſen glücklichen Ufern erlebt, nicht an einem würdigen Beſchluſſe fehle. —

Ueberraſcht, und kaum ſeiner Sinne mächtig, vermochte Reinhold nur mit Thränen der Rührung ſeinem Vater zu danken. Einem ſonnenhellen Frühling gleich, ging das Bild der kommenden Zeit vor ihm auf. Nur mühſam vermochte ſein Herz das Geheimniß zurückzudrängen, das dieſen wunderbaren Seegen verbarg. Beyde kamen hierauf überein, das, was zu Reinholds Glücke beſchloſſen, ſo lange geheim zu halten, bis der Tag der Heimführung ſelbſt erſchienen ſey, und ſomit trennten ſich beyde in ſtiller, froher Erwartung.

Während Reinhold, mit dem Pfalzgrafen vereint, in aller Stille Anſtalt traf, den Empfang ſeiner Geliebten in dem väterlichen Schloſſe vorzubereiten, hatte ſich Herrmann zu wiederholten malen in jene geheimnißvolle Felſengegend begeben. Lange hatte er der Erſcheinung der räthſelhaften Jungfrau vergebens entgegengeſehen, als er einſt, von einer benachbarten Burg heimkehrend, bey nächtlicher Weile an jener ſchauerlichen Felſenſchlucht vorüberkam. Seine Blicke ſchweiften unwillkürlich nach der mondhellen Klippe des Lurley hinüber, und bald wollte es ihm bedünken, als vernähme er einen leiſen Geſang in der Stille der Nacht. Erſtaunt und aufs höchſte überraſcht, wagte er ſich näher und näher. Immer vernehmlicher wurden die Töne, immer anmuthsvoller erklang die melodiſche Stimme, — da, als er eben um einen hervorſpringenden Felſen bog, gewahrte ſein Auge am entgegengeſetzten Ufer, von blendendem Schimmer übergoſſen, eine zarte Frauengeſtalt, die zu dem Strome hinabgebeugt, in leiſen, geheimnißvollen Weiſen mit demſelben zu ſprechen ſchien.

Herrmann begab ſich noch tiefer in die Schatten der Felſen, um, von der nächtlichen Wallerin unbemerkt, das Treiben derſelben mit lauſchenden Blicken zu verfolgen. Sie hielt einen weißen Schleyer in der Hand und ſchien dieſen, einem Zaubernetz ähnlich, in die Fluthen hinabzuſenken. Die Nachtluft, die mit den Falten deſſelben ſpielte, bedeckte zugleich mit dem herabwallenden Haar der Schönen das reizende Antlitz. Sie hob bisweilen das Haupt, um das ſchwere Gelock zurückzuwerfen, und dann leuchtete es immer wie ein Strahl überirdiſcher Schönheit zu dem Jüngling empor, aber bald neigte ſie ſich wieder tiefer hinab, und ſeine Blicke hingen gefeſſelt an dem blendenden Spiel ihrer Arme, ſo wie ſeine Seele ganz gefangen war von dem Zauber ihres Geſanges.

Ganz deutlich glaubte er jetzt folgende Worte zu vernehmen:

Oeffne mir dein Kämmerlein,
Vater Rhein!
Sende mir zu guter Stunde,

Aus der alten Berge Grunde
Deiner Sclaven blanken Gold,
Lautres Gold!
Laß die Fluthen raſcher weben,
Glatt und eben,
Auf und nieder
Um die alten Felſenglieder.
Laß ſie weben,
Laß ſie ſtreiten,
Mir den Brautſchmuck zu bereiten!
Sende, eh' der Morgen graut,
Ihn der frohen Fürſtenbraut!

Herrmann hatte während des Geſanges bemerkt, daß er ſich an einer Stelle befand, die ſeit kurzem zu einer der bedeutendſten Goldwäſchereyen gehörte. Er wußte nicht, ſollte er jener geheimnißvollen Erſcheinung dieſen neuentdeckten Seegen zuſchreiben, oder dieſelbe für eine feindliche Macht halten, die den Menſchen die kaum gewonnenen Vortheile wieder entreißen wollte. Noch ſtand er zwiſchen Freude und Furcht getheilt, als das räthſelhafte Bild das Antlitz erhob, und er ganz deutlich die Züge der ſchönen Fremden erblickte. Erbleichend, die Hände unwillkürlich über die beklommene Bruſt kreuzend, ſtarrte er auf eine Erſcheinung hin, die er nur zu oft an Reinholds Seite erblickt hatte, um nicht Hildegundis Vermuthung vollkommen beſtätiget zu ſehen. Es war kein Zweifel: ein Kind dieſes zweideutigen Elements hatte Reinhold in die Feſſeln einer heimlichen Neigung verſtrickt.

Sein ſtilles, ſinniges Weſen, die Scheu, mit der er es jederzeit vermied, über die Herkunft der Unbekannten zu ſprechen, die ſeltſame Begebenheit bey der Greifenjagd und das letzte Abentheuer im Walde, alles ſtand, von dem Licht dieſes Augenblicks angeleuchtet, in dem vollſten Zuſammenhange vor ſeinem Blick, und die brennende Begier, ſeinem unglücklichen Bruder wo möglich noch heute ſeine Warnungen zu ertheilen, und ihm das Gefährliche einer ſolchen Verbindung vorzuſtellen, erlaubte ihm kaum, das Ende des fremdartigen Schauſpiels abzuwarten. — Da, als er eben den Nachen hinweglenken wollte, flog in raſcher Eil ein leichtes Fahrzeug an ihm vorüber. Es legte an dem Fuße des Lurley an, eine verhüllte Geſtalt ſprang ans Ufer, er erkannte an der Farbe des Baretts, an dem wehenden Federbuſch ſeinen Bruder. Mit freudiger Eil flog ihm die Harrende entgegen, — die Luft ſtrich den Schleyer von ihrem Haar und trieb ihn an's Ufer hinab.— Herrmann ſtand wie betäubt. Er ſah ſeinen Bruder an der Hand der Nymphe in die Felſen verſchwinden, wollte rufen und vermochte es nicht. Faſt hätte er alles für einen Traum gehalten, hätte nicht der zurückgelaßne Schleyer Welledas ihn an die Wirklichkeit ihrer Erſcheinung gemahnt. Eilig lenkte er ſeinen Nachen hinüber, um ſich dieſes koſtbaren Pfandes zu bemächtigen. Schon erfaßte ſeine Hand das zarte Gewebe, — da auf einmal brauſte es auf in der Tiefe des Stromes, und eine rieſige Fauſt ſchleuderte ſein Fahrzeug weit hinaus in die Fluth. Zugleich erhoben ſich die Wellen um ihn her in wachſendem Gedränge, jede derſelben ſchien ein ſcheußliches Antlitz zu tragen, das drohend und höhnend in ſeinen Nachen ſah. Immer dichter wurde das Getümmel, eine Larve erhob ſich über die andre, bald zur Rieſenhöhe anwachſend, bald in der ſchäumenden Tiefe verſchwindend. Jetzt ergriff ihn plötzlich mit raſchem Wirbel der Strom, und ſeinen Nachen mit ſchwindelnder Schnelle im Kreiſe herumdrehend, ſchien er den Verwegnen ſammt ſeiner Beute in dem Abgrund begraben zu wollen. Von namenloſer Angſt erfaßt, warf Herrmann den Schleyer weit hinaus in die Fluth. Zugleich ergriff er das Ruder mit kraftvollem Arm, und mit der Gewalt der Verzweiflung gegen das grimme Element ankämpfend, gelang es ihm endlich, der gefährlichen Felſenſchlucht zu entrinnen. Als er ſich wieder auf freyer, ebner Stromfläche befand, fühlte er ſeine Kräfte verſchwinden. Eine tiefe Ohnmacht umflorte ſeine Augen, bewußtlos ſank er in ſeinem Nachen dahin.

Als er am Morgen erwachte, befand er ſich zu ſeinem Erſtaunen in einer Fiſcherhütte auf Stroh gebettet. Der Strom hatte ihn ans Ufer getrieben, und hülfreiche Hände ihn der Gefahr der Wellen entzogen.

In mannichfache Gedanken verſenkt, ſtand der Pfalzgraf an den hohen Bogenfenſtern ſeines Gemaches. Er hatte ſo eben von Reinhold Abſchied genommen, der mit einem wichtigen Auftrage zu einem benachbarten Fürſten geſandt worden war, und blickte ſinnend der Barke nach, die jenen mit ſchnellem Fluge den Strom entlang trug.—

Wie es oft geſchieht, daß von der leiſeſten Berührung erweckt, längſtentflohne Bilder der Vergangenheit in den lebhafteſten Geſtalten in unſrer Erinnerung erwachen, ſo fühlte auch der Pfalzgraf ſein Gemüth heut von einer tiefen Wehmuth bewegt, indem das melancholiſche Geläut, das von den nahen Kirchthürmen herübertönte, einen Tag verkündete, deſſen ſtille Feyer er ſonſt dem Andenken ſeiner unglücklichen Kinder geweiht. Je tiefer er ſich in jene traurige Vergangenheit verſenkte, je mehr erſtarb die Freude an der glänzenden Gegenwart, die eine zeitlang alle trübe Erinnerungen verdrängt hatte. — Das Bild der Vergänglichkeit vor ſeinen Blicken, war es ihm, als vermöchte das Glück, das faſt zauberähnlich um ihn erblüht, nicht länger als jene flüchtige Hoffnung zu dauren, — und die trübe Vorſtellung, als verberge ſich vielleicht auch unter dieſen Roſen eine feindlich laurende Macht, begann in ſeinem Gemüth zu erwachen. —

In dieſer Stimmung befand ſich der Pfalzgraf, als er die Kunde von Herrmanns nächtlichem Unfall erhielt. Die unheimliche Stunde, in welcher man ihm dieſelbe überbrachte, vor allem aber die ſeltſamen Gerüchte, welche ſolche begleiteten, riefen plötzlich alle Schrecken der Vergangenheit in ſeiner Seele empor, und wie er auch äußerlich bemüht war, eine Nachricht zu unterdrücken, die er ſonſt als ein fabelhaftes Mährchen verlacht haben würde:— in ſeinem Innern erwachte ein Grauen, das er vergeblich zu beſiegen verſuchte, und gefaßt, das Schrecklichſte zu vernehmen, eilte er eben, ſeinen Sohn aufzuſuchen, als dieſer, von Hildegundis und dem Hofkaplan begleitet, in das Gemach trat. Der ſtolze Triumph, der ſich in dem Antlitz der Gräſin ſpiegelte, die Farbe des Schreckens, die auf Herrmanns Geſicht zurückgeblieben war, vor allem aber der feyerliche Ernſt des Kaplans ließen den Pfalzgrafen ſogleich etwas Ungewöhnliches vermuthen. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit zu des Vaters Füßen ſtürzend, begann Herrmann von der Begebenheit der verfloßnen Nacht zu erzählen, und wie er auſerwählt ſey, die drohende Gefahr zu enthüllen, ſo aufs neue ihr unglückliches Geſchlecht bedrohe. Er ließ, indem er ſeine geſtrige Lebensgefahr darſtellte, den Pfalzgrafen mehr vermuthen, als er es auszuſprechen wagte, wer es geweſen ſey, die ihn in jenen gefährlichen Strudel verlockt und als dieſer immer tiefer erbleichend, von der eignen Phantaſie geleitet, das ſchreckliche Geheimniß zu ahnen begann, verhüllte Herrmann ſein Angeſicht, und auch Hildegundis blickte in ernſtem Schweigen zur Erde hinab, obgleich in ihrem Herzen eine boshafte Freude triumphirte. Der Kaplan, der ſchon längſt von Reinholds nächtlichen Beſuchen am Lurley und ſeiner bevorſtehenden Verbindung mit der räthſelhaften Fremden vernommen, glaubte jetzt den rechten Zeitpunkt gefunden zu haben, um dem Pfalzgrafen ſeine Warnungen zu ertheilen. Er begann demnach mit eindringlicher Rede von dem Verderben zu ſprechen, das unnatürliche Verbindungen über lang oder kurz nach ſich ziehen müßten. Dabey deutete er auf die Begebenheit hin, ſo ſich vor der Geburt der Prinzen ereignet, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie ihn das, was ſich heut zugetragen, keinesweges überraſche, ſondern ganz in der Art jener eigennützigen Mächte liege, in deren Schutz ſich das Haus des Pfalzgrafen begeben. „Rechnet nicht darauf,“ ſchloß er jetzt, daß einer Eurer Söhne jener verlockenden Unholdin entgehen werde! Wie ſie den einen leiblich zu verderben getrachtet, ſo iſt es bey dem andern auf ſeine unſterbliche Seele abgeſehen, — und wie ſie auch unter der Maske der Unſchuld und Anmuth unter euch wandelt, ſo bedient ſie ſich derſelben nur, um deſto ſichrer zu ihrem Zweck zu gelangen!

In dumpfes Schweigen verſenkt, vernahm der unglückliche Fürſt die ernſt ermahnende Rede des Prieſters. Seine Phantaſie arbeitete im wilden Kampfe den drohenden Gebilden zu entgehen, ſo von jenen Worten heraufbeſchworen, in ſeiner Seele erwachten, um das friedliche Glück zu zerſtören, in deſſen Beſitz er ſich und die Seinen ſo ſicher geglaubt. Aber nur zu ſichtlich war der Zuſammenhang, in dem ſich die Ereigniſſe früherer Zeit mit den wunderſamen Begebenheiten der letzten Tage befanden, und was auch Fabelhaftes und Unerhörtes in dieſen geſchehen, es ſchien von jener grauenvollen Vergangenheit bereits eingeleitet zu ſeyn. Hildegundis, die die leidenſchaftliche Stimmung des Pfalzgrafen nicht ſchnell genug für ihre Pläne benutzen konnte, ſtürzte jetzt in lebhafter Bewegung zu ſeinen Füßen, und beſchwor ihn, nicht länger mit ſeiner gerechten Rache zu zögern, ſondern Herrmann zu geſtatten, jene gefährliche Zauberin ohne weitres zu beſeitigen, bevor Reinhold zurückgekehrt ſey.

Da gedachte der Pfalzgraf, bey dem Anblick des rachedürſtenden Weibes, der Scene im Walde. Eine leiſe Stimme erhob ſich in ſeiner Bruſt, jene Anklage widerlegend, und noch einmal ſtieg das Bild der ſchönen Fremden in ſeiner Seele empor, durch den Glanz ihrer Unſchuld, und durch den Ausdruck der Güte, die allen ihren Worten, ihren Handlungen eigen war, jene gehäſſige Vorſtellungen beſiegend. Mit finſterm Ernſt die Gräfin zurückweiſend, verkündete er derſelben ſeinen Entſchluß, ſich ſelbſt zu dem Lurley zu begeben, und genau zu prüfen und zu unterſuchen, bevor er jenen Urtheilſpruch fälle. Hierauf ertheilte er den Befehl, ſeine Dienerſchaft zu verſammeln, Herrmann aber beſchloß, nachdem Hildegundis alles aufgeboten, ihn für ihren Plan zu gewinnen, in der Dämmerung des Abends, in Reinholds Mantel gehüllt, den Nachen zu beſteigen, und ſo, nachdem er jenen Fels mit Wachen umſtellt, ſich der gefährlichen Unholdin todt oder lebendig zu bemächtigen.

Das ſchöne Haupt auf ihre Lilienarme geſtützt, harmlos hingegoſſen auf den weichen Blumenteppich, der den Boden der Felſenhöhle ſchmückte, ruhte Welleda, den ſehnſuchtsvollen Blick hinaus auf die Stromfläche gewandt. Sie wußte: heut kehrte Reinhold zurück; er ſelbſt hatte es ihr ſcheidend verſprochen. Den Geliebten ihres Herzens zu überraſchen, hatte ſie ſich heut mit dem koſtbaren Brautſchmuck bekleidet, den die Geiſter der Fluth ihr in nächtlicher Stille geſandt. Ein Gewand, aus ſchimmernden Goldfäden gewebt, und mit den koſtbarſten Edelſteinen verziert, umgab ihre ſchlanke Geſtalt. Reiche Perlengehänge, ſo ihr die Schweſtern von der fernen Meeresküſte geſandt, floſſen von ihrem Halſe herab, und darüber hin wallte der geheimnißvolle Schleyer, der den Glanz ihrer überirdiſchen Schönheit den Blicken der Erdenkinder verbarg. Den Träumen der ſeeligſten Zukunft hingegeben, ergötzte ſie ſich im Stillen an den mannichfachen Freuden, die ſie im Kreiſe ihrer neuen Genoſſen zu verbreiten gedachte, und ſchon ſah ſie das glückliche Geſchlecht, das unter ihrer ſeegensreichen Herrſchaft emporblühte, im Geiſt mit allen den Vortheilen vertraut, die ſie ihnen im Laufe der Jahre zu enthüllen gedachte.

Schon neigte ſich die Sonne hinter die Berge hinab, noch einmal erröthend zu der Felſenklippe emporblickend, wo Welleda, vom Schimmer ihrer Herrlichkeit umgeben, mit ihrem Glanze zu wetteifern ſchien. Bald verſank ihr purpurner Strahl in tiefe Dämmerung, und unruhiger ſchaute Welleda hinaus auf die nächtliche Fluth. Da — mit des Windes Eil — flog ein Nachen daher. Hoch wehte der blendende Federbuſch von dem grünen Barrett; — er war es, ſie erkannte ſeine Geſtalt, ſeine Züge! — Die Arme zu freudigem Willkommen erhoben, ſchwebte ſie die Felſenſteige hinab; — da — als ſie den vermeinten Geliebten umfangen will, — dringen Schwerter auf ſie ein, die Gebüſche, die todten Klippen beleben ſich, und von den hervorſtürzenden Häſchern umringt, flüchtet die Erſchrockne auf die Spitze des Lurley, ihre Hände bittend zu ihren

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Verfolgern erhoben. „Hinab mit der Zauberin!“ herrſchte eine gebietende Stimme, und Welleda erkannte in einem der hervorſtürzenden Krieger das triumphirende Geſicht ihrer Nebenbuhlerin, der feindlichen Hildegundi[illegible] — Da ſanken ihre Hände in troſtloſem Schmerze danieder. Leiſe weinend zog ſie ihren Schleyer um ſich her, das holde Antlitz verbergend, zu deſſen zauberiſchem Reize die rohe Schaar wie gefeſſelt emporſah. Den forſchenden Blick auf die Gefangne gerichtet, trat jetzt der Pfalzgraf in den geſchloßnen Kreis, aber kaum daß er die rührendſchöne Geſtalt näher erblickt, als ſein Zorn in ſanftes Mitleid hinſchmolz und er folgendermaßen begann: bey dem ewigen Gott, der über uns waltet, ſprich! biſt du ein neckendes Gaukelbild, das uns zum Verderben genaht, oder hat man dich fälſchlich verklagt, und du biſt, was du ſcheineſt, ein ſegensreicher Geiſt, der in Menſchengeſtalt unter uns wandelt?

Sie iſt ein Kind jenes verderblichen Elements, das ſeine fürchterliche Geſtalt unter dieſer gleißenden Larve verbirgt! rief Hildegund: reißt ihr den Schleyer vom Antlitz, und die Unholdin wird ſich zeigen, wie ſie der Abgrund gebar! — Da zog Herrmann auf Hildegundis Wink den Schleyer von Welledas Locken. Bittend umklammerte ſie denſelben, aber bald ſank ihre Hand, von Herrmanns Schwerdt verletzt, ohnmächtig zurück. Purpurnes Blut rann an dem zarten Gewebe hinab, deſſen ſich ihr Gegner bemächtigt, und der geheimnißvollen Hülle beraubt, wurde zugleich Welledas Geſtalt in dem Glanz ihrer urſprünglichen Schöne, umgeben von der Pracht ihres königlichen Geſchmeides, aller Blicken offenbar. — Aber wie der glänzende Schmelz des Thaues zerrinnt, der auf zarten Blumenblättern geſchimmert, wenn dieſe des bergenden Schattens beraubt, dem Strahl der Sonne preisgegeben werden, — ſo auch der ſtrahlende Glanz, der Welleda umgab. Langſam, leiſe, rieſelte die Pracht ihrer Geſchmeide zu ihren Füßen hinab; man wußte es kaum, waren es Thränen, oder Perlen, was über ihre Gewande hinabrollte.

So iſt denn alles, alles dahin! weinte Welleda: ſo zwinget ihr ſelbſt meinen Vater, die Gaben ſeiner Liebe wieder zurückzunehmen und auch mich, ſeine unglückliche, von euch verſtoßene Tochter! — Ach Reinhold, Reinhold! rief ſie ſchmerzlich, während aus des Stromes Tiefe ein dumpfes Gemurmel emporbrang. Mit ſtummem Entſetzen gewahrten die Anweſenden, wie aus der unruhig daherwogenden Fluth ſich eine rieſige Welle erhob, und einem ſchneeweißen Roſſe mit fliegender Mähne vergleichbar, zu der Klippe emporbäumte. Unwillkürlich faßte der Pfalzgraf nach Welledas Hand, um ſie von dem Abgrund zurückzuziehen. — Zu ſpät! ſeufzte Welleda: mein Vater ruft mich aus euren Kreiſen zurück! Ach daß die ſchöne Zeit nun für immer vorüber iſt, und ihr ewiglich ſelbſt das Glück zerſtören müſſet, das unſichtbare Mächte euch liebend zugedacht haben! Reinhold! rief ſie noch einmal, einen ſchmerzlichen Blick in die Ferne werfend, — und dahin ſchwand ſie von dem Fels; man wußte nicht, hatte die ſchäumende Woge ſie ergriffen, oder war ſie in dem weißen Nebel zerronnen, der geiſterähnlich um die Häupter der Felſen zog. Ein trauriger Klang ſchwebte über den Wellen, die ihre ſchöne Gebieterin aufnahmen, und ein weißes Taubenpaar flatterte verſcheucht aus der öden Felſenhöhle empor, in welcher harmlos die glücklichſte Liebe gehauſt. Da ſtürzte plötzlich mit furchtbarem Dröhnen die Klippe zuſammen, die jenes friedliche Aſyl in ihrem Schooße bewahrt. Vom Sturm zerzauſet, von Schreck und Entſetzen betäubt, ſtürzte die zerſtreute Schaar die wankende Felſenſtiege hinab, der Gefahr zu entrinnen, die ihren Schritten zu folgen ſchien.

Rettet euch! rief Hildegund, ihren Rappen beſteigend: mich überlaßt dem Gefühl meines Triumphes, der mich über alle Schrecken erhebt! — Alle verſuchten der Davoneilenden zu folgen, aber die Roſſe hatten ſich zum Theil losgeriſſen und irrten zügellos in der Wildniß umher. Alles floh in wilder Beſtürzung durcheinander, bemüht, in dem Aufruhr der Elemente eine ſichre Zuflucht zu finden, — nur Herrmann ſtand unbeweglich am Ufer des Stroms, in deſſen Fluthen er den blutbefleckten Schleyer verſenkte. Unfähig, ſich ſeiner That, noch des verheißnen Lohns zu erfreuen, den Hildegundis dem Liebenden zugeſagt, ſtarrte er in die Wogen hinab. Gleich einer großen, unermeßlichen Schuld lag es auf ſeiner Bruſt, und unverwandt hing ſein Blick an der Stelle, wo das ſchönſte Gebilde, das jemals ſeinen Augen begegnet war, von ſeiner Grauſamkeit verfolgt, unter ſo bitterm Wehelaut verſchwunden war.

Da gewahrte Herrmann einen Nachen. Immer näher und näher ſchwankte er heran. Erbleichend erkannte Herrmann ſeines Bruders Geſtalt. Zurück! rief er, ihn abwehrend, aber ſchon trieb die raſche Fluth das leichte Fahrzeug daher. Noch immer tobte der Rhein in wilder Bewegung um den verödeten Felſen. Die weiße Woge, welche Welleda verſchlungen, tauchte aufs neue aus der Tiefe empor. Um Gott! rief Herrmann, die Hände in wilder Verzweiflung erhebend, ſo kehre doch zurück, bevor das wüthende Element dich erfaßt! — Aber der wilde Strudel, der an dem Fuße des Lurley ſiedete und ſchäumte, hatte bereits den Nachen ergriffen. In immer ſchnelleren Kreiſen begann ſich das Schifflein zu drehen. Welleda! rief Reinhold, ſich zur Tiefe beugend, als habe er dort die Geliebte erblickt. Da hob ſich die Fluth und ſtreckte ſich, zwey weißen Armen gleich, zu ihm empor, und wie der Bräutigam in die Arme der liebenden Braut ſinkt, ſo glitt Reinhold lächelnd hinab in die Wellen, die ſchmeichelnd und tönend über ihn hinzogen.

In wilder Verzweiflung war Herrmann dem Verſinkenden nachgeſtürzt. Lange rang er, den Geliebten zu erfaſſen, aber höhnend ſchleuderte ihn die Welle zurück an das einſame Ufer, während jenen die geheimnißvolle Tiefe umfing. Lange mochte Herrmann in tiefer Ohnmacht gelegen haben, als er, von einer ſanften Berührung erweckt, die Augen wieder aufſchlug. Ein ehrwürdiger Greis ſtand an ſeiner Seite, der führte ihn in eine nahgelegne Höhle, um ihm Labung und Kleider zu reichen. Es war der

Klausner, in deſſen Schutz ſich bereits auch der Pfalzgraf befand. Still und von tiefem Gram erfüllt, ahnete er mehr, was ſich begeben, als er es aus den unzuſammenhängenden Reden ſeiner Gäſte erfuhr. Wehe uns! ſeufzte er: mit jenem wohlthätigen Weſen verſchwindet uns der Segen des Landes, die ſchöne Hoffnung kommender Zeit! O daß ihr die Gunſt jener geheimnißvollen Mächte euch muthwillig verſcherztet! daß ihr in ſchwerer Verblendung den ſchönen Bund des Friedens geſtört, und nun das Glück, das aus demſelben erblühen ſollte, in der Knospe ſterben muß! — Weder der Pfalzgraf noch Herrmann verſtand den Sinn dieſer Worte, als aber der Alte fortfuhr zu erzählen, wie jene räthſelhafte Fremde ſchon von früher Geburt an zum Schutzgeiſt Reinholds erkoren, und ihr ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet geweſen ſey, ihn, den ſie über alles geliebt, zu beglücken; — wie ſie durch ihre Verbindung mit den Geiſtern der Natur tauſend Segensquellen eröffnet, und der beginnende Wohlſtand des Landes allein ihr Werk ſey: — da war es als ſänke ein Schleyer nach dem andern von den Augen der Verblendeten nieder, und ſie kehrten, überzeugt von dem Unrecht, das ſie an Welleda verübt, in Reue und bittrer Betrübniß zu ihrer Heimath zurück.

Die düſtre Schwermuth, die ſich fortan des Pfalzgrafen bemeiſterte, wurde durch die Schreckniſſe einer wildempörten Natur nur noch höher geſteigert. Einer drohenden Wetternacht gleich, lag es auf den Fluren, bis ſich das finſtre Gewölk in unaufhaltſame Regenſtröme ergoß. Berg-

und Waldbäche ſchwollen rieſenhaft an, und ſtürzten ſich über Felder und Saaten daher, alles im raſchen Laufe verheerend. Einem wachſenden Ungeheuer gleich, brach der mächtige Rhein aus ſeinem uralten Bett; ſein gieriger Arm zerſtörte den kaum gewonnenen Segen des unglücklichen Geſchlechts, und rechts und links ſank das Eigenthum ſeiner undankbaren Genoſſen in die tobenden Strudel hinab. Den Schrecken zu entgehen, die ſich rings um ihn häuſten, begab ſich der Pfalzgraf, von Herrmann begleitet, in das höhere Gebirge, wohin ſich auch Goar mit den verſcheuchten Uferbewohnern geflüchtet. Ein Zufall führte beyde mit demſelben zuſammen, und die lange Zeit, die ſie in der Nähe des ehrwürdigen Mannes verlebten, bewies, wie ſie bey ihm allein jene Beruhigung gefunden, nach der ſie ſich nach jenem traurigen Ereigniß vergebens geſehnt.

Wohl kehrte der Pfalzgraf ſpäter nach ſeinem Schloſſe Heidelberg zurück, aber wie auch ſeine Umgebungen bemüht waren, ihn durch Zerſtreuungen und Feſte aller Art in ihrer Mitte zu feſſeln, immer wieder zog eine ſtille Sehnſucht ihn nach den Ufern des Rheines, in jene Einſamkeit zurück, wo die Zelle des ehrwürdigen Klausners ſtand. Oft verweilte er Tagelang unter den Pilgern, die ſich in Goars Nähe verſammelten, und lauſchte mit ihnen den Belehrungen des Greiſes, deſſen frommer Sinn und tiefes Wiſſen den Kreis ſeiner Anhänger täglich erweiterte. Bald ſtieg ein Städtchen an jenen Ufern empor, das noch bis jetzt den Namen St. Goar trägt, unſern deſſelben

Aber erheben ſich die Thürme eines Kloſters, in welchem Herrmann, auf ſeine Erbfolge verzichtend, als der Letzte ſeines Stammes den Reſt ſeiner Tage in frommen Bußübungen beſchloß.

Lange lebte in den Kreiſen der einfachen Uferbewohner, die ſich damals um den Klausner verſammelt, das Andenken an jenes wohlthätige Weſen fort, deſſen Einfluß ſie nur zu ſichtlich erkannt, und oft wurde der Wunſch unter ihnen laut, es möchte dereinſt einem edlen Fürſtenſohne gelingen, die ſegensreiche Verbindung mit jenen Mächten wieder anzuknüpfen. Die Sage, daß die Pfalzgräfinnen noch durch lange Zeit ihre Wochenbetten in jenem geheimnißvollen Gemache gehalten, in welchem Reinhold das Licht der Welt erblickt, ſcheint mit jenem Wunſch in geheimem Zuſammenhang zu ſtehen, — doch was auch geſchah, die unſichtbaren Mächte zu verſöhnen, — die ſchönen Töchter des Rheins ſtiegen ſeitdem nicht wieder aus ihrer Tiefe empor, und wie auch das empörte Element ſich im Laufe der Zeiten beruhigt, und jener wunderbare Segen, der damals die Felſen geſchmückt, ſich zum Theil als ein Andenken jener glücklichen Tage erhalten hat? — an jener Stelle, wo Welleda gehauſet, und der Undank der Menſchen ſie bedroht, vermag der Rhein nicht ruhig vorüberzuwallen. Finſter ſchaut er zu der einſamen Klippe empor, und ſein heftiger Wogenſchlag und das unheimliche Grollen ſeiner Stimme beweiſt, daß auch er Gedächtniß habe für jene Zeit, und für das Unrecht, ſo ſeinem Liebling geſchehen.

Noch ſteht die Pfalz, die auf den Rath der Nymphe erbaut wurde, von der Gewalt der Fluthen verſchont, und erzählt, vereint mit des Lurleys düſtrer Geſtalt, von den Begebenheiten jener wunderbaren Zeit.

Schroffe unwirthbare Wildniß umgiebt jetzt an der Stelle jenes lieblichen Thales die öden Klippen, wo einſt die Liebenden gehauſt, und gleich dem traurenden Geiſt der Vergangenheit bewohnt ein Echo dieſe Felſen, und mahnet, indem es der Fiſcher einſames Lied in ſanfter Klage erwiedert, noch jetzt an die liebliche Stimme Welledas, deren Reiz einſt dieſe Thäler belebt, und deren Andenken noch ſpät in den Sagen der Uferbewohner fortleben wird.

Der Treuenfels.

Rheiniſche Sage.

Tief in Gedanken verſunken, den unberührten Becher zur Seite, ſtarrte Walther von Rynberg aus den Fenſtern ſeiner Burg in die Fluthen des Rheins hinab. Der trübe Himmel, das dumpfe Getöſe des Stromes, der ſich ſchäumend an den Felſenwänden brach, ſchien mit ſeinem düſtern Hinbrüten in harmoniſchem Einklange zu ſtehen, und wie es hin und wieder durch das nächtliche Gewölke zuckte, ſo flammte unter Walthers buſchigen Augenbraunen oft ein gleiches Wetterleuchten hervor, während ein ſeltſames Lächeln um die tiefgefurchten Züge ſeines Geſichts ſpielte.

Seitwärts ſaß, mit einem künſtlichen Gewebe beſchäftigt, Walthers Tochter, die ſchöne Lida. Der einſamen Waldesroſe gleich, die ihr duftiges Haupt an die ſtarre Felſenwand lehnt, an der ſie emporblühte, erſchien der Jungfrau holde Anmuth neben dem düſtern Greiſenbilde Ritters. Auch ſie ſchauete von der künſtlichen Arbeit hinweg, oft hinab auf den brauſenden Strom, aber ihr tiefblaues Auge trug den Ausdruck der Zärtlichkeit, und es war das Gefühl froher Erwartung, was den Schlag ihres Herzens bewegte.

„Laß ab von dem vergeblichen Spähen und Harren!" begann jetzt der unmuthige Greis, „Schott von Grünſtein erſcheint nicht! das Wetter ſtürmt ihm zu rauh, und die Lurley-Nixe könnte ihm leichtlich ein Leids thun, wenn er bei ſo ungeſtümem Brauſen der Fluth ſich auf den Nachen begäbe."

„Vater!" entgegnete Liba, indem ein raſches Roth ihre Wangen überflog: Ihr ſelbſt habt dem Schott meine Hand gelobt, und der Mann, dem Ihr Euer einziges Kind zugeſagt, muß Euch zum wenigſten an Tapferkeit gleich ſein, oder ich hätte meinen Vater nie gekannt!"

„Du ſprichſt, wie es ſich geziemt!" entgegnete Walther. „Schott von Grünſtein ſchien ein Mann, deiner werth, und ich ſchätze ihn hoch, höher vielleicht, als es klug war. Aber die Zeit wechſelt die Farbe, und mit ihr auch der Menſchen Gemüth. An Rechtlichkeit und ritterlichem Sinne mögen wir uns einander nichts nachgeben, aber unſere Anſichten ſind verſchieden, und was dem einen gefällt, paßt nicht für den andern. Der Jugend mag es noch zukommen, den Druck der Gegenwart zu ertragen und ſich im fremden Uebermuth zu fügen, aber wer das ergrauete Haupt in fremde Feſſeln beugen, das

Gift der Erbitterung und die Schmach knechtiſcher Erniedrigung in der letzten Lebensneige ſchlürfen ſoll, der muß mit dem Schwerdte darein ſchlagen, und zerhiebe er damit auch das heiligſte Band!"

„Ihr eifert wieder ſo heftig!" klagte Liba „und doch habt Ihr mir geſagt, daß Kaiſer Friedrich ſelbſt während ſeiner Abweſenheit den Erzbiſchof Engelbert zum Reichsverwalter ernannt und ihm ſomit volle Macht gegeben habe, Zucht und Ordnung nach ſeiner Einſicht zu erhalten und zu fördern. Wenn er nun auch dabei mit allzugroßer Strenge verfährt und Geſetze ertheilt, die den Vortheil des Einzelnen bedrohen, wer vermöchte, ſo lange er das Wohl des Ganzen im Auge behält, ſich dem Stellvertreter des Kaiſers zu widerſetzen, ohne dieſen gegen ſeine Untergebenen zu erzürnen? Nein! Schott von Grünſtein mag wohl recht haben, daß ruhiges Dulden allein unvermeidliche Laſten erleichtert, während lauter Widerſpruch ihren Druck nur verdoppeln würde.

„Ruhiges Dulden?" lachte Walther. „Weibergeſchwätz! — Was fragt der Biſchof nach unſerer Geduld? Er ſchaltet und waltet mit ungezügelter Willkühr, als wären wir ſeine Leibeigenen, ob ſich das ebenbürtige Blut in unſern Adern empöre, oder ob wir im trägen Schlafe ein Joch nach dem andern auf unſere Nacken hinnehmen. Sein Hirtenſtab iſt zur Geißel geworden, kein Wunder, wenn ſeine Heerde ſich in Wölfe verwandelt, die zähnefletſchend ihn umlauern und falſchen, blutdürſtigen Blickes ihn anſchauen!“

„Seitdem Graf Iſerburg mit ſeinen Begleitern bei Euch eingeſprochen, ſeyd Ihr ganz verändert!“ ſeufzte Liba. „Möchte Schott wieder gut machen, was jene Euch angethan! Die wilden Männer paſſen nicht für Euch; ihr heißes Blut bringt auch das Eurige in Aufruhr. Iſt es doch, als ob der Becher, ſo Ihr mit ihnen geleert, noch immer Eure Sinne entflamme! Euer Auge rollt, und Eure Stimme hat einen ſo drohenden Ton, daß ich heute mit doppeltem Verlangen dem edlen Schott entgegen ſehe, deſſen ſanfte Seele die Eurige beruhigen wird.“

Du erwarteſt ihn noch, armes Kind? „fragte Walther mit milderm Ton; „täuſche dich nicht! — Siehſt du das Wetter über uns? und dort die alte Eiche, deren kahles Haupt den Blitz herauszufordern ſcheint? — Furchtſam entflieht der Wanderer aus ihrer Nähe, und ſelbſt der Vö[illegible] Heer vermeidet ihr unſicheres Dach.“ — „Ich verſtehe Euch nicht!“ klagte Liba, beſorgt zu dem Greiſe emporblickend, der in finſteres Sinnen verſenkt, in die Fluthen hinabſah, deren Brandung ſich ſchäumend an den zackigen Klippen des Ufers brach.

Da erklangen Schritte im Vorſaal, die Thüre flog auf, und herein trat Schott von Grünſtein in ſtattlicher Rüſtung, die Wange von eiligem Ritte geröthet. Sein dunkles Auge, das ſonſt mit dem Ausdrucke der Freude umherblickte, ſchauete heute ernſt, faſt düſter herab. Schweigend bot er Walthern die Hand, ſchweigend begrüßte er die Geliebte, die heute faſt ſchüchtern zu dem hohen Ritter emporſah. Walther betrachtete den Jüngling mit prüfenden Blicken. „Ihr habt einen heißen Ritt gemacht!“ begann er; „ich ſehe es Euch an; Ihr kommt nicht von Grünſtein, wir hätten auch ſonſt Euren Nachen erblickt. Ihr ſeyd mit Staub bedeckt, — Ihr hattet Eile und ſcheint von dorther zu kommen!“ Des Greiſes Hand ſank bey dem Verſuche, die Gegend von Cöln zu bezeichnen, wie von innerm Grauen erfaßt, kraftlos nieder; er faßte einen Seſſel und zog, ſein Wanken verbergend, den Jüngling faſt gewaltſam an ſeine Seite nieder. „Ich komme von Cöln!“ entgegnete Schott, den ernſten Blick auf Walthers Antlitz geheftet, „und möge die Kunde, die ich bringe, Euch geſammelt finden! Erzbiſchof Engelbert iſt nicht mehr. Ein meuchleriſcher Dolch traf das Herz des frommen Mannes! „Meuchleriſch gemordet?“ rief Walther, während ſein Antlitz ſich entfärbte und Liba erſchrokken zuſammenfuhr.

„Ich hätte Euch vorbereiten ſollen,“ entgegnete Schott, den Greis mit ſorglichen Blicken betrachtend. „Solche Kunde taugt nicht für Eure Jahre. Vergebt und entſchuldigt mit der Beſtürzung, die aller Sinne verwirrt, mein unvorſichtiges Betragen!“ „Meuchleriſch!“ wiederholte Walther und ſeine Blicke ſtierten vor ſich hin, als ſähe er die blutige Scene vor ſeinen Augen erſtehen. „Erzählt,“ fuhr er nach kurzem Schweigen empor, „erzählt, und verſchweigt mir nichts! Zum Tode war er reif, wer hat die Sichel geführt?“

„Laßt die Todten ruhn!“ bat Schott Walthern: „Ihr waret des Biſchofs Dienſtmann und mögt als ſolcher ſeine Strenge wohl tadeln, aber als Menſch müßt Ihr ſeine Tugenden mit gleichem Freimuth anerkennen und eine That verdammen, die die Nachwelt nicht ohne Schaudern nennen wird. Wehe den Mördern, die ihre Hand an den Frommen zu legen gewagt! Ihre Spur wird nicht verborgen bleiben. Streng wird der Kaiſer zu Gericht ſitzen, und ſein Racheſchwerdt wird weit hinblitzen über der Schuldigen Haupt.“

„Nennt nicht fromm, was längſt der Hölle verfallen war!“ fuhr Walther empor. „Das Maß ſeines Uebermuthes war voll, und übervoll das Maß unſerer Geduld. Laßt uns den Retterarm ſegnen, der allem Zwieſpalte ein Ende gemacht hat, und die alte Freiheit aus ihrem Grabe erweckte. Herrlich wird ſie aus demſelben erſtehen, und mein Greiſenhaupt ſich noch einmal an ihrem Himmelsſtrahle ſonnen.“

„Ich fürchte,“ entgegnete Schott, „der todte Engelbert ſteht drohender vor unſern Werken, als es der Lebende je geweſen. Des Kaiſers gerechter Zorn kann, ſo lange der Mörder nicht entdeckt wird, mit dem Schuldigen zugleich den Unſchuldigen treffen, und das Wetter, ſo jene unſelige That heraufbeſchworen, ſeine Blitze leicht über alle unſere Häupter verſenden!“

„Ihr ſeyd ein ſchwarzer Seher,“ entgegnete Walther, während ſein Mund ein Lächeln erzwang, das mit den ſtarren Zügen ſeines Geſichts in grellem Widerſpruche ſtand.“ „Wollte der Himmel, daß die Zukunft mich Lügen ſtrafte!“ gab Schott zurück; „aber aus blutiger Saat darf man nur blutige Erndte erwarten.“

Walther erhob ſich und ging einigemal im Zimmer auf und nieder.

„Endet dies Geſpräch!“ flehte Liba, zu Schott gewandt; „wie rauh auch des Vaters Rede Euch klinge, ſein Gemüth iſt weich und erregbar. Seht ſein bleiches Geſicht! Die Kunde, die Ihr gebracht, hat ihn heftig erſchüttert. Ich wünſchte, Ihr zerſtreutet ihn und nähmet auf andere Weiſe ſeine Gedanken gefangen.“

„Liba!“ entgegnete Schott, „wie ſollte ich heut von kurzweiligen Dingen erzählen? Nehmt lieber Eure Harfe und beſchwört mit Eurem holden Geſange den düſtern Geiſt, ſo über uns alle gekommen.“

Da ergriff Liba das Saitenſpiel, und, einige ernſte Akkorde anſchlagend, begann ſie mit ſanfter Stimme:

Traure nicht, du Sohn der Erde!
Wenn Verfolgung dich bedroht;
Daß dein Herz geprüfet werde,
Führt dich Gott in Schmerz und Noth.

Beſſer iſt es, Leid erdulden,
Bluten aus der eignen Bruſt,
Als ein fremdes Leid verſchulden,
Schwelgend in der Rache Luſt.

Auch in trübe Wolken flechten
Sterne ihre Strahlen ein;
Doch des Haſſes finſtern Nächten
Tagt kein ſüßer Himmelsſchein.

Trüg'riſch' ſind der Rache Triebe,
Falſch die Luſt, die ſie verleiht,
Aber ewig lohnt die Liebe,
Die erduldet, und verzeiht.

„Das habt Ihr aus meiner Seele geſungen!“ rief der Jüngling, ſein Haupt auf Liba's Schwanenarm herabbeugend. „O ich wußte es immer: nicht nur der Zauber Eurer Geſtalt, der Einklang unſerer Gemüther war es vor allem, was mich ſo mächtig zu Euch zog, und wenn es wahr iſt, daß der Schöpfer die Seelen der Menſchen ſtets zwei und zwei aus demſelben Stoffe hervorrief, und man hieraus die beſondere Zuneigung des einen zu dem andern erklären will, ſo haben wir uns gewiß für die Ewigkeit gefunden; denn was Gott für einander beſtimmte, das trennt keine Zeit!"

„Ihr ſprecht es aus, was ich längſt ſtill empfand!" flüſterte Liba, und ihr treuer Blick glitt wie ein ſtiller Schwur zu dem Geliebten hinüber. Jetzt erhob ſie das Antlitz, um den Vater zu ſuchen; er ſtand am geöffneten Fenſter und ſtarrte unbeweglich in das Freie hinaus. Der Sturm ſpielte mit ſeinem greiſen Gelock und ſtrich unheimlich durch die Saiten der Harfe, daß ſie wie leiſer Wehruf ertönte.

„Vater!" bat Liba, „Ihr ſtehet ſo fern; habt Ihr kein freundlich Wörtchen für Eure Sängerin?"

„Wecke mich nicht!" entgegnete Walther mit düſterm Tone. „Es giebt Nachtwandler, die man nicht rufen darf, weil ihr Fall ſonſt gewiß iſt." — So ſprechend, ſchritt Walther durch das Gemach, ſich ſchweigend aus demſelben entfernend.

„Ich hätte ihm die Kunde nicht bringen ſollen!" begann Schott, dem Davoneilenden mit beſorgten Blicken nachſehend. „Glaubt mir: der Haß, den er bisweilen gegen den Biſchof geäußert, wird ſeinem edlen Gemüthe nun zum ſtillen Vorwurfe, da er ſein Unrecht gegen denſelben nicht mehr vergütigen kann."

„Er iſt krank, ſehr krank!" ſeufzte Liba. „Er ſpricht oft ſo verworren, daß ich ihn nicht zu verſtehen vermag, und dies alles, ſeitdem die fremden Ritter bei uns eingeſprochen.“ Sie erzählte nun, was ſich in den letzten Tagen auf ihrem Schloſſe begeben, wie Graf Iſerburg mit ſeinen Begleitern zwei Tage und Nächte bei ihrem Vater verweilt, und wie es bei ihren Trinkgelagen ſtets überaus laut und wild zugegangen ſei.

„Und wißt Ihr nichts von ihren Unterhandlungen?“ fragte Schott. Ich bitte Euch, verſchweigt mir nichts, was es auch ſeyn mag!“

„Ich weiß nichts!“ betheuerte Liba, als daß der Vater ſeitdem heftiger und reizbarer geworden, denn je. Ich fürchte, daß ſie den alten Groll in ſeinem Buſen genährt, und ich verlangte deshalb doppelt nach Euch, damit Eure ſanfte Seele die ſeinige zu beruhigen ſuche.“

„Graf Iſerburg, dieſer Erzfeind des Biſchofs?“ — ſprach Schott nachdenkend für ſich hin; „Gott, wenn es möglich wäre!“ — Doch als hätte er ſich irgend auf einem böſen Gedanken ertappt, ſchlug er ſich unwillig vor die Stirn und reichte dann der Jungfrau, wie um Verzeihung bittend, die Hand. „Laßt uns thun, was in unſerer Kraft ſteht!“ ſprach er mild; „ſobald ich der Pflicht des Bruders genügt, und meine Schweſter dem edlen Felseck vermählt habe, gedenke ich Euch ganz zu gehören. Pfleget unterdeß mit Sorgfalt Eures Kranken. In wenig Tagen kehre ich von den Ufern der Moſel zurück, wohin ich die Schweſter geleite, und dann möge der tapfere Walther ſeines Verſprechens gedenken und den einſamen Schott nicht allzu lange trauren laßen auf dem Schloſſe ſeiner Väter, ſondern ihm bald die lieblichſte Zierde des ſeinen vergönnen, wenn ich nämlich in Euren Augen, holde Liba! eines ſo überſchwenglichen Glückes noch würdig bin!“

Erröthend reichte ihm die Jungfrau die Hand, und ihr ſanftes Auge beantwortete beredter, als es Worte gethan hätten, die Frage der Liebe. Unter traulichem Geſpräch verfloſſen den Beglückten die Stunden des Abends, und ſchon dunkelte es um die Felſenhöhe, als ſich Schott erhob, um ſich zum Abſchied zu rüſten.

◆

Liba hatte ihren Freund von dem Söller des Schloſſes mit ihren Blicken begleitet. Sie ſah den Nachen, der ihn die breite Stromfläche hinabtrug, in der Abdämmerung verſchwinden; ihr Herz ſchlug beklommen, ſie wußte nicht, war es Freude oder war es zärtliche Sorge, was ihren Buſen ſo ungeſtüm hob.

Da fühlte ſie ſich plötzlich von kalter Hand umſchlungen, und eine dumpfe Stimme begann: „Schau dem Schiffer nur nach, arme Braut! Dir kehret er nimmer zurück. Es giebt keinen Rückweg, weder für ihn noch für mich.“

Erſchrocken fuhr Liba zuſammen. Es war Walther, der hinter ihr ſtand. „Komm zu Bett, armes Kind!“ ſprach er ſanfter. „Hätteſt du mir das Lied nur früher geſungen, ſo ſtände es beſſer um mich und dich. Aber die Nachtruhe wird alles gut machen! Komm! Wir wollen fortan uns an Träume halten; die Träume kann niemand dir rauben.“ So ſprechend, zog er ſie raſch mit ſich fort.

Möge Gott helfen!“ ſeufzte Liba. „Er iſt wohl kränker, als wir beyde vermeinten.“ — Und von tiefer Sorge gequält, folgte ſie dem ſchwankenden Greiſe ins Schloß.

* * *

Wohl war die Krankheit des Ritters von ernſter Bedeutung. Ihn quälte die Natter des böſen Gewiſſens; denn die ſchwarze That, die an dem Biſchof von Cöln verübt worden war, war ein Werk der Rache, und auch er hatte Theil an derſelben.

Lange krankte ſeine Seele an innerm Groll gegen Engelbert; er hatte ſich einſt den Anforderungen deſſelben öffentlich zu widerſetzen gewagt und ſich dadurch eine noch ſtrengere Behandlung zugezogen, die, von gegenſeitigem Mißtrauen erzeugt, ihn auf vielfache Weiſe bedrohte. Sein Haß wurzelte immer tiefer in ſeinem Gemüthe, jemehr er denſelben zu verbergen gezwungen war. Vergebens verſuchte Liba's friedlicher Sinn und Schotts ſanfteres Gemüth die Aeußerungen deſſelben zu mildern; er verſchloß auch dieſen bald ſeine wahren Geſinnungen, und da er des Jünglings feſten Sinn nicht für ſeine Anſichten gewinnen konnte, ſo ſchauete er nach andern Genoſſen umher, und fand ſie bald in Graf Iſerburg und ſeinen Verſchwornen. Was bis jetzt nur Gedanke geweſen, geſtaltete ſich, von den Gluten gemeinſchaftlichen Haſſes genährt, zum Vorſatz, zur That. Von raſcher Leidenſchaft gereizt, erhob er in der Mitte ſeiner neuen Gefährten den Becher, um ihn mit ihnen auf den Untergang ihres Erzfeindes zu leeren, während die ſtille Nacht ihr bluliges Geheimniß verbarg. Aber nur zu bald ſollte der Schleier deſſelben ſich heben; es war der Dolch des Grafen von Iſerburg, den man aus des Biſchofs Herzen gezogen. Bald wurde der Angeklagte auf ſeiner Burg überfallen und vor des Kaiſers Gericht geſtellt. Bald wurde auch der nächtliche Bund verrathen, ſo ſich auf Burg Rynberg gebildet, und Walther als Redner und Mitgenoſſe deſſelben genannt. Der Kaiſer, auf das heftigſte ob des gemeinſamen Hochverraths empört, ließ das Todesurtheil an dem Mörder vollſtrecken, während er bei nächtlicher Weile einen Heereshaufen ausſandte, mit dem Befehle, den Sitz des verrätheriſchen Bundes, die Burg des Walthers von Rynberg, zu zerſtören, ihn ſelbſt aber mit allem, ſo ihm angehöre, ſofort von der Erde zu vertilgen.

Noch brannte die Lampe in Walthers Gemach. Auf ihre Harfe gelehnt, ſaß Liba an der Seite des Ruhebetts, auf dem der unglückliche Greis im dumpfen Hinbrüten lag. Die eingefallenen Züge ſeines Geſichts verriethen die ſchlafloſen Nächte und die folternde Unruhe, die ihn raſtlos umhertrieb, ſich ſelbſt und den erwachenden Qualen ſeines Gewiſſens zu entfliehen. Mitleidigen Blicks betrachtete die Jungfrau den Alten, und ein ſchwermüthiger Schatten, düſterer Ahnung vergleichbar, flog über ihr bleiches Geſicht. — Da klang es durch die Nacht wie Waffengeräuſch, und herein ſtürzten Walthers Knappen in athemloſer Eile, verkündend, wie ein kaiſerlicher Heerhaufen in nächtlicher Stille die Burg umzingelt, und Einlaß begehre auf des Kaiſers Befehl. „Verrammelt die Thore!“ rief Walther aus, ſich raſch vom Lager erhebend. „Ich weiß es, was ſie bringen, und werde mit dem Schwerdte in der Hand meine Antwort ertheilen!“ Da ergriff die Ahnung des furchtbaren Geheimniſſes der Jungfrau Gemüth. Sie ſtürzte vor Walther'n auf die Kniee und beſchwur ihn mit aufgehobenen Händen, ihr das ſchreckliche Räthſel zu löſen. „Entfliehe!“ gab ihr der Greis zurück. „Rette dich, Unglückliche, durch die Gänge unſeres Schloſſes! Der Kaiſer verlangt unſer Blut, er ſucht die Mörder des Biſchofs.“

„Barmherziger Gott!“ ſtöhnte Liba und verhüllte ihr Geſicht.

Da flog ein brennender Balken in den Schloßhof.

Ihm folgten Felſenſtücke und Steine. Unter dem Schmettern der Trompeten gab der kaiſerliche Herold den Befehl des Kaiſers kund, die Burg des Hochverräthers Walther von Rynberg zu zerſtören und der Erde gleich zu machen.

Da griff Walther zu ſeinem Schwerdte, wilde Verzweiflung im Blicke, ſtarrte er zum Himmel empor, im Begriffe, ſein Leben zu enden. „Nein!“ rief Liba, ſich erhebend, „ſo dürft Ihr nicht ſterben! Noch ſteht uns ein Weg offen, den Mördern zu entfliehen, noch giebt Euch Gott Zeit, Eure That zu bereuen, Zeit, um Euch durch aufrichtige Buße mit ihm zu verſöhnen! Kommt! Jeder Augenblick der Verſäumniß droht Gefahr! Seht, wie die Flammen bereits die Mauern erfaſſen, wie der Rauch aufwirbelt aus den brennenden Pfoſten! Um Eures ewigen Heils, um Eures unglücklichen Kindes willen, folgt meiner Leitung! Ich kenne den unterirdiſchen Gang, und ehe die Thore geſprengt ſind, ſeyd Ihr geborgen.“

Schweigend, ohne Widerſtand, ließ ſich Walther von der kühnen Jungfrau geleiten, wie ein unmündiges Kind, das ſeinem Führer willenlos folgt. Mit ſtarkem Arme trug ſie ihn mehr, als daß ſie ihn fortzog, durch die brennenden Pforten der Burg zu dem verfallenen Gemäuer, das den Eingang des letzten Aſyls verbarg. Gierig leckten die Flammen an ihrem Gewande und verſengten Walthers Mantel und Haupthaar. Muthig und unverletzt, wie ein Engel des Lichts, ſchritt Liba durch den Schauplatz der

Zerſtörung. Jetzt ſanken die Riegel der geheimnißvollen Pforte; eilig zog ſie den Greis in das kühle Gewölbe hinab, und, als wolle die Hand des Ewigen ihre Flucht beſchützen, ſtürzte die Mauer hinter ihnen zuſammen, den verrätheriſchen Eingang dem Blicke ihrer Feinde verbergend.

„Wir ſind geborgen!“ rief Liba, mit unausſprechlichem Gefühle den ſchwachen Lichtſtrahl begrüßend, der hin und wieder durch die Lücken des gewölbten Ganges herabfiel. Weit und weiter ſtiegen ſie in die Tiefe hinab; oft ſtrauchelte der Wanderer Fuß an ſpitzem Geſtein, oft wurden die Pfade enger und finſtrer, bis endlich der letzte Strahl zu erlöſchen begann. Da rauſchte es über ihrem Haupte, als triebe ein Bächlein ſeine Fluth über demſelben dahin. „Das iſt der Waldbach, von dem Ihr mir oft erzählt, daß Ihr Euch ein Kämmerlein unter ſeinem Bette gebauet!“ tröſtete Liba. „Bald ſind wir am Ziele! Der Bach fließt bereits im Thalgrunde, und dort iſt die Höhle, aus der wir in das Freie gelangen.“

Da dämmerte ein mattes Licht in der Ferne auf. „Gott ſey gelobt!“ rief Liba.“ Seht, des Himmels Sterne leuchten in unſere Nacht! Noch hat er ſein Antlitz nicht gänzlich von uns gewandt; noch reicht er uns die Vaterhand, emporzuklimmen aus dem Abgrunde des Elendes zum Lichte ſeiner Gnade! O, betet mit mir den Allbarmherzigen an, der nicht Luſt hat an dem Verderben der Sünder, ſondern die aufrichtige Reue annehmen will und dem Tiefgebeugten ſeine Gnade verheißt.“

Da ſank der Greis, von der Stimme der Unſchuld durchbebt, mit zerriſſenem Herzen auf ſeine Kniee. Er hatte kein Gebet; er vermochte nur, an ſeine Bruſt zu ſchlagen und empor zu ſchauen zu dem Quelle des Erbarmens. Liba umſchlang den Zitternden und betete leis, auf ſeine Schultern gebeugt, zu des Ewigen Gnade. Ihre Thränen vermiſchten ſich; noch einmal umklammerte Walther die Hand ſeiner Tochter, und bald war die Höhle gewonnen, in die nun die ſternenhelle Nacht mit tauſend lichten Friedensaugen herabſah.

* * *

Das Gezwitſcher der Vögel weckte Liba aus dem kurzen Schlummer der Nacht. Sie erhob ſich von dem mooſigen Steine, der ihr zum Lager gedient, voll Mitleid den Greis betrachtend, der, aller ſeiner Habe beraubt, nichts mehr ſein eigen nannte, als das Felſenſtück, worauf er ſein alterndes Haupt lehnte. „Und doch iſt nicht Alles verloren,“ ſprach ſie zu ſich; „Gott hat ihm ſein Leben geſchenkt zur demüthigen Erkenntniß ſeiner Schuld, und gern will ich mit ihm die Tage der Prüfung ertragen, wenn ſie ihn zurückführen zum ewigen Heil! Dank, daß ich ihn zu retten vermochte!“ ſprach ſie, freudig emporblickend. „Dies ſoll mein Erſatz ſeyn für den früh gewelkten Lenz meiner Tage, für die Schmach, die fortan alle

Blüthen meines Glücks vergiftet!“ Ihr Blick vertiefte ſich einen Augenblick in das Elend, deſſen Grenzen ſie noch nicht klar zu überſchauen vermochte. Aber ſich über ſich ſelbſt und ihren Schmerz erhebend, riß ſie ſich gewaltſam empor, und trat muthigen Schrittes dem jungen Tage entgegen, der die Häupter der uralten Eichen zu vergolden begann. Sie theilte das dichte Geſtrüppe, das den Ausgang verſperrte, und wagte ſich ſchüchternen Blickes in die Wildniß hinein, die von allen Seiten die Höhle umgab. Ihr Auge ſuchte die Burg ihrer Väter, aber nur rauchende Trümmer begegneten ihrem Blicke. Die ſtille Heimath ihrer Jugend, der Schauplatz ihres Glücks — zu einem Aſchenhaufen verwandelt, lag er vor ihr da. Wehmuthsvolle Thränen rannen über ihre Wangen hinab, ſie dachte an Schott, und die Vorſtellung, daß er ſie fortan unter den Todten ſuchen, ſie als eine Abgeſchiedene beweinen werde, erfüllte ihr Herz mit namenloſer Trauer. Majeſtätiſch ſtieg jetzt die Sonne empor. Ihr warmer Strahl küßte die Zähren des Schmerzes von Liba's Wangen, und die auflebende Natur ſprach mit allen ihren Troſtesſtimmen zu ihrem bekümmerten Gemüthe. Immer tiefer drang ſie jetzt in die Wildniß hinein. Purpurne Beeren wucherten rings am Boden, keines Menſchen Fuß ſchien in dieſe Schluchten herabgedrungen zu ſein. Sie ſammelte der kühlen Waldesfrucht, ſo viel ſie vermochte, und kehrte dann wunderbar geſtärkt zur Höhle zurück. Der Ruf ihres Vaters ſcholl ihr bereits entgegen, — ach! ein neuer Schmerz harrte der Armen. Walther vermochte das Licht des Tages nicht zu erkennen. Die Flammen, durch die er ſich geſtern den Weg gebahnt, hatten ſeine Augenbraunen verſengt, und ihn der Sehkraft faſt gänzlich beraubt.

„Gott hat mich in die Hand meines Kindes gegeben!“ ſprach der Greis. „Und nie wird Euch Liba verlaſſen!“ betheuerte die Jungfrau. „Gemeinſames Tragen erleichtert jene Laſt, und wie Ihr bisher mir Hort und Führer geweſen, ſo vergönnt mir nun fortan, Euer Auge, Eure Stütze zu ſein.“

Walther neigte ſich, heiße Thränen vergießend, zu der vor ihm knieenden Jungfrau herab. — „Der Kaiſer hat mir nicht Alles genommen!“ rief er tiefbewegt. „Ich beſitze ein Kleinod, das ſeine Krone nicht aufwiegt, und das mir Gott zum Heil meiner Seele gelaſſen hat.“

Liba benutzte die weiche Stimmung des Greiſes. Sie erquickte ſein Herz mit manchem frommen Spruche, ſo ihr Gedächtniß bewahret aus den Lehren gottesfürchtiger Männer. Und wenn ſich auch dann und wann das dumpfe Hinbrüten ſeines Geiſtes bemeiſtern wollte, ſo beſprach ſie den finſtern Geiſt mit leiſem Gebete, bis es ihr gelang, [illegible] Seele des unglücklichen Greiſes den Tröſtungen der Religion zu öffnen. Als der Abend gekommen, und die nahe Dämmerung ihnen Sicherheit verſprach, geleitete Liba ihren Vater aus der Höhle, um mit ihm die Wanderung fortzuſetzen in das tiefere Gebirge. Lange waren ſie durch die unwirthſame Wildniß fortgeſchritten, als ſie endlich eine Felſenwand entdeckten, an deren Fuße eine von Eppich und wilden Ranken gänzlich verſteckte Höhle lag.

Ein kryſtallhelles Bächlein floß durch das dichte Gehölz, das ſie rings umgab, und an den Klippen empor ſchlang ſich üppiges Himbeergeſträuch, mit ſchlanken Brombeerranken vermiſcht, das, von reichlicher Frucht beladen, den müden Pilgern die reichlichſte Labung bot! „Hier wollen wir bleiben!“ rief Liba, und ging, die geräumige Höhle zu ſäubern. Sie bettete, ſo weich ſie vermochte, des Greiſes Haupt auf Moos und duftiges Laub, und zog dann den Vorhang vorſichtig zu, den die Natur ſelbſt gewoben hatte, um den Eingang der Höhle zu verbergen, und den armen Flüchtlingen eine ſichere Freiſtatt zu verleihen.

* * *

Mehrere Tage waren verfloſſen, ohne daß ſich ein menſchliches Weſen der einſamen Felſenſchlucht genähert hatte. Schon trug Walther, von Liba's kindlicher Ergebung geſtärkt, ſein trauriges Schickſal mit größerem Muthe; er betrachtete es als ein Strafgericht, das ſeine Schuld wohl verdient, und begann mit prüfendem Ernſte ſeine Vergangenheit zu überſchauen. Oft ergriff die lebhafteſte Reue ſein Gemüth, und gern hätte er den Verluſt ſeiner Güter ertragen, hätte er damit ſeinen Antheil an der blutigen That loskaufen können. Auch des ſanften

Schotts gedachte er oft, und der Gedanke, ihn auf immer verloren, und ſomit auch Liba's Lebensglück zerſtört zu haben, preßte die bitterſten Thränen aus ſeinen Augen, und bald verloſch bei dieſen Ausbrüchen heftigen Schmerzes der letzte Strahl ihres Lichts.

Einſt, als Liba hinausgegangen war, neue Labung zu ſammeln, und ſich weit und weiter in die Waldung hineinwagte, gewahrte ſie unten in dem ſchattigen Waldgrunde eine männliche Geſtalt. Es war ein Jäger, der, das Haupt in die Hand geſtützt, gedankenvoll da ſaß. Zwei große Doggen lagen ihm zur Seite, beide ſchienen von den Beſchwerden der Jagd ermüdet zu ſein. Die Freude, ein menſchliches Weſen zu ſehen, hätte Liba bald die Nothwendigkeit vergeſſen laſſen, ihren Aufenthalt keinem Blicke zu verrathen. Nur mühſam preßte ſie den Schrei froher Ueberraſchung zurück, während ſie näher heranſchritt, um die Züge des Unbekannten zu erſpähen. Jetzt wandte er ſein Geſicht, und — o Himmel! es war Schott, deſſen Antlitz ſie erblickte, Schott, der, wenige Schritte von ihr, in trübes Nachſinnen verſunken ſaß.

Von namenloſen Gefühlen überwältigt, ſank Liba auf ihre Kniee. Sie ſtreckte ihre Arme aus nach dem theuern Bilde, aber kein Laut verrieth ihre Nähe. Das Glück ihres Freundes forderte ihr Verſtummen; dieſer Gedanke verſchloß ihr liebendes Herz. „Nie, nie darf er mich finden!“ weinte ſie leiſe. „Die Gemeinſchaft mit den Geächteten würde auch ihn deſſelben Schickſals theilhaftig machen; er würde der Verfolgung des Kaiſers nicht entgehen, wollte er denen Schutz gewähren, deren Haupt dem Schwerdte der Rache verfallen iſt! Nein, möge Gott ihn ſegnen mit des Lebens Freude und Glück! Bald werden die Thränen vertrocknen, die er um Liba weint. Er wird der Todtgeglaubten die Liebe bewahren, die die Lebende nicht mehr beſitzen darf, und meinem Vater verzeihen, um des Bundes willen, den unſere Herzen geſchloſſen haben."

Vorſichtigen Schrittes begab ſie ſich hinweg, um nach Hauſe zu kehren. Aber noch einmal ſiegte das Herz. Der Gedanke, daß er ſie aufgeſucht, daß er, wenn er ihre Spur nicht entdeckt, wohl nie mehr zurückkehren werde in dieſe Wildniß, zog ſie aufs neue zurück zu der theuren Geſtalt. Zitternd bog ſie ſich von dem Felſen nieder, an deſſen Fuße der Geliebte ſaß, ſie glaubte ſeine Seufzer zu hören, ſeine Thränen zu ſehen, aber in demſelben Augenblicke erhob ſich der Jüngling. Schnell, wie ein verſcheuchtes Reh, flog Liba in die Felſen zurück; kaum wagte ſie ſich umzuſehen, aus Furcht, ihre Gegenwart zu verrathen; athemlos kam ſie bei der Höhle an, an deren Eingange Walther mit gefaltenen Händen ſaß. „Lange habe ich deiner geharrt, Liba!" begann der Greis. „Ich wollte, du geleiteteſt mich auf die Felſenwand, von deren Gipfel man die Ferne überſchaut, wie du ſagſt, und den Sonnenuntergang. Mich verlangt aus dem dunkelen Thale empor zu dem reinern Licht! Wenn des Himmels Lüfte mich wieder umſpielen, wird mir wohl werden. Ach, ich habe ſo lange nicht die ſchöne Sonne geſehen!"

„Armer Vater!" ſeufzte Liba, „möchte ihr Strahl Eure Nacht zu lichten vermögen! Gern will ich Euch hinaufgeleiten, wenn es Euch Beruhigung verſchafft. Die Luft iſt ſchwül, und es ſcheint ein Wetter heraufzuziehen. Vielleicht, daß der freie Lufthauch Euch erquickt, wenn auch Euer Auge das Schauſpiel des Himmels nicht zu ſehen vermag."

„Du ſollſt mir dein Auge leihen!" entgegnete Walther. „Der Blick meiner Seele iſt heute ſo klar, daß ich nur deiner Worte bedarf, um alles im Geiſte zu ſchauen." Da faßte Liba des Vaters Arm und geleitete ihn ſanft die Felſenſteige hinan, bis auf den Gipfel des Geſteins. Hier, unter dem Stamme einer Eiche, ſtand Liba ſtill, um dem Greiſe einen bequemen Sitz zu bereiten. „Sind wir am Ziele?" fragte Walther Liba, das Antlitz, von kühlern Lüften umſpielt, heiter erhebend.

„Laßt Euch nieder unter dem kühlen Dache dieſes Baumes!" bat Liba. „Ich ſtehe Euch zur Seite und will Euch erzählen von den Wundern der Schöpfung. Welch ein herrliches Schauſpiel thut ſich vor uns auf! Einem Triumphbogen vergleichbar, erhebt ſich das Rieſengewölk immer höher und höher, durch deſſen nächtliche Pforte man weit in die purpurne Ebene hinabſchaut. Jetzt zieht ein Adler durch die ſtolze Wölbung. Ein

Blitz ſucht ſeinen Fittig zu lähmen, aber er dringt muthig hindurch durch die Pforte der Nacht und badet ſich jetzt ſchon im ſonnigen Lichte. Jetzt ſtoßen die Wolken dichter zuſammen. Dunkele Schatten fliegen über die Tiefe dahin, und majeſtätiſche Flammen durchbrechen den nächtlichen Schleier. Des Sturmes Fittig beginnt die Wipfel der Eichen zu beugen, und ängſtlich fliehen die Bewohner der Luft in den ſchützenden Waldgrund hinab.

Iſt das himmliſche Thor noch geöffnet?“ fragte der Greis, mit den erloſchenen Blicken den Himmel ſuchend. — Da war es, als ſtröme ein Feuermeer aus dem Wolkenſchooß. Ein furchtbarer Donnerſchlag ſchmetterte herab, daß die Felſen erdröhnten. Mit einem leiſen Wehruf umſchlang Liba den ſinkenden Greis. Laut praſſelnd ſchlug die Flamme an dem geborſtenen Eichenſtamme empor, daß die Gegend umher im rothen Wiederſchein erglühte.

* * *

Schott von Grünſtein, von dem Geräuſch betroffen, das Liba's Fliehen in der lautloſen Oede verurſachte, war emporgedrungen, um die Spur eines lebendigen Weſens zu finden. Lang irrte er ſpähend in den Klippen umher, das verwachſene Geſtrüpp verſperrte ihm oft den Weg und trat hindernd ſeinem Verlangen entgegen. Da gewahrte er nach langem, vergeblichem Spähen einen Strauß von Waldbeeren, der Liba's Händen entglitten war. Von heimlicher Hoffnung bewegt, ergriff er das leitende Zeichen, während die Doggen in geſchäftiger Eile die aufgefundene Spur weiter verfolgten. Weder die beſchwerliche Bahn, noch das aufziehende Wetter hinderten ſein Streben. Ach, ſeit langen Tagen irrte er in der Umgegend des zerſtörten Schloſſes umher, ſich feſt an die Hoffnung klammernd, daß Walther und Liba den Händen der Mörder entflohn, und er ſie durch Gottes Beiſtand auffinden werde, um das wieder gut zu machen, was er, in thörigte Sicherheit eingewiegt, verſäumt zu haben vermeinte!

Jetzt hatte er die Felſenwand erreicht. Er ſah den Blitz aus den Wolken fallen; er wankte, von dem dröhnenden Donnerſchlage betäubt, und bald leuchtete die brennende Eiche, einer Todesfackel vergleichbar, in fürchterlicher Schönheit von der kahlen Klippe herab. Eine unwiderſtehliche Gewalt trieb den Jüngling empor, um das große Schauſpiel näher zu beſchauen. Mühſam erklomm er die Höhe, die das ſchreckliche Licht in den Thalgrund ſandte.

Da — wer beſchreibt ſein Entſetzen? — erblickte er die Leichen der Erſchlagenen, und bei dem Scheine der Blitze erkennt er Liba's Engelsangeſicht, wie es in bleicher Verklärung an dem Buſen des Vaters ruht.

„Todt!“ ſtammelte Schott, das vom Blitzſtrahl getroffene Haupt des unglücklichen Walther's emporhebend. Und auch du dahin, die mir nicht vergönnt war, aus den Händen des Unglücks zu retten?“ Er ergriff Liba's

Hand; ſchlaff ſank ſie an der ſeinen hinab, keine Spur des Lebens in der ſchönen Geſtalt! Auch ſie war von dem elektriſchen Schlage getroffen, aber, als hätte ſie eines Engels Hand beſchützt, lächelte ihr holdes Antlitz, unverſehrt und von keinem Zeichen der Zerſtörung entſtellt, in des Todes Umarmung, und, die Hand des Vaters feſt in der ihrigen haltend, ſchien ſie aus kindlicher Treue ihm hinüber gefolgt zu ſeyn in die Hallen des Friedens.

Vergebens verſuchte Schott mit dem ſüßeſten Namen die Geliebte aus ihrem Schlummer zu wecken. Schweigend faltete er ſeine Hände über dem Grabe ſeines Glükkes, bewegungslos an Liba's Seite knieend, bis das Wetter vorüber war und der Strahl der ſinkenden Sonne die Höhe vergoldete. Da trug er die Entſeelten den Felſenpfad hinab und bettete ſie in die Höhle, bis daß er die Gräber bereitet haben würde. Alles, was er hier vorfand, mahnte ihn an Liba's Treue, ſprach als ein Denkmal der heiligſten Kindesliebe zu ſeinem Gemüthe. Ergriffen von dem traurigem Geſchicke ſeiner Geliebten, gelobte er, fortan der Welt zu entſagen und auf der Stelle, wo er ſie wiedergefunden, eine Kapelle der Mutter Gottes, zum Andenken der frommen Liba, zu erbauen. Die Höhle, wo ſie gewaltet, beſchloß er fortan zu ſeinem Aufenthalte zu erwählen und ſein Leben ſtrenger Buße zu weihn, bis ihn Gott heimberufen werde zu dem Wiederſehn ſeiner Geliebten. Die Felſenwand aber, auf deren Höhe er ſpäter die Leichen der Erſchlagenen einſenkte, nannte er den Treuenfels, zur Erinnerung an Liba's Kindesliebe und ſein eigenes trübes Geſchick.

* * *

Noch kann der Wanderer, der unfern des Siebengebirges die ſchönen Gegenden des Rheingau's durchpilgert, die jähe Felſenwand finden, von deren Gipfel die Ueberreſte einer Kapelle traurig herabſehen; dies iſt der Treuenfels, und bis heute zeigt man in der Mitte jener Ruinen einen Grabſtein, auf dem der Name Liba deutlich zu erkennen iſt. Wie auch die übrigen Schriftzüge auf demſelben durch die Länge der Zeit verwittert ſind, dieſer Name hat ſich erhalten, wie die Sage von der Jungfrau traurigem Geſchicke, und nie wird das Andenken ihrer frommen Kindesliebe untergehn, ſo lange der Treuenfels ſteht, der als Denkmal ihrer Tugenden der ſpäten Nachwelt geblieben iſt.

Welen der Vogelsteller

oder

die Entſtehung der Burg Boskowitz.

Zur Zeit, als die fränkiſchen Prieſter Richar und Urolf, von Ludwig dem Frommen geſendet, die Wälder Mährens durchzogen, um den an ihren alten Göttern feſthängenden Slaven die chriſtliche Glaubenslehre zu verkünden, lebte auf der Veſte Spielberg ein mähriſcher Fürſt, Priwinna geheißen, derſelbe, den die Sage als den Gründer Brünns anführt.

An kriegeriſche Thätigkeit gewöhnt, fand Priwinna weder an behaglicher Ruhe, noch an geiſtigen Beſchäftigungen Geſchmack. Nur die Freuden der Jagd vermochten ihm in Ermangelung kriegeriſcher Abentheuer zu genügen, und die uralten Forſten ſeines Gebietes, die er, gleich den Aermſten ſeines Gefolges, in Thierfelle gekleidet, durchzog, wären und blieben ſein liebſter Aufenthalt. So kam es einſt, daß er, mit hochgeſchwungenem Speer einem Ur nachſetzend, ſich in der Hitze der Jagd von den Seinen entfernte, und weit abirrte von dem ihm bekannten Pfade. Je mehr er ſich bemühte, das Dickicht zu durchdringen, das ihn von allen Seiten umgab, deſto tiefer gerieth er in die Wildniß hinein. Vergebens ertönte ſein Hifthorn, die Gefährten zu rufen; es verſcholl in dem einſamen Waldesreich, und nur das Echo erwiederte mit weithin ſchallendem Seufzen den ſchmetternden Laut. Schon brach die Nacht herein, und Priwinna ſah, daß er für heute ſeine Ruheſtatt unter freiem Himmel aufſchlagen müßte. Schon hatte er ſein Haupt auf die bemooſten Wurzeln der alten Eichen gebettet und die Augen geſchloſſen, als ein heftiger Donnerſchlag ihn plötzlich aufſchreckte. Unwillig fuhr er empor. Der Himmel hatte ſich ſchwarz umzogen, unheimlich hauſte der Sturm in den alten Wipfeln, und dazwiſchen grollte der Donner, zuckten feurige Blitze, als wollten ſie im Zorn die ganze Waldung verheeren.

„Furchtbarer Czernebog!“ rief Priwinna, ſich von ſeinem Lager erhebend, „du ſcheinſt mir zu zürnen, mir, der ich die alten Götter beſchützte, und die neue Lehre zurückwies mit redlichem Eifer? Woher dieſes Strafgericht? Hielt ich nicht Thore und Herz verſchloſſen den fränkiſchen

Prieſtern, und hab' ich nicht überall die Altäre wieder aufgerichtet und ſie mit neuen Opfern geweiht?

So ſprechend ſchritt er unmuthig einer Höhle zu, um ſich dem ſtürzenden Hagelregen zu entziehen, der links und rechts Zweige und Aeſte herabbrach, und arg genug war, den trotzigſten Waidmann zu ſchrecken. Auf ſeinen Speer geſtützt betrachtete er hier, ſich allmählig beruhigend, den Kampf der Elemente, als ein neuer Feind, fürchterlicher, denn das Ungewitter, ihn plötzlich bedräute.

Ein dumpfes Gebrüll im Innern der Höhle hatte ihm kaum denſelben verrathen, als die Bärin, deren Schlaf er geſtört, ſich auch ſchon mit hungriger Gier ihrem Gaſte entgegenwarf. Priwinna vermochte kaum Zeit zu gewinnen, ſeine Waffen zu gebrauchen. Laut ſchreiend ſandte er ſeinen Speer in den Rachen des Unthiers, und als dieſes, heftig getroffen, taumelnd zurückwich, benutzte er den Augenblick, mit großer Anſtrengung einen Baum zu erklimmen, um waffenlos, wie er jetzt war, ſein Leben vor der blutdürſtigen Bärin zu ſichern. — Kaum hatte er denſelben erſtiegen, als das Thier mit fürchterlichem Toben aufs neue hervorbrach. Blutend und bis zum Tode verletzt, ſchien es um ſo hartnäckiger ſeine Beute zu begehren. Des Feindes Spur verfolgend, umkreiſte es laut ſtöhnend den Baum, bäumte ſich an demſelben empor, wiederholt den Angriff erneuernd, daß die Waldung weit wiederhallte von dem fürchterlichen Gebrüll ſeiner Wuth.

Nie hatte Priwinna die Furcht gekannt; zum erſtenmal ſträubte ſich ſein Haar empor; er klammerte ſich feſt an den rettenden Stamm, mit Entſetzen hinabblickend auf das wuthſchäumende Thier. Bei jedem heftigen Windſtoß, der den Baum erſchütterte, glaubte er ſich zum Opfer erkoren, und ſein Unwille gegen Czernebog, der ihn ſo ungerechter Weiſe zum Gegenſtand ſeinen Zorns erkoren zu haben ſchien, verſuchte es bald in angſtvollem Gebet, bald in lauten Vorwürfen ſich Luft zu machen, bis nach der qualvollſten Stunde ſeines Lebens die Bärin entkräftet zu Boden fiel, und unter leiſem Stöhnen verendete. Das Ungewitter hatte ſich während deſſen beruhigt; matte Blitze leuchteten nur dann und wann noch durch den fliegenden Wolkenflor, bis ein röthlicher Schimmer in Oſten den nahen Morgen verkündete. Eilig begab ſich nun der Fürſt von dem Baume herab; kaum wagte er zu unterſuchen, ob die gefährliche Feindin wirklich beſiegt ſey; er ergriff vielmehr, ſo ſchnell er vermochte, den Speer, ſo die Bärin verloren, und verließ raſchen Schrittes den Schauplatz der Gefahr. — Mühſam bahnte er ſich den Weg durch Büſche und Dornengeſtrüpp, bis er auf einen ſchönen Wieſenplatz kam, wo er von den Beſchwerden der geſtrigen Nacht ein wenig auszuruhen beſchloß. — Als er die Angen wieder aufſchloß, vergoldete das volle Morgenlicht bereits die Baumwipfel umher, und ein erquicklicher Duft wehte um die thauſchweren Zweige, welche den ſilberhellen Thau niederſtreuten auf den blumigen Raſen. Priwinna ſchaute umher, um irgend eine Spur zu entdecken, die ihn aus der Waldung, welche die Wieſe begränzte, hinausführen möchte; aber all ſein Spähen blieb umſonſt, kein menſchlicher Fuß ſchien dieſe ſchöne Einöde je betreten zu haben. Ein quälender Hunger mahnte ihn, ſeine Wanderung aufs neue fortzuſetzen; aber der Tag verging, und es kam die Nacht, ohne daß er einen Ausweg gefunden, oder irgend eine Erquickung genoſſen hatte. Ermattet ſank er aufs neue auf das unwirthliche Lager, ein ſtärkender Schlummer ſenkte ſich auf ihn herab, und er entzog ſich erſt demſelben, als die Sonne ſchon hoch vom Himmel herabſchien. Freundlicher Tag! ſo begann der Fürſt, ſeiner Verlaſſenheit gedenkend: allen ſcheinſt du ein Bote des Lebens zu ſeyn, ſoll ich denn allein in Elend verſchmachten, und dahinſterben in der Kraft der Jahre, ohne Troſt, ohne Beiſtand?

Da warf die Sonne einen blendenden Strahl durch das Laubdunkel herab, und er berührte des Trauernden Antlitz, daß er die Augen zu Boden ſenkte, von dem gewaltigen Lichte getroffen. Alſobald erhob ſich der Fürſt, und wie von einer lebendigen Hoffnung getrieben, beſchloß er, dem himmliſchen Lichte zu folgen, das ihn ſo fühlbar getröſtet. Schon war er eine geraume Zeit vorwärts geſchritten, als ein nahes Geräuſch die lautloſe Stille des Waldes unterbrach. Ein Reh ſprang aus dem Dickicht hervor, den Fremdling lange mit treuherzigen Augen betrachtend, und dann mit luſtigen Sätzen vor ihm hergaukelnd, als wolle es ihn neckend zum Wettlaufen ermuthigen. Priwinna beſchloß, es zu verfolgen, um ſich im Nothfalle ein Mahl von ihm zu bereiten. Seinen Speer erhebend, eilte er ihm nach, ſo ſchnell es ſeine Kräfte erlaubten, aber das ſchlaue Reh hielt ſich ſtets in einer Entfernung von ihm, die es ihm unmöglich machte, es zu erlegen. Schon lichtete ſich der Wald, und ließ des Abends Gluthen hindurchſcheinen, als Priwinna's Speer den Flüchtling endlich ereilte; blutend ſtürzte das Reh, und frohlockend bemächtigte ſich der Sieger der willkommenen Beute. — Als er nun ruhiger um ſich her ſchaute, gewahrte er, daß er ſich auf einem Fußſteig befand, der ſeitwärts zu einem Hügel emporführte. Er empfand hierüber die lebhafteſte Freude; nie hatte ihn die Nähe menſchlicher Weſen zu ſolchem Entzücken begeiſtert. Das Reh auf ſeinen Rücken ladend, ſetzte er nun ſeinen Weg freudig fort, und kaum war er einige Schritte emporgeſtiegen, als er am Abhange des Hügels eine Hütte erblickte, die von Bäumen umſchloſſen, einen überaus lieblichen Anblick gewährte. Bald hatte Priwinna dieſelbe erreicht; die umhergeſtellten

Netze ſchienen die Wohnung eines Vogelſtellers anzudeuten. Freudig klopfte er an das Thürlein, und alſobald wurde geöffnet. Ein junges Paar trat ihm neugierig entgegen. „Wer ſeyd Ihr?“ frug ihn der Vogelſteller, als der Fürſt um ein Obdach bis morgen gebeten. „Ein armer Waidmann aus Priwinnas Gefolge,“ entgegnete jener. Drei Tage irr' ich im Walde umher, ohne den Ausweg zu finden. Verſtattet mir, mich bei euch Raths zu erhohlen, und bereitet mir ein Mahl von dem Wildprett, ſo ich bei mir führe. Alſo ſprechend nahm der Fürſt das Reh von ſeinen Schultern, und ließ es zu den Füßen der jungen Wirthin herabgleiten; aber kaum hatte dieſe auf daſſelbe geblickt, als ſie, ſich zu ihm niederwerfend, in heftiges Weinen ausbrach. Auch der Vogelſteller beugte ſich betroffen zu dem blutenden Rehe herab, das mit den matten, halbgebrochenen Augen noch in ihm ſeinen Gebieter zu erkennen ſchien, und gleich ihm große Thränen vergoß.

Was iſt's, das euch alſo betrübt? frug Priwinna befremdet: Herr, entgegnete Welen, denn ſo war der Name des Vogelſtellers, Ihr habt da unwiſſentlich unſere größte Freude, den einzigen, treuen Gefährten unſerer Einſamkeit getödtet. Das Thier war wie ein Kindlein an unſere Stimme gewöhnt, es beſuchte uns täglich und empfing ſein Futter aus der Hand meiner Anka; heut habt

Ihr es auf demſelben Wege gefunden, und für den Dienſt, den es Euch that, Euch aus der Wildniß zu führen, habt Ihr ihm mit dem Tode gelohnt. — O du armes Rehlein, du gutes, treuherziges Thier, wie elendiglich mußt du umkommen für alle deine Liebe und Treue! — Alſo ſprechend, beugte er ſich aufs neue auf daſſelbe herab, und beide liebkoſten ihm unter ſtrömenden Thränen. Priwinna konnte über den allzulebhaften Schmerz des jungen Paares ſeinen Mißmuth nur mühſam verbergen. Er bedeutete ſie, wie die Schuld dem Zufall allein zuzuſchreiben ſey, und forderte, von Hunger gequält, in etwas barſchem Tone die Bereitung des Mahls. Bei dieſen Worten richteten ſich beide ſeufzend empor, blickten bald den Fremdling, bald ihren ſterbenden Liebling an, und verließen dann mit demſelben das kleine Gemach.

Priwinna, der ſich nunmehr allein glaubte, gewahrte, als er um ſich blickte, zu nicht geringem Erſtaunen in einer dunkleren Ecke des Gemachs eine männliche Geſtalt, die, über ein Buch gebeugt, ihn wenig zu betrachten ſchien. Es war ein Greis von ehrwürdigem Anſehn. Die braune Kutte, die er trug, floß bis zur Erde herab, und ein ſilberweißer Bart ſchien dem friſchen Leben des Geſichtes widerſprechen zu wollen. Was leſet Ihr da, alter Vater? begann Priwinna, nachdem er ſeinem Gefährten eine Weile über die Schultern geſchaut. — Ich leſe im

Buche des Lebens, entgegnete jener; keiner ſchöpft daraus, ohne Friede und Freude zu gewinnen. — Ei, ſo beweiſet, daß Ihr mit Nutzen geleſen! fuhr Priwinna fort: ſchafft Frieden zwiſchen mir und jenen Leuten, die mich ſo eben verlaſſen. — Seid unbekümmert, was dieſe, meine Schüler, betrifft! gab jener zurück: wo der Geiſt des Friedens einkehrt, da iſt der Zwietracht und dem Haß für immer der Kopf zertreten. — Ich habe ſie das ewige Heil kennen gelehrt, und ſie haben es angenommen; dafür ſei Dank gebracht unſerem Herren, der uns in dieſe Wildniß geſandt hat, ſeinen heiligen Namen zu verbreiten. —

Priwinna wurde neugierig; er warf einige Blicke in das Buch; aber vergebens. Die Schriftzüge deſſelben waren ihm unbekannt. Er bat nunmehr den Alten, ihm einiges aus dem Buche zu leſen; freundlich gehorchte der Mönch, das Antlitz von innerer Freude verklärt. Priwinna verwandte keinen Blick von demſelben, nie hatte er ähnliche Ermahnungen und Lehren, nie eine Sprache vernommen, die ſo gewaltſam das Herz zu durchdringen verſtand. — Wer iſt es, der dieſe Worte geſprochen? frug er endlich, von der ihnen beiwohnenden Kraft lebendig ergriffen. — Haſt du nichts von dem Gott der Chriſten gehört? frug der Mönch. Priwinna ſprang auf, doch faßte er ſich bald und begann: Wenn du zu jenen gehörſt, ſo die neue Glaubenslehre zu predigen erſchienen, ſo ſage ich dir, daß du nicht Frieden, ſondern Zwietracht zu ſäen gekommen biſt.— Wiſſe, daß Fürſt Priwinna feſthält an dem Glauben der Väter, und du ihm durch die Verbreitung der neuen Lehre wohl des Landes Kinder entfremden, ihn aber nie ſeinen Göttern abwendig machen wirſt! —

Wenn Priwinna das Gnadengeſchenk der chriſtlichen Lehre verſchmäht, entgegnete jener, ſo beraubt er ſich ſelbſt des köſtlichſten Gutes. Aber Unrecht haſt du, wenn du ſagſt, er verlöre die, die trotz ſeinem Verbot Herz und Haus dem wahren Heile geöffnet. Wenn du wüßteſt, was es heiße, ein Chriſt zu ſeyn, ſo würdeſt du finden, daß jeder Herrſcher an ſolchem den redlichſten Unterthan habe, und nimmer des Uebels von ihm befürchten darf.

Da ſprichſt du gegen die Wahrheit! entgegnete Priwinna: deine Lehre macht die unſre zu Schanden, und uns zu Thoren. Wie kann man aber einem Thoren gehorchen und ihm Liebe beweiſen?

Unſer Chriſt lehrt uns des Bruders Irrthümer ertragen, bis Gottes Gnade auch über ihn gekommen iſt.

Alſo giebſt du doch zu, daß euer Gott die unſern verachten lehre?

Allerdings. Der alleinige Gott hat ein Gräuel an euren Götzenopfern, und muß ſie verachten.

Da ergrimmte Priwinna über des Alten Rede. Es war ihm, als müßte er noch einmal die Sache der alten Götter führen, und ſtark und gewaltig vertheidigte er dieſelben gegen den Diener des Herrn. Es war aber dieſer Streit nicht umſonſt entzündet worden, denn jemehr er ſeine Kräfte aufbot, ſeinem Glauben den Sieg zu verſchaffen; je tiefer mußte er dem ruhigen, klarberedten Lehrer gegenüber, von der Unzulänglichkeit deſſelben überzeugt werden, und obgleich er ſeinem Gegner äußerlich kein Recht zugeſtand, ſondern es mit ſeiner Heftigkeit ſo weit trieb, daß der Mönch, ſich traurig von ihm abwendend, verſtummte, ſo war doch durch dieſen Gewitterſturm der Boden ſeines Herzens gelockert worden, und manches Saamenkorn der göttlichen Lehre hatte, trotz ſeiner Widerſprüche, darin Wurzel gefaßt.

Während er noch erhitzt und erzürnt in dem kleinen Raum der Hütte auf und ab ſchritt, hatte ſich der Greis ſtillſchweigend entfernt, der Vogelſteller aber und ſeine Frau betraten jetzt ſchüchtern das Gemach, und begannen, ſo gut ſie vermochten, das kleine Mahl zu beſtellen.

Priwinna bemerkte, in des Mönches Reden verſenkt, kaum die Sorgfalt und Emſigkeit ſeines Wirthes; ſchon dampfte das leckerbereitete Wild auf der Schüſſel, als er, dem Zuge der Natur folgend, endlich aus ſeinem Hinbrüten emporfuhr, und ſich zur Tafel begab. — Er unterließ nicht, ſich nach ſo langem Faſten doppelt gütlich zu thun, und verzehrte ſeine Mahlzeit, ohne es ſonderlich zu beachten, wie weder ſein Wirth, noch Frau Anka an demſelben Theil nahmen, ſondern nur ſtill und freundlich beſchäftigt waren, ihn zu verſorgen, zu bedienen. Erſt als letztere nach beendetem Mahle ſich anſchickte, ein Lager von Moos dem Fremdling zu bereiten, gedachte er des Zufalls, der ihn hierher geführt, mit heimlichem Dank. — Doch ehe er noch dieſen zu äußern vermocht, hatte ihm ſchon Welen mit treuherzigem Händedruck eine ſanfte Nachtruhe gewünſcht, und auch Frau Anka hatte ſich leiſe zurückgezogen in ihr Kämmerlein, um ihren Gaſt nunmehr der Ruhe zu überlaſſen.

Das Morgenlicht ſchimmerte ſchon durch das Hüttenfenſter, als Priwinna erwachte. Der tiefe Schlaf, deſſen er ſich erfreut hatte, ſchien die Erinnerung der letzten Scenen faſt ganz aus ſeinem Gedächtniß verdrängt zu haben, er konnte ſich nur mühſam beſinnen, wo er ſich befand, und ſtaunte fragend ſeine Umgebungen an.

Endlich wurde es heller in ſeinem Sinn. Er gedachte des Abenteuers im Walde, und je greller daſſelbe hervortrat, je dankbarer fühlte er ſich gegen ſein Geſchick geſtimmt, das ihn durch des Retzes Erſcheinen von dem qualvollen Hungertode in jenen Wildniſſen befreite. — Er erinnerte ſich zugleich der Klagen des armen Vogelſtellers, deſſen Liebling er getödtet. Seinen Verluſt betrachtend, mußte er ihm ſeine Dienſtfertigkeit und liebreiche Sorgfalt doppelt anrechnen, und ſich geſtehen, daß er dem, ſo ſein liebſtes Kleinod geraubt hätte, wohl ſchwerlich mit ſo vieler Güte vergolten haben würde. Bald trat auch das Bild des Mönches vor ſeine Seele, und er ſah ſich faſt ſchüchtern nach ihm um; da er ſich aber in dem Gemach ganz allein ſah, konnte er nicht umhin, ſich einige ſeiner Lehren zurückzurufen, und ſie ernſter zu erwägen. Während, er noch in Nachdenken vertieft, auf ſeinem Lager ſaß, öffnete ſich die Thür, und herein ſchaute Welens heiteres Geſicht. Kann ich Euch dienen, lieber Herr? frug er beſcheiden. Komm herein! rief Priwinna; und alſobald trat der Vogelſteller ins Gemach. — „Das Unwetter der vergangenen Nächte ſcheint Euch arg mit geſpielt zu haben,“ begann Welen, ſeinen Gaſt theilnehmend beſchauend. „Euer Geſicht iſt voll Staub, und in Euren Haaren niſten Diſteln und Dornen; dabei iſt Euer Mantel vielfach zerriſſen, und ich werde Euch nicht rathen, alſo vor unſerm Herrn und Fürſten zu erſcheinen! Wollt Ihr, ſo kämme ich Euch die verworrenen Locken, und bringe Euer Gewand in Ordnung, bevor ich Euch geleite auf den rechten Weg zum Schloſſe Priwinna's! —

Biſt du auf jener Burg ſchon geweſen, und kennſt du den Fürſten? frug Priwinna.

Ei, wie ſollte ich dieß? entgegnete Welen, indem er ſich anſchickte, des Gaſtes Haar zu ſtrählen. Ihr vergeßt, daß ich ein armer Vogelſteller bin, und keiner unnützerweiſe auf der Veſte Spielberg erſcheinen darf! —

„Hältſt du den Fürſten für alſo ſtolz und hoffärtig, daß ſich deines Gleichen nie vor ſeine Augen wagen dürfte? — frug Priwinna.

Mit nichten, Herr! aber da eben ſeine Milde bekannt iſt unter dem Volke, ſo giebt es der Armen ohnehin genug, die ſich zudrängen, und ich möchte ihre Zahl nicht vermehren, ſo ſehr ich des Fürſten Antlitz zu ſehen, Verlangen trage.

„Du haſt ihn alſo lieb, und biſt doch ein Chriſt, und beteſt zu andern Göttern?“ frug Jener.

Herr! rief Welen: Ihr mögt es mir glauben, ſeitdem ich ein Chriſt geworden, meine ich es erſt mit allen Menſchen recht wahr und treu, vorzüglich aber mit unſerm Landeshaupt, das Gott uns zum Schutz und Horte gegeben. Noch iſt unſerm Fürſten des Chriſtenthumes Seegen unbekannt, aber ſeine Treue und Sorgfalt für uns beweiſt, daß er es vor allen werth iſt, des Herren Gnade zu empfangen.

„Und denket ihr alle ſo, die die fränkiſchen Prieſter getauft haben?

Alle, lieber Herr, die das Heil des Chriſtenthums empfunden! O ich wünſchte, auch Euch würde dieſe Wohlthat zu Theil! Gern würde ich und Anka des unglücklichen Rehes vergeſſen, und Gott für dieſen Zufall Dank ſagen, hätte des frommen Prieſters Lehre Euer Herz erleuchtet, und wäre unſer Verluſt Euch zu ſo großem Gewinne geworden! O wir haben beide für Euch gebetet! —

„Für mich gebetet?“ unterbrach ihn Priwinna. „Für mich, der ich euer Liebſtes euch von dem Herzen geraubt?“

Unſere Lehre gebeut uns, ſelbſt denen wohlzuthun, die uns Uebels zugefügt! entgegnete jener; Ihr aber ſeid nicht einmal unter dieſe zu zählen, denn was Ihr thatet, iſt ohne böſe Abſicht geſchehn.

„Du machſt deinem Unterricht Ehre, rief Priwinna, indem er ſich erhob, und Welen, der ſeinen Dienſt beendet, beſcheiden zurücktrat. — Aber ſprich! begann er von neuem, du ſcheinſt ſo zufrieden, und biſt doch, wie mir däucht, nur von Dürftigkeit umgeben. Iſt eure Lehre ſo reich, daß ihr auch der äußern Bequemlichkeit nicht bedürfet, oder haſt du noch Raum in deinem Herzen für irdiſche Wünſche?“

Herr! entgegnete Welen, mir hat meine Armuth noch nie Kummer gemacht. Wir ſind zufrieden und glücklich, ſo lange uns Gott des Lebens Unterhalt und ein friedliches Obdach gewährt. Aber daß bisweilen ein Wunſch in uns rege wird, das wollen wir eben ſo wenig läugnen. Hegte ich doch erſt geſtern das Verlangen, eine geräumigere Hütte zu beſitzen, als Ihr bei uns einſprachet, und habe ich auch doch heute eben ſo freimüthig meinen Wunſch geſtanden, unſern vielgeliebten Fürſten einmal von Antlitz zu ſehen! —

Was deinen erſten Wunſcht betrifft, lächelte Priwinna, ſo kann ich, wie beſcheiden er auch iſt, ihn freilich nicht erfüllen. — Was aber dein Begehr anbelangt, des Fürſten Antlitz zu ſchauen, ſo liegt deſſen Erfüllung in meiner Hand. Komm demnach zu Ende der Woche nach Spielberg, dann, weiß ich, iſt der Fürſt ſicher zu Hauſe.

Damit dich aber der Schloßwärter erkenne, daß du derjenige biſt, den ich zu ſprechen begehre, ſo weiſe ihm zum Beweiſe dieſen Kamm vor, mit dem du vorhin mein Haar geſtrählet, dann wird er dich alſobald zu mir geleiten, ich aber werde dir einen Platz anweiſen, von welchem du den Fürſten bequem ſchauen kannſt.

Welen war über dieſe Verheißung überaus erfreut. Er verſprach zu Ende der Woche vor der Veſte Spielberg zu erſcheinen. — Priwinna's Geſicht glänzte gleich dem ſeinen von dem Strahl innerer Zufriedenheit, und es war ſchwer zu unterſcheiden, wer von ihnen in dieſem Augenblicke der Glücklichere ſey.

Während deſſen hatte Frau Anka den Morgenimbiß aufgetragen. Sie hatte ihren letzten Vorrath geopfert, um dem Fremdling eine Erquickung zu bereiten, und ſaß nun an der Seite der Männer, ſtill und freundlich ihrem Geſpräche lauſchend, und ſich an des Gaſtes ſichtlicher Heiterkeit weidend.

Des Fremdlings Abenteuer im Forſte hatte Welen zu gleichen Mittheilungen angeregt. Mit ſteigendem Feuer malte er manchen gefahrvoll beſtandenen Kampf mit den Bewohnern des Waldes, und Priwinna bemerkte mit Wohlgefallen, wie ſich in Welens Gemüth Milde und

Kraft, Sanftmuth und Tapferkeit auf das erfreulichſte vereinten.

Als der Fürſt ſich endlich erhob, um, an Geiſt und Leib geſtärkt und erquickt, ſeine Wanderung anzutreten, ſchien der Abſchied ihm ſowohl, wie den guten Hüttenbewohnern, gar ſchwer vom Herzen zu gehen. Stillſchweigend geleitete ihn Welen von dem gaſtlichen Hügel hinab. Sie durchſchritten gemeinſchaftlich die unwirthlichen Forſten, und der freundliche Begleiter ſchied erſt dann von ſeinem Gaſte, als die Zinne der Burg Spielberg den Wanderern vom hohen Hügel entgegenleuchtete.

* * *

Schon war der feſtliche Tag herangekommen, an welchem dem redlichen Vogelſänger verheißen war, ſeines Fürſten Antlitz zu ſchauen. Er hatte ſich zu dem Ende ſorglich geſchmückt. Sein goldgelbes Haar floß in glänzenden Wellen den ſchlanken Nacken herab, und ein vielfarbiger Federbuſch zierte den kleinen Hut, der über das fröhliche, jugendlich blühende Geſicht herabſchattete. So gerüſtet, begab er ſich, von Ankas frommen Wünſchen begleitet, auf den Weg nach Spielberg, und nach wenigen Stunden lag der dunkle Forſt hinter dem Rücken des rüſtigen Wanderers, vor ihm aber in aller ſeiner

Pracht, mit ſeinen ſtattlichen Thürmen und Mauern, das hohe Fürſtenſchloß.

Mit rauhen Worten frug der Schloßwärter um Welens Begehr, als er mit demüthiger Rede um Einlaß bat; doch kaum hatte dieſer ſich des Wahrzeichens erinnert, und den Kamm vorgezeigt, als das Geſicht des Alten ſich ſchnell zu erheitern begann. Er nickte bedeutſam mit dem Kopfe, und übergab den Eintretenden einem ſtattlichen Pagen, der ihn in das Innere des Schloſſes geleitete.

Welen ſchritt ſelbſtgefällig hinter dem vornehmen Diener einher; ſeine Blicke hafteten bald rechts, bald links auf den prunkenden Gemächern und koſtbarem Hausrath, und er begann erſt jetzt ſich eine Vorſtellung zu machen von dem Glück der Reichen; — doch kam kein Neid in ſeine Seele; er freute ſich des Eigenthums ſeines Landesherrn, als wäre es das ſeine. — In einem kleinen Gemach angekommen, bedeutete ihn der Page, hier ſo lange zu verweilen, bis er durch Vorzeigen des Kammes ihn weiter gemeldet. Welen lächelte heimlich über die hier waltende Umſtändlichkeit; er hatte gehofft, ſogleich ſeinen ehemaligen Gaſt zu bewillkommnen, und konnte ſich dieſe Verzögerung auf keine Weiſe erklären.

Schon war eine Stunde verfloſſen, und noch immer kehrte der Führer zu dem in Ungeduld Harrenden nicht zurück. Er glaubte ſich gänzlich von demſelben vergeſſen, und dies beunruhigte ihn ſehr, zumal da der angränzende Saal, den er vorhin, als jener die Thür öffnete, flüchtig überſchaut, ſich mit Gäſten zu füllen ſchien, und er aus dem Geräuſch mehrerer Stimmen vernahm, daß dort eine Verſammlung ſtattfinde.

Endlich glaubte er auch die ſeines Gaſtes zu erkennen; freudig pochte ſein Herz, und in dieſem Augenblick öffnete ſich die Pforte, und Fürſt Priwinna, in vollem Glanze ſeiner Würde, trat in das kleine Gemach, dem überraſchten Welen mit biederm Gruße die Hand bietend.

„Du haſt den Fürſten zu ſchauen begehrt!“ lächelte er heiter: „hier ſteht er vor dir! Erkenne in ihm deinen Gaſt, der bereit iſt, deinen Dienſt mit gleicher Gaſtfreiheit zu vergelten!“

Mit dieſen Worten winkte er dem vor Schaam und Verwirrung Erglühenden in den glänzenden Saal, wo ein Kreis der Edlen des Landes bereits des Eintretenden harrte.

Ich will, ſo begann der Fürſt, daß dieſer mein Wohlthäter fortan von euch als Freund und Bundesgenoſſe betrachtet werde, und nach euch meinem Throne am

Nächſten ſtehe, und um des Standes Unterſchied zu heben, ſey er von heut an meinen Rittern beigezählt, und mit den waldigen Hügeln beſchenkt, die ſeine Heimath begränzen. Er ſelbſt wähle auf dem ſtattlichſten derſelben den Platz, auf dem ſich die Veſte erheben ſoll, die ich ihm zu erbauen gedenke, zum Lohne ſeiner Gaſtfreiheit und zur bleibenden Erinnerung an Priwinnas Abenteuer im Walde. In ſeinem Kampfſchild aber trage er auf rothem Grunde den Kamm, deſſen er ſich heut zum Kennzeichen bedient, und möge jeder ſeiner Nachkommen an Redlichkeit und Treue ihrem Ahnherrn gleichen! Nachdem er ſolches geſprochen, winkte er Welen, ſich vor ihm auf ein Knie niederzulaſſen. Demüthig, die Hände über die glückliche Bruſt gekreuzt, that jener, wie ihm geboten, und im Beiſein aller Edlen ertheilte Priwinna ſeinem jungen Vaſallen den weihenden Ritterſchlag. —

Hierauf winkte der Fürſt ſeinen Pagen, und jene nahten ſich Welen mit ſtattlichen Gewändern und glänzender Waffenpracht. Bald ſtand der einfache Waldbewohner in prunkendem Feſtſchmuck in der Reihe ſeiner neuen Genoſſen, — und jeder der Anweſenden nannte ihn mit biederm Händedruck willkommen, und verweilte mit Wohlbehagen auf der ſchönen und ritterlichen Geſtalt des beſcheidnen Fremdlings. Bald klangen an der Tafel des Fürſten die Humpen der neuen Bundesgenoſſen fröhlich an einander, der feurige Wein begann die Zungen zu löſen, und Welen, von dem Zwange der Blödigkeit allmählig befreit, bewegte ſich bald in Muth und Freiheit in dem ihn umgebenden Kreiſe, dem Fürſten, wie damals, manch Zeichen des Beifalls entlockend.

Indeß gewann der Wunſch, der innern Freude Gehalt mit ſeiner Anka zu theilen, trotz alles Feſtgenuſſes, gar bald die Obergewalt in Welens Gemüth. Priwinna ſchien dies Verlangen auf dem offnen Geſicht ſeines Gaſtes zu leſen, und begann zu ihm folgendermaßen: „Ich weiß, mein junger Vaſall, daß dir in dieſem Augenblick nichts näher am Herzen liegt, als das Stammſchloß, ſo ich dir verhieß', recht bald aufgebauet zu ſehen. Säume alſo nicht länger, und ziehe hinab zu deinem Gebiet. Meine Leute ſollen dich begleiten und den Platz bezeichnen, den du angeben wirſt, damit ſich auf ſelbem ungeſäumt die neue Veſte erhebe.

Da zog Welen des Fürſten Hand an ſein dankbares Herz, und eilig, wie er gekommen, ſchritt er, von Priwinna's Gefolge begleitet, ſeiner Heimath entgegen. Als er aber, das Vergangene ruhiger überſchauend, ſtill und ſinnend durch die ernſte Waldung dahin ſchritt, und bald ſich in dem ſtattlichen Waffenſchmuck, bald die zahlreichen Diener betrachtete, die ihm in ehrerbietiger Entfernung folgten, kam ihm auf einmal der Gedanke: Wie? wenn dies alles ein Spiel des Verſuchers wäre, und mir das neue Glück nur darum ſo lockend entgegenträte, um mich von meinem Gotte zu entfernen? —

Schon wollte ſich dieſe Vorſtellung mit düſtrer Gewalt ſeiner Seele bemächtigen, als aus dem Dickicht des Waldes ſich eine ſanfte Melodie vernehmen ließ, die näher und näher kam, und gleich einem nahenden Friedensengel, das zaghafte Herz des frommen Welen zu beſprechen begann. Er erkannte nämlich nach kurzem Lauſchen die Liebesweiſe, welche ſein Lehrer an beſondern Feſttagen zur Ehre Gottes anzuſtimmen pflegte, — und das ſchien mit einmal alle Beſorgniß von ſeinem Herzen zu nehmen, indem er darin ein ſichtliches Zeichen des göttlichen Wohlgefallens zu erkennen meinte. Jetzt trat der Zug der Prieſter aus dem Dunkel des Waldes hervor, und Welen erkannte an der Spitze deſſelben den frommen Urolf, welchen er lange in ſeiner Hütte verborgen, und der ihm und den benachbarten Waldbewohnern die Weihe des Chriſtenthums ertheilt hatte.

Mit Erſtaunen bemerkte er, daß mehrere Diener aus Priwinna's Gefolge, wie er aus den Fähnlein und ſonſtigen Abzeichen erkennen konnte, den Zug begleiteten, doch ſchien ihm das heitere Geſicht der Prieſter und der weithinſchallende Lobgeſang nur Erfreuliches anzudeuten.

Wohin, ehrwürdiger Vater? frug er voraneilend.

Wir folgen dem Rufe Priwinna's! entgegnete Urolf. Sein Begehr läßt uns vermuthen, daß die Morgenröthe des Glaubens eurem Lande zu leuchten beginnt, und das Gebet des frommen Ludwigs von Franken, troß der mancherlei Prüfungen, die uns bisher bedroht, bei Gott Erhörung gefunden habe.

Nun erſt habt Ihr mit Eurem Wort dieſem für mich ſo wichtigen Tage die Krone gegeben! jubelte Welen. Er erzählte nun flüchtig, was ſich mit ihm begeben, und theilte den frommen Prieſtern zugleich die Befürchtungen mit, welche ſeine Seele beunruhiget hatten.

Ein treuer Jünger, ſo entgegnete Urolf, kann dem Herrn dienen an jedem Platz, in jedem Stand, und die gute Sache gewinnt nur um ſo mehr, je weiter ſich der Wirkungskreis breitet, den er ſeinen Treuen angewieſen hat. Wir aber wollen Gott bitten, daß er dich troß des ſeltenen Glückswechſels bei Demuth und ächter Frömmigkeit erhalte, damit du uns als ein wahrhaft chriſtlicher Ritter behülflich ſeyn mögeſt, in der Verbreitung der

Lehre des Heils, und ſomit deinem Gott den ſchuldigen Dank abtrageſt. —

Und ſie gaben ſich die Hände, und Welen gelobte, in Glauben und Treue feſt zu verharren; hierauf trennten ſie ſich, und jene begaben ſich weiter auf dem Wege zur Fürſtenburg, dieſer aber ſchritt fröhlichen Muthes der Waldhütte zu, wo Anka in ſtiller Beſorgniß ſchon lange dem Gatten entgegenſah.

Wer aber vermag das Erſtaunen zu ſchildern, als ihr endlich der Anblick deſſelben wurde, der mit des Fürſten Gefolge umgeben, in prächtigem Waffenſchmuck erſchien, und ſie von ihm die Kunde vernahm von der wunderbaren Veränderung ihres Glücks und des Fürſten beſonderer Gnade. — Spät erſt ſank der Schlummer auf der Glücklichen Augen, und kaum vergoldete der erſte Tagesſchimmer die Spitzen der Bäume, als ſich auch Welen ohne Säumen auf den Weg zu der nahen Berghöhe begab, um, von der treuen Anka begleitet, einen Platz zu erwählen für die neue Veſte. Ein fröhliches Morgenlied ſingend, ſchritten die frommen Gatten Hand in Hand durch die duftige Waldnacht, durch welche hin und wieder freundlich grüßend das Morgenlicht äugelte, — in einiger Entfernung folgten die Diener Priwinnas, die unwirthlichen Pfade ſich für die Zukunft bezeichnend.

Jetzt hatten ſie das Bett der Biela durchſchritten, welche die anmuthige Waldhöhe mit lautem Wellengeräuſch umſchließt. Stolzer hoben ſich nun bei jedem Schritt die Felſen empor, und majeſtätiſch blickte das morgenröthlich vergoldete Berghaupt, von Tannenwäldern umkränzt, zu dem tiefen Thale hernieder. Schau empor! rief Welen, die oft ſtrauchelnde Gefährtin den einſamen Felspfad hinaufführend: hoch, wie der Aar auf Felſengipfeln hauſet, ſoll unſre Stammburg herniederſchauen auf das weite Gefilde! Gottes Gnade hat den Grundſtein dazu gelegt, darum ſei ihr Nachbar allein das endloſe Himmelsgezelt; ſo wird unſer Blick ſtets zuerſt dem himmliſchen Reiche begegnen, und nicht umſtrickt werden von der Erde Hoffart und Eitelkeit.

Als ſie endlich die ſteile Anhöhe erklommen hatten, und die unermeßliche Ausſicht im Auge, in ſtillem Entzücken einſtimmig beſchloſſen, daß hier ſich die Veſte erheben ſölle, begannen beide ſich über den Namen des künftigen Schloſſes zu beſprechen. Da geſchah es, daß Anka, von einem Dorn ſchmerzlich verletzt, einen lauten Schrei ausſtieß, und taumelnd auf ein nahes Felsſtück niederſank. Bekümmert nahte ihr Welen; er unterſuchte die Wunde, und verband, ſo gut er vermochte, den blutenden Fuß, die Klagende mit freundlichen Worten tröſtend, und ſie mit der Zukunft heitern Bildern ermunternd.

„Ga negdu **Boskowice**!“ lächelte Anka, welches deutſch alſo lautet: „Hinfüro brauche ich nicht mehr barfuß zu gehen!“ — Welen ergriff dieſes Wort, und beſchloß, zum Andenken an dieſe Stunde und ſeine ſonſtige Dürftigkeit, die Burg mit dem Namen **Boskowice** zu belegen, welchem Vorſatz er auch getreu blieb.

Bald ſtieg auf dem Berggipfel die ſtolze Veſte Boskowitz empor; auf dem Hügel aber, wo früher Welens armſeliges Hüttlein ſtand, legte derſelbe ein freundliches Dorf an, das er nach ſeinem Namen Welenew nannte. Später verwandelten Welens Nachkommen die hölzerne Veſte in eine prächtige ſteinerne Burg, von deren hohen Warten man in weitem Umkreiſe die zahlreichen Nachbarſchlöſſer überſchaute. Auch bildete ſich am Fuße des Schloßberges ein Städtlein, welches noch jetzt, von Obſtgärten eingefaßt, die romantiſche Anſicht der hinter ihm emporſteigenden Berghöhe erhebt, von deren Scheitel die weißen Ruinen aus dunkler Waldung herniederſchauen.

Der Segen des Chriſtenthums verbreitete ſich, wie die Sage erzählt, zu gleicher Zeit über Mährens Gefilde; allmählig ſtiegen Kirchen und Klöſter empor, wo ſonſt die heidniſchen Altäre geſtanden, und noch jetzt nennt man den reichen und mächtigen Johann von Boskowitz, einen Nachkommen Welens, als den Erbauer mehrerer Kirchen, worunter die Pfarrkirche in dem Städtchen Boſkowitz und das noch beſtehende Minoriten-Kloſter in Brünn beſonders gezählt werden. Das Geſchlecht der Boſkowitze aber zeichnete ſich aus durch Tapferkeit, Glück und manches ſeltene ritterliche Verdienſt, ſo daß der Ruhm ihres Urahnherrn noch bis auf heutigen Tag fortlebt, und mit ihm die liebliche Sage von ihres Namens Entſtehung und der Gründung der Burg.

◆

Iſolde

oder

die Entſtehung von Adersbach.

Es war an einem heitern Herbſtmorgen, als eine Geſellſchaft fröhlicher Menſchen ſingend und plaudernd durch den Tannenwald zog, der eine der ſchönen Gebirgshöhen bedeckt, welche die Straße nach Adersbach *) umgeben. Sie hatten Wagen und Gepäck vorangeſchickt und wallten fröhlich daher, die duftige Waldesluft einathmend, die mit ſeltſamem Flüſtern und Rauſchen durch die uralten Bäume zog. Je tiefer ſie in das grüne Schattenreich eindrangen, je leiſer und leiſer ertönten ihre Geſänge; man wußte nicht, war es die Beſchwerlichkeit des ſich allmählig emporwindenden Weges, oder das ſüße Grauen, welches im Walde ſo gern das Menſchengemüth überkommt, was die Lippen geſchloſſen und die fröhlichen Lieder gehemmt hatte.

---

*) Adersbach in Böhmen, ein durch ſeine Steinobelisken und ſein weitläuftiges Steinlabyrinth berühmter Ort.

„Wir ſind doch auf rechtem Wege?“ frug eine der Damen faſt zaghaft ihren Begleiter, während ihre Blicke den Wagen ſuchten, der längſt in der Krümmung des Weges verſchwunden war.

„Uebt die Stille des Waldes die wunderbare Macht auch über Ihr Gefühl, ſchöne Emmy?“ gab jener zurück: „Sie ſcheinen von Furcht befangen, während auch ich mich kaum eines geheimen Schauers erwehren kann, ſo oft ich ähnliche Pfade betrete. Das undurchdringliche Dunkel, in welchem ſich unſer Blick verliert, das geſpenſtiſche Murmeln der Baumwipfel, das ängſtliche Stöhnen und Pfeifen, das bei dem leiſeſten Windhauch unſerm Ohr begegnet, alles ſcheint uns auf eine überraſchende Erſcheinung vorbereiten zu wollen, und wir glauben ſie mit jedem Augenblick aus der grünen Dämmerung hervortreten zu ſehen.“

„Ich bitte, regen Sie unſere Einbildungskraft nicht noch lebhafter auf!“ entgegnete Emmy: „es giebt eine Stimmung des Gemüths, in welcher uns ein herabfallendes Blatt, ein aufſteigender Vogel erbeben macht. Mir wollte es ohnedies ſchon vorhin bedünken, als hätte ich einzelne Accorde vernommen, die von einer leiſen Stimme begleitet wurden.“ In dieſem Augenblick fiel ein Schuß. Das Echo der Berge gab ihn in dumpfem Donner zurück. Emmys Lippen entglitt ein leiſer Schrei; die übrigen

Damen erbebten gleich ihr, von Schreck und Ueberraſchung gefaßt.

Während die Geſellſchaft noch umherblickte, um den Jäger zu erſpähen, trat eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt in faſt abenteuerlicher Kleidung aus dem Gebüſch. Schon wollte jeder in ihm den vermeinten Schützen erkennen, als er, wie von heimlichem Unwillen erfaßt, in folgende Worte ausbrach: „Wie kann man aber nur jene grauſame Luſt ſo weit treiben, daß man ſchon bei frühem Morgen, während die Kirchglocken noch herüber hallen, den ſchönſten Tempel des Herrn alſo entweihet, daß man die frohen Waldesſänger mitten in ihrer frommen Morgenhymne mit dem Tode bedroht!“ Er bot, die Geſellſchaft mit flüchtigem Blick überſchauend, leicht hin einen guten Morgen und ſchritt, bevor jene ihn genauer zu betrachten vermochten, mit leichten Schritten vorüber.

Wenn es kein Jäger iſt, flüſterte Emmy, ſo möcht' ich doch wiſſen, wen wir eigentlich vor uns haben. Ein wunderbarer Geſell an Kleidung und Anſehen. Seh ich recht, ſo trägt er eine Zither quer über den Rücken.

Ganz recht, ein Sänger, ein wandernder Troubadour! frohlockte die Geſellſchaft. Da haben wir das Abentheuer, was wir heimlich herbeiriefen! Die geheimnißvollen Aecorde laſſen ſich nun auch erklären, und wenn wir unſere Schritte verdoppeln, und ſorglich lauſchen, ſo wird uns vielleicht noch ein Liedchen von dem ſchlanken Zitherſpieler zu Theil. Sie waren auch nur wenige Schritte fortgegangen, als ſich der junge Wanderer alſo vernehmen ließ:

O Waldesnacht,
So ſtill und traut,
Hellgrüne Pracht,
So friſch bethaut!
In deinem Raum
da ſtöret nicht
den ſtillen Traum
des Tages Licht.
Das Spiel der Welt
Mich nimmer neckt,
Wenn mich dein Zelt,
O Hain, bedeckt.
Es dehnt die Bruſt
Ein ſelig Ach,
Und Gram und Luſt
Wird in ihr wach.
O Waldesnacht, was du vertraut,
Empfunden wirds, doch nimmer laut!

Die Geſellſchaft hatte ihre Schritte verdoppelt, um den Sänger einzuholen. Sie wünſchten ihn näher ins

Auge zu faſſen, aber jemehr ſie eilten, je ſichtlicher ſchien dieſer ſeinen Lauf zu beflügeln. Es war, als ſchwebe die leichte Geſtalt vor ihnen her, bis ſie endlich ganz in dem Dickicht des Haines verſchwand. Man hatte während deſſen den Wagen erreicht. Ermüdet und erhitzt machte die Geſellſchaft um ſo lieber von demſelben Gebrauch, je mehr ſie ſich überzeugten, daß ihr Wunſch doch vergeblich ſey, zu Fuß den ſeltſamen Wanderer zu überholen. Als man um die Waldecke bog, an welcher er verſchwunden war, vermochte keiner, ſeine Spur wieder zu entdecken. Man theilte ſich hierüber manche abenteuerliche Bemerkung mit, und die Damen kamen darin überein, es ſey unbezweifelt ein luſtiger Bergkobold geweſen, der ſie in der Geſtalt jenes artigen Jünglings geneckt habe.

Eine Bemerkung erzeugte die andre. Man tauſchte Mährchen und Sagen aus, und ſo kam es, daß man früher, ehe man vermuthete, ſich an Ort und Stelle befand. Ein Laut der Ueberraſchung entglitt faſt allen Lippen, als man die erſten Steinobelisken erblickte, die die Nähe von Adersbach verkünden. Grauen Burgtrümmern gleich, blickten ſie hin und wieder aus den Tannen hervor, bis dieſe ſich nach und nach gänzlich verloren, und das Auge überall nur jener einſamen Trümmerwelt begegnete, deren Formen auf eine wunderbare Vergangenheit hinzudeuten ſcheinen, und wie die Säulen zerfallner Tempel und Palläſte mit Ehrfurcht und geheimem Schauer zugleich die Seele erfüllen.

Die Geſellſchaft hatte, aus Furcht, ſich in dieſem unermeßlichen Steinlabyrinth zu verirren, einen Führer genommen; man betrachtete die von ihm erklärten Felsgruppen mit ſteigendem Intereſſe.

Es ſcheint, begann einer der Herren, als habe die Natur in einer Anwandlung künſtleriſcher Laune hier ihre Werkſtatt aufgeſchlagen, um als Bildhauerin die Formen des Lebens in Stein wieder zu geben. Sehen Sie, wie ſie zum Denkmal vergangner Jahrhunderte die ehrwürdige Zierde der Allongenperuquen auf dem Haupte des ſteinernen Bürgermeiſters verewigt hat, und wie ſchalkhaft ſie dieſer pomphaften Gravität die fromme Nonne zur Seite ſtellt, gleichſam als hätten beide ihre Satyre verdient, und ſie zu dieſer ironiſchen Darſtellung herausgefordert.

Alſo ein Epigramm, welches die Natur ſelbſt niedergeſchrieben," lächelte eine der Damen. „Wahrlich, das iſt das erſte Mal, daß ich ſie von dieſer Seite kennen lerne."

Darüber ließe ſich manches ſagen, gab jener zurück: doch dies würde hier zu weit von dem Gegenſtand unſerer

Beachtung hinwegführen. Laſſen Sie uns jetzt in die verſchlungenen Gänge dieſer Felſenſtadt treten! Alles trägt hier einen andern Character. Majeſtätiſch, furchtverbreitend, blicken dieſe dunkeln Steinwände auf uns herab. Wie groß, wie gebieteriſch erſcheint hier überall die Natur. Ein Hauch von ihr, und die Pygmäen, die ſtumm und bewundernd an ihrem Rieſenbau emporſehen, liegen zermalmt, vernichtet zu ihren Füßen. „Ich bitte, erhöhen Sie das Grauen nicht, das dieſe öden Umgebungen ohnehin einflößen, bat Emmy. Mir däucht, ich ſey von Kerkerwänden umgeben, und kaum kann ein Gefangener ſehnender der Freiheit entgegen blicken, als ich dem Ausgang aus dieſem ſchwarzen Labyrinth.

Man verſuchte die zagende Emmy mit einigen ſcherzhaften Bemerkungen zu ermuthigen; aber der Einfluß der ſtarren, todten Natur, die überall dem Blicke begegnete, wurde bald jedem fühlbar; man wurde immer ſtiller; eine ſeltſame Befangenheit hatte ſich allen Gemüthern mitgetheilt.

Endlich war man, aus den engen Gaſſen heraustretend, zu den freieren Umgebungen des Silberquells gelangt. Man nahm Erfriſchungen zu ſich, und ſchien erſt hier freier Athem ſchöpfen zu können. Der Führer beſchenkte die Damen mit mancherlei Moosſorten, die er mit

Behendigkeit von hohen Felſen herabholte. Vorzüglich machte er ſie auf eines derſelben aufmerkſam, welches er Sonnenthau nannte, und welches ſich dadurch auszeichnet, daß ſeine zarten Halme und Blüthen ſtets mit Thränen angefüllt ſcheinen. Dies Moos, welches hin und wieder einige Felswände bedeckt, macht wegen ſeiner rothen Farbe einen ſeltſamen, faſt grauenhaften Eindruck, indem es Spuren vergoßnen Blutes gleicht, welches dieſer öden Wildniß ein noch unheimlicheres Anſehen giebt. Dieſe Bemerkung, von einem der Geſellſchaft ausgeſprochen, trug aufs neue dazu bei, die Einbildungskraft aller in Bewegung zu ſetzen. Man gab ſich Mühe, die einſame Felſenſtadt mit Geſtalten zu bevölkern, wollte bald die Heimath des wilden Jägers, bald die Reſidenz des Berggeiſts in dieſe Einöde verlegen, und kam zuletzt darin überein, daß eine Räuberbande keinen ſicherern Aufenthalt zu finden vermöchte, als dieſes zum Theil ganz unzugängliche Felslabyrinth, bei welcher Bemerkung die Damen aufbrachen, und ſchüchtern umherſahen, als vermeinten ſie irgend einer Erſcheinung zu begegnen, die jene Vermuthung beſtätigte. Nachdem man noch die Höhle beſucht, in welcher man den Anblick des ſchönen Waſſerfalls genießt, ſchickte man ſich zum Rückwege an. Während die Herren ſich beſchäftigten, die Entſtehung dieſer ſeltſamen Steinformen bald von einer gewaltigen Sündfluth, bald von einem heftigen Erdbeben herzuleiten, wurden die Damen, welche vorausgeeilt waren, von einem überaus reizenden Echo überraſcht, das, von einer fernen Flöte erweckt, ſich von mehreren Seiten in den lieblichſten Klängen vernehmen ließ, ſo daß es ſchien, als ſey in die todte Wildniß auf einmal die Stimme des Lebens gekommen, nur daß dieſe der rührendſten Trauer anzugehören ſchien, gleichſam als wolle ſich die Klage eines in dieſe Felsgrüfte Eingekerkerten Luft machen. Neugierig, den Urheber dieſer Töne zu entdecken, folgten ſie dem Führer auf einen heitern, weiten Wieſenplatz, von wo aus ſich das Echo am deutlichſten vernehmen ließ. Wie überraſcht aber waren ſie, als ſie in dem Flötenſpieler den abenteuerlichen Wandrer erblickten, der, ſeine Zither an den Felſen gelehnt, auf einem Steine ſaß, und ganz in die Melodieen verloren ſchien, die rechts und links von ſeinem zarten Spiele erweckt, aus den Steinen hervordrangen.

Ohne daß jener es zu bemerken ſchien, nahmen die Damen an ſeiner Seite Platz und weideten ſich an dem Entzücken, das auf dem Antlitz des jungen Mannes ſichtlich geſchrieben ſtand, ſo oft die Steine die Töne ſeiner Flöte beantworteten.

Die Herren waren indeſſen dazu getreten, und als der Fremde ſein meiſterhaftes Spiel geſchloſſen hatte, überhäufte man ihn gemeinſchaftlich mit Lob und Dank, wobei man in lautes Entzücken über dieſes wunderbare Felsecho ausbrach.

„Sie ſcheinen dies für einen gewöhnlichen Wiederhall zu nehmen,“ entgegnete der Fremde, indem er ſein Auge, in welchem ein feuchter Glanz gleich einer Thräne ſchwamm, im Kreiſe umherſandte. Aber es hat wohl mit dieſen Tönen eine ganz andere Bewandtniß; nur daß wenige ihre Entſtehung und ihre Bedeutung kennen, und daher ſelten die Rührung empfinden, die den ergreift, der die Sage von dem beklagenswerthen Schickſal der wunderſchönen Iſolde gehört hat.“

Der Führer ſtieß einen der Anweſenden an, und machte eine Miene, welche anzeigen ſollte, daß der Fremde ſich in einem geſtörten Gemüthszuſtand befände. „Laſſen Sie ſich nicht irren,“ ſetzte er hinzu: was er erzählen wird, hat er ſich ſelbſt erdacht. Er kommt alle Jahre hierher, und hat eine beſondre Vorliebe für dieſen Platz. Manche ergötzen ſich an ſeiner Hiſtorie, andre ſchütteln lächelnd den Kopf; denn daß es ſein eignes Mährchen iſt, das hat noch ein jeder erkannt.

„Ich bitte, erzählen Sie uns die Sage, auf welche Sie hindeuteten!“ begannen die Damen, indem ſie den Sänger mit freundlichen Blicken zu ermuthigen ſuchten. „Noch fehlt uns die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern; vielleicht gelingt es der Poeſie, Zuſammenhang in jene wunderbaren Erſcheinungen zu bringen, und unſer Intereſſe an denſelben zu erhöhen."

„Der Poeſie?" lächelte der Sänger. „Es läßt ſich bei ähnlichen Sagen freilich ſchwer ergründen, wo das Gebiet der Wahrheit ſich in das der Poeſie verliert. Ich beſuche viele Jahre dieſe Felsmaſſen, bemüht, ihr Entſtehen, ihren Urſprung zu ergründen, oder, wie Sie vorhin ſagten, die Seele zu dieſen geheimnißvollen Bildern zu finden; aber immer blieb mein Forſchen vergebens, bis ein ſeltſamer Zufall — (der Sänger blickte bei dieſen Worten mit einer ſcheuen Bewegung umher) — ein ſeltſamer Zufall, ſagte ich, mir die Sage vertraute, welche alle dieſe Wunder erklärte.

Die Neugier der Anweſenden ſchien aufs neue durch dieſe Worte erregt zu werden — man bat nunmehr gemeinſchaftlich um die Mittheilung dieſer Hiſtorie, und der Sänger ließ ſich, nachdem die Geſellſchaft an ſeiner Seite Platz genommen hatte, folgendermaßen vernehmen:

Vor vielen hundert Jahren lebte in einer kleinen Gebirgsſtadt ein angeſehener, aber eben ſo hoffärtiger Mann, Meiſter Herbert geheißen, deſſen Sinnen und Trachten faſt allein darauf gerichtet ſtand, den Glanz ſeines Hauſes zu vermehren. Nicht genug, daß er ſich als einer der geſchickteſten Goldſchmiede ſeiner Zeit, zugleich auch als der reichſte und wohlhabenſte Bürger ſeiner Vaterſtadt, überall geſucht, und von Hohen und Niedern geehrt ſah, er hegte noch Wünſche ganz andrer Art. Seit Jahren hatte er nach der Würde eines Bürgermeiſters getrachtet, um ſeine Ueberlegenheit und Weisheit noch deutlicher an Tag legen, vor allem aber, um die, ſo ihn jetzt noch ihres Gleichen nennen durften, weidlich beherrſchen und ſich über dieſelben noch ſichtlicher erheben zu können. Jetzt, da er von ſämmtlicher Bürgerſchaft einſtimmig zu dieſer Würde berufen war, genügte ihm dieſe eben ſo wenig, wie ſein früherer Beruf. Er ſtrebte fortan zum Beſitz noch größeren Anſehens und unumſchränkter Gewalt zu gelangen, welchen Vortheil er vorzüglich von der Schönheit einer ſeiner beiden Töchter erwartete, deren Ruf bereits die angeſehenſten Freier herbeizog. Iſolde, von ihren Geſpielinnen gleichnißweiſe Sonne genannt, weil ſie gleich dieſer an Glanz und Schönheit alles überſtrahlte, ſollte, ſo hatte Herbert gelobt, keinem andern Freier zu Theil werden, als der ſie auf einen Fürſtenſtuhl erheben, und ihren Vater zum Statthalter oder Mitregenten ſeiner Herrſchaften und Beſitzungen berufen würde. Die ältere Tochter, Irmgard, hingegen wurde, da ihr reizloſes Geſicht keinen gleichen Freier herbeizulocken vermochte, von ihrem Vater für ein Kloſter beſtimmt, wo ſie, wie der Hoffärtige ſich ſchmeichelte, durch ein frommes, erbauliches Leben zu hohen geiſtlichen Würden gelangen ſollte.

So verſchieden die Natur das Aeußere der beiden Schweſtern gebildet hatte, ſo gänzlich einander widerſprechend waren auch die Geſinnungen und Neigungen derſelben. Iſolde wußte kaum, wie ſchön ſie war, und ihr ſittiges, beſcheidenes Betragen ſchien überall den Glanz ihrer Erſcheinung mildern zu wollen; ſo wie hingegen Irmgard durch Stolz und Hoffart die Mängel ihres Aeußeren nur noch unangenehmer heraushob. Da ſie nun wegen ihrer unfreundlichen und anmaßenden Gemüthsart wenig geliebt wurde, und ſich die Welt, trotz ihrer Anſprüche, wenig um ſie bekümmerte, ſchwor ſie, dieſelbe mit derſelben Gleichgültigkeit zu ſtrafen, und den Schleier zu nehmen; doch hoffte ſie ingeheim für das Hinopfern alles Irdiſchen die Würde einer Aebtiſſin zur Entſchädigung fordern zu dürfen, in welcher Erwartung ſie überaus glücklich war.

Während der hochmüthige Vater nun kein Mittel und keine Verbindung unbenutzt ließ, um zu der Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche zu gelangen, waren in dem Herzen der ſchönen Iſolde ganz andre Regungen erwacht, die, wenn auch von ihr ſelbſt noch nicht deutlich erkannt, dennoch heimlich all ihr Denken und Thun beherrſchten.

Auch ihre Geſpielinnen wollten allerlei bemerken; doch ſchwiegen ſie darüber, weil ſie die holde Iſolde mehr liebten, als ihr eignes Leben, und um keinen Preis ihr Geheimniß, und ſey es auch nur durch ein unvorſichtiges Wort, an ihren Vater verrathen wollten, deſſen hochfahrende Pläne ſich mit einer ſolchen Entdeckung ſchwerlich vertragen hätten.

Von früher Jugend an hatte Iſolde den Aufenthalt im Walde geliebt, und da ſie in körperlichen Uebungen überaus gewandt war, und Pfeil und Bogen mit großer Geſchicklichkeit zu führen verſtand, ſo geſchah es zuweilen, daß ſie als die Krone der Jungfrauen zu der Verherrlichung jedes Feſtes berufen wurde, auch an öffentlichen Jagdvergnügungen Theil nahm, und an dieſem lebendigen, muntern Treiben eine beſondere Freude gewann.

An einem dieſer Feſte war es, wo die Gegenwart eines fremden, überaus ſchönen Ritters die Aufmerkſamkeit des ganzen Troſſes beſonders gefangen nahm. Keiner wußte etwas Genaues über deſſen Abkunſt zu ſagen, doch ſah man wohl an ſeinem edlen Anſtande, daß er von hoher Geburt ſeyn müſſe, obgleich ſein veralteter Waffenſchmuck, und die einfache, faſt ärmliche Kleidung, die er trug, auf Armuth und Dürftigkeit hinzudeuten ſchien. Blieb man hierüber auch im Ungewiſſen, ſo wollte man deſto deutlicher im Herzen des ſchönen Fremdlings geleſen haben. Seine Blicke waren ſtets auf die ſchöne Iſolde, ſeine Worte faſt nur allein an ſie gerichtet geweſen, und es war nichts gewiſſer, als daß der unbekannte Ritter in kurzem als Freier wiederkehren würde, um die Schönſte der Jungfrauen als ſeine Braut heimzuführen.

So wenig nun auch Iſolde dieſe Hoffnungen theilte, da der fremde Ritter weder gegen ſie, noch gegen ihren Vater ein Wort hatte verlauten laſſen, das über ſeines Herzens Geſinnungen Aufſchluß gegeben hätte, ſo war doch ſeit jenem Tage eine gar merkliche Verwandlung in ihrem Innern vorgegangen, ſo daß ſich das Bild des ſchönen Fremdlings überall einmiſchte; ja ſelbſt in ihren Träumen war es zugegen, ſo daß es mit jedem Tage feſtere Wurzel ſchlug. Unwillkührlich lenkten ſich ihre Schritte, ſo oft ſie mit ihren Geſpielinnen ins Freie hinausging, nach jenem Walde, wo ſie zuerſt den Ritter erblickte; und hatte ſie dieſen erreicht, ſo verweilte ſie oft zu Stunden unter dem ſäuſelnden Schattendach der uralten Eichen, bald unruhig umherſchweiſend, bald auf dem ſchwellenden Mooſe ruhend, zärtlichen Träumen nachhängend, während ihre Begleiterinnen ſie der Einſamkeit überließen.

Es begab ſich aber eines Tages, als ſich die Jungfrauen auf ihren einſamen Wanderungen tiefer als gewöhnlich in die Berge gewagt hatten, daß Iſolde, die, wie immer, vorausgeeilt war, von einem heftigen Gewitterregen überfallen, in einer Felshöhle Schutz ſuchen mußte. Allein, gänzlich von ihren Begleiterinnen getrennt, hatte ſich eben ein nie gefühltes Bangen ihrer Seele bemeiſtert, als der Hufſchlag mehrerer Pferde und das deutliche Nahen männlicher Tritte ſie aufs neue erſchreckte. Kaum vermochte ſie noch zu athmen, als eine hohe männliche Geſtalt in den Eingang der Höhle trat; wer aber beſchreibt ihre Ueberraſchung, als ſie, nach einigen Minuten ſtummen Erſchreckens, in ihr den Heimlichgeliebten ihrer Seele erkannte.

Mit einem unwillkührlichen Freudengeſchrei flog ſie auf ihn zu; gleicher Jubel tönte aus ſeinem Munde; beide hielten ſich umfangen, ohne zu wiſſen, wie ſolches gekommen ſey. Iſolde glaubte zu träumen und ſchaute ſprachlos und mit ſtarrer Verwunderung in das liebe Geſicht, das ihrer Seele ſo vertraut, ſo ganz eigen geworden war, daß es ihr vorkam, als ſey eigentlich gar keine Trennung geweſen.

Schöne Iſolde, ſo begann endlich der Fremde, Ihr müſſet freilich ſtaunen, mich ſchon wieder in Eurer Nähe zu ſehen. Aber Ihr ſolltet es dennoch eigentlich nicht, da Ihr doch fühlen ſolltet, daß dieſe, vom erſten Augenblick unſers

Begegnens an, eine ſo allgewaltige Macht über mich übte, daß ich außer derſelben kaum zu beſtehen vermochte! „Ach, Ihr kommt doch nur, um wieder zu ſcheiden!“ ſeufzte Iſolde, „Ihr gehört mir nicht an, und es war nur ein neckender Traum, der Euch mir einſt zum Eigenthum gab!“ — Erſchrocken über das unvorſichtige Wort, das ihren Lippen entflohen war, entzog ſich Iſolde der Umarmung des Ritters, und verhüllte ihr vor Schaam erglühendes Geſicht.

Bebet nicht, ſüße Iſolde, bat jener. Was Ihr ſagtet, läßt mich hoffen, daß Ihr wenigſtens mich nicht lieblos zurückweiſen werdet, wenn ich, wie ich Willens bin, vor Euern Vater komme, um Euch zu meiner Hausfrau zu begehren. Noch kann ich nicht, wie ich recht wünſchte, demſelben meine Geſinnungen eröffnen, weil ich ihm nichts zu bieten vermag, das ihn meinem Wunſch, Euch zu beſitzen, geneigt machen könnte; aber wenn ich von meiner Reiſe zurückkehre, die ich jetzt voll Vertrauen antrete, um von meinem Ohm, dem Herzog von Preßlau, einen Theil der Güter in voraus zu gewinnen, welche mir einſt nach ſeinem Ableben zufallen müſſen, dann glaube ich eher die Gewährung meines Wunſches von Euerm Vater hoffen zu dürfen, welcher, ſeitdem ich Euch kenne, als das höchſte Ziel meines Strebens vor mir ſteht. Iſt mir das Glück gewogen, ſo kehre ich binnen zwei Monden zu Euch zurück.

Am St. Hubertustage, wo ſich, wie damals, als ich Euch zum erſtenmale ſah, die ganze benachbarte Ritterſchaft zur Jagd in dieſen Bergen verſammeln wird, gedenke ich mich wieder unter dem Troſſe zu zeigen, und das, ſo Gott will, in einer andern Geſtalt, wie damals, damit mein ſüßes Liebchen nicht wegen des armſeligen Freiers erröthen dürfe.

Iſolde warf einen betrübten Blick auf den Ritter. „Ihr glaubt mich doch nicht im Ernſte von gleichem Dünkel befangen, als —“ ſie ſenkte erröthend das Antlitz, denn es wollte ein Wort über ihre Lippen treten, was den Vater anzuklagen drohte; ſeufzend verſchluckte ſie daſſelbe, und ſetzte leiſer hinzu: „Es mag wohl alles gar gut ſein, was Ihr bedacht und beſchloſſen habt, aber was mich betrübt, iſt, daß Ihr dennoch wohl ſchwerlich in meines Vaters Haus einkehren werdet, und daß ich es eigentlich nur dem Zufall zu verdanken habe, daß ich Euch wiederſah.“

Ulrich — denn dies war der Name des fremden Ritters — betheuerte nun, wie er auf keine Weiſe die Gegend verlaſſen hätte, ohne ſie geſprochen zu haben, wie er aber in der That nicht eher das Haus ihres Vaters betreten wolle, als bis es mit allem erforderlichen Glanze und Reichthume erſcheinen könne. — Nachdem ſie ſo ein

Ständchen in traulicher Offenheit verplaudert, und über die Zukunft gemeinſchaftlich berathſchlagt hatten, ertönte von fern das ängſtliche Rufen der Geſpielinnen Iſoldens. — Wir müſſen ſcheiden! flüſterte jene: eilet, ſo viel Ihr vermöget, mein edler Freund. Am St. Hubertustage ſehen wir uns wieder! Hier meine Hand: keiner Macht der Erde ſoll es gelingen, mich bis dahin Euch zu entreißen! Ich betrachte mich fortan als Eure Verlobte, und möget Ihr gleichfalls Eures Verſprechens eingedenk ſein! — Beſiegelt mit einem Kuſſe Euer Gelübde, reizende Iſolde! bat der Ritter, ſich zum Abſchied rüſtend. Schüchtern reichte ihm die Jungfrau die roſige Wange. — Da rauſchte ein heftiger Wirbelwind wie aus tiefen Klüften empor, und trieb den Ritter faſt gewaltſam einige Schritte zurück. Iſolde ſah ſich ſo tief in ihre Schleier verwickelt, daß ſie nur mit Mühe die Hand erheben konnte, um Allrichen zu winken, ſich eiligſt zu entfernen, denn ganz nahe ertönten die Stimmen der Mädchen. Allrich breitete noch einmal die Arme nach dem lieblichen Bilde aus, dann eilte er ſchnellen Schrittes zu ſeinem Troß, und bald verſchwanden die behenden Reiter aus den Blikken Iſoldens.

Das Haar vom Winde zerzauſt, die Wangen von Angſt und Sorge höher geröthet, traten in demſelben Augenblick Iſoldens Geſpielinnen aus dem Gebüſch, und überhäuſten ſie mit zärtlichen Vorwürfen und Fragen, ihr langes Ausbleiben betreffend. „Helft mir nur erſt von dem häßlichen Dornbuſch los, in welchen ſich meine Kleider verwickelt haben," bat Iſolde, froh, daß ſie das erröthende Antlitz zur Erde wenden konnte. Wirklich hatte auch der Wind ihr Gewand ſo feſt um die Dornen verſchlungen, daß es jenen nur mit Mühe gelang, ſie von denſelben zu befreien. „Wer weiß, welcher Kobold dieſe Höhle bewohnt, und die ſchöne Iſolde feſthalten will!" lächelten die Mägdchen. Aber bald verging ihnen der Scherz, denn indem ſie den Blick in die Felshöhle warfen, trieb ihnen ein Windſtoß daraus eine ſo dichte Wolke von Staub und Sand entgegen, daß ſie ſchnell wieder die neugierigen Augen zurückwandten. Deſſen ungeachtet betheuerte eine derſelben, ganz deutlich eine kleine graue Geſtalt in der Höhle erblickt zu haben; ein paniſcher Schrecken überkam nun alle zugleich, ſie eilten, was ſie konnten, um dem gefährlichen Orte zu entkommen; Iſolde allein folgte mit langſamem Schritt; denn obgleich ein leiſes Grauen auch über ſie gekommen war, ſo beſiegte dennoch die Freude, welche ſie im ſtillen Herzen trug, gar bald daſſelbe und machte, daß ihr Antlitz ſo wunderhell und lieblich ſtrahlte, daß ſie in der That der Sonne zu vergleichen war, die alles, was ſie anſieht, mit ſtillem Entzücken erfüllt. So nothwendig es erſt Iſolden geſchienen hatte, das Abenteuer im Walde gänzlich zu verſchweigen, ſo drängte es ſie jetzt, je höher ihr inneres Glück ſtieg, wenigſtens eine ihrer treuen Geſpielinnen in ihr Geheimniß zu ziehen, und die Fülle ihres Herzens in einen mitfühlenden Buſen zu ſchütten. — Heimlich winkte ſie Brigitten, einer ihrer vertrauteſten Freundinnen, und während die andern in heiterm Geſchwätz vor ihnen herwandelten, beichtete Iſolde mit leiſer Stimme der Ueberraſchten das, was ſich mit ihr in der Waldhöhle begeben, und wie der Geliebte ihrer Seele am St. Hubertustage vor ihren Vater kommen würde, um ſie in aller Form und Sitte zu ſeinem Ehegemahl zu begehren. — Während Brigitte des Erſtaunens, jene des Erzählens kein Ende finden konnte, waren ſie bereits vor dem Hauſe des Bürgermeiſters angekommen. — Zürnend trat Irmgarde den fröhlichen Mädchen entgegen, ſchalt ſie wegen ihres langen Ausbleibens im Walde, und erzählte, wie ſich während der Zeit manches Wichtige begeben und ſie den Aufzug eines fremden fürſtlichen Geſandten durch ihr zügelloſes Umherſtreifen verſäumt hätten, der mit einer wichtigen Botſchaft vor ihrem Vater erſchienen ſey. — Iſolde erfuhr zu ihrem Erſtaunen, daß dieſer ſofort mit dem fremden Botſchafter abgereiſt ſey, und erſt morgen Abend wieder kehren werde, und da dies etwas ganz Neues, Unerhörtes war, ſo erfüllte dies ihr kindliches Herz mit bangen Befürchtungen, worüber ſie aber Irmgard von Herzen auslachte, und wiederholt den Glanz und die fürſtliche Pracht des Geſandten heraushob, und mit begeiſterten Worten pries.

Während ſich nun die neugierigen Jungfrauen, vor allem aber die hoffärtige Irmgard, mit Vorſtellungen aller Art beſchäftigten, dieſe ſeltſame Erſcheinung nach ihrem Wunſch zu erklären, begab ſich Iſolde in ihr einſames Gemach, um dort recht ungeſtört von ihrem geliebten Alrich träumen zu können. Während ihre Hand nun faſt unbewußt nach dem Rocken langte, und ſich im mechaniſchen Fleiß die Goldfäden im raſchen Schwung um die tanzende Spindel ſchlangen, ſpann ihre geſchäftige Phantaſie in gleicher Thätigkeit der Hoffnung ſchimmernde Fäden, und verſenkte ſie in ein Paradies voll der anmuthsvollſten Freuden, an welchem die Stunden in pfeilſchnellem Tanze vorüberzogen.

Indeß ſie nun träumte und ſann, hatte Meiſter Herbert eine Reiſe voll der ſeltſamſten Abenteuer beſtanden, welche er jedoch aufs ſorgſamſte zu verſchweigen entſchloſſen war, denn die glänzenden Hoffnungen, welche er von derſelben nach Hauſe brachte, überwogen bei weitem das Bedenkliche und Geheimnißvolle, was damit verbunden war. Mit einer überaus ſtolzen Gravität, ſonſt aber mit einem gar huldvollen Geſichte, trat er, ſobald er in ſeiner Heimath angelangt war, in Iſoldens Gemach, und begann, nach feierlicher Begrüßung, zu derſelben folgendermaßen: Wen der Himmel mit einem ſchönen Töchterlein geſegnet, dem führt er auch wohl noch ein anderes, beſonderes

Glück, Reichthum, Ehren und Würden ins Haus. Komm in meine Arme, Iſolde, ein groſes Heil blüht dir entgegen! Trage es mit Würden, mein Kind. Der Fürſt des Böhmerlandes hat dich auf einem ſeiner Streifzüge erblickt, und iſt von deiner Schönheit dermaßen bewegt worden, daß er nichts inbrünſtiger wünſcht, als dich als ſeine Gemahlin auf ſeinen Thron erheben zu können. Noch hat er wichtige Gründe, ſeine Bewerbung verborgen zu halten, indem einer der ſchleſiſchen Herzoge ihm ſeine Tochter bereits antragen ließ, worüber er ſich auch anfänglich keinesweges abgeneigt zeigte, bis er dich zufällig erblickte, wo es ihm denn ſogleich klar wurde, daß nur du, oder ſonſt keine auf Erden zur Zierde ſeines Thrones erkoren ſey. Er befürchtet nun mit Recht Widerſpruch jenerſeits, zumal da er ſchon halb und halb ſeine Einwilligung zu erkennen gegeben, kann und darf daher ſeinen geänderten Entſchluß nicht früher bekannt machen, als bis er dich heimlich geehlicht, und dich ſodann als ſeine rechtmäßige Gemahlin vorzuſtellen vermag, zugleich aber eine ſeiner Städte, welche an der Grenze ſeines Reiches gelegen, dermaßen befeſtiget hat, daß er im nöthigen Fall auch den Verfolgungen Feindlichgeſinnter Trotz bieten, und ſeinem Widerſacher eine tüchtige Schutzwehr entgegen ſtellen kann. —

Alſo Schweigen, liebes Kind, Schweigen iſt die einzige Bedingung eines Glückes, das dir nicht allein eine Fürſtenkrone, ſondern deinem glücklichen Vater zugleich die Würde des erſten Rathsherrn in benannter Stadt, vielleicht ſpäter die eines Statthalters, deiner Schweſter aber den Rang einer Aebtiſſin in einem dortigen Kloſter einbringen wird, welche kleine Vortheile ich mir ſogleich ausbedungen habe, da ich des Fürſten zärtliche Leidenſchaft für dich ſah.

Der von Hochmuth und Glück Berauſchte hatte im Eifer ſeiner Rede kaum bemerkt, wie während derſelben Iſolde immer bleicher und bleicher geworden war, bis ſie in gänzlicher Ohnmacht in ihren Seſſel zurückſank.

Als ſie die Augen wieder aufſchlug, fragte ſie, den erſchrocknen Blick zu dem Vater erhebend: „Nicht wahr, was ich hörte, war nur ein neckender Traum?“ — Da betheuerte Meiſter Herbert mit Wärme die Wahrheit alles deſſen, ſo er geſagt, erzählte umſtändlicher von der geheimnißvollen Sendung des Fürſten, und wie er ihn ganz geheim auf einem abgelegnen Bergſchloſſe empfangen habe, und wies zum Beweiſe einen Demantſchmuck hervor, den der Fürſt, theils um die Aechtheit ſeiner Abſicht zu beſcheinigen, theils um das Herz der ſchönen Iſolde ſich im voraus zu gewinnen, der künftigen Beherrſcherin der Böhmerlande zugeſandt habe.

Iſolde wog ſtaunend den gewichtigen, hellglänzenden Halsſchmuck. Der Anblick dieſer Kleinodien bewies ihr die Wahrheit eines Antrages, der ſie mit namenloſem Schreck erfüllte, ſo daß ſie gar nicht fähig war, etwas Verſtändliches zu erwiedern. Gleich einer ſchönen Bildſäule ſaß ſie vor ihrem Tiſchlein; der Vater aber meinte, es ſey dies träumeriſche Verſinken die natürliche Folge eines ſo gewaltigen Glückswechſels. — Leiſe ſchlich er ſich davon, um nun auch Irmgard auf ihre künftige Beſtimmung vorzubereiten.

Fliehen, entfliehen! dies war das Einzige, was Iſolde zu denken vermochte. Wie konnte ſie hoffen, auf andre Weiſe einem Geſchick zu entgehen, das alle hoffärtigen Pläne ihres Vaters mit einemmale zu erfüllen verſprach. So lange ſie ſich in ſeiner und der Schweſter Gewalt befand, war an keine Berückſichtigung ihrer Wünſche zu denken, und es dünkte ihr gerathner, ſcheinbar den ſeinen Gehorſam zu leiſten, um deſto ſicherer im Schleier der Nacht ihre Rettung in der Ferne — ach, wo anders denn, als bei dem Geliebten? — zu ſuchen, zu dem ſie hinüber zu flüchten feſt entſchloſſen war. — Stand es in ſeiner Macht, ſie zu beſchützen, ſo war ſie ſeiner Hülfe gewiß; konnte er ſie aber nicht aus den Händen ihrer Verfolger erretten, ſo blieb ihr wenigſtens die Hoffnung, an ſeiner Seite zu ſterben, bei welchem Gedanken ſich ihre innre Verzweiflung in beruhigende Thränen auflöſte.

Iſolde vermochte es bei aller Anſtrengung nicht, beim Nachtimbiß zu erſcheinen. Sie ſchützte ein leichtes Uebelbefinden vor, und da Herbert noch mancherlei mit Irmgarden zu berathen und zu beſprechen hatte, ſo ließ man ihr willig gewähren. Alſobald ging Iſolde ans Werk, das Nöthige zu einer ſo weiten Reiſe zu bedenken. Sie ſchnürte, ſo ſchnell ſie konnte, ihr Bündel, verſah ſich mit einigen Schaumünzen, das Einzige, was ſie als Geſchenk ihrer Pathen von Werth beſaß, und begab ſich, als die Nacht völlig eingebrochen, und alles zur Ruhe gegangen war, behutſamen Schrittes aus ihrem Gemach. Leiſe, leiſe ſchlich ſie ſich bei den Schlafkammern des Vaters und der Schweſter vorbei, öffnete ſodann die Hinterthüre und flog dann pfeilſchnell durch den Garten dem freien Felde zu, um die Landſtraße zu gewinnen. Als ſie das Gartenpförtlein öffnete, mußte ſie zu ihrem Schrecken gewahren, daß der Bach, der jenſeits der Gartenmauer floß, dermaßen angeſchwollen war, daß ſeine Wellen hoch über den kleinen Steg gingen, der zum jenſeitigen Ufer führte.

Deſſen ungeachtet wollte ſie, des Steges kundig, den Gang über denſelben wagen, als er in demſelben Augenblicke von den Fluthen zerbrochen, und vor ihren Augen hinweggeſpült wurde. — „Weh mir! rief ſie im tiefſten

Schmerz: unmöglich iſt es mir, aus dieſem Garten zu entkommen! — und ſtill weinend ſank ſie an der offnen Thür nieder, ihr Haupt an den alten Eichenſtamm lehnend, der jene beſchattete. — Da war es, als fühlte ſie den Boden unter ſich plötzlich erdröhnen; die Thür fiel in demſelben Augenblick klirrend ins Schloß; ein heftiger Erdſtoß hob die Ruhende unſanft empor, und bettete ſie einige Schritte davon in ein Blumenbeet. „Theilt die Natur die heftige Bewegung meines Gemüthes?“ fragte Iſolde, verwundert umherblickend. Aber in dieſem Augenblick herrſchte wieder die tiefſte Ruhe und Stille umher, ſo daß ſie das Flattern der Nachtſchmetterlinge und das Nagen der Raſenwürmlein vernehmen konnte, welche ganz nah ihrem Ohre, unter den Blumen umherirrten. Auf einmal wollte ihr bedünken, als ſinge eine ganz leiſe, feine Stimme ein Lied in verſtändlichen Worten. Sie hob ein wenig das Haupt und vernahm nunmehr ganz deutlich:

Haſt du wohl gehört?
Haſt du wohl geſchaut?
Unſer König baut
Seine Felſenſtadt!
In der Erde Mark
Wühlt ſein luſtiger Troß,
Baut für ſeine Braut

Ein befeſtigt Schloß.
Stadt und Schloß erſteht
In der ſtillen Nacht;
Eh der Hahn noch kräht,
Iſt das Werk vollbracht. —

Träume ich, oder wache ich? rief Iſolde. Aber ein neuer, heftiger Erdſtoß bewies ihr, daß ſie vor der Hand noch der Wirklichkeit angehöre. Mit lautem Krachen ſtürzte in demſelben Augenblick ein Theil der Gartenmauer ein, unter welcher ſie noch vor wenigen Minuten geruht hatte. — Erſchrecken fuhr Iſolde empor, und eilte, von der Gewalt des Sturmes getrieben, faſt unwillkührlich dem Hauſe zu. — Hier irrte das zitternde Geſinde mit Meiſter Herbert und Irmgarden in ſtummem Schrecken durch einander.

„Zündet die Lichter an,“ rief jener: hört ihr nicht? die ganze Hölle iſt los! Erdbeben, Sturm und Gewitter und obendrein der vermaledeite Teufelsſpuk — die letzten Worte murmelte er nur ganz leiſe vor ſich hin, aber Iſolde hatte ſie wohl vernommen. „Habt Ihr es auch gehört?“ fragte ſie überraſcht. O hättet Ihr mit dem Fürſten der Böhmerlande kein übereiltes Bündniß geſchloſſen! „Mir ahnet, daß uns dies nun und nimmermehr Segen bringt!

Aber Meiſter Herbert herrſchte ihr zornig entgegen: „Gehe du nur zur Ruhe, du Nachtwandlerin; ich weiß gar wohl, was ich zu glauben habe, oder nicht, und laſſe mich durch ſolch erbärmliches Koboldgeſindel nicht irre machen.“ Hiermit ſchritt er, erhitzten Antlitzes, von dannen, murmelte noch dann und wann: Narrenspoſſen, Teufelsſpuk! und ſchlug dann, in ſein Schlafgemach zurückkehrend, die Thür heftig hinter ſich zu.

Iſolde hatte ſich, ſobald die Nacht ruhiger geworden war, in ihr Kämmerlein begeben, denn für heut war an kein Entkommen zu denken, und ſie mußte ihre Flucht auf günſtigere Zeiten verſchieben.

Es begab ſich aber, daß am andern Morgen einige Reiſende, welche das Städtlein paſſirten, bei Meiſter Herbert einſprachen. Sie erzählten viel von dem Unwetter der verwichnen Nacht, und von den Verwüſtungen, welche es hin und wieder im tiefern Gebirge angerichtet habe. Es ſcheint, ſchloß der eine, als wolle ſich der Berggeiſt wieder einmal den Bewohnern ſeines Gebietes bemerkbar machen. Es war ein Arbeiten und Dröhnen unter der Erde, als ſolle ſie ganz Neues, noch nie Geſehenes erzeugen; und wenn wir der Verſicherung einiger Bergleute trauen dürfen, ſo hat ſich bereits dieſe Vermuthung beſtätigt. Man ſpricht von einem großen wunderbarlichen Felſenbau, doch vertraut es einer dem andern nur unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes, als fürchteten ſie den gewaltigen Bauherrn, von dem wir übrigens ſchon viel und mancherlei gehört und erfahren haben, durch vorzeitiges Plaudern zu erzürnen.

„Man thut auch recht wohl daran! unterbrach Meiſter Herbert den Erzähler mit Wichtigkeit: uns ſind auch Nachrichten hierüber zu Theil geworden; und obgleich allerdings jener ſo eben erwähnte Bau ganz ſtill, ſchnell und heimlich vollbracht werden ſoll, ſo kann ich Euch dennoch aus guten Gründen verſichern, daß man hier dem Berggeiſt zu viel Ehre anthun würde, wenn man denſelben auf ſeine Rechnung ſchreiben wollte. Es wird ſich überdies in kurzem ausweiſen, wem zu Ehren ſolches geſchehen, und wer in dieſer neuen Burgfeſte reſidiren ſoll.

Ihr ſcheint ſehr genau von der Sache unterrichtet, entgegneten die Fremden: wollt Ihr uns nicht gefälligſt näheren Aufſchluß geben? — Fragt binnen heut und 14 Tagen wieder einmal zu, dann möchte ich nicht abgeneigt ſein, Eure Bitte zu gewähren,“ gab Herbert übermüthig zurück, indem er behaglich ſein Glas leerte, das ihm Iſolde, die Gäſte bedienend, gefüllt hatte. Dieſe aber, welche durch dieſes Geſpräch aufs neue an das ihr bevorſtehende Schickſal erinnert worden war, fühlte bei der Erwähnung dieſer kurzen Friſt aufs lebhafteſte die Nothwendigkeit einer baldigen Flucht, um ſo mehr, da ſie ſich, ſo oft von dem Böhmer-Fürſten die Rede war, eines tiefen innern Grauens nicht erwehren konnte.

Der Erzähler hielt hier in ſeinem Vortrage inne, und blickte wie fragend im Kreiſe umher. — „Wir ahnen wohl, begann eine der Damen, daß hier, wie bei allen Gebirgsſagen, der gewaltige Rübezahl im Spiele ſeyn wird. — „Ich wünſchte, entgegnete jener, Sie belegten dies geheimnißvolle Weſen, dieſen mächtigen Geiſt, deſſen Scepter ſich über die ſtolze Sudetenreihe erſtreckt, nicht mit einem Namen, der den Schein der Lächerlichkeit auf denſelben werfen muß. Wenigſtens kannte man damals weder ihn, noch die Sage, wovon man ihn herleiten will, und ſprach mit größerer Ehrfurcht von den Wundern ſeiner Macht und ſeiner Gewalt. Was übrigens Ihre Vermuthung betrifft, ſo iſt ſie vollkommen gegründet; niemand anders als der mächtige Bergkobold war es, der unter der Maske des böhmiſchen Fürſten den hoffärtigen Bürgermeiſter getäuſcht und um die ſchöne Iſolde geworben hatte. Schon längſt war ſein Auge auf die reizende Jungfrau gerichtet geweſen; er hatte ſie oft beobachtet, wenn ſie, ohne ſeine Nähe zu ahnen, in den waldigen Bergthälern luſtwandelte. Bald war er als alter Bettler ihr entgegen getreten, um von ihrer Hand ein Almoſen zu gewinnen, das er ſodann bei ſeinen erſten Kleinoden verwahrte; bald hatte er als Köhler zu ihrem Wegweiſer gedient, um ſich recht lange an ihrem wundervollen Anblick zu weiden. So war allmählig ihre Nähe ihm Bedürfniß geworden, bis jener Augenblick, wo er Iſolden an der Seite des fremden Ritters erblickte, dies Gefühl zu einer ſo heftigen Leidenſchaft ſteigerte, daß er von Eiferſucht gequält, das Gelübde that, weder Liſt noch Gewalt zu ſparen, um die reizende Iſolde zu ſeinem Eigenthum zu gewinnen, und ſie, nach der aller Blicke gerichtet waren, ſodann ihren Freiern zum Trotz, in ſein unterirdiſches Gebiet zu entführen. Wohl wäre es ſeiner Macht ein Leichtes geweſen, ſchon damals, als die einſame Jungfrau ſich in der Felshöhle und ſomit in ſeinem Gebiete befand, ſolche in ſein Reich herabzuziehen; aber der lächerliche Hochmuth des Bürgermeiſters und ſeines albernen Töchterleins hatte längſt ſeinen Muthwillen in eben dem Grade gereizt, als Iſoldens Anmuth und Liebenswürdigkeit die heftigſte Leidenſchaft in ihm entzündet hatte, und er beſchloß, jene ſowohl für ihren Dünkel zu beſtrafen, als er ſich dieſe zu beglücken vorgenommen hatte, wozu er alles aufbieten wollte, was in ſeine Macht gegeben war.

Zu dieſem Zweck erbaute er nun in einem der abgelegenſten Thäler ſeines Gebietes eine Stadt, die an Pracht und Glanz alles übertreffen ſollte, was jemals Menſchenhände erſchufen. Auf ſein Gebot regten ſich die geheimnißvollen Kräfte der Unterwelt; Waſſer, Feuer und die Stürme der Tiefe brachen in dienſtfertigem Eifer hervor, der Stimme ihres Herrſchers gehorchend.

Das Mark der Erde brauſte, von gewaltigen Orkanen gerüttelt, neue Formen erzeugend, empor, und aus dem geborſtnen Grunde ſtieg die rieſige Felſenſtadt, ſchroff und finſter wie die freudenloſen Geſtalten der Tiefe, aber rieſig und erhaben in ihrem Entwurf, des kühnen Architekten Hand in den abenteuerlichſten Formen verrathend. Viele Meilen im Umkreiſe erzitterten Höhen und Thäler, als ſich die gewaltigen Steinmaſſen hervorrangen aus dem Dunkel der Tiefe. Im wilden Getümmel ſtürzten die Gießbäche durch einander, tauſendjährige Eichen und rieſige Tannen ſanken entwurzelt von den Höhen herab, Klüfte und Untiefen öffneten ſich im wilden Tumult der Natur, und manche friedliche Berghütte verſank, von herabdonnernden Felsſtücken in ewige Nacht begraben. — So war die ſchreckliche Nacht, in der der Bau jener gigantiſchen Felſenſtadt beendigt wurde. Noch lebt ihr Andenken in den Sagen der Bergbewohner.

Stolz überſah nun der gewaltige Berggeiſt von einer der hohen Thurmſpitzen ſeine neue Schöpfung. Auf ſeinen Wink verſtummten die Orkane, und die Fluthen und Flammen, welche das geheime Triebwerk bewegt hatten, traten, von ſeinem Machtwort gehalten, in ihre Schleuſen zurück.

Jetzt begann nun die Arbeit der Gnomen. Ihnen war es übertragen, die ſteinernen Paläſte, Mauern und Thürme mit gefälligem Firniß zu überziehen, jedes der Gebäude mit Dächern, Fenſtern und Thüren zu verſehen, die, wenn auch nicht für die Dauer gearbeitet, doch wenigſtens auf kurze Zeit dazu dienen ſollten, den ſteinernen Paläſten das Anſehen eleganter, bequemer Wohnungen zu geben. Im Verlauf einiger Tage war das Werk beendet, und der Berggeiſt ſandte aufs neue ſeinen Botſchafter aus, um den Bürgermeiſter aufzufordern, die neue Bergfeſte in Augenſchein zu nehmen. Als der Geſandte, begleitet von einem ſtattlichen Troß, in früher Morgendämmerung vor das Haus des Bürgermeiſters kam, trat dieſer ſo eben zornerglüht aus demſelben, um ſein Leibroß zu beſteigen. Iſolde war während der Nacht verſchwunden, und da ſie den Abend vorher manches verdächtige Wort geäußert, auch wohl hin und wieder auf ein früheres Bündniß angeſpielt hatte, welches ſie hindere, des Vaters Willen Gehorſam zu leiſten,[1] ſo konnte ihre Abſicht, ſich durch heimliche Flucht zu retten, nicht lange verborgen bleiben. Von Zorn und Beſorgniß gleich heftig bewegt, beſtürmte der unglückliche Vater den Abgeſandten des Fürſten, ihm in ſeinem Vorhaben behülflich zu ſeyn, und ſammt ſeinen Reitern aufzubrechen, um die Flüchtige einzuholen, wofür er ihnen im Namen ihres Fürſten große Belohnung verhieß. Er ſelbſt beſtieg zugleich ſein Roß, und begab ſich, mit dieſen vereint, die Straße nach Preßlau hinab; denn daß dieſes der Weg ſey, welchen Iſolde genommen, bezeugte ihr Schleier, ſo man auf demſelben zu ihrem Unglück gefunden hatte.

Gar bald aber hatten die fremden Reiter einen gewaltigen Vorſprung gewonnen. Keuchend trabte ihnen der ſchwerfällige Bürgermeiſter nach, bis jene endlich ganz aus ſeinem Geſichte verſchwanden. Während dieſer ſich nun ſo allein und verlaſſen ſah, ſtieg ſein Unmuth, ſeine Beſorgniß immer höher. Wenn ſie entflohen, wenn ſie für immer entſchwunden war, was wurde dann aus ihm, was aus allen ſeinen geträumten Glücksgütern und Ehrenſtellen! — Anſtatt daß er durch Iſoldens Vermittlung zum erſten Rathsherrn, zum Statthalter und, wer weiß zu welchem hohen Range noch ſonſt emporſteigen konnte, wurde er durch ihre Flucht nicht allein ein Gegenſtand des Spottes und Bedauerns bei allen denen, auf die er herab zu blicken gewohnt war, ſondern die Gunſt des Fürſten konnte ſich auch leicht in Haß gegen ihn verwandeln, daß er nicht beſſere Maaßregeln getroffen, ihm die verſprochene Braut zu bewahren. Mit glühendem Geſichte und ängſtlich pochendem Herzen ſchwor er, im Fall das Glück ihn noch einmal von der Laſt ſeines Kummers befreien wolle, Iſolden fortan in ſtrengeren Gewahrſam zu geben, und ſie ungeſäumt dem Fürſten von Böhmen zuzuführen, um jeder fernern Verantwortung überhoben zu ſeyn.

Da zog ein dicker Staubwirbel die Straße entlang. Die Reiter ſprengten daher, die ſchöne Iſolde in ihrer Mitte. Sie hatten ihr die zarten Hände kreuzweis über die Bruſt gebunden, und ihr Geſicht mit einem Schleier verhüllt, damit die Vorübergehenden nicht, von ihrer Schönheit gerührt, ihr zu Hülfe eilen möchten.

Ungerathene und verwegne Dirne! redete ſie der Bürgermeiſter an: haſt du muthwillig des Vaters Haus verlaſſen, ſo ſollſt du auch daſſelbe fortan nie mehr betreten! Du haſt mich belehrt, daß du noch einer ſtrengern Aufſicht bedarfſt, als der meinen, und ſo ſey dir hierin auch nach Willen gethan!

Und er winkte den Reitern, ſie noch feſter zu binden, ergriff darauf ſelbſt den Zügel ihres Pferdes, und gebot dem Abgeſandten, ihm nunmehr den Weg zu der bewußten Burgfeſte zu zeigen.

Ganz erſtarrt von der ſchneidenden Morgenluft, und eben ſo von Schreck und Entſetzen im Innern gelähmt, ſchaute Iſelde vor ſich hin. Sie empfand nichts, ſie dachte nichts, ſie ſtarrte mit thränenleeren Augen in die Gegend hinaus, die ſie in ſchneller Reiſe durchzogen, bis endlich der ſtumme Troß an einer rieſigen Felsmauer hielt, über welcher die Kuppeln zahlloſer Thürme und Schlöſſer hervorragten.

Das iſt mein Grab! ſeufzte ſie, einen ſterbenden Blick in die Ferne zurückwerfend. — Da ſprangen mit donnerndem Geraſſel die Thorflügel auf, und mit einem Laut der Verwunderung begrüßte Herbert die Wunderpracht der ſich jetzt vor ihm ausbreitenden Plätze und Straßen.

Aber wie iſt es denn möglich, ſo ſprach er zu ſich ſelbſt, daß dieſes Meiſterſtück der Baukunſt mir ſo lange verborgen bleiben konnte, da ich doch von andern berühmten Städten erzählen hörte, und ſie mit Augen geſehen habe?

Das kommt wohl daher, entgegnete der Botſchafter, daß keiner ohne unſre Leitung den Weg hierher durch die Felſen und Wälder zu finden vermag, und ſomit die glänzendſte Stadt unſers Reiches von gar wenigen geſehen wurde, ja faſt allen noch ein Geheimniß blieb. Was übrigens die hohen Mauern und Wartthürme und ſonſtigen Feſtungswerke betrifft, ſo ſind dieſe ſo eben erſt beendet worden. Die Arbeit mußte ſchnell gehen; die Hälfte unſerer Landesleute war in Bewegung. Aber nun ſteht das Werk auch zur Verwunderung aller vollendet da, und wer nicht weiß, welche Wunder gemeinſamer Fleiß hervorzubringen vermag, der könnte thöricht genug ſeyn, es für Zauberei zu halten. — Der Bürgermeiſter lächelte verlegen, denn in der That war er eben in Verſuchung gerathen, zu glauben, der Fürſt hätte ſich bei dieſem Bau übernatürlicher Mittel bedient. Wohin er ſah, glänzte alles von reichen, koſtbaren Verzierungen; keine Reſidenz auf weiter Erde, das mußte ein jeder geſtehen, war dieſer an Herrlichkeit zu vergleichen. Aber noch höher ſollte ſein Erſtaunen ſteigen; ſo eben hielt der Troß vor der Rieſenmauer, welche das Schloß des Fürſten umgab. Mit einem Wallgraben umgeben, ſchien dieſes mit ſeinen Kuppeln und Thürmen eine zweite Stadt zu bilden; dabei war weder Eingang noch Brücke zu ſehen, ſo daß man nicht wußte, wie man in jene Veſte gelangen ſollte. — Indem Meiſter Herbert ſo eben ſein Haupt wie fragend erhob, ſtieß einer der Botſchafter ins Horn, und alſobald fiel mit polterndem Geraſſel eine Zugbrücke herab, und zugleich zeigte ſich ein Pförtlein in der Ringmauer, welches aber ſo eng war, daß nur mühſam ein Reiter nach dem andern hindurch zu bringen vermochte. Ein tiefer Seufzer drängte ſich aufs neue aus Iſoldens Buſen hervor. „Hier iſt an kein Entkommen zu denken!“ flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, indem ſie ſchweigend an der Seite ihres Vaters durch den langen dunkeln Thorweg ritt. — „Jetzt ſind wir zur Stelle!“ rief der Botſchafter. — Unwillkührlich ſchlug Iſolde die Augen empor; aber bald ſenkte ſie aufs neue dieſelben, ſo blendete ſie der Anblick des ſchimmernden Palaſtes. Welche Pracht, welcher Glanz ringsumher! Von porphyrnen Säulen umgeben, erhob ſich das ſtolze Gebäude in den edelſten Verhältniſſen; Dach, Kuppeln und Portal glänzten von gediegenem Golde, und um das letzte ſchlangen ſich weitherabhangende Feſtons von den lieblichſten Blumen, welche, von koſtbaren Steinen künſtlich nachgebildet, an Friſche den Frühling zu übertreffen drohten. Hinter dem Schloſſe aber winkte mit tauſend blühenden Wipfeln und ſchattigen Laubgängen ein unermeßlicher Garten; ſüße Düfte wallten von dort herüber, und bezeugten, daß dieſe Blüthen der Natur angehörten, obgleich noch kein menſchliches Auge ſie in ſolcher Vollkommenheit und Fülle geſehen hatte.

So traurig die Stimmung Iſoldens bis dieſen Augenblick geweſen war, ſo konnte ſie doch nicht umhin, mit immer ſteigendem Genuß auf dieſe nie geſehene Pracht und Herrlichkeit zu blicken. Sie fühlte zum erſten Male die Gewalt, welche ſchöne äußere Formen und Verhältniſſe faſt unwillkührlich auf Sinne und Gemüth üben, und geſtand ſich, daß wenn Allrich der Fürſt und Beſitzer dieſes Schloſſes wäre, ſie unſtreitig die Beneidenswertheſte unter allen Erdentöchtern genannt werden dürfte. Während ſie dieſen Gedanken weiter zu verfolgen bemüht war, waren ſie in das hohe Gebäude getreten, und bald unterbrach die Erſcheinung des Fürſten ihre ſeeligen Träume.

Der verſtändige Berggeiſt hatte ſich, mit den Forderungen eines jungen Herzens vertraut, in die angenehmſte Geſtalt begeben, die er hervorzuzaubern im Stande war. Gleich ſtrahlend an Körperſchöne und auserwählter Kleiderpracht, trat er mit huldvollen Blicken ſeinen Gäſten entgegen, und führte ſie, die Botſchafter mit einem gebietenden Blicke entlaſſend, in ſeine Gemächer. — Meiſter Herbert ſtammelte, von dem Gefühl ſeines eignen Nichts und dem Anſchauen der fürſtlichen Größe ganz verwirrt, einige Worte, bat um eine minutenlange geheime Audienz, worauf ſich der Fürſt nach einigen verbindlichen Worten zu der unter ihrem Schleier hoch erröthenden Iſolde, mit ihm in das Nebengemach begab. Iſolde wagte, als ſie ſich allein ſah, zum erſten Male wieder frei Athem zu ſchöpfen. Sie blickte umher;

tauſendfach warfen die hohen Spiegelwände ihr Bild zurück, und zeigten ihr ihr glühendes Geſicht, auf welchem Schmerz, Ueberraſchung und die peinlichſte Furcht um den Vorrang ſtritten. „Und dieſe armſelige Geſtalt vermochte den vornehmen Gebieter dieſer Wunderwerke zu feſſeln?“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin. Was bin ich denn gegen ſeine Größe, ſeine Gewalt? Wie ſoll ich Arme zur Zierde eines Thrones gereichen, um welchen Fürſtentöchter ſich drängen? O hätte man mich in meiner Verborgenheit gelaſſen! Allrich! mein Rufen wird nicht zu dir hinüber dringen, keine Ahnung verkündet dir, daß man mich gewaltſam dir entziehen will! Aber noch bin ich Herr meines Willens! Keiner Macht auf Erden ſoll es gelingen, mein Gelübde zu brechen, bevor der Tag gekommen, an dem du wieder zu kehren verſprachſt.

Ermuthigt von dieſem Gedanken, erhob ſie ſtolzer ihr Haupt und ſchritt durch das glänzende Gemach ſicherer auf und nieder. Da kehrte der Fürſt in Begleitung ihres Vaters zurück; ehrerbietig nahte er Iſolden und bat, ſich den Aufenthalt in den Gemächern ihrer künftigen Hofdamen ſo lange gefallen zu laſſen, bis ſie ſelbſt eine Zeit feſtgeſetzt habe, zu welcher ſie ihn mit dem Geſchenk ihrer Hand beglücken wolle. Er hoffe, ſich während dieſer Zeit ihr Vertrauen, vielleicht auch ihre Gunſt zu erwerben, indem er ihr beweiſen wolle, daß er alles zu thun geſonnen ſey, was ihre Zufriedenheit zu erhöhen vermöchte. Iſolde fühlte ſich ſeltſam beklommen von der beſcheidenen, faſt demüthigen Rede des Fürſten. Doch wie es faſt immer geſchieht, daß fremde Ehrerbietung das Gefühl eignen Werthes erhöht, ſo konnte ſie bald in gar ſichern und entſchloßnen Worten dem Fürſten entgegnen, wie Frauengunſt allerdings ein ganz freies Geſchenk ſei, und durch keine Macht der Erde erkauft werden könne, und wie er es daher der Zeit überlaſſen müſſe, eine Neigung in ihr zu erwecken, welche ſie ihm jetzt noch keineswegs zu verſprechen vermöchte.

Meiſter Herbert, der, während ſie ſprach, wie auf glühenden Kohlen geſtanden hatte, wollte eben dieſe anmaßende Rede durch einige erläuternde Worte zu mildern verſuchen, als ſich der Fürſt aufs demüthigſte vor Iſolden verneigte, und ihr verſprach, ſein Glück allein von ihren Händen zu erwarten. Hierauf bot er ihr ſeinen Arm, um ſie in ihre künftige Behauſung zu führen. Sie durchwanderten mehrere Gemächer, wo eines ſtets das andere an geſchmackvoller Anordnung und reicher Verzierung übertraf, bis ſie endlich in dem Flügel des Schloſſes anlangten, welcher zu der Wohnung der Frauen beſtimmt war. Der Fürſt öffnete nun eins der Gemächer, deſſen Fenſter den endloſen Garten frei überſchauen ließen. Hier athmete alles die lieblichſte Ruhe, den tiefſten Frieden, und obgleich dieſes Gemach faſt das einfachſte unter allen zu nennen war, ſo gefiel es eben darum Iſolden ganz beſonders, und der freundliche Blick, den ſie hier dem Schloßherrn zuwarf, bezeugte ihm, er habe ganz ihren Sinn getroffen. Mehrere Inſtrumente, vor allem aber eine mit Juwelen reich beſetzte Zither, ſchmückten die Wände des kleinen Gemachs. —

„Wenn Euch dieſe Künſte noch fremd ſind, Ihr aber ſolche zu erlernen wünſchet,“ begann der Fürſt, ſo dürft Ihr nur dieſe kleine Thür öffnen, und Euer Begehr laut in das finſtre Gemach hinein rufen. Alſobald wird diejenige Lehrerin erſcheinen, die Ihr zu befragen begehret; übrigens bitte ich Euch, jenen Raum nie ſelbſt zu betreten. Es möchte Euch nicht ziemen, der Behauſung meiner Dienerinnen, welche dicht daran gränzet, alſo zu nahen, auch haben dieſe ausdrücklichen Befehl, Euch nie, außer auf Euer Gebot, mit ihrer Gegenwart zu beläſtigen. Einmal des Tages werdet Ihr mir erlauben, Euch auf Euerm Zimmer zu ſehen; doch ſoll es allemal von Euch abhangen, wie lange ich das Glück Eurer Geſellſchaft genießen darf. — Iſolde verneigte ſich ſtumm; aber ihr Blick lächelte dankbar zu dem edlen Fürſten hinüber, deſſen Güte in der That ihr Herz lebhaft zu rühren begann.“ — Ich werde Euch erſuchen müſſen, in dieſem Gemach von

Eurer ſchönen Tochter Abſchied zu nehmen, fuhr der Fürſt nun, zu Herbert gewandt, fort. Ich eile, Euch nunmehr in Euern künftigen Palaſt zu führen, und Euch das Kloſtergebäude zu zeigen, in welchem Eure würdige Tochter Irmgard für die Zukunft zu hauſen gewünſcht; die ſchöne Iſolde aber ſoll nach meinem Wunſche den Augen der Neugierigen ſo lange verborgen bleiben, bis ich, ihres Entſchluſſes gewiß, ſie auf meinen Thron erheben darf.“ — Nach mancher väterlichen Ermahnung ſchied Herbert von der von Angſt und Ueberraſchung ganz betäubten Iſolde. Er mußte alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um ſeinem fürſtlichen Gönner zu folgen, denn dieſer ſchritt, wie von Zephyren getragen, vor ihm her, bis ſie außer dem Schloßgebiete ſich vor den ſtattlichen Gebäuden befanden, welche zu benannten Zwecken beſtimmt waren. So gern der Bürgermeiſter auch das Innere beſchaut hätte, ſo mußte er ſich für heut mit der glänzenden Außenſeite begnügen; der Fürſt machte keine Miene, ſeiner Bewunderung durch das Beſchauen der inneren Herrlichkeiten ein noch weiteres Feld zu eröffnen; er führte ihn nach kurzer Ueberſicht ſeines künftigen Eigenthums in ſein Schloß zurück, wo bei dem leckerſten Mahle, das je die Tafel eines Fürſten geziert, das Nöthigſte über die Zukunft verhandelt wurde, bis man darin übereinkam, daß, ſobald Iſolde den Wünſchen des Schloßherrn Gehör gegeben, der Tag der Vermählung mit dem des feierlichen Einzuges des Statthalters und der Aufnahme der Aebtiſſin zugleich durch ein Feſt gefeiert werden ſollte. Der Fürſt verſprach das Weitere durch ſeinen Botſchafter ſagen zu laſſen, führte hierauf ſeinen Gaſt die breite Marmortreppe herab, und verabſchiedete ihn huldvollſt, während ihn ſeine vorigen Reiſegefährten in Empfang nahmen, um ihn zu ſeiner Heimath zu geleiten. Als er wiederum durch die langen Straßen und Plätze ritt, fiel es ihm ſeltſam aufs Herz, daß kein lebendiges Weſen in dieſen weiten Räumen zu ſehen war; überall tiefe Stille, auch in den Gebäuden keine Spur regſamen Lebens. Er äußerte hierüber ſein Befremden gegen ſeine Begleiter, doch erwiederten dieſe leichthin: Wißt Ihr nicht, daß es Mittagszeit iſt, lieber Herr? Mit dem Schlage ein Uhr geht alles zur Tafel; Menſch und Thier iſt an dieſe Ordnung gewöhnt, und keiner darf ſich von dieſer Einrichtung ausſchließen.“ — Der Bürgermeiſter ſchwieg, beſchämt durch die ſtrenge Ordnung und Pünktlichkeit, welche hier überall waltete, und tadelte ſich, daſſelbe Geſetz nicht auch bei ſeiner Bürgerſchaft eingeführt zu haben.

Während Herbert nun, zu Hauſe angelangt, ſeiner Tochter Irmgard von den Wundern dieſes Tages erzählte, auch wohl hin und wieder bei ſeinen Freunden und Nachbarn ein Wort anzubringen verſtand, welches die beſondere Gunſt und Gnade des gewaltigen Böhmer-Fürſten, die ihm zugefallen, verrieth, ſaß Iſolde in ihrem Gemach an einem der zierlichen Bogenfenſter, und blickte mit ſeltſam gemiſchten Gefühlen in den blühenden Garten hinaus. „Wie glücklich, ſeufzte ſie, ach wie glücklich wäre ich zu preiſen, wenn du, mein Allrich, mit mir dieſes Paradies bewohnteſt! — So aber drückt jede Freude, die in meiner Seele emporſteigt, den Dorn des Schmerzes zugleich in mein Herz! Ich erblicke, trotz der lieblichen Verhüllung, überall nur die Kerkerwand, die mich auf ewig von dir ſcheiden ſoll, und jede Regung des Wohlgefallens an der Herrlichkeit, die mich umgiebt, wird mir zum Vorwurf, zur Schuld!“ Als ſie dieſe Worte geſprochen, brach ſie unwillkührlich in die bitterſten Thränen aus, und noch waren ihre Wangen von denſelben benetzt, als der Schloßherr in Iſoldens Gemach trat. — Ihr weint? begann er betrübt. Vermag denn nichts Euch Freude zu machen? und ſind meine Beſtrebungen ſo gänzlich vergebens geweſen? Alles bot ich auf, um Euern Aufenthalt zu ſchmükken; wird denn nie eine Zeit erſcheinen, wo ich den ſüßen Lohn Eurer Zufriedenheit, Eurer Huld einärnten darf? — Wohl erkenne ich Eure Güte, erwiederte Iſolde. Aber noch iſt mein Herz unfähig, ſich ihrer zu erfreuen. Verzeihet daher meine Thränen, vielleicht gelingt es der Zeit, ſie zu trocknen. Man hat mich zu Eurer Gefangenen gemacht. Seid großmüthiger, laßt mir wenigſtens die Freiheit der Gedanken, damit ſie ziehen dürfen, wohin ſie das Herz lockt! — Sie wollte noch mehr ſagen; aber die Bläſſe, die plötzlich das Geſicht des Schloßherrn überflog, machte, daß ſie erbebte und ſchwieg.

Nur um eine Vergünſtigung fleh' ich! ſprach jetzt mit zitternder Stimme der Fürſt: nur um Eine für alle Liebe und Huld, die ich für Euch in meinem Herzen trage! Erwähnet nie in meiner Gegenwart eines Namens, der der einzige auf weiter Erde iſt, den ich nicht ruhig zu ertragen vermag. Ueberlaßt es mir, mit jenem Ritter an Ergebenheit und Treue zu wetteifern. Es kommt wohl die Zeit, wo Ihr den Werth wahrhafter Zuneigung von flüchtigem Jugendrauſch unterſcheiden werdet: bis dahin kein Wort von dem, deſſen Namen ich ſo wenig, wie ſeiner Erſcheinung begegnen will! — Dieſe letzten Worte klangen faſt gebieteriſch. Der dunkel flammende Blick, der ſie begleitete, bewies Iſolden, wie ſie nie mehr jenes Gegenſtandes erwähnen durfte, aus Furcht, den Fürſten auf das heftigſte zu reizen. Sie ſeufzte tief, und verhüllte aufs neue ihr Geſicht. — Da langte der Schloßherr die koſtbare Zither von der Wand herab, legte ſie ſanft in Iſoldens Arm, und begab ſich dann leiſen Schrittes aus dem Gemach. Unwillkührlich glitten die Hände der Jungfrau über die Saiten; da war es, als tönte eine tröſtende Stimme aus denſelben, die überaus wohlthuend zu ihrem Herzen ſprach. Sie verſuchte eines ihrer kleinen Lieder, und ſtaunte über den Wohllaut, welchen dieſes zauberiſche Inſtrument ihr verlieh. Allmählig wurde das Verlangen in ihr rege, größere Fertigkeit zu erlangen; ſie gedachte der Worte ihres Gebieters, und begab ſich ſogleich zu der kleinen Pforte, um eine Lehrerin zu begehren. Kaum war dieſer Wunſch ausgeſprochen, als leiſe Tritte durch den dunkeln Raum erklangen, und eine kleine weibliche Geſtalt in das Zimmer trat. Die langen grauen Gewande, in welche dieſelbe gehüllt war, gaben ihr etwas Geſpenſtiſches, und ſchon bereute Iſolde ihr Begehr, als die überaus freundliche und angenehme Stimme, mit welcher das Hoffräulein ſie anredete, ſie einigermaßen mit ihrem ſeltſamen Aeußeren verſöhnte. „Ich werde Euch, wenn Ihr erlaubt, einige Lieder vorſingen, begann jene, auf Iſoldens wiederholtes Verlangen: wenn Ihr nur einigermaßen aufmerkſam ſeyn wollt, ſo werdet Ihr ohne alle Mühe dieſe Melodieen nachſpielen können. Unſer Unterricht beſteht nur in der Kunſt, das was wir vortragen, ſo tief und innig in andre Seelen zu hauchen, daß es ſogleich darin Wurzel faßt, und in ähnlichen Klängen zurücktönt; mit einem Wort: das Echo in der Menſchenbruſt zu erwecken. Habt Ihr den Sinn des Ganzen nur treu erfaßt, ſo findet ſich das Mechaniſche ganz von ſelbſt. Verſucht es nur, ſchönes Fräulein, und Ihr werdet meine Worte beſtätigt ſehen!

Alſobald begann die graue Lehrerin ihren Unterricht.

Neue, nie gehörte Melodieen zogen in wonnevollen Tönen an Iſoldens Seele vorüber. So hatte noch keine Muſik ſie bewegt; ganz begeiſtert langte ſie nach den Saiten, und wie es das Fräulein geſagt, tönte jetzt aus Iſoldens Buſen dieſelbe entzückende Melodie, und auch die Hände ſchienen von übernatürlichen Gewalten bewegt, dieſelben Accorde zu finden, welche jenen Geſang begleitet hatten.— Ein nie geahntes Glück dämmerte bei dieſer Entdeckung in Iſoldens Gemüth empor. Sie konnte des ſüßen Wechſelſpiels nicht müde werden; ihr Vergnügen daran ſchien eben ſo unerſchöpflich, als die Kunſtfertigkeit ihrer Lehrerin. Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie ihre Gefährtin entließ. — Noch einmal nahm ſie ihre Zither hervor, um ſich ihrer Tonſätze immer inniger zu verſichern; aber ſeltſam, ſie vermochte jene Lieder nur noch leiſe zu wiederholen; ihre Stimme ſchien matter, ihre Begeiſterung erloſchen zu ſeyn; bald wußte ſie ſich gar nicht mehr auf dieſelben zu beſinnen, bis ſie zuletzt voll Betrübniß die Zither niederlegte. Als die Nacht herangekommen war, und ſich Iſolde, von Müdigkeit ergriffen, auf das weiche Ruhebett niedergelegt hatte, begannen die ſeltſamſten Träume ihren Sinn zu umgaukeln. Bald durchzog ſie auf leichter Reiſe die lieblichſten Gegenden, bald wurde ſie auf einem mit Blumen bekränzten Nachen auf kryſtallnen Fluthen geſchaukelt, bald vernahm ſie die entzückendſten Töne, die ihr Herz mit den angenehmſten Gefühlen durchſtrömten. Ueberall aber begegneten ihre Blicke einer Geſtalt, die, obgleich von überirdiſchem Glanze umfloſſen, die Züge des Schloßherrn mit Allrichs Mienen aufs ſeltſamſte vereinte; an ihrer Hand durchzog ſie die lachenden Gefilde, von ihrem Arm umſchlungen, vernahm ſie die ſüßen Töne; doch ſchien das liebliche Bild mit jedem Augenblick in Duft und Glanz zerrinnen zu wollen. Als ſie am Morgen erwachte, ſeufzte ſie unwillkührlich, daß der ſchöne Traum von ihr genommen war; ihr Herz pochte in unruhigen Schlägen; ſie ſprang auf und blickte in die lachende Blumenflur, auf die duftigen Gärten hinab. — „Wohl iſt es das reizende Eden, was ich im Traume ſah, aber der Engel fehlt, der mich begleitete!" ſeufzte ſie, von banger Sehnſucht bewegt. — Da zog es ſie wie mit geheimer Gewalt zum Garten hinab. Sie warf ihren Schleier über, und trat leiſen Schrittes aus ihrem Gemach. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie im Augenblick, wo ſie die Thür geöffnet, ganz nah vor derſelben den Schloßherrn gewahrte, der das Haupt auf die Thürſchwelle gebettet, in ruhigem Schlummer zu ihren Füßen lag.

„Er hat mich bewacht, er ſelbſt mit Aufopferung ſeiner Ruhe die meinige gehütet!" ſprach Iſolde zu ſich ſelbſt, indem ſie voll Erſtaunen auf den Schläfer herabblickte. Sie hatte zum erſtenmal Zeit, das Antlitz ihres fürſtlichen Freundes ungeſtört zu betrachten; Milde und

Strenge waren in dieſen Zügen vereint, doch lieh ihnen die Aehnlichkeit mit jener Traumgeſtalt einen ſeltſamen Zauber. Iſolde fühlte ſich bewegt; ſie wußte nicht, war es die treue Sorgfalt des Fürſten, oder die Erinnerung des Traumbildes, was dieſe Rührung erweckte. — Leiſe trat ſie in ihr Gemach zurück. Nie ſollte der Fürſt erfahren, daß ſie um ſeine freiwillige Erniedrigung wüßte; ſie dachte ſelbſt nur mit Erröthen an dieſelbe; und dennoch that dieſe Sorgfalt ihrem Herzen heimlich wohl.

Noch war ſie hierüber im Nachdenken vertieft, als ſich eine liebliche Muſik im Vorgemach vernehmen ließ; bei der Melodie eines Marſches ſchien ſich ein leichter Troß näher und immer näher zu bewegen. Jetzt ſprang die Thür auf, und eine Reihe ſchön geſchmückter Diener und Dienerinnen traten in dieſelbe, eine reichbeſetzte Tafel tragend, welche ſie in Iſoldens Gemach niederſetzten. Mit tiefen Verbeugungen bat einer der ſchlanken Pagen in des Fürſten Namen um die Erlaubniß, Iſolden beim Frühſtück aufwarten zu dürfen; und bald trat dieſer, nachdem Iſolde freundlich gewährt, im vollen Glanz ſeines Schmuckes ins Gemach. Mit Freundlichkeit erkundigte er ſich nach Iſoldens Befinden, ſuchte mit ſo viel Zartheit ihren Wünſchen nachzuforſchen, daß dieſe ſich immer mehr von ſeiner großen Güte und Huld bewegt fühlte; ſie erſuchte ihn um die Gunſt, ſie in die herrlichen Gärten geleiten zu wollen, von deren Pracht ſie ſchon dieſe Nacht geträumet, und bald ſchritt ſie an der Hand ihres Gebieters die breite Marmorſtiege zu denſelben hinab. — Die Blumenpracht des Orients ſchien hier mit den Erzeugniſſen des heimathlichen Climas wetteifern zu wollen. Nie hatte Iſolde ſolche Farbengluth, ſolche üppige Friſche geſehen; nie ſo ſüße Düfte geathmet. Von Staunen und Ueberraſchung erfaßt, flog ſie von Beet zu Beet, ſtand hier vor dem ſtolzen Lorbeer, der, zu Pyramiden gezogen, ſein Haupt triumphirend über die kleinen Blumengeſchlechter erhob, und verweilte dort vor der röthlich blühenden Myrthe, die, zu künſtlichen Lauben verflochten, ambroſiſche Düfte hauchte. Jetzt ſtaunte ſie die Silberfontaine an, die ihren luftigen Strahl im Schatten blühender Orangenbäume hoch zum Himmel emportrieb; jetzt wandelte ſie ſinnig an der Seite ihres Begleiters die dunkeln Laubengänge hinab, wo Roſen, Jasmin und Acazien wetteiferten, den lieblichſten Hauch, die kühlendſten Schatten zu verſenden; alles, was ſie ſahe, füllte mit nie gekannter Wonne ihr Herz, durchſtrömte ſie mit den ſeeligſten Gefühlen.

„Iſolde!" begann jetzt der Fürſt, welcher ſich bisher ſchweigend an ihrem Entzücken geweidet, täuſcht mich mein Herz, oder kündet der heitere Strahl, ſo Euer Auge verklärt, daß es Euch in meinem Gebiete gefällt? O ſprecht es doch aus das Wort, in dem meine Seeligkeit liegt, ſprecht es aus, daß Ihr die Freuden, ſo ich Euch zu bieten vermag, nicht verſchmähet, daß Ihr hier weilen, daß Ihr nie mehr zurück verlangen wollet nach Eurer Heimath! O Iſolde, was bisher an Reiz und Glanz Euern Augen begegnete, es iſt nur ein Schatten des Glücks, was ich Euch bieten darf, wenn ich Euch als die Meine begrüßen werde. Meine Macht, meine Liebe ſoll ſtets mit meinem Glück gleichen Schritt halten; o möchtet Ihr ihm nicht feindlich entgegenſtreben!“ Der Fürſt war bei dieſen Worten vor der ſchönen Iſolde auf ein Knie niedergeſunken; ſie entzog ihm die Hand nicht, die er bittend an ſeine Lippen führte. „Wollt Ihr die Meine ſeyn?“ wiederholte er, einen zärtlichen Blick zu der Schweigenden emporſendend.

Ich bitte, übereilet Euch nicht, entgegnete Iſolde: wohl fühle ich mich im Genuß dieſer reichen Natur überaus glücklich und zufrieden, doch vermag ich nicht ſo ſchnell über mein Herz zu entſcheiden. Vergönnt mir noch eine kleine Friſt! Laßt den St. Hubertustag herankommen, bis dahin denke ich einen reifern Entſchluß zu faſſen! Laßt mich mein Herz ſorgfältig prüfen; Ihr habt Euch bereits ein Recht auf meinen Dank gewonnen, vielleicht gelingt es der Zeit, dieſem Gefühl einen noch ſchönern Namen zu geben.

Gern gewährte der Fürſt den Wunſch der ſchönen

Iſolde; er war ſo erfreut über die Hoffnung, ſo ſie ihm gegeben, daß er an demſelben Tage ſie mit Geſchenken aller Art zu überraſchen beſchloß, und deshalb in ſeine Schatzkammer eilte, um das Köſtlichſte und Herrlichſte für ſie zu wählen.

Mehrere Tage floſſen dahin, wovon ein jeder einen neuen Beweis ſeiner Liebe brachte. Iſolde fühlte ſich immer einheimiſcher in dem fremden Gebiet. Sie ſchweifte ungehindert in den Gärten umher, übte nach ihrem Gefallen Muſik und Geſang, und wenn es auch mancherlei gab, was ihr wunderbar und unerklärlich ſcheinen wollte, ſo ließ ihr der Zuſtand der Berauſchung, in dem ſie ſich befand, kaum Zeit zum ernſtern Nachdenken darüber. Sie war überall mit Wundern umgeben; ja ſie ſelbſt erſchien ſich oft als ein ſolches; deshalb ſtaunte ſie gar nicht mehr, wenn ihr irgend etwas Seltſames begegnete. Sie lebte wie in einem ſchönen Traume, und hütete ſich wohl, an demſelben zu rühren, weil ſie ſich in der That noch nirgends ſo glücklich gefühlt hatte.

Eines Morgens, als ſie heiter wie gewöhnlich in den Garten hinabeilen wollte, trat ihr der Schloßherr mit einem gar betrübten Geſicht aus einem ſeiner Gemächer entgegen. — „Ich muß Euch auf mehrere Tage verlaſſen! begann er traurig:“ „innere Unruhen, ſo in meinem

Reiche entſtanden ſind, berufen mich aufs ſchleunigſte in einen entfernten Theil meines Gebietes. Ich würde troſtlos ſeyn, dürfte ich Euerm Herzen nicht vertrauen; aber Ihr werdet mich nicht täuſchen, und keinen Schritt wagen, der Euch, wie mich, zugleich ins Unglück ziehen müßte. Iſolde, fügte er noch weicher hinzu: morgen trifft der Namenstag des heiligen Hubertus! Ihr verſpracht mir bis dahin Eure Entſcheidung! Wolltet Ihr mich hinausziehen laſſen, ohne mir einen Troſt mitzugeben, deſſen ich ſo ſehr in der Ferne bedarf?“ — Iſolde erſchrack; ſie hatte im Rauſch des Genuſſes faſt gänzlich vergeſſen, daß die Friſt nun vorüber ſey, die ſie ſich von dem Fürſten erbeten hatte. Zugleich fiel es ihr gleich einer Laſt auf das Herz, daß Allrich ihr Vertrauen getäuſcht, und ſie dennoch verlaſſen habe, ſo zuverſichtlich ſie auf ſeine Treue gerechnet, und ihre Rettung von ihm erwartet hatte. Allmählig ging ihr Schmerz in Unwillen, ihr Unwillen in das peinliche Gefühl beleidigten Stolzes, gekränkter Liebe über, ſie zerdrückte ihre Thränen, und ſprach, ſich mit Würde und Ernſt erhebend: „Wohl iſt es an der Zeit, daß ich Euch den Zoll des Dankes abtrage, den Eure Sorgfalt, Eure Huld fur mich ſo vielfältig verdiente. Empfanget denn ſchon heut mein Verſprechen, ſobald Ihr zurückkehret, die Eure zu ſeyn! Bringet dieſen meinen Entſchluß meinem Vater; er wird ihm und meiner Schweſter willkommen ſeyn; und laßt mich hoffen, daß ich mit demſelben beider Glück mit dem Euern zugleich begründen werde.“ Als ſie dieſe Worte geſprochen, überfiel ſie eine ſo gewaltige Angſt, als habe ſie irgend eine geheime Schuld auf ſich geladen. Gern hätte ſie ihren Entſchluß noch einmal zurückgenommen; aber der Schloßherr hatte, die günſtige Stunde benutzend, bereits einen goldnen Reif an einen ihrer Finger geſchoben, und begann folgendermaßen: So Ihr Euch nun frei und ungezwungen für meine Verlobte erklärt habt, werdet Ihr auch das bindende Zeichen der Treue, dieſen Ring, nicht verſchmähen. Vergeßt nicht, daß Ihr fortan mir und keinem andern gehört; was mir als Eigenthum zuerkannt, das weiß ich zu halten, welche Liſt man auch gebrauche, mir ſolches zu entziehen. Gedenkt daran, ſchöne Iſolde, und erinnert Euch jederzeit an das mir gegebene Verſprechen! Groß und unendlich iſt meine Liebe zu Euch; aber eben ſo mächtig würde mein Haß ſeyn, wagtet Ihr je, dieſe Liebe mit Hohn und Undank zu lohnen. Nichts iſt auf Erden, was ſich mit meiner Leidenſchaft zu Euch zu meſſen vermag, denn meine Rache allein. Hütet Euch, dieſelbe zu wecken! Weder Eure Schönheit, noch meine Liebe vermöchte das wilde Element zu verſöhnen, wenn es, von Euerm Wankelmuth heraufbeſchworen, in dieſem Buſen erwachte!“ — Zitternd wiederholte Iſolde das Gelübde der Treue. Stürmiſch preßte ſie der Beglückte ans Herz, und begab ſich dann, ſich gewaltſam losreißend von der lieblichen Braut, zu ſeinem Troſſe hinab, um mit dieſem dem bedrängten Lande zu Hülfe zu eilen.

Iſolde ſtand auf dem Söller, als die Zugbrücke donnernd herniederraſſelte. Sie ſah ſich nunmehr von den letzten ihr befreundeten Weſen getrennt, und blickte nicht ohne Bangigkeit den Davoneilenden nach, die bald in der Krümmung der Straßen verſchwanden.

Als ſie durch die langen Gänge des Schloſſes dahinſchritt, erfüllte ſie das tiefe Schweigen umher mit geheimem Grauſen. Der Wiederhall ihrer Schritte war die einzige Stimme in dieſem weiten einſamen Raume, und ſie mußte vermuthen, daß der Fürſt alle ſeine Dienerſchaft mit ſich genommen habe.— Als ſie in ihrem Gemach angelangt war, kam eine noch tiefere Bangigkeit über ſie; ſie beſchloß, ihre Lehrerin herbei zu rufen, und ſich durch Muſik die einſamen Stunden zu verkürzen. Auf ihren Wink erſchien dieſe ſogleich. Neue, bezaubernde Melodien zogen, von ihr erweckt, an Iſoldens Seele vorüber. Aber ſo begeiſtert ſie auch von Freude und Entzücken erzählten, ſo innig ſie zum Genuſſe des Lebens aufzufordern ſchienen, ſie vermochten heut nicht die Wehmuth zu verſcheuchen, die von Iſoldens Gemüth Beſitz genommen hatte. Sie verſuchte zu verſchiedenen Malen die Lieder nachzuſpielen, um ſich dadurch zu zerſtreuen;

aber ihr Geſang trug ſo ganz das Gepräge ihres Innern, daß ſie vor den ſchwermüthigen Klängen erſchrack, die jene Melodien durchzogen, und die Leier betrübt niederlegte.

Sie entließ ihre Lehrerin und eilte in den Garten hinab. Hier, ſprach ſie zu ſich, wird es anders werden! Aber auch die holden Kinder der Flora, die ſonſt Freude und Heiterkeit in ihre Seele gelächelt, ſahen ſie heut mit Augen an, aus denen ein geheimer Vorwurf ſprach; alles ſchien ſie an eine Schuld zu mahnen, die mit jedem Augenblicke ſchwerer und drückender auf ihrer Seele laſtete. Sie eilte nun auch von den Blumenbeeten hinweg und floh in den dickſten Hain, um in den düſtern Schatten deſſelben harmoniſchen Einklang für ihre Gefühle zu finden. Lange war ſie in denſelben umher geirrt, als ſie ſich vor einer Felsmauer befand, zu deren Höhe kaum die höchſten Gipfel der Tannen emporreichten. Sie bemerkte nun, daß dieſe den Garten ringsum begränzte, und daß das Gefühl der Freiheit, welches ſie bisher, ſo oft ſie in dem reizenden Garten luſtwandelte, beſeeligt hatte, nur eine ſchöne Täuſchung geweſen war. Aufs neue betrübt durch dieſe Entdeckung, ſank ſie, ermüdet von raſtloſem Umherſchweifen, unter eine der alten Eichen nieder. Sie lehnte ihr Haupt an den uralten Stamm, und ſchloß die Augen, während der Weſt leiſe koſend durch ihre Locken ſtrich, und das Laub der Eiche bewegte. Ein leiſes Flüſtern zog durch daſſelbe; Iſolden war, als ſey ſie wieder in dem Walde, der ihre Heimath begränzte. Sie glaubte in dem Säuſeln des Laubes Allrichs Stimme zu vernehmen, wie er damals ſo innig und traut zu ihr geſprochen, und die Vergangenheit mit allen ihren lieblichen Träumen tauchte wieder lebendig vor ihren Blicken empor. „So überredend, und doch ſo treulos“ ſeufzte ſie, und trocknete mit ihren goldnen Locken die hervorquellenden Thränen. Da war es, als höre ſie ihren Namen rufen. Es klang, als käme der Laut aus dem Gipfel der Eiche. Erſchrocken fuhr ſie empor. „Iſolde!“ erklang es von neuem.

„Das iſt Allrichs Stimme!“ rief ſie, und breitete ihre Arme unwillkührlich der Höhe zu, von wannen ſie kam. Da gewahrte ſie hoch auf der Mauer eine ſchlanke Jünglingsgeſtalt, und der Ruf des Geliebten berührte aufs neue ihr Ohr. — Er war es. Mit lautem Schrei ſank, von dem Wahnſinn des Entzückens erfaßt, die Ueberraſchte faſt leblos zu Boden. Als ſie erwachte, fiel ihr erſter Blick auf den getreuen Allrich, der, zu ihr herabgebeugt, bemüht war, ſie mit zärtlichen Worten ins Leben zurück zu rufen. Erſt ſchien ſie an ſeiner Erſcheinung zu zweifeln, ſie betrachtete ihn ſtaunend, während ſein Auge mit treuer Beſorgniß auf ihr ruhte. Plötzlich wandte ſie ihr

Antlitz von ihm ab, ein ſchmerzlicher Seufzer entglitt ihren Lippen. „Zu ſpät!“ rief ſie unter ſtrömenden Thränen: einen Tag früher, — und keine Macht der Erde hätte mich von deinem Herzen zu trennen vermocht! — Fliehe, verlaſſe die Unglückliche, die ihre Bande nicht mehr zu löſen vermag! Fliehe, Geliebter! bevor dich der Zorn meines Gebieters ereilt! —

Ulrich vernahm die Worte Iſoldens ohne beſonderes Erſtaunen. Er ſchien auf das, was er hörte, bereits vorbereitet zu ſeyn, und erzählte der Zagenden, wie er im Hauſe ihres Vaters wohl vernommen, daß ein mächtiger Fürſt ſie in ſeinem Gewahrſam halte, und in wenigen Tagen ſein Hochzeitfeſt mit ihr zu feiern gedenke. Er ſey deßhalb auch von den Ihren mit ſchnöden Worten zurückgehalten worden, ja man habe ſich ſogar geweigert, ihm nähere Kunde über den Fürſten und ſeine Reſidenz zu geben. Zufällig habe er aber durch eine ihrer Geſpielinnen manchen Wink erhalten, der ihm wenigſtens die Gegend angedeutet, worauf er in Gottes Namen ſeinen Weg angetreten habe, um, bevor es zu ſpät ſey, ſich von ihrem Schickſal und ihren wahren Geſinnungen zu überzeugen. Er erzählte ferner von den mancherlei Gefahren, die er zu überwinden gehabt, bevor er zum Ziel gelangt, und ſchloß mit den Worten: „Und ſoll ich dieſen mühſeligen Weg nur darum zurückgelegt haben, um die, die mir Treue gelobt, in den Armen eines andern zu ſehen? Kannſt du, o Iſolde! mich ziehen laſſen, ohne mit mir zugleich dieſes Gebiet zu verlaſſen, wo dich, trotz aller Herrlichkeit, der Gedanke an mein Unglück verfolgen muß? — Du ſchweigſt? — Du wendeſt dich ab? — Wohlan, beſteige deinen Thron, umſchlinge dein Haupt mit der fürſtlichen Krone; ich gehe und grabe mir in dieſen Felſen mein Grab; dort werde ich vergeſſen, wie tief Iſolde mein Herz betrübte!“ — Da erhob ſich die Jungfrau, und ihre Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, ihre Blikke ſtrahlten Begeiſterung. — „Nein!“ rief ſie entſchloſſen: es war ein Blendwerk der Hölle, was in jener unſeligen Stunde mein Herz bethört, daß ich deiner vergaß! Hinweg mit jenem Gelübde! hinweg mit jener Verpflichtung, die mich an ein Weſen kettet, deſſen Gewalt mich mit heimlichem Grauen erfüllet! Nimm ſie wieder auf in deine Arme, die Bethörte, die einſt an deiner Treue gezweifelt, und verzeihe ihr, was ſie in ihrem Irrthum verbrach.“ Mit dieſen Worten ſank ſie, einen Strom heißer Reuethränen vergießend, an Ulrichs Bruſt. Kein Laut, keine Frage. Stumm preßte der Beglückte die Wiedergewonnene ans Herz; ſein Blick lächelte Verzeihung; jedes Leid, jede Gefahr war vergeſſen. Vereint zu leben, oder zu ſterben, das war der Wunſch, der in beider Thränen zitterte, das ſtumme Geheimniß beider Seelen.

Je länger Iſolde in das Geſicht ihres Freundes ſchaute, je deutlicher ward es ihr, daß ſie bis jetzt, von einem berauſchenden Traume eingewiegt, ſich ſelbſt und alle Forderungen ihres Herzens vergeſſen hatte. Wie konnte ſie je hoffen, ohne ihn leben zu können? wie ſich und andern ein Glück verſprechen, wo ſie ihn nicht ſah, ſeine Stimme nicht hörte? „Laß uns fliehen, Geliebter, bat ſie dringend: fliehen, ehe mein Gebieter zurückkommt. Trage mich über die Felsmauer, trage mich hinaus, und wäre es in eine Wüſte! Ich folge dir, wohin du mich geleiten willſt, denn mein Leben gehört dir allein!“

Mein! jubelte Ullrich, und die liebliche Laſt auf ſeinen Arm ladend, wollte er ohne Zögern den Rückweg antreten, als er mit Schrecken bemerkte, daß die Felſenmauer, von der er vorhin im Wahnſinn der Freude herabgeſprungen, ihn wohl herein, aber kein menſchliches Weſen hinauslaſſen konnte, weil ihre ſteile Höhe auf keine Weiſe zu erklimmen war. Stundenlang irrten die Unglücklichen an der ſchroffen Mauer umher, um einen Ausgang zu entdecken; aber nirgends war ein ſolcher zu finden, und beide überzeugten ſich bald von der gänzlichen Unmöglichkeit, aus dem Gebiete des Schloßherrn zu entfliehen.

„Für immer vereint, es ſey im Leben oder im Tode!“

wiederholte Ulrich, die muthloſe Iſolde mit ernſten Troſtworten aufrichtend. Das Schickſal ſelbſt hat mich, trotz dieſem Felſenlabyrinth, zu dir geführt; laß uns die Schranken, die wir nicht überſteigen können, über dieſem Gedanken vergeſſen! Vermag nicht die Liebe ſelbſt die Einöde eines Kerkers zu verſchönen? Wie ſollte es uns hier an Freuden fehlen, wo uns die reichſte Natur in vollem Glanze umblüht? — Und er zog die Zagende an ſein Herz, und beide gelobten ſich Treue bis zum Tode. Feierlich ſäuſelten die uralten Baumgipfel in ihren Schwur, als wollten ſie Zeugen deſſelben ſeyn, und durch die Blumen und Blüthen ging ein Flüſtern, als theilten ſie gleiches Gefühl.

Verborgen und unbelauſcht blühten ihre Freuden im Schutze der reizenden Einſamkeit von Tage zu Tage immer lieblicher auf. Nie hatten die Blumen entzückendere Düfte gehaucht, nie hatten die Sänger des Hains wonniger geſungen, als jetzt, wo Iſolde an der Hand ihres Geliebten die blühenden Gärten durchwandelte. Selig, wie Kinder, die dem Genuß der Gegenwart leben, ohne des morgenden Tages zu denken, empfingen ſie die Gaben des Augenblicks, ſich an dem Becher des Glücks berauſchend, und kaum der Zukunft gedenkend, die drohend wie Gewitternacht an ihrem Himmel heranzog.

Da ſchreckte eines Tages das Gellen eines Jägerhorns die Beglückten aus ihren Träumen empor. Iſolde kannte dieſen Ruf; mit ihm pflegte der Fürſt ſein Gefolge zu verſammeln. Früher, als ſie vermuthete, war er zurückgekehrt. Schreck und Angſt machte ihr Blut erſtarren; ſie ſtand einen Augenblick regungslos; dann ſprach ſie, zu Ulrich gewandt: Haſt du mich je geliebt, o mein Freund, ſo thue, um was ich dich bitte! Dort in der Dicke des Hains iſt eine Höhle gelegen; verbirg dich, bis der Augenblick gekommen, wo du vor dem Schloßherrn erſcheinen darfſt. Ich gehe, um ſeine Stimmung zu erforſchen, und iſt dieſe günſtig, für uns um Gnade zu flehen. Vergiebt er, ſo eile ich, dich ihm entgegen zu führen; doch droht uns ſein Zorn, ſo bin ich mit dir zu ſterben bereit. Jetzt, o Geliebter, zum Hain! Bald, bald kehrt deine treue Iſolde zu dir zurück! —

Ulrich verſuchte mit Gegenvorſtellungen aller Art ihre Bitte zu bekämpfen. Er wollte ſie zu dem Fürſten begleiten, mit ihr gemeinſam um ſeine Verzeihung flehen, aber Iſolde beſchwor ihn, nur diesmal ihr Gehorſam zu leiſten, bis er ſeufzend gehorchte und ſich zur Höhle begab.

Als Iſolde die Marmortreppe zum Schloſſe emporſtieg, kam ihr der Fürſt bereits entgegen. Er war in glänzender Jägertracht, welche ſeine Geſtalt wunderbar erhob, und ihm ein ſo ſtolzes, gebieteriſches Anſehen gab, daß Iſolde faſt demüthig zur Erde blickte. „Glühen doch Eure Wangen wie die Hageröslein!" lachte ihr der Fürſt mit einem Tone entgegen, der ihre Pulſe ſtocken machte. Erſchrocken und verwirrt ſchlug ſie aufs neue das ſchuldige Auge zur Erde. „Folgt mir zum Schloß, ſchöne Iſolde!" fuhr der Fürſt gebieteriſch fort: „ob es gleich an Euch geweſen wäre, den Zurückkehrenden ein Feſt zu bereiten, ſo hab ich Euch diesmal den Rang ſtreitig gemacht, und bin Euch zuvorgekommen. Eilet und bewirthet meine Gäſte! Es ſind Schützen, die ich zur Jagd geladen. Ein ſeltnes Wild hat ſich in meinem Bezirk geſtellt; wir wollen es heut mit aller Bequemlichkeit erlegen, und auch Ihr könnet Theil nehmen, da Ihr eine ſo tapfere Jägerin ſeid.

Mit dieſen Worten führte er Iſolden in den Saal. Wirres Stimmengetön, unterbrochen von dem gellenden Schall einzelner Waldhörner, hallte ihr auf demſelben entgegen. Sie verneigte ſich gegen den verſammelten Troß, doch ſchien dieſer ſie kaum zu bemerken. Auch Iſolde vermochte, troß aller Anſtrengung, nicht deutlich die Geſtalten der Anweſenden von einander zu unterſcheiden. Alles ſchien, wie von dicken Nebeln umflort, ſich in ſeltſamen Formen vor ihren Blicken zu bewegen; ſie ſchob dies aber auf ihre Gemüthsſtimmung, und folgte ohne Widerſtreben dem Fürſten zur Tafel. „Kredenzt!" rief dieſer, den gefüllten Becher, ſo ſie eingeſchenkt, ihr darreichend. „Kredenzt!“ rief ein Gaſt nach dem andern, deſſen Becher ſie auf des Fürſten Wink füllte. In ſtummem Gehorſam führte die Zitternde eines der Gläſer um das andre an ihre Lippen. So wenig ſie auch ſchlürfte von dem funkelnden Weine, ſo fühlte ſie doch bald ſein Feuer durch ihre Adern glühen. Schon erhob ſich muthiger ihr Haupt, ſchon ſchlug ihr Herz in freieren Schlägen, bald war ſie im Stande, in das muntere Jagdlied einzuſtimmen, das von den Lippen der wilden Jäger tönte. „Luſtig, mein Liebchen!“ rief der Fürſt, ihr aufs neue den ſchäumenden Pokal reichend. — Was wir lieben! halloh! rief der lärmende Troß. Klirrend flogen die Gläſer zuſammen. Iſolde hatte, ohne zu wiſſen, wie ſolches geſchehen, den Pokal geleert. — Neues, glühendes Leben rollte durch ihre Adern; ihre Flammenblicke ſchweiften, wie ſuchend, umher, bis ſie einem Pagen begegnete, der mit einem zierlichen Jagdkleid, Köcher und Bogen hinter ihrem Stuhle ſtand. —

Jetzt zur Jagd! rief der Schloßherr, das Signal zum Aufbruch gebend. Iſolde eilte, ſich gleich den übrigen zu rüſten. Die alte Jagdluſt war in ihrer Seele erwacht, doch regte ſie ſich heut mit einer Begier, wie ſie ſolche noch nie gekannt und empfunden hatte. Den ſchlanken Leib in ein glänzendes Jagdkleid gehüllt, Pfeil und Bogen in der Rechten, kehrte ſie jetzt zu dem Kreis der Jäger zurück. „So recht, ſchöne Braut! rief ihr der Fürſt entgegen. Seid Ihr dem Waidwerk nur hold, ſo ſoll es Euch heut nicht an Freude fehlen! Wir hetzen das ſeltenſte Wild, das ſich je in unſre Klüfte verirrte, und könnt Ihrs erlegen, ſo ſoll dies Euer Meiſterſchuß heißen!“ Trarah! tönte ſein Horn in aufforderndem Laut. In wildem Lärmen ſtürzten die Jäger aus dem Saal, ihre Roſſe zu beſteigen, und auch Iſolde ſchwang ſich auf ihren Zelter, die Wange von muthiger Freude geröthet. Pfeilſchnell flog die Jagd durch die weiten Gänge des Gartens und durch den ſchattigen Hain, ein weißes Reh verfolgend, das in flüchtigem Lauf über Buſch und Hecken ſetzte. „Trarah!“ tönte das Hifthorn des Fürſten, und mit wildem Geheul ſtürzten Jäger und Rüden dem Führer nach. Immer lauter wurde der Jagdlärm, es war als verdopple ſich der Troß mit jeder Minute; Iſolde ſtürmte allen voran. Wie von Windflügeln getragen, flog das Roß mit ihr über Klippen und Dorn. Das weiße Rehlein im Auge, verfolgte ſie ihre Bahn, ohne einen Blick auf die Zurückbleibenden zu werfen, und ſo kam es, daß ſie ſich plötzlich in einer Wildniß befand, welche ihre Augen noch nie entdeckt hatten. Verwundert blickte ſie umher, da gewahrte ſie auf einer Klippe das ſchlanke Reh, das wie bittend zu ihr herniederſchaute. Raſch ſprang ſie vom Pferde, und verfolgte es zu Fuß durch die Felſen. Schon hatte einer ihrer Pfeile daſſelbe getroffen; blutige Spuren bezeichneten den Weg, den es mühſam über die Felsblöcke nahm, ſie ſah es, und dennoch trieb das wilde Vergnügen ſie weiter und weiter. Noch ein Pfeil, und das todtmüde Reh taumelte von jäher Felsſpitze herab zu den Füßen Iſoldens. Sterbend, röchelnd, im Blute gebadet, lag es zu ihren Füßen. Mit matten Augen ſchien es noch einmal ſeine Mörderin zu ſuchen; da traf ſie ſein Blick, und wie von einem plötzlichen Entſetzen, von einem unſäglichen Schmerze getroffen, ſtürzte Iſolde über ihre Beute nieder. — Da erſcholl ein hölliſches Gelächter ringsum aus den Klüften und Felſen. Erkennſt du deinen Buhlen nicht mehr? tönte es zu ihrem Ohr; du ſelbſt haſt ihn für ſeinen Frevel geſtraft, und es iſt Allrichs Blut, das dich umrieſelt. Nun aber empfange auch deinen Lohn, treuloſe Schöne! Den gewaltigen Herrſcher der Berge haſt du mit Undank gehöhnt; er giebt dir den Hohn zurück, indem er deiner Ohnmacht ſeine unbeſiegbare Gewalt entgegenſtellt!

Alſo klangen die Worte des zornigen Berggeiſtes. In rieſenhafter Geſtalt ſchaute er von der höchſten Felsſpitze zu der Ungetreuen hinab, und ſtreckte dann ſeinen mächtigen Scepter über die Tiefe aus. Alſobald zog ein Sauſen und Dröhnen durch den Wald. Seine Aeſte brachen, ſein Laub wurde vom Sturme entführt, in wenigen Minuten war der Zauber vollbracht, und die kräftigen Stämme ſtanden in graue Steinſäulen verwandelt, ſo wie ſie zuerſt aus der Erde geſtiegen, bevor ſie der Berggeiſt mit dem Gewande des Lebens bekleidet. Daſſelbe geſchah mit der Stadt und allen ihren Gebäuden. Der blanke Firniß fiel mit den köſtlichen Zierrathen zugleich von den Steinwänden ab; ſie ſtanden in wenig Augenblicken als kahle ſchroffe Felſenbilder da, ſo wie ſie die Natur erzeugt hatte. Gern hätte der Berggeiſt auch dieſe zerſtört, da ſie auch in dieſer Geſtalt noch der Stadt glichen, die er aus thörichter Leidenſchaft zu einer Sterblichen erbaute; aber die Natur nahm nicht mehr zurück, was ſie mit allem Aufwand ihrer Kräfte hervorgebracht hatte, und der zürnende Berggeiſt ſah ſich an der Grenze ſeiner Gewalt. Einen zuckenden Wetterſtrahl dem Traumbild ſeines Glückes nachſendend, ſtieg er, dem treuloſen Menſchengeſchlecht ſich auf immer zu entziehen, zu den Tiefen der Unterwelt hinab. Heftige Donnerſchläge begleiteten ſein Scheiden, und die Blitze ſeines Zornes beleuchteten mit grellem Licht das weite Reich der Zerſtörung umher. Iſolde fuhr, von ihnen erweckt, aus dem Gefühl ihrer Vernichtung empor. Ihr erſter Blick fiel auf Allrichs Geſtalt, der blutbenetzt zu ihren Füßen lag. In matten Athemzügen hob ſich die Bruſt, an der ſie noch vor wenig Stunden in ſeliger Wonne geruht; ein Strom von Blut röthete ſein goldenes Lockenhaar, während ſein ſterbender Blick noch einmal den ihrigen ſuchte. — Da ſtürzte die Unglückliche in namenloſem Schmerz über den Geliebten, und flehte zu den zuckenden Blitzen empor, ihr Daſeyn zu vernichten. Wild zerraufte ſie ihr Haar und ihre ſchimmernde Kleidung, bis der Schleier der Ohnmacht ihre Blicke verdunkelte. Als ſie wieder erwachte, gewahrte ſie mit Staunen die entſetzliche Verwandlung. Der liebliche, grüne Wald war zu ſteinernen Obelisken erſtarrt, und auch der Boden, auf dem die ſüßeſten Blumen geſpreßt, ſchien, aller ſeiner Zierden beraubt, in ein weites Sandmeer verwandelt zu ſeyn. Alles glich einer großen unendlichen Einöde, in der kein Hauch des Lebens, keine Stimme, kein Flüſtern ſich regte. Grauen und Entſetzen überkam Iſoldens Gemüth. Als wollte ſie den Geliebten noch im Tode dem Anblick dieſer Verwüſtung entziehen, raffte ſie ſeinen Leichnam auf, und trug ihn in eine geräumige Felshöhle, vor welcher ſie ſitzen blieb, bis 3 Tage und 3 Nächte verfloſſen waren, binnen welcher Zeit ſie den Tod erwartete. — Aber der Erſehnte blieb fern. Da raffte ſie ſich empor und baute dem Geliebten ein Grab. Sie bedeckte ſeinen Leichnam mit Erde, und trug vor die Höhle zwei Steine, ſo die Geſtalt einer Urne bildeten. Hierauf nahm ſie Abſchied von dem theuern Ort, und irrte, traurige Lieder ſingend, in den Felſen umher, die Stellen aufſuchend, die von dem Blute des Geliebten geweiht waren. — Hier weilte ſie, bemüht, mit ihren

Thränen die Erinnerung ihrer Grauſamkeit mit dieſen Spuren zugleich zu vertilgen. Klagend zog ſie von Klippe zu Klippe, zur ewigen Trauer verdammt und zur ewigen Reue. Von Felſen umringt, von den Reichen des Lebens geſchieden, vernahm kein menſchliches Ohr ihr Stöhnen, ihre Klagen. Aber die todte Natur gewann endlich Gefühl für ihren Schmerz; aus dem unwirthbaren Boden ſtiegen, auf den Stellen, die Ulrichs Blut und Iſoldens Thränen genetzt, die erſten lebendigen Halme, das zarte Moos, das den Namen Sonnenthau trägt. Helle Tropfen zittern auf ſeinem Grün, und verkünden noch bis jetzt ſeine Entſtehung und Iſoldens Schuld. Aber auch der Felſen Buſen belebte ſich; nicht lange, ſo tönte aus demſelben Iſoldens Klage zurück. Zart und innig klang die Stimme des lieblichen Echos. Es war, als wolle die Natur nun ſelbſt das Amt der Lehrerin im Schloſſe des Berggeiſtes übernehmen, und die arme betrübte Seele zur Ruhe wiegen, wie jene es ſonſt gethan.

Ein Jäger, der ſich zuerſt in dieſe Einöde verirrte, brachte die Kunde von der gewaltigen Felſenſtadt weit umher, und jeder, der ſolches vernahm, beſchloß, das ſeltne Wunder zu ſchauen.

Der Bürgermeiſter aber, der zum beſtimmten Tage, dem Gebote des Fürſten zufolge, mit ſeiner Tochter

Irmgard aufgebrochen war, um der feierlichen Vermählung Iſoldens beizuwohnen, und zugleich ſeine Würde zu übernehmen, ſoll, wie die Sage erzählt, beim Anblick der ungeheuern Verwandlung, welche die ſchimmernden Paläſte, Tempel, Thürme und Thore in kahle Felsblöcke und rieſige Steinobelisken verkehrt, dermaßen betroffen worden ſeyn, daß er ſammt ſeiner hochmüthigen Tochter vor gewaltigem Schreck zu Steine erſtarrte, welches Wunder man noch bis jetzt vor den Thoren der Felsſtadt erblicken kann, wenn man mit Aufmerkſamkeit die mannichfaltigen Steingruppen beſchaut.

Was aber die ſchöne Iſolde betrifft, ſo ſoll ſie bis jetzt allnächtlich in den Steinen umherirren. Jeder Morgen zeigt ihren Thränenthau auf dem Mooſe, ſo die Sage nach ihrem Namen genannt; hin und wieder will auch ein einſamer Waller ihre zarte Geſtalt erblickt haben, dort, wo der Silberquell rieſelt, oder da, wo ſie dem Geliebten die einſame Urne errichtet hat. — Einem aber iſt ſie erſchienen, dort, wo der Waſſerfall vor der dunkeln Felſenhöhle niederbrauſ't. Die Sonne ſtand über der engen Felsſpalte, und brach die duftigen Waſſernebel in farbigen Regenbogen. Da wurden des Sängers Blicke aufgethan, und er ſah die Jungfrau in all' ihrer himmliſchen Schönheit, wie ſie, dem ſeltnen Schauſpiel lauſchend, in der Höhle ſaß. Leiſe tönte ihr Lied; doch wie es auch von Klagen unterbrochen war, ſo vernahm der Lauſchende doch daraus das Geſchick der Verbannten, und vermochte ſich ſeitdem die Stimme der Felſen zu erklären, wie alle die Wunder, die ihn bisher ſtumm und dunkel umringt.

Mit dieſen Worten ſchloß der Sänger ſeine Erzählung. Andächtig feierte um ihn der kleine Kreis. Da zog er noch einmal die Flöte hervor, die rührenden Echoſtimmen erweckend. — Es war, als hätten dieſe Töne ſeit jener Sage an Bedeutſamkeit gewonnen. Der Gedanke, daß der Schmerz einer Menſchenbruſt die Natur zum Einklang bewegt, übte eine beſondere Gewalt auf alle Gemüther. Freundlich dankend reichten die Damen dem Erzähler die Hand, während die Herren dem Urſprung dieſer Sage nachzuforſchen verſuchten.

Schmetterling und Sage ſcheuen
Die Berührung ſtrenger Hand.
Wollten flüchtig nur erfreuen,
Holden Schimmer niederſtreuen,
Gaukelnd zieh'n von Land zu Land!

◆

Alſo ſchloß der Sänger, ſeiner Laute einige helle Accorde entlockend, grüßte noch einmal die Anweſenden freundlich, und begab ſich dann mit flüchtigen Schritten von dannen.

Die Brüder.

Rheiniſche Sage.

Unter Hirzenach, in einem der ſchönſten Gefilde des Rheingaues, erheben ſich dicht an den Ufern des majeſtätiſchen Rheines, auf ſteiler Felſenhöhe, die Trümmer zweier Burgen, die, dicht aneinander gränzend, mit ihren Thürmen und ſtolzen Zinnen einen maleriſchen Anblick gewähren. Ueppiger Ephеu umſchlingt das alte Gemäuer, und friedlich hauſet der Uhu darin, während der Winzer am Fuße des Berges die Rebe anbaut, und der Schiffer, zu den ehrwürdigen Trümmern emporſchauend, die Sage von den Brüdern von Sternfels in das Rauſchen des mächtigen Stromes ſingt.

Zu den alten Zeiten der deutſchen Tapferkeit und Minne, ſo erzählt dieſe, hauſte auf dem Schloſſe Sternfels der reiche Bayer von Boppart. Ihm zur Seite blühten zwei Söhne, ſchön und friſch wie der Tag, und ſtattlich wie die jungen Eichen, die die Höhen des Rheins gaues bekleiden. Bei der Jagd in den Tiefen des Gebirges, wie bei Wettkämpfen und Turnieren, waren ſie ſtets unzertrennlich in Freud und Gefahr, und da ſie faſt immer dieſelben Waffen trugen, ſo wurden ſie oft mit dem Namen der Dioskuren belegt. Doch wie ſie auch an Kraft und Schönheit ſich glichen, ſo hatte doch die Natur ihre Gemüthsart gar verſchieden gebildet. Ernſt und beſonnen ſchaute Heinrich, der Aeltere, in das Leben hinein, ſorgſam prüfend und langſam ſich anſchließend, aber dann feſt umfaſſend, was er einmal ergriff. Raſch und feurig hingegen war Conrad's Gemüth. Schnell von äußeren Eindrücken fortgeriſſen, erlag er nicht ſelten den Täuſchungen und dem Unbeſtand des eignen Gefühls. Warnend ſtand ihm daher oft der Aeltere zur Seite, und die herzinnigliche Liebe, ſo ſie zu einander trugen, ſchien die Verſchiedenheit ihrer Sinnesart auszugleichen, und beide durch dieſelbe nur noch feſter verknüpfen zu wollen.

Mit den Brüdern zugleich war ein zartes Fräulein aufgewachſen, Jutta benannt, die als einzige Erbin des Ritters von Rüdesheim, in zarter Jugend verwaiſt, von den edlen Frauen von Boppart aufgenommen, und nach deren Hintritt auf der Burg Sternfels verblieben war, wo ſie mit den Söhnen des Ritters gemeinſam erzogen, und gleich einer Tochter des Hauſes gehalten wurde.

Schon in frühſter Kindheit hatten die Brüder ihre gemeinſamen Spiele gern mit der freundlichen Jutta getheilt, während die ſpäteren Jahre das zarte Einverſtändniß ihrer Herzen nur noch lieblicher geſtalteten, ſo daß ſie bald keine Freude achteten, die ſie nicht redlich mit einander zu theilen vermochten.

Auf einem Felſen, der unfern der Burg zu dem ſchönen Rheinſtrom herabſah, hatte die Natur aus dem herabhangenden Wipfel einer Thränenweide eine Laube gebildet, die, vereint mit dem dichten Gewebe des Epheus, eine Felsbank beſchattete, die die Brüder gemeinſchaftlich für ihre Geſpielin errichtet hatten. Hier war Jutta's liebſter Aufenthalt, und oft, wenn die Jünglinge in der Wildniß der Berge umherſtreiften, um den Himmel anſtrebenden Aar zu erlegen, oder den borſtigen Eber und den ſchlanken Berghirſch aus ihrem Verſteck aufzuſcheuchen, — ſaß jene auf der einſamen Felsbank, die muntern Gefährten erwartend, und ihnen entgegen blickend mit dem Auge der Liebe. — Freundlich rauſchte dann der Strom in der Jungfrau ſtille Träume, während ihre Hand Kränze von Eichenlaub flocht, die ſie dem Tapferſten zum Preiſe beſtimmte. Oft weckte ſie das Hifthorn der Zurückkehrenden aus ihren anmuthigen Spielen empor. Sie flog dann behenden Schrittes die Klippen hinab und den rüſtigen Jägern entgegen, und triumphirenden Blickes legten dieſe die Beute des Tages zu ihren Füßen nieder, und nahmen ihre Kränze in Empfang, auch wohl bisweilen einen herzlichen Schweſterkuß, denn die Unſchuld ihrer Herzen wußte von keinem andern Verhältniß und kannte keinen Wunſch als den, ſo durch's ganze Leben in ungeſtörter Eintracht beiſammen zu bleiben.

Aber wie auf der Erde keine Paradieſes-Freude zu beſtehen vermag, ſo nahte dem verſchwiſterten Kleeblatt der Schmerz der Trennung, den erſten Schatten in das Eden ihrer Jugend werfend. Die Aebtiſſin des Kloſter[illegible] Marienberg verlangte, als Jutta's nahe Anverwandte, dieſelbe vor ihrem nahen Ableben noch einmal zu ſehen, und da jene ſelbſt Verlangen trug, der ehrwürdigen Frau, die ihr noch aus den Jahren ihrer Kindheit bekannt war, den letzten Liebesdienſt zu erweiſen, ſo willigte ihr väterlicher Freund gern in ihr Begehr, und geleitete ſie in die Arme der ihr ſehnlich entgegen blickenden Kranken.

Eine Zeit um die andere verging, während die Leidende, von den Händen der treueſten Liebe gepflegt, ihre Schmerzen williger trug, und von dem Anblick unſchuldiger Jugend erquickt, in Jutta's Nähe und ihren zärtlichen Fürbitten eine beſondere Beruhigung fand. — Bald wurden aus den Tagen Monden, aus den Monden Jahre, und noch ſtand der Todesengel an dem Lager der Geprüften, ohne ihr die gewünſchte Geneſung oder den Kranz der Vollendung zu gewähren. Still ergeben, dem Beiſpiel der frommen Frauen folgend, theilte Jutta mit der langſam dahin ſterbenden die Tage des Leidens. Wohl ſehnte ſie ſich oft nach ihren Bergen, nach ihren theuren Geſpielen zurück, aber der Gedanke, eine ſo ſchmerzlich Leidende durch ihr Scheiden noch tiefer zu betrüben, verwies jeden aufſteigenden Wunſch zur Ruhe, und lehrte ſie ſchweigen und ausharren. Endlich war die Zeit der Prüfung vollbracht. Gott hatte die fromme Dulderin hinauf berufen, und Jutta weinte an ihrer Gruft, wie an dem Grabe einer zweiten geliebten Mutter. Der fromme Sinn der Aebtiſſin, ihre engelmilde Ergebung hatten auf ihr jugendliches Herz einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, und die Liebe, mit der ſie die Verklärte umfaßte, umgab zugleich das ſtille Leben, das ſie mit ihr getheilt, mit einem eigenthümlichen Reiz, ſo daß das Andenken an dieſe Zeit ſie fortan wie ein Friedensengel durch's Leben begleitete.

Längſt hatte man auf Sternfels der Rückkehr des Fräuleins mit Verlangen entgegen geſehen. Es war, als vermöchte, ſeitdem ſie geſchieden, nichts mehr dem wilden Treiben der Brüder zu ſteuern, und ſelbſt des greiſen Vaters gewichtiges Wort ſchien die Unſtätten nicht länger in der einſamen Felſenburg feſthalten zu können, aus der aller Reiz häuslicher Eintracht mit der lieblichen Jutta zugleich für ſie verſchwunden war. Ihr Sinn trachtete fortan in das bunte, bewegte Leben hinaus. Kein Kampfſpiel war, kein Turnier, wo nicht die Waffenpracht der edlen Brüder von Sternfels vor allen hervorgeſtrahlt hätte, und während ihre Lanzen ſich überall als die ſiegreichſten bewährten, ſandte ihr Feuerblick zugleich manchen ſüßen Pfeil in holder Frauen Bruſt, während ſie, wenn auch huldigend an dem Throne der Anmuth und Schönheit, doch die Freiheit ihrer Herzen mit heiterem Sinne bewahrten.

So ſtand es um die Brüder, als endlich die langentbehrte Gefährtin ihrer Jugend zurückkehrte. An der Hand ihres Pflegevaters, des ehrwürdigen Bayers, trat ſie in den Familienſaal, wo die Brüder, mit einigen Waffengefährten, ihre Ankunft nicht vermuthend, beim Klang der Humpen beiſammen ſaßen. Wie ein elektriſcher Schlag wirkte der Anblick der ſchlank emporgeblühten Jungfrau auf aller Gemüth, die mit der Hoheit eines Engels, das ſanfte Antlitz von düſterm Trauerflor beſchattet, durch die Reihen der Jünglinge ſchritt. Freundlich grüßend nahte ſie den Gefährten ihrer Jugend, aber mit der Gluth der Ueberraſchung übergoſſen, faſt ſcheu zu der Herrlichen emporblickend, traten dieſe in beſcheidener Ehrfurcht zurück, kaum wagend die Hand zu berühren, deren zarter Glan ſich aus dem ſchwarzen Gewande hervorſtahl. Das war nicht mehr die zaghafte, ſchüchterne Jutta, die ſich oft, wie um Schutz flehend, an die ſtarke Bruſt der Jünglinge geſchmiegt; von der Natur mit dem Glanz einer Königin geſchmückt, blickte ſie in ruhiger Hoheit zu ihnen hinab, und es war, als müßten ſie unwillkührlich die Kniee beugen vor ihr, beſiegt von der Gewalt ihrer Schönheit und gefeſſelt von der Glorie der Sittſamkeit, die das holde Weſen mit hohem Zauber umfloß. Allmählig gelang es den ſanften Worten der Jungfrau, die Befangenheit zu zerſtreuen, die ſich der Jünglinge bemeiſtert; — aber wie ſie auch verſuchten, durch die erneuten Bilder der Vergangenheit den alten, herzlichen Ton wieder hervor zu rufen, der ſonſt in ihren Geſprächen gewaltet, — es war doch immer, als habe die Zeit eine Scheidewand zwiſchen ſie gezogen, und die Lippen verſtummten oft, das warme Gefühl gewaltſam zurückdrängend, das, dem jugendlich glühenden Herzen entquollen, keine Worte fand, um ſich vor die hohe Jungfrau zu wagen, obgleich ein jeder empfand, daß er ihr viel, unendlich viel zu ſagen habe.

Schon waren mehrere Tage verfloſſen, während welcher der Keim der ſtillſten, achtungsvollſten Liebe in den Herzen beider Brüder ſich immer mächtiger entfaltete. Still und ſinnig, ſich ſelbſt noch ein Geheimniß, folgte Heinrich den Schritten der lieblichen Jungfrau, mit zarter

Sorgfalt alle ihre Wünſche erſpähend, und hochbeglückt, wenn es ihm gelang, einen freundlichen Blick von ihr zu gewinnen. Weniger vermochte Conrad ſein Entzücken zu verſchweigen, das ſich ſeines ganzen Gemüthes bemeiſtert, ſeit Jutta heimgekehrt war. Er verrieth es in den fröhlichen Klängen, die er ſeiner Laute entlockte, in mancher zärtlichen Liebesweiſe, und oft ſprach er es unverhohlen vor dem Herzen ſeines Bruders aus, daß Jutta wohl unſtreitig das holdſeligſte Fräulein auf weiter Erde ſey, und Heinrich ſtimmte dann ſtets aus voller Seele ein, das Lob der ſanften Jutta vollendend.

Einſt geſchah es, daß das Fräulein den Wunſch äußerte, ihren Lieblingsplatz wieder zu ſehen, zu dem das Einſtürzen einer Felſenklippe den Zugang erſchwert hatte. Der Gang wurde auf den folgenden Tag feſtgeſetzt, und die Brüder erboten ſich, ihr als Führer zu dienen. Aber noch war der Morgen kaum emporgedämmert, als Heinrich ſchon in voraus auf die Felshöhe eilte, um die Stelle, die Jutta's Beifall und die Erinnerung froher Kindheit geheiligt, mit Fleiß und Sorgfalt zu ſchmücken. Mit geſchäftiger Hand ordnete er das wilde Gezweig, ſo über die Felsbank herabhing, und bedeckte dieſelbe mit Blumen und duftenden Kräutern. Dem Bächlein im Thal entwandte er den blauen Vergißmeinnichtkranz und pflanzte das Blümchen der Treue rings um die ſchattige Laube.

Die Sonne ſtieg, während er ſolches vollbrachte, über den Firnen der Berge empor, der majeſtätiſche Rhein erglänzte von ihrem Wiederſchein, und luſtig ſangen die Vöglein aus Thal und Gebüſch, daß rings die Luft in heiterem Leben wiedertönte. Von unendlicher Seligkeit erfaßt, ſchaute Heinrich von der Höhe hinab; ihm war, als habe die Natur noch nie ſo heiter gelächelt. Er mußte unwillkührlich die Arme ausbreiten, als wolle er das helle, roſige Leben recht innig an's Herz ziehen, und dabei mußte er unwillkührlich an Jutta denken, deren Bild in aller ſeiner Unſchuld, Schönheit und Anmuth an ſeiner Seele vorüberzog.

Als nun die Stunde gekommen, wo das Fräulein, von der Brüder ſtarkem Arm geſtützt, die Höhe beſtieg, und ſie die freundliche Sorgfalt gewahrte, mit der alles umher ſo wohl erhalten, und ſo ſinnig und deutungsvoll verziert war, erglänzte ihr Angeſicht von innerer Freude, und ihr Blick wandte ſich unwillkührlich nach Conrad hin, als glaubte ſie dieſe Ueberraſchung ihm verdanken zu müſſen, weil er, beredter an Blick und Wort, die Huldigung ſeines Herzens ihr deutlicher verrathen hatte. Aber hocherröthend und von peinlicher Beſchämung erfaßt, ſchlug dieſer die Augen zu Boden, und Jutta bemerkte, daß nicht er, ſondern Heinrich der Schöpfer dieſer Freude geweſen. Mit einer Herzlichkeit, als wolle ſie ihm den

Irrthum vergälten, reichte ſie dem beſcheidenen Jüngling die Hand, und ihr ſanfter Blick ſprach noch mehr, als ihr freundliches Wort, wie hoch ſie dies Zeichen ſeiner treuen Anhänglichkeit zu würdigen wiſſe. Ueberwältigt von dem Glück des Augenblicks, zog Heinrich die dargebotene Rechte an ſein Herz, und unter heiterm Geſpräch beſuchten nun beide gemeinſchaftlich die Plätze, wo ſie als Kinder geſpielt, ſich an den Erinnerungen jener Zeit mit unſchuldiger Seele ergötzend.

Düſter vor ſich niederblickend und immer tiefer verſtummend, folgte Conrad den fröhlich Voranſchreitenden. Der freundliche Dank, der jenem zu Theil geworden, ſchien als bitterer Stachel ſich gegen ſein Gemüth zu kehren; Beſchämung, Unmuth und ein Gefühl, dem er ſelbſt keinen Namen zu geben vermochte, ſtritten allmählig allen Frohſinn ſeiner Seele danieder, und als wolle er die finſtere Stirn, die düſter zuſammengezogenen Augenbraunen aus Schonung den Glücklichen verbergen, klomm er, ſich gänzlich von ihnen entfernend, die ſteilſten, unwirthlichſten Felſenpfade hinab.

Heinrich, deſſen brüderlicher Blick ſtets ſorgfältig über Conrad zu wachen gewohnt war, entdeckte nur zu bald die veränderte Stimmung deſſelben. Einſt, als dieſer ſich mit einigen Knappen hinaus begeben, unter dem Vorwand, einem ſeltnen Wild nachzuſetzen, und der Abend herankam, bevor er zur Burg heimkehrte, trieb es Heinrichen hinaus, dem wilden Jäger zu folgen. Aber, wie erſtaunte er, als er die vermeinten Jagdgefährten mit Hämmern, Aexten und ähnlichem Handwerkszeug beladen, von dem bekannten Felſenpfade herabkommen ſah, und von dieſen erfuhr, daß Conrad ſie zu einem ganz andern Werke berufen. Bald bemerkte er die geräumige Felsſteige, ſo jener mit Sorgfalt geebnet; je weiter er fortſchritt, deſto mehr mußte er erſtaunen über das Beginnen des kühnen Jünglings. Rieſen-Kräfte ſchienen ihm beigeſtanden und die ſchroffen Klippen aus dem Wege gewälzt zu haben, die vormals oft ſchmerzlich den Fuß der zarten Jutta verletzten, und ſchon wollte er den Sieger mit heiterm Lobſpruch begrüßen, der triumphirend auf der ſonnigen Höhe ſtand, als dieſer, ihn gewahrend, wie aus tiefem Traume emporſchreckend, einige Schritte zurücktrat, und dann in heftiger Bewegung an ſeine Bruſt ſtürzte.

Ueberraſcht und unfähig, ſein räthſelhaftes Betragen zu erklären, ſah Heinrich mitleidsvoll auf den Bruder herab, deſſen ſtarre, bleiche Züge und hochſchlagende Bruſt den leidenſchaftlichen Kampf ſeines Innern verriethen. Während jener noch immer in tiefem Schweigen beharrte, ſchweifte Heinrich's Blick unwillkührlich nach der Laube hinüber, die, mit friſchen Kränzen geziert, einen überaus reizenden Anblick bot. Dicht daneben flatterte in ſtolzer Höhe ein Fähnlein, auf dem die Inſchrift zu leſen: „durch Kampf zum Sieg!“

Jetzt erhob ſich Conrad mit raſcher Gewalt. Laß mich los! rief er heftig: du ſiehſt es ja doch, daß ich nicht mehr mit Ehren neben dir zu ſtehen vermag. Schaue nur hin auf deine Kränze, wie ſie luſtig tanzen auf der ſpielenden Fluth, und wie alles, was deine Hand ihr zu Liebe gepflanzt, von meinem wilden Ungeſtüm verheert und vernichtet iſt! — Heinrich warf einen Blick auf die bezeichnete Stelle, und bemerkte mit Betrübniß, daß es ſich alſo verhielt, wie Conrad geſagt, und ſein ganzer kleiner Garten verheert und zertreten war. — Siehſt du wohl, daß ich fort muß von hier? rief Conrad unter ſtrömenden Thränen: erſt meinte ich es rühmlich zu vollbringen; Jutta's Dank wollte ich mir erwerben, mit dir vereint ſtehen in dem Licht ihrer Gunſt, — aber der Dämon des Neides und des Haſſes hat meine Seele erfaßt, und wie ich es mir auch tauſendmal vorſage, daß dein Glück ja auch das meinige iſt, ſo will es mein Herz nicht mehr glauben, und zeigt mir mit gräßlicher Klarheit, daß unſere Wege für immer getrennt ſind.

Das wolle Gott nicht! entgegnete Heinrich, langſam erbleichend bei der Ahnung ſeines Geheimniſſes. Sprich es mir deutlicher aus, was deine Seele bewegt. Es wird ſich dann wohl zeigen, was uns zu thun obliegt! — Haben wir doch immer rühmlich neben einander beſtanden, wie ſollten wir denn die Schmach überleben, daß Eines das Andere verdrängen, oder, was noch viel ſchlimmer wäre, um Ruhe und Glück bringen wollte? Und doch, rief Heinrich in tiefem Schmerz: und doch wird es ſo und nicht anders ſeyn! Du, oder ich vermögen ihn doch nur allein zu beſitzen, den köſtlichen Preis, nach dem wir die Blicke erheben. Und da es nur allzu gewiß iſt, daß Jutta's Herz ſich dir bereits zuzuneigen beginnt, ſo laß mich lieber in Frieden hinausziehen aus der Burg meiner Väter, als dein Glück mit dem düſtern Geiſt des Unfriedens ſtören, denn Alles hoffe ich zu überwinden, nur nicht die gewaltige Leidenſchaft, ſo ſich ſeit dem Erſcheinen der ſchönen Jutta meiner ganzen Seele bemeiſtert!" — Heinrich verſuchte zu antworten, aber der Kummer, den dieſes Geſtändniß in ſeiner Seele erzeugte, kam mit ſolcher Gewalt über ihn, daß er keines Wortes, keines klaren Gedankens fähig war. Er fühlte es zum erſten Mal, daß auch er Jutta über Alles liebe, und ihr Anblick, ihre holde Nähe das Element ſeines Lebens geworden war; aber eben ſo unentbehrlich zu ſeinem Glücke war ihm das friedliche Einverſtändniß mit ſeinem Bruder, und der Gedanke, das Leben deſſelben zu trüben, es ſeiner liebſten Hoffnungen zu berauben, war ihm ſo ganz unerträglich, daß er viel lieber den bitterſten Schmerz ertragen wollte, als das Gefühl ſolcher Schuld.

Stumm, die Arme in einander verſchlungen, ſtanden die Jünglinge und ſtarrten in die Tiefe hinab, während das Abendroth ſich ruhig in der heitern Stromfläche beſpiegelte, und das Geläute einer nahen Kapelle friedlich und verſöhnend herübertönte. Die Erinnerungen unſchuldiger Jugendzeit ſtiegen mit dieſen Klängen in Heinrichs Seele empor. „Warum kann es nicht mehr ſo ſeyn, wie es damals war?“ ſprach er zu ſich ſelbſt: „friedlich theilten wir uns in das Glück ihrer Nähe, und keiner wußte von Haß oder Streit, ob ſie dieſem oder jenem die Hand bot zum fröhlichen Spiel. — Sinnend vertiefte er ſich in die Prüfung des eignen Gemüths. Er dachte ſich Jutta an Conrad's Seite, vereint durch des Prieſters Segen zum unauflöslichen Bund, ſich aber erhoben über den Schmerz des eignen Verluſtes, als ſtillen Zeugen ihres Glückes. Er fühlte, daß ſein Herz weder des Neides, noch der Mißgunſt fähig ſey, und daß er auch die ſtille Trauer deſſelben wohl überwinden werde, ſobald er ſich überzeugt habe, daß Jutta's Zufriedenheit durch dieſe Wahl vollkommen gegründet ſey, und er ferner in ihrer Mitte weilen dürfe, als treuer brüderlicher Freund.

„Conrad!“ begann er endlich, von dem Bild eines ſolchen Zuſammenſeyns erheitert: „warum quälen und grämen wir uns denn um Dinge, die weder von dir noch von mir abhangen, ſondern von der ſchönen Jutta allein entſchieden werden können.“

„Noch iſt nichts geſchehen, was meine Hoffnungen ermuntern, und die deinigen demüthigen könnte, denn die Holdſeligkeit und Freundlichkeit des Fräuleins iſt gleichmäßig zwiſchen uns beide getheilt. Laß uns daher ruhig ihrer Entſcheidung entgegenſehen, und verſprich mir, wie ſie auch ausfallen möge, daß der Bund unſrer Herzen ungeſtört bleibt, und keiner des andern Heimath verlaſſe, als könne er das Glück ſeines Bruders nicht ertragen.“

„Solches Verſprechen vermagſt du wohl abzulegen!“ entgegnete Conrad. „Sanft und klar, wie die himmliſche Bläue dort oben, ſpiegelt dein friedlicher Blick die Ruhe deines Herzens wieder, das den Sturm wilder Leidenſchaft nie gekannt hat. Aber ich, deſſen Inneres dem Vulkane gleicht, der, unfähig den inneren Flammen zu gebieten, die friedlichen Hütten in ſeinem Umkreis zerſtört, und in raſendem Tumult Steine ſchleudert auf die Häupter derer, die ſeinem Schutze vertrauten, — ich darf mich, von feindlichen Mächten beherrſcht, nicht anbauen an dem Heerde fremden Glückes! — Wohl fühl' ich mit dir, daß Jutta, und nur ſie allein, hier zu entſcheiden vermag;

aber ihr ſanftes Gemüth wird ſich dem deinigen zuneigen, wie mich auch Schmerz und Liebe heimlich verzehrt! Dennoch wage ich mich, von deinem Worte ermuthigt, noch einmal in den Kampf. Ja, kämpfen, ringen will ich mit dir um das Glück meines Lebens, und wenn du dennoch ſiegſt, wenn du es gewinnſt, das köſtliche Kleinod ihrer Liebe, und ich verarmt, verlaſſen, ausgeſtoßen daſtehe"— Seine Stirne verfinſterte ſich, ſeine Augen rollten in unheimlicher Gluth, während ſeine Rechte ſich in einer drohenden Bewegung erhob; bald aber, ſich gewaltſam ſammelnd, ließ er ſeine Hand ſanft auf des Bruders Schultern herab, und fuhr, das Geſicht abwendend, mit einem ſchmerzlichen Seufzer fort: „dann richte mir ein Kreuz auf dieſer Felſenhöhe auf, und nenne ſie den Liebenſtein, zum Andenken an das traurige Geſchick, das uns für immer getrennt. —

„Nicht alſo, mein Bruder!" entgegnete Heinrich: „dieſe Felswand, ſo feſt, ſo majeſtätiſch erſchaffen, ſcheint von der Natur zum Sinnbild der Treue, nicht zu dem Denkmal betrübenden Zwieſpalts beſtimmt zu ſeyn! Liebenſtein ſoll ſie heißen zum Andenken unſerer treuen Bemühung um die ſchönſte der Jungfrauen, aber ſo Gott will, ſoll der Schmerz des einen nicht das Glück des andern betrüben, ſondern ſich wohl ein Ausweg finden laſſen, der uns alle zur Ruhe und Zufriedenheit führt.

Heinrich hatte dieſe Worte, den ſchwermüthigen Bruder zu tröſten, mit heiterer, muthiger Stimme geſprochen, und, wie es immer geſchieht, wenn man ſich gewaltſam dem Schmerz entzieht, dadurch auch ſein Herz fühlbar erleichtert. Beide ſchritten nun Hand in Hand dem Schloſſe zu; Conrad von mannigfachen Gefühlen bewegt, Heinrich in der Verklärung jenes Friedens, der ſtets die Frucht frommen Willens und eines tugendhaften Entſchluſſes iſt.

* * *

Wohl war dem Scharfblick des Vaters, der ſtets das Leben ſeiner Söhne zu prüfen gewohnt war, die Neigung nicht entgangen, die beide für Jutta im Herzen trugen. Er erforſchte im Stillen auch ihr Gemüth, und da ſie ſich ſeinem Wunſche nicht abhold zeigte, ſich für immer mit ſeiner Familie zu verbinden, ſo benutzte er die erſte einſame Stunde dazu, die Jungfrau zu bewegen, bevor eine tiefere Leidenſchaft in den Herzen der Brüder Wurzel ſchlage, unter denſelben zu wählen, und ſich ſelbſt den würdigſten zum Gemahl zu erkieſen. Sanft und freundlich hörte Jutta auf des Ritters beſcheidene Rede, gerührt von der treuen Zuneigung der Jünglinge; als ſie aber ihr Herz prüfen und entſcheiden ſollte, wem ſie am aufrichtigſten zugethan ſey, vermochte ſie keinen vorzuziehen, aus Furcht, den andern zu betrüben. Sie bat daher ihren väterlichen Freund, die Entſcheidung an ihrer Statt zu übernehmen, doch konnte man ſeinen Worten wohl anmerken, daß er dem Aeltern, Heinrich, am liebſten das Kleinod gönne, das ſeine Hand nicht auszutheilen wagte, denn unwillkührlich verwandelte ſich alles, was er von demſelben ſagte, in eine Lobrede, deren Wahrheit Jutta im tiefſten Herzen empfand.

Das Wort des ehrwürdigen Alten im frommen Buſen bewahrend, ſchritt Jutta am andern Morgen, in ſtille Träume verſenkt, der Höhe zu, um die ſchöne Frühſtunde auf ihrer Felsbank zu feiern. Ueberraſcht betrachtete ſie den geebneten Fußſteig und der Gedanke, daß auch hier die Hand der Liebe für ſie gearbeitet, durchſtrömte mit ſanfter Rührung ihr Herz. Jetzt hatte ſie die Höhe erreicht; ihr Blick verweilte auf dem hochflatternden Fähnlein, deſſen bedeutungsvolle Inſchrift ihre Aufmerkſamkeit gefangen nahm.

„Durch Kampf zum Sieg!“ wiederholte ſie leiſe; da klang daſſelbe Wort über ihre Schultern zurück, und ſich umwendend, erkannte ſie Heinrich, der ihren Schritten gefolgt war. Mit ſanftem Lächeln, in dem ſich der Dank ihres Herzens wiederſpiegelte, ſah Jutta zu dem Jüngling empor, der in edler Würde, das Antlitz von ſanfter Trauer beſchattet, vor ihr ſtand.

„Warum ein ſo ernſtes Wort zu den Denkmalen der Freude, der Eintracht?“ frug ſie mit zärtlichem Vorwurf.

„Wer etwas Großes erringen will, muß ſich auf Kampf vorbereiten!“ entgegnete Heinrich, und ihr mögt dem Kühnen wohl vergeben, der dieſen Felſenpfad brach, wenn er, von dem Gelingen ermuthigt, dabei an eine noch ſchönere Palme gedacht. Die Hand der Liebe iſt es, von der er den köſtlichen Preis erwartet, und nicht ohne Zagen hebt er zu ihr die Blicke empor.“

Saget dem edlen Kämpfer, entgegnete Jutta erröthend, indem ſie die Worte, die jener für Conrad geſprochen, auf ſeine eigene Neigung bezog: ſaget ihm, daß die Liebe dem Tapfern ſtets hold war, und daß ſie keines Dienſtes vergißt, wodurch ein zärtes Gemüth ſie im Stillen geehrt!“

„Ich danke Euch in meines Bruders Namen! ſtammelte Heinrich: Es werde ich durch dieſes tröſtliche Wort ſeinem kranken Gemüthe neue Lebenskraft bringen, das, von Zweifel und Hoffnung abwechſelnd bewegt, ſich in ſtummem Schmerze verzehrt, wie dies Euch, edles Fräulein, nicht entgangen ſeyn wird.“

Jutta verſtummte; ſie ahnte ihren Irrthum, vermochte aber nicht denſelben durch Worte zu verrathen. Der Gedanke, daß Heinrich das ſchüchterne Geſtändniß ihres Herzens abſichtlich auf Conrad hingewieſen, verſchloß ihr in edlem Stolz Lippe und Herz, während jener in ihren Worten den untrüglichen Beweis ihrer Zuneigung für Conrad zu erkennen vermeinte. Da dies genug für ihn war, um der letzten Hoffnung auf ihren Beſitz zu entſagen, ſo beſchloß er, um den Kampf ſeines Herzens ſchneller zu enden, die Sache deſſelben mit demſelben Eifer zu führen, als geſchehe es für ſich ſelbſt. Er begann deshalb von neuem von der treuen Anhänglichkeit ſeines Bruders zu ſprechen, und verſchönte dieſelbe mit dem Ausdruck des eignen zarten Gefühls. Allmählig ging er von dieſer zu der Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens über; er ſchilderte ihren zerſtörenden Einfluß auf ſein Gemüth, und bewies, wie die Heilung deſſelben nur von der Hand des Weſens zu erwarten ſey, dem Gott die Kraft gegeben, ſo mächtig auf ſeine Seele zu wirken, und da das, was er ſagte, ſeine eigne feſte Ueberzeugung war, ſo konnte die Wahrheit ſeiner Rede die Wirkung auf Jutta's ſanfte Gemüthsart nicht verfehlen. Erſchöpft von der gewaltſamen Anſtrengung, das eigne Herz durch die Schilderung einer fremden Leidenſchaft zu beſiegen, lehnte ſich Heinrich, nachdem er ſeine Mittheilungen beendet, an die Thränenweide, die die Felsbank beſchattete, auf welcher Jutta in ſtillem Nachdenken ſaß. — „Mich dünkt, Ihr hattet hier ein blaues Blümchen gepflanzt?“ begann ſie endlich mit leiſer Stimme: iſt die Zeit ſchon vorüber, wo es blüht?“

„Es gedeiht mehr in der Stille, als auf ſonniger Höhe!“ entgegnete Heinrich: aus einſamem Thalesgrund wird es ferner zu Euch emporblicken, wenn es Euch in Eurer Nähe nicht länger blühen darf!“ —

Jutta, von dem wehmüthigen Ton betroffen, mit dem Heinrich dieſe Worte geſprochen, wollte eben dieſelben erwiedern, als Conrad's Geſtalt ihren Blicken begegnete, der langſam, wie in tiefes Nachdenken verſunken, den Felspfad emporſchritt. — „Ich verlaſſe Euch jetzt!“ ſprach Heinrich, den Bruder gewahrend, ſchnell gefaßt. Möget Ihr ſelbſt ihm den Troſt geben, den zu überbringen Ihr mich vorhin beauftragt. — Endet, o endet ſeinen Gram, und vergeßt nicht, daß, indem Ihr denſelben von ſeiner Seele nehmet, Ihr zugleich alle die Seinen beglückt, und den Frieden des ganzen Hauſes begründet.“

Solches ſprechend, eilte er raſchen Schrittes davon, während jener, den Vorüberſchreitenden nicht gewahrend, ſich dem Platze näherte, wo Jutta ſaß. Als dieſe die eingefallenen Züge, das bleiche Antlitz des noch vor Kurzem ſo blühenden Jünglinge ſah, ſo bemächtigte ſich das tiefſte Mitleid ihres Gemüthes; ſie ſtand auf, ihm entgegen zu gehen, und bot ihm mit freundlichem Gruße die Hand. Als Conrad die Augen erhob und das geliebte Bild, mit dem ſeine Seele ſich beſchäftigt, nun wirklich im Glanze des purpurnen Morgenrothes vor ihm ſtand, da ergriff ihn die Gewalt des Augenblicks ſo heftig, daß er ſich nicht länger zu beherrſchen vermochte. Heftig zitternd preßte er ihre Hand an ſein Herz, und das ungeſtüme Pochen deſſelben verrieth ihr mehr als das ſtammelnde Wort, die Beſtätigung deſſen, was Heinrich ihr vertraut. Sie begann freundliche Worte zu ihm zu ſprechen, denn ſie wünſchte, daß er ſein Herz ihr im Vertrauen aufthuen möchte. Da ſtürzte der Jüngling vor ihr nieder; das Band ſeiner Lippen war geſprengt, ſie vernahm ſein Geſtändniß, vereint mit dem Bekenntniß ſeiner Schuld, und blickte nicht ohne Bangen in die Tiefe eines Gemüthes, in dem Liebe und Haß, die ſanfteſten und gehäſſigſten Triebe, ſich in wildem Aufruhr erhoben hatten, um ſeinen Frieden zu zerſtören. „Ihr ſeyd krank!“ ſprach ſie zu dem heftig Erregten: „und müßt auf Eure Heilung bedacht ſeyn! Nicht Menſchenkraft allein vermag Eure Uebel zu heben! Die Leiden Eures Gemüthes kann Gottes Beiſtand allein von Euch nehmen, und es ſoll von nun an meine angelegentlichſte Sorge ſeyn, mich mit Euch zum Wohl Eurer Seele in frommem Gebet zu vereinen!“

„Ja, Ihr ſollt meine Heilige ſeyn!" rief Conrad begeiſtert. „Den Frieden, den Himmel meiner Seele, aus Eurer Hand will ich ihn empfangen. Ihr werdet den Verirrten nicht verſtoßen, auch wenn ihn Eure Liebe noch nicht zu beglücken vermag! —

* * *

Fortan war Conrad unzertrennlich an Jutta's Schritte gebunden, deren frommes Herz in dem Meere durch einander fluthender Gefühle einen ſichern Halt in der Hoffnung fand, den Jüngling, der ihr ſo innig ergeben war, eines höheren, bleibenderen Friedens empfänglich zu machen, als das wandelbare Glück der Erde zu bieten vermag. Sie benutzte den Einfluß, den ihr der Himmel gegeben, mit gewiſſenhafter Treue, und wie es immer geſchieht, daß der Frauen Gemüth, das, was es ſorgſam pfleget und wartet, allmählig mit wachſender Liebe umſchließt, ſo fühlte ſich auch Jutta bald an die Nähe des Jünglings mit ſüßen Banden gefeſſelt. Als nach Verlauf kurzer Zeit der ehrwürdige Beppart aufs neue vor die Jungfrau trat, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, theilte ſie ihm ohne Bedenken mit, wie ſie Hand und Herz dem Jüngern der Brüder bewahre und die Seine zu werden entſchloſſen ſey. — Von Heinrich's ſcheinbarer Ruhe getäuſcht, ſegnete der Alte nun um ſo lieber den Bund ihrer Herzen, und fortan war ſein ganzes Streben darauf gerichtet, der reichen Erbin von Rüdigsheim eine heitere und angenehme Zukunft zu ſichern.

Er beſchloß zu dem Ende, von Heinrichs Bitten ermuntert, auf der benachbarten Felshöhe, die dem befreundeten Kleeblatt ſo theuer geworden, ein feſtes Schloß zu erbauen, ſo dem zweiten Sohne als Erbtheil zufallen ſolle. Heinrich ſollte die Burg auf Sternfels verbleiben, und Sternfels und Liebenſtein, welchen letztern Namen Heinrich für des Bruders Veſte erwählt, fortan unzertrennlich in der Familie Boppart verbleiben. Als Heinrich ſolches eingeleitet, und den Grundſtein zu der künftigen Freiſtatt ſeiner Geliebten mit eigener Hand gelegt hatte, trieb es ihn mit ungeſtümem Verlangen hinaus aus der Burg ſeiner Väter. Die Nähe der Liebenden, ihr täglich ſchöner emporblühendes Glück war nicht geeignet, eine Wunde zu heilen, die noch zu fühlbar in ſeinem Herzen brannte. Nie war ihm die Jungfrau anziehender erſchienen, als jetzt, wo die zarte Sorgfalt der Liebe jedem ihrer Blicke, jeder ihrer Bewegungen einen neuen Zauber verlieh. Gewaltſam ſich losreißend, folgte er der Einladung, ſo zu dieſer Zeit ein benachbarter Fürſt an die Ritter des Rheingaues ergehen ließ, und ſich ſeinem Gefolge anſchließend, beſchloß er im Stillen, nicht eher heimzukehren, bis der Prieſter den Bund der Verlobten geſegnet, und er Jutta als Schweſter begrüßen könne.

Einſamer und ſtiller wurde es jetzt in den Hallen von Sternfels. So ſtreng auch Heinrich bisher die Gefühle ſeines Herzens bewacht hatte, ſo war doch ſeine Gegenwart dem leidenſchaftlichen Bruder genug geweſen, um den Eifer zu verdoppeln, mit dem er an Jutta's Winken und Blicken hing. Jeder Tag hatte ihn zu dem rühmlichen Wettſtreit ermuntert, zu welchem ihm Heinrichs Tugenden, ſeine edlen Eigenſchaften ſtets neue Veranlaſſung gaben, und wenn auch ſein Gefühl, ſeit ſeines Bruders Scheiden, gegen Jutta daſſelbe geblieben war, ſo wurden doch die Aeußerungen deſſelben ruhiger, ſeitdem ihm kein Nebenbuhler, wie er ſonſt vermeinte, zur Seite ſtand.

Jutta, weit entfernt, ſich hierüber zu betrüben, erfreute ſich vielmehr der ſichtlichen Verwandlung, ſo mit ihm geſchehen, und da ſie zeither viel mit ihm über Gegenſtände des erhabenſten Inhalts geſprochen, ſo glaubte ſie dieſe friedlichere Stimmung ſeines Gemüthes als eine Wirkung der frommen Lehren anſehen zu dürfen, die ſie in ihrem klöſterlichen Leben geſammelt, und die ſie auf ihren Verlobten überzutragen ſich zur heiligen Pflicht machte. Wirklich hatten auch dieſe Mittheilungen, die ſie theils aus den Büchern frommer Männer, theils aus den Legenden der Heiligen geſchöpft hatte, einen lebhaften Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Jünglings gemacht, und wenn auch dieſer noch nicht zu reiferen

Früchten gediehen, ſo bewieſen doch oft die Thränen der Rührung, die den ehrwürdigen Begebenheiten einer großen Zeit, und den Helden der Liebe und des Glaubens floſſen, daß ſein Inneres lebhaft ergriffen ſey, und Jutta's Streben des ſchönſten Lohnes gewärtigen dürfe.

Zu dieſer Zeit begab es ſich, daß der heilige Bernhard an den Rhein kam und das Kreuz predigte, mit der ſiegenden Gewalt der Wahrheit und des lebendigmachenden Geiſtes. Faſt von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiſer Conrad den frommen Abt dem Volke vorſtellte, während jener in begeiſterten Reden die Anweſenden ermunterte, ſich dem heiligen Kampf für den Sieg der göttlichen Lehre anzuſchließen, und ſich als ſolche, die der Herr zu ſeinen Streitern erſehen, mit dem Kreuz bezeichnen zu laſſen.

Bald wehte von allen Schlöſſern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlöſers, und täglich ſah man zu Waſſer und zu Land fröhliche Schaaren ziehen, die nach dem gelobten Lande wallfahrteten.

Auf Conrads Gemüth wirkte dies mit unwiderſtehlicher Gewalt. Von den Wundern der Vorzeit erfüllt, unfähig, der Gluth jugendlicher Begeiſterung länger zu gebieten, die ihn aus dem Kreiſe häuslicher Stille hinaus trieb, die Abenteuer des heiligen Kampfes zu theilen, ſchien die Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens fortan in der Sehnſucht unter zu gehen, den geweihten Boden ſelbſt zu betreten, dem das Heil der Welt entſproſſen war. Bald vertraute er ſeiner Verlobten den Entſchluß, gen Paläſtina zu ziehen, um, durch dieſe Wallfahrt gereinigt, ſich dann um ſo würdiger des Glückes ihres Beſitzes erfreuen zu dürfen. Gerührt von dem Verlangen, deſſen Sieg über die Wünſche ſeines Herzens ſo ehrwürdig erſchien, ſegnete Jutta ſeinen Vorſatz, aber bedenklich ſchüttelte der greiſe Bayer das Haupt, wohl bekannt mit der leicht beweglichen Sinnesart ſeines Sohnes, und wiſſend, wie wenig eine ſo ſchnell erregte Begeiſterung auszudauern vermöge. Conrad beſtand indeß auf ſeinem Begehr, und bald hatte er ein Fähnlein geſammelt, und führte es, von dem Segen der Seinen begleitet, gen Frankfurt zum Kaiſer.

Bald hierauf geſchah es, daß der ehrwürdige Bayer erkrankte, und nach kurzem Siechthum in Jutta's Armen verſchied. Jetzt kehrte, von der Jungfrau gänzlicher Schutzloſigkeit unterrichtet, Heinrich von dem Hofe des Fürſten zurück, um ſeinen Beiſtand Jutta anzubieten, deren Bild, wenn auch ſtreng verhüllt, doch immer noch herrſchend und alleingebietend in ſeinem Herzen ſtand. Mit männlichem Ernſt die Gefühle bemeiſternd, die der Anblick der Einziggeliebten auf's neue hervorrief, trat er als brüderlicher Freund vor ſie hin, und zuverſichtlich, wie man zu einem höhern Weſen emporblickt, vertraute ſich Jutta ſeinem Schutze an, die Schweſterrechte dankbar annehmend, die er ihr mit zartem Sinne angeboten hatte.

Bald gewann es Heinrich über ſich, in Jutta's Nähe verweilen zu können, ohne ſeine Ruhe zu gefährden, und je mehr der Ernſt der Tugend in ſeinem Herzen Wurzel ſchlug, um ſo erquicklicher blühte der Friede in ſeinem Leben empor, alles in reinem Einklang auflöſend, was noch ſtörend ſeinem Glück entgegengetreten war. Von der Ausſicht auf die friedliche Zukunft erquickt, vollendete er, die Abweſenheit ſeines Bruders benutzend, den Bau des nachbarlichen Schloſſes, in welches Conrad, ſobald er heimgekehrt, die Geliebte ſeines Herzens führen ſollte. Mit erfindungsreicher Geſchäftigkeit ſchmückte er jetzt die Hallen deſſelben, die Gemächer vor allen bedenkend, in welchen Jutta einſt weilen ſollte. Nichts war ihm zu koſtbar, was er nicht mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit auf die Zierde derſelben verwandt hätte, aber ſorgſam verſchwieg er ſeine Anordnungen, um die Gemahlin ſeines Bruders dann um ſo ſchöner überraſchen zu können.

In vollendeter Schöne ſchaute jetzt die ſtolze Felſenburg mit ihren Thürmen und Ringmauern zu dem majeſtätiſchen Rheine hinab, und wohlgefällig ruhte Heinrich's

Blick auf den edlen Formen derſelben. Mit ungeduldigem Verlangen ſah er fortan dem Entfernten entgegen, deſſen längeres Ausbleiben die liebende Jutta zu beunruhigen begann. Mehrere der Kreuzfahrer waren bereits zurückgekehrt, aber die Kunde, die ſie von Conrad zu geben vermochten, war ſo gering und ſo wenig befriedigend, daß die Sorge um ihn in dem Kreiſe der Seinen nur noch höher ſtieg. Schon begann eine ſtille Trauer ſich des Gemüthes der holden Jutta zu bemeiſtern, doch verbarg ſie dieſelbe mit Sorgfalt vor Heinrichs Blick, deſſen Streben, ihr die Zeit der Trennung durch die zarteſte Aufmerkſamkeit zu erleichtern, ihr nicht zu entgehen vermochte.

Schon waren zwei Jahre verfloſſen, und noch immer blieb der Erwartete fern. Da vermochte Jutta nicht mehr den Kummer um ihren Verlobten zu verbergen; oft ſtand ſie zu Stunden an den Fenſtern der Burg, mit thränenſchwerem Blick zu dem Rheinſtrom hinabblickend, forſchend, ob nicht das Fahrzeug ihres Geliebten erſcheine. Oft auch ſaß ſie über ihre Harfe gebeugt, und hauchte den Schmerz der Sehnſucht melodiſch in die Saiten derſelben, während Heinrich ihr in ſtiller Betrübniß zur Seite ſaß und ihren Liedern mit beklommnem Herzen lauſchte. Bisweilen geſchah es auch wohl, daß er, ermattet von dem Kampf, ſtets ruhig von außen zu erſcheinen, und doch von dem

Leid der Jungfrau ergriffen, in heimliche Klagen ausbrach, daß ihm das Glück ihrer Liebe, für ihn ſo unermeßlich an Werth, nicht zugefallen ſey, ja, daß er mit allem ſeinem Streben ihr nicht einmal Erſatz bieten könne für die kurzen Jahre der Trennung, während der, ſo das Loos des höchſten Erdenglückes gezogen, ſo lange darauf zu verzichten vermöge.

Da geſchah es eines Tages, daß ein Abgeſandter von dem kaiſerlichen Hofe Einlaß begehrte in die Burg Sternfels, mit dem Bedeuten, daß er Nachricht bringe von Conrad, [illegible], auf ſeiner Heimkehr begriſſen, ein Sendſchreiben an ſeinen Bruder zu erlaſſen für nöthig befunden, um einen freien und fröhlichen Einzug in ſeine Heimath halten zu können. Alſobald wurde der vermeinte Freudenbote vor Heinrich und Jutta geführt, aber nur zu ſchnell verwandelte ſich ihre frohe Ueberraſchung in ſtumme Beſtürzung, als ſie den Brief, den jener überbracht, gemeinſam durchlaſen.

Es war nehmlich derſelbe auf gar ſeltſame Weiſe verfaßt, und begann mit allerley Betrachtungen über die verwunderlichen und unausweichbaren Führungen, denen der Menſch unterworfen ſey, und gegen welche ſelbſt das Gebot der Pflicht nichts vermöge. Hierauf ging er zu der Erzählung ſeiner Abenteuer über, und beſchrieb die mannichfachen Drangſale, ſo er im fernen Morgenlande beſtanden, und wie er ohne Zweifel denſelben erlegen wäre, wenn nicht die Liebe einer edlen Griechin ihn ermuthigt hätte, ſein Glück auf anderm Wege zu verfolgen.

Dank und Liebe, ſo ſchloß er, nachdem er das Bild ſeiner Freundin mit warmer Begeiſterung geſchildert: knüpften fortan das Band immer feſter, das mich an dies reizende Weſen band, und da ich wohl hoffen dürfte, daß du, mein theurer Bruder, die Verpflichtung, deren ich mir durch mein früheres Verlobniß mit dem Fräulein von Rüdesheim wohl bewußt bin, nicht nur allein mit Freuden, ſondern auch gewiß durch des Fräuleins Zuſtimmung zu unſer aller Glück übernehmen, und in meine Rechte treten werdeſt, ſo faßte ich den Entſchluß, jene edle Griechin, deren Schönheit und Huld alles überſtrahlt, und die ich als das erſte Kleinod unter allen meinen Reichthümern betrachte, als mein eheliches Gemahl einzuführen in die Burg meiner Väter.

Möchte ſich, meinen Vermuthungen zufolge, nach dieſer meiner Erklärung alles ſonder Zwiſt und Hader enden, und wir uns in Frieden und Freude begegnen, wenn ich meinen Einzug in Sternfels halte.

Jutta ſank, als ſie ſolches vernommen, ohnmächtig zu Boden. Als ſie erwachte, und der giftige Pfeil der Beleidigung ſeine Spitze an dem ſtarken, gottergebenen Herzen der Jungfrau abgeſtumpft hatte, verkündete ſie mit ſanftem Ernſt ihren Entſchluß, den Reſt ihrer unglücklichen Jugend in dem Kloſter Marienthal zu beſchließen. Heinrich aber, der den ganzen Bau ſeiner Hoffnungen, die Träume ſeines friedlichen Glückes durch die frevelhafte Untreue ſeines Bruders und die feſte Erklärung der Jungfrau für immer zertrümmert ſah, entbrannte in edlem Zorn, und unfähig, ſeine Gefühle zu bemeiſtern, warf er dem Abgeſandten den Handſchuh vor die Füße, mit dem Bedeuten, daß er fortan für den Ritter von Liebenſtein keine Antwort habe, als dieſe.

Nachdem er, den Willen ſeines Vaters zu ehren, die neue Veſte dem Heimkehrenden zum Eigenthum angewieſen, aber ihm zugleich den Einzug in die Burg ſeiner Väter für immer unterſagt hatte, berief er ſeine Mannen und traf Anſtalten zum Kampf. Bald begann, als der Kreuzfahrer angelangt war, die blutige Fehde der Brüder. Ihre gegenſeitige Erbitterung ſchien mit jedem Tage zu wachſen, und um derſelben zu genügen, forderten ſie ſich zum Zweikampf auf Leben und Tod. Im Dämmerlichte des Morgens traten ſie, von ihren Mannen begleitet, in den bezeichneten Kreis. Zum erſten Mal ſtanden ſie ſich wieder gegenüber, aber die Blicke der Liebe hatten ſich in die drohenden Blitze des Haſſes verwandelt, und der rauhe Klang ihrer Schwerdter war der einzige Gruß, den ſie ſich nach ſo langer Trennung zu bieten vermochten. Schon begann der unſelige Kampf, da ſtürzte Jutta in die Mitte der Streitenden. Mit der Hoheit eines Engels, der eben ſeine Fittige entfaltet, um zur Heimath zurück zu kehren, blickte ſie zu den wilden Kämpfern empor, und ihre milde Stimme erhebend, begann ſie ihre empörten Gemüther zu verſöhnen. Wie von höheren Mächten begeiſtert, drangen ihre Worte mit ſiegender Gewalt in die Herzen der Brüder, und als ſie nun beider Hände ergriff, und ſie in einander legend, Gott um Beiſtand anrief, den Bund des Friedens, der ſie ſonſt beglückt, zu erneuen, da vermochte keiner ſeine Rechte zurück zu ziehen; — tief erſchüttert ſanken beide zu Jutta's Füßen nieder, während die rohen Kriegsleute, ergriffen von dem Anblick der Verſöhnten, ihr Antlitz abwandten, um die Thränen zu verbergen, die unwillkührlich ihre braunen Wangen netzten. Mit der Milde einer Verklärten reichte Jutta dem von Schaam tief gebeugten Conrad die Hand, und nachdem ſie beiden Brüdern das Gelübde abgenommen, ihrer gegenſeitigen Beleidigungen nicht weiter gedenken und alle Fehde beenden zu wollen, ſegnete ſie ſolche zum Abſchied, ſie Gottes weiterem Schutze empfehlend. Alſobald zogen beide in Frieden in ihre

Mauern zurück. Jutta aber wurde von keinem weiter geſehen; ſtill und heimlich hatte ſie ſich in das benachbarte Kloſter Marienberg begeben, wo ſie, in ſtrenger Abgeſchiedenheit von der Welt, den Schmerzen der Täuſchung entzogen, fortan ihr Leben frommem Gebet und heiligen Uebungen zu weihen beſchloß.

Stille Trauer herrſchte von nun an über den Zinnen von Sternfels, während die Hallen von Liebenſtein von feſtlichem Jubel ertönten. Umſonſt verſuchte Conrad den einſamen Bruder hinüber zu ziehen in die lauten Gelage, die er, die Pracht ſeiner Reichthümer entfaltend, in den Sälen veranſtaltete, die jener einſt für die Freuden frommer Häuslichkeit ſo ſorglich geſchmückt. Für den Verlaſſenen gab es keine Feſte mehr, als die, ſo ihm die Erinnerung einer holden Vergangenheit bereitete. Ueber ſeinem Herzen lag die Stille des Grabes, denn alle Wünſche und Hoffnungen, die es einſt bewegt, hatten, ſeit Jutta geſchieden, ihren Kreislauf beendet. Von ſeinem Eigenthum den Hülfsbedürftigen ſpendend, ſuchte er in dem Streben, Anderer Schmerzen zu lindern, die einzige Erleichterung ſeines trüben Geſchicks, und bald wurde ſeine Burg die Zuflucht der Verlaſſenen und Bedrängten, während auf dem benachbarten Schloſſe täglich ſtattliche Gäſte einſprachen, die, von dem Ruf der beſondern Schönheit der Griechin herbeigelockt, von nah und fern herbeikamen, um ihren Reizen und der Anmuth ihres Umgangs zu huldigen. So durch die Geſtaltung ihres Lebens, wie durch die Bedürfniſſe ihrer Herzen geſchieden, lebten die Brüder, wenn auch friedlich, doch äußerlich getrennt von einander. Endlich beſchloß Conrad, ermüdet von den rauſchenden Gelagen, und mißtrauiſch gemacht durch die wachſende Begierde nach neuen Huldigungen, die ſeine ſchöne Gefährtin nur zu deutlich verrieth, das bunte Leben hinführo einzuſtellen, und die Thore zu ſchließen dem ſchmeichleriſchen Troß ihrer Bewunderer. Er hoffte, die Liebe, ſo ſie ihm über Land und Meer einſt folgen hieß, werde auch dieſes Opfer ohne Widerrede bringen, denn er baute auf die Betheurungen ihrer Treue und glaubte ihren gleißenden Liebesbeweiſen. Aber kaum daß er die Anordnungen zu dieſem neuen Plane getroffen, als die falſche Schöne, ſeinen herriſchen Winken zu entgehen, und ihre beſchränkte Freiheit zu rächen, mit einem ihrer heimlichen Anbeter bei Nacht und Nebel entfloh, und der Verrath, ſo Conrad einſt an der treuen Jutta verübt, nun durch die Treuloſigkeit ſeiner Gattin gerächt wurde.

Verzweiflungsvoll, mit dem Dolche der Rache bewaffnet, ſtürzte Conrad an Heinrichs Bruſt, ihn auffordernd, mit ihm vereint den Flüchtlingen nachzuſtellen, und nicht eher zu raſten und zu ruhen, bis er ſeinen Stahl in dem Blute der Undankbaren gekühlt habe. Da ergriff Heinrich ſeine Hand und geleitete ihn vor eine Niſche ſeines Gemachs, wo Jutta's Bild, wie das einer Heiligen, auf den ſtillen Hausaltar ſeiner Zelle herabſah. „Kannſt du richten, wo du mit gleicher Schuld beladen ſtehſt?" frug er ernſt: und ſollteſt du nicht vielmehr dieſelbe verſöhnen, indem du dieſer Heiligen nachahmeſt, deren Lenz du in der Blüthe geknickt, und die dennoch für dich zu beten vermochte und dir ſcheidend vergab?" — Da verbarg Conrad ſein Geſicht an dem Buſen ſeines Bruders. Schweigend legte er ſeinen Dolch auf den Altar, und durchdrungen von der Wahrheit jener Rede, gelobte er, fortan die Rache Gott allein zu überlaſſen, und ſein Unglück als ein wohlverdientes Strafgericht zu betrachten.

Beide beſchloſſen nun, unverehlicht und ungetrennt beiſammen zu bleiben, und durch unverbrüchliche Treue und ſtete Eintracht das Andenken der edlen Jungfrau zu ehren, die, fremde Schuld zu büßen, ihre Jugend im Kloſter vertrauerte. Die Zukunft beſtätigte die Wahrheit ihres Gelübdes. Tapfer und edel an Worten und Werk, blieb ihr Leben dem Schutz der Unſchuld und dem Beiſtand der Hülfsbedürftigen geweiht, bis ſie verſammelt wurden in die Heimath ihrer Väter. Mit ihnen erloſch der Stamm der Edlen von Sternfels; aber ihre brüderliche Treue der Nachwelt wahrend, ſchauen die Trümmer ihrer Burgen, den Zeiten zum Trotz, von der ſtolzen Felshöhe herab, und noch bis heut ſind ſie unter dem Namen: die Brüder bekannt, ſo wie ſich die Sage von denſelben getreu im Munde des Volkes bewahrt hat.

Cyanen,

geſammelt

von

Agnes Franz.

Erſtes Bändchen.

Eſſen,
bei G. D. Bädeker.
1833.

Sächsische
Landesbibliothek
-3 MAI 1972
Dresden

Eingang.

Deutſam ſtreute in die ſchweren,
Hohen, ſegensreichen Aehren
Gottes Hand auf weiter Au'
Der Cyane mildes Blau.
Lieblich ſtrahlt nun im Gefilde
Ihr Saphir im Saaten-Golde,
Zeigt vereint im ſchönen Bilde
Uns das Nützliche und Holde.

Alſo hat die Hand der Liebe
Für des Werkeltags Getriebe,
Wo des Fleißes Aehren weh'n,
Eine Blume auserſeh'n;
Freundlich kränzet ſie die Saaten
Unſrer Mühe, unſers Strebens,
Hebt die Luſt an guten Thaten
Und erfriſcht die Kraft des Lebens.

Willſt du mir die Blume nennen,
Wirſt das Gleichniß du erkennen,
Das ſich im Cyanenbild
Leiſe deinem Blick verhüllt?
— Sinnig, mit verſchämten Wangen
Tritt die Muſe dir entgegen,
— Wirſt du freundlich ihn empfangen
Ihren ſtillen Blüten-Segen?

Wolfgang und Althea

oder

die getrennte Welt.

Es mochte wohl um das Jahr eintauſendzweihundertundzehn ſein, als an einem heitern Frühlings-Abend Frau Mechtild mit ihrer Nichte Althea an ihrem Gartenhauſe zu Eiſenach ſaß, und die vorüberfluthende Menge mit forſchendem Blick überſchaute. Die Fußgänger aber ſowohl wie die glänzenden Reuter kamen alle von der Wartburg herab, woſelbſt ein großes Feſt begangen worden war, welches Landgraf Hermann von Thüringen zu Ehren der edlen Sangeskunſt veranſtaltet hatte. Viele hohe und herrliche Meiſter hatten ſich dort verſammelt, um ihre Sanges-Gaben nach ihrer beſondern Schöne und Eigenthümlichkeit zu entfalten, vor allem aber hatte es gegolten, einem Sänger, der mit fremden, wunderlichen Sangesweiſen, und überaus ſtolzem und übermüthigem Weſen, im Kreis der Meiſter aufgetreten war, den Kranz unächten Ruhmes zu entreißen, weshalb auch dieſer berühmte Sängerſtreit „der Krieg auf der Wartburg" geheißen war.

Neugierig der Entſcheidung dieſes merkwürdigen Tages entgegenſehend, erwartete Frau Mechtild die Rückkehr ihres Sohnes, der als ein beſondrer Freund der edlen Sangeskunſt, und mit derſelben ſelbſt in ſtiller Liebe vertraut, mit vielen eiſenacher Bürgern hinausgezogen war.

„Sehet, da kommt euer Wolfgang, die Straße herab!" rief jetzt Althea erfreut: „Sehet wie raſch ſein Gang, wie heiter ſein Geſicht iſt! Was gilt's, Mutter Mechthild! er ſingt uns die Weiſen der Meiſter nach! O, wie freu' ich mich, von dem Feſte zu hören, und von der Pracht der anweſenden Gäſte!" — Alſo ſprechend verließ Althea ihren Sitz und flog zu der Straße herab. Als ſie aber die Gartenthür geöffnet, hielt ſie den Fuß zurück, und erwartete ſittig den Hereineilenden. Bald trat des Jünglings ſchöne Geſtalt aus dem wogenden Volksſtrom hervor. Hoch war ſein Antlitz geröthet von dem eilenden Gang, ſein dunkles Haar fiel in wilden, üppigen Locken zu den kräftigen Schultern herab. — Das Barett in der Hand tragend, blickte er mit freier Stirn und hellglänzenden Augen umher, und trat dann fröhlich grüßend auf die harrende Jungfrau zu, die ihm zu innigem Willkommen die Hand bot. „Ei, du mein lieber Bruder!“ koſ'te Althea, „wie lange haben wir deiner bereits geharrt, und dir ungeduldig entgegengeſehen, aber jetzt verlangt uns auch von dir recht viel zu erfahren, was du alles auf der ſtattlichen Wartburg gehört und geſehen haſt!“

„„Ich werde dir alles erzählen, liebe Althea!““ entgegnete Wolfgang, „„ſo weit ſich ſo wunderbar Schönes und Herrliches mit einfachen Worten zurückgeben läßt. Ach, das Herz iſt mir mächtig gewachſen dort oben, und wenn es mir nicht ſo bunt und wirr durch den Kopf flammte, ſo möchte ich's am liebſten verſuchen, die Weiſen nachzuſingen, die mir ſo gewaltig durch die Seele gedrungen ſind.““ Sagt' ich's nicht? dachte Althea; und den begeiſterten Jüngling mit heimlicher Freude betrachtend, ſchritt ſie an ſeiner Seite raſch den Weg zu dem Gartenhauſe hinauf.

„Du wilder Geſell!“ lächelte Mechthild, indem ſie dem Jüngling die ſturmzerzauſten Locken aus dem bräunlichen Antlitz ſtrich: „Wie du glüheſt und brennſt!“ Und den blanken, ſilbernen Becher mit kühlendem Trank vor ihn hinſetzend, ihm aber den Platz zwiſchen ſich und Althea anweiſend, ordnete ſie fröhlich das kleine ländliche

Mahl. — Mit freudeleuchtenden Augen, aber tiefſchweigend, wie Einer dem die Bruſt allzuvoll iſt, ſaß Wolfgang lange an der Seite der Frauen, bis ihm, von dem kühlenden Weine erfriſcht, das Herz aufging, und er nun mit ſteigender Beredtſamkeit von den Freuden des Tages zu erzählen begann. Mit ſtillem Wohlgefallen hörte die glückliche Mutter, mit geheimem Entzücken Althea, des Jünglings anmuthige Rede. Es war nicht allein die Pracht und Herrlichkeit des Feſtes, und die Vertheilung der Preiſe, was er mit lebendigem Geiſte zu malen begann; er ſchilderte auch die Sangesart jedes Einzelnen der verſammelten Meiſter nach ſeiner Art und Weiſe, wie ſie ſich bald zierlich und fein, bald tief und gelehrt vernehmen laſſen, und ihr Geſang bald in die düſtern Farben der Wehmuth, bald in die glänzenden, heitern, kühnen Lebensmuthes gekleidet, ſeinen Sinnen begegnet ſei. Oft wollte es Altheen bedünken, als miſchten ſich ganz fremde, ſeltſame Worte und künſtliche Ausdrücke in Wolfsgangs Rede, auch wurde ihr dabei oft ganz wunderbar zu Sinn, ſo daß es ihr vorkam, als müſſe ſie ihr Gemüth auch in ähnlichen Bildern und Gedanken ausſprechen können, wobei ſie eine gar ſüße Freude empfand. Unverwandt ruhten ihre Blicke auf Wolfgangs Geſicht, und ſie ſprach vor ſich hin: „Es muß doch etwas überaus Großes um die edle Sangeskunſt ſein, da die Ahnung ihrer Herrlichkeit ſchon ſo hoch beſeligen kann! Lauſchte ich doch bisher auf Wolfgangs artige Weiſen, als wäre dies ſchon das Höchſte auf Erden; was muß es erſt ſein, was ihn, den ich meinen Meiſter nannte, ſo hoch zu entzücken vermochte, und ſich ſelbſt ſo demüthig vergeſſen ließ!‟“ —

Die Sonne war ſchon untergegangen, als Wolfgang ſich leiſe aus dem Kreiſe der Frauen entfernte, und, die Laute im Arm, raſchen Schrittes an den benachbarten Gärten vorbei, in's freie Feld eilte, wo er ſich auf einer mit Bäumen bewachſenen Anhöhe niederließ, um frei und unbeachtet das volle Herz auszuſtrömen in Lied und Geſang.

Der Mond ſtieg ſo eben in Oſten empor, kühle Windſchauer ſäuſelten durch das niedere Schleedorn-Geſträuch, unter welchem er ſaß, und trieben die weißen Blüten in dichten Wolken umher. Oben aber zogen die eilenden Wolken dem goldnen Himmelsthore zu, und drängten ſich der Sonne nach, welche dort hinabgeſtiegen war.

„O, du holdes freundliches Leben!“ rief Wolfgang, die Arme gegen die liebliche Abendlandſchaft ausgebreitet: „wie reich ſind deine Gaben in jedem Augenblick, und wie ſind die Kränze deiner

Freuden ſo wunderbar verſchlungen und verkettet, ſo daß man mit einem derſelben ſchon den zweiten zugleich zu ſich herüberzieht, und zuletzt von allen Genüſſen umfangen, es faſt vergeſſen möchte, daß es die armen, ſündigen Erdenſöhne ſind, — denen Gott ſo hohe Gnade gewährt! — Hat nicht euer Lied, o ihr trefflichen Sänger, tauſend Schleier von meinen Augen und meinem Herzen gehoben, und mich fähig gemacht, die Pracht des Frühlings nun doppelt zu genießen? Und trägt nicht dieſes mächtig ſich regende Leben vielleicht zahlloſe Keime geheimnißvoller Wonnen in ſich, die ich jetzt weder zu ahnen noch zu verſtehen vermag, in deren zarten Hüllen aber die Blüten der Liebe, des Ruhmes, des höchſten Erdenglücks ſchon heimlich ihrer Entwicklung entgegenſehen?" —

Fröhliche Hoffnung im Blick, erhob er jetzt die Laute, und begann ihre Saiten zu rühren. Harmonien, wie er ſie lange vergebens geſucht, ſchienen ſich heut von ſelbſt kund zu geben, und er begann ein Lied zu den vollen Accorden, welches das freundliche Glück eines mit Gott und der Natur vertrauten Gemüthes ausſprach, zuletzt aber von den Fittichen höherer Ahnung gehoben, in die weichſten Klänge der Sehnſucht, und in die Gluth mächtigen, geheimnißvollen Verlangens hinſchmolz. Eben wollte er ein neues Lied beginnen: als er einen Schatten gewahrte, der, in rieſenhafter Länge über den Raſen geworfen, erſt einem Baum anzugehören ſchien, bald aber die Formen einer menſchlichen Geſtalt verrieth. Mit einer raſchen Bewegung ſich umwendend, wollte eben Wolfgang dem ungebetenen Lauſcher mit zornigem Muth ſeine Keckheit verweiſen, als ſein Blick einem Manne begegnete, deſſen ſtolze Hoheit ſogleich ſeinem aufſlodernden Unwillen gebot. Es war dies aber ſeinem Anſehen nach ein Ausländer, von ſeltner Größe, und ungemein ſtrengem und klugem Anſehen. Seine Tracht war prächtig und deutete auf Stand und Ehren hin, welches auch die dreifache goldene Kette, die an ſeinem dunkeln Sammetkamiſole herabhing, und die gewaltige Reiherfeder bezeugte, die von dem rothen Barett niederwogte. Ein breites Schwert hing an ſeiner Linken; doch zeigte der reich mit Edelſteinen beſetzte Griff, wie es wohl mehr zur Zierde, wie zum ritterlichen Gebrauche beſtimmt ſei. — Mehr trotzig als ehrerbietig erhob ſich Wolfgang, und wollte bei dem Fremden vorbei, als dieſer ihn mit den Worten zurückhielt: „Ei, ei, mein lieber Geſell! Warum denn auf einmal ſo zornig und aufgebläht, da ihr doch vor wenig Augenblicken ganz Liebe, Wehmuth und Sehnſucht waret? — War euer Lied nur eitler Schein, oder ein leeres Trugbild eures Hirns, unzuſammenhängend mit dem Leben eures Gemüthes? — Oder ſeid ihr ein ſo thörichter und närriſcher Kauz, daß ihr euch deſſen ſchämet, was euch die Natur ſo überaus gütig zugeſtand, und was ihr unbewußt, von einem höheren Willen geleitet, ſo eben an das rechte Ohr verrathen habet?“

„„Ich verdiene weder euren Spott, noch euer Lob! lieber Herr!““ entgegnete Wolfgang finſter: „„Was ich ſo eben ſang, iſt viel weniger die Eingebung meines Geiſtes, als es der Nachhall der hohen Geſänge war, die ich dort oben auf der Wartburg gehört. Gefiel es euch, was ich geſungen habe, ſo gebet Jenen die Ehre; mißlang aber mein kühner Verſuch, ei, ſo denket, daß ich meinte für mich allein zu ſein, und einzig das Angeſicht im Auge hatte, vor welchem ſich die Grasmücke nicht ſcheut, ihre Liedlein zu ſchwirren.““ — „Ich bitte euch, thut vor allen Dingen dieſe läſtige Beſcheidenheit von euch!“ rief der Fremde: „Bei mir iſt der Klingklang thörichter Demuth am unrechten Ort, und ich weiß recht wohl zu unterſcheiden, was wahrer Geſang oder ohnmächtige Stümperei! — Nachhall jener Meiſtergeſänge? Hoho, über euch gutmüthigen Geſell! Es wäre mir ein Leichtes euch zu beweiſen, wie in eurem einfachen Liede der ächten Geiſtesflammen mehrere waren, als in den gezierten und künſtlich verſchlungenen Weiſen jener ſogenannten Meiſterſänger, nur daß eure Kunſt noch dem ungeſchliffenen Demant gleicht, deſſen Strahlen erſt von fremder Hand geweckt werden ſollen, indeß das bewunderte Feuer Jener dem Geflimmer künſtlich polirter aber unächter Steine gleicht, welches gar ſchnell verlodern und vergeſſen werden wird. — Meiſterſänger? Ei, über euch und eure kindiſche Demuth! — Gebt mir doch einmal die Laute, daß ich euch die bewunderten Weiſen wiederhole, die ihr alſo hoch über die Eingebungen kräftiger, unverdorbener Natur ſtellt!“ — Und die Laute mit ſtarkem Arm ergreifend, begann er die Lieder der Sänger, jedes in ſeiner eigenthümlichen Art, eines nach dem andern zu wiederholen, wobei er ſelbſt die Mundart einer Jeden genau nachzuahmen verſtand, ſo daß Wolfgang über die Maßen erſtaunt und von Herzen erfreut war. Je länger er aber zuhörte, je ſeltſamer wurde der Eindruck, den jene Geſänge hervorbrachten. Sie waren es, die er auf der Wartburg gehört, und waren es auch nicht. Dort hatten ſie ſein Herz vollkommen befriedigt, hier fand er bisweilen Mißklänge heraus, die ſeinen Genuß ſtörten, und ſeine Bewunderung erkälteten, und doch mußte er geſtehen, daß Worte und Töne dieſelben waren, und eigentlich alles nur an ſeiner Stimmung liege, daß er nicht ſo entzückt war, wie zuvor. — „Nun ſo bewundert und preiſet doch laut!“ lachte der Fremde, als er den Geſang beendet: — „Ihr ſehet, die Schule jener Meiſter iſt mir nicht ſo unbekannt, wie ihr meinet, wie auch die Art des Zaubers, den ſie über unerfahrne Gemüther üben. — Aber ihr ſteht ſo wortarm und ſtumm! hab' ich euch nüchtern geſpielt, und eurer Begeiſterung geſchadet?“

„„Wer ſeid ihr?““ frug Wolfgang, faſt zagend zu dem Fremden emporblickend, in deſſen Zügen der Ausdruck hohen Selbſtgefühls mit dem Lächeln des Hohnes ſtritt: „„O redet, wer ſeid ihr, daß ihr die Künſte Andrer wie leichte Spielbälle untereinander werfen möget, und ſie alle zu Schanden macht mit dem Spott eures Mundes? — Kann vor euch keine Vortrefflichkeit beſtehen, oder werfet ihr darum das ſchöne Reich Jener in Ruinen, um euren Thron darauf zu erbauen, ſchwindelnd hoch, wie ihr ſelbſt vor mir ſtehet?““ —

„Ihr müßt nicht alles ſogleich ſo ernſt und bedeutend nehmen, junger Geſell!“ — lächelte der Fremde: „Ich wollte euch nur zeigen, daß es mit Dem, was ihr ſo hoch über euch ſtellet, eben keine ſo außerordentliche Bewandtniß habe, übrigens gönne ich einem jeden ſeinen Kranz, und laſſe ihn unbeſchadet ſeiner Wege ziehen, ſteht gleich das hohe Ideal der Kunſt in ganz anderem Farbenſchmuck vor meiner Seele, als es dieſem erſchien.‘“

Und er begann nun, ſich an des Jünglings Seite niederlaſſend, von einer ihm ganz fremden Welt der Bilder und Töne zu ſprechen. Jedes Wort ſchien gleich einem zündenden Blitz durch die Tiefen ſeiner Seele zu leuchten, und dort Geſtalten zu erhellen, die ihn bald mit ſüßen Ahnungen, bald mit heimlichem Grauen erfüllten. Jetzt ſah er ſich an der Hand des fremden Meiſters in die dunklen Regionen der Unterwelt geführt, und glaubte das Rollen der unterirdiſchen Gewäſſer, und den Kampf derſelben mit den wilden Flammen des Erdſchooßes in der gewaltigen Kraft ſeiner Rede zu vernehmen; bald folgte er ihm zu der Betrachtung des Himmelsgewölbes, und vernahm die Geheimniſſe der Sphären, und die wunderbaren Verhältniſſe ihrer Harmonien zu denen der Unterwelt, — der ganze Weltkreis wurde ſeine Heimath in dieſen bedeutenden Stunden, und die Nacht hatte ſchon längſt ihr glänzendes Panier aufgerollt, als der wunderbare Lehrer ſein Amt ſchloß. — „Ihr ſcheidet?“ rief Wolfgang in leidenſchaftlicher Heftigkeit, die Hand des Fremden erfaſſend: „Ihr habt mir bereits zu viel gegeben, als daß ihr mir nicht alles geben ſolltet! — Wer ſeid ihr, und wem verdanke ich den geheimnißvollen Unterricht dieſer Nacht?“

„„Wenn ihr die Lehre nur redlich im Herzen bewahret, ſo ſollte euch mein Name eigentlich als etwas ganz Ueberflüßiges erſcheinen!““ gab der Fremde zurück. — „„Hat das Samenkorn Wurzel geſchlagen, das ich in eure Seele geſenkt, und verlangt es euch, reifere Garben zu binden, und höheren Segen zu erndten, als euch hier in eurer geringen Vaterſtadt zu Theil werden möchte: ſo wandert nach Siebenbürgen, und ſuchet den Erſten aller Sangesmeiſter auf: Klingsohr geheißen, der wird euch geben, was ihr bedürft, und den rechten Zweig in euren Lebensbaum impfen, der euch ganz andern Segen tragen ſoll, als die armſeligen Holzfrüchtlein landgräflicher Gnade, und einheimiſchen Ruhmes!““ — Stumm vor Ueberraſchung, und von dem Gewicht dieſes Namens überwältigt und feſtgebannt, ſchaute Wolfgang die hohe Geſtalt ſchweigend und tief ergriffen an: „O, du wunderſam-unbegreiflicher Meiſter, ſo haben dich meine Augen geſehen, meine Ohren die Gewalt deiner Rede vernommen?“ rief er aus, — aber ſchon ſchritt der Verhüllte in die Nacht zurück. „Klingsohr!“ rief der Jüngling in unruhigem Schmerz, ſich durchs Gebüſch ihm nachſtürzend: „Klingsohr!“ bat er, den Hügel hinabeilend: Aber verſchwunden war die hohe Geſtalt, — ein leuchtender Streif zog ſich röthlichſchimmernd der Wieſe entlang, der Mond trat zu gleicher Zeit aus dem Gewölk, und verſilberte die fernen Gefilde und die friedlichen Dächer von Eiſenach.

Die Sonne war ſchon hoch emporgeſtiegen, als Althea, die ſchon lange, den Blick nach der Thüre gerichtet, am Rocken geſeſſen, ungeduldig aufſprang, und das kleine Gemach verließ. Vor Wolfgangs Kämmerlein ſtand ſie ſtill, und klopfte leiſe an die Thür, rufend: „Ei, du träger Geſell! So laß dich doch nicht von der Sonne beſchämen, die ſchon ſeit Stunden in ihrer Werkſtatt daherſchreitet.“ —

„„Tritt immer herein, Althea!““ klang es zurück: „„Ich arbeite und denke an keinen Schlaf!““ Da öffnete Althea die Thür, und ließ das roſige Antlitz zur Hälfte erſcheinen: Bald aber flog über das freundlichneckende Geſicht ein ernſter Schatten und ſie trat ſchnell herein, und rief:

„Wie, Wolfgang, du noch in den Kleidern von geſtern, und dort das Lager, wie ich es geſtern geordnet? — Wo warſt du, mein Bruder? Und was triebſt du ſo emſig unter dieſen Büchern und Papieren?“ — Da blickte der Jüngling das beſorgte Mädchen mit dem verwachten Antlitz faſt mitleidig an und ſprach: „„Ei, du liebes, einfältiges Herz! Wie ſoll ich dir es denn ſagen, was ich erlebt und gehört, was ich empfand und beſchloß? — Sieh, liebe Althea““, fuhr er herzlicher fort: „„ich bin recht lange glücklich geweſen, wie du, trotz der Beſchränkung meiner eigenthümlichſten Kräfte und Wünſche! In dieſer Nacht iſt Alles anders geworden! — Seit ich die Schranken erkannt, die mich umſchließen und niederdrücken, kann ich ſie nicht länger ertragen, — muß ich darüber hinausfliegen, oder ſterben vor Schmerz und Sehnſucht!““

„Du biſt wohl krank, oder haſt dieſe Nacht mit abſonderlich böſen Träumen zu thun gehabt?“ koſ'te Althea. „Iſt es dir recht, ſo gehen wir hinaus in die Morgenluft, da ſollſt du mir alles recht treu und offen erzählen, was dich ängſtigt, und nach was deine Seele verlangt!“

— In tiefes Sinnen verloren, folgte Wolfgang dem bittenden Mägdlein. Bald ſaßen ſie vor dem Gartenhäuschen unter dem Nußbaum; ganz nahe rückte Althea an den ſchweigenden Jüngling, und flüſterte zärtlich an ihn geſchmiegt: „Nun, ſo ſprich und erzähle doch, du wunderlicher Träumer! Hat dir das Sängerfeſt alſo den Sinn entflammt, daß du nichts anders denken magſt, als Sang und Klang, — und gilt denn nichts mehr vor deinen Augen, als der Ruhm und der Preis, den ſie ſich errungen? — Sonſt", fuhr ſie leiſer fort, „war dir deine Althea auch lieb, und Alles was ſie pflegte und trieb. Heut' hat ſie ihr Lämmchen allein gefüttert und ihre Blumen ohne deine Hülfe begoſſen, — wohl war ſie recht traurig dabei, aber ſie klagte nicht, und iſt nur bekümmert um dich!" — „„Ei Gott, iſt's ſo ſpät ſchon am Tage?"" rief Wolfgang aufſpringend: „„Ich werde dir ſogleich helfen, Althea, aber zürne und traure nur nicht!""

„Nein, bleibe ruhig!" bat jene: „Du ſiehſt ja, daß ich vor allen verlange zu wiſſen, was dir am Herzen liegt?" — „„Ach, weiß ich's denn ſelbſt zu ſagen?"" ſeufzte Wolfgang. „„Laß nur die unruhigen Wogen dieſer Bruſt zur Ruhe kommen, und die Flammen austoben, die der fremde Meiſter durch ſeine Rede ſo gewaltig angefacht hat! Nimm die Laute, Althea, ſinge mir ein friedliches Lied, vielleicht wird's anders."" — Und Althea nahm die Laute, und ſang:

Stilles, ſüßes Leben,
Heimathliche Ruh',
Alle Wünſche ſtreben
Deinem Himmel zu!

Was ich hoff' und ſehne,
Was mein Herz begehrt:
Ob ich's *fern* auch wähne —
Wohnt am ſtillen Heerd.

Mag die Welt verlachen
So beſcheidnes Glück, —
Engel Gottes wachen
Drob mit treuem Blick!

„„Du hätteſt das Lied vom Adler zuerſt ſingen ſollen, Althea!““ ſprach Wolfgang, „„und dann dieſes darauf! Es will mir die Sehnſucht nach Ruh' und Stille immer erſt gefallen, wenn ein tapfres, tüchtiges Streben vorausgegangen, — ſo wie der ſtille Heerd erſt der Lohn ſein ſoll eines rühmlichen Kampfes mit dem Leben und der Welt!““ — Und die Laute nun ſelbſt ergreifend, ſang er:

Der Adler iſt flügge, zu eng ihm das Neſt,
Die Sehnſucht zur Ferne das Herz ihm preßt.
Hui, luſtiger Adler, wohin, wohin? —
Nach den Wolken, nach den Wolken, da ſtehet mein
Sinn!

Die zitternden Schwingen entfaltet er kühn,
Zurück bleibt die Felsſchlucht, — die Thäler entfliehn, —
Am Saume der Wolken, da frägt er: wohin?
„Durch die Wolke, durch die Wolke, da ſtehet mein
Sinn!“

„„Durch die Wolke! — O bleibe, mein Adler, zurück!
Es faßt dich der Sonne verzehrender Blick!
Zur Erde, zur Erde, — du jugendlich Blut,
Das Licht iſt verlockend, doch tödtend die Gluth!““

„Zur Sonne, zur Sonne, zum himmliſchen Licht!
Eh' hält mich das Thal und der Felſenriff nicht!
Das ſtrahlendſte Ziel muß mein eigen erſt ſein,
Dann kehr' ich zurück zu der Heimath mein!“

„„Ja, ſo und nicht anders, Althea!““ rief der Jüngling aufſpringend. „„Erſt muß des Lebens Höchſtes mein Theil ſein, bevor ich wieder meine Heimath betrete, die ich noch dieſen Morgen verlaſſe! Der Adler muß zur Sonne, ich aber muß nach Siebenbürgen, wo mein Licht aufgegangen iſt! — Es muß nun einmal heraus, und wenn du auch noch trüber darein ſehen ſollteſt, Althea! Meines Bleibens iſt nicht länger in meiner Mutter Haus! Schon lange ſehnte ich mich in die Ferne, ob ich gleich eigentlich nicht wuſte, warum? Geſtern aber iſt mir's klar geworden, Meiſter Klingsohr hat mir mit einem gewaltigen Wort das Thor der Zukunft geſprengt. — Ich weiß nun was ich vermag, was ich ſoll. Hell liegt der Weg vor mir da, den ich zu wandern habe, und ob er mich gleich aus eurer Mitte führt, ihr Lieben, ſo ſoll er, das ſchwör' ich dir, Althea, unſre Herzen dennoch nicht von einander ſcheiden, die bisher ein gemeinſames Leben verband!““ — — Der ſchrillende Klang einer berſtenden Saite unterbrach Wolfgangs Betheurung. Erſchrocken fuhr Althea empor, und als käme ihr erſt jetzt die Ahnung des ihr bevorſtehenden Verluſtes, ergoß ſie ſich in einen Strom der bitterſten Thränen. —

Da ſchritt ſeitwärts ein ſchlanker, blondgelockter Jüngling heran, einen Korb mit Kräutern auf ſeinem Haupte tragend, der grüßte freundlich herauf; als er aber Altheen in Thränen erblickte, ſetzte er ſeine Laſt nieder, und ſtieg mit eilenden Schritten den kleinen Hügel heran.

Althea drückte das feuchte Antlitz ſchnell in ihr Tüchlein, und erwiederte auf die theilnehmende Frage des Jünglings: „Ich hatte in die Sonne geſehen, Vetter Rüdiger! Der Platz hier am Pförtlein iſt ſchön, aber das Licht blendet gewaltig die Augen!“ — „„Daran, liebe Baſe““, entgegnete jener, „„iſt wohl vor allen das kleine Birnbäumlein Schuld, — welches mit ſeinen feinen Aeſten euch fortwährend vorgaukelt, und euch zuletzt auch die Ausſicht hemmt. — Rücket, wenn ich euch rathen ſoll, ein wenig zur Linken, damit eure Augen nicht leiden!“ — „„Beſſer iſt beſſer!““ rief Wolfgang, und den Hügel herabſteigend hatte er im Nu das kleine Bäumchen gefaßt, und an der Wurzel abgebrochen, — ſo daß die ſchöne grüne Krone traurig am Boden lag, und Althea betroffen emporfuhr. „„Alles was dem Verlangen nach Licht im Wege ſteht, muß weggeräumt werden!““ lachte Wolfgang, den Hügel hinanſtürmend.

„Ich hätte das ſchöne grüne Reis nicht ſo grauſam brechen können, wie ihr!“ verwies Rüdiger. „„Da kennt ihr auch das Streben nicht, wovon ſo eben die Rede war!““ entgegnete Wolfgang. — „„Wo einmal der Sinn für Freiheit und Licht ſo recht lebendig erwacht iſt, — da frägt ſich's nicht lange, wo etwas der ſchönen geraden Bahn ſich entgegenſtellt; herunter mit Allem, was ihn hemmt, ſo wie dieſem Baume geſchehen!““ — „Ach Gott“, ſeufzte Althea, „mir iſt, als würde er mit gleichem Ungeſtüm alle Bande zerreißen, um dem wilden Streben zu genügen, was dieſe Unglücksnacht in ihm erzeugt hat!“ — „„Ich that und thue ja alles nur dir zu Liebe!““ koſ'te Wolfgang, die Hand der Trauernden an ſeine Bruſt ziehend. — Rüdiger ſtand eine Weile wie nachdenkend vor Beiden, dann Altheens mildvergebenden Blicken mit heimlicher Trauer folgend, ſprach er leiſe: „Gehabt euch wohl, ſchöne Baſe!“ und ſchritt dann langſamen Ganges den Hügel hinab.

Wolfgang begab ſich hierauf in ſeiner Mutter Gemach. Ueber ihr Gebetbuch gebeugt, ſaß die ehrwürdige Mechthild, und hatte ſo eben ein ſchönes Lied über das Sprüchlein geleſen: Der Menſchen Wege ſind nicht Gottes Wege. — Es war immer ihr Plan geweſen, ihren einzigen Sohn im Hauſe zu behalten, und ihm das Handwerk ſeines Vaters erlernen zu laſſen, der ein tüchtiger Waffenſchmidt geweſen war; — dann aber, wenn er zu Brod und Bürgerrecht gekommen ſei, das Häuslein als Eigenthum zu übergeben, und bis an ihr Ende bei ihm zu wohnen, die zarte Althea aber, die ſie als einziges Kind einer früh verſtorbenen Schweſter ſorgſam erzogen, ihm als Hausfrau zu vermählen. — Deſto mehr erſtaunte ſie über des Jünglings Entſchluß, der geradezu ihrem Plane entgegen war, und wollte mit Vorſtellungen aller Art ihren Wunſch unterſtützen, als Wolfgang mit ernſter Miene auf das Sprüchlein deutete, ſo noch aufgeſchlagen dalag, — und auf's Neue von der Stimme in ſeinem Innern, und von dem Beruf, den Gott durch dieſelbe allein offenbare, zu reden begann. Ein ungewöhnliches Feuer hatte ſeine Rede beſeelt. Die fromme Frau vermochte ſeinem begeiſterten Streben bald nichts mehr entgegenzuſetzen, als die Gefahren der Welt und der Eitelkeit, wofür ſie ihn wiederholt warnte, und, als der muthige Jüngling auch dieſe zu beſiegen verſprach, und nicht von ſeinem Vorſatz zu trennen war, — ihn endlich mit den Worten entließ: „Ich will dich weder feſthalten, noch über deine Zukunft beſtimmen, mein Sohn! — Ziehe denn in Gottes Namen hinaus, — aber vergiß nicht, daß ich meines Lebens Stolz und Freude von dir erwarte, und ein elternloſes Mägdlein dereinſt ſeine Stütze in dir ſuchen wird!“

„„Bei eurer Treue und Liebe““, betheuerte der Jüngling: „„ihr ſollt nicht vergebens auf mich gerechnet haben! Was nützt euch ein Pfund, ſo vergraben im Hauſe liegt? Heraus müßt ihr's geben, wenn es euch reiche Zinſen tragen ſoll, und ſo ſegnet meinen und euren Entſchluß, und wünſcht mir Glück auf die Fahrt!““

Schweigend, aber ſchöner Erwartungen voll, legte die ehrwürdige Matrone die Hand auf ihres Sohnes Haupt, dann ging ſie an ein Wandſchränklein und langte daraus hervor ein ſchwarz mit Silber beſchlagenes Gebetbuch, das legte ſie in des Sohnes Rechte und ſprach: „Dies ſei dir ein heiliger und getreuer Schutz, damit das Irdiſche nie das Fromme und Heilige aus deiner Seele verdränge! Es wird manches verlockende Irrlicht an deinem Pfade aufſteigen, aber habe den Blick nur feſt auf das Eine gerichtet, ſo wirſt du den Kampf mit den Trugbildern des Lebens zu deinem Heile beſtehen!“ — Und dann ſeinen Reiſe-Bündel ſchnürend, wandte ſie ſich von dem geliebten Sohne ab, ihr betrübtes Herz zu verbergen; — Althea aber ſtarrte an Wolfgangs Seite zum Fenſter hinaus, und rief: „Wie ſoll ich's denn ertragen, dich morgen und immerdar dort über den fernen Bergen zu ſuchen?“ —

Schon waren mehrere Monden vergangen, ſeitdem Wolfgang hinausgewandert war aus dem freundlichen Eiſenach. Althea fand in Mechthild's ruhiger Faſſung einen feſten Halt für das von Sorge und Sehnſucht abwechſelnd bewegte Gemüth, und ſuchte, wie jene, in ununterbrochenem Fleiß in Haus und Garten, die einzige Zerſtreuung in der Zeit langen Entbehrens. Allmählig kehrte der alte Frohſinn in ihre Seele zurück, ſie verfolgte ſtill ſinnend den lieben Pilger von Tag zu Tag, träumte auch wohl mitunter von der Freude des Wiederſehens, und beſchäftigte ihre Phantaſie mit den lieblichen Bildern der Zukunft.

Wer ſo das holde Mägdlein ſitzen ſah, die goldenen Flechten von dem ſchwarzen Sammethäubchen zur Hälfte verdeckt, das jugendlich blühende Antlitz aber, wie in ſich hinein lauſchend, auf die breite reichgefaltete Halskrauſe herabgebeugt, während ſie die klaren Fäden des Rockens zugleich mit den geheimen ihrer Hoffnung abſpann: der hätte wohl gleich errathen müſſen, daß das Herz, welches die Falten des Muſſelinhemdchens über dem goldverzierten Latze in unruhigen Wellen ſenkte und hob, ein liebendes ſei, der Gegenſtand ihres Sinnens und Denkens aber, kein Naher und bald zu Erwartender, denn, ohne einen Blick von der Arbeit zu verwenden (mochten die ſtattlichſten Geſellen und Bürger unter ihrem Fenſter vorüberziehen, freundlich grüßend, oder bisweilen liebäugelnd zu der ſchönen Spinnerin emporſehend), — blieb ſie in ihre Träume verſunken, und der mochte den glücklichen Zufall preiſen, der, einmal von ohngefähr von dem Auge der ſchönen Jungfrau getroffen, ſich an dem vollen Glanze ihres Angeſichts weiden konnte.

Unter den Vorüberwallenden aber war Einer, dem ging das ſtille, ſinnige Treiben der Jungfrau und ihr ſtrenges Zurückziehen gar tief zu Gemüth; dieſer aber war Rüdiger, welcher Althea's Bild in ſtiller Liebe ſchon lange im Herzen trug. Er hatte die heilſamen Kräfte der Kräuter und Pflanzen ſtudirt, und ſich ſchon früh der Arzneikunde gewidmet, war auch aller Orten geachtet, als ein frommer treuherziger Geſell, fleißig und geſchickt in ſeiner Kunſt, und gefällig wo es galt, einem Leidenden zu helfen oder zu rathen. Aber in der Liebe ſchien ihm kein guter Stern zu ſcheinen, denn wie er auch ſtets erfinderiſch war in Beweiſen der Aufmerkſamkeit und der treuſten Verehrung: ſo ſchien dennoch der Gegenſtand derſelben ſeine Vorzüge allein unbeachtet zu laſſen, welche der übrige Kreis der Mädchen und Frauen nur zu ſichtlich anerkannte. Bald erſah wohl Rüdiger, daß Althea's Herz dem kühnen Wolfgang nachgezogen war in die

Ferne, — dies beſtimmte ihn mit ſeinen Bewerbungen zurückzuhalten, und der Zeit die Entſcheidung ſeines Geſchicks zu überlaſſen. Still verſchloß er ſeine Neigung in tiefer Bruſt und blieb, ohne andere Wünſche zu zeigen, der gefällige Hausfreund Mechthildens, zufrieden einen Umgang fortſetzen zu dürfen, welcher ihm, wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dieſer, unter den zahlreichen Verehrern Althea's allein verſtattet war.

Einſt, als er in das Haus derſelben getreten, kam ihm Althea mit freudig-glänzendem Antlitz entgegen. „Wir haben einen Brief von Bruder Wolfgang!" rief das freudige Mägdlein, ein ſauber geſchriebenes und buntgemaltes Pergament entfaltend: „Leſet, und ſagt mir, was ihr von dem Glück haltet, was ſo reich und verblendend aus den Worten dieſes Briefes hervorgeht!" — Und Rüdiger nahm das Pergament und las:

„Ich begrüße euch, vieltheure Mutter Mechthild, ſüße Schweſter Althea, und dich, mein ſanfter Vetter Rüdiger! Wie einem, der in die lichten Regionen des Paradieſes verſetzt, auf ſeine Lieben zurückblickt, ſehe ich in euren ſtillen Kreis herab, von dem ſchönen Ziele, das mein Verlangen erſtrebte. — Es iſt mir viel Seltſames begegnet, ſeitdem ich von euch ſchied, und oft würde ich meinen, es ſei ein Traum, wenn ich nicht deutlich die reichgeſtickten Sammetteppiche und wunderlichen Verzierungen des Zimmers im Auge hätte, aus dem ich euch ſchreibe, und welches mir mein edler Meiſter, der gewaltige Klingsohr, aus ganz beſonderer Gunſt und Fürſorge, ſo lange mein Lehrjahr dauert, eingegeben hat. Euch von der Pracht zu erzählen, die mich allenthalben umgibt, und von den vielen Luſtgelagen, von denen ich bis jetzt noch keinen Begriff gehabt habe, das wäre wohl ein gar thörichtes und albernes Beginnen; das aber kann ich nicht verſchweigen, daß ich erſt jetzt weiß, welche reiche Quellen des Genuſſes dem Leben zu entlocken ſind, und daß ich bis jetzt, ſo wie ihr, nur an dem Rande des wahren Freudenborns lag, und immer ſchon meinte, ich habe getrunken, indeß doch alles nur eitles Wähnen und Träumen war. O, welche Fähigkeiten zum Glück gehen oft mit dem Menſchen ungenutzt zu Grabe, wenn er den Ton nicht fand, der die Saiten ſeines Gemüthes in reiner, voller Harmonie zu wecken verſtand! — Welche Entdeckungen, welche überraſchende Blicke in das Herz und die Welt, wenn er geſchmiedet blieb an das Rad der Gewohnheit; welches in ewigem Fluge kreiſt, und doch ſtets nur das Alte zu Genüge Beſchaute und Genoſſene zurückbringt! — Ich bin jetzt aus der armſeligen Beſchränkung meines Geiſtes herausgetreten, in den edlen Genuß meiner

Selbſt, ich ſauge die Strahlen eines von dem Feuer der Kunſt, und von den Reitzen der Schönheit erwärmten Daſeins in meine Seele hinein, ich ſtürze von einer ſeligen Berauſchung zur andern, — untergehen werd' ich, aber ich muß, denn der Meiſter verhieß die Erſcheinung des himmliſchen Phönixes erſt nach der Ertödtung des ſtumpfen, alltäglichen Seins.

Wenn er die Saiten rühret, welch' volles kräftiges Leben, welch' Vergeſſen alles deſſen, was Menſchen zum Zwang für ſich und Andere erdacht! Welche Freiheit der Seele, welch' leichter, fröhlicher Schwung! Oft dünkt mich's, er ſei mit übernatürlichen Zauberkünſten einverſtanden, wenn ich mich durch ſeinen Einfluß ſo gänzlich umgewandelt, ſo hellſehend, ſo rieſenkräftig empfinde! Welten möchte ich aus ihrer Bahn rollen, und ſie begehrend an's Herz preſſen, aufſteigen möcht' ich bis in's Unendliche, und den Sternenkranz der engverſchleierten, geheimnißvollen Jungfrau Nacht auf mein Haupt ziehen! — Die Laute, ſo ich mitgenommen, hat ſogleich der Meiſter zerſchlagen, und mir eine andre gegeben; — voll und gewaltig iſt ihr Klang, der Himmel wie die Hölle ſcheint in ihrem Schooße zu wohnen, wenn der Meiſter ſie ſpielt; aber noch wag' ich's nicht dieſe verborgnen Geiſter zu wecken, aus Scheu, ſie möchten einſt verhöhnend daraus hervorbrechen, und mich vernichten.

Ei, liebe Althea, du glaubteſt in der ſüßen Einfalt jener Tage, wir hätten des Geſanges Fülle erſchöpft, wenn wir uns das Lied von der Liebe der Vöglein ſangen, und uns dann immer ſo unendlich befriedigt an's Herz fielen. — Aber jetzt, da das große Buch der Natur und der Kunſt vor mir aufgeſchlagen liegt, muß ich oft jene kindiſche Weiſe belächeln, die ja nicht einmal einen Anklang des Höheren, und nur die allerarmſeligſten Bilder und Beziehungen enthält. Ich wünſchte, ich könnte dich nur einmal in Meiſter Klingsohr's Kabinet führen, wo der Geiſt der Harmonie und der Schönheit ſeinen Tempel aufgeſchlagen hat, — damit du nur eine Ahnung empfingeſt von dem Leben, deſſen wir fähig ſind. — Wäre Mutter Mechthild nicht ſo alt und unbeholfen, ſo bät' ich wohl, daß ihr alle nach Siebenbürgen kämet und mich heimſuchtet in der Heimath meines Meiſters, ihr würdet dann alle mit Augen ſehen, was ich vergebens zu ſchildern verſuche, und es mir nicht verargen, wenn ich mir hier ſehr wohlgefalle, und noch recht lange zu bleiben gedenke. — Uebrigens, liebe Mutter Mechthild, und du, geliebte Althea, glaubet nicht, daß ich euch je vergeſſen könnte, über den hohen Gedanken, die meine Seele beſchäftigen! Jeden

Morgen träume ich mich in das kleine Gemach mit dem rebenumrankten Fenſterlein, und ſehe euch lebendig vor meinen Augen, ſo wie ihr immer vor mir gewandelt in Liebe und Unſchuld. — Auch dich, lieber Vetter, bitte ich, daſſelbe zu glauben, und wenn mich auch das Geſchick mit der Zeit höher hinaufführt, und ich zu einem glänzenderen Ziele gelange, als das deine: ſo will ich doch nie aus den Augen verlieren, was wir uns als kleine Buben verſprachen, — und ſomit Gott befohlen, ihr Theuren, und allen lieben guten Freunden meinen treuen Gruß."

„Wolfgang, Lehrling des großen Meiſters Klingsohr, gegeben im M. Oct. zu Hermannſtadt."

Althea ſah, nachdem Rüdiger das Schreiben laut und vernehmlich abgeleſen, neugierig und fragend zu ihm empor, Mechthild war ebenfalls zu ihm getreten, und harrte auf die Meinung des verſtändigen Jünglings. „Es iſt mir immer etwas ſeltſam ängſtigendes und bedenkliches um ein Glück, das alſo mächtig die Sinne erfaßt, und wild durcheinander regt!" ließ Rüdiger ſich endlich vernehmen: „Wahre ihn Gott, daß er ſich nicht verlieren möge in dieſem fremdartigen Leben. Was er von ſeinem Meiſter ſagt, will mir eben nicht ſo beſonderlich gefallen. — Was iſt's mit dem Saitenſpiel, welches, wie er ſelbſt mit geheimem Entſetzen verräth, Himmel und Hölle im Schooße trägt? — Ei, Gott bewahre den armen Geſellen! Man hört bisweilen dunkle, unheimliche Dinge, zumalen von einer gewiſſen Sangeskunſt, die ſchwarze genannt, die einen gar ſinnverwirrenden Zauber über das Menſchenherz üben ſoll."

„„Was ihr da faſelt!"" rief Mechthild unmuthig: „„Ihr höret ja, daß er den lieben Herrgott noch redlich im Herzen trägt, und wo dieſer einmal ſeine Burg recht feſt und gründlich aufgebaut hat, da kann nimmermehr von böſem Zauber die Rede ſein, und von ſchwarzer Kunſt, die ihr da an ganz unrechtem Ort anführen wolltet.""

„Nun, ſo zürnt nur nicht, liebe Muhme!" bat Rüdiger: „War es doch eitel Liebe und Sorgfalt, was aus meinen Worten ſprach!" — Und die ehrwürdige Matrone mit herzlichen Worten beſänftigend, begann er die vorige Rede auf mildere Weiſe zu erklären. Althea aber zog ihn leiſe an's Fenſter, und flüſterte: „Um Gott, lieber Vetter, es iſt euch doch Ernſt um euren Troſt?" — da warf Rüdiger einen trüben Blick auf das ſchöne, bekümmerte Mägdlein, und ſeufzte: „Ich werde von heut an Gott recht inbrünſtig bitten, daß er den Geliebten eures Herzens auf rechtem Wege erhält!

Solltet ihr um ſeinetwillen aber dereinſt in Kummer gerathen, ſo theilt mir ihn vertrauungsvoll mit, ich werde dann die Rechte der Freundſchaft benutzen, und im ſchlimmſten Fall ihn ſelbſt aufſuchen in ſeiner neuen Heimath, um ihn von des Meiſters Gewalt zu befreien!“

Da reichte ihm Althea die Hand und flüſterte freundlich: „„Ihr ſeid ein ſehr guter Menſch, Vetter Rüdiger, ich will fortan feſt bauen auf eure Treue!““

Schon hatte der Nußbaum vor Mechthild's Hauſe ſein duftiges Laub verloren, ſchon zog der Winter langſam und traurig auf den bleichen Nebelgewölken daher. Oft ſtrich Althea einſam und ſinnig durch die reitzloſe Flur, das dürre Laub, das der Nordhauch in kreiſen Wirbeln emportrieb, mit trüben Blicken betrachtend. Damals, als es knospete, hatte ſie in dem Schatten des jugendlichen Grüns, an Wolfgangs Seite frohe Lieder geſungen, mit ihm vereint anmuthige Luftſchlöſſer gebaut, in die fernſte Zukunft hinaus: jetzt bot ihr das welke Laub ihrer Freuden trauriges Bild. Sie hatte ſich an die Welt ſeiner Gedanken, ſeiner Gefühle gewöhnt, — ihr ſchwand mit dem ſüßen Austauſch ihrer Seelen des Lebens ſchönſter Genuß, — daher verglich ſie ſich gern mit den Blumen, die ſich traurig in ſich ſelbſt verſchließen, wenn das Licht des Tages geſchieden iſt. — Auch ihre Laute wagte ſie kaum zu berühren, alles klang ihr wie ein wehmüthiges Abſchiedslied, und füllte mit Trauer ihr Herz. Sie bemühte ſich oft, Wolfgangs Stimme zurückzurufen, und hätte wohl viel darum gegeben, ein einziges Wort von ſeinem Munde, einen einzigen warmen Gruß ſeines Herzens zu vernehmen.

Eines Tages, als ſie eben darüber nachgedacht, wie ſo lange es her ſei, daß Wolfgang keine Kunde gegeben, und ſie ſich von bangen Gedanken geängſtigt in Mechthild's Gemach geflüchtet hatte: trat ihr aus demſelben ein fremder, ſtattlicher Mann entgegen, der neigte ſich vor ihr ehrerbietig, und ſprach, ihr ein künſtlich gefaltetes Brieflein überreichend:

„Ohne allen Zweifel bin ich ſo glücklich vor dem holden Jungfräulein Althea zu ſtehen, deren Lob Meiſter Wolfgang bereits in der Ferne mit ſüßer Lippe verbreitet hat! — Ich aber bin Pauminger geheißen, und komme von Siebenbürgen, hocherfreut, euch einige Kunde von eurem trefflichen Vetter ertheilen zu können.“

Da überflog die Gluth der Freude Althea's betrübtes Geſicht. Mechthild aber, die ſich faſt demüthig vor dem vornehmen Fremden verneigte, führte ihn jetzt unter wohlgewählten Freudenbegrüßungen auf ihren Lehnſeſſel, und bat: „Ei, ſo erzählet, mein hochgeehrter Gaſt, werther Herr Pauminger!“

Während nun Althea mit geſchäftiger Eil den ſchweren Becher von getriebnem Silber mit Laubgehängen und allerlei artigen Schnirkeln verziert, herbeiholte, und ſolchen mit altem Würzburger füllend, vor dem Fremden auf die blankgeſcheuerte Tafel ſetzte, — ſelbſt aber in ſittiger Demuth ganz am Ende derſelben Platz nahm, nur zuweilen einen ſchüchternen Blick von der feinen Nätherei emporhebend zu dem ſtattlichen Gaſte, — begann nun dieſer in ſchöngeſetzten Worten und anmuthigen Wendungen von den hohen Verdienſten und ſeltnen Gaben des reichgeſegneten Wolfgang, vor allen aber von den vielen Gunſtbezeugungen zu ſprechen, welche ihm bereits von dem hohen Meiſter Klingsohr, und durch dieſen von vielen angeſehenen Männern zu Theil geworden wären. Nebenbei erwähnte er auch der Gunſt einiger vornehmen Frauen, und ließ nicht undeutlich blicken, wie Wolfgangs Schönheit, wie ſeine Kunſt ſich überall Beifall und Ruhm erwerbe, und wie man ihn immer feſter zu halten gedenke, mit großen Verſprechungen und Ausſichten. — Alles dieſes aber ſchien nur hingeworfen zu ſein, um ſeine Treue und Anhänglichkeit für die

Seinen, vor Allen aber für ſeine liebliche Baſe Althea, hervorzuheben, und in das vollſtändigſte Licht zu ſtellen. Von Angſt und Entzücken, Betrübniß und Wonne abwechſelnd erfüllt, lauſchte Althea auf des Fremden Erzählung. — Alles was ſie vernahm, ſchien gleich einzelnen Strahlen ſich zu einem großen, herrlichen Bilde zu vereinen, in welchem ſie zwar nicht mehr den einfachen Wolfgang, wohl aber ein gar glänzendes Idol erblickte, das wenn auch ihrem Herzen weniger vertraut, doch durch den geheimnißvollen Zauber, der es umgab, um ſo anziehender für ihre Einbildungskraft war. — Sie hörte mit ſtiller Freude das Lob, den Ruhm des Geliebten von des Fremden verſchwenderiſcher Lippe ſtrömen; jede Bewunderung ihm dargebracht, wurde zu einem ſtolzen Pulsſchlag ihres glücklichen Herzens; — höher hob ſich ihr Haupt, röthete ſich ihre Wange, gedachte ſie des theuren Entfernten, und ſeiner Treue, auf welche der Fremde zu wiederholten Malen mit feiner Zierlichkeit hinzudeuten ſchien.

„Ei, du mein lieber Herrgott!“ rief die erfreute Mechthild, als Herr Pauminger ſeinen Beſuch geendet, und Althea ihr inneres Glück mit einer herzlichen Umarmung gegen dieſelbe ausgeſprochen hatte: — „Wie überaus wunderbar ſind deine Wege! und wie führeſt du alles ſo herrlich hinaus!

— So jung noch und ſo hochgeehrt, — gekannt von den Erſten des Landes, von Allen geliebt und ſchon jetzt mit reichem Lohne geſegnet!“ —

„„Er hat mich noch lieb!““ flüſterte Althea, den mit ſeligen Thränen gefüllten Blick zum Himmel emporgehoben, während ſie den lieben, ſüßen Brief an ihr hochſchlagendes Herz preßte.

Als ſie ruhiger geworden, ſetzte ſie ſich zu den Füßen des trauten Mütterleins, und las:

„Ich grüße dich in treuer, inniger Liebe, viel holde Schweſter Althea! und wünſche euch Allen, ihr Lieben, reichen Segen und Heil! — Ich bin Geheimſchreiber unſers hohen Meiſters geworden, und zu hohen Ehren gekommen, wie ihr auch von Herrn Pauminger erfahren werdet. So ſehr euch dies nun erfreuen wird, ſo werdet ihr euch aus demſelben Grunde erklären, wie ich nun nicht mehr ſo fleißig, wie ihr wohl wünſchen möget, Kunde von mir zu geben vermag, zumalen da die edle Sangeskunſt gleichzeitig mir innig am Herzen liegt, und ich, um tiefer in ihre Geheimniſſe zu dringen, ihr nach allen Kräften obliegen muß. — Auch hat man mich zum Meiſter ernannt, und ich glaube faſt, daß ich ſolches verdiene, denn vergleiche ich meine Weiſen mit jenen, die ich damals auf der Wartburg vernahm: ſo muß ich mir es wohl geſtehen, daß ich mir ein ſehr beſcheidnes Ziel ſteckte, als ich jene mir zum Vorbild erwählt. — Meiner holden Baſe Althea ſende ich ein goldnes Kettlein mit, welches ich ſie auf ihrer Bruſt zu tragen bitte. Es iſt ein Sängerlohn aus artiger Frauenhand; doch zum Beweis, daß ich ſolchen nicht allzu hoch anzuſchlagen gedenke, und frühere Bande mir vor allen heilig und werth ſind, ſo entäußere ich mich deſſen mit Freuden, die Geliebteſte meines Herzens damit zu ſchmücken. — Möget ihr in eurem häuslichen Verein ſo oft meiner in Liebe gedenken, wie ich im Schooße des Glücks euch in Treue ergeben bleiben will!"

„Wolfgang (Meiſterſänger)."

„Mutter Mechthild, euer Sohn iſt ein wenig hochmüthig geworden, aber er hat noch ein treues liebendes Herz!" jauchzte Althea, das beigelegte Kettlein mit freudeglänzendem Blick auseinanderrollend, und ſelbiges um den ſchlanken, weißen Hals ſchlingend. Da trat Rüdiger in das Gemach. Er hatte bereits die Kunde von des Fremden Beſuch vernommen, und kam, an der Freude der Frauen mit aufrichtigem Herzen Theil zu nehmen. Mit freudiger Eil' erzählten nun abwechſelnd Mechthild und Althea, was ſie gehört, wie angeſehen und glücklich Wolfgang geworden ſei, — und wie er noch weit höheren Ehren und glänzenderen Anerbietungen entgegen ſehe. — „Und nun ſehet, welche Freude mir obendrein zu Theil geworden!“ rief Althea, mit kindlicher Heiterkeit auf das goldne Kettlein zeigend: „Ich trage ein Ehrenkettlein von unſerm Sänger, und theile ſomit ſeinen Ruhm!“ —

„„Ich gönne euch von Herzen dieſe Freude, gute Althea!““ erwiederte Rüdiger mit mildem Ernſt. „„Euer reiner Sinn verleihet jeder freundlichen Gabe des Augenblicks doppelten Werth; möge euch ferner dieſes heitre, kindliche Gemüth bleiben, welches harmlos und unbefangen die lockende Roſe bricht, ohne von ihren Dornen berührt zu werden! — Auch ich habe heut einen glücklichen Tag!““ — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „„Dort unten am Georgenthor lag ſeit langer Zeit eine unbegüterte Wittib auf dem Siechbett, und ihre fünf Kindlein darbten und weinten an ihrer Seite, der Pflege der Mutter beraubt; man hatte die Kranke bereits aufgegeben, und die Kleinen im voraus in's Waiſenhospital gebracht, — da zeigte mir Gott ein Mittel zu ihrer Rettung, und es gelang mir, den armen Verlaſſenen die Mutter zurückzugeben. — Heute hat ſie zum erſtenmal ihr Lager verlaſſen, die Kinder führte ich ſelbſt in ihre Arme zurück; früher aber hatte ich gute Leute angeſprochen, ſo daß ſie für die erſte Zeit für Brod und Nahrung nicht ſorgen darf. — Da meinte die gute Frau nun, ſie hätte dies Alles mir allein zu verdanken, und wollte mir zu Füßen fallen im Drang ihrer Freude: aber ich bedeutete ſie bald, und wies ſie auf einen andern Retter hin, und darauf haben wir recht herzlich zuſammen gebetet, und Gott gelobt!““ —

„Das vergelt' euch die ewige Liebe!“ rief Althea bewegt. „Euer Anſpruch auf einen Freudentag iſt vollſtändiger als der unſre, — doch wollen wir unſer Feſt zuſammen begehen, — und Alle dankbaren, zufriednen Herzens ſein!“ —

„„Das war auch mein Wunſch, liebe Althea!““ entgegnete Rüdiger: „„Ich bin allein ſelten vergnügt, und euch kleidet die Freude ſo ſchön!““

Althea lächelte dem biedern Rüdiger freundlich zu, ſchlüpfte dann behende hinaus, und brachte Früchte und friſchen Wein. Und ſo ſaßen denn die guten, herzlichen Menſchen in ſchöner Eintracht zuſammen, jeder im Genuß des eignen Glücks, aber in inniger Theilnahme zugleich die Freuden der Andern mitempfindend.

Althea hatte ſeit jenem Tage wieder die Laute hervorgeſucht. Sie fühlte ihr Gemüth aufs lebendigſte aufgeregt, und glaubte hierin den Einfluß des entfernten Freundes zu entdecken. Die langen, einſamen Winterabende, an welchen Mechthild ſich zeitig zur Ruhe begab, begünſtigten das Spiel ihrer Phantaſie, und ſie ſaß oft bis ſpät in die Nacht hinein, ſchöne, fromme Lieder erſinnend. Sie konnte es ſich nicht erklären, was ſie mit ſolcher Gewalt immer wieder zu dieſer Beſchäftigung trieb, aber es war der ganz natürliche Hang eines liebenden Herzens; — ſie wollte ihre Welt der ſeinigen gleichbilden, oder wenigſtens nicht allzu ſehr zurückbleiben, daher ſtimmte ſie die Gedanken ihrer Seele zu immer höherem Schwunge empor, in dem wunderbaren Reich des Geſanges die Heimath ſuchend, in welcher ſie dem Entfernten begegnen durfte, ſo lange die ſichtliche getrennt war. Dieſes Streben aber war ihr keineswegs klar und bekannt, es war vielmehr ein dunkler Trieb, dem ſie faſt willenlos diente, der aber alle ihre Kräfte wunderbar hob und beflügelte, und ſie weit hinausbildete über die Schranken des gewöhnlichen Wiſſens und Denkens. —

Mechthild belauſchte das ſinnige Mägdlein bisweilen, wie ſie eine Menge bunter Blätter zierlich am Rande vergoldete, und mit allerhand Blumen bemalte. Zwiſchen den Ranken derſelben aber ſchlangen ſich tiefe Denkſprüche, in ſchöngeſchwungnen Schriftzügen dahin, jeder derſelben aber war den Blumen angepaßt, ſo das Blatt zierten, und von einer bald ernſten, bald heitern, kindlichen Singweiſe begleitet. Sie erhielt auf ihre Anfrage die freimüthige Antwort des Mägdleins: wie ſie gedenke Wolfgang hiermit ein Zeichen ihres Andenkens zu geben, und entſchloſſen ſei, ihm alle dieſe Blätter zu ſenden, damit er recht lebhaft an ihr treues Lieben erinnert werde. — Mechthild hatte um ſo weniger etwas gegen die Einfalt des Mägdleins, je mehr ſie von den frommen und lieblichen Gaben ihres Herzens erfreut war, zugleich aber in ihrer Liebe ein Band ſah, welches in der Folge den ungetreuen Flüchtling zuerſt in's mütterliche Haus zurückzuleiten vermochte. —

Es war ſchon eine geraume Zeit vergangen, ſeitdem Althea ihr anmuthiges Geſchenk zur fernen Heimath Wolfgangs abgeſchickt hatte, als eines Tages ein reich vergoldetes Käſtlein anlangte, welches ihr als ihr Eigenthum zugeſtellt wurde. Neugierig öffnete ſie daſſelbe. Eine Fülle zierlicher Handſchriften ſchimmerten ihr entgegen. „Das ſind die Schriftzüge unſres Wolfgangs!“ jauchzte Althea, die Pergamente entfaltend. „Und hier auch ein Brieflein an euch, Mutter Mechthild! Da hört was er ſchreibt!“

„„Indem ich der ſinnigen Althea für ihre Liebesgabe mit der Fülle meines Geiſtes und Herzens danke, ſage ich euch zugleich meinen Gruß, theure Mutter! Mir war recht ſeltſam zu Muthe, als ich die kleinen Blätter durchlas: ich fühlte innig das Hinaufſtreben eines freien, lichtbedürftigen Lebens aus dem Druck irdiſcher Beſchränkung. — So war auch mir! Wohl mir, daß dieſe Zeit hinter mir liegt! — Ganz ausnehmend rührend klangen mir die heimathlichen Lieder, und doch finde ich, je tiefer ich in ihre Sangesweiſe dringe, wie ſehr Altheen die neue Manier abgeht, durch welche eigentlich des Gedankens Schwingen gelöſ't werden, auf daß ſie uns heben zu Freiheit und Licht. Demzufolge habe ich ihr einige meiner Geſänge zugeſendet, ſo in dieſem Tone verfaßt ſind. — Wollt ihr, ſo könnt ihr ſelbige gelegentlich den ehrſamen Bürgern meiner Vaterſtadt mittheilen; es iſt mir ein trübſeliger Gedanke, daß ich im fremden Lande mehr Ehre und Anerkennung genießen ſoll, als in meinem geliebten Geburtsort.‘“

„‚Wolfgang.‘“

„Ei, freilich, wenn es auf die neue Manier ankömmt, Meiſter Wolfgang, ſo hätte ich meine Lieder fein zu Hauſe behalten ſollen!“ grollte Althea. „Doch eine gutgemeinte Lehre ſoll nicht wehe thun, liebes Herz, das merke dir wohl!“ ſetzte ſie nach einer Weile freundlicher hinzu: „Hat ihn doch meine einfältige Sangesweiſe dennoch gerührt! — O, er hat ein gutes Gemüth, wie er auch die hohe fremde Schule und den kunſtreichen Meiſter zur Schau trägt!" — Und ſich zu Mechthild's Füßen niederlaſſend, welche neugierig auf ſie herab ſah, kramte ſie bedächtig den geheimnißvollen Inhalt des goldnen Käſtleins aus, alles erſt mit durſtigen Blicken überfliegend, dann näher betrachtend, und die künſtlich verſchlungenen Schriftzüge mit Vorſicht entziffernd. Sie begann nun eines derſelben zu leſen. Es ſchien an eine ſchöne Tänzerin gerichtet zu ſein; der Tanz wurde darin auf eine wunderbare Weiſe gehoben und verklärt, und als der Ausdruck des höchſten ſeligſten Lebens dargeſtellt. Die Kunſt des Geſanges, der Töne der Malerei, Alles ſchien der leichten ätheriſchen Muſe zu huldigen, ſie ſelbſt dem Urquell der Schönheit entſtiegen zu ſein. Den Schluß machte eine überaus anmuthige und feinſinnige Wendung, welche ſich auf den Tanz der Sphären bezog, und in ſo geheimnißvollen Ausdrücken verfaßt war, daß Altheen zu Muthe wurde, als ſähe ſie ſich ſelbſt in den Reihentanz der rollenden Himmelskörper verſetzt. — Unruhig an Geiſt und Gemüth, und angegriffen von den lebhaften Bildern des Geſanges legte ſie das Blatt weg und ſeufzte: „Die neue Manier iſt zwar ſchön aber unerreichbar für mich armes einfältiges Kind!"

Je mehr ſie nun in den Blättern ſuchte, und ſich in dieſelben vertiefte, je heißer brannte ihr die Stirn, je mehr verwirrten ſich ihre Vorſtellungen. Sie wußte es nicht, ſollte ſie dies den tiefgelehrten Sprüchen und Gedanken, den glühenden Bildern, oder den betäubenden Düften zuſchreiben, die aus den Pergamenten emporſtiegen, — ſie fühlte ſich immer beklommner und ſchwerer und mußte zuletzt das Käſtchen weit von ſich ſetzen, um dem Schwindel zu entgehen. Als ſie es den folgenden Tag auf's Neue ergriff, wollte ihr das Leſen der Handſchriften ſchon um vieles leichter dünken. Sie ſtieß auf Gedanken, die, wenn ſie auch ihrem Sinne noch unverſtändlich waren, doch wie dunkle Grüße aus einer fernen ſchönen Welt an ihr vorüberzogen und ihren Sinn auf's wunderbarſte bewegten und ergriffen. Sie hatten auch in ihr geſchlummert, das fühlte ſie, und ihr Entfalten that ihr wohl. Süße Ahnungen durchbebten ihr Herz und erfüllten es mit tiefer unendlicher Sehnſucht. Was ſie beſonders anzog, waren die geheimnißvollen Bilder aus dem Buch der Natur, das Verhältniß ſich widerſtrebender und dennoch verwandter Elemente zu einander, und ihr wunderbarer Einfluß auf die mannichfaltigen Ereigniſſe der Schöpfung. — Althea fühlte, ſeitdem ſie dieſe Geſänge ſtudirte, ſich inniger denn je zu der Natur hingezogen. Sie glaubte ihre Stimmen und geheimnißvollen Bilder immer deutlicher zu verſtehen, und verlor ſich in die Wunder des beginnenden Frühlings mit niegekanntem Entzücken. Rüdiger, der ſo treulich wie ſonſt, Altheens ſtilles Leben und Treiben verfolgte, war oft höchlich erſtaunt über die tiefen, ſinnigen Bemerkungen und Entdeckungen, welche Althea in unbefangner, kindlicher Rede ausſprach. Er konnte, da die Natur und ihre mannichfaltigen Kräfte ſein eigenthümliches Studium war, die wißbegierige Jungfrau auf verſchiedene Weiſe belehren und zurechtführen, und fand in dieſen Stunden ernſter Betrachtung einen reinen, ſeinem Herzen überaus wohlthuenden Genuß. Unbekümmert genoß Althea die Schätze dieſes reichen Gemüthes, indeß dieſes, ſeine wunden Stellen vor ihren Augen zu verbergen, ſich oft hinter die heiterſten Masken verſteckte, und unbemerkt unter denſelben weinte, während ſie ſich harmlos dem Vergnügen der Gegenwart überließ.

Nachdem nun erſt in Mechthild's Hauſe, bald darauf in ganz Eiſenach das Lob des entfernten Wolfgang erklang, und ſeine Sangesweiſen von Alt und Jung als etwas überaus Hohes und Herrliches betrachtet, und mit Stolz und Freude geſungen wurden, erſchienen die Nachrichten von demſelben immer ſeltner, bis ſie endlich gänzlich ausblieben.

Drob betrübte ſich Mutter Mechthild um ſo mehr, je häufiger die Fragen wurden, den berühmten jungen Meiſter betreffend, — und ſie ſann oft im Stillen, wie ſie dem Verlangen ihres Herzens genügen möge. — Da begab es ſich einſt, daß ein Troß einheimiſcher Handelsleute nach Siebenbürgen zog, um ausländiſche Waaren einzutauſchen. Die Jahreszeit war ſo einladend, die Gelegenheit ſo lockend, vor allem aber die Sehnſucht des bekümmerten Mutterherzens ſo gewaltig, daß endlich Frau Mechthild den Entſchluß faßte, ſich mit Altheen dem Zuge anzuſchließen, und in dem Geleite deſſelben nach Siebenbürgen zu reiſen, und Wolfgang zu beſuchen. — Rüdiger, als er von dieſem Vorhaben erfuhr, beſchloß ſogleich, ſeine Muhme zu begleiten. Er beſorgte Maulthiere für ſich und die Frauen, und war unermüdet darauf bedacht, ſeinen Schutzbefohlner ſo viel er vermochte, Pflege und Bequemlichkeit zu verſchaffen. So zog der ſtattliche Troß luſtig des Weges daher, — heiter blickte die Sonne herab, und überall dufteten den Reiſenden die Wohlgerüche des Frühlings aus Hainen und Fluren entgegen. — Althea, die in ſittiger Stille erzogen, die Gränzen ihrer Heimath noch nie überſchritten hatte, blickte mit wonnetrunknen

Augen in die blühende Schöpfung hinein. Kaum konnte man unterſcheiden, ob das Lächeln, welches die Züge ihres Geſichts mit himmliſcher Freudigkeit verklärte, dem Liebreiz der Gegenden, die ſich vor ihrem Blick in ewig wechſelnder Schöne entfalteten, oder den reitzenden Erwartungen galt, welche ſie im Herzen trug.

Rüdiger vertiefte ſich oft in die Betrachtung des holden Feauenbildes, wenn es die trunknen Augen zur Ferne gekehrt, ſtill und nachdenkend an ſeiner Seite daherritt. Oft auch verkürzte er ihr die Zeit mit freundlicher Unterhaltung, und war beglückt in ſeinem Herzen, wenn es ihm gelang, die holde Jungfrau von dem Gegenſtand ihres Sinnens und Träumens auf Augenblicke zu trennen, und für ſich und die reitzende Gegenwart zu gewinnen.

Als ſie Hermannſtadt erreicht, geleitete Rüdiger Frau Mechthilden und die ſchüchterne Althea zu dem ſtattlichen Gebäude, welches Meiſter Klingsohr und ſeine Lehrlinge bewohnten. Man führte ſie nach vielem umſtändlichen Befragen nach einem großen weitläufigen Saal, und bedeutete ſie, hier den jungen Meiſter Wolfgang zu erwarten. Wunderliche Thierbilder blickten hier von den Wänden herab, und grinſten, theils aus Holz geſchnitzt, theils in ihrer natürlichen Geſtalt erhalten, aus den Niſchen derſelben hervor, dazwiſchen wanden ſich buntfarbige Schlangenhäute hin, und liefen in widrigen Verſchlingungen an den Säulen hinab. Altheen wurde es hier unheimlich zu Sinn, und ſie wollte eben Mechthilden erſuchen, mit ihr den Saal zu verlaſſen, als durch die Seitenthür eine Geſtalt in ausländiſcher Tracht geſchritten kam, welche ſie alsbald für Wolfgang erkannten. Die Freude der Ueberraſchung röthete mit flüchtiger Gluth das bleiche Geſicht des Jünglings; er eilte mit offnen Armen auf ſeine Lieben zu, und drückte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt. Lange Zeit verging, ehe man Worte fand, ſich gegenſeitig auszuſprechen. Althea bebte, Frau Mechthild weinte vor Freude. Rüdiger allein verweilte mit ſtiller Beſorgniß auf Wolfgangs Geſtalt, er ſchien ihm auf eine ſeltſame Weiſe verändert. — Der Ausdruck ſeines Geſichts war nicht mehr derſelbe, eine leidenſchaftliche Unruhe ſchien in ſeine Züge gekommen zu ſein. — Nach langer herzlicher Begrüßung, führte nun Wolfgang ſeine Gäſte durch mehrere lange Säle in ſein Gemach. Geſchäftige Diener ſchritten, während ſie durch dieſe gingen, rechts und links aus den Seitenpforten hervor, alle verneigten ſich hochachtungsvoll vor dem jungen Meiſter, und ſchienen ſeine Befehle zu erwarten, er aber bedeutete ſie mit einer leichten Bewegung der Hand, worauf ſie ſchweigend zurücktraten.

In Wolfgangs Gemach angelangt, ließen ſie ſich nun insgeſammt im Kreiſe nieder, und gewannen Zeit ſich genauer zu betrachten. Althea machte nun auch die Bemerkung, Wolfgang ſei binnen dieſer Zeit über die fröhlichen Jahre erſter Jugend wunderbar raſch hinausgeeilt. Sein Geſicht trug tiefe Furchen, und um den ſonſt ſo heitern Mund hatte ſich ein Zug ſtiller Schwermuth gelagert, der bisweilen bis zu bitterem Hohne überging. Er begann nun mit Lebhaftigkeit zu erzählen, wie er von Stufe zu Stufe geſtiegen ſei, bis auf die reine Höhe des Wiſſens, — und wie es ihm gelungen, ſich die Gunſt des Meiſters zu erwerben. So oft er einer ehrenden Auszeichnung gedachte, flammte ſein Geſicht in ſchnellem Feuer auf, und erinnerte an die ſonſtige Friſche ſeiner Jugend. Althea horchte aufmerkſam auf die Worte des gelehrten Jünglings, doch ſo innig ſie ihr Herz auch zu dem Geliebten hinzog: ſo war es ihr doch, als dürfe ſie ſich nicht mehr wie ſonſt ſo kindlich und vertrauend an ihn ſchmiegen, als hätte die Zeit eine unſichtbare Scheidewand zwiſchen ſie und denſelben geſtellt. — Selbſt das Wort: „Lieber Bruder!" welches ſo tauſendfach von ihren Lippen geglitten war, wollte heut gar nicht über dieſelben hinaus, ſie mußte immer wieder Meiſter Wolfgang ſagen, und betrübte ſich darüber im Stillen. Was auch viel zu ihrer veränderten Stimmung beitragen mochte, war, daß ſie Wolfgang gar wenig zu beachten ſchien, und nicht einmal bemerken wollte, daß ſie das goldne Kettlein ihm zu Ehren am Halſe trug, wodurch das arme Mägdlein ihm eine beſondre Freude zu machen gehofft hatte. Sie ſchrieb dies aber zuletzt auf die ſichtliche Zerſtreuung, in welche Wolfgang durch ihr überraſchendes Erſcheinen gekommen war. Mit ſeltſamer Haſt ſchloß nun dieſer einen Schrank um den andern, ein Buch um das andere auf, um den Inhalt deſſelben den Anweſenden zu erklären. Manches ſeltene Kleinod, dem Schoos der Erde entwandt, Steine mit geheimnißvoller Chiffernſchrift, in wunderliche Figuren verſchlungne Pflanzen und Wurzelfaſern, und beſondre, künſtlich aufbewahrte Thierſcelette, lagen hier in verſchiednen Fächern aufbewahrt. Wolfgang ſprach mit gelehrten, kaum zu verſtehenden Worten von der Seltenheit und hohen Bedeutſamkeit dieſer Gegenſtände für den aufmerkſamen Naturforſcher und von ihren tiefverborgnen Kräften und Einflüſſen auf das Menſchengemüth. Althea fühlte ſich beſonders von den Büchern angezogen. Sie enthielten Blätter von allen Farben, und viele ſeltſame Zeichen und Figuren. Wolfgang erklärte aus dieſen die verſchiedenen Tonarten der Sangeskunſt, und warf mit jedem Wort einen zündenden Funken in Althea's wißbegierige Seele. — Eine reichvergoldete mit ſchwarzen Adlerflügeln verzierte Laute, die ſeitwärts an der Wand hing, zog jetzt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Wolfgang folgte ihren Blicken, doch ſchien er den Wunſch nicht verſtehen zu wollen, der deutlich aus den bittenden Augen der Jungfrau ſprach. Endlich, als dieſe ihn zu äußern wagte, begann er: „Es möchte ſich nicht wohl ziemen, in dieſer Stunde euer Begehr zu erfüllen, ſchöne Baſe! Doch wenn es euch darum zu thun iſt, daß ich euch die ſo eben gegebene ſchwere Lehre der neuen Sangesmethode auf begreiflichere Weiſe erkläre, ſo werde ich euch Gelegenheit zu verſchaffen ſuchen, daß ihr heut Abend dem Spiel der Sänger zuhören könnet, wobei ihr mich nicht allein vernehmen, ſondern auch den großen Meiſter Klingsohr ſehen werdet, woran euch doch ohne allen Zweifel viel gelegen ſein dürfte!“ Althea verneigte ſich dankbar, und bat ihn die Begleitung Mechthild's und Vetter Rüdigers zu erlauben, welches Wolfgang ſogleich mit höflichen Worten geſtattete.

Als der Abend nun unter verſchiedenen Geſprächen und Betrachtungen hereinbrach, gab Wolfgang einem ſeiner Diener den Auftrag, ſeine Gäſte in den rothen Saal zu führen, und ihnen dort den von ihm beſtimmten Platz anzuweiſen. Er ſelbſt aber verabſchiedete ſich hierauf, um ſich zu der bevorſtehenden Sangesübung vorzubereiten.

„Wie gefällt es euch hier, Baſe Althea?“ frug Rüdiger, als er mit den Frauen die langen, gewölbten Gänge durchſchritt. — „„Mir iſt, als verlöre ich mich ſelbſt in dieſem weitläuftigen Gebäude!““ entgegnete Althea: „„Nie bin ich mir ſo gering, ſo unbedeutend vorgekommen, als hier!““ — „Laßt euch dieſe Größe nicht irren!“ gab Rüdiger zurück: „Man darf nur das Auge auf das Wahre und Ewige gerichtet haben, um ſogleich jeden Prunk der Sinnenwelt nach ſeinem geringen Werthe zu ſchätzen!“ — Sie hatten bei dieſen Worten den Saal erreicht. Laut hallten ihre Schritte durch den leeren Raum; noch war Niemand gegenwärtig. Ein großer Tiſch, um welchen einige Seſſel ſtanden, verkündete indeß, daß hier jemand erwartet werde. — Der Diener ſchloß jetzt ein ſeitwärts angebautes Geſtühl auf, welches mit dichten Gittern umgeben war, ſo daß man darinnen nicht erkannt werden konnte. Die Dunkelheit, welche in demſelben waltete, wurde nur ſpärlich von der Lampe erhellt, welche in der Mitte des Saales herniederhing. Nach einer Stunde tiefen Schweigens, in welcher man das Säuſeln des eigenen

Odems vernehmen konnte, wurde die Hauptpforte aufgethan, und herein trat von Wolfgang begleitet eine hohe Geſtalt in rothem Talar, einen künſtlich verſchlungenen Bund um das Haupt; ihr folgten in einiger Entfernung die Lehrlinge. — Schweigend ſetzte ſich die Verſammlung um die Tafel; reich gekleidete Diener trugen die Lauten herbei; nach kurzer gegenſeitiger Begrüßung begann der Geſang. Eingeleitet von einigen kecken Accorden, eröffnete Klingsohr ſeinen Unterricht mit einem Ton-Bild, den Kampf des Chaos mit der ſchaffenden und geſtaltenden Urkraft darſtellend. Bald rangen die Töne in verworrenen, ſchneidenden Diſſonanzen durcheinander, bald rollten die vollen Accorde, gewaltigen Donnern gleich, das ewige Wort darſtellend, welches allbelebend die Nacht überwand. — Jetzt aber erhob ſich ſeine Stimme zu einer faſt übernatürlichen Kraft und Gewalt, ſo daß die Wände in ſchallendem Echo wiedertönten, die Lehrlinge ihr Antlitz andächtig verhüllten, und Mechthild und Althea, von demſelben Gefühl erfaßt, unbewußt auf ihre Kniee niederſanken.

Jetzt gab Klingsohr die Laute ab, und blickte mit durchdringendem Blick im Kreiſe umher. Als er die Lehrlinge aber ſtill feiernd mit verhülltem Antlitz erblickte, ſtand er auf, dreimal den Tiſch mit langſamem Gange umkreiſend, und als er ſich wiederum niedergelaſſen, erhob er die gewaltige Stimme und ſprach: „Meiſter Wolfgang, an euch wird fortan die Reihe ſein! — Erhebt eure Laute und erfreut die Verſammlung mit einem ächten und gediegenen Geſang!“ — Alsbald verneigte ſich Wolfgang gegen ihn und that wie er geſagt. Nachdem er mit einigen ſanften, äußerſt wehmüthigen Präludien begonnen, erhob er ſeine Stimme und ſang ein Lied der Sehnſucht in tiefen ſchwermüthigen Tönen. Es handelte von dem Grauen der Unterwelt, und ſchilderte Proſerpinens Klage, welche an Pluto's dunklem Thron gefeſſelt, ſich nach den heitern Regionen des Lichtes, in die Arme der mütterlichen Ceres zurückſehnt. Tiefe bange Trauer und ſchmerzliches Verlangen war der Grundton des Stückes, dazwiſchen arbeiteten ſich die Stimmen der Unterwelt in wilden Klängen herauf, die Seele gewaltſam erſchütternd, und mit heimlichem Grauen erfüllend.

Althea verwandte keinen Blick von dem Sänger. Seine edle Geſtalt, von dem rothen Talar gehoben; welcher, ſeine Meiſterſchaft verkündend, von den Schultern in reichen Falten herabfloß, ſchien ihr in dieſem Augenblick von einem verborgenen Schmerze darnieder gebeugt, das dunkle, brennende Auge von dem Schatten tiefen Grames umzogen zu ſein. Sie konnte ihren Blick nicht von ihm abwenden, und fühlte ein unausſprechliches Mitleid in ihrer Seele erwachen. — Da wollte es ihr auf einmal bedünken, als werfe Wolfgang einen zornigen Blick auf ſie. Zugleich verwandelte ſich ſein Geſicht auf eine widerliche Weiſe. Große, flammende Augen ſtierten ſie an, ſeine Züge wurden immer greller und greller. — Von Entſetzen ergriffen that ſie einen lauten Schrei, vor ihren Augen drehten ſich Tiſch und Säulen im bunten Wirbel umher, die Sinne vergingen ihr, ſie ſank leblos in Mechthild's Arme.

Als Althea erwachte, befand ſie ſich in einem kleinen Gemach. An ihrer Seite aber ſaß Frau Mechthild, ihr mit duftenden Spezereien die Schläfe reibend. Der Morgen dämmerte bereits, und durch die hohen, buntgemalten Scheiben fielen die zitternden Strahlen des Lichts.

Gleich räthſelhaften Träumen zogen die Bilder von geſtern an Althea's Seele vorüber; ſie war ſich alles deſſen, was ſie geſehen und gehört, deutlich bewußt, doch ſchob ſie einen Theil ihres ſeltſamen Erſchreckens auf ihre erhitzte Einbildungskraft, die ihr irgend einen natürlichen Gegenſtand in ſo unheimlichem, ängſtigendem Lichte gezeigt hatte. — Sie ſtand, da ſie ſich vollkommen geneſen fühlte, ſogleich auf, und legte ihre Kleider an, zumalen da ſie von Mechthild erfuhr, wie Wolfgang und Rüdiger verſprochen hatten, ſchon am frühen Morgen bei ihnen einzuſprechen.

„O goldnes Licht, o Heimathsland,
Mein Thal, wo ich mir Blumen wand,
All' was ich liebt' in ſüßer Luſt,
Wie fern, wie fern von meiner Bruſt!“

So ſang Althea leiſe vor ſich hin, die ſchwermüthige Weiſe wiederholend, welche Wolfgang geſtern geſungen. Ihre Thränen ſtrömten, während ſie dieſe Worte wiederholte, und dennoch war ihr ſo unausſprechlich wohl dabei, denn ſie fühlte zum erſtenmale wieder die ganze, volle Liebe ihres Herzens zu dem Genoſſen ihrer Jugend erwachen. „Er muß wieder unſer werden, Mutter Mechthild!“ flüſterte ſie: „glaubt nur, er ſelbſt ſehnt ſich in tiefſter Seele darnach, aber er iſt nur zu ſtolz, es in klaren Worten auszuſprechen. Habt ihr das ſchöne, liebe Lied von der geheimen Sehnſucht nicht verſtanden? Ach, er ſelbſt, nicht die heidniſche Göttin Proſerpina, ſang dieſe rührenden Strophen, und die Flur, und die zärtliche Mutter, die er meinte, war ſeine traute Heimath zu Eiſenach, und ſeine herzliebe Mutter Mechthild!“

„„Das möge Gott geben!““ ſeufzte Mechthild, „„mir iſt bisweilen, als wäre mir mein Kind ſehr fremd geworden! — O, über die gefährliche

Kunſt! Entweder hat ſie ihn ſo hoch gehoben, daß ich ihn nicht mehr zu verſtehen vermag; oder, was alle Heiligen verhüten mögen, weit von dem klaren, einfachen Wege des Rechts hinabgeführt!““

Eben traten die Jünglinge ein. — Ein Diener, einen Korb mit Wein und Erfriſchungen tragend, folgte ihnen. Wolfgang trat mit lebhafter Theilnahme zu Altheen, und ihr in die feuchten, ſchönen Augen ſehend, begann er: „Ihr ſeid wohl dennoch nicht ganz in dieſem Leben zu Hauſe, Baſe Althea! — Die lange Stille hat euch verwöhnt, und das Große und Neue dieſer Umgebungen erregt euer Gemüth auf eine faſt ſtörende Weiſe.“

„„Das nun wohl eben nicht, mein lieber Vetter Wolfgang!““ entgegnete Althea herzlich: „„wenn etwas dieſe meine Stimmung herbeiführen konnte, ſo war es euer Geſang von geſtern! Recht in tiefſter Seele hat er mich ergriffen, und innig freue ich mich der Sehnſucht, die euer Herz in Proſerpinens Liede verrathen!““

„Ei, das ſchlagt euch doch völlig aus dem Sinn, Baſe!“ lachte Wolfgang: „der Sänger ſingt, wie's der Augenblick bringt, und es iſt keineswegs ſo etwas beſonders Bedeutendes mit ſeinem Schmerz, ſeinem Sehnen. — So wie die Sonne am Himmelsraum leuchtet, und in demſelben Augenblick mit grauen Wolken überzogen iſt, — und wenn dieſe ſich ihrer Fülle entladen, wieder daſteht, klar und heiter wie zuvor: ſo iſt's mit des Sängers Gemüth! — Welch' ein thörichtes Beginnen ſich über einen vorüberziehenden Nebel zu grämen! — Stoßt jetzt mit mir an, auf ein heitres, harmloſes Wiederſehen in dem ehrſamen Städtlein Eiſenach! Habt ihr euch ein wenig gelabt, dann werde ich euch in Meiſter Klingsohrs Kunſtkabinet begleiten, und ihr werdet dann einiges ſehen, was euch mit Freuden erfüllen wird!“

Althea ſetzte das Glas an ihre Lippen, eine helle Thräne perlte hinein. Alſo auch jenes tiefe Gefühl nur ein Erzeugniß des Augenblicks, eine kurze, vergängliche Blüte der Kunſt? — klagte es in ihrer Bruſt; und einen ernſten, trüben Blick an Wolfgang herablaſſend, begab ſie ſich von ihm hinweg, und ſetzte ſich ſtillſchweigend an Mechthild's Seite. — Die Jünglinge begannen nun ſich von ihren gegenſeitigen Plänen und Hoffnungen zu unterhalten. Rüdiger ſprach mit Beſcheidenheit, wie er Willens ſei, ſeinen Wirkungskreis innerhalb ſeiner Vaterſtadt abzuſchließen, und auch ſo den Willen Gottes mit ihm, nach Kräften zu erfüllen hoffe. Wolfgang hingegen entfaltete mit begeiſterter Rede ſeine fernhinſtrebenden Wünſche, ſprach von einer Reiſe nach Rom, Paris und Conſtantinopel, und ließ nicht undeutlich die Hoffnung blicken, auch

Arabiens Gefilde zu beſuchen, und ſeinen Geiſt an der Weisheit der dortigen Lehrer und an den Gluthgeſängen des Orients zu entzünden. Mechthild verſuchte bisweilen mit ſanfter Rede den hochmüthigen Plänen des Jünglings Einhalt zu thun, indem ſie ihn an ihr herannahendes Alter und Altheens Anſprüche auf ſeinen brüderlichen Beiſtand erinnerte. Aber die Schwingen des Emporſtrebenden ſchienen nicht Luſt zu haben, ſich mit ähnlichen Banden feſſeln zu laſſen, und breiteten ſich nur noch trotziger aus, je mehr man ſein Streben mit leiſen Gegenvorſtellungen zu umdämmen verſuchte, — ſo daß Frau Mechthild endlich unmuthig ſchwieg, und dem hochfahrenden Sinn ſeine Freiheit lies.

Nachdem der Becher weidlich umhergegangen, erhob ſich Wolfgang, ſeine Gäſte hinauszugeleiten zu Klingsohrs Haus. Sie mußten, um dorthin zu gelangen, an mehreren Plätzen und Straßen vorüber, und Althea ergötzte ſich an den ſtattlichen Damen, die theils zu Fuß, theils in reichvergoldeten Stühlen getragen, zur Kirche wallten.

Als ſie an einem geöffneten Gotteshaus vorübergingen, ergriff ſie ein heißes Verlangen hineinzutreten, um wie ſonſt an Wolfgangs Seite an geweihtem Altar ihre Morgenandacht zu verrichten. Sie hätte gern den Genuß alles deſſen, was er ihr verhieß, hingegeben, für die Erfüllung dieſes ihres innigſten Wunſches, und dennoch vermochte ſie nicht Wolfgangs flüchtigem Schritte mit dieſem Geſuch Einhalt zu thun. Die Furcht, er möchte dieſem Verlangen mit ſchnöder Gleichgültigkeit begegnen, hieß ſie lieber ihren Wunſch verſchweigen. — Mit gefalteten Händen, das Antlitz tief auf die Bruſt herabgebeugt, ſchritt ſie an der geöffneten Pforte vorüber, innig zu Gott betend für Wolfgangs Heil. —

Als ſie ſich in dem Kabinet befanden, in welchem Klingsohr ſeine Kunſtſchätze aufbewahrte, bezeigte ſich Wolfgang überaus gefällig und gewandt, die in ſtummes Schauen verſunkenen Gemüther der Seinen, durch die Erfahrungen, ſo er ſeither geſammelt, zu leiten und aufzuklären. — Er ſchien hier in ſeiner Heimath zu ſein, und die ſichtliche Freude, mit der er Altheen von einem gelungenen Gebilde der Kunſt zum andern geleitete, die Theilnahme, mit welcher er auf die Zeichen ihres Entzückens, ihrer Ueberraſchung lauſchte, verſöhnte wieder nach und nach das edle Herz des gekränkten Mägdleins, und ſie erhob wieder das Auge zu ihm mit dem ihm eigenthümlichen Ausdruck des Wohlwollens. Als ſie ſo eben eine überaus künſtliche Malerei betrachtete, rauſchten zwei Damen in ſeidnen Gewändern dicht hinter ihr vorbei. Althea wandte ſich um, und blickte in ein wunderſchönes Frauengeſicht, welches unter einem von hohen Federn beſchatteten Barett ſchalkhaft hervorſah, ſie einen Augenblick mit ſcharfen Blicken maß, und dann ſich lächelnd gegen ihre Begleiterin wandte. — Beide verneigten ſich hierauf freundlich gegen Wolfgang und gingen mit Geräuſch vorüber.

„Signora Romano“, entgegnete Wolfgang auf Althea's Frage: „Die ſchönſte aber hochmüthigſte Frau weit umher. Sie kam voriges Jahr aus Welſchland herüber, und iſt nicht unerfahren in der Methode der dortigen Meiſter, weshalb wir ihr manchen Vortheil verdanken.“ — „Obbligatissimo, Signore!“ lachte es hinter dem Pfeiler hervor. Zugleich eilte Wolfgang fliegenden Schrittes auf die ſchöne Welſchländerin zu, welche ihn ſchnell in ein lebhaftes Geſpräch verwickelte. Althea, die, da ſolches in ausländiſcher Sprache geführt wurde, nichts von der Rede verſtand, irrte indeß unter den hohen Bildern umher, die mannichfachen Meiſterwerke mit ſtiller Andacht betrachtend. Als Wolfgang wieder zu ihr trat, ſchritten die fremden Damen noch einmal in ſtolzer Haltung an ihnen vorüber, Altheen mit dreiſten Blicken betrachtend. — „Ei, ſagt mir, Vetter Wolfgang“, begann dieſe, von der Keckheit der Welſchen betroffen, und ſichtlich verletzt, — „iſt es denn Sitte bei euch, daß

Eines das Andere alſo unbeſcheiden betrachten darf?“ — „„Ich bitte, holde Baſe““, entgegnete Wolfgang galant: „„ihr wollet euch in dieſem Augenblick in Gedanken den lieblichen Bildern zugeſellen! — Dulden dieſe ja auch euer Beſchauen, ſo ihr ſie mit Liebe betrachtet. Denkt, ihr ſeid Eines derſelben, und laßt euch von der Art und Weiſe der fremden Dame nicht ſtören, ſie liebt das Anmuthige wo und wie es ihr begegnen mag, und hat nicht gelernt, ſich etwas zu verſagen.““ — Hocherröthend ſenkte Althea den Blick. Sie konnte der Feinheit, mit welcher Wolfgang die Fremde entſchuldigte, ihren Beifall nicht verſagen, doch fühlte ſie eine Art von Beſchämung darin, daß ſie es ſelbſt geweſen war, die dieſe Worte veranlaßt. —

Als der Tag unter abwechſelnden Vergnügungen vergangen war, erging an Frau Mechthild die Einladung Meiſter Klingsohr's, ſich mit ihrer Nichte bei dem Spiel und Tanz einzufinden, welcher am Abend in ſeinem Hauſe ſtatt finden ſollte. Althea hatte ſchon lange keiner ähnlichen Luſtbarkeit beigewohnt; ihr junges Herz wallte vor Freuden empor bei der Vorſtellung dieſes Feſtes. Ihr war, als würde ſie erſt dieſen Abend erfahren, von welcher Art eigentlich das Leben ſei, welches Wolfgang in ſeinem erſten Briefe ſo lebendig geſchildert hatte. —

Die reichen goldnen Flechten zierlich emporgebunden, Hals und Buſen von der reichgefalteten Halskrauſe verhüllt, züchtig daherſchreitend in der einfachen Tracht ihrer Vaterſtadt, trat Althea an Mechthild's Seite in den glänzenden Saal. Sie wurden ſogleich von den anweſenden Frauen freundlich empfangen und in ihren Kreis aufgenommen. Mehrere derſelben blickten mit ſtillem Wohlgefallen auf das feine Geſicht der jungen eiſenacher Bürgerin, welche, das reine Incarnat der Unſchuld auf ihren Wangen, die runden kirſchrothen Lippen nur ſelten zum ſchüchternen Worte geöffnet, demüthigernſt unter der bunten Menge hochaufgeſchmückter Frauen ſtand. Jetzt begann die Muſik. Schmetternde Trommetenſtöße verkündeten den angehenden Tanz, und in ſchimmerndem Gewühl zogen Paar um Paar der ſchönſten Jünglinge und Mägdlein, nach den weichen Flötentönen der Muſik, an Altheens Blicken vorüber. Heitre Freude glänzte aus ihren Zügen; ſie wechſelten Wort und Blick in reizender Traulichkeit, und überließen ſich mit kindlichem Frohſinn dem Vergnügen des Augenblicks. Althea fühlte ſich von den Wogen der Freude mit fortgeriſſen; ſie befand ſich, ohne es ſelbſt zu wollen, an der Hand eines fremden Jünglings, und ſchwebte mit ihm die Reihen hinab. Leichte Flügel ſchienen ſie zu heben, ihre Pulſe ſich in raſcherem

Takt zu bewegen, ſie fühlte ſich in dieſem Augenblick wieder zum glücklichen Kinde geworden, und vergaß alles was ihre Seele betrübt hatte. — Als der Tanz beendet war, rotteten ſich mehrere Jünglinge um die fremde Jungfrau her, ſie mit Wohlgefallen betrachtend, und ſie fröhlich zu unterhalten bemüht. Wolfgang bemerkte die Aufmerkſamkeit, die Althea erregte, und trat ſchnell an ihre Seite. „Ihr habt wohl das Tanzen fleißig geübt, ſchöne Baſe?" begann er vertraulich: „ihr hättet auch ſehr unrecht daran gethan, eine Fertigkeit unbenutzt zu laſſen, die euch ſo wohl kleidet!" —

„„Seitdem ihr von uns geſchieden ſeid, habe ich keine öffentliche Luſtbarkeiten beſucht!"" entgegnete Althea. „Man muß euch Frauen ja wohl glauben!" gab er zurück, indem er ſeinen Arm um ſie ſchlang, und ſie unaufgefordert zum Tanze zog. — Wild und raſch fühlte ſich Althea von dem Ungeſtümen fortgeriſſen; ſchon hatten ſie zum drittenmale die Runde gemacht, — als Althea mit ernſten Worten bat, ſie loszulaſſen, und zu ihrer Mutter zu geleiten. — „Ihr zürnt mir wohl?" frug Wolfgang ganz nah' an ihren Mund herabgebeugt. — „„Wie ihr doch immer ſo ſeltſam fraget!"" flüſterte jene, indem ſie ihr Antlitz ſchüchtern zurückzog. — „Ei, du närriſches Mädchen!" lachte Wolfgang über Althea's mißtrauiſche Bewegung entrüſtet: „du meinſt wohl, ich werde dich küſſen? — Aber geh' du ruhig zu deinem Vetter Rüdiger zurück, dort unten am Pfeiler ſah ich das barmherzige Samaritergeſicht; dort kannſt du ganz ungeſtört ſitzen, und dich mit Mutter Mechthild unterhalten.“ —

Voll Erſtaunen ſah Althea dem Davoneilenden nach. In wenig Minuten flog der wilde Jüngling an dem Arm der ſchönſten Tänzerin an ihr vorüber. Er warf ihr einen lachenden Blick zu, und taumelte in bachantiſcher Luſt die Reihen entlang. —

„Er iſt's und iſt es auch nicht!“ ſeufzte Althea. „Wie weh thut meinem Herzen der Anblick dieſes verſtümmelten Bildes! O käme er doch wieder nach Eiſenach zurück. Sie einfachen Sitten, der ruhige Lebenswandel würden in ſein Gemüth wieder Frieden und Einklang bringen; er würde dann auch Zeit gewinnen, mich zu erkennen und zu verſtehen, während er hier mit jedem Augenblicke mich mit ſeiner Bitterkeit kränkt, — und der ſchöne, harmoniſche Accord unſrer Seelen würde dann vielleicht wieder hergeſtellt werden, der jetzt ſo fühlbar geſtört iſt!“

„„So ernſt?““ frug Rüdiger über ihre Schulter gebeugt. „So gut es mir auch hier gefällt, lieber Vetter“, gab Althea zurück, „ſo iſt es mir doch recht, daß wir morgen wieder aufbrechen!

Dies unruhige Leben taugt nicht für mich! Ich bin an ein ſtill fortlaufendes Einerlei gewöhnt, und fühle mich hier abwechſelnd ergötzt und gequält, was eben keine wohlthuende Stimmung erzeugt." — „„Ich muß euch Recht geben, liebe Althea!““ entgegnete dieſer: „„Das Element, in welchem man erzogen iſt, läßt ſich ſchwer durch ein andres erſetzen, ſo angenehm und erfreulich es an ſich ſelbſt immer ſein möge.““

Bald entfernten ſich Frau Mechthild und Althea aus dem ſchimmernden Saal. Wolfgang ſchritt unmuthig neben den Frauen her. Althea vermochte es nicht zu unterſcheiden, ob ſeine Trauer dem geſtörten Genuß dieſes Feſtes oder dem nahen Scheiden der Seinigen galt.

Schon früh zog am andern Morgen der Zug der Reiſenden aus den Thoren der Stadt heraus. Althea ritt ſtumm in der Mitte der Ihren daher; jedes ſchien ſeine Meinung vor dem Andern verbergen zu wollen, um durch ein ungünſtiges Urtheil der Liebe zu Wolfgang, die in jedem ihrer Herzen wohnte, nicht wehe zu thun.

Wolfgang hatte in dem Gemüthe der Seinen ein ſchimmerndes aber dennoch ſehr unklares Bild zurückgelaſſen, und nur der jugendlichen Althea ſchien es gegeben zu ſein, kraft ihrer geſchäftigen

Phantaſie und der reinen, liebenden Seele, die Schattenzüge deſſelben allmählig in's Beſſere hinüber zu erklären, was ſie um ſo lieber that, je ſichtlicher die Heiterkeit und Ruhe ihres Herzens dabei gewann. —

„Er iſt ein wilder aber guter Menſch!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt. — „Was kann er dafür, wenn ſich ſein Sinn leichter und flüchtiger in dem Reich der Gedanken und Gefühle bewegt als der meine, der vielleicht für meine Jahre eine zu ernſte Tiefe gewann! Mußte er nicht vielleicht die Eigenſchaften haben, wenn er ausführen ſollte, was er bereits gethan, was die Welt bewundert, und ihm mit Recht unſern Beifall erwirbt? — Es wird ſich ja zeigen!“ ſchloß ſie dann ihre Betrachtungen, wenn er zu uns nach Eiſenach heimkehren wird, wo das äußere Leben nicht ſinnverwirrend in die Reihe ſeiner Gedanken greift, — wo jeder Entſchluß zu reifen, jedes Gefühl ſich ungeſtört zur That zu geſtalten vermag! — Da, oder nie werde ich einen hellen Blick in ſeine Seele thun, da oder nie zurückgewinnen, was ich verlor!

Als ſie in Eiſenach angekommen waren, wurde Frau Mechthild von einer plötzlichen Krankheit überfallen, — welche ihr Leben mit ſchneller Gefahr bedrohte. Althea und Rüdiger, die beide ihr

Lager nicht verließen, glaubten die Urſache ihres Uebelbefindens in den Anſtrengungen der Reiſe ſuchen zu müſſen, und waren darüber von Herzen betrübt.

Aber Mechthild ſprach viel von einem innern Feinde, und deutete damit auf einen geheimen Kummer hin, den ſie im Herzen trage. Althea verſtand bald, daß es die Sorge um Wolfgang ſei, die ſie alſo beunruhige, doch getraute ſie ſich nicht, die wunde Stelle ihres Gemüthes zu berühren.

Als Frau Mechthild immer ſchwächer und hinfälliger wurde, berief ſie einſt Altheen zu ſich und ſprach: „Du haſt, meine Tochter, die Sorgfalt und Liebe, die ich von deiner Kindheit an für dich gehegt, durch manchen Beweis der Treue und Anhänglichkeit vergolten, und mir viel Freude gemacht. Dein Herz iſt rein, dein Wandel auf dem Wege des Herrn geblieben, und dein Fleiß wie deine Geſchicklichkeit ſind in Eiſenach rühmlich bekannt. Du kamſt als ein armes Mägdlein in mein Haus, Gott hat aber den Fleiß deiner Hände geſegnet, und du haſt eine ſtattliche Ausſteuer von mir zu empfangen. Dies Alles würde mich um deinetwillen ruhig aus der Welt ſcheiden laſſen, hätte ich nicht einen Kummer, der mir ſchmerzlich am Leben nagt. Es wird ſich vielleicht mancher biedre Mann um deine Hand bewerben, Vetter Rüdiger könnte einer der Erſten ſein, auch wäre gar nichts gegen denſelben einzuwenden, aber indem du die Pflichten einer Hausfrau übernimmſt, ſinkt mein letztes Hoffen, die letzte Stütze meines Glückes zuſammen. Herzliebe Althea! du ahneſt nicht den Wunſch meiner Seele! Dich zu dem braven Ehegemahl meines Sohnes zu erziehen, war mein Streben, mein Hoffen. Dein ſanftes Gemüth vermochte allein dem unruhigen Sinn deſſelben wohlthuend zu begegnen, und ſchon früh bemerkte ich den Einfluß deſſelben auf ſein Denken, ſein Thun. Althea, du liebteſt ihn einſt, — vielleicht noch, — und doch darf ich nicht fordern, du ſollteſt dem Unbeſtändigen deine Treue bewahren!“

„„O, wenn dies euer Kummer iſt, geliebteſte Mutter Mechthild!““ rief Althea: „ſo nehme ich ihn ſogleich von eurer Bruſt! Ihm und keinem Andern gehört mein Herz, meine Treue! — Wie, o mein Gott, vermöchte ich denn des theuren Gefährten meiner Kindheit zu vergeſſen? Wie, jemals mich abzuwenden von dem Sohn meiner Erzieherin! — O, glaubt mir, liebe Mutter Mechthild! er wird zu dem ſtillen Weg ſeiner Väter wohl wieder zurückkehren! — Laßt ihn nur ausbrauſen, — die Zeit wird wohl kommen, wo er ſich nach ernſterem Glück ſehnen wird, und nach einem Herzen, das ihm treu gehört im Leben und Tod! —

Ach““, ſchloß ſie traurig, „„daß ihr auch nur denken konntet, ich vermöchte jemals meinen geliebten Bruder Wolfgang zu vergeſſen!““

„Althea“, rief Mechthild: „ich fühl's, die Stunde des Scheidens naht; Dank dir für den Troſt deiner Liebe! — Ich gehe jetzt ruhiger aus der Welt! — Die Zeit wird bald kommen, wo Wolfgang vergebens das Herz einer Mutter ſuchen wird. — Erſetze es ihm, du mildes freundliches Weſen! Verfolge mit treuen Augen ſein Leben, ſein Thun! Vermag Eines Rede etwas über den wilden, hochfährtigen Jüngling, ſo iſt es dein ſanftes Wort! Verlaß ihn nicht, Althea, nimm ihn wieder in Liebe auf, wenn er ſich dir in Reue und Beſſerung naht!“

„„Bei dem ewigen Gott, Mutter Mechthild!““ gelobte Althea: „„Wie es auch kommen möge, ich werde euren Sohn Wolfgang nie verlaſſen!““

Da hob die Kranke beruhigt ihre Blicke zu Gott empor, und ihre Hand ſank ſegnend auf Altheens Haupt. —

Nach wenig Tagen aber trat der Todesengel ſanft lächelnd vor ihr Lager, und rief ſie ab von der Welt, in die Freiſtatt des ewigen Friedens. —

Als die Kunde ihres Hinſcheidens zu Wolfgang kam, ergriff der unerwartete Verluſt der

Treuen, das Gemüth des lebensfrohen Jünglings mit gewaltigem Schmerz. Wie ſehr auch die Genüſſe des neuen Lebens Macht über ihn gewonnen, und ihn von der ſtillen Welt ſeiner Heimath entfernt hatten, ſo war ihm doch eine große Erregbarkeit des Gemüthes geblieben, und er würde oft ein Opfer ſeiner Leidenſchaftlichkeit geworden ſein, hätte die Natur ihn nicht zugleich mit überaus leichten Geiſtes-Schwingen begabt, die ihn gewaltſam von einem Gegenſtand des Empfindens zum andern entführten. — Er ſchrieb in dem bewegten Zuſtand ſeines Gemüthes an Altheen, und ſtrömte allen Schmerz, alle Wehmuth ſeiner Seele in dieſen Zeilen aus. Zu gleicher Zeit verſprach er derſelben mit dem theilnehmendſten Eifer, ihr Schutz, ihr Verſorger zu ſein, und alles aufzubieten, ſich von den Banden peinlicher Verpflichtungen loszuketten, um noch dieſes Jahr nach Eiſenach zurückzukehren, und ihr durch die That die Wahrheit ſeiner Theilnahme zu beweiſen. —

Althea, die ſeit Mechthild's Tode in ernſter ſtiller Trauer gelebt, fand in dieſen Zeilen, die ſo ganz den Ausdruck des wahrhafteſten Gefühls trugen, den erſten Troſt, die erſte freudige Hoffnung. Sie warf ſich vor Gott nieder im Gefühle des Dankes, des feſten Glaubens, Wolfgang werde nun aus freiem Antrieb zurückkehren zu dem einfachen Glück ſeiner Väter, und pries ſich glücklich ihm die Hand reichen zu können, auf dem ſtillen, Gott wohlgefälligen Pfade. Fortan begann ihr Gemüth auf's Neue aufzuleben in freudiger Hoffnung. Sie beſuchte den Raſenhügel auf dem ſtillen Friedhof nicht mehr wie ſonſt gebeugt von Sorge und Betrübniß; ihr Geiſt erhob ſich auf den Schwingen des Glaubens, der heiligſten Freude. —

Rüdiger, der ſeit Mechthild's Tode der Verlaſſenen mit ſteter Sorgfalt zur Seite ſtand, bemerkte bald die Verwandlung in der Jungfrau Gemüth. — Er ſchloß aus dem, was er erfuhr, wie ſie dennoch dem fernen, jungen Sangesmeiſter vor Allen ergeben ſei, und auf ſeine Rückkehr die freudige Hoffnung baute, die ihrem Herzen ſo wohl that. Still und beſcheiden begab er ſich daher aller ſelbſtſüchtiger Wünſche, — half auch wohl der liebenden Jungfrau bei den Zurüſtungen, welche ſie zu dem Empfang des zu erwartenden Gaſtes traf, und ſchien ſein Glück fortan in dem Ihren zu ſuchen, denn ſein Lieben war von der höchſten und reinſten Art, und von allem Dünkel und Eigennutz weit entfernt. —

Althea ſann fortan unabläſſig, wie ſie dem theuren, ungetreuen Wolfgang ſeine Heimath immer anziehender machen könne. Sie ſchmückte ihre kleinen Gemächer mit fleißiger Hand, und war auf

Anſchaffung mancher zierlichen Kunſtwerke bedacht, wovon ſie ſich einige Unterhaltung für den Geiſt des geliebten Meiſters verſprach. Auch lies ſie ſich ein Schränklein bauen, mit gar ſinniger und künſtlicher Verzierung, worinnen ſie Wolfgangs Pergamente und Alles was ſie von ſeiner Hand empfangen, aufbewahrte, ſo da waren getrocknete Blumen aus früherer Zeit, ſeine geſchnitzte Holzbildchen, die er als Knabe verfertiget, — vor allen aber die güldene Kette, welche ſie während der Trauer abgelegt, und jetzt in einer ſchönen Kapſel verwahrte. Alle Tage ging ſie zu dem Schränklein, die lieben Kleinode betrachtend und denkend: wie er ſich freuen wird, wenn er ſieht, wie ich alles ſo geehrt und wohlverwahrt habe, was ich von ihm zur Erinnerung empfangen! —

Ueber ſolchen und ähnlichen Zurüſtungen ging die Zeit des einſamen Mägdleins dahin. Endlich hieß es, Meiſter Wolfgang werde in Kurzem eintreffen, und ſeine Baſe in Eiſenach beſuchen. — Althea ſaß nun mit klopfendem Herzen tagtäglich am Fenſter und blickte hinaus auf die Landſtraße, von wannen er kommen mußte. Ringsum dufteten in dem kleinen Gemach aus zierlichen Krügen die ausgeſuchteſten Blumen der Jahreszeit, und auf Althea's Arbeitstiſch grünte ein Lorbeerbaum, zum ehrenden Kranz für den jungen Sangesmeiſter beſtimmt.

Da kam endlich der Erwartete an der Seite eines reichgekleideten Mannes daher. Ein hoher Zelter trug den ſchlanken, muthigen Reiter; freundlichgrüßend kam er bei den Fußgängern vorbei, die, ihn erkennend, mit beſondrer Verehrung ihre Hüte und Mützen abzogen, und ſich überaus demüthig und freundlich gegen ihn verneigten. Beide ſtiegen nun vom Pferde, ein Troß neugieriger Leute pflanzten ſich vor das Gartenthor, durch welches jetzt die hohen Gäſte auf Althea's einſames Wohnhaus zuſchritten.

Von Ueberraſchung und Freude geängſtigt, vermochte Althea keine Worte zu finden zur Begrüßung des ſo ſehnlich Erwarteten. Hocherröthend ſtand ſie vor ihm, und bot ihm die Hand zum treuherzigen Gruß. Sie bemerkte, da ihr Blick allein auf dem Geliebten ihrer Seele ruhte, kaum den Fremden, der jetzt hervortrat, ſie mit einer höflichen Verbeugung begrüßend.

„Das iſt Herr Pauminger, auf welchen ihr euch beſinnen werdet!“ begann Wolfgang, ihr den Fremden vorſtellend: „Wir haben hier einige Geſchäfte abzuthun, und ihr werdet wohl die Güte haben, demſelben ein freundliches Obdach einzuräumen.“

Verlegen verneigte ſich Althea, und flüſterte: „So ihr verlieb nehmen wollt, Herr Pauminger, mit der Bewirthung eines armen Mägdleins, ſo ſtehet euch Haus und Keller mit Freuden zu Gebot!“ — Zugleich gab ſie Befehl, das Gaſtzimmer zu bereiten, und wies es ſelbſt dem Gaſte an.

— Als ſie ſich hierauf mit Wolfgang allein ſah, hob ſie das treue Auge freundlich zu ihm empor, und begann: „So iſt's doch endlich geſchehen, daß ich dich wiederhabe, mein herzlieber Bruder Wolfgang! Vieles liegt zwiſchen heut und damals, als du dieſe Schwelle verließeſt, und es wäre kein Wunder, wenn du mir recht fremd geworden wäreſt, da du überdies ſo hoch geſtiegen biſt, und ich mir faſt gering gegen dir erſcheine!“ — „„Ihr habt das Eure gethan, liebe Althea, ich das Meine!““ entgegnete Wolfgang: „„Laßt uns über das Höher oder Geringer weiter nicht ſtreiten! Vielen und großen Dank bin ich euch überdies ſchuldig, daß ihr meiner Mutter in der ſchweren Todesſtunde zur Seite geſtanden, während ich andern Pflichten gelebt! — Ich wollte mich gern erkenntlich gegen euch beweiſen““, fuhr er fort, während er ſich neben Altheen niederließ, und mit den goldnen Ketten ſpielte, die an ſeinem Buſen herabhingen: „„auch ſehne ich mich die Pflicht eines ſo nahen Verwandten auf's thätigſte gegen euch auszuſprechen, deſhalb mache ich euch den Vorſchlag: Ziehet mit mir nach Siebenbürgen! Ich habe viel Freunde dort gewonnen, die euch mit Freuden empfangen würden, und ihr fändet dort gewißlich ein Leben, das euch beſſer zuſagen würde, als dieſe freudenloſe Einſamkeit.""

„Ihr ſcherzt!" lächelte Althea, indem ein unheimliches Gefühl durch ihre Seele zog: „Unmöglich kann es euer Ernſt ſein, daß ich meine liebe Vaterſtadt und alle meine Freunde verlaſſen ſollte, um euch zu folgen, ſo lange ihr ein ſo unſtetes Leben und ſo weit hinausſtrebende Wünſche hegt."

„„Nun, ſo ſoll ich wohl gar in Eiſenach bleiben?"" lachte der Jüngling: „„Ei, es wäre nicht ſo übel, mit euch wieder die Lämmer zu füttern, und das Krautfeld zu beſtellen!""

Hocherröthend ſenkte die Jungfrau das Antlitz. — „Glaubt nicht, Vetter Wolfgang", entgegnete ſie ernſt, „daß ich auch nur einigermaßen auf euren Schutz und Beiſtand gerechnet habe. Ich dachte mir es wohl recht ſchön, euch wieder in unſre Vaterſtadt zu haben, — aber ich ſehe wohl, dies wäre zu viel von euch verlangt, bei eurem regſamen Geiſte und dem Ziele, das ihr im Auge habt! — Bleibt ihr, wo es euch am beſten gefällt, aber erlaubt auch mir, meinen Aufenthalt zu wählen, und die Lebensweiſe, die ſich für ein verlaſſenes Mägdlein am beſten ziemt.“

Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, indem ſie dies ſagte. Wolfgang bemerkte es, und ſprach, von einer flüchtigen Rührung erfaßt: „„Ich wollte euch nicht wehe thun, Althea! Gewiß, ich habe euch lieb! — Mich dauert es nur um eure Jugend und eure artigen Gaben, daß ihr nicht dahin wollt, wohin ihr eigentlich gehört. Ihr ſeid von Herzen gut““, fuhr er fort, indem Althea ihn freundlich anzuſehen bemüht war: „„aber ihr habt wohl doch gar beſchränkte Anſichten und einen überaus peinlichen Sinn.““ „Das mag wohl ſein“, entgegnete Althea ernſt, indem ſie zum Fenſter trat, ihre Stirn abzukühlen: „denn mir kam, was ihr vielleicht in der beſten Meinung geſagt, als etwas recht Hartes, Kränkendes vor!“ — „„Nun verzeiht und vergeßt!““ bat Wolfgang: „„Ihr ſeht, ich paſſe ſchlecht in die kleinſtädtiſche Form, und bin den alten Schranken und Sitten entwachſen!““ — „Das ſei Gott geklagt!“ ſeufzte Althea in ſich hinein; ſich aber bald faſſend, begann ſie jetzt ein Geſpräch andrer Art, und frug theilnehmend nach dem würdigen Sangesmeiſter Klingsohr, und den Fortſchritten der dortigen Künſtler.

Mit Lebhaftigkeit erzählte nun Wolfgang von den hohen Feſten in Siebenbürgen, und wie er an einem derſelben die Ehre gehabt, dem Herzog Leopold von Oeſterreich vorgeſtellt zu werden, und wie derſelbe ſich äußerſt herablaſſend und gnädig gegen ihn bezeigt, auch von weitem merken gelaſſen, wie er wünſche ihn an ſeinen Hof zu locken, und ihm deshalb verſchiedene anſehnliche Verſprechungen gemacht habe. Auch ſprach er mit gelehrten Ausdrücken von einigen merkwürdigen Erfindungen in Hinſicht der neuen Sangeskunſt, und beſchrieb einige beſondere Weiſen ausländiſcher Meiſter, welche ihm den Schlüſſel zu ganz neuen Geheimniſſen der Kunſt gegeben hätten. — Hierauf lies er ſich theilnehmend zu Altheen herab und frug, wie weit ſie in ihrer Sangeskunſt vorgeſchritten ſei? — Althea entgegnete beſcheiden, wie ſie dieſe gänzlich niedergelegt, ſeitdem ſie die hohen Meiſter gehört, erzählte aber deſto beredter von den Sängern des Landgrafen und ihren neueſten Sangesweiſen, denn ſie hätte ſich mit Fleiß davon unterrichten laſſen, weil ſie hoffte, Wolfgang hiermit angenehm zu unterhalten.

Sie hatte lange fortgeſprochen, als Wolfgang wie aus einem Traume emporfuhr, und die erſte Rede Althea's beantwortend, ausrief: „Ei, liebe Baſe, daran thatet ihr Unrecht, das mögt ihr mir glauben!“ — — „„Wo waret ihr?““ frug Althea erſtaunt, indem ſie bemerkte, wie ihre künſtliche

Rede von den Meiſtern auf der Wartburg, ſo gänzlich in den Wind geſchlagen ſei. „Hab' ich euch nicht ganz verſtanden, Baſe Althea“, entgegnete Wolfgang aufſpringend: „ſo entſchuldigt! — Ich hatte ſo eben den Mikrokosmus und Makrokosmus im Sinn, und dieſe Studien ſind ſo überaus anziehend, daß man kaum ſeine Gedanken davon abzuwenden vermag!“ — Es iſt nichts um alle meine gehofften Freuden! ſeufzte Althea, indem ſie ebenfalls aufſtand, und eine entfernte Arbeit herbeiholte.

Still und ernſt ſetzte ſie ſich an ihr Fenſterlein, indeß Wolfgang, nachdem er einigemal wie nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen, ſelbiges verließ, um Herrn Pauminger aufzuſuchen. Als er fort war, faltete Althea ſchweigend die Hände auf ihrer Bruſt, einen trüben Blick hinaufſendend; aber ſie wollte weder klagen noch zürnen; — ſie ſtand auf und machte ſich in der Wirthſchaft zu ſchaffen, wohl wiſſend, daß ein feſter Wille viel über die Stimmung der Seele vermag.

Nach der Tafel, welche Althea mit Fleiß und Sorgfalt geſchmückt, und mit freundlicher Rede gewürzt hatte, fanden ſich mehrere angeſehene Bürger von Eiſenach ein. Sie kamen insgeſammt, um dem berühmten Meiſter Wolfgang ihre Ehrfurcht und Liebe zu bezeigen, und verneigten ſich vor ihm mit ſeinen wohlgeſetzten Reden und herzlichen Begrüßungen.

Wolfgang empfing ſie mit huldvoller Freundlichkeit, nannte jeden bei ſeinem Namen, um zu bezeigen, wie der Schimmer des neuen Glücks keineswegs die Bilder der Vergangenheit aus ſeiner Seele gewiſcht, und er ſehr wohl zu Hauſe ſei im Kreiſe ſeiner lieben Vaterſtadt und deren ehrſamen Bürgern. Jetzt trat ein großer ſtattlicher Mann hervor, Meiſter Altorff geheißen, als der gelehrteſte und wohlredendſte Bürger zu Eiſenach bekannt, der erhob ſeine Stimme und ſprach: wie er von Allen vielleicht der Erſte geweſen, der eine beſondere Geiſtesgabe in dem Knaben Wolfgang entdeckt, und ſo gleichſam das Orakel geweſen ſei, das ſeinen Ruhm verkündet. — Hierauf begann er ein gelehrtes Geſpräch mit Wolfgang einzuleiten, an dem die Uebrigen nur entfernt Theil zu nehmen wagten. — Beide entwickelten im Laufe deſſelben ihre glänzenden Kenntniſſe, und ſchienen ſich gegenſeitig zu befleißigen, die Krone des Wiſſens ſich einander ſtreitig zu machen. War nun Meiſter Altorff in Hinſicht der Völker- und Alterthumskunde dem jungen Wolfgang ſichtlich überlegen, ſo übertraf dieſer ihn wieder im Gebiet der neueren Zeit und der Künſte, vor Allen aber durch ſeine geheimnißvollen Mittheilungen aus dem Reich der Natur, ſo daß er mehr wie jener die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer gewann.

Da erglühte das Angeſicht des ehrſüchtigen Meiſters, und er begann mit erhöhter Kraft von den Wundern der Egyptier und ihren Zauberkünſten zu reden. Dabei ſprach er viele dunkle myſtiſchen Worte von dem Steine der Weiſen, und wandte ſich mit überaus ſpitzfindigen Fragen über dieſen Gegenſtand an Wolfgang. „Ei, lieber Meiſter Altorff!“ entgegnete jener, den ſchwerfälligen Vortrag des Alten mit heiterer, geläufiger Rede unterbrechend: „warum uns mit leeren Worten befehden über ein Ding, was doch eigentlich noch niemand ergründet hat unter der Sonne? — Ich halte dafür, — daß der, welcher zu des Lebens Zufriedenheit und dem vollen Genuß ſeiner Kräfte gelangt iſt, den ächten Stein der Weiſen gefunden hat, der ja wohl nichts Anderes bedeutet, als den Punkt, der alle Strahlen unſers Geiſtes verſammelt und alles Lebens-Fülle, in ſchöner vollendeter Einheit zeigt. Da aber dieſer Punkt gar ſchwer zu finden iſt, ſo glaube ich, ſtellten die Alten dieſe Aufgabe ſinnbildlich dar, und ſandten ihre Jünger aus, dies räthſelhafte Kleinod zu ſuchen. Viele irren umher und finden es nicht und ſuchen es vergebens in der Auſſenwelt; andere haben es, ſind ſich aber deſſen nicht bewußt, und dies ſind die, ſo euch mit den ewig heiteren, glücklichen Kindergeſichtern anblicken; die ihn aber geſunden haben im eigenen Buſen, und das mit vollem Bewußtſein, erheben ſich allerdings mit einiger Kühnheit über jene, weil jedes Bewußtſein größere Sicherheit erzeugt, und ſind ſtolz und muthig genug, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu wollen, und auch wohl mit unſerm ehrſamen Meiſter Altorff, wenn es eben darauf ankäme!" — „„Ihr ſeid ein gewaltig dreiſter und kühner Geſell geworden!"" lachte Altorff: „„Man ſieht's, daß ihr die Schwingen geübt habt, und Luſt habt die eiſenacher Gelehrſamkeit zu überflügeln. Aber Gott gebe, daß ihr den Punkt in Wahrheit getroffen habt, den ihr mit dem Stein der Weiſen vergleicht; — euer Wirkungskreis ſcheint mir, aufrichtig geſagt, noch zu unvollkommen und regellos, als daß ihr wirklich die vollkommene Zufriedenheit erlangen könnet, von der ihr ſo eben ſprechet. — Wenn ihr, ſo wie ich, die Grenze eures Strebens beſtimmter gezogen, eure Vaterſtadt mit dem Fleiß eures Schaffens beglücktet, und ein Beiſpiel gäbet eines ehrſamen, gottwohlgefälligen Bürgers, Gatten und Vaters, — euren Geiſt aber mit ſeinen reichen Blüten, als einen Segensbaum über Stadt und Land niederſchatten ließet, damit ihr nicht allein, ſondern viele ſeiner Früchte ſich erfreuen könnten: dann möcht' ich euch eher glauben, und euch zu eurem Funde Glück wünſchen.''"

„Man hört es euch doch bei aller eurer Weisheit an, daß ihr kein Sonnen-Aar, ſondern ein tüchtiger, ſtattlicher Haushahn ſeid, Meiſter Altorff!" entgegnete Wolfgang in heiterem Tone: „Wohl mögt ihr das Licht zu verkünden und Andere zu erwecken verſtehen, — aber euch ſelbſt zu den Regionen deſſelben zu erheben, möchte euch ſchwerlich gelingen! Wißt denn, daß bei einem wahren Sonnen-Aar oder Sangesmeiſter, was immer eines und daſſelbe iſt, von gar keiner Grenze die Rede ſein darf! Sie theilen die Eigenſchaften des Lichtes, und verlachen die Schranken, im Gefühl ihrer freien, leichten Natur und allbeſiegenden Kraft. — Frei wie der Strahl, durchbricht dieſe die Bahnen kleinlichen, armſeligen Menſchenwerks, verletzt wohl hier und da ſchwache, kurzſichtige Augen, aber leuchtet auch wahrhaft erhebend in manches verkümmerte Daſein hinein, zündet im Vorübereilen manchen ätheriſchen Funken in anderer Bruſt, und kehrt, je mehr ſie der verwandten Strahlen gewonnen, um ſo gewaltiger und vollendeter zum Quell des ewigen Lichtes zurück." —

Althea, die dem begeiſterten Jünglinge aufmerkſam zugehört hatte, konnte ſeiner, wenn auch höchſt freiſinnigen, doch überaus anmuthigen Rede nicht ihren Beifall verſagen. Noch nie hatte ſie Wolfgang ſo klar in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit erblickt, noch nie einen ſo hellen Blick in die Natur ſeines Weſens gethan. Sie betrachtete die ſiegende, hohe Geſtalt, das Antlitz, das, wenn auch bleich, doch von dem Feuer des dunklen Auges lebhaft überſtrahlt, in allem Schimmer des Geiſtes und des jugendlichſten Muthes leuchtete, — und ſprach zu ſich: „Ich muß ihn dennoch lieb haben, wie er mir auch vorhin wehe gethan! Iſt er nicht ein gar reichgeſegneter und glücklicher Menſch? und liegt nicht die Schuld vielmehr an mir, wenn ich mich gekränkt fühle und zürnen muß? — Er kann einmal nicht ſo ſein wie die gewöhnlichen Werktagsmenſchen, — ſein Element iſt die Freiheit, und es iſt wohl Unrecht, ihn in die Grenzen zurückzuweiſen, über die er ſich hinausgeſchwungen hat.“ — Alſo denkend, war ſie bemüht, ſich ſelbſt und was ſie gehofft, über den Glanz dieſer Stunde zu vergeſſen, — und jedes Bild lebhaft zu erfaſſen, nachdem ſie die Handelsweiſe des jungen Meiſters ſich deutlicher zu erklären vermochte. Sie ſuchte das Geſpräch, welches ihr hohen Genuß gewährte, ſo viel ſie vermochte, durch ermunternde Fragen zu verlängern, füllte fleißig die Becher der Männer, und ergötzte ſich, von Rüdiger in ihren häuslichen

Anordnungen unterſtützt, an der zunehmenden Freudigkeit ihrer Gäſte. — Als aber der Abend herankam, und die Verſammlung auseinander ging, Wolfgang aber ohne auf Althea's innige Aufmerkſamkeit ſonderlich zu achten, ſich gleichfalls auf ſein Zimmer begab, — wurde es der Verlaſſenen wiederum ſo bangſam und öde um's Herz, als ſei dieſer frohe Augenblick nur ein trügeriſches Blendwerk geweſen. Traurig ſahen ſie die bunten Blumenſträußer an, die zierlich geordnet in glänzenden Vaſen umherſtanden, als wollten ſie ſagen: „Du armes Kind wirſt wohl ſo wenig beachtet als wir!" — Und als hätte Althea dieſe Worte verſtanden, nahm ſie die trauernden Blumen, und ging mit denſelben langſam hinaus, eine andere Beſtimmung für ſie mit betrübtem Herzen erwählend.

Der Mond ſtand ſchon hoch am Himmel, als Althea, den Strauß feſt an's Herz gedrückt, zu dem kleinen Kirchhof-Pförtlein hereintrat, und auf dem Raſenhügel zueilte, welcher Mechthildens Hülle umſchloß. —

„Würdige du, treue Erzieherin meiner Jugend, dieſe Gabe, nachdem dein Sohn unbeachtet an den Zeichen meiner Treue vorüberging!" — weinte Althea. „Ich hatte ein liebendes Herz damit zu erfreuen gehofft, und bringe ſie, weil ich keines gefunden, deinem Grabhügel dar, du treue Hingeſchiedene, weil dieſer doch Alles umſchließt, nach was ich ſo ſehnlich verlange: Liebe, Theilnahme, Vertrauen!“ — Sie kniete hierauf an dem Grabe nieder, und verbarg ihr Geſicht in dem bethauten Raſen deſſelben. — Als ſie eine Weile ſo gelegen, und den Blick wieder langſam erhob: gewahrte ſie an der andern Seite des Grabes eine dunkle Geſtalt, die ſchaute mit bleichem Antlitz zu ihr herüber. „Ihr hier, Bruder Wolfgang?“ rief das erſchrockene Mädchen, das ſtumme Bild erkennend, und raffte ſich tiefbewegt am Grabe empor. „„Ihr thut nicht gut, Althea, ſo lang in dem feuchten Graſe zu verweilen!““ gab jener zurück. „„Auch ſtand euch ja dieſes Pförtlein am Tage offen, was mußtet ihr gerade an dieſer Stunde das Grab beſuchen?““ —

„Um Gott, Bruder Wolfgang!“ klagte Althea: „ſtöre ich denn eure Andacht an dieſer Stätte? Solltet ihr nicht vielmehr eure Thränen mit den Meinen vermiſchen, da ſie, die hier ſchlummert, uns beide mit treuer Liebe im Herzen trug? — O, ihr habt ein hartes und grauſames Herz, wie ihr auch ſchöne und glatte Worte gebraucht, und mit der Gewalt eurer Rede zu rühren vermöget. Hoffärtig ſeid ihr und ſtolz, — ſo ſtolz, daß ihr es verſchmähet, mit mir an einer Stelle zu knien!“

„„Ei, wie vermöget ihr alſo zu zürnen, Baſe?““ entgegnete jener: „„Ich lieb' es einmal nicht, Zeugen zu haben, wo ich mich dem Gefühl hingeben will!““

„O, ſaget lieber, ihr ſeid zu hochmüthig, eure Thränen ſehen zu laſſen!“ gab Althea zurück. „Ihr ſchämt euch menſchlich zu ſein, wie unſer einer, und vermeidet es, weich zu werden, weil es euch unbequem iſt!“

„„Ich will an dieſer Stelle nicht mit euch rechten, Althea!““ erwiederte Wolfgang: „„aber lieber wäre es mir, ihr ſagtet mir rund heraus, was ihr eigentlich gegen mich habet, als daß ihr mich ſo feindſelig beurtheilt, und euch an mir und der Wahrheit zugleich verſündigt.““

Da blickte Althea mit den großen, ruhigen Augen den Fragenden ernſt und traurig an. Der Mond verſilberte die Thränenſpuren auf den bleichen Wangen, und verklärte ihr blondes Gelock zu einer Glorie um der Jungfrau Haupt. — Wolfgang fühlte ihren Blick die Tiefen ſeiner Seele durchdringen, — er ſchlug die Augen verwirrt zu Boden, und flüſterte: „Nun, ſo redet doch, Baſe Althea!“ — „„Laßt es euch lieber euer eignes Herz zurufen, Wolfgang!““ — gab Althea zurück. — „„Gedenket jener Zeit, wo der Geſchwiſter heiliges Recht zwiſchen uns galt, und wägt euer Betragen darnach, — 'und dann fraget noch einmal nach den Urſachen meines tiefen Weh's.'" — Beide ſchritten nun ſtillſchweigend durch die hohen Laubgänge des Kirchhofes zurück.

„Es iſt wohl mehr Eure Schuld wie die Meine, Althea, wenn wir uns nicht mehr ſo innig verſtehen wie ſonſt!" betheuerte Wolfgang, Altheens Arm faſſend: „Wäret ihr nicht ſo verſchloſſen, ſo ſparſam berechnend mit eurer Freundlichkeit, ſo würde mein Herz auch offner, zärtlicher und vertrauender gegen euch ſein. Schaut dort den großen Nußbaum, wo wir geſpielt! In ſeinem Schatten ſchwand uns manche glückliche Stunde dahin. Sehet hinauf und ſagt, ob es auch mit eurem Herzen vollkommen ſo ſteht wie damals, oder ob nicht einiger Dünkel ſich gleichfalls zu der Traulichkeit geſellte, die euch immer ſo wohl ſtand."

Unbewußt ſchlugen nun beide den Weg nach dem Hügel ein, wo der Nußbaum ſtand. Hier lagen noch die Steine, auf welchen ſie ihre Kinderſpiele getrieben. Wehmüthig lächelnd lies ſich Althea an Wolfgangs Seite auf denſelben nieder.

„Ihr habt mir wehe gethan, Wolfgang!" begann ſie endlich: „aber ich verzeihe euch gern in dieſem Augenblick! — Mir iſt, als ſähe der lieben Mutter Geiſt aus dem hellen Mondesantlitz auf uns nieder, und grüßte uns in Frieden. — Frieden daher auch, mein Bruder, mit dir! Hier meine Hand, ich habe vergeben, vergeſſen!" —

„„Weißt du noch, Althea"", fuhr Wolfgang ſanfter fort: „„wie ich dein Gärtlein dort unten am Weiher zerſtörte, als ich der bunten Erdſchlange nachgraben wollte, und du ſo unmäßig weinteſt? — Damals hatte ich mich wirklich arg vergangen gegen dich, aber als ich dir erklärte, wie ſelten dies glänzende Thier ſei, und wie glücklich mich dieſer Fund gemacht: da wurdeſt du zuletzt ganz freundlich, und küßteſt mich zur Verſöhnung. — Jetzt iſt es eigentlich eines und daſſelbe mit unſerm Zwiſt, — aber du biſt nicht mehr ſo kindlich und gut, ſonſt hätteſt du mir längſt deine Lippen gereicht!"" —

Da ſank Althea an Wolfgangs Bruſt, und ſeine Lippen berührten die Wangen der Jungfrau. „Es iſt ja die alte, köſtliche Zeit!" flüſterte der Jüngling: „ſo ruhteſt du ſonſt in meinem Arm, ſo vertrauteſt du meinem Herzen, ohne arges, feindſeliges Grübeln!"

Da klang ein ſchneidender Laut aus Wolfgangs Buſen hervor. „„Wehe! welch' ein Bild trägſt du auf deinem Herzen?"" rief Althea emporfahrend; indem ſie eine Kapſel hervorzog, deren Glas zerſplittert zu Boden fiel. — „„Laß gehen!"" tobte Wolfgang, das Bild mit Gewalt aus ihren

Händen ringend: „„du ſiehſt ja, daß es ein altes Machwerk, ein uraltes Heil'genbild iſt."" — „Es iſt das Bild der Welſchländerin", ſagte Althea kalt: „was verheimlichſt du mir ſolches, da du erſt ſo viel von Vertrauen ſprachſt?" — Zornig und verlegen ſchritt Wolfgang neben der ſchweigenden Althea den Hügel herab. — „Es iſt mit euch noch nicht, wie es ſein ſollte, Bruder Wolfgang!" begann jene ſanft, als ſie von ihm Abſchied nahm: — „Ich hatte wenigſtens einige Rechte auf die Wahrheit eures Herzens, — aber ihr behaltet auch dieſe zurück! — Möget ihr euch dies ſelbſt vergeben können, ſo wie ich euch jeden Vorwurf fortan hierüber erſpare! — Und nun gute Nacht!" —

„„Denkt was ihr wollt!"" rief Wolfgang. — „„Ich bin nicht gewohnt, irgend ein Gefühl zu heucheln, übrigens überlaſſe ich es einem jeden, wie er die Sprache meines Herzens aufnehmen will! Alſo auch euch, und nun gehabet euch wohl!""

Dieſer Vorfall hatte, ſo ſchmerzlich er für Althea war, doch ihrem Betragen ſogleich diejenige Sicherheit gegeben, nach der ſie bisher vergebens gerungen. Sie ſah aus Allem, was ihr an dieſem Tage begegnet, daß ſie entweder dem Herzen Wolfgangs völlig gleichgültig, oder ſeine Art zu lieben ſo himmelweit von der Ihren verſchieden ſei, wie das Ziel, nach welchem ſie ſtrebten. — Ihr Einfluß auf ihn, das fühlte ſie, war längſt aufgehoben, und mit ihm alle ihre ſtolzen Hoffnungen, etwas über die Richtung ſeines Gemüthes zu vermögen. Sie begab ſich deshalb aller Anſprüche, auf welche ſie Frau Mechthild hingewieſen, und nahm ſich vor, jede Empfindlichkeit ihres Herzens zu beſiegen, und fortan ohne alle Erwartungen, Wünſche und Hoffnungen, ihre Bahn zu verfolgen, dabei aber nichts zu unterlaſſen, was ſie zu Wolfgangs Heil zu thun vermöge, und eben ſo wenig ihm ihre Theilnahme, ihre ſchweſterliche Sorgfalt zu entziehen. — Mehrere Tage vergingen, während Wolfgang von Feſt zu Feſt gebeten wurde, denn die Bürger ſeiner Vaterſtadt befleißigten ſich, ihm zu zeigen, wie hoch ſie ihn hielten, und wie ſtolz ſie wären, einen ſo berühmten Meiſter zu ihren Mitbürgern zu zählen.

Althea begleitete ſelten ihre Gäſte zu den lauten Gelagen, deſto mehr aber freute ſie ſich, wenn ſie Wolfgang geehrt ſah, und blieb gern in ihrem einſamen Gemach, wenn ſie wußte, daß er nur an dem Platz ſei, wohin er eigentlich gehörte, und wo es ihm wohlgefallen konnte. Rüdiger, der wohl auch an dieſen Gaſtgeboten Theil nahm, aber ſolche oft früher als die Andern verließ, erzählte dann immer der aufhorchenden Althea, wie man Wolfgang empfangen, und was man aufgeboten habe, ſein Herz zu erfreuen und ſeinen Geiſt zu erlaben.

„Es wird ihm zuletzt hier gefallen, und er bei uns bleiben!“ ſeufzte er dann immer, und Althea ergriff zuletzt auch dieſen Gedanken, zumalen da auch der Landgraf ſich überaus freundlich gegen ihn bewieſen, und ihn zu ſich entboten hatte. —

Einſt, als die Männer bei einem ähnlichen Gelage, und Althea allein zu Hauſe geblieben war, trat ſie vor ihr Schränklein, und langte Wolfgangs Geſänge hervor, um ſie, wie ſie es oft that, andächtig zu durchleſen. Es wehte ein gewaltiger Geiſt darinnen, der, ſo ſehr er ſie im Anfang verwirren, doch, je öfter ſie dieſe Lieder las, ihr immer höhere, belebendere Gedanken brachte, und ihre Seele zu einer Welt niegekannten Entzückens erhob. — „Wie kommt es doch“, ſprach ſie für ſich, „daß ich ihm noch nicht den Kranz zu reichen vermochte, den ich ihm in Gedanken ſo oft gewunden, und er durch dieſe herrlichen Bilder und Gedanken ſo ſehr verdient?“ — Während ſie ſolches bei ſich dachte, ging die Thür auf, und Wolfgang trat herein: — „Schon zurück?“ frug Althea erſtaunt, — „was hat euer Vergnügen unterbrochen?“ — „„Vergnügen?““ lachte Wolfgang: „„glaubt ihr denn im Ernſt, gute Baſe, daß ein ſo armſeliges Trinkgelage und ſo einſeitiges, nüchternes Geſchwätz mir nur einigermaßen Vergnügen gewähren könnte? Ablehnen läßt ſich's nicht, denn die Leutchen meinen es gut, und würden es übel empfinden, wenn man ihre Artigkeit verſchmähen wollte; aber daß es ein ſchlechter Spaß für mich iſt, die faden Lobpreiſungen und geiſtloſen Redensarten der guten eiſenacher Bürger anzuhören, das müßt ihr wohl fühlen, wenn ihr mich nur zur Hälfte verſtanden habt!““ —

„Euch iſt in der That ſehr ſchwer zu genügen!“ ſeufzte Althea, indem ſie ihre Blätter ſtillſchweigend zuſammenlas. — „„Ihr habt euch wohl eben in meine Sangesweiſen vertieft?““ — begann Wolfgang forſchend zu Altheen herabgebeugt. — „Ich leſe ſie gern“, entgegnete jene: „ich empfange dann von euch ein klares, ruhiges Bild, welches mir euer flüchtiges ſtets wechſelndes Leben ſeltner gewährt.“ „„Ihr müßt den Künſtler von ſeinem Kunſtwerk nicht trennen!““ fuhr jener fort. „Und doch habt ihr mich ſolches zuerſt gelehrt!“ gab Althea zurück, indem ſie das Käſtchen verſchloß. —

„„Ihr habt da, wie ich ſehe, ein ganzes Herbarium vertrockneter Pflanzen und Blumen!““ lachte Wolfgang, in das Schränklein ſchauend: „„Erlaubt, daß ich euch noch etwas dazulege!““ und ſomit zog er aus ſeinem Buſen einen friſchen

Lorbeerkranz, und ſchob ihn zu dem Uebrigen. — „Ihr achtet die Kränze eurer Vaterſtadt ſchlecht!“ verwies Althea, indem ſie einen traurigen Blick auf das Bäumchen warf, welches ſie zu ähnlichem Lohn für den Undankbaren gepflegt hatte. — Sie mußte aufs Neue mit Schmerzen bemerken, wie das Bild, welches jetzt vor ihr ſtand, ſo gar nicht daſſelbe ſei, welches ſie in dieſen Heiligthümern vergangner Stunden verehrt hatte. —

Eben trat Herr Pauminger in Rüdigers Begleitung in das Gemach. — „Baſe Althea!“ begann jetzt Wolfgang aufſpringend, und ſich einige Mal über die Stirn fahrend: „Baſe Althea! Es iſt an der Zeit, daß ich mit euch von einer Sache rede, die ich abſichtlich verſchob, bis der Tag meines Scheidens gekommen; weil ſie mir unangenehm war. — Herr Pauminger kam mit mir hierher, um mein mütterliches Erbtheil in Augenſchein zu nehmen, weil ich ſolches an ihn verpfändet bei einem früheren Bedarf. Die Lage des Gartens gefällt ihm, und da er ſich wegen Handelsgeſchäften zuweilen in Eiſenach aufhalten wird, und ſich auch dies Haus für ſeine Bequemlichkeit eignet, ſo will er ſolches annehmen, und ſomit meine Schuld als völlig getilgt betrachten. — Es ſteht nunmehr in eurem Belieben, euch in meinen Schutz zu begeben, und mit mir nach Siebenbürgen zu ziehen, oder ihr werdet euch um einen andern Aufenthalt umthun müſſen, zumalen der Contrakt abgeſchloſſen, und das Haus bereits an den Eigenthümer übergeben iſt.“ —

Erbleichend trat Althea zurück, ſie vermochte ihren Sinnen kaum zu trauen. — „Ich bitte euch, ſeid gefaßt!“ — flehte Rüdiger, ihr leis in's Ohr flüſternd: „Eure Zukunft iſt geſichert, ich halte euer Erbtheil in meiner Hand!“ — — „„Thut, was ihr für gut befindet, Meiſter Wolfgang!““ entgegnete Althea mit erſterbender Stimme: „„Ihr habt keine Heimath, und vermögt daher auch nicht die eines Andern zu ehren!““ — Sie hörte noch Herrn Paumingers und Wolfgangs Stimme zu wiederholten malen an ihr Ohr ſchlagen, doch vernahm ſie nichts als dumpfes Geräuſch. Keiner Antwort mächtig, verließ ſie endlich das Zimmer. Rüdiger, der ihr gefolgt war, fing die Ohnmächtige in ſeinen Armen auf, und trug ſie in ihr Gemach, wo er ſie der Obhut ihrer Dienerinnen empfahl.

Als Althea die Augen wieder aufſchlug, überreichte man ihr ein Schreiben, welches Wolfgang bei ſeiner Abreiſe von Eiſenach an ſie zurückgelaſſen hatte. Sie las, wie folgt:

„Empfangt, da meine Abreiſe keinen Aufſchub geſtaltet, ſonach mein ſchriftliches Lebewohl, holde Baſe! Es thut mir in der That ſehr leid, daß ihr meinen Vorſchlag mit mir nach Siebenbürgen zu ziehen, nicht annehmen wollet. — Ihr hättet wahrlich dieſen Tauſch nicht bereut, und man hätte euch, ſchon um unſrer Verwandtſchaft willen, viel Ehre und Freundlichkeit bewieſen! Doch ihr wollet mir nun einmal nicht erlauben, euch Beweiſe meiner Freundſchaft zu geben, die, indem ſie euch nützen können, ſich zugleich mit meinem einmal erfaßten Beruf vertragen. Ich wünſche euch daher viel Glück und Freude zu eurem längern Aufenthalt in Eiſenach! Hätte ich gewußt, daß euch der Abſchied von dem armſeligen Wohnhäuslein ſchwer werden könnte, und ihr an alten Gewohnheiten feſthängt, ich hätte Herrn Pauminger auf ſpätere Zeit vertröſtet; leider aber machte ich dieſe Bemerkung zu ſpät. Denn geſchehen, iſt geſchehen! — Noch Eines! Wollt ihr gern ferner darinnen wohnen, ſo koſtet es euch nur ein gutes Wort bei Herrn Pauminger. Ihr braucht ja nicht mehr als ein Gemach, und Herr Pauminger iſt ein rechtſchaffner, verträglicher Mann.“ —

„Ihr habt, wie ich weiß, einiges Vermögen! Solltet ihr dem ohngeachtet dereinſt in irgend eine Verlegenheit gerathen, ſo ſchreibt nur getroſt an mich, ich werde das Möglichſte zu thun ſuchen,

und mich allezeit beweiſen als euren getreuen
Freund und Bruder Wolfgang."

Dafür könnt ihr ein für allemal ſicher ſein, mein lieber Meiſter Wolfgang! rief Althea, ſich mit edlem Stolz emporrichtend: Gott, was müßte geſchehen, bevor ich mich entſchlöſſe, meine Bitte bis zu ihm zu erheben! — Unſre Welt war ſchon früher getrennt, jetzt iſt es auch unſer Geſchick! — Tief und erſchütternd ergreift mich die Qual dieſer Gewißheit, aber er muß geleert ſein der Becher der ſchmerzlichen Erfahrung! O, meine Mutter, fuhr ſie ſanftweinend fort, du haſt es geſehen, wie ich es zu wiederholten Malen verſuchte, mich ſeinem Herzen zu nähern: aber die ſchöne Wärme meines Gefühls erloſch, ſo oft es das Eis ſeines erſtarrten Buſens berührte. — Ach, er hat keinen Sinn mehr für die Andacht eines innigen, reinen Gemüthes, kein Herz für die ehrwürdigen Spuren deines Schaffens und Wandelns, und jene ſcheinbare Aufwallung wärmern Empfindens, als wir der Kindheit gedachten, war nur ein höhnender Echolaut, den die ſtarre Felswand ſeiner Bruſt meiner ſehnſüchtigen Klage zurückgab! — Reinige du ihn, und erhebe ſein Herz, meine Mutter! Dein Blick, ſo klar und frei, wird die Tiefen ſeiner Seele durchſchauen, — du kannſt ihn ſicherer zurechtführen, als ich ohnmächtiges Mägdlein, weil du ſeine Pfade heller überſchauſt, — und ſeine Heimath zu erlangen vermagſt! —

So ſprach die treue Althea. Bald darauf trat Rüdiger in's Gemach, und eilte mit dem Blick zärtlicher Beſorgniß auf die bleiche, bebende Jungfrau zu.

„Habt ihr um Wolfgangs ſchnelle Abreiſe gewußt?“ frug Althea. „„Sie wurde erſt heut beſchloſſen““, entgegnete Rüdiger, das redliche Auge zu ihr erhebend. — „„Daß aber Herr Pauminger eines ähnlichen Geſchäfts halber hergekommen, ahnete ich früher, deßhalb hab' ich die Akten ſogleich in Sicherheit gebracht, die euer Erbtheil betreffen. Ihr habt euer Capital fortan auf meinem Weinberge ſtehen, wo ihr bei Frau Gertruden, meiner Muhme, wohnen könnt, wenn euch mein Vorſchlag anders anſtändig iſt.““ —

„Ihr bleibt euch ſtets gleich!“ entgegnete Althea gerührt. — „Wie beſchämt müßte jener hochfahrende Jüngling vor euch ſtehen, vermöchte er euer und ſein Bild im Spiegel lauterer Wahrheit zu erblicken!“ — „„Laßt das, gute Althea!““ bat Rüdiger: „„Man ſollte eigentlich Keinen neben den Andern zu ſtellen wägen, um ſeine Fehler und Tugenden gegen einander zu wägen. Ein Jeder, glaub' ich, handelt, wie es ſeine Ueberzeugung, ſein natürlicher Charakter mit ſich bringt. — Hat

Wolfgang übereilt und undankbar an euch gehandelt, ſo vergeßt nicht, daß er weder euch, noch eure Freundſchaft für ihn nur zur Hälfte erkannt und verſtanden hat, daß er viel mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und ſtets nach Außen gekehrt iſt, und keinen andern Gegenſtand genau zu beachten, noch irgend eine unbequeme Verzögerung zu erdulden vermag, die ſein feuriges Aufſtreben zu den Höhen des Ruhms und des Glücks nur entfernt zu ſtören vermöchte. Ihr, liebe Althea, lebt hingegen mehr in den Gegenſtänden eurer Liebe, als für euch ſelbſt. Ihr bildet, möcht' ich ſagen, den lebendigen Gegenſatz von ſeinem Leben, — und weder Eines noch das Andere kann ſich in dem Leben des Zweiten zurechtfinden und in ſeinen Urtheilen gerecht ſein.““ —

„Ihr möget wohl recht haben“, ſeufzte Althea: „O, möchte Keiner dem Bilde ſeiner Einbildungskraft trauen, dem das Bild der Wirklichkeit immer ſo ſchwer anzupaſſen iſt! — Ich habe mir manche vergebliche Sorge gemacht, und manchen unnützen Kummer! — Jetzt wird es klar, — aber indem ſich der Nebel vor meinen Blicken zertheilt: erblick' ich, wie arm ich geworden. — Doch, was klag' ich? — Mir blieb ja ein Freund! Rüdiger, eure Hand! — Nicht wahr, dieſes letzte theure Gut wird mir bleiben?“ — „„Gott weiß, daß ich's redlich meine!““ entgegnete jener, die Hand auf das treue Herz gelegt. —

Und Althea begann nun mit ihm die ſtille, friedliche Wohnſtätte zu räumen, und zog bald darauf zu Frau Gertrud, auf Rüdigers Weinberg. —

Jahre vergingen ſeitdem, ohne daß irgend ein bedeutendes Ereigniß das Stillleben der beiden befreundeten Gemüther unterbrochen hätte. Althea lebte in frommem Fleiße ihre Tage dahin, und genoß immer mehr jene erquickliche Ruhe, welche Gott einem ihm kindlich ergebenen Gemüthe, nach harter Heimſuchung, zu Theil werden läßt. Sie ſchien mit dem Leben gänzlich abgeſchloſſen zu haben, und ſeit jenen bitteren Erfahrungen mehr in Andern, als in ſich ſelbſt ihre Freuden und Hoffnungen zu ſuchen.

Wohl bewarben ſich mehrere angeſehene Bürger um der Jungfrau Hand, doch ſuchte ſie immer von fern jeder Annäherung auszuweichen; auch Rüdiger, der Altheens Herz von der früheren Neigung gänzlich geneſen glaubte, verſchwieg nicht länger den ſtillen Wunſch ſeiner Seele, und wagte es, deutlicher von ſeinen Hoffnungen zu ſprechen. Mit leiſer Betrübniß bemerkte Althea die Veränderung in Rüdigers Betragen, und wurde immer ernſter, je ſichtlicher er die Neigung ſeines Herzens verrieth. Das Gelübde, welches ſie in der ſcheidenden Mutter Hand gelegt, ſtand tief und unauslöſchlich in ihrer Seele, und wie ſie ſich auch aller Anſprüche auf Wolfgangs Liebe begeben hatte, ſo war doch ſein Bild ſo unzertrennlich in ihr innerſtes Leben verſchlungen, daß ſie wohl fühlte, der Tod allein vermöchte es ganz daraus zu vertilgen. Rüdiger trauerte oft tief im Herzen, daß Althea gar nicht die Sprache ſeiner Liebe verſtehen wollte, doch wagte er aus Furcht ihr ſchweſterliches Vertrauen zu verlieren, keine deutlichere Erklärung, und überließ die Erfüllung ſeines Wunſches der Zukunft.

Indeß Althea durch Herrn Pauminger bisweilen Kunde von dem Entfernten einzuziehen ſuchte, und nichts verſäumte, was ihr einigen Aufſchluß über Wolfgangs Leben und Treiben zu geben vermochte, überließ ſich dieſer dem wechſelnden Genuß des rauſchendſten Lebens, und leerte den Becher jeder Luſt mit gierigen Zügen. Längſt war der Heimath friedliches Bild aus ſeinem Herzen geſchwunden, und auch Althea's milde Liebe ihm gleichgültig geworden, und zuletzt in Vergeſſenheit verſunken. Auch zogen die Gebilde glänzender Schönheit in zu raſchem Wechſel durch ſeine Seele, als daß ſie noch Tiefe genug gehabt hätte, einen Gegenſtand mit treuer Liebe zu umfaſſen. Sein

Uebermuth, überall durch Bewunderung ſeiner Kunſt und durch zuvorkommende Schmeichelei genährt, fand bald nirgends ſeine Befriedigung mehr, und langte immer weiter hinaus, um das Unerreichbarſte für ſeinen Durſt zu gewinnen. So wurde ſein Gemüth, welches von der Natur mit den edelſten Gaben ausgeſtattet war, durch einen zu lebendigen Trieb nach Bewunderung und ſchimmerndem Erdenglück, von ſeinem früheren Streben nach geiſtiger Veredlung immer weiter getrennt, bis es zuletzt ſein Ziel faſt ganz aus den Augen verlor, und den unverwelklichen Kranz mit nichtigem Flitter verwechſelte. In dieſer Stimmung ſeines Gemüthes beſuchte er den Hof des Herzogs von Oeſterreich. Der ausgeſuchteſte Adel des Landes, der glänzende Flor deutſcher Frauen, welcher hier verſammelt war, verſprach dem ehrſüchtigen Sänger im voraus manchen Kranz des Ruhmes, des Glückes. Wirklich fand auch ſeine Kunſt hier die ehrendſte Anerkennung, er ſelbſt manche Auszeichnung, die ſeinem Herzen wohlthat, und ihn zu immer kühneren Wünſchen erhob.

Schon damals in Siebenbürgen hatte die Erſcheinung der ſchönen Signora Romana einen tiefen Eindruck auf ſein empfängliches Gemüth gemacht. Er beſaß ihr Bild, und trug es zum Verdruß aller derer, die ſich ähnlicher Gunſt gern erfreut hätten, und ihn heimlich um dieſen Vorzug beneideten, ob er es gleich keinesweges der Freigebigkeit der Welſchen, ſondern allein der Geſchicklichkeit eines zu dieſem Zweck beſtochenen Malers zu verdanken hatte. — An dem Hofe des Herzogs ſollte er auf's Neue der reizenden Signora begegnen, welche mit einem Kreiſe eitler Bewunderer umgeben, des Aufſehens auch hier gar viel und mancherlei erregte. Vor allen bewarb ſich einer der Angeſehenſten des Hofes, ein junger Graf in des Herzogs Dienſten, um ihre Gunſt, und ſchien ſeines Triumphes ſchon ziemlich gewiß zu ſein: als Wolfgang alle Mittel, ſo ihm zu Gebot ſtanden, in Bewegung ſetzte, ſeinem vornehmen Nebenbuhler den Sieg zu entreißen, und der Welt zu beweiſen, wie alles, was ſein ſtolzer Wille einmal erfaßt, auch ſein werden müſſe. — Schon war es ihm gelungen, ſeinen Gegner zu verdunkeln, ſchon winkte ihm der Himmel des reizendſten Liebesglücks aus den Augen der ſchönen Romana, als ſein Glücksſtern, von der ernſten Hand des Schickſals berührt, von ſeiner ſtolzen Höhe zurückrollte, und in eben dem ſchnellen Laufe, mit welchem er emporgeſtiegen, ſeinem Untergange ſich zuzuneigen begann.

Eines Abends, als Althea wie gewöhnlich am Fenſter ſaß, und die Spindel in raſchem Fluge durch die zarten Finger tanzen ließ: gewahrte ſie einen Mann in fremdartiger Tracht, der von einem angeſehenen Bürger geleitet, auf ihr Haus zuzueilen ſchien.

Wirklich trat er auch bald hierauf in ihr Gemach, und überreichte ihr ein Schreiben, in welchem eine durchreiſende Dame die ehrſame Jungfrau Althea erſuchte, ihr auf ein Stündchen ihre Gegenwart zu ſchenken, indem ſie ihr einiges zu berichten habe, was für ſie von Wichtigkeit ſein dürfte. — Der unterzeichnete Name der Signora Romana trieb ſogleich alles Blut zu Althea's Herzen empor. Was konnte ſie ihr mittheilen wollen, wenn es nicht Wolfgang anbetraf? Alle Scheu und Furchtſamkeit ihres Weſens überwindend, folgte ſie ohne Zögern dem Fremden.

— Mit heimlichem Bangen betrat Althea das Gemach, in welches ſie der Diener geleitete; die ſüßeſten Düfte des Orients wogten ihr in reichen Strömen entgegen. Vom Schimmer einer Alabaſterlampe umfloſſen, lag auf einem mit reichen Teppichen bedeckten Lager die reizende Welſchländerin, die Formen ihrer ſchönen Geſtalt, halb von dem herabfallenden Haupthaar, halb von den reichen Falten eines dunkelrothen Gewandes bedeckt, welches, von koſtbaren Edelſteinen gehalten, von den weißen Schultern herabfloß.

Althea nahm, dem Winke der Fremden gehorchend, ſtillſchweigend neben derſelben Platz, die ſchüchternen Augen zu Boden ſenkend, als fürchte ſie mit ihren Blicken die ſchöne Frau zu beleidigen, die in einer ſo überaus nachläßigen Stellung auf ihren Kiſſen gelagert war. „Ich will euch nicht länger euer Eigenthum vorbehalten, mein gutes Mägdlein!“ begann die Fremde, indem ſie eine Brieftaſche hervorzog, und zu dem höchſten Erſtaunen der armen Jungfrau, eines ihrer artigen, buntgemalten Blätter nach dem andern, die ſie einſt Wolfgang zugeſandt, in ihren Schooß fallen ließ. — „Ihr habt einen überaus ungetreuen Buhlen, wenn ihr anders noch euer Herz für jenen kühnen Meiſter Wolfgang bewahret habt! Er gab, um ſich in den Augen eines neuen Gegenſtandes ſeiner Zuneigung zu heben, eure Liebe preis, und verſündigte ſich ſomit auf das Sträflichſte an euch und der ganzen Frauenwelt. — Aber ſeid nur getroſt, mein Kind! der Ungetreue iſt bereits weidlich gezüchtigt. Nicht allein prahlend mit eurer Gunſt, wagte er es auch mit der anderer Damen zu prunken, — aber hier ergriff ihn der Nemeſis ſtrafende Hand, und ſo ſchimmernd der Kranz war, nach dem er langte, ſo tief iſt das Dunkel, wohin ihn des Schickſals Hand, ſeinen Stolz zu demüthigen, geworfen hat.“ —

„„— O Gott, was wollt ihr damit ſagen?““ fuhr erſchrocken Althea empor: „„Wo iſt mein unglücklicher Bruder, und was hat man ihm gethan?““ —

„Ihr gutes, treuherziges Mägdlein habt wohl noch Mitleid mit ihm?“ lächelte die Signora: „Nun, ſo hört, was er verbrach, und wie er beſtraft wurde. Meiſter Wolfgang, ſonſt ein kluger und feiner Geſell, vergaß ſich, einer thörichten Leidenſchaft folgend, ſo weit, daß er ſich mit dem angeſehenſten Günſtling des Herzogs von Oeſterreich in die Schranken wagte. Er ſang, weil dieſer ihn einſt wegen einer kecken Prahlerei, ſo er mit dem Gemälde einer vornehmen Dame getrieben, mit harten Worten angegangen hatte, im Angeſicht des öſterreichiſchen Hofes, ein Schimpf- und Spottlied auf denſelben, welches trotz aller Feinheit, doch deutlich genug zu verſtehen war. — Darüber iſt denn der Herzog, wie auch zu vermuthen, in Zorn gegen den kühnen Sänger entbrannt, und hat ihn von ſeinem Hofe verwieſen, worauf er auch bald aus der Verſammlung der Meiſter verſchwand. Später erfuhr man, er ſei um arger Händel willen in Verhaft genommen worden, wo er bis jetzt an einer ſtarken Verwundung ohne Pflege und Wartung niederliegt.“

„„Mein Bruder krank und verlaſſen?““ frug Althea aufſpringend: „„O, habt Erbarmen, Dame, und gebt mir nun auch noch den Ort an, wo ſein Gefängniß zu finden iſt!““ —

„Zu Wien, gutes Mägdlein!“ entgegnete dieſe: „Genaueres kann ich euch hierüber leider nicht mittheilen; was ich euch ſagen wollte, wißt ihr bereits, und nun ſeid mit dem Wunſche entlaſſen, daß ihr hinführo glücklicher ſein möget in der Wahl eurer Freunde.“

Stumm, verſtört, und von tauſendfachen Schmerzen durchdrungen, verließ Althea das Gemach. — Das auch noch! ſeufzte ſie leiſe, die entweihten Blätter mit Grauen betrachtend. — Doch ſchnell ſich aufrichtend aus ihrem Gram, rief ſie feſt: Was auch geſchehen ſei, — er iſt und bleibt Mutter Mechthilds Sohn, und krank und verlaſſen! —

Und mit ſchnellen Schritten nach Hauſe eilend, durchwachte ſie den Reſt der Nacht, ihre Sachen zu ordnen, und den Bündel zu ſchnüren, denn feſt ſtand der Entſchluß in ihrer Seele, morgen ihre Vaterſtadt zu verlaſſen, um den Unglücklichen wo möglich in ſeinem Elend zur Seite zu ſein.

Als ſie Rüdiger rufen gelaſſen, vernahm dieſer mit Beſtürzung Altheens Entſchluß. Ernſt und ſtillſchweigend blickte er lange vor ſich hin, dann ſprach er: „Und ihr wolltet ſo allein reiſen, Althea!“ — „„Muß ich?““ frug ſie leiſe, einen ſchüchternen Blick bittend zu ihm emporhebend. — „Althea“, entgegnete Rüdiger ernſt: „Gott weiß, daß es kein eigennütziger Wunſch iſt, der mich beſtimmt, euch in dieſer Stunde meine Meinung zu eröffnen! — Die Zeit drängt, und ich darf euch nicht bei einem Schritte behülflich ſein, den ihr bei kaltem Blute ſelbſt unpaſſend für eure Lage finden würdet, bevor ihr mir nicht gültigere Rechte auf eure Begleitung einräumt. Ihr verſteht mich, Althea, ihr wißt, daß ihr mir längſt über alles theuer! Stehe ich euch an, liebe Baſe, ſo ſprecht es aus, und verlobt euch mit mir, damit euer bisher ſo makelloſer Name auf keine Weiſe gefährdet werde!“ —

„„Da ſei Gott vor, daß ich die Hand eines ſo edlen Mannes dem Drang der Nothwendigkeit verdanken möge!““ entgegnete Althea ſanft. „„Ihr habt Recht, Rüdiger, aus dieſem Plan kann nichts werden, ich hatte es mir nicht überlegt, daß die Menſchen mit andern Augen ſehen, als ein reines Gemüth. — Lebt drum wohl! Ich werde Frau Gertruden bitten, mich zu geleiten, denn daß ich Frau Mechthilds Sohn nicht in Noth und Elend verlaſſen darf, — darinnen werdet ihr mir Recht geben, guter Vetter! Und nun euren Segen auf die Reiſe!"" —

„Althea, ihr zwingt mich zu bewundern, wo ich erſt tadeln wollte!" gab Rüdiger zurück: „Ja, treue, treffliche Jungfrau! gehet zu Frau Gertrud, und gewinnt ihr dieſe für euren Wunſch, ſo ſchließ ich mich euch als treuer Begleiter an. Unter dem Schutz meiner Muhme könnt ihr dann dreiſt dieſes mein Anerbieten annehmen, wir wandern dann vereint zu dem unglücklichen Wolfgang."

„„Habt Dank!"" rief Althea, Rüdigers Hand mit ſchneller Bewegung an ihre Lippen ziehend, dann flog ſie hinaus und zu Gertrud. Wehmüthig lächelnd ſah ihr Rüdiger nach und ſprach: Welch' ein Reichthum von Liebe in dieſem Gemüth! Einen Himmel hatte ſie zu vertheilen, aber ſie verſchwendete die Fülle dieſes köſtlichen Schatzes an den undankbaren Uebermuth, das edelſte Gut ſchüttete ſie in das wilde unerſättliche Meer, das raſtlos verzehrt, und deſſen unwirthbarem Schooße keine Blüte des Dankes entſteigt!

Von finſtern Mauern umgeben, die tiefe Bruſtwunde nachläßig verbunden, lag Wolfgang auf ſeinem Lager, bald in wilden Träumen emporfahrend, bald todtenähnlich hingeſtreckt in ſchwerem, düſteren Schlummer, deſſen Erwachen die Natter des Vorwurfs und der ohnmächtigen Verzweiflung auf's Neue an ſeine Bruſt legte, und ſo die Qualen des Gemüthes den Schmerzen ſeiner Wunden beigeſellte. — Eben hatte er ſich emporgerichtet, und ſchwor in fieberhafter Abweſenheit ſeinen Verfolgern Rache und Verderben: als die Thür langſam geöffnet wurde, und die treuen Pilger von Eiſenach eintraten, — die, als ſie ſeine tobenden Reden vernahmen, furchtſam im Hintergrund ſtehen blieben, und mit geheimem Entſetzen den Zuſtand des Unglücklichen betrachteten. Als der heftige Anfall vorüber war, und der Kranke erſchöpft, mit bleichem Geſicht und geſchloſſenen Augen zurückſank, und in bewußtloſen Schlummer verfiel, nahete ſich Rüdiger und Althea mit ſtrömenden Thränen dem Lager, auf welchem das entſtellte Bild eines Mannes lag, der einſt als das Idol alles Großen und Schönen in Althea's Träumen gelebt hatte. —

Das war es alſo, was du errungen? ſeufzte die weinende Jungfrau: Ein einſames Schmerzenlager, eine frühgeknickte Jugend, — und vielleicht — ein zeitiges Grab! — O, daß es mir gelänge, in dein zerriſſenes Herz einen Tropfen des himmliſchen Troſtes zu ſenken, der mir damals von oben herabkam, als du mich verlaſſen, wie jetzt dich die treuloſe Welt!

Während Rüdiger mit beſorgtem Blick den Zuſtand des Kranken unterſuchte, und ſeine Medikamente ordnete, die er mit ſich gebracht hatte, ſank Althea, die Hände faltend an Wolfgangs Lager nieder. Die Bruſt des Kranken arbeitete in mächtigem Kampfe. — „Gebt mir die Laute!“ rief er jetzt, auf's Neue emporfahrend: „Wir wollen doch ſehen, wer der Mächtigſte iſt, ich oder Er!“

Und mit lauter Stimme ein Lied beginnend, forderte er in wildem Tumult alle Geiſter der Natur heraus, ihm beizuſtehen im Kampf mit ſeinem gewaltigen Feinde, und rief mit entſetzlichen Tönen Himmel und Erde auf, ihn nicht zu verlaſſen in dem alles entſcheidenden Streite.

Da begann Althea in der Angſt ihres Herzens eines ihrer frommen Lieder zu ſingen, daß die leiſen Töne ihrer Bruſt wie verſöhnende Friedensengel durch die Stürme des tobenden Gemüthes zogen, und die Wuth des Fiebers und der Leidenſchaft ſich allmählig an der reinenden Kraft ihrer Nähe zu brechen ſchien.

Dreimal hatte ſie die fromme Weiſe beendet, als Wolfgang endlich die Augen aufſchlug, und als er das Mägdlein an ſeinem Lager knieen ſah, mit ſeltſamem Lächeln begann: „Ihr kommt zu ſpät, gutes Kind! Ihr werdet mich nun und nimmermehr aus ſeinen Händen befreien! Mein Sieg iſt nun einmal ſo gut als dahin! — Er hat bereits alle meine Ehrenkränze verſchlungen!“

„„Halte dich ruhig, mein Bruder!““ bat Althea. „„Mit Gott iſt ja alles zu hoffen, und welchen Kampf du auch meinen magſt, ſo iſt der Sieg wahrlich noch nicht verloren für dich! — Ich wollte, du erkennteſt mich, lieber Wolfgang, und gewönneſt das alte Vertrauen zu deiner Schweſter Althea!““ —

Da fuhr Wolfgang von dem Klange dieſes Namens getroffen, heftig empor, dann aber ſich raſch von ihr abwendend, rief er: „Kommſt du auch, deine Schuld zu fordern? Iſt's nicht genug, daß ich vorher mehr gemartert bin, als ein Menſchenleben zu tragen vermag? — O, ich weiß was du bringſt, und bin auf alles gefaßt!“ —

„„Ach, er iſt krank, ſehr krank!““ ſeufzte Althea: „„Die Wunden ſeines Gewiſſens ſind aufgebrochen, und die vermag nur Gott zu heilen!““ —

Rüdiger verſuchte nun einen neuen Verband um die verletzte Bruſt des Kranken zu legen. — Wolfgang ließ es ruhig geſchehen, — doch ſchien er den Arzt nicht zu erkennen, der ſo freundlich um ihn bemüht war. Sein Geiſt ſchien fortwährend mit innern Bildern beſchäftigt, und ſchlug er das Auge einmal ſuchend empor, ſo geſchah es nur, um Altheen zu finden, doch verfinſterte ſich dann immer ſeine Stirn, wie von einem tiefen Unwillen befallen. Als aber das ſanfte Mägdlein unermüdet war in treuer Pflege und Wartung, und alles durch ihre Hände ging, was Rüdiger dem Kranken zur Labung bereitete: gewöhnte er ſich endlich an ihren Anblick, ſprach auch dann und wann abgeriſſene Worte zu ihr, doch vermochte er es nie, den Blick recht klar und frei zu derſelben zu erheben. —

Einſtmalen, es war ſchon ſpät gegen Mitternacht, und Gertrud und Rüdiger, die umwechſelnd die Nachtwacht mit Altheen theilten, hatten ſich ſo eben zur Ruhe begeben, als das Fieber in erhöhter Gewalt zu toben begann. Während Wolfgang den unglückſeligen Streit, der ſtets mit ſeiner Phantaſie wiederkehrte, auf's Neue zu kämpfen ſchien, und ſeine Sinne ſich dabei immer dunkler verwirrten, wollte es Altheen bedünken, als ſähe ſie dieſelbe Verwandlung in ſeinem Geſicht, die ihr einſt in dem rothen Saale ſo widerlich aufgefallen war. Dabei ſchien Wolfgang einen unſichtbaren Gegner im Auge zu haben, denn alle ſeine Drohungen, Schwüre und heftige Reden waren gegen einen Feind gerichtet, den zwar Althea nicht zu entdecken vermochte, deſſen Gegenwart aber das Entſetzen in Wolfgangs Zügen nur zu deutlich verrieth. Da kam ein gewaltiger Schauer über die

Jungfrau, ihr Haar ſträubte ſich empor, — ſie hatte keine Gewalt ihre Stimme zu erheben, und den frommen Geſang zu beginnen. Endlich fiel ihr Auge nach langem Umherirren auf ein kleines Gebetbuch, das ſeitwärts am Boden lag, und das ſie für daſſelbe erkannte, welches Mechthild ihrem Sohne beim Abſchied gereicht, — und ſie ergriff es und betete ſtill: O, um deiner Barmherzigkeit und ewigen Erbarmung willen, — o, um der Treue ſeiner redlichen Mutter willen, — die ihn über alles geliebt: erhöre mich Gott! — Und laut und lauter begann ſie jetzt die heiligen Sprüche des Büchleins zu leſen, bis ſie endlich mit der vollen Gewalt ihrer Stimme zu rufen vermochte: In Chriſto und Aller Heiligen Namen! Laß ab du feindliche Macht von Wolfgangs Seele! Ihr frommen Engel aber, ſtehet ihm bei, und auch du, verklärte Mutter Mechthild, auf daß er zurückgegeben werde dem Leben und dem ewigen Heil!

Da verkündete der Schlag der Glocke den beginnenden Tag. Wolfgang aber ſank mit dem Ausruf: Triumph! auf ſeine Kiſſen zurück. Ein ungeheurer Kampf ſchien ſeine Kraft gebrochen, ſein Leben beendet zu haben.

Als Gertrud am andern Morgen herbeikam, fand ſie Altheen bleich und entſtellt am Boden liegen, den Kranken aber ſo eben erwacht und mit ſorglichen Blicken auf die Bewegungsloſe herabſehend.

„Althea!“ rief er, als die Ohnmächtige die Augen aufſchlug: „Althea! wie kommſt du hierher, du wollteſt ja deine Heimath nicht verlaſſen, was hat dich denn bewogen, deinen Sinn zu ändern?“

Althea, die ſich aufzurichten bemüht war, fühlte ſich von zwei ſtarken Armen unterſtützt. Sie wandte ſich um und erblickte Rüdigern, da ergriff ſie ſeine Hand und trat mit ihm vor Wolfgangs Lager und ſprach: „Sieh, lieber Bruder Wolfgang! wir ſind Beide gekommen, um dir Grüße aus deiner Heimath zu bringen! Du wareſt ſehr krank und bedurfteſt einer ſchweſterlichen Hand, dies erfuhren wir und waren gern bereit dir zu dienen!“

„„Du biſt doch kein trügeriſches Gaukelbild?““ rief Wolfgang, die Hand nach ihr ausſtreckend. — „„Es iſt ſo vieles, was lieblich gleiſend vor mich trat, vor meinen Augen zerronnen, daß ich dich feſt halten muß, um deines Beiſtands gewiß zu ſein!““

Da umfingen Beide den düſtern Zweifler und Rüdiger weinte ſanft: „So dich auch Alles verließ in der ernſteſten Stunde des Lebens, ſo ſoll wenigſtens unſere Treue die Probe halten, und als Wahrheit vor dir beſtehen!“ Althea aber bettete des bleichen Jünglings Haupt an ihr Herz, und begann ihm leiſe und freundlich zu erzählen von der Heimath, von dem Nußbaum und ihren unſchuldigen Kinderſpielen. Immer ruhiger wurden die Pulsſchläge des Kranken, immer ſanfter die Züge ſeines Geſichts. Ein mildes Lächeln begann um die welken Lippen zu ſpielen, endlich begann er leiſe: „Du biſt ja von dort, liebe Althea: Ei, ſo ſage mir doch, würde mich wohl Mutter Mechthild wieder freundlich empfangen, wenn ich reuevoll zurückkehrte, und iſt die Geſchichte vom verlornen Sohne und ſeinem erbarmungsvollen Vater kein Gedicht?“ — „„Es iſt das Wort, die Verheißung unſers Herrn!““ tröſtete Althea: „„Kein Mutterherz iſt ſo reich an überſchwenglicher Liebe als das Seine! Iſt es dir Ernſt mit der Rückkehr, ſo bau' auf ihn! Sein Arm iſt ſtets dem Reuevollen geöffnet!““ „Nun, ſo verbinde mir auf's Neue die Wunde, Vetter Rüdiger!“ rief Wolfgang raſch: „Ich hoffe wieder zu geneſen, und ein neues Leben zu beginnen!“

Rüdiger that, wie Wolfgang gebeten; als ſolches aber geſchehen war, lächelte Wolfgang freundlich, und ſprach zu Altheen gewandt: „Nun erzähle weiter, liebe Althea, deine Worte haben Frieden und himmliſchen Balſam für mich!“ Und Althea fuhr fort und ſprach von der Zeit ihrer Jugend und den frommen Lehren der Mutter und ihren ſchönen Verheißungen. Wolfgang lauſchte ihren Worten mit gefalteten Händen; bisweilen wollte es Altheen bedünken, als bete er leiſe, bald aber wurde er ganz ſtill, bis ſein Haupt an ihrer Bruſt immer ſchwerer und ſchwerer herabſank. Von banger Ahnung beklommen, blickte Althea in Wolfgangs Geſicht. Es hatte die volle Aehnlichkeit wieder gewonnen von dem unſchuldigen Bilde des Jünglings, ſo wie es ſeit dem Augenblicke des Scheidens in Altheens liebender Seele geſtanden.

„Das iſt der Friede der Heimath, der ſo lange dieſen Zügen gefehlt!“ ſprach Rüdiger, den Verſchiedenen aus Althea's Arm auf die Kiſſen zurückbettend. Gott nehme ſeine Seele gnädig auf, um eurer frommen Fürbitte und der Erkenntniß willen, die ihm im Augenblicke des Scheidens geworden iſt! — Althea aber verhüllte ihr Geſicht und ſank inbrünſtiglich betend vor Gott in den Staub. Ein blendender Sonnenſtrahl fiel freundlich grüßend auf der Jungfrau Stirn und berührte zugleich wie ein Verſöhnungskuß die Leiche des Jünglings.

„Ihr habt euer Werk vollbracht, Althea!“ begann Rüdiger, als ſie einige Tage hierauf von Wolfgangs Grabſtätte zurückkehrten: „Gott hat euren Eifer geſehen und eure redliche Treue! Würdiget mich nun auch des Namens eines Bruders, ſo wie ihr ſolchen dem Hingeſchiedenen gewährtet! Jedes erhöhete Vertrauen, welches ihr mir weihen wollt, ſoll der Maaßſtab ſein, nach dem ich fortan mein Glück wie meinen Werth ſchätzen will!“

„„Mein edler Freund!““ entgegnete Althea: „„Welchen Namen könnte es geben, deſſen ihr euch durch eure Treue und redliche Sorgfalt gegen mich nicht ſchon längſt würdig gemacht hättet? — Vollendet nun euer Werk, und geleitet die Verwaiſte in ihre Heimath zurück. Dort mögt ihr beſtimmen, ob die Braut, ob die Schweſter eure großmüthige Liebe vergelten ſoll!““

Da zog Rüdiger der Jungfrau Hand an ſein ſchönes, redliches Herz. Althea aber erhob den Blick und ſprach: „Mutter Mechthild! Gott ſelbſt hat mich meines Gelübdes entbunden! Wem könnte fortan mein Herz gehören, als dem Edlen, deſſen Reichthum die Tugend, deſſen Streben das eigene, friedliche Bewußtſein, deſſen Ruhm die reinſte, uneigennützige Liebe und der ſtille Segen ſeiner Mitbürger iſt?“ —

Weltſinn und Gemüth.

„Wie? ich ſollte mich binden laſſen? — in den köſtlichſten Freiheitsjahren der Jugend? mit dem Gefühl erwachter Kraft eignen Willens?“

So rief Conrad von Ulmen, und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. — Bald ſtand er ſtill, ſtumm vor ſich hinſtarrend, bald warf er einen zornigen Blick auf den verhängnißvollen Brief, der vor ihm nebſt andern Papieren auf dem Tiſche lag.

Noch einmal betrachtete er die Handſchrift; es waren die bekannten Schriftzüge einer theuern Hand, das letzte Vermächtniß ſeines verſtorbenen Oheims. Die Feder, die dieſe Zeilen ſchrieb, ſchien geſchwankt zu haben; das ſtimmte ihn milder, er nahm das Blatt, und durchlas es auf's Neue.

Der Verſtorbene, ein Freiherr von Ulmen, hatte ihn zum Univerſalerben ſeines bedeutenden Vermögens eingeſetzt. — Das Teſtament, in ſo fern es ihm von der liebevollen Fürſorge ſeines zweiten Vaters die ſprechendſten Beweiſe gab, erfüllte ihn mit dankbarer Rührung, doch zerſtörte der ihm beigefügte Brief all' die aufkeimenden Träume von Glück und Freiheit, indem er ihn auf's deutlichſte überzeugte, daß der Verſtorbene mit väterlicher Sorgfalt über ſeine ganze Zukunft, das heißt, auch über ſeine Hand und künftige Wahl entſchieden hatte. —

Es war nämlich ſtets der Lieblingswunſch des Freiherrn geweſen, die Häuſer Burgau und Ulmen durch einen unauflöslichen Verein zu verknüpfen.

Erſteres war ihm durch die Erinnerung einer unvergeßlichen Jugendliebe auf's innigſte verbunden. Ein Fräulein von Burgau war es, der ſich einſt ſein Herz mit der ganzen Innigkeit kräftiger Gemüther zugewandt hatte, und der er, ob ſie gleich, einem frühern Verſprechen zufolge, einem Verwandten ihres Hauſes die Hand reichen mußte, dennoch mit ritterlicher Treue ergeben blieb, ohne an eine andere Verbindung zu denken. In der Nähe ihres Landgutes kaufte er die Herrſchaft Ulmenthal, und ſuchte fortan, auf eignes Familienglück verzichtend, ſeine Freuden in dem Zirkel der

Ihren. Später nahm er den Sohn ſeines verſtorbenen Bruders, den wilden Conrad, in ſein Haus, deſſen Erziehung er mit Sorgfalt betrieb, — und da er in des Knaben Charakter gleichſam den ſeinen wieder zu finden glaubte, auch auf dieſen alle die Plane und Hoffnungen übertragen wollte, deren Erfüllung das Schickſal ſeinem Leben verweigert hatte. —

Conrad lernte bald ſeine Feierſtunden in Burgau's Familienkreiſe doppelt genießen. Beatrix und Marie, zwei liebliche Kinder, geſellten ſich zu ſeinem muntern Treiben, und theilten mit ihm die Freuden einer reichen, glücklichen Jugend.

Wohl erinnerte er ſich noch der holden Geſpielinnen, aber zwölf lange Jahre hatten ihre Schleier über jene Bilder gezogen, und neue Erſcheinungen die alten verdrängt und verdunkelt. Er wurde nach des Onkels Willen ſchon früh einer militairiſchen Schule vertraut, — und trat ſpäter aus dieſer als Freiwilliger in die Reihen vaterländiſcher Streiter, ausgerüſtet mit der Kraft und dem Muth eines tapfern deutſchen Jünglings. —

Jetzt eben, als der ehrenvolle Feldzug beendet war, und er zurückkehren wollte in die Arme ſeines väterlichen Freundes, erhielt er die Nachricht ſeines plötzlichen Ablebens! — Schmerz und Wehmuth verdrängten im Anfange jedes andere Gefühl, als er aber mit ruhigem Ernſt den Willen des Verſtorbenen bedachte, überfiel ihn eine ſo drückende Beklommenheit, daß ihm war, als ſei nun alle Luſt und Freudigkeit aus ſeinem Leben genommen und er ein Sclave fremder Willkühr geworden.

Umſonſt verſuchte er, ſich ein freundliches Bild ſeiner künftigen Lebensgefährtin zuſammenzuſetzen; der Gedanke: Sie ſoll deine Wahl ſein! — verdunkelte alle geprieſene Eigenſchaften der holden Marie, mit denen der Freiherr ihr Bild auf das verſchwenderiſch'ſte ausgeſtattet hatte. —

„Die Ueberzeugung Deines Glückes, durch die Uebereinſtimmung Deines Willens mit dem meinen“, ſchloß des Oheims Brief, „iſt meine höchſte, meine letzte Freude! — Opfere ſie nicht einem falſchen Vorurtheil, einer vorübergehenden Laune! Marie kennt Dich durch mich! ſie verfolgte mit Antheil den Gang Deines Schickſals. Gewinne Dir nur ihre Liebe, die Deine kann ihr nicht fehlen!“ — Hier wurden die Schriftzüge matter, undeutlicher; — Conrad ſchlug den Brief nachdenkend zuſammen, und ſah ſtarr in die dunkle Zukunft hinaus. Er hatte ja dem Verſtorbenen alles zu danken, er liebte ihn mit kindlicher Ergebenheit. — Was ihm bei andern Umſtänden rühmlicher Trotz gegen aufgedrungenen Rath geſchienen hätte, ſtand jetzt in der Geſtalt des grellſten Undanks vor ſeiner

Seele. So peinlich ihm ein Verhältniß war, in welches ihn des Oheims Verfügung gebracht hatte, ſo konnte er ſich ihm ohne wichtige Gründe nicht entziehen. — Er beſchloß endlich, ſich genauer von der Lage der Sache zu unterrichten, und ſetzte ſeine Reiſe nach Ulmenthal auf den künftigen Tag feſt.

Schon tauchten die heimathlichen Höhen aus bläulicher Ferne empor. Tauſend Bilder der Vergangenheit drängten ſich auf den lichten Wellen der befreundeten Luft in Conrads offene Seele; — ſein Gemüth wurde freier und heller, und er wäre wohl jetzt der glücklichſte Menſch geweſen, hätte nicht der Gedanke an das Unvermeidliche ſeines Schickſals ſich immer wieder laſtend auf die fröhliche Jünglingsbruſt geworfen. —

Jetzt war die Grenzſtadt erreicht, wo er zu übernachten gedachte. — Eine peinliche Langeweile trieb ihn aus dem angewieſenen Zimmer. — Er trat aus dem Hauſe. —

„Belieben der Herr vielleicht ein Concertbillet?“ frug ihn der Wirth, ihm daſſelbe mit überredender Freundlichkeit darreichend. — Conrad ergriff um ſo lieber dieſe Abendunterhaltung, da er ſich zugleich nach körperlicher Ruhe und geiſtiger Zerſtreuung ſehnte. — Der Wirth bezeichnete ihm den Muſenſaal des Ortes, und unſer Reiſender begab ſich durch die dämmernden Straßen zu dem angewieſenen Gebäude. Das Orcheſter war ſchon verſammelt und die Plätze bereits beſetzt. —

Schweigend rückte er ſeinen Stuhl an die vordere Reihe, an deren Ende ein hoher, zierlich gekleideter Mann ſaß. — Er war in tiefem Geſpräch mit ſeiner Nachbarin, und ſchien ihn nicht zu bemerken. Conrads Aufmerkſamkeit hingegen wurde bald durch des Fremden ſeltſame Manier und ſeine auffallende Phyſiognomie gefeſſelt. Sein Profil war faſt ſchön zu nennen; doch fühlte ſich Conrad unangenehm getäuſcht, als ſich der Fremde umwandte, und er in ein ſtarres, vornehm lächelndes Geſicht blickte, das mit kalter Nichtachtung an ihm vorüberſtreifte. Seine Haltung war ſteif und gezwungen, indeß ſich die reich beringten Hände in reger Fibration nach dem Takt der Rede bewegten. Conrad wollte ſich mißfällig von dem puppenartigen Nachbar abwenden, als ſein Blick in ein dunkelglühendes Auge fiel, das an des Sprechenden Seite aufging, wie ein leuchtender Stern. In dem Augenblick begann die Muſik; der Fremde lehnte ſich gemächlich zurück, indem ſeine Hand in leiſem Decrescendo das Tempo der Symphonie angab; — und die Geſtalt der wunderſchönen Nachbarin trat in voller Beleuchtung hervor. Conrad verweilte in ſtillem Behagen auf den edlen, faſt ſtolzen Zügen des lieblichen Geſichts.

War es der kleine, ſeitwärts herabſchattende Federhut, oder das amazonenartige, knapp anliegende Sammetkleid, was ihr eine ſo kühne, faſt männliche Haltung gab? Er konnte ſich nicht abwenden von dem anmuthigen Bilde.

Das heraufſchwellende Meer der Töne ſchlug mit weichen, ſchmeichelnden Wellen an ſein Gemüth, er fühlte ſich ſeltſam aufgeregt und gehoben; es ſchien, als ſollten dieſe mächtigen Accorde ihm ſein Inneres recht deutlich offenbaren.

Die Fremde ſchien ihn bemerkt zu haben; ſie ſprach, als die Symphonie beendet war, laut und lebhaft zu ihrem Nachbar; Conrad verſtand jedes Wort der wohlklingenden Stimme. Sie urtheilte mit Einſicht und reizender Lebendigkeit über einzelne Compoſitionen, und ſprach dann mit Laune über die verſchiedenen Wirkungen der Muſik auf die Gemüther. „Ueber mich“, fuhr ſie fort, „übt nun einmal die Macht der Töne eine eigene Gewalt; Vergangenheit und Zukunft greifen dann immer wunderbar in einander, und mir iſt, als hörte ich das Echo der früheſten Kindheit mit der prophezeihenden Stimme der fernſten Zeit zugleich in meiner Seele erklingen!“

Der Elegant lächelte bedeutend, und erſetzte die ihm mangelnde Antwort, mit einer wichtigen Miene.

„Ei, Sie ſehen da wieder vor ſich hin“, fuhr die Fremde fort, „als unterdrückten Sie nur mühſam den alten Vorwurf, daß wir ſo gern nach unſerm Gefühl wägen und erklären!“

„„Allerdings““, entgegnete der Fremde wohlgefällig, „iſt dies das Vorrecht der Damen, und das ein ſehr beneidenswerthes! Wir möchten mit der Natur wohl rechten, daß ſie uns dieſe Klarheit des Gefühls, dieſen feinen Verſtand ſo ſelten gewährt hat; wir faſſen immer hartnäckig nach feſtem Grund, indem Sie ſich leicht und frei in jenem unermeſſenen Raume bewegen!““

Er hatte bei dieſen Worten unwillkührlich ſeinen Nachbar angeblickt, und dieſer benutzte den günſtigen Augenblick, indem er, das Geſpräch fortſetzend, begann:

„Das möchte wohl mehr oder weniger der Fall ſein, je nachdem uns vergönnt war in der Nähe edler Frauen zu leben! Oft bedarf es nur einer Berührung zarter Hand, um dieſe Klänge zu erwecken; denn es liegt ja wohl auch in unſrer Bruſt, wenn wir nur nicht muthwillig dieſe Stimme unterdrücken!“ —

„„Sie ſind Soldat““, entgegnete die Dame freundlich, „„und ſcheinen dieſe mildere Natur nicht verläugnen zu wollen; das iſt eine ſeltene Erſcheinung, und muß von uns geehrt werden.““ Sie verneigte ſich anmuthsvoll, und der Blick ihres glänzenden Auges fiel wohlthuend in des Jünglings Seele. Ein neues Stück begann, Conrad fühlte nun erſt, wie die Fremde ſo ganz ſein inneres Gefühl ausgeſprochen habe; auch er vernahm die Stimme der Vergangenheit; ein unerklärlicher Reiz zog ihn in die Tage frühester Jugend zurück.

Gern hätte er noch einmal mit der Holden geſprochen, aber der Fremde hatte ſich, eine undurchdringliche Scheidewand, vor das ſüße Bild gelagert; ſein Beſtreben, noch ein Wort von ihr zu gewinnen, war vergebens.

Das Conzert war vorüber, der zierliche Nachbar erhob ſich, und bot der jungen Dame den Arm, die an der Seite einer älteren, jetzt ſchnell mit ihm den Saal verließ.

Conrad hätte gern ihren Namen erfahren, aber Niemand wußte ſie zu nennen; ſie waren fremd am Ort. — Mißvergnügt eilte er hinaus; eben rollte ein Wagen vor, zwei reichbekleidete Bedienten öffneten den Schlag; noch einmal erblickte er die ſchöne Unbekannte, die noch einen freundlichen Blick auf ihn warf, und dann hinter den ſeidenen Gardinen verſchwand. Schnell rollte jetzt der Wagen durch die matterleuchteten Straßen, er aber ſchritt langſam und nachdenkend dem Gaſthofe zu. —

Als er am andern Morgen ſeine Reiſe fortſetzte, fühlte er deutlich, er ſei ſeit geſtern in ſeinem Gemüth viel wirrer und unſchlüſſiger geworden.

Es lag von jeher in Conrads Charakter eine entſchiedene Abneigung vor jedem fremden Zurechtweiſen und Einmiſchen in ſein Handeln und Wollen; er ſah darin eine gewiſſe Demüthigung, eine feindliche Unterdrückung der eignen Kraft, die ſeinem ſonſt milden Charakter einen Anſtrich von Härte und Unbiegſamkeit gab. Schon als Kind zog ihm dieſe Widerſpenſtigkeit oft den Unwillen des Oheims zu, doch konnte dieſer deshalb dem Knaben nicht abhold werden, da er aus eignem Antrieb den Wünſchen ſeiner Vorgeſetzten zuvorkam, und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit jede Gelegenheit ergriff, ſich ihres Beifalls immer inniger zu verſichern.

So konnte er auch jetzt nicht den Unmuth überwinden, der ſeit dem vergangenen Abend nur noch heftiger in ihm erwacht war. — Es war ihm, als ſei nun das ganze reiche Paradies der Liebe für ihn auf immer verſchloſſen, in das er, wie in ein ihm unbekanntes, unendlich reiches Feenland, oft ſehnende Blicke geworfen hatte, — und je mehr ihn die Stimme der Pflicht aufforderte zum ſtillen Gehorſam, — um ſo verlockender traten die Erſcheinungen des Lebens vor ihm hin, als ſei nun erſt recht ſein Auge aufgegangen für alle Reize eines verweigerten Glücks. —

So ſtand auch das Bild der ſchönen Fremden in einem unerklärlichen Zauberglanz vor ſeiner Seele; er mußte immer wieder an ſie denken, und ihre Züge, der Wohllaut ihrer Stimme, hatte ſich ſo ganz mit den höhern Einwirkungen der Muſik in Eins verſchmolzen, daß er den Genuß dieſer Stunden nicht zu trennen vermochte, der ihm ſo wohlthuend geworden war.

Still träumend hatte er ſich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, und ſah mit düſterm Blick dem frohen Fluge der Vögel, dem ſüßen Spiel der Schmetterlinge zu, die in ſeliger Freiheit die ſchimmernden Bäume durchzogen. Die Gegenſtände um ihn her wurden ihm allmählig bekannter; er nahte den heimathlichen Fluren; ſchon ragte von fern die Thurmſpitze des Schloſſes Ulmenthal aus dem Thale hervor.

Der Weg dorthin führte nah' an Roſenhain, dem Gute des Obriſten von Burgau, vorüber. Ein

Hügel, ihm wohlbekannt aus den Tagen der Kindheit, trat jetzt in der freundlichſten Abendbeleuchtung hervor; er konnte nicht umhin, dieſen Schauplatz ſeiner glücklichſten Spiele mit ſtiller Freude zu begrüßen. — Ein einfacher Tempel hatte ſich auf ſeinem Gipfel erhoben, in deſſen Mitte, auf ſchlankem Piedeſtal, eine Marmorbüſte ſtand. —

Er ahnete ein Denkmal des theuren Verſtorbenen, und ſtieg aus, um ſich davon zu überzeugen. Die Pfade zur Höhe waren viel dichter und ſchattiger geworden; mit Vergnügen erkannte er manchen Baum, der, kräftig emporgeſchoſſen, dennoch ſeinen Namen in zarter Rinde noch treu bewahrt hatte. —

Jetzt war er oben, und wollte eben die Stufen des Tempels hinauf, als eine ſchlanke weibliche Geſtalt ſich hinter dem Denkmal erhob, und pfeilſchnell die andere Seite des Hügels hinabſtieg. — Kaum konnte ſein Blick der Leichtdahinſchwebenden folgen; ſie verſchwand bald in dem nahen Gebüſch. —

Schweigend nahete er ſich nun der theuern Büſte ſeines väterlichen Freundes; mit ſtiller Ehrfurcht betrachtete er die wohlgetroffenen Züge, und eine ſchnelle Rührung goß ſich wohlthuend über ſeine Seele. — „Ja, des Edlen Leben iſt ſein Lobgedicht!“ rief er, die einfache Inſchrift betrachtend, aus, und dankte heimlich der treuen Hand, die ſein Gedächtniß ſo ſchön bewahrt hatte für die ſpätere Zeit. Ein Körbchen mit Blumen lehnte an dem Marmor; er mußte unwillführlich Mariens gedenken, und ſein Blick erhob ſich noch einmal ernſt und fragend zu dem Marmorgeſicht. —

„Du wollteſt gewiß nur mein Glück, o, du theurer, mir ewig verehrter Freund!“ rief er in ſtiller Wehmuth, und es war, als lächelten ihm die ſtarren Züge recht mild und freundlich die Beſtätigung zu.

Bald verbreitete ſich in Roſenhain die Nachricht von der Ankunft des jungen Barons; man ſah ſeinem Beſuche mit Freuden entgegen, weil man in ihm den Zögling des Verſtorbenen ehrte und ſich einen angenehmen Nachbar in ihm verſprach. Indeß wußte keines um den Wunſch des Verſtorbenen, weil dieſer aus Zartgefühl das Gelingen ſeines Plans nur in die Hände ſeines Neffen gelegt hatte. Doch wie er auch über dieſen Punkt gänzlich ſchwieg, ſo hatte er es ſich doch nicht verſagen können, in Mariens Herzen den Keim des Wohlwollens für den Entfernten heimlich zu pflegen und aufzuziehen. Das ſinnige Mädchen ward bald die innige Vertraute des Freiherrn; ihr theilte er ſeine liebſten Freuden, Conrads Briefe, mit, die durch ihre klare Offenheit Mariens Blick tief in des Jünglings Herz fallen ließen, ſo daß ſie mit ſeinem innern Leben bald ſo freundlich vertraut wurde, wie mit dem eignen.

So geſchah es, daß das Bild des entfernten Freundes ſich immer inniger in ihre Phantaſie verwob, und bald unzertrennlich von allen ihren Wünſchen und Hoffnungen wurde.

Mariens Charakter hatte ſich unter der Leitung einer liebenden Mutter entfaltet, indeß die ältere, Beatrix, eine glänzendere Erziehung in dem Hauſe einer Verwandten genoſſen hatte, die ſich in der Hauptſtadt aufhielt. So hatten ſich beide auf ganz verſchiedene Weiſe ausgebildet. Jene kannte keinen Schmuck, als den der einfachen Natur und eines edlen, für alles Schöne und Gute ſorglich ausgebildeten Herzens, da hingegen dieſe mit Talenten und Fertigkeiten aller Art auf's reichſte ausgeſtattet, nach dem Tode der Mutter in das väterliche Haus zurückkehrte. — Ihre ſeltenen Geiſtesgaben, verbunden mit dem Reiz der blühendſten Jugend, machten ſie zum Gegenſtand der Bewunderung weit umher. Mit der ihr eignen Gewalt gewann ſie bald Herrſchaft über ihre Umgebungen; — unter ihrer Anleitung erblühte ein ganz neues Leben in dem Burgau'ſchen Hauſe. — Wo ſonſt nur ſtille Häuslichkeit ihren Altar hatte, erhob ſich jetzt, in aller Eleganz ſtädtiſcher Sitte, der Tempel glänzender Geſelligkeit. — Beſuche wurden gegeben und empfangen, und das an ſich ſchon ſo reizende Landleben ſchien durch den Verein mit Kunſt und allen Genüſſen der großen Welt zu neuem wunderbaren Glanz geſteigert.

Marie theilte, aus Liebe zu Beatrix, mit Freuden alle ihre Neigungen und Anordnungen, doch bewahrte ſie, mitten in dem Gewühl glänzender Zerſtreuungen, jene ſanfte Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit, mit der ſie ſtets unter ihren Umgebungen gewandelt hatte.

Wohl geſchah es bisweilen, daß die ſtille, mehr in ſich ſelbſt lebende Jungfrau von den glänzenden Eigenſchaften der Schweſter in Schatten geſtellt und von der Menge verkannt wurde; aber um ſo inniger wurde ſie von den wenigen geliebt, die ganz eingehen durften in ihr frommes, ſinniges Gemüth. Zu dieſen hatte vor allen der alte Freiherr gehört; er fand in ihr alle die weiblichen Tugenden wieder, die ihn einſt an ihre Mutter mit treuer Verehrung gefeſſelt hatten. Sein Tod wurde daher von Marien auf's ſchmerzlichſte empfunden, und nur die Hoffnung, in Conrad ſein Bild auf's treuſte wiederzufinden, beruhigte ſie, indem dies zugleich ihr Gemüth in doppelter Sehnſucht dem theuern Freunde entgegenwandte. Der aufkeimende Frühling, der ſein reiches Füllhorn über Gärten und Fluren ausgoß; das ſtille Treiben, was in den Hainen und in den grünenden Feldern begann, erweckte in jeder Menſchenbruſt das Aufathmen höherer Freude.

Mit ſtiller Wonne ſah Marie die Schöpfung ſich täglich ſchöner entfalten; ihr wollte es bedünken, als ſchmückte ſich alles zu dem Empfange des theuern Freundes, dem ſie ſo liebend entgegenſah.

An einem heitern Nachmittage beſchloß Conrad ſeinen Beſuch in Roſenhain. Das Bild des einfachen Familienlebens vergangener Zeit ſtand vor ſeiner Erinnerung, als er ſich der Schloßpforte nahte; daher war er nicht wenig erſtaunt, als man ihn in einen glänzenden Saal verwies und ihm dort eine zahlreiche Verſammlung entgegenſtrahlte. — Mit freudiger Herzlichkeit kam ihm der alte Obriſt entgegen, und ſtellte ihn den Anweſenden als ſeinen zukünftigen Nachbar vor, worauf ſich viele um ihn drängten, und er manche Namen wieder hörte, die ihm noch aus jener Zeit im Gedächtniß geblieben waren. Jetzt fiel ſein Blick zufällig auf ein hohes Frauenbild, das ihn auch erſt zu gewahren ſchien, und ihm freudig entgegenkam. „Meine Tochter Beatrix!“ rief Burgau, ihm die Liebliche zuführend. — „O, mein Gott!“ rief

Conrad, und faßte, von Freuden überwältigt, die dargebotene Hand, denn vor ihm ſtand die ſchöne Fremde, den Blick in frohem Erſtaunen auf ihn gerichtet, ihn ebenfalls erkennend.

„„Wir ſollten uns ſchon früher begegnen““, hub Beatrix freundlich an, „„und nun erſt erklär' ich mir das ſeltſame Hervortreten längſt vergeſſener Bilder früherer Zeit! Es war nicht die Muſik allein, die jene Klänge hervorrief, es war Ihr Erſcheinen, lieber Ulmen, was mich ſo deutlich an die Vergangenheit mahnte!““

„Gewiß, gewiß!“ fiel jener freudig ein, „o wie ſchön iſt es doch, daß jener Abend mir nun noch beweiſen muß, daß ich nicht ganz vergeſſen wurde!“ Er verneigte ſich hochachtungsvoll, und trat an der Hand der lieblichen Beatrix in den Kreis der Gäſte zurück. —

Hier gewahrte er zu ſeinem Verdruß auch wieder den zierlichen Fremden, der ihn mit demſelben vornehmen Lächeln zu meſſen ſchien. Er begegnete, ſo oft er den Blick erhob, ſeinen durchdringenden Augen, ob ſich gleich jener abſichtlich von ihm entfernt zu halten ſchien, und, im ruhigen Geſpräch mit ſeinem Nachbar, nur ſeinen Blicken geſtattete, dem ſchönen Gaſt zu begegnen, den Beatrix auf das lebhafteſte zu unterhalten bemüht war.

Bald ſchloß ſich der Kreis enger um die liebliche Schwätzerin, die Unterhaltung wurde allgemeiner, und alles athmete den Geiſt der Fröhlichkeit, der gleichwohl nur von der geiſtreichen Beatrix auszugehen ſchien. Conrad fühlte ſich durch ihre Nähe ſeltſam erheitert und gehoben; ſie wußte mit der ihr eignen Gewandtheit ſeinen Geiſt zu erwecken, und ihm den Leitfaden der Unterhaltung zuzuſpielen, ſo daß er faſt unbewußt die erſte Stelle im Kreiſe der Sprechenden einnahm, was ſeinen Muth und ſeine Laune ungewöhnlich erhöhte. — Dabei hielt Beatrix den Kreis der übrigen Herren in einer faſt ſcheuen Entfernung; denn ſo anerkennend ſie gegen Conrads Verdienſte war, ſo muthwillig ſpielte ſie mit den Aeußerungen der andern, und ſandte oft ſo treffende Pfeile des Witzes umher, daß jeder ihre Ueberlegenheit demüthig anerkennen mußte, ohne ihr deshalb zürnen zu können. Verblendet von dem Liebreiz ſeiner Nachbarin, hatte Conrad kaum bemerkt, wie eine zarte Mädchengeſtalt ſich unter die Anweſenden gemiſcht hatte. — Es war Marie, die von häuslicher Beſchäftigung abgehalten, erſt jetzt in den Kreis trat. Mit ſchüchternem Erröthen, den Blick zu Boden geſenkt, trat ſie jetzt, an ihres Vaters Hand, vor den Freund, den ſie liebend im Herzen trug. — Mehr überraſcht, als erfreut, ſprang Conrad auf, und ſtammelte einige Worte höflicher Begrüßung. Ihm war, als müßten ſich die Augen der ganzen Verſammlung dabei auf ihn richten, als den ihr beſtimmten Bräutigam, und dies erweckte in ihm plötzlich den alten Geiſt des Widerſpruchs, ſo daß er augenblicklich ſein Betragen darnach zu richten beſchloß, und alles vermied, was nur im mindeſten jene Meinung beſtärken konnte.

Conrads Verlegenheit, die gemeſſene Kälte ſeines Betragens, war Marien nicht entgangen. Wie von dem ertödtenden Hauche des Decembers berührt, ſchloſſen ſich alle Frühlingsblüthen ihres jungfräulichen Herzens; vergebens ſuchte ſie die kindliche Unbefangenheit wieder zu gewinnen, mit der ſie ſo gern jedem Weſen entgegentrat. Stumm, im Innern tief verletzt, trat ſie zu dem entferntern Theile der Geſellſchaft, und bemühte ſich den Schmerz zu bekämpfen, der allmählig in ihr emporarbeitete, um ſich in Thränen zu löſen.

Ein Mann in ſchwarzer Kleidung, der Conraden ſchon früher durch ſein bleiches, ausdrucksvolles Geſicht aufgefallen war, wurde ihm jetzt unter dem Namen Albano vorgeſtellt. — Die Achtung, mit der man ihm allgemein begegnete, ſein ſtilles, ernſtes Weſen, nahm für ihn unbewußt ein, ſo daß auch Conrad ſich eines heimlichen Verlangens nicht erwehren konnte, ſich ihm zu nähern. Albano's Blick ruhte lange, und wie es ſchien, mit einem faſt wehmüthigen Ausdruck auf ihm, dann ergriff er ſeine Hand, und ohne ſeine Augen von ihm zu wenden, ſagte er, wie in tiefes Nachdenken verſunken: „Wir werden dennoch Freunde werden!“ Bald aber, als erſchrecke er gleichſam über ſich ſelbſt, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und ſprach lauter: „Wundern Sie ſich doch ja nicht, wenn Ihnen der Fremde recht zudringlich erſcheint! Die Freundſchaft des theuern Mannes, den Sie als Vater betrauern, mein Zuſammenleben mit ihm, hat in mir den Wunſch ſchon längſt erregt, Ihnen dereinſt näher zu ſtehen, daß“ — „„daß Sie nun einmal einen Schritt entgegen thun, ſtolzer Albano!““ fiel Beatrix lebhaft ein; „„es iſt mir nur lieb, daß ich endlich einmal erlebt habe, daß Sie auch ein Herz haben, denn noch ſtanden Sie unter uns, kalt und wortlos, wie Ihre Bilder!““

„Aber werden Sie deshalb nicht ſtolz auf Ihren Sieg!“ — wandte ſie ſich zu dem Baron, „ein höherer Wille ſcheint hier im Spiele zu ſein: denn, ſehen Sie ſelbſt, hat die Natur Sie nicht beide durch eine vollkommene Aehnlichkeit gleichſam zu Freunden beſtimmt?“ —

Conrad warf unwillkührlich einen Blick in den Spiegel, vor dem ſie ſtanden, und trat faſt erſchrocken einen Schritt zurück, von der Wahrheit ihrer Rede getroffen. Geſtalt und Züge waren dieſelben, nur daß Albano's Geſicht einen ernſten, faſt ſchwermüthigen Charakter, das ſeine allen Frohſinn glücklicher Jugend verrieth; daſſelbe galt auch von ihrer Sprache, was ihm früher ſchon aufgefallen war. —

Albano's Künſtlerauge hatte ſchon längſt bemerkt, was jetzt ausgeſprochen wurde. Sein Geſicht verklärte ſich immer milder, dann ſagte er ernſt: „Da es nun wirklich ſo iſt, ſo dürfte uns eben nicht wundern, wenn wir auch gleiche Neigungen theilten! Ich wußte es ja auch längſt, ich würde Sie als einen Bruder lieben müſſen, und ſo wird ſich ja auch alles in Lieb' und Freude löſen, Alles, Alles!“ —

Conrad verſtand dieſe letzten, leis ausgeſprochenen Worte nicht ganz, doch konnte er nicht umhin, ihm herzliche Worte zu erwiedern; er fühlte ſich von dem dunklen Weſen Albano's ſeltſam angezogen. —

Noch ſtanden ſie beide im Geſpräch, als Graf Fernando (ſo hieß der Fremde, dem Conrad hier zum zweiten Male begegnete), zu ihnen trat, und zu dieſem begann: „Sie, Herr Baron, ſind eigentlich um eine recht genußreiche Stunde zu ſpät gekommen! Albano gewährte endlich unſere Bitte, und zeigte uns ſeine reichen Kunſtſchätze, ſeine Gemälde. — Sie kennen gewiß all' die maleriſchen Anſichten unſerer Gebirgsgegend; daher müßte es für Sie doppelt intereſſant ſein, die ſchönſten Punkte dieſes reichen Panorama's mit eben ſo viel Geſchmack als Kunſt gewählt und ausgeführt zu ſehen." Albano verneigte ſich, ein leiſes Lächeln verbergend. Conrad aber, aufmerkſam gemacht auf ein Talent, das er ſtets mit wahrer Liebe gewürdigt hatte, — und das jetzt der Erſcheinung Albano's eine noch höhere Bedeutſamkeit gab, erwiederte beſcheiden, wie er wohl hoffe, dereinſt dafür entſchädigt zu werden, wenn Albano erſt ſeine Vorliebe für dieſe herrliche Kunſt gehörig erkannt haben würde. — Ein freundlicher Blick des Künſtlers gab ihm die gewiſſe Beſtätigung. Der Graf ſuchte das Geſpräch weiter fortzuſetzen, und ließ ſich mit vielem Pomp und großer Weitläuftigkeit über bekannte Werke der Kunſt aus; doch klangen ſeine Worte oft recht abſprechend und anmaßend, ohne überzeugen zu können. Conrad fühlte bald, daß ſein Urtheil einem grell zuſammengeſetzten Farbengemiſch glich, das augenblicklich blenden, aber nie befriedigen konnte. Albano hörte zu, ohne viel zu erwiedern; wie aber jener endlich in hoher Selbſtzufriedenheit die Freunde verließ, ſagte er leiſe zu Conrad: „Wie iſt doch nur ſo Wenigen ein tiefer Blick in den Himmel der Kunſt gegeben! unter allen dieſen iſt nur ein Weſen, dem zu Luſt und Liebe ich meine Gemälde aufſtellte!“

Conrad wollte nicht weiter fragen, aber er rieth heimlich auf Beatrix, die ſeinen Sinn durch die ihr eigene Geiſtesanmuth gefangen hielt.

Der Abend war unter abwechſelnder Unterhaltung herangekommen; die Geſellſchaft hatte ſich verabſchiedet, und auch Conrad beſtieg den prächtigen Goldfuchs, der bald in luſtigen Courbetten mit ihm dahintrabte.

Die noch Anweſenden hatten ihn begleitet, und ihm das Verſprechen abgenommen, recht treue Nachbarſchaft zu halten. Noch ſah man dem gewandten Reuter nach, auf allen Geſichtern war der freundliche Eindruck zu leſen, den er zurückgelaſſen hatte.

Conrad gehörte zu den glücklichen Naturen, die durch eine gewiſſe Offenheit und Heiterkeit des Gemüthes ſchnell für ſich einnehmen, ohne erſt jene Vortheile geltend zu machen, welche eine höhere Bildung des Geiſtes und Herzens dem Manne giebt. Wohl dürfte er auch auf dieſe Anſpruch machen, doch war er ſich deſſen kaum bewußt. Auch fehlte ihm, da er in den Jahren kriegeriſcher Unruhen nur auf den Umgang ſeiner Cameraden beſchränkt war, jene Sicherheit des Betragens in feinern Cirkeln, die dort oft mehr gilt, als wahrer Gehalt. Daher that es ihm wohl, wenn er ſich durch fremde Annäherung gehoben und ermuthiget ſah; ſein lebhafter Geiſt erwachte dann ſchnell in ſeiner eigenthümlichen Anmuth. Kein Wunder, wenn eine zarte Dankbarkeit das Wohlgefallen an Beatrix noch erhöhte. — Sie hatte ihm gleichſam zu einer beſtimmten Anerkennung ſeiner ſelbſt emporgeholfen, ein Vorrecht, welches geiſtreichen Frauen vor allen gegeben iſt.

Seine Phantaſie malte ihm mit glänzenden Farben das Leben aus, das ſie ihm aufgeſchloſſen hatte. — Er dachte ſich in dem Beſitz ihrer Hand beglückt durch Liebe und Anmuth, und träumte ſich in eine Glückſeligkeit hinein, von der ihm ſonſt kaum eine Ahnung geworden war. — Ihm war nicht entgangen, wie viele der Herren, vor allen der Graf, der ihm an Rang und Anſehen überlegen war, nach ihrem Beifall allein zu ringen ſchienen; wohl begegnete ſie dem letzten mit ehrender Achtung, — doch hatte ſie ſich mit ihm offenbar am liebſten beſchäftigt. — Das gab ihm Hoffnung zu dem glänzendſten Triumph. „Ja!“ ſprach er vor ſich hin, „das Geſchick ſcheint meine Zweifel von ſelbſt löſen zu wollen. Die Stimme des Herzens iſt die ſicherſte Verkündigung ſeines Willens,

— und dieſe flüſtert mir ſehr vernehmlich zu: Liebe die, und ſei glücklich. Auch darf ich ja dieſem Rufe folgen, ohne deinen Wunſch zu verletzen, du lieber verſtorbener Vater! — Du wollteſt ja doch nur eigentlich die Vereinigung unſerer Familien, und wirſt nicht zürnen, wenn ich nur einen andern Weg wähle zum Ziele, wo mein Glück und dein Wille zuſammen beſtehen kann!“ Mit ſolchen Gedanken kam er in Ulmenthal an, und ſein ermuthigtes Herz ſchlug freudig und frei der Zukunft entgegen. —

Ein ſonniger Morgen hatte ſeine hellen Lichter über die Gärten an Roſenhain geworfen; die hohen Kaſtaniengänge prangten mit farbigen Blüthendolden, und ſummende Käfer durchſauſten das friſche Laub.

Marie ging ſinnend durch die Alleen, die das Schloß umgaben, den blühenden Terraſſen zu. — Hier, wo von lichter Höhe die Blicke herabfielen, in den maleriſchen Abſtufungen, von Beet zu Beet, von einem blühenden Laubgang zum andern, bis in das tiefe, morgenduftige Thal und die purpurne Ferne, — hier ſtand ſie ſtill, das Herz weit öffnend den milden Strömungen der Frühlingsluft.

Süße Düfte ſtiegen von den nahen Aurikelbeeten in leichten Wölkchen empor, — ein lieblicher

Weihrauch auf dem reichgeſchmückten Naturaltar. Das ganze unendliche Gefilde ſchien von einem leiſen Schleier überhangen, als läge es noch feiernd im ſtillen Gebet, ſittig verhüllt dem irdiſchen Blick, in der großen Stunde der Andacht. Ein lauer Lufthauch wehte Schleier und Locken von Mariens Stirn zurück, und berührte ihre Wangen mit leiſem Fittig. — Ihr Gemüth erhob ſich in unnennbarer Rührung; ſie hatte noch Thränen im Auge, aber ſie trockneten bald in dem Sonnenſtrahl einer himmliſchen Freudigkeit.

„Mache du ihn nur glücklich!“ ſo betete ſie ſtill zu dem Morgenhimmel empor, „mir gieb nur recht viele ſolcher Augenblicke, gleich dieſem, daß ich Kraft ſammle zum Entſagen und zu jener Freude am Glück des Geliebten, was doch immer die ſchönſte Blüte ächter Liebe iſt! — Ich hatte wohl die Zukunft zu ſchön geſchmückt, meinen Hoffnungen zu viel erlaubt, aber dies entſchuldige du nur, o du Lieber, der meine Gedanken an ihn gewöhnte, daß ich ſein Bild immer ſuchen mußte, wie das Auge das Licht! — Wohl muß es nun anders werden!“ fuhr ſie leiſer fort, ſich eine kaum entfaltete weiße Roſe brechend. „Es iſt nur ſchwer den Weg zu finden aus dem Traum zur Wirklichkeit. Albano hatte Recht, wenn er ſagte, die Ideale ließen ſich nicht herabziehen in's Leben, man muß ſie fern halten, daß ſie uns ewig bleiben! Fern wird auch das Meine bleiben, aber eben darum ewig, ewig mein!“ Stillſchweigend brach ſie noch mehrere Blumen zum Strauß, und warf dann den Blick beruhigter zur Tiefe hinab.

Da zerriſſen die Nebelſchleier, und die Sonne überblickte triumphirend ihr blühendes Reich, das in ſchimmernden Farben hervortrat, mit den friedlichen Dörfern, und dem hohen Schloß Ulmenthal, und den funkelnden Waſſerſpiegeln und ſeitwärts ragenden Waldhöhen. Aber Marie breitete die Arme dem lockenden Bilde entgegen, und ſeufzte ſtill: „Wie ſchön iſt die Welt! wie reich, wie ſelig, wie unendlich beglückend könnte das Leben ſein!“

Unten auf einer tiefern Terraſſe ſaß Albano, mit einem Gemälde beſchäftigt, was er zur Erinnerung ſeines hieſigen Aufenthalts mit Liebe begonnen hatte. Marie lauſchte gern dem Spiel der fleißigen Hand, und war dem ſinnigen Künſtler genaht, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Lange betrachtete ſie, über ſeine Schulter gebeugt, die emporblühende Landſchaft, — da glitt die weiße Roſe aus ihrer Hand, und auf das Gemälde. Albano ſah zu der Jungfrau empor, die ſtumm und freundlich hinter ihm ſtand. Er hatte jetzt keine Worte finden können, ſie zu begrüßen. Sie deuchte ihm, in der klaren Morgenbeleuchtung, mit dem flatternden Schleier, ein Engel der Frühe, der mild weckend durch die Blumen geht. Sein Blick neigte ſich vor ihr in ſtummer Feier. Lang ſchwieg auch Marie, die Augen auf das Gemälde geheftet. Endlich begann ſie freundlich: „Sie ſcheinen mit Ihrer Arbeit ſo zu eilen, guter Albano, als gedächten Sie uns bald zu verlaſſen?“ — „„Verlaſſen““, wiederholte Albano, das Haupt verneinend bewegend; „„doch ja, ich habe es dem Baron Ulmen verſprochen, einige Zeit bei ihm zuzubringen! Sie irren nicht, Marie, daß ich deshalb das Bild ſchneller beende! Ich ſehne mich nach dieſer Zeit!““ — Marie ſah ihn ernſt und wehmüthig an, und bückte ſich, um eine Thräne zu verbergen, nach der Roſe. — Aber Albano faßte ſie ſchnell, und ſie in ſeinem Buſen verbergend, ſprach er ſanft: „„Dieſe Blume gönnt mir wohl Marie, da ſie mir der Zufall beſtimmte!““ Hocherröthend ſenkte die Jungfrau der Wimper zarten Schleier, aber ein vergebender Blick fiel auf den Bittenden, ehe ſie ſchied.

Conrad mußte wegen Erbſchaftsangelegenheiten einige Zeit in der nahen Reſidenz verweilen. Er wurde durch ſeine dortlebenden Verwandten in mehrere angeſehene Häuſer eingeführt; alles kam dem liebenswürdigen, begüterten Baron mit Artigkeit entgegen.

Man ſprach mit Theilnahme von dem Verſtorbenen, man wünſchte ihm Glück zu ſeiner vortheilhaften Lage, und erwähnte ſeiner Nachbarſchaft mit ehrendem Lobe. Die Fräulein von Burgau wurden oft, und, wie es ihm ſchien, nicht ganz ohne Bezug, ein Gegenſtand des Geſprächs. Der Kreis der Damen entſchied ſich für Marie, der der Männer einſtimmig für Beatrix, die man als das leuchtendſte Sternbild weit umher verehrte. —

Das Urtheil der Erſten über dieſe ſchien dem aufmerkſamen Conrad nicht ganz unpartheiiſch zu ſein; man erzählte ihm von der Aufmerkſamkeit, die der Fürſt der reizenden Beatrix einſt bei einem glänzenden Feſt bewieſen habe, und erwähnte eines koſtbaren Geſchenks, das ſie aus hohen Händen empfangen haben ſollte.

Ein leiſer Neid ſchien hierbei die Worte oft recht feindlich zu wählen, doch hielt dies Conrad gerade für kein ungünſtiges Zeichen, indem dergleichen Aeußerungen ihn oft nur noch mehr in dem Werth der Angefeindeten beſtärkt hatten.

Ein Umſtand indeß wollte ihm weniger behagen; er erfuhr, daß Graf Fernando, der eine bedeutende Rolle am Hofe ſpiele, faſt allgemein für den heimlich Verlobten der ſchönen Beatrix gelte; — man wußte um ſeine öftern Beſuche in Roſenhain; man hatte das Fräulein oft in dem Hauſe ſeiner Schweſter, der Frau von B. geſehen, ja, auch ſogar von einer Badereiſe gehört, auf welcher Beatrix vor kurzem jene begleitet haben ſollte. — Conrad dachte an den Abend im Conzert, und fand darin einen Beleg zu jenen Erzählungen. — Er fühlte ſeine Laune merklich herabgeſtimmt, doch galt dies mehr der Ungewißheit ſeiner Hoffnungen, als irgend einem Mißtrauen, das ſein argloſes Herz nicht kannte. — Er rief ſich lebhafter das Bild des Grafen zurück. Er war ſchön, das konnte er nicht läugnen; auch gab ihm ſein ſtolzes, gemeſſenes Betragen eine ſcheinbare Ueberlegenheit über Andere, ſo daß ſich faſt jeder in ſcheuer Entfernung von ihm hielt. Albano nur war der Einzige geweſen, der dem Hochmüthigen dieſen Tribut verweigert hatte, und ſein eigenes Gefühl hatte darin unbewußt mit eingeſtimmt. — Aber was entſchied dies Alles? Beatrix hatte ſich, das war gewiß, viel gütiger gegen ihn, als gegen den Grafen bewieſen, aber galt das für immer? war dies nicht vielleicht nur eine Artigkeit, die ſie dem Jugendfreunde willig zollte, und um ſo unbefangener, je abſichtloſer ſie ihm entgegentrat? — Kurz, die Sache blieb bedenklich, und es ſchien, als erhöhten dieſe Zweifel ſein Gefühl für Beatrix, ſo daß es bald die Geſtalt der glühendſten Neigung gewann.

Als die Güter des Verſtorbenen dem jungen Baron gerichtlich übergeben waren, fing dieſer an, ſich in dem Kreis ſeines Wirkens auf's Thätigſte zu bewegen. Die pünktlichſte Ordnung erblühte unter ſeiner Anleitung, und ſeine Unterthanen waren ihm bald, und ſeiner ſtrengen aber zweckmäßigen Leitung, auf's innigſte ergeben.

Noch hatte er immer aufgeſchoben, an den Sachen zu rühren, die ſeit dem Tode des Freiherrn im Schloſſe ſo erhalten waren, wie er ſie zuletzt geordnet hatte.

Endlich nöthigte ihn eine verlangte, nicht vorzufindende Schrift, mehrere Pulte zu durchſuchen, und endlich auch den Secretair, an dem der Verſtorbene gewöhnlich gearbeitet hatte. — Mehrere Gegenſtände, ihm noch aus früher Jugend bekannt, begegneten ſeinen Blicken, und erinnerten ihn auf das Lebendigſte an des Dahingegangenen ſtilles Walten.

Das geſuchte Papier fand ſich vor, und zugleich noch mehrere Pakete, die ſorglich geordnet und überſchrieben waren. Ein nettes Käſtchen, das in einer tiefern Schublade wohl verwahrt war, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Es trug die

Ueberſchrift: „Für Conrad's Braut, Marie." Er öffnete es, und ein reicher Brillantſchmuck glänzte ihm entgegen. Ohrringe, Halsband und Armſpangen, nicht von der neueſten, aber ſehr zierlichen Arbeit, ruhten, wie ſchimmernde Thautropfen, auf dem roſafarbenen Sammet, der ihnen zur Folie diente. Vor allen aber ſtrahlte ein Ring hervor, der an Größe der Steine das Uebrige an Werth zu übertreffen ſchien; er war in einen Zettel gehüllt, worauf treue Liebe die Worte ſchrieb: Da du uns nicht verbinden ſollteſt, — ſo vereine nun in ihnen unſere Namen auf immer. — Conrad beſchloß nach kurzem Nachdenken den Ring, der ſo nicht zu dem Schmuck zu gehören ſchien, von ſeinem zu trennen, das Käſtchen aber Marien als ein ihr beſtimmtes Vermächtniß einzuhändigen. —

Den Ring wollte er bewahren, ſeine Erwählte damit zu ſchmücken, damit das Wort erfüllt werde, das ihm beigefügt war. —

Mit einer Freudigkeit, als gält' es eine Ehrenſchuld abzutragen, nahm er das Käſtchen, von dem er die Ueberſchrift abgelöſ't hatte, und eilte damit nach Roſenhain.

Sein Entſchluß war gefaßt, und alles klar und vorwurfsfrei in ſeinem Herzen. Das gab ihm eine ſichere Stellung gegen alle; er gedachte jetzt Mariens ohne allen Zwang und peinliche Unruhe, als einer künftigen lieben Verwandten, und belächelte heimlich ſein erſtes verlegenes Betragen.

In Roſenhain angekommen, vernahm er, daß der Obriſt mit Albano und Beatrix abweſend ſei und ſie erſt ſpät am Abend erwartet wurden. Marie war allein zu Hauſe; nach kurzem Ueberlegen beſchloß er, ſich melden zu laſſen, und wurde bald darauf in des Fräuleins Zimmer geführt.

Mit ſtiller Würde empfing ihn Marie; — der erſte Kampf war beſtanden, der innere Himmel ſpiegelte ſich wieder klar und helle in Blick und Mienen, ſie trat ihm ernſt, aber unbefangen entgegen, und erwiederte ſeine höfliche Entſchuldigung mit feiner Artigkeit. Conrad warf einen flüchtigen Blick durch das Zimmer; zwei reinlich gekleidete Kinder ſaßen ſeitwärts an einem Tiſchchen beſchäftigt, von Zeit zu Zeit verſtohlen herüber blickend. „Sie haben noch Geſchwiſter?“ frug dieſer erſtaunt.

Marie verneinte lächelnd, und fuhr dann erröthend fort: „Dieſe Kleinen gehören dem Gärtner, ſie beſchäftigen ſich nur gern bei mir!“ — Freundlich bot ſie dem Baron einen Platz neben ſich auf dem Sopha an, und ein Geſpräch begann jetzt zwiſchen beiden, — das immer anziehender wurde, je ungezwungener ſich ihre Seelen entfalteten. Mariens tiefe Gemüthlichkeit verlieh ihren Worten einen Zauber, der dem Herzen ſehr wohl that. Er war nicht jenen ſchimmernden Blitzen zu vergleichen, die Beatrix um ſich her verſandte, nicht der Gewalt, die jene über Aller Sinne ausübte. Er glich jener Wärme, die eine edle That unbewußt dem Herzen mittheilt und es für alles Gute und Schöne gewinnt. Immer hatte Conrad das Wort auf den Lippen, mit dem er ihr das Käſtchen zu überreichen gedachte, aber eine ſeltſame Scheu hielt ihn fortwährend zurück. Da wurde Marie zu einem häuslichen Geſchäft abgerufen, ſie entſchuldigte ſich höflich, ihn auf einige Augenblicke verlaſſen zu müſſen, und ging.

Conrad hatte immer gehört, daß das Zimmer einer Dame oft der treffendſte Spiegel ihres eigenen Bildes ſei; er hatte jetzt Muße dergleichen Betrachtungen anzuſtellen, und geſtattete ſeinen Augen die freieſte Prüfung. Die Verzierungen des Zimmers waren auf's einfachſte gewählt, doch trug Alles den Stempel der Ordnung und höchſten Reinlichkeit; zwei große Gemälde zogen ihn näher, ſie hingen über einem Tiſchchen, das mit zwei maleriſch geordneten Blumenvaſen geſchmückt war, und zeigten ihm das wohlgetroffene Bild ſeines Pflegevaters und einer Frau, die Conrad bald, aus der

Aehnlichkeit mit Marien, für deren Mutter er kannte. Er ſtand nahe bei den Kindern, die mit großen Augen zu ihm emporſahen. „Du ſchreibſt wohl ſchon?“ ſprach er zu dem kleinen Krauskopf, der ihn freundlich anlächelte. — „„Ich bin ſchon fertig, aber Annchen ſoll noch anfangen!““ erwiederte das Kind mit glänzenden Augen, — das Andere aber ſaß betrübt da, und ſtarrte auf eine zierliche Vorſchrift. „Warum biſt du nicht eben ſo fleißig?“ frug er freundlich. „„Weil du da biſt““, erwiederte das Kind mit weinerlichem Tone, „„nun kann ſie mir nicht die Hand führen, und der Pauli iſt fertig, und den wird ſie nun allein lieb haben.““

Mariens Erſcheinen unterbrach das klagende Kind. Sie trat zu Conrad, der ſich wieder zu den Gemälden gewandt hatte. „Sie haben recht, hier zu verweilen!“ begann ſie zu ihm; „dies theure Bild Ihres Oheims muß, wie mich, auch Sie gewiß auf's innigſte anſprechen; Albano legte in dies Geſicht ſo ganz den ſeelenvollen Ausdruck, der ihm eigen war. Er ſcheint mir immer noch dem Leben anzugehören, und ich täuſche mich oft gern, indem ich es betrachte.“ —

„„Wenn ich““, begann Conrad, „„von dieſem Zeichen der Theilnahme auf ein noch lebendiges Andenken für den Verſtorbenen ſchließen darf, ſo iſt dies wohl der rechte Moment, Ihnen ein Vermächtniß zuzuſtellen, das er in meine Hand gab, um es Ihnen in ſeinem Namen zu überreichen!““ Hocherröthend empfing Marie das Käſtchen; als ſie es aber öffnete, fing ihre Hand an zu zittern, ſie mußte ſich abwenden, um dem Baron ihre Bewegung zu verbergen. Doch entging dieſem ihre Stimmung nicht; er ſuchte das Geſpräch auf etwas anderes zu lenken, aber ſie ſah ihn mit einem ſo wehmüthigen Blicke an, daß er verlegen wurde und ebenfalls zu ſchweigen begann. — „Irren Sie ſich nicht, Herr Baron?“ begann jetzt Marie gefaßter, „galten dieſe koſtbaren Juwelen auch gewiß Marien?“ Conrad beſtätigte es auf das Angelegentlichſte; doch lag etwas in Mariens Blick, das ihn ſeltſam verwirrte. Er ſuchte vergebens eine ruhige Unterhaltung einzuleiten, — Marie ſchien nur mit Anſtrengung ihm zuzuhören, — er ergriff einen ſchicklichen Vorwand, ſich früher zu empfehlen; zumal da er erfuhr, daß das Conzert, welches die Uebrigen nach der Reſidenz gelockt hatte, erſt heute beginnen ſollte, und daher ihre Ankunft vor ſpät Abends nicht zu erwarten war. —

Als Marie allein war, konnte ſie nicht länger mehr den hervorſtrömenden Thränen gebieten. Sie kannte den Schmuck, der Freiherr hatte ihr einſt ſcherzend ſeinen Wunſch vertraut, dereinſt die Braut ſeines Conrads damit zu ſchmücken. Sie ahnete den Zuſammenhang, und fühlte ſich durch des Barons Betragen im Innern tief verletzt. Ihr hohes Gemüth hatte ſich über den Schmerz der erſten Täuſchung emporgehoben. Es ſchien ihr, ſeitdem ſie ſein Wohlgefallen an Beatrix bemerkt hatte, nun ganz unmöglich, ihm je etwas zu ſein. Sie hatte ihn aufgegeben, aber in ihrem Herzen lebte die ſtille Neigung fort, denn noch ſtand das Bild des Geliebten klar und unentweiht vor ihrer Seele. Heut war es anders. Sie ſah in dem willkührlichen Handeln des Barons ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligſten. Sie glaubte des Verſtorbenen Willen mißverſtanden, ſich ſelbſt verſchmäht, abgefunden mit einem Gut, deſſen Werth in ihren Augen nur noch die Schmach vergrößerte, die ſein Betragen auf ſie lud. Mit all' dem Stolz, deſſen ihr ſanfter Charakter fähig war, erhob ſie ſich jetzt, und den Schmuck verſchließend, rief ſie aus: „Hinweg, daß Mariens Liebe nicht vor dem Almoſen erröthe, das der Geliebte ihr gab! — Ihr blendenden Steine waret einer Glücklichen beſtimmt, und nur eine Solche ſollet ihr ſchmücken!“ —

Darauf verwahrte ſie ſorgſam das Käſtchen, feſt entſchloſſen, es zur Brautgabe für Beatrix zu beſtimmen, die ſie von nun an als die Erwählte des Barons betrachtete.

Den folgenden Tag erhielt der Baron eine Einladung nach Roſenhain. Es war derſelbe frohe Cirkel, in den er eintrat; Alle kamen ihm freundlich entgegen. Beatrixens natürlicher Liebreiz war heute durch einen höchſt zierlichen Anzug gehoben, der allen ihren Bewegungen eine unnachahmliche Anmuth gab. Conrad empfand bald wieder die ſtille Gewalt, die ſie über ihn zu üben begann; doch überließ er ſich zögernder dieſen wohlthuenden Eindrücken, weil die Gegenwart des Grafen Fernando auf's Neue ſeinen Hoffnungen ſtörend entgegentrat.

Er ſuchte Albano's Nähe, um in der Entfernung von Beatrix mehr Ruhe zu der Beobachtung ihres Betragens zu gewinnen; doch war dieſer heut ſeltſam zerſtreut, ſeine Blicke irrten im Saale umher, und ſeine Antworten bewieſen nur zu deutlich, wie wenig ſein Geiſt zugegen war.

Als die Geſellſchaft zur Tafel ging, wurde ihm ſein Platz neben Beatrix und dem Grafen angewieſen, ihm gegenüber ſaß Albano zwiſchen dem Obriſten und Marien, die erſt jetzt in der Geſellſchaft erſchienen war.

Conrad konnte ſeit geſtern Marien eine höhere Theilnahme nicht verſagen. Er grüßte ſie hochachtungsvoll, — und ſie erwiederte mit Anſtand ſeinen Gruß.

Das Geſpräch kam auf das geſtrige Conzert, und mehrere Anweſende bedauerten, Mariens Gegenwart dabei vermißt zu haben.

„Marie kann ſich wohl darüber beruhigen", begann Beatrix. „Eine Sängerin, wie jene, gehört wohl gerade nicht zu den Seltenheiten, die man nicht übergehen darf!"

„„Erlauben Sie!"" nahm Albano das Wort, „„mir ſcheint denn doch dieſe vor Vielen eines gerechten Beifalls recht würdig! Wenn eine höchſt wohllautende Stimme, verbunden mit dem Reiz eines einfachen, und dennoch ergreifenden Vortrags und jener tiefen Gemüthlichkeit, die in die Seele der Compoſition auf's glücklichſte einzugehen vermag, nicht wenigſtens dem glänzenden Raketenſpiel höherer Kunſtfertigkeit gleichgeſetzt werden darf, ſo war ich bis heut ein Fremdling in dem Gebiet des Schönen!""

„Albano", lächelte Beatrix, „Sie vertheidigen ſehr warm! Aber hoffen Sie nicht, mich deßhalb zum Schweigen zu bringen! Ich betrat vielleicht mit zu hohen Erwartungen den Saal, des Rufes eingedenk, der dieſer Künſtlerin voranging. Ich erwartete eine glänzende Erſcheinung, hinreißend durch der Töne Gewalt, — und ſah ein kleines, faſt furchtſam demüthiges Mädchenbild, das kaum mit dem Klang ihrer Stimme das Auge verſöhnen konnte, welches nun einmal das göttliche Geſchenk gern in einem würdigen Gefäß erblickt. Die Demuth mag ihren Werth ſchon haben, aber ſie wird nie Glück machen in dem Charakter einer Künſtlerin, die vor die Augen der Menge tritt. Man muß bei ihr ein höheres Bewußtſein ihrer ſelbſt vorausſetzen, und ſo wird jene Maske zum Widerſpruch."

„Maske?" begann Marie, indem ſie einen ſanft ſtrafenden Blick auf Beatrix warf. „Soll denn dieſes höhere Bewußtſein nicht gerade mit jener himmliſchen Demuth am ſchönſten zuſammen beſtehen können? Ich habe mir dieſe beiden herrlichen Blüten ſtets unzertrennlich denken müſſen. Wenn ich unſere Meiſterſänger las, und von Raphael hörte, und all' den Gottgeſegneten, die in die Welt traten, um uns zu der Anſchauung des Höchſten zu erheben, ſo dachte ich mir ſie immer im Strahlenkranz dieſer herrlichen Tugend, — eben darum, weil ſie ſo hoher Gaben gewürdigt wurden und eines ſo unendlichen Glücks!"

Mariens Augen glühten in edlem Feuer; ſie hatte es kaum bemerkt, wie Albano ihre Hand, die auf dem Tiſchblatte ruhte, leiſe mit ſeinen Lippen berührte. „Du Herrliche!“ flüſterte er leiſe; aber dem Baron entging ſein Entzücken nicht; er ruhte mit Wohlgefallen auf dem begeiſterten Geſicht des edlen Mannes.

Der Graf erhob jetzt das Wort, Beatrixens Meinung beipflichtend. Er nannte Mariens Anſicht eine himmliſche, aber auf Erden nicht gedeihende Blüte, und führte, zum Beweis der Richtigkeit jener, eine zweite Künſtlerin an, die durch die Gewalt, die ſie, gleich mächtig durch ihr Talent, als durch das Imponirende ihrer Manier, über die Sinne übte, zu einem Standpunkt gelangt war, auf welchem ſie faſt unerreichbar vor den Augen der Menge ſtand. „Sie wurde“, ſchloß er, „die Allgefeierte, weil ſie es *wollte*!“

„Es liegt ein unbegreiflicher Zauber in der Kraft des Willens, man muß ſich die Herrſchermiene anzueignen wiſſen, damit uns die Huldigungen der Welt von ſelbſt zuſtrömen! Ein Talent, ohne die Kunſt es *geltend* zu machen, wird dem Beſitzer höchſtens dazu frommen, eine Eremitage oder ein Kloſter damit auszuſchmücken; die Welt weiß eine gewiſſe Impertinenz mehr zu ſchätzen, als jene geprieſenen Tugenden alle!“ —

Conrad fühlte eine unbezwingliche Luſt, dem Grafen zu widerſprechen, aber gleich dadurch gegen Beatrix Partei nehmen mußte.

Mit all' der Lebendigkeit ſeines Weſens, die da erſt recht muthig erwachte, wenn es galt, eine unwürdige Behauptung niederzuſchlagen, beſtritt er ſeine Anſicht im Namen des Publikums ſo klar und deutlich, daß die Stimmen, die auf des Grafen Seite geweſen waren, allmählig ihm beipflichten mußten. Er traf oft, ohne es zu wollen, des Grafen verwundbarſte Stelle, indem er in deſſen ausgeſprochener Meinung gleichſam ſeine Perſönlichkeit ſelbſt anfeindete. Fernando mußte bald der Vertheidiger ſeines eigenen Charakters werden, und wurde durch Conrads Witz und Verſtand in ſo ſeltſame Widerſprüche verwickelt, daß Beatrix, die nicht ohne Intereſſe dem glänzenden Siege des Barons gefolgt war, nun ſtillſchweigend einige Blumen der Tafelverzierung zuſammenfügte, und, den Kranz auf Conrads Locken drückend, ausrief: „So muß Geiſt und Witz ſelbſt den Ueberwundenen zur würdigſten Anerkennung zwingen!“

Conrad verneigte ſich gegen die einſtimmende Geſellſchaft in ſtolzer Siegesluſt. Ein Blick auf Marien ſchien gleichſam ein freundliches Zeichen auch von dieſer zu erwarten; aber ſie ſenkte erröthend die Augen zu Boden, fühlend, daß er ihre innere Ueberzeugung auf's deutlichſte ausgeſprochen hatte, und ſie dadurch mit dem Manne, den ſie vergeſſen wollte, auf's neue in ein zartes Einverſtändniß getreten war.

Beatrix ſchien den Schatten, den ihre voreilige Behauptung auf ſie geworfen, durch das Entfalten aller ihrer Glanzſeiten wieder gut machen zu wollen. Sie war die Anmuth ſelbſt, ſie belebte, ſie entzückte, wohin ſie ſich wandte, und entwickelte ihr Talent, die Seele der Geſellſchaft zu ſein, im ganzen Sinne des Wortes.

Aber noch höher ſtieg ihr Triumph, als ſie auf das Bitten Aller zum Flügel trat und des Geſanges reiche Pracht entfaltete. Marie begleitete ſie mit leiſen Accorden. Gewaltig herrſchte die künſtleriſche Beatrix im Reiche der Töne; bald begann ſie mit leiſen, ſchmelzenden Tönen, bald hob ſie des Wohllauts ſchwellende Fülle bis zum glänzenden Fortiſſimo; jetzt ſtieg ſie in den krauſeſten Rouladen von einem Pol der Tonleiter zum andern, daß man ihr ſchwindelnd folgte auf der kühnen Bahn und nach beendigter Cavatine in einſtimmigen Beifall ausbrach. Conrad war berauſcht, entzückt, und küßte der Meiſterin zarte Hand, um die ſich jetzt bewundernd der Kreis der Gäſte drängte.

Nur der Graf ſtand neben Albano an einem entfernten Fenſter, ſtumm, und nur von Zeit zu Zeit einen finſtern Blick werfend in das fröhliche Gewühl. Die Geſellſchaft war ſehr lebendig geworden; man ſpielte, man tanzte bis ſpät in den Abend. Conrad hatte im Taumel der Freude faſt gänzlich des läſtigen Nebenbuhlers vergeſſen, der jetzt, an einem Spieltiſch beſchäftigt, der Uebrigen wenig zu achten ſchien. Er überließ ſich der heiterſten Fröhlichkeit, indeß jenen das Unglück auch hier verfolgte; er verlor fortwährend, und wagte mit vornehmer Gleichgültigkeit immer höhere Summen, indem er ein Glas ſchäumenden Weines nach dem andern hinunterſtürzte.

Die Nacht hatte ihre Schleier bereits über die blühenden Gärten gebreitet; in den Zimmern der Fräulein dämmerte ſchon das friedliche Nachtlicht, — indeß aus den hellerleuchteten Fenſtern des Saales noch das laute Geräuſch jubelnder Männerſtimmen durch das nächtliche Schweigen tönte.

Stillſinnend, den Mantel dicht um ſich geſchlagen, irrte Albano durch die mondhellen Laubgänge, die das Schloß umgaben. An dem Ende des einen Flügels ſtand er ſtill, ſich an einen Baum lehnend, und blickte gedankenvoll zu dem matterleuchteten Fenſter empor. Sanfte Lautenklänge kamen von dort her, und er vernahm die Worte:

Heiliger Friede
Lebt nur im Liede!
— Leben, du trugſt ein verführeriſch Bild!
Wollt' es erfaſſen! —
Sieh, da erblaſſen
All' ſeine Farben ſo freundlich, ſo mild!

„Erblaſſen?“ rief Albano, „nein, nein, du Geliebte! ich will es dir mit neuen Farben ſchmücken, und ſollt' ich den Pinſel in mein Herzblut tauchen!“

„Was iſt es denn auch mehr, als einen dir längſt vertrauten Gedanken einmal in Wort und That ausſprechen? — Ich weiß es nun ſicher, wo dein Glück keimt, und will den Boden bereiten mit Fleiß und Liebe, daß es in üppigen Blüthen emportreibe, und du dich in ſeinem Schatten ergehen mögeſt! — Ja, du wilder, verblendeter Jüngling! ich will dich lieben, das heißt: ich will dich beglücken, ſo viel ich vermag! Ich darf ja nur den Schleier heben, der dein Auge umwölkt, damit du erkennſt der höchſten Schönheit heilige Macht! Und wenn du es zu erfaſſen vermagſt, dann will ich an deine Bruſt ſinken und rufen: Da nimm ſie nur hin, für die ich dich erzog! Sie war ja ewig dein, wenn ich ſie auch vergötterte in ſtiller Liebe! Dem Künſtler gönne nur ihr frommes Bild, das es ihm vorſchwebe als Ideal, — wie es dich durch ſeinen reinen Beſitz auf immer dem Guten vermählen wird!“

So ſprach er in die ſtille Nacht, und ſeine Pulſe hoben ſich in edler Begeiſterung; er blickte feſt und ruhig zu dem Sternenhimmel empor.

Da faßte ihn eine ſtarke Hand, und vor ihm ſtand ein dunkles Bild, drohend und tiefſchweigend, als trete das Schickſal ſelbſt vor ihn hin, ihn mahnend an ſein Verſprechen. — Jetzt ſchlug die Geſtalt den Mantel auseinander: zwei glänzende Klingen wurden ſichtbar.

„Ich ſuche Sie, Baron, wir müſſen uns ſchlagen!“ ertönte es ernſt und tief.

Albano erkannte den Grafen, und, ſeinen Irrthum ſchnell faſſend, war er entſchloſſen, die ihm zugetheilte Rolle des Barons zu übernehmen. „„Bald?““ frug er heimlich ſchaudernd, daß das Geſchick ihn ſo ſchnell beim Worte nahm. — „Jetzt gleich, wenn's beliebt!“ entgegnete jener, ihm den Degen überreichend. „„So bitte ich wenigſtens aus ſchonender Rückſicht einen andern Platz zu wählen!““ — „O Recht!“ lachte der Graf, „Sie verſtehen ſich eben ſo gut auf zartes Schonen, als auf die durchdachteſte Beleidigung.“ —

Beide ſchritten nun in ſtummer Haſt bis zu dem Ausgang des Gartens. Hier ſtanden ſie ſtill, — das Gefecht begann. Hell beſchien der Mond die düſtern Geſtalten, und wandelte die Schatten beider zu Rieſenbildern, die in abentheuerlichen Formen auf den bleichen Boden hin und herſchwankten.

Schon blutete Albano's tapfere Hand, — da ſtrauchelte der Graf, von einem leichten Hieb auf der Stirn getroffen, und fiel zu Boden. — Ernſt und groß ſtand vor ihm Albano's Geſtalt, und begann, den Degen auf ſeine Bruſt ſetzend:

„Was auch die Urſach ſei, die Sie zu ſo voreiligen Schritt bewogen hat, jetzt habe ich mir das Recht gewonnen, auch ein ernſtes Wort an Sie ergehen zu laſſen! Ich fordere Ihr Verſprechen, zu Ihrem Heil, nie deſſen zu erwähnen, was jetzt zwiſchen uns vorfiel. Begraben ſei dieſe Stund auf immer! Wagen Sie es, eine Erinnerung an ſie hervorzurufen, ſo ſtellt ſich der Gegner auf's Neue! Sonſt aber haben Sie keine Urſach, mich zu fürchten, in keiner Beziehung!“ — Der Ueberwundene gab ohne Bedenken ſein Wort, ſie ſchieden verſöhnt auseinander. Vor dem Gartenthor hielt der Wagen des Grafen, er warf ſich hinein, und fuhr mit nüchtern werdenden Sinnen der Hauptſtadt zu.

Wie ein Menſch für den andern nie ſein Leben wagen kann, ohne daß er dadurch zu dem, für den er ſein Blut vergoß, in eine nähere Beziehung trete, ſo geſchah es auch, daß ſich Albano durch neue, innigere Bande an den Baron gefeſſelt fühlte, und ihn fortan als ein ihm eignes, theuer erkauftes Gut anſah. — Ein höherer Wille ſchien ihn zu Conrads Schutzgeiſt erkohren zu haben, und er war feſt entſchloſſen kein Opfer zu ſcheuen, um das zu vollenden, was er begonnen hatte. —

Schnell ſchritt er jetzt zur That. Eine ſchnelle Entfernung von Marien, die er immer noch auf's glühendſte liebte, ob er ſich gleich längſt gewöhnt hatte, ſie als das Eigenthum eines theuern Freundes zu betrachten, ſollte ſeinen Vorſatz beſtärken. Er beſchloß deshalb in Conrads Arme zu eilen, und alles aufzubieten, den verblendeten Jüngling auf ein Glück aufmerkſam zu machen, das er als das höchſte erkannte, — und dem er für den Freund willig zu entſagen entſchloſſen war. —

Am folgenden Morgen wurde Albano im Schloſſe vermißt. Ein Billet brachte dem Obriſten ſeinen Abſchiedsgruß, er hatte ſich ſchon früh nach Ulmenthal begeben. Da man eine ſchnelle, oft ſeltſam ſcheinende Handelsweiſe an ihm gewohnt war, ſo befremdete es eben keinen, ihn ohne Berückſichtigung gebräuchlicher Formen ſcheiden zu ſehen. Man fand ſein Zimmer in beſter Ordnung, Gemälde und alles ihm Gehörige hatte er mitgenommen, keine Spur bezeichnete ſeinen ſonſtigen Aufenthalt in Burgau's Hauſe, als das Andenken, das dem gemüthlichen, tiefgebildeten Manne in aller Herzen, als ein bleibendes Denkmal, ſtand.

Sein Platz war ſchwer zu erſetzen; ſein Talent, ſein feiner Kunſtgeſchmack, ſeine belehrende Unterhaltung hätte den ſtillen Stunden ländlicher Einſamkeit einen höheren Reiz gegeben, wie er auch oft die Geſellſchaft auf eine erfreuliche Weiſe ergötzt hatte.

Beatrix, wenn ſie gleich mit ihm öfter in offener Fehde gelebt hatte, verlor ungern den Gegner, der ihr allein Widerſtand zu bieten wagte, — und auch der Obriſt vermißte den geiſtreichen Künſtler. Vor Allen aber empfand Marie den Verluſt eines Freundes, den ſie vor vielen hochſchätzte, obgleich ſein ſeltſames Weſen ihr oft dunkel und unbegreiflich erſchienen war. — Er war der Einzige, der ſie verſtand und ihrer Seele mitempfindend begegnete, — das hatte ſie zur zarteſten Dankbarkeit verpflichtet und ihm ein dauerndes Recht auf ihre Freundſchaft gegeben.

Jetzt wußte ſie ihn in Ulmenthal bei dem Manne, der, ob ſie ſich's gleich kaum geſtand, ihr noch immer theuer war, und ihre Phantaſie fand in dem Verein dieſer beiden Naturen eine wohlthätige Entſchädigung in dem eigenen Verluſt. —

Conrad ſah in der freudigen Eile, mit der Albano ſeinen Wunſch, mit ihm den Aufenthalt in Ulmenthal zu theilen, erfüllte, einen neuen Beweis, daß er ſich eben ſo zu ihm hingezogen fühle, wie er ſchon längſt ſein Freund war.

Ein ſtilles, aller höchſt genußreiches Leben erblühte unter des ſinnigen Künſtlers Anleitung. Er wußte bald die ſchlummernden Neigungen für jede Art höherer Beſchäftigung in Conrads Seele zu wecken; er wurde ſein Lehrer, ſein Freund im höchſten Sinne des Wortes. — Noch hinderte ihn die verletzte Hand den Pinſel zu führen; daher kennte er ſich um ſo ungehinderter dem Vergnügen hingeben, das ihm die Ausbildung des Barons gewährte. Er las mit ihm die Claſſiker alter und neuerer Zeit, und tauſchte ſeine Anſichten mit den Seinen auf ihren gemeinſamen Spaziergängen aus, was dem Geiſt des Barons eine tiefere Gründlichkeit, dem Seinen Conrads fröhlichen Lebensmuth mittheilte.

Bald fing Conrad an, die Natur, das Leben aus einem höhern Geſichtspunkte zu betrachten, ſein ganzes Weſen veredelte ſich, indem es ſich dem Studium des Schönen hingab. Oft verweilte

Conrad mit ihm in dem Saal, wo er ſeine Gemälde aufgeſtellt hatte. Er genoß, durch des Künſtlers Wort erleuchtet, doppelt der Freude, die ihm ſtets die Anſchauung hoher Kunſtwerke gewährte. Oft fühlte er eine unwiderſtehliche Luſt, ein Talent, was er in früherer Jugend geübt hatte, auf's Neue zu erwecken.

Albano ermunterte ihn dazu, und ſo ſaß er bald an des Freundes Seite, aufmerkſam auf deſſen Belehrung und ſorglich nachbildend, was dieſer ihm vorgelegt hatte. — So bildete ſich Auge und Herz unvermerkt zu immer höherer Klarheit aus, je mehr die Liebe zum Höchſten, Schönen in ſeiner Seele erwachte.

Ein Bild, das in einer Ecke des Saales hing und dicht verſchleiert war, hatte ſchon oft ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Doch beantwortete der Maler ſeine wiederholten Fragen immer mit dem Bedeuten, daß dieſes eigentlich gar nicht in die Reihe der übrigen Gemälde, ſondern gleichſam einer ganz eigenen Welt gehöre, die er ihm erſt dann eröffnen würde, wenn ſie ſein Herz durch eigene Wahl aufgefunden hätte.

Conrad ſetzte, trotz ſeinen anziehenden Uebungen, ſeine Beſuche in Roſenhain fleißig fort, doch begleitete ihn Albano nur ſelten dahin. Zu ſeinem

Erſtaunen vermißte er die Gegenwart des Grafen in den dortigen Cirkeln, ein Umſtand, der ſeinen Hoffnungen mehr Sicherheit gab, — aber darum auch ſeinem Streben jenes Feuer benahm, welches jener vermeinte Widerſtand in ihm erweckt hatte.

Beatrix hatte den Grafen Fernando nie geliebt, doch ſchmeichelte ihr die Auszeichnung eines Mannes, der durch Rang und Anſehen einen bedeutenden Platz am Hofe behauptete. Eitelkeit war das Band, was beide einander genähert hatte. Fernando wollte der Alleinbegünſtigte des Fräuleins ſein; auch er war nicht abgeneigt den Glanz ſeines Hauſes durch eine ſo liebenswürdige Gemahlin erhöht zu ſehen; doch war dieſer Entſchluß noch nicht ganz zur Reife gediehen, indem ſein Charakter zu den ſchwankenden gehörte, die ſich immer noch eines höheren Beſitzes würdig glauben, weil ſie nichts wahrhaft lieben, als ſich ſelbſt. Die letzt erhaltene Stirnwunde hielt ihn auf lange Zeit von den größern Cirkeln zurück. Mit tiefem Aerger verwünſchte er ſeine Uebereilung, die ihn ſo hart gezüchtiget hatte, und beſchloß aus Schaam und gekränkter Eitelkeit auf lange Zeit ſeine Beſuche in Burgau's Hauſe einzuſtellen.

So geſchah es, daß Beatrix, durch das lange Ausbleiben des Grafen aufmerkſam gemacht, auf die Vermuthung kam, daß ihr Betragen und des

Barons übermüthige Laune ihn verletzt und auf immer entfernt habe. — Sie konnte deshalb einen leiſen Unmuth nicht unterdrücken, und hatte Mühe ihre Stimmung dem Baron zu verbergen, auf deſſen Huldigungen ſie ſich nun allein beſchränkt ſah. Doch auch dieſe nahmen bald die Geſtalt einer beſonderen Aufmerkſamkeit an; er liebte in ihr immer noch das anmuthige geiſtreiche Weſen, doch entging ihm nicht mehr ein zu ſichtliches Beſtreben, ſich über alle ihre Umgebungen, vor allen über Marie, zu erheben. Oft mußte er ihr Betragen gegen dieſe mißbilligen, da er bei näherer Prüfung ſich geſtehen mußte, daß Marie, trotz ihrer Beſcheidenheit, einen gleichgebildeten Geiſt verrieth, der durch den hohen Reiz frommer Demuth und einer tiefen Innigkeit des Gemüths nur noch mehr gehoben wurde. —

Doch änderte dies keinesweges ſeinen Entſchluß; er glaubte ſich von Beatrix geliebt, und ſah in ihrem Beſtreben, ſeine Aufmerkſamkeit allein zu feſſeln, einen Beweis mehr für ihn, — indeß Marie jede freundliche Annäherung kaum zu bemerken, und die freundliche Herzlichkeit, mit dem ſie allen entgegen kam, nur ihm zu verweigern ſchien.

Auf einer Wanderung durch die anmuthigen Waldhöhen von Ulmenthal hatten ſich Conrad und Albano einſt ſo im Geſpräch vertieft, daß der Abend ſchon herangekommen war und die Sterne bereits aufgligen, als ſie die Schloßhöhe erreichten.

Der Abend war ſo ſchön, daß ſie beſchloſſen, die Nacht vollends im Freien zu erwarten. Sie ließen ſich unter einer Linde nieder, von wo aus man das immer dunkler werdende Thal frei überſehen konnte. — Aus den Büſchen ſprühten Goldfunken auf, im luſtigen Tanz hinziehend durch die dämmernden Schatten, und, als wollten die tiefer liegenden Dörfer das ſüße Spiel wiederholen, entglommen hier und da freundliche Lichter in den niedern Hüttenfenſtern, die, wie ſtille Sterne, durch die Dunkelheit glänzten. —

„Sieh, welch ein gemüthliches Stillleben!“ begann Albano, „kann nicht ein Blick in dieſe große, ſchweigende Natur das Herz mehr erheben, als euer buntes Puppenſpiel, das ihr die Freuden der großen Welt nennt? — und deſſen Armſeligkeit ihr doch nur mühſam verhüllt? — Hier ſammelt ſich Geiſt und Herz, indem ihr dort die edelſten Kräfte vergeudet in dem Streben nach vergänglichem Glanz, nach Kleinigkeiten, die nur für den Augenblick gelten und ein hohes Gemüth nie befriedigen können! — Freiheit des Geiſtes, Thatkraft, biedere Treue, wo gedeihen ſie, als auf dem Boden ſtillen häuslichen Glücks? Und was iſt Scheinglück gegen inneres Bewußtſein? Demantſchimmer und Sternenlicht, Erde und Himmel, Bewunderung und Liebe, Beatrix und Marie?“ —

Conrad warf einen ſchnellprüfenden Blick auf Albano, der jetzt ſtumm vor ſich hinſtarrte in die nächtliche Ferne. —

„Du biſt mir“, begann er jetzt, „noch ein Geſtändniß ſchuldig, Albano, Du liebſt Marien!“ — Albano hob das Auge ernſt empor und ſagte: „„Wenn jenes Gefühl Liebe iſt, was mit uns geboren wird für alles Schöne und Herrliche, ſo wüßte ich nicht, wer mehr geliebt zu werden verdiente, als Marie. Dann hab' ich ſie geliebt von erſter Jugend an, in jeder hohen Erſcheinung des Lebens und der Kunſt — ſie allein geliebt, als das Ideal, das mit meiner Seele erwachte! Aber denke du nicht, ich könnte mein hohes Lichtbild hinabziehen in die Schranken meiner Dürftigkeit! O, mein Freund! — eben darum hat ſie das Geſchick ſo hoch für meinen Wunſch geſtellt, daß ſie mir unerreichbar, aber darum ewig bleibe im Gemüth.““ —

„Längſt“, unterbrach ihn Conrad, „hätte ich gern das Bild beider Schweſtern in dem Spiegel deiner Seele geſchaut! Dein Blick iſt hell! ſei aufrichtig, du biſt es der Freundſchaft ſchuldig!“

Albano ſchwieg eine Weile, dann begann er, des Freundes Hand faſſend: „„Ich habe, glaube ich, ſchon zu viel in jenen Worten ausgeſprochen! Vergebens würde ich mich bemühen, dir ein deutliches Bild von Beatrix zu entwerfen, ſie ſteht außer dem Kreiſe meines Forſchens. Aber willſt du ſie in vollem Glanz ihrer Vorzüge ſehen, ſo frage in der Hauptſtadt nach, wo ſie ſich in ihrer eigenthümlichen Sphäre bewegt! — Dort iſt ihr Tempel, wie Mariens ſchönſter Altar in den Hütten der Armuth ſteht, nur von Gott und den Augen der Liebe erkannt!““ —

„Du glaubſt alſo“, frug Conrad betroffen, „Beatrix paſſe nicht in die Grenzen eines ſtillen Glücks?“ — „„Dieſe Frage kann nur der am beſten beantworten““, erwiederte Albano, „„der nach der Stärke ihrer Liebe auch die Opfer zu erwägen vermag, die ſie dieſer bringen könnte!““—

Conrad war ſeit dieſem Abend ſehr nachdenkend geworden; er beobachtete von nun an Beatrix mit den Augen ſtiller Beſorgniß, und ſuchte ſich aus dem Zauberkreis, den die Reizende ſo gern um ihn zog, ſcheinbar zu entfernen, um deſto tiefere Blicke in ihr Inneres zu thun. In Burgau's

Hauſe war es jetzt einſamer als je; die ſchöne Jahreszeit hatte die Nachbarſchaft zum Theil in die Bäder gelockt, wodurch jene Cirkel geſtört und endlich gänzlich aufgelöſ't wurden. Dazu vermißte man noch die Gegenwart des Grafen und Albano's, welche durch ihre verſchiedenen Anſichten und Ideenmittheilung den Familienkreis auf's anziehendſte unterhalten hatten. Das alles gab dem Leben in Roſenhain eine Einförmigkeit, die bald anfing Beatrixen recht läſtig zu werden; Conrad bemerkte bisweilen eine ſichtliche Verſtimmung ihrer Laune, und bemühte ſich vergebens, ihren Geiſt zu jener Lebendigkeit zu erwecken, worin ihr größter Zauber beſtand. Er mußte es ſich endlich geſtehen, daß es anderer Reizmittel bedurfte, ihre Vorzüge zu entfalten, als die Gegenwart eines Einzelnen, wenn ſie dieſen auch allen vorzuziehen ſchien, — und mit Bedauern bemerken, daß mit der Gelegenheit, Bewunderung zu erregen, auch die Fähigkeit dazu verloren war.

Schon wagte er bisweilen ſtille Vergleiche mit Marien. War Beatrix jener an Hoheit der Geſtalt, an blendender Jugendfülle und glänzender Geiſtesgewandtheit überlegen, ſo ſchmückte Marien wieder ein ſo zarter Liebreiz, eine ſo unausſprechliche Anmuth der Seele, und vor allen ein Ausdruck der Güte und Liebe, die ihrem Weſen einen ganz eigenthümlichen Zauber gab. Oft ruhte ſein Auge unbewußt auf dem beſcheidenen, lieblichen Antlitz, wenn ſie, mit häuslicher Arbeit beſchäftigt, niedergeſchlagenen Blickes vor ihm ſaß.

Sie ſchien ihm von Tag zu Tag ſchöner zu erblühen, und dem war auch wirklich ſo.

Der Friede, den ihr Herz wieder gewann, ſpiegelte ſich in ihrem ſeelenvollen Auge, und gab ihren Wangen die Farbe der Geſundheit wieder zurück. Dazu kam oft ein unendlich wohlthuender Sonnenblick, der mit leiſem Ahnungsſchauer ſie durchbebte; doch wurde ihr dieſes Gefühl nicht klar, weil ſie ſelbſt ſcheute den geheimnißvollen Schleier ihres Innern zu heben.

Eine nothwendige Reiſe hatte Albano auf mehrere Wochen von Ulmenthal entfernt.

Conrad hatte die Zeit ſeines Alleinſeins auf das ſorglichſte benutzt, um den Freund bei ſeiner Rückkehr mit einem Gemälde zu überraſchen, das er ſelbſt entworfen hatte, und ſtolz auf ſeine Fortſchritte, auch ohne ihn auszuführen beſchloß.

Es war eine Madonna, in der er das Höchſte, was ſeine Seele zu ahnen vermochte, in dem Ausdruck himmliſcher Reinheit und Unſchuld dem Auge darzuſtellen ſuchte.

Schon athmete das holde Antlitz Leben und Liebe, ſchon umgab der zartgefaltete Schleier die keuſche Stirn, um welche die Glorie des Lichtes verklärend ausgegoſſen war; noch wenige Pinſelſtriche, und das Gemälde ſtand vor ihm, in aller Pracht der Vollendung.

Da kam Albano zurück; überwältigt von der Freude, ihn wieder zu haben, und dem Verlangen, ſeine Arbeit ihm vorzulegen, führte er ihn in den Saal, vor das Gemälde.

Albano beſchaute es lange in tiefem Schweigen, eine ſanfte Freude ſchien ſein Antlitz zu verklären; endlich wandte er ſich, mild lächelnd, gegen Conrad und ſprach:

„Ich wußte es ja doch immer, daß du ſie, und nur ſie allein lieben konnteſt! Das iſt Marie, und nur die Liebe konnte ſie ſo malen!“

Wie ein Blitz fuhr es durch Conrads Seele, alle Tiefen ſeines Weſens erſchloſſen ſich mit einem Male ſeinem Blicke, und er ſchaute hinab und rief: „„So bin ich verloren!““ und bedeckte ſein Antlitz mit den bebenden Händen. — „Verloren?“ ſagte Albano ſehr ſanft. „Wiedergefunden haſt du dich in dieſer heiligen Liebe!“

„„O, es iſt ja alles vorbei! beklage mich um meiner unſeligen Verirrung willen! Beatrix hat längſt meine Abſichten errathen, ich handelte voreilig, ich kann nicht mehr zurück! — Und wenn es auch noch einen Weg gäbe"", fuhr er nachdenkend fort, „„was könnte es mir helfen, da Marie mich nicht liebt?"" „Ja dann", ſagte Albano bedeutend, „Marie wählt nicht, ohne zu lieben!" „Aber" — ſetzte er leiſer hinzu, „irre ich nicht, ſo war einſt eine Zeit, wo ſie theilnehmend des fernen Conrads gedachte, wo ſie ihm freudig entgegenſah! und nur mit ſich ſelbſt mag er rechten, wenn dieſe Zeit nicht mehr iſt!"

Mit Centnerſchwere fiel die ganze Schuld ſeines Betragens auf des Jünglings Seele; er eilte hinaus, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, was er wollte, ſaß er zu Pferde, und eilte nach Roſenhain. —

Mit ſchlagendem Herzen betrat Conrad das Familienzimmer. Er fand Beatrix allein, von einer Menge dienſtbarer Zofen umgeben, die an einem koſtbaren Anzuge gemeinſchaftlich arbeiteten. Sie kam ihm mit einnehmender Heiterkeit entgegen, und lud ihn, da ſie ihn aus der Werkſtatt ihrer Nähterinnen entfernen wollte, in das angrenzende Gemach. Es war Mariens Zimmer. Mit einem ſeltſamen Gemiſch von Schüchternheit und Freude betrat er den reinlich geglätteten Boden. — Hier hatte ſie ihn einſt ſo freundlich empfangen, hier waltete ſie in frommer heiliger Stille! Alles blickte ihn hier ſo ſeltſam vertraut, mit ſo milden Freundesaugen an, — daß ihm war, als hätte er hier ſeine wahre Heimath wiedergefunden. Dort ſtand der kleine Nähkorb, den er ſo oft an ihrer Seite geſehen hatte, dort ruhte ihre Laute, und dort in der einen Ecke des Zimmers ſtand das Tiſchchen, an dem ſie die lieblichen Kinder zu unterrichten pflegte! Alles war wie damals, nur Sie fehlte, die dieſen todten Formen jenen lebendigen Zauber verlieh!

Beatrix, als läſe ſie die Frage nach Marien in ſeinen umherirrenden Blicken, erzählte ihm in wenig Worten, wie die Paſtorin des Orts plötzlich erkrankt und Marie ſeit geſtern um ſie ſei, um ihr die mangelnde Pflege zu leiſten. „Nehmen Sie“, fuhr ſie ſcherzend fort, „indeß mit Beatrix vorlieb, ſie wird ſich Mühe geben, bis der Vater vom Erndtefeld und Marie von ihrer himmliſchen Ausſaat zu Hauſe kehrt, die Gegenwart Beider zu repräſentiren. — Mit komiſchem Anſtand ſetzte ſie ſich zurecht, und bot dem zögernden Baron einen Platz neben ſich auf dem Sopha an. — Bald wurde Conrad, ſo zerſtreut er Anfangs war, von der Anmuth gefeſſelt, die heut aus jeder Miene, jedem Wort der holden Schwätzerin hervorſtrahlte. Sie war wieder ganz das reizende, verführeriſche Bild, was zuerſt ſeine Sinne ſo wunderbar umſtrickt hatte. Ihr Auge glänzte, ihr ganzes Weſen trug das Gepräge der Freude, der muthwilligſten Laune. Staunend bemerkte Conrad die ſichtliche Veränderung ihres Weſens; er rieth auf ein beſonderes Ereigniß, das ihren Geiſt auf's Neue zu ſo glänzendem Leben erweckt habe.

Bald vernahm er aus Beatrixens Munde die Beſtätigung ſeiner Vermuthung.

Der Fürſt hatte in dem angrenzenden Forſt ein Jagdſchloß errichten laſſen, deſſen Einweihung mit einem großen Feſte beginnen ſollte. Der benachbarte Adel umher ſollte geladen und die jetzt angehende Jagdzeit mit einer Treibjagd an dieſem Tage eröffnet werden.

Beatrix malte mit den bunteſten Farben die Freuden dieſes Tages aus, und wußte den Baron ſo in das fröhliche Leben ihrer Phantaſie hineinzuziehen, daß er, aufgefordert von ihr, im Taumel der Zerſtreuung, das Verſprechen gab, an dieſem Tage ihr Begleiter zu ſein.

Jetzt kam der Obriſt zurück, die Unterhaltung lenkte ſich auf andere Gegenſtände, man theilte ſich gegenſeitig den Ertrag der reichlichen Erndte mit, und ſeine Pläne und Hoffnungen für das künftige Jahr. Der Abend kam heran, und Marie erſchien nicht. Vergebens fuhr er empor, ſo oft die Thür geöffnet wurde, endlich brachte man die Nachricht, daß Marie, wegen der zunehmenden Gefahr der Kranken, entſchloſſen ſei, die Nacht bei ihr zuzubringen. Der Obriſt ſchüttelte unwillig den Kopf, und äußerte, Alles habe ſeine Grenzen.

Auch Conrad hätte viel darum gegeben, wäre ſie diesmal weniger menſchenfreundlich geweſen.

Als der Baron zurückgekehrt war, bemerkte Albano eine merkliche Verſtimmung an ihm. Er hätte gern gefragt, doch die Furcht etwas Unangenehmes zu berühren, hielt ihn zurück. Die Einladung des Fürſten zum bevorſtehenden Feſt war indeß an den Baron ergangen. Albano benachrichtete ihn davon, und frug, ob er Theil nehmen würde? Conrad gab vor, dieſe Gelegenheit nicht verſäumen zu dürfen, dem Fürſten ſeine Ehrerbietung zu beweiſen, und machte ihn mit ſeinem frühern Entſchluß bekannt.

In ſeinem Herzen aber konnte er eine leiſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht unterdrücken. Beatrixens Aufforderung, ſein unbedachtes Verſprechen beunruhigte ihn um ſo mehr, je ſicherer er vorher ſah, wie dies zu manchen Mißdeutungen Anlaß geben, und ein Verhältniß noch mehr beſtätigen würde, was er gänzlich zu löſen entſchloſſen war.

Endlich gab die Hoffnung, Marien vielleicht auch an dem Feſte Theil nehmen zu ſehen, ſeinen Gedanken eine fröhliche Richtung; ihr wollte er zur Seite ſein! ihr vor den Augen der Menge allein angehören, und aus der Art, wie ſie ſeine Huldigungen aufnehmen würde, ſeine Hoffnungen oder Befürchtungen ſchöpfen.

St. Bartolomäustag kam heran; ein heller Morgen leuchtete in die dunkle Waldesnacht hernieder, in deren Mitte ſich das glänzende Gebäude in ſtattlicher Schöne erhob.

Die Jägereibedienten der nahen Förſterei waren auf's emſigſte beſchäftigt, die nöthigen Voranſtalten zur Jagd zu treffen, indeß die Diener des Fürſten in glänzender Livree unter zierlichen Lauben das Frühſtück bereiteten, das die Kommenden empfangen ſollte.

Schön tönte von fern, in tauſendſtimmigem Echo, der Waldhörner lauter Ruf. Der Fürſt erſchien in ſchimmernder Jagdtracht, umgeben von ſeinem Gefolge; ihm folgte langſam durch den Wald ſich windend, der glänzende Zug. — Hier und da tauchte ein anmuthiges Frauenbild aus dem bunten Gewühl hervor, gleich einem blinkenden

Stern, aus flüchtigziehenden Wolkenbildern, — bald erſchien auch an der Seite des Obriſten die ſtrahlende Beatrix. Ein weißer Zelter trug die ſtolze Geſtalt, die in dem nettanliegenden Jagdkleide, das in reichen Atlasfalten zu den niedlichen Füßen herabfiel, und in dem mit weißen Federn geſchmückten Hut recht kühn und majeſtätiſch anzuſehen war.

Ihr folgte der Baron, das ernſte Geſicht oft nachdenkend herabſenkend, und nur bisweilen einen ſcheuen Blick erhebend zu der ſtolzen Geſtalt, die in ihrer eigenthümlichen Schöne mehr dem Reich der Romantik, als dem wirklichen Leben anzugehören ſchien.

Seine Hoffnung, Marien zu geleiten, war vergebens geweſen; die Milde hatte es vorgezogen ihr frommes Werk zu beenden, als an einem Feſte Theil zu nehmen, an dem ihr ſanftes Gemüth ſo wenig Reiz fand.

Die Geſellſchaft war bei dem Jagdſchloß angekommen, Herren und Damen ſaßen ab, und begaben ſich theils in den dazu beſtimmten Saal, theils in die duftenden Lauben, wo Erfriſchungen aller Art ſie empfingen. Der Baron wurde dem Fürſten vorgeſtellt, und von dieſem auf's huldvollſte begrüßt; — er ſprach einige verbindliche Worte zu ihm, und wandte ſich dann zu Beatrix mit einem artigen Scherz, der nicht undeutlich auf die kluge Wahl ihres Ritters hindeutete. — Beatrix erröthete, und erwiederte einige Worte, die, ſo leicht ſie hingeworfen wurden, einen ſo übermüthigen Sinn verriethen, daß Conrads Stolz ſich dadurch auf's empfindlichſte gekränkt fühlte. Sie bemerkte dies, und bald darauf ſein ſichtliches Entfernen, und anſtatt ihn auf eine würdigere Art zu verſöhnen, glaubte ſie ihn am ſicherſten wieder zu gewinnen, wenn ſie die Huldigungen Anderer auf ſich zu lenken, und dadurch ihre Liebenswürdigkeit auf's Neue vor ſeinen Augen geltend zu machen ſuchte.

Graf Fernando, der ſich unter dem glänzenden Gefolge des Fürſten befand, hatte ſich, durch des Barons ſichtliche Gleichgültigkeit ermuthigt, dem reizenden Fräulein von Burgau genaht, und wurde von dieſer auf's artigſte begrüßt. — Es lag in ihrem Plan, dieſen Mann, der als das Orakel des guten Geſchmacks, den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit zu dem der Menge machte, vor allen zu feſſeln, — und es gelang ihr um ſo beſſer, da eine heimliche Reue ſie antrieb, Vergangenes wieder gut zu machen, — was ihrem berechneten Betragen den Zauber natürlicher Güte gab. — Stolz über das unerwartete Glück, von ihr ſich ſo freundlich beachtet zu ſehen, bemühte er ſich, ihr die zarteſte Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Was ſeinen Eifer noch verdoppelte, war das ſichtliche Wohlgefallen, mit dem der Fürſt Beatrix vor allen andern Damen auszeichnete. — Es war ihm nun gewiß, ſie ſei die Schönſte, die Erſte des Kreiſes, die Liebenswürdigſte vielleicht im ganzen Lande! Keine durfte ſich ihr vergleichen, keine! Das hob in ſtolzer Freude ſeine Bruſt! Denn er war der Glückliche, dem die Allgefeierte vor Allen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkte! Sie auf immer an ſich zu feſſeln, wurde jetzt ſein feſter Entſchluß. Mit kühnem Triumph blickte er umher, nur zu dem Baron wagte er es nicht ſein dreiſtes Auge zu erheben, aus Furcht, dem finſtern Gegner noch einmal zu begegnen.

Schon fingen die Augen der Menge an, ſich auf das ſtolze Paar zu richten, — da ertönte der Ruf der Hörner auf's Neue, als Zeichen zum Aufbruch. Die Roſſe wurden vorgeführt, und bald begab ſich der Zug, unter dem lauten Gebell der kampfluſtigen Hunde und dem Geräuſch der Jagdmuſik, in den tiefen Wald.

Die geübteſten Jäger verfolgten, nach dem veranſtalteten Plan, die Pfade zu dem bezeichneten Jagdplatz, wo bereits das Hochwild eingeſtellt war und die Hauptjagd beginnen ſollte, indeß eine zweite Parthei, worunter ſich die Damen befanden, ſich auf die andere Waldſeite begab, um ſich mit der Jagd des kleinen Wilds zu vergnügen. Der Graf ſchloß ſich dieſer Geſellſchaft um ſo lieber an, da das wilde Treiben der Jagd eben nicht ſeine Sache war; ihm folgten mehrere Herren, und ſo theilte ſich der Zug in zwei Hälften, verſchiedene Wege verfolgend.

Ein ſengender Sonnenſtich hatte die Beſchwerden der Jagd noch geſteigert. Mehrere Wagen mit erlegtem Wild hielten bereits vor der Förſterei, und ſchon ſtellten ſich von mehreren Seiten die ermüdeten Jäger ein. [illegible]

Conrad war, von einem brennenden Durſte getrieben, einer Köhlerhütte zugeeilt. Als er hineintrat, fand er bereits mehrere Gäſte um eine Schaale kühlender Milch verſammelt, unter welchen auch Beatrix und der Graf ſich befanden. Man lud ihn auf's freundlichſte zu Gaſte, und er geſellte ſich bald dem Kreiſe bei. Beatrix lehnte ſich erſchöpft an einen Stuhl, indeß eine andere Dame mit einem Armband beſchäftigt war, das an dem blendenden Arme des Fräuleins unter dem aufgeſtreiften Aermel hervorſtrahlte.

„Es iſt doch eine ganz köſtliche Arbeit“, flüſterte ſie, und löſte das goldene Schloß, das die

Brillantketten zuſammenhielt, „ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk!“

Conrad wurde aufmerkſam, er erinnerte ſich von etwas Aehnlichem gehört zu haben, und wollte eben ſeine Blicke darauf richten, — als der Ruf: der Fürſt, der Fürſt! die Geſellſchaft auseinander ſchreckte: — Aengſtliche Stimmen ſchallten durch einander, es fiel ein Schuß. — Alles griff nach ſeinen Büchſen, und eilte hinaus.

Ein angeſchoſſener Eber hatte ſich durch das Dickicht gedrängt und den vorüberreitenden Fürſten angefallen. Vergebens ſuchte dieſer das wüthende Thier abzuwehren, immer drohender warf es ſich ihm entgegen. Schon ertönte der Angſtruf der ihm folgenden Reiter, — da ſtreckte der glückliche Schuß eines herzueilenden Jägers den gefürchteten Feind zu Boden; der Fürſt war gerettet. Dankend blickten die Umſtehenden den tapfern Waidmann an, der ſich auf des Fürſten Geheiß dem Gefolge anſchließen mußte. Jubelnd folgten die Uebrigen dem Zuge nach, der bald, von ſchallenden Hörnern begrüßt, bei dem Jagdſchloß ankam.

◆

Ein heraufziehendes Wetter ſtörte indeß bald die Freude des Abends; die drückende Luft, der brennende Sonnenſtich, ließen ein ſchweres Ungewitter erwarten. Man fand es demnach für das Gerathenſte ſich auf den Hinweg zu begeben, bevor der Sturm begann. Die verſprochene Tanzluſt wurde auf ein dazu angeſetztes Feſt in der Reſidenz verſchoben, wozu der Fürſt ſämmtliche Gäſte einlud. Bald rüſtete ſich jeder zum Aufbruch; der Graf, der den ganzen Tag nur Augen für Beatrix gehabt hatte, half ihr jetzt mit artiger Gewandtheit auf das ſtattliche Roß. Mit ſtolzer Freude betrachtete er noch einmal das hohe, herrliche Frauenbild, und ſchied mit den Zeichen der größten Ehrerbietung von ihr, die jetzt an des Barons Seite luſtig dahintrabend, einen triumphirenden Blick an ihm niederließ.

Ihr dunkelglühendes Auge ſchien, ihres Sieges bewußt, nun auch ſeine Huldigung zu erwarten; aber die Schlaue verrechnete ſich dies Mal; ſie wußte nicht, daß mit der einmal verſcherzten Gunſt des Geliebten auch jener Scharfſinn verloren geht, der mit ſorglichem Blick das Betragen der Geliebten richtet, und ihre Siege zu denen des eigenen Stolzes macht. — Vergebens hatte ſie ihren Plan auf des Barons Eitelkeit gebaut, er wurde von ihm kaum beachtet, und zerfiel an dem, heute zur Reife gediehenen Entſchluß: ſich auf immer von Beatrix loszuſagen, auch wenn Marie ſeine Liebe verſchmähen ſollte. —

Still und ernſt geleitete er die ſtolze Jägerin, die in ihrem fröhlichen Uebermuth ſeine Stimmung für die Zeichen ſchüchterner Neigung nahm. Heftige Donnerſchläge unterbrachen bisweilen die liebliche Schwätzerin, und der Sturm begann den nahen Kampf am Firmament zu verkünden. Die Geſellſchaft verdoppelte ihre Eil, und hatte Roſenhain bereits erreicht, bevor das Wetter in vollem Ungeſtüm losbrach.

Marie ſtand am Eingang des Gartens, und eilte den Ankommenden mit lauter Freude entgegen, das Antlitz von Beſorgniß und heiterer Ueberraſchung geröthet. — Freundlich bot ſie der Schweſter die Hand, ihr vom Roß zu helfen; da auf einmal erblaßte Beatrix, wie von einem heftigen Schreck getroffen, und ſtarrte auf die eigene Hand, an der ſie das koſtbare Armband vermißte. Lange ſtand ſie unbeweglich, und ſchien ſich zu beſinnen; endlich gedachte ſie der Köhlerhütte, wo es geblieben ſein konnte. — Mit einem Blick, in den ſie die ganze Gewalt ihres Liebreizes und all die ſtolze Zuverſicht ihres Herzens legte, wandte ſie ſich jetzt zu dem Baron, und beſchwor ihn bei ſeiner Freundſchaft, bevor es zu ſpät ſei, umzukehren, und ihr ein Kleinod wieder zu bringen, was ſie nicht vermiſſen könnte! Sie bat ihn alles aufzubieten, ihr das Armband auszulöſen, um jeden Preis! —

Der Baron erwiederte ihr Begehr mit einer ernſten, ſtummen Verbeugung und einem Blick, der wie ein drohender Blitz ihr innerſtes Weſen traf; und ehe noch Marie ihre bittende Stimme erheben konnte, nur wenigſtens ſo lange zu verziehen, bis das erſte Wetter vorüber ſei, — flog dieſer ſchon dahin, kaum konnten ihre Augen ihm folgen.

Vom Regen durchnäßt, die dunklen Locken wild vom Sturm zerzauſt, kehrte der Baron mit dem erbeuteten Kleinod langſam zu dem duftigen Garten zurück. — Beatrixens Charakter war jetzt im vollſten Lichte ihm aufgegangen, und er dankte dem ſorglichen Freunde, der ſein Auge früher geöffnet, bevor ihm dies ſichtliche Zeichen ihres liebloſen, nur für ſich ſelbſt beſorgten Charakters noch tiefer verletzen konnte. — Er ritt jetzt an dem Hügel vorbei, den er bei ſeiner Ankunft beſtiegen hatte; — und wie er ſich es nie verſagen konnte, dem ehrwürdigen Denkmal des theuern Verſtorbenen einen dankbaren Blick zu zollen, ſo wandte er ſich heute um ſo gerührter empor, bemüht die Züge des vielgeliebten Freundes zu erkennen. Da gewahrte er auf dem Hügel eine weiße Geſtalt, die ſich lauſchend herabbeugte, und als ſie den Kommenden gewahrte, ſchnell ſeinen Blicken entſchwand. Doch es war zu ſpät, das weithinflatternde Gewand hatte ſie ſeinen Blicken verrathen; er erkannte Marien. Mit freudiger Haſt, als gelte es jetzt die Löſung ſeines ganzen Lebens, ſprang er vom Roß und den Hügel hinan. Ohne zu wiſſen, was er that, umſchlang er in unendlichem Entzücken die theure Geſtalt, die hocherröthend, ſich von ihm errathen zu ſehen, vor ihm ſtand.

„Marie“, rief er, „o, laß mich es glauben! um Meinetwillen ſtandeſt du hier auf dem Hügel im tobenden Sturm, mich wollteſt du erwarten! Du nimmſt Theil an mir, o, ſprich es aus, du einziggeliebtes Weſen!“ —

„„Herr Baron!““ rief Marie, und erhob ſich mit jungfräulichem Adel, — aber der Augenblick hatte ſie zu mächtig überraſcht, ſie konnte die hervorquellenden Thränen nicht mehr zurückhalten, ſie wandte ſich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Aber im Wahnſinn des Schmerzes (er hielt der Jungfrau Schweigen für gerechtes Zürnen) umfaßte er jetzt der Zitternden Kniee, und rief: „O, wenn du mich nicht liebſt, ſo iſt mein Leben fortan ein langes Strafgericht verdienter Schuld! Du warſt mir von Gott und der Natur beſtimmt, und nur meine unſelige Verblendung ſchloß mir die Augen, daß ich Dich nicht erkennen konnte, und jetzt, da Du vor mir ſtehſt, im Glanz Deines ganzen Werthes, und alle Pulſe meines Herzens mir zurufen, Die iſt es, die deine Sehnſucht meinte! da wendet der Engel meines Lebens ſein Antlitz von mir, und übergiebt mich, den Verſtoßenen, den Qualen der Reue, dem unendlichen Schmerz!“ —

Da blickte Marie herab, und ihre Augen lächelten durch Thränen, wie zwei lichte Morgenſterne, in ſeine betrübte Seele, und ſie flüſterte leiſe: „O Conrad, hab ich Dich nicht immer geliebt, und war nicht mein ganzes Leben ein Traum von Dir?“ Und ſie hob den Jüngling empor, und ſah in das redliche, freudeſtrahlende Auge, und beide umſchlangen ſich in ſtiller unendlicher Wonne, im Angeſicht des Himmels und des verſöhnten Freundes; — und als ſie wieder empor ſahen, war ein Friedensbogen aus den düſtern Wolken emporgeblüht, — und die Sonne warf ihren erſten Strahl auf die Glücklichen und auf das glänzende Marmorgeſicht, das mit Vateraugen auf die Liebenden herabſah. —

An Mariens Hand betrat Conrad jetzt das Familienzimmer. Mit einer ſtummen Verbeugung übergab er Beatrixen das verhängnißvolle Armband, das ſein Geſchick ſo wunderbar gelöſt hatte und ihm der Schlüſſel zum Glück geworden war. Dann eilte er, indem ſich jene den lauteſten Ergüſſen ihres Danks, ihrer Freude überließ, die zarte Hand Mariens mit gleichem ſchimmernden Kleinod zu ſchmücken, das auch ein Band war, aber ein viel engeres, viel heiligeres, nämlich der reiche Brillantring, den ein frommer Wille geweiht hatte, zum unauflöslichen Band treuer Liebe. So ging demnach des Oheims Wunſch in Erfüllung; und Conrad drückte die theure ihm beſtimmte Hand recht innig und begeiſtert an ſeine Lippen, und pries ſein Geſchick, daß er gewürdigt war, dieſe theure Gabe ſo unverdient zu empfangen. Es gelang ihm am ſelbigen Abend, ſich dem Obriſten zu entdecken.

Sichtlich erſtaunt, in Marien den Gegenſtand ſeiner Wahl zu ſehen, warf er einen forſchenden Blick auf den Baron. Doch dieſer hielt ihn ruhig aus, und erklärte dem Obriſten mit einfachen Worten, wie er ſich überzeugt habe, daß die fromme Blüthe häuslichen Glückes nur auf dem Boden eines ſtillen, anſpruchloſen Herzens gedeihen könne, und keiner andern Pflege bedürfe, als der der Liebe und Treue. —

Da reichte ihm der Obriſt die Hand, und ſegnete ihn, — denn er gedachte der hingegangenen Gattin und ſeines eignen vergangenen Glückes.

Bald lag Conrad mit dem Geſtändniß ſeines Glücks an Albano's Herzen. Stumm, mit Freudenthränen im Auge, blickte dieſer zum Himmel empor. Conrad ſah den freudeglänzenden Blick, die Verklärung des ernſten Geſichts; aber das Herz ſah er nicht, aus deſſen ſtillem Entſagen ſein Glück emporgereiſt war, nicht den Triumph der Tugend, der jetzt in des Freundes Bruſt ſeine Feier begann, und ſeine Seele erhob zu den Freuden der Götter, weil ſie mit jenen die höchſte Wonne theilte: die Seligkeit, an fremdem Glück gebaut zu haben!

Als der Baron am andern Morgen, ſeinen Freund vermiſſend, in deſſen Werkſtatt trat, fand er das große Gemälde, das jener ihm ſo ſorgſam verhüllt, des Schleiers beraubt.

Er trat näher, von Staunen und Rührung gefeſſelt.

Eine männliche Geſtalt, von dem Anblick einer himmliſchen Erſcheinung ermuthiget, war in dem Moment dargeſtellt, wie ſie mit dem Ausdruck hoher Begeiſterung die Feſſeln ſprengt, die ſie umgeben. Der dunkle Vordergrund, aus dem die kräftige Geſtalt des Mannes ſich dem fernen Lichtbild entgegenhebt, war nur matt von der Glorie der himmliſchen Geſtalt beleuchtet, die mit dem Ausdruck hoher Milde, eine Roſe in der Hand, ihn zu dem Lichte zu winken ſchien, dem ſie entſtiegen war.

Je länger Conrad vor dem Gemälde ſtand, je deutlicher wurde ihm die Idee des Malers. Dies war Marie! Sie hatte ihn, den in Irrthum befangenen Jüngling, durch ihre Liebe, dem Himmel wiedergegeben. — Das waren ihre Züge, jene die Seinen! — aber eine ſchnelle Wehmuth überfiel ihn, es konnten auch die Züge des Freundes ſein, und die matterhellte Roſe eine weiße, das Bild ſtillen Entſagens! —

„Albano!“ rief er, und eilte hinaus, den Geliebten zu ſuchen. Da übergab ihm ein Diener die Abſchiedszeilen des Freundes, er war abgereiſt, und bat ihn, das zurückgelaſſene Gemälde als ein Andenken ihrer Freundſchaft zu bewahren. Das Marienbild hatte er, auf des Freundes Gewährung rechnend, ſich zugeſellt, — es ſollte ihn begleiten zu den blühenden Gefilden Italiens, wo er einige Jahre ſeiner Kunſt allein zu leben gedachte.

Alles wurde nun klar vor Conrads Blick! Wohl miſchte ſich ein Tropfen bitterer Wehmuth in den Becher ſeiner Freude, — aber er kannte des Freundes groſes Gemüth! Er ſtand zu hoch, um an irdiſchem Schmerz zu verbluten; ſeine Liebe mußte ein neuer Cherub werden, der ihn nur noch höher hinauftrug zu dem Himmel des Friedens, der alles verſöhnenden Kunſt.

Daß Beatrix mit ſeiner Klugheit jede Aufwallung des Unmuths über das verlorne Spiel, jede Regung des Schmerzes und der Reue, unter der Larve des vornehmſten Gleichmuths, der herablaſſendſten Theilnahme verbarg, daß ſie bald darauf den Bitten des Grafen Gehör gab, und als deſſen Braut in glänzender Pracht erſchien auf dem verabredeten Feſte, bedarf keiner weitern Erwähnung. — Aber daß der Baron die zweideutigen Gerüchte, die hier und da erwachten, als ſei ſeine Wahl erſt durch die verweigerte Gunſt der ſchönen Beatrix beſtimmt worden, gern in ſeinem Glück, das in dem Beſitz der edelſten, liebenswürdigſten Gemahlin in den Grenzen des reizenden Ulmenthals immer ſchöner erblühte, verzieh und vergaß, — dies wird jeder glauben, dem ein gleiches freundliches Loos ſiel, und ihn erkennen lehrte, wie der unzerſtörbare Frieden eines im engern Familienkreiſe gegründeten Glücks höher ſteht, als alle Flitterkronen der Eitelkeit.

Das Mädchen aus dem Schleſier-Thal.

Ein ſchweres Wetter zog über den Höhen von Cynau empor. Furchtbar wühlte der Sturm in den Häuptern der Tannen, und jagte Staub und Kieſel in wilden Wirbeln den Bergpfad hinab, auf dem jetzt ein einſamer Wanderer mit wild zerſtreutem Haupthaar und flatterndem Mantel emporſtieg.

Dem Aufenthalt in den friedlichen Thalhütten entfliehend, ſchritt er raſch die waldbewachſene Anhöhe empor, von deren Gipfel die Ruine des alten Schloſſes Königsberg herniederſah. Die weißen zerfallenen Mauern und Thürme ſtachen recht bleich und geiſterähnlich von den grauen Wetterwolken ab, die flüchtig darüber hinwegjagten, und waren faſt einem Rieſenſcelett zu vergleichen, das, trotz ſeiner geſpenſtiſchen, grauenerregenden Nacktheit, doch noch die Spuren ehemaliger Größe und Macht zeigt.

Der Anblick dieſer zerfallenen Ruine, wie der Kampf der Elemente, ſchienen den Wanderer auf eine ſeltſame Art zu beleben. Durch die düſtere Nacht der halberloſchenen Augen brach es wie eine ſchnell aufblitzende Flamme; ſeine Schritte verdoppelten ſich, bald ſtand er in dem Vorhof der Burg, und ſchritt nun betrachtend, und, wie es ſchien, ſich mit wachſendem Genuß dem Anblick der Zerſtörung hingebend, durch die morſchen Gemächer und Gänge, bis zu der Mitte des halbverfallenen Thurmes, wo der Anblick der dicht vor ſeinen Füßen gähnenden Tiefe, die er aus einem eingeſtürzten Fenſter überſah, ihn plötzlich feſthielt.

Hier ſtehe ſtill, Alfons! ſprach er zu ſich ſelbſt. Hier biſt du nicht mehr allein, wie dort, wo der Friede, die Liebe, die Freude täglich ihr Feſt begehen. Sieh dieſe öde Mauer, wie ſie ihr nacktes Haupt verlangend dem Blitz entgegenhebt, als ſchäme ſie ſich ſo allein und unnütz dazuſtehen, rings umgeben von den Trümmern einer großen Vergangenheit! — Gern ſänke auch ſie in das Grab, aber die Wolken ziehen mitleidslos an ihr vorüber; denn nur das Lebenskräftige locket den Tod, die eigene Farbe iſt ihm verhaßt, er gehet mit heimlichem Grauen an ihr vorüber. — Hier iſt der Platz, wo die Verzweiflung noch einmal zu lächeln vermag; die grauenvolle Sympathie, der ihr hier allenthalben in den ſtarren Bildern der Vernichtung begegnet, hat das letzte Wort des Troſtes für das ausgeſtorbene Herz; — der Uhu, der krächzend aus den Grüften des Todes emporſteigt; das zitternde Ephen, das furchtſam ſeine bleichen Ranken um die Schutthaufen ſchmiegt, und bei dem nächſten Windſtoß von neuem Schutte bedeckt wird: alles mahnt an den Abſchied der letzten Hoffnung, welcher dem tiefen Schweigen des Todes vorangeht, und entzückt durch die Anklänge verwandten Gefühls das zerſtörte Gemüth.

Alfons verſtummte, und blickte, in düſteres Nachdenken verſunken, in den gähnenden Abgrund. — Da rollte ein dumpfer Donner über ſeinem Haupte dahin, die alte Veſte ſchien in ihren Grundpfeilern erſchüttert, ein leiſes Seufzen und Stöhnen zog durch die einſamen Mauern, Schutt und Staub bröckelten von der Zinne des Thurmes herab; plötzlich fiel ein Stein dicht vor Alfonſens Füßen zermalmend in den Boden, ein dichter Staubwirbel hüllte ihn ein, faſt bewußtlos taumelte er die Stiege hinab.

„Um Jeſus willen!“ rief eine ängſtliche Stimme ihm vom Ausgang des Thurmes entgegen. „Wer wagt es bei dieſem Wetter die morſche

Stiege ſo tollkühn zu betreten? Iſt euch das Leben nicht lieb, daß ihr es ſo frevelnd auf's Spiel ſetzt?" — „„Laßt das gut ſein"", entgegnete Alfons, „„der Tod kennt ſeine Freunde, und vergreift ſich an ihnen nicht!"" — „Gott ſteh' uns bei", rief der Herbeieilende, ein Mann in ſchlichter Kleidung, von altem ehrwürdigen Ausſehen, indem er dem herabklimmenden Fremdling in das bleiche, gramgefurchte Geſicht ſah. „Ihr ſeid wohl dennoch ein Kind des Todes", und den in plötzlicher Ohnmacht Zuſammenſinkenden in ſeine Arme faſſend, trug er ihn ſanft und behutſam in das Haus des Burgvogts, der neugierig den Kommenden entgegenſah.

Alfons, der mit ſich ſelbſt und der Welt zerfallene Unglückliche, hatte einſt mit allen Anſprüchen auf Glück und Bewunderung die Bahn des Lebens betreten. Durch Verſtand, Bildung und äußern Liebreiz ausgezeichnet, erſchloß das Leben dem früh verwaiſten, doch reichbegüterten Jüngling in einer der glänzendſten Hauptſtädte Deutſchlands alle Quellen des Wiſſens und des Genuſſes. Von der Natur mit heftigen Leidenſchaften begabt, ergriff er das Gute wie das Böſe, je nachdem es ihm in verführeriſcher Geſtalt erſchien, mit gleicher Begier, ſchwelgte mit Geiſt und Sinnen an der bunten Tafel des Lebens, und goß nicht ſelten, indem er den Becher reiner Freude zu genießen meinte, ſich das Gift ſchmerzlicher Täuſchung in die offene, ſich leicht hingebende Seele. — Bald lernte er den trügeriſchen Schleier heben, in dem die Unwürdigkeit mit der Miene erkünſtelter Tugend ſein Herz täuſchte; ſein Verſtand blieb nüchtern, trotz allen Berauſchungen der Eitelkeit und des üppigen Genuſſes, und ſo erſchöpfte er bald das Leben und ſeine Freuden, indem er überall dem Schein begegnete, und dieſer ſeinem von Natur zu edleren Freuden gebildeten Herzen nicht genügen konnte. — So ſtand er ſchon in der Blüthe der Jahre, überſättigt und dennoch ſo unbefriedigt in der ihn umgebenden Menge, — die Welt wie ihre prahlenden Maſken verhöhnend, und zuletzt der Stimme ſelbſt mißtrauend, die ihm in tiefer Bruſt von einer reinern Tugend erzählte, deren Spuren er im Leben zu finden ſtets umſonſt bemüht-geweſen war. Je mächtiger im Lauf der Zeit die Sehnſucht nach höherem Glück in ihm emporwuchs, um ſo geringſchätziger ſpielte er mit den hohlen Schalen, welche die Welt ihm bot, und ſo wurde eine an ſich reine und edle Begier der Quell der mannichfachſten Verirrungen, indem das Gefühl angeborner Würde, welches nirgends ein genügendes Echo fand, ihm ſtatt Nachſicht für die Schwächen Anderer nur Hohn und kalte Verachtung einflößte.

Endlich ſiegte die Liebe über ſein Herz, bevor es in dieſem verderblichen Treiben unterging. — Amanda war der Mann des glänzenden Stern's, der gleich bei ſeinem Erſcheinen den Zauberſtrahl eines nie gekannten Lebens über den Nachthimmel ſeines verfinſterten Daſeins goß. Alle Blüthen der Schönheit und Anmuth, der Tugend und des Verſtandes ſchienen hier mit allen Talenten des Umgangs zu einem entzückenden Strauß verbunden. Alfons ſah, und bewunderte, prüfte, und lernte lieben, obgleich die ſpröde Schöne ihm, dem Allgeliebten, allein eine freundliche Anerkennung zu verweigern ſchien. Sein Streben, von ihrem Widerſtand gereizt, kannte fortan nur ein Ziel, ſeine Leidenſchaft nur eine Richtung; ihr zu gefallen, dünkte kein Opfer ihm zu groß, er übte ſeinen Scharfſinn fortan nur, um ihre Wünſche zu erlauſchen, verſchwendete ſeine Erfindungsgabe, wie ſein Vermögen, in der Anordnung glänzender Feſte, deren Königin ſie war, und war unabläßig bemüht, eine Regung in ihr zu erwecken, von der er mit Zuverſicht die Erfüllung ſeiner ſehnſüchtigen Träume, das Ideal ſeines Glückes zu finden hoffte. Amanda bekannt mit ſeinen frühern Verirrungen und im Bewußtſein eigenen Werthes von ſtolzem Eigendünkel befangen, bemerkte weniger ſein Streben ſich durch die Liebe zu einem tugendhaften

Weſen, zu reinerm, beſſerm Leben emporzuheben, — als den Wunſch nach ihrem Beſitz, den Alfons durch ſein Betragen, und die zahlloſen Aufmerkſamkeiten, die er ihr erwies, nur zu deutlich an den Tag legte. Sie glaubte daher, auch ohne Liebe für ihn zu empfinden, einen Schritt wagen zu dürfen, zu welchem ſie der Wunſch ihrer adelſtolzen, doch wenig begüterten Familie und die glänzende Lage, die Alfons ihr zu bieten hatte, beſtach, und beſchloß demnach ſich geneigter gegen ihn zu bezeigen, und den Einfluß zu benutzen, den ihre Reize über das Gemüth des Liebenden gewonnen hatten. Mit ſeligem Entzücken ſog Alfons die erſten Strahlen der Hoffnung aus ihren freundlichen Augen in das innerſte Herz. Erſt jetzt, das fühlte er deutlich, begann er wahrhaftig zu leben, — die Vergangenheit mit ihren nichtigen Freuden lag ſchaal und öde hinter ihm, ſeitdem er das Paradies reinen Glückes, die wahre Heimath ſeiner unbefriedigten Sehnſucht, gefunden hatte. Heiter lachte ihm die Zukunft an, und er breitete ihr die Arme entgegen, um ſie an das hochſchlagende, wonneglühende Herz zu ziehen, denn ihr Bild lächelte unter ihrem Schleier hervor, allverſöhnend, allbelebend, ein Engel, den er ſich vom Himmel zugeſandt glaubte, ihn aus dem Abgrund des Verderbens zu retten. — So, im Vertrauen auf höhere

Beſtimmung, im Vertrauen auf die Wahrheit ſeines Gefühls und die aufkeimende Neigung, die er in Amanda's Herzen für ſich zu entdecken glaubte, warb er um ihr Wort, ihre Hand, und wurde von deren Verwandten bald darauf mit ſichtlicher Freude als ihr Verlobter begrüßt. Verſchwenderiſch in den Aeußerungen ſeiner Wonne wie ſeiner Liebe, hatte er Amanden am Tage der Verlobung, an dem man zugleich ihr Geburtsfeſt feierte, mit einem Schmuck angebunden, deſſen Werth die Hälfte ſeines Vermögens betrug. Er liebte was ihm theuer war, ſtets mit dem höchſten Schimmer auszuſtatten, und umgab deshalb die Geliebte mit einem Glanz, deſſen ſich eine Königin nicht ſchämen durfte, — vergnügt, ſie, die in ſeinen Augen an ächtem Werth hoch erhaben über alle Erdenfrauen ſtand, auch durch äußere Zeichen über dieſelben zu ſtellen. Verblendet von dieſer wahrhaft fürſtlichen Gabe, muthmaßten Amanda's Verwandte, Alfons ſei im Beſitz von noch größeren Reichthümern, als wirklich der Fall war. Man wagte erſt heimliche, dann immer kühnere Forderungen an ihn, die er aus Rückſicht und Gefälligkeit gegen Amanda's Verwandte nicht abzulehnen vermochte. So begann allmählig der Wohlſtand des von allen Seiten Gemißbrauchten zu ſinken. — Alfons ſah ſich genöthiget, ſeiner Nachgiebigkeit Grenzen zu ſetzen, und berechnete, zu ruhigerer Ueberlegung kommend, die Einkünfte, über die er noch zu gebieten hatte. Das glänzende Leben, das er bisher Amanda'n zu Gefallen in der Hauptſtadt geführt, konnte nicht fortgeſetzt werden, ohne ihre Zukunft zu gefährden, das ſah er ein. Er beſchloß daher, ſich auf eines ſeiner Güter zurückzuziehen, und eilte Amanden von ſeinem Entſchluß zu unterrichten. Mit ſichtlicher Beſtürzung hörte ſie ihn an; Alfons errieth aus ihren Mienen, aus der Gluth, die ihre Wangen überflog, wie unangenehm ſein Plan ſie überraſchte, und hatte Mühe die Widerſprüche derſelben mit der Nothwendigkeit ſeines Entſchluſſes zur Ruhe zu verweiſen. — Der Mißmuth, der ſeitdem auf ihrem Antlitz zurückblieb, fing an Alfonſens Herz zu beunruhigen. Er durchlief mit Sorgfalt ihr Betragen, und ſchöpfte den erſten Verdacht, daß nicht Liebe, ſondern andere Rückſichten ſie zu einem Bündniß geſtimmt hatten, welches er nur vom Herzen allein geknüpft wiſſen wollte. — Mit Sorgfalt bewachte er fortan jedes Wort, jede Miene ſeiner Verlobten. Der Zufall war ihm behülflich; durch ihn gelang es, den Schleier von Amanda's Geheimniß zu heben. — Ein Brief derſelben, den ihm ein Ohngefähr in die Hand ſpielte, zeigte ihm die kalte Wahrheit eines Verhältniſſes, in welchem Amanda's ſtolzer Charakter zu ſeinem liebwarmen Herzen ſtand.

Mit Beſtürzung durchlief er die Zeilen. Sie waren an eine Freundin Amanda's gerichtet, welche er oft in ihrem Hauſe geſehen, und die, wie er wußte, ihr volles Vertrauen beſaß. Klagen über eine dahingeopferte Jugend, Betrachtungen über die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihrem Gemüth und dem ihres Verlobten ſtatt finde, Erinnerungen an eine frühere Neigung, und Vergleiche derſelben mit ihrer jetzigen Lage, zu der ſie der Wunſch ihrer Verwandten und kalte Verſtandes-Rückſichten beſtimmt hatten, — machten den Inhalt des Briefes aus.

In tiefſter Seele erbittert und beleidigt, betrogen um Hoffnung und Glauben, eilte er den verrätheriſchen Zettel in der Hand, zu Amanden, welche ihm im Glanz ihrer Reize, mit der holdeſten Freundlichkeit entgegen kam. — Ein Blick, den ſie auf Alfonſens bleiches Geſicht warf, — machte ſie ſtutzen. „Schrieben Sie das?“ rief ihr zornerglüht der Betrogene entgegen, ihr das Billet entgegenhaltend. Amanda erſtarrte, ſie erkannte ihre Handſchrift, und fühlte, welchen Nachtheil ihr dieſe Entdeckung bringen mußte. — Schaam und Beſtürzung, Verlegenheit und Stolz kämpften in ihr, während ſie in peinlichem Stillſchweigen ihm gegenüber ſtand. Endlich ſiegte der Letzte, und ſie erwiederte, ſich mit einem vornehmen Blicke emporrichtend: „„Was ſoll ich es läugnen? — Waren

Sie unedel genug, das Siegel eines Geheimniſſes gewaltſam zu löſen, welches, Ihnen verborgen gehalten, Sie keineswegs beunruhigt haben würde, — ſo darf ich mich nicht ſchämen, eine Wahrheit zu geſtehen, die in der Natur meines Weſens bedingt iſt. — Ich gab Ihren Wünſchen Gehör, weil ich, Ihren Charakter kennend, auch ohne Ihre Neigung zu theilen, Ihnen das Glück zuſichern konnte, das Sie begehrten; — Sie verlangten meinen Beſitz, — ich eine unabhängige Lage, — daß hier von keiner ſchwärmeriſchen Zuneigung die Rede ſein konnte, mußten Sie fühlen, noch ehe ich es ausſprach. — Die Zuverläſſigkeit meines Charakters konnte Ihnen indeß ein dauernderes Glück verbürgen, als die flüchtige Neigung mancher Andern meines Geſchlechts; und es iſt noch ſehr die Frage, ob Sie, mein Herr, der Vorwurf einer Täuſchung nicht eher treffen möchte, als mich, — die Ihr Glück, auch ohne zu lieben, wahrhaft im Auge hatte.““ „Sie glaubten mich alſo genügſam genug, ein eheliches Verhältniß ohne innigere Uebereinſtimmung der Gemüther zu begehren?“ „„Uebereinſtimmung?““ gab Amanda zurück, indem ein feines Lächeln um ihre Lippen flog. „„Meinen Sie die der Charaktere, ſo haben Sie in der That viel von mir begehrt! Dachten Sie aber dabei an die unſerer Neigungen, — ſo bewieſen Sie zuerſt, daß dieſe verſchiedene Richtungen haben, — ſie wählten den Aufenthalt auf dem Lande, ohne die Bedürfniſſe meines Geiſtes zu berückſichtigen, — und ich, ich fügte mich darein, — weil es meine Grundſätze geboten, — doch konnte mich dies keineswegs gegen die Verſchiedenheit unſerer Gemüther blind machen, die erſt jetzt recht deutlich ans Licht trat.““ „Und Sie wollten, mit der klaren Anſicht deſſen, was Sie mir jetzt vertrauen, dennoch die Meinige werden?“ „„Ich kannte die Kraft meines Willens und durfte es wagen.““ — „So will ich Ihnen beweiſen, daß Ihr Glück mir heiliger iſt, als Ihnen das Meinige war“, entgegnete Alfons mit einer kalten Verbeugung, — und den empfangenen Verlobungsring von ſeinem Finger ziehend, und ihn ihr höflich überreichend, fügte er hinzu: „Sie haben fortan unſer Verhältniß als gänzlich aufgelöſt zu betrachten!“ Noch ſtand Amanda von Schreck betäubt, dem Davoneilenden mit Beſtürzung nachblickend, als einer ihrer Brüder hereintrat, und durch ſein Erſcheinen ſie aus ihrer dumpfen Bewußtloſigkeit riß. — Mit Verwunderung erfuhr er von ihr den Vorgang der letzten Stunden, und eilte, von der Heftigkeit ihres Weſens, die aus der Ahnung ihres Verluſtes und ihrem beleidigten Stolze hervorging, wie von ihren Klagen beſchworen, zu dem im Zorn Geſchiedenen, um ein Verhältniß wieder herzuſtellen, auf welchem die Hoffnung einer ganzen Familie beruhte, oder, im Fall er auf ſeinem gefaßten Vorſatz beſtehe, die Ehre ſeiner Schweſter an dem Wankelmüthigen mit ſeinem Degen zu rächen. Noch hatte Alfons erſt Amandens Charakter in ſeiner wahren Geſtalt erfaßt und durchſchaut, — als aber jetzt der Bruder derſelben, mit liſtiger Vorſicht, erſt mit freundlichen Vergleichen, dann mit Drohungen, endlich mit den unedelſten Vorwürfen ſein Herz beſtürmte; — bekam Alfons einen klaren Ueberblick von dem kaltberechnenden Eigennutz einer Familie, die ſelbſt die Schmach, die er Amanden zugefügt, über ihren egoiſtiſchen Plänen vergeſſen wollte, um ihn für ſie wieder zu gewinnen. Hohnlachend zog er Einem nach dem Andern die Maske ab, und eilte dann mit kaltem Blut dem zornerglühten Bruder Amanda's die Genugthuung zu geben, die er von ihm heiſchte. Das Duell nahm wegen der heftigen Erbitterung beider Partheien einen ſehr ernſthaften Charakter an; Amanda's Bruder, entflammt von den Thränen der Verſchmähten, dem Rachedurſt einer ſtolzen, tiefgekränkten Familie, drang mit tollkühner Wuth auf ſeinen Gegner ein. Aber Alfonſens Beſtimmung war der Tod nicht, der dem Schwerbetrogenen allein Balſam für die Wunden ſeiner Seele reichen konnte; Amanda's Bruder fiel als Opfer ſeiner eigenen Heftigkeit. Alfons, den Tod des Schwerverwundeten mit Gewißheit vorausſehend, mußte, um der Verfolgung ſeiner Widerſacher zu entgehen, das Land ſeiner Väter verlaſſen; ſeine Güter fielen den Gläubigern anheim, bei denen er für die Verwandten Amanda's wiederholt Bürgſchaft geleiſtet hatte, — und ſo irrte er, der ſelbſt der Liebling des Glückes, der Gegenſtand des Neides geweſen war, um Vertrauen, Frieden und Vermögen betrogen, zerfallen mit ſich und der Welt, in einem Zuſtande, den Worte nicht zu ſchildern vermögen, in der Fremde umher, — die unbewohnteſten Gegenden aufſuchend, um dem Anblick der Menſchen und ſich ſelbſt zu entfliehen. — In ſeinem Leben, wie in den eigenen Handlungen, die ſchneidendſten Diſſonanzen aufſuchend, glaubte er in ſeiner unglücklichen Natur einen Mißgriff des Schöpfers zu entdecken, dem zufolge nur Täuſchung und Unglück ſein Theil werden könnte. Mitleid und Verzweiflung über ſich ſelbſt bemächtigte ſich wechſelsweiſe ſeiner Seele, — er glaubte ſich des höchſten Segens, den er auf Erden erkannt, — der Liebe unwürdig, weil ſie auch in Amanda's zauberiſcher Geſtalt ihn gehöhnt hatte, und ſehnte ſich ein Daſein los zu werden, welches, aller innern Wärme beraubt, keinen Keim der Kraft mehr zu treiben vermochte, als den ſtarren Dorn der Verzweiflung. — Da wo die Natur ihre wildeſten, ſchauerlichſten Bilder ausgeführt, in den einſamſten Schluchten des Gebürges, oder in den Trümmern zerſtörter Herrlichkeit, gelang es ihm bisweilen den Gegenſtänden außer ſich einen harmoniſchen Accord für ſeine innere Welt zu entlocken. Darum ſchweifte er ohne Unterlaß von einer Berggegend zur andern, nirgends eine Heimath findend, weil die in der eigenen Bruſt zertrümmert lag, — erſchöpfte die Gegenwart durch trübe Betrachtungen aller Art, und ließ die Zukunft unberührt, weil er mit Gewißheit auf die letzte Gunſt des Zufalls hoffte, er werde in einem der ſchauerlichen nie beſuchten Gründen, in die er ſich oft tollkühn herabwagte, — ſein einſames Grab finden.

So kam er nach langem Umherirren zu der Stelle, wo wir ihn zuerſt fanden. Der Kampf der Elemente hatte ſein Gemüth aufs neue entflammt; er betrat die morſche Ruine nicht ohne den Wunſch, in ihrem Schutt begraben zu werden, und doch, — als der Tod ſo nahe an ihm ſtand, übermannte ſein Anblick die Kräfte ſeiner Natur. Schreck und Grauen geſellten ſich zu den Martern ſeiner aufgeregten Phantaſie, unter denen ſein Körper bereits gänzlich erlegen war, und die ihn plötzlich befallende Ohnmacht ging dem Ausbruch einer in ihm längſt gährenden Krankheit zuvor. Als Alfons nach langer Betäubung die Augen aufſchlug, ſah er ſich in einem niedern Gemach, weich und ſanft auf ein reinliches Lager gebettet. Das Fenſter vor ihm, das ſorgſam verhangen war, beleuchtete nur matt die ihn umgebenden Gegenſtände; doch konnte er genug erkennen, um zu errathen, daß er ſich in einer ländlichen Wohnung befand. Das Geräuſch fröhlich durch einander ſchreiender Thierſtimmen aus dem nahen Gehöft, unterbrochen von dem Schäkern dicht am Fenſter ſpielender Kinder, beſtätigte ſeine Vermuthung, — doch ging alles noch zu verworren und traumähnlich an ihm vorbei, als daß er lange dabei verweilen konnte; das Gefühl gänzlicher Ermattung kehrte zurück, er ſchloß auf's Neue die Augen. „Marie!“ tönte eine Stimme nah an der Thür: „hab' Acht auf die Kinder, es iſt Zeit, daß ich zu dem kranken Manne gehe!“ — Alfons hörte, ohne ſich regen zu können, die Thür öffnen, und das Rauſchen leiſer Tritte in der Stube. „Schläft er noch?“ flüſterte es durch die halbgeöffnete Thür herein. „„Daß Gott erbarme!““ tönte die Antwort zurück: „„Ich glaube er ſtirbt, bevor der Arzt wieder kommt, ſeine Stirn iſt kalt und feucht, und der Odem geht langſam und ſchwer.““ — Alfons fühlte die Berührung einer warmen Hand; ein ſüßes Weh zuckte von der Stirn, worauf ſie lag, durch alle Nerven ſeines Körpers, das lang gehemmte Blut begann auf's Neue zu rieſeln, der Starrkrampf, der ihn einige Augenblicke gefangen hielt, war gelöſ't, — er fühlte, daß er die Augen jetzt öffnen könnte; doch gebot ihm ein ſeltſames Behagen, den ſchmeichelnden Traum nicht zu unterbrechen, von dem er ſich befangen wähnte. Noch hörte er lange das Rauſchen der Tritte im Gemach, dann wurde es ſtiller; ſie ſchienen ſich in die angrenzende Kammer zu verlieren. Schon wollte er dem eintretenden Schweigen zürnen, als eine wohlklingende Stimme in einiger Entfernung ein Wiegenlied zu ſingen begann, und er eine Melodie vernahm, die, wie das Echo einer längſt untergegangenen Zeit, ſanft rührend zu ihm herüber tönte.

„O, mein Gott!“ rief Alfons, von wunderbarem Gefühl ergriffen, „es iſt dies der Tod, und hat das neu beginnende Leben ſeine Zeichen und Stimmen wie die Kindheit des Erdenlebens?“ — Er hatte bei dieſen Worten die Augen aufgeſchlagen, ſeine erſten Blicke fielen in den tief blauen Himmel zweier Augenſterne, die, ganz dicht zu ihm hingeneigt, mit ſorgſamer Zärtlichkeit ſeinen erſten Worten zu lauſchen ſchienen. „Er lebt!“ tönte es aus dem kleinen Roſenmunde, deſſen Odem ihn umwehte, — und noch ehe er die Form der raſch ſich aufrichtenden, leicht hinſchwebenden Geſtalt deutlich erkennen konnte, ſah er ſie in die Kammer eilen, von woher der Wiegengeſang erſcholl. In wenig Minuten trat eine wohlgebildete Frau, den ſchlummernden Säugling an der Bruſt, vor das Lager des nun vollkommen Erwachten. „Haltet euch nur ruhig!“ winkte ſie dem ſich raſch emporrichtenden Kranken zu, „ihr ſeid bei uns in guter Pflege, und dürft euch deßhalb um gar nichts bekümmern!“ „„Wer ſeid Ihr?““ frug Alfons, „„die ihr euch des Fremdlings mit ſo himmliſcher Güte annehmet?““ — „Ihr ſeid in der Thal-Mühle, mein Herr, und als Kranker uns durch euch ſelbſt empfohlen!“ entgegnete die Müllerin; und was wir zu thun vermögen, iſt nichts mehr als rein chriſtliche Schuldigkeit!“ — Sie erzählte ihm nun, wie ihr Mann ihn von der Burg mit Hülfe ſeines Burſchen auf einer Bahre zur Mühle gebracht, wie man bereits einen Arzt wegen ſeines Zuſtandes befragt, und er denſelben zwar bedenklich gefunden, doch bei guter Pflege gewiſſe Rettung verſprochen habe. „„Aber wißt ihr auch, wen ihr verpfleget?““ frug Alfons, indem, durch die Erinnerung jener Stunden belebt, ſein Selbſtbewußtſein mit der alten Melancholie, zugleich erwachte. „„Ich könnte wohl eurer Hülfe unwürdig, dabei leicht außer Stande ſein, euch eure Wohlthaten zu vergelten!““ — „Ihr ſeid in der That recht ſehr krank, armer

Herr!" entgegnete die Müllerin betrübt, „wie käme euch ſonſt eine Frage ein, die ſich gar nicht paſſen will auf das, was ihr vorher zu ſagen beliebtet. Ihr ſpracht da vorhin ſo etwas von himmliſcher Güte, und ſolltet doch vor Allen wiſſen, daß dieſe, um ſich des Namens würdig zu zeigen, gar nicht fragen darf: wer? oder woher? oder wozu? — Doch ihr werdet wohl hoffentlich geneſen. Iſt doch euer Auge ziemlich klar, und das iſt, meine ich, immer ein gutes Zeichen!" — Ja wohl! dachte Alfons mit einem Blick gen Himmel: — Wenn der heilige Strahl, den du mir in dieſem Augenblick geſandt, nicht dem erwachenden Leben empor hilft, — ſo wäre ich ein aufgegebener Mann und keiner Wiedergeburt des innern Menſchen mehr fähig! — Es mochten wohl ſchon mehrere Wochen vergangen ſein, während denen die Gewalt des Fiebers Alfonſen nur wenig lichte Augenblicke, in ihnen aber ſtets ſo holde Bilder und Erſcheinungen gegeben hatten, daß er ſeinen leidenden Zuſtand von Tag zu Tag lieber gewann, und jetzt, da er ſeine Geneſung herannahen ſah, von einer ſo tiefen Trauer überfallen wurde, als müßten mit ſeinen fieberhaften Träumen auch all' die lieben Geſichter von ihm ſcheiden, die er wechſelnd an ſeinem Lager erſcheinen ſah. Sein freundlicher Wirth, deſſen Sorgfalt ihn gerettet, verweilte oft bei dem

Kranken, und ſuchte den Grund der Schwermuth, die unverkennbar auf ſeiner Stirn lag, mit treuherzigen Fragen zu erforſchen. „Ich habe bei euch eine Heimath wiedergefunden, nach der ich lange umher geirrt bin“, entgegnete Alfons. „Die Welt hat mich ausgeſtoßen, ich ſtieß ſie daher eben ſo gleichgültig zurück, hier aber begann ich auf's Neue in's Leben zu wurzeln, und denke mit Schmerz daran, dereinſt von dieſer Freiſtatt des Friedens zu ſcheiden!“ — „„Ei nun, ſo bleibt ſo lange bei uns, als euch beliebt!““ entgegnete der Müller. — „„Ihr werdet wohl irgend eine Beſchäftigung haben, die ihr treiben könnt, und wenn ihr nichts Beſſeres findet, ſo thut, als wäret ihr unſer Einer, und helft mir im Feld und im Garten! Das Thal, das euch aufnahm, iſt vielleicht eines der ſchönſten des Landes. Denket, ihr ſeid zu einem Heilquell gereiſ't, wie doch Viele eures Standes zu thun pflegen, und labt euch an dem Geſundbrunnen der reinen Bergluft. Geſellſchaft freilich, wie ihr ſie gewohnt ſeid, die findet ihr nicht! Aber bis ihr vollkommen geneſen, ſoll euch Marie in die Berge begleiten, die hat ein friſches, fröhliches Herz, und das braucht ihr; daneben iſt ſie bei unſerm Pfarrherrn in die Lehre gegangen, und hat auch in der Stadt manches gelernt, auch Muſik, — und ſo wird ſie euch ſchon die Grillen vertreiben, in denen, glaub' ich, hauptſächlich eure Krankheit beſteht."" „Marie!" rief er jetzt lauter, die Kleine gewahrend, die eben am Fenſter vorüberging, und herein hüpfte ein niedliches Mädchen, mit einem jugendlich offenen Geſicht, das trat heiter und freimüthig vor ihm hin, und frug, die großen blauen Augen bald auf den Vater, bald auf den Fremden gerichtet: „„Was beliebt?"" — Alfonſens Blick haftete überraſcht auf der holden Erſcheinung. War es das reiche kaſtanienbraune Haar, welches in ſtarken Flechten um den zierlichen Biegel gewickelt war, oder die freie, offene Stirn, deren reine Weiße von den blühenden Wangen recht maleriſch abſtach, oder der überaus nette und anmuthige Wuchs, gehoben von dem purpurnen Mieder und dem ſchwarzen, zierlich gefaltenen Rock, was dem geliebten Mädchen einen ſo eigenthümlichen Reiz gab? — Alfons fühlte ſich auf's ſeltſamſte gefeſſelt von der jugendlichen Grazie, die über die Geſtalt der ſchlanken Bäuerin ausgegoſſen war, und konnte ſeine Augen nicht von ihrem Geſicht abwenden, das wie der Frühling heiter und blühend zu ihm herüberſah. — Endlich erkannte er, als ſie den Blick ruhiger auf ihn herabſenkte, die blauen Augen wieder, die er in dem Augenblick, wo er das Wiegenlied der Müllerin vernommen, ſo theilnehmend über ſich hingeſenkt ſah, und die er ſeitdem in den ihn umgebenden Geſichtern immer vergebens geſucht hatte. „Der Tag iſt ſo ſchön, liebes Kind!“ begann der Müller zu der Kleinen gewandt: „geleite den fremden Herrn hinaus, über den Steig, aber behutſam. Wir wollen nicht länger ſäumen, ihn mit den Schätzen unſeres Bergthals bekannt zu machen, wer weiß, wie lange er hier weilt, und die Sonne iſt den Kranken nicht immer ſo günſtig.“ — „Nicht wahr, lieber Herr, ihr getrauet euch ſchon weiter in's Thal hinein? die Luft iſt rein, und der Weg eben, und ohne Beſchwerde für euch!“ „Und du willſt mich führen, liebe Kleine?“ frug Alfons, in des Mädchens freundliches Auge blickend. — „Ei, warum nicht?“ lächelte ſie zurück, „ich habe ſchon manchen vornehmen Reiſenden durch dies Thal geführt, und ſo denk' ich, ſollt ihr wohl auch mit mir zufrieden ſein!“ Bald ſchritt Alfons an der Seite des lieblichen Kindes den blumigen Thalweg entlang. Es war das erſtemal, daß ihn der Strahl der Sonne, das Wehen der Lüfte wieder wohlthuend berührte, — ſeine Bruſt hob ſich freier, die trüben Schatten der Vergangenheit ſchienen auf Augenblicke aus ſeiner Seele genommen. — Der klare Bergſtrom, der in kräftigem Ungeſtüm über das breite Feldbett hinbrauſte, die wogenden Aehrenfelder an ſeiner Seite, die hin und wieder zerſtreuten Hütten der

Uferbewohner, vor allem aber die hohen majeſtätiſchen Gebürgsmaſſen, die rechts und links, gleich ſtolzen Wällen, dies Paradies umgürteten, und in den lachendſten Laubſchattirungen und Felsgruppen dem überraſchten Blick ſtets neue Reize entfalteten. Alles dies vereinte ſich zu einem Gemälde, deſſen ſeltene erhabene Schönheit auf's Mächtigſte Alfonſens empfängliches Herz ergriff, um ſo mehr, da ſeine Seele ſeit den Leiden der letzten Zeit ſehr ſanft, ja faſt kindlich weich geworden war. „Seht, lieber Herr“, nahm Marie das Wort, „es mag wohl im tieferen Gebürge noch viel gewaltigere Felſenbilder und überhaupt noch ſehenswürdigere Naturwunder geben, das Auge ſich auch oft neugieriger dem Grauenerregenden, Ungeheuern zukehren; — aber das Herz, glaubt mir, findet nicht bald eine heimathlichere Stelle, als die iſt, die uns zum Aufenthalt angewieſen iſt. Seht nur um euch her, und ſagt mir, ob ich nicht recht habe! — O, der hat es gewiß auch empfunden, der dies Thal vor allen das Schleſier-Thal nannte! — Hat er es nicht damit ausgeſprochen, daß ihm vor allen der Vorzug gebührt, und daß es die Krone iſt von allen Bergthälern weit umher? — Seht nur, wie traulich die kleinen Hütten ſich an die ſteilen Felſen lehnen, und wie Alles ſo die Farbe des Friedens und der Heiterkeit trägt! — Ich bin auch hier geboren, mein Herr!“ ſchloß die Kleine, indem ſie mit komiſchem Stolz das Haupt höher empor richtete. „„Darum iſt auch der Friede und die Heiterkeit dein Theil geworden, Marie!““ entgegnete Alfons. „„O, wäre ich auch hier geboren, dann läg ich auch vielleicht noch, wie Du, ſchuldlos und ſelig an dem Buſen der Natur, und liebte die Welt, und freuete mich des Lebens, wie Du!““

„Was ſagt ihr?“ erwiederte erſchrocken Marie. „Was habt ihr denn verbrochen, daß ihr euch ſelbſt verklagt?“ Doch, nachdem ſie ihn eine Weile ſchweigend betrachtet hatte, fuhr ſie fröhlich fort: „Wahrlich, ich glaube, wenn ihr euch auch muthwillig einer Schuld anklagen wolltet, ich traute mehr auf das, was euch im Auge geſchrieben ſteht, — als auf eure Worte. Gott hat euch zu einem guten Menſchen beſtimmt, drum gab Er euch offene ehrliche Züge! Was die Menſchen euch angebildet haben, weiß ich freilich nicht, auch kommt dies weiter nicht auf eure Rechnung; — aber doch weiß ich, daß ihr deshalb gar nicht verzagen dürft! Die angeborne gute Natur behauptet doch immer den Sieg, denn Gott ſelbſt ſteht ihr bei, und der iſt mächtiger, als die Welt und die Menſchen.“

„„Du gutes, treffliches Herz!““ entgegnete Alfons, „„du biſt eine Führerin, wie ſie mir immer gefehlt!““ Beide hatten nun den Steg erreicht, unter welchem die Weißritz ſchäumend dahin brauſt. — „Stützt euch nur immer auf mich!“ bat Marie, ihren Nacken ihm mit kindlicher Sorgfalt darbietend: „das Toben des Bergwaſſers könnte euch ſchwindeln machen, ich gehe ſehr feſt und ſicher.“ „„Reiche mir lieber deine Hand, Marie!““ entgegnete Alfons, von ſeltſamer Verlegenheit befangen. Gutherzig reichte ihm das Mädchen die Rechte, und ſchritt, oft ſorglich nach ihm zurückblickend, langſam und bedächtig vor ihm her. Ein Gefühl, wie er es nur in den erſten Jahren der Kindheit, in den Stunden frommen Gebetes empfunden, durchſchauerte Alfons Gemüth. Es war der Lichtaufgang des Glaubens in ſeiner Seele, deſſen freundlicher Strahl ſich lange in der Nacht düſtrer Schwermuth ſeinen Blicken verborgen hatte. Gott iſt mit Dir! rief das erwachende Licht, und wie von Engelsfittichen empor getragen, hob ſich ſein Geiſt aus den Tiefen des Grams und der Verzweiflung zur Ahnung der unendlichen Liebe empor. „Es iſt euch gewiß recht wohl um's Herz!“ flüſterte Marie, das freudig empor gehobene Auge des Fremdlings betrachtend. — „O, nun will ich auch ganz ſtill ſein, denn ihr denkt gewiß an Gott, oder an eure Eltern, oder an eure Geliebte, denn etwas recht Herrliches muß es ſein, weil ihr ſo ſchön und fromm dabei ausſeht.“ — Leiſe hüpfte

Marie an ſeiner Seite hinweg, ihn den ſtillen Betrachtungen ſeiner Seele überlaſſend. Ein breiter, moosbewachſener Stein lud Alfons zur Ruhe ein; er fühlte ſich ermattet, aber dennoch unausſprechlich wohl. „Nein, ich bin noch nicht verloren!“ ſprach er leiſe vor ſich hin: — „Hatte ich mich gleich ſelbſt im frevelnden Kleinmuth aufgegeben, ſo gab mich dennoch der Himmel nicht auf! Hat er mir nicht einen Engel geſandt in der Unſchuld dieſes Kinderherzens?“ Mariens Erſcheinen unterbrach ſein Selbſtgeſpräch; ſie kam leicht herangehüpft, und bot ihm eine Hand voll purpurner Beeren dar. „Nehmt, lieber Herr“, bat ſie freundlich, „es bleibt doch ſtets die beſte Arznei, welche frei und ungekünſtelt aus der Hand der Natur kommt.“ Durſtig ſchlürfte Alfons die ſüße Labung aus der zierlichſten aller Schaalen, und frug dann, einen dankbaren Blick zu Marien emporſendend: „„haſt du mich denn lieb, daß du alſo für mich ſorgſt?““ „Ja wahrlich!“ entgegnete das Mädchen, die kleine Hand wie betheuernd auf's Herz legend, „Und die Mutter hat euch auch lieb, und der Vaer. O, ich habe oft bei euch gewacht, als ihr krank waret, aber immer verſteckt, damit ihr mich nicht gewahrtet; denn die Mutter meinte, ihr dürftet mich nicht ſehen, das wäre unſchicklich! Ihr müßt oft ſchwere Träume gehabt haben, denn ihr fuhrt oft empor, und ſprach von Blut und Mord, dazwiſchen nanntet ihr auch den Namen Amanda, und da dacht' ich, das müſſe wohl eure Geliebte ſein, denn einen andern Namen ſpricht man wohl nicht ſo häufig aus.“ „„Weißt du das aus Erfahrung, Marie?““ ſprach Alfons, die Schnellerröthende aufmerkſam betrachtend. „Das eben nicht“, entgegnete ſie, die Augen zu Boden geſenkt; „mir hat dies oft Kurt geſagt, der Müllerburſch, der mich ſehr lieb hat, und der ſpricht immer die Wahrheit.“ „„Du haſt alſo einen Freier?““ rief Alfons überraſcht. — „Ach, mein lieber Herr! Kurt iſt zu arm, als daß er um mich werben dürfte.“ „„Aber du haſt ihn lieb?““ forſchte Jener. „Ei, er iſt gut und brav“, entgegnete Marie, das offene Auge treuherzig auf Alfons gerichtet, „und da verſteht ſich ja das von ſelbſt!“ Ein leiſer Seufzer drängte ſich unwillkührlich aus Alfonſens Bruſt. — „„Wir wollen jetzt nach Hauſe, Marie, es wird kalt!““ begann er nach einer Pauſe, während welcher ſein Auge trüb und ſchweigend auf des Mädchens ſchuldloſem Antlitz verweilt hatte. „Kalt?“ frug Marie verwundert. „Die Sonne ſteht noch ſo hoch, und ihr habt ja noch nicht einmal die Ruine geſehen; wollt ihr nicht, daß ich euch bis zu dem hohen Königsberg geleite?“ — „„Heute nicht““, antwortete Alfons mit düſterm

Ton. „„Trümmern gewähren wenig Vergnügen. Was zerſtört iſt, baut keiner mehr auf, und die Kränze, die die mitleidige Natur darüber hinſpinnt, ſind doch nur Todtenkränze, wie ſie auch das Auge mit der Farbe des Lebens zu täuſchen ſucht.““ — Traurig ſchritt Marie neben dem im ſtummen Tiefſinn Befangenen her. Es iſt noch lange nicht mit ihm, wie es ſein ſollte! ſeufzte es in ihrer Bruſt; aber Gott wird ihm helfen, wenn ich recht inbrünſtig für ihn bete!. und die Hände unwillkührlich über ihrem Herzen faltend, folgte ſie ſchweigend dem Raſchvoranſchreitenden, bis ſie die Mühle erreicht hatten, und Alfons mit ſtummem Händedruck von ihr ſchied. Die Frühſonne hatte kaum am andern Morgen die Gipfel der Felſen geröthet, als Alfons, von ſeltſamer Unruhe getrieben, ſein Gemach verließ. Im Hauſe ſchien noch alles zu ſchlummern, er öffnete leiſe die Thür, und trat in den Garten, Blumen und Geſträuch ſtanden in funkelnder Thaupracht, und die fruchtbeladenen Aeſte der Obſtbäume bogen ihren duftenden Segen einladend zu ihm herab. Der Klang einer lieblichen Stimme zog ihn weiter hinein in das blühende Reich. Jetzt erblickte er die Sängerin, es war Marie, die, mit dem Abtrockenen weißer Linnen beſchäftigt, auf einem Platz geſchäftig auf- und niederſchritt. Verborgen hinter einem Gebüſch lauſchte Alfons dem rüſtigen Treiben des lieben Kindes. Ihr ſchönes Haar flog, nachläßig aufgeſchürzt, zur Hälfte in dunkeln Locken um den ſchlanken Hals, und erhöhte in ſeiner reizenden Unordnung die Anmuth der holden Geſtalt. Das leichte Spiel der runden Arme, die Behendigkeit der niedlichen Füße, die zwangloſe Grazie, die ſich in allen Bewegungen kund gab, glich dem Reiz eines anmuthigen Tanzes, — dazu ſang ſie mit voller, hellklingender Stimme:

Das Leben hat ein froh' Geſicht,
So lang das Herz geſund,
Drum kenn' ich finſtre Grillen nicht,
Bin froh aus Herzensgrund.

Doch wenn ein Andrer ſeufzt und weint,
Wie könnt' ich ruhig ſein?
Je ſtiller uns ein Leid erſcheint,
Je tiefer dringt es ein.

Drum bitt' ich, lieber Himmel, gib
Geneſung jedem Schmerz!
Du haſt ja alle Kinder lieb
Und Troſt für jedes Herz.

Engel! rief es in Alfonſens Herz, den frommen Sinn ihres Morgenliedes in gerührter Seele deutend — aber er wagte es nicht, ſich kund zu geben — er betete nur leiſe und ſtill die Strophe nach, die ſie mehrmals wiederholte — da ging die Gartenthür auf, und ein ſchlanker Jüngling ſchritt eilfertig und freundlich grüßend auf die verſtummte Sängerin zu. „Guten Morgen, Kurt!“ entgegnete Marie, ohne ſich in ihrer Arbeit ſtören zu laſſen. „„So früh ſchon an der Arbeit?““ ſchmeichelte jener, „„und dabei ſingſt du mit der Lerche um die Wette, daß jeder ſich an dir ein Beiſpiel nehmen kann!““ „Biſt du etwa weniger fleißig?“ gab ſie zurück. „Ich wette, du ſtahlſt dir nur mühſam den Augenblick ab, um mir guten Morgen zu ſagen!“ Beide traten nun näher zuſammen; Alfons konnte nur einzelne Worte von dem harmloſen Geſchwätz des unſchuldigen Paares verſtehen; doch war es genug, um ihn von ihrer gegenſeitigen Zuneigung zu überzeugen. Ein ſeltſam gemiſchtes Gefühl bewegte ſein Inneres. Marie war das reizendſte Geſchöpf, welches er je geſehen, das fühlte er tief. Die Liebe, die aus ihren Augen ſtrahlte, das Mitleid, das ſie für ihn, den Unbekannten, empfand, verſtärkte den Eindruck, den ihre Anmuth bereits auf ſein Herz gemacht, — und doch konnte er ihr wegen der Neigung nicht zürnen, die ſie ſo unverholen einem Andern zugeſtand, lag doch der Ausdruck der Redlichkeit, der mildeſten Güte ſo unverkennbar auf Kurt's Geſicht. Nicht gegen ſie wandte ſich daher der Unmuth, der bei dem Anblick des Glücklichen von ſeiner Seele

Beſitz nahm, gegen ſich ſelbſt richtete er, wie immer, den Stachel des Vorwurfs. Er war, das fühlte er deutlich, der Ausgeſtoßene aus dem Paradieſe, deſſen unſchuldsvolles, jugendlich blühendes Bild mit niegekanntem Zauber in dieſem Augenblick vor ſeine Seele trat. — Sehen ſollte er das Glück reiner, ſchuldloſer Liebe, um das ihn eigne Schuld in der Blüthe des Lebens betrogen hatte, und welches ihm, als er zum klaren Beweis erwachte, ein ſtrenges Geſchick ſtrafend verweigert hatte; Zeuge ſein einer Seligkeit, die er muthwillig verſcherzt, und zu der, bei dem Welken ſeiner Jugend, bei den Martern, die ſein verirrtes, nur zu tief fühlendes Herz zerriſſen, kein Rückweg zu hoffen war. Ich kenne dein Antlitz, du Engel mit dem flammenden Schwerdt! ſeufzte er tief. Dein Name iſt Schuld! — Wehe dem, dem du einmal das Eden des Lebens verſchloſſen! Für ihn iſt die Freude fortan nur ein Schatten, und der Strahl, der ihm von dort herüber dämmert, ein Almoſen, das ihn an ſeine grenzenloſe Armuth erinnert. Die Schwermuth, die trotz der zunehmenden Lebenskraft ſeit dieſem Augenblick in Alfonſens Seele zurückgekehrt war, verbreitete über ſein bleiches Geſicht einen ernſten, wehmüthigen Schatten. Seine Stimmung konnte niemand entgehen, vor allen aber ſchien Marie ſich ſichtlich darüber zu beunruhigen, und ſie ſann ohne Unterlaß in ihrem frommen Gemüth, wie ſie den Fremdling erheitern möge, der ihr troß der finſtern Laune, die ſelten von ihm wich, und ihn immer zur Einſamkeit zog, ſehr theuer und werth war. Das gute Kind hatte einſt vernommen, welche beruhigende Gewalt die Muſik über betrübte Gemüther zu üben vermag; ſie trat daher einſt mit der Zitter, dem einzigen Inſtrument, welches ſie zu ſpielen verſtand, vor Alfons hin und bat um die Gunſt, ihm auf der Ruine des Schloſſes Königsberg eine Sage von derſelben vorſingen zu dürfen. So ſehr Alfons bisher jede Gelegenheit vermieden hatte, einen Ort zu beſuchen, der ihm nur trübe Erinnerungen zu bieten hatte, ſo konnte er dennoch der lieblichen Schmeichlerin nicht länger widerſtehen, und gab, beſtochen von ihrem ſüßen Geſchwätz, halb unwillig, halb freudig nach. Fröhlich wanderte Marie, die Zitter an einem blauen Bande über die Schulter gehangen, an ſeiner Seite daher. Ihr ſichtbares Beſtreben ihn aufzuheitern, gewann ihm oft ein wehmüthiges Lächeln des Dankes ab; nie hatte er ein Weſen geſehen, in dem die Naivetät der unbefangenſten Jugend, mit einer für ihren Stand ſeltenen Gemüthsbildung und einer ſo rührenden Frömmigkeit vereint war. — Unverwandt den frohen Ergießungen ihres kindlichen Herzens lauſchend, hatte er faſt unvermerkt die Höhe erſtiegen, auf welcher die Burg liegt, und erblickte jetzt nicht ohne geheimes Grauen die Trümmer des Königsbergs dicht vor ſich. „Verweilt hier, lieber Herr!“ begann Marie, ihn auf eine Bank niederwinkend, die die Natur von Stein gebildet, und mit Moos weich überzogen hatte. „Verweilt hier, bis daß ich euch mein Liedchen geſungen. Es ſind ſo oft fremde Menſchen oben in den Ruinen zu treffen, und die ſollen nicht zuhören, wenn ich euch vorſingen will! — Alſo ſprechend kramte ſie aus ihrem Körbchen ein ländliches Frühſtück aus, und nachdem ſie Alfons mit feiner Anmuth bedient, ſtimmte ſie das Inſtrument, und begann, indem ſie ſich an ſeiner Seite niederließ:

Des Burgherrn Knabe eilte zur Stadt,
Der Vater blickt ihm nach:
Der Felſenpfad iſt ſteil und glatt,
Sei, flinker Bube, wach!

Von ſeinem Hunde nur bewacht,
Sprengt er auf wildem Roß
Durch Felſenſchlucht und Tannennacht
Fern weg von Vaters Schloß.

Des Burgherrn Knabe kehrt zurück,
Schroff iſt des Abgrunds Rand,
Er aber reitet ſeinen Blick
Stillträumend abgewandt.

Da fleucht ein Uhu aus der Kluft;
Scheu bäumt empor das Pferd.

Der Knabe wankt und ſtürzt zur Gruft
Hinab das Haupt gekehrt.

Am Bügel hängt ſein Fuß; es ſchaut
Sein Aug' ins nahe Grab;
Ein einz'ger Schritt, ein einz'ger Laut,
So ſtürzt das Roß hinab.

Da ſpringt der kluge Hund herbei
Und haſcht des Pferdes Zaum,
Und hält es feſt und hält es treu,
Und wankt und athmet kaum.

Und ſteht bis von der Burg geſandt,
Die Knappen ſpähend nah'n,
Und ſteht dicht vor des Abgrunds Rand,
Bis ſie das Kind umfah'n.

Vertrau' auf Gott, ſchlingt gleich dein Pfad
Dicht hin am Abgrund ſich,
Des Himmels Engel ſieht's und nah't,
Und hält und rettet dich.

„Singe mir die letzte Strophe noch einmal, liebe Marie!" bat Alfons, ſich lauſchend zu der holden Sängerin herabbeugend. Mit ſüß tönender Stimme wiederholte Marie die Worte, und blickte dann freundlich in Alfonſens Augen, ihre Zitter neben ſich hinlegend. — „Du verſtehſt es gar artig zu erzählen, und dabei das Herz ſehr ſanft zur Ruh' zu ſingen, Marie!" begann Alfons. „„Das ſollte mich freuen"", entgegnete jene vergnügt; „„es iſt aber auch eine wahre Geſchichte, die ich euch ſang, man zeigt noch den Stein an der Felſenſchlucht, den man der wunderbaren Rettung des Knaben zum Denkmal geſetzt hat.““ „Möge Jedem ähnliche Hülfe werden!“ ſeufzte Alfons. „Ach, der Wanderer am Abgrund giebt es gar Viele.“ „„Seht ihr doch ſo ſeltſam vor euch hin, als ſtarrtet ihr ſelbſt in einen ſolchen!““ entgegnete Marie, indem ſie furchtſam das freundlich herabgeneigte Haupt zurückzog. „Und wäre es alſo, wollteſt du mein Engel ſein?“ frug Alfons. „„Wie ihr doch immer ſo wunderbar und ſeltſam redet!““ antwortete jene. „„O, möchtet ihr doch nur einmal recht frei und deutlich ſprechen, damit ich weiß, was ihr meinet, und wie ich euch helfen kann!““ Alfons ſchwieg eine Weile, und blickte nachdenkend vor ſich hin, dann begann er: „Ja, ich will mein Leid an dein Herz legen, Marie! Aber wie mag die Unſchuld den Schmerz der Verzweiflung faſſen, wie die milde Güte die ſchwarzen Tiefen der Schuld und des Menſchenhaſſes durchdringen! Sieh, du ſchauderſt vor dem Gemälde, das ich dir entwerfen will, bevor du ſeine Farben geſchaut!“ „„Sagt mir Eines nur““, fiel ihm Marie in's Wort. „„Könnt ihr recht innig und aufrichtig beten?““ „Ich kann es ſeit Kurzem!“ entgegnete Alfons nach kurzem Schweigen. „„O, dann erſpart euch den Schmerz, verharrſchte Wunden zu berühren!

Gott nahm euch an, als ihr wieder einkehrtet bei Ihm; wendet darum euren Blick weg von dem, was euch betrübt, und blickt recht freudig und getroſt in die Zukunft! So lange der Menſch lebt, hat er noch Zeit umzukehren, und es iſt ſchon viel für ihn zu hoffen, wenn er ſeinen Irrthum erkannt hat. Kehrt um, lieber Herr, wenn ihr irrginget; Gott wird euch die Hand nicht verweigern, die ihr zu ſuchen ſcheint.““ „Aber Marie, kannſt du mir auch ſagen, ob mein Gebet kein Frevel iſt? Darf ich das Auge zu Gott erheben, das noch vor Kurzem mit finſterm Durſt nach der Welle ſah, nach dem Abgrund, um ein freudloſes Daſein darin zu begraben? Die Hand aufheben zu Ihm, dem Reinen, die Blut vergoß?“ Mariens Auge haftete erſt erſchrocken, dann tiefforſchend auf ſeinem Angeſicht. „„Nein, ihr ſeid kein Mörder!““ begann ſie endlich nach langem Schweigen. „„Ihr waret vielleicht Soldat, und habt euern Feind in ehrlicher Fehde überwunden. Redet, o redet, nicht wahr, in ehrlicher, rechtmäßiger Fehde? in einem Kriege vielleicht, wo die Soldaten dem König zu Liebe morden müſſen? Es iſt wohl auch ſchrecklich, aber Gott müßte dann alle oder keinen richten.““ — „Nicht in der Schlacht, Marie, im Schooße des Friedens vergoß ich das Blut meines Gegners im Zweikampf!“ „„Und habt ihr Urſach gegeben?““

frug Marie, das Auge tief zur Erde gekehrt. „Man betrog mich um Glauben und Liebe, um den ganzen Himmel meiner Bruſt; — ich zertrümmerte dafür des Feindes eigennützige Hoffnung, — er ſuchte Genugthuung, und ich erſchlug meinen Gegner.“ Marie verhüllte das Geſicht; Alfons fuhr fort: „Ich mußte meine Heimath verlaſſen, man zog meine Güter ein. Verbannt, verlaſſen, verkannt zog ich umher, ein Raub des Vorwurfs, der Verzweiflung. Da trieb der Zufall mich in jene Ruine, die dort als finſterer Zeuge zu uns niederſchaut. — Frage ſie ſelbſt, ſie wird dir erzählen, wie ich den Tod ſuchte, und das Leben fand, ja das Leben! Denn aus ihrem Moderduſt brachte man mich, den Lebensſatten, zu euch, und ich lernte hier, was mich die Welt nie gelehrt, lieben und beten.“ „„Zeigt mir die Stelle, wo euch der Vater fand!““ rief Marie haſtig aufſpringend. Alfons ſchritt ihr voran zu dem einſamen Burghof, zu dem halbverfallenen Thurm, wo ihn das Grauen des Todes umfangen hatte. „„Laßt mich einen Augenblick allein““, bat Marie. Laßt mich einen Augenblick allein. Alfons gehorchte, doch konnte er nicht umhin einen flüchtigen Blick nach ihr zurückzuwerfen. — Da erblickte er das holde Kind auf den Knieen, das Haupt in demüthigem Gebet zur Erde geſenkt, einem Engel gleich, der Gott mit Inbrunſt für die Rettung eines Verlornen dankt. Gerührt und beſchämt, - und doch im Innern von hohem Entzücken ergriffen, wandte er ſein Antlitz wie geblendet von der holden Erſcheinung ab, und überließ ſie unbelauſcht der ſchönen Andacht ihres Gefühls. Ernſt, aber dennoch die Stirn von milder Freundlichkeit verklärt, ſchritt endlich Marie aus der Ruine hervor. Sie reichte Alfonſen die Hand, als wollte ſie ihm auf's neue vor jedem Straucheln behüten, und ſchritt dann ſchweigend, aber ihn oft recht tröſtend und innig anblickend mit ihm die waldbewachſenen Pfade hinab. Schon hatte der Abend ſeine verklärenden Lichter über die Berge ausgegoſſen, immer höher erglühte in der purpurnen Beleuchtung das friſche Colorit der Höhen und Tiefen, ſanft murmelnd zog der Bergſtrom durch das blühende Thal, und die Glocken der zerſtreuten Heerden tönten, wie ein friedliches Abendgeläut, durch die feiernde Stille. Sie wird dich halten, und dich nicht in den Arm der Verzweiflung zurückſinken laſſen! flüſterte es in Alfonſens Bruſt. Ruhig und heiter ſchritt Marie an ſeiner Seite daher, ſeine Hand feſt umfaſſend und zuweilen einen Blick, wie dankend und hoffend, zum Himmel ſendend. Alfons fühlte ſich ſeit dieſem Tage wie von einer wunderbaren Macht an die Nähe Mariens gebunden. Es war ihm, als wäre ſein Herz leichter geworden, ſeitdem ſie um ſein tiefes Leid wußte, — als dürfe er jetzt jeden freundlichen Blicks, jedes milden Wortes ſich inniger erfreuen, da fortan keine Täuſchung ihres Gefühls mehr zu fürchten war, und ſo kam es, daß er mit wachſender Sorgfalt an ihren Blicken hing, als könne ihr reines unſchuldiges Herz ihn allein frei ſprechen und zu höherem Selbſtvertrauen erheben. Marie, das fromme, kindliche Weſen, deſſen Bildung allein aus der innigſten Anneigung der reinen Gotteslehre, aus der Liebe zum Chriſtenthum und aus einem Herzen hervor, ging, zu dem früh die erhabene Schönheit einer großen Natur und das Beiſpiel frommer Eltern geſprochen hatte, Marie fühlte ſich gleichfalls in ihrem Gemüth ſeit Alfonſens Bekenntniß auf eine ſeltſame Weiſe an ihn gebunden. Sie konnte einer tiefen Betrübniß nicht entgehen, ſo oft ſie der Vergehungen gedachte, die einem ſo bittern Lebensüberdruß vorausgegangen ſein mußten, und dennoch mußte ſie ſich ohne Unterlaß mit ihm beſchäftigen, und wenn es auch nur in ihren geheimſten Gedanken war. Beunruhiget und tief ergriffen von Alfonſens Zuſtand, den ſie zu ändern ſich nicht ſtark genug fühlte, nahm ſie ihre Zuflucht zu ſtiller Betrachtung, und vertiefte ſich oft Stundenlang in der Wiederholung frommer Sprüche, die ihr aus der

Zeit ihres Unterrichts noch im Herzen geblieben waren. Eines Morgens als Alfons Marien vergebens im Garten geſucht hatte, erblickte er ſie endlich, durch das mit Weinlaub umzogene Fenſter in ihrer Kammer, in tiefen Gedanken über ein aufgeſchlagenes Buch gebeugt. Sie lag vor einem Stuhl auf den Knieen, ſo daß er ihr Antlitz ſehen konnte, und ſchien von dem, was ſie las, ſichtlich erfreut — denn um ihren Mund ſchwebte ein Lächeln, wie es um die Lippen ſelig träumender Kinder ſchwebt, — dabei waren ihre Hände andächtig gefaltet, und ihre Augen obgleich geſenkt, doch noch beredt genug, um ihm das Entzücken ihrer Seele zu verkünden. — Lange ſtand Alfons im Anſchauen des lieblichen Bildes verloren. Nie war ihm Marie ſchöner erſchienen, als hier, wo ſie ſich unbeachtet ihrem Gefühl überließ. In ſüßer Trunkenheit hing ſein Blick an dem hohen Zauber der Unſchuld, der ſich auf ihrem Antlitz verkündete, indeß er ſtill allen Liebreiz, dem er im Laufe ſeines vielgeſtalteten Lebens begegnet war, mit dieſem Bilde verglich, und ihr, der anſpruchloſen Blume des Thals, die Krone der höchſten Schöne vor Allen begeiſtert zugeſtand. In dieſem Augenblick ertönte die Stimme der Müllerin vor der Thür. Schnell erhob ſich Marie, und ſchritt, nachdem ſie ein Zeichen in das Buch gelegt, ohne ihn bemerkt zu haben, zur Thür hinaus. Neugierig den Quell ihres Entzückens kennen zu lernen, bog ſich Alfons, da er ſich unbeachtet ſah, näher zu dem offenen Fenſter hinab. Es war die Bibel, in der ſie geleſen; faſt unwillkührlich ſtreckte er die Hand darnach aus, und hob ſie empor. Seine Augen ſuchten die Stelle, auf der ihre Blicke verweilt, ſie trafen auf den Spruch: „Du ſollſt aber froh und gutes Muths ſein, denn dieſer dein Bruder war todt, und iſt wieder lebendig worden, er war verloren, und iſt wiedergefunden.“ So warſt du auch hier mit mir beſchäftigt, du frommes, liebendes Weſen? rief er, von Wehmuth und Freude zugleich bewegt. Ich bin der verlorne Sohn, deſſen Verſöhnung mit dem ewigen Vater ihr Gemüth ſo hoch erfreute! Gott hat durch ſie mir Vergebung verkündet, das fühl' ich an dem leichtern Schlag meines Herzens! — Doch, wie wird es ſein, wenn ich aus dem Kreiſe hinaustreten werde, wo das Licht ihrer Unſchuld mir leuchtet? und muß ich es nicht? Wird nicht dies liebe Weſen von Tag zu Tag mir theurer und unentbehrlicher? — Ihre holde Theilnahme, kommt ſie nicht der Liebe ſo gleich, daß ich faſt ſchon wähne, ich ſei es, dem ihre reine Seele gehört? Die Erſcheinung Mariens unterbrach ſein Selbſtgeſpräch. Schnell legte er das Buch an ſeinen Ort, und trat, die Gluth heimlicher Schaam im Geſicht, der Kommenden aus dem Laubgange entgegen. Sie hatte ſeine Verlegenheit nicht bemerkt, und kam mit dem Ausdruck ſtiller Heiterkeit auf ihn zu. „Ich habe euch ſchon recht lange geſucht, lieber Herr!“ ſagte ſie, indem ſie treuherzig ihre Hand auf ſeinen Arm legte. „Ich wollte euch um etwas bitten, das ihr mir zu Liebe nicht abſchlagen dürft!“ „„Rede, liebe Marie!““ bat Alfons, ſich mit innigem Wohlgefallen in den klaren Augen des Mädchens ſpiegelnd. — „Seid nicht immer ſo allein für euch! das ſtille Sinnen und Hinbrüten taugt nicht für Einen, der ſchweres Blut hat. Werdet wie unſer Einer! Seid froh und luſtig, ſchlagt euch alle Grillen aus dem Sinn, werdet zutraulich gegen uns Alle! — Glaubt mir, der Menſch gehört unter Menſchen, und wenn ihr auch nur mit meiner Geſellſchaft vorlieb nehmen müſſet, und ich noch oft ein gar kindiſches Geſchöpf bin, — ſo laßt euch das nicht verdrießen; die Kinder ſind am beſten mit der Freude vertraut! Kommt“, fuhr ſie ſchmeichelnder fort, „kommt mit mir vor die Thür, da ſpielen die Kleinen Blindekuh. Wollt ihr, ſo ſpielen wir mit, ihr werdet euch warlich an der Kinder luſtigem Treiben ergötzen!“ — „„Und liegt dir denn meine Aufheiterung ſo ſehr am Herzen?““ frug Alfons. „Ei, freilich!“ entgegnete Marie. „Gott hat euch lieb, das weiß ich jetzt ganz gewiß, darum will ich, daß ihr Ihn auch wieder lieben und erfreuen ſollt, und das kann man nur mit einem frohen und dankbaren Herzen! Ich wünſchte wohl, ihr gewönnet das Leben recht lieb, — und auch die Menſchen um euch her, denn nur durch die Liebe beſiegt man den Haß und den Tod! — Doch", fuhr ſie leiſer fort, indem ihr Auge von Alfonſens ſchnellauflodernden Blick getroffen, ſchüchtern zu Boden fiel, — „ich ſprach wohl allzu dreiſt und zu vorlaut mit euch! Auch wißt ihr gewiß dies alles viel beſſer, als ich es euch ſagen kann, darum verzeiht nur der Schwätzerin! Aber ſie meint es wahrlich gut, ſehr gut mit euch, das könnt ihr immer glauben!" — „„Marie!"" rief Alfons, die Holderröthende in raſchem Entzücken umſchlingend, — doch ſchnell ſich faſſend, indem er des Jünglings gedachte, der, wie er wohl wußte, dies köſtliche Herz beſaß, zog er ſein Haupt von der purpurnen Wange des Mädchens zurück, und ſagte, in ernſter Faſſung auf ſie herabblickend: „„Du haſt mich ſehr lieb, Marie! Aber ich will dich nicht weniger lieb haben!"" Und eine ſchnell hervorquellende Thräne verbergend, bog er ſich raſch herab, eine Blume zu pflücken, und bat dann freundlich: „„führe mich hinaus zu den Kindern."" Es war ein fröhlicher Kreis, in den ſie jetzt traten. Marie miſchte ſich ſchäkernd unter die frohen Kinder, und erhöhte durch die reizende Lebendigkeit ihres Weſens den Jubel des Spieles. Nicht lange, ſo trat auch Kurt in den Kreis, auch er ſchien mit ganzer Seele wieder Kind zu werden, und trieb ſich mit den fröhlichen Kleinen um die Wette umher. Bald verſuchte Marie in anmuthigem Scherz auch die Binde um Alfonſens Stirn zu ſchlingen; als ſie ihm aber in das ernſte, trübe Auge ſah, ließ ſie von ihrem muthwilligen Tändeln ab, und ſetzte ſich ſtill und gedankenvoll neben ihm nieder. — Alfons bemerkte an ihrem Mieder die Blume, die er vorhin gepflückt, und die er in Gedanken verloren hatte. „Du liebſt die Blume, Marie!“ ſagte er mit wehmüthigem Lächeln. „„Die gerade vor Allen!““ entgegnete ſie raſch, auf die Kaiſerkrone deutend, die ſie am Buſen trug. „Vor Allen?“ — fiel Kurt traurig ein, der an ihre Seite getreten war, — „du ſagteſt mir erſt geſtern, Marie, daß dir der weiße Stern, der auf den dürren Felſen wächſt, und die purpurne Steinnelke die liebſten wären; auch ſammelſt du ſchon lange ja an einem Kranz ſeltner Waldblumen; woher kömmt dir auf einmal der hochmüthige Sinn, daß du die Kaiſerkrone zu deinem Liebling erwählſt?“ „„Sie hat Thränen im Kelche““, entgegnete Marie ernſt, „„darum lieb' ich ſie, und pflege ſie gern! Und wenn ich die einſamen Feldblumen liebe, ſo geſchieht es ja auch nur aus ſtillem Mitleid, weil ſie ſo verlaſſen in freudloſer Einöde ſtehen, und wenig Sonne und Licht genießen!““ Kurts Augen fielen einen Augenblick prüfend auf Alfonſens Geſicht, und dann auf das Antlitz Mariens. Als dieſe ihm aber ſo offen und ehrlich in's Auge ſah, ſo ſiegte bald wieder die frohe Laune über die Anwandlung leiſen Verdachtes, und er begann nun mit gutmüthiger Heiterkeit zu erzählen, wie er ſchon oft die Felſen durchirrt habe, um neue Pflanzengattungen zu entdecken, und wie er jede unbekannte Blume mit Freude begrüßte, als habe er einen Schatz gehoben, weil er dann ſtets eines freudigen Dankes von Marien gewiß geweſen ſei. Alfons lauſchte aufmerkſam den unbefangenen Aeußerungen der Liebe, die in ſteigender Beredtſamkeit von des Jünglings Lippen ſtrömten, wie den freundlichen Blicken Mariens, die ſeine Mittheilungen belebten. — Er fühlte den Einklang beider Naturen, das ſtille Verſtändniß ihrer Herzen, und ſeufzte: Nur Mitleid, nicht Liebe iſt es, was in Mariens Herzen für den unglücklichen Alfons lebt! — So im ewigen Kampfe mit Mißtrauen und zärtlicher Neigung, durchlebte er Tage und Wochen, — ſich, trotz ſeines Beſtrebens jede ſchmeichelnde Hoffnung zu bekämpfen, nur immer inniger an die Nähe des lieblichen Kindes gewöhnend. Er theilte ihre ländlichen Arbeiten, ihre kindlichen Spiele, und hörte mit gleichem Intereſſe die Geſchichte ihrer Blumen, ihrer Tauben, als die frommen Ermunterungen, in den Stunden ſinnigen Ernſtes, und die lieblichen Lieder, die ſie am Feierabende zu ihrer Zitter ihm vorſang. Sein Gemüth, das fühlte er deutlich, genas in der Behandlung des freundlichſten Arztes von Tag zu Tage. Sie war es, die ihm das Reich ſchuldloſer Freuden erſchloß, er wandelte darinnen umher, zufrieden, beglückt, und ſchöpfte begierig aus dem Quell reinen Genuſſes, den dieſe köſtliche Zeit ihm bot. So lange er Marien ſah oder hörte, behauptete der Friede, den ſie ihn kennen gelehrt, ſein heiliges Recht über ſeine Gedanken, ſein Gemüth; nur wenn ſie ſchied, erwachten bisweilen in ſeiner Seele die alten Stürme, ſein Blick war dann wieder auf Minuten von Nacht überzogen, und er entfloh nur mühſam der innern Betäubung, indem er hinaus eilte in die heitere, reiche Natur. Eines Tages, als ihn mächtiger denn je Mariens unſchuldiger Liebreiz bewegt, und die leidenſchaftlichen Kräfte ſeines Gemüthes aus ihrem Schlummer geweckt hatte, irrte er, dem innern Feind zu entfliehen, in die Arme der tiefſten Wildniß. Das Wetter war rauh, und der Sturm, der in den alten Verzweigungen des Forſtes wühlte, ſchien ſich mit dem, der in ſeiner Seele tobte, harmoniſch beſprechen zu wollen. Lange ſchon war er den dichtverwachſenen Waldpfaden gefolgt, als er ſich auf einmal auf einem geebneten Fußſteig befand, der ſenkrecht an einer ſteilen Felswand in's Thal hinunterlief. — Kaum war er einige Schritte gegangen, als er nahe vor ſich dicht an des Abgrunds Rand einen ſchlummernden Jüngling erblickte, der, das Haupt an einen Felsblock gelehnt, ſeine Gefahr kaum zu ahnen ſchien. Alfons trat näher, es war Kurt. An ſeiner Seite lagen eine Menge ſeltner Blumen, die man nur in Klüften und auf Felshöhen fand, und die, wie Alfons ſich wohl beſann, von Marien ſehr geliebt und geſucht wurden. Um ihretwillen hatte er alſo die ſteilen Klippen durchſpäht, — und ruhte nun aus von der Beſchwerde des Ganges ermüdet. Den ſtummen finſtern Blick auf des Jünglings blühende Geſtalt gerichtet, ſtand Alfons, von irren Gedanken geängſtigt, und ſtarrte bewegungslos vor ſich hin. — Je länger er die Klippe betrachtete, deren zerbrechliche Wölbung über den Abgrund hinausragte, je dumpfer und ſchauerlicher des Sturmes Geheul in den Tannenwipfeln erklang, je deutlicher wurde es ihm, daß Kurts Leben in der augenſcheinlichſten Gefahr ſchwebe, und nur die ſchleunigſte Hülfe ihn retten könne. Soll ich ihn ſchlummern laſſen? ſo frug es in ſeiner

Bruſt: thu' ich Unrecht, wenn ich ſein Geſchick, wie das Meine, dem Zufall überlaſſe? — Da gemahnte es ihn, als er den Blick fragend emporrichtete, als ſähe Mariens Auge, wie damals, als ſie ſich liebend über den Todtkranken beugte, forſchend und tiefbekümmert in ſein Herz hinein. O, um Gottes willen, wie kannſt du hier noch lange ſtehen und fragen, Alfons? ſo rief er plötzlich, mit einer raſchen Bewegung auf den Schlummernden zueilend. Rette ihn, und wenn er dir auch das höchſte Gut rauben ſollte! Rette ihn! koſte dir auch die Trennung von Marien das Leben! Gieb lieber das Leben hin, aber rette, rette Mariens Geliebten! Und mit ſchneller Hand den Schlummernden faſſend, rüttelte er ihn aus dem Schlafe empor. Von Grauen und Schrecken überraſcht, gewahrte der Erwachende, wie nahe er, von unruhigen Träumen bewegt, an den Abgrund gekommen war, und ſchüttelte die Hand ſeines Retters mit biederer Erkenntlichkeit. Wortlos empfing Alfons des Jünglings Dank, ſtumm ſah er ihn mit den Blumen hinunterziehen in's Thal; — Gott des Himmels, ſo tönte es endlich aus ſeinem Munde hervor, iſt dies die Tugend, die du mir durch ſie zu üben geboteſt, warum zieht ihre ſüße Gefährtin, die Ruhe, der Friede, nicht zugleich in meinen Buſen ein? Ja, noch lebt die Leidenſchaft in meiner Bruſt, und umſonſt bekrieg ich dieſen gefährlichen Feind, ſo lange ich die Träume vergeblicher Hoffnung nähre. — Aber es ſoll anders werden! Ich eile die letzte Blüthe meines Lebens dem reinen Weſen zum Opfer zu zünden, die mir ein höheres, das Reich des Glaubens erſchloß, — und ſelbſt die Scheidewand zu bauen, die ſie auf immer von meinem begehrlichen Herzen trennen ſoll! — Schweigend zog er hierauf eine Kapſel aus ſeinem Buſen, in der er das theuerſte Kleinod, das Bild ſeiner Mutter, bewahrte, und die koſtbare Einfaſſung betrachtend, fuhr er fort: Der letzte Reſt meiner Habe ſoll der Grundſtein deines Glückes werden, Geliebte! Was fehlt dem Jüngling deiner Wahl denn mehr als das, was dieſe armſeligen Steine erſetzen. Fällt ihm deine Hand nicht freiwillig zu, wenn jeder andern Rückſicht überhoben, du frei über ſein Glück zu entſcheiden vermagſt? — Schweigend ſchritt er nach Hauſe, nachdem er mit freundlicher Warnung den ſchlummernden Jüngling geweckt. — Der nächſte Morgen beleuchtete ſein einſames Zimmer, — er hatte noch dieſelbe Nacht die Mühle verlaſſen, und keiner wußte, wohin er gegangen; doch trug ſich die Sage umher, Herr Alfons ſei nur auf kurze Zeit geſchieden, um in der Stadt ein ſchönes Angebinde für Marien zu kaufen, denn ihr Geburtstag war nah, und für dieſen hatte auch Kurt die ſeltenen Waldblumen beſtimmt. Indeß nun Marie und die Bewohner der Thal-Mühle dem lieben Gaſt mit wachſender Sorge von Morgen zu Morgen entgegen ſahen, eilte Alfons mit einer Freudigkeit, — als gelte es, durch dieſe That jede Schuld ſeines frühern Lebens zu tilgen, — den Plan auszuführen, der in ſeine Seele gekommen war. Höher, als er geglaubt, wurden die Steine geſchätzt, und ihm ein Darlehn auf dieſelben geboten, von welchem ſich nicht allein eine Mühle, ſondern ein artiges Rittergut wohl beſtreiten ließ. — Das anmuthigſte Gütchen im Gebürge weit umher wurde von ihm zum Brautſchatz Mariens beſtimmt. Freundlich blickte das Wohnhaus von grüner Höhe hernieder, und unten am Hügel trieb ein ſilberheller Bach die Räder einer Mühle, die an Anmuth der Lage mit dem Bergſchloß zu wetteifern ſchien. Hier, hier möge ſie wohnen, wo die Natur ihr überall ein gleich liebliches Antlitz entgegen trägt, — wo der Frieden ihrer Seele in den heitern Bildern, die hier dem Auge begegnen, ſtets neue Nahrung findet. Hier wird ihr Glück ſo ungeſtört gedeihen, als in der Heimath, — und wohl noch ſchöner im Arm der Liebe, — und das ſüße Bekenntniß derſelben wird dein Lohn ſein, Alfons, und der ſtille ſegnende Engel deiner Zukunft! —

So ſprach der in edelm Eifer Erglühende, — und eilte das Bild, das in ſeiner Phantaſie hervorzublühen begann, — mit thätiger Hand in die Wirklichkeit zu übertragen. — Bald war die ſchöne Beſitzung ſein Eigenthum. — Mit fröhlichem Fleiß begann er die Reize derſelben durch neue Schönheiten zu erhöhen; das Wohnhaus auf dem Berge wurde erweitert und mit Geſchmack und Bequemlichkeit eingerichtet, — alles im ländlichen Styl doch nett und zierlich, ſo wie es Marie in dem Hauſe ihrer Eltern anzuordnen pflegte. Auch ein Gärtchen bauete er an, dem gleich, wo Marie täglich ihre Blumen begoß, und pflanzte mit eigener Hand die Lieblingsgewächſe hinein, die ſie ihn kennen gelehrt, und zog Lauben aus wildem Gebüſch, und verſchönte die an ſich ſchon reiche Natur mit Sorgfalt und Kunſt. In ſtillem Triumph kehrte er nach Verlauf mehrerer Monden in das Schleſier-Thal zurück. Lange hatte man ihm verlangend entgegen geblickt, dennoch überraſchte ſeine Ankunft die freudig Erſchrockenen auf eine ſeltſame Weiſe. „Ich habe dir dein Geburtstags-Angebinde beſtellt, Marie!“ begann er zu dem ihm herzlich entgegenfliegenden Mädchen. — „„Ei, lieber Herr!““ entgegnete dieſe, — „„hättet ihr lieber das Geſchenk behalten, und wäret nicht ſo lange von uns weggeblieben! Fragt nur die Eltern, wie ich mich gegrämt, und wie mir weder Arbeit noch Eſſen geſchmeckt hat.““ — „Du liebes, herziges Mädchen!“ rief Alfons, die traulich ihm dargereichte Hand an ſein Herz drückend. Doch ſchnell ſich ermannend, lies er die Liebliche los, und bat die Anweſenden, noch heute einem kleinen Feſt beizuwohnen, welches er auf einem benachbarten Gute veranſtaltet habe. — Marie ſah ihn mit forſchender Miene an, ihre Wangen färbten ſich mit glühendem Purpur, als ſage es ihr eine leiſe Ahnung, daß ſie die Königin dieſes Feſtes werden ſolle. Leiſe ſchlich ſie auf ihre Kammer, und legte das Sonntags-Kleid an, nahm auch das goldene Kettlein zur Hand, was nur an hohen Feſttagen ihren Hals ſchmückte, durchflocht das dunkle Haar mit purpurnen Bändern, warf dann einen ſpähenden Blick in den Spiegel, und hüpfte, dem eintretenden Kurt folgend, zu dem bereits harrenden Wagen hinab. Alfonſens Verordnung zufolge waren ſchon früher auf dem Bergſchloß die nöthigen Anſtalten zum Empfange der Gäſte getroffen worden. Lachende Blumengewinde ſchmückten die Thore des Eingangs, und eine ländliche Muſik ſcholl aus dem Innern des Gebäudes und begrüßte die Ankommenden mit einer Lieblingsmelodie Mariens. „Wo ſind wir?“ frug das erſtaunte Mädchen, als Alfons ihr freundlich die Hand bot, ſie in das reizende Aſyl ländlicher Freuden einzuführen. „„In deinem Eigenthum, holde Marie!““ entgegnete er mild. „„Du ſchloſſeſt mir durch deinen frommen Glauben, durch deine kindliche Zuverſicht den Himmel auf, den ich im Getümmel der Welt verloren hatte, ich wollte dir dafür eine freundliche Heimath auf Erden bauen helfen, und wählte dieſen Landſitz für dich! — Kurt liebt dich — du ihn, und nur eure Armuth war es, die eurem Glück noch im Wege ſtand. Ich ſtatte dich deshalb aus, wie eine liebe Tochter, — räume mir aber nun auch, holdes Kind, Vater-Rechte ein, und nimm aus meiner Hand den Geliebten. Alfons führte bei dieſen Worten den ſtill zu Boden blickenden Kurt Marien entgegen; aber ſtumm, langſam erbleichend, ſtand die bräutlich geſchmückte Jungfrau da, und verweigerte die Hand, die Alfons ergreifen wollte. „Ich kann euren Brautſchatz nicht nehmen!“ entgegnete ſie trüb und ernſt, „wenn ihr damit Kurt's Verlobte auszuſtatten gedenkt! Wohl habe ich es mit dem biedern Kurt immer gut und treu gemeint, ach, viel zu treu, als daß ich ihn zu täuſchen vermöchte! Er weis, daß er mir lieb war, wie es mir ein leiblicher Bruder geweſen wäre, — ſonſt ſprach er wohl auch, daß er mich einſt als Braut heimführen wollte, aber ſeit er mich beſſer kennt, ſchweigt er davon, — denn er hat ein feines und rechtliches Herz! O, er kennt mich beſſer, als ihr, lieber Herr! Doch, wie ſolltet auch ihr? — Lernte ich mich doch ſelbſt erſt kennen, als ihr von uns geſchieden waret! — Des Menſchen Herz iſt ein ſeltſames Räthſel. Der Gram vermag es allein zu öffnen, wie der Sturm die Blüthen erſchließt! — Aber was ſchwatze ich doch! — Thut mir den Gefallen und höret nicht auf mich! Dringet auch nicht weiter auf euer Begehr! Vergeßt lieber die arme Marie, und ſchenket das Gut einer Würdigern!" — In höchſter Verwunderung blickte Alfons auf das ſeltſam bewegte Mädchen herab. Ein Gedanke fuhr blitzſchnell durch ſeine Seele. Die Freude Mariens bei ſeiner Wiederkehr, die frohe Erwartung, die bis jetzt aus ihrem Auge ſprach, ihr Erbleichen, als ſie Kurt's Hand nehmen ſollte — Alles traf, wie Töne eines Akkordes, zu einer Harmonie zuſammen, deren Wohllaut Alfonſens Gemüth in ſeinen geheimſten Tiefen erbeben machte. „Du liebſt mich, Marie?" rief er, faſt unwillkührtich von der freudigen Gewalt ſeiner Ahnung übermannt. Da brach ein Thränenſtrom aus Mariens Augen hervor. „„O, es iſt nicht edel von euch, der Schwachheit eines jugendlichen Herzens zu ſpotten! rief ſie in raſchem Stolz erglühend. Aber ich glaubte euch arm, gleich mir, und verlaſſen und verfolgt, darum that ich mein

Herz euch in Liebe auf. — Hätte ich gewußt, daß ihr mit euren Reichthümern das heiligſte Gefühl meines Lebens zu bezahlen gedenkt, ihr würdet es nimmer gewonnen haben!““ „O Amanda!“ rief Alfons, ſeinen Blick in die Vergangenheit richtend: „und all ihr Thörinnen der großen Welt und der Eitelkeit! Sehet auf dies unſchuldige Kind, und lernet den Juwel kennen, der euren Flitterkronen fehlt, — das Ideal, das ich unter euch ſo lange vergebens geſucht! O, es iſt kein Traum, wenn ich wähnte, die reine, uneigennützige, alles verſöhnende Liebe, die ſchönſte Blüthe im Kranz holder Weiblichkeit, müſſe noch aufzufinden ſein auf Erden. Hier habe ich ſie gefunden, die köſtliche Blume, mild und kräftig erblüht am Buſen der Natur, hier, wo der Hauch des Eigennutzes und der Liſt noch nicht ihren reinen Kelch entweihte. — O, ſei mir geſegnet, du Thal, das ſie zu Gottes Preiſe erzog, und du, o Stunde, die mich durch das Grauen des Todes zum ſeligſten Leben geführt hat.“ — Alſo jubelte der Glückliche, und zog Marien ſtürmiſch an die hochſchlagende Bruſt. — „„O mein Gott, ſo habt ihr mich wohl dennoch lieb, ſo reich und vornehm ihr ſeid?““ frug die Ueberraſchte, von bangem Zweifel zu ſchöner Hoffnung übergehend. — „Darfſt du das fragen, du, die mir der Himmel als Engel geſandt hat?“ entgegnete Alfons. — „„Und ich dürfte euch wieder lieben ohne Furcht und Scheu?““ — „Durch deine Liebe fühl ich mich mit Gott verſöhnt und der Welt!“ triumphirte Alfons, und zog das innig ſich anſchmiegende Weſen auf's Neue an ſein dankbares Herz. Bald wurde im Angeſicht der Kirche der Bund der Liebenden geſchloſſen. Freudig legte das glückliche Elternpaar ſeinen Segen auf die Häupter der in Treu und Glauben Verbundenen, und auch Kurt vermochte nicht über den eignen Verluſt zu trauern, wenn er in das freudeſtrahlende Auge Mariens ſah. Seine Seele war rein und fromm gleich der Ihren, darum überwand er leichter den eignen Gram durch die Ueberzeugung ihres Glückes, und ob er gleich manche Thräne vergoß, als die ſchöne Marie das Schleſier-Thal verließ, wo ſie ſo hold und ſittig gewaltet hatte, ſo heilten doch zuletzt Zeit und frommer Fleiß die Wunden ſeines Gemüthes, bis ſein Herz für neue Hoffnungen empfänglich wurde. Aus öffentlichen Blättern erfuhr Alfons, daß der Todtgeglaubte, deſſen Mord ihn oft quälend verfolgt, — durch Hülfe der Aerzte von ſeinen Wunden hergeſtellt ſei, daß man nach ſeinem Aufenthalt forſche, um ihm den bedeutenden Reſt ſeines Vermögens zuzuſtellen und ihn in ſein Vaterland zurückzuberufen. — Die Welt mit ihren verlockenden Freuden bot ihm auf's Neue ein Leben voll Glanz und Genuß. Aber das neuentdeckte Eden des Friedens hielt ihn ſo anmuthig umſchlungen, daß er kein Verlangen empfand, den bunten Schauplatz des Lebens auf's Neue zu betreten. Still und beſeligt legte er an dem einfachen Hausaltar, den ihm Marie täglich mit neuen Blumen zu ſchmücken verſtand, den Wanderſtab auf immerdar nieder, und erſtarkte nach der langen beſchwerlichen Pilgerfahrt vergeblichen Strebens auf's Neue im Genuß der Freiheit, die ihm ſein kleines Eigenthum bot, der Einzigen, die dem Menſchen ungetrübt zu genießen erlaubt iſt. Mariens reine Ruhe übte ſtets über ſein Gemüth ihre ſegnende Macht; und wie die Milde Freude und Friede ſpendete, wohin ſie ſich wandte, ſo blühten dieſe herrlichen Blüthen ihr nur deſto ſchöner und unverwelklicher im Herzen auf, einem wunderbaren Zauberſchatze vergleichbar, deſſen Reichthum immer höher ſteigt und heranwächſt, je mehr wohlthuende Hände davon Andern zu ſpenden verſuchen. Oft, wenn Alfons im Gefühl ſeines Glücks ſich recht demüthig und inbrünſtig zu Gott gezogen fühlte, ergriff er die Zitter, und hing ſie um die Schulter ſeines jugendlichen Weibes, — und ſie begann dann, ſeinen Wink verſtehend, die Strophe, die er ſeit jenem Abend auf den Höhen von Kynau vor Allen lieb gewonnen hatte, und ſang:

Vertrau auf Gott, ſchlingt gleich dein Pfad
Dicht hin am Abgrund ſich,
Des Himmels-Engel ſieht's und naht,
Und hält und rettet dich!

Elfriede,

oder

das Chriſtbäumchen.

Elfriede, die Stieftochter der Baronin, war, wie immer vom Balle zu Hauſe geblieben; ſie ſaß bei den Kindern im kleinen Gemache, die, kaum vom Fieber geneſen, die bleichen Geſichter ſchmeichelnd an ihre Kniee ſchmiegten und den Erzählungen lauſchten, mit denen die Freundliche den Schlummergott von ihren Augen entfernt hielt. Das Nachtlicht verherrlichte mit dem Scheine des Mondes zugleich die liebliche Gruppe und wob um die mütterliche Jungfrau einen Heiligenſchein, als wolle er ſie entſchädigen für den Glanz und Schimmer des Feſtes und die Anmuthsvolle krönen an ſeiner Statt.

„O, noch einmal die Geſchichte vom Chriſtbäumchen!“ bat Fedor, der Jüngſte der Stiefbrüder.

„„Bitte Hermann, wenn du ſie nicht ſelbſt behielteſt!““ bedeutete Jene, und der Aeltere, geſchmeichelt von der Schweſter Vertrauen, richtete ſich mit Mentorwürde empor und begann: „Es war einmal eine Frau, die hatte drei Kinder. Alle waren gut, aber Eines das Beſte. Die Kinder freueten ſich ſehr auf den Chriſtabend. Sie waren folgſam geweſen und Keines hatte das Andere verklagt und alle konnten ihr A B C und ihren Spruch aus der Bibel.“

„„Hatten auch die gebratenen Aepfel nicht vom Ofen herunter gelangt!““ verbeſſerte Fedor, die Augen bald darauf verſchämt zu Boden ſchlagend; denn dies ſchien dem Naſchhaften das größte Verdienſt.

„Hatten die Aepfel liegen gelaſſen und konnten das A B C“, ſchloß jener; „darum freueten ſie ſich auf die verſprochenen Chriſtbäume und die Mutter zündete ſie an.“

„„Nicht doch!““ ſchrie Fedor. „„Nicht alle, das beſte Kind hatte keinen!““

„Die Mutter führte die Kinder herein“, fuhr jener nach kurzem Beſinnen fort; „da ſtanden zwei Chriſtbäume mit Lichtern beſteckt und behangen mit

Nüſſen und Zuckerbrod. Und Püppchen und Bilder hingen auch daran und auch Huſaren und ein großer, großer Nußknacker. Aber das dritte Kind hatte keinen Baum und auch nur wenig Geſchenke, aber es ſtand ruhig und fragte nicht und freuete ſich an der Geſchwiſter glänzenden Bäumen. Dieſes Kind aber war das Beſte; denn es hatte ſeit mehrern Wochen heimlich ſein Frühſtück getheilt mit einem Knaben, der arm war und nichts hatte. Die Mutter faßte es endlich bei der Hand, gab ihm ein ſchönes Wachslicht und ſagte: „Geh' dort hinein, lieber Robert! dort ſteht der arme Franz, den du lieb haſt, und auch ein Chriſtbaum. Geh' und zünde ihn an; du darfſt heute ſelbſt einen beſcheeren, denn du haſt es verdient!“

Hermann zupfte die Schweſter am Rocke; denn ſeine Stimme ward weinerlich und er ſchämte ſich deſſen. Elfriede aber verſtand ſeinen Wink und fuhr fort: „Wer ſchon im Kleinen den Dürftigen Liebe beweiſet, ſagte die Mutter, der verdient es auch, dies Glück im größern Umfange zu kennen. Geh', mein Robert, und bereite der Armuth ein heiteres Feſt! Es iſt dies ein Vorzug, welcher nur wenigen Kindern zum Lohne wiederfährt, der aber viel erfreulicher iſt, als alle Geſchenke der Welt und viel länger das Herz beglückt. Das gute Kind aber erröthete, daß es ſo hoher

Auszeichnung gewürdigt war, und es nahm die Kerze und ging zu dem Chriſtbaume, und bald beſtrahlten die angezündeten Lichter die Menge von nützlichen Gaben und Geſchenken, welche in ſeinen Zweigen verborgen hingen, und der arme Franz weinte vor Freude, und preßte Robert's Hand an ſein Herz, der, glücklich wie ein König, die reichen Gaben zu ihm herab langte. Die andern Kinder aber ließen ihre Chriſtbäumchen ſtehen und blickten theilnehmend auf das Freudenfeſt des Bruders und gelobten der Mutter, ſo gut zu werden wie Robert, damit ſie über's Jahr auch einen Chriſtbaum anzünden dürften, und die Mutter ſegnete ſie."

Elfriede hatte nach dieſer Erzählung die Kleinen zu Bette gebracht; ſie wußte, daß das Chriſtfeſt mit ſeinen Freuden der Engel ihrer Träume werden würde, und freuete ſich über die empfänglichen Gemüther der Kinder.

Hell ſah die Mitternacht mit ihren tauſend funkelnden Augen zum Fenſter herein. Leiſe trat Elfriede vor den kleinen Arbeitstiſch, legte das ſauber genähete Vorhemdchen zu den übrigen im Korbe, muſterte noch einmal den Vorrath des feinen, glänzenden Linnenzeugs und zählte beſorgt die Tage bis zum Chriſtabende, an welchem die freundliche Spende dem fernen Bruder eingehändigt werden ſollte, der von Allen, außer ihr, vergeſſen, dem Feſte der heiligen Weihnacht auf der Univerſität entgegen ſah. Vorſichtig, daß ſie die Schlummernden nicht wecke, zog ſie jetzt das Köfferchen hervor, das die übrigen Geheimniſſe der Chriſtgaben enthielt. Der warme Tuchrock, die bunte Weſte und das ſeidene Halstuch, welche Jenes verbarg, entlockten ihr ein behagliches Lächeln, und ſie legte die feine Wäſche dazu, mit dem Gefühle einer Königin, welche mit voller Hand Segen vertheilt. Niemand wußte, daß ſie halbe Nächte geſeſſen, um durch den Ertrag ihres Fleißes die Freude zu erkaufen, den Bruder ihres Herzens zu kleiden, daß ſie Froſt und Schlaf überwunden hatte, damit jener warm und vergnügt dem neuen Jahre entgegen gehen könne; aber keiner auch empfand das reine Glück, das jetzt ihre Seele genoß, als ſie auf die belohnenden Früchte ihres Strebens herabſah, welche in wenig Tagen die Reiſe zu dem Entfernten beginnen ſollten.

Des ſpäten Feierabends Ruhe zu genießen, trat jetzt die Zufriedene an's Fenſter. Freundlich blickten die Sterne herab, ſie ſegnend mit den Friedensworten von oben. Kein Geräuſch unterbrach die nächtliche Stille; nur von fern her tönten bisweilen Klänge herüber von dem entfernten Saale, wo Mutter und Schweſter ſich noch im Kreiſe der Geſellſchaft bewegten.

Ihre Einſamkeit zu verkürzen, ergriff Elfriede die Harfe; ſorgſam lehnte ſie die Thüre des Schlafzimmers zu, und ſich am entfernten Fenſter niederlaſſend, begann ſie mit leiſen Akkorden die Saiten zu rühren. Ihr Herz war ſo voll, es war, als müſſe ſie Leid und Freude im Liede ausſprechen. Sie ſang:

Wer nie in Arbeitsmühen
Die lange, kalte Nacht
Bei matter Lampe Glühen
Einſam und ſtill durchwacht;
Wer nie des Lebens Freuden
Geopfert ſtillem Fleiß,
Zu nähren und zu kleiden
Der Seinen lieben Kreis:

Der kennt nicht die Wolluſt des ſeligen Gebens,
Die Wonne, die nimmer erkaufen ſich läßt,
Wenn aus dem Ertrage des mühſamen Strebens
Aufblühte der Freude entzückendes Feſt.
Was mühſam errungen, ſteigt doppelt am Werthe
Bei dem, der es gibt, wie bei dem, der's empfängt;
Der Reiche, der nie das Gegeb'ne entbehrte.
Hat wenig genoſſen, und wenig geſchenkt.

Wer ſanft und weich gehalten
Stets nur der Gunſt im Schooß,
Nie kannte liebelos Walten
Und der Verfolgung Loos;
Wer nie vergebens langte
Nach einer Freundes-Hand,
Wer nie im Schmerz erbangte
Verlaſſen und verkannt:

Der würdigt die heiligen Worte der Liebe
Nie gänzlich nach ihrem unendlichen Werth;
Er fordert des Wohlwollens freundliche Triebe
Gleich einem Tribute, der jedem gehört;
Nur wer ſie entbehrte, der weiß ſie zu ſchätzen,
Der ſaugt in das Herz ſie, des Himmels Genoß,
Der wagt's nie, die freundliche Hand zu verletzen,
Die ſanft ihm das Eden des Lebens erſchloß.

Sie hatte noch nicht die letzten Strophen geendet, als ſie zu ihrem Erſtaunen gewahrte, wie leiſe Flötentöne ihren Geſang begleiteten. Die Klänge ſchienen aus dem gegenüberſtehenden Hauſe zu kommen, doch konnte ſie, da die Fenſter dunkel waren, keine Geſtalt erkennen.

Auf's Höchſte von dieſen Flötentönen überraſcht, vermochte Elfriede kaum weiter zu ſingen. Der Sinn dieſer Strophe, vereint mit der räthſelhaften Begleitung, hatte ihr Gemüth auf das Seltſamſte bewegt. Sie konnte es ſich nicht ableugnen, daß das Wort der Liebe, welches in ihrem Buſen wohnte, ſeit dem Tode eines unvergeßlichen Vaters, von außen her gar ſelten Erwiederung fand, und wie ſie es auch entſchuldigte, daß die Baronin die eigenen Kinder den zugebrachten vorzog, ſo ſchmerzte ſie es doch, ihre wiederholte Annäherung an das Herz derſelben ſo wenig beachtet zu ſehen. Auch Manon, ihre Stiefſchweſter, erzogen für das Leben der Welt, vermochte ihr ſtilles Gemüth nicht ganz zu verſtehen, und wie ſie auch ſonſt Elfriedens Liebe mit Herzlichkeit vergalt, ſo fehlte ihr doch jene ſtille Innigkeit des Gemüths, die in das Leben Anderer theilnehmend eingeht und ſeine Bedürfniſſe zu erwägen vermag. Je trüber daher Elfriedens Blick ihre einſame Lage überſchaute, deſto befreundeter mußte ihr ein Zufall erſcheinen, der ihr, wie aus unſichtbaren Regionen, ein ſanftes Troſtwort zu ſenden ſchien, das ſich wie der Gruß eines Freundes weich und innig an die Töne ihres Liedes ſchmiegte. Noch lauſchte den verſchwiſterten Klängen ihr Ohr. Die Flöte wiederholte noch einmal die Melodie und ſchloß dann in einer lieblichen Cadenz. Elfriede blickte, die Harfe feſt an das ſchlagende Herz gedrückt, in das geheimnißvolle Dunkel hinaus. Wer konnte es ſein? Wo weilte das gleichgeſtimmte Weſen, das ihr Gemüth ſo wunderbar zu verſtehen ſchien? Ihr Blick ſchweifte noch einmal hinüber. Hier wohnte die reiche Forſträthin, aber keiner ihrer Hausgenoſſen hatte bis jetzt ein ähnliches Talent verrathen. Das nächſt folgende Haus war ein Gaſthof. Hier waren in der obern Etage noch einige Fenſter erleuchtet; Elfriede wollte ſogar bemerken, daß der Schatten einer ſchlanken Geſtalt ſo eben an einem der herabgelaſſenen Rouleaux vorüberglitt. Jetzt erhob ſich daſſelbe. Ein ſchöner Lockenkopf neigte ſich zu dem geöffneten Fenſter herab. Ihr Herz ſchlug. Das war der Flötenſpieler! Seine Blicke ſuchten die nächtliche Sängerin; er vermochte von da aus das ganze Zimmer zu überſehen. Unwillkührlich erhob ſie die Hand, um die Gardine über das verrätheriſche Fenſter zu ziehen. Dann verließ ſie raſch den Platz, aber ein flüchtig empor geſandter Blick ſagte ihr, daß der neugierige Fremde ſeinen Poſten wohl nicht ſo ſchnell aufzugeben gedenke. In dieſem Augenblick fuhr der Wagen der Baronin vor. Sie eilte, die vom Balle Erſchöpften in das warme Stübchen zu geleiten, wickelte die von der Freude des Abends hochglühende Schweſter aus ihrer Verhüllung von Mantel und Shwals, und vernahm, während ſie die Feſtkleider der Heimgekehrten mit dem bereit liegenden Negligé vertauſchte, zum Lohne für ihre freundlichen Dienſte die Geſchichte des Abends, geſchmückt mit allen den kleinen Triumphen, deren Freudenfeuer noch aus den ſieggewohnten Augen der reizenden Manon leuchteten. „Morgen iſt glänzende Schlittenfahrt!“ ſchloß die Gefeierte, indem ſie behaglich den Thee ſchlürfte, den Elfriede ihr bot. „Die Offiziers der nächſten Garniſonen werden ſich den hieſigen anſchließen; ja, wie mir der Rittmeiſter erzählte, der uns nach Hauſe gebracht, ſind bereits Mehrere eingetroffen; dort drüben logirt ſein Couſin, der ſchöne Hochwerden! Unwillkührlich folgte Elfriede dem Winke ihrer Hand; ſie zeigte auf die erleuchteten Zimmer des Gaſthofs und fuhr dann in ihrer Mittheilung fort: „Die Regimentsmuſik eröffnet den Zug, dann nach beliebiger Wahl zu Paaren geſellt, die Herren und Damen! Die Fahrt geht nach M., dort wird nach beendetem Diné ein Tänzchen veranſtaltet und Abends kehrt dann der Zug mit Fackeln nach Hauſe.“

„„Und werden Sie Theil nehmen?““ fragte Elfriede die Baronin. „Wenn es geſchieht, ſo iſt es diesmal gegen meinen Willen!“ entgegnete dieſe. „Der Vergnügungen werden zu viel! Die Forſträthin hat ohnehin ein ſcharf beobachtendes Auge für Manon. Sie erwartet dieſer Tage den Sohn, von dem ſie nicht ohne Abſicht ſo viel Empfehlendes ſagte. Der junge Mann iſt ihr einziger Erbe, hat zwei Rittergüter und vieles Lob; wir dürfen uns die gute Meinung der Alten auf keine Weiſe verſcherzen.““

„Aber bedenken Sie auch, chère Maman!“ fiel ihr Manon in's Wort, daß die Tage der Jugend, der Freiheit nicht wiederkehren, daß, wenn es mein Loos wäre, des Landjunkers Herz zu gewinnen, ich vielleicht allen dieſen Herrlichkeiten Valet ſagen muß? Und dann — welch' ein Pedant müßte er ſein, wenn die Huldigungen, die ich vor ſeiner

Bekanntſchaft angenommen, ihn beunruhigen ſollten. Nein, Mütterchen, laſſen Sie uns getroſt fahren! Muß es nicht der Forſträthin ſchmeicheln, wenn man dem Fräulein Beifall zollt, deſſen Eroberung ſie dem Sohne zugedacht hat?“ „„Wir denken hierüber verſchieden!““ ſeufzte die Baronin. „„Hätte mir der Rittmeiſter nicht ſchon mein Verſprechen abgeſchwatzt, ſo unterbliebe die Fahrt! Je mehr ich überlege, deſto wichtiger erſcheinen mir meine Gründe dagegen.““ „Ei, ſo überlegen Sie doch nicht, Goldmütterchen!“ ſchmeichelte Manon. „Gegebenes Wort muß man halten. Der Rittmeiſter trifft punkt 10 Uhr mit dem ſchönſten Schlitten der Stadt bei uns ein, Herr von Hochwerden fährt Elfrieden, ich aber kutſchire ſelbſt, ſo iſt es verabredet; Sie ſitzen in meinem Schlitten und der Rittmeiſter bleibt uns als Schutz und Hort beigeſellt.“

„Wie?“ flüſterte Elfriede, von einer für ſolche Vergnügungen ganz ungewöhnlichen Theilnahme erfaßt, — „ich dürfte Sie begleiten?“ — „„Ei, du wirſt doch nicht fehlen, wo die ganze ſchöne Welt Theil nimmt?““ entgegnete Manon. „„Ich bitte dich, ſchlage es nicht ab!““ ſetzte ſie leiſe flüſternd hinzu. „„Die Mutter coiffirt mich abſcheulich! Das Federhütchen aber zerdrückt mir die ganze Friſur, und deine liebe geſchickte Hand iſt

Morgen doppelt vonnöthen.‟‟‟ Elfriede verzieh gern die eigennützige Abſicht, bei der Vorſtellung eines Vergnügens, das ſie mit wunderbarer Freude erfüllte. Sie küßte bejahend die Schweſter, bot beiden gute Nacht und eilte dann in ihr Zimmer, in ſtilles Träumen verſenkt.

Als ſie am Morgen erwachte, lenkte ſich ihr Schritt unwillkührlich zum Fenſter hin. Sie ſchob den Vorhang zurück, und indem ſie ſpähend in dem Antlitze des jungen Tages las und erfreuend einem wolkenloſen Himmel begegnete, glitt ihr Blick zugleich zögernd zu den Fenſtern des Gaſthofs herab.

„Herr von Hochwerden!‟ wiederholte ſie, froh, für den unſichtbaren Freund einen Namen gefunden zu haben, denn ſie hegte keinen Zweifel, daß dieſer, und kein Anderer, der geheimnißvolle Flötenſpieler ſei. Sie lobte den Zufall, der ihr die Begleitung deſſelben nochmals beſtimmt hatte, und ſchlüpfte, nachdem ſie dem freundlichen Sonnenantlitze, das ſo eben hinter den beſchneiten Dächern empor tauchte, einen heitern Morgengruß gebracht, zu ihrer Garderobe, um das Nöthige für den heutigen Tag zu beſorgen.

„Ob er mich erkennen ſollte?‟ flüſterte ſie, die einfachen Gewänder prüfend; „und wenn dies wäre, ob er unſers gemeinſamen Spiels wohl erwähnen wird?‟

Sie verſank in die Vorſtellungen der kommenden Stunden und geſtand ſich, noch nie mit ähnlichem Intereſſe einem gleichen Feſte entgegen geſehen zu haben. — Da ſchreckte ſie plötzlich ein Wehruf in dem angrenzenden Kabinet aus ihren Träumen empor. Sie flog zu den Kindern. Da lag Fedor am Fuße ſeines Bettchens mit blutender Stirn. Er war im unruhigen Schlafe aus demſelben gefallen. Schreck und Schmerz übermannte den Unſanftgeweckten. Er ſchrie und weinte, daß die Baronin entſetzt aus ihrem Zimmer herbei kam. Das ganze Haus wurde rege; die Wunde ſchien bedenklich, das Blut ſtrömte ohne Aufhören von des Kindes Geſicht. Man holte einen Wundarzt herbei, doch dieſer verſicherte der beängſteten Mutter, daß hier keine Gefahr, ſondern der Kleine mehr erſchrocken, als hart beſchädiget ſei. Die Baronin konnte ſich nur mühſam von ihrer Beſtürzung erholen. Sie nahm den Kleinen auf ihre Kniee, legte ſein wundes Haupt an ihre Bruſt und ſchien die Andeutungen Manon's gar nicht verſtehen zu wollen, die mit ängſtlicher Miene den Lauf der Stutzuhr maß. Da rauſchte ein harmoniſches Schellengeläut die Straße herauf. „Elfriede!“ rief Manon leiſe, die Fernſtehenden an's Fenſter winkend. „Ich bitte dich, komm' und prüfe du ſelbſt, ob dir nicht das ſchönſte Loos unter allen geworden iſt!“ Elſriede ſchauete herab, ein ſchön gewachſener junger Mann in ſtattlicher Dragoner-Uniform, den üppigen Krauskopf zur Hälfte in den glänzenden Helm verborgen, ſprang ſo eben aus dem Schlitten. Ein Bedienter in reicher Livree fing die Zügel auf, während jener zu den dampfenden Roſſen trat und ihr glänzendes Geſchirr muſterte.

„Das iſt Hochwerden, die Zierde des Regiments, der Abgott der Damen, der Stolz ſeiner Kameraden und — dein Führer!“ flüſterte Manon Elſrieden zu. Erröthend trat dieſe einige Schritte zurück, denn, als hätte jener den Lobſpruch vernommen, richtete er ſeine Augen empor, und als er die jungen Damen erblickte, verneigte er ſich mit ritterlichem Anſtande gegen dieſelben, während Manon nicht aufhören konnte, ſeine edle Haltung zu preiſen. „Er iſt es!“ ſprach Elſriede zu ſich ſelbſt, erfreut, ihre Vermuthung beſtätigt zu ſehen. „Mütterchen!“ bat Manon. „Es iſt an der Zeit! die Schlitten verſammeln ſich ſchon!“ „„Von der Fahrt kann heute, wie du ſiehſt, nicht mehr die Rede ſein!““ entgegnete die Baronin. „„Ich bleibe bei Fedor und überlaſſe es eurer Anſicht, ob ihr ohne mütterliche Begleitung Theil nehmen wollt!““ Der Ton der Baronin war ſo beſtimmt, daß an keinen Widerſpruch zu denken war. Erſchrocken blickte Manon Elfrieden an, die gleich ihr, betroffen da ſtand. Sie durchlief in der Eile den Kreis ihrer Bekanntſchaft und wagte endlich den ſchüchternen Vorſchlag, ſich mit Elfrieden dem Schutze einer ältern Freundin anzuvertrauen. Elfriede hatte unterdeſſen die mißbilligende Miene der Baronin bemerkt. Dieſe und ihr eigenes Gefühl ſagten ihr, daß hier ein anderer Weg eingeſchlagen werden müſſe, um der verneinenden Antwort der Baronin vorzubeugen. Zugleich überſah ſie den Nachtheil, der für Manon entſtehen konnte, wenn ſie ohne mütterliche Begleitung an einem öffentlichen Vergnügen Theil nahm. Sie kannte die Fertigkeit verläumderiſcher Zungen, wußte, daß Manon ohnehin für eine Vergnügungsſüchtige galt und gedachte der beobachtenden Forſträthin und der heimlichen Hoffnungen des Mutterherzens. Sie fiel deshalb Manon raſch in's Wort und bat die Baronin, ihr die Pflege des Kleinen anzuvertrauen. Fedor ſtreckte ihr ſogleich die Arme entgegen, und als nun Manon, bald zärtlich dankend Elfrieden, bald ſtürmiſch bittend die Mutter umſchloß, erklärte ſich dieſe zuletzt für überwunden und legte den Liebling unter ſorgfältigen Verordnungen an Elfriedens Herz.

„Bitte, bitte!“ ſchmeichelte der Kleine, „erzähle mir wieder die Geſchichte vom Chriſtbaume, wie das gute Kind nichts bekam und wie die Mutter ihm eine Kerze gegeben."

Da ſtahlen ſich leiſe zwei Thränen aus Elfriedens Augenliedern hervor, aber ſie zerdrückte ſie und vertröſtete den Kleinen auf den Abend und gab ihm ein Bilderbuch, um zu der harrenden Manon zu eilen, die der helfenden Hand ihrer Schweſter mit Sehnſucht entgegen ſah.

Auf der Straße wurde es lebendiger. Peitſchen knallten, Schellen klangen, während in bunter Jagd die Schlitten vorüber ſauſten, um ſich zu einem langen Zuge auf dem Markte zu vereinen. Hermann war nun auch wach; er eilte, von dem fröhlichen Lärme gelockt, an's Fenſter, und auch Fedor begehrte des Bruders Freude zu theilen. Elfriede hielt das jubelnde Kind; vor ihren Augen ſollte ſich das bunte Schauſpiel begeben, von dem ſie ſo lieblich geträumt hatte.

„So geht es, wenn man eitlen Wünſchen Gehör giebt!" ſeufzte ſie. — „Was war es denn, was mich auf ſo ſeltſame Weiſe erregte? Jene Töne trafen mein Herz; ſie ſchienen mir wie von höherer Hand zum Troſte geſandt, aber warum wollte ich das ſüße Geheimniß auch zergliedern, was, ſtill bewahrt, mich vielleicht durch lange Zeiten beſeligen kann? — Die Wirklichkeit, wie ſchön geſchmückt ſie auch ſei, greift doch immer mit roher

Hand in unſere Träume, und wer weiß, ob ſie nicht die Erinnerung des lieblichen Abends mir gänzlich zerſtört hätte? Jener unſichtbare, zartfühlende Freund mit dem überirdiſchen Troſtworte, und — ein Dragoner-Offizier!“ Sie mußte lächeln und blickte nachdenkend vor ſich hin.

„Sie kommen, ſie kommen!“ riefen die Kinder Elfrieden zu. „Zwei Pferde mit Federbüſchen und ein Mohr, — dahinter ein Mann mit vergoldetem Helme!“ Elfriede neigte ſich herab, der Schlitten des Rittmeiſters und ſeines Couſins hielt vor der Thüre. Sie übergab die ſchauluſtigen Kleinen der Zofe, eilte zu der Baronin und beendete den Putz der Bedrängten. Manon warf in freudiger Eile den Hermelin über das prunkende Ballkleid, barg die künſtlichen Flechten unter dem niedlichen Federhut und ſchwebte in's Vorgemach, um die Herren zu empfangen. Bald folgte auch die Baronin und nach wenig Minuten sauſten die Schlitten in raſchem Fluge die Straße hinab. Eine rauſchende Muſik verkündete bald hierauf vom Markte her den Aufbruch der Verſammlung. In ſchöner Ordnung bewegte ſich der Prachtzug die Straße herauf. Elfriede ſtand, beide Knaben im Arme haltend, am Fenſter. Jubelnd begrüßten dieſe den glänzenden Muſik-Chor, der, in mehrere Schlitten vertheilt, den Zug eröffnete. Jetzt folgte die Geſellſchaft und bot, in die mannigfaltigſten Gruppen geordnet, ſtrahlend von den Wundern des Luxus und der Mode dem Auge die ergötzlichſte Bilderſchau. Zwei Pferde mit wogenden Federbüſchen ragten jetzt aus dem Getümmel hervor. Das war des Rittmeiſters Schlitten! Freundlich grüßte Manon und die Baronin zu den Einſamen empor. Auch der Erſte verneigte ſich ehrerbietig, aber Elfriede hatte kaum Zeit, dies zu bemerken; ihre Augen ſuchten den Führer, der ihr beſtimmt geweſen; und bald entdeckte ſie ſeinen glänzenden Helm, ſeine hohe Geſtalt. Ein junges Mädchen ſaß ihm zur Seite; er ſchien ſie wenig zu beachten, doch eben ſo wenig blickte er zu Elfriedens Fenſter hinauf.

Das betrübte ſie ſchmerzlich. Dies kleine Zeichen der Theilnahme hatte ſie dennoch erwartet, ſo anſpruchlos ihre Seele auch war; das Ereigniß des geſtrigen Abends hatte ihr gleichſam ein Recht auf daſſelbe gegeben. — Gedankenlos ſtarrte ſie auf die Straße hinab. Fabelhaften Träumen gleich, glitten die bunten Bilder an ihren Augen dahin; ſie ſah ſie und ſah ſie auch nicht; denn als der Zug vorüber war, vermochte ſie ſich nicht zu beſinnen, wer von ihrer Bekanntſchaft unter der glänzenden Reihe geweſen war.

Elfriede war am Nachmittage mit dem Unterricht der Knaben beſchäftigt, als ein Geräuſch im Vorſaal ſich vernehmen ließ. Bald darauf klopfte es an die Thür und herein ſah das freundlichglatte Geſicht der Forſträthin. „Iſt es erlaubt, meinen Sohn zu präſentiren?“ fragte die Eintretende, auf einen jungen Mann deutend, der ihr in ſchüchterner Ehrerbietung folgte, und, nach kurzer Begrüßung, einige entſchuldigende Worte an Elfrieden richtete.

Nicht ohne Verlegenheit begrüßte dieſe den unerwarteten Beſuch und äußerte ihr Bedauern, denſelben allein empfangen zu müſſen.

„Ich weiß, ich weiß, meine Liebe!“ unterbrach ſie die Räthin, ſie gutmüthig auf die Schultern klopfend. „Wir ſtanden Ihnen ja gegenüber am Fenſter, als die Schlitten vorüber kamen. Sie nahmen ſich recht artig zwiſchen den beiden Lockenköpfchen aus! Freilich iſt es mir nicht lieb, daß meine Frau Nachbarin Theil nahm; denn dieſer Umſtand bringt mich um das Vergnügen, ihr meinen Hermann vorzuſtellen; doch denke ich, nimmt ſie meinen Beſuch auch ſo als geſchehen an; denn dieſer Nachmittag war ihr einmal zugedacht und ſoll keinem Andern gehören!“

„Stören wir Sie, Kindchen“, ſchloß ſie freundlich, „oder wollen Sie uns ein Stündchen behalten?“ Elfriede verneigte ſich dankbar bejahend! Sie winkte der Zofe, flüſterte den Kleinen einige Worte zu, und froh über den zeitigen Feierabend, ſprangen dieſe zu ihrem Spielkrame, während ſie ſelbſt in aller Eile ein heimliches Plätzchen am Kamin bereitete, wo, wie ſie wußte, die Forſträthin am liebſten ſaß.

„Gutes Kind!“ verſetzte die Alte, während ſie behaglich auf dem warmen Lehnſeſſel Platz nahm, den jene ihr darbot; „Sie wollen allen nach Gefallen thun, für alle ſorgen und mögen dadurch Ihre Umgebung leichtlich verwöhnen.“

Elfriede, die dieſes Wort auf Manon bezog, erröthete und beſchloß in ſchönem Eifer, derſelben nach Kräften das Wort zu reden. Sie lenkte mit Vorſicht das Geſpräch auf dieſelbe und bemerkte, daß der junge Mann, der bis jetzt mit den Kindern gekoſet, aufmerkſam näher trat und ſtillſchweigend den ihm beſtimmten Platz an der Mutter Seite einnahm. „„Was das Verwöhntſein anbetrifft““, fuhr Elfriede fort, „„ſo könnte man es mit Recht von mir behaupten! Manon iſt das heiter belebende Element unſeres Hauſes. Es iſt unmöglich, täglich um ſie zu ſein und nicht bei der kleinſten Abweſenheit ſogleich die Lücke zu empfinden, die ſie in unſerm Familienleben zurückläßt. Und wie es mir ergeht, ſo geht es auch mit dem

Kreiſe unſerer Bekannten. Alle wollen ſie beſitzen; ſie glauben nicht, wie die Arme gequält wird! Da iſt kein Familienfeſt, kein Ball, keine Parthie, woran nicht Mütterchen und Manon Theil nehmen ſollen. Mir vergönnt man es leichter, mich auszuſchließen““, fuhr Elfriede fort: „„ich ſitze froh und friedlich zu Hauſe, während die Mutter und Manon dem Zwange gehorchen, und wenn ich mir auch bisweilen Manon's Talente gewünſcht, ſo verſtummt dieſes Verlangen wiederum, wenn ich die Opfer ermeſſe, die die Begünſtigtere den Forderungen der Geſelligkeit bringen muß.“

Die Forſträthin lächelte. Sie hatte die Wärme wohl bemerkt, mit der Elfriede jenem leiſ' ausgeſprochenen Vorwurfe begegnet und ihn zu Manon's Vortheil gelenkt hatte, und ob ſie gleich recht wohl die Verhältniſſe des Hauſes kannte, ſo ſagte ſie doch, von Elfriedens Herzensgüte gerührt: „Ich glaube Ihnen, mein Kind, daß die Ihrigen ſelbſt unter dieſem bunten, unruhigen Leben leiden müſſen. Alles hat ſeine Grenzen! Und wenn der Beifall der Welt auch anfänglich wohl thut, ſo hat er auch ſeine Dornen, und wär' es auch nur der Neid und die Mißgunſt, die er erregt. Beſſer iſt es, ſein Glück im Stillen zu bauen. Wer dies verſteht, hat das glücklichſte Talent, und ich wünſche wohl, daß es unter denjenigen nicht fehlen möge, welche Manon beſitzt!““ Elfriede wollte auf's neue ihre Vertheidigung beginnen, doch war es, als müſſe ſie dabei gegen ihre eigene Ueberzeugung ankämpfen. „Sollte nicht die Fähigkeit, ſein Glück in häuslicher Stille zu finden, vor allem von der Lage, den Verhältniſſen abhangen, in die wir geführt werden?“ fragte ſie beſcheiden. „Mich dünkt, daß ein junges Gemüth überall ſeine Welt findet, wo ihm eine anziehende Thätigkeit angewieſen wird.“

„„Ich ſtimme dem Fräulein bei““, begann Hermann, der Einwendung ſeiner Mutter zuvorkommend. „„Es giebt ein Gefühl der Leere, das wir in den Jahren der Jugend leicht mißverſtehen, indem wir von den Freuden der Welt ſeine Befriedigung hoffen. Werden wir indeß in Verhältniſſe geführt, wo die ſchlummernden Kräfte unſeres Herzens auf eine würdigere Weiſe geweckt werden, ſo erkennen wir leicht unſern Irrthum und überzeugen uns, daß der Thätigkeit unſerer Seele ein ganz anderer Kreis angewieſen iſt. Auch ich war in demſelben Falle““, fuhr er fort. „„Meine Studien, meine Reiſen führten mich in die mannigfaltigſten Verbindungen. Ich bewegte mich erſt als Fremdling, dann mit wachſendem Intereſſe in den Kreiſen der Welt; ich glaubte den Genuß nicht erſchöpfen zu können, den ſie bot, und war doch nur zu bald am Ende deſſelben. Ein einziger Blick in ein ſchönes, unvergeßliches Familienleben geworfen, das in patriarchaliſcher Einfachheit auf Religioſität und Liebe gegründet, beſtand, — öffnete mir Auge und Herz für die Unzulänglichkeit meines bisherigen Verkehrs und für das, dem Menſchen allein würdige, Glück. Ich ſuchte mich von jenen beengenden Feſſeln zu befreien und zog mich in den Schooß ländlicher Stille zurück, von der Hoffnung begleitet, mir hier ein ähnliches Eden zu bauen.''''

Hermann ſchwieg. Elfriede hatte, indem er ſprach, ihn aufmerkſamer betrachtet. Das war nicht der blöde, linkiſche Landjunker, wie ihn Manon's Phantaſie entworfen hatte. Die Züge trugen das Gepräge eines edeln, gebildeten Geiſtes, der ſeelenvolle Ausdruck dieſer Augen deutete auf ein tiefes, zartfühlendes Gemüth. Dabei war ſeine Sprache ſo wohllautend, daß Elfriede ihm immer zuzuhören wünſchte. Sie hätte alles darum gegeben, Manon nur ſogleich von ihrem Irrthume zu überzeugen und zürnte, daß die ungelegenſte aller Schlittenfahrten ſie um dieſe intereſſante Bekanntſchaft gebracht hatte. Die Zofe hatte während der Zeit den Kaffee ſervirt. Elfriede fühlte ſich ſeit jener Entdeckung ungemein froh. Sie machte die Wirthin mit ſo viel Anmuth und Gewandtheit, daß die Forſträthin keinen Blick von ihr wenden konnte und wiederholt den glücklichen Einfall pries, ihr Kaffeeſtündchen heute in die angenehme Nähe ihrer lieben jungen Nachbarin verlegt zu haben. „Was die Andern da draußen ſuchen, Friedchen, das finden wir hier ungeſucht!“ lächelte ſie. „Fortan ſoll mir Ihre Einſamkeit immer willkommen ſein und es Ihnen an einer redlichen Gefährtin nicht fehlen, da Sie ſo gern für einer alten Frau Bequemlichkeit ſorgen!“ — Elfriede küßte gerührt die ihr dargebotene Hand der Matrone, während dieſe, in ihren Umgebungen ſich immer behaglicher fühlend, immer heiterer und redſeliger wurde. Sie ergänzte die vorhin flüchtig entworfenen Skizzen aus dem Leben ihres Lieblings, pries ſeinen Entſchluß, ſich friedlich auf ſeinen Gütern anzuſiedeln und ſegnete ſeine Vorliebe für häusliches Glück. Oft wollte es Elfrieden bedünken, als erwähne die Forſträthin nicht ohne Abſicht die Vortheile ſeiner Lage, die reizende Gegend ſeines Aufenthalts und ſeinen Wunſch, recht bald das Ideal ſeiner Träume zu verwirklichen. Je aufmerkſamer ſie ihre Worte erwog, deſto mehr überzeugte ſie ſich, daß die Vermuthung der Baronin gegründet und die Räthin ein Auge auf Manon geworfen habe, ſo tadelnd auch vorhin jene Worte geklungen hatten. Es ſchien ihr, als habe ſie es recht eigentlich auf einen Widerſpruch angelegt, damit ihr Sohn ſomit ein klareres Bild von dem Mädchen bekommen könnte, das ſie ihm in Gedanken beſtimmt hatte. Der Gedanke, in ihrem Nachbar vielleicht einen künftigen Verwandten, einen Bruder zu begrüßen, gab ihr bald eine Unbefangenheit gegen denſelben, die der Schüchternen ſonſt ſelten zu Theil ward. Dazu kam, daß jedes Wort, jeder Blick, den jener auf ſie richtete, von einem ſo herzlichen Ausdrucke beſeelt war, daß alles Fremde ihres Verhältniſſes bald in dem wohlthuendſten Vertrauen unterging. Je länger ſie mit ihm ſprach, deſto mehr mußte ſie ſich geſtehen, daß keiner im Kreiſe ihrer Bekanntſchaft ſo treuherzige, blaue Augen, eine ſo offene freundliche Stirn und ſo viel Herzensgüte beſaß, wie aus den Worten ihres Gaſtes hervorleuchtete.

Elfriede, durch Hermann's gefälliges Benehmen eingenommen, hätte ihm Alles mittheilen, alles vertrauen können und war ſchon auf gutem Wege dazu; denn ohne daß ſie es ſelbſt wußte, war der Fremde von ihren Planen mit dem entfernten Bruder, ihrer künftigen Beſtimmung zur Stiftsdame und allen ihren beſcheidenen Hoffnungen vertraut, ein Umſtand, der ſich bei ihrer ſtillen Gemüthsart noch niemals ereignet hatte und ſie ſelbſt ſtaunen machte. Als ſie des Stifts erwähnte, in welchem die Baronin ſchon früh für die künftige Aufnahme Elfriedens geſorgt hatte, da das

Vermögen derſelben nur ſpärlich für des Bruders Erziehung und Studien ausreichte, bemerkte ihr Nachbar, daß dieſes dicht an ſeine Beſitzungen gränze. „Unſere Nachbarſchaft ſcheint Beſtimmung, mein Kind!“ lächelte die Forſträthin; „denn auch dort wiederholt ſich dieſelbe, wie hier!“ Auch Hermann äußerte ſeine Freude hierüber und obgleich er nicht umhin konnte, ſie ein wenig mit ihrer künftigen Würde zu necken, ſo war doch die Theilnahme unverkennbar, die er unwillführlich für die künftige Verwandte verrieth.

Der Abend war indeß herbei gekommen. Die Kinder ſchoben ihr Spielwerk bei Seite und fanden ſich, wie es gewöhnlich in der Dämmerungsſtunde geſchah, bei Elfrieden ein, unmuthige Blicke auf den fremden Beſuch werfend, um deſſentwillen ſie um die verheißene Erzählung kamen. Endlich riß die Geduld des kranken Fedors. Er mahnte mit weinerlicher Stimme Elfrieden an ihr gegebenes Verſprechen.

„Was verlangt der Kleine?“ fragte Hermann, zu dem älteren der Knaben herabgebeugt. „„Er will die Geſchichte vom Chriſtbaume!““ entgegnete jener trotzig. „„Elfriede erzählt ſie uns ſonſt, aber heute geht es freilich nicht an, weil““ — er ſtockte erröthend.

„Nun ſo wiederhole du ihm die Erzählung, lieber Hermann!“ entgegnete Elfriede.

„„Hermann?““ fiel ihr Nachbar raſch ein: „„heißt der Kleine auch Hermann?““ und die Dämmerſtunde bedeckte das freudige Erröthen, das bei dem liebevollen Tone, mit dem Elfriede jenen Namen genannt, ſeine Wangen überflog. Dieſe nickte bejahend, und geſchmeichelt von dem Auftrage der Schweſter, begann der Knabe ſeine Erzählung, jeden Umſtand wiederholend, mit dem Elfriede ihre fromme Lehre geſchmückt hatte. Als er geendet hatte und ſeine kindliche Stimme zuletzt wie gewöhnlich von Rührung überwältigt ſchwankte, hob ihm der Fremde in ſichtlicher Bewegung zu ſich empor. Alle ſchwiegen, auch die Forſträthin war ſtill geworden, aber ſie drückte Elfrieden recht freundlich die Hand. Sie erhob ſich jetzt, auf die einbrechende Nacht deutend, um Abſchied zu nehmen. „Wollen Sie wohl, liebes Kind!“ begann ſie ſcheidend, „meine Einladung auf morgen im Voraus annehmen? Mein Sohn wird das Uebrige bei Ihrer Frau Mutter beſtellen, wenn er morgen ihr aufwarten darf.“ Elfriede verneigte ſich zuſagend. Sie fühlte zugleich ihre Hand von der des jungen Mannes erfaßt und an ſeine Lippen gezogen. Die Lebhaftigkeit, mit der ſolches geſchah, überraſchte ſie ſehr. Sie erröthete und vernahm kaum die

Worte, die er ſcheidend ſprach.“ Gedankenvoll ſah ſie den Davoneilenden nach.

Ein glänzendes Licht, das wie die Aurora eines neuen Tages durch die ſtille Nacht zu flammen begann, verkündete den Fackelzug der heimkehrenden Schlitten. Elfriede flog an's Fenſter, aber ihr Blick ſuchte nicht mehr nach dem glänzenden Helm; er ſtrebte die Ihrigen zu entdecken; denn ihr volles Herz ſehnte ſich nach der Mittheilung des Erlebten. Der prachtvolle Zug zog indeß, ihrer Sehnſucht ſpottend, langſam vorüber; ſie ſah, wie er den Markt wiederholt umkreiſ'te, wie eine Fackel nach der andern verglomm, bis endlich der erwünſchte Schlitten vor ihrem Hauſe hielt. Mit klopfendem Herzen flog Elfriede den Ihrigen entgegen. Sie vermochte ihre Neuigkeit nicht länger zu bergen und begann ihren Gruß mit derſelben. Die Baronin erſchrak. Die Mittheilung der genoſſenen Herrlichkeit ſtarb auf Manon's geöffneten Lippen. „Meine Ahnung!“ ſeufzte jene, während dieſe Elfrieden raſch in's Zimmer zog und ſie weiter zu erzählen bat. Bald wurden die Mienen der beiden Zuhörerinnen heiter, ihre Befürchtung gemildert. Sie vernahmen mit Freuden Elfriedens anziehende Beſchreibung von dem Vielbeſprochenen, und obgleich Manon behauptete, er könne, was äußere Anmuth und Liebenswürdigkeit beträfe, unmöglich den edlen Hochwerden übertreffen, deſſen Lob ſie verſchwenderiſch pries, ſo lächelte ſie doch wohlgefällig zu der Idee, die Elfriede mit ihren Schilderungen zu verbinden ſchien und zweifelte um ſo weniger an der Wahrheit ihrer Vermuthung, je mehr ſie von den heute empfangenen Huldigungen, von der Macht ihrer Liebenswürdigkeit, überzeugt worden war. Ein reicher, junger Freier war ihr um ſo mehr willkommen, je ernſter die Baronin von nothwendigen Einſchränkungen und gänzlichem Zurückziehen von Vergnügungen ſprach, deren Koſten bei weitem ihren häuslichen Etat überſtiegen und ihren Wohlſtand gänzlich zu ſtürzen drohten. Sie legte den Finger nachdenkend auf den kleinen Roſenmund, entwarf ihre Plane für den kommenden Tag, und nachdem man gemeinſam über denſelben berathſchlagt hatte, trennte man ſich, dem kommenden Morgen erwartungsvoll entgegen blickend. Die ſorgfältig gewählte Toilette der Baronin und Manon's war kaum beendet, als auch ſchon der erwartete Beſuch ſich anmelden ließ. Mit aller erſinnlichen Grazie trat die Baronin dem jungen Nachbar entgegen, deſſen einnehmende Erſcheinung ihre Erwartung noch übertraf. Während ſie ihr lebhaftes Bedauern an den Tag legte, einen ſo ſchätzbaren Beſuch um eines werthloſen Vergnügens willen, verſäumt zu haben, präſentirte ſie ſogleich Manon mit einem Blicke, der den Stolz des Mutterherzens deutlich verrieth. Auch ſchien dieſe wohlgeeignet, denſelben zu rechtfertigen, denn die Ueberraſchung, mit der ſie den, mit aller Anmuth der Jugend und des edelſten Anſtandes begabten jungen Mann betrachtete, gab ihr den Anſtrich jenes anziehenden Befangenſeins, das die Wangen der Unſchuld und Beſcheidenheit mit ſo lieblichen Roſen ſchmückt. Hermann ſpähete nach der erſten Begrüßung im Zimmer umher; ſeine Augen ſuchten Elfrieden, die im nächſten Zimmer ein häusliches Geſchäft betrieb. Die Baronin bemerkte ſeine Zerſtreuung, und bemüht, ſeine volle Aufmerkſamkeit zu gewinnen, wußte ſie ihn bald durch die ihr eigene Gewandtheit in ein Geſpräch zu verwickeln, das, indem es ſeinen Geiſt herausforderte, zugleich Manon Gelegenheit gab, ihren Verſtand, wie ihre Kenntniſſe zu entfalten. Eben war die Baronin auf dem Punkte, durch einen geſchickten Uebergang von den Merkwürdigkeiten einer Reſidenz, die Hermann vor kurzem verlaſſen, auf die Oper derſelben und von dieſer auf das Notenheft zu gelangen, das auf dem geöffneten Flügel lag, — als Elfriede hereintrat und ſomit unbewußt den kleinen Kunſtgriff zerſtörte, den jene gebraucht hatte, um Manon's Talente zu verrathen. Mit einer Freudigkeit, die ihren Wiederſchein zugleich auf Elfriedens Antlitz warf und zu lebhaft war, als daß ſie von der Baronin unbeachtet bleiben konnte, eilte Hermann der Eintretenden entgegen. Voll unbefangener Herzlichkeit nahm dieſe an Manon's Seite Platz; das Geſpräch wurde durch Hermann's ſteigenden Frohſinn immer lebhafter; doch kaum, daß Elfriede ihre beſcheidenen Anſichten den raſchen Urtheilen der gewandten Schweſter beizugeſellen begann, als die Baronin auch ſchon wieder einen Auftrag für ſie hatte, dem zufolge Elfriede um die Freude kam, die Annäherung dieſer beiden ihr ſo lieben Weſen zu beobachten. Hermann empfahl ſich jedoch ſchneller, als die Baronin gehofft hatte. Er wiederholte die Einladung ſeiner Mutter, bat um die Erlaubniß, ſeinen Beſuch erneuern zu dürfen und ſchied mit ſo verbindlichen Aeußerungen von Mutter und Tochter, daß Letztere, nach ſeinem Scheiden ihres Sieges gewiß, die Baronin ſtürmiſch umarmte. Dieſe ſchien jedoch nicht ihrer Meinung zu ſein; ſie ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und nieder, war unmuthig und betrachtete Elfrieden mit Blicken, die immer finſterer wurden, je holder und freundlicher ſie das Antlitz des lieben Kindes anlächelte. Elfriede fühlte ſich durch die ſichtliche Verſtimmung der Baronin ſeltſam beklommen. Sie ahnete, daß irgend etwas dieſelbe beunruhigen mußte, und wie es immer geſchieht, daß, wenn eine ſtille Freude durch unſer Herz gezogen iſt, wir weich und immer liebender werden, ſo fühlte auch ſie in ihrer milden Stimmung ſich doppelt von der Wolke beängſtigt, die den fremden Freudenhimmel umzog. Endlich glaubte ſie Aufſchluß gewonnen zu haben. Einige hingeworfene Winke der Baronin deuteten an, daß es ſie beunruhige, die Knaben dieſen Abend ohne beſondern Schutz zu verlaſſen. Elfriede hegte keinen Zweifel mehr. Sie fühlte, nur aus Schonung für ſie hielt die Baronin jenen Wunſch zurück; denn gewiß hatte ſie in ihrem Herzen geleſen, wie ſehr ſie ſich auf das heutige Feſt freue. Und wenn auch jene Aengſtlichkeit übertrieben war, ſo entſchuldigte dies ja wiederum ihre Zärtlichkeit für die Kleinen ſo ſehr. Auch konnte ja irgend ein unvorhergeſehener Unfall dieſelbe leicht rechtfertigen, und dann — ach, es war ja genug für die Liebevolle, ſogleich ihren Entſchluß zu faſſen! Gerührt von dem Kampfe in dem Mutterherzen, eilte ſie, wenn auch nicht ohne Schmerz, ihrem Wunſche entgegen zu kommen, damit ihr Unmuth nicht länger den Freudenſtrahl hemme, den Manon faſt ſchüchtern hinter den ſeidenen, herabgeſenkten Wimpern verbarg. Erſt ſchien die Baronin von Elfriedens Anerbieten überraſcht; ihr Blick ruhte lange wie prüfend auf der Jungfrau ruhigem Antlitze; als jene aber ſich ihre Erlaubniß wiederholt erbat, lobte ſie ihren Entſchluß und verſicherte, ſie bei nächſter Gelegenheit doppelt für ihre heutigen Entbehrungen zu entſchädigen, und als der frohe Trompetenſchall aus dem Nachbarhauſe herüberklang und Manon an Anmuth und Reiz, der Liebesgöttin vergleichbar, an der Mutter Hand in den Saal trat, ſaß Elfriede wie am letzten Ballabend am Arbeitstiſchchen, um ſich die ſchmeichelnden, ſchwatzenden Knaben, vor ſich die hellglänzende Fenſterreihe des Feſthauſes und darüber der klare Sternenhimmel, zu dem ſie oft mit ſtillen wehmüthigen Blicken empor ſah. Die Thurmuhr hatte ſo eben die achte Stunde geſchlagen. Hermann und Fedor waren unter dem leiſen Gebete der Schweſter eingeſchlafen, und Elfriede begab ſich leiſen Schrittes von dem Lager der Knaben in ihr Zimmer zurück. Sie trat an's Fenſter; die Ballmuſik war verſtummt, alles ſtill in der Nacht, nur ihr Herz hob ſich dann und wann in ruhigen Schlägen. Da — war es Täuſchung? ihr wollte dünken, als wehten leiſe Flötentöne zu ihr herüber. Jetzt erklangen ſie heller; es waren die Töne jenes Abends, dieſelbe Melodie! Ein unausſprechliches Gefühl bebte durch ihre Seele; ſie wagte nicht zu prüfen, zu forſchen; ihr war als ertöne ihr ein Friedensgruß von oben, als blicke ein himmliſcher Freund in ihre Einſamkeit als wäre auch für ſie ein Wort der Liebe vorhanden, das ſie erwiedern dürfe, ſo arm, ſo verdienſtlos ſie auch ſei. Unwillkührlich griff ſie in die Saiten ihrer Harfe und in ſchöner Harmonie wogten die vereinten Klänge durch die ſtille Nacht, bald ſteigend, bald fallend, aber immer ſich verſchwiſtert an einander ſchmiegend, je nachdem Elfriede ihres Herzens Gefühl in die Saiten hauchte. Noch klangen ihre Akkorde fort, als ſie plötzlich bemerkte, daß des Freundes Stimme verſtummt war. Sie lehnte das Inſtrument zurück, ſie ſpähete in das geheimnißvolle Dunkel hinaus — da öffnete ſich leiſe die Thüre ihres Gemachs — und — in bittender Stellung, die Flöte in der zitternden Hand, trat Hermann herein, lautlos ſich zu den Knieen der Erſchrockenen herabbeugend und dann das feuchte, verzeihungflehende Auge zu ihr emporhebend. „O Gott!“ ſtammelte er: „ich weiß ja ſelbſt nicht, wie ich zu dieſer Kühnheit gekommen bin! Aber ich mußte herüber zu Ihnen, als dieſe Klänge mir Antwort gaben auf den Wunſch meiner Sehnſucht. — Elfriede! Sie haben die Einladung meiner Mutter verſchmäht, ich ſollte fürchten, daß Sie ihren und meinen Wünſchen ausweichen, und doch — als ich dem Geräuſch des Saales entfloh und auf mein Zimmer eilte und das Eden der lieblichſten Häuslichkeit überſchaute, als ich Ihr liebevolles Walten ſah, und von meinem Gefühl überwältigt, die Flöte ergriff, deren Töne Sie ſchon einmal, vielleicht unbeachtet, umſchwebten und Sie einſtimmten in die Sprache meiner Seele, da riß mich der Gedanke, daß dieſe Harmonie, die mich ſo hoch beſeligte, nicht vergänglich, daß ſie ewig ſei, ſo gewaltſam fort, daß ich nicht erſt zu prüfen vermochte, ſondern hinüber eilen mußte zu Ihnen, auch wenn ich dadurch Ihren Tadel verdient hätte!“ Elfriede erhob ſich in großer Verwirrung. Ihr Auge ruhte erſt ſtrafend, dann vergebend, dann mit der zärtlichſten Unruhe auf den Knieenden; endlich winkte ſie ihm empor und ſtammelte leiſe: „„Sie waren der unſichtbare Freund, der meine Harfe begleitete?““

Hermann bejahete, den ſchüchternen Blick freudiger erhebend. „Der Zufall“, fuhr er fort, „nein! die Vorſehung ſelbſt zeigte mir Ihr Bild in der Glorie der Häuslichkeit, des Fleißes, der Liebe; ich folgte ihm mit Entzücken, ſah in ihm das Ideal meines Herzens und wurde Ihr Eigenthum! Meine Mutter geleitete mich auf mein Verlangen zu Ihnen; ſie befeſtigte mich in der Ueberzeugung, daß nur Sie das Glück meines Lebens zu gründen vermöchten. — Aber als ich nun vor Ihnen ſtand, mit dem ſchüchternen Bekenntniſſe auf den Lippen, und ſprechen wollte und nicht konnte, befangen von dem Zauber Ihrer Nähe, da verſchob ich die Entſcheidung meines Geſchicks auf den heutigen Abend, mit Ungeduld denſelben herbei wünſchend. Ihre Mutter erſchien, aber Sie kamen nicht! — O Elfriede, ein einziges Wort! Entgehen Sie abſichtlich den Wünſchen einer redlichen Mutter, den Bitten eines liebenden Herzens? Oder haben Sie ein Wort des Troſtes, der Hoffnung für mich?“ — Elfriede zitterte. Noch nie hatte ſie die Sprache der Liebe vernommen, nie an die Möglichkeit gedacht, daß auch ſie ein Recht auf ſie habe. Sie wußte aus tauſend Andeutungen ihrer Stiefmutter, daß ſie keine jener Eigenſchaften beſitze, die ein Männerherz zu feſſeln vermögen. Ueberraſcht, beklommen und bis zum Weinen geängſtet, preßte ſie die Hand auf's Herz und flüſterte: „„Ich habe Sie lieb, herzlich lieb! aber ich bin ja zur Stiftsdame beſtimmt und habe auch keinen Anſpruch auf anderes Glück!““ „O Theure!“ rief der Begeiſterte, „darf ein ſo reiches Herz, wie das Ihrige, darf es über ſeinen Beruf zweifelhaft ſein? – Und wenn ich auch nichts beſitze was mir auf Ihre Liebe Anſpruch geben könnte, — lehrten Sie nicht ſelbſt, daß in dem Gefühle, Andere glücklich zu machen, ſchon ein ſchöner Segen, eine ſtille Seligkeit ruhe, und verbürgt Ihnen dies nicht eine ſchöne Zufriedenheit?“ Da reichte ihm die Jungfrau mit einem nicht zu beſchreibenden Blicke die Hand. Sie vermochte nichts zu erwiedern. Die Seligkeit war zu groß, die durch ihre Seele gezogen, bei dem Geſtändniſſe, daß ein guter, edler Menſch von ihr das Glück ſeines Lebens begehre. Da ſchlang der Entzückte ſeinen Arm um die Bebende. Er hielt ſie einige Augenblicke an ſein hochſchlagendes Herz gedrückt, dann rief er: „Ich ſpreche ſogleich mit Ihrer Mutter!“ Und ehe Elfriede noch Worte fand, um ihn um Aufſchub zu bitten, war dieſer ſchon weggeeilt; — mit wachſender Unruhe ſah ihm die Liebende nach.

So demüthigend Hermann's Erklärung für das in ſelbſtſüchtiger Hoffnung befangene Mutterherz war, ſo gewaltſam es die bittern Regungen gekränkter Eitelkeit unterdrücken mußte, ſo fand es die Baronin, im Hinblick auf ihre Verhältniſſe, doch für gerathener, die feindliche Stimmung ihres Innern zu beherrſchen und den reichen, angeſehenen Bewerber nicht von ihrem Hauſe zu entfernen, ſo unangenehm ihr auch die Verwechſelung Manon's mit Elfrieden war. Hermann's Frühbeſuch, ſo wie ſein Betragen am Ballabend, hatte die Scharfbeobachtende bereits auf den Schlag vorbereitet, der ſie jetzt in dem offenen Geſtändniß deſſelben traf. Sie ſammelte ſich daher raſch und hieß den künftigen Eidam willkommen, ſo ſehr auch das bittere

Lächeln, das um ihre Lippen zuckte, den freundlichen Worten ihres Mundes zu widerſprechen ſchien. Manon vermochte ihre Beſtürzung weniger zu verbergen; doch je wahrer ſich ihr Gefühl kund gab, um ſo aufrichtiger war auch die Theilnahme an Elfriedens Glück, das bald über jenes den vollſtändigſten Sieg errang. Jede ſtolze Regung ihres Herzens brach ſich an der ſchüchternen Demuth, mit der die vom Glück Erkorene ihr entgegen trat. Sie nahm ſie zärtlich in die Arme, und die Herzlichkeit, mit der ſie ſich ihres Glücks, als wäre es das eigene, erfreute, die Zartheit, mit der ſie überall der Baronin Betragen zu mildern und ſeine Stacheln von Elfrieden abzulenken bemüht war, bewies, wie auch eine falſche, nur auf Eitelkeit begründete Erziehung, angeborne Güte des Herzens und Gefühlswahrheit nicht zu unterdrücken vermag und rechtfertigte dadurch Elfriedens Zärtlichkeit für Manon. Elfriede aber, die glückliche Elfriede, die bis jetzt nur für Andere gelebt und immer freundlich geduldet, gedient und entſagt hatte, begriff kaum den wunderbaren Wechſel ihres Geſchicks, daß ſich jetzt alles zu ihrem Glücke ſo wunderbar vereinen mußte, daß ſelbſt die Baronin und Manon ſo willig ihren Hoffnungen entſagten und ſie, die Unberufene, ungehindert eintreten ließen in das ſchöne, bräutliche Paradies.

Sie ſchob alles auf die Wundergewalt von Hermann's Gegenwart. Sie kannte am beſten ſeine Herrſchaft über die Herzen Anderer und ſegnete in ihm den verſichtbarten Schutzgeiſt, den Engel, den Gott ihr geſandt, ſie mit immer größerer Innigkeit zu ihm zu geleiten. Als ſie in einer einſamen Stunde das Köfferchen hervorzog, das ſie an jenem Abende geordnet und es nun mit der Kunde ihres Glücks zugleich zu dem entfernten Bruder abſenden wollte, da rannen bei der Erinnerung der vergangenen Stunden Thränen der Rührung, des ſeligſten Dankes gegen Gott, über ihre Wangen herab. Hermann überraſchte ſie bei dieſem Geſchäfte. Er ſah den artigen Weihnachtskram und vernahm ſeine Beſtimmung. Freigebig legte des Glücklichen Hand die erſte brüderliche Gabe zu den Geſchenken der Liebe, und als Elfriede ſich ſträubte, ſchon jetzt ſeine Mithülfe anzunehmen, entgegnete er lächelnd: „Ich werde in kurzem Aehnliches von Ihnen erbitten, Geliebte! Ich brauche Ihren Beiſtand zum Weihnachtsfeſte, das ich den Meinen bereite!“ und Elfriede mußte verſprechen, zu dieſer Zeit ihren Verlobten auf die nächſte ſeiner Beſitzungen zu begleiten. Bald hielten vor der Thür der Baronin wie damals, als Elfriede verlaſſen am Fenſter ſtand, zwei Schlitten in glänzender Pracht. Reiche Teppiche waren über dieſelben gebreitet und die ſchäumenden Roſſe bäumten ſich ungeduldig unter der Laſt der rauſchenden Schellendecken und der ſtattlich wogenden Federbüſche. Jetzt trat Elſriede an der Hand ihres Hermann's aus der Thüre, ihr folgte die Forſträthin von Mannen begleitet. Alle Geſichter glänzten in freudiger Erwartung, denn heute hatte Hermann eine Nachfeier des geſtrigen Chriſtabends verſprochen.

Jubelnd hob der Beglückte die liebliche Braut auf den für ſie bereiteten Sitz, während er ſelbſt die Zügel der Roſſe ergriff, und dahin flog der Schlitten über die glänzenden Eisfelder, durch die ſilberumhangenen Hecken und Lauben, Elſriedens künftiger Heimath entgegen. Dort fand man alles zum Empfang der jungen Gutsherrſchaft feſtlich bereitet. Auf des Geliebten Arm geſtützt, durchſchritt Elſriede die lange Zimmerreihe des Schloſſes. Allenthalben drängten ſich neugierige Geſichter hervor, die künftige Beſitzerin mit freundlichem Gruße empfangend. Endlich gelangten ſie zu dem Saale, wo bereits zwei lange Tafeln gedeckt ſtanden, die reichlichen Chriſtgeſchenke aufzunehmen, die Hermann im Voraus geſandt hatte. In der Mitte derſelben prangte ein ſtattlicher Chriſtbaum, deſſen Zweige ſich unter der Laſt vergoldeter Früchte und der mannigfaltigſten, artigen Gaben bogen. Mit freudeſtrahlendem Antlitze, in der Hand eine brennende Wachskerze, trat jetzt Hermann zu Elfrieden, ihr leiſe zuflüſternd: „dem guten Kinde!“ Dieſe verſtand die Bedeutung dieſes Wortes und ſeinen Zuſammenhang mit der Erzählung der Kinder, und gerührt von der zarten Liebe ihres Hermann, ſchlug ſie erröthend die Augen zu Boden, um ihre Beſchämung zu verbergen, und ging dann den Chriſtbaum zu ſchmücken. Jetzt wurden die Körbe mit den Sachen herbei gebracht. Hermann überreichte Elfrieden die Liſte derer, die als die Aermſten und Hülfsbedürftigſten ſeiner Unterthanen ſich einfinden ſollten, um den reichlichen Segen aus Elfriedens Hand zu empfangen, und bat dieſe, den Vorrath von nützlichen Chriſtgeſchenken nach ihrer Einſicht zu ordnen. Glücklich, wie eine Königin, überſah dieſe die mannigfaltigen Spenden. Nur Hermann vermochte ſo in ihrem Sinne zu handeln, nur er verſtand es, ihr ein Feſt zu bereiten, wie es ihrem Herzen ſo ganz zu genügen vermochte. Mit ihrem Freunde vereint, theilte ſie nun den reichlichen Vorrath ein, jede Art des Mangels erwägend, und Jeden nach ſeinen Bedürfniſſen bedenkend. Und als nun alles gemeinſam berathen war, und die lange Kinderreihe, begleitet von den erwartungsvollen, freudiglauſchenden Eltern, hereinzog, und jedes der armen, dürftigen Kleinen die ſchöne Chriſtgabe aus Elfriedens Händen empfing, und Alle beladen, beglückt ſich um die holde Geberin drängten, die in der Verklärung der Freude und der Liebe, wie ein leuchtender Engel an Hermann's Seite ſtand, und für alle ein Wort der Theilnahme, des Troſtes, des Rathes hatte, — da glänzte es in Manon's Augen immer wärmer und inniger, bis ſie endlich mit einem Strome heißer Thränen an Elſriedens Buſen ſank, und ausrief: „So, ſo ſtandeſt du lange vor mir, aber ich erkannte dich nicht! So hätteſt du mir lange als Vorbild voranleuchten können, aber meine thörichten Augen waren auf andern Schimmer gewandt, — jetzt aber habe ich des Weibes lieblichſten Beruf, ihre ſchönſte Würde erkannt, und nie, nie werde ich vergeſſen, was du, o meine Schweſter! in der Verklärung des höchſten Glücks, mich in dieſem Augenblicke gelehrt, und was der Segen, der dir vom Himmel geworden, ſo ſchön beſtätigt." Da weinten Elſriede und Hermann in unausſprechlicher Freude; auch die biedere Forſträthin trocknete ſich die Augen, und alle nahmen Manon liebend an's Herz. Elſriede vermochte nicht zu ſprechen, denn jedes Wort, was auf ihre Lippen trat, verwandelte ſich zum ſtillen, innigen Dankgebete gegen Gott, der ſie eines ſo unendlichen Glücks gewürdiget hatte. Hermann aber umſchloß das geliebte Kleeblatt und ſprach: „Wir wollen in Einem

Geiſt, in Einer Liebe verbunden bleiben, dann gehört der Segen jedes Einzelnen den Uebrigen zugleich; Elfriede aber ſoll unſer Streben leiten; denn ſeit ich ihr Gemüth erkannt, iſt mir, als hätte der Himmel nur darum die Gaben ſeiner Huld ſo reichlich meinen Händen anvertrauet, damit ihre Liebe darüber Haus halten, und nun in weiterm Umfang den Segen üben könne, den ſie bisher in ſtiller Demuth verbreitete.

Und wie Hermann geſagt, ſo geſchah es. War Elfriede im Kleinen getreu geweſen, ſo war ſie es im Größern in noch höherm Maaße, zur Freude, zur Nachahmung Aller, die ſich ihrer Nähe, ihres frommen Beiſpiels erfreueten. Manon aber vergaß nicht, was ſie in jener ſchönen Stunde erkannt und empfunden hatte; ſie vertauſchte den gehaltloſen Schimmer der Eitelkeit mit würdigern, reinern Freuden und gewann bald, ſtatt flüchtiger Bewunderung, die Verehrung der Edeln. Und als ſie in kurzer Zeit an der Hand eines würdigen Gatten, in den Kreis einer neuen Wirkſamkeit trat, bewies die Achtung, die ſie auch in dieſem ſich erwarb, wie ſegensreich und dauernd der Eindruck geweſen war, den Elfriedens ſtille Tugenden in ihrer Seele zurückgelaſſen hatten.

Inhalt.

Wolfgang und Althea. 1
Weltſinn und Gemüth. 117
Das Mädchen aus dem Schleſier-Thal. 195
Das Chriſtbäumchen. 253

Cyanen,

geſammelt

von

Agnes Franz.

Zweites Bändchen.

Eſſen,
bei G. D. Bädeker.
1835.

Inhalt.

1. Vergehen aus Eitelkeit. 1
2. Der Vormund. 75
3. Die Heimathloſen, eine Novelle von Eliſe. . 150
4. Jugendliebe. 235

I.

Vergehen aus Eitelkeit.

Der Ball war beendet. Glühend an Wang' und Stirn von den Genüſſen des Abends, und doch voll Langeweile im unbefriedigten Herzen, eilten Albert und Trauthold durch die mitternächtliche Stille ihrer einſamen Wohnung zu.

„Alſo wieder umſonſt, du armer Siegwart!“ lachte Albert, ins Zimmer tretend, indem er die glänzende Uniform abwarf, und, die nahliegende Guitarre ergreifend, ſich nachläſſig auf dem Sopha niederließ: „Alſo wieder umſonſt! Mir dänkt, das Glück iſt mir holder als dir! Was ich erwarte, bleibt nie zurück, ja es erſcheint mir wohl in doppelter, dreifacher Geſtalt, meine kühnſten Wünſche überflügelnd!“

„„Prahler!““ drohte Trauthold, einen ſtrafenden Blick auf den ſchönen, in ſchmeichelhaften Erinnerungen ſchwelgenden Freund werfend: „„Ich möchte der ganzen Weiberwelt Haß ſchwören, daß ſie dich alſo verzogen! — Aber bei Gott, ich neide dich nicht, um des Glückes willen, deſſen du dich erfreuen darfſt! Ich kenne ſie Alle, mit deren Gunſt du prahlſt, und bin ſtolzer auf meinen Schmerz, als du es auf deine wohlfeilen Triumphe wohl ſein dürfteſt!““ —

„Das klingt beinahe wie die Fabel von den ſauern Trauben!“ entgegnete Albert, der Guitarre ein fröhliches Allegro entlockend, — lehnte darauf das reichgelockte Haupt wie nachdenkend zurück, und ſchlug endlich ein lautes unheimliches Gelächter auf. Unwillig wandte ſich Trauthold von dem muthwilligen faſt höhniſchen Geſichte des Freundes ab, — ſchnell aber hatte dieſer ihn mit ſeinem Arm umſchlungen, und rief, ihn neben ſich niederziehend: „Ich dachte mir nur, wie ich mich ausnehmen müßte mit einem ſolchen Märtyrergeſicht, wie das iſt, mit dem du jetzt, allem ritterlichen Anſtand und fröhlicher Sitte zum Trotz, unter uns einherziehſt, und das machte mich alſo lachen! Uebrigens, glaub' mir, mein Freund, habe ich herzliches Mitleid mit dir, und wünſchte nichts mehr, als daß ich das harte Herz erweichen könnte, von dem du ſo lange vergebens ein Zeichen beglückender Liebe erwarteſt!“ —

Trautbold warf einen mißtrauiſchen Blick auf den ihn in raſcher Zärtlichkeit umfangenden Jüngling. — „„Mein Troſt““, ſagte er, ihn ernſt betrachtend, „„iſt, daß Comteſſe Erneſtine bis jetzt ſich gegen den Kreis ihrer Verehrer gleich kalt und unempfindlich betragen hat. Es iſt alſo kein perſönlicher Haß, worüber ich mich beklagen darf, — ihre Abneigung gilt vielmehr dem ganzen Geſchlecht und iſt in ihrem Gemüth begründet, welches eine zu hohe, und darum falſche Richtung nahm, und in ſeiner ſtolzen ruhigen Klarheit ſich ſelbſt genügt.““

„Alſo Männerfeindin!“ lächelte Albert: „Das gäbe der Eroberung, die du zu machen geſonnen biſt, in der That einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz! — Ich bitte dich, zeige mir ſo bald du kannſt die ſeltſame Schöne! Etwas Wunderbares muß es allerdings um eine ſolche Erſcheinung ſein, — zauberiſche Anmuth, wie du ſagſt, — und kaltes Gemüth! — Alſo eine Diana im Kreis freundlichlächelnder Charitinnen!“ — „„Sprich, ich bitte dich““, unterbrach ihn Trautbold, „„lieber gar nicht mehr von der Sache! Dein Ton gefällt mir nicht, — und verletzt mich mit jedem Augenblick. Ich werde es bald bedauern, dir je mein Herz entdeckt zu haben. — Ein Glücklicher kann nie der Vertraute eines Unglücklichen ſein, — und wer nie liebte, die Liebe nimmer verſtehen!““ — „Liebe, und immer Liebe!“ ſeufzte Albert: „O ihr unglückſeligen, in Irrthum und Schwärmerei befangenen Naturen! — Wüßtet ihr doch, wie es ſo viel bequemer iſt, auf der freundlichen Oberfläche des Lebens zu bleiben, als abſichtlich ihre finſtern Tiefen zu ſuchen, in die kein Strahl der Freude dringt. — Komm, du meine ſüße Gefährtin, holde Laute, und plaudre mit mir! Deine Stimme hat wenigſtens angenehme Abwechſelung, und das haſt du voraus vor den Schmerzensſöhnen der Leidenſchaft.“ Alſo ſprechend, ſchlug er einige kecke Accorde an, und ſang ein Lied zum Lobe der Freiheit, mit munterer hellklingender Stimme, — daß die Wände in der mitternächtlichen Stunde wie unwillig wiederhallten, — und Trauthold dem wachſenden Gefühl des Mißbehagens zu entgehen, in ſein Zimmer eilte, und in die Arme der Ruhe floh. —

Albert, Baron von Waldern, war der Sohn einer der angeſehenſten begütertſten Familien des Landes, und von dem Glück hoch begünſtiget, indem es ihm nicht allein Talente und allen Glanz äußerer Schönheit, ſondern auch die Mittel im reichſten Maaß in die Hand gab, erſtere auszubilden; und ſomit die Aufmerkſamkeit derer, die ſeine Geſtalt beim erſten Erſcheinen gewann, dauernder zu feſſeln, und ihm zum Liebling ſeiner Umgebungen zu machen. Von früher Jugend an, im Kreis der Frauen zu Hauſe, hatte er ſich mit Leichtigkeit alle die Eigenſchaften angeeignet, mit welchen der Mann ſich freier und ungezwungener in der Sphäre feinerer Unterhaltung bewegt. Seine Sitten waren rein, ſeine Laune ſtets in den Schranken des Anſtands geblieben, ein Vortheil, den er vor vielen ſeiner Kameraden voraus hatte, ob dieſe ihm gleich in Hinſicht des Charakters und ſolider Kenntniſſe oft überragten. Von ſeiner Mutter vergöttert, von allen ſeinen weiblichen Bekannten geliebt, erſchien ihm jeder Beweis freundlicher Gunſt, als ein gerechter Tribut, den ſeine Vorzüge verdienten, und den er überall fordern zu können ſich berechtiget glaubte. — Die Gleichgültigkeit, mit der er jede bindenden Feſſel vermied, verbunden mit der feinen Artigkeit, die er ohne Ausnahme jeder Schönen erwies, machten den mit allem Glanz männlicher Schönheit prangenden Jüngling ſehr bald zu dem gefährlichſten Gegenſtand der Frauenwelt. Man ſtritt im Geheim um den Vorzug, den liebenswürdigſten aller Schmetterlinge zu feſſeln, und nährte, indem man der eignen Eitelkeit opfern wollte, denſelben Götzen in Alberts Seele, der bereits mit mächtigem Scepter dort thronte, und ſeinen Handlungen Geſetze ſchrieb. Unbekannt mit den Schwächen der eignen Bruſt, bemerkte er es kaum, wie dieſe verderbliche Eigenſchaft allmählig zur Leidenſchaft in ihm emporwuchs, wie ſie mit ihren üppigen Ranken jedes beſſere Gefühl erſtickte, und bald die gänzliche Herrſchaft über ſeinen Charakter gewann. Sie war es, die ihm jetzt unter der Larve der Freundſchaft gebot, die Bekanntſchaft eines Weſens zu ſuchen, welches ihm nicht ſowohl durch die Liebe des Freundes, als durch die ſtolze Kälte wichtig geworden war, mit dem es bisher dem Kreiſe der Männer gegenüber ſtand.

Erneſtine, Comteſſe Cyr, die einzige Tochter einer hochbejahrten Mutter, war ihm bis jetzt nur dem Namen nach bekannt. Er erinnerte ſich der Auszeichnung, mit der man von ihr allgemein geſprochen hatte, und konnte nicht läugnen, ſchon oft Gelegenheit geſucht zu haben, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Der Cirkel, in dem er bisher gelebt, war aber von dem der Gräfin ſtets getrennt geweſen, und ſo hatte er nur durch Trautbold, der Erneſtinen bisweilen bei einer ſeiner Bekannten geſehen, eine nähere Schilderung von ihr erhalten, die, wenn er auch die Hälfte ihres Glanzes auf Rechnung der Liebe ſetzen wollte, doch immer anziehend genug war, ſeine Neugier zu reizen, und ihm den Wunſch einzuflößen, ſein Glück bei der ſtolzen Schönen zu verſuchen.

Die Faſtnachtzeit hatte begonnen, und die damit verbundenen Vergnügungen boten das geräumigſte Feld zu ſonſt vielleicht ſchwer zu gewinnenden Bekanntſchaften dar. — Albert und Trautbold, nun durch gemeinſames Streben verbunden, verſäumten keine Gelegenheit, ſich der Familie der Gräfin Cyr mit Anſtand zu nähern, und da der Erſte, gewandt und geübt in jedem geſelligen Talent, dem ſchüchtern liebenden Trautbold hülfreich zur Seite ſtand, ſo war den angeſehenen jungen Männern bald der Weg in das Haus der Gräfin gebahnt, und beide in dem Cirkel ihrer Bekanntſchaft aufs artigſte aufgenommen.

Eben hatten dieſe, der ihnen gegebenen Erlaubniß zufolge, zum erſtenmal den Saal betreten, in welchem die Gräfin, einer althergebrachten Sitte zufolge, wöchentlich einmal den Kreis ihrer Freunde um ſich zu verſammeln pflegte, als Trautholds verlegnes Erröthen ſeinem Begleiter verrieth, daß der Stern ſeines Lebens bereits in der Geſellſchaft aufgegangen ſei. Albert folgte der Richtung ſeiner Blicke, und wurde durch dieſelbe auf eine Geſtalt geleitet, an deren ſtolzen majeſtätiſchen Haltung er wohl ſogleich Erneſtinen erkannte, deren Aeußeres aber ſonſt keineswegs dem Bilde entſprach, das ihm ſein begeiſterter Freund und ſpäter ſeine Einbildungskraft von ihr entworfen hatte.

Ihr, wenn auch noch ſchönes Geſicht, gehörte keineswegs mehr der Jugend an, überdieß lag in ihren von finſtern Wimpern beſchatteten Augen ein ſo ernſter, faſt ſtrenger Ausdruck, daß Albert ſich auf das unangenehmſte in ſeinen Erwartungen getäuſcht fand, und faſt die Luſt verlor, einem Abentheuer nachzugehen, das in ſeinen Augen mit dem eingebildeten Reiz der Comteſſe, alles Intereſſe verloren hatte. —

Ein ſeltſames Ohngefähr ſchien indeß ſeine Aufmerkſamkeit faſt wider Willen auf dieſe Erſcheinung zurückzuleiten. Er wurde wiederholt durch einige ſeiner anweſenden Bekannten in die Unterhaltung verwickelt, woran auch Erneſtine Theil nahm, und ſo kam es, daß er ihrem Geiſt überall begegnete, und durch die ausgezeichnete Hochachtung, welche man jener überall erwies, zu gleicher Anerkennung genöthigt, zuletzt mit einem ſeltſamen Wohlgefallen in ihrer Nähe verweilte. Trauthold, deſſen Blicke mit ſtiller Verehrung an den beredten Lippen der Comteſſe hingen, während Albert, durch ihren Geiſt gehoben, ſeine geſelligen Talente in vollem Glanze entfaltete, — ſuchte von Zeit zu Zeit durch ein beſcheidenes Wort den Wunſch kund zu geben, von ihr mit gleicher Theilnahme beachtet zu werden, doch ſchien ihn der Zufall weniger zu begünſtigen als ſeinen Freund. Er wurde zu einem entfernten Cirkel berufen, und mußte zuletzt das Haus der Gräfin verlaſſen, ohne dem Ziel ſeiner Wünſche näher gerückt zu ſein.

Trüb und verſtimmt ſchritt er jetzt an Alberts Seite nach Hauſe, indeß jener mit ſatyriſchem Lächeln, ſeinen Geſchmack den ſolideſten unter der Sonne, ihn ſelbſt aber den Bedauernswürdigſten unter allen Verliebten nannte, und ihm zu beweiſen ſuchte, wie er doch eigentlich gar nichts beſäße, als eine wunderbar mächtige Hoffnungsgabe und eine tüchtige Einbildungskraft.

Trautbold hörte ihm ſtillſchweigend und traurig zu, und ſagte zu ſich ſelbſt, indeß jener der zuvorkommenden Güte der Gräfin mit übermüthigen Worten gedachte. „„O du ſtilles, ernſtes Bild in meiner Bruſt! Wie ſtehſt du doch ſo viel höher und ſo ganz anders vor meiner Seele, als er dich geſehen! Und wie macht mich der Gedanke ſchon ſo glücklich, dich zu würdigen und zu verſtehen, wenn du mich auch nicht erkannt haſt, und immer noch fremd und ſchweigend an mir vorübergehſt!

Es mochten wohl ſchon mehrere Monden vergangen ſein, während welchen Albert und Trautholb das Haus der Gräfin wiederholt beſucht hatten: als in dem Familienkreis derſelben einſt das Geſpräch auf die beiden Freunde kam. Die anweſenden Damen vereinten ſogleich ihre Stimmen zum Lobe des Barons, und ſtatteten dieſes um ſo verſchwenderiſcher aus, je ſichtlicher Erneſtine bemüht war, das beſcheidene, anſpruchloſe Betragen Trautholds in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen. Man ſuchte, da eine junge Fremde zugegen war, die nicht ohne Intereſſe dem Streit der beiden Partheien lauſchte, nun das Bild beider ſo klar als möglich zu entwerfen. — Geſtalt, Betragen, Charakter und Talente, Alles wurde mit Wärme geſchildert und gegen einander verglichen, bis man endlich darin übereinkam, beide jungen Offiziers für die Krone des Regiments zu erklären. — „Sie werden ſich ſelbſt überzeugen, Fräulein Amalie“, begann eine der anweſenden Damen zu der Fremden, „wie trotz der guten Eigenſchaften, die wir dem biedern Trautholb einräumen, Baron Waldern dennoch mit Recht verdient, der Liebling der Damenwelt genannt zu ſein! — — Seine angenehmen Sitten, ſeine joviale Laune machen ihn zu dem beſten und unterhaltendſten Geſellſchafter weit umher; er iſt in jedem Hauſe gleich willkommen, von allen ſeinen Bekannten gleich geliebt, denn er beſitzt die große Kunſt, überall zu gefallen.“ — „„Ueberall!““ fiel ihr Erneſtine ins Wort: „„Ja, ja, ganz Recht! Sehen Sie, liebe Amalie, das iſt eben der Grund, warum er mir nicht gefallen kann. Der Baron zeichnet ſich durch ſeine feine Bildung vor vielen ſeines Geſchlechts vortheilhaft aus: aber er iſt eitel, gefallſüchtig und inconſequent in der Wahl ſeines Umgangs, — mit einem Wort, ich erkenne ſeine geſelligen Verdienſte, aber ich mißtraue ſeinem Charakter!““ —

Erneſtinens Wangen hatten ſich, während ſie dieſe Worte gegen ihre Gewohnheit ſchnell und heftig ſprach, mit hohem Purpur übergoſſen. Sie hielt, von den muſternden Blicken einiger ihrer Freundinnen getroffen, einen Augenblick verlegen inne, dann fuhr ſie ruhiger fort: „„Man verweilt mit Recht am liebſten auf der Glanzſeite des Menſchen, lobt gern, was zu loben iſt, aber man ſollte, um ihn genau zu charakteriſiren, auch nicht deſſen Schattenſeite umgehen. Nur auf dieſe Art wird das Gemälde, das wir entwerfen, ein wahres, und wir bewahren uns vor dem Vorwurf, partheiiſch geweſen zu ſein. Sie nannten vorhin den Baron den angenehmſten Geſellſchafter, und bemerkten, daß er in jedem Hauſe willkommen ſei; mißbraucht er aber nicht dieſe Freiheit auf Unkoſten Anderer? — Mich dünkt, ich hätte von einer recht traurigen Begebenheit gehört, wozu die unüberlegte Handlungs-Weiſe des Barons Anlaß gegeben haben ſoll.‟‟

„Sie meinen doch nicht das Unglück der Demoiſelle W., Comteſſe?‟ nahm eine der Anweſenden das Wort: „Ich bitte Sie, ſeien Sie nicht ungerecht! Baron Waldern hat, wie ich aus ſichern Quellen weiß, dem Mädchen auf keine Weiſe Anlaß gegeben, Hoffnungen zu nähren, die ſich mit ihrer Lage nicht vertrugen. Sie war Braut, das wußte er, und ſo konnte er wohl deſto unbefangener die Geſellſchaft dieſer geiſtreichen Familie aufſuchen, die ihm überdies von ſeinen Eltern empfohlen war. — Wer konnte glauben, daß ein Mädchen von Charakter ſich auf eine ſo wankelmüthige Weiſe bezeigen, und eine ſo ungerechte als thörichte Neigung für den neuen Freund ihres Hauſes faſſen würde.‟

„„Aber es geſchah!‟‟ nahm Erneſtine das Wort: „„Sie löſ'te, von ſchmeichelhaften Hoffnungen irre geführt, das frühere Band, und verlor mit dem wahren Verehrer zugleich den eingebildeten, deſſen gefährliches Spiel ihr vielleicht erſt jetzt klar wurde, oder, was noch ſchlimmer wäre, mit dem Geſtändniß ihrer pflichtwidrigen Neigung am Ende war. — Sie ſoll nun tiefſinnig ſein, — die Aeltern reiſen mit ihr von Bad zu Bad, — Waldern aber ſchwärmt mit unbefangener Heiterkeit von Vergnügen [illegible] Vergnügen, — und bedauert, ſo oft man jenes Verfalls gedenkt, mit frevelndem Gleichmuth den Verluſt eines ſo angenehmen als belehrenden Umgangs.'""

„Wenn dies Wahrheit iſt", entgegnete die Fremde, „ſo wären die glänzenden Eigenſchaften und ſonſtigen Tugenden des Barons nur eine furchtbare Waffe mehr, um dieſen Mann zu dem gefährlichſten Feind unſers Geſchlechts zu machen. — Ich bitte Sie, Comteſſe, nehmen Sie ihr Wort zurück! Es thut mir weh, die Bewunderung zu bereuen, welche ich bereits mit den Uebrigen zu theilen begann."

Erneſtine, welche am Fenſter ſaß, wollte antworten, — als ſie, zufällig einen Blick auf die Straße werfend, hoch erröthete, und dann mit ſeltſamer Haſt aufſtand, um eine entfernte Arbeit herbeizuholen. —

„Baron Waldern!" rief ein neugieriges Mädchen, welches dem Blick Erneſtinens gefolgt war. — Die Fremde verließ ſchnell ihren Platz, um den Gegenſtand der verſchiedenartigſten Meinungen mit Augen zu ſehen. — Der gewandte Reiter hatte ſich ſo eben vom Pferde geſchwungen, und ſchien ſich durch ſein perſönliches Erſcheinen ſelbſt rechtfertigen zu wollen, denn er eilte geradenwegs auf das Haus der Gräfin zu.

Das Hin- und Wiederflüſtern der Damen wurde durch die glänzende Geſtalt des Eintretenden ſogleich unterbrochen. Mit edlem Anſtand wandte ſich Waldern zu der alten Gräfin, indem er ſeinen Beſuch mit einem vor Kurzem erhaltenen Auftrage entſchuldigte. Die Gräfin erkannte auf dem Briefe, welchen ihr der Baron überreichte, die Hand einer Jugendfreundin, und empfing mit großem Intereſſe jede Kunde, welche Waldern von derſelben zu bringen kam. — Das Schreiben ſelbſt war voll von dem Lobe des Barons, und ſchien denſelben der Gräfin auf das Angelegentlichſte empfehlen zu wollen. Waldern mußte dort auf das achtungsvollſte von der Familie der Gräfin geſprochen haben, der Brief handelte ſoviel von Mutterglück, und ſprach eine ſo innige Theilnahme an den Freuden der Entfernten aus, daß die Gräfin faſt verlegen wurde im Gefühl der Dankbarkeit, zu welcher ſie ſich ins geheim durch die Artigkeit des Barons verpflichtet fühlte.

Waldern wurde ſogleich dem Kreiſe der Geſellſchaft einverleibt.. Seine lebendige Laune, ſein Witz, ſeine Erzählungen erweckten ſogleich den Geiſt der Geſellſchaft. Man ſah, er war gewohnt, ſich in Damenzirkeln zu bewegen; er ging mit Leichtigkeit in jedes Thema weiblicher Unterhaltung ein, ſchmückte das Unbedeutendſte mit Reiz und Anmuth, verwickelte ſich muthwillig in geiſtige Fehden, und ſuchte ſie immer zu Ehren ſeiner Gegnerin zu löſen, — kurz, erfreute, ermuthigte, und gewann wie immer die Herzen ſeiner Zuhörerinnen. Erneſtine allein behauptete wie immer die ernſte Stimmung, die man ſeit früher Jugend an ihr gewohnt war; ſie nahm, das ſah man an dem Ausdruck ihrer Augen, ihrer Mienen, an jedem gehaltvollern Geſpräch Theil, aber ſie vermied es, ſich in Wortſtreitigkeiten einzulaſſen, wohl wiſſend, welche Gewandtheit der Baron in dieſer Hinſicht beſaß. — Sie frug in einer Zwiſchenpauſe theilnehmend nach Trautbold, und erfuhr, wie dieſer auf mehrere Monate Urlaub genommen, und zu ſeinen entfernten Anverwandten gereiſ't ſei. Waldern ergoß ſich fortan in das enthuſiaſtiſchſte Lob ſeines Freundes, rühmte ſeine Vorzüge, und entfaltete ſo viel Wärme und Liebe für denſelben, daß Erneſtinens Geſicht ſich immer verſöhnter und heiterer ihm zuwandte, wie es ſtets geſchah, wenn ſie dem Gemüth begegnete, oder etwas zum Lobe der Menſchheit oder von edlen Gedanken und Handlungen erzählen hörte. — Waldern, der das zarte Morgenroth höheren Empfindens wohl auf Erneſtinens Wangen zu deuten verſtand, fuhr nunmehr fort, die neu eingeſchlagene Bahn mit Eifer zu verfolgen. Die Seele herrſchte nun im Kreiſe der Geſellſchaft, wie zuvor der Geiſt, und dieſe war es, die nunmehr auch Erneſtinens Lippen entſiegelte, und ſie mit Wärme den Erzählenden anſchloß. Manches edle Beiſpiel der Treue, der Freundſchaft, der Aufopferung wurde angeführt; man erwärmte ſich gegenſeitig durch den Austauſch derſelben, und gelangte zuletzt zu einer Stimmung, wie ſie nur in dem hochgeiſtigen Verein edler Menſchen ſo rein und beſeligend zu finden iſt. —

Den Genuß dieſes Abends zu erhöhen, ließ die freundliche Muſe der Tonkunſt ſich hernieder, denſelben zu bekränzen. Waldern's Talent war zu bekannt, als daß man nicht vor Allem um ſeine Theilnahme an den beginnenden muſikaliſchen Vorträgen gebeten hätte. Heimlich vergnügt, auch hierin ſeine Meiſterſchaft an den Tag legen zu können, ergriff er die ihm dargebotene Laute, die Geſellſchaft mit dem Wohllaut ſeiner Stimme überraſchend, — und rührte durch das Gefühl, welches er in ſeinen Vortrag zu legen wußte, in demſelben Maaße, wie er zuvor durch ſeine heitern Mittheilungen ergötzt hatte. — Noch war Erneſtinens Talent zum Geſang dem Baron unbekannt, heute wurde es ihm zum erſtenmale verrathen, indem die alte Gräfin einen Wechſelgeſang vorſchlug, und ihn aufforderte, ihre Tochter zu begleiten. — Erneſtine bemühte ſich, ſich für heute zu entſchuldigen, deſto eifriger aber bat Waldern um das Vergnügen, ihren Geſang ins

Künftige leiten zu dürfen. — Man ſchied hierauf von einander. Waldern mit heiterer Selbſtzufriedenheit, — die Geſellſchaft voll gerechter Anerkennung ſeiner Verdienſte, Erneſtine allein mit einem von heimlichen Widerſprüchen und ſeltſamer Unruhe gepeinigten Herzen.

Ein heiterer Apriltag hatte kurz darauf die Comteſſe mit Amalien zu einem Spaziergang in den fürſtlichen Park gelockt. Es war dieſes die junge Fremde, die ſich ſeit kurzem, da ſie gänzlich verwaiſt war, in den Schutz der Gräfin begeben hatte, und nun, von der milden Güte Erneſtinens erwärmt, dankbar und liebend an ihrem Herzen emporblühte. Obgleich viel jünger als dieſe, gab ihr ſchon früh in der Schule ernſter Erfahrungen gereifter Geiſt, ihr demungeachtet Anſprüche auf das Vertrauen der Comteſſe, und da dieſe noch nie das Glück genoſſen hatte, einem mit ihr rein harmonirenden Weſen zu begegnen, ſo lebte ihr Gemüth an dem Buſen der liebevollen Freundin langſam aus der Erſtarrung auf, in welche es der Umgang mit ihr oft ganz entgegenſtrebenden Naturen, und Leiden mancher Art geſenkt hatten.

Hand in Hand wandelten die beiden Freundinnen durch die allmählig aufkeimende ſich jugendlich regende Schöpfung. Ringsumher arbeitete ſich das Leben aus dem langen Todesſchlaf empor; Quellen murmelten, von dem eiſigen Gewand befreit, fröhligſchwätzend zu ihren Füßen dahin; muntere Vöglein ſtrichen zwitſchernd durch die knoſpenreichen Aeſte der Laubgänge, und dazwiſchen wehten warme ſchmeichelnde Lüfte ſo hold und koſend, als wollten ſie ſich mit den übrigen Stimmen beſprechen, Leben und Liebe wieder einzuführen in Thal und Flur.

O wer kennt nicht die ſüße Zeit des Ahnens und Sehnens, wo jede Stimme der Bruſt zu der Verkündigerin einer neuen Hoffnung wird, und Schmerz und Wonne ſich in einer Thräne begegnen, und Himmel und Erde in einem Gefühl? Auch Erneſtine empfand den Gruß jener ſeligen Wehmuth in tiefer Seele, — aber wie die höheren Freuden und Schmerzen die Lippe des tiefer fühlenden Menſchen nur noch ſtummer, ſein Herz noch verſchwiegener machen: ſo ſchritt auch ſie jetzt wortlos, aber deſto inniger lebend, an der Seite der heiter lächelnden Freundin dahin. — Oft verweilte Amaliens Blick mit ſtiller, inniger Theilnahme auf dem ſchönen ernſten Antlitz Erneſtinens, das bald zur Sonne gekehrt, einen ſeelenvollen Hymnus zu denken ſchien, bald in ſinniger Betrachtung vertieft, ſich demüthig, faſt trauernd zu Boden kehrte. — Selten waren die Augenblicke, wo ſich in dieſen ruhigen, ſich ſtets gleichbleibenden Zügen, ein lebhafteres Gefühl verrieth; deſto mehr aber rührte die augenblickliche Hingebung dieſes, von Natur ſtarken und ſtolzen Gemüthes, zu ſanfterer weicher Empfindung, wie es wohl immer der Fall iſt, wenn das Gefühl den Sieg über die vorherrſchenden Eigenſchaften des Charakters davon trägt.

Beide hatten jetzt einen Hügel beſtiegen, von welchem man eine zauberiſche Ausſicht ins Thal genoß. Eine hier befindliche Ruhebank lud ſie ein. Amalie zog ein Buch hervor, und frug mit einem ſchüchternen Blick um die Genehmigung der Freundin. Erneſtine ließ ſich an ihrer Seite nieder, und nachdem ſie das Buch flüchtig durchblättert hatte, gab ſie es Amalien mit den Worten zurück: „Ich habe es immer vermieden, den Gefühlen Worte zu geben, die in dieſen heiligen Auferſtehungstagen in mir emporſteigen; in dieſen Gedichten würde ich vielleicht den Schlüſſel zu dem ſtillen Geheimniß meines Herzens finden: aber ich ſcheue es, ihn zu berühren! Laß darum lieber das Leſen, Geliebte! Feiere mit mir lieber recht ſtill und fromm dieſe feſtlichen Augenblicke des innern Lebens!“

„„Ich weiß nicht, was du ſcheuen darfſt!““ antwortete Amalie, kindlichfroh zu ihr emporblickend: „„Jede Kraft, die Gott in die Bruſt des Menſchen gelegt hat, darf frei und froh in das Leben hinausblühen, und jedes Befreien und Hellerwerden der innern Welt darf jedem Guten wohl gewiß mehr Freude verſprechen als Schmerzen!""

„Nicht immer, Geliebte!" entgegnete Erneſtine ſehr ernſt: „das Leben in uns iſt ſo warm und mild, und das da draußen oft ſo rauh, daher erſterben die zarten Keime des Gefühls nur um ſo leichter, je länger ſie in der ſtillen Heimath verſchloſſen bleiben!" —

Amalie warf einen Blick auf Erneſtinen. Sie hatte dieſe Worte mit Bedeutung geſprochen, und ſenkte jetzt das Haupt nachdenkend auf ihre Bruſt. Erneſtine war, das wußte ſie, über die Jahre der erſten Jugend hinaus, ſie hatte, was jene ihr ſelbſt vertraut, trotz der Huldigungen, die ihrem Geiſt, ihrem Verſtand überall gebracht wurden, noch nie wahrhaft geliebt, und nährte, an eine unabhängige, ſorgenfreie Lage, und manche ihr liebgewordene Beſchäftigung gewöhnt, eben ſo wenig den Wunſch, in der Folge ihr Leben anders geſtaltet zu ſehen. Deſto mehr befremdete ſie der wehmüthige Sinn ihrer Worte, welcher nur zu deutlich bewies, wie ſie wohl Empfänglichkeit für ein Glück beſaß, das ſie bisher mit ſtolzer Gleichgültigkeit verläugnet hatte, es aber im Kreiſe des Lebens zu begegnen ſcheute. — „„Erneſtine!"" ſagte ſie mit der leiſen Stimme ſchonender Milde: „„Ich glaube dich verſtanden zu haben! Lange haſt du mir dein Herz verborgen, aber ich bin zu froh über meine Entdeckung, als daß ich dir zürnen könnte, — du liebſt!‟‟ Erneſtine richtete ſich, von dem Klange dieſes Wortes berührt, ſtolz empor, und entgegnete: „Ich bitte dich, mißverſtehe mich nicht, Amalie! Das Gefühl, welches du meinſt, muß mir ſtets fremd bleiben. Seit früher Jugend an ſchien mir die Liebe kein glücklicher Stern, und ich entging nur mühſam dem Schmerz, indem ich mich vor ſeinem Einfluß zu bewahren ſuchte. Die Natur hat mein Gemüth reich, aber unendlich zart beſaitet. Derſelbe Moment, der es in ſeinen tiefſten Accorden erbeben heißt, könnte es zugleich auf immer zerſtören! Ich ahnete dies, ja ich möchte wohl ſagen, ich ſah dies ſtets mit Gewißheit voraus, und deshalb faßte mich ſtets die Furcht, wenn ich dies Wort in Bezug auf mich ausſprechen hörte, als würde ich durch daſſelbe an irgend ein ungeheueres Unglück gemahnt. Ich zittere vor den Leiden, deren ich durch ſie fähig werden könnte, und gab, um dieſen zu entgehen, lieber die Freuden auf, weil der Zuſtand, in dem ſich mein Gemüth bisher befand, wenigſtens ein friedlicher war, und ich das Leben in und außer mir in harmoniſchem Einklange fand, worinnen doch hauptſächlich das Glück beſteht.“

„„Warum aber, meine Freundin, malſt du dir die Liebe ſo finſter und unglückverkündend?““ frug Amalie: „„Iſt ſie nicht Tauſenden ein Freude und Segen ſpendender Engel? Und dürfte ſie dir nicht gerade reichere Kränze bieten, als uns Allen, bei der Tiefe deines Gefühls und deinem ſchönen edlen Charakter?““

„Dieſe Tiefe iſt weder für mich noch für Andere eine heilbringende!“ entgegnete Erneſtine: „Wo iſt ein Männerherz, das ſie würdigte? Nein, Amalie! es iſt und bleibt mir ewig klar, daß meine Liebe auf Erden keine Heimath findet, und die ſtille Gluth meiner Empfindung allein dem Himmel gehört!“

Mit Schmerz ſah Amalie durch dieſes Wort Erneſtinens ein früheres Gerücht unterſtützt, welches ſie von dem Wunſch derſelben unterrichtet hatte, ihre ſpäteren Jahre in einem Fräuleinſtift, mit deſſen Abtiſſin ſie verwandt war, zu beſchließen. —

Sie dachte ſich die ſchöne Geſtalt auf immer von den Freuden des Lebens geſchieden, — das ſtolze und dennoch ſo warm fühlende Herz, einer glanz- und gehaltloſen Einſamkeit hingegeben; und beſchloß in ihrem Sinn, alles aufzubieten, um die von Stolz und Schwärmerei irregeleitete Freundin auf den Weg einer freudigern Beſtimmung zurückzuführen, und ſie mit erhöhtem Vertrauen an die

Bruſt des Lebens und der Liebe zu betten. — Stillhoffend blickte die Lebensfrohe in die hellſchimmernde Ferne hinaus; ihr war, als würde ihr von den Geiſtern des Frühlings ein fröhliches Willkommen gebracht, als ſolle ſie fortan ihre ſchöne Beſtimmung theilen, Leben zu wecken aus der ſchlummernden Tiefe, und Roſenkronen zu winden für die in Ahnungsträumen befangene Geliebte.

Als Beide nach Hauſe kamen, fanden ſie ſich bereits von dem Kreis mehrerer Freunde erwartet. Baron Waldern, den ſie ebenfalls unter der Verſammlung erblickten, trat mit fröhlicher Eile der Comteſſe entgegen, und erinnerte ſie an das ihm gegebene Verſprechen, bei der nächſten Zuſammenkunft die Geſellſchaft mit ihrem muſikaliſchen Tälente zu erfreuen. Aller Stimmen vereinigten ſich mit der Seinen, man trug Lichter und Stühle zu dem geöffneten Inſtrument, gruppirte ſich um daſſelbe in ſtiller Erwartung, und hoffte im Verein zweier ſo ausgezeichneter Stimmen auf einen ſeltenen Genuß. Man hatte zufällig die Scene aus der Veſtalin gewählt, wo Licinius zum Altar der Veſta dringt, um Julia von dem Dienſte der Göttin zu befreien, und für ſeine Wünſche zu gewinnen.

Erneſtinens majeſtätiſcher Anſtand, — das zarte, weiße, die ſchlanken Formen ihres Körpers ſtreng verhüllende Gewand, erinnerte in der That an eine dem Dienſte der Veſta geweihete Jungfrau; dabei thronte eine ſo ungewöhnliche Hoheit auf ihrer Stirn, in ihren Blicken ein ſo tiefer Ernſt, daß der Baron faſt demüthig den Platz an ihrer Seite einnahm, und nicht ohne Schüchternheit den Geſang begann. Der Wohllaut ſeiner Stimme wurde heute durch die Bemühung, in dieſer Zuſammenſtellung zu gefallen, noch gehoben; das Recitativ gelang trefflich; ſein Vortrag wurde, von der gewaltigen Begleitung gehoben, immer freier und kühner, — bis Erneſtinens Stimme mit den Worten: „Zurück, zurück vom heiligen Altare!“ überraſchend dazwiſchen klang. Es lag etwas Finſterdrohendes, Tiefergreifendes in dem Ausdruck, den ſie dieſen Worten gab. Es war der heilige Zorn der beleidigten Veſtalin, der aus ihren Augen flammte; das, was ſie ausſprach, war mehr die Eingebung des eigenen Gefühls, als das Werk künſtlichen Studiums. — Mit beſorgtem Blick ſah Amalie die innere Bewegung der Freundin, ein Gedanke flog ahnend durch ihre Seele, mit erhöheter Aufmerkſamkeit hing ſie fortan an den Mienen, den begeiſterten Blicken der Sängerin.

Die von zornigem Ernſt zu ſanfter Weichheit übergehende Muſik ſchien bald auch ein milderes Echo in Erneſtinens Buſen zu erwecken. Noch ehe ſie ſang, heiterte ſich ihre Stirn' freundlicher auf; ſie ſchien mit innerem Vergnügen der ſchönen Stimme des Barons zu lauſchen, welchen der Charakter des Stückes immer ſchmeichelndere Töne entlockte. Als ſie aber das Erwachen der Liebe, in den Worten ſtaunender Ueberraſchung ausſprach, da war es, als höbe ſie ſchüchtern den Schleier von dem eigenen Herzen, Stolz und Zärtlichkeit wetteiferten in Blick und Ton, leiſe erſt, dann immer begeiſterter ſtimmte ſie in den Jubel beglückter Liebe ein, bis endlich das Stück ſchloß, und dem geiſt- und gefühlvollen Vortrag beider Sänger ein lautes Bravo ertönte.

Der Baron, überraſcht von der ſeltenen Kunſtfertigkeit der Comteſſe, eilte ſein Entzücken, wie ſeinen Dank gegen dieſelbe auszuſprechen. Beide vereinten ſich nun im Geſpräch über mehrere dieſer Kunſt verwandte Gegenſtände, und ſchienen von gleichem Antheil belebt, ihre gegenſeitige Aufmerkſamkeit nur auf ſich allein zu beſchränken.

Mit ſtiller Freudigkeit bemerkte Amalie die beginnende Zuneigung zweier gleich ausgezeichneten Weſen, und ob ſie ſich gleich an das früher ausgeſprochene ſtrenge Urtheil Erneſtinens über Waldern erinnerte, ſo ſah ſie in dieſem Ablängnen ſeiner Verdienſte nur noch das ängſtliche Bemühen der Stolzen, ſich vor einer Neigung zu bewahren, die vielleicht ſchon damals im Entſtehen war, und zog aus Tadel und Lob zugleich die heiterſten Hoffnungen für die Zukunft ihrer Freundin.

Ein mit jedem Tage wachſendes Intereſſe ſchien ſeit dieſem Abend den Baron in das Haus der Gräfin zu führen. Mit erfinderiſchem Sinn haſchte er einen Vorwand um den andern, ſeine häufigen Beſuche zu entſchuldigen, bis man endlich, an den liebenswürdigen Gaſt gewöhnt, das Auffallende ſeines öfteren Erſcheinens weniger beachtete, und ihn, von ſeinen geiſtigen und ſittlichen Vorzügen beſtochen, faſt täglich mit gleicher Freude willkommen hieß. Erneſtinens Leben gewann durch den Reiz einer Unterhaltung, wie ſie ihn noch nie in ihrer einfachen Stille gekannt, wie durch die abwechſelnden Genüſſe, welche ihr die Talente des Barons gewährten, einen neuen wunderbaren Zauber. Noch nie hatte ſie im Kreis der Männerwelt einem Weſen begegnet, welches, ohne den Wunſch nach ihrem Beſitz auszuſprechen, durch uneigennützige, nur ihren geiſtigen Vorzügen dargebrachte Huldigungen, ihren Beifall zu gewinnen, bemüht geweſen wäre. — Hier fand ſie das, wonach ſich lang im Geheimen ihr Herz geſehnt, — und wie ſich ſonſt ihr Gefühl, von vorſchnellem Annähern unangenehm berührt, und plötzlich erkältet, ſtolz und ſtreng zurückzog: begann es hier, in gänzlicher Freiheit gelaſſen, zum erſtenmal warm und innig emporzublühen, bereit, bei dem erſten belebenden Sonnenſtrahl ſeine volle Kraft zu entwickeln. Noch widerſprachen die ſchüchternen Lippen den leiſen Anſpielungen der zärtlichen Freundin, noch geſtand keines ihrer Worte dem Baron die Vorzüge zu, die ihre Familie ihm längſt eingeräumt hatte, — aber tief im Herzen erhob ſich ein Vertheidiger nach dem Andern für ihn, welchen ſie von Tag zu Tag lieber Glauben ſchenkte, — und ſo oft im Stillen mit zärtlicher Reue für die Härte büßte, die ihr ſtolzes Gemüth, ſeine wahre Geſtalt zu verbergen, noch immer zur Schau trug.

Indeß das Geheimniß der Liebe von ihr ſelbſt kaum verſtanden, ſtreng und heilig in Erneſtinens Buſen verſchloſſen lag, — begann die Welt, — die Gegenwart des Barons in den öffentlichen Cirkeln vermiſſend, ſich mit Vermuthungen und Gerüchten zu tragen, die den Stoff zu den mannichfaltigſten Bemerkungen und Geſprächen gab. Man wußte von den häufigen Beſuchen des Barons im Hauſe der Gräſin, hörte ihn ſelbſt bei kleinen

Neckereien, ſich mit den häufigen Einladungen derſelben entſchuldigen, und begann bereits das ſtrenge Urtheil über die ſcheinbare Unempfindlichkeit der Comteſſe zurückzunehmen, und ein hier beginnendes Verhältniß zu ahnen. Die Theilnahme Erneſtinens an manchem öffentlichen Vergnügen, ihr ſichtlich erhöhter Lebensmuth, alles ſchien auf eine Verwandlung ihres Charakters zu deuten; ſie war milder, freundlicher, wohlwollender gegen jedermann, und gewann durch das ſtille, ihr vielleicht ſelbſt noch dunkle Beſtreben, ein Herz zu gewinnen, die Aufmerkſamkeit Aller für ſich.

Zu dieſer Zeit kehrte Trauthold zurück. Das Abſterben eines reichen Verwandten, welches ſeine Reiſe veranlaßte, hatte ihn in den Beſitz bedeutender Güter und ihn ſomit in die Lage verſetzt, Blick und Wunſch ohne Scheu zu der erheben zu können, die er ſchon längſt ſtillfeiernd im Herzen trug! — Mit Beſtürzung vernahm er die Kunde, ſein Freund bemühe ſich um die Gunſt der Comteſſe, und werde von dieſer ſichtlich vergezogen, — doch ſiegte die alte Zuverſicht auf das Beſſere im Menſchen gar bald über das ſchnell auflodernde Mißtrauen in ſeinem Herzen, — mit eilenden Schritten flog er zu dem Baron, um ſich ſelbſt von dem wahren Grund ſeines ſeltſamen Betragens zu unterrichten.

„Ich weiß nicht, wie du biſt!“ entgegnete der Baron, als jener ihn mit eifrigen Worten beſchworen hatte, ihm über ſein Verhältniß zu Erneſtinen, über ſeine Anſichten über deren Charakter, und was er für ſeine Wünſche zu hoffen oder zu fürchten habe, den redlichſten Aufſchluß zu ertheilen, und endlich von dem Uebermuth, der hier und da aus des Begünſtigten Reden hervorleuchtete, gereizt, in leidenſchaftliche Vorwürfe ausbrach: „Ich weiß nicht wie du biſt, daß du mich wegen der Gunſt eines Zufalls zur Rede ſtellen willſt, welche eben ſo leicht einem Andern zu Theil werden konnte, der weniger dein Freund war, als ich! — Sei verſichert, daß ich keinesweges deinen Wünſchen im Wege ſtehe! Ich denke weder an Liebe, viel weniger an eine Heirath. — Daß es mich intereſſirte, eine Dame, die als Männerfeindin bekannt war, näher kennen zu lernen, darf dich keinesweges wundern! Das Seltene reizte mich ſtets! Jetzt glaub ich dir mit mehr Sicherheit Glück verſprechen zu können, denn ihr Herz iſt keinesweges ſo hart, als man glaubte.“ —

Die muntere Laune, mit der jetzt der Baron mehrere Charakterzüge Erneſtinens entfaltete, die Gewandtheit deſſelben, an dieſe die leiſen Hoffnungen Trautholds aufs Neue zu knüpfen, beruhigte allmählig den in ernſten Beſorgniſſen befangenen

Jüngling. Er tadelte ſich zuletzt ins Geheim über ſeine zornige Aufwallung, wie ja ein gutes Herz ſtets bereit iſt, lieber ſich ſelbſt als Andere anzuklagen, und verließ endlich das Haus des Barons nicht ohne den Glauben an deſſen Rechtlichkeit aufs neue befeſtigt, — und ſeine ſchwankende Zuverſicht durch deſſen Freundſchaftsverſicherungen geſtärkt zu haben.

Derſelbe Abend, an welchem Trauthold bei Waldern verweilte, hatte Erneſtine und ihre Freundin auf den Altan des Hauſes gelockt, von wo aus ſie den Anblick der belebten Straße, und in entfernterer Perſpektive die Ausſicht auf die reizende Abendlandſchaft genoſſen. Das ſanfte Wehen der Luft, das reine Himmelsgewölbe, alles ſprach ſo innig von Frieden und Heiterkeit, daß Amalie, ergriffen von der milden Lieblichkeit dieſer Stunde, das lockige Haupt ſchmeichelnd an den Buſen ihrer Freundin lehnte, und leiſe ſprach: „Wie ſo ſchön iſt doch das Wiederkehren der Ruhe nach den lauten Bewegungen des Lebens! Wie reizend der Einklang des Gemüthes, mit dem Frieden der Natur und des Himmels!“ — „„O du glückliches, glückliches Herz!““ ſeufzte Erneſtine, Amaliens Haupt ſanft wegdrängend von dem hochſchlagenden Herzen:

— „„Möge nichts die Harmonie deines innern Friedens unterbrechen! — Die Ruhe der Seele hängt oft an ſo zarten Fäden, daß ein einziger Mißgriff in dies wunderbare Gewebe, es auf immer verwirren, und unſere Seele mit Dämmerung umhüllen kann. — Doch was klage ich““, ſetzte ſie leiſer hinzu, „„bin ich nicht auch glücklich, wenn auch nicht ſo ruhig wie du?““ —

Amalie verſtand das ſtille Geſtändniß der Liebenden, und umſchlang in ſprachloſer Wonne die Freundin. — Aber wie über ſich ſelbſt erſchreckend, daß ſie ſich alſo verrathen, richtete ſich Erneſtine ſchnell empor und ſprach: „„Ich bin wohl bisweilen eine recht ſeltſame Thörin, Geliebte! Ich träume, und vergeſſe dabei das Leben, wie es ſich wirklich verhält, — ich ſetze den Fuß auf die unſichere Welle, und freue mich des trügeriſchen Spiels, vergeſſend, daß unter ihr die Tiefe ſchwindelnd mich angähnt!““ —

„Aber willſt du dir und deinem Geſchick denn ewig mißtrauen, Geliebte?“ frug Amalie mit zärtlichem Vorwurf. „Sprich es doch aus, daß du liebſt und geliebt wirſt! — Was fehlt dem Verhältniß, das ſich unter den Augen der Deinen ſo wahr und ſchön gebildet, — denn noch Anderes, als der Name, der ihm gebührt, um Alle glücklich zu machen!“ — „„O ſtill““, bat Erneſtine: „„wer ſagt, daß ich liebe? Mißverſtehe nicht, was ich geſagt! Ein Jeder hat wohl Stunden der Unruhe und ſeltſamer Ahnung! Aber noch bin ich Herr meiner ſelbſt, und keiner Leidenſchaft unterthan!‟‟

„Grauſame!‟ entgegnete Amalie: „Du willſt, daß ich verſchweige, was meine ganze Seele beſchäftigt! Um dir ein Erröthen, und deinem ſtolzen Herzen das Bekenntniß der Wahrheit zu erſparen, verlangſt du von mir, ich ſolle blind ſein für die angenehmen Entdeckungen, die jeder Tag mir bringt? — Oder darfſt du es wagen, das Betragen des Barons auf eine andere Weiſe auszulegen, da er dir bereits die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner treueſten Ergebenheit und Anhänglichkeit gegeben hat?‟ — Erneſtine ſchlug nachdenkend das ſchöne Auge empor und erwiederte: „„Ich kann es nicht läugnen, es würde mir ſchwer fallen, den Glauben an ihn, der ſo mühſam in meinem Herzen Wurzel ſchlug, aufgeben zu müſſen, — obgleich ich mir ſelbſt nicht deutlich ſagen kann, was mich zu dieſem Glauben berechtigt. — Der Reiz der Neuheit lehrte ihn meinen Umgang ſuchen, mit ihm ſtirbt auch vielleicht das Intereſſe dahin, welches er bis jetzt noch darin fand. Er meint mich zu lieben, und täuſcht ſich ſelbſt, um mich zuletzt noch bitterer zu täuſchen! — Charaktere wie dieſer vertragen ſich ſelten mit tieferm Gefühl, — und bekommen ſtets ihre Rückfälle, auch wenn ſie die Bahn leichtſinniger Freuden verließen!“““

„Daher“, entgegnete Amalie: „iſt es ſo ſchön, ihr Streben, was an ſich ſchon ſo edel und ehrenvoll iſt, zu ermuthigen und zu unterſtützen. Spricht nicht des Barons gänzliche Zurückgezogenheit von den rauſchenden Genüſſen des Lebens, ſein Ueberdruß daran, ſeine Erkenntniß des Beſſern, ſeine Sehnſucht nach wahren höheren Freuden aus? — Dies Erwachen der edlern Natur, dies ſtille Verlangen nach tugendhaftem Glück, wie könnt' es ſich ſchöner in der Bruſt des Mannes verkünden, als in der Liebe zu einem Gegenſtande, deſſen Reiz die Tugend, deſſen Verdienſte die Wahrheit ſeiner Geſinnungen iſt? — Welches Intereſſe vermöchte ihn, bei ſeiner unbeſchränkten Wahl, geliebt von den Reizendſten unſers Geſchlechts, an dich zu feſſeln, wenn es nicht die Ahnung deines geiſtigen Werthes, deines feſten Charakters iſt, deſſen Beiſtandes er vielleicht vor Allen bei der neuen Richtung ſeines Gemüthes bedarf. — Welch' ein ſchöner Triumph, die Seele eines durch Leidenſchaft und Beiſpiel verblendeten Mannes aufs Neue für das Beſſere und Heiligere gewonnen zu haben! Nicht die Huldigungen der Sinne, nicht die des Verſtandes, reichen an die des erwachten Gemüthes! — Glückliche Erneſtine, und du wollteſt dein Glück dir verſchwelgen? Den Sieg nicht verfolgen, den rühmlichſten, der einem weiblichen Herzen zu Theil werden kann?“

Ein Geräuſch auf der Straße unterbrach das Geſpräch. — Eben kam der Baron von einem Spazierritt nach Hauſe. Das ſchlanke Pferd, das ihn trug, bäumte ſich in wildem Uebermuth, als der Reiter es anhielt, die Damen auf dem Balkon zu begrüßen. — Mühſam hielt ſich der Baron auf dem ſich wild emporwerfenden Pferde, — furchtſam und ängſtlich winkten ihm die Freundinnen zu, — plötzlich aber ſprengte er eine ſeitwärts herablaufende Straße hinab, an deren Ende ein Strom ſchäumte, in wenig Augenblicken war er aus dem Geſichtskreis der Damen verſchwunden. — Ohne Regung ſtarrte Erneſtine ihm nach, — die Bläſſe ihres Geſichts zeigte nur zu deutlich die Angſt ihrer Seele. — Aber ſie ſchwieg, und drückte nur krampfhaft die Hand aufs Herz, als wollte ſie es zur Ruhe verweiſen; dann ergriff ſie ſchnell den Arm der Freundin, und eilte zur Mutter hinab.

Kein Moment entſcheidet deutlicher über unſer Gefühl, als wenn wir das Weſen, das uns theuer zu werden begann, in Gefahr erblicken. Die Idee des Verluſtes und das damit verbundene Entſetzen, wird dann der Maßſtab ſeines Werthes für uns, weil jeder Schmerz, und erſchiene er nur als Traum oder Ahnung, viel deutlicher die Tiefe unſrer Seele entſchleiert, als der reichſte Augenblick des Genuſſes oder der Freude. Dieſer bleibt mit ſeinen Andeutungen, Bildern und Zeichen, ſtets auf der Oberfläche unſers Weſens ſtehen, jener aber durchdringt unſer geheimſtes Selbſt, und fördert die Wahrheit zu Tage.

Erneſtine wußte es jetzt klar, daß ſie liebte; der Augenblick der Gefahr, in der ſie den Baron wähnte, hatte es ihr geſagt. — Früher als ſonſt war ſie in ihr Schlafgemach geeilt; ſie fürchtete überall Störung für ein Gefühl, welches ſie erſt jetzt in ſeinem ganzen Umfange zu ahnen begann, und bedurfte daher des Alleinſeins mit ſich. — In Nachdenken vertieft, trat ſie an das geöffnete Fenſter. Die Nachtluft wehte ſchmeichelnd um die, in holder Verwirrung erglühten Wangen der Jungfrau, — und die in voller Blüthenpracht prangende und duftende Schöpfung ſchien ſich erſt jetzt recht hold und traut ihr zuzuneigen, da ſie ihr durch ein neues Band, das Band der Liebe, verbunden war. — Mit nie gekanntem Entzücken lauſchte ſie den ſüßen Flötentönen der Nachtigallen, dem Schwirren und Summen der fröhlichen Laub-Bewohner, überall begegnete ihr ein Laut, eine Stimme. —

Allein, und dennoch ſo im All ſich fühlend, verſtehend und verſtanden, — ſo hatte ſie noch nie das Leben gekannt, ſo noch nie den Quell der Freude in der Menſchenbruſt. — Noch lehnte ſie in ſüßen Träumen verſenkt an dem grünumrankten Fenſter, — als der Mond langſam emporſtieg, und ſie mit ſeinem ruhigen, ſanften Antlitz vertraulich begrüßte. — Beſchämt, und wie von einer leiſen Mahnung getroffen, ſchlug ſie den Blick vor ſeiner hohen Glorie nieder; ach, oft hatte er den Wunſch der Jungfrau vernommen, abgeſchieden von dem unſichern Treiben der Außenwelt, in frommer Stille, der Betrachtung des Höheren, und der Uebung ſtrenger, ernſter Pflichten ihr Leben zu weihen. — Noch ſtand der leuchtende Zeuge vor ihr, klar und mild wie damals, aber in ihr Daſein war der Widerſpruch gekommen: und alles hatte ſich ſeitdem ſeltſam verwandelt. — Bebend, als ſei ſie ſich eines leiſen Vergehens bewußt, ließ ſie den Vorhang des Fenſters herab, und die Landſchaft verſchwand. — Nächtliches Dunkel umfing nunmehr die in ſeltſamem Zagen Befangene, — aber ſie wollte lieber nichts erblicken, als den Vertrauten eines ſchwärmeriſchen Wahnes, der, wie er ſie auch ſonſt beſeligt hatte, jetzt nicht mehr ihr Leben auszufüllen im Stande war.

Noch glühten die unruhigen Träume der vergangenen Nacht auf Erneſtinens Wangen, als am folgenden Morgen Trauthold, in Begleitung des Barons, um die Erlaubniß bat, der Gräfin aufwarten zu dürfen. Unruhiger als je ſah die Comteſſe der Erſcheinung des geliebten Freundes entgegen, indeß Amalie ſich nicht ohne Intereſſe eines Namens erinnerte, der ſtets in den freundlichſten Beziehungen von dem Baron wie von Erneſtinen ausgeſprochen worden war.

Bald erſchienen die an Jugendglanz und Anmuth wetteifernden jungen Helden. Trauthold mit dem offenen biedern Ausdruck in Aug' und Miene, — der Baron heut' gemeſſener als je in Wort und Betragen, die Theilnahme der Damen gefliſſentlich auf den Freund zu lenken bemüht. Bald bewegte ſich dieſer im Kreis derſelben, von des Barons uneigennützigem Betragen ermuntert, mit einer Freimüthigkeit und Heiterkeit, wie ſie ihm ſelten zu Theil wurde, — indeß Waldern, ihn nach und nach dem Geſpräch allein überlaſſend, — wie in Gedanken vertieft, an ein entferntes Fenſter trat, nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Anweſenden werfend.

Erneſtinens Augen irrten mit dem Ausdruck zärtlicher Beſorgniß zu ihm hinüber. Ihre frühere Ahnung von Trautholds ſtiller Ergebenheit für ſie, ſchien ſich durch ſeine Mittheilungen, wie durch die freudige Hoffnung, die aus ſeinen Augen ſtrahlte, ſo oft ſie ein Wort der Theilnahme an ihn richtete, aufs Neue zu beſtätigen; ſie wußte um die Freundſchaft beider Männer, und ſah in dem beſcheidenen Zurücktreten des Barons, eine Probe, die ihrem Herzen galt, — und die ſie aufs Treuſte zu beſtehen entſchloſſen war. Freundlicher als je ſuchte ſie nunmehr den Baron ins Geſpräch zu ziehen, und da beide Officiere den Tag über die Gäſte des Hauſes blieben, ſo fand ſich häufig Gelegenheit, ihre Achtung für dieſen vorzugsweiſe an den Tag zu legen, — ein Betragen, welches ſie, der geſtrigen Rede der Freundin nachdenkend, beſtochen von der freundlichen Idee, der ſchützende Engel ſeines Lebens zu werden, ſich allen frühern Zweifeln und ſtolzer Zurückgezogenheit zum Trotze, mit Beſtimmtheit vorgezeichnet hatte. —

Umſonſt verſuchte Trauthold die fröhliche Laune zu feſſeln, die ihm während der erſten Stunden ſeines Beſuches ermuthiget und zum angenehmſten Geſellſchafter gemacht hatte; mit leiſer Betrübniß ſah er, wie Erneſtine ihn ſichtlich der Unterhaltung Amaliens überließ, und ob gleich deren holdes, mildes Weſen ſein Vertrauen mit jedem Worte inniger gewann, — ſo konnte er doch nicht umhin, die Unzufriedenheit in Blick und Miene auszuſprechen, die immer mehr von ſeinem Innern Beſitz nahm. Amaliens Güte und Freundlichkeit ſchien ihm, ſo hold ſie ihn anſprachen, doch nicht Erſatz genug für das, was er zu entbehren meinte, — doch blieb die Erinnerung an ſie faſt unwillkührlich in ſeinem Herzen zurück, — und dies legte für die Zukunft den Grund eines ihm wohlthuenden Vertrauens. —

So gingen die Stunden dahin, von denen er ſich ſo viel verſprochen, ohne ſeinen Wünſchen die geringſte Sicherheit zu geben; ſo verfloſſen Tage, Wochen, ohne daß er den Muth hatte, den Schleier zu heben, der ihm ſeine Zukunft und das ſeltſame Verhältniß Erneſtinens zu ſeinem Freunde verbarg. Vergebens bemüht, die innere Unruhe zu bekämpfen, die ihn bald die Geſellſchaft des Barons ſuchen lehrte, bald ihn aus derſelben riß, — faßte er endlich den Entſchluß, Amalien, der vertrauteſten Freundin der Comteſſe, ſein Herz zu eröffnen. Sie allein konnte ihm Aufſchluß über Erneſtinens Geſinnungen geben, ſie allein mit Theilnahme ſeiner Liebe begegnen, — weil ſie ſelbſt ſo zärtlich für die Freundin empfand; und hatte ſie ihm einen Schmerz zu geben, ſo war es ja wenigſtens die ſchonendſte gütigſte Hand, von der auch zugleich Balſam für die Wunde, die ſie ſchlagen mußte, zu erwarten war.

Der Zufall ſchien ihn bald aufs freundlichſte unterſtützen zu wollen. Die ſchöne Jahreszeit wurde oft von der Gräſin zu Parthien in die Umgegend benutzt, und da Trauthold und der Baron bisweilen die Erlaubniß erhielten, ſie auf ihren ländlichen Wanderungen zu begleiten, ſo hoffte erſterer mit Recht, hier am erſten Gelegenheit zu finden, Amalien ungeſtört ſprechen zu können.

Es war ein ſchöner Junius-Morgen, an welchem die Gräſin Cyr mit mehreren ihrer Bekannten ein nahes Bergthal beſuchten. Der Baron, der wie gewöhnlich dergleichen Parthien arrangirte, hatte ſeine Perſon mit der Familie der Gräſin in Verbindung zu bringen gewußt, und ſchritt in ſtolzer Haltung neben Erneſtinen einher. Der Reiz der Gegend, die ſtill verborgene, doch täglich wachſende Neigung, öffneten Erneſtinens Herz der heiterſten Freude, ſo daß ſie alle weiteren Rückſichten, deren Befolgung ſie ſonſt allzu gewiſſenhaft nahm, heut faſt gänzlich zu vergeſſen, und nur für ihren Begleiter allein zu leben ſchien. Die kalte Höflichkeit des Barons, unter welcher ſie eine vorſätzlich unterdrückte Neigung zu ſehen meinte, die ſtille Betrübniß, welche ſie in ſeinen Augen leſen wollte, wenn ſein Mund zum Lobe ſeines Freundes ertönte, alles dieſes reizte ihren ſonſt ſo ſtrengen Sinn zu milder Freundlichkeit, ja oft zu ſichtlicher Rührung, und dieſes mußte, da es nicht in der Natur ihres Charakters lag, um ſo mehr auffallen, indem man ſtets an die ſtolzeſte Zurückgezogenheit bei ihr gewöhnt war.

Man flüſterte ſich hierüber manche Bemerkung zu, und erlaubte ſich bisweilen ſeine Anſpielungen gegen die Gräfin, welche, ob ſie gleich an ſich unſchuldig waren, doch dem Mutterherzen empfindlich werden mußten, indem ſie bereits den Abſichten des Barons zu mißtrauen begann, und in deſſen, ſeit Trautholds Erſcheinen, ſichtlich verändertem Betragen, nicht wie Erneſtine vermeinte, edelmüthige Freundſchaft, ſondern beginnende Gleichgültigkeit zu entdecken glaubte. Sie beſchloß demnach in ihrem Herzen, den häufigen Beſuchen des Barons Schranken zu ſetzen, um auf dieſe Weiſe ſeine wahren Geſinnungen zu erforſchen, und beobachtete heut zum erſtenmal nicht ohne Aengſtlichkeit das Betragen ihrer Tochter, heimlich fürchtend, die Freude, die ihren ſchönen Augen einen ſo ungewöhnlichen Glanz verlieh, könne wohl noch dazu beitragen, die Vermuthungen ihrer neugierigen Freundinnen zu beſtätigen.

Indeß dieſe nun ihre Plane für die Zukunft entwarf, hatte Trauthold Amalien ſeine Begleitung angeboten, und ging mit der, von der Neuheit der ſie umgebenden Gegenſtände entzückten Naturfreundin, unter heiteren Geſprächen, der Geſellſchaft voran, bemüht, die Aufmerkſamkeit des Mädchens, von der äußern Welt allmählig auf die zu lenken, die er im Herzen trug. — Amalie, als ſie das Beſtreben Trautholds zu ahnen begann, beſchloß ſogleich in ihrem Gemüth, ſein Vertrauen mit der treuſten Wahrheit zu vergelten. Ihr war es keineswegs entgangen, wie Trautholds Herz in ſtiller Neigung für Erneſtinen befangen war; doch war es ihr eben ſo klar, daß für dieſelbe, bei Erneſtinens Gefühls-Richtung und bekannter Charakterfeſtigkeit, nicht die geringſte Hoffnung zu erwarten war. Was ſie am höchſten verwunderte, war das ſeltſame Verhältniß der Freunde zu einander. Der Baron hatte ſich ſichtlich um die Gunſt der Comteſſe bemüht, dafür ſprachen tauſend Beweiſe, — ſollte ſeine Freundſchaft für Trauthold ſo weit gehen, deſſen Neigung auf Koſten der eigenen behülflich zu ſein, — dieſe Großmuth kam Amalien ſo unnatürlich als unedel vor, da er bereits von ſeiner Begünſtigung wiſſen mußte, — und ſie dieſe ſeltene Auszeichnung höher gewürdigt ſehen wollte, als ſie zum Spielball überſpannter Freundſchaft zu benutzen. „Ich weiß nicht", begann ſie endlich, als Trauthold das Geheimniß ſeines Herzens und deſſen ſtillen Wunſch ihr ſchüchtern vertraut hatte: — „ob ein Freund, wie der Baron Ihnen zu ſein ſcheint, ſo grauſam ſein darf, der Neigung des

Andern auf Koſten der Wahrheit zu ſchmeicheln. — Der Baron iſt vielleicht der Einzige, der Erneſtinens Gemüth erkannt haben ſollte, und doch muß ich glauben, er habe es mißverſtanden, indem er Ihre Sache bei der Comteſſe zu führen verſprach. — Was auch den Baron zu dieſem ſeltſamen Betragen verleiten darf: ſo iſt es wenigſtens gewagt, mühſam errungene Vortheile ſcheinbar gleichgültig aus der Hand zu laſſen, — der Scherz könnte bei einem Charakter, wie der der Comteſſe iſt, leicht für Ernſt genommen werden, und ihre Neigung für ihn, nicht ohne Grund auf immer erlöſchen.“ — „„Ihre Neigung?““ frug Trauthold mit erſterbender Stimme: „„So liebt die Comteſſe den Baron? — und er wüßte darum?““ —

Erſchrocken, daß ſie vielleicht zu viel verrathen, blickte Amalie ängſtlich zu ihm empor. „Ich hätte dies vielleicht nicht ausſprechen ſollen, und doch forderten Sie mich ja ſelbſt dazu auf, durch das Vertrauen, das Sie mir einflößten. Sei es, daß Erneſtinen, wie dem Baron, das Geheimniß ihrer gegenſeitigen Zuneigung noch dunkel iſt, — das Betragen Beider hat es mir längſt verrathen, — und es ſcheint mir, nachdem was ich jetzt von Ihnen erfuhr, nur in Ihre Hand gegeben, den großmüthigen Freund in einen beglückten Liebhaber zu verwandeln.“

„„Albert, Albert!““ rief Trautbold, in einem ſo bittern Ton des Schmerzes, daß Amalie zu zittern begann, — und bedeckte ſein Antlitz mit den krampfhaft zuſammengezogenen Händen, — dann aber ſich ſchnell ſammelnd, und des Fräuleins Gegenwart ehrend, bat er ſanft: „„Verzeihen Sie dem Ausbruch meines Gefühls! — Es iſt ſchwer, einen Freund und eine langgenährte Hoffnung zugleich aufgeben zu müſſen!““

„Guter Trautbold!“ tröſtete Amalie: „verurtheilen Sie den Baron doch ja nicht, bevor Sie ſich von ſeiner Handlungsweiſe genau überzeugt haben! Er wußte vielleicht nicht um Ihre Liebe zu Erneſtinen!“ — „„Das iſt es ja eben, daß er der einzige Vertraute meines Geheimniſſes war!““ fiel Trautbold ſeufzend ein: „„Er wollte mir gutherzig den Weg bahnen, und raubte mir das Kleinod, nach dem ich ſtrebte.““

Amalie ſchwieg betrübt; ſie vermochte nach dieſem Geſtändniß des Barons Betragen nicht zu entſchuldigen, und ſah ungern das Bild eines Mannes von einem ſo feindlichen Schatten verſtellt, dem ſie, um Erneſtinens Liebe zu rechtfertigen, gern allen Glanz und Schimmer gegeben hätte.

Die Geſellſchaft, die bald darauf zu ihnen ſtieß, unterbrach ihr Geſpräch. Erneſtine ſchritt an des Barons Seite ruhig vorüber, nicht ahnend, daß hier ein Herz für ſie in bitteren Schmerzen ſchlug. Triumphirend blickte Waldern an den ihn mit finſtern Blicken meſſenden Trauthold herab, und warf ihm einige leichte Scherze zu, — aber dieſer wandte ſein Antlitz von ihm ab, hocherröthend über die Thräne des Schmerzes, die ihm, um des Unwürdigen willen, ins Auge trat, und ſchlug einen einſamen Bergpfad ein, um ſich und ſein tiefes Weh den Augen der Geſellſchaft zu verbergen.

Erſt hatte Trauthold beſchloſſen, den Zorn tiefgekränkter Freundſchaft im Herzen, auf friſcher That zu Albert zu eilen, um ihm die Maske abzuziehen, mit welcher er ihn ſo bitter getäuſcht hatte, — als ſich aber die bewegten Wogen ſeines Gemüthes gelegt, und ſein edles Herz über den Sturm der Leidenſchaft geſiegt hatte, fand er es ſeiner würdiger, ihm eine ſo große Beſchämung zu erſparen, — und ſich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß er die freie Wahl Erneſtinens, und folglich für ihn ſelbſt, auch bei dem Zurücktreten des Barons, kein Glück zu denken ſei. —

Indeß er ſich nun ſtill und ohne Bitterkeit von Albert zurückzog, und faſt alle Berührung mit der Außenwelt floh: harrte die Gräfin auf eine paſſende Gelegenheit, um dem Baron ihre Anſichten an den Tag zu legen.

Mehrere Tage vergingen, bevor er erſchien, endlich kam er, aber flüchtig, von ſeltſamer Eile getrieben, ſich artig nach dem Befinden der Familie erkundigend, ſeine Zerſtreuung nur mühſam in erkünſtelten Reden verbergend, und empfahl ſich, ohne daß die Gräfin Zeit gewann, ihm ihre Meinung zu eröffnen.

Ein glänzender Ball, an dem Erneſtine wegen Unpäßlichkeit nicht Theil nehmen konnte, gab kurz darauf Stoff zu mancherlei Gerüchten. — Eine junge Polin, die an dieſem Abend zum erſtenmal in der Geſellſchaft aufgetreten war, hatte viel Aufſehen durch ihre Schönheit wie durch den Glanz ihrer Umgebungen erregt; — man hatte gewetteifert, ſie zur Königin des Feſtes zu machen, und auch der Baron wurde unter der Zahl ihrer Bewunderer genannt. — Erneſtine errieth dies mehr aus den Andeutungen Anderer, als aus der Erzählung ihrer Freundinnen, die, ihre Vorliebe für den Baron ahnend, dieſelbe ſchonend ehrten. — Leiſe Zweifel im Herzen, ſah dieſe dem nächſten Beſuch des Barons mit einer Ungeduld entgegen, die nur zu deutlich verrieth, wie viel ihr an ſeiner Rechtfertigung gelegen war. — Mit beſorgten Blicken beobachtete Amalie die innere Stimmung ihrer

Freundin; die Mühe, die dieſe ſich gab, den in ihr aufſteigenden Unmuth durch äußere Gleichgültigkeit zu verſchleiern, vermochte nicht den Scharfblick jener zu täuſchen, — ſie wußte ſehr wohl, daß Erneſtinens Stolz ihr nie eine Klage erlauben würde, wenn ihr die bitterſte aller Erfahrungen beſchieden ſei.

Es vergingen Tage, Wochen, während welchen nichts das Einerlei unterbrach, welches in dem Hauſe der Gräfin, ſeit des Barons Entfernen zu herrſchen begann. Die Gräfin wurde immer ſtiller und mißmuthiger, Amalie auch, — ein Umſtand, der wegen des Schweigens, welches ſich Beide aus Zartgefühl auflegten, nur für Alle noch drückender wurde. Erneſtine allein behauptete unverändert die freundliche Ruhe, die ihr immer eigen war, obgleich ihre Wangen ſichtlich bläſſer wurden, und ſie ſich oft zu Stunden in ihr Zimmer verſchloß, — um den Übrigen den Anblick ihrer wahren Stimmung zu verbergen.

Einſt, als ſie mit Amalien auf dem Balkon ſaß, wo ſie zum erſtenmal ihr Gefühl für den Baron in ſeinem ganzen Umfang erkannt hatte, — rollte ein Wagen die Straße entlang, dicht an ihrem Hauſe vorüber. „Die Polin!“ rief Amalie, die glänzende Equipage erkennend, — doch ſchnell verſtummte ſie — ſie erkannte den Baron, der ſie aufs lebhafteſte unterhaltend, an ihrer Seite ſaß. Erneſtine hatte ihn zugleich erblickt, und mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte ſie die Röthe verſcheuchen, die der Anblick des Ungetreuen auf ihre Wange lockte, ſprach ſie leicht hin: „Ein Mann wie Alle, — das Neue reizt! — Sieh, gute Amalie, ich habe es wohl immer geſagt! — Jetzt wirſt du mir Recht geben!“

Amalie, die den Kampf ſah, der in der Freundin Bruſt tobte, während ſie die leichten Worte ſprach, konnte die Rührung, die ſie plötzlich ergriff, nicht verbergen.

„Amalie!“ ſagte Erneſtine ſanft ſtrafend, — doch, indem ſie die Lippen öffnen wollte, den Vorwurf zu vollenden, brach ihre erſchöpfte Natur in einem Strom heißer Thränen aus, — ſie eilte raſch hinweg, und ließ in Amaliens Seele die Gewißheit ihres tiefen Leidens zurück. —

Jeder Schmerz beleidigten Gefühls läßt ſich leichter ertragen, wenn er noch das Geheimniß unſers Herzens iſt. Es geht mit den Wunden der Seele wie mit denen des Körpers, — ſo lange man ſie vor der Luft oder vor harten Berührungen bewahrt, ſchmerzen ſie weniger, als wenn wir den verhüllenden Verband abgelöſ't ſehen.

Denn, wie ein doppeltes Weh dann den verletzten Körper ergreift, ſo geſellt ſich dem verrathenen Gefühl unſers Seelenleidens, noch das des beleidigten Stolzes bei, — und ſo erſtickt nicht ſelten unter den Dornen des Verdruſſes die letzte Kraft des Gemüthes, das heilige, oft über den Schmerz ſiegende Selbſtbewußtſein, — mit welchem erſt der Muth zum Leben dahinſtirbt.

Auch dieſe härteſte aller Heimſuchungen ſtand Erneſtinen bevor. Ein weibliches Weſen, wie es deren ſo viele giebt, die, ſelbſt an den Freuden der Liebe und Bewunderung darbend, ihr trauriges vereinzeltes Daſein ſich damit erträglich zu machen ſuchen, die Schattenſtellen eines ihnen verweigerten Glückes aufzuſuchen, oder in dem Leben Anderer Belege der eigenen traurigen Erfahrungen zu finden, — ein ſolches Weſen war, da ſie zu der Familie der Gräfin gehörte, auf das befliſſentlichſte bemüht, die Flamme beleidigten Ehrgefühls in dem Buſen der Gräfin wie in Erneſtinens Herzen mit theilnehmenden Fragen, tadelnden Bemerkungen, bedauernden Mienen und Mittheilungen peinlicher Art anzufachen. — Wer kennt nicht das Einmiſchen einer ſo unzarten als zweideutigen Theilnahme, die mit der Miene der Gutmüthigkeit dargebracht, erſt recht tief das innere Leben verwundet. Aus ihren Reden wurde es Erneſtinen zum erſtenmale klar, wie ſie durch des Barons Auszeichnung den Neid wie die Neugier der Stadt erregt, und jetzt durch ſein verändertes Betragen zum Raub ihrer triumphirenden Feindinnen, oder was ihren Stolz noch tiefer kränkte, zum Gegenſtand allgemeinen Bedauerns geworden war, eine Entdeckung, die bei der Reizbarkeit ihres Charakters auf das zerſtörendſte auf ſie einwirken mußte. — Die Kraft ihres Geiſtes ſchien mit der ihres Körpers zugleich dahinzuſinken. Ihre Phantaſie, angeregt von den kränkenden Eindrücken, die ſie, die letzte Zeit über, empfangen, war auf das Grauſamſte bemüht, die Vorwürfe, die ſie gegen den Verräther ihrer Ruhe nicht ausſprechen durfte, nun auf ſich ſelbſt zu richten. Im grellſten Licht erſchien ihr jede unſchuldige Aeußerung des Wohlwollens, jeder Blick, jeder Gedanke, die ihren Umgebungen die Neigung ihres Herzens verrathen hatte. Sie fand in denſelben eine Untreue an ihrem beſſern Selbſt, eine Verirrung, zu groß, um je von ihr oder von Andern vergeſſen werden zu können, und fing an mit kalter Reſignation ſich ſelbſt und allen Anſpruch auf Lebensglück aufzugeben. Ihr ſtarrer Blick, der das was ſie umgab nur ſcheinbar berührte, war unabläßig auf die trübe Ideenwelt gerichtet, die ihren gemarterten Buſen bewohnte. Düſtere Melancholie bemächtigte ſich mehr und mehr ihres Weſens, bis endlich ihre Kraft unter den Qualen der Seele erlag, und ein heftiges Fieber ſie des Bewußtſeins eines in ſeinen tiefſten Wurzeln angegriffenen Lebens gewaltig entzog.

Während die Gräfin in troſtloſem Schmerz an dem Krankenlager ihrer einzigen Tochter ſaß, — ſchwärmte Waldern von Feſt zu Feſt, um dem neuen Gegenſtande ſeines eitlen Strebens zu huldigen. Die Reize der jungen Staroſtin, die Huldigungen, die ihr allgemein dargebracht wurden, hatten längſt Erneſtinens Vorzüge in ſeinen Augen aufgewogen. Er hatte nie die Comteſſe geliebt, wohl fühlte er ſich aber von dem Gedanken geſchmeichelt, den Sieg über dieſe ſcheinbar kalte Natur davon zu tragen. Jetzt, da er die Welt von ſeinem Triumph überzeugt glaubte, war ſein Streben am Ziel, und ſein übermüthiges Herz ſogleich der neuen Erſcheinung zugewendet. Wohl war ihm die Kunde von Erneſtinens krankhaftem Zuſtande nicht verborgen geblieben, doch hatten die Zerſtreuungen, in denen er jetzt lebte, ſtets die flüchtigen Regungen der Theilnahme verdrängt. Wie viel ſie litt, und daß er die Urſache dieſer Leiden war, blieb ihm zum Theil unbekannt. Selbſt nur flüchtiger Eindrücke empfänglich, hatte er keine Ahnung von der Tiefe eines innigern Gefühls. Er kannte nicht die Marter eines getäuſchten Herzens, weil er ſelbſt nie geliebt hatte, und ſpielte mit den Pfeilen des gefährlichſten Feindes wie ein leichtſinniges Kind, welches den Schmerz noch nicht kennt. Hätte er die Folgen ſeines Uebermuthes ſtets klar überſehen, — er würde (wir wollen es zur Ehre ſeines Herzens glauben) ſeine Schuld erkannt und bereut haben; aber ſo hat ja ein fröhliches nur auf der Oberfläche des Lebens verweilendes Gemüth keinen Maßſtab für die Tiefen des Schmerzes und der Leidenſchaft; es beurtheilt jede äußere Erſcheinung nach der eigenen Natur, und verweiſt nur zu gern den Ernſt des Lebens in das Reich thörichter Träume und Einbildungen.

Nur durch die größte Sorgfalt der Aerzte wurde Erneſtine den Armen des Todes entriſſen. Langſam genas ſie an dem Buſen ihrer Mutter, ihrer Freundin. Aber wie in der Gluth fieberhafter Träume ihr edles nur zu tief verletztes Gemüth erſt dem Gefühl des Stolzes und der Rache zu erliegen ſchien, — ſo begann jetzt ſich eine ſo tiefe faſt furchtſame Demuth über ihr Weſen zu verbreiten, daß keiner mehr in der ſchüchtern zur Erde blickenden, gebeugten Geſtalt die ſonſt ſo ſtolz daherſchreitende Jungfrau erkennen konnte.

Nur mühſam gelang es der beſorgten Mutter, ſie nach und nach an den Umgang mit Menſchen zu gewöhnen, deren Anblick ſie, kränkenden Erinnerungen zu entgehen, erſt zu fliehen beſchloß. Sie ſchien alles vermeiden zu wollen, was mit der letzten Vergangenheit in einiger Verbindung ſtand; vor Allem aber die Muſik, die, wie ſie ſonſt ihr die reinſten Freuden gewährte, ſie jetzt mit ſichtlichem Grauen erfüllte.

Zu dieſer Zeit war es, wo Trautbold, deſſen treues Auge ohne Unterlaß Erneſtinens Schickſal verfolgt hatte, unvermögend dem Verlangen ſeines Herzens länger zu widerſtehen, um Erlaubniß bat, ſich perſönlich nach dem Befinden der Comteſſe erkundigen zu dürfen. Mit freundlicher Güte empfing ihn die Gräfin. Die zarte Bläſſe auf Erneſtinens Geſicht, der Ausdruck tiefer Wehmuth, der aus ihren großen dunkeln Augen ſprach, die ſanfte Milde ihres Weſens ergriff ſein Gemüth aufs Neue mit einer Gewalt, die ihm all die trüben Eindrücke der letzten Zeit vergeſſen machte. Mit all dem Zartgefühl, das wahre Achtung und Liebe einflößt, nahte er der theuern Leidenden, ihr, ohne die Urſache ihrer Schwermuth erforſchen zu wollen, die Theilnahme eines wahrhaft liebenden Herzens, mit Innigkeit und Wärme darbringend.

Erneſtinens Scharfblick entging nicht ſein ſtilles Bemühen, in ihr trübes, abblühendes Leben aufs Neue die Blüten des Vertrauens, die Roſen ſanfter Freude zu weben. Mit rührender Dankbarkeit hing ihr Auge an dem von edlem Gefühle ſtrahlenden Antlitz des biedern Freundes. Sie erkannte den Werth ſeiner ſeltenen Treue, und fühlte ſich durch dieſelbe zum erſtenmal über den Druck der Gegenwart emporgehoben. Ein Strahl freudigen Selbſtbewußtſeins durchzuckte ſie wie neubelebend, und flammte aus dem langumdüſterten Auge empor. Sie ſprach mit zunehmender Lebendigkeit, und erregte durch ihre wieder erwachende Kraft, wie durch die freundliche Anerkennung, die ſie dem edlen Trautbold zollte, die erſte freudige Hoffnung in dem gebeugten Herzen der Gräfin. Es waren die erſten heitern Minuten, die nach den Tagen des Kummers wieder in das Haus derſelben einzogen; ſtille Dankbarkeit neigte deshalb das Herz der Mutter unwillkührlich dem theuern Gaſte zu. Die freundliche Offenheit, mit der er ſich gab, wurde mit Vertrauen erwiedert, ſein biederes Beſtreben mit Herzlichkeit belohnt, — er erhielt die Erlaubniß wiederzukommen.

Es war ein ſchöner Herbſttag, an dem Erneſtine in dem Garten des Hauſes der freien Luft genießen durfte. Trautholb, der von der erſten freundlichen Aufnahme ermuthiget, ſeine Beſuche öfter wiederholte, begleitete ſie dorthin, um die theuere Kranke durch die Mittheilung eines Buches zu zerſtreuen, welches er zu dieſem Zweck mitgebracht hatte. Es war das erſtemal, daß er mit Erneſtinen allein war; — erwärmt von dem Feuer der Dichtung, die er ihr mit Geiſt und Gefühl vorzutragen bemüht war, fühlte er ſich mehr als je von dem Muth lebendig hoffender Liebe durchdrungen. Das Verhältniß mit dem Baron, das ſah er aus Allem, war gelöſ't, — wie und warum, begehrte kaum ſein beſcheidenes, argloſes Herz zu erforſchen.

Sie ſtand geliebt oder verlaſſen im Strahl ihres eigenthümlichen, unbeſtreitbaren Werthes gleich geachtet und bewundert vor ſeiner Seele, ja der Schmerz der Täuſchung, den er auf ihrer Stirn zu leſen vermeinte, gab ſeiner Liebe zu ihr nur höhere Kraft, indem er den Glauben an das Beſſere im Menſchen, durch die Beweiſe eigener Treue und Aufopferung, in ihrem Gemüth aufs Neue zu befeſtigen ſtrebte.

Die ſtille Feier der Natur um ſie her, das ungeſtörte Zuſammenſein mit Erneſtinen, deren edle

Züge von dem Ausdruck frommer Geduld und rührender Sanftmuth noch ſchöner verklärt erſchienen, — ihr dankbares Auge, das ihm unverholen den Lohn ſtiller Anerkennung zugeſtand, alles dies bewegte und verwirrte auf das Mächtigſte ſein Gemüth. — Mit ſichtlicher Anſtrengung verſuchte er es einigemal die abgebrochene Lektüre aufs Neue zu beginnen; er vermochte es nicht. In dieſem peinlichen Kampf ſeines Innern geſchah es, daß an dem nahen Gartenthor, deſſen leichtes Eiſengitter deutlich die Vorübergehenden erkennen ließ, der Baron zufällig vorüberritt. Er ſchien ſich neugierig herüberzubeugen, grüßte nachläßig, als er Erneſtinen gewahrte, und ritt langſam vorbei. — Eine glühende Röthe flog über Erneſtinens bleiches Geſicht. Ihr Zittern, ihre heftige Bewegung konnte Trautholden nicht entgehen. Mit einem langen ſchweigenden Blick ſie betrachtend, ſaß er vor ihr im Gefühl peinlicher Beſtürzung. Das Buch entglitt ſeiner Hand, ſein ganzes Weſen ſchien von der eben gemachten Entdeckung aufs Heftigſte bewegt; endlich begann er, und ſprach: — „So iſt der Baron wirklich im Beſitz eines Glückes, das er zu genießen ſo unfähig als unwürdig iſt? — — O, die ſtille Treue hat keinen Lohn auf Erden, denn ſelbſt Sie, o Erneſtine, reichen dem Blendwerk verlockenden Glanzes den Preis!“ — „„Der Baron ſteht mir ſo fern, wie der Stern der Liebe dem düſteren Himmelszeichen, unter dem ich geboren bin!““ entgegnete Erneſtine, einen finſteren Blick auf den heftig aufgeregten Jüngling werfend. „„Ich bitte Sie, trauen Sie dieſer meiner Verſicherung mehr als der Reizbarkeit, die mir von meiner Krankheit zurückblieb.— Schonen Sie der Schwäche meines Gemüthes, und führen Sie mich nicht in Labyrinthe, die ich nie wieder betreten darf!““ — — „Erneſtine, nicht in Labyrinthe führt der Strahl ächter Liebe!“ fuhr Trauthold lebhafter fort: „Er erleuchtet vielmehr jeden dunkeln Lebensweg, und führt uns dem Ziel höherer Vollendung entgegen. Ja, ich kann es nicht länger verſchweigen, nur Sie vermögen meinem Leben Geſtalt und Bedeutung zu geben, welches, entfernt von Ihnen, ſich in leeren unnützen Träumen und Wünſchen verzehrt. Willenlos vielleicht, aber allmächtig wirkten Ihre Tugenden, Ihre ſtille Größe auf mein Gemüth. Darf es Sie kränken, wenn es Ihnen geſteht, daß es längſt Ihr Eigenthum war, und wie es kein Verlangen nährt, als das Eine, von Ihnen erkannt zu ſein? Sie ſchweigen, Comteſſe? Hat das Herz, das für Alle das Gefühl der Milde, der Güte nährt, kein Wort des Verzeihens der Huld für mich?“ —

Ernſt und traurig ruhte Erneſtinens dunkles Auge auf dem Antlitz des Sprechenden. Ihre Wangen, die erſt in hohem Purpur geglüht, ſanken allmählig zu matter Bläſſe herab. Trauthold bemerkte ihr Zittern, ihre krampfhafte Anſtrengung, und eilte ihrer Bewegung, ſich aufzurichten, zuvor zu kommen. Aber mit einer leiſen Regung der Hand winkte ſie ihm zurück, ihm zuflüſternd: „Ich antworte Morgen!" — Und eilte davon, geiſterähnlich an ihm vorüberſchwebend, mit raſchen Schritten dem Schloſſe zu.

Von ſehnſüchtiger Ungeduld getrieben, betrat Trauthold ſchon früh am andern Morgen das Haus der Gräfin. Er fand dieſe allein, und erfuhr auf ſeine Frage nach dem Befinden der Comteſſe, wie dieſe, dem Rath ihrer Aerzte zufolge, eine Reiſe in Begleitung Amaliens unternommen habe. Die Gräfin nannte ihm ein entferntes Stift, deſſen Aebtiſſin ihr durch die Bande des Bluts und der Freundſchaft aufs Innigſte verbunden war, als das Ziel von Erneſtinens Reiſe; lobte den Reiz der dortigen Gegend, und hoffte von dem Einfluß derſelben wie durch die Zerſtreuungen der Reiſe ſelbſt, die beſten Folgen für das Befinden Erneſtinens. Trauthold, immer hoffend, irgend eine Entſcheidung wegen ſeiner geſtrigen Erklärung zu empfangen, brach endlich ungeduldig das Stillſchweigen der Gräfin über dieſen Punkt. Verwundert hörte ihn dieſelbe an. Trautholds Geſtändniß wie deſſen Erwartungen, ſchienen ihr die ſeltſame Haſt, womit Ernſtine ihre Reiſe beſchleunigt hatte, zu erklären.

Sie ließ ſich ſein Geſpräch mit derſelben wiederholen, und verſank dann in ein trübes Nachſinnen, unfähig die Hoffnung des liebenden Jünglings mit einem Worte unſichern Troſtes zu unterſtützen.

Betrübt und von traurigen Vorſtellungen verfolgt, verließ endlich derſelbe die Gräfin, und ſah mit wachſender Ungeduld von einem Tage zum andern der Rückkehr der Geliebten entgegen.

Endlich berief ihn eines Morgens der Bediente der Gräfin zu derſelben.

Amalie empfing ihn mit ungewöhnlichem Ernſt und führte ihn in das angrenzende Zimmer, wo die von Schmerz gebeugte Mutter, ihm, ſeinen Verluſt ſchweigend vorherſagend, mit düſtern Blicken entgegenſah. „Hat die Comteſſe entſchieden?“ frug der Erſchrockene, ihre Gegenwart vermiſſend. „„Hier iſt die Antwort, die ſie Ihnen verſprach!““ entgegnete Amalie, ihm ein Schreiben überreichend, und verbarg ihre Thränen an dem Buſen der Gräfin. Trauthold las:

„Mein Freund!

„Empfangen Sie meinen Gruß aus der Freiſtatt des Friedens, wohin ſich mein bedrängtes Leben geflüchtet hat. — Nicht dort, wo Ihr Bild, wo der heimliche Wunſch meiner Mutter meinen Entſchluß ſtets aufs Neue wankend gemacht hätte, vermochte ich über ihr Glück und das meine zu entſcheiden. Nur in dem Schooß gänzlicher Ruhe konnte mir die Klarheit werden, deren ich bedurfte, um auf den rechten Weg des Heils zu gelangen. Ich habe ihn nun gefunden, und hoffe, auch Sie werden denſelben als den einzigen anerkennen, der mir mit Sicherheit und Würde zu gehen, noch übrig blieb."

„Nicht Ihre Liebe, noch die Liebe eines andern Mannes, vermag nach dem, was ein ſtrenges Geſchick über mich verhing, meine Seele zu erfreuen. — Ich hatte, von ſeltſamen Ahnungen geleitet, mein Herz lange aufs ſorgſamſte vor einem Gefühle bewahrt, deſſen Freuden ſo unſicher, deſſen Schmerzen für ein tieffühlendes Gemüth ſo zerſtörend ſind, — doch konnte ich der Stunde der Prüfung deshalb nicht entgehen. Nur einem Mann im Kreiſe meiner Bekanntſchaft ſtanden die Mittel zu Gebot, mir die Blendungen der Eitelkeit und des vergänglichen Erdenglücks, wie ihre furchtbare Gewalt über das Beſſere im Menſchen erſt bezaubernd, dann ſo ihrer ganzen kalten Wahrheit vor Augen zu führen. Wohl war ich nahe daran, dem Gefühl der Schaam zu erliegen, daß ich, die ich ein höheres Ziel meiner Sehnſucht gekannt, mich von dem gleißenden Schimmer irdiſcher Liebe umgarnen, und ſo tief herabziehen ließ. Die Demüthigung, die dem Irrthum meines Herzens unmittelbar folgte, und die weniger aus dem Wankelmuth des Barons, als aus dem Bewußtſein meiner eigenen Schwäche hervorging, beugte mich tief in den Staub. Mein Stolz war mit meiner Liebe zugleich tödtlich verletzt; ohnmächtig ſchwankte mein Daſein, ſeiner mächtigſten Stützen beraubt. — Da kamen Sie, und gaben mir durch die Achtung, durch die treue Theilnahme, die Sie für die Verlaſſene bewahrt hatten, mein Selbſtbewußtſein zurück. Mit Ihrer Freundſchaft wuchs der Glaube an mich ſelbſt, und aus der wieder erwachten Kraft meines Gemüthes hob ſich nach und nach eine freundlichere Lebens-Anſicht empor. Ihre Liebe zu mir mußte ich, nach dem was geſchehen, geſtorben glauben, deſto mehr rührte mich die uneigennützige Güte, die edle Schonung des Freundes. Mit dankbarem Herzen empfing ich die Freude, den Troſt Ihres Umgangs, ich erſtarkte an Muth und Vertrauen, und glaubte mich in der That gänzlich geneſen, bis ein Zufall Sie aufs Neue zum Zeugen meiner Ohnmacht erkor. Hier war es, wo ich, indem ich Ihnen unbewußt mein Herz verrieth, zugleich den Schleier von dem Ihren zog. Ich erkannte Ihre Liebe und meine Unwürdigkeit zugleich, — und wohl fühlend, daß die Neigung eines edlen Mannes nur mit gleich ächter Gabe belohnt werden darf, ſah ich die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes voraus, den ſchon früher meine Seele bei der Reizbarkeit meines Charakters als den heilſamſten für mich erkannte.“

„Nur die gänzliche Trennung von der Welt und ihren Freuden, vermochte mich mit mir ſelbſt zu verſöhnen. Die Fähigkeit zu beglücken ſteht nicht mehr in der Macht eines gebrochenen, verrathenen Herzens. — Wehe dem Mann, der ſein leichtfertiges Spiel damit trieb, ihn klage der Freund an, mich nicht, die ich unbekannt mit dem Betrug, ſeine heuchleriſche Maſke für Wahrheit nahm. Hätte ich Ihr edles Herz früher erkannt, ich wäre die Ihre, und glücklich geworden. Jetzt iſt mein Leben mit meinen Anſprüchen auf irdiſches Glück zugleich gewelkt, und ich benutze den Reſt deſſelben, meiner Seele den verlornen Frieden wieder zu gewinnen, der für mich nur noch in dem Schooß gänzlicher Einſamkeit zu finden iſt.“

„Empfangen Sie alſo den Gruß der Freundin zum letztenmale! Möge es meinem Gebet gelingen, ein Glück auf Sie herab zu flehen, das nicht mehr in der Macht meines Willens ſtand. — Mein Schickſal betrübe Sie nicht, und Keinen, der mich lieb hat! Mit mir iſt die Kraft der Religion, und die Geduld frommer Ergebung."

Erneſtine."

„Und ſie kehrt nie mehr zurück?" frug Trauthold, mit bebender Hand das Papier zuſammenfaltend. „„Sie hat"", entgegnete Amalie, „„von der Aebtiſſin des Stiftes die Aufnahme gefunden, welche ſie ſuchte, und iſt demſelben auf immer einverleibt.""

„Und Sie", fuhr er zur Gräfin gewandt fort, „können ſo ruhig Erneſtinen auf immer ſcheiden ſehen?" „„Ein Mutterherz wird ſtets Kraft genug haben, in dem ſelbſtgewählten Schickſal des Kindes Troſt und Beruhigung für eigenes Entbehren zu finden!"" entgegnete die Gräfin. — „So iſt auch das meine hiermit entſchieden", ſagte Trauthold, ſich ernſt verbeugend. — In ſtummer Rührung reichte ihm die Gräfin die Hand, und ſagte ſanft: „„Bleiben Sie mein und Erneſtinens Freund, junger, biederer Mann, und vergeſſen Sie nicht, daß es nicht in meine Macht gegeben war, Sie mit einem innigern Namen zu nennen.""

„Erneſtinens Freund und ihr Rächer!" rief Trauthold, ſich ſchnell emporrichtend, und eilte, bevor die Gräfin ſeinen flüchtigen Abſchiedsgruß zu erwiedern vermochte, mit raſchen Schritten davon.

Eben ſaß der Baron im Anſchaun der reizenden Polin verſunken, die Guitarre im Arm, zu den Füßen derſelben, ihr in zärtlichen Romanzen den Schmerz der Liebe ſingend, während ſein Herz ſchon im voraus den Triumph genoß, auch von dieſer gefeierten Schönen, Allen ſeinen Nebenbuhlern vorgezogen, und mit ihrer Gunſt gekrönt zu werden; als die Thür heftig aufgeriſſen wurde, und Trauthold finſtern Blickes hereintrat. Nach höflicher Entſchuldigung bei der Dame des Hauſes, forderte er von dem Baron eine kurze aber augenblickliche Unterredung.— Verwundert über die auffallend ernſte Stimmung Trautholds, folgte er ihm in ſein nahegelegenes Quartier.

„Lieſ!" begann Trauthold, ihm Erneſtinens Brief darreichend, „und triumphire über das Werk deiner Freundſchaft! — Ich habe dir vertraut", fuhr er fort, indem er mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, „du belohnteſt mir mit heimtückiſchem Verrath. — Du ſuchteſt mit deinen glatten Künſten ein edles Herz zu umgarnen, nicht weil es dir Liebe gebot, nein, um den kurzen Triumph unmännlicher Eitelkeit zu genießen;

das iſt genug, um ein recht, und ehrliebendes Herz zur Rache zu entflammen. Wäreſt du mir fremd", ſchloß er, nachdem der Baron das Blatt überſehen, — „ich ſtrafte deinen Frevel mit ſtiller Verachtung, — ſo aber nannte ich dich Freund, und komme daher die Flecken deiner Ehre mit Blut zu reinigen! Wir ſchlagen uns, Waldern! und das noch heute! — Erneſtine ſoll erfahren, daß es noch Männer giebt, die der Frauen heilige Rechte vertheidigen."

— „„Aber ich begreife nicht, Trauthold"", begann der Baron, ſich, ſeine Beſtürzung zu verbergen, zu einem ſatyriſchen Lächeln zwingend, „„wie du mein Betragen ſo mißdeuten, — und, da du doch ſonſt ſo klar und hell ſiehſt, die unſchuldigſte Sache von der Welt in einem ſo grellen phantaſtiſchen Lichte erblicken kannſt. Warum ſo großen Lärm über die überſpannten Launen einer Romanheldin, — über armſeliges Weibergeſchwätz?"" —

„Weibergeſchwätz?" rief Trauthold empört: „Mit der Ruhe eines edlen Weibes ſein leichtſinniges Spiel treiben, iſt ein feiner aber ſchwer wiegender Mord. Man beſtraft den, der uns das Leben nimmt, nach ſtrengem Geſetz; aber den, der das Leben langſam vergiftet, den ſchmeichleriſchen Verräther, der wie der Wurm an der Blüte, an der Knospe eines edlen Daſeins nagt, bis es ſich nie mehr in Luſt und Freudigkeit zu entfalten vermag, — den ſtraft nur das Geſetz in des Redlichen Bruſt, — während ihm die Welt ungeſtört Beifall und Bewunderung zollt. — — Darum beſtelle dein Haus, bevor wir den Gang thun, der uns allein zu verſöhnen vermag, — die Herren (indem er aus dem Nebenzimmer die anweſenden Offiziere berief), ſind Zeugen meiner Ausforderung, und werden die Güte haben, uns als Sekundanten zu begleiten.“ Walderns Geſicht überflog eine plötzliche Bläſſe, als er ſich durch die Gegenwart jener gezwungen ſah, jeden Verſuch aufzugeben, durch Liſt und Beredtſamkeit auf Trautholds aufgeregtes Gemüth zu wirken. Die Klugheit gebot ihm ſogleich die nöthige Faſſung. Er verſuchte es, eine ſtolze Miene anzunehmen und begann, einen vornehmen Blick auf die Eintretenden herablaſſend: „„Ich bin erfreut, meine Herren, daß Sie uns als Zeugen eines auszugleichenden Mißverſtändniſſes begleiten wollen! Vergeſſen Sie nicht, daß mein Freund es war, der eine Ehrenſache daraus gemacht; ich möchte nicht gern der Urheber eines Duells genannt werden, deſſen guter Ausgang bei der leidenſchaftlichen Stimmung meines Gegners ſehr zweifelhaft iſt! Ich bin als geübter Fechter bekannt, überdies bei vollkommener Gemüthsruhe; ich kann auf keinen Fall für den Ausgang ſtehen, — das merken Sie wohl, meine Herren!““ —

„Meine Cameraden“, entgegnete Trauthold, „ſind, wie ich ſchon geſagt, von meinem Begehren unterrichtet. — Jetzt mögen, wenn es beliebt, die Klingen ſtatt der Worte die Sache beenden. Wenn irgend etwas zu beſtellen oder zu berichtigen iſt, — ſo bitte ich zu eilen, Baron! Die vorhin erwähnte günſtige Stimmung möchte nicht bald ſo wiederkehren; darum beſtehe ich noch heute auf Genugthuung!“ „„Ich ſtehe noch dieſen Augenblick zu Dienſten!““ rief der Baron mit einer kühnen Bewegung. Schweigend ergriffen die Offiziere ihre Degen, — der Baron folgte mit großem Geräuſch, — und Alle ſchritten nun in ſtummer Eil' dem entlegenſten Theile des fürſtlichen Parkes zu. — In ſtolzer Haltung betraten Albert und Trauthold den ihnen bezeichneten Platz. — Bald funkelten die blanken Klingen in den Händen der erbitterten Gegner. Lange ſchwankte die Entſcheidung, weil die Geſchicklichkeit des Barons dem Rachedurſt ſeines Gegners die Waage hielt. — Schon wankte Trauthold ſchwer verletzt, mit der letzten Kraft ſich aufrecht zu halten bemüht, als der Baron von einem gewaltigen Streich getroffen, blutend und beſinnungslos zu Boden ſank. Die tiefe Stirnwunde, die er empfangen, forderte die ſchleunigſte Hülfe. Man brachte den Bewußtloſen, von der einbrechenden Dämmerung begünſtigt, nach Hauſe, und übergab ihn den Händen des Wundarztes. Trautbold, von dem Anblick ſeines erbleichenden Gegners ergriffen, ſorgte, ſeine eigenen Schmerzen vergeſſend, mit thätiger Theilnahme für denſelben, — und dachte nicht eher an den Verband ſeiner Armwunde, bis der ohnmächtige Zuſtand, in welchem er allmählig verſank, den Anweſenden ſeine eigene Hülfsbedürftigkeit verrieth.

Bald begann das Gerücht von dem ſtattgefundenen Duell ſich in dem Publikum zu verbreiten. Auch die Gräfin erfuhr, daß Trautbold an einer ſchweren Verwundung darniederlege, und eilte, den wahren Grund dieſer Begebenheit errathend, dem biedern Jüngling ihre Hülfe anzubieten. Auf ihr wiederholtes Begehr wurde er, da ſein Zuſtand die ſorglichſte Pflege erforderte, nach ihrem Hauſe gebracht. Sie wollte ihm den Dank der Liebe, den ſie ihm gern inniger ausgeſprochen hätte, wenigſtens auf dieſe Art zu beweiſen ſuchen, und ihm durch die mütterlichſte Sorgfalt bezeigen, wie ſehr ſie ſeinen braven Charakter zu würdigen und zu ehren verſtehe.

Während nun Trautbold unter der Pflege der zarteſten Theilnahme genas: betrachtete der Baron, der bereits wieder hergeſtellt war, mit Verdruß das entſtellte Geſicht, das ihm der Spiegel zurückwarf. — Es koſtete ihm Mühe, mit der verrätheriſchen Narbe auf Stirn' und Wange, in den Cirkeln zu erſcheinen, in welchen, wie er vermuthen konnte, der Hergang einer ihm ſehr verdrießlichen Begebenheit bekannt war. Endlich beſtimmte ihn dazu das Verlangen, eine Eroberung fortzuſetzen, die er bisher unter ſeine glänzendſten gezählt, und die ihm in der Folge den rühmlichſten aller Triumphe verſprach. Die Tage gänzlicher Zurückgezogenheit, in denen er die letzte Zeit über zu leben gezwungen war, hatten ſeinem Gefühl für die ſchöne Staroſtin, welches ſonſt nur auf Eitelkeit gegründet war, eine Empfindſamkeit beigemiſcht, die er ſonſt nie gekannt, in welcher er ſich aber ſehr wohl gefiel, zumal da die Bläſſe ſeines Geſichts mit derſelben in harmoniſchem Einklang ſtand. Er bemühte ſich, die rührendſten Melodien für ſeine Guitarre hervorzuſuchen, und gab ſich mit ſeltſamem Vergnügen einer Stimmung hin, die ihm ſonſt an Andern höchſt albern und lächerlich vorgekommen war.

Ein glänzendes Feſt beſtimmte ihn zuerſt, ſeinen Platz aufs Neue im Kreiſe der Geſellſchaft aufzuſuchen. Vertrauend auf das Glück, das ihn bisher begünſtigt, trat er wie ſonſt mit ſtolzer Zuverſicht in die Verſammlung. Seine ſpähenden Blicke ſuchten nach dem Gegenſtande ſeines Verlangens, der ſchönen Polin, umher, welche eben, von dem beendeten Tanz ermüdet, ſich dem Geſpräch mit einem ihrer zahlreichen Verehrer überließ.

„Ei, ſieh da, Herr Baron!" begann ſie, die Begrüßung des Herbeieilenden mit einer leichten Verbeugung erwiedernd: „Fürwahr, ich glaubte Sie ſchon im Reiche der Schatten! Indeß haben Sie, wie ich ſehe, die Zeit der Buße glücklich überſtanden, bis auf die artige Narbe, die zum Glück zurückgeblieben iſt." —

„„Zum Glück?"" entgegnete der Baron mit mißtrauiſchem Lächeln. „Nun ja", entgegnete ſie leichthin, indem ſie einem auf ſie zueilenden Tänzer ihre Hand zu dem eben beginnenden Tanz gab: — „Als Warnung für Sie, und für Andere!"

„„Was war das?"" ſprach der Baron zu ſich ſelbſt, den leichtfertigen Ton der Polin mit ihrem frühern verbindlichen Betragen zuſammenſtellend. — Verlegenheit und heimlich auflodernder Zorn im Blick, folgte er der reizenden Spötterin nach. Eben ſchwebte ſie an der Hand eines fremden Offiziers mit leichter Grazie die Reihen hinab. — Er verſuchte es aufs Neue, ihre Aufmerkſamkeit zu gewinnen, doch blieben alle Bemühungen, ſeinen frühern Rang in der Zahl ihrer Bewunderer zu behaupten, dieſen Abend vergebens, — er ſah, er war von Andern verdunkelt, verdrängt, und verwünſchte im Geheim die Macht der Zeit, die ſo ſchnell zuſammengeſtürzt hatte, was mühſames Streben langſam erbaut.

Vergebliche Hoffnungen, je ſeltener ſie ſind, werden faſt immer in Gemüthern wie das des Barons, eine Heftigkeit erregen, die viel von der Leidenſchaftlichkeit einer innigen Neigung hat. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ſich von einer Dame zurückgeſetzt zu ſehen, auf welche Aller Augen gerichtet waren. Er glaubte im Ernſt, daß er liebe, und war feſt entſchloſſen, alles aufzubieten, um eine Gunſt wieder zu gewinnen, die ihm, je hartnäckiger ſie ihm verweigert wurde, um ſo unentbehrlicher zu ſeinem Glücke erſchien. Er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, wo es galt, die Glanzſeiten ſeines Weſens zu entfalten, aber immer blieb ſein Streben umſonſt, — die feinſte Vorſicht begegnete überall ſeiner ſchmeichleriſchen Liſt; er ſah ſich genöthigt den letzten Weg einzuſchlagen, nämlich den geraden, den er immer vermieden hatte, und beſchloß, ſich ſchriftlich der Dame ſeines Herzens zu entdecken, und ſie von dem Ernſt ſeiner Neigung zu unterrichten.

Er war neugierig, den Eindruck zu erfahren, den ein Geſtändniß hervorbringen würde, zu dem er ſich bisher noch niemals entſchloſſen hatte, und zweifelte keineswegs an der günſtigſten Entſcheidung, weil er die ſpröde Zurückhaltung eines ihm früher geneigten Herzens für Mißtrauen hielt, welches durch eine vollkommene Erklärung ſogleich gehoben werden müßte.

Endlich erſchien die erſehnte Antwort. Eilends erbrach er das Schreiben. Sein unentſiegelter Brief war das Erſte, was ihm ins Auge fiel. Beſtürzt ergriff er den beiliegenden Zettel und las:

„Wer einmal das Zutrauen der Frauen verſcherzt, gewinnt es nicht leichtlich zurück! — Empfangen Sie daher Ihren Brief uneröffnet zurück. Unterzeichnete iſt eben ſo wenig neugierig den Inhalt deſſelben zu erfahren, als ſie eitel genug iſt, ſich einer Huldigung zu erfreuen, deren Charakter und Ziel uns ſeit kurzem bekannt iſt. Jeder ähnliche Verſuch, eine Correſpondenz einzuleiten, dürfte gleich dieſem vergeblich ſein. Wo der Zweifel bei dem Vertrauen zu Gaſte kommt, verzehrt er daſſelbe, — und ohne Vertrauen kann keine Liebe gedeihen!

Paulowna."

„„Erneſtine!““ rief Waldern, „„das iſt deine Rache!““ — Und den Zeugen ſeines fruchtloſen Bemühens mit finſtern Blicken betrachtend, überließ er ſich dem bittern Gefühle einer Beſchämung, welche dem ſtolzen Uebermuth ſeines Charakters aufs Demüthigſte entgegentrat.

Während Waldern im eigenen Buſen den ſtrafenden Richter ſeines früheren Leichtſinnes trug, fand Trauthold in dem Hauſe der Gräfin den wohlthuendſten Balſam für ſein, durch ſchmerzliche Entſagung hart geprüftes Gemüth. Amaliens freundlicher Theilnahme gelang es vor Allem beruhigend auf ſeine Stimmung zu wirken. Die rührende Güte, die ſich immer gleich bleibende Milde und Freundlichkeit, welche er während der Zeit ſeiner Leiden zu erproben, Gelegenheit hatte, gewannen ihr bald des Jünglings Vertrauen und hohe Achtung. Erſt war die gemeinſame Erinnerung an Erneſtinen das Band, was ihre Gemüther vereinte, — als aber die Zeit nach und nach ſeine Wunden geheilt, und ſein Herz für neue Hoffnungen empfänglich gemacht hatte, verweigerte er nicht dem Gefühl, welches er für die ſanfte Tröſterin empfand, den ächten Namen zu geben, und knüpfte, von der Hand der Gräfin geſegnet, ein Band, welches ihm durch die ſtillen Tugenden Amaliens, das dauerndſte Glück für die Zukunft verſprach.

Erneſtinens wurde von Allen mit gleicher Rührung und Theilnahme gedacht, und wie Trauthold in Amaliens Nähe von jedem Gemüthsleiden genaß, ſo zogen auch in die Seele der einſamen Dulderin nach und nach all' die milden Friedensengel wieder ein, deren Antlitz ein trüber Irrthum auf kurze

Zeit verhüllt und entfernt hatte. Ihr Leben hatte die Richtung genommen, die für ihr Herz, wegen der Reizbarkeit, die es neben dem tiefen Gefühl inniger Liebe nährte, die heilſamſte war; und ſo klärte ſich der trübe Nachthimmel ihres geſtörten und verdüſterten Daſeins, allmählig an dem Buſen frommer Stille und ſchuldloſen Naturgenuſſes wieder auf, bis die Sterne des Glaubens und des heitern Selbſtvertrauens ſtrahlend an ihm aufgingen, und ihr Leben ſanft und friedlich verrann, verſöhnt mit dem Schickſal wie mit der Menſchheit.

II.

Der Vormund.

Es war ſchon ſpät im Lenz, als ein junger Reitersmann die ſchöne Straße nach Arnheim von Uetrecht daherzog. Die Morgenluft ſpielte mit ſeinem hellbraunen Haar und trieb es mit ſanftem Koſen von Stirn und Antlitz zurück, ſo daß ſich die lichten Sonnenſtrahlen freier in dem feuchten Glanz ſeiner Augen ſpiegeln konnten, die von innerm Entzücken überwallend, unverwandt nach der Gegend ſahen, wo die Thürme ſeiner lieben Vaterſtadt aus dem Morgennebel emportauchten.

In tiefes Träumen verloren, gewahrte er es kaum, wie Alt und Jung vor dem ſtattlichen Reiter, der in dem ſchwarzen Sammetwammes, dem feinen Spitzenkragen, und dem mit Federn reich verzierten Baret gar ritterlich anzuſchauen war, ehrerbietig den Hut zog; ſchweigend ritt er dahin, während bisweilen ein leiſes Ach der überglücklichen Bruſt entglitt, oder er wohl gar die Arme erhob, als wollte er ein theures, liebes Bild an ſein freudetrunkenes Herz preſſen.

Je näher er dem Ziel ſeiner Sehnſucht kam, deſto beklommener wurde ihm zu Sinne. Er ſchien ſich zuletzt faſt gewaltſam ermannen zu müſſen, um nicht unterzugehen in den ſtürmiſchen Wogen ſeiner Gefühle, und das Haupt muthiger erhebend, begann er mit hellklingender Stimme zu ſingen:

O Vaterland!
Mit treuem Blick
Sei mir gegrüßt!
Dein Arm umſchließt
Mein einziges, mein höchſtes Glück,
Das aller Wünſche Krone iſt!
Drum ſei gegrüßt
Zu tauſendmal, geliebtes Vaterland!

Zur Ferne hin
Stand einſt mein Herz;
Doch wie ein Kind,
Das treu geſinnt
Die Mutter ſucht in Reu' und Schmerz,
So ſehnſuchtsvoll ſucht Dich mein Blick!
Das wahre Glück
Wohnt nur bei Dir, geliebtes Vaterland!

„Wenn das Eure Meinung iſt, mein junger Sangesmeiſter, ſo gebt Ihr mir eben keinen beſondern Troſt in die Fremde mit!" erklang eine Stimme dicht neben dem Reiter. Und als dieſer ſich überraſcht umwandte, und dem Sprechenden in's Geſicht ſah, rief er mit dem Ton des frohſten Erſtaunens: „„Wie, Johannes, Du? Herzbruder, Geliebter! O ſo ſprich, woher und wohin?"" Und im Nu waren beide Jünglinge von ihren Roſſen, und Einer in des Andern Umarmung. Beide vermochten lange nicht zu ſprechen, ſie ſahen ſich nur in die glücklichen Augen, und preßten ſich immer wieder von Neuem an's Herz. „Ei, ſo ſei mir denn zu tauſendmalen willkommen, auf heimiſchem Grund und Boden, Du ungetreuer, und doch ſo lieber Andreas!" nahm endlich Johannes das Wort. „Wie oft hab' ich nach Dir verlangt und hinübergeſchaut in die purpurne Ferne, und jetzt, da ich endlich hinausſteure in das gelobte Land meiner Träume, kehrſt Du von dort mir zurück, und eben nicht beſonders erbaut, wie ich aus den letzten Strophen Deines Liedes vernommen."

„„Du gehſt nach Italien?"" frug Andreas überraſcht: „„und dieſer Augenblick hätte uns nur zu einem flüchtigen Lebewohl zuſammengeführt?""

„So iſt es!" entgegnete Johannes betrübt. „In Arnheim erwarten mich meine Freunde, wir ſetzen dann unſere Reiſe gemeinſchaftlich fort."

„„Nun, ſo geſtatte mir wenigſtens eine flüchtige Stunde!““ bat Andreas. Gern willigte jener in ſein Geſuch, und ſie beſchloſſen, in einer nah gelegenen Herberge einzukehren. Ihre Roſſe abgebend, nahmen ſie bald von der Laube Beſitz, die ſich vor der Thür des Gaſthofes wölbte.

Ein wohlgenährter Flammänder, der in einer Ecke derſelben ſaß, und das eben genoſſene Frühſtück in behaglicher Ruhe zu verdauen ſchien, rückte verdrießlich über das Eintreten fremder Gäſte, noch tiefer in die Schatten des Geisblatts, und, den Gruß der Jünglinge nur leicht erwiedernd, drehte er ihnen bald den Rücken zu, das ſchwere Haupt in ſeine Rechte ſtützend, als wollte er noch einmal des Schlummers pflegen.

Die beiden Freunde ließen ſich, den Nachbar nur flüchtig betrachtend, im fröhlichen Geſpräch an der reinlichen Tafel nieder, auf welcher bald des Weins köſtliche Gabe aus blanken Krügen emporduftete. „Zum herzlichen Willkommen!“ rief Johannes, ſeinen Becher erhebend. — „„Die Heimath ſoll leben!““ erwiederte Andreas, und die Becher flogen hellklingend zuſammen.

„Aber nun laß mich auch etwas vernehmen von den Wundern Italiens, Du Vielgereiſter“, bat Jener; „verriethe der ausländiſche Schnitt Deiner Kleidung, und das goldene Ehrenkettlein mir nicht den italiſchen Meiſter, ſo würde ich nun und nimmer glauben, Du kämeſt aus dem Vaterland alles Schönen und Herrlichen, ſo wenig verrathen mir Deine Worte die Begeiſterung, die ich mir ſtets unzertrennlich dachte von jener Beſchauung.“ Andreas lächelte, und begann nun dem Freunde zu erzählen von ſeinem Aufenthalt in Rom und Neapel, von all den trefflichen Kunſtwerken, die er geſchaut, von Venedig und ſeinem groſſen Meiſter, dem unvergleichlichen Titian, und ſeiner Art und Weiſe, die Natur und das Leben zu erfaſſen und zu erklären; ſeine Augen erglänzten immer freudiger, jemehr er die Schätze ſeines Buſens erſchloß. Johannes wagte ihn kaum zu unterbrechen, und hing voll Andacht an Andreas Munde, der von einem Wunder der Vergangenheit zu dem andern geleitet, ſeinen frühern Vorwurf auf's glänzendſte zu widerlegen ſchien, bis er endlich mit den Worten ſchloß: „Und dennoch, bei all der Herrlichkeit, ſo ich, mein lieber Johannes, an Deinen Blicken vorübergeführt, bei Roma's Pracht und all den Paradiesesblüthen, die ſich unter Italiens Himmel entfalten, was vermag uns der Heimath Bild zu erſetzen, das doch immer in einem treuen Gemüth den Sieg davonträgt über des Auslandes fremdartige Pracht? Was ſind mir die üppigen, berauſchenden Düfte jener Haine gegen den kühlenden

Balſamhauch unſerer Triſten, was Rom's und Venedig's Paläſte gegen die leichten, freundlichen Straßen unſerer Vaterſtadt? Was des Rialto's und des Broglio's wirres Getümmel gegen das friedliche, behagliche Treiben auf unſerer Maillebahn?*) Was endlich der ſtolze Venetianer mit ſeiner Maske vor Herz und Geſicht, gegen den ehrlichen harmloſen Niederländer, und der geprieſene Reiz aller römiſchen Schönen gegen den Unſchuldshimmel in dem Auge einer einzigen Flammänderin!‚‚‚‚

„Geſtehe es nur, Andreas“, entgegnete Johannes, „Du vergaßeſt Dein Herz mit nach Welſchland zu nehmen, und darum vermochte kein Eindruck bei Dir tief zu haften.“ ‚‚‚Wenn es auch in der That ſo iſt‚‚‚‚, lächelte Andreas, ‚‚‚ſo wußte ich damals noch wenig davon, als ich aus Utrecht hinauszog, und vermeinte, es würde ſich das Bangen, ſo ich empfand, wohl bald vergeſſen laſſen, in den ſchönen Gefilden, denen ich entgegenging.‚‚‚‚

Aber es iſt etwas ganz Eigenes um des Menſchen Gemüth; die Herrſchaft über daſſelbe iſt doch nur einem Weſen ausſchließlich gegeben, und eher vermag ſich eine Blume ohne Sonnenlicht zu behelfen, als unſer Herz den Einfluß eines Lebens entbehren kann, von dem wir gewohnt waren, Licht und Wärme in unſer Daſein zu ſaugen. — „„Siehe!““ begann er von Neuem, indem ſich ſein Antlitz immer freudiger verklärte: „„denke ich über meine Vergangenheit nach, ſo verdanke ich, was ich bin und vermag, nächſt Gott, einem Frauenbilde, dem zu Liebe ſich eigentlich alles Beſſere in mir entwickelte. An ihres Auges Strahl erblühte meine innere Welt, und was ich dachte und bildete, — ſie war es, ſie allein, die ich überall nachzubilden, zu erreichen, die ich nach meiner Weiſe zu verherrlichen ſtrebte. So lange ich in ihrem Kreiſe lebte, geſtattete die Ruhe meines Glücks mir keine richtige Erkenntniß meiner ſelbſt. Ich freute mich der raſchen Entwicklung meiner Kräfte, aber ich ahnete nicht, daß *ſie* die Muſe war, die jenen gebot. Erſt als ich fern von ihr war, und ſie ſuchte, und in keiner Erſcheinung des Lebens ſie wiederfand, als mein Streben, ihres Beifalls entbehrend, ermattete; als meine Phantaſie in trauriger Vereinzelung die Flügel ſenkte: erſt da gewahrte ich, daß ich nichts ſei, ohne ſie, daß ſie mein Alles, mein von der Gottheit beſtimmtes Erbtheil ſei, daß ſie allein Einklang in all' mein Denken und Thun zu bringen vermöge. Fortan hatten meine Gedanken, Hoffnungen und Wünſche ein Ziel gefunden. Mein Muth begann ſich allmählich an demſelben wieder aufzurichten, und ich wandte alle Kräfte jugendlichen

---

*) Der beliebte Spaziergang der Utrechter.

Strebens daran, daſſelbe zu gewinnen. Was ſoll ich Dir das Ziel meiner Wünſche erſt nennen? Gleich dem Stern, der den Weiſen des Morgenlandes vorſchwebte, ſie zu dem ſüßen Heil der Welt zu geleiten, ſo winkte Edithas reine Geſtalt mich zu dem wahren Glück meiner Seele, zu der friedlichen Heimath zurück; ſtets war mein innerer Blick auf dieſelbe gerichtet, wie auch der äußere begierig trachtete nach Allem, was meine Kunſt veredeln, meinen Geſchmack zu bilden vermochte. Jetzt kehre ich zurück, das Herz zwiſchen Hoffnung und Furcht ſeltſam getheilt. Ich weiß, daß ich ohne Zagen in den Kreis unſerer Meiſter treten darf; ich habe meine Lehrzeit wacker benutzt, und bin meiner Kunſt gewiß; und doch, o Johannes! denke ich an ſie, die ich damals als zarte Knoſpe verließ, und die nun in reich entfalteter Schöne alle ihre Schweſtern überſtrahlen wird, denke ich, wie die Erſten unſers Landes nach ihr hinſchauen dürfen, wie der Werth der Kunſt ſo oft andern Vorzügen weichen muß; dann ergreift mich ein Bangen, das mein fröhliches Selbſtgefühl oft ganz zu beſiegen droht, und Alles, was ich bin und beſitze, ſcheint mir, neben ihrem Himmelsbild gehalten, in Nichts zu verſchwinden.

Andreas, deſſen lebhaftes Gefühl ihm nichts außer ſich zu beachten geſtattete, hatte es nicht bemerkt, wie das Geſicht ſeines Freundes allmählig ernſter geworden war, und jetzt mit dem Ausdruck des Mitleids auf ihn gerichtet blieb.

„Editha?“ wiederholte er leiſe: „meinſt Du Edithen, die Tochter des ſeligen van der Hagen?“

„„Van der Hagen todt?““ ſtammelte Andreas erſchrocken, und ſein Geſicht entfärbte ſich, als zöge die Ahnung nach trüber Kunde mit kaltem Schauer darüber hin.

„Hatteſt Du, lieber Andreas, denn je zu Edithen von Deinen Wünſchen und Hoffnungen geſprochen?“ fuhr Johannes fort.

„„Wie konnte ich dies!““ entgegnete jener, „„da ich mir ſelbſt noch ein Räthſel war? Das Haus meines Vormunds grenzte an das ihres Vaters; wir wuchſen neben einander empor, und alle unſere Neigungen und Gedanken verſchlangen ſich ſchon in den Jahren der Kindheit, ſo daß wir uns unentbehrlich wurden, und Jedes wohl gleichen Schmerz empfand, als die Zeit der Trennung heranrückte. Wir liebten uns, aber unſere Liebe hatte noch keine Worte, erſt als ich ſie verlor, begehrte ich nach ihrem Beſitz, ſo wie jedes wahre Gut nur in der Entfernung recht erkannt werden kann. — Ob ſie ſeitdem wie ich empfunden, wer vermag es zu ſagen? Der Vater wollte mir wohl, und daß dieſer dahin iſt, ſchlägt meine Hoffnungen vollends zu Boden!““

„Du haſt demnach ſo lange Du abweſend biſt, keine Kunde von Utrecht erhalten?“ frug Johannes.

„„So wenig, als ich welche von mir ertheilte!““ gab jener zurück, „„jetzt fühle ich mein Unrecht, und bereue es doppelt. Den Träumen meiner Phantaſie hingegeben, vergaß ich die Wirklichkeit mit meinem Blick zu verfolgen; ſchnell rauſchte die Zeit an mir vorüber, und ſchon liegen Jahre zwiſchen Damals und Jetzt.““

„Armer Freund!“ fuhr Johannes fort; „ſo hätteſt Du Dich ja nur allein anzuklagen, wenn ſich indeß Alles ganz anders geſtaltet hätte, als es Deine trügliche Einbildungskraft Dir geſchildert.“

Andreas erſtarrte, „„was weißt Du?““ frug er geſpannt.

„Es muß doch einmal heraus!“ rief Johannes, ſeinen Becher wie im Unwillen unſanft auf den Tiſch niederſetzend: „So höre denn, Editha, Du Saumſeliger, iſt für Dich verloren! Sie iſt ſeit einem Jahre vermählt. — Lange wählte die Jungfrau, denn es drängten ſich der Freier viele um die ſchöne Erbin van der Hagens. Endlich faßte ſie ihren Entſchluß und reichte Herrn Altingern, dem reichen Goldſchmidt, die Hand, zum Erſtaunen ihrer jungen Bewerber.“

Andreas Geſicht wurde erſt todtenbleich, dann flammte es plötzlich in Zornes-Gluthen empor. „„O Herr des Himmels!““ rief er aus, „„wenn es ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo muß ich noch heut' mit dieſem Degen das ungetreue Herz des Goldſchmidts durchbohren. Er, mein Vormund, der ſich ſtets die Miene gab, als wolle er mir wohl, der mit heuchleriſcher Freigebigkeit der eignen Batzen nicht ſchonte, um meiner Kunſt die Bahn zur Vollendung zu brechen; er ſtiehlt mir indeß das einzige höchſte Gut meines Lebens, raubt mir ein Kleinod, das er ſelbſt nie zu würdigen vermag, und das nur der Zwang ihm zuführen konnte. Aber nein, es iſt nicht möglich! Du haſt Dir ein luſtiges Mährchen erdacht, um mich für mein langes Schweigen zu ſtrafen!““ —

„Faſſe Dich und lerne das Unabänderliche ertragen“, entgegnete Johannes, des Freundes Hand ergreifend: „Herr Altinger iſt als ein zu biederer Mann bekannt, als daß er Dich abſichtlich hintergangen haben ſollte. Wie konnte er von Deiner Neigung wiſſen, da ſie Dir, wie Du ſagſt, erſt ſelbſt in der Ferne recht klar geworden iſt; wie Deine Wünſche ahnen, da Du mit keiner Zeile dieſelben verriethest, ſondern auf die Gunſt des Ungefährs ganz allein Deinen Plan, Deine Hoffnungen ſtützteſt. Hüte Dich alſo wohl vor der Schuld, Andere entgelten zu laſſen, was Du Dir, armer Andreas, wohl allein zuzuſchreiben haſt! Editha hat ihr Loos freiwillig gewählt; und ihre Zufriedenheit damit iſt deutlich auf ihrem blühenden Antlitz zu leſen!“

„„So iſt denn Alles, Alles dahin!““ ſeufzte Andreas; einen troſtloſen Blick zum Himmel emporwerfend. „„Manches hätte ich mit Freuden gelitten, und Vieles getragen! Aber daß du mir das heiligſte Gefühl meines Lebens zur Schuld machſt, daß du den vollen Becher des Glückes von meinen jugendlichen Lippen hinwegzogſt, und ihn dem fühlloſen Alter ſpendeſt, das überſteigt meine Kraft wie meine Gedanken, und ich fühle nur, daß das Elend meiner Zukunft ganz unermeßlich iſt!““

Er zog mit dieſen Worten ſein Glas vor ſich hin, aber er trank nicht, ſondern blickte nur ſtarr hinein, während von Zeit zu Zeit große Thränen über ſeine Wangen herabfloſſen, und ſich mit dem perlenden Wein miſchten.

Der Fremde, der während des Geſprächs der Jünglinge geſchlummert zu haben ſchien, riegelte jetzt mühſam ſeine Augen auf und warf einen Seitenblick auf die ſchweigende Gruppe der Freunde. Er erhob ſich hierauf, und den Kopf zu dem Fenſter emporſtreckend, aus welchem der aufmerkſame Wirth von Zeit zu Zeit zu ſeinen Gäſten herabſah, ſprach er einige Worte heimlich mit demſelben, worauf er ſich wieder in die vorige Stellung zurückbegab.

„Nun, laß Deinen Muth nicht ſinken, Andreas!“ bat Johannes, nachdem ſie lange trüb und ſchweigend neben einander geſeſſen; „die Welt iſt groß und weit, und die Natur wird nicht alle geprieſenen Gaben an eines ihrer Geſchöpfe allein verſchwendet haben. — Wer weiß denn auch, ob Editha, ſo wie ſie ſich ausgebildet, an das Ideal gereicht haben würde, das ſich Deine geſchäftige Seele von ihr entworfen und ob nicht eine gleich ſchmerzliche Täuſchung Dir gedroht hätte, auch wenn das Schickſal Dir günſtiger war? — Nimm das Glas, Bruder, und ſtoß an: die Freiheit ſoll leben und die hehre, unverwelkliche Kunſt! die ja doch unſere eigentliche Geliebte iſt, und der die Huldigungen unſerer Herzen vor allen treu und unveränderlich gebühren!“

„Eigentlich“, fuhr er fort, während ſich jener vergebens zu ſammeln verſuchte, „eigentlich hat ſich durch Edithas Verbindung mit Deinem Vormund Dein früheres Verhältniß zu ihr nicht beſonders verändert. Du preiſeſt die Jahre beglückt, als Du in van der Hagens Hauſe Dich Edithas anmuthiger Nähe erfreuen durfteſt. Du ſpracheſt von ihrem Einfluß auf Deine Kunſt, und da ich an der heimlichen Wunderkraft liebenswürdiger Weſen nicht zweifle, ſo glaube ich, daß in dieſer geiſtigen Entwickelung, in der Wechſelwirkung eurer Seelen, ganz beſonders Dein Glück beſtanden hat. Wer aber, mein Freund, dürfte Dir wehren, dieß ſchöne Verhältniß aufs Neue anzuknüpfen? — Das Haus Deines Vormunds wird Dir vor Allen gaſtlich offen ſtehen, und Edithas Umgang Dich wie ſonſt erfreuen; Du aber müßteſt kein ächter Künſtler ſein, wenn nicht gerade das Tröpflein Wermuth, das ſich bisweilen in Deinen Freudenbecher miſchen möchte, Deine Begeiſterung ſteigern, und Dir die Kränze des Glücks und des Ruhms um ſo ſicherer gewinnen ſollte.“

„„Du nimmſt mich entweder für einen Engel, oder für einen recht bösartigen Teufel!““ entgegnete Andreas empfindlich, „„nur dieſer oder jener vermöchte ſich in einer ſolchen Lage zu behaupten, während ich meine Kraft ſolchem Kampf nicht gewachſen fühle!““

„Andreas!“ gab jener zurück, indem er ſeine Hand auf des Freundes Schulter legte. „Ich weiß, daß Du ſtärker biſt, als Du Dich in dieſem Augenblicke fühlen magſt! Ich weiß auch, daß Du fromm biſt, und Einer, der da Gott liebt und fürchtet, gar viel über ein Herz voll Leidenſchaft vermag! Ich ſcheide deßhalb, wenn auch mit recht tiefem

Schmerz, doch nicht ohne Hoffnung von Dir, daß Du Dich wohl zurecht finden wirſt auf dem dunklen, beſchwerlichen Pfade, deſſen Anblick Dich jetzt verwirrt und erſchreckt. Ein ächter Künſtler iſt auch ein ächter Held! Dieß, geliebter Andreas, möge mein Abſchiedsgruß ſein, und Dein Wahlſpruch werden, mit dem Dich des Freundes Segen begleitet.

Mit wehmüthigem Gefühl riß ſich Johannes von dem Herzen ſeines unglücklichen Freundes los. Beide warfen ſich hierauf auf ihr Roß, und ſich auf entgegengeſetztem Wege von einander entfernend, waren ſie ſich bald aus den Augen verſchwunden. Nach wenigen Minuten beſtieg auch der Fremde ſein Fuhrwerk, und ſich den Namen der Jünglinge wiederholend, den er durch Vermittlung des Wirthes erfahren, folgte er gemächlich dem ſtattlichen Reiter die Straße nach Utrecht hinab.

Wenn Du, lieber Leſer, es einmal im Leben ſelbſt erfuhreſt, wie dem zu Muthe iſt, der von dem Gipfel der ſeligſten Erwartung in die Tiefe gänzlicher Hoffnungsloſigkeit ſich hinabgeſtürzt ſieht, ſo vermagſt Du Dir das Gefühl wohl zu denken, mit welchem der arme Andreas nach der Begebenheit dieſes Morgens die Mauern ſeiner Vaterſtadt begrüßte.

Jede Stelle, jedes Haus, das ihm durch liebe Erinnerungen vertraut, freundlich entgegenwinkte, hatte einen neuen Pfeil des Schmerzes für ſeine Bruſt, und ſelbſt die biedere Begrüßung manches bekannten Geſichts ſchien ihm, in das Gift heimlichen Hohnes getaucht, das Thörichte ſeiner Hoffnungen und Träume vorwerfen zu wollen. Er eilte, als würde er von Häſchern verfolgt, durch die Straßen, und erwählte die abgelegenſte Herberge, um dort ſtille und unbemerkt ſeinen Einzug zu halten.

Hier in ſein Gemach verſchloſſen, wollte er ſich ſeinem Gram überlaſſen. Heftig weinend ſtürzte er, als er allein war, auf ſeine Knie, und ſein troſtloſer, zum Himmel gerichteter Blick bezeugten mehr, als es Worte vermochten, den ungeheuern Schmerz, der ſein junges Leben zu Boden zu drücken drohte. Mehrere Tage vergingen ihm ſo in gänzlicher Abgeſchiedenheit, während er Alles vermied, was ihn mit der Außenwelt in Berührung zu bringen vermochte. Der Gedanke, in ſeiner Stimmung Menſchen zu ſehen, zu ſprechen, die ihn in der vollen Blüthe jugendlichen Frohſinns gekannt, war ihm ganz unerträglich; es war ihm, als wüßte ein Jeder um ſein Geheimniß, und ſein Stolz ſträubte ſich, den Blick des Mitleids zu begegnen. Endlich gelang es ihm, ſich aus ſeinem trüben Brüten empor zu reißen. Er ſuchte ſeine Bilder, ſeine Zeichnungen hervor und begann in der Stille ſeiner Zelle ſeine Werkſtatt aufzuſchlagen. Der Fleiß ſollte ihm Frieden erkämpfen; aber es fehlte ihm die Luſt an der Arbeit, ohne welche der Künſtler nichts zu vollbringen vermag. Der Anblick ſeiner Gemälde führte ihm Edithas Geſtalt in der mannigfaltigſten Abwechſelung vor die Seele. Hier ſprach ſie in dem Unſchuldsblick einer Madonna zu ihm, dort blickte ihr Köpfchen aus lichtem Gewölk als Engel herab, in der Glorie der Himmelskönigin verſchwebend, und dort lächelte ſie ihm in aller ihrer Kindlichkeit und Anmuth in der Tracht ihres Vaterlandes aus dunklem Laubengrunde entgegen, dem Klange der Laute horchend, welche in ihres Sängers Arme ruhte.

„Kann ich, und weiß ich denn etwas Anderes zu denken, zu bilden, zu ſingen, als ſie, ſie allein?“ ſeufzte er, „und muß ich nicht, mit meinem Talent zugleich untergehen, da dem fröhlich hinauf ſtrebenden Keim meiner Kunſt, ach, meinem Leben ſelbſt das Herz ausgebrochen iſt? O Du, mein unvergeßlicher Lehrer, der Du den Geiſt wohl erkannteſt, der aus mir herausbildete und ſchuf, Du würdeſt es wohl erkennen, daß ich nun gar nichts mehr bin, da ſie mir genommen, und mich als geſtorben betrauern!“ — Er wollte die Bilder wieder verſchließen, aber ein unwiderſtehlicher Zauber zog ihn immer wieder aufs Neue zu denſelben hin.

„Könnte ich ſie nur noch einmal ſehen!“ rief er aus, „unbeachtet, unbemerkt, — könnte ich an dem Himmelsſtrahl ihrer Schönheit nur noch einmal die ſterbende Flamme meiner Kunſt entzünden, vielleicht, daß ſie mich über das Leben erhübe, und über den Schmerz, und ich dann beruhigter hinausziehen könnte in die weite Welt!“

Je mehr er dieſem Gedanken nachdachte, deſto wohlthätiger und unentbehrlicher ſchien ihm die Ausführung deſſelben. Er ſann nunmehr auf Gelegenheit, ſich Edithen zu nähern, ohne das Haus ſeines Vormundes zu betreten, deſſen Wiederſehen er gänzlich vermeiden wollte. Nach den Erkundigungen, die er einzuziehen ſich bemühte, erfuhr er, daß Meiſter Altinger, ſeitdem er ſich verheirathet, den ſchönſten Garten der Stadt an ſich gekauft, und dieſen, ſammt dem ſtattlichen Wohngebäude, das er mit ſeiner jungen Gemahlin bezogen, zu einem Wunder der Pracht erhoben und verherrlicht habe. Er vernahm ferner, wie der gefällige Goldſchmidt jedem Fremden und Einheimiſchen gern geſtatte, ſich an den ſinnreichen und künſtlichen Anlagen und Verſchönerungen deſſelben zu ergötzen, wie auch ſein Garten und Prunkgewölbe ſelten leer ſei von Bewunderern und neugierigen Beſchauern, zumal da zur Seite der köſtlichen Blumen und Juwelen die bildſchöne Hausfrau des Goldſchmidts bisweilen zu erſchauen ſei, die mehr noch als dieſe die Augen der Anweſenden feſſele und entzücke.

Als Andreas ſolches erfuhr, vermochte er nicht mehr der heftigen Begierde zu widerſtehen, ſich in Edithas Nähe zu begeben; und ob es gleich ſchon ſpät am Tage war, und die Sonne ſich bereits zum Untergange neigte, ſo zog es ihn dennoch hinaus in die Gegend, wo, wie er wußte, der Garten des Goldſchmidts gelegen war. Schon ſah er von fern die ſchlanken Baumwipfel, die Edithas Heimath beſchatteten; eine wehmüthige Freude dämmerte in ihm empor, je näher er derſelben kam, und er die Lüfte trank, in welchen ſie athmete. Es gelang ihm, in den Garten zu kommen, ohne das Wohngebäude zu betreten. Die Schatten des Abends verdunkelten bereits die hohen Laubengänge, und der aufſteigende Mond begann ſein zitterndes Licht in abentheuerlichen Geſtaltungen durch die verſchlungenen Zweige zu werfen. Ihm war, als befände er ſich in einer geweihten Kapelle, Schauer ſüßer Andacht ergriffen ſein Gemüth; es war nicht mehr die Geliebte, es war ein Heiligenbild, zu dem er wallfahrtete, von deſſen Antlitz er Geneſung hoffte, deſſen reine Nähe ihn heilen ſollte von allen Schmerzen und Wunden.

Gleich Weihrauchdüften ſtieg es von den nahen Blumenbeeten auf, die grünen Hallen feſtlich durchziehend — und als er aus dem Dickicht hervorſchritt, that ſich vor ihm ein Gefilde auf, das bei dem Silberlicht des Mondes zu einem Paradieſes-Garten verklärt, Alles überbot, was jemals ſein Auge geſehen. Zwiſchen ſchlanken Roſenbäumen, die in langen Alleen die Felder des Gartens durchſchnitten, blickten kunſtreiche Marmorſtatüen aus dem Grünen hervor. Dazwiſchen ſchlangen ſich ſorgſam gepflegte, in allerlei Formen geordnete Blumenſtücke, die in ihren grünen Einfaſſungen wie ſeltſam verſchlungene Hieroglyphen anzuſehen waren. Alles ſchien in der Fülle eines ewigen Frühlings zu lachen. Jetzt lockte ein Lautenklang ſeinen Blick plötzlich zur Seite, und, o Himmel! — unter blühenden Orangenbäumen, die in langer Reihe den Prachtbau des ſtattlichen Wohnhauſes umgaben, erblickte er die holde Editha, einer ſtrahlenden Fee gleich, die, auf Blumen thronend, ihr Zauberreich mit wohlgefälligem Blick überſchauet. Ihr jugendliches Geſicht, hell und blühend wie der Morgen, blickte wie träumend zu dem Abendhimmel empor. Das ſchöne, braune Haar war mit Perlen durchflochten, und an dem ſchlanken Hals, wie an der zart gerundeten Hand, die über die Saiten hinirrte, ſchimmerte der Glanz blitzender Edelſteine. Der fein gefaltete

Spitzenkragen, das mit goldner Stickerei reich verzierte, koſtbare Bruſtſtück, und das lange herabfließende Oberkleid von ſchwerem Seidenſtoff, vollendete das ſtattliche Anſehen der ſchönen Frauengeſtalt. Ihr dicht zur Seite prangten in reichvergoldeten Gefäßen die ſeltenſten Gewächſe, deren ſchwere Blüthendolden ſich ſchmeichelnd zu ihr herabbeugten; vor ihr aber warf ein Springquell ſeinen reichen Kryſtallſtrahl hoch über die Wipfel der Orangen empor, während des Mondes Strahl ſich in ſeinem Silberſtaube ſpiegelte, und ihn in tauſendfache Diamanten zerbrach. Andreas ſtand wie feſtgezaubert vor dem anmuthigen Gebilde. Sein Auge irrte verblendet von ihr auf die Pracht der Umgebungen, und von dieſen wieder auf ſie zurück; Eines ſchien für das Andere erſchaffen, und ſie bedünkte ihm in dem Glanz ihres Schmucks, ihrer Gewande, als die ſeltſamſte, auserleſenſte Blume, die durch irgend einen Zauber dieſem Boden eingeſenkt ſei, um ſeine Zier über die jedes andern zu erheben.

Jetzt erhob ſich ihre Stimme; o wie oft hatte er dieſen Tönen gelauſcht, wenn ſie in anmuthigem Wechſelſpiel mit ihm, an der Seite des Vaters geſeſſen! Es war ein Lied aus jener Zeit, was ſie begonnen; ſie ſang es mit derſelben kindlichen Anmuth, ihr Auge blickte eben ſo heiter und zufrieden, kein Schatten des Unmuths verdunkelte den Himmelsglanz ihrer Züge! — Sie war glücklich, ſie fand ihr volles Genüge im Schooße der üppigen Herrlichkeit, die ſie umgab; o er ſah es ja, las es ja deutlich auf dieſer Stirn, dieſen Augen, — aber dieſe Laute, die ſie ſo zärtlich an's Herz drückte, war ſie nicht von ihm? und konnte ihm nicht vielleicht doch eine wehmüthige Erinnerung geweiht ſein? — Faſt gewaltſam mußte er ſeinen Fuß zurückhalten, es drängte ihn, hinüber zu ſtürzen zu ihr, erfahren wollte er, ob ſie noch ſeiner gedenke, ob ſein Anblick — da gemahnte es ihn an ſeinen Vorſatz, Keinem, auch ihr nicht ſeine Nähe zu verrathen, und er bedeckte mit ſeiner Hand die geblendeten Augen, feſt entſchloſſen, ihrem Zauberkreiſe zu entfliehen.

Jetzt zog ein Geräuſch noch einmal ſeinen Blick auf jene Stelle zurück. Die Hausthür ſtand geöffnet, und aus derſelben hervor trat Herrn Altingers anſehnliche Geſtalt, auf den Marmorſtufen verweilend, während er mit Behaglichkeit das anmuthige Eden zu ſeinen Füßen überſchaute. Die kleinen, von den buſchigen Brauen und den vollen Wangen faſt ganz verſteckten Augen ſpähten rings im Kreiſe umher, bis ſie endlich mit wohlgefälligem Lächeln auf Editha's Blumenthron haften blieben. Hierauf ſchritt er gemächlich zum Garten hinab, und zu Edithen, die, ihn gewahrend, das ſchöne Köpfchen wandte, und ihn freundlich begrüßte. Er neigte ſich zu ihr herab, und ſagte ihr einige Worte; es ſchien, als bitte er ſie um etwas, denn ſie nickte wie gewährend, ſah dann freundlich lächelnd zu ihm empor, und erhob ſich dann, worauf er ſie ſogleich die Marmorſtufen hinaufgeleitete.

Andreas ſtarrte ihr in dumpfer Betäubung nach. — Ein ſchallendes Gelächter rang ſich endlich aus ſeinem Buſen los; — es war, als verwandle ſich Alles um ihn her. Verſchwunden war ſein Heiligenbild, das Ideal ſeiner Träume untergegangen. Nichts ſah er, als die üppige Pracht einer Sultanin, das liſtig angelegte Labyrinth eines boshaften Zauberers. Schneidende Mißklänge durchwogten ſeinen Buſen; er raffte ſich auf, und eilte wie von bangem Entſetzen getrieben, durch die nächtlichen Gänge des Gartens zurück.

Als das friedliche Tageslicht die Fenſter von Andreas Gemach zu vergolden begann, und dieſer, erwachend, den heitern Morgen begrüßte, zogen die Bilder des geſtrigen Abends noch einmal an ſeiner Seele vorüber. — Noch glühte jeder Eindruck, gleich friſchen Wunden, in ſeinem Gemüth, aber wie es immer geſchieht, daß ſich unſere Phantaſie zuletzt doch wieder beruhigt und beſänftigt, wenn der Tag nur erwacht, ſo ſtand auch Edithas Bild bald wieder in fleckenloſer Schönheit vor des Jünglings Gemüth. Der Gedanke, ſie in der Fülle der Herrlichkeiten, in der er ſie geſtern geſchaut, für immer feſtzuhalten, erwachte aufs Neue in ihm. Mit unvergänglichen Farben ſah er das Bild in ſeine Seele gezeichnet; es eben ſo treu wieder zu geben, wurde jetzt ſein Sehnen, ſein Streben. Bald war die Leinwand geſpannt, rüſtig ging er an's Werk. Eine unſichtbare Hand ſchien ſeinen Griffel zu lenken, und ſchon waren die lieblichen Formen in leichten Umriſſen vollendet; da war es, als flüſtere eine Stimme ihm zu: vergiß auch den Gebieter dieſes Zauberreichs nicht! Und eh' er ſich deſſen verſah, grinſte ihm von der Leinwand eine hämiſche Satyrlarve entgegen, die mit Herrn Altingers wohlbehaglichem Lächeln über die Schulter des ſchönen Frauenbildes ſchaute, als wollte ſie mit ihrer Gegenwart den ganzen Zauber des anmuthigen Bildes vernichten. „O ihr ewigen Mächte des Himmels!“ rief er, als er jetzt das Ganze überblickte; „ſo iſt es dahin mit mir gekommen, daß der Geiſt des Böſen mich alſo umklammert, daß ich ihn mit hinübertragen mußte in die heiligen, ſtillen Regionen der Kunſt, und ihre himmliſche Schönheit beſchmutzen wollte mit den Mißgeſtalten des Neides, des Haſſes? — Nein!“ rief er aufſpringend: „Lieber werde mein Name nie der Nachwelt genannt, als daß ein Makel ſo finſterer Art an meinem Nachruhme hafte!“ — und den Griffel weit von ſich werfend begann er alſobald die Zeichnung bis auf die letzte Spur zu vernichten. Kein Umriß ſollte bleiben, weil er dem Geiſte nicht traute, der ſeine Hand regiert, und als es vollbracht war, ergriff er ſein Barett, und eilte aus der ſchwülen Luſt des Zimmers hinaus ins Freie, um unter Gottes freiem Himmel von der Krankheit ſeiner Seele zu geneſen. Es wurde ſo eben zur Frühmeſſe geläutet. Der Klang der Orgel, ſo aus der hohen Domkirche herübertönte, winkte wie die Stimme eines Engels in das geöffnete Friedensreich. Fromme Beter ſtrömten durch die Pforten derſelben; mit niedergeſchlagenem Blick, die Hände über der ſchuldbewußten Bruſt reuig gefaltet, trat er in das Gotteshaus; hier in des Unſichtbaren Reich, wo die vergängliche Luſt arm und glanzentkleidet erſcheint, neben der Ahnung des Ewigen, das irdiſche Sinne noch nicht zu erfaſſen vermögen, das aber dennoch in den Stunden frommer Andacht des Menſchen Herz oft ſo beſeligend überkommt, hier ward es ihm zum erſtenmale klar, wie ſchwach, wie unmännlich ſein Herz, wie kleinlich und eigennützig ſein ganzes Sinnen und Trachten war. —

„Führe Du mich, da ich ſelbſt des Lichtes ermangele!" flehte er mit Inbrunſt; und auf ſeine Kniee niederfallend, lag er lange in heißem Gebet vor dem Herrn, ſich ſeinem Schutz, ſeiner Leitung mit kindlichem Glauben unterwerfend. —

In ſeiner Behauſung angekommen, ging er daran, ſeine Geräthſchaften zu ordnen; er wollte Utrecht auf einige Zeit verlaſſen, bis daß er ſich ſtark genug fühlte, das Haus ſeines Vormunds zu betreten; denn wie er auch ſein Unrecht gegen denſelben einſah, und es von Herzen bereute, ihn um eines Glücks willen, das er rechtlicherweiſe beſaß, ſo lieblos angefeindet zu haben, ſo lag es doch vor der Hand noch außer den Grenzen ſeiner Kraft, ein ruhiger Zeuge deſſelben zu ſein. — Seine Leidenſchaft ihm aber auf irgend eine Weiſe zu verrathen, war ihm der unerträglichſte Gedanke unter allen, und doch mußte er dieß bei der Lebhaftigkeit ſeines Weſens befürchten, weßhalb er eine ſo gefährliche Lage lieber gänzlich zu vermeiden beſchloß. Während er in Gedanken verſunken, den Plan ſeiner Zukunft entwarf, weckte ihn ein ſanfter Schlag auf ſeine Schulter plötzlich aus ſeinen Träumen, und zugleich ließ eine wohlbekannte Stimme ſich alſo vernehmen: „Ei, Andreas, Du ungetreuer und übermüthiger Geſell! Was hat Dir Deine Vaterſtadt Utrecht, und Dein redlicher Freund und Vormund gethan, daß Du Dich Tage lang hier aufhalten kannſt, ohne auch nur Einem von uns Deinen Gruß zu entbieten?“ — Andreas fuhr erſchrocken empor, denn vor ihm ſtand Herr Altinger ſelbſt, ihm die Arme zum herzlichen Willkommen entgegenſtreckend.

Unwillführlich trat er einige Schritte zurück, ſeiner Umarmung ausweichend. „Seh Einer den ſtolzen Burſchen!“ — fuhr jener halb ſcherzend, halb empfindlich fort. „Haſt Du denn über den Herrlichkeiten des Auslandes die Biederkeit und Herzlichkeit Deines Vaterlandes ſo ganz vergeſſen, daß Du Dich geberdeſt, als wäreſt Du einem ganz Fremden gegenüber?“

„„Nichts für ungut! Herr Altinger!““ gab Andreas zurück, indem er ihm niedergeſchlagenen Blickes die Hand bot: „„Wohl dürfte es manchmal geſchehen, daß die Fremde uns heimathlich, und die Heimath uns fremd wird, und da dies, zu Euch geſagt, auch mein Fall iſt, ſo werdet Ihr es nicht mißdeuten, wenn ich meine Gegenwart Allen verborgen hielt, um ungehemmt und unbemerkt wieder zurück zu kehren, von wannen ich gekommen bin.““ „Das iſt Dein Ernſt nicht, Andreas!“ entgegnete Jener, die edle Jünglingsgeſtalt mit ſichtlichem

Wohlgefallen betrachtend. „Du vergißt, daß ein wackerer Künſtler nicht ſich, ſondern ſeinem Vaterlande gehört, und daß er dieſem den Gewinn ſchuldig iſt, den er von fremdem Boden zurückbrachte!“

„„Ihr gingt in Euern Erwartungen von mir zu weit!““ verſicherte Andreas. „Und Du kamſt ihnen dennoch immer glücklich nach!“ lächelte jener. „Man darf Dich ja nur anſehen mit den Augen voll Muth und der ſtolzen rüſtigen Haltung, ſo weiß man es ja gleich, daß Du nicht zurückbleiben kannſt, wo es Andern gelingt, zum Ziele zu ſchreiten. Gieb mir die Hand, Andreas, und verſprich mir, Deiner Reiſeluſt fürder mit keinem Wort zu erwähnen. Ich gedenke Dich nunmehr recht feſt zu halten, zur Freude Aller, und habe mich lange genug nach dieſem Augenblick geſehnt!“ „„Laßt das, Herr Altinger!““ bat jener. „„Ein Jeder weiß, was ihm eben von Nöthen. Das Menſchenherz iſt ein gar ſeltſames Ding, und ſchwer iſt's, ſein Lebenselement dem Andern zu erklären.““ „Nun, Du unſteter Geſell! ſo gehe, wohin Dich Dein Trieb zieht!“ grollte der Goldſchmidt; „aber Eines darf ich mit allem Recht von Dir fordern, und Du müßteſt kein gutes Herz haben, wenn Du auch hier mich zurückweiſen ſollteſt! Gott weiß, daß ich nie auf Dank gerechnet, bei Allem, was ich mit der Liebe eines Vaters für Dich gethan! Ich kenne die Art und Weiſe der Jugend, und bin weit entfernt, mit Dir rechten zu wollen! Aber eine Blüthe zu ſehen von dem Stamme, den ich gepflegt, den ich ſelbſt zu ſchönerem Gedeihen unter den ſüdlichen Himmel verpflanzt, — das iſt, meine ich, ein Wunſch, den ich eben ſo gut ausſprechen darf, als Du mir denſelben erfüllen kannſt. Ich lade Dich deßhalb in mein Haus, damit Du mir dort Deine Meiſterprobe ablegen mögeſt! Du ſollſt meine Editha malen, ein Auftrag, den ich nur Dir allein anvertraue, weil ich von früher her weiß, was ich in dieſer Art von Deiner Kunſt zu erwarten berechtigt bin!“

Andreas ſtand, den Blick zu Boden gekehrt. Auf ſeinem Antlitz ſtieg eine dunkle Röthe empor, man ſah, welchen heftigen Kampf er beſtand. Vergebens ſann er auf ein Mittel, dieſer gefährlichen Aufforderung zu entgehen, er vermochte nichts zu entgegnen, aus Furcht, ſich zu verrathen. „Ich wußte es wohl, das konnteſt Du mir nicht verweigern!“ fuhr Altinger fröhlicher fort, „Fortan ſollſt Du Deine Werkſtatt in meinem Hauſe aufſchlagen, damit es Dir heimiſcher werde, in Utrechts Mauern. Sogleich ſende ich meine Diener, Deine Geräthſchaften zu holen!“ „„Das Letzte unterlaßt, wenn ich Euch bitten darf!““ ſtammelte Andreas. „„Erlaubt mir, die Zeit zu dieſem Geſchäft nach

Belieben zu wählen. Das Bild werde ich fertigen, wann und wo, ſei mir überlaſſen!““ — „Wann und wo?“ brauſ'te Herr Altinger auf, „biſt Du etwa zu hoffärtig, das Haus eines ehrlichen Goldſchmidts zu betreten?“

„„Ihr ſeid überaus heftig, und verſteht mich unrecht!““ ſtammelte Andreas, in der höchſten Verlegenheit. „„Ich werde Eurer Einladung Folge leiſten, nur will ich auf keine Weiſe in meiner Freiheit beſchränkt ſein! Jeder Zwang iſt ein Mehlthau, der ſich vernichtend auf die Blumen der Kunſt legt, und wenn Ihr wollt, daß das Werk, ſo Ihr mir übertraget, nur einigermaßen gedeihen ſoll, ſo fragt weder viel nach dieſem, noch nach mir, — frei und unbemerkt, wie die Natur, will und kann allein des Künſtlers Gemüth aus ſich heraus bilden und geſtalten! Alle fremde Einmiſchung iſt ihm ſtörend und ſchädlich!““ „Ich verſteh' Euch, und werde Euch nicht in den Weg treten, Meiſter Andreas, damit Ihr Euer Ziel ungehindert verfolget!“ entgegnete der Goldſchmidt, „nehmt nicht übel, wenn ich Euch jetzt unbewußt, eine Stunde der Muße beſchränkt! Den Künſtler ſtört man zu jeder Zeit, aber ein ſchlichtes, treuherziges Gemüth kann es wohl einmal vergeſſen, wenn es der Augenblick hinreißt, ſeinen guten Willen zu bezeigen!“ Er drückte mit dieſen Worten ſeinen kleinen, ſpitzigen Hut auf die Stirn, warf das Haupt ein wenig zurück, und ſchritt nach kurzem Lebewohl, trotzig zur Thür hinaus. Andreas ſtand noch immer wie betäubt. Es war bereits zu ſpät, als er Herrn Altinger nacheilen wollte, die vermeintliche Kränkung wieder gut zu machen. Er ſah es, ganz unvermeidlich war nunmehr der Beſuch im Hauſe des Goldſchmidts. Alles, was Herr Altinger jemals für ihn mit väterlicher Güte gethan, und deſſen war recht viel, trat mahnend vor ſein Gedächtniß; er fühlte, daß es mehr als der ſchwärzeſte Undank wäre, wollte er ihm den winzigen Lohn, den er von ſeiner reichen Saat zu erndten gehofft, verweigern.

Wie es aber ertragen, der ſchönen Editha zu nahen, ihr ſtundenlang gegenüber zu ſitzen, mit einem Herzen, deſſen Wunden kaum zu vernarben begannen? Mußten nicht ſeine Entſchlüſſe, das mühſame Gebäude ſeiner Vernunft aufs Neue zuſammenbrechen in dieſem unſeligen Verhältniß? Er begab ſich endlich alles weitern Nachdenkens, überzeugt, daß hier nichts mit der eigenen ſchwachen Kraft gethan ſei. Er hoffte, es werde zu der Prüfung, die ja recht unmittelbar nach ſeinem frommen Gebet ihm zugeſandt worden war, ihm auch Rath und Hülfe von oben kommen, und dieſem Gedanken vertrauend, fuhr er fort, ſich jeden Morgen an heiliger Stätte zu ſtärken, damit er ſofort die ſtuſtern Geiſter beſiegen lerne, die ihn abhielten, ſich mit dem Glück ſeines Vormundes zu vertragen.

Ein heller Sonntagsmorgen war aufgegangen. Der hohe Dom der alten Stadt Utrecht erglänzte in flammendem Morgengold, und das bunte Spiel der Flaggen und Segel, die von den Schiffen des Canals herüberwehten, gewährte, hin und wieder von grünen Baumwipfeln unterbrochen, in dem reinen Azur des Morgenhimmels einen gar erquicklichen Anblick. Andreas hatte ſo eben den Dom verlaſſen. Die friedliche Sabbathsſtille umher hatte ſich unbewußt ſeinem Herzen mitgetheilt. Er fühlte die Schwingen frohen Jugendmuthes ſeinem Daſein zurückgegeben, mit welchen man ſich ſo leicht über die Klippen des Lebens erhebt.

Heute, das geſtand er ſich freudig, vermochte er Herrn Altingers Haus zu betreten. Rüſtigen Schrittes begab er ſich auf den Weg, bemüht, die glückliche Stimmung feſt zu halten. Nach des Goldſchmidts Gemächern fragend, wurde er alſobald in dieſelben gewieſen. Freundlich trat dieſer ihm aus ſeinem Prunkzimmer entgegen, deſſen eben ſo reiche, als geſchmackvolle Verzierung die Blicke unwillkührlich an ſich zog. Die hohen Bogenfenſter, deren obere Hälfte mit bunten Glasmalereien geſchmückt waren, warfen den Tagesſtrahl in hellen, farbigen Lichtern auf den mit Porzellan ausgelegten Fußboden. An den Wänden aber umher glänzten, in breiten Glasſchränken geordnet, die reichſten Geſchirre und Pokale von getriebener Gold- oder Silberarbeit, untermiſcht von der Pracht bunter Geſchmeide.

Herr Altinger ſelbſt war in ſeinem reichen Sonntagswamms, den bauſchigen Ermeln und Unterkleidern, den gelben Strümpfen und den mit Schleifen geſchmückten Schuhen gar ſtattlich anzuſehen, dabei glänzte ſein Geſicht in dem Ausdruck der innigſten Freude, und er bot zu wiederholten Malen ſeinem Gaſte die Hand zu dem herzlichſten Willkommen. Nachdem Andreas auf die theilnehmenden Fragen Herrn Altingers ihm mancherlei aus ſeinen Lehrjahren mitgetheilt hatte, begann auch dieſer, ihm von ſich und ſeinen neuen Verſuchen und Entdeckungen zu erzählen, worauf er ihn mit Behaglichkeit von einem Schrank zum andern geleitete, um ihm die künſtlichen Arbeiten der letzten Zeit vorzuzeigen.

„Ich habe, ſeitdem Ihr aus unſrer Mitte ſchiedet, Euch einigermaßen in's Handwerk gepfuſcht!“ fuhr er mit heiterer Laune fort, indem er ein neues Gemach öffnete, deſſen Glanz dem erſten nichts nachgab. „Die edle Kunſt der Malerei wurde von mir ſtets in Ehren gehalten, und da ich nie gelernt mit Farben umzugehen; ſo habe ich verſucht, meine Bilder in edlem Metalle auszuführen, wie Euch dieſe Platten bezeugen werden.“ Er nahm mit dieſen Worten ein großes Silbergemälde von der Wand; welches in bewunderungswürdiger Feinheit ein Hiſtorienſtück darſtellte, deſſen Figuren ſo geſchickt herausgetrieben, und ſo künſtlich geordnet waren, daß Andreas kaum begreifen konnte, wie dieß Alles ein grober Stahlgriffel zu erſchaffen vermöge, und voll Bewunderung ausrief: „„Ei, werther Meiſter Altinger! Warum habt Ihr mir nicht ſogleich von dieſer Eurer kunſtreichen Arbeit erzählt! Muß doch nunmehr Jeder von uns, Euch als wackern Genoſſen die Hand reichen, da Ihr Euer Handwerk alſo zur Kunſt veredelt! Jeder, der dieſen ſchön angelegten Hintergrund, dieſe wohlgeordneten Gruppen, und die Sauberkeit und Sorgfalt beachtet, mit der Ihr Alles bis auf das Kleinſte ausgeführt habt, würde in Euch einen recht tüchtigen Maler vermuthen, und ſtaunen, daß Euch Solches ohne Uebung jener Kunſt gelang!““

„Es freut mich, daß Ihr die Schwierigkeit anerkennt, die dieſe Arbeit begleitet“, entgegnete der Goldſchmidt: „Ihr Maler vermögt wohl zehn Eurer Farbenſchöpfungen zu vollenden, bevor wir ein einziges Metallgemälde ohne Fehl und Makel zu fördern vermögen; — Ihr könnt die Mängel Eurer Bilder mit Farben bedecken, aber hier verdirbt oft ein einziger übereilter Hammerſchlag das ganze Kunſtwerk; und es gehört viel Bedächtigkeit dazu, einen Verſuch dieſer Art tadellos zu vollenden.“

Mit ſteigendem Intereſſe betrachtete Andreas die Reihenfolge der verſchiedenartigen Bilder, welche die Wände als ſchöne Zierrath ſchmückten. Laubwerke, Blumen, Fruchtſtücke, Thiere und Menſchengeſtalten wechſelten in bunter Mannigfaltigkeit unter einander ab; und jedes bekundete den geübten Griffel des Meiſters. Jetzt öffnete Herr Altinger ein Wandſchränklein, und indem er aus einer reichverzierten Sammetkapſel ein kleines Bild hervorlangte, trat er mit einem Geſicht, auf dem der Triumph des eignen Bewußtſeins gar ergötzlich zu leſen war, zu Andreas hin, und begann: „Da Ihr mir bisher Euern Beifall nicht verſagtet, ſo darf ich hoffen, daß Ihr auch dieſen meinem beſten und ſchwierigſten Kunſtwerk Gerechtigkeit widerfahren laſſen werdet!“ Hiermit überreichte er das Bild dem jungen Meiſter, während er in geſpannter Neugierde vor demſelben ſtehen blieb.

Andreas ſchaute lange, und ſichtlich überraſcht auf daſſelbe herab, allmählig aber erglühte er, wie von heimlichem Unwillen erfaßt, bis er endlich ausrief:

„„Nein, nein, werther Vormund und Meiſter! Was das Portraitiren anbelangt, vornehmlich bei einem Angeſicht, bei dem die Form, ſo ſchön ſie iſt, Nebenſache, und die Seele Alles iſt, ſo überlaſſet dieſes nur ein für allemal uns Malern, die wir allein beſtimmt ſind, die feine Schrift auf dem Menſchenantlitz treu und leſerlich wiederzugeben! Da habt Ihr Eure Editha zurück! Ihr hättet mit demſelben Recht den Mond in Wachs puſſiren, und Sonne und Sterne mit Euern Bunzen heraustreiben können! Man hätte Beides recht gut erkannt, ohne beſondere Luſt und Andacht dabei zu empfinden, — und ſo auch hier! Wie auch Euch und vielleicht Vielen dies Bildlein genügen möge: Einem, der den unſterblichen Strahl der Schönheit empfunden, iſt dies Bild nichts, als ein todtes Metall, das dem Erdenſchoos angehörend, weder Leben hat, noch dem warmen Leben des Herzens genügen kann!““

„Ho, ho!“ entgegnete Herr Altinger, „ſeid Ihr doch ſo ſtreng und auffahrend, wie ich Euch nie geſehen! Gewiß hab' ich hier unbewußt den Hauptzweig Eurer Kunſt und ſomit Eure ſchwache Seite berührt, daß Ihr ſo heftig daherbrauſet! Jeder von Euch ſoll ſein Feld haben, wo er nicht gern ſeines Gleichen 'zur Seite dulden, und auch Ihr, mein guter Andreas, ſcheint dieſe Behauptung eben nicht zu widerlegen!“ Andreas, über ſeine unvorſichtige Heftigkeit aufs äußerſte betroffen, entgegnete kleinlaut: „„Ich glaube in der That, Meiſter Altinger, Ihr habt es getroffen! Das Menſchenantlitz, dieſer Spiegel der innern Welt, iſt der eigentliche Gegenſtand meiner Kunſt; und da ich meinem hohen Meiſter nicht auf ſeinen drei Sonnenbahnen nachzufolgen vermochte, ſo begnügte ich mich damit, ihm wenigſtens auf Einer derſelben aus allen Kräften nachzuſtreben.““ — „Ihr verſteht es, meine Erwartungen aufs höchſte zu ſpannen!“ gab Herr Altinger zurück! „Wohl mir, daß ich Euch endlich habe, und Ihr nun vollbringen könnt, was mir nur zur Hälfte gelang.“ — Andreas, der dem Goldſchmidt nunmehr durch die That zu beweiſen wünſchte, was es heiße, ein ächtes Gemälde zu fertigen, konnte es kaum erwarten, ſein Werk zu beginnen. Sein künſtleriſcher Stolz, ſein Eifer war mit einemmale erwacht, die Gefahr, die ihm früher ganz unüberwindlich gedäucht, ſchien ſchon zur Hälfte überwunden, und bald folgte er voll Entſchloſſenheit Herrn Altinger, welcher ihn erſuchte, ihn nunmehr ſeiner Hausfrau vorſtellen zu dürfen. Sie traten, nachdem ſie mehrere Zimmer durchſchritten, in ein Erkerſtübchen, deſſen Fenſter bis zu dem, mit köſtlichen oſtindiſchen Teppichen belegten Fußboden hinabliefen, ſo daß man durch dieſelben den

Garten frei überſchauen konnte. Hier ſtand nun die liebliche Editha, und ſchien mit den Vöglein zu ſchwatzen, die in reich vergüldeten Käſigen, ſie umgaben; ſinnreich geordnete Blumen bildeten einen Kranz um den Tiſch, vor welchem ſie ſtand, und wetteiferten mit den Juwelen, die den Feſtſchmuck des ſchönen Frauenbildes erhöhten.

Herr Altinger hatte Andreas Hand gefaßt, und führte ſeinen Gaſt mit freundlichen Worten Edithen entgegen. Als dieſer die Augen aufſchlug, und das theuerſte Bild ſeiner Seele nun ſo ganz dicht vor ihm ſtand, wurde es ihm doch gar mächtig beklommen um's Herz, und er vermochte kaum einige Worte höflicher Begrüßung zu ſtammeln. Dabei glaubte er an der weißen Hand, mit der ſich Editha leicht auf den Marmortiſch ſtützte, ein leiſes Zittern zu bemerken, auch wechſelte die Farbe ihrer Wangen in ſeltſamer Haſt, ſo daß er wohl ſah, er habe nicht allein an dem Gewicht dieſes Augenblicks zu tragen. Herr Altinger betrachtete Beide mit ſorgſamem Scharfblick, bald aber ſchien ſeine biedere Gutmüthigkeit jedes Mißtrauen zu beſiegen, und er empfahl Edithen ſeinen Gaſt zu beſonderer, freundlicher Aufnahme, welches der Roſenglanz der Freude, der immer heller auf den Wangen derſelben aufleuchtete, ſchon ganz von ſelbſt zu verſprechen ſchien.

Lange blieb das Geſchäft der Unterhaltung Herrn Altinger faſt allein überlaſſen, da er dieſes aber wenig zu bemerken ſchien, ſondern in der behaglichſten Stimmung Alles aufſuchte, was ſeine Freude an den Tag legen konnte, den jungen Meiſter in ſeinem Hauſe zu bewirthen, ſo gelang es ihm endlich, denſelben zu ermuthigen, und auch Editha miſchte, dem Geſpräch der Männer lauſchend, hin und wieder ein Wörtlein in daſſelbe, bis ſich die Liebenswürdigkeit ihres Weſens allmählig in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu entfalten begann. Als Andreas den Klang der geliebten Stimme vernahm, war es ihm, als führe eine unſichtbare Hand ihn in die Zaubergärten der Vergangenheit zurück. Alle Wonnen jener Zeit, alle kühn aufſtrebenden Jugendträume zuckten wie die Lichtſtrahlen eines langentbehrten Frühlings in ihm empor; es war, als ſei nun Alles wieder, wie es damals geweſen; die Gegenwart mit ihren heimlichen Dornen verſchwand ganz aus des Beglückten Gemüth; er vermochte ſeinen Schmerz zu vergeſſen, und überließ ſich ganz den Einwirkungen ihrer lieblichen Nähe.

„„Was iſt es denn auch““, ſprach er zu ſich ſelbſt, „„was mich hindern könnte, ſo kindlich glücklich wie damals zu ſein? Gelingt es mir nur, jeden Wunſch, jede eigennützige Regung zu begraben, ſo iſt auch das verlorene Paradies wieder mein! Nur die eigene Leidenſchaft war der Engel mit dem Flammenſchwerdt, der mir ſeinen Eingang vertrat. Ihre Nähe aber reinet, — und führt zum Frieden zurück!““

Die Heiterkeit, in die ihn dieſe Betrachtungen verſetzten, theilte ſich bald ſeinen Worten, ſeinem ganzen Betragen mit. Mit erhöhter Aufmerkſamkeit beachtete er Herrn Altingers theilnehmende Fragen, denen zu Folge er Vieles von ſeinen Reiſen und Abentheuern mittheilte.

Bald fühlte er ſich zu jener geiſtigen Lebendigkeit erwacht, welche jeder Darſtellung erſt Reiz und Farbe zu verleihen vermag. Oft wollte es ihm bedünken, als verweile Edithas Auge, ſo oft er der Herrlichkeit Italiens gedachte, mit einem ſeltſam bekümmerten, faſt traurigen Ausdruck auf ihm; ſtets aber verſchwand dieß trübe Gewölk ihrer Stirn, wenn er zu den Vorzügen ſeines Vaterlandes zurückkehrte, wobei ſie ſtets lebhaft in ſein Lob einzuſtimmen wußte. Eine geheime Ahnung fliſterte ihm zu: Herr Altinger habe Edithen ſeinen Wunſch, nach Welſchland zurückzukehren, verrathen. Es lag etwas Süßes für ihn in der Vorſtellung, ſie ſei demſelben entgegen; und gern überließ er ſich ſeiner Vermuthung, wie man ſich holden Träumen hingiebt, ohne ihrer Deutung tiefer nachzudenken.

Das wiederholte Anſuchen Herrn Altingers, einige Tage in ſeiner Behauſung zuzubringen, fand bald freien Eingang in Andreas Gemüth. Er fühlte, daß es eigentlich kein beſſeres Mittel gäbe, krankhafte Vorſtellungen zu heilen, als muthig der vermeinten Gefahr entgegenzutreten, und daß für eine lebhafte Einbildungskraft kein ärgerer Feind erfunden werden könne, als gänzliche Einſamkeit. Er beſchloß demnach, ſchon den folgenden Tag in ſeine neue Heimath einzuziehen. Herr Altinger drückte ihn mit lautem Jubel an's Herz, und Editha fliſterte: „Es iſt doch ſchön von Euch, Meiſter Andreas, daß Ihr nicht zu ſtolz ſeid, der Freundſchaft zu Gefallen ein Wort zurückzunehmen, das Euer Künſtlertrotz doch ganz gewißlich zu raſch ausgeſprochen hatte.

Bald geſchah es, daß Andreas im Hauſe ſeines Vormunds immer einheimiſcher wurde. Blieben ſich auch die Gefühle nicht ſtets gleich, mit welchen er ein Verhältniß überſchaute, das nur das väterliche Wohlwollen des Goldſchmidts, und die kindliche Heiterkeit Edithas ruhiger ertragen ließ, ſo fand er ſich doch, ſelbſt durch die Wehmuth, die dann und wann die reichen Blüthen ſeiner Gegenwart umſchattete, in ſeinem Innern wohlthuender angeregt, und ſein volles Herz ſehnte ſich wieder, in Liedern und Bildern die reiche innere Welt zu entfalten, die ihn mit dem Aeußeren immer friedlich zu verſöhnen verſprach. Betrachtete er nun vollends den ſchönen Einklang, die ſichtliche Zufriedenheit, die in dem Kreiſe waltete, der ihn umgab, ſo hätte er kein guter Menſch ſein müſſen, um ſich an derſelben nicht von Herzen zu erfreuen. War auch Editha's Zärtlichkeit für Herrn Altinger mehr die eines dankbaren Kindes, welches ſeinen Wohlthäter auf alle Weiſe zu ehren und zu erfreuen gedenkt: ſo lag doch in ihrer Sorgfalt für ihn eine ſo zarte Innigkeit, eine ſo hohe Ehrfurcht und Dankbarkeit, daß Andreas ſich immer mehr überzeugte, wie an ihrem Glück keineswegs zu zweifeln ſei.

Dagegen hielt aber auch Herr Altinger ſie als den köſtlichſten Juwel ſeines Hauſes, deſſen Umgebungen er nicht ſchön und herrlich genug erſinnen zu können glaubte. Alles, was das äußere Leben nur Anmuthiges und Ergötzliches hat, ſchien er aufzubieten, um ſeine jugendliche Gefährtin täglich mit neuen Freuden zu überraſchen. Auch prahlte er nicht wenig mit dem Schatz, ſo er beſaß; denn nicht allein, daß er Editha mit den Prachtgeſchenken ſeiner Kunſt überhäufte, um ſie an Glanz über Alle ihres Gleichen zu erheben; auch ſein Prunkgemach, welches mit ſeinen reichen Kleinoden Jedermann offen ſtand, ſchien ihm nicht eher vollendet, bis Jene auf dem erhöhten Fenſterſitz-Platz genommen hatte, den er für ſie bereitet, und auf welchem ſie, in ihrer Lieblichkeit thronend, als die reiche Beherrſcherin dieſes ſtrahlenden Juwelenreichs, auf daſſelbe herabblickte. So gern nun auch jeder Blick auf der anmuthigen Frauengeſtalt verweilte, ſo gab es doch hin und wieder manche anfeindende Stimme, die da behaupten wollte, Herr Altinger verſtände ſeinen Vortheil gar wohl, und es geſchähe nicht umſonſt, daß er ſeine beſten Halskettlein und Armſpangen der eignen Gattin zum Schmuck reiche. Mit weiſem Sinn habe er ſeiner Arbeit die beſte Folie erwählt, denn nichts vermöge den flammenden Rubin, den dunklen Smaragd ſo zu erheben, als die Roſen und Lilien auf Editha's Wangen und Hand, und gewiß lange mancher Käufer in ſeiner Verblendung nach ähnlicher Pracht, vermeinend, der Glanz, der ſeine Augen beſteche, gehe allein von dieſen Zierrathen aus. In der That ſchien bei genauerer Erwägung dieſer Vorwurf nicht ganz ungegründet; denn wer Herrn Altingers wohlgefälliges Lächeln und Kopfnicken ſah, wenn er irgend ein koſtbares Geſchmeide gefertiget, und nun die hellen Steine in Editha's Locken, oder auf der Wunderpracht ihres Halſes, ihrer Arme brannten und funkelten, ſo wußte man nicht, ob es ihn mehr erfreue, ſeine Kunſt durch die Anmuth der ſchönen Frauengeſtalt, oder dieſe durch jene erhoben zu ſehen.

Sprachen Gäſte bei ihm ein, wie es nicht ſelten geſchah, ſo ſchien es ihm erſt in dem Kreiſe ſeiner Freunde behaglich zu werden, wenn die liebreizende Hausfrau in demſelben erſchien, und die blanken Becher mit eigner Hand füllte. Pries nun Einer oder der Andere ſein Glück, oder ſchien wohl gar höchlich verwundert über die ausnehmend ſchöne, jugendliche Gefährtin, ſo er gewonnen, ſo verklärte ſich ſein Geſicht immer heller und freundlicher, und es war ſogar einmal geſchehen, daß er einem durchreiſenden Sangesmeiſter, der von der Liebenswürdigkeit der holden Editha hingeriſſen, ihr Lob in begeiſterten Liedern geſungen, ein güldnes Kettlein aus freier Gunſt verehrt hatte, um ſeine Freude an einer ſo gerechten Anerkennung zu bezeigen.

So ſchien es auch jetzt ſein Glück zu erhöhen, daß Andreas ſeinen Wunſch gewährt hatte, und ihm durch ſeine Kunſt einen neuen Triumph zu bereiten verſprach. Er hatte ihm ein freundliches Gemach neben ſeiner Werkſtatt eingeräumt, und ſchaute oft aus derſelben zu der Staffelei des fleißigen Künſtlers herüber; dabei ſann er täglich auf Ergötzlichkeiten aller Art, um ſeinem jung[illegible] Hausgenoſſen den Aufenthalt bei ihm immer angen[illegible]achen.

Geſchah es, daß Herr Altinger ſich mit Edithen auf die ſchöne Maillebahn begab, um ſich an dem bunten Getümmel der Spaziergänger zu erluſtigen, ſo durfte vor Allen der junge Meiſter nicht fehlen. Der wackre Goldſchmidt ſchritt dann in der Mitte beider jugendlichſchönen Geſtalten in ſeinem ſtattlichen Sonntagsſchmucke überaus wohlbehaglich daher, und an dem angedrückten Kinn und den in ſtolzem Selbſtgefühl umherſchauenden Augen konnte man deutlich erſehen, daß er ſich nicht wenig auf ſeine Begleitung einbilde, zumal da der Neugierigen Viele den angeſehenen Künſtler aufſuchten, deſſen Ruhm ſich täglich mehr zu verbreiten begann. Sein höchſter Triumph aber war, wenn irgend ein wohlhabender Kunſtfreund ſich an Andreas drängte, um ihn mit Aufträgen und anſehnlichen Verheißungen in ſein Haus zu locken, und jener mit aller Höflichkeit entgegnete, wie er vor der Hand mit Allem, was er zu leiſten vermöchte, ſeinem Freund und Vormund, dem wackern Meiſter Altinger, angehöre, ſo daß er jede neue Aufforderung bis auf ſpätere Zeit ablehnen müſſe.

Freundlich klopfte er dann den getreuen Jüngling auf die Schultern, nannte ihn ſeinen braven Geſellen, ſeinen wackern, herzlieben Andreas, und bezeigte ſeine Dankbarkeit auf eine ſo treuherzige

Art, daß jener nicht umhin konnte, ſein Wohlwollen auf gleiche Weiſe zu erwiedern.

Andreas fuhr nun um ſo emſiger fort, mit Liebe und Fleiß an ſeinem Gemälde zu arbeiten. Oft, wenn Editha ihm gegenüber ſaß, die großen ruhigen Augen auf ihn gerichtet, als wollte ſie in den Grund ſeines Herzens hinabſchauen, dann ſenkte er oft ſeinen Blick ſchüchtern zu Boden, und ihm war, als müſſe er vor ihr niederſtürzen und ausrufen: „O Du, die Du in den Tiefen meiner Seele lieſeſt, vergieb mir eine Liebe, für die ich nicht kann, weil ſie mit meinem Daſein von Anbeginn her verzweigt und verkettet iſt!“ — Hob er dann die Augen wieder empor, gewahrend, wie das Antlitz Editha's, als habe ſie wirklich jene Worte vernommen, mit höherem Purpur übergoſſen war, ſie auch wohl die ſeidnen Wimpern niederſchlug, den feuchten Glanz ihrer Augen zu verbergen, dann ſchien es ihm, als habe ſie dieſes kühne Bekenntniß ihm wohl dennoch verziehen, als ſei es ihrem Herzen bewußt, wie ſchwer es ſei, die Träume der Jugend zu vergeſſen. — Es war ihm dann immer willkommen, wenn Herr Altingers Erſcheinung die ängſtliche Stille unterbrach, und ihn hinausriß aus dem gefährlichen Verſinken in die Welt ſeiner Gefühle.

War er allein, ſo rief er ſich freilich jeden milden Blick, jede Aeußerung Editha's um ſo froher zurück, je ſtrenger er ſein Herz in ihrer Gegenwart bewachte. Er überließ ſich dann ganz dem Entzücken, welches wir empfinden, wenn wir die Theilnahme eines geliebten Weſens ahnen, ja uns derſelben bewußt werden, ohne daß es der Verſtändigung des Wortes bedarf.

Das ſelige Geheimniß, das ſeine Bruſt umſchloß, blühte dann in manchem zarten Liede empor, welches in der Einſamkeit ſeines Gemachs, oder wenn er Abends allein den Park durchirrte, ſeiner Zitter vertraute; während er die Wahl ſeiner Geſänge ſorgſam prüfte, wenn er Edithens Spiel begleitend, ihr zur Seite ſaß, und ihre Stimmen nun in lieblichem Einklang durch die blühenden Lauben zogen. Herr Altinger hatte an dieſer Unterhaltung ſeine herzliche Freude. Er vermochte die künſtlichſte Arbeit zur Seite zu legen, wenn Editha die Laute ergriff, und ſchien es auch bisweilen, als beobachtete er das ſchöne Sängerpaar dann recht aufmerkſam, ſo war doch ſein Wohlgefallen an ihrer gemeinſamen Kunſt unverkennbar auf ſeinem Antlitz zu leſen.

Einſt geſchah es bei ſolcher Uebung, daß Editha, die ſich eben mit Andreas allein befand, von einer vorſtehenden Saite ſchmerzlich getroffen wurde. Der ſcharfe Draht hatte ſich feſt um ihren Arm geſchlungen, und einen dunkeln Reif um denſelben gebildet. Sie zuckte, wie von einem gewaltigen Schreck erfaßt, heftig empor, und entgegnete auf des Jünglings theilnehmendes Bezeigen: „Glaubt nicht, lieber Andreas, daß der geringe Schmerz mich alſo erſchreckt! Es iſt eine trübe Ahnung, die mich plötzlich überkommt, und die ich nicht zu verbergen vermag. Seitdem ich dieſe Laute aus Euren Händen erhielt, hat ſie mich auf vielfache Weiſe erfreuet und getröſtet. Sie war mir lieb wie das eigne Gedächtniß; denn ſie erzählte mir von unſerer ſchönen Jugendzeit, von Euch, ach, von dem ganzen, reichen Frühling jener Tage. — Heut' hat ſie mich zum erſtenmale verwundet! Könnt' Ihr mir verargen, wenn ich befürchte, daß mir irgend etwas Schmerzliches drohe?“ —

„„Editha — Ihr hättet wirklich meiner gedacht?““ frug Andreas, die Freude über dieſes Geſtändniß nur mühſam zurückdrängend:

Da ſah ihn Editha lange mit den großen, ſprechenden Augen an, als ſtaune ſie über ſeine Frage; dann aber entgegnete ſie ernſt: „Es mag ſich wohl in Euer Leben recht Vieles und Mannichfaltiges hineingedrängt haben, daß Ihr die einfache Geſtalt eines ſich ruhig fortbewegenden Daſeins ſo ganz aus den Augen verloret, wie es Eure Frage nur zu deutlich beweiſt! — Betrachtet den Umriß, ſo Ihr auf eine reine Leinwand gezogen; werdet Ihr dieſelbe dort nicht unverändert erblicken, es ſei denn, daß eine Menge anderer Conturen, die Ihr daneben und darüber hinwürfet, dieſelbe allmählig verdunkelten? — So geht es mit den erſten Eindrücken des Menſchengemüths. Die Meiſterhand, die ihre Bilder dort einzeichnet, weiß dieſelben wohl ſchärfer und dauerhafter zu ziehen, als ihr es vermöget, und es muß ein ſehr buntes und abentheuerliches Leben dazu gehören, um jene Zeichen, die einer Ewigkeit anzugehören ſcheinen, auf dieſem Grund zu verwiſchen.“

Ihr Blick ſtreifte bei dieſen Worten recht wehmüthig an Andreas vorüber. Selig, keines Wortes mächtig, ſaß dieſer an ihrer Seite, er hielt nur die Hand, wie betheuernd, aufs Herz gedrückt, aber er wagte ihr nichts zu entgegnen.

„Seht!“ begann Editha nach einer Weile, auf den Purpurſtreif zeigend, der ihren Arm, gleich einer Feſſel umgab. „Seht dies Zeichen trauriger Beſchränktheit, in der wir uns neben Euch Glücklichen befinden, die Ihr hinausſteuern könnt in die reiche, herrliche Welt, wo ſich freilich das Herz erweitern muß, um Raum zu gewinnen für die mannichfaltigen Geſtalten des Lebens! — Wir ſollten es Euch freilich nicht verargen, wenn Alles ſchneller an Euch vorübereilte, auch nicht mit Euch rechten, wenn es Euch wieder hinaustreibt in die reiche, geheimnißvolle Ferne, deren Schätze ſo anziehend, als unermeßlich ſind; und ſo wird es Euch auch wiederum nach dem ſchönen Italien ziehen, und dies iſt, was mir die berſtende Saite ankündet!“

„„O wenn es das iſt, was Euch bekümmert““, rief Andreas, unfähig, ſein Entzücken zu verbergen: „„ſo laßt mich jene Feſſel nur ſogleich mit Euch theilen, welche mich ſo lange Ihr wollet, an den ſchönſten Boden der Erde binden ſoll! Glaubt Ihr denn, daß ich etwas bin und vermag ohne Euch? Daß es ohne Euch irgend einen Genuß für mich geben könne? Daß ich zu athmen, zu leben vermag ohne Euch zu ſehen, zu denken, es ſei nun im Wachen oder Traume?““ — Da reichte ihm Editha die weiße Hand; eine große Thräne glitt langſam über ihre Wange hinab. „Ihr täuſchet Euch wohl dennoch ſelbſt, guter Andreas!“ flüſterte ſie. „Viele Jahre ſind es her, daß ich Euch damals zum Abſchied die Hand bot; wir ſchauten Euch lange vergebens entgegen! — ich und Euer Vormund!“ ſetzte ſie verbeſſernd hinzu. —

Andreas ſchwieg eine Weile, dann frug er in einem ſeltſamen Gemiſch von Wehmuth und Bitterkeit: „„Ihr habt wohl niemals von dem Vogel Phönix gehört, ſchöne Editha? — Man ſagt, Viele wollten darunter die Treue verſtehen, diejenige nämlich, die ganz in unſerm Gefühl, unſerer Eigenthümlichkeit bedingt, gar keines Zeichens, keines Wortes zu bedürfen meint, um Andere von ihrem Daſein zu überzeugen; die völlig ein Theil unſers Seins, eben ſo von Andern erkannt, vorausgeſetzt ſein will. — Seht, dieſer Phönix wollte bei Euch einkehren, wollte ſich für immer Euch zu eigen geben, aber Ihr habt ihn weder gekannt, noch an ihn geglaubt, und darum ſind wir nun für immer getrennt und unglücklich, wie wir uns auch wiedergefunden, und von Glück und Zufriedenheit träumen! O Editha, daß Ihr die ſchöne, ſtumme, aber unwandelbare Treue nicht erkannt!““

Mit dieſen Worten ſchienen alle Schmerzen in des Jünglings Bruſt aufs Neue erwacht zu ſein. Er verhüllte ſein Geſicht, als wollte er ſeine Augen vor dem Wunderbilde Edithas verſchließen, daß in dem Zauber der Wehmuth und Zärtlichkeit ihn unwiderſtehlich zu ſich hinüberzog. Jetzt ſprang er empor, und ihre Hand noch einmal erfaſſend und mit ſeinen Thränen benetzend, eilte er raſchen

Schrittes davon, während Jene ihm bleich und regungslos nachblickte.

Wie es wohl immer geſchieht, daß eine mit Sorgfalt gehütete Gluth gar manches Nützliche zu fördern, hier Keime zu entwickeln, dort Blüthen zu entfalten vermag, während ſie, einmal frei gegeben, ſogleich Schrecken verbreitet, und eben ſo raſch verheert, wie ſie erſt ſegnend gewirkt: ſo auch die Leidenſchaft in des Menſchen Gemüth.

Nichts hatte bisher das Geheimniß der Liebenden verrathen, als das friſchere frohere Leben der Seele, in welchem der Menſch den Werth ſeines Daſeins doppelt genießt; jetzt, da der Schleier gelüftet, und die Ahnung zum Worte geworden war: da nahten ſich auch ſchon die Feinde der Ruhe, die Furcht, die Scheu und der heimlich nagende Vorwurf, und ohne ſich noch ihrer Schuld deutlich bewußt zu ſein, fühlten ſich Beide zugleich dem ſchönen Frieden entfremdet, der bisher die Bande des Hauſes ſo feſt verſchlungen hatte.

Editha irrte, den Blick zu Boden geſenkt, durch die Blumengänge des Gartens. Sie wußte nicht, was es ſei, was ſie in Andreas Rede ſo ſchmerzlich getroffen hatte. — Es war, als ſei die Unbefangenheit ihrer Jugend auf einmal in bittere

Klage verwandelt, als habe ſie ein großes Unrecht zu beweinen, und wiſſe es doch nicht zu nennen, da ſie doch immer aus treuem, wahrem Herzen gehandelt. Zugleich ſtrebte ſie ſorgfältig ihre Thränen vor Herrn Altinger zu verbergen, was ihr zur neuen Laſt wurde, da ſie Alles, was ſie dachte und wünſchte, vertrauungsvoll an das Herz des redlichen Freundes zu legen gewohnt war.

Schwerer aber noch lag es ſeit jener Stunde auf Andreas Gemüth. Der tiefe Blick, den er in Edithas Seele gethan, hatte alle Flammen mühſam bekämpfter Leidenſchaft aufs Neue in ihm angefacht. Er ſah ſich geliebt, und konnte ſich deſſen nicht erfreuen; ſie hatte ihm das Heiligthum ihres Herzens vertrauend erſchloſſen, und doch ſchien dieß offene Bekenntniß eine neue Scheidewand zwiſchen Beide gezogen zu haben. Er vermied es mit ängſtlicher Scheu, ihr zu begegnen; ſaß ſie vor ihm an der Staffelei, ſo war es, als vermöge er ihren Blick nicht zu ertragen, der ſo wehmüthig freundlich, als wollte er irgend ein Unrecht vergüten, auf ihm verweilte. Von ſichtlicher Unruhe getrieben, verließ er dann oft das Gemach, um weit hinauszuſchweifen in entfernte Gefilde. Mit Beſorgniß beobachtete Herr Altinger das veränderte Betragen des Jünglings. Er ſah, es erkalte der Eifer deſſelben an ſeinem Gemälde immer mehr; und da er der Vollendung des Bildes mit Ungeduld entgegenſah, und ſich des jungen Meiſters Kunſt darin beſonders zu verherrlichen verſprach, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß er über dieſe Verzögerung immer unmuthiger wurde.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß der ehrwürdige Dechant des alten Münſters zu Utrecht, der unter die älteſten und angeſehenſten Freunde des wackern Goldſchmidts gehörte, die Werkſtatt des jungen Malers beſuchte. Er hatte ihm in Herrn Altingers Gegenwart bereits manches belobende Wort über ſeine Arbeit geſagt, wie man es wohl gern aus dem Munde eines Kenners und geiſtreichen Beſchauers vernimmt, und ſchloß mit den Worten: „Mahnt Ihr, mein wackerer Andreas, mich doch in dieſem Euren Gemälde recht innig an meinen Freund, den wackern Meiſter Johannes von Schoreel, deſſen Geſtalten eben ſo anmuthig und wahr, wie die Euren herniederſchau'n! — Möchtet Ihr fürder ſeinen Ruhm theilen, aber nie die Leiden erfahren, die der bedauernswerthe Künſtler getragen!“ — Andreas, dem der Ruf dieſes Meiſters wohl bekannt, dem aber deſſen Schickſal fremd geblieben war, vernahm nun von dem Dechanten die traurige Geſchichte deſſelben. Auch er hatte geliebt und gehofft, war heimgekehrt mit den Kränzen des Glücks und des Ruhmes gekrönt, um Alles der

Königin ſeines Herzens darzubieten, und hatte ſie als die Gattin eines Andern gefunden, worauf er den Entſchluß gefaßt hatte, den Gegenſtand ſeiner Neigung nie wiederzuſehen. Der Dechant, der dieſen Vorſatz überaus löblich fand, ſuchte aus ihm ganz beſonders den ſeltenen Charakter ſeines Freundes zu erklären; dem aber widerſprach Herr Altinger mit Eifer, nannte dies ein kleinliches und engherziges Verfahren, und gerieth darüber mit dem Dechanten in die lebhafteſten Widerſprüche. Lange ließ ſich dieſer gar ſtreng über dieſen Gegenſtand vernehmen, bis er endlich mit den Worten ſchloß: „Was wollt Ihr mir denn entgegnen, Herr Altinger? Schaut in die Schrift, und ihr ſeht ja ſogleich, daß Johannes in ganz ächtem, chriſtlichem Sinne gehandelt! Steht es nicht geſchrieben: Wenn Dich Dein Auge ärgert, ſo reiß es aus, damit Dir nicht Leib und Seele verderbe! Was heißt dies anders, als: Tilge und ertödte jede Luſt an verbotnen Dingen; fliehe, bevor Du der innern Verſuchung erliegſt!“

Andreas vernahm von dem folgenden Geſpräche der Männer nichts mehr. Das Wort des Dechanten ſchlug einem dräuenden Wetterſtrahle gleich in des Jünglings Gemüth. Auch er hatte in demſelben ſein Urtheil vernommen. Er ſchauderte vor dem Abgrund, vor dem er ſtand; das Gefühl ſeiner

Schuld überkam ihn mit bangem Entſetzen. Als er den ſcheuen Blick emporhob, fand er ſich allein. Aus dem angrenzenden Gemach tönte das fröhliche Klirren der Becher, die Luſt heiterer Geſelligkeit herüber. Unerträglich ſchnitten die Klänge der Freude in ſein von tauſend Qualen gefoltertes Herz. Er entfloh in ſein einſames Zimmer.

Die Lichter des Tages begannen bereits zu verdämmern. Andreas überſchaute das weite Gartenreich, auf das ſich die bräunlichen Schatten immer tiefer herabſenkten. Ihm war ſo wehmüthig zu Sinn, wie Einem, der von etwas recht Liebem und Theuerm für immer Abſchied nimmt. Jetzt ſtand das Gefilde in Nacht gehüllt, und er ſeufzte: „So muß es auch mit Dir werden, armes Herz, und ſo ſoll es auch werden!“ — Er ergriff ſeine Laute, und begab ſich in die kühlende Dämmerung herab. Noch tönte aus den hellerleuchteten Fenſtern die Freude des Mahles. Kein Auge, als das der zahlloſen Sterne, welche durch die hohen Orangenwipfel herabſchauten, beachtete den Verlaſſenen. Schweigend ließ er ſich auf die Raſenbank nieder, auf der er Edithen zum erſtenmal geſchaut; er ſah in die Nacht hinaus, die Bruſt von namenloſen Gefühlen bewegt. Mehr als je fühlte er die traurige Vereinzelung, zu der ihn ſein Schickſal verdammt. Stumm, unbeachtet mußte er ſcheiden, Keinem durfte er ſeinen Gram bekennen, ſelbſt die Thränen der Liebe durften ihm nicht folgen. Von tiefer Schwermuth bewegt, griff er in die Saiten der Laute, und ſang:

Was ſchweigt ſo tief als Grabesſtille?
Was iſt noch ſtummer als die Nacht?
Die Lieb' iſt's, deren Schmerzensfülle
Der heil'ge Ernſt der Pflicht bewacht.

Der Himmel darf in Thränengüſſen,
Es darf der Wolken ſchwüles Heer
In heißen Gluthen überfließen,
Aufſeufzen darf das bange Meer;

Die Blume darf ihr Antlitz zeigen,
Iſt es von Zähren gleich bethaut;
Der ſtumme Schwan bricht einſt ſein Schweigen
In einem tiefen Schmerzenslaut:

Doch mit verſchloßnem Munde übet
Den ſtrengen Opferdienſt die Pflicht;
Und trägt den Traum, den ſie geliebet,
Auf den Altar, und weinet nicht!

Und weinet nicht! Die Sterne meſſen
Allein ihr Weh und ihren Sieg,
Und können nicht den Blick vergeſſen,
Der mit dem Opfer aufwärts ſtieg.

Wie es wohl geſchieht, daß ein Geſang, der recht dem Grunde des Herzens entſtrömt, daſſelbe erleichtert, und es zuletzt über ſeinen Schmerz erhebt, ſo war es auch mit Andreas. Die klaren Himmelslichter leuchteten ſo friedlich und mild zu ihm herab, als wollten ſie ſagen: „Wir haben Dich wohl verſtanden, und werden immer freundlich zu Dir ſprechen, damit Du nicht ſo allein biſt!“ — Viel ergebener und getröſteter kehrte er heim; unwillkührlich mußte er an des ſcheidenden Freundes Wort gedenken: Ein ächter Künſtler ſei ſtets ein ächter Held. — Er gelobte, dieſes Wort auch an ſich zu beſtätigen.

So ſcheu er die letzte Zeit die Arbeit an ſeinem Gemälde gemieden, ſo eifrig ſetzte er nunmehr dieſelbe fort. Von frühem Morgen bis zum Abendroth ſtand er vor der Staffelei, doch durfte Keiner mehr ſein Gemach betreten, auch Editha nicht. Er erbat ſich als Gunſt, ihm die Freude der Ueberraſchung nicht zu ſtören, ſein eigentlicher Zweck aber war, auf dieſe Weiſe die Zeit bis zu ſeiner Trennung hinzubringen, deren Nothwendigkeit er erkannt. Der Tag, an dem er das Bild ſeinem Vormund übergeben wollte, ſollte auch der ſeines Abſchiedes ſein. Unbemerkt wollte er ſcheiden, und er traf ſeine Anſtalten deßhalb in möglichſter Stille.

Als nun ſein Werk im Glanz der Vollendung vor ihm ſtand, begab er ſich, heimlich zur Abreiſe gerüſtet, in die Werkſtatt des Goldſchmidts. Er fand dieſen im tiefen Geſpräch mit einem Manne, deſſen Aeußeres ihm bekannt war, ohne daß er ſich beſinnen konnte, ihn in ſeines Vormunds Hauſe geſehen zu haben.

Während er denſelben betrachtete, ließ ſich Herr Altinger folgendermaßen vernehmen: „Ihr ſeid nun einmal nicht meiner Meinung! Ich aber bleibe dabei, das Gold muß in's Feuer! Nur in ſolcher Probe bewährt ſich ſein Werth, und ich kann eher keine wahre und vollkommene Freude an meinem Werke haben, bis ich mich überzeugt, daß es das reinſte, gediegenſte Metall war, auf das ich gebaut.“ Er wollte noch mehr ſagen, aber ein Wink des Fremden unterbrach ſeine Rede. Beide ſchauten ſich nach Andreas um; Herr Altinger aber ſprang plötzlich auf, holte einen Schmelztiegel vom Heerde, trug ihn zum Licht und rief, das vorige Geſpräch wieder auffaſſend:

„Da ſeht, was mein Salpeter und Borax vermag! Schaut, wie die rohen Schlacken ſich geſondert, und die reine Goldmaſſe in angenehmer, grüner Strahlenbrechung auf der Oberfläche ſchwimmt. Geduldet Euch nur bis zur letzten Feuerprobe, dann wird ſich, hoffe ich, ein Goldkönig ergeben, der ſeines Gleichen ſucht.“

„„Ihr ſeid ein überaus feiner und ſcharfſinniger Goldſchmidt!““ lachte der Fremde; Herr Altinger aber wandte ſich zu Andreas und ſprach, nachdem er ſeine Begrüßung freundlich erwiedert: „Wenn wir an Schmelzen und Läutern ein beſonderes Vergnügen finden, ſo dürfte es Euch eben nicht wundern, mein lieber Geſell! Seht dieſen König, wie er in ſeinem reinen Glanze das Herz erfreut! So muß das Aechte ſich unter unſern Händen bewähren, und es iſt kein ſchönerer Genuß, als wenn es endlich ſiegend und ſeinen eigenthümlichen Glanz offenbarend, vor unſern Augen erſcheint.“

Andreas entgegnete ernſt: „Ihr übt demnach im Kleinem, was das Schickſal im Großen vollbringt! Wir armen Maler vermögen nur der Natur nachzuſtreben, doch wenn es Euch gefällt, mir aus Eurer Werkſtatt in die Meine zu folgen, ſo glaub' ich wohl dießmal Eurem glänzenden Stern einen gleich ſtrahlenden an die Seite ſtellen zu dürfen.

Herr Altinger, der wohl ahnete, welche Freude ihm bevorſtand, folgte ohne Verzögerung dem Jüngling in das angrenzende Gemach. Da lachte ihm nun unter einem Baldachin von blühenden Orangen und Roſen das holdſelige Frauenbild in aller Pracht der Jugend und äußeren Glanzes, ſo wie es Andreas damals geſehen, mit unſchuldigem Antlitz entgegen. — Die Laute ruhete ihr nachläſſig im Arm, während die kleine Hand durch die Saiten zu irren ſchien; je länger man aber in das ſprechende Auge ſah, je länger man auf den feingeſpaltenen Lippen verweilte; deſto deutlicher glaubte man die Worte zu vernehmen, die ſie in die Saiten hauchte; der Geiſt der Liebe und Sehnſucht, der dieſe Farben gewählt, ſchien wieder aus denſelben herauszuſprechen, und die ſchönen Formen zu beſeelen.

Lange ſtand Herr Altinger betrachtend vor dem Bilde, bald aber ergriff ihn die hohe Schönheit deſſelben ſo mächtig, daß er die Arme ausbreitend vor Entzücken ausrief: „O Du holde, liebliche Editha! o Du trefflicher, reichgeſegneter Meiſter, o ſo kommt doch nur Beide an mein Herz!“ Dabei liefen ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen herab, und er lachte dazwiſchen und ſprach: „Solch ein Bild ſoll mir Einer vorweiſen in der ganzen Stadt Utrecht, der würdige Dechant nicht ausgenommen, der ſonſt manches Schöne und Treffliche beſitzt! Aber dafür iſt es auch mein, des reichen Goldſchmidt Altingers ſicheres und bleibendes Eigenthum, und Gott ſei Dank, daß ich es ſo mit gutem Gewiſſen nennen kann, und Keiner es mir abzuſtreiten vermag!“

„Doch was ſag' ich?“ unterbrach er ſich ſelbſt, während ſein Blick an Andreas trübem Geſicht vorüberſtreifte: „Nenne das Bild dort mein Eigenthum, bevor ich daran gedacht, dem wackern Künſtler nach Würden zu lohnen. Sprich nur, mein wackrer Andreas! wie vermag ich die Schuld zu tilgen, zu der ich mich freudig bekenne? Wüßteſt Du nichts, von dem, was ich mein nenne, was Dir Freude zu machen vermöchte?“

Andreas ſeufzte und entgegnete: „„Die Schätze, ſo ihr mir noch zu bieten vermöchtet, würden nur des Künſtlers leichte Reiſe durchs Leben erſchweren; Eure Zufriedenheit an dem Werk war der einzige Lohn, für den ich es zu vollenden vermochte!““

„„Noch fühle ich die Kraft rüſtiger Jugend, und vertraue dem Segen der Kunſt; ſollte jedoch dieſer Quell einſt verſiegen, ſo gelobe ich Euch, Eurer Worte zu gedenken!““

„„Eure Liebe ſei das Gut, das mir in der Ferne geſichert bleibt! Jetzt aber verſprecht mir, mich nicht zurückzuhalten, wenn es mich wieder hinaustreibt in das bunte, bewegliche Leben. Meines Bleibens bei Euch kann länger nicht ſein, und Ihr ſeht mich bereits zum Abſchied gerüſtet!““

So feſt auch Andreas dieſe Worte geſprochen, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß ſich ſeine Augen mit Thränen füllten. Herr Altinger legte ſeine Hand auf des Jünglings Schulter, hob mit der andern ſein Antlitz empor, und ſprach mit ſanftem Vorwurf: „Andreas! Iſt dieß das Vertrauen, daß Du mir verſprachſt, als ich Dich Frühverwaiſten in meine Arme zog, und Du mich als einen Vater zu ehren gelobteſt? Soll ich Dich ſcheiden ſehen, ohne die Urſache Deines unſtäten Verfahrens zu ergründen?“

„„Iſt uns doch ſo Vieles ſelbſt ein Geheimniß!““ gab Andreas zurück, „„und kann doch vor Allen der Künſtler ſein Sehnen und Streben Keinem ſo recht deutlich erklären! Es iſt ein inneres Geſetz, dem ich gehorche! Dieß möge Euch, lieber Meiſter, genügen! Und nun laßt meiner Reiſeluſt nichts weiter in Weg geſtellt ſein!““

„Ich kann und will Dich nicht halten, Andreas!“ entgegnete Jener. „Aber laßt es Euch wenigſtens noch ſo lange in meinem Hauſe gefallen, bis ich eine Reiſe zurückgelegt, die ich bald antreten muß. Eurem Schutz übergebe ich mein Haus, und meine Editha! — Dann aber mögt Ihr vollkommen über Eure Freiheit gebieten!“

„„Das muthet mir nun und nimmermehr zu, Meiſter Altinger!““ rief Andreas, ſich lebhaft von ihm losreißend. „„Was frommt Euch die Hut eines Wahnſinnigen, der ſelbſt in der Irre tappt, und kaum noch weiß, was er will? — Und daß Euch nur Alles klar werde! Mein Wahnſinn heißt Editha! Er iſt es, der mich zum Verräther an Euch machen könnte, und darum müſſen wir ſcheiden! Die nächſte Stunde ſchon darf mich nicht mehr in Eurem Hauſe finden!‟‟

„Und das vermochtet Ihr mir zu verbergen, Andreas?‟ entgegnete Altinger, mit über einander geſchlagenen Armen dicht vor den Jüngling tretend.

Weinend ſank dieſer an ſein Herz; er geſtand ihm, was wir bereits von ihm wiſſen; ſo treu ſeine Schilderung war, ſo überging er doch mit zarter Schonung jeden Vorwurf, der ſeinen Vormund zu ſchmerzen vermochte; ſich ſelbſt nur klagte er an, und ſeine unüberwindliche Neigung zu der ſchönen Editha. Als er dem lauſchenden Goldſchmidt ſein freimüthiges Bekenntniß abgelegt, ſchloß er mit den Worten: „„Fortan werdet Ihr Euch mein Sehnen zur Ferne erklären können! Gehabt Euch nun wohl, und verſchont mit der Geſchichte meiner Leiden die zarte Editha!‟‟

Und ehe noch Herr Altinger Worte fand, des Jünglings Rede zu entgegnen, hatte dieſer ſich ſeinen Armen entwunden, und war aus dem Gemach entflohen. Bald wurde ihm die Kunde, er habe ſich die Landſtraße hinabbegeben.

Herr Altinger ſchien darüber ſehr beſtürzt. Er beſprach ſich lange mit dem Fremden, der in der Werkſtatt geblieben, und ließ dann ſeinen Wagen anſpannen, um dem Flüchtling nachzueilen.

Wir folgen nunmehr dem armen Andreas, der ohne Heimath, ohne Troſt, als den, welchen ein gutes Bewußtſein verleiht, der Ferne entgegenging. Er hatte ſein Roß mit dem nöthigen Gepäck vorangeſandt, er ſelbſt ſchritt, oft verweilend, und nach ſeiner lieben Vaterſtadt zurückblickend, des Weges dahin. Schon war er eine gute Strecke gewandert, als er eine dichte Staubwolke gewahrte, die ſich von der Stadt her näher und näher wälzte. Bald erblickte er ein Fuhrwerk, deſſen wildes Geſpann, zügellos, ohne Führer, im raſenden Laufe die Straße hinabſtürmte. In demſelben Augenblick erkannte er in ſolchem Herrn Altinger, der mit Anſtrengung aller Kräfte die herabgeglittenen Leinen zu erfaſſen ſuchte. Die Gefahr ſeiner Lage ſchnell überſchauend, ſtürzte Andreas den brauſenden Roſſen entgegen; und ſich mit aller Gewalt gegen die ſich wild emporbäumenden ſtemmend, rang er im Kampf mit den raſenden Thieren, ſich ihrer zu bemeiſtern. Vergebens, daß Herrn Altingers Angſtruf ihn ermahnte, er ließ nicht ab von ſeinem Beginn. Wild brauſten die Roſſe aufs Neue dahin, ihn gewaltſam mit ſich fortreißend, jetzt hatte er die Zügel erfaßt; da ſtreckte ein Hufſchlag ihn plötzlich zu Boden, zugleich aber ſtanden die Roſſe, von einer zweiten Hand kräftig gebändigt.

Kaum vermochte Andreas vor dem, aus tiefer Stirnwunde herabſtrömenden Blut noch zu erkennen, wie Herr Altinger ſich über ihn beugte, und ihn mit tauſend, liebevollen Namen nannte. Seine Blicke verdunkelten ſich; ſeine Sinne vergingen. Er meinte die Nähe des Todes zu verſpüren, und ſchloß die Augen mit einem recht ſeligen Lächeln.

Es mochte ſchon ſpät am Abend ſein, als Andreas nach langer Betäubung erwachte. Ihm war, als vermöchte er die Augen nicht aufzuſchlagen, auch konnte er ſich eben ſo wenig bewegen. Dabei fühlte er wohl, daß er auf weiche Kiſſen gebettet ſei, und daß eine zarte Hand oft kühlende Tücher um ſeine heiße Stirn ſchlage. Der heftige Schmerz, den er dort empfand, bezeugte ihm, wie er wohl ſchwer verwundet ſein müſſe, doch konnte er ſich deſſen, wie es geſchehen, kaum erinnern, ſo wie überhaupt Alles wie ein trüber, undurchdringlicher Nebel vor ihm lag. Bisweilen klang eine Stimme an ſein Ohr, die wie aus fernen, ſeligen Landen herübertönte; wenn er dieſe vernahm, war ihm, als müſſe er wohl dennoch ſterben, als ſei dieß der Engel, der ihn abrufe nach Oben. Bald ſank es auch wieder, wie finſtere Nacht auf ihn hin, und der Strahl ſeines Bewußtſeins erloſch. Nach und nach gewannen die lichten Augenblicke längere Dauer. Er vermochte zu faſſen, was jene liebe Stimme ihm zuflüſterte, und bald verſtand er die Worte: — „Armer Andreas! Ich wollte ja gar nicht des eignen Schmerzes gedenken, wenn ich nur den Deinen zu lindern vermöchte! Aber ſo kann ich nur beten für Dich, und für uns Alle, — daß Gott uns helfe, und Du zum Bewußtſein erwachen mögeſt!“

Er fühlte bald darauf eine leiſe Hand den Verband von ſeiner Stirn löſen; ſein mattes Auge öffnete ſich dem Tageslicht, doch ſchloß es ſich bald wieder, ſchmerzlich geblendet. — „Er lebt!“ jubelte es in mühſam unterdrücktem Freudenlaut, und ein warmer Odem ſtrich über ſeine Wangen dahin. Da ſchlug er noch einmal die Augen empor, ſein Blick fiel auf das Antlitz Edithas, die über ihm gebeugt, in zärtlicher Sorge herabſah. „Gott ſei gelobt!“ ſtammelte ſie, auf ihre Kniee ſinkend, bald darauf erſcholl es wie Männertritt, und er hörte Herrn Al ingers Stimme: „Ich wußte es wohl, er konnte nicht ſterben! Das konnte die Gottheit nicht wollen! Aber hemmt Eure Freude, Editha, und denkt an des Arztes Gebot!“ Beide ſchienen ſich nun in leiſem Geflüſter über den Kranken zu beſprechen, während jener ſich dem ſüßen Eindruck des Augenblicks überließ.

Schon war eine geraume Zeit vergangen, während welcher Andreas Geneſung nur langſam fortſchritt. Jetzt vermochte er das Lager zu verlaſſen, doch ſah er aus der Sorgfalt, mit der man alle Störung von ihm entfernte, ſein Zuſtand müſſe noch Beſorgniß erregen. Was ihm beſonders auffiel, war, daß der Arzt Herrn Altingers Beſuche ſichtlich abzuwehren ſchien, auch Editha hatte, ſeit ſein Bewußtſein heller geworden, ſein Gemach nicht mehr betreten; doch vernahm er bisweilen ihren holden Geſang in der Nähe, und es ſchien ihm, als wolle ſie ihm auf dieſe zarte Weiſe Troſt zuſprechen.

Eines Tages ſtand Andreas am Fenſter ſeines Gemaches, in die Sabbathſtille der Natur hinausblickend. Das Geläute der Glocken tönte auf den Schwingen der Morgenluft zu ihm herüber; ein tiefes Gefühl der Rührung und Ahnung überkam ſeine Bruſt, und er faltete die Hände zum ſtillen Gebet. Da öffnete ſich die Thür, und herein trat Herr Altinger, im feſtlichen Schmuck und feierlichen Anſtande, begleitet von dem Fremden, den Andreas bereits in ſeiner Werkſtatt geſehen.

„Ich komme, meinen Sonntag bei Dir zu feiern“, rief der Goldſchmidt, freundlich auf den Jüngling zuſchreitend, und ihm die Hand reichend: „Gott Lob! daß Du uns wiedergegeben biſt, und daß ich, nachdem, was Du für mich gethan, nicht vor Dir zu ſtehen brauche, wie Einer, dem man feurige Kohlen auf's Haupt geſammelt! Ja, unſerm Herrn ſei gedankt, daß ich es endlich ausſprechen darf, was mir das Herz faſt abzudrücken drohte in dieſen Tagen peinlichen Schweigens!" Er winkte hierauf den Jüngling an ſeine Seite, und nachdem auch er, ſammt dem Fremden, Platz genommen, begann er:

„Als ich die Pflichten eines Vormunds bei Dir, lieber Andreas! übernahm, ſo gelobte ich mir, dieſelben auch treu zu erfüllen. Ich beobachtete Dich und Deine Neigungen, und da Du Dich dem Künſtlerſtand ausſchließlich beſtimmteſt, ſo war es mein Wunſch, Du möchteſt darin auch etwas recht Tüchtiges leiſten. So trieb ich Dich hinaus nach Italien, ſo feſt Dich auch die ſchöne Nachbarin, wie ich wohl merkte, an die Heimath gefeſſelt hielt."

„Da nun ein wackrer Vormund die Angelegenheiten des Mündels wie die eignen beachten und betreiben ſoll, ſo ließ ich nichts aus den Augen, was Deinen Vortheil betraf."

„Dein kleines Capital hatte ich gut angelegt, und ſeiner Sicherheit drohte keine Gefahr. Anders aber ſtand es um den Schatz, der, wie ich wußte, Dir am nächſten am Herzen lag, und den ich Dir zu erhalten auf's eifrigſte befliſſen war. Du wirſt errathen, daß ich unter dieſem Deine holde Nachdarin Editha verſtehe. Der Tod ihres Vaters hatte ſie in die Hände einer Baſe gegeben, die nichts dringender wünſchte, als ihre Pflegebefohlene mit einem angeſehenen Freier zu vermählen. Aus dem wiederholten Anfragen des Mägdleins nach Dir, und der Feſtigkeit, mit der ſie jeden Bewerber zurückwies, erkannte ich wohl, welche Hoffnung ſie nähre. Ich vermochte jedoch nicht, dieſelbe zu unterſtützen; wie leicht konnteſt Du die jugendliche Neigung mit einer andern vertauſcht, und Editha vergeſſen haben. Dein Schweigen beſtätigte dieſe Vermuthung nur zu ſehr. Demungeachtet war der Gedanke, das holde Kind Dir aufzubewahren, bei mir faſt zur eigenſinnigen Grille geworden. Ich ſann unaufhörlich darauf, wie ich ſie der Hand der Baſe entziehen könne, und machte ihr endlich den Vorſchlag, Edithen zu meiner Erbin einzuſetzen, wenn ſie mir vergönne, dieſelbe an Kindesſtatt in mein Haus nehmen zu dürfen. Mein gutgemeintes Anerbieten wurde von der ſeltſamen Alten als unſtatthaft zurückgewieſen, doch erſah ich aus den Aeußerungen derſelben, daß ich, wollte ich als Freier vor Edithas Thür erſcheinen, eine günſtigere Antwort erwarten dürfte. Wirklich entſchloß ſich kurz darauf Meiſter Altinger, in aller Form um die Hand der ſchönſten Flamänderin zu werben, und führte, zur Verwunderung ihrer zahlreichen

Verehrer, die holdſelige, jugendliche Braut in ſein Haus!“

Herr Altinger ſchwieg hier einige Minuten, ſich an der ſichtlichen Spannung ſeines Zuhörers ergötzend, dann fuhr er fort:

„Editha hing an mir mit dem Vertrauen eines frommen Kindes. Sie überließ ſich meiner Leitung, ob ſie gleich um meinen Plan nicht wußte, Dir, wenn Du würdig zurückkehrteſt, den Beſitz der Jugendgeliebten auf dieſe Weiſe zu ſichern. Es ſchien, als habe der Gedanke, dereinſt mit Dir eine Heimath in meinem Hauſe zu haben, ſie allein zu ihrem Entſchluſſe beſtimmt, und wirklich ſah ich auch aus der Heiterkeit, welche aus ihren Augen leuchtete, wie ſie keine andere Hoffnung nähre, ſondern durch jene Vermuthung ganz zufriedengeſtellt war. So hatte Editha in mir einen väterlichen Freund, ich in ihr ein ſorgſames, zärtliches Kind gewonnen; aber noch fehlte unſerm Leben die Krone, welche demſelben zu geben, Dir, lieber Andreas, und Keinem Andern, aufbehalten war.“

„Du kehrteſt zurück, ich erfuhr dies von dieſem meinem Freunde, der, von Dir unbeachtet, ein Zeuge jener Unterredung geweſen war, in der Du zuerſt eine Nachricht erhielteſt, die Dich allerdings überraſchen mußte. Ihm verdanke ich es allein, daß ich Dich nun wiederhabe, denn ſicher wäreſt Du, Stolzer! anſtatt, wie ich vermuthet, mich mit Vorwürfen zu überhäufen, in alle Welt gereiſt, hätte ich Dich nicht ſelbſt aufgeſucht, und Dich faſt gewaltſam in meine Heimath gezogen. — Mit jedem Tage ſah ich nur Deinem Bekenntniß entgegen; Du ſchwiegſt; mir entging der Triumph, Deinen gerechten Zorn in Dank und Freude zu verkehren. Bald wäre ich an Deinem Herzen irre geworden, daher beſchloß ich, daſſelbe zu prüfen, bevor ich den koſtbaren Schatz Dir überlieferte.“

„Nicht die treubewahrte Neigung allein, die Du in jenem Geſpräche verrathen, vermochte mir ganz zu genügen. Editha war mir in der Zeit, wo ſie um mich waltete, überaus theuer geworden; ihr Glück lag mir am Herzen, gleich dem Deinen.“

„Der Mann, dem ich dies Kleinod übergab, mußte vor Allem mein Vertrauen beſitzen. War Deine Redlichkeit Deiner Liebe gleich, ſo warſt Du mir Offenheit ſchuldig, und viel früher hätte Dir das Stündlein des Glückes geſchlagen, hätteſt Du Deinen Kummer mir nicht ſo eigenſinnig verhehlt. Wie ſich demungeachtet Alles friedlich entwickelt, wie Du in Deiner Prüfung beſtanden, dies iſt uns Beiden bewußt! Wie aber auch Editha mir in ihrem Schmerz, ihre Liebe zu Dir verrathen, und wie in dieſer Dir ein Lenz voll unverwelklicher Freuden entgegenlacht, dies ſollſt Du, lieber Andreas, zum ſchönſten Triumph Deiner Treue, erfahren!“

„Und ſo komm' denn aus den läuternden Gluthen ſtandhafter Selbſtüberwindung in meine Arme, Du tapfrer Sieger! Kein Goldkönig ſtrahlt heller und lieblicher als Deine Treue, und kein Demant iſt reiner als Dein wackeres Gemüth! Du haſt Dein Leben für mich gewagt, bevor Du mein Herz erkannt, dafür aber will ich Dir eine Krone geben, wie ſie ſelten das Leben uns reicht!“

Hiermit entzog ſich Herr Altinger den Armen des, in Ueberraſchung und Wonne ganz untergehen, den Jünglings, öffnete die Thür des Nebengemachs und ſprach: „Was Du mir im Bilde gegeben, daſſelbe ſei nun in der Wirklichkeit Dir zur ſchönen Vergeltung gereicht!“ — und aus einer von zahlloſen Blumen künſtlich gebildeten Grotte lachte dem ſeligen Andreas die holde Jugendgeſpielin entgegen in derſelben Stellung, die Laute im Arm, ſo wie er ſie gemalt, nur daß ſtatt der Perlen, ein Kranz von blühenden Myrthen das lieblich-wallende Haar ſchmückte, unter welchem das ſanft geröthete Antlitz einer friſchen Roſe ähnlich, hervorblickte.

Andreas ſtürzte vor ihr nieder; ſie reichte ihm beide Hände, die unausſprechliche Wonne des Augenblicks leuchtete aus ihrem Blick.

„Da nimm den Schatz, den ich Dir als wackerer Vormund mit aller Treue bewahrt!" rief Herr Altinger, die Jungfrau an Andreas ſeliges Herz legend. Zugleich deutete er auf den Scheidebrief in ſeiner Hand und ſprach: „Nach dieſem Papier fällt freilich die Hälfte Deines künftigen Erbes in die Hände Editha's, denn ſo verſprach ich bei ähnlichem Falle der Baſe, doch mein' ich wohl, daß Du auf dieſe Weiſe eben nicht übervortheilet biſt!"

Sprachlos ſanken die Glücklichen vor ihm nieder, er aber legte ſeine Hände ſegnend auf ſie, und ſein in ſtummem Entzücken emporgehobenes Auge bezeugte, wie köſtlich eine ſolche Sabbathsruhe erquicke, nach vollbrachtem, redlichen Werk, und wie ſelbſt das kleinſte Gemach ſich zum Tempel verklären könne, wenn der Geiſt ächter Liebe und Treue in demſelben waltet.

Daß Andreas ſeiner Reiſe nach Welſchland nicht weiter gedachte, daß er bald hierauf ſeine geliebte Editha heimführte, und in dem ſchönen Hauſe des Goldſchmidts, ſo er zum Hochzeitgeſchenk erhielt, nunmehr ein Himmel voll Seligkeit für ihn aufblühte; dieß mein' ich, bedarf keiner weitern Erwähnung. Daß aber Meiſter Altinger nach wie vor, mit heiterm, ſelbſtgefälligem Lächeln, begleitet von dem ſchönen, jugendlichen Paar auf der Maillebahn erſchien, auch wohl ein wenig ſtolz dabei um ſich her ſchaute; daß Editha, wollte ſie ihm ein Freudenfeſt bereiten, zuweilen noch den hohen Platz am Fenſter des Prunkgewölbes einnehmen mußte, angethan mit den neueſten Geſchmeiden des fleißigen Goldſchmidts; daß endlich Herr Altinger jeden Gaſt, den er beſonders ehren wollte, vor das Meiſterbild ſeines Andreas geleitete, auch wohl dann und wann die Geſchichte ſeiner Liebe und ſeiner Prüfung demſelben mittheilte, — dieß, lieber Leſer! wirſt Du gewiß dem wackern Goldſchmidt verzeihen, deſſen Freude an allem Seltenen und Schönen Du bereits erkannt, und deſſen biederes Gemüth mit jener kleinen Eitelkeit wohl auszuſöhnen vermag.

III.

Die Heimathloſen.

Eine Novelle von Eliſe.

Mit ruhiger Gleichförmigkeit, als ſpötte es der dunkeln Wogenmacht, zog das Dampfſchiff Corvedo genannt, ſeine tiefen, doch leicht verſchwimmenden Geleiſe auf der Oberfläche der ſtillen Meeresfluth längs der nördlichen Küſte Englands hin. Wie von Geiſterhand getrieben, eilte es raſtlos dahin, und kein ſchwellendes Segel, kein geſchäftiger Ruderſchlag verrieth den Antheil, den menſchlicher Wille an der Richtung ſeines Laufes nahm. Dennoch hatte eine ungewöhnlich große Anzahl von Paſſagieren ſich diesmal ſeiner Leitung anvertraut, welche Geſchäfte oder Vergnügen in die ſchönen Gefilde Northumberlands oder an die Grenzen Schottlands hinauf riefen und die von dieſer ſchnellſten aller Reiſegelegenheiten Gebrauch machen wollten.

In den Kajüten hörte man außer den verſchiedenartigen Dialekten von Bewohnern aller Provinzen Englands, auch die Sprache Frankreichs und die ernſtere reine der Deutſchen. Auf dem oberen Verdeck herrſchte ein noch bunteres Gewirr, welches dem Pinſel eines Hogarth ſicher manche anziehende Gruppe dargeboten hätte. An einem in dem Boden befeſtigten Tiſche ſaß in einem kleineren Kreiſe die Auswahl aus dem großen Haufen der auf langen Bänken umher Lagernden und Sitzenden, beſtehend aus einigen Marktleuten der Gewerbe treibenden Klaſſe, welche nach Sunderland zurückkehrten und unter dieſen befanden ſich ein wohlgenährter Mann mittlerer Jahre, an dem ein Ueberrock von zimmetfarbenem feinen Tuche, nebſt der gelb und braun geſtreiften Weſte, und den hellbraunen lakirten Stolpen an den Stiefeln, deren Schnitt und Form ſchon vor acht bis zehn Jahren von den Elegants der City für altmodiſch verworfen worden wäre, zum Verräther des wohlhabenden Bürgers einer kleinen engliſchen Provinzialſtadt wurde, und ein gemächlicher Holländer. Dieſe alle hörten mit mehr oder minder Aufmerkſamkeit den an ſich intereſſanten, und zuweilen noch durch Uebertreibung gewürzten Erzählungen eines unter

Napoleons Garde gedienten Franzoſen zu. Die excentriſche Beweglichkeit ſeines ganzen Weſens, mit der er der Deutlichkeit wegen, ſeinem ſchlechten mit franzöſiſchen Redensarten untermiſchten Engliſch nachzuhelfen ſtrebte, verbunden mit dem Feuer ſeiner kriegsmänniſchen Begeiſterung, ſtach auf eine wunderliche Weiſe gegen die phlegmatiſche Ruhe ſeines flämiſchen Nachbarn ab. Mit in ſich gekehrtem Gleichmuthe verfolgte dieſer minutenlang die kräuſelnden Wölkchen ſeines Tabaks, die er aus einer kurzen thönernen Pfeife zog und ſie anſcheinend gedankenlos in die friſche Seeluft hinaus blies. Mit halb von dem Sprecher abgewandtem Geſichte ſchien er todt für die Geſellſchaft, und nur wenn ſein Blick zufällig auf die ihm gegenüber ſitzenden Fabrikanten fiel, erhielt ſein rundes, geſundes Geſicht einen Anſtrich von Leben. Ihre Gemüther begegneten ſich dann wahrſcheinlich im Zuſammenrechnen von Zahlen, — und Zahlen, nichts als Zahlen ſprachen dann aus den Mienen dieſer betriebſamen Seelenverwandten. Unſer Holländer trank dann wohl ſchweigend den Fabrikherren einen Krug Porter zu, weiter aber als zu dieſer ſtummen Unterhaltung kam es auch zwiſchen ihnen nicht. Im untern Raume des Schiffes ging es um ſo lauter her, und nicht ſelten erhob ſich ein Wortwechſel, in den ſich der Capitain und Herr des Corvebs miſchen mußte, wenn gleich er es nicht gern zu thun pflegte, denn der faſt unförmliche Umfang ſeiner Corpulenz ſchien eben ſo unbeſtreitbar den Beweis zu führen, daß Bequemlichkeit ein Haupterforderniß geſunden Lebens ſei, wie jenen, daß Seeluſt und Porter nicht zehren, wie Einige behaupten wollen.

Auf dem Verdecke, etwas abgeſondert von dem bunten Gewimmel von Männern, Frauen und Kindern, befand ſich indeß noch ein zweiter kleinerer Tiſch, an welchem drei Geſtalten Platz genommen, die mit jenem Intereſſe, welches der Reiz der Neuheit jedem Gegenſtande gewährt, dieſes wunderlichen Treibens Zuſchauer waren. Ein Jüngling, wie es ſchien, in dem faſt noch knabenhaften Alter von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, ſaß neben einem eben ſo jungen, ſchönen Mädchen, deſſen ungemeine Aehnlichkeit mit den regelmäßigen Zügen ſeines Geſichtes es auf den erſten Blick für ſeine Schweſter kenntlich machte. Des Jünglings dunkles Auge hing mit beredten Zeichen der lebhafteſten Theilnahme an dem erzählenden Franzoſen, und wenn dieſer die ritterlichen Siege, die oft kühnen Unternehmungen einzelner Helden der großen Armee, die einſt ganz Europa erzittern machte, mit ſchwärmender Originalität ſchilderte, blitzte es oft hell auf im Auge des Jünglings, und Wangen und Stirn überflog ein lebhafteres Roth. Archimbald nannte ihn ſein zarteres Ebenbild ihm zur Seite und ward von ihm Alexia, oft auch Alice, oder in der Abkürzung Alix genannt. Ihr Geiſt ſchien mehr dem, was hinter ihr lag, zugewandt, als der Gegenwart oder Zukunft, und mit einem recht wehmüthigen Blicke maß ſie das lautloſe, doch pfeilſchnelle Dahineilen ihres Fahrzeugs, das den trennenden Raum zwiſchen ihr und dem deutſchen Vaterlande von Minute zu Minute immer weiter ausdehnte. Nur wenn ihre Aufmerkſamkeit auf Momente von dem Leben um ſie her gefeſſelt ward, ſpielte ein ſchalkhaftes auf Augenblicke ſatyriſches Lächeln auf eine höchſt anmuthige Weiſe um den friſchen Mund und zeichnete die Grübchen in Kinn und Wangen noch etwas tiefer. Sie, wie ihr Bruder, waren beſſer als die übrigen Genoſſen ihrer Fahrt gekleidet, und der edle Ausdruck ihrer Geſichter, verbunden mit einer gewiſſen Auszeichnung in Haltung und Geberden, hätten ſie den Mitreiſenden allein ſchon hinlänglich für junge Zweige eines edlen Stammes kenntlich gemacht, wenn auch nicht die untergeordnete, ehrfurchtsvolle Stellung ihres Begleiters zu ihnen, ihren Rang angedeutet hätte.

Archimbalds und Alexia's Begleiter war ein freundlicher Greis von kräftigem Anſehen. Das weiße Silberhaar, das ſeinen Scheitel nur noch ſpärlich deckte, ſah zu der dunklen Kleidung, die er trug, höchſt rein und zierlich aus, und die Weiſe, mit welcher er ſeine junge Herrſchaft bediente, zeigte deutlich in ihm das Original eines alten Kaſtelans oder Kammerdieners eines Herrn von bedeutendem Range. Er ſchien oft gefliſſentlich das zutraulich Kindliche im Benehmen der beiden Geſchwiſter gegen ihn, der ihnen mehr Rath und Führer als Diener zu ſein ſchien, abzulehnen und dann jedesmal ſeine untergebene Stellung nur noch merklicher zu bezeichnen. Mit den übrigen Paſſagieren, in derer Geſpräche er ſich ſelten miſchte, ſprach er abwechſelnd engliſch und franzöſiſch, doch am wenigſten deutſch.

Die Sonne dieſes Tages neigte ſich ſchon zum Untergange; in blutrother Pracht ſank ſie hinter einem ſchwarzen Gewölke, welches einzelne Feuerſtrahlen grauſig durchzuckten, hernieder in's Meer, ein furchtbar ſchönes Bild minutenlang zurücklaſſend. Tief ſchwarze Wolken theilten ſich zu kleinern Maſſen, und thürmten ſich dann wieder in pitoresker Geſtaltung über und neben einander auf. Wie eine jener geſpenſtiſchen Zauberburgen ſtand das Wolkenbild drohend am Himmel, und die rothe Glut der Sonne, welche wie Flammen durch die Fugen und Spalten hindurch loderte, machte den Vergleich des franzöſiſchen Kriegers zu einem der paſſendſten, der den Anblick ſchaudernd dem des brennenden Moskau gleich ſtellte, deſſen Andenken noch das Blut aus ſeinen Wangen jagte. Noch waren alle Schiffenden ſtaunend im Anſchauen verſunken, als ein furchtbares Krachen im innern Raum des Schiffes ihre Aufmerkſamkeit gewaltſam auf ſich zog. Banges Wehklagen erfüllte alſobald die regen Lüfte, und ehe man noch die Rettungsloſigkeit des gegenwärtigen Zuſtandes recht inne ward, ſprengte ſchon ein zweiter krachender Stoß das Schiffsgebäude in tauſend Trümmern. Die Dämpfe hatten ihre Schranken gebrochen, und mit zerſtörender Gewalt vernichtete das empörte Element die, welche gewagt hatten, es zu feſſeln.

Mit dem zweiten Stoße waren Archimbald, Alexia und der treue Donald mit vielen Andern zugleich über Bord geſchleudert worden. Mit wildem Brauſen nahmen die Wellen die Unglücklichen in ihrem Schooße auf und betteten Manchen ein kühles Grab im Meeresgrunde. Viele aber tauchten an entferntern Stellen wieder auf, um den verzweifelten Kampf auf Leben und Tod mit den ſich wild gegen ſie thürmenden Wogen zu kämpfen.

Nach Verlauf einiger Augenblicke fühlte Alexia ſich auf eine, in ſchaukelnder Bewegung ihr nahende Trümmer des Schiffes gehoben, eine Minute ſpäter tauchte auch Archimbald in geringer

Entfernung auf, und mit Behendigkeit ſchwang er ſich auf die rettende Arche. Ein Blick des Erkennens goß in beider Geſchwiſter Bruſt einen Tropfen jener Seligkeit, wie ſie ungeſtörter Beſitz der Weſen, die wir lieben, nimmer kennt. Mit einem Freudenruf ſanken ſie ſich in die Arme; ſie waren beiſammen und hielten ſich treu, mochte doch ihr gebrechliches Schiffchen immerhin, von den Wellen mit fortgeriſſen, oft ſchwindelnd hoch gehoben, dann wieder in ſchäumende Tiefe geworfen werden; es erwartete ſie nun ein gemeinſames Geſchick. Aber das drohende Wolkenbild entladete ſich in Sturm und Unwetter, bei deſſen ſchnellem Herannahen tief grollend der dunkle Schoos des Meeres ſich regte.

Die weißen Sturmvögel zogen mit tönendem Fluge über die bangen Kinder hin, da wich das Hoffen auf Rettung aus ihren Herzen; denn rückwärts und vorwärts ſahen ſie nichts als drohende Waſſermaſſen, die mit ſchäumender Wuth ſich gegen einander bäumten. Feſter umklammerten ſich die beiden ſcheinbar Verlornen, und ihre Herzen riefen laut zu dem ſchwarz umhüllten Himmel empor: „Du Vater im Himmel, der Du den Sturm bedroheſt und den Wolken gebieteſt, ſieh her auf uns, und hilf! hilf den Verlaſſenen, die auf Dich hoffen!“

Alexia rief mit bangen Kindesthränen zum Geiſte der verklärten Mutter, die vor einem Jahre erſt heimgegangen war, ſie mit hoher Freudigkeit ſegnend und auf den Herrn verweiſend, dem ſie in Liebe, Vertrauen und Hoffnung die jungen Seelen zugeführt hatte. — Aber der Sturm brach in verdoppelter Gewalt über ihren Häuptern aus, ſo daß die Trümmer, auf der ſie ſchwammen, oft weit vom Lande fort, oft wieder gewaltſam zurückgetrieben ward, zur Stelle, wo ihr Kampf mit dem furchtbaren Elemente begann.

Da gewahrten ſie plötzlich in geringer Entfernung eine Hand aus dem Waſſer ragen, welche ein kleines Käſtchen empor hielt, und gleich darauf ward auch der Kopf des alten Dieners Donald ſichtbar, welcher ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung zu ſeinen jungen Gebietern hingearbeitet hatte. „Nehmen Sie! Um Gottes Willen, nehmen Sie das Käſtchen, Junker Archimbald! — Und geben Sie es in keines Andern Hände als in die des — —“ Hier verließen die Kräfte den treuen Alten. —

„Donald! Nur Muth! Ich komme und helfe Dir!“ rief Archimbald dem Sinkenden im Ueberſchätzen ſeiner Kräfte zu und ſprang ohne weiteres Beſinnen in die Fluth. Alexia aber, welche ihn von einer Welle begraben ſah, ſank von ſchneidendem Todesſchmerze überwältigt, in einen tiefbewußtloſen Zuſtand.

Der Morgen dämmerte über den öden Gefilden Derbyſhire's, durch welche die Bleiminen ihre labyrinthiſchen Bahnen im tiefen Schooße der Erde ziehen, reich und ergiebig für den aus Allem äußern Vortheil ziehenden Menſchen, doch vergiftend und lebentödtend für die Oberfläche der Erde, welche gerade in dieſem Lande faſt durchgängig gewohnt iſt, mit fettem Raſen und blühenden Kräutern ſich zu ſchmücken. In einem ſchmalen, felſigen Hohlwege eilten ein paar offene Bauerwagen bei den erſten Lichtern des Tages, welche die kahlen Felſen beleuchteten, ſo ſchnell, als die Unwegſamkeit dieſer Gegend es geſtatten wollte, fort. Man gewahrte auf ihnen eine Anzahl in mannigfachen Stellungen auf Stroh liegender Menſchen, worunter Einige wund und bleich, Andere nur in mattem Hinbrüten verſunken, noch Andere in ohnmächtiger Erſchöpfung aller Kräfte ausgeſtreckt da lagen. Zu den Letztern gehörte eine überaus ſchöne weibliche Geſtalt, auf deren mildem Angeſichte, das von nächtlich ſchwarzen Locken melancholiſch umſchattet ward, die ſtille tiefe Ohnmacht herrſchte. Bleich und ſtill, wie der Genius des Todes, lag ſie da, nur von den ſcharf beobachtenden Blicken ihrer Nachbarin, einer alten Schottin bewacht, welche zuweilen wie in tiefen Gedanken nur halb verſtändliche Worte vor ſich hinmurmelnd, ihr das verhüllende Haar aus der Stirn ſtrich. Es waren die Geſtrandeten, welche von den Dorfbehörden zu Lande nach Sunderland, dem Ziel der Reiſe des Corvede, geſandt wurden und die ſchöne Ohnmächtige unter ihnen war Alexia.

Als die wohlthätig verhüllende Nacht Alexia's Sinne nach und nach verließ, fand ſie ſich ſtaunend auf einem Wagen, welcher im raſchen Trabe auf einer breiten Landſtraße fortgezogen ward. Es war heller Morgen. Wie ſie die Nacht des Schreckens zugebracht? Wer ſie rettend den Wellen entriſſen? Sie wußte es nicht; aber ein Blick auf ihre Umgebung offenbarte ihr die quälende Gewißheit, daß ſie ſich allein, allein unter Fremden befand und ach! vielleicht allein einem Leben gerettet war, deſſen Troſtloſigkeit in einem ihr gänzlich fremden Lande, unter Menſchen, deren Sitten, deren Gewohnheiten ihr nur aus einzelnen Mittheilungen ihrer Mutter bekannt waren, ihr faſt von neuem die Beſinnung geraubt hätte. —

Geboren in einem tief im Schutze deutſcher Gebirge ruhenden Thale, auferzogen unter der liebevollſten Pflege einer zärtlichen Mutter, und der

Leitung eines weiſen, eben ſo geliebten Greiſes, des ehrwürdigen Predigers zu Blumerode, welchen beide Geſchwiſter Vater nannten, — wenn gleich ſie wußten, daß ihr Vater früh auf dem Felde der Ehre gefallen war, — beſaß ihre Erziehung alle Eigenſchaften der Kinder, welche von der Hand der Liebe zweier nur in ihnen Lebenden, in allen, auch den kleinſten Angelegenheiten gewohnt ſind, geleitet zu werden, indeß ſie in glücklicher Sorgloſigkeit dahin leben dürfen. Sie hatten nie an ihre Zukunft gedacht, noch an die Erwartungen, wozu ihre Stellung zu den übrigen Menſchen in der Welt ſie berechtigen könnte, und fragten auch nach dieſer nicht genau, weil ſie ſahen, daß ihre Mutter nie gern von der Vergangenheit ſprach. Sie wußten nur, daß ihr Vater ein Offizier von bedeutendem Range geweſen, und daß ihre Mutter, die ſie gewohnt waren, nur edel und mit milder Güte handeln zu ſehen, Gründe hatte, ihren wahren Namen zu verſchweigen, und ſich deshalb Madame de St. Peregrine nannte. In einer benachbarten herrenhuther Erziehungsanſtalt war ihre wiſſenſchaftliche und moraliſche Bildung aufs ſorgfältigſte gepflegt, und war ihrer Vollendung nahe, als der plötzliche Tod ihrer über alles geliebten Mutter ſie an ihr Sterbelager nach Blumerode zurückrief.

In Blumerode übergab die ſterbende Mutter den Händen des treuen Donald's, welcher eben erſt von einer weiten Reiſe in ihren Angelegenheiten zurück gekommen war, das Käſtchen, deſſen Wichtigkeit er kannte, und gebot den weinenden Kindern, ihm in allen Stücken zu folgen, ohne zu fragen, warum? So geſchah es, daß ſie, nach Verlauf eines Jahres, in dem ihr väterlicher Freund und Lehrer, der Prediger zu Blumerode, ſie mit tiefer Rührung zu dem zweiten Bunde mit unſerm Herrn und Gott eingeſegnet hatte, — dem ſorgſamen Donald auf der weiten Reiſe nach dem Inſellande hinüber folgten, ohne den Zweck ihrer Reiſe zu kennen.

Um ſo entmuthigender mußte Alexia'n jetzt dieſer Blick auf ihre äußerlich gänzliche Verlaſſenheit ſein. Zwar war ihr früh ſchon ein feſtes frohes Vertrauen auf die unſichtbare Hand der Liebe, die alle auch die feinſten Fäden unſeres Geſchickes lenkt, und gerade dem Schwachen, Verlaſſenen am nächſten iſt, ins junge Gemüth gepflanzt worden, aber die jungen Seelen- und Körperkräfte waren noch zu ungewohnt des ſchnellen Wechſels, dem das Leben einzelner Sterblichen oft ſo ſchmerzlich betäubend unterworfen iſt.

Vergebens flog Alexia's Blick ängſtlich fragend von einer Jammergeſtalt zur andern, die ein gleiches Geſchick hier mit ihr in ſo nahe Berührung gebracht hatte, forſchte auf allen bleichen Geſichtern, — aber keines von allen zeigte ihr des Bruders geliebte Züge, keines die des treuen Führers Donald. Ein Schmerzgefühl, wie ſie es noch nicht gekannt, fuhr mit ſchneidendem Weh durch ihre Bruſt.

Ihre erſte Bewegung war, zurück zu fliehen zum Strande, um dort dem Schauplatze jener Schreckensſcenen nahe zu ſein, bis das treuloſe Meer die höchſten Güter ihres Lebens, wenn nicht lebend mehr, doch todt, der Erde wiedergeben würde. Aber eine ſtarke Hand hielt ſie zurück, und eine Stimme überzeugte ſie von der Unüberlegtheit dieſes Schrittes, welche jener wunderlichen Geſtalt angehörte, die neben Alexia tief verhüllt geſeſſen. Es war eine alte Frau, in höchſt ärmlicher, ſeltſamer Kleidung. Ein weiter Mantel von einem ſehr buntgegitterten Zeuge, ganz ähnlich den Plaids der Schottländer, verhüllte ein faſt nur aus Lumpen beſtehendes Unterkleid, deſſen mancherlei Farben von Alter und Unſauberkeit unkenntlich geworden war, und jeder Witterung ſo mancher Jahreszeit getrotzt haben mochte, verrieth ihre hochländiſche Abkunft. Sie hatte bisher den Plaid tief über Kopf und Geſicht herabgezogen, jetzt aber, als der nervigte Arm Alexien mit gutmüthiger

Gewalt auf ihrem Lager feſthielt, ward das breite runzliche Geſicht ſichtbar, und die treuherzigen Augen ruhten mit einem Ausdruck von Theilnahme auf Alexia, die ihr, der Verlaſſenen, Freundloſen, einen Schimmer der Beruhigung ins Herz goß.

„Bleibt, liebe junge Miß!“ — ſo redete dieſelbe ſie an, — „wir ſind ſchon zu weit vom Strande fort! Wenn Ihr, mit Euren ſchwachen Füßchen das Ufer, wo man Euch fand, hättet wieder erreichen wollen, da hättet Ihr wenigſtens drei Stunden früher aufwachen ſollen. Jetzt iſt's zu ſpät! Die Bleiminen liegen zwiſchen uns und dem Strande, und dahindurch findet Ihr inimmermehr den Weg; — denn ihr ſeid doch wohl zum erſten mal in Eurem Leben in England?“

Alexia entſann ſich jetzt, daß ſie die auffallende Geſtalt ihrer Nachbarin unter dem großen Haufen der vom Jahrmarkt in *** Kommenden auf dem Corvedo geſehen hatte. Sie beſtürmte ſie daher mit Fragen, ob ſie dort, wo dieſe alle an's Land getrieben worden, nichts von Archimbald und Donald geſehen habe. Aber mit der ihr eigenthümlichen lakoniſchen Art beantwortete jene alle Möglichkeiten, an die Alexia's geängſtigter Sinn ſich verlor, und die ihr bald die geliebten Zwei todt und zerſchellt, bald gerettet und nach ihr ſchmerzvoll ſuchend, zeigten.

„Sind ſie weit genug in See geſchwommen, um die Brandung zu umgehen, von der Ihr und viele von uns von einer hülfreichen Welle gerettet wurden, die von der Nähe der Brandung höher aufgetrieben, uns mehr oder minder unſanft an das hohe Ufer hinanwarfen, — wie Ihr an den blutenden Köpfen unſerer Nachbarn wohl wahrnehmen werdet, — dann können ſie leicht in der ſtillen Bucht gelandet ſein, und alsdann findet Ihr ſie ſicherer, wenn Ihr zu Lande mit uns nach Sunderland reiſt, wohin wir mit den von Corredo Geſtrandeten alle geſandt werden. Hat der Strudel der Brandung aber die Eurigen ergriffen“, — ſetzte die gutmüthige Sprecherin mit einem mitleidigen Blicke hinzu, — „dann denkt nicht mehr an Wiederſehen! An keines hienieden! Wer dort hinein geräth, deſſen zerſchmetterter Leib bleibt den Fiſchen zur Nahrung auf dem Meeresgrunde — und kein menſchliches Auge ſieht ihn jemals wieder!“

Alexia hörte von jetzt an nur noch wenig von dem, was die Schottin, nach deren Namen Maguly wir ſie künftig nennen wollen, noch in manchen rohen, doch wohlgemeinten Troſtgründen zu ihr ſprach. Ihr Herz ſchlug in den krampfhaften Schlägen des ungemeſſenſten Schmerzes um Bruder und Beſchützer. Fieberfroſt ſchüttelte ihre Glieder, ihre Stirn brannte, und die thränenloſen Augen loderten in Fiebergluth, ohne etwas von dem zu gewahren, was um ſie her vorging. Maguly, welche den doppelten Kampf des jungen Lebens gegen Seelenſchmerz und gegen die Gewalt einer in ihr ausbrechenden Krankheit traurig wahrnahm, murmelte vor ſich hin: „wenn niemand ſich des kranken Kindes annimmt, ſo muß ich es ja wohl thun.“ Sie bettete daher Alexia's Lockenköpfchen recht zärtlich und liebkoſend auf ihren Schoos und fragte nun, der Zukunft gedenkend, wohin Alexia, wenn ſie nach Sunderland gekommen ſein würde, gebracht zu werden verlange. „Nennt mir nur den Namen Eurer Freunde oder Verwandten, ich will ſie ſchon auffinden, und wenn die Stadt auch noch weitläuftiger wäre, als ſie es ſchon iſt; ich bringe Euch ſicher zu ihnen, denn Ihr ſeid krank, armes Kind, werdet der Pflege der Eurigen wohl bald ſehr bedürfen.“

Alexia, welche während der Frage mit den unſchuldsvollen Augen die Sprecherin angeblickt hatte, ſenkte ſie jetzt traurig, und ſeufzte leiſe: „„ich kenne niemanden in Sunderland!““

„Nun ſo ſagt mir wenigſtens“, ſprach Maguly weiter, „wo Ihr heimiſch ſeid und an wen ich ſchreiben ſoll, wenn Ihr krank werden ſolltet, damit Eure Eltern und Verwandten Eure Rettung erfahren, und Euch zu finden wiſſen!“

„„Ich habe keine Eltern mehr — und auch keine Verwandten. — Habe auch keine Heimath! und niemanden, der nach mir fragt! — Hienieden niemanden!““ — ſagte Alexia mit faſt tonloſer Stimme.

„Beſinnt Euch, liebe Miß!“ fuhr Maguly dringender fort, welche dieſe Antworten ſchon auf Rechnung des immer heftiger werdenden Fiebers ſchob, — „habt Ihr denn auf Gottes weiter Welt niemanden, dem Ihr angehört? — Waren denn die Beiden, die Ihr dieſe Nacht verlort, die Einzigen auf der Welt, die zu Euch gehörten, für Euch ſorgten? — Ihr werdet ja doch nicht ganz verlaſſen und überall auf Erden heimathlos ſein?“

Zu Alexia's großes, blaues Auge trat jetzt die erſte ſchwere Thräne. Sie richtete den Blick zu den Wolken, welcher die ſchmerzlich gewichtige Frage der Alten an ein unſichtbares Weſen zu wiederholen ſchien.

„Nun dann!“ rief tief bewegt Maguly aus, indem ſie in ihrer wunderlichen Tracht der ärmſten Armuth einer Bettlerin ſich muthig aufrichtete, — „dann bauet auf mich in allen Fällen, ich will Euch nicht verlaſſen! Auch ich bin heimathlos und einſam! Auch mir ſchlägt kein lebend Herz hienieden, das nach mir fragt! So ſind wir denn Schickſals- und Wallfahrtsgenoſſen, und verlangen nur freien

Durchgang auf dieſer Erde; denn droben lebt Einer, der fragt nach uns, und führt uns durch Nacht zum Licht, durch Todesſchmerz zur Seligkeit! — Jetzt aber", — fuhr ſie nach einem Augenblick des Schweigens fort, in welchem ihr Auge, das ſie mit einem wunderbar ſchönen Ausdruck an die Wolken geheftet hatte, wieder auf Alexia fiel, — „jetzt aber rechnet auf meinen Schutz! Und wenn die Menſchen Euch kränken und verſtoßen ſollten, oder wenn Ihr vor ihnen zu fliehen Urſache hättet, dann, — merkt es Euch wohl! — dann eilt nach Caſtleton, fragt am öſtlichen Thore nach Mutter Maguly und man wird Euch zu mir bringen."

Alexia dankte ihrer ſeltſamen Beſchützerin mit einem Blicke voll tiefen Gefühls. Der Augenblick der Gefahr ſteigert den Werth einer mitempfindenden Seele zu unglaublicher Höhe, und Alexia genoß eine Art Beruhigung im Bewußtſein der Gegenwart eines theilnehmenden Weſens, wenn gleich ſie noch vor wenig Tagen über die Protection einer alten, von den Wohlthaten Anderer kümmerlich lebenden Bettlerin, wo nicht gelacht, doch gelächelt haben würde.

Eine betäubende Schwere drückte jetzt Alexia's Augenlieder zu, während Maguly mit gedämpfter Stimme ein Lied von ihrem jetzigen räthſelhaften Wohnorte begann, in deſſen eintöniger, zuweilen faſt rauher Melodie dennoch ein gewiſſer ſchwermüthiger Charakter, wie er den alten Balladen ihrer ſchottiſchen Barden eigen iſt, auf recht anziehende Weiſe durchblickte. Es lautete ungefähr ſo:

Die Sonne ſteigt, die Sonne ſinkt,
Der Mond am blauen Himmel blinkt,
Die Sterne leuchten mit Silberlicht;
— In meiner Welt nur leuchten ſie nicht! —
Doch werden auch Donner und Sturmesbraut
Allein in meiner Welt nicht laut! —

Die Sonne ſieht der Gräu'l ſo viel,
Der Mond erhellt oft Mordgewühl,
Zur Nacht erſt leuchtet der Sterne Pracht,
Bei mir nur iſt ewige Sternennacht.
Doch ſchließt ſich ein müdes Auge zu,
Hat's ſichern Schlaf dort und ſüße Ruh!

Kennſt Du den Ort? die dunkle Stadt, —
Die unter der Erde gebauet ſich hat?
Kennſt Du des ſchwarzen Stromes Lied,
Der ewig die dunklen Pfade zieht?
Kennſt Du des Rogers Regenhaus,
Und des Rogers Lied im dunklen Haus?

Alexia öffnete mühſam die ſchweren Augenlieder, und blickte fragend auf die faſt unheimliche Geſtalt Maguly's. „Von welcher Heimath ſpricht Euer Lied, Mutter Maguly?“ — fragte ſie wie träumend, — „ſo iſt doch weder Welt noch Grab?“

„„Da habt Ihr auch ſo unrecht nicht geſchloſſen, liebe Miß!““ — lachte Maguly, — „„aber kommt nur getroſt, wenn's Euch unter den Menſchen, die im hellen Sonnenlichte wohnen, nicht mehr gefällt, zu mir in meine unterirdiſche Stadt, und Ihr werdet ſchon ſehen, daß es doch ſo recht eigentlich nicht das Grab iſt, in das ich Euch einlade.“ Und mit einem herzlichen Ausdrucke in den rohen Zügen ſang ſie noch die folgenden Strophen:

Die dunkle Stadt, vor der Dir graut,
Hat Gottes Hand allein gebaut!
Der Arm der Erdengroßen reicht
Nicht bis zur Stadt, der keine gleicht;
— Doch iſt es in des Herren Huth,
In der das arme Häuflein ruht! —

Dies waren die letzten lichten Augenblicke für Alexia. Das Fieber ergriff die in voller Jugendkraft blühende Natur mit wüthender Heftigkeit. Ihr Auge blieb geſchloſſen, und wenn es ſich auch auf Minuten öffnete, ſo gewahrte es dennoch nichts von den Reizen, mit denen die Gegend geſchmückt war, durch welche ihre erſte Fahrt auf Englands Boden ſie führte.

Nicht die maleriſchen Thäler Richmonds, in denen der ſilberhell ſtrömende Tees die herrlich angebaueten Wieſen, Wälder und die fruchtbaren Anhöhen auf die anmuthigſte Weiſe belebte, —

nicht das lachende Aukland mit ſeinen Felſen und grünen Wäldern, durch die der rauſchende Fluß bald gaukelnd zieht, bald unwillig über das ſich ihm vergeblich in den Weg werfende Geſtein ſtürzt, — nicht das alterthümlich gethürmte Durham, welches den armen Geſtrandeten einige Stunden der Ruhe gewährte, noch die lauten Ausbrüche des Bedauerns der Menge mitleidiger Einwohner, welche den Wagen umringten, vermochten es, die tiefe Nacht der Bewußtloſigkeit Alexia's zu durchdringen.

Noch vor einbrechender Dunkelheit ſollte heute das nur noch wenig Stunden entfernte Sunderland erreicht werden. Man begab ſich alſo bald wieder auf die Reiſe, und als die erſten Sterne am blauen Himmel zu flimmern begannen, raſſelten die Wagen über Englands größte Brücke. Ein Schiff ſegelte eben mit aufrechtſtehenden Maſten unter dem ungeheueren einzigen Bogen dieſes Meiſterwerks der Architektur hin, welcher ſich mit Zierlichkeit und Stärke in einer Höhe von hundert Fuß über die Fläche des Waſſers kühn und prächtig bis zum jenſeitigen Ufer hinüber ſchwingt; indeß die unglücklichen Geſtrandeten, größtentheils Einwohner Sunderlands, hoch über den Maſten hin, auf der mit köſtlichen eiſernen Geländern verſehenen Brücke ſcheinbar in den Wolken ſchwebend, mit getheilten Empfindungen dem nun zu ihren Füßen liegenden Ziele ihrer Fahrt entgegen ſeufzten.

Maguly ſchützte mit zärtlicher Achtſamkeit die arme auf ihrem Schooße ruhende Alexia vor jedem Stoße des Wagens, vor jeder unſanften Berührung der den Wagen jetzt Verlaſſenden, die von jammernden Verwandten und Freunden zum Theil fortgetragen oder geführt wurden. Aber da Maguly ſelbſt ſeit langen Jahren nicht in Sunderland geweſen war, ſo traf es ſich, daß alle Namen ihrer frühern Bekannten, welche ſie den Umſtehenden nannte, entweder von niemanden gekannt waren, oder daß man ihr lachend die Zahl der Jahre nannte, ſeitdem dieſe ſchon verſtorben wären.

Mit ſtarken Schritten nahm über den vergeblichen Verſuchen ein Unterkommen zu erlangen, die Dunkelheit zu, und mit ihr wuchs die Verlegenheit der treuen Alten. Für ſich war ſie wenig beſorgt, aber für ihren Schützling zitterte ſie; Alexia's Zuſtand machte ſie beſſerer Aufnahme bedürftig und vor allem ärzlicher Hülfe. Gänzlich rath- und faſt troſtlos fragte ſie endlich nach dem nächſten Gaſthofe, entſchloſſen, dort mit Alexia einzukehren, um dieſe nur auf jeden Fall vor den nachtheiligen Einwirkungen der kalten Nachtluft zu ſchützen. Man zeigte ihr ein hell erleuchtetes Haus ganz in der Nähe, vor das ſie nun getroſt vorfuhr und die Wirthin heraus bitten ließ.

In wenig Augenblicken war das ganze Hausgeſinde um den Wagen verſammelt, und ſtaunte die ſeltſamen Reiſenden an, deren Anblick auch in der That etwas Auffallendes hatte.

Die ausgezeichnete Schönheit der jungen ſchlafenden Dame, deren elegantes Reiſekleid, deſſen Stoff und Form den höhern Stand verrieth, und die blendende Weiße ihrer Haut, die von den dunkeln, in gänzlicher Verwirrung um Stirn und Wangen ſich kräuſelnden Locken noch mehr gehoben ward, kontraſtirte aufs Lebhafteſte mit der Vertraulichkeit, mit welcher das ſchöne Köpfchen in den Armen einer alten Schottin aus der ärmſten und niedrigſten Volksklaſſe, auf welche die Lumpen, die ſie bedeckten, ſchließen ließen, ruhte.

Maguly bat nur um ein warmes Lager für die Kranke und als man ſich dazu willig fand, trug ſie Alexia auf ihren Armen in das Haus und bettete ſie ſanft auf ein von der mitleidigen Wirthin eilig bereitetes Lager. Man verſprach, alsbald nach einem Arzte zu ſchicken und Maguly, welche man gegen Erzählung des Unfalles, welches das Schiff Corvedo erlitten, mit Speiſe und Trank erquickt hatte, fand ſich erſt nach einer langen Weile mit Alexia allein, als die Ankunft anderer Gäſte Wirthe und Diener aus einander trieb. Aber die Nacht war ſchon eingebrochen und immer noch wartete Maguly des verheißenen Arztes. Alexia's Fieber hatte den höchſten Grad erreicht, ihre Lippen bewegten ſich und von Zeit zu Zeit ſprach ſie mit großer Haſt in einer Sprache, welche Maguly'n unverſtändlich war. Bisweilen richtete ſie ſich mit lebhafter Bewegung im Bette auf, als wolle ſie heimlich entfliehen; aber wenn Maguly ihr ſanft zuredete und ſie zurück hielt, endeten jedesmal dieſe Phantaſien mit einigen klagenden Worten, mit denen ſie weinend zurück ſank.

Mitternacht war vorüber, allmählig ward es ſtiller im Hauſe und auf den Straßen und noch war kein Arzt erſchienen.

Die treue Wächterin kauerte zu den Füßen des Bettes, in welchem Alexia die bangſten Träume hatte, Nachklänge ihrer trüben jüngſten Vergangenheit, als die Zimmerthür ſich leiſe öffnete und zwei Männer hereintraten.

Einer von dieſen beiden Männern, welcher zuerſt eintrat, bedeutete dem Andern durch einen Wink mit der Hand, einen kleinen Kaſten, welchen er unter dem Arme trug, auf den Tiſch zu ſtellen, was dieſer befolgte, und indem er das Käſtchen öffnete, ward eine wohlgeordnete Reiſeapotheke ſichtbar. Dieſer, welcher augenſcheinlich der Herr war, ein großer hagerer Mann in den fünfziger Jahren, in einem koſtbaren Damaſtſchlafrock, auf welchem die Blumen und Kräuter aller Zonen verſchwenderiſch ausgeſtreuet ſchienen, nahm jetzt ein Licht aus der Hand des Dieners und näherte ſich, ohne Maguly zu gewahren, dem Krankenlager. Man wußte nicht, ob heftiges Leid oder tiefes Nachdenken die ſchweren Furchen auf dies farbenloſe Geſicht gezogen hatte, noch ob die Hand der Zeit oder die der Leidenſchaften den Griffel geführt, der dieſe Hieroglyphenſchrift geſchrieben hatte.

Er ließ behutſam den Schein des Lichts auf Alexia's Geſicht fallen, hielt dann plötzlich die Hand an die Augen, als wolle er ihre Sehkraft dadurch ſchärfen, und ſtaunte eine Minute ſie ſprachlos an, indem ein ſeltſames Muskelſpiel um Stirn und Mund eine ungewöhnliche Bewegung ſeines Innern verrieth. Alexia's Augen waren feſt geſchloſſen. Seine Hand bebte, als er Alexia's Hand ergriff, um ein paar Secunden lang den Schlag des Pulſes zu beobachten; dann wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung gegen ſeinen Diener und befahl ihm, auf der Stelle zum geſchickteſten Arzte der Stadt zu eilen. „Hier iſt meine Kunſt zu ſchwach und Hülfe, augenblickliche Hülfe, nöthig! Darum fort, ehrlicher Thom, ſei ſo ſchnell, als Du nur je geweſen; und komm mir nicht ohne Arzt zurück, hörſt Du?“

Thom war im Nu zum Zimmer und Hauſe hinaus. Der Fremde trat jetzt zu ſeiner Apotheke, nahm einen belebenden Liquor heraus, von dem er ſelbſt einige Tropfen auf Zucker nahm, ergriff dann wieder das Licht, und trat mit einem tiefen Seufzer abermals zum Krankenlager.

Maguly, welche unbemerkt im Schatten gekauert, ſah jetzt erſt die Züge des Fremden in vollem Lichte. Mit einem heiſeren Freudengeſchrei umfaßte ſie die Kniee des ihr ganz nahe ſtehenden Fremden, welcher mit allen Zeichen heftigen Erſchreckens ſich umſonſt von ihr los zu machen ſtrebte, ehe jene noch eines Wortes fähig war. Endlich brach ihre Freude in den Worten aus: „Sie, Fitz Allan! Seid Ihr's denn wirklich! Euch hat mein Gott hierher geſandt in meiner großen Noth!! und“ ſetzte ſie dann vom Boden aufſpringend hinzu, „beſinnen Ew. Herrlichkeit ſich denn nicht mehr auf mich? I Gott! ich bin ja die ehrliche Maguly Morthon, die Amme von Miß Ally! Ihr habt mir ſonſt wohl ſo manches gute Wort und ſo manches ſchöne Goldſtück gegönnt, als ich noch bei meiner Miß Ally war!“

Der Fremde ſtarrte ſie an, wie man das Geſpenſt eines einſt im Leben wohl Bekannten anſtarrt. „Ally!“ wiederholte er gleichſam mechaniſch, und es lag in dem Tone, mit welchem er dieſen Namen ausſprach, ein ſeltſames Gemiſch von Abſchen und Zärtlichkeit.

Aber ehe noch ein Gedanke in ihm klar ward, richtete Alexia ſich plötzlich auf, öffnete die dunkelblauen Augen und fragte mit glühenden Wangen: „Wer ruft mich? Archimbald! Du?“ Und im Fieberwahn die Arme gegen den Fremden ausſtreckend, als wolle ſie ihn näher zu ſich ziehen und feſt halten, ſetzte ſie mit rührender Innigkeit und Wehmuth im Tone hinzu: „wie gut iſt es, daß Du wieder da biſt! Du lieber, lieber Archimbald! Ach, ihr habt mich auch ſo lange allein gelaſſen, — ganz allein auf Gottes weiter Welt!“ — Der letzte Gedanke, deſſen Schwere ihre Seele drückte, ehe das Fieber ſie mitleidig der Wirklichkeit entrückte, kehrte in den ſeltenen Momenten des Bewußtſeins immer wieder; ſie ſank kraftlos in die Kiſſen zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich wieder und ein heißer Thränenſtrom rann von den ſeidenen Wimpern über die brennenden Wangen herab.

„Maguly Morthon“, fragte Fitz Allan jetzt geſpannt, „wie kommt Ihr hierher und wer iſt dieſe? Können die Todten auferſtehen und was alt iſt, wieder jung werden?“

Maguly erzählte nun, wie ſie erſt vor wenig Tagen mit der ſchönen, ſanften Kranken auf dem Dampfſchiffe Corvedo zuſammengetroffen ſei, von der ſie weder Namen noch Herkommen wiſſe; daß die Unglückliche Habe und Gut und die beiden einzigen Beſchützer, von denen der Eine ihr Bruder geweſen, in den Wellen verloren habe; und ſchloß zuletzt mit der Bitte, daß der edle Lord jetzt die Sorge für ihren Schützling mit ihr theilen ſolle. „Wahr iſt es“, fuhr ſie fort, „ſie trägt die Züge meines ſüßen Kindes, meiner holden Miß Ally, und mit dieſen hat ſie ſich eben in mein Herz geſchlichen! Ihr aber, edler Lord von Averden, nehmt ſie mit nach Foteringhall, und laßt ſie dort pflegen, bis daß ſich von den Ihrigen ein Näheres ermitteln läßt.“ So ſchloß Maguly ihre gutherzige Bitte, indeß Lord Fitz Allan mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging.

„„Du weißt nicht, was Du verlangſt, Maguly!““ ſagte er, ſich ungeduldig die Stirn reibend, „„ich liebe nicht alle Weiber, beſonders nicht in meiner Nähe! Im ganzen Schloſſe iſt kein junges Weib. — Miſtriß Margareth hat mir geholfen, ſo lange Jahre das Schloß davon rein zu erhalten, und ich ſollte nun ſelbſt Eines mit hinein bringen! Nein Maguly, das geht nicht an, durchaus nicht! Eure Bitte iſt Euch abgeſchlagen und nun ſtill davon!““

„So ſoll das arme Kind alſo doch ohne Schutz in dem fremden Lande bleiben?“ murmelte Maguly vor ſich hin, und indem ſie einen liebevollen Blick auf Alexia heftete, fuhr ſie wieder zu dieſer gewendet fort: „Lord Fitz Allan iſt nicht mehr, was er war; die Jahre haben ihn hart und unkenntlich gemacht.“

Dieſer blieb dabei, unruhigen Schrittes das kleine Gemach zu durchmeſſen, und wiederholte noch mehrmals, als ſchon längſt außer ihm Niemand mehr ſprach, ſein: „„es kann nicht, durchaus nicht ſein, und nur ſtille davon!““

Demohngeachtet ſtand am erſten Tage, als Alexia durch Hülfe des ſorgſamen Arztes und die Wirkung ihrer Jugendkraft eine ſchwere Krankheit beſiegt hatte und im Stande war, das Zimmer zu verlaſſen, eine Sänfte des Lord Fitz Allan vor der Thür des Gaſthofes, mit allen Bequemlichkeiten verſehen, die die liebreichſte Sorgfalt nur erſinnen konnte, um Alexia nach Schloß Foteringhall abzuholen. Maguly begleitete Alexia, welche ſie von jetzt an ihre Gebieterin nannte, frohlockend nach Foteringhall, wo die beiden ungleichen Gäſte von Miß Margareth mit vieler Bereitwilligkeit empfangen wurden. Dieſes war der Name einer bejahrten Verwandtin Lord Fitz Allans, deſſen Hauswirthſchaft ſie leitete und mit den Launen und Eigenheiten des gutmüthigen Sonderlings bekannt, faſt ſeine einzige Geſellſchaft ausmachte. Ihr ſtilles häusliches Walten hätte ihn längſt von ſeinem Weiberhaſſe heilen können, wenn es deſſen bedurft hätte, ſeinem Gemüth dieſe ſcheinbare Härte zu benehmen.

Lord Fitz Allan war Eines jener Muſterbilder eines reichen Hageſtolzen, der dadurch, daß er jede ſeiner Grillen zu befriedigen im Stande war, ein Sonderling ward. Von Natur großmüthig, edel, voll weichen Gefühls und reiner Menſchenliebe ward er aus Grundſatz ſtörrig, kalt, ein Egoiſt und beſonders ein Weiberfeind. Er glaubte ſich ſelbſt die Genugthuung ſchuldig zu ſein, ein Geſchlecht zu verachten, das er überall ſchwach und gebrechlich gefunden und das in der einzigen Ausnahme, die er kannte, ihn zurück geſtoßen hatte. Sein Herz, das beſtimmt zu ſein ſchien, in Liebe zu leben und durch Liebe beglückt zu werden, hatte ſich faſt in dem Schmerze um den Verluſt eines geliebten Weſens verblutet; und als er endlich nach langer Zeit ſich wieder in ſich zurecht gefunden und durch tauſend verkehrte Anſichten Beruhigung erlangt hatte, war der ſeltſamſte Sonderling fertig.

Da nun ſein Herz mit ſeinen Syſtemen in ewigem Widerſpruch ſtand, ward ſein Gemüth der Tummelplatz ewiger Kriege mit ſich ſelbſt und ſeine Handlungen nicht ſelten das entſcheidendſte Gegenſpiel ſeiner ſtets in ſeinem Munde lebenden Grundſätze.

Nichts erregte ſo häufig und ſo dauernd ſeine Verwunderung als die Erfahrung, daß gerade zu ihm alle Nothleidenden und Unglücklichen Hülfe erwartend kamen, da er ſich doch bewußt war, die größte Kälte, ja Härte gegen die Leiden Anderer bei jeder Gelegenheit zu äußern. Er ritt ſeine verſchiedenen Steckenpferde mit einem Trotze, einer Sicherheit, der es Niemand anſehen konnte, wie leicht ihm eine Thräne, ein bittender Blick davon herunter bringen konnte. Medizin hatte er mit vieler Sorgfalt ſtudirt, wie er ſagte, allein aus Rückſicht für ſeine ſchwankende Geſundheit, die er nicht jedem unwiſſenden Arzte anvertrauen wollte; daß nun jeder Arme im Dorfe, wenn er von Krankheit heimgeſucht ward, die bittenden Hände nach ihm ausſtreckte, war ein Zufall, gewiß aber war es, daß der Lord, wenn er oft durchnäßt und von Kälte erſtarrt, von den Schmerzenslagern wiederkommend, ſein Zimmer betrat, jedesmal ſeinem treuen Begleiter Thom zurief: „das geſchah einmal, aber nicht wieder!“

Das Schloß Foteringhall bot für Alexia viel des Sehenswerthen und Merkwürdigen, der weite Park mit ſeinen grünen Wieſen, köſtlichen, friſchen Laubarten, ſeinen Caſkaden und zahlloſen Plätzchen und Verſtecken, von denen man die reizendſten Ausſichten auf das Meer und bis in das blühende glückliche Schottland hinein genoß, die vorzüglichſten Gewächshäuſer mit den herrlichſten Exemplaren von Blumen und Kräutern aller Zonen; denn Lord Fitz Allan war ein leidenſchaftlicher Botaniker; die auserleſene Bibliothek und ein Naturaliencabinet, Lord Fitz Allans Steckenpferd, alles vereinigte ſich, Alexia's Schwermuth zu zerſtreuen, welche bei der Wiederkehr ihrer blühenden Geſundheit immer noch nicht weichen wollte, da alle Nachforſchungen nach der möglichen Rettung Archimbalds und Donalds fruchtlos und vergeblich blieben.

Wochen waren darüber hingegangen, das Verhältniß Alexia's zu den Gebietern des Hauſes war ein ſo kindliches, freundliches geworden; da trennte ſich die treue Maguly von ihr, um in ihre Heimath zurück zu kehren, und ſagte mit einem ſehr zufriedenen Lächeln: „ich denke, Ihr werdet meines Schutzes nun wohl nicht ferner bedürfen; ſollte es indeß der Zufall doch wollen, daß Ihr einmal nach mir verlangen ſolltet und gar meine ſeltſame Heimath kennen lernen wolltet, dann geht in das nette Häuschen am Strande, wo der Fiſcher Steny wohnt, der wird Euch zu mir geleiten."

Lord Fitz Allan, welcher den Anblick Alexias anfänglich gemieden, hatte ſich unvermerkt ſo an ihren Umgang gewöhnt, daß er Mühe hatte, ſeinen einmal gefaßten und tauſendmal ausgeſprochenen Syſtemen von Widerwillen gegen weiblichen Umgang wenigſtens im Aeußeren treu zu bleiben. Alexia ward ſeine ſtündliche Begleiterin auf ſeinen Streifzügen durch den Park und längs dem fruchtbaren mit Kornfeldern und Obſtgärten bebauten Geſtade des Meeres; hörte mit holdſeliger Freundlichkeit ſeinen bis ins Unendliche ausgeſponnenen Vorträgen über Conchylien und Mineralien zu und machte in ihrer Herzensgüte den Tag, an dem eine ſeltene Pflanze knoſpete oder blühete, zu einem Feſttage des Hauſes. Die unbeſchreibliche Kindlichkeit ihres Gemüthes ſchmiegte ſich harmlos an die Schroffheiten des ſeinigen, und der hohe Ernſt, die klare, fromme Anſicht, welche ſie von den menſchlichen Verhältniſſen und der höhern Beſtimmung unſers Daſeins bei ernſtern Gelegenheiten offenbarte, machte den grämlichen Greis oft ſtaunen und nicht ſelten im tiefſten Innern über ſich erröthen. Tauſendmal ſchwebte dann die Frage nach dem Namen ihrer Aeltern, ihrer Erzieher, auf ſeinen Lippen, immer hielt ihn ein unerklärliches Etwas davon zurück mit der Furcht, daß, nachdem dieſer Name einmal ausgeſprochen ſei, er wie ein Geſpenſt in das ſchöne Familienverhältniß, das ſich ſo rein gebildet, treten müſſe.

Auch Alexia ſchwieg über ihre Aeltern; nur daß ſie in einer herrnhuter Anſtalt in Deutſchland mit ihrem Zwillingsbruder Archimbald erzogen ſei, und daß ſie beide an hohen Feſten zur Herzogin von D., welches eine Freundin ihrer Mutter geweſen, abgeholt worden ſeien und dort mit den Kindern der Herzogin jedesmal die Feiertage in großen Freuden verlebt hatten, war ihr einſt im Geſpräch entfallen.

Einſt an einem lauen Sommertage, als Alexia nun ſchon zwei Monate in Foteringhall verlebt hatte, begleitete ſie den heute heiterer als je geſtimmten Lord bei einer weitern Streiferei zu Pferde. Manche entzückende Ausſicht hatten ſie ſchon genoſſen, manchen üppigen Wieſenplan bewundert, an die ſich mehr oder minder merkwürdige hiſtoriſche Begebenheiten aus den Zeiten der blutigen Kriege mit Schottland knüpften; da hemmte plötzlich Alexia den raſchen Lauf ihres

Renners und gewahrte mit einem lebhaften Ausruf der Ueberraſchung eine ſich hier auf entzückende Weiſe darſtellende wunderbar ſchöne Landſchaft. Ueber den kryſtallhellen Strom hin, welcher hier muthwillig gaukelnd in maleriſchen Krümmungen über lachende Wieſen glitt, ſah man ein mächtiges, in gothiſcher Pracht erbauetes Schloß, noch wohl erhalten, in jener alterthümlichen Herrlichkeit, wie es vor Jahrhunderten da ſtand. Eine ſchöne Brücke führte über den Strom, in welchem von beiden Seiten die üppigſte Vegetation ſich unter dem Schutze einzelner uralter Bäume ſpiegelte. Unfern der Brücke ſtrudelte und blitzte der Strom, indem er einen kleinen Waſſerfall bildete und dann bald darauf mit den krauſen ſchäumenden Wellen unter blühenden Roſenbüſchen und anderem Laubwerk verſchwand. Keine Spur von der düſtern Wildheit, mit welcher der im unfernen Schottland brauſende Clyde ſich in Abgründe hinabſtürzt, war hier zu finden; hier war alles lachend und freundlich, aber doch von ſo mannigfaltigem Liebreize, daß Alexia's Entzücken kein Ende fand.

Lord Fitz Allan wieß mit der Hand nach der Burg und ſagte mit einem von Alexia's gegenwärtiger Stimmung ſehr verſchiedenem, plötzlich verdüſtertem Ausdrucke: „das iſt Alnewick Caſtell!“ Schweigend gab er indeß Alexia's

Bitten nach, das wunderbare Gebäude näher zu betrachten.

Langſam ritten beide über die im leichten Bogen ſich wölbende Brücke. Da ſtand nun Alnewick-Caſtell, dieſes Meiſterſtück der Baukunſt eines großen Jahrhunderts, mit ſeinen grauen Eckthürmen und ephenumrankten Mauern, ganz ſo, wie es einſt zu den Zeiten des Fauſtrechts erbauet worden, wo Jeder ſich ſelbſt gegen feindliche Nachbarn zu ſchützen ſuchte, ſo gut er es konnte. Mit ſeiner rings umherlaufenden Mauer, wohl verſehen mit Schießſcharten, Bruſtwehren und allem, was damals die Vertheidigungskunſt erfinden mochte, mit ſeinen gewaltigen Thoren und ſeinen über den Schloßgraben führenden Zugbrücken; alles ſo alterthümlich und dennoch ſo wohl erhalten, als ſei der Bau erſt geſtern vollendet. Von den Zinnen der Mauern und Thürme blickten die lebensgroßen, in drohender Stellung aus Stein gehauenen Statüen alter Krieger wie verwundert auf das Reiterpaar herab. Scherzend wies Alexia zu denen, welche über jedem Thore in gebückter Stellung, mit beiden Händen einen großen Stein haltend, in Begriff zu ſein ſchienen, den Eintretenden zu zerſchmettern, hinauf, und meinte, die Natur habe hier die Rechte des jetzigen Zeitalters ſelbſt wahrgenommen, indem ſie die nervigen Arme der rohen

Geſellen mit friedlichem Ephen gefeſſelt habe, damit es mit der doch wahrlich nicht gaſtfreundlichen Drohung keine Gefahr mehr habe. „Gerade, weil ihr mich nicht wollt und mir ſo unmanierlich den Eingang in Alnewick-Caſtell vertretet“, rief ſie ihnen lachend zu, „gerade darum will ich nächſtens zu euch hinaufkommen und eure nähere Bekanntſchaft machen.“

„„Heute nicht mehr, Miß Alexia!““ ſprach Lord Fitz Allan, und Alexia bemerkte eine ſchwere Wolke, welche ſich auf ſeiner Stirn gelagert hatte. Erſt, als ſie Fluß und Burg aus dem Geſichte verloren hatten, begann er im milderen Tone: „„wenn Ihr das Innere von dem Schloß Alnewick-Caſtell zu ſehen wünſcht, ſo will ich den Befehl ertheilen, daß man Euch zu jeder Zeit die Zimmer öffne. Es iſt nur von dem alten Kaſtellan bewohnt, der ſchauluſtige Reiſende in den Gemächern gern herum führt.““

„Iſt es möglich“, fragte Alexia erſtaunt, „daß die glücklichen Eigenthümer eines ſolchen Paradieſes einen andern Wohnort dieſem vorziehen können?“

„„Gegenwärtig gehört es dem Herzoge von N...., meinem Vetter, und dieſer“ — fuhr der Lord mit bitterer Ironie fort — „zieht es vor, Zeit und Vermögen an allerhand phantaſtiſche Plane zu verſchwenden, Menſchenwohl und Kultur des

Volkes bezweckend, als wenn er ſich andern Lohn, als den des ſchwärzeſten Undankes damit erringen könne. Die ſchönſten Jahre ſeines Lebens verſchwendet er in London und arbeitet ſich ab, um das Loos der Sclaven zu mildern, die ihn dafür nächſtens, wenn er einmal wieder hinüber ſchifft, um die Pflanzungen zu revidiren, welche ſein Erbe ſind, aus Erkenntlichkeit dafür erſchlagen werden. Die größten Summen verſchwendet er dort, indem er den ſchwarzen Unholden in eigends dazu errichteten Schulen Unterricht ertheilen läßt in allem, was ein tüchtiger Handwerker oder Ackersmann zu wiſſen nöthig hat. Werkſtätten bauet er ohne Ende, damit ein Jeder das ſelbſt erwählte Handwerk erlernen kann; dazu läßt er jedem, der Verlangen darnach trägt, das göttliche Evangelium predigen und lebt und webt in der Seligkeit, dem Himmel eine verlorene Seele wieder zu gewinnen.“ Der bittere Ton, mit welchem der Lord anfänglich die Handlungsweiſe ſeines Vetters gegen ſeine beſſere Ueberzeugung herabzuſetzen ſich bemühte, hatte ſich unvermerkt immer weicher und milder geſtimmt, bis er zuletzt wie eine innige Lobrede endigte.

Alexia ſtimmte in dieſe letztere mit ein; ihre Seele verlor ſich in Empfindungen, welche die Schilderung des freundlichen an Menſchenliebe ſo reichen Gemüthes des Herzogs von N... erregt hatten;

deſſen Aeußeres ſchmückte ſie mit den Zügen eines ehrwürdigen greiſen Johannes aus, wie ein Bild in der Anſtalt, in welcher ſie erzogen ward, ihn darſtellte.

Am nächſten Tage ſchon hielt Alexia's ſchlanker Renner vor der Burg Alnewick, und mit ehrerbietiger Bereitwilligkeit öffnete man ihr die inneren Gemächer dieſes herrlichen Gebäudes. Das Gepräge freundlicher Wohnlichkeit ſprach Alexia's Gemüth, trotz der gediegenen Pracht der Geräthe, die jedoch an den mit reichen Tapeten verhangenen Wänden mehr zum Gebrauch als zur Zierrath aufgeſtellt waren, traulich an. Beſonders feſſelte Eines der Zimmer mit unwiderſtehlicher Gewalt ihre Aufmerkſamkeit. Neben einem runden Cabinet in einem der Eckthürme, deſſen Fenſter die romantiſchſten Ausſichten darboten, ſchien das Wohnzimmer einer Dame zu ſein, deren höhere Bildung und intereſſante Gemüthsſtimmung aus tauſend kleinen Andeutungen durch die Gegenſtände ihrer Beſchäftigungen ſich ausſprachen. Die Wände des kleinen Cloſets waren mit leichtem, weißem Mouſſelin über roſenfarbenem Grunde auf höchſt anmuthige Weiſe drapirt. Der zwangloſe Faltenwurf bildete, dem Mittelfenſter gegenüber, eine Sonne, deren Strahlen ſich um einen runden Spiegel ſammelten, deſſen reines Kriſtall ein Bild der entzückenden Landſchaft wieder gab, deren lachender Vordergrund von den fernen Bergen des ſchottiſchen Hochlandes umkränzt ward, die in ihrer blauen Dämmerung wie ahnungsreiche Mahner da ſtanden, die Auge und Herz von der ſchönen Erde zu dem Höheren und Höchſten hinauf rufen ſollten.

Ein Theil der erhebenden Schriften des frommen und geiſtreichen Fenelon lag aufgeſchlagen auf einem antiken Tiſchchen, aus weißem Marmor, und Vaſen mit den köſtlichſten friſchduftenden Blumen prangten unter den leichten luftartigen Draperien. Das Nebenzimmer, vermuthlich der Lieblingsaufenthalt der Gebieterin, enthielt außer einer kleinen Bibliothek einen Flügel, und neben ihm eine köſtliche Harfe, von deren goldenem Engelskopfe ein verwelkter Blumenkranz herabhing. Ein offener Arbeitstiſch zeigte in großer Ordnung vielfache Apparate zu künſtlichen weiblichen Arbeiten. Eine unvollendete Stickerei zeigte ein in Gold auf blauem Grunde, in mancherlei Formen von Laubgewinde umſchlungenes A. Aber die Farben waren, trotz dem, daß man ſie mit möglichſter Sorgfalt zu ſchützen geſucht hatte, verblichen und alles verrieth eine jahrelange Abweſenheit des Weſens, welches hier ſo anmuthig gewaltet haben mußte.

Alexia muſterte alles mit prüfenden Blicken; ihre Phantaſie ſchuf ſich ein liebliches Bild der fernen Beſitzerin aller dieſer Gegenſtände, die ihre Bewunderung erregten, und mußte oftmals das Köpfchen ſchütteln über den ſeltſamen Sinn der Dame dieſes Hauſes, die lieber im Gewühl der Hauptſtadt ihre Tage dahin bringt, als in dieſem Schloſſe, in dieſer Gegend. Ihre Lieblingsneigung zog ſie bald allgewaltig in's Reich der Töne und ſchnell, doch ohne den welken Kranz zu verletzen, hatte ſie die Saiten der Harfe geſtimmt. Von ihrer Mutter hatte ſie dies reiche Inſtrument in einem nicht gewöhnlichen Grade von Fertigkeit erlernt. Nach langer Entbehrung ſtürmten und wogten die kleinen Finger durch die Saiten und es ſchien, als wolle ſie den immer ſo Vertraueten auch nun wieder alles vertrauen, was ſeither in ihrer Seele vorgegangen. Sie hauchte alles Entſetzen, allen Schmerz der letzten Zeit mit unnachahmlicher Gewandtheit in die Töne, und zu den Thränen, die dem ungewiſſen Geſchick Archimbalds und dem eigenen floſſen, ſprach der Klageruf der Saiten mit rührender Beredſamkeit. Sie hatte es nicht vernommen, daß während der Zeit ſich oftmals in den untern Gemächern der Burg Thüren geöffnet und geſchloſſen hatten. Jetzt hörte ſie plötzlich Stimmen im angränzenden Saale, raſche Tritte näherten ſich der Thüre; dieſe ward ſchnell geöffnet und die betroffen verſtummende

Alexia ſah die fremde Geſtalt eines jungen Mannes, der mit gleicher Ueberraſchung einen Augenblick auf ſie hinblickte, jedoch bald mit edler Beſcheidenheit ſich zurück zog, ohne durch ein Wort die ſelbſt erwählte Einſamkeit der Tonkünſtlerin zu ſtören. Alexia vermuthend, es ſei ein durchreiſender Fremder, der an die reizenden Ausſichten aus dieſem Zimmer eben ſo viel Recht habe als ſie, entfernte ſich eilig, und in der nächſten Minute flog ſchon der pfeilſchnelle Renner über die hohe Brücke und verſchwand mit ihr unter dem Schatten der breiten Alleen.

Aber ſeit Alexia die traute Harfe in Caſtell-Alnewick wußte, ward es ihr täglicher Ausflug, wenn Lord Fitz Allan in ſeinem Cabinet beſchäftigt war. Sie gebrauchte indeß die Vorſicht, jedesmal erſt zu fragen, ob Fremde im Schloſſe ſeien oder nicht.

Schon waren mehrere Tage vergangen ſeit jener Störung und Alexia hatte täglich mehrere Stunden mit Muſik oder Lektüre, die ihr Lieblingszimmer im Schloſſe Alnewick ihr darbot, mit jener Steigerung des Genuſſes, welches früheres Entbehren gewährt, zugebracht; da lenkte ſie einſt, als der Abend am wolkenloſen Himmel das für Englands neblichte Atmosphäre ſeltene Schauſpiel eines ſanften lieblichen Abendrothes herauf führte, abermals die Schritte ihres Renners den königlichen Mauern und Thürmen Caſtell-Alnewicks zu. Sie beeilte die fliegenden Schritte ihres Pferdes, um von der Brücke aus das doppelte Bild der Himmelsroſen im Spiegel des klaren Fluſſes zu ſehen. Schon hatte ſie das Ziel ihrer diesmaligen Wanderung, die Brücke faſt erreicht, da zog durch das plötzliche Stutzen ihres Roſſes, eine auf grünem Raſen ruhende Geſtalt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Es war ein junger Mann mit einem milden, überaus klaren Geſichte, deſſen ſchöner Blick aus dunkelbraunem Auge, bei einem Zuge von Schwermuth und Schwärmerei, dennoch das Bild goldenen Seelenfriedens ſpiegelte. Die etwas hohe Stirn war von weichen Locken nachläſſig umgeben, das im Graſe neben ihm liegende Reiſebarett, die zwar elegante, doch höchſt einfache Kleidung, die Mappe mit Zeichnungen auf ſeinen Knieen und der Griffel in ſeiner Hand vollendeten das Bild eines reiſenden Künſtlers, den der Anblick dieſer Landſchaft ſo lange zu feſſeln vermocht hatte, bis er ein bleibendes Andenken an dieſes reizende Plätzchen der Erde für ſeine Mappe gewonnen. Alexla erkannte denſelben Fremden in ihm, der ſie aus dem Muſikzimmer vertrieben hatte.

Ihr Renner, durch den übereilten Ritt unruhig gemacht, fing indeß an, in ungewöhnlichen

Sätzen ſich zu bäumen und ſeine zaghafte Reiterin, die an ſeine Geduld gewöhnt war, in keine geringe Verlegenheit zu ſetzen. Aengſtlich blickte ſie nach allen Seiten nach Hülfe, und um ihre Verlegenheit noch zu vergrößern, ließen die ſilbernen Nadeln, welche die reichen ſchwarzen Flechten hielten, durch welche die vollen Locken ſich um die mondhelle Stirn drängten, los, und floſſen aller angewandten Mühe, es zu hindern, ungeachtet, von dem ſchön geformten Köpfchen weit bis zum Gürtel der zarten Geſtalt herab. Dankbar, doch zitternd vor Schrecken, nahm ſie die Hülfe des Malers an, der, indem er mit ſtarker Hand des ſchäumenden Thieres Zügel hielt, mit ritterlichem Anſtande ihr aus dem Sattel half.

Schweigend folgte ſie der herzlichen Einladung, ſich auf dem ſchwellenden Raſenſitz von ihrem Schrecken zu erholen, zumal da man von hier aus den ſchönſten Blick auf die Burg, den Strom und die ſcheidende Sonne hatte. Die wohlwollende Unbefangenheit des Fremden gaben auch Alexia die ihrige wieder; ſie ordnete mit Leichtigkeit wieder ihr ſchönes Haar und, indem der Zweck, welcher beide zu dieſer Stunde hierher geführt, die erſte Anregung zur Mittheilung gab, leitete unwillkührlich das Geſpräch bald auf Caſtell-Alnewick und deſſen entfernten Beſitzer.

Hingeriſſen von Bewunderung, welche ſie aus den Bemerkungen des Lord Fitz Allan's über das nach allen Seiten hin menſchenliebende Wirken des Herzogs von N... in ihrer Seele aufgenommen hatte, ſchilderte ſie dem, mit vieler Theilnahme und oftmaligen Aeußerungen des Erſtaunens ihrer lieblichen Lebendigkeit folgenden Maler, nach mancherlei Fragen und Antworten, zuletzt auch die Perſönlichkeit des in ihrer Phantaſie ehrwürdig greiſen Herzogs.

Der Fremde hatte während der letzten Worte ihrer Schilderung mit einem ſeltſamen Lächeln die Papiere ſeiner Mappe geordnet und indem er das letzte Blatt, die Skizze der vor ihm liegenden Burg und Landſchaft enthaltend, zu den übrigen legen wollte, fiel Alexia's Blick auf die Zeichnung und veranlaßte die Frage: „wie, Sir! Ihr ſeid ein Architekt, kein Landſchaftsmaler, wie ich wähnte?“

„„Maler bin ich nicht““, antwortete er erröthend, „„auch Architekt im gelehrten Sinne nicht, doch lieb' ich es, den Spuren des Baues des großen Architekten nachzuſpüren, der im Sichtbaren wie im Unſichtbaren ſo väterlich für ſeine Kinder bauet. Der Riß zu einem Gebäude, der Euch, ſchöne Miß! zu der Vermuthung brachte, ward von mir im Auftrage des Herzogs gefertigt, welcher hier in dieſer Gegend, wo das Elend der Armuth ſo groß iſt, daß es die Armen in Blakburn und Mancheſter zu einem Aufruhr veranlaßt hat, gern einen Zufluchtsort für wirklich Arme, welchen es an Obdach und Arbeit zu ihrem Unterhalte fehlt, errichten möchte.‟‟

„O wie menſchlich ſchön!‟ jubelte Alexia; „doch wenn Ihr den Herzog ſelber kennt, Sir! ſo könnt Ihr mir wohl ausführlicher von ihm berichten als ich Euch. O thut es, lieber Sir! das Leben ſoll ſo wenig ſolcher Beiſpiele wahrer und ſo unermüdlicher Menſchenliebe darbieten, daß es eine Luſt iſt, davon reden zu hören!‟

„„Wie dankbar würde der Herzog ſein, könnte er ſo hohe Würdigung ſeines treuen Strebens von ſolchen ſchönen Lippen ſelbſt hören!‟‟

„O nicht doch, Sir!‟ fiel Alexia ungeduldig ein, „ſo iſt der Herzog ſicher nicht, daß ihn das Lob eines einfältigen Mädchens freuen könnte. Sein Blick fliegt höher; den Beifall, den ſolch' ein frommes Herz erringt, erwartet er auf Erden nicht außer ſich zu vernehmen.‟

„„Und doch, liebe ſchöne Miß! rief der Fremde mit Bewegung, „„hat der Herr denn nicht verſprochen, aus der Unmündigen Munde will ich mir Lob bereiten? Und gilt das Lob über das Gelingen einer guten That durch Chriſten denn Jemandem anders als ihm, der das Werk hinausgeführt!'''' —

''''Uebrigens aber, liebe Miß!'''' ſetzte der Fremde, den Ernſt des Geſprächs abſichtlich zu einem faſt ſcherzhaften Tone ändernd hinzu: ''''übrigens, ſo klug und anmuthig alles auch iſt, was Ihr geſprochen, ſo ſeid Ihr doch über die äußere Perſon des Herzogs einigermaßen im Irrthum; ſo oft ich ihn auch geſehen, und das iſt recht oft; denn ich nenne mich ſeinen Jugendfreund und ſchmeichle mich ſeines Vertrauens, ſo iſt er mir doch nie als ein ſo ehrwürdiger Greis erſchienen! Er iſt ein Mann im kaum begonnenen Mannesalter. Wenn man ihn in der Pairskammer tiefſinnige Reden halten hört und die grämliche Perücke mit endlos langen Locken ſeinen Kopf umgiebt, ſo ſagt man, er ſolle um 10 Jahr älter ausſehen, doch dort habe ich nie Gelegenheit, ihn zu ſehen; iſt er aber heiter und froh im Freundeskreiſe, dann, ich kann es bezeugen, ſieht er nicht älter aus als ich.''''

Alexia hörte mit komiſchem Erſtaunen dieſer Eröffnung zu und der Faden des Geſprächs, welcher eine ſo intereſſante Wendung genommen hatte, riß nicht eher ab, bis die Sonne ſchon eine Weile hinter den blauen Hochlandswächtern hinabgeſunken war und der blaue Duft, der Vorbote des Abends, die grünen Wieſen zu umziehen begann. Als ſie von einander ſchieden, hatte man gegenſeitig ſeine Namen ausgetauſcht und Alexia wußte, daß Sir Mortimer vom Herzoge beauftragt war, das tiefſte Stillſchweigen über den Zweck ſeines Hierſeins und über ſein Hierſein ſelbſt, zu beobachten, indem ſein Gebieter und Freund in kurzem hierher kommen wolle, und dann Fitz Allan, ſeinem Oheim, den Plan wegen des zu errichtenden Armenhauſes ſelbſt vorzutragen wünſche.

Lord Fitz Allan hatte ſchon ſeit einigen Tagen über Uebelbefinden geklagt, und da er ein Zuſammenfluß aller Sonderbarkeiten eines alten Hageſtolzen war, alſo auch die mit Vielen ſeines Gleichen theilte, ſeiner Geſundheit die peinlichſte Aufmerkſamkeit zu weihen, ſo ängſtigte ihn ſchon jede ungewöhnliche Wallung ſeines Blutes und die dadurch veranlaßte Befürchtung eines nahen Schlagfluſſes und aller nur erdenklichen daraus entſtehen könnenden Uebel, zog dann jedesmal eine Schaar kleiner Operationen nach ſich, die er mit ſich vornahm und die in der Regel das ganze Hausweſen in Bewegung ſetzten.

Diesmal ſchien indeß ein tieferes Uebel in einer Krankheit auszubrechen, und die Reizbarkeit der Nerven des edlen Fitz Allan, welche ſeit einiger Zeit in unausgeſetzter Spannung erhalten wurden, da er mit Ungeduld wichtigen Briefen entgegen ſah, welche mit einem Paquetbot aus Frankreich täglich erwartet wurden, zog ihm ein mehrtägiges Fieber zu. Alexia hatte bald Miß Margareth die Pflege dieſes zu jeder Zeit ſchwer zu behandelnden Kranken abgelernt. Dankbarkeit und eine hohe Achtung ſeiner in dieſer barocken Form doch ſo ſeltenen edlen Eigenſchaften, zogen ſie mit kindlichen Empfindungen zu dem wunderlichen Alten. Ihr harmloſes Geſchwätz, das durch ihren einfach chriſtlichen Sinn oft eine ſo rührende Tiefe gewann, feſſelte von allen Unterhaltungen noch am längſten das ungeduldige Temperament des Leidenden. Von ihrer Hand nahm er den Löffel mit ſelbſtverordneter Medizin; ſie allein durfte ihm aus den weitläufigen naturhiſtoriſchen Journalen vorleſen und, als er ſein Zimmer nicht verlaſſen durfte, war ſie es allein, welche ihm nächſt dem Gärtner täglich von den tauſendfältigen Pelargonien und Kräutern aller Art berichten mußte.

Zwar widerſtrebend, doch freundlich hatte er ihr der Kürze wegen bei Geſprächen erlaubt, ihn ſtatt des förmlichen Titels nur kurz weg Onkelchen zu nennen und Alexia knüpfte an dieſe zutrauliche Benennung ſo viel anmuthige Tändeleien, daß es den alten Herrn nie gereuen durfte, dem Fremden und zumal einem weiblichen Weſen, ſo viel nachgelaſſen zu haben. Ueberhaupt litt ſein bisher ſonſt conſequent durchgeführter Weiberhaß in dieſer Zeit einen ſo gründlichen Stoß, daß er ihn ſelbſt der Außenſeite nach nicht mehr durchführen konnte.

Er gab Alexia ſogar oft ſprechende Beweiſe ſeines Vertrauens, daß ſie ſich nur mit noch innigern Banden zu ihm hingezogen fühlte. So vertrauete er ihr einſt auch den letzten Lieblingsplan und einzigen Wunſch, den er noch für ſein freudenloſes Leben hege, welcher in der Verbindung des Herzogs von N..., ſeines Neffen, und einer nahen Couſine deſſelben, beſtand, die ſich jetzt noch im Auslande befinde, von ihm aber, ſo Gott wolle, bald in ſein Haus gerufen werden ſolle, wo ſich dann die jungen Leute kennen lernen ſollten und der gewiſſe Ausgang ihm unfehlbar ſchien. „Es hängt ſo viel, ſo viel von dieſer Verbindung ab, was nur zum Heil der ganzen Familie gereichen kann!“ ſchloß er in der angenehmen Zukunft träumend und empfahl Alexia'n ſtrenges Stillſchweigen über dieſe Eröffnung an, ſelbſt gegen Miß Margareth.

Täglich aber, wenn Alexia auf Anrathen Lord Fitz Allan's ein Stunde im Park umher ſchweifte, fügte es ſich, daß ſie Sir Mortimer, der, wie es ſchien, auch alle die ſchönen Punkte des Parks von Fotteringshall für ſeine Mappe zu gewinnen ſuchte, begegnete, wo er ihr dann zur Pflicht machte, ihm Rede zu ſtehen und ihm über des Lords Befinden in Kenntniß zu ſetzen, weil er den Herzog vom Uebelbefinden ſeines Oheims benachrichtigt habe und dieſer, der ihm ſehr ergeben ſei, nun dringend nach Kunde deshalb verlange. Die tauſendfachen Anziehungspunkte der beiden, welche die gemeinſame Bewahrung einer Heimlichkeit zu Verbündeten machte, traten bei den täglichen Beſuchen Sir Mortimer's im Park von Fotteringshall, bald ſo unbeſtreitbar hell an's Licht, daß Mortimer bald den tiefen Seelenfrieden ſeines Gemüths von jener ſüßen Unruhe verſcheucht ſah, die ſeinem von Natur zur Schwärmerei geneigten Herzen, welches jetzt nur noch in den kurzen Stunden der Gegenwart Alexia's in ſüßer Befriedigung ſchlug, die Deutung überließ. Auch Alexia fühlte jetzt mehr denn je die Sehnſucht nach einem vertrauten Herzen und ihr Schmerz um Archimbalds Verluſt, der bei den ewig vergeblichen Nachforſchungen, welche nach ihm und den treuen Donald angeſtellt waren, ſich mit immer mehr Wahrſcheinlichkeit für gewiß annehmen ließ, ſtrömte auch oft gegen Mortimer in heißen Thränen aus. Da kam es denn endlich, daß in leiſen Andeutungen das Geſtändniß ſeiner edlen Liebe den Lippen Mortimers entſchlüpfte; deutlicher als Worte hätten ſprechen können, ſprach die Verwirrung und Bewegung, mit der Alexia dieſes aufnahm, für ihn. Von dieſem Tage an vermied ſie die entfernteſten Gänge des Parks, wo ſie ihn ſonſt wohl geſprochen hatte, und wenn er ſie in den nächſten Umgebungen des Schloſſes aufzuſuchen kam, ſo ſtand ſie erröthend und ſchüchtern vor ihm.

Es waren ſchon mehrere Tage vergangen, in denen Alexia ganz den Park vermieden und ſich nur begnügt hatte, hinter den Vorhängen ihres Fenſters, welches den Blick auf den Park hinaus hatte, die Geſtalt des ſie Suchenden mit hörbarem Herzklopfen zu beobachten, als ſie einſt in einer Morgenſtunde früher als gewöhnlich im Wohnzimmer Lord Fitz Allan's erſchien, das Erblühen einer ſeltenen Blume, auf die er lange ſchon gehofft, verkündend. Dieſem für den faſt gänzlich wieder Geneſenen ſo wichtigen und erfreulichen Ereigniß zu Ehren, hatte ſie ſich mit einem Kranze rother tiefglühender Blüthen eines indianiſchen Baumes, den der Gärtner auf Sir Fitz Allans Geheiß ihr auf ihr Zimmer gebracht, geſchmückt. Mit väterlichem Wohlwollen blickte der erheiterte Greis auf das ſchöne Kind, deſſen zarte Farbe der blühenden Wangen von dem tiefen Rothe der Blumen des Kranzes, der ſich durch die Nacht der Locken ſchlang, noch ungewöhnlich gehoben ward, als ein eintretender Diener den Beſuch des Herzogs von N... anmeldete.

Alexia's Hand vermochte kaum die Taſſe, in der ſie ihrem Onkelchen die Frühſtückschocolade reichte, vor innerm Beben zu erhalten. Die unbeſtimmte Ahnung des nahen Augenblicks der Entwickelung ihres Geſchicks, da Sir Mortimer gewiß die Gelegenheit ergreifen würde, den Herzog zu begleiten, um ſie zu ſehen, durchdrang wie ein elektriſcher Funke ihr ganzes Weſen. Alles Blut drang mit Ungeſtüm zum Herzen, in dem ein Meer von dunkeln Empfindungen wogte; ſie wagte es nicht, den Blick zu erheben, da alles an ihr den Zuſtand ihrer Seele zu verrathen drohte. Lord Fitz Allans freudiges „Willkommen!“ begrüßte den Neffen. „Miß Alexia! ich ſtelle Euch Sir Mortimer, den Herzog von N..., meinen theuren Vetter, vor, von dem Ihr ſchon gehört habt!“ rief der fröhliche Alte, indem er Mortimer's Hand ergriff, ihn zu Alexia führend. Dieſe erhob den geſenkten Blick, um auf jenen Sir Mortimer's zu treffen, der ſie fremd und höflich, als habe er ſie früher nie geſehen, traf. Ein kaltes Weh fuhr mit ſchneidender Heftigkeit durch ihre bewegte Bruſt. Nun war es plötzlich furchtbar klar vor ihren Augen; der Herzog hatte die beſcheidene Maske nur ſo lange getragen, bis er das grauſame Spiel mit ihrem Herzen durchgeſpielt. Nun da Verhältniſſe ihn zwingen, den Herzog hinter der Verkappung wieder hervortreten zu laſſen, nun verläugnete er ſie kalt vor den Augen ſeines Oheims, ihres Beſchützers. Während dieſe Gedanken mit Blitzesſchnelle in Alexia's zerſtörtem Innern ſich gebildet, hatte Lord Fitz Allan den jungen Herzog in ein ſtaatswiſſenſchaftliches Geſpräch tief verwickelt. Alexia ſah die Beſonnenheit, mit welcher dieſer über alle dieſe fernliegenden Dinge ſprach; es war ganz derſelbe ruhige Ton der Stimme, dieſelbe heitere wolkenloſe Stirn, wie ſie Mortimer'n zuerſt geſehen; nur ein ſcheinbar melancholiſcher Zug um den Mund, ein gewiſſes trübes Lächeln zeichnete den Ausdruck ſeines Geſichts vor dem damaligen aus. Auf Alexia's Wangen waren indeß die rothen Roſen der Hoffnung den tief erblichenen der Trauer gewichen, und der blühende Kranz ſtand wie ſpottend über der erblaßten Stirn.

Einen leichten Anflug von Uebelbefinden vorſchützend, entfernte ſie ſich, ſobald als ſie glauben konnte, nicht damit aufzufallen, und ein Schimmer von Beſtürzung, den ſie auf Sir Mortimers

Geſichte, indem ſie das Zimmer verließ, zu gewahren glaubte, milderte die Bitterkeit ihres Gefühls, das ſich, kaum auf ihrem Zimmer angelangt, in einen Strom heißer Thränen ergoß.

Eine Verbindung mit Mortimer, den ſie, das fühlte ſie jetzt erſt, ſehr geliebt, konnte ſie auf keine Weiſe denken, ſeitdem ſie den hohen Rang kannte, den er bekleidete. Ihre eigene Herkunft, über der ſelbſt für ſie noch ein ſo undurchdringliches Dunkel ſchwebte, welches nach dem Willen ihrer ſterbenden Mutter nicht eher für ſie und Archimbald ſich lichten ſolle, bis Donald es für angemeſſene Zeit dazu hielte, und der unbegreifliche Wille des Geſchickes, daß nun gerade jener mit dem Geheimniſſe zu ewiger Unlösbarkeit im Meeresgrund vergraben war, ward ihr jetzt zum erſten Mal recht fühlbar. Und wäre dieſes alles auch nicht geweſen, durfte ſie, eingedenk des letzten Geſpräches Sir Fitz Allan's über ſeinen Neffen, einem Wunſche Raum geben, der durch die Zerſtörung des Heirathsplanes für den Herzog, den ſo wichtige Familienverbindungen unabwendbar forderten, den einzigen noch ſo ſehnlichen Wunſch ihres Wohlthäters zertrümmern, deſſen Leben ohnedies ſchon ſo arm an erfüllten Wünſchen war? Eine Stunde der Ueberlegung nur bedurfte es für Alexia und ſie war gefaßt, feſt und ſtandhaft entſchloſſen, ein Gefühl aus ihrem Herzen zu vertilgen, deſſen ferneres Nähren jedenfalls Undank gegen das Haus wäre, das die Kranke, vom Meere ausgeworfen, mitleidig pflegte und beſchützte.

Erheitert durch die oftmalige Gegenwart des Neffen, fühlte Lord Fitz Allan die fehlenden Kräfte faſt gänzlich wieder erſetzt. Alexia vermied es nicht, Sir Mortimer zu ſehen, deſto ängſtlicher aber, mit ihm allein zu ſein. In mancher ſchlummerloſen Stunde der Nacht rang ſie in heißem Gebete um Kraft, die gemeſſene Stellung zu dem einſt ihrem Herzen und Vertrauen ſo Naheſtehenden behaupten zu können, und es gelang ihr. Aufmerkſamern Beobachtern, als ihren Hausgenoſſen, hätte die Veränderung in Alexia's Weſen durchaus auffallen müſſen. An der Stelle der ſonſtigen harmloſen Unbefangenheit umgab ſie jetzt eine ſanfte Würde, deren Hoheit eben ſo ſehr anzog, als entfernte; zudem verrichtete ſie die kleinſten Handreichungen, an die ſie den kranken Lord gewöhnt hatte, mit einer Art Anſtrengung, die auch für ihren Geſundheitszuſtand fürchten ließ. Ward indeß ja eine Frage wegen ihrer trüben Miene laut, ſo verwies ſie dieſe auf das Quälende der Ungewißheit über ihres Bruders Geſchick.

Einſt, als der Kreis, zu dem der Herzog nun faſt täglich gehörte, zu Fotteringhall bei der Mittagstafel verſammelt war, bemerkte der ganz wieder auflebende Wirth des Hauſes: „zum ſchönen Weine gehöre auch ein ſchönes Lied von holden Frauenlippen. Es iſt lange her, daß ich kein Lied und keinen Saitenklang vernommen. Miß Alexia! Ihr verſteht das Eine wie das Andere, wie ich gehört, laßt Euch erbitten und verſucht es mir dort die Wolken von des Herzogs Stirn zu verſcheuchen! Ihr verſteht Euch darauf ſo meiſterlich, liebe Miß! das habe ich oft an mir erfahren“, ſetzte er dankbar hinzu, Alexia's Hand küſſend.

Auf einen Wink ward die ſchöne Harfe herbeigeholt. Alexia präludirte mit jener Grazie des Vortrages, die ihrem Spiele im Allgemeinen eigen war. „Wüßte ich nur ein Lied, das Euch erfreuen könnte!“ fragte ſie den Herzog mit ſanfter Stimme. Dieſer zog mit raſcher Bewegung ein Blatt aus dem Buſen, und es Alexia hinhaltend, ſagte er mit bewegter Stimme: „dies Lied iſt wahrſcheinlich Euer, Miß! ich fand es auf dem Flügel in Caſtell Alnewick.“ „„Ich hörte es einſt vor langen Jahren von meiner Mutter ſingen; ſie ſang es bis auf eine Veränderung im letzten Verſe eben ſo, und da freuete ich mich, es in Alnewick als lieben Bekannten wieder zu finden.““

Alexia begann nun in einer jener charakteriſtiſchen Melodien, welche die altengliſchen Balladen auszeichnen, folgendes Lied zu ſingen:

Wer denkt, wer denkt ſo früh ſchon mein? —
Des Baumes Zweig wie von Geiſterhand
Wird pochend leis gegen's Fenſter geſandt!
Sprich, iſt es ein ferner Liebesgruß,
Den der grüne Zweig mir bringen muß?
Wenn fragend ſich mein Herz bedenkt;
Ich weiß, ich weiß, wer an mich denkt!

Wer denkt, wer denkt ſo blitzhell mein? —
Vor der Mittagsſonne ſchwüler Glut,
Schirmt wohl der Vorhang dicht und gut;
Doch fährt ein Lichtſtreif hell durch's Gemach;
Wer wohl den Lichtgruß mir ſenden mag? —
Wenn ſinnend ſich mein Auge ſenkt;
Ich weiß, ich weiß, wer an mich denkt!

Wer denkt, wer denkt ſo ſpät noch mein? —
Schon Graun der Nacht das Herz umſchließt,
Eine bange Thräne vom Auge fließt;
Doch ſeh' ich, daß mit Gruß und Kuß
Ein Stern zum andern wandern muß!
Auch dann, wenn alles in Nacht verſenkt:
Ich weiß, ich weiß, wer an mich denkt!

Wer denkt, wer denkt ſo traulich mein? —
Das kann keine Lieb' der Erde ſein,
Die da brennet ſo klar und ewig rein? —
Ach, daß erſt mein Abend kommen müßt',
Eh' ſolch' treues Lieben mir ward bewußt!
Nun's Chriſtenherz iſt heim gelenkt,
Nun weiß ich erſt, wer an mich denkt!

Noch ehe Alexia die beiden Schlußſtrophen des letzten Verſes geſungen hatte, ſprang Sir Fitz Allan, den Seſſel mit Geräuſch zurückſchleudernd, auf. Das ſeltſame Muskelſpiel, welches ſein Geſicht nur in Augenblicken heftiger Aufregung überflog, erſchreckte Alexia in dem Momente, wo ihre Seele in ſanfteſter Rührung ſchmolz, ſo gewaltig, daß ihr mit einem mißtönenden Klange die Hände an den Saiten niederglitten. „Blendwerk der Hölle!“ ſtönte Sir Fitz Allan, indem ſchwere Tropfen aus ſeinen Augen quollen, „ſollen dieſe Worte mich zum zweiten Male belügen? O Ally, Ally!“ Und der Thüre ſeines Cabinets zueilend, warf er dieſe mit Geräuſch hinter ſich zu und ſchob einen innern Riegel vor.

Mortimer's und Alexia's erſchrockene Blicke hefteten ſich fragend auf Miß Margareth; dieſe ſchüttelte bedenklich den Kopf und zum Herzoge gewendet ſagte ſie, indem ſie das Zimmer verließ: „die alten böſen Jugendträume wachen doch immer und immer wieder auf! Sein Herz wahrt zu ſeinem Unheile ein ſo eiſernes Gedächtniß, und das Lied war gewiß Eines jener Lieder, die ihn an die Zeit erinnern, als Miß Ally, Eure gnädige Tante, als ſeine Braut oft vor ihm ſang.“

„Miß Alexia! zürnt Ihr auf mich?“ fragte jetzt der Herzog, indem er bittend ihre Hand ergriff. Aber Alexia mit unſäglicher Angſt bemerkend, daß ſie allein mit ihm ſei, zog raſch und ängſtlich ihre Hand aus der ſeinigen und floh, wie ein gejagtes Reh, ihrem einſamen Gemache zu.

Zu ſchwer war der Entſagungskampf ihrem Herzen, als daß ſie ihn ſich noch erſchweren konnte durch Anhörung einer entwaigen Rechtfertigung des ſeltſamen Betragens Sir Mortimers. Schlummerlos ſchlich die Nacht ihr dahin, und der Entſchluß, um jeden Preis lieber das gaſtliche Dach Lord Fitz Allan's zu verlaſſen, ehe ſie der letzten und einzigen Hoffnung deſſelben ſtörend in den Weg träte, reifte zu immer beſtimmterer Feſtigkeit. Zudem fühlte ſie auch im blutenden Herzen die Nothwendigkeit, die verführeriſche Nähe Mortimers zu meiden, wenn ſie ihm entſagen müſſe. „Aber wohin? wohin fliehen hier in der Fremde?“ fragte ſie ſich wieder und wieder, die Hand an die brennende Stirn gepreßt. Da fiel das Blättchen ihr in's Auge, das die treue Maguly ihr beim Scheiden zurück ließ. Der Fiſcher Steny, deſſen Hütte am Strande ſie kannte, ſolle ſie, wenn ſie es je wolle, ſicher nach Caſtleton geleiten, wo ſie beim Zöllner des öſtlichen Thores den Namen Maguly Mortons nennen möge und alsbald zu ihr geführt werden ſolle. „Leitende Hand der Allmacht! ich erkenne Dich und danke Dir!“ rief

Alexia, den Zettel an die Bruſt drückend und ſchickte ſich an, das Wenige, was ſie aus Sir Fitz Allan's Hand ſelbſt geſchenkt bekommen, in ein kleines Bündel zu packen. Einmal aber wollte ſie den lieben Greis noch ſehen, dem ſie das Theuerſte, was das Leben für ſie hatte, zu opfern im Begriff ſtand; deshalb öffnete ſie zur gewöhnlichen Stunde des Frühſtücks mit leiſer Hand die Thüre zum Gemache des Lords. Aber dieſer ſtarrte mit einem abermaligen Anfalle des Entſetzens in ihr geiſterbleiches Geſicht, hielt eine Hand vor die Augen und machte mit der andern eine abwehrende Bewegung, indem er mit erſchütterndem Ausdrucke rief: „laß mich! laß mich! unglückſeliges Bild, dein Anblick tödtet mich!“ „„Nun ſo lebt wohl!““ rief Alexia aus gepreßter Bruſt, „„Gott lohne Euch Eure Liebe, die Ihr für mich gehabt!““

Die Sonne dieſes Tages ſah Alexia ſchon am Rande eines ſchwarzen Waldes untergehen, der die öde Gegend begrenzte, durch welche Steny mit gutwilliger Bereitwilligkeit ſie führte. Alexia ritt nicht den leichtfüßigen Renner, der gewohnt war, ſie nach Caſtell-Alnewick zu tragen, ſondern einen kleinen ſchottiſchen Klepper, den Steny ihr ſeiner Sanftmuth wegen überlaſſen hatte.

Steny begleitete Alexia auf einem ſchwarzen zottigen Renner, deſſen rohe Natur erſt in ungeſtümen Sprüngen ausbrach. Ueber ſteile Bergrücken hinweg, an dunkeln brauſenden Strömen vorbei, durch die labyrinthiſchen Felswege des ſchaurig öden, faſt baum- und grasloſen Theils von Derbyſhire, in denen die gifthauchenden Bleiminen, alles Leben verzehrend, dem Reiſenden nur den quälenden Anblick ſicher in früher Jugend ſchon verwelkter Menſchen gewähren, zog ſich abermals Alexia's Weg, den Steny mit ſorgſamer Achtſamkeit ſie führte. Doch als zum dritten Male die Sonne ihren Lauf zur Hälfte vollendet, zeigte Steny der freudig Aufathmenden die Dächer des kleinen Caſtleton. Auch dieſes bis auf einige Fabrikgebäude ärmliche Städtchen Englands bot in dieſem Zeitpunkte des Aufruhrs der Armen gegen alle Fabriken und Maſchinen, welche den Fabrikherren die Arbeiter und Tagelöhner entbehrlich machten und den dienenden Theil des Volkes zu gänzlichem Verarmen brachten, indeß Einzelne ſich zu ungewöhnlichem Glanze erhoben, einen Anblick lärmender Unruhe dar. Nach Maguly Morton ward geſchickt und der Ausdruck wehmüthiger Zärtlichkeit in den rohen Zügen zeigte deutlich den Antheil, den ſie an Alexia's Geſchick nahm, welches ſie abermals zwang, bei ihr Schutz zu ſuchen.

„Caſtleton iſt ſeit einigen Wochen zu ſehr der Schauplatz roher Gewaltthaten geworden, als daß ich Euch, liebe ſchöne Miß! hier ſicher zu bergen hoffen könnte", ſagte ſie nach einigem Ueberlegen, es bleibt Euch nun nichts anderes übrig, als mir in meine unterirdiſche Hütte zu folgen. Werdet Ihr aber auch gern auf lange Tage, vielleicht auf Wochen, den Anblick des Tageslichts entbehren?" Als ſie Alexia zu allem, was ſie nicht ihrer bekannten Nähe entführte, bereit ſah, fuhr ſie gutmüthig, ihre Hand ergreifend, fort: „nun ſo kommt denn und ſeid mir zu tauſend Malen willkommen! Noch bietet mein grauſiger Aufenthalt, die unterirdiſche Stadt, mit der man Kinder zu fürchten macht, einen ſichern Zufluchtsort für den Heimathloſen; ob lange noch? das weiß nur der dort über den Wolken, der auch in's Verborgenſte ſieht, wenn's auch noch tiefer läge, als Eure nunmehrige Wohnung. Folgt mir getroſt, liebe Miß! und fürchtet nichts, wenn Euch auch etwas bange werden ſollte."

Als ſie kaum eine Viertelſtunde gegangen waren, zeigte Maguly mit dem Ausrufe: „ſehet, Miß Alexia! hier iſt ſchon das Thor unſerer Stadt! Könnt Ihr Euch wohl rühmen, je ein ähnliches geſehen zu haben?" auf eine wunderbare, wie in einer ſeltſamen Laune der Natur übereinandergethürmte Maſſe von Felsſtücken.

Der Anblick in ſeiner wahrhaft impoſanten Größe feſſelte Alexia's Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ſie auf Augenblicke den Schmerz vergaß, der ihre Bruſt erfüllte. Eine Reihe meiſt ſenkrecht ſteiler Felſen von wunderbar zackiger Form erhob in ernſter Majeſtät die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In Einem derſelben bildete die Natur ein furchtbares Thor, durch deſſen rieſenhafte Wölbung der Blick ſich in undurchdringliches Dunkel verirrte. Langſam wälzte ein ſchwarzes, ziemlich breites Waſſer ſeine ſchweren Wellen aus der Unterwelt an's Tageslicht hervor. Vor der Eingangswölbung, der die beiden ſich jetzt näherten, zögerte Alexia doch einen Augenblick und ihre Hand begann in der ihrer Führerin zu zittern, vor Grauen und Staunen. Ungeheuere, bizarr geformte Tropfſteine hingen tief herab, welche in dem hier unſichern Tageslichte ſchwankende geſpenſtiſche Schatten warfen, da wildes dazwiſchen rankendes Geſträuch in der kühlen Luft ſich geiſterhaft bewegte und Epheu ſie umwand, das in leichten Kränzen um ſie her flatterte. Mächtige Felsſtücke hingen herab, Untergang drohend dem Haupte deſſen, der vorwitzig in die Geheimniſſe dringen wolle. Alexia fühlte es; hierher konnte nur das Laſter flieben, welches ſeine Verbrechen in ewige Nacht zu bergen ſtrebte, oder von Verzweiflung getriebene, gänzlich Heimathloſe, welche auf Erden nichts ihr eigen nennen dürfen; ſie fühlte es und eine Thräne rann von der Wimper herab.

Jetzt war die Schwelle von dieſer Unterwelt überſchritten. Alexia ſchrack zuſammen, ob des ſeltſamen Geſchwirres um ſie her, welches oft von einzelnen ihr unverſtändlichen Worten unterbrochen ward; doch als ihr Auge ſich allmählig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte ſie die Veranlaſſung des ſeltſamen Geräuſches: es waren Spindeln in den Händen einer Menge von Weibern und Kindern, welche in dem ſchwachen Dämmerlichte, das durch die Wölbung eindrang, auf feuchter Erde hockend, emſig bemüht waren, durch Spinnen ihr kümmerliches Leben zu friſten. Die ärmlichſten Geſtalten, welche die Phantaſie nur zu denken vermag, lagerten hier, Gnomen gleich, um Alexia her, die mit tiefer Erregung es fühlte, daß hier manche Gruppe von Menſchen, auf deren rohen Geſichtern in der reichſten Mannigfaltigkeit der Ausdruck des Schmerzes, des Grames, kalten Stumpfſinnes und tiefer Schwermuth zu leſen war, ſuchenswerthe Gegenſtände für Maler, namentlich für die Phantaſie eines Salvator-Roſa ſein möchten; ihr aber ward bange unter ihnen und ſie ſah ängſtlich der Rückkehr Maguly's entgegen, welche ſie auf wenige Minuten verlaſſen hatte, um ihre Hütte zu Alexia's Empfange in Bereitſchaft zu ſetzen.

Jetzt kam ſie und Alexia gewahrte mit Erſtaunen im Hintergrunde der Höhle, deren hohe geräumige Wölbung bis tief in die Erde hinein ging, eine Menge von brettERNEN Hütten, die in einer gewiſſen unregelmäßigen Ordnung mehrere Straßen bildeten, welche nicht ohne Grund den Namen der unterirdiſchen Stadt führten. Maguly's Hütte war trocken, und bei dem hellen Schein einer Art Kienfackel, welche in den Brettern der Bedachung eingeklemmt war, ſah man einen mäßigen Raum erleuchtet, welcher Platz genug für die nunmehrigen beiden Bewohnerinnen der Hütte darbot.

„Nun wißt Ihr wohl, was ich damit meinte, liebe Miß!" rief Maguly, indem ſie Alexia'n treuherzig die Hand bot, „als ich einſt zu Euch ſang:

Kennſt Du den Ort, die dunkle Stadt,
Die unter der Erde gebaut ſich hat?
Kennſt Du des ſchwarzen Stromes Lied,
Der ewig die dunkeln Pfade zieht?
Kennſt Du des Negers Regenhaus,
Und des Negers Lied im feuchten Haus?"

„„Wie konnte es mir damals anders als räthſelhaft erſcheinen; ich ahnete auch ſpäter nicht, daß ich ſo des Räthſels Löſung finden würde““, ſagte Alexia.

„„Aber ſagt mir, Mutter Maguly! wie ſeid ihr in dieſen traurigen Aufenthalt gekommen, da ihr doch Freunde und vornehme Bekannte in der Welt habt? Konnten dieſe euch denn nie zu einer andern Wohnung helfen?““ fragte Alexia die gutherzige Alte, die bemüht war, ihren Tiſch beſtmöglichſt zu beſetzen, und zu dem Zwecke kleine getrocknete Fiſche und etwas trockenes Obſt neben einem reinlichen Kruge friſchen Waſſers zurecht ſtellte.

„Zerſtreuet es Euch vielleicht zu hören, daß es andern Leuten nicht beſſer geht als Euch“, lachte Maguly, „ſo will ich Euch wohl in Kurzem meine Geſchichte erzählen.“ Und nachdem ſie am Tiſche Platz genommen und ſelbſt mit ihrem jungen Gaſte ein Paar Biſſen gegeſſen hatte, begann ſie, wie folgt: „Als ich noch in der Oberwelt lebte, hatte ich hohe Gönner, einen braven Mann und zwei liebe Kinder. Mein Mann, ein Fiſcher am Strande bei Fotteringhall, beſaß das helle Häuschen, das Steny jetzt bewohnt; er ging einſt unter bei einem argen Sturme, der ihn auf dem Meere überfallen. Meine Kinder erkrankten nach einander und an einem bleichen Herbſttage wurden ſie beide unter der großen Linde des Kirchhofes zu Caſtell-Alnewick, zu dem ich eingepfarrt war, begraben. Meine ganze Liebe gehörte nun den Todten und meinem ſüßen Milchtöchterchen; denn ich war die Amme Miß Ally's geweſen, des einzigen Kindes des damaligen Herzogs von N.... auf Schloß Alnewick. Sie hing auch an mir mit vieler Vorliebe und wuchs auf zu meiner und ihrer Eltern Freude, ſo ſchön und unſchuldsvoll."

„Als ſie ihr ſechzehntes Jahr erreicht hatte, warb Sir Fitz Allan, der Lord von Averden, der jüngſte Bruder ihrer Mutter, an Jahren nicht zu alt für ſie, um ihre Hand und Miß Ally ſtimmte freundlich in die Wünſche ihrer Eltern und die ſeinen. Bis daß der prächtige Bau des Schloſſes von Fotteringhall vollendet ſei, den Sir Fitz Allan, dem Range und der Würdigkeit der wunderſchönen künftigen Hausfrau gemäß, nicht köſtlich genug haben konnte, ward die Vermählung hinausgeſetzt. Doch als nur noch wenige Wochen zum Baue nöthig waren, erkrankte der Vater meiner Miß an einem alten Uebel, das den Gebrauch der Bäder von Burton nothwendig machte. Gemahlin und Tochter mußten ihn dorthin begleiten, und als nach einem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Burton der alte Herzog friſch und geſund wiederkehrte und ich meine liebe Miß nun wiederſah, da fand ich ſie ſo gar verändert, daß ich Arges fürchtete. Sie ſah oft ſo trübe und bleich vor ſich bin, wie Ihr, Miß Alexia, eben jetzt; und wenn ich von dem Tage ihrer Einführung in Fotteringhall anfing zu ſprechen, ſo überfiel ſie eine Angſt und ein Weinen, daß ich nicht wußte, wie ich das liebe Kind beruhigen ſollte. Kurze Zeit nachher klopfte einſt in einer Abendſtunde ein ſtattlicher Jägersmann an meine Thür; ich ließ ihn ein und freuete mich ſeines längern Bleibens; denn er war freundlich und wußte in ſeiner ausländiſchen Mundart ſo gar ergötzlich zu erzählen. Sein Geſicht war einnehmend und offen; ſeinem Anſtande nach zu ſchließen, war er von vornehmer Geburt und ſeine Geſtalt war ſchön, wie die des heiligen Georgs, von dem in alten Sagen ſteht. Die ſchwarzen Augen blitzten ſo muthig und feurig, wie ein Paar Sterne unter den krauſen Locken hervor, daß ich mir wohl denken konnte, daß ſie für ein unſchuldvolles Jungfrauenherz einmal zu zwei Irrlichtern werden könnten.“

„Von dieſem Tage an kam Elend über meine Hütte, wenn gleich er ſeine Koſt mir reichlich bezahlte. Ich ſah ihn täglich in dem Park von Alnewick umherſchweifen, dort öfters mit Miß Ally ſprechen und zuletzt kam dieſe ſelbſt, zwar ängſtlich und ſcheu zu mir, um mit dem Fremden in einer fremden Sprache, ich glaube der franzöſiſchen, zu reden. Meine Sorge war täglich wach; ich warnte vergebens und ward dafür mit Liebkoſungen überhäuft. Endlich kam der fremde Herr eines Abends mit freudeglühendem Geſichte aus dem Park zurück. Er drückte eine reiche Börſe in meine Hand und verſchwand aus meinem Hauſe, und in derſelben Nacht war auch Miß Ally verſchwunden. Nun ſäumte ich keinen Augenblick länger und that, was ich ſchon früher hätte thun ſollen, ich ging auf's Schloß und berichtete alles, was ich über den Fremden und meine Miß vermuthete und wußte. Mein Dank dafür war, wie vorher zu ſehen, die Ungnade des Herzogs; ich ward aus ſeinen Marken verwieſen.“

„Eine Weile lebte ich in Sunderland vom Inhalte jener Börſe; als dieſe ausgeleert war, trieb mich die Noth hierher, zur Geſellſchaft der heimathloſen Bewohner der Peakshöhle und hier lebte ich bis jetzt ärmlich vom Ertrage meiner Spindel, aber friedlich; denn die, welche hier den hohen Abgaben und Steuergeſetzen entfliehen, waren bisher ein ruhiges Völkchen. Jetzt aber, da die wiederholten Aufſtände in Blakburn und Mancheſter ſo manche vor den Geſetzen Flüchtenden zu uns getrieben haben, iſt es nicht mehr ſo friedlich als ſonſt.“

„Vor wenigen Jahren iſt nun der alte Herzog von R... geſtorben; ſeine Gemahlin war ihm ſchon vorangegangen; der Kummer um des Kindes Schickſal, von dem ſie nie etwas in Erfahrung bringen konnten, ſoll ihr ein frühes Grab bereitet haben. Des Herzogs Brudersſohn iſt im Beſitz der Herrſchaft und des herzoglichen Titels, und Sir Fitz Allan lebt allein im prächtigen Schloſſe Fotteringhall, wie Ihr ſelber wißt. Er liebte Miß Ally treu und keine Andere nach ihr; ſein ganzes Leben war ein langer Schmerz um ihre Treuloſigkeit, den er bitter bekämpfte, doch ſoll er ab und zu hervorgebrochen ſein, und ihn wie eine Krankheit befallen haben.“

Alexia hatte mit reger Theilnahme der Erzählung zugehört. Das Geſchick ihrer unglücklichen Namensſchweſter und der Zuſammenhang, den die Geſchichte derſelben mit den Ausbrüchen des Schmerzes Sir Fitz Allan's, ihres väterlichen Wohlthäters, hatte, rührte ſie tief und verſenkte ſie zugleich in Nachſinnen.

Tag auf Tag vergingen der armen Heimathloſen und ihre Lage unter den rohen Genoſſen, welche täglich durch Andere aus der Hefe des Volks vermehrt wurden, ward ſtündlich mißlicher. Maguly's Anſehen und Entſchloſſenheit ſchützte zwar Alexien vor Beleidigungen, dennoch ſchwebte ſie in ſteter Gefahr; denn ihr Ausſehen, ihre Kleidung, bezeichnete ſie als Eine aus der vornehmern Volksklaſſe, welche in dieſer Zeit der Gährung das Augenmerk des Haſſes war. Selbſt Maguly begann zu zittern. So lange dieſe treue Seele gegenwärtig war, fürchtete ſie zwar nichts, aber Maguly mußte täglich hinaus, um das Garn zu verkaufen, das jetzt zwei ernähren ſollte; dann war Alexia allein und durfte aller Gemeinſchaft mit dem wüſten Gnomenchor nicht entſagen, um nicht den Vorwurf des Stolzes auf ſich zu ziehen. Immer lauter und dringender rief ihr Gebet um Hülfe zum Herrn, und der flehende Blick, der ſcheinbar nur bis zu den dunkeln über ihrem Haupte ſchwebenden Steinen drang, ſtieg weit hinauf mit Thränen und unausſprechlichem Seufzen. Aber es ſchien, als ſolle das Maaß ihrer Qual ſich häufen; noch Tage vergingen, wo die höchſte Noth ſich einſand; denn Maguly, die emſige Spinnerin, welche die Nächte ſchon zur Hülfe nahm, um bei der Theuerung nur etwas Nahrung für ſich und ihren Gaſt mit aus der Stadt zu bringen, kehrte nun ſchon zum zweitenmale zurück, ohne daß es ihr gelungen war, einen Käufer zu finden, da auch in Caſtleton der Aufruhr ausgebrochen und alle Häuſer geſchloſſen und aller Handel gehemmt war.

Da drang einſt ein wildes Gewirr von Stimmen zu Maguly's Hütte. Ein aus der Stadt Zurückkehrender hatte die Nachricht mitgebracht, daß das Parlament einen der Großen abgeſchickt habe, um ſich von dem Zuſtande der Dinge in den empörten Stätten zu überzeugen und dem Uebel abzuhelfen, wo es ginge; heute noch komme dieſer in Caſtleton an und man habe dort den Plan gemacht, ihn zu bewegen, daß er das Innere der Peakeshöhle in Augenſchein nehme. Hier nun, wo er, ſeiner Größe ungeachtet, ganz in ihren Händen wäre, wollte man ihn in den ſogenannten Dom führen, wo er verſprechen ſolle, allen denen, die vor den Gerichten hierher geflohen, Begnadigung auszuwirken und dem Lande Hülfe zu ſchaffen; weigere er ſich indeſſen, dieſes alles zu thun und es mit einem Eide zu bekräftigen, ſo könne ein Stoß in die Tiefe des Teufelskellers ihn leichtlich zum ewigen Schweigen bringen. Alexia aber hatte man, wegen der feinen Sprache und der Manieren, wie ſie den hohen Pairs von England wohl gefallen können, auserſehen, ihr Organ in dieſer erſt bittend vorzutragenden Sache zu ſein.

Die wilde Horde that ſich nicht wenig auf dieſen Einfall zu gute und meinte, was nicht geſchehe auf Bitten aus ſo ſchönem Munde, das würde dem ihrigen gewiß verſagt, und ihnen bliebe ja dann noch immer die Ausübung der Gewalt.

Maguly machte Gegenvorſtellungen; Alexia bat und flehete, man möchte ihr nur dies für ſie qualvolle Hervortreten erlaſſen, aber nichts vermochte, die rohen Gemüther zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Endlich gab ſie nach und mußte nachgeben; denn ſie ſah es wohl ein, daß dies vielleicht das einzige Mittel ſei, die Ausübung eines furchtbaren Mordes zu verhüten.

Sie empfing nun eine Liſte aller derer, welche zu begnadigen waren, und ward von ihnen inſtruirt, um was ſie alles bitten ſolle.

Am Morgen darauf langten zwei Herren mit einem kleinen Gefolge in dem Reiche der Finſterniß und des Elends an, von denen der Eine, eine ſchöne männliche Geſtalt, durch die Abzeichen der Würde eines Bevollmächtigten des Oberhauſes, als der Erwartete kenntlich war, während der Zweite, ein junger Mann, mit einem überaus edlen Ausdrucke der regelmäßigen Züge, ihm nur als Freund zur Seite zu ſtehen ſchien.

Nachdem ſie die unglücklichen Frauen und Kinder am feuchten Boden ſpinnend geſehen, Brod und Lebensmittel unter ihnen austheilen laſſen und die wunderbare Stadt geſehen hatten, öffnete man eine kleine Thür; die Führer zündeten Lichter an und die Fremden ſahen ſich mit Ueberraſchung in einem großen Gewölbe, von deſſen Decke unförmliche Felsſtücke herab drohten. Durch einen feuchten dunkeln Weg gelangten ſie endlich zu einem kleinern Gewölbe und durch dieſes bald zum Ufer des unterirdiſchen Stromes, der hier, wie der Styx, kalt und ſtumm in ewiger Nacht die ſchwarzen Wellen langſam dahin wälzte. Ein Kahn lag hier in den ſeltſamen Spaltungen des Tropfſteins befeſtigt, der ſie zu den tiefern Höhlen tragen ſollte. Nur ungern trennten ſich die beiden Freunde, aber das ſchmale Fahrzeug hat immer nur für den Führer und Einen der ſchauluſtigen Fremden Platz, und dieſe beiden müſſen ſchon ausgeſtreckt auf einem Strohlager in demſelben liegen, indem es langſam unter tief herabhängenden Tropfſteinen dahin gleitet. So und nicht anders geſtattet es die wunderbare Peaksshöhle, dieſer Schauplatz der fabelhafteſten Täuſchungen der Phantaſie vieler Reiſenden.

Der Aeltere der beiden Freunde war es, welcher mit einem trüben Lächeln ſich zuerſt dem düſtern Charon anvertrauete, nicht ahnend, daß es wirklich deſſen Abſicht ſei, wenn es ſein müßte, ein ſolcher ihm zu werden. Nach einer mehrere Minuten langen Fahrt landete das ſargartige Fahrzeug in einer ungeheueren Halle, deren Höhe und Breite, durch unzählige hier und da angebrachte Lichter, unſicher flimmernd, erhellt, dem Auge unüberſehbar ſchien. Gleich Sternen funkelten die Lichter an den ſchwarzen Wölbungen der rieſenhaften Rotunda. Kein Laut regte ſich umher; wie der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der ſonnigen Oberwelt, wie ein Laut der Freude, gedrungen, erſchien ſie dem ernſt ſie durchſchreitenden Lord.

Ueber abgeriſſene Felsſtücke klimmend, folgte er dem Führer abermals zu einer Krümmung des Stromes und lauſchte den Tönen, die ſcheinbar von einer fernen Muſik durch die ſtillen Räume herüber ſchlüpften. Da flüſterte leiſe, indem der Weg ſich um ſchroffe Felsſtücke krümmte, eine menſchliche Stimme dicht am Ohre des Lords: „Hüte dich, hüte dich, kühner Lord! Dein harrt Verrath!“ „„Wer ſpricht hier?““ fragte dieſer mit lauter Stimme und tappte an dem Geſteine umher. „Das iſt des Rogers Lied im feuchten Regenhauſe“, lachte der Führer; „die gleichförmig fallenden Tropfen geben das Getön; oft hält man's für Geſang von fernen Frauenſtimmen.“ Doch abermals ſprach das Flüſtern vernehmlich und dringend: „Hüte dich, edler Lord! und verwirf nicht meine Warnung! Iſt dein Leben dir lieb, ſo verlange nicht den Teufelskeller, nicht den Silberquell zu ſehen!“

Kaum hatte die Stimme geſchwiegen, als den Lord ein wunderbares Schauſpiel überraſchte. In einer höhern gewölbten Abtheilung der Höhle, gleich einem düſtern ungeheuern Dom, empfing ihn ein

Chor von Männern mit einem ſchaurigen, eintönigen Geſange. Roth lodernde Fackeln in den Händen haltend, die ſie wie Geiſter des Tartarus mit wilder Bewegung hin und her ſchwangen, ſtanden ſie wohl fünfzig Fuß hoch, in einer Art von Niſche, welche die Natur in einer jener ſchwarzen Wände geſchaffen hatte. Ueberraſcht ſtand der Lord einen Augenblick, geblendet vom Glanze unzähliger Fackeln und Kerzen, mit welchen ein Theil der hier verſammelten Menge ihm entgegen trat, einen drohend ernſten Halbkreis um ihn bildend.

Ein Augenblick tiefer Stille, derjenigen gleich, welche bei einem Gewitterſturme dem ſtärkſten Blitz und Schlage vorangeht, herrſchte in dem furchtbaren Kreiſe; doch eben, als der Lord mit Befremdung die Lippen öffnete zu einer Anrede, flog Alexia plötzlich wie eine weiße Taube durch den ſchaurigen Raum, und aller Faſſung beraubt, ſank ſie athemlos mit dem Angſtruf: „Rette, Mortimer! rette dich!“ die Bittſchrift hoch empor haltend, wie leblos vor ihm nieder.

Mit Angſt und Entzücken hob dieſer die ſogleich erkannte Geliebte ſeiner Seele vom feuchten Boden auf; denn kein Anderer war es als der Herzog von N..., den das Parlament, auf die Liebe bauend, die er unter dem Volke beſaß, zu dem mißlichen Auftrage erſehen hatte.

Aber dumpf, wie das Brauſen des Meeres, hallte das Murren der Verſammelten in der öden Wölbung wieder. „Laßt das Mädchen reden, Herr Herzog!“ riefen einige Stimmen; Andere: „Leſet die Bittſchrift! die Bittſchrift!“ und „Schwört ohne Weiteres!“ tobten noch Andere. Maguly netzte die Schläfe ihres Lieblings mit einigen Tropfen friſchen Waſſers, und Mortimer hörte und ſah nichts als Alexia, die mit zurück geſunkenem Haupte bleich und regungslos in ſeinen Armen lag. Lauter und ungeſtümer drang das Murren des Volkes jedoch durch die unterirdiſchen Klüfte, als Mortimers junger Freund, der ihm nachgeeilt, den Eingang der oberen Höhle mit dem Ausruf erklomm: „Verrath! Verrath! Mortimer! Freund! Wo biſt Du? Kannſt Du mich brauchen? Hier bin ich!“ Mit geſchwungenem Schwerdte drängte er ſich durch die dunkelen Reihen an die Seite des Freundes; aber der Herzog rief, indem er mit freudiger Rührung auf ihn blickte: „„Sieh' her, Du Glücklicher! welch ein Kleinod der Höhle Schooß für uns barg; und laß die Waffen ruhen, dies wird ein Tag der Freude.““

Alexia ſchlug beim Klange zweier Stimmen, die in ihrer Bruſt ſo ſeligen Wiederhall weckten, die Augen auf, und lag neu beſeelt und doch faſt wieder entſeelt, durch den Zauberſchlag der Freude, in ihres Bruders, ihres Archimbalds, feſt ſie umſchlingenden Armen.

Wer es nie empfunden, ſo verwaiſt freund- und rath- und bruderlos allein zu ſtehen im fremden Lande, und von dem, was dem Herzen das Liebſte iſt auf der weiten Welt, getrennt zu ſein, auf immer getrennt durch des Schickſals ſtrengen Spruch, dem könnten Worte es nimmer ſagen, was in den Herzen der drei, nun für's Leben Vereinten, ſich alles regte. Mit dem reinſten Hochgefühle der Freude benutzte der Herzog die Macht, welche ihm gegeben, verhieß Gnade allen denen, die ihn darum baten, vertheilte auch hier Lebensmittel und für die Zukunft Stellen in dem großen Armenhauſe, welches in Alnewick mit großer Eil errichtet wurde.

Aufgehellt war nun auch aus den Papieren, welche Donald gerettet, das Dunkel, das über der Herkunft der beiden Geſchwiſter ſchwebte; ſie waren Miß Ally's Kinder, welche dem jungen ſchönen Oberſten de Ferronai, der unter Bonaparte's Fahnen focht und ſank, als ſeine Gattin, erſt nach Frankreich, dann nach Deutſchland folgte. Maguly, welche den drei Glücklichen ſogleich gefolgt war, netzte die Hände der Kinder ihrer ſüßen Miß mit Freudenthränen, und Alexia ließ ſie fortan nie mehr aus ihrer Nähe; die Hütte in der unterirdiſchen Stadt ward für immer von ihr verlaſſen.

Während zwiſchen den Geſchwiſtern auf der Reiſe nach Alnewick, dem rechtmäßigen Beſitzthume ihrer Mutter, das, was zwiſchen dem Augenblicke ihres letzten Sehens im Kampf mit den Wellen, und der gegenwärtigen Stunde lag, in tauſend Fragen und Antworten erläutert ward, ſei es uns vergönnt, nur im Kurzen der Rettung Archimbalds hier zu gedenken.

Den matten Greis Donald mit allen Kräften unterſtützend, war es Archimbalds Beſtreben endlich gelungen, ihn in die Nähe einer Bucht zu bringen, wo einige Fiſcher bemüht waren, mit hinab geworfenen Seilen Einzelne der Verunglückten zu retten. Der Greis klammerte ſich feſt an das rettende Seil, und war in wenig Minuten an's Land gezogen.

Archimbald kämpfte nur mit ermatteten Kräften, und der Augenblick des Verſinkens ſchien unausweichbar nahe. Donald betrieb die Eile der wohlwollenden Fiſcher, und ſchon flog das Seil, von ſicherer Hand geſchleudert, abermals in Archimbalds Nähe hin, als mit unglaublicher Schnelligkeit eine andere Hand, als die ſeinige; das Ende des Rettungswerkzeuges ergriff, und das breite, einem Seekalbe nicht unähnliche Geſicht des pflegmatiſchen Niederländers über dem Waſſer ſichtbar ward. Angſtvoll blickte Donald umher, da gewahrte er unter den Geretteten den muntern Krauskopf des franzöſiſchen Gardiſten, der die Fahrt auf dem Corvedo mit gemacht hatte. Von Todesſchwäche am Boden darnieder gehalten, rief er, indem er auf den ſinkenden Archimbald deutete, dieſem in der Sprache ſeines Landes zu: „Rettet, braver Franzoſe! rettet den Sohn des Oberſten Ferronais!“ Wie electriſirt ſprang der Gardiſt vom Boden auf: „Vive Ferronai, vive mon colonel!“ rief er mit nationellem Feuer, und im Nu war ein Seil um ſeinen Leib geſchlungen, und er in's Meer geſtürzt. Mit ſicherer Hand erfaßte er den Jüngling, und in ſeinen Armen trug er ihn an's Geſtade. „Euer Vater theilte in Rußland ſein letztes Brod mit uns, und ich ſollte ſeinen Sohn ſinken laſſen?!“ rief er mit ſeltſamer Rührung, als Archimbald ihm dankend die Hand reichte.

Ein falſches Gerücht hatte ihnen die Hoffnung gemacht, Alexia in Mancheſter zu finden, wohin man einen Wagen mit Geſtrandeten wollte fahren geſehen haben. Dort fanden ſie im Hauſe eines Fabrikanten ein einſtweiliges Unterkommen, aber mit vergeblichem Umherirren und Spähen nach einer Spur der verſchwundenen Schweſter, vergingen dem trauernden Archimbald mehrere Wochen, bis ihn endlich das immer zunehmende Kränkeln des treuen Donald an deſſen Kranken- und Sterbelager rief. Hier übergab er ihm die Papiere, welche er ſelbſt dem Lord Fitz Allan zu übergeben, in die Hände der ſterbenden Oberſtin gelobt hatte. Archimbald erfuhr hier erſt den hohen Adel ſeiner Abkunft, und folgte tief betrübt dem Sarge des treueſten Dieners.

Um dieſe Zeit brachen die Unruhen in Mancheſter aus; durch einen wunderbaren Zufall ward er mit darein verwickelt, und nebſt vielen Andern ohne Weiteres gefänglich eingezogen. Hier mußte nun der freigeborne Löwe, unverhört gegen die Mauern ſeines Kerkers zürnen, bis Herzog Mortimer auch dort erſchien, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Die Aehnlichkeit des eigenen Gepräges in dem nahen Anverwandten anerkennend, legte Archimbald arglos alle Dokumente, ſeine Geburt und Anſprüche auf das Erbe des zuletzt verſtorbenen Herzogs beurkundend, in des jungen Herzogs Hände, den ſein Daſein um den größten Theil ſeiner Beſitzthümer bringen mußte; und es hat ihn nie gereuet. So folgte er ſeinem edlen Vetter als ſein zu ihm empor blickender, treueſter Freund, und die Hand des himmliſchen Vaters führte ſie in die ſie mit Verrath und Mord bedrohende Peakeshöhle, wo ſie das Theuerſte, was ihnen beiden fehlte, in Alexia wieder fanden.

Sir Fitz Allan erlebte das eihzige Glück, welches er für ſein Alter vom Himmel erfleht hatte; denn die Vereinigung Mortimers mit der Tochter Ally's, von deren Daſein er erſt kürzlich eine ungewiſſe Kunde aus Frankreich her erhalten, und eine beſtimmtere Beſtätigung derſelben war es, der er während Alexia's Anweſenheit im Schloſſe Fotteringhall ſo ungeduldig entgegen ſah.

Mit den Empfindungen tiefer Rührung begrüßte Alexia nun die liebgewonnenen Zimmer auf Alnewick-Caſtell, ſeit ſie wußte, daß ihre Mutter in ihnen die Tage ihrer frühen Jugend einſt verlebte und verträumte. Und mit wie noch weit ſeligern Empfindungen ſaß ſie einſt im Kreiſe blühender Kinder an der Seite Mortimers, die Nähe des Geiſtes der Verklärten, Zärtlichſten der Mütter im innigen Herzen fühlend.

Archimbald gewann ſo leicht, wie Alexia ſie gewonnen, die ganze Liebe Sir Fitz Allan's, welchen Alexia's Flucht faſt an den Rand des Grabes gebracht hatte, und ein Kreis glücklicher, frommer Menſchen, wie ſie auf ſo hohem, äußerem Standpunkte wohl ſelten ſich zuſammen finden mögen, ſehen mit Demuth und Vertrauen ihrer Zukunft entgegen, wohl wiſſend, doß denen, die vom Herrn allein ſich führen laſſen, alle Wege zu einem ſicheren Ziele führen, zu dem der Vollendung.

Eliſe.

IV.

Jugendliebe.

Aus den Papieren eines Reiſenden.

Bad Nenndorf d. ......

Seit drei Wochen bin ich nun hier, beſter Carl; und es iſt Zeit, daß ich die Feder ergreife, bevor Eure liebende Beſorgniß mich mahnt. Was die Reiſe betrifft, ſo wird Dir Werny alles erzählt haben. Ich litt viel unterweges, mehr als ich dem Guten vertraute. Als aber der letzte Tag unſrer Reiſe ſo ſonnenhell aufging, und wir im Purpur der Frühe, durch die von der Natur ſo reich geſchmückte **Porta Westphalica** zogen, und von nun an die reizendſten Landſchaften abwechſelten in der Beleuchtung der freundlichſten Sonne, da erwachte zum erſtenmal der alte Lebensmuth wieder, und ich ſchaute mit den ſeligen Blicken eines Neuerſtandenen umher.

Die jungen Bäuerinnen, die die Natur in dieſer Gegend mit beſonderer Wohlgeſtalt und einer faſt regelmäßigen Schönheit begabte, ſchienen mein bleiches Geſicht nicht ohne Theilnahme zu bemerken; ſie erwiederten meinen Gruß mit einer ſo biedern Herzlichkeit, daß mir war, als würden ſie den kranken Fremdling in ihr Morgengebet ſchließen, zu welchem ſie zur benachbarten Kirche wallfahrteten. Wenny ſchien zu verſtehen, welchen Eindruck die friedliche Sabbathſtille, der heitere Himmel auf mich machte. Er ſaß mir ſtill und heiter gegenüber, und reichte mir bisweilen die Hand ohne zu ſprechen.

Gegen Abend erreichten wir Nenndorff: die ſchönen lombardiſchen Pappeln, die in gerader Richtung dahin fuhren, warfen, von dem dunkeln Purpur der untergehenden Sonne beleuchtet, ihre Rieſenſchatten über die angrenzenden Wieſen und Felder. Wir erblickten nun die Badegebäude, die in dem edelſten Styl aufgeführt, einen weiten Cirkel bilden, welcher durch geſchmackvolle Gartenanlagen unterbrochen, und rechts von einem weitläufigen Park umgrenzt iſt. Ein ſanfter Hügel erhebt ſich hier, zu deſſen Füßen der freundliche Badeort ruht. Links ſchweift das Auge über eine fruchtbare Ebene, mit zahlloſen Ortſchaften geziert, während ſich am fernen Horizont anmuthige Höhen erheben. Nichts iſt hier was beengt, was das freie Aufathmen der

Bruſt erſchwerte. Das friſche, fröhliche Gedeihen umher theilt ſeine wohlthuende Kraft unbewußt dem Menſchen, der in dieſe Schöpfung tritt, mit, und ſo legt der heitere Charakter derſelben den erſten Grund zu ſeiner Geneſung. Der Arzt lächelte, als ich dieſe Behauptung ihm mittheilte. Er erwiederte, daß er ſogleich auf dieſem Grunde fortbauen wolle, und bald bewies die Wahl, die er hinſichtlich meines Logis getroffen, daß er auf dieſe Grille ſeines Patienten Rückſicht genommen habe, denn eine unermeßlich ſchöne Ausſicht war die Mitgabe des kleinen Zimmers, das ich bewohne. Ich trat ſchon am folgenden Morgen in die Reihe der Kurgäſte. Auf Werny's Arm geſtützt, beſuchte ich zuerſt den Quell, an dem ſo viele Tauſende ſich neue Lebenskraft ſchöpften, den Quell, der ſchon zu Luther's Zeit ſeine Segnungen ſpendete, und ſie bewährt bis auf den heutigen Tag; und Dank ſei der wohlthätigen Nymphe! ſchon in wenig Tagen ſchritt ich, keines Führers mehr bedürftig, rüſtig unter dem weiten Linden-Baldachin auf und nieder, der den Heilbrunnen umſchattet. Ich fand, trotz der vorgerückten Jahreszeit, das Bad noch von zahlreichen Gäſten beſucht. Mehrere Ausländer, vorzüglich einige engliſche Officiere, erhöhten das Intereſſe des bunten, geſelligen Verkehrs, und täglich traten an die Stelle der Abreiſenden, neue Ankömmlinge als

Mitglieder der großen Geſellſchaft, was dem Leben um uns her den Reiz der Neuheit bewahrt. Man kann in ſo naher Berührung mit andern Leidensgenoſſen, nicht fremd bleiben. Bald wurde ich in mehrere Familien eingeführt, von vielen freundlich empfangen, aber nenne es Laune oder ſuche den Grund in meinem verwöhnten Gemüth: nur wenige waren es, die mich anzogen, und nur Einer von Allen, deſſen Unterhaltung mich zu feſſeln verſtand.

Mein Charakter, das weißt du, neigte ſich von je her zum Ernſt, zur Stille. Je bunter das Außenleben ſich regt, um ſo mehr zieht ſich mein Weſen in ſich ſelbſt zurück, und oft ſtehe ich in ſtilles Betrachten vertieft, wo Andere heiter genießen. Daß ſolche Stimmung des Gemüthes zur Einſamkeit führt, iſt natürlich. Gern und oft verliere ich mich aus dem lauten Gewühl in die Stille des Parks, deſſen ſchöne Baumgruppen, auf wohlgepflegten Raſenplätzchen maleriſch vertheilt, erſt einzelne Schattenparthien bilden, bald aber in ſanftaufſteigender Höhe ſich immer enger verſchlingen, bis ſie, zum dunkeln Haine verdichtet, die Stirn des Hügels bedecken.

Auf dieſe Höhe gelangt, genießt man eine bewunderungswürdige Ausſicht. Gegen Oſten ſchaut man über zahlloſe Dörfer und Ortſchaften hinab bis zu dem entfernten Hannover, deſſen Thürme aus der blauen Tiefe emporſteigen. Nach Weſten zu, ſchweift das Auge über eine fruchtbare Ebene, begrenzt von den Höhen von Sachſenhagen und dem Steinhuder See, aus deſſen Silberſpiegel die Veſte Wilhelmsſtein gleich einem Zauberſchloſſe hervorragt.

Schon oft hatte es ſich gefügt, daß während ich hier in ſtillem Anſchauen verloren, ſaß, ein junger wohlgekleideter Mann auf der benachbarten Bank Platz genommen hatte. Der anziehende Ausdruck ſeines Geſichts, wie der Umſtand, daß ich ihn gleich mir, oft iſolirt in der Menge erblickte, hatte meine Aufmerkſamkeit ſchon früher auf ihn gerichtet. Ich verſuchte ihn in's Geſpräch zu ziehen, doch blieb er lange ſtill und verſchloſſen, bis ein günſtiger Augenblick mir ſein Vertrauen gewann, und er von nun an mein ſteter Begleiter wurde.

Obgleich Engländer von Geburt, ſprach er das Deutſche vollkommen geläufig. Ich erfuhr, daß er ſchon öfter in dieſer Gegend geweſen; er hatte mehrere intereſſante Punkte derſelben aufgenommen, und da er ſie mit den Augen des Landſchaftsmalers beſchaute, ſo machte er mich bald auf Schönheiten aufmerkſam, die meinem Blick ſonſt leichtlich entgangen wären. — Wir durchſtrichen nun vereint die Umgegend, und der gemeinſchaftliche Genuß dieſer reichen Natur, wie die Unterhaltung mit dieſem eben ſo geiſtreichen als gefühlvollen jungen Manne, gaben dieſen Stunden einen doppelten Werth. Von Natur offen und mittheilend, ſchien das ſchon früher an ihm bemerkte düſtere Hinbrüten, in das er auch jetzt noch zu Zeiten verſank, mehr ein krankhafter Zuſtand ſeines Gemüthes zu ſein. Er ſchien dann auf Augenblicke der Gegenwart vollkommen entrückt, und alle die Fragen, die ich an ihn richtete, ſtreiften unbemerkt und unbeachtet an ihm vorüber. Was mir noch ſeltſamer däuchte, war der Einfluß, den der Geruch mancher Blumen auf ihn übte. Ich fand ihn einſt über einen Levcoienſtrauß gebeugt, das Haupt auf den Tiſch geſenkt, an welchem er ſaß. Seine Augen waren geſchloſſen, auch ſchien er weder mein Kommen, noch meine Worte zu vernehmen, — ich hätte geglaubt, daß er ſchlummere, wenn nicht die Bewegung ſeiner Lippen und mancher verſtändliche Laut mir verräthen hätte, daß er ſich mit einem mir unſichtbaren Gegenſtand unterhalte. — Als er aus dieſem Zuſtand erwachte, warf er den Blick verwundert umher. Er war überraſcht, mich an ſeiner Seite zu finden, und begann, indem er die Hand mir ſchüchtern darreichte: „Es iſt mit den Blumen wie mit manchem Geſicht. Sie können ohne Worte erzählen, und was ſie ſagen, iſt oft ſo ſchön und anmuthsvoll, daß es unmöglich iſt, ſich ihnen zu entziehen.“

„„Ich kann mir den geheimnißvollen Zauber der Erſten nur durch die Macht einer uns theuer gewordenen Erinnerung erklären!““ entgegnete ich: „„Schon oft hab' ich es deutlich empfunden, wie der Duft einer Blume mich in Tage und Räume zurücktrug, die die Zeit längſt geſchloſſen, und noch bis jetzt kann ich den Balſam, der nach einem Gewitterregen die Flur durchſtrömt, und den Duft der Roſen nicht genießen, ohne mich in das Flügelkleid hinein zu träumen, in dem ich des Vaters Garten durchſtrich und die vom Sturm herabgewehten Roſenblätter zu ſammeln.““

Der Fremde drückte mir wehmüthiglächelnd die Hand. „So iſt's!“ ſagte er leiſe: „die Eindrücke, die wir in der Jugend empfangen, ſind die bleibendſten. Alles was wir ſpäter erleben, führt uns auf ſie zurück, und ſcheinen nur eine Wiederholung, eine Auffriſchung eines und deſſelben Gefühls. Spätere Freuden verklingen eben ſo leicht, wie in reiferem Alter die Wunden des Herzens leichter vernarben. Aber der Schmerz, die Wonne, die bei dem erſten Erwachen des Gefühls unſere Seelen durchzittern, — die Züge, die des Schickſals Hand dem jungen aufkeimenden Leben eingräbt, ſie gleichen den Einſchnitten in der Rinde zarter Bäume; ſie wachſen mit den Jahren, und drohen nicht ſelten dem Gedeihen des Baumes Gefahr.“

Dieſe Worte beſtätigten, was ich ſchon früher vermuthet. Die Schwermuth, die aus des jungen Mannes Zügen ſprach, der wehmüthige Ausdruck ſeiner Stimme, alles ſchien auf einen tiefen verborgenen Gram hinzudeuten, und wie es immer geſchieht, daß ein verheelter Schmerz doppelt anzieht, ſo war es, als feſſele mich das Geheimniß ſeines Gemüthes nur mit erneuter Gewalt.

Eines Morgens, als ich Wallmoore, ſo war der Name des Fremden, vergebens in den Reihen der Geſellſchaft geſucht, begab ich mich, die ſchönen Frühſtunden ungeſtörter zu genießen, den Weg in das Dorf hinab. Das Geläut der Glocken, die feſtlich vorüberwallende Menge verkündete mir den beginnenden Gottesdienſt. Ich ſchloß mich dem Zug der Landleute an, und trat in die Kirche. Die ſtille Feier der Verſammlung, der einfache aber klare Vortrag des Pfarrers, verſetzte mich in jene ehrwürdige Stätte zurück, wo ich mit Dir die Weihe des Chriſten empfing. In vielen Kirchen hatte ich ſeitdem gebetet, aber, war es die Erinnerung meiner Jugendzeit, oder der Anblick der kleinen friedlichen Verſammlung, die gleich einer glücklichen Familie zu dem väterlichen Lehrer empor blickte, — ich fühlte das Herz mir ſelten ſo wohlthätig erregt, als in dieſer friedlichen Morgenſtunde. Eben wollte ich meinen Platz verlaſſen, als der

Pfarrer noch einmal vor den Altar trat. Ein Taufzug ſchritt aus der geöffneten Seitenhalle, an ſeiner Spitze eine Geſtalt, die durch ihre Anmuth ſowohl, als durch ihre ſeltſame Tracht meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ich habe Dir, glaub' ich, ſchon früher von der Wohlgeſtalt der hieſigen Bäuerinnen erzählt. Die Würde ihres Wuchſes, wie das Ebenmaß ihrer Geſichtsbildung fällt jedem Fremdling in's Auge. So war auch dieſe junge Bäuerin von überaus edler Geſtalt. Sie trug eine goldene, mit Perlen durchflochtene Krone im Haar, und von dem ſchwarzen Kleide, das in reichen Falten bis zu ihren Füßen herabfloß, flatterten bunte, mit Gold und Silber durchwirkte Bänder. Das Kind, das ſie im Arm trug, war nach hieſiger Sitte, feſtgewickelt, und mit ähnlichen Bändern geſchmückt, welche gleich einem bunten Schweiſe bis zur Erde herabfloſſen, und während ſie mit majeſtätiſchem Schritte dahertrat, einen glänzenden Kreis um ſie bildeten. Als die Jungfrau vor den Altar trat, verneigte ſie ſich demuthsvoll, bald aber erhob ſie wieder das ſtolze Haupt, und als ſie nach beendeter Ceremonie von ihren Frauen begleitet, um den Altar ſchritt, glaubte ich eine Königin zu erblicken, ſo überraſchte mich die Würde ihres Anſtandes, der Adel ihrer ganzen Geſtalt. Entzückt von dem lieblichen Bilde, das ſich vor meinen Augen entfaltet, verließ ich die Kirche. Unwillkührlich folgten meine Blicke dem ſtattlichen Zuge, der jetzt von zahlreichen Gaffern begleitet zum Dorfe hinabſchritt. Bald ſtand ich vereinzelt auf dem Friedhof, der das Gotteshaus gleich einem Garten umſchließt. Mein Auge glitt über die einfachen ſchwarzen Kreuze dahin, und verweilten endlich auf einem mit Blumen geſchmückten Hügel, an dem ich eine männliche Geſtalt kniend gewahrte. Mein Weg führte nahe an dieſer Stelle vorbei; ich betrachtete den Trauernden näher, und trat überraſcht zurück, als ich das bleiche Geſicht meines Freundes erblickte.

„Wallmoore!“ rief ich, ihn beſorgt betrachtend; „was wollen Sie bei dieſen Gräbern?“ Er raffte ſich empor, ſtand eine Weile wie nachdenkend vor mir, dann frug er, ſeinen Arm in den meinen legend: „„Haben Sie den Tauf-Zug geſehen?““ — Ich bejahte, und verſchwieg ihm den Eindruck nicht, den jene anmuthige Erſcheinung auf mich gemacht. — „„Mir““, erwiederte er, hat dieſe einfache Scene einen Schmerzenspfeil in die Seele gedrückt, deſſen Gewalt keiner ermeſſen kann, der nicht mit meinem Schickſal vertraut iſt. Kommen Sie““, fuhr er fort: „„laſſen Sie mich zu Ihnen, dem Einzigen, deſſen Gefühl mich verſtehen, deſſen Güte mir Theilnahme ſchenken wird, von einer Zeit ſprechen, die nur noch in meiner Erinnerung lebt;

einer Zeit, die durch das Andenken des lieblichſten Weſens verklärt, einem Sterne gleich über meinem Leben ſteht, und ewig mein Herz erquicken wird, wie dunkel auch die Nacht iſt, in welche er leuchtet!““ Voll Intereſſe ſeiner Erzählung entgegenblickend, folgte ich ihm zu dem Hügel, deſſen ſtille Einſamkeit uns beiden willkommen war. Wallmoore wählte den Platz, von dem man das tiefer liegende Dorf überſchauen kann, und begann dann wie folgt:

„„Ich hatte eben mein zwanzigſtes Jahr erreicht, als ich meinen Vater auf einer Reiſe nach Deutſchland begleitete. Mein Leben war bis dahin in meiner Vaterſtadt, unter wiſſenſchaftlichen Uebungen und künſtleriſchen Studien dahingefloſſen. Ich liebte die Malerei, und gab mich ihr mit einer Leidenſchaft hin, die mich nicht allein von der Außenwelt ſchied, ſondern meine Geſundheit zugleich in der Blüthe der Jugend zu zerſtören drohte.““

„„Herausgeriſſen aus einer Sphäre, deren Zauber allzu mächtig auf mich eingewirkt hatte, begann ich auf dieſen Fluren, wohin der Arzt uns verwieſen, zuerſt mich in der Wirklichkeit umzuſchauen. Die reiche, freie Natur umher, ſo verſchieden von den engen Mauern, in denen ich bis jetzt meine Jugend verlebt, ſchien mir ein Paradies, in deſſen ſüßes Geheimniß es mich mit tauſend Liebesarmen zog. Alles was meinen Blicken begegnete, war ſo neu, ſo anziehend, meiner unerfahrenen Jugend ſo wichtig, daß ich kaum die Eindrücke zu beherrſchen wußte, die meine Sinne beſtürmten. Auch die Geſellſchaft hatte für mich ihren eigenthümlichen Reiz, aber da ich der deutſchen Sprache noch nicht mächtig genug war, um dort die Rolle zu ſpielen, die meine Eitelkeit heiſchte, ſo zog ich es vor, meine Zeichen-Mappe im Arm die Gegend zu durchſtreichen, oder von meinen Lieblingsdichtern begleitet, im Schatten dieſer Eichen zu verweilen.‟‟

„„Bald ſollte meinem ungewiſſen Streben, meinen Wünſchen und Sehnen ein neues Ziel gegeben werden, und nie vergeß ich jenen friedlichen Sonntagmorgen, der mich zu [illegible] Kirche geführt, in deren Hallen wir uns heut begegneten. An jenem Altar, wo Sie ſtanden, war mein Platz, als das lieblichſte Weſen, was ich je geſchaut, zum erſtenmal meinen Augen erſchien. Wie ſoll ich Ihnen mit Worten beſchreiben, was meinem Griffel ſelbſt in den Stunden der höchſten Begeiſterung, kaum nachzubilden gelang? Denken Sie ſich ein Mädchen, von der Grenze der Kindheit hinüberſchreitend in das Alter der Jungfrau, in der lieblichſten Friſche der Unſchuld und Jugend, angehaucht von der innern Freuden-Verklärung, zum erſtenmale gewürdigt zu ſein, das Gelübde, das ſie kaum ſelbſt abgelegt vor dem Tiſche des Herrn, heut an der

Stelle des unmündigen Weſens zu wiederholen, das ſie zur Taufe trug. Den demüthig bangen Blick zur Erde geſenkt, aber edel und feſt in Haltung und Geberde, ſchritt das liebliche Kind, in derſelben Tracht, die Sie heute geſehen, den ſchön geſchmückten Täufling im Arm, vor den Altar. Ich glaubte, den Blick auf ſie gerichtet, eines jener unvergeßlichen, altdeutſchen Gemälde zu ſehen, auf welchem wir die himmliſche Jungfrau in jener eigenthümlichen Glorie der Unſchuld und Kindlichkeit erblicken, wie ſie dieſen früheren Meiſterwerken nur eigen iſt. Unfähig, mein Auge von ihr abzuwenden, verfolgte ich jede Bewegung ihrer zarten Geſtalt; es war, als müßte ich ihr Bild in meine Seele ſaugen, um es fortan der Welt zu verkünden in den tauſendfachen Strahlenbrechungen der Kunſt. Erſt jetzt verſtand ich das Glück, ein Maler zu ſein; jede frühere Uebung ſchien mir nur eine Vorbereitung, das Meiſterſtück, das mir übertragen ſei, zu vollenden; ſie, ſie ſollte ich darſtellen in allen Gebilden, die meiner Phantaſie vorſchwebten; das war der Zweck meines Hierſeins, die freundliche Aufgabe meines Geſchicks. — Berauſcht von dem Zauber dieſer Vorſtellungen, folgte ich der reizenden Geſtalt, die jetzt umgeben von ihren Frauen, den ſtillen Pfad zum Dorfe hinabſchritt. Sie verſchwand in einer der Hütten, an der ich ſo oft ſchon vorübergegangen war, unwiſſend welch ſüßes Kleinod ſie barg. — Ich wagte nicht weiter vorzudringen; aber einen Blick warf ich durch die Hecke des Gartens, der ihre Heimath umgrenzte. Ich bemerkte ein zierlich gepflegtes Blumenſtück; meine Phantaſie zeigte mir ſie als die Gärtnerin, die hier in Liebe und Sorgfalt waltete, und erfüllt von dem Wunſch ſie wiederzuſehen, entwarf ich ſogleich meine Pläne, und eilte voll Entzücken dieſelben auszuführen. — Schon längſt hatte ich mich als Freund der Botanik mit dem Hofgärtner in Verbindung geſetzt. Er fand Geſchmack daran, mich mit jeder neuen Erſcheinung ſeiner Blumenwelt bekannt zu machen, und oft war ich ihm ſchon in der Pflege und Anordnung derſelben behülflich geweſen. Die Levcoyen, von denen er die ausgeſuchteſten Gattungen beſaß, ſtanden eben in voller Blüthe. Es war mir ein Leichtes, einige der ſchönſten Stöcke von ihm zu gewinnen. Glücklich wie ein König ſchritt ich mit meiner Beute beladen, vor Sonnenaufgang dem Gärtchen zu, das ihre Hütte umfing. Ein Sprung über die Hecke, und ich ſtand in dem Eden, wo ſie waltete. — Vorſichtig und leiſe ſenkte ich nun die blühenden Levcoyen in das Blumenbeet ein; und bevor noch ein Lauſcher den kühnen Gärtner gewahrte, war ich auf dem Wege zu meiner Wohnung zurück. Mehrere

Tage verfloſſen, bevor ich die Liebliche ſah. Schon prangte ihr Garten mit den ſchönſten Goldlacken, Levcoyen und Reſeda verziert, und noch blieb meine Spur unentdeckt, das ſüße Geheimniß unverrathen. Ich hatte während dem ſchon manche Zeichnung entworfen, aber jeder Verſuch ihre Züge feſtzuhalten, mißglückte eben ſo vollkommen, wie ich von Sehnſucht entbrannte, das theuere Bild zu beſitzen. Endlich — ich hatte mich abſichtlich eines Morgens verſpätet, endlich erblickte ich die Geliebte. Sie hatte ſich hinter eine Geisblattlaube verſteckt, um, wie ſie mir ſpäter geſtand, den unſichtbaren Gehülfen zu entdecken, der ihre Pflanzungen verſchönte. Ich ſah das roſige Antlitz durch die grünen Ranken hindurchſchimmern, — aber keiner von uns hatte den Muth, ſich dem andern zu nähern. Schweigend ſtanden wir vor einander, von dem grünen Schleier getrennt, der mit tauſend duftigen Blüthen durchwebt, jene Fülle ſüßer Düfte um uns ausgoß. — Jetzt machte ich eine Bewegung, als wolle ich mich entfernen; — raſchen Schrittes trat nun das liebe Mädchen hervor, es ſchien als überwältige die Furcht, mich wieder ſcheiden zu ſehen, jede bängliche Rückſicht. Ohne es ſelbſt zu wollen, hatte ich die Hände ergriffen, die ſie mir freundlich entgegengeſtreckt. Sie ließ es lächelnd geſchehen, und mit den ſchönen Augen auf das nahe Blumenbeet deutend, begann ſie: — „Ihr habt meinen Garten zu dem Eueren gemacht, aber es ſoll euch geſchenkt ſein, wenn ihr euch friedlich mit mir und unſerm Häuschen vertragt, und der kleinen Suſanne, der auch ein Stückchen von jenen Beeten gehört.““ .

„„Was ich dem holden Kinde erwiedert, wie ich in die Hütte gekommen, kaum weiß ich es ſelbſt noch. Bald ſaß ich unter den freundlichen Hausgenoſſen, von Hänschen und Suschen umringt, bekannte mein kühnes Vergehen, bei nächtlicher Weile in den Garten gedrungen zu ſein, und erregte durch die mangelhafte Art, mit der ich mich in ihrer Mundart ausdrückte, die Lachluſt des ganzen Kreiſes, während man mich andererſeits mit Herzlichkeit willkommen hieß. Ich mußte mit frühſtücken. Roſalie, ſo hieß das liebliche Kind, bediente mich ſelbſt. Wie ſoll, wie kann ich es ſagen, welche unbeſchreibliche Anmuth alle ihre Bewegungen begleitete. War es der Reiz der fröhlichen Jugend, der aus ihrem ſeelenvollen Geſicht ſtrahlte, oder die wunderbare Leichtigkeit und Behendigkeit ihrer Glieder, mit der ſie alles, auch das Schwerſte, wie im Spiele vollbrachte — immer wieder mußte das Auge zu ihr zurückkehren, und ſtets erneuerte ſich das Verlangen, dieſe Züge, dieſe Geſtalt in Bildern wiederzugeben. Was Roſalien beſonders anmuthig kleidete, war die Gewandtheit, mit der ſie die ſchwerſten

Gefäße auf ihrem Haupte zu tragen verſtand. Ich begegnete ihr einſt, als ſie einen Korb mit Früchten und Gemüſen heim trug. Ohne die geringſte Spur von Anſtrengung zu verrathen, blickte das freundliche Geſicht unter der gewichtigen Bürde und der Beſchattung der herabhangenden Blätter hervor. Ruhig ſchritt ſie daher mit ſtolz gehobenem Nacken, während ihre Hände beſchäftigt waren, einen jener künſtlichen Strümpfe zu beenden, die von mehrfarbiger Wolle nach den geſchmackvollſten Muſtern geſtrickt, die Fußbekleidung der hieſigen Bäuerinnen bilden. Der Scharlach ihres reichgefalteten Rockes war von einem himmelblauen Saume gehoben, der bis zu den kleinen Füßen herabhing. Ein himmelblaues Mieder mit ſilbernen Zierrathen durchwirkt, umgab den ſchlanken Leib des lieblichen Kindes, und bis zu dem Ellenbogen herab floſſen ihm die blendendweißen, nett-gefalteten Ermel. Was aber die Eigenthümlichkeit dieſer Tracht noch erhöhte, war der Lieblingsſchmuck der hieſigen Bäuerinnen, eine Bernſteinſchnur von ungewöhnlicher Größe. Gleich einem ſchimmernden Ringkragen umgaben dieſe Perlen den ſchlanken Hals des Mädchens, und der ſchöne Bau deſſelben trat aus dieſer ſeltſamen Zier nur noch ſiegender hervor. Mein Entſchluß war ſogleich gefaßt, ſie in dieſer ihrem Lande eigenthümlichen Tracht zu malen. Sie ſollte mir ſelbſt dazu ſitzen; ich brannte vor Begier, unſere Kunſtkabinette mit einem Gemälde zu bereichern, deſſen unſchuldiger Reiz mich ſelbſt ſo lebhaft entzückte.‟‟

„„Ich eilte meinen Wunſch Roſalien zu vertrauen; ſie ſtutzte und ſchien zum erſtenmal meinen Bitten ausweichen zu wollen. Lang blieb mir der Grund ihrer Weigerung unbekannt, als ich aber lebhafter in ſie drang, bemerkte ich, daß ein ſeltſamer Aberglaube die Urſache ihres Widerwillens ſei. Ein benachbarter Prediger hatte ſich dem Wunſch ſeiner Gemeinde zufolge kurz vor ſeinem Tode abmalen laſſen, ein ähnlicher Fall hatte ſich im Kreiſe von Roſaliens Verwandtſchaft begeben, und dieſes Zuſammentreffen der Umſtände hatte bei ihr den Gedanken erzeugt, daß jedes ähnliche Beginnen ein Vorbote nahen Todes ſei. Ich verſuchte alles, dieſes ſeltſame Vorurtheil durch Scherz und Ernſt zu beſiegen; da ich aber nichts über dieſe Grille vermochte, ſo beſchloß ich einen andern Weg einzuſchlagen, und allmählig durch das Beiſpiel Anderer auf ſie einzuwirken. Es ward mir nicht ſchwer, einige artige Damenköpfe nachzubilden. Ich brachte dieſe Portraits zu Roſalien, und bemerkte bald, daß ſie bei dem Beifall, mit dem ich von jenen ſchönen Frauen ſprach, nicht gleichgültig blieb. Sie brachte das Geſpräch oft auf dieſen Gegenſtand, und es entging mir nicht, daß ſie in eine Art von Betrübniß verſank, ſo oft ſie meinen Blick mit Theilnahme auf den kleinen Bildern verweilen ſah. Entſchloſſen, dieſer Stimmung zu meinem Vortheil zu benutzen, trat ich einſt reichbeladen von den Schätzen einer benachbarten Meſſe, in ihr Haus. Ich fand ſie allein. Sie ſchien beſtürzt, als ich die kleinen Geſchenke vor ihr auskramte, und verweigerte ihre Annahme. Lange vermochten meine Bitten nichts über ſie, als ich aber auch jenen glänzenden Halsſchmuck vor ihr niederlegte, den ſchönſten, den ich aus dem Bernſtein-Vorrath der Meſſe gewählt, — da ſchien die ſichtliche Verwirrung, in der ſie ſich befand, ſich plötzlich in eine tiefe, innere Freudigkeit aufzulöſen. Von hohem Erröthen übergoſſen, ſah ſie mich eine Weile ſprachlos an, — dann drückte ſie die Perlen feſt an ihr Herz und verſchwand damit eiligen Schritts in ihr Kämmerchen. Als ſie wiederkam, reichte ſie mir ſchweigend die Hand. Es lag etwas Feierliches in dem Blick, in der Geberde, mit welcher ſie vor mir ſtand; mir war als ſähe ich ſie wieder die Krone im Haar vor dem Altar ſtehen, und jenes fromme Gelübde erneuen. Habt Ihr denn wirklich für mich die Perlen beſtimmt? frug ſie zögernd. Ich umſchlang die Liebliche, von der Anmuth ihrer Nähe übermannt. Sie legte ihr Haupt an meine Bruſt. Ich nehme ſie! flüſterte ſie: aber ſagt den Eltern noch nichts davon. Ich weiß nicht, ob ſie es billigen würden, was ich gethan, aber ich konnte nicht anders! Nur von Euch und keinem Andern, nehm' ich die Perlen. — Ich ahnete ſchon damals““, fuhr der Fremde nach kurzem Stillſchweigen fort, „„daß Roſalie mit dem Geſchenk, das ich ihr gereicht, eine Bedeutung verband, die mir unbekannt war; aber die Schwierigkeit, mit der wir uns über fernliegende Gegenſtände zu verſtändigen vermochten, der mangelhafte Ausdruck meiner Sprache waren nicht geeignet, ein Mißverſtändniß zu löſen, deſſen Einfluß auf unſere Zukunft ſo wichtig war. Es iſt eine Sitte des Landes, dieſen werthvollen Schmuck nur bei wichtigen Ereigniſſen zu verſchenken. Die Jungfrauen erhalten ihn gewöhnlich zum Feſt ihrer Confirmation, und ſpäter zum Brautgeſchenk aus der Hand ihres Verlobten, und dieſer mir gänzlich unbekannte Gebrauch war es wahrſcheinlich, was meinem abſichtloſen Geſchenk jene tiefe Bedeutſamkeit lieh. — Ich bemerkte von nun an eine ſichtliche Veränderung in dem Betragen des Mädchens. Es war als habe ſie in dieſem Augenblick mehrere Jahre überſchritten, als ſei ſie plötzlich herangereift an Gefühl und Erfahrung. Sie war nicht mehr das fröhlich-tändelnde Kind, das mit dem jungen Fremdling in muthwilligen Scherzen um Beete und

Hecken ſprang. Ernſter, ſittiger in Haltung und Geberde, bekam alles, was ſie that oder ſprach, eine tiefere Bedeutung. Die Knoſpe des Gefühls ſchien ſich mit allen ihren Freuden und Schmerzen in dem jugendlichen Buſen entfaltet zu haben, und nur zu deutlich verriethen mir tauſend rührende Züge die unſchuldige Zuneigung ihres Herzens. Sie willigte nun auch ein, ſich malen zu laſſen; das wachſende Verlangen mir Freude zu machen, meinen Beifall zu gewinnen, ſchien jene trübe Vorſtellung vollkommen zu verdrängen. Unvergeßliche Stunden lebte ich von nun an unter dem einfachen Schaubendach, im Kreiſe jener Menſchen, deren biederer Sinn, deren treuherzige Zuverſicht das Glück der ſchuldloſeſten Liebe erhöhte. Ich gehörte zu ihren Hausgenoſſen, zu dem fröhlichen Kinderkreis, und genoß alle Rechte eines Sohnes, während ich bemüht war, die ländlichen Arbeiten zu theilen, die mir an der Seite des liebenswürdigſten Geſchöpfs zu Feſten wurden.“ “

„„Als das Gemälde vollendet, und ich die Freude des Gelingens erſt ſtill und ſelig genoſſen, vermochte ich dem Verlangen nicht länger zu widerſtehen, den Gegenſtand, der mir ſo theuer geworden, auch von Andern bewundert zu ſehen. Ich vertraute mich meinem Vater, und er, geſchmeichelt von dem Geſchmack und dem Talent ſeines Sohnes, ſammelte bald das Urtheil der Kenner über ein Gemälde, das ihn ſelbſt in Entzücken verſetzte. Mein Abentheuer vermochte, bei der großen Aehnlichkeit des Bildes mit dem Original, nicht lange verborgen zu bleiben. Die ſchöne Bäuerin wurde von nun an das Geſpräch des Tages, und es fehlte nicht an Neugierigen, die unter irgend einem Vorwande ſich in ihre Nähe zu drängen verſuchten. Es wurde zur Mode, ſein Abendbrod vor jener Hütte zu verzehren, und bald reichte der Milchvorrath der kleinen Wirthſchaft nicht aus, die Forderung der zahlreichen Gäſte zu befriedigen. Voll Verdruß, dieſe Plagegeiſter durch meine unſelige Eitelkeit herauf beſchworen, mich ſelbſt um die Stunden ſtillen, traulichen Beiſammenſeins betrogen zu haben, beſuchte ich nur ſelten den Kreis, wo muthwillige Späherblicke das Eden meiner Liebe entweihten. Roſaliens Betrübniß hierüber war ſichtlich, mein Ausbleiben ſchmerzte ſie mehr als die Sorge der vergrößerten Wirthſchaft ſie beläſtigte. Sie geſtand mir, daß es ihr lieb ſei, Menſchen zu bewirthen, die alle ſo freundlich von mir ſprächen, und mir wohlwollten, ja es ſchien ſogar, als ob die kleinen Neckereien, die man in Bezug auf mich an ſie richtete, ihr Freude gewährten. Zu dieſer Zeit geſchah es, daß mein Vater, mir fremdgebliebener Urſachen zufolge, unſere nahe Abreiſe mir ankündigte. Die

Beſtürzung, die ſich meiner bei dieſer Nachricht bemeiſterte, verrieth mir zuerſt, wie mächtig die Bande waren, die mich an dieſen Boden gefeſſelt hatten. Erſt jetzt ermaß ich ganz die Fülle des Glücks, das ich genoſſen, da das Schickſal es zu zertrümmern drohte; und da ich von Natur feſt und beharrlich bis zum Eigenſinn bin in dem, was ich einmal mit Liebe erfaßt, ſo entwarf ich, mich ſelbſt aus dieſem Abgrund der Betrübniß zu retten, die kühnſten Plane, die abentheuerlichſten Ideen, welche mich in ein Labyrinth von Träumen und Hoffnungen verwickelten, deren Löſung ich mir mit Zuverſicht von der Gunſt des Schickſals verſprach. Der Wunſch, Roſalien nicht für immer zu verlieren, wurde bald zur feſten Ueberzeugung. Begeiſtert von dieſem Gedanken, ſank ich am Abend dieſes Tages auf mein Lager, aber der Schlummer floh mein aufgeregtes Gemüth, und der Tag war noch nicht emporgedämmert, als ich aufbrach, um in ihre Nähe zu eilen. Noch war alles ſtill um Haus und Gehöft. Ich ſtand vor den Blumen, wie damals; herrlich waren ſie emporgediehen, und breiteten ihren bunten Flor bis in die angrenzenden Beete aus. Die Hand der Liebe hatte ſie gepflegt, eine ſelige Thräne glitt zu den ſtillen Zeugen ihrer Treue hinab, ſich mit dem perlenden Morgenthau miſchend. Wie gut, wie ſchuldlos, wie treu! rief ich aus: Und ich ſollte dies liebenswürdige Geſchöpf verlaſſen, vergeſſen? — Nein, fuhr ich entſchloſſen fort: — Nur ihr, nur ihr ſoll mein Herz, mein Fleiß, meine Zukunft gehören, — die Zeit prüfe unſere Treue, und ein freundlicher Gott reiche ihr den würdigſten Lohn! — — In ſtilles Sinnen vertieft, verfolgte ich den Pfad zu dem angrenzenden Hügel hinauf. Hier, wo man ihr Haus, ihren Garten überſchauen konnte, ſetzte ich mich nieder, den Aufgang der Sonne und Roſaliens Erſcheinen erwartend. Jetzt ſtieg der flammende Ball aus den Morgennebeln empor, langſam erhob er ſich über dem friedlichen Dörfchen.““

„„Der röthliche Strahl der Sonne übergoß den Schauplatz meiner glücklichſten Stunden mit ſtiller Verklärung. Morgen ſchon ſollte ſie des Entfernten fremde Pfade beleuchten, und ach, wie lange konnte ihr himmliſches Licht aufgehen und verſinken, bevor ſie die Freude des Wiederſehens den Getrennten gewährte! Ich verſank aufs Neue in ſtille Betrachtung. Unwillführlich falteten ſich meine Hände, und ein Gebet für das Glück der Geliebten ſtieg zu dem flammenden Morgenhimmel empor.““

„„Da gewahrte ich an der Hecke des Gartens eine weibliche Geſtalt. Sie war es, es war meine Roſalie. Am Fuß des Hügels blieb ſie ſtehen, verwundert wie es ſchien. Jetzt aber beflügelte ſie ihren Schritt; ich ſah, ſie hatte mich erkannt; mit einem Geſicht, ſtrahlend wie der Morgen, der uns umgab, trat ſie vor mich hin, der reichen Natur ſchönſtes und herrlichſtes Meiſterſtück. Mit ſtiller Wehmuth betrachtete ich die Liebliche. Ein Strauß bunter Levcoyen ſchwankte an ihrem Mieder, und ihr ſchönes, blondes Haar ſtahl ſich in weichen Ringen unter dem runden Strohhute hervor. Den ſeelenvollen Blick zu mir emporgehoben, ſchien ſie in der Freude der Ueberraſchung den ſtillen Gram nicht zu bemerken, der meine Lippen verſchloß. Es war mir unmöglich, den freundlichen Himmel dieſer Stunde zu trüben. Gewaltſam drängte ich jedes Wort zurück, das ihr die nahe Trennung verrathen konnte; ich verſuchte mich ſelbſt über dieſelbe zu täuſchen, indem ich mich noch einmal dem Einfluß ihres unſchuldigen Liebreizes überließ. In heiterem Geplauder hatte ſie ſich an meiner Seite niedergelaſſen; ſie trug ihr Frühſtück im Körbchen, und öffnete es, um mit mir den kleinen Vorrath zu theilen. Die balſamiſche Morgenluft, der Duft der Levcoyen, der Pfirſiche, die ſie mir bot, und vor allem die Nähe der Geliebten ſelbſt, alles vereinte ſich, die Wonne dieſer Stunde für immer in meine Seele zu prägen. Offener wie je, entfaltete ſich die Seele des trefflichen Mädchens, aber je deutlicher es mir wurde, wie ſehr ich zu ihrem Glücke gehörte, um ſo weniger vermochte ich eines Abſchieds zu gedenken, deſſen nahem Schmerz ich ſelbſt auszuweichen verſuchte.''''

''''Ich begleitete Roſalien in ihren Garten. Sie führte mich zu den Blumen, die ihr als erſtes Geſchenk meiner Liebe ſo werth waren. Freundlich brach ſie ein Zweiglein der ſchönen Levcoyen und der weithin wuchernden Reſeda, und mich damit ſchmückend, ſprach ſie lächelnd: Laßt Euch von dieſen erzählen, wie oft wir von Euch geſprochen!''''

''''Und wirſt du denn ferner meiner gedenken? frug ich leiſe: und wirſt du das Andenken des Freundes pflegen und bewahren, wie die Blumen, die er gepflanzt? Sie ſah mich eine Weile befremdet an, dann ſagte ſie ernſt: „Ich bin die Euere mit treuem, redlichem Herzen, darum fragt nicht ſo ſeltſam, es ſchmerzt mich! — Habe ich Euch doch auch ohne Verſicherung geglaubt, daß Ihr es treu mit mir meint, und feſt an mir halten wollt, auch wenn längſt dieſe Blumen vergangen ſind!'' — Ich zog Roſalien an mein Herz. Meine Lippen beſtätigten, was feſt wie die Ewigkeit in meinem begeiſterten Gemüthe ſtand.''''

''''Feſt! ewig! das waren die Worte, mit denen wir ſchieden. Lange ſah ich ihr noch über die Hecken nach — ach, ein ganzes Paradies verſchwand mir mit ihrem entzückenden Bilde. Ich beſchloß, ihr die Nachricht unſerer Abreiſe, mein Lebewohl, das Gelübde meiner Treue ſchriftlich zu übergeben. Auch von meinen Plänen wollte ich ihr ſchreiben, alle meine Hoffnungen mit ihr theilen. Als ich aber die Feder ergriff, war es, als halte mich eine unſichtbare Macht zurück, von meinem Vorhaben zu ſprechen. Es ſchien mir unrecht, in die Fäden ihres friedlichen Lebens einzugreifen, ſie mit Hoffnungen vertraut zu machen, deren Erfüllung allein in den Händen eines günſtigen Geſchicks lag. Jung, im Gefühl der Kraft und des beſten Willens, ſchien mir der Raum, der uns trennen ſollte, eine lächerliche Schranke. Ein einziger feſter Entſchluß, und ich war wieder dort, wohin meine Sehnſucht mich rief. Der künftige Lenz ſchon ſollte unſer Wiederſehen feiern, unerwartet wollte ich bei ihr eintreten, überraſchend wie das Glück, und ein liebender Gott (deß war ich gewiß), würde dann über unſere Zukunft freundlich entſcheiden.''''

''''Wir reiſ'ten ab; ach, wie ſoll ich beſchreiben, was ich empfand, als nun dieſe Hütten, dieſe grünen Höhen, alle die Zeugen meines kurzen Glücks, aus meinen Blicken entſchwanden. Nur mühſam vermochte ich die Hoffnungen feſtzuhalten, die mir noch geſtern ſo große Beruhigung gewährt; und kaum gelang es mir, die Ausbrüche eines Schmerzes zu bemeiſtern, der alle Tiefen meines Weſens durchdrang. Mein Vater errieth nur zu bald die Urſache meines Grams, aber er vermied es, mit mir darüber zu ſprechen. Es ſchien als wolle er der Zeit nicht vorgreifen, von der er ſich mit Zuverſicht die Heilung einer jugendlichen Leidenſchaft verſprach.''''

''''In unſere Heimath angekommen, beengt von den dunkeln Mauern meiner Vaterſtadt, trat auf dem düſtern Grunde der Gegenwart das lichte Bild der Vergangenheit nur noch lebendiger hervor. Mein Phantaſie verwebte daſſelbe mit den Träumen meiner Zukunft, und hingegeben dieſen reizenden Vorſtellungen, vermied ich eigenſinnig alles, was mich von meiner Ideenwelt abziehen konnte. Mit angeſtrengtem Fleiß ſetzte ich meine Studien fort; das Glück war mir hold und ſchon in kurzer Zeit hatte ich mir jene Selbſtſtändigkeit gegründet, von der ich mir die Erfüllung meiner Wünſche verſprach. Schon machte ich den Plan meiner Reiſe, als ich bemerkte, daß ſich mein Vater mit ganz andern Entwürfen in Betreff meiner Zukunft beſchäftigte. Der Gedanke, daß er meine Wünſche nicht billigen würde, hatte mich oft bekümmert; jetzt da die Seinen ſichtlich denſelben entgegenſtrebten, überfiel mich die traurige Ueberzeugung, daß unſer Glück unvereinbar ſei mit ſo tiefem Gram, daß ich aufs Neue in einen Zuſtand verſank, der alles für mich fürchten ließ. Mein Vater, deſſen Blick mich ſorgſamer beobachtete, als ich meinte, überraſchte mich einſt, als ich über Roſaliens Bild gebeugt, meinen Thränen freien Lauf ließ. Ich las in ſeinem Blick jenen ſanften Vorwurf der Liebe, der nie ſeine Wirkung auf gefühlvolle Herzen verfehlt, und mit dem Geſtändniß meines Grams auf der zitternden Lippe, ſtürzte ich an des Bekümmerten Bruſt. Mit einer Schonung, die mich um ſo mehr rührte, als ſie mich überraſchte, ging er in alle meine Anſichten und Wünſche ein. Er widerſprach denſelben eben ſo wenig, als er ſie nach den Erfahrungen, die er geſammelt, zu billigen vermochte; — er machte mich aufmerkſam auf den Wechſel jugendlicher Neigungen, auf die Verſchiedenheit derſelben mit den Anforderungen reiferer Jahre, und warnte mich vor den Verirrungen eines ſchönen, aber eben ſo wandelbaren Gefühls.'''

'''Ich beſchwor ihn, mich meinem Geſchick zu überlaſſen, und gewann von ihm das Verſprechen, nach Verlauf eines Jahres nach Deutſchland zurückkehren zu dürfen; dort ſollte ich in Roſaliens Nähe beſonnener meine Neigung prüfen, und wenn meine Anſichten von Glück dieſelben geblieben, nach freier Wahl über meine Zukunft entſcheiden.'''

„„Mit welcher Freudigkeit kehrte ich jetzt zu meiner früheren Thätigkeit zurück. Mein Fleiß gab den Stunden Flügel, und ſchneller als ich glaubte, war das Prüfungsjahr zurückgelegt.““

„„Ich reiſ'te ab, begleitet von dem Segen meines Vaters; und bald betrat ich dieſe Fluren mit jenem ſtillen Entzücken, welches ſtets der Begleiter eines reinen Bewußtſeins iſt. Zwei Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ich von Roſalien ſchied. Es war wieder die Zeit der Levcoyen. Alles blühte, duftete wie damals, jeder Strauch, jeder Baum war unverändert geblieben, es ſchien als wäre die Zeit, die uns getrennt, nur ein neckender Traum geweſen, und ich jetzt wieder zu freundlicher Wirklichkeit erwacht.““

„„Es war ein Sonntagmorgen, an welchem wir ankamen. Ich kannte die fromme Gewohnheit Roſaliens, jedem Frühgottesdienſt beizuwohnen, und eilte zur Kirche, um ſie am Pförtlein zu erwarten. Hier, wo ich ſie zum erſtenmal ſah, ſollte das Feſt unſers Wiederſehens beginnen. Mein Herz ſchlug in froher Erwartung, und ſeltſam ſtach dieſe lebhafte innere Bewegung von der friedlichen Stille um mich her, von den langſam gehaltenen Tönen des Orgelſpiels ab. Meine Blicke ſuchten in der Einſamkeit, die mich umgab, irgend einen vertrauten Gegenſtand zu erreichen, und fielen bald auf ein blühendes Levcoyenbeet, das dicht an der Kirchhofmauer ſeinen Balſam zu mir herüberſandte.““

„„Der Duft dieſer Blumen hatte ſeit jenem unvergeßlichen Abſchiedsmorgen einen geheimnißvollen Zauber für mich. Mir war, ſo oft er meine Sinne berührte, als ſehe ich ihr Bild ganz deutlich vor meinen Augen. Ich fühlte ihren Odem an meiner Wange, ich hörte ihre Stimme; alle Wonnen jenes Augenblicks ſtrömten mit dieſen balſamiſchen Düften durch meine Seele.““

„„Faſt mechaniſch bewegte ich auch jetzt meine Schritte dorthin. Ich bog mich zu den blühenden Stauden herab. Ihr Wohlgeruch ſtieg in ſüßen Wellen zu mir empor. Ein ſeltſames Gefühl von Wehmuth und Seligkeit überkam meine Seele. Es war mir, als zög' es mich immer mächtiger hinab, als wolle es mich mit tauſend lieben Banden umſtricken. Jetzt ſtand ich auf; meine Füße ſtrauchelten über ein Kreuz, das die Blumen verhüllte. Ich ſchauderte, — es war ein Grab, an dem ich gekniet.““ — —

Wallmoore hielt inne; ich las in ſeinem Blick, was ſeine Lippen verſchwiegen. Das bleiche Geſicht zu Boden geſenkt, ſaß er lange ſprachlos an meiner Seite, dann, wie aus einem Traume erwachend, fuhr er geſammelter fort: „„Laſſen Sie mich, was ich ſeit jenem Augenblick erfahren, erlebt, nur flüchtig berühren!‘“

„‚Es war Roſaliens Grab, an dem ich geknieet; ſie hatte mir durch jene Blumen ihre ſtillen Grüße geſandt. Die Ahnung ihres Todes überkam mein Gemüth, noch ehe ich ihren Namenszug auf dem traurigen Denkmal geleſen. Der ſchnelle Wechſel der Gefühle, dieſer furchtbare Uebergang von der ſeligſten Erwartung zu gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, hatte mein Leben gewaltſam erſchüttert.‘“

„‚Ich genaß endlich, um den Reſt meines Daſeins den wehmüthigſten Erinnerungen zu weihen. Mein erſter Ausgang führte mich zu den Eltern Roſaliens. Die unvollkommenen Nachrichten, die ich über das ſchnelle Hinwelken eines ſo blühenden Lebens geſammelt, genügten mir nicht; ich mußte mit denen ſprechen, die ſie geliebt hatten, wie ich. Als ich die Schwelle betrat, die in die Hütte führte, die ſo lange der Schauplatz meiner ſeligſten Stunden geweſen war, ergriff mich ein Bangen, ein Zagen, wie das geheime Gefühl einer Schuld. — Man kam mir jedoch mit der alten Herzlichkeit entgegen, die Kinder begrüßten mich jubelnd, wie ſonſt, ich ſah daß der Schmerz um den erlittenen Verluſt in dieſen glucklichen Gemüthern ſchon zu vernarben begann, während die Wunde meiner Bruſt in unheilbarem Schmerze brannte. Nur mühſam gelang es mir, das zu erfahren, nach was meine Seele ſich ſehnte. Man erzählte mir, wie der bunte Verkehr, den ich damals durch das Gemälde veranlaßt, ſich mit dem nächſten Frühjahr erneuert; wie mehrere meiner Landsleute ſich dabei eingefunden, und einer derſelben das Gerücht verbreitet habe, ich ſei mit einer der reichſten Erbinnen unſers Landes verlobt. — „Roſalie“, ſo ſprach der Vater, ohne den leiſeſten Vorwurf in Blick und Ton, „Roſalie hörte es immer gern, wenn man von Ihnen erzählte. Bei jener Nachricht lächelte ſie, und wurde roth; o, ich ſehe noch ihr ganzes Geſicht; bald hierauf war es, wo eine arge Erkältung, wie ſie uns geſtand, ſie auf's Krankenbett warf. — Sie verließ nun ihr Kämmerchen nicht mehr, aber alle Tage, die Gott der Herr gab, mußten wir ihr ein Blumenſträußchen aus ihrem Garten bringen. — Sie wiſſen, die Levcoyen hatte ſie immer beſonders lieb, darum haben wir ihr auch dieſe Blumen auf's Grab gepflanzt, als es Gott gefiel, das liebe Kind zu ſich zu nehmen. Sie blühen und duften recht ſchön auf dem Gottesacker, — aber wir verweilen dort nicht gern, denn es preßt uns das Herz, wenn wir denken, wie auch ſie ſo ſchön blühte, und wie ſie nun dort unten in Staub zerfällt!““

„„Welche Gefühle beſtürmten während dieſer Rede mein Herz! — Die ſchreckliche Ahnung meiner Seele wurde durch die unbewußte Andeutung des Vaters, daß jenes ungegründete Gerücht meiner Verlobung einen großen Eindruck auf Roſalien gemacht, faſt zur Gewißheit geſteigert. Unbekannt mit dem Geheimniß eines Gemüthes, deſſen Zartgefühl und jungfräuliche Würde es ſtill und heilig bewahrte, — enthüllten ſie mir in dem, was ſie mir abſichtlos vertrauten, nur noch rührender die ſtillen Tiefen deſſelben. Sie gedachten eines Perlenhalsbandes, daß ſie, Roſaliens letzten Willens zufolge, ihr in den Sarg mitgegeben. — Dieſes, und ihre Lieblingsblumen, die ich einſt in ihr Gärtchen gepflanzt, waren das Letzte geweſen, mit dem ſich die Kranke beſchäftigt, — und ach, nur zu deutlich geht daraus die traurige Gewißheit hervor, daß ſtille Sehnſucht, vielleicht auch Gram über des Entfernten vermeinte Untreue, die Blüthe dieſes holden Lebens geknickt.““

„„So ward ich““ — fuhr Wallmoore nach kurzem Stillſchweigen fort: „„bei dem beſten Willen ihr Glück, ihren Frieden zu bewahren, der unglückliche Zerſtörer deſſelben, ſo blieben mir von dem Paradieſe meiner Jugend, von den reichen Kränzen meiner Hoffnung nur jene Kirchhof-Blumen zurück, deren Duft alle Wonnen des Lebens und alle Schauer des Todes zugleich in meine Seele gießen!‟‟

Ich reichte ihm, von ſeinem traurigen Geſchick lebhaft ergriffen, ſtillſchweigend die Hand. Ein lichter Strahl fiel durch das graue Gewölk, und ſpielte um das Gezweig, das ſich über uns wölbte; unſere Blicke erhoben ſich unwillkührlich zu der hervorbrechenden Klarheit.

„Wallmoore!‟ begann ich, indem es mir war, als ſähe ich eine lichte Erſcheinung durch die Wolken ziehen: „Sie beteten einſt für Roſaliens Glück! Der, über den Wolken, der die Schickſale der Menſchen überſchaut, wollte es vielleicht auf ſicherern Grunde erbauen, und rief ſie hinauf! — Das Leben, in das Sie das einfache Kind der Natur einführen wollten, hat manchen Dorn, und auch die Hand der Liebe hätte ſie nicht immer vor ſeinem Stachel geſchützt.‟

„„Dieſe traurige Ueberzeugung‟‟, entgegnete Wallmoore, „„die ſich erſt jetzt in reiferen Jahren mir aufdringt, hat meine Klagen beſiegt. Ich trage mein Geſchick mit Ruhe und Geduld, und oft fällt ſogar ein Schimmer der Freude in mein Leben, der unzuſammenhängend mit der Außenwelt, mir von höheren Welten geſandt ſcheint, und wie ein leiſer Liebesgruß voll Frieden und Verſöhnung meine dunkeln Tage erhellt.‟‟

Wallmoore ſchloß mit dieſen Worten ſeine Erzählung. Ich ſchließe mit ihnen auch dieſes Schreiben, überzeugt, daß jede andere Mittheilung aus den Kreiſen der hieſigen Geſellſchaft, nach der meines unglücklichen Freundes, nur gleichgültig laſſen könnte. Bald werden auch unſere Wege ſich trennen, aber nie werde ich meines hieſigen Aufenthalts gedenken, ohne mir Wallmoore's Bild zu vergegenwärtigen, und ſtets wird die Geſchichte ſeiner Jugendliebe dieſen anmuthigen Fluren einen unvergeßlichen wehmüthigen Zauber verleihen.

Bei dem Verleger dieſes ſind ferner erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Franz, Agnes, Angela, eine Geſchichte in Briefen. 4 Bändchen. 1831. 5 Rthlr.

— — Cyanen. Erſtes Bändchen. broch. 1833. 21 ggr.

— — Stundenblumen. Eine Sammlung Polter-Abend-Scenen und andere Feſtgedichte. 12. broch 1833. 10 ggr.

Koch, Roſalie, das Blumenkörbchen. Eine Sammlung lehrreicher Kindergedichte. Mit einem Vorworte herausgegeben von Agnes Franz. 1834. 8 ggr.

Heilmann, N. L., Gedichte. 1 Rthlr. 8 ggr.

— — Vesperklänge. 20 ggr.

Hengſtenberg, Carl, Jeſus Chriſtus. 6 ggr.

— — Pſalterion oder Erhebung und Troſt in heiligen Geſängen. 20 ggr.

Daſſelbe auf feinem Papier. 1 Rthlr. 6 ggr.

Hoffmeiſter, Dr. K., Romeo, oder Erziehung und Gemeingeiſt. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 3 Bändchen. 1834. broch. 3 Rthlr.

Homberg, Tinette, Chriſtliche Ermunterungen. Allen Gebildeten des weiblichen Geſchlechts gewidmet. 16 ggr.

Kiefer, H., das Demantkreuz. Eine romantiſche Erzählung aus dem griechiſchen Freiheitskriege. 1 Rthlr

Körte, Dr. W., Leben und Studien Friedrich Auguſt Wolfs des Philologen. 2 Bde. 1833. 3 Rthlr.

Krummacher, Dr. F. A., Apologen und Paramythien. 1 Rthlr. 4 ggr.

— — Bilder und Bildchen. 18 ggr

Krummacher, Dr. F. A., Hymnus an die Liebe. 10 ggr.

— — Leben des heil. Johannes. 1837. 12 ggr.

— — Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Geſängen. Zweite Aufl. 1 Rthlr. 4 ggr.

— — Parabeln. 3 Bdchn. Sechste Aufl. 2 Rthlr. 6 ggr.

— — Das Wörtlein Und, eine Geburtstagsfeier. 1 Rthlr. 4 ggr.

Krummacher, Dr. F. W., Gedichte. 20 ggr.

Ronne, J. H. C., Gedichte und Parabeln. 1 Rthl. 4 ggr.

Reed, **Andr.**, Martha. Aus dem Engliſchen, in beſonderer Beziehung auf die Bildung des weiblichen Geſchlechts. 1832. 1 Rthlr.

— — Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus intereſſanten Thatſachen der neuern Zeit gezogen. Aus dem Engliſchen in beſonderer Beziehung auf die Bildung des männlichen Geſchlechts. 1834. 1 Rthlr. 4 ggr.

Reinbeck, Dr. G., Abendunterhaltungen für gebildete weibliche Kreiſe. 2 Bdchn. 2 Rthlr. 8 ggr.

— — Lebensbilder. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 4 Rthlr.

Scott, **Walter**, Fürſt der Inſeln. Aus dem Engliſchen metriſch überſetzt von Dr. E. A. **Asher**. mit Kpf. 1 Rthlr. 20 ggr.

— — die Jungfrau vom See. Aus dem Engliſchen metriſch überſetzt von Dr. A. **Storck**. Zweite Aufl. 1 Rthlr. 12 ggr.

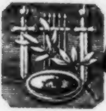
Yorick, empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Ueberſetzt, mit der Lebensbeſchreibung des Autors und erläuternden Bemerkungen von Dr. H. A. **Clemen**. 18 ggr.

Gedichte

von

Agnes Franz.

Erſte Sammlung.



Ungültig

Zweite Auflage.

Eſſen,
bei G. D. Bädeker.

1836.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Ihrer Majeſtät,

der

Kaiſerin von Rußland,

Alexandra Feodorowna,

in tiefſter Ehrfurcht

zugeeignet.

Es war in Landecks ſchattenreichen Hainen,
Wo, in der Jugend anmuthsvollem Glanze,
Ich Dich erblickt', in Deiner Frauen Kranze,
So hoch, ſo hehr, wie Engel uns erſcheinen.

Kaum wagt' ich ſchüchtern zu Dir aufzublicken;
Nur eine Blume warf ich ſtill und leiſe
Auf Deinen Pfad, bemüht, nach meiner Weiſe
Des Herzens Huldigung Dir auszudrücken.

Da ſtand Dein Thron im Schatten duft'ger Lauben;
Wetteifernd ſah ich Flora's Kinder prangen,
Erglühend All' in heimlichem Verlangen,
Der ſüßen Huldin einen Blick zu rauben.

Jetzt liegen Völker huld'gend Dir zu Füßen,
Vom höchſten Thron ſchau'ſt Du gebietend nieder;
Und dennoch darf ein Herz voll Ehrfurcht wieder
Vertrauend, liebend Dich, wie ſonſt, begrüßen.

Denn, wie die Sterne gleichen Segen ſpenden,
Ob ſie die Höhen, ob die nied'ern Thale
Erleuchten mit dem ſüßen Friedensſtrahle:
So willſt auch Du den milden Blick nicht wenden!

Drum darf ich froh die Huldigung erneuen,
Und, wenn Du einſt vom fernen Newa-Strande
Hinüberblickſt zu Deinem Vaterlande,
Ein Blumen-Opfer Dir, Erhab'ne! ſtreuen.

Sileſia's Düfte hat ihr Kelch geſogen!
Dieß möge freundlich für die Blüthen ſprechen!
Die Blume, die von theurem Land' wir brechen,
Wird, wenn auch werthlos, ſtill an's Herz gezogen.

Schweidnitz, den 24. Januar 1826.

Agnes Franz.

Inhalt der erſten Sammlung.

Seite
An die Leſer. . . . . 1.

Religiöſe Gedichte.

Liebe kann nicht untergehen. . . . . 5.
Heller Blick. . . . . 7.
Des Lebens Keim. . . . . 9.
Gottvertrauen. . . . . 12.
Glaube, Liebe, Hoffnung. . . . . 15.
Chriſtfeier. . . . . 17.
Das treue Herz. . . . . 22.
In trüber Zeit. . . . . 23.
Gottes Treue. . . . . 26.
Nachtfeier. . . . . 27.
Gott mein Hort. . . . . 30.
Charfreitag-Abend. . . . . 32.
Ruhe in Gott. . . . . 34.
Reinheit des Herzens. . . . . 37.
Petrus auf dem Meere. . . . . 40.
Die chriſtlichen Tugenden . . . . 44.

Seite
Morgenlied . . . . 49.
Gebet. . . . . 51.
Der Geiſt des Herrn. . . . . 53.
Freiheit. . . . . 55.
Der Liebe Ruf. . . . . 59.
Am Pfingſtfeſt. . . . . 63.
Das Heil vom Kreuz. . . . . 66.
Sehnſucht nach Vollendung. . . . . . . 71.
Das Gebet des Herrn. . . . . 73.

Bibliſche Gemälde.

Die Verkündigung. . . . . 77.
Das heilige Kind. . . . . 79.
Simeon. . . . . 80.
Jeſus im Tempel. . . . . 81.
Die Taufe am Jordan. . . . . 83.
Jeſus in der Wüſte. . . . . 84.
Jeſus und ſeine Jünger. . . . . 86.
Die Meerfahrt. . . . . 87.
Martha und Maria. . . . . 88.
Der Jüngling zu Nain. . . . . 89.
Magdalena zu des Heilands Füßen. . . . . 91.
Jeſus am Oelberge. . . . . 92.
Jeſu Tod. . . . . 93.
Der auferſtandene Erlöſer . . . . 95.

Vermiſchte Gedichte.

Seite
Die Stimme der Natur. . . . . 99.
Die Lerche. . . . . 102.
Friede. . . . . 104.
Das heitere Gemüth. . . . . 106.
Ueber den Sternen! . . . . 109.
Geduld. . . . . 111.
Der Vorzug. . . . . 112.
Das Geheimniß der Einſamkeit. . . . . 116.
Die Schöpfung des Auges. . . . . 118.
Der Heimſuchung Heil. . . . . 120.
Himmels-Bürgſchaft. . . . . 123.
Herbſtblätter. . . . . 126.
Das rechte Ziel. . . . . 127.
Nachtſtück von Friedrich. . . . . 130.
Bei Gerh. v. Kügelgens Gemälde: die gefeſſelte Pſyche. 131.
Bei deſſen: Irdiſche und himmliſche Liebe. . . . . 132.
An Theophania. . . . . 133.
Inneres Leben. . . . . 134.
Ruhe. . . . . 137.
Heimweh. . . . . 140.
Stilles Bewußtſeyn. . . . . 141.
Himmliſcher Segen. . . . . 143.
Am Wölfelsfall. . . . . 146.
Berg-Elegie. . . . . 148.
Was ich wollte! . . . . 152.
Gnomen. . . . . 155.
Bitte. . . . . 156.
Liebe der Kinder . . . . 156.
Das Vorbild. . . . . 157.
Schmerz und Verdruß. . . . . 157.
Zuruf. . . . . 158.
Die Stillen. . . . . 159.
Wohlthat des Schmerzes. . . . . 161.

	Seite
Der Schiffer.	162.
Inſchriften auf Blumengaben.	163.
Die über dem Waſſer blühende Hyazinthe.	165.
Das Veilchen.	166.
Aepfelblüthe.	166.
Bei einer Stundenblume.	167.
Ahnung der Unſterblichkeit.	168.
Bangen	171.
Der Scheidende.	173.
Spätabend auf der Anhöhe in Salzbrunn.	176.
Geiſterſtimmen.	178.
Zum 3. Auguſt.	180.
Willkommen!	182.
Zum 16. Juli.	184.
Das Deutſche Mädchen.	186.
Neujahrs-Nacht.	188.
Rundgeſang zur Friedensfeier.	191.
Nach einem Gewitterſturm.	194.
Hymne an das Sternenbild der Leyer.	197.
Die drei Lenze.	199.
Bitte.	201.
An die Hoffnung.	202.
Die vollendete Schöpfung.	204.
Jugendmuth.	207.
Sonnenlied.	209.
Conſtanzens Traum.	217.
Auf den Bergen.	221.
Macht der Natur.	223.
Der Zackenfall.	225.
Elegie auf den Höhen der Annakapelle.	228.
Am Fuße des Zoptens.	232.
Buchwald.	236.
An die Nymphe des Salzbrunnens.	240.
Licht, Lied und Liebe.	241.
An van der Velde's Grab.	244.
Seelengüte.	246.

Seite
Der Frühlings-Engel . . . . 248.
Abſchied von den Blumen . . . . 250.
Frohe Kunde. . . . . 251.
Des Glückes Quell. . . . . 253.
Die kranke Emmi. . . . . 255.
Die Heimath. . . . . 257.

Erzählende Gedichte.

Die Veſtalin. . . . . 261.
Petrark und Laura. . . . . 265.
Sappho. . . . . 272.
Irrthum und Liebe. . . . . 279.
Der verſteckte Amor. . . . . 290.
Die Schöpfung des Menſchen. . . . . 293.
Entſtehung der weißen Roſe. . . . . 297.
Des Sängers Heilung. . . . . 301.
Klein Aennchen. . . . . 304.
Die Brüder. . . . . 310.
Der König und ſeine Söhne. 316
Der Spielleute Grab. . . . . 323.
Der Pilger. . . . . 327.
Der Fiſcher. . . . . 328.
Der Sänger. . . . . 329.
Des Knaben Geheimniß. . . . . 332.
Das Echo. . . . . 334.
Die Spinnerin. . . . . 335.
Der trauernde Knabe. . . . . 337.
Glühwürmchen. . . . . 339.
Der Engel und die Rebe . . . . 342.
Die Lilie. . . . . 345.

Seite
Kaiſerkrone. . . . . 347.
Das Epheu. . . . . 349.
Die Linden. . . . . 362.
Die beiden Aehren. . . . . 363.

Sonnenhold. Romantiſches Gedicht in 4 Geſangen. . 365.

Charaden und Räthſel. . . . . 403.

An die Leſer.

Nehmt ſie hin, die kleinen Lieder!
— Aus des Herzens warmer Fülle
Keimten ſie in frommer Stille,
Können's nimmer deutlich ſagen,
Was ſie in die Welt getragen.

Lieder ſind wie Maiesblüthen;
Hat ein Lichtſtrahl ſie befreiet:
Sind ſie ſchnell zum Kranz gereihet,
Wollen ein geliebtes Leben
Gern mit Duft und Glanz umgeben.

Lieder ſind behende Boten;
Ziehen hin wie Noah's Taube,
Ausgeſandt in Lieb' und Glaube;
Wollen gern mit lichten Schwingen
Zur erſehnten Heimath dringen.

Woll't ſie freundlich denn empfangen,
Die mit Friedensgruß und frommen,
Guten Willen zu Euch kommen!
— Wo ſie eine Heimath fanden,
Wird ihr Sehnen wohl verſtanden!

Religiöſe Gedichte.

Liebe kann nicht untergehn!

Wenn ſie fremd ſich von uns kehren,
Die wir treu und heiß geliebt,
Wenn kein Blick uns Antwort giebt
Auf des Kummers bange Zähren:
Da, o Liebe, halt' uns feſt!
Zeige, daß Du uns geblieben,
Wenn auch das, was Menſchen lieben,
Wandelnd, treulos ſie verläßt!

Du biſt ewig! Nur die Thoren
Klagen, Du ſey'ſt wandelbar!
Eh' des Menſchen Tag noch war,
War'ſt Du, Herrliche, geboren!
Du wirſt leben, Du wirſt ſeyn,
Wenn der Sonne Glanz verſunken!
Deines Lichtes Götterfunken
Hüllet keine Dämm'rung ein!

Darum kannſt Du auch nicht ſcheiden;
Wir nur ſcheiden uns von Dir!
Andern Göttern huld'gen wir,
Dir zur Trauer, uns zum Leiden!
    Was uns kränkte, uns betrog,
    War des Wahnes Truggebilde,
    Das, ſtatt Deiner Göttermilde,
    Der Bethörte an ſich zog.

Ruhig ſchaueſt Du von oben
In des Träumers wirre Nacht,
Bis er, weinend aufgewacht,
Nun den Schleier hat gehoben.
    Da, — ein Stern, der nie verliſcht,
    Gehſt du auf dem Kummervollen,
    Bis der Reue Thränen rollen,
    Und ſich Schmerz mit Wonne miſcht.

Und es bricht ſich des Geſchickes
Und des Haſſes finſtre Macht,
Alles Grau'n der alten Nacht,
An dem Lächeln Deines Blickes!
    Und es tönet von den Höh'n:
    „Wie auch, Menſch, Dein Lieben ſchwanke,
    Wie, was Du geliebt, auch wanke:
    Liebe kann nicht untergehn!"

Heller Blick.

Den Blick hinauf, wenn Sorg und Noth
Heimſuchend deinen Pfad bedroht!
Er, der der Welten Kette lenkt,
Und liebend hier das Würmchen tränkt,
Er wird auch Deiner ſich erbarmen,
Dich halten mit den Vaterarmen!

Den Blick ins Herz, wenn heimlich, ſtill,
Dich And'rer Thun verdrießen will!
Woll'ſt eher nicht nach Außen ſpähen,
Bis dorten Alles wohl verſehen!
Iſt's hell und klar im eignen Leben,
Dann wirſt Du Andern viel vergeben!

Den Blick hinab, wenn Erdenpracht
Verlockend Dir in's Auge lacht!
Was aus der Erde Schooß entſteht,
Auch wieder heim zum Staube geht;
Dort wird es deutlich unſern Seelen,
Wenn eitle Wünſche ſtill uns quälen.

Nimmſt Du nur recht Dein Auge wahr,
So wird es leuchten hell und klar,
Wird aufwärts blicken und hinab,
Froh zu dem Licht, froh in das Grab;
Wird heiter jeden Morgen grüßen,
Und ſanft ſich einſt zum Schlummer ſchließen.

Des Lebens Keim.

Selige Unſterblichkeit,
Deren Palme zu erſtreben,
Wir den Blick nach Jenſeits heben,
Tagſt Du nur nach dieſer Zeit?
Oder biſt Du eine Blume,
Sproſſend ſchon im Erdenthal?
Früh gepflegt vom Götterſtrahl
In des Herzens Heiligthume?

Ja, Dein ſel'ger Keim beginnt
Schon in dieſer Bruſt von Staube,
Und es pflegt ihn Lieb' und Glaube,
Bis er Siegeskraft gewinnt.
Mächtig theilet dann ſein Streben
Jedes inn're Dorngeheg',
Bis er ſich gebahnt den Weg
Zu der Freiheit lichtem Leben.

Dann erhebt er froh das Haupt,
Alle Feindſchaft überwindend,
Neuer Hoffnung uns verbindend,
Deren Ziel kein Wechſel raubt;
Einer Hoffnung, deren Sehnen
Erdenglück weit überfliegt,
Ueber allen Kummer ſiegt,
Freundlich trocknet alle Thränen.

Biſt Du unſer, — dann mag Tod
Früh an unſrer Blüthe nagen,
Keiner darf den Lenz beklagen,
Welchem er Vernichtung droht.
Unverletzbar ſüßes Leben
Blühet uns aus Dir empor,
Heller bricht Dein Strahl hervor,
Wenn ſich jene Schleier heben.

Darum richte ſich der Blick
Feſt auf Dich und ohne Wanken,
Weiche aus den eitlen Schranken
Falſchen Glückes ſcheu zurück.
Jedem ſenkte Gottes Güte
Dich in's zarte Herz hinein,
Doch die Treue nur allein
Pflegt die Himmelsſaat zur Blüthe.

Alſo nimmer nach der Zeit;
In der Zeit Dich zu gewinnen,
Dies ſei unſer Streben, Sinnen;
So nur tagt uns Seligkeit.
Einſt ſeh'n wir die Himmelsblume,
Die in Einfalt wir genährt,
Wohl zu ſchönerm Glanz verklärt,
In des Lichtes Heiligthume.

Gottvertrauen.

Ich preiſe Dich,
Du Vater, gleich an Weisheit und an Güte,
Mit heiterm Sinn, mit dankbarem Gemüthe,
Mit Dankesthränen, Vater, preiſ' ich Dich!

Du liebeſt mich,
Gleich, ewig gleich, im Geben und Verſagen;
Ich darf nur die Vergangenheit befragen,
So offenbart der heil'ge Einklang ſich.

Oft faſſen wir
Nicht deines Willens wunderbare Leitung! —
Des Lebens große, heilige Bedeutung
Iſt hell allein, o Gott, vor Dir!

Wie Kinder oft
Mit bangem Blick empor zum Vater ſehen,
Wenn ſie umſonſt um eine Blume flehen,
Auf deren Glanz ſie lange ſtill gehofft;

Wie ſie voll Gram
Nur mühſam ihre Klage unterdrücken,
Indeß der Vater mit beſorgten Blicken
Das Giftgewächs aus ihrer Nähe nahm;

Und dann voll Huld
Sie zu des Gartens vollen Beeten führet,
Und ihre Stirn mit andern Blumen zieret;
So mild, ſo ſanft, als tilg' er alte Schuld:

So ſchonſt auch Du
Der Menſchen Herz, damit ſie nicht verzagen,
So wendeſt Du, bei jeglichem Entſagen
Ihr Auge einer neuen Hoffnung zu.

Wir laſſen los,
Was wir erfaßt mit ſehnendem Gemüthe,
Und langen nach der höher'n Freudenblüthe,
Die Du bewahrt auf treuem Vaterſchooß.

Kein Ohngefähr
Darf mit den Thränen Deiner Kinder ſpielen!
Ein Engel zählet alle, die da fielen,
Und keine iſt an heil'gem Segen leer.

Drum preiſ' ich Dich
Für jede Huld, für jegliches Verweigern!
Du gibſt den Schmerz, des Segens Maaß zu ſteigern,
Deß überzeuget meine Seele ſich!

Ein Fels im Meer
Steht feſt mein Glaube in des Lebens Stürmen!
Wie hoch ſich auch die dunklen Wogen thürmen:
Er blicket ſtill und ruhig um ſich her.

So nimm mich hin,
Du treuer Vater, denn durchs ganze Leben!
Dir hab' ich mich in Leid und Freud ergeben,
Seit ich vertraut mit Deiner Liebe bin!

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Wenn unter ſchwerem Harme
Dein Herz nach Troſte ringt,
Und ſeine Rieſenarme
Das Schickſal um Dich ſchlingt:
Wenn unter Sturmeswüthen
Die Sterne untergehn,
Und Deine liebſten Blüthen
Verwelkend niederwehn:
So halte das Eine mit ſtarkem Gemüthe,
Das Eine mit muthiger Seele feſt;
Der Glaube an Gott, an die ewige Güte,
Im Sturme des Lebens nicht ſinken läßt.

Und wer ſich fromm ergeben
In Gottes Vaterſinn,
Der gibt ſich auch dem Leben
Mit neuer Liebe hin.
Vertrauen in dem Herzen,
Weiht er der Menſchheit ſich,
Liebt ſelbſt bei Täuſchungsſchmerzen
Sie treu und inniglich.

O ſenke Dich tief in die heiligen Gluthen!
Erfülle der Liebe unſterblich Gebot!
Mag immer das Herz auch in Schmerzen verbluten;
Die Liebe iſt ewig, und kennt keinen Tod!

Und haſt Du ſtets mit Freuden
Die heil'ge Kraft genährt,
Hat ſie in Schmerz und Leiden
Als göttlich ſich bewährt:
So hoffe! — Es belohnen
Die Himmliſchen voll Huld
Mit ihren ſchönſten Kronen
Die liebende Geduld!
Drum wanke nicht, wenn es auch dränget und tobet,
Wenn Sturm Dir die Blüthen des Lebens entrafft!
Im Schmerz wird der Glaube des Menſchen erprobet,
Und der Liebe und Hoffnung unendliche Kraft!

Chriſtfeier.

Zündet die Kerzen zum heiligen Feſte,
Laßt uns die Feier der Chriſtnacht erneu'n!
Ladet zum Kreiſe der fröhlichen Gäſte,
Ladet die Brüder, die Dürftigen, ein!
Kam nicht der Liebe unendlicher Segen
Nieder zu uns in der heiligen Nacht?
Laſſet drum wieder Euch Liebe bewegen,
Und Ihr habt würdig des Heiland's gedacht!

Es gab einſt trübe Zeiten,
Voll Dämm'rung, bang' und ſchwer;
Da war kein ſich'res Schreiten
Im Reich des Lebens mehr.
Denn Menſchenlieb' und Frieden,
Des Segens heil'ges Pfand,
War von der Welt geſchieden,
Verfolgt und ſchwer verkannt.
In tiefen Nächten irrte
Der Geiſt in Trug und Wahn,
Und immer mehr verwirrte
Sich bang' des Wallers Bahn.

Gott aber ſah zur Erde,
Wog ihre tiefe Noth,
Sann, wie ihr Rettung werde
Von Finſterniß und Tod;
Die ew'ge Liebe wollte
Noch nicht ihr Untergehn;
Zu ihrem Heile ſollte
Das Göttlichſte geſchehn!

Was flammt ſo licht hernieder
Durch düſt're Wolkennacht?
Kommt dort auf Glanzgefieder
Des neuen Tages Pracht?
Horch auf! Es tönen Worte
In Sphären-Melodie'n,
Und aus der Himmelspforte
Sieht man es leuchtend ziehn.
Kennt Ihr den Strahl, den reinen,
Begrüßt von Sphären-Klang,
Dem Engel ſelig weinen
Den heißen Liebesdank?
Er ringt ſich von der Feier
Der ew'gen Himmel los,
Und ſenkt in Dämm'rungsſchleier
Sich auf der Erde Schooß. —
Gegrüßt ſey'ſt Du auf Erden,
Du reiner Gottesſohn!
Um Menſch, wie wir, zu werden,
Stiegſt Du vom Himmelsthron!

O That der Lieb' und Treue,
O wunderbare Zeit!
Wer Dein ſich freut, erneue
Den Dank der Liebe heut!

Zündet die Kerzen zum heiligen Feſte,
Laß't uns die Feier der Chriſtnacht erneu'n!
Ladet zum Kreiſe der fröhlichen Gäſte,
Ladet die Brüder, die Dürftigen, ein!
Kam nicht der Liebe unendlicher Segen
Nieder zu uns in der heiligen Nacht?
Laſſet drum wieder Euch Liebe bewegen:
Und Ihr habt würdig des Heilands gedacht!

Siehſt Du das Licht erglühen
Dort über'm Hüttendach?
Die frommen Hirten ziehen
Dem ſanften Sterne nach.
Ein Kindlein, arm geboren,
Die Hütt' umfangen hält,
Ein ſelig Kind, erkoren
Zum Heil der ganzen Welt.
In ſeinen Händen glänzen
Viel Blumen hold und licht,
Wie ſie zu Himmelskränzen
Die Schaar der Engel flicht.
Das Kindlein aber reichet
Sie ſeinen Brüdern mild,
Und alle Nacht entweichet,
Als ſich ihr Glanz enthüllt.

Kennſt Du die ſüßen Blüthen?
Die Liebe iſt's, die Huld!
Des innern Himmels Frieden,
Die heilige Geduld!
Weit theilt mit frommen Händen
Das ew'ge Kind ſie aus,
Um Segen auszuſpenden
Um Hütte, Thron und Haus.
Und ſeliges Gedeihen
Folgt ſchnell der heil'gen Saat,
Wenn wir nur Glauben weihen
Der großen Liebesthat.
Es wuchert ſeine Gabe
Von Kind zu Kindeskind,
Daß Jeder d'ran ſich labe,
Wenn neu das Feſt beginnt.
Und wie des Segens Fülle
Den ſchönen Tag geweiht:
So feiert frommer Wille
Stillſegnend dieſe Zeit.
Und was die Huld erſonnen,
Was Liebe ſtill erdacht,
Was frommer Fleiß geſponnen
In langer, ſtiller Nacht:
Das reicht in Weihgeſchenken
Der Liebe milde Hand,
Daß ewig ſein wir denken,
Der uns zum Heil geſandt.

Zündet die Kerzen zum fröhlichen Feſte,
Laßt uns die Feier der Chriſtnacht erneu'n!
Ladet zum Kreiſe der fröhlichen Gäſte
Freundlich die Brüder, die Dürftigen, ein!
Kam nicht der Liebe unendlicher Segen
Nieder zu uns in der heiligen Nacht?
Laſſet drum wieder Euch Liebe bewegen,
Dann habt Ihr würdig des Heilands gedacht!

Das treue Herz.

Ein treues Herz bleibt ſtark in Muth und Hoffen,
Wird gleich vom Sturm der Freuden Saat getroffen,
Sein Glaube hebt es ſiegend himmelwärts!
Drum wünſch' ich mir, wenn Leiden mich umſtürmen,
Wenn Wolken ſich um meinen Himmel thürmen,
Ein treues Herz!

Ein treues Herz beharrt im feſten Lieben,
Wenn And're auch durch Undank es betrüben,
Und lächelt mild noch in dem tiefſten Schmerz.
O könnt' ich mir ſolch Kleinod doch bewahren!
Erquickung beut uns noch in ſpäten Jahren
Ein treues Herz!

Ein treues Herz wird, wenn es Spötter kränken,
Sich nimmer doch von ſeinem Heile lenken,
Und feſt ſtehn, bei der Frevler frechem Scherz.
O möcht' es doch der Vater mir gewähren!
Als Demant-Krone trägt der Prüfung Zähren
Ein treues Herz!

B

In trüber Zeit.

Wolleſt nicht verzagen,
Wenn Dich Unmuth quält,
Und bei trüben Tagen,
Friſches Werk zu wagen,
Muth und Kraft Dir fehlt.

Kannſt Du auch nicht zwingen
Deines Schickſals Lauf:
Dennoch kann Gelingen
Dir die Zukunft bringen:
Blicke ſtill hinauf!

Wie der Baum die Blüthe
Treibt zu ſeiner Zeit:
Alſo im Gemüthe
Wecket Gottes Güte
Neue Freudigkeit.

Wie aus ödem Grunde
Springt ein friſcher Quell:
So, aus banger Stunde
Fleußt, mit Gott im Bunde,
Leben neu und hell.

Bleibt Dir gleich verborgen
Noch das ſüße Licht:
Darfſt darum nicht ſorgen!
Bald erſcheint der Morgen,
Wo das Dunkel bricht.

Bleibſt Du nur beſcheiden
In der Trübſal Dein:
Wird ſich bald in Freuden
Neu Dein Leben kleiden,
Und Dein Werk gedeihn!

Gottes Treue.

Weit dehnt ſich des Himmels Bläue,
Endlos ſich das Sternenzelt:
Doch am weit'ſten reicht die Treue
Deſſen, der ſie liebend hält.

Droh'n Dir feindliche Gewalten
Untergang und frühen Tod:
Seine Rechte wird Dich halten,
Denkſt Du ſein in Deiner Noth.

Wohnteſt Du am fernſten Meere
Ungekannt, und ungeſeh'n,
Ihm verbirgt ſich keine Zähre,
Ihm entgeht kein frommes Fleh'n.

Hüllte Dich in tiefen Mauern
Eines mächt'gen Feind's Gewalt,
Er vernimmt Dein ſtilles Trauern,
Und zerbricht die Feſſeln bald.

Nichts will er, als feſten Glauben,
Nichts, als kräftiges Vertrau'n:
Und er wird Dir kühle Lauben
Mitten in der Wüſte bau'n.

Wird zum Freudenmahl Dich laden,
Stärken Dich mit Lebenswein,
Dich in friſchen Quellen baden,
Selbſt Dein Troſt, Dein Labſal ſeyn.

Suche nur das ſüße Leben
In ihm, wo es einzig fließt,
Und es wird ſich kund Dir geben
Unerſchöpflich, wie es iſt.

Weit dehnt ſich des Himmels Bläue,
Endlos ſich das Sternenzelt:
Doch am weit'ſten reicht die Treue
Deſſen, der ſie liebend hält!

Nacht-Feier.

Nächtlich ſchweigt der Himmelsbogen,
Langſam ſteigt der Mond empor,
Und es kommt der Sterne Chor
Ruhig, feierlich gezogen.
Einer Feſtverſammlung gleich,
Glanzumfloſſen, auserwählet,
Lagern Schaaren, ungezählet,
Rings ſich um das dunkle Reich.

Hört Ihr's flüſtern? — Welten halten
In des großen Domes Pracht
Jetzt den Gottesdienſt der Nacht!
Laßt auch uns die Hände falten!
Einen Gott fei'rt dieſe Schaar,
Einen Gott der Menſch im Staube,
Andachtstrunken tritt der Glaube
Vor des Weltalls Hochaltar.

Vater! — Laß in dieſem Laute
Muth mich finden, wenn ich ſtumm
Stehe in dem Heiligthum,
Das der Allmacht Hand erbaute.

Zagend fall' ich an Dein Herz,
Denkend mit betrübter Seele
Meiner Mängel, meiner Fehle,
Fühle bittern Reueſchmerz.

Zünde Deiner Wahrheit Leuchte,
Vater, Deinem Kinde an!
Ferne von der dunklen Bahn
Jeden Schein, der Licht ihm däuchte.
Weithin reicht des Wahnes Macht,
Leicht bethört ſind unſre Sinne!
Gib mir, daß ich nichts beginne,
Was ich nicht mit Dir bedacht.

Laß mich in der Liebe bleiben,
Daß Du ewig mit mir ſey'ſt!
Gib mir Deinen reinen Geiſt!
Laß mich gute Früchte treiben!
Wahre, daß durch meine Schuld
Keines Bruders Thräne fließe!
Daß ich eher Alles miſſe,
Als Erbarmen und Geduld.

Dunkle Klippen hat das Leben,
Viele Pilger zieh'n hinaus; —
Laß ſie nach dem Vaterhaus
Sicher und beharrlich ſtreben.

Und wo einer, fortgerafft,
Von der Macht empörter Wogen
Hin zur Tiefe wird gezogen:
Halte ihn mit Deiner Kraft!

Rett' ihn, eh' er uns verloren,
Send' ihm Deine Engel zu!
Denn zum Leben haſt ja Du
Alle liebend auserkoren.
Laß ihn mild Dein Antlitz ſehn,
Wenn er weinend nach Dir langet;
Laß, wenn er im Kampf erbanget,
Deinen Odem ihn umwehn.

Gib Gewährung, Vater, mir!
Allen, Allen Licht und Liebe!
Lenke ihres Herzens Triebe
Durch des Sohnes Kraft zu Dir!
Und wenn einſt mein Auge bricht,
Laß' auch mich, Gott, Gnade finden,
Mit den Deinen mich verbinden,
Preiſen Dich im höher'n Licht! —

Gott mein Hort.

Iſt Gott mein Hort:
So ſteh' ich feſt im Kampf mit Sturm und Leiden,
Er weiß der Wolken finſtre Nacht zu ſcheiden,
Und führt mich liebend zu des Friedens Port.

Iſt Gott mein Hort:
So muß mir Alles doch zum Segen dienen,
So ſchwer es mir, ſo drückend mir geſchienen:
Es wandelt ſich zum lichten Heile dort!

Iſt Gott mein Hort:
So mag die Welt verfolgen mich und haſſen;
Die, ſo ich treu geliebet, mich verlaſſen:
Das ſchwere Kreuz, ich trag' es muthig fort.

Iſt Gott mein Hort:
So iſt ja nichts, was ich zu fürchten habe,
So greif' ich muthig nach dem Wanderſtabe,
Denn ſeine Liebe wohnt an jedem Ort.

Iſt Gott mein Hort:
So hab' ich aller Freuden Quell gefunden,
So muß mein Herz von Furcht und Qual geſunden,
Getröſtet von dem ſüßen Bundeswort.

Charfreitag-Abend.

Ich denke Dein, ſo ſanfter Freund, und ſchaue
Zu Deinem Himmel ſehnſuchtsvoll empor.
In tiefem Schlummer liegt die weite Aue,
Weich eingehüllt im nächt'gen Dämmerflor.

Auch in mir ruht's. Es neigt mit ſtillem Frieden
Mein Herz ſich zu vergangnen Zeiten hin,
Ich denke Dein, wie Du gelebt hienieden,
Wie Du gelehrt mit ſanftem Liebesſinn.

Wie Du ſo freundlich zu des Elends Hütte
Mit Hülf' und Rath und mildem Troſte kamſt;
Wie gern Du weilteſt in der Kinder Mitte,
Sie ſegneteſt und an Dein Herz ſie nahmſt.

„Dem reinen Sinne ſteht der Himmel offen!"
So lehrteſt Du. Da hob den frohen Blick
Die Unſchuld auf, — ſie darf nun freudig hoffen,
Du weihteſt ſie zu Deines Eden's Glück. —

Ach, wüßte ich, ob Du den ſchönen Segen,
Wenn Du noch lebteſt, auch auf dieſes Haupt
Mit ſanften Vaterblicken würdeſt legen,
Und auf dies Herz, das kindlich an Dich glaubt!

Doch wie? Du lebſt ja! — Lebſt, und blickſt hernieder,
Durchſchau'ſt mit Milde jede Menſchenbruſt,
Gibſt uns der Liebe ſtille Grüße wieder,
Geuß'ſt in das Herz uns Deines Himmels Luſt.

So oft wir Dein gedenken, weht Dein Frieden
Zu uns herab, verkündend heil'gen Bund,
Und dieſe Seligkeit gibt ſchon hienieden
Dem Frommen Deine ew'gen Freuden kund.

Ruhe in Gott.

Wenn wir es inne werden,
Wie ſehr Du uns geliebt,
Dann find't ſich nichts auf Erden,
Was dauernd uns betrübt.

Wir ruhen ſanft und ſtille
An Deiner Vaterbruſt;
Dein Wort, Dein heil'ger Wille
Wird unſers Lebens Luſt.

Nichts kann uns niederbeugen;
Zur Freude wird der Schmerz;
Dir Treue zu bezeugen
Frohlockt das trunkne Herz.

Gibſt Du uns reichen Segen,
So freut ſich Herz und Sinn:
Doch, winkſt Du, Herr! ſo legen
Wir willig Alles hin!

O laß mich Dich erkennen!
Laß einzig und allein
Für Dich mein Herz entbrennen,
Und Dein auf ewig ſeyn.

Nie gehe es verloren
An Gütern dieſer Zeit!
Du haſt es Dir erkoren,
Und Dir nur ſey's geweiht!

Doch fern ſey's meiner Seelen,
Mit Kleinmuth, Furcht und Pein,
Mich zweifelnd ſelbſt zu qualen,
Willſt Du mich, Herr, erfreu'n!

Im Nehmen und Entſagen
Sey Preis gebracht dem Herrn!
Und Uebermuth und Zagen
Sey gleich der Seele fern.

Hat Dich der Blick gefunden,
So wird von Streit und Pein
Sogleich das Herz geſunden
Und ruh'n in Frieden Dein;

Wird fragen nicht, und bangen;
Wird Schmerzen mit Geduld,
Mit Muth den Tod umfangen,
Geſtützt auf Deine Huld!

Reinheit des Herzens.

„O ſelig, wer da reines Herzens iſt!
Gott wird er ſchau'n;“ — So ſprach der heilig Reine,
Beglückt ſchon hier im ſeligen Vereine
Mit dem, deß Arm den Weltenkreis umſchließt.

O ſelig, wer da reines Herzens iſt!
So rufen wir ihm nach, vom Staub umfangen,
Bemüht das ſchöne Kleinod zu erlangen,
Weil es ſo hohen Glückes Bürge iſt.

Wer aber darf ſich ſeiner wohl erfreuen?
Nennſt Du, deß Wandel laut die Menſchen preiſen,
Dem keine Schuld, kein Makel nachzuweiſen,
Nennſt, Glücklicher, Du dieſes Kleinod Dein? —

Du denkſt's! — Dein Selbſtgefühl blickt ſtolz herab
Auf den Verirrten, Deine Schritte lenken
Sich von ihm ab, den Schimmer nicht zu kränken,
Den ſtrenge Vorſicht Deinem Wandel gab.

Und doch vermagſt Du kaum des Tadels Grund,
Viel weniger ein Leben zu durchblicken,
Auf das die Schmäher ihre Pfeile zücken; —
Unwiſſend trittſt Du in der Feinde Bund.

Du gibſt, um nicht'gem Tadel zu entgeh'n,
Den Armen Preis den drohendſten Gefahren,
Die eigne Reinheit willſt Du Dir bewahren,
Und ſchon iſt's um dies Kleinod längſt geſcheh'n.

O krankes Herz, das in hoffärt'gem Wahn
Nur ſich erheben will; o kleine Seele,
Die ſchnöd' beleuchtet ihrer Brüder Fehle,
Zu richten wagt, wo Gott nur richten kann!

Nur Demuth kann ein Kleinod uns verleih'n,
Das gültig vor dem Richter iſt, dort oben!
Erniedrigt hat ſich ſelbſt, wer ſich erhoben!
Wo Demuth fehlt, kann keine Reinheit ſeyn.

Nur Liebe wäſcht des Herzens Makel rein!
Wie könnte der ſich vor den Reinen wagen,
Der liebend nicht des Bruders Schuld getragen?
Wo Liebe fehlt, kann keine Reinheit ſeyn!

Die Reinheit, die des Heilands Lippe preiſ't;
Kann, Gott entſtammt, uns nur zur Gottheit führen;
Nie wird die Welt mit dieſem Schmuck uns zieren!
Vergänglich iſt, was ihr zu Ehren gleiſt.

„Selig iſt der, der reines Herzens iſt!“
O Du, der uns dies Segenswort gegeben,
Senk' Deinen Geiſt in Deiner Kinder Leben,
Bis Allen ſich des Wortes Heil erſchließt!

Zerbrich den Schein, den ſtatt der Wahrheit Licht
Ihr Sinn umfaßt; zeig', wie der Stolz vor Allen
Dein Herz betrübt, bei denen, die gefallen,
Durch das Verletzen einer heil'gen Pflicht.

Und wenn ſie ihren Irrthum bang' erkannt:
Dann lehre ſie Dein demuthsvolles Lieben,
Lehr' Deine Treue ſie in Einfalt üben;
Den Blick auf Dich, nicht auf die Welt gewandt!

Dann wird die Kraft, die Welten warm umſchließt,
Auch ſie beleben und das Ziel erringen!
Und jubelnd werden ſie dem Retter ſingen:
O ſelig, wer da reines Herzens iſt!

Petrus auf dem Meere.

Sieh'ſt Du den Wand'rer ſchreiten
Durch finſt'rer Nächte Graus?
Des Meeres Wogen breiten
Sich dräuend nach ihm aus.
Sie wollen ihn erfaſſen
In ihres Zornes Wuth,
Er aber geht gelaſſen
Durch die empörte Fluth.

Die Jünger ſchaun's, und fragen:
„Welch ein geſpenſtiſch Bild?"
Von Grauen, Furcht und Zagen
Iſt ihr Gemüth erfüllt.
Da ruft mit mildem Blicke
Der Heiland liebereich:
„Was ſchaudert Ihr zurücke?
Ich bin es, tröſtet Euch!"

Und, ſchnell zur That entglommen,
Ruft Petrus voller Muth:
„Herr, heiß' mich zu Dir kommen!
Ich fürchte nicht die Fluth!"

„Komm! tönt's zurück, und eilend
Wagt jener ſich auf's Meer,
Die glatten Wellen theilend,
Tritt freudig er daher.

Doch kaum hat ihn das Wehen
Des erſten Sturms gefaßt:
So iſt's um ihn geſchehen;
Er wanket und erblaßt.
„Herr, ruft er, ich verſinke!
Wer kann den Kampf beſteh'n?
Ich folgte Deinem Winke,
Und muß nun untergeh'n!“

„So weiſeſt Du die Rechte
Des Freundes ganz zurück?“ —
So ruft's, und durch die Nächte
Strahlt ihm des Meiſters Blick.
Da langt mit Reueſchmerzen
Der Zagende nach ihm,
Und bringt zu ſeinem Herzen
Durch Nacht und Ungeſtüm.

Nun hat er ihn gefunden,
Und in ihm Kraft und Muth;
Mit ſeiner Macht verbunden
Trotzt er der wilden Fluth.

Und feſter ſtets umſchlinget
Er den geliebten Freund,
Er weiß, kein Sieg gelinget,
Als nur mit ihm vereint!

O Du, zu dem wir flehen,
Vor deſſen reinem Bild
Wir ſtill bewundernd ſtehen,
Von Liebe ganz erfüllt:
O, laß auch mich dich finden!
Reich' mir die ſanfte Hand,
Wenn trüb' in Irrgewinden
Das lichte Ziel mir ſchwand.
Nur Dir iſt es gegeben,
Uns Hülfe zu erſeh'n,
Wir ſah'n Dein göttlich Leben,
Den ſchweren Kampf beſteh'n.
Wir ſah'n Dich überwinden,
Sah'n durch des Wahnes Grau'n,
Den ſteilen Weg dich finden
Zu ewig lichten Au'n.
Nun wollen, muthdurchdrungen,
Wir alle folgen Dir;
Doch ach, was Dir gelungen,
Erreichen nimmer wir.
Wir ſeh'n Dich an und bleiben
Doch fern von Ruh' und Glück,

Die finſtern Wogen treiben
Und drängen uns zurück.
Drum fleh'n wir bang' und trübe:
Leih', Herr, uns Deine Kraft!
Hilf uns mit Deiner Liebe,
Die Allen Sieg verſchafft.
Du, der den Freund getragen
Durch die empörte Fluth,
O ſend' in bangen Tagen
Uns Deinen Göttermuth!

Biſt Du mir fern, — wie möchte
Das Leben ich beſteh'n?
Doch reich'ſt Du mir die Rechte,
Wie könnt' ich unterge'n?

Die chriſtlichen Tugenden.

Glaube.

Eine Tugend nur gibt's, aus dieſer entſtehen die andern,
Vielfach verſchieden, doch ſtets gleich ſich an göttlichem Heil;
Stets durch heilige Kraft den einigen Urſprung verkündend,
Und durch Worte und That innig der Mutter verwandt.
Wie das himmliſche Licht ſich bricht in vielfache Farben,
Und die milde Gewalt tauſendfach herrlich ergießt:
Alſo die Liebe zu Gott. Sie iſt der Urquell des Guten;
Keine der Tugenden keimt, fehlet dem Herzen ihr Licht.
Selbſtſucht gebieret den Tod, doch Glaube und Liebe das Leben.
Liebe den Herrn, und ſein Geiſt weiht ſich zum Tempel Dein Herz.

Liebe.

Immer ſehnt ſich das Herz, den Vater würdig zu lieben,
Deſſen unendliche Huld ſtets uns mit Rührung erfüllt;
Danken möchten wir gern, ihm danken in jeglicher Stunde,
Preiſen ſein Walten, und treu weihen ihm Lippe und Herz.
Aber da er ſo fern, ſo unerreichbar uns bleibet,
Laßt uns die wuchernde Schuld dankbarer Liebe mit Luſt
Zahlen den Seinen indeß, auf die er uns väterlich hinwies;
Und in der Menſchheit umfahn liebend den Vater und Sohn.

Einfalt.

Selige Einfalt! Wie Du in Kindergemüthern erſcheineſt,
Kehre, o kehre zu uns, Eden der Seele, zurück!
Sieh', es ſchmachtet nach Dir das Herz, von Sorgen gequälet,
Die vergebliches Thun, unnützes Grübeln erzeugt.
Lehre, gleich Kindern, uns ſtill zum Vater blicken vertrauend,
Harren des Lichtes, es nicht fordern vom eignen Verſtand.
So nur vertrauet ſich uns der Himmel der ſeligen Kindheit,
Und die Weisheit des Herrn tritt mit der Schwachheit in Bund.

Geduld.

Dulden lerne der Menſch! Es lehrte der himmliſche Dulder
Vielfach den ſchönen Triumph, heiliger, feſter Geduld.
Keine der Kronen verheißt ſo große und ewige Güter,
Als der dornige Kranz, welchen der Heilige trug.

Sanftmuth.

Selig, wer Sanftmuth geübt! Bald lohnet ihm freudiger Segen,
Redliches Zutrau'n wird ihm, Liebe und Freude erblüh'n!
Sanftmuth öffnet die Bahn zu jeglichem Herzen, das zagend
Sich der Strenge verſchloß, wie ſie auch Liebe gebar.
Dieſe ein flammendes Schwerdt, zum Dienſte des Herrn berufen,
Trifft mit der Sünde zugleich oft auch die Hoffnung, den Muth;
Jene durchdringet das Herz, ein lieblicher Balſam, und bahnet
Freier der Gnade den Weg, und der Geneſung im Licht.

Gerechtigkeit.

Laßt noch Gerechtigkeit und nach rechter Erkenntniß uns ſtreben!
Nicht mit frevelndem Sinn trügen, verfolgen und ſchmäh'n.
Was uns ſchmerzet, o laßt's uns liebend dem Bruder erſparen;
Was uns wohlthut, geſchwind labet ihn freudig damit!
Denket das Maaß, ſo ihr braucht, den Andern zu meſſen, daſſelbe
Hat der Herr ſich erwählt, tritt er vergeltend vor Euch!
Nur der Gerechte darf ſeiner ſich freu'n, ihn wird er mit Freuden
Sättigen; — aber mit Furcht denke der Frevler an ihn!

Barmherzigkeit.

Fühlſt Du des Bruders Verluſt erbarmend im eigenen Buſen,
Rührt Dich ſein Leiden, und beugt fremde Betrübniß Dein Herz,
Biſt Du zu helfen bereit, auch mit Verleugnung des eignen
Vortheils, ſobald es das Wohl eines Verlaſſenen gilt;
Suchſt Du nach Kräften mit Luſt den Armen zu tröſten, zu pflegen,
Theilſt Du ihm brüderlich mit, was Dir der Himmel beſchert:
O dann ſey Du gewiß der Huld des milden Erbarmers;
Was Du dem Dürft'gen gereicht, leihſt Du dem göttlichen Freund!

Reinigkeit.

Selig ſind die reinen Gemüther! Es wohnet der Friede
Gottes in ihnen, ſie ſchau'n ahnend der Herrlichkeit Glanz.
Wo ſie weilen, da iſt's, als ließe der Himmel ſich nieder,
Alles Unheilige flieht, fühlend die ew'ge Gewalt.
Schüchtern verſtummt die Begier, und ſenket erröthend das Antlitz,
Und der ſündige Wunſch tritt von der Lippe zurück.
Sie aber wiſſen es nicht, die ſolches üben. Es wirket
Gott durch die Reinen, und weiht ſelbſt ſich zum Tempel ihr Herz.

Friedfertigkeit.

Friede ſey mit Euch! Dieß war der Gruß des Erlöſers;
Welch ein ſeliges Wort reich an Geſchenken der Huld!
Frieden im Herzen durch ihn, und Frieden mit jeglichem Bruder,
Durch der Liebe Gewalt, die er uns ſiegend gelehrt.
Welcher Schatz iſt ſo ſüß, denn dieſer? Welch Kleinod erſetzet
Dieſen reinen Juwel, wenn ihn die Seele vermißt?
Geuß, o geuß ihn herab, den Strahl Deines heiligen Friedens,
Sanfter Jeſu, und ſtill dulden wir Kränkung und Leid!

Demuth.

Nie vergeſſ' es der Menſch, daß das, was ſein eigen er nennet,
Nur gelieh'n iſt von Gott, Weisheit, wie ſchaffende Kraft!
Darum vermeſſ' er ſich nie, des Guten ſich prahlend zu rühmen;
Still erforſch' er ſein Herz, bleibe in Demuth vor Gott!

Morgenlied.

Du, der dem Tag gebeut,
Daß er in Herrlichkeit
Leuchte der Welt!
Du der mit ſtarker Hand
Mächtig das All umſpannt,
Wenn uns des Schlummers Band
Umfangen hält.

Ew'ger an Kraft und Macht,
Durch den des Himmels Pracht
Jugendlich blüht!
Vater an Liebesſinn,
Dem ich von Anbeginn
Kindlich ergeben bin,
Dir tönt mein Lied!

Nicht bange Furcht beengt
Dies Herz, das Dein gedenkt,
Frei ſchlägt's empor!
Darf doch im ſtillen Hain
Fröhlich das Vögelein
Dir ſeine Lieder weih'n
Im Welten-Chor.

Steig' auch Du himmelwärts
Hin zu des Vaters Herz,
Froher Geſang!
Zu ihm, wo Leben blüht,
Zu ihm, wo liebeglüht
Hin jede Sehnſucht zieht
In Liedesklang.

Schöpfe dort rein und hell
Aus ew'gem Lebensquell
Heilige Kraft;
Kraft, die im Weltgewühl
Treu ſich bewährt, und ſtill
Einzig das Gute will,
Und ſegnend ſchafft;

Die ſich mit Freudigkeit
Gott und der Menſchheit weiht,
Treu jeder Pflicht,
Und wenn der Tag ſich neigt,
Heiter den Himmel zeigt,
Und uns die Palme reicht
Im höher'n Licht.

Dieß iſt mein ſtilles Fleh'n!
Wolleſt in's Herz mir ſeh'n,
Du, dem es ſchlägt!
Näher Dir einſt zu ſeyn,
An Geiſt und Willen rein,
Dieß iſt der Wunſch allein,
Der es bewegt.

Gebet.

Allmächtiger Gott!
Du, der den Erdkreis, die Sonnen gegründet!
Du, den das endloſe All mir verkündet:
Sag', woher kommt mir das Kindesvertrau'n,
Aufwärts zu Dir, Du Erhab'ner, zu ſchau'n?
Jſt's Deine Liebe, die tröſtend mich hält?
Herrſcher der Welt!

Allliebender Gott!
Alles, was athmet, das willſt Du erquicken,
Willſt mit unſterblichen Gaben uns ſchmücken!
Nicht nur die Erd', — auch des Himmels Gebiet,
Gabſt Du zum Erbtheil dem gläub'gen Gemüth.
Dir und dem Sohn, der ſo viel mir errang,
Lod're mein Dank!

Allwiſſender Gott!
Nimmer ergründ' ich mein inneres Leben!
Du nur vermagſt dort den Schleier zu heben!
Sieh, was mir raſtlos den Buſen durchkreiſt!

Prüfe, o Vater, den herrſchenden Geiſt!
Iſt es zerſtörend, verderblicher Sinn?
Nimm mich hin! —

Heiliger Gott!
Reine mein Herz Dir zum ſtillen Altare,
Daß es die Flamme der Liebe bewahre,
Die Du getragen vom Himmel herab,
Licht uns zu bringen in's nächtliche Grab!
Herr, nur Dein heiliges Lieben allein
Machet uns rein!

Ewiger Gott!
Ewig im Lieben, und ewig im Walten,
Wirſt Du die mächt'gen Verheißungen halten!
Kein's Deiner Worte verändert die Zeit,
Wie ſie der Sinn auch der Menſchen entweiht!
Ewiger! decke mit ewiger Huld
Irdiſche Schuld!

Der Geiſt des Herrn.

Es weht ein Hauch aus unermeſſ'nen Räumen,
Empfunden nur im tiefen, innern Leben;
Kein Frühling kann ſo ſüßen Balſam geben,
Und borgt' er auch von allen Blüthenbäumen.
Er hebt den Geiſt empor aus wüſten Träumen,
Heißt Wehmuth, Sehnſucht, nie gekanntes Streben,
Unendlich Lieben, ſeliges Vergeben
Allmählig der erſtorb'nen Bruſt entkeimen.
Und and're Zungen kommt er auszutheilen;
Haß, Feindſchaft, Unmuth, Furcht und Lebensmüde
Verwandelt ſich in Liebe, Freude, Friede;
Was ſich betrübt, muß an die Bruſt ſich eilen,
Die Erde wird zum Himmel umgeſtaltet,
Wenn über uns des Geiſtes Hauch gewaltet.

Wenn über uns des Geiſtes Hauch gewaltet,
O, wie durchdringet bald die Götterflamme,
Das träge Mark im kranken Lebensſtamme,
Das an dem eiſ'gen Hauch der Welt veraltet.

Die Kraft, die ſie in unſrer Bruſt entfaltet,
Stürzt nun als Glaubensmuth des Zweifels Damme,
Ob auch den Hohn der Trägen ſie entflamme,
Ob Neid ihr Ziel verläumdend umgeſtaltet:
Sie dient nur dem, deß Geiſt ſie neugeboren.
Todt iſt für ſie jedwedes andre Zeichen;
Sie bringt zum Ziel, und gält' es Blut und Leben.
Zu Lieb' und Hoffnung iſt ſie auserkoren;
Sie fühlt's, und wird nicht wanken und nicht weichen,
Und Gott getreu das Göttliche erſtreben.

Freiheit.

Wer iſt der Freiheit ſtarker Sohn?
Wer hat, von Muth durchdrungen,
Ihr Diadem, als Siegeslohn
Sich um die Stirn geſchlungen?

Biſt Du's, der ihren Hochaltar
Auf Thronestrümmer gründet,
Und ſich der unterdrückten Schaar,
Ein feſter Hort, verbündet?

Der jubelnd in Tyrannenblut
Die Siegesfahne tauchet,
Indeß gewürgter Unſchuld Gut
Empor in Flammen rauchet?

Muß ſie, die unſre Sehnſucht ruft,
Die Freiheit, die wir ahnen,
Durch Trümmer nur und Gräberduft,
Und Blut den Weg ſich bahnen?

Iſt dieß der Engel, der dem Druck
Des Lebens uns enthebet,
Und mit dem lichten Strahlenſchmuck
Voran dem Dulder ſchwebet? —

O, tritt hervor in Deinem Licht,
Du Hohe, die ich meine,
Mit Deinem Friedensangeſicht,
Mit Deinem Götterſcheine!

Dein Reich iſt nicht von dieſer Welt!
In ſtillem Herzensfrieden
Ward es der Tugend zugeſellt,
Und dieſer nur beſchieden.

Doch Wen'ge ſind, die dieß erkannt!
Stets iſt in's Außenleben
Der Sehnſucht heißer Blick gewandt,
Dort Freiheit zu erſtreben.

Und dort muß erſt ins Herz der Blick,
Um aus den eignen Ketten
Zu Deinem reinen Götterglück
Als Sieger uns zu retten.

Dort wohnt der Feind, deß Tyrannei
Am drückendſten erfunden,
Und den nur nenn' ich groß und frei,
Der dieſen überwunden.

Der freudig ſich die Bahn zum Licht,
Wo uns Dein Morgen taget,
Durch Wahn und Vorurtheile bricht,
Und Alles für Dich waget.

Der mit des Geiſtes ſtarker Kraft
Das eigne Herz bekrieget,
Und über Hang und Leidenſchaft
In Muth und Glauben ſieget.

O, laß aus Deiner lichten Welt
Dein Urbild uns erſcheinen!
Zeig' uns der Freiheit ſtarken Held,
Den Einzigen, den Reinen!

Laß uns an ſeiner heil'gen Bruſt
Von jedem Weh geſunden!
Er hat allein die Götterluſt
Der Freiheit ganz empfunden.

Ihm war die Erde unterthan
Durch ſeines Geiſtes Streben,
Er trägt die Palme uns voran
Zum freien Geiſterleben.

Und wer ihm folgt, und an ihn glaubt,
In Lieb' und feſter Treue,
Dem ſchmückeſt Du gar bald das Haupt
Mit Deiner Strahlenweihe.

Frei wird ſein Geiſt, und frei ſein Sinn;
Hoch über Erdenbande
Blickt froh der Sohn des Lichtes hin
Zu ſeinem Heimathlande.

Im Sklavenjoch iſt er noch frei,
Frei durch des Geiſtes Willen;
Es muß der Druck der Tyrannei
Den ſchönſten Sieg enthüllen.

Vergänglich iſt der bängſte Traum,
Und kurz ſind Schmerz und Wunden;
Die Freiheit hat in jedem Raum
Ein Vaterland gefunden!

Der Liebe Ruf.

„Kommt alle, die Ihr müde,
Beladen und bedrückt,
Nach Ruhe, Glück und Friede
Umſonſt umhergeblickt:

Kommt, ich will Euch erquicken,
Ich will Euch Troſt verleih'n!
O ſaugt aus meinen Blicken
Der Liebe Fülle ein!“

Und habt Ihr ihn vernommen,
Und habt Ihr ihn geſchaut,
Was zögert Ihr, zu kommen
Auf ſolchen Liebeslaut?

So lang' hat er geſprochen,
Und dennoch iſt vor Schaam
Uns nicht das Herz gebrochen,
Daß Keiner zu ihm kam!

Er ruft, und wir verſchließen
Ihm thöricht Ohr und Herz? —
O, hin zu ſeinen Füßen,
In bitterm Reueſchmerz!

O, hin in ſeine Arme,
An ſeine treue Bruſt,
Daß unſer Herz erwarme
In ſeines Anſchau'ns Luſt.

Wo iſt ein Freund, der reiner
Die Menſchenwelt geliebt?
O, Keiner, auch nicht Einer
Hat ſolche Treu' geübt!

Er will die Wunden heilen,
Die uns das Leben gab,
Will milden Troſt ertheilen,
Nimmt unſre Laſten ab!

Ihm ſind ſie nicht verborgen,
Die Leiden der Natur!
Er kennt wol alle Sorgen,
Die je ein Herz erfuhr!

Hat ganz den Kelch genoſſen,
Den Erdenſchmerz uns füllt,
Sein Blut hat er vergoſſen,
Damit er uns erhielt.

O laßt uns zu ihm fliehen,
Stürzt an ſein großes Herz!
Laßt innig uns durchglühen
Der Reue bittern Schmerz!

Er trocknet wol die Thränen,
Die Demuth vor ihm weint,
Er ſtillet wol das Sehnen,
Das ſeine Liebe meint.

Er iſt ſo reich an Frieden! —
Sein Leben, ſein Verzeih'n
Schließt, ohne zu ermüden,
All' ſeine Kinder ein.

Nur kommen und empfangen
Soll die beglückte Schaar,
Nur gläubig an ihn hangen,
Ihn lieben immerdar.

Kommt! Seines Grußes Segen
Iſt Friede! — Friede ſprießt
Auf allen unſern Wegen,
Wenn er uns Führer iſt.

Kommt, und die Welt voll Trümmer
Laßt leicht und froh zurück,
Für einen Liebesſchimmer
Aus ſeinem Götterblick.

Am Pfingſtfeſt.

Es prangen Haus und Garten,
Geſchmückt mit grünen Mai'n;
O Du, den wir erwarten,
Wann ziehſt Du bei uns ein?
Sieh', meiner Seele banget
Nach Dir mit Sehnſuchtsſchmerz,
O, komm' in meine Hütte,
O zieh' in dieſes Herz!

Zwar willſt Du nur erſcheinen,
Wo hell und blank das Haus;
Die Heiligen, die Reinen
Wählſt Du vor Allen aus!
Doch, wenn ich gläubig flehe:
„Tritt auch in meine Thür!“
So ſchmückſt Du meine Seele
Wohl auch zum Tempel Dir!

Drum bin ich ſtill und ſchaue
Vertrauend auf zum Licht.
Die Huld, auf die ich baue,
Verſchmäht mein Hoffen nicht;
Und wenn ich lange Tage
Zu Dir umſonſt gefleht:
So weiß ich, daß mein Sehnen
Doch in Erfüllung geht.

Dann wird er kund ſich geben
Der ſüße Himmelsgaſt,
Und von der Bruſt mir heben
Jedwede Kummerlaſt.
Wird in das Herz mir hauchen
Den ſchönen, reinen Sinn,
Durch den, in Gottes Augen,
Ich wohlgefällig bin.

Mit Kraft und heil'gem Muthe,
Mit Liebe inniglich,
Und jedem Himmelsgute
Wird er beſchenken mich, —
Wird Frieden mir gewähren,
Und Freud' im tiefſten Leid,
Und mich beſiegen lehren
Die Trübſal dieſer Zeit.

Tief, in des Buſens Gründen,
Auf ſchweigendem Altar,
Wird er ein Feuer zünden,
Unſterblich, rein und klar.
Das wird die Thränen trocknen,
Und zu den Himmelshöh'n,
Ein ſchönes Bundes-Zeichen,
In lichten Flammen weh'n.

O heil'ger Geiſt, erſcheine!
Still' meiner Sehnſucht Schmerz!
Erwecke, heil'ge, reine
Dir Lippen, Geiſt und Herz!
Es prangen Haus und Garten,
Geſchmückt mit friſchen Mai'n;
Geiſt Gottes, Heilverkünder,
O ziehe bei uns ein!

Das Heil vom Kreuz.

Ich war von Nacht umfangen,
Und in mir tiefer Schmerz;
Unendliches Verlangen
Erfüllte bang' mein Herz.
Ich ſuchte Gottes Liebe
In ſeiner Schöpfung Licht, —
Doch, — die Natur war trübe, —
Und ſprach zur Seele nicht.

Da dachte ich der Stunden,
Wo ich nach Gutem rang,
Wo Edles ich empfunden,
Wo mein ward Lieb' und Dank; —
Doch, was mich ſonſt erfreute,
Demüthigte mich heut',
Und ward dem Gram zur Beute
Durch ſeine Nichtigkeit.

Nichts konnt' ich an mir ſchauen
Als Eitelkeit und Wahn;
Thörichtes Selbſtvertrauen
Sprach mich aus Allem an.
Ich ſah's, aus eignem Streben
Kam ich zur Höhe nicht.
Fern lag mir noch das Leben
In Liebe und in Licht.

Da fleht' ich — unter Zähren —
Beklagend mein Geſchick:
O, wolleſt mir gewähren
Nur einen Gnadenblick!
Und ſieh, — die Wolken flogen
Hinab zum fernen Land, —
Ein heh'rer Friedensbogen
Aus ihrem Duft erſtand.

Die Gegend aber ſchmückte
Ein wunderbarer Reiz;
Da, — dicht vor mir, erblickte
Ich ein geweihtes Kreuz.
Erſt hatt' ich's überſehen
In meiner Traurigkeit,
Jetzt ragt es zu den Höhen
Hellſtrahlend weit und breit.

Des Lichtes gold'ne Strahlen
Verklarten Jeſu Bild. —
Ich ſah's zu hundert Malen,
Doch kannt' ich's nie ſo mild.
Es war, als wollt' es ſagen:
Was klagſt Du, — ich bin hier.
Leicht löſ' ich Furcht und Zagen
Von Deiner Seele Dir.

Gedenke meiner Liebe,
Gedenk' an meinen Tod!
Daß Dir der Himmel bliebe,
Ertrug ich Erdennoth.
Du warſt zu arm erfunden,
Drum hab' ich mich als Freund
Dir inniglich verbunden,
Und Dich mit Gott vereint.

O glaub' an mich, und dringe
In meine Liebe ein!
Kein Herz iſt zu geringe,
Durch Glauben wird es mein!
Ich aber bin das Leben! —
Mir iſt in Ewigkeit
Die Kraft, die Macht gegeben,
Und alle Herrlichkeit.

Da ward es plötzlich helle
Vor meinem trüben Sinn, —
Und auf der heil'gen Stelle
Sank ich erſchüttert hin.
Nicht zu des Himmels Höhen,
Nicht in die eig'ne Bruſt:
Auf's Kreuz hin mußt' ich ſehen,
Voll Wehmuth und voll Luſt.

Mitleidig ſah die Liebe
Herab vom Todespfahl.
Ich, — mit des Dankes Triebe,
Empor in Reuequal.
Bis in den Tod betrübet,
Sah' ich auf meinen Freund,
So hatt' ich nie geliebet,
So hatt' ich nie geweint.

Und ſieh', in dieſen Thränen
Zerrann des Kummers Nacht,
Sie hatten meinem Sehnen
Das ſüße Heil gebracht.
Durch ſeine Kraft geneſen,
Erhob die Schwachheit ſich,
Ich ſtand, — ein neues Weſen, —
Gottlobend inniglich.

Fortan kann ich nicht laſſen
Von meines Mittlers Hand;
Feſt muß ich ſie erfaſſen,
Die mich mit Gott verband.
Um ſeine Liebe werben,
Das ſoll mein Streben ſeyn,
In ſeiner Liebe ſterben,
Dieß ſey mein Ruhm allein.

Sehnſucht nach Vollendung.

Hätt' ich Dich, o hohe, ſüße Liebe,
Sollte And'res nie mein Herz begehren!
Nicht des Wiſſens ſchwererrung'ne Schätze!
Nicht des Glückes, nicht des Reichthums Gaben,
Nicht das Lob der Welt, ſo vielgeprieſen!
Du! Du wäreſt dann mein Ein und Alles!
In Dir fänd' ich jedes Glückes Krone!

Hätt' ich Dich, o hohe, ſüße Liebe,
Würde bald mein ſieches Herz geſunden!
Du entbrennſt nicht, wenn die Welt mit Unrecht,
Wenn mit Trug und Hohn ſie Dir begegnet!
Unpartheiiſch reichſt Du Freund' und Feinden
Von des eignen Lebens Götterfülle!
Friede iſt mit Dir, und ſanftes Dulden.

Hätt' ich Dich, o hohe, ſüße Liebe,
Würd' ich keines Dornes Spitze fühlen!
Keine würde mir den Fuß verwunden!

Krankheit, Leiden würd' ich gern ertragen,
Stolz, der Liebe Jünger mich zu nennen;
Würde nimmer zagen, nimmer weinen,
Denn mit Dir iſt Kraft und ſtarker Wille!

Hätt' ich Dich, o hohe, ſüße Liebe,
Wäre mein der Himmel ſchon auf Erden!
Engel würden mich als Schweſter grüßen,
Und den Vater würd' ich fühlen, ſchauen,
Ein's mit ſeinem Sohn und Ihm auf ewig!
Ach, wie ſehn' ich mich nach Dir, o Liebe!
Reiche mir den Trank des ew'gen Lebens!

Das Gebet des Herrn.

Vater unſer, Herr der Welt!
Ew'ge Kraft, und ew'ge Liebe,
Der des Himmelbau's Getriebe
In der ſtarken Rechten hält.

Heilig ſey uns für und für
Deines großen Namens Ehre!
Bis wir einſt in licht'rer Sphäre
Würdiger lobſingen Dir!

Dein Reich komme! licht und rein,
Wie es Jeſu Wort verkündet!
Bis wir alle, feſtverbündet,
Eines Segens uns erfreu'n.

Lichte unſers Irrthum's Nacht,
Zu erkennen Deinen Willen!
Gib uns Kraft, ihn zu erfüllen,
Wie er oben wird vollbracht!

Segne unſrer Hände Fleiß!
Laß gedeih'n, was wir begonnen!
Gib aus Deinem Lebensbronnen
Nahrung Deiner Kinder Kreis!

Dem, der uns gekränket hat,
Lehr' uns Frieden, Herr, verkünden;
Daß wir einſt Vergebung finden
Für die eig'ne Miſſethat!

Reichſt Du Prüfung: dann verleih'
Gott, auch Deines Geiſtes Nähe!
Daß das Herz im Kampf beſtehe,
Herold Deines Sieges ſey!

Laß von Uebeln, Qual und Schuld,
Vater, uns Erlöſung finden!
Bis wir, frei von Schmerz und Sünden,
Preiſen Deines Sohnes Huld!

Dein iſt Macht und Herrlichkeit,
Dein der Himmel Ruhm und Ehre!
Der Erſchaff'nen ſel'ge Chöre
Preiſen Dich in Ewigkeit!

Bibliſche Gemälde.

Die Verkündigung.

Die Hirten ruhen bei der ſtillen Heerde,
Und durch die Flur zieht nächtlich ſtilles Wehen,
Da geht ein Licht auf in des Himmels Höhen,
Und Gottes Engel neigen ſich zur Erde.

„Fürchtet Euch nicht!" — ſo ruft es: „Auserkoren
Sind wir, des Herren Wort zu offenbaren!
Unſterblich Heil iſt Allen wiederfahren,
Denn heute ward der Heiland Euch geboren!"

„Seht Ihr den Stern? Er ſoll die Bahn Euch zeigen
Zum Licht der Welt. In jene Hütte tretet,
Damit Ihr dankbar vor dem Kinde betet,
Vor dem ſich aller Engel Kniee beugen!"

Und gläubig brachen von den ſtillen Gründen
Die Hirten auf, gen Bethlehem zu ziehen.
Da ſahen ſie das heil'ge Licht erglühen,
Und folgten ſtill dem heiligen Verkünden.

„Ehre ſey Gott!“ — ſo tönten durch die Hallen
Der ſtillen Nacht der Engel ſüße Lieder.
„Ehre ſey Gott!“ ſo klang's vom Himmel wieder,
„Und allen Völkern Fried' und Wohlgefallen!“

Das heilige Kind.

Ein zartes Kind ruht in Maria's Armen —
Der Friedensfürſt. — Des Staubes nied're Hülle
Verbirgt dem Blick der Gottheit lichte Fülle,
An deren Kraft die Menſchheit ſoll erwarmen.

Armuth und Dürftigkeit, das ſind die Zeichen,
Die ſich der Herr der Erde auserkoren! —
So wird aus Nacht der Sonne Strahl geboren,
Vor deſſen Macht die Nebel ſchüchtern weichen.

Demüthig hüllt in dürftige Gewande
Die heil'ge Jungfrau den geliebten Knaben,
An der Verheißung tiefe Worte denkend.

Die Hirten aber zieh'n von Land zu Lande,
Und ſagen's laut, was ſie geſehen haben,
In alle Herzen Freud' und Hoffnung ſenkend.

Simeon.

Demüthig naht, mit andachtsvollem Flehen,
Die heil'ge Mutter mit dem Jeſusknaben,
Und zu dem Tempel trägt ſie reiche Gaben,
Dem Herrn zum Dankesopfer auserſehen.

Und als ſie betend kniet am Hochaltare,
Das theure Kind am jungfräulichen Herzen:
Da nahet ihr, beim Schimmer heil'ger Kerzen,
Ein hoher Greis mit bleichem Silberhaare.

Simeon iſt's, dem Gottes Geiſt verkündet:
Er werde nicht von dieſer Erde gehen,
Bis er das heil'ge Licht der Welt geſehen,
Das Himmelslicht, vor dem die Nacht verſchwindet.

Und hingezogen zu dem heh'ren Kinde,
Das freundlich lächelt mit verklärten Blicken,
Umfaßt er es in ſeligem Entzücken,
Hell wird ſein Geiſt, es ſinkt der Augen Binde.

„Ja", ruft er aus, „Du läſſeſt, Herr, geſchehen,
Was Deine ew'gen Worte offenbaren!
Nun läß'ſt Du Deinen Knecht in Frieden fahren,
Denn er hat froh das Licht der Welt geſehen."

Jeſus im Tempel.

Ein ernſtes Kind von ſtiller, frommer Sitte,
Verweilet Jeſus in des Tempels Hallen;
Sein Auge ſtrahlt von heit'rem Wohlgefallen,
Ein Stern des Friedens in der Prieſter Mitte.

Und mächtig reift des heil'gen Kindes Leben,
Es ſchließt ſich auf des Geiſtes zarte Blüthe;
Das Göttliche im liebenden Gemüthe,
Zum Worte wird's, ſich herrlich kund zu geben.

Indeſſen ſuchen in des Volks Gedränge
Die Eltern Jeſu nach dem theuern Knaben,
Kein Auge will das Kind geſehen haben,
Und ängſtlich irrt die Mutter durch die Menge.

Zurücke eilt ſie zu des Tempels Pforte;
Da ſieht ſie ihn, den ihre Thränen rufen;
Hoch ſteht der Knabe an des Altars Stufen,
Und Alles lauſchet ſeinem heil'gen Worte.

Und ſanfter Vorwurf tönt aus ihrem Munde:
„Wie konnteſt Du, den wir ſo innig lieben,
Mein Sohn, der Eltern banges Herz betrüben?
Wir ſuchten Dich, und Keiner gab uns Kunde!“

Doch Jeſus ſpricht: „Was iſt's, daß Ihr mich ſtöret?
O wollet doch nicht länger um mich bangen!
Iſt nicht des Vaters Ruf an mich ergangen?
Muß ich nicht ſein in dem, was ihm gehöret?“

Die Taufe am Jordan.

Umſpület von des Jordans reinen Wogen
Bereitet ſich mit andachtsvollem Sinnen
Johannes, Chriſti Taufe zu beginnen;
Da theilet ſich des Himmels lichter Bogen.

Und ſtrahlend, wie der Taube reine Schwingen,
Läßt Gottes Geiſt auf leuchtendem Gefieder
Sich vor dem ſtillentzückten Seher nieder,
Und deutlich höret er die Worte klingen:

„Das iſt mein Sohn, an dem ich Freude habe!“
Da neigt er ſich mit demuthsvollen Mienen:
„Nicht würdig bin ich, Meiſter, Dir zu dienen!
Du bringſt die beſſ're, rein're Himmelsgabe!“

„Mit Waſſer taufet meine Hand zur Buße;
Du wirſt mit Feuer taufen! Durch den reinen,
Lebend'gen Geiſt wirſt Du die Völker einen,
Von Gott geſandt zum ew'gen Friedensſchluſſe!“

Jeſus in der Wüſte.

Zur Wüſte ward vom Geiſt der Herr geführet,
Um ſeine Treu' in Prüfung zu bewähren;
Nichts fand er hier, des Leibes Kraft zu nähren.
Dieß ſah der Feind, der Arges ſtets gebieret.

Und, einen Stein ihm hämiſch überreichend,
Spricht er: „Soll ich als Gottes Sohn Dich ehren,
So wolle dieſen Stein zu Brod verkehren!“ —
Doch Jeſus ſprach, aus ſeiner Nähe weichend:

„Nicht aus dem Brod allein, aus Gottes Worte
Kommt Leben uns!“ Dieß hört mit argem Sinnen
Der Feind, und führt ihn zu des Tempels Zinnen,
Und ſpricht: „Laß Dich hinab zu jenem Orte!“

„Wenn Gottes Sohn Du biſt, ſo wird ſich's zeigen;
Ein Wort von Dir, und tauſend Engel eilen,
Den Dienſt um ihres Herren Sohn zu theilen,
Und unverletzt wirſt Du zur Tiefe ſteigen!“

Jeſus entgegnet ernſt: „Es ſteht geſchrieben:
Du ſollſt nicht Gott verſuchen!“ Da auf's Neue
Ergrimmt der Feind ob ſeines Gegners Treue,
Und ſinnt Verderben an ihm auszuüben.

Auf einen Hügel lockt er ihn zu treten,
Und ſpricht: „Schau hin, die Reiche dieſer Erden
Und alle Herrſchaft ſoll Dein eigen werden,
Sinkſt Du demüthig hin, mich anzubeten!“

Da ruft der Held von Iſrael: „Entweiche!
Nur Gott gebührt Anbetung, Preis und Ehre!“
Und er entflieht. — Da nahen Engels-Chöre,
Daß ihre Hand ihm Palmenkränze reiche.

Jeſus und ſeine Jünger.

Verſammelt war der Jünger Schaar, zu hören
Das Wort des Meiſters von dem ew'gen Leben;
Da fing ein Streit an leiſ' ſich zu erheben,
Wer wohl dereinſt als Größter ſey zu ehren?

Und Jeſus ſah', was ihre Seele dachte,
Und nahm ein Kind, und ſtellt's in ihre Mitte;
Hold ſtand es da, in demuthsvoller Sitte,
Erröthend, daß man alſo ſein beachte.

Und Jeſus ſprach: Wer einſt in meinem Namen
Dies Kind aufnimmt, der hat mich aufgenommen;
Mich und den Vater, der mich ſandt' auf Erden!

Drum ſtrebet dieſem Kleinen nachzuahmen!
Nur Demuth lehrt zu meinem Himmel kommen,
Und der Geringſte ſoll der Größte werden.

Die Meerfahrt.

Das Meer brauſt auf; die wilden Wogen ſchlagen
Den kleinen Kahn, und droh'n, ihn zu zerſplittern.
Es kämpft det Tag mit ſchweren Ungewittern,
Der Jünger Schaar befällt ein ängſtlich Zagen.

Und zu dem Meiſter flüchten ſich die Bangen,
Der friedlich ſchlummert bei der Stürme Toben,
Die heit're Stirn von Himmelslicht umwoben,
Dem Kinde gleich, vom Mutterarm umfangen.

Laut tönt ihr Ruf, den Heiland zu erwecken,
Da ſchlägt er auf den Blick, und frägt die Seinen:
„Wie mögt Ihr doch ſo bang' und zaghaft ſcheinen!
Kleingläubige! Kann die Gefahr Euch ſchrecken?"

Und alſobald kehrt er den Blick, den ſtillen,
Den mächtigen, auf die empörten Wogen;
Da ſchweigt das Meer; am hohen Himmelsbogen
Zerreißt die Nacht, die Sonne zu enthüllen.

Da überfällt die Jünger leiſes Grauen:
„Wer iſt er?" riefen ſie, „deß mächt'ge Worte
Den Sturm verſchließen in die dunkle Pforte?" —
Gott iſt mit ihm! Laßt uns ihm ſtill vertrauen!

Martha und Maria.

Verſunken ganz in ſeligem Erfaſſen
Der ſanften Worte, reich an Himmelskunde,
Hängt an des Heilands ſegensreichem Munde
Maria's Blick, und kann von ihm nicht laſſen.

Hier iſt die Welt, die ihr Gemüth erwählte,
Hier blüht ihr Himmel in den reinen Lehren.
Nichts kann den Sinn, den ſtillentzückten, ſtören,
Der gläubig ſich dem Ewigen vermählte.

Vergebens mahnt die Schweſter ſie verborgen,
Zu theilen ihres regen Fleißes Pflichten;
Der Heiland hebt den Blick, den ſonnenlichten,
Und ruft: „Du, Martha, machſt Dir viel zu ſorgen!“

„Doch ſag' ich Dir: Nur Eins iſt Noth auf Erden!
Es iſt das fromme, heilige Verlangen,
Das ew'ge Wort des Lebens zu empfangen!
Maria's Theil wird nie genommen werden!“

Der Jüngling zu Nain.

Ein Trauerzug bewegt vor Nain's Mauern
Sich langſam fort, um zu des Grabes Stille
Hinabzutragen die entſeelte Hülle
Des Jünglings, den die Weinenden betrauern.

Und ſchwankend folgt die Mutter ſeiner Bahre;
Kein Troſtwort will der Tiefgebeugten frommen.
Ihr einz'ger Sohn iſt's, den der Tod genommen,
Die letzte Stütze freudenloſer Jahre.

Und Jeſus ſieht's, der, von dem Volk begleitet,
Gen Nain zog, und ſeine Thränen rinnen;
Schon folget er, verſenkt in ernſtes Sinnen,
Dem düſtern Zug, der ſtumm vorüberſchreitet.

Und zu der Mutter ſpricht er ſanft die Worte:
„Weib, weine nicht! Dein Sohn wird wiederkehren“,
Und höher ſcheint ſein Blick ſich zu verklären,
Das Leben fordernd aus des Todes Pforte.

Und leiſ' berühret er den Sarg. Da ſtanden
Die Träger ſtill, er aber ruft: „Erwache!“
Da hebt ſich aus dem düſtern Schlafgemache
Der Todte, und zertheilt der Linnen Banden.

Und langſam rinnt das Leben durch die Glieder,
Das Aug' erwacht, die Sprache kehrt zurücke;
Der Heiland aber hebt die frommen Blicke,
Und gibt den theuern Sohn der Mutter wieder.

Und die Geſchichte ſcholl von Land zu Landen,
Und jeder rief, von banger Furcht durchzittert:
„Wer iſt's, der ſelbſt des Todes Reich erſchüttert?
Ja, ein Prophet iſt unter uns erſtanden!“

Magdalena zu des Heilands Füßen.

Mit trübem Blick und thränenfeuchten Wangen,
Frei aufgelöſ't des Haares reiche Schöne,
Stürzt zu des Heilands Füßen Magdalene,
Ganz Glaube, ganz andächtiges Verlangen,

Und ſalbt ſie, und bedecket ſie mit warmen,
Reu'vollen Thränen und mit heißen Küſſen;
Und Jeſus ſchaut das Weib zu ſeinen Füßen,
Und ſchaut ſie an mit himmliſchem Erbarmen.

Die Phariſäer ſeh'n mit liſt'ger Miene
Auf ſein mitleidig Antlitz hin, und denken:
„Er ein Prophet? — Würd' er ihr Mitleid ſchenken,
Wüßt' er, welch' große Sünderin ihm diene?“

Doch Jeſus, von der Sünd'rin Schmerz betrübet,
Erhebt ſein Haupt, ihr Gnade zu verkünden;
Und ſanft ertönt's: „Ihr werden ihre Sünden
Vergeben ſeyn, denn ſie hat viel geliebet!“

Jeſus auf dem Oelberge.

Schlaf deckt der Jünger Schaar, indeß verlaſſen
Der Mittler ringt mit namenloſer Trauer:
Wer nennet ſie, die bittern Todesſchauer,
Bei deren Hauch die Wangen ihm erblaſſen!

Kein Erd'geborner hat ſolch Weh' getragen,
Als er, der Gottgebor'ne, muß erdulden!
Auf ſeiner Bruſt ruh'n ſchwer der Menſchheit Schulden,
Und aller Sünder Bangen, Angſt und Zagen!

Blutiger Schweiß bedeckt die Stirn, und trüber,
Und ängſtlicher ſcheint ſich ſein Blick zu hüllen.
Laut betet er: „Gott, iſt's nach Deinem Willen,
So gehe dieſer Kelch von mir vorüber!“

Da nahet ihm, die Palm' in lichten Händen,
Ein Engel, ernſt doch liebend anzuſchauen;
Der nimmt von ihm des Todes banges Grauen,
Und ſtärkt ſein Herz, das Opfer zu vollenden.

Jeſu Tod.

Seht Ihr der Sonne Antlitz bang' erbleichen?
Als führ' ein Schauer durch die Gluthenmeere,
Ein Todesſchauer, der ſie wild verzehre,
Sie glanzentkleidend, gleich der Erde Leichen.

Der Boden ſchwankt, des Weltbau's Kräfte weichen,
Als fühlte er des tiefſten Kummers Schwere,
In ſtummer Trauer ſteh'n die Wolkenheere,
Und lauſchen bang' den grauenvollen Zeichen.

Wem gilt das bange Leid der Himmelsſchaaren?
Der Erde Weh', der Sonne bleich Entfärben?
Welch Wunder heißt des Weltalls Feſten dröhnen?

Schau' auf dies Kreuz! Dort wird ſich's offenbaren!
Der Gottgebor'ne leidet menſchlich Sterben,
Zu Himmelsbürgern ſeine Schaar zu krönen!

Das Antlitz, das der Liebe heil'gen Segen
Uns zugewandt, — die Lippen, auserkoren,
Zum Licht zu leiten, uns, die wir verloren:
O ſeht, kein Leben wird ſie mehr bewegen!

Blut netzt die Hand, durchbohrt von harten Schlägen
Die Hand, die aus der Hölle dunk'len Thoren
Den Sünder riß, und Gnad' ihm zugeſchworen,
Und Licht verbreitet auf des Lebens Wegen.

Wie kann die Sonne leuchten, wo er ſcheidet!
Wie könnte es die Erde ſtill ertragen,
Daß ſo viel Schmerz ihr Heiland um ſie duldet? —

Nacht muß es ſeyn, wenn Tod die Liebe leidet!
Und ſchweigt die Menſchheit, ſoll's der Himmel ſagen,
Wie er geliebt, und was ihr Wahn verſchuldet.

Der auferſtandene Erlöſer.

Triumph! Der Tod iſt ſiegreich überwunden!
Triumph! Der Held des Lebens iſt erſtanden!
Schaut hin! Von Grabesnacht und Todesbanden
Hat ihn des ew'gen Vaters Macht entbunden!

Verklärungsglanz ſtrömt aus von ſeinen Wunden,
Umwallend ihn gleich himmliſchen Gewanden;
So ſteht er da, ein König allen Landen,
Gleich göttlich groß an Lieb' und Macht erfunden!

Schmück' Erde Dich mit hellen Freudenzähren!
Ihr Sonnen, traget durch die Himmelshöhen
Des Heilands Ruhm mit lauten Flammenzungen!

So lang' des Himmels ew'ge Feſten währen,
Wird ſeiner Liebe großes Werk beſtehen,
Mit dem er ſiegreich Sünd' und Tod bezwungen.

O ſanfter Mittler, deſſen Blut und Leiden
Die Welt befreite von der Schuld Beſchwerde!
Erlöſer, Herr des Himmels und der Erde,
Der uns errungen ew'ge Himmelsfreuden!

O laß uns nicht von Deinem Herzen ſcheiden!
Halt', treuer Hirt, uns feſt bei Deiner Herde,
Daß Keiner Dir entführt, verloren werde,
Und ſich verirre von den rechten Weiden!

Du biſt das Licht, die Wahrheit und das Leben!
Wer an dich glaubt, wird nicht verloren gehen!
Durch Dich wird er zum Todesüberwinder!

O laß uns auf dies Wort, das Du gegeben,
Quält Reue uns, mit feſtem Glauben ſehen,
So tagt Erlöſung jedem Deiner Kinder!

Vermiſchte Gedichte.

Die Stimme der Natur.

Was iſt's, das trotz der Täuſchung Qualen
Uns hinzieht an das Menſchenherz?
Was uns verlockt zu tauſend Malen
Zu neuer Luſt, zu neuem Schmerz?
Was neu des Glaubens Gluth entzündet,
Wie Bitt'res auch das Herz erfuhr,
Und uns Verſöhnung mild verkündet? —
Es iſt die Stimme der Natur.

Allmächtig erklinget gleich bebenden Saiten
Von ihrer Berührung das ganze Gemüth;
Ob feindliche Klänge dort kämpfen und ſtreiten:
Sie ſchafft, daß dem Chaos der Einklang entblüht.
Sie ebnet des Zweifels unruhiges Wogen,
Und wärmet den Buſen mit Liebe und Licht,
Und wenn wir den heiligen Balſam geſogen:
Es nimmer an Troſt uns und Hoffnung gebricht.

O wäre ſie uns ſtets geblieben,
Die Stimme, offen, wahr und treu!
Wir würden inniger uns lieben,
Gleich Kindern, ohne Furcht und Scheu!
Doch ach, Verſtellung ſchränkt die Rechte
Des lieblichen Vertrauens ein,
Verdrängt der Liebe fromme Mächte,
Und reicht für Wahrheit, leeren Schein,

Doch, wenn aus der Larven verworr'nem Getümmel
Nur einmal hervorbrach ihr freundlicher Laut;
Wie mahnt es ſo ſchnell uns an Engel und Himmel!
Wie fühlen wir Gott uns ſo innig vertraut!
Wie löſen ſich leiſe die drückenden Bande,
Die Zeit und Gewohnheit um's Herz uns gelegt!
Wir fühlen uns ſelig im heimiſchen Lande,
Wo roſige Blüthen der Augenblick trägt.

Oft ſtrecken wir ſo weit die Hände
Nach einem unbekannten Glück,
Und kehren oft mit karger Spende,
An Muth und Glauben arm, zurück.
Indeſſen blüht das Wahre, Gute
Uns oft am Weg' ſo traut und nah',
Nur daß in raſchem Uebermuthe
Das blöde Aug' es überſah!

Doch endlich zertheilt ſich der hüllende Schleier,
Die Jahre des Irrthums, ſie rollen dahin;
Die Wünſche verſtummen, das Auge wird freier,
Und hell der durch Prüfung geläuterte Sinn.
Die Kunſt, mit der Schönheit erhab'nen Geſtalten,
Wol leitet den Geiſt ſie auf göttliche Spur;
Doch ſtets wird den ſchönſten der Siege behalten
Die heilige Stimme der holden Natur.

Die Lerche.

Wenn des Morgens Purpurſchimmer
Kaum der Hügel Kranz bethaut,
Wird die kleine Lerche immer
Früh vor allen Vög'lein laut;
Schüttelt ihre feuchten Schwingen,
Blicket heiter auf in's Freie,
Steigt und ſchwebt,
Klangbelebt,
Hoch empor zur Himmelsbläue.

Wie die kleine Bruſt ſich weitet,
Wie der raſche Flügelſchlag
Mit den Morgenlüſten ſtreitet,
Goldumſäumt vom jungen Tag!
Und ihr Sang iſt fromme Liebe,
Und er ſchallt herab und dringet
Unbewußt
In die Bruſt,
Daß man mit ihr jauchzt und ſinget.

Kleine Lerche! Selig preiſen
Muß ich ſtets Dein ſchönes Loos!
Frei ſchwebſt Du auf lichten Gleiſen,
Und Dein Reich iſt frei und groß:

Fröhlich lebſt Du und zufrieden!
Steht Dein Neſtchen gleich verborgen
Dort am Rain,
Eng' und klein; —
Wenig Gut macht wenig Sorgen!

Sieben grüne Halme neigen
Sich um Deine kleine Welt,
Doch dies Plätzchen iſt Dein eigen,
Und die Lieb' ihm zugeſellt!
Freiheit in dem Lichtgebiete,
In den hellen Sonnenräumen,
Iſt dein Gut,
Heil'ge Gluth
Lehrt Dich Deinen Himmel träumen!

Schönes, freies Sängerleben!
Kaum berührt von ird'ſchem Schmerz
Darf Dein holder Traum entſchweben,
Sonnenhelle, ſonnenwärts.
Reiche, heit're Sonnenkinder,
Darum froh den Blick gehoben!
Ewig hell
Strömt der Quell
Aus der Heimath Euch dort oben!

Friede.

Frieden umher!
Lächelnder Friede in endloſer Weite,
Friede im feiernden Morgengeläute,
Friede im ſonnenvergoldeten Dom,
Friede im Dörfchen, am freundlichen Strom,
Alles weht ſelige, heilige Ruh
Mir auf den Schwingen der Morgenluft zu!

Frieden in mir!
Könnte ein banges, kleinmüthiges Zagen
Sich vor das Auge, das göttliche, wagen,
Das mit den Strahlen voll Liebe und Licht
Unwiderſtehlich zum Herzen mir ſpricht?
Nein, wie beruhigt die Welle ſich ſenkt,
Schweigt's in der Bruſt, die den Göttlichen denkt.

Frieden mit Euch!
Ihr, die Ihr ſorgend jetzt meiner gedenket,
Freundlich den Blick in die Dämmerung lenket,
Wo ſich der Heimath entzückendes Bild
Dichter und dichter der Fernen verhüllt:
Grüß' Euch die Liebe mit innigem Gruß,
Sanft in der Morgenluft ſchmeichelndem Kuß!

Frieden der Welt!
Frieden und Liebe, und ſanftes Vergeben!
Schnell, wie das Frühroth, entgleitet das Leben;
Frevel, wer feindlichem Zürnen es weiht!
Kaum noch gewinnen zum Lieben wir Zeit.
Hier bei des Himmels weitſtrahlendem Zelt:
Liebe dem Leben, und Frieden der Welt!

Das heitere Gemüth.

Aus C...s Tagebuch.

Du fragſt mich, warum mir das Auge ſo licht,
Mein Antliz ſo ruhig, ſo heiter? —
Ich freu mich des Lenzes, doch zürn' ich ihm nicht,
Zieht fröhlichen Fluges er weiter.

Ich liebe das Leben, doch fordert' ich nie
Des Glückes vollkommene Blüthe,
Ich nahm, was der Augenblick freudig mir lieh,
Mit dankbarem, frohen Gemüthe.

Ich liebe die Menſchen, und laſſe nicht ab
Vom Glauben und heit'rem Vertrauen;
Doch haß' ich's, wo Gaben der Liebe ich gab,
Auf ſtete Erwied'rung zu bauen.

Belohnt mich ein treuer, herzinniger Blick:
Wol hebt ſich dann ſchöner mein Leben,
Doch nehme ich nimmer mein Lieben zurück
Wird Andern noch freud'ger gegeben.

Ich diene und ſchaffe, ſo viel ich vermag,
Nicht forſchend, ob laut man's beachte;
Mein Lohn ſchon beginnt mit dem ſeligen Tag,
An dem ich nach Nützlichem trachte.

Ich liebe die Muſen, ich liebe der Kunſt
Entzückende Göttergeſtalten;
Doch quält mich kein Neid, will der Himmliſchen Gunſt
Sich Würdiger'n freier entfalten.

Ich habe mich heiter und fröhlich gewöhnt,
An fremdem Gedeih'n mich zu weiden,
Weil dieſes wol eher das Schickſal verſöhnt,
Als hämiſch, verkleinerndes Neiden.

Ich hoffe das Beſte von Menſchen und Welt,
An Hoffnung das Herz mir zu laben;
Doch hatt' ich ſo feſt nie mein Hoffen geſtellt,
Daß Täuſchung den Muth mir begraben.

Ich ſuchte und ſah nie hienieden mein Ziel,
Dieß nährte den inneren Frieden,
Wenn auch in des Lebens beweglichem Spiel
Die liebſten Erſcheinungen ſchieden.

Ich wußte, ſie waren nur darum geſandt,
Das Herz mir, den Sinn zu entfalten;
Die Lehre, die feſt in der Seele mir ſtand,
War mein, nicht die flücht'gen Geſtalten.

So bleibet die ſtille, die ſichere Bahn
Zur Heimath des Glückes mir offen,
So ſeh' ich die Freuden, die Schmerzen ſich nah'n,
Mit gleichem, lebendigen Hoffen.

Gekehret den Blick in das eig'ne Gemüth
Stört ſelten mich äußeres Treiben,
Ich weiß, wo die Freude, die dauernde, blüht,
Und will bei der ſeligen bleiben!

Drum ſtrahlt mir's im Auge ſo freudig, ſo licht,
Drum ſiehſt Du mein Antlitz ſo heiter!
Ich grüße das Leben mit frohem Geſicht, —
Doch heben die Blicke ſich weiter!

Ueber den Sternen!

Ueber den Sternen, da wird es klar,
Was Du, o Menſch, in dem Buſen getragen,
Was Du erſtrebt in den flüchtigen Tagen,
Was Dein Verlangen, Dein Sehnen war!
War es ein Eit'les, — ſo weine, o weine!
Hin iſt Dein Lohn Dir, und hin Deine That!
Wie auch Dein Glück hier vollendet erſcheine:
Ewiges keimt nur aus ewiger Staat!

Ueber den Sternen, da wird es klar,
Ob, was Dir endloſe Liebe gegeben,
Kräftig durchdrungen Dein inneres Leben,
In Dir ein ähnliches Lieben gebar.
Schuf es nicht Liebe, — ſo weine, — o weine!
Hin iſt der Segen, und nichtig Dein Dank!
Treibt dieſe Blüthe nicht, fruchtet Dir keine,
Bleibet Dein Lebensſtamm dürſtig und krank!

Ueber den Sternen, da wird es klar,
Ob Du der Wahrheit auf Erden verbunden,
Ob, was du thateſt, und ſprachſt, und empfunden,
Trugbild vor Gott, oder Ewiges war. —
Täuſchte Dein Leben: ſo weine, o weine!
Jeglicher Nebel dort oben entflieht!
Streng' wird die Wahrheit geſchieden vom Scheine,
Wenn unſer Schuldbuch der Ew'ge durchſieht.

Ueber den Sternen, — da wird es klar,
Was Du getragen, und was Du gelitten,
Was Du errungen und ſiegend erſtritten
Treu, als ein Jünger der ewigen Schaar!
Biſt Du erfunden, im Glück wie im Leide,
Kräftig im Glauben, in Liebe und Muth:
O, ſo geh' ein zu des Ewigen Freude,
Frommer, geläutert durch prüfende Gluth!

Geduld.

Greife nicht mit kühner Rechten
In das Rad der Zeiten ein!
In geheimnißvollen Nächten
Will des Glückes Frucht gedeih'n; —

Will dort reifen, tief verborgen,
Bis der Gottheit Hand ihr winkt;
Wo ſie an dem rechten Morgen
Segnend in den Schooß Dir ſinkt.

Heimlich will die Roſ' erblühen,
Keiner weiß, wie es geſchah;
Wenn des Morgens Strahlen glühen,
Steht das ſüße Wunder da.

Wollteſt Du die Knospe ſpalten,
Ehe es die Zeit gebeut:
Würde nimmer ſich entfalten
Ihres Kleides Lieblichkeit.

Alſo wolle fromm und ſtille
Harren an der Zukunft Thor!
Nicht Dein Wunſch — der Gottheit Wille
Ruft allein das Glück hervor!

Der Vorzug.

Andachtsvoll, anbetend Gottes Liebe,
Las ich in dem Buche der Natur;
In dem Weltall, in des Wurmes Triebe
Fand in ſeiner Götterweisheit Spur; —
Lauſchend folgt' ich auf der Weſen Leiter
Ihrem Sehnen, Streben weit und weiter;
Las in ihrem zugetheilten Glück
Ihres Seyns Beſtimmung und Geſchick.

Heiter gaukeln um die Blüthenbäume
Frohe Schaaren, lüſtern nach Genuß;
Muntre Brut belebet alle Räume,
Alles zehrt vom großen Ueberfluß. —
Einen Kuß vom warmen Sonnenſtrahle,
Einen Trunk vom reichen Freudenmahle,
Und, beglückt vom ſtundenlangen Seyn,
Trocknet ſtill des Herzens Fieber ein.

Andre Triebe dämmern aus dem Leben
Edlerer Geſchlechter ſchon empor,
Zarte Sorge geht aus ihrem Streben,
Aus des Fleißes ſtillem Drang hervor;
Bald knüpft Dankbarkeit, Gefühl und Treue
Ihre ſtummen Seelen an die Reihe
Der Beglückten, die der Sprache Laut
Mit dem Glück der Geiſter ſchon vertraut.

Und der Menſch, — zum höhern Loos berufen,
Sel'ge Ahnung in der trunknen Bruſt,
Steht erwartend an des Thrones Stufen,
Seines Anſpruchs freudig ſich bewußt.
Und des Vaters treue Hände eilen,
Von der eignen Fülle auszutheilen;
Mannigfaltig, wie der Bitten Schaar,
Reicht er ihnen Glück und Freuden dar.

Dieſem führt er, roſig, wie der Morgen,
Lieb' und Freundſchaft an das trunk'ne Herz;
Von des Wohlſtands gold'nem Schild geborgen,
Blicket jener dankbar himmelwärts.
Fremde Hände pflegen ſeine Saaten,
Ohne Mühe ſieht er ſie gerathen,
Und behaglich, ohne Laſt und Qual,
Sonnt er ſich an ſtetem Freudenſtrahl.

Doch, der Gnaden Fülle noch zu ſteigern,
Zeigt der Vater uns noch reichern Quell,
Gleich ergiebig, mag das Glück verweigern,
Mag es lächeln frühlingsmild und hell.
In des Gott geweihten Herzens Gründen
Iſt der reine Segensborn zu finden,
Fürſtenthron, wie Hütte arm und klein,
Kann die Heimath des Getreuen ſeyn.

Täglich thaut er ſeiner Freuden Fülle
Auf den Liebling ſeiner Bruſt herab;
Engel wohnen in des Herzens Stille,
Das der höchſten Liebe ſich ergab;
Und ein heh'res, inniges Entzücken
Leuchtet mild aus des Erwählten Blicken,
Das den Gott verkündet, der es ſchuf,
Zu verkünden heiligen Beruf.

Zu beglücken ward er auserkoren!
Dieſer Vorzug knüpft den Seligen
An die Engel, die, im Licht geboren,
Dienend um den Thron der Gottheit ſteh'n.
Zu beglücken, o, in dieſem Triebe
Wohnt in ihm des Vaters hohe Liebe,
Mit der Ahnung jener Seligkeit,
Die den Allbeglücker nur erfreut.

Selig, wem ſo hohes Loos gefallen!
Seine Schätze kann kein Sturm verweh'n!
Und der Reichſte, Glücklichſte von Allen,
Seh'n wir ihn im Reich' der Weſen ſteh'n. —
Eingeweiht in frommer Engel Freuden,
Darf er ſich an ihrem Frieden weiden,
Und der Brüder ſtiller Segensgruß
Gibt ihm hier ſchon Himmels-Vorgenuß.

Glück will jedes Weſen ſich erringen,
Nach Genuß langt auch des Wurmes Blick;
Edler's hebt der Geiſter kühne Schwingen, —
Glück zu bauen heißt der *Engel Glück*;
Und je mehr nach dieſem Kranz wir reichen:
Künden wir der höher'n Abkunft Zeichen;
Denn nur Liebe, die für And're lebt,
Iſt es, die zur Gottheit uns erhebt.

Das Geheimniß der Einſamkeit.

Weißt Du, was in Haines Stille
Dich mit ſüßem Schauer grüßt,
Und der Andacht heil'ge Fülle
In die ſtumme Bruſt Dir gießt?
Was zum geiſtigen Erſchauen
Deine Sinne ſchnell belebt,
Wenn Dein Blick ſich zu dem blauen
Himmels-Zelte ſtill erhebt?

Gottes Odem iſt's, — der freier
Durch verſchwieg'ne Schatten weht,
Der bei heil'ger Lenzes-Feier
Sanft an uns vorübergeht.
Da, wo Menſchenwort verklungen,
Wird er fühlbar unſerm Seyn,
Dringt mit leiſen Geiſterzungen
Tief in unſ're Seelen ein.

Leicht verwirrt uns eit'les Klügeln,
Wie es laut die Welt auch preiſ't;
Muthlos, mit gelähmten Flügeln,
Sehnt nach Freiheit ſich der Geiſt:
Da, — zur Stille hingeflüchtet,
Fern der Menſchen wirrem Streit,
Wird das Dunkel ihm gelichtet,
Und der Schwingen Kraft befreit.

Und er ſtürzt die engen Schranken,
Die der Wahn um ihn gebaut; —
Lichte, ſiegende Gedanken
Hat die Gottheit ihm vertraut.
Was er lang' geſucht vergebens,
Strömt ihm nun in Fülle zu,
Und er ſchaut das Ziel des Strebens,
Findet Frieden, Freude, Ruh'!

Einſamkeit! Du biſt die Pforte
Zu des Lichtes hehrem Land!
Selig, wer die leiſen Worte
Deines Götter-Ruf's verſtand!
Du gibſt Klarheit unſerm Willen,
Läß'ſt zu Thaten ihm gedeih'n,
Denn der Gottheit Strahlen hüllen
Sich in Deine Schleier ein.

Die Schöpfung des Auges.

Jehovah ſah des erſten Tages Leuchte
Aufgehen an des Himmels Purpurwangen.
Der Erde Fluren ſah er wonnig prangen,
Als ob des Dankes Thräne ſie befeuchte.
Und als der Wolken Flug den Tag verſcheuchte,
Und gold'ne Blitze ihre Pfeile ſchwangen
Und Zorn und Grau'n mit Lieb' und Schönheit rangen,
Bis ſanft die Nacht ihr Friedensbanner reichte:

Da nahm aus ſeiner Schöpfung reichen Bildern
Der Schöpfer all' das Herrlichſte zuſammen,
Um würdevoll der Erde Herrn zu ſchmücken.
Dem Staub gebot er einen Gott zu ſchildern;
Da ſah man des Erwachten Auge flammen,
Und Erd' und Himmel lauſchte ſeinen Blicken.

Es ſchaut der Menſch umher, und voll Vergnügen
Fliegt auf ſein Blick, den Ahnungen durchglühen;
Da ſieht man raſch der Sonne Pracht verblühen;
Aus Gram, noch höherm Glanz zu unterliegen.

Und, — ſchnell gefaßt, die Mächte zu bekriegen,
Die jetzt herauf auf Sturmesfitt'gen ziehen,
Hebt er die Stirn, und dunkle Blitze ſprühen
Aus ſeinem Aug', um drohend obzuſiegen.

Da ſinkt an ſeine Bruſt mit ſtillem Gruße
Ein holdes Weib, ihn inniglich umſchlingend,
Und gibt die Milde ſeinem Buſen wieder.
Es ſchmilzt ſein Zorn bei ihrem Friedenskuſſe,
Und lächelnd, ſeines Unmuths Droh'n bezwingend,
Lenkt ſich ſein Blick betrachtend auf ſie nieder.

Und ſchöner, wie am hohen Himmelsbogen
Die Sterne ſtillen Blickes ſich beſprechen,
Sieht man den Strahl aus ihren Augen brechen,
Der der erwachten Liebe Gluth geſogen. —
Ein Blick wird von dem Andern angezogen,
Es wagt kein Laut den Tauſch zu unterbrechen,
Bis in unendlich ſüßen Thränenbächen
Verlodern des Entzückens heiße Wogen. —

Da ſchallt des Schöpfers Preis von allen Zungen;
Und laut ertönt's: der Sonne ſtolze Flammen,
Der Sternen Milde, und des Donners Waffen,
Das Herrlichſte, was Engel je beſungen:
Du riefſt es, Herr, in einen Strahl zuſammen!
Allſiegend iſt des Menſchen Aug' erſchaffen!

Der Heimſuchung Heil.

Wer mit der Krankheit Schmerzen,
Mit Leiden nie bekannt,
Nie in dem matten Herzen
Des Todes Gruß empfand:
Wer nie im Lebenslenze
Den Leidensbecher trank,
Sich nie Cypreſſenkränze
In's Haar, ſtatt Roſen, ſchlang:
Dem iſt der Geneſung unendliche Wonne
Ein Traum nur, den matt uns ein And'rer erklärt:
Ein alltäglich Antlitz die göttliche Sonne
Des Lebens, der Freude, die Jener entbehrt;
Der kennt nicht zur Hälfte den Zauber des Lebens,
Das ſelige, frohe Bewußtſein der Kraft:
Dem ſchmückt ſich der Himmel, die Erde vergebens,
Weil ſtetes Vergnügen die Seele erſchlafft.

Wer nie in Arbeitsmühen
Die lange, kalte Nacht
Bei matter Lampe Glühen
In frommem Fleiß durchwacht:

Wer nie des Lebens Freuden
Geopfert ſtillem Fleiß,
Zu nähren und zu kleiden
Der Seinen lieben Kreis:
Der kennt nicht die Wolluſt des ſeligen Gebens,
Die Wonne, die nimmer erkaufen ſich läßt,
Wenn aus dem Ertrage des mühſamen Strebens
Aufblühte der Freude entzückendes Feſt.
Was mühſam errungen, ſteigt doppelt an Werthe,
Bei dem, der es gibt, wie bei dem, der's empfängt.
Der Reiche, der nie das Gegeb'ne entbehrte,
Hat wenig genoſſen, und wenig geſchenkt!

Wer ſanft und weich gehalten,
Stets nur der Gunſt im Schooß,
Nie kannte lieblos Walten,
Und der Verfolgung Loos;
Wer nie vergebens langte
Nach eines Freundes Hand,
Wer nie in Gram erbangte,
Verlaſſen und verkannt:
Der würdigt die heiligen Worte der Liebe
Nie gänzlich nach ihrem unendlichen Werth;
Er fordert des Wohlwollens freundliche Triebe,
Gleich einem Tribute, der Jedem gehört.
Nur wer ſie entbehrte, der weiß ſie zu ſchätzen,
Der ſaugt in das Herz ſie, des Himmels Genoß,
Der wagt nie die freundliche Hand zu verletzen,
Die ſanft ihm das Eden des Lebens erſchloß.

Drum Segen jeder Stunde,
Die prüfend ſich genaht,
Drum Dank für jede Wunde,
Die uns gekräftigt hat!
Wo Thränen nie gefloſſen,
Da bleibt der Boden hart,
Die Knospe unerſchloſſen
Der heitern Gegenwart.
Es werden gar Viele das Leben befragen:
Wo liegt die Oaſe des Glückes, der Ruh'? —
Nicht ahnend, daß Leiden und langes Entſagen
Nur führen auf mühſamem Pfade dazu.
Drum freut Euch, Ihr, die Ihr entbehrt und gelitten,
Ihr ſchweigenden Opfer am Lebensaltar:
Die Palme des Glückes, ſie wird nur erſtritten,
Dann beut ſie den Frieden des Himmels uns dar!

Himmels-Bürgſchaft.

Wenn der Frühling kommen iſt,
Und bei lauer Lüfte Wehen
Tauſend Leben auferſtehen,
Blüthen-Odem uns umfließt,
Goldne Strahlen niederglüh'n,
Vöglein laut ihr Feſtlied ſchmettern,
Und, das Leben zu vergöttern,
Paradieſe uns umblüh'n:
Fühlſt Du dann das leiſe Bangen
Heimlich in bewegter Bruſt? —
Mitten in der Frühlingsluſt
Regt ſich mächtiges Verlangen.
Durch die Fluren mußt Du ſchweifen,
Raſtlos treibt der inn're Sinn,
Mußt den Wanderſtab ergreifen,
Und doch weißt Du nicht — wohin!

Wenn ein ſüßes Lied Dich grüßt,
Und verwandter Töne Schweben
Dich, wie ein geliebtes Leben,
Traulich, inniglich umſchließt;

Wenn, wie Iris Farben, ſchön,
Hohe Bilder Dich umringen,
Laute durch die Bruſt Dir dringen,
Wie entſtrömt den Himmelshöh'n:
    Iſt es nicht, als zög' Dein Leben
    [illegible]en Klängen nach? —
    W[illegible] Geiſterwort verſprach,
    Faſſen willſt Du's, und erſtreben;
    Ringſt, den Schlüſſel aufzufinden
    Zu dem tiefverhüllten Land,
    Willſt den Wunderquell ergründen,
    Der ſo ſüße Fluth verſandt.

Wenn Du auf des Lebens Bahn
Ein geliebtes Weſen funden,
Wenn in ſüßen Weiheſtunden
Seel' um Seel' ſich aufgethan;
Wenn ſich in dem treuen Blick
Wonnig nun Dein Auge ſpiegelt,
Seelengleichheit feſt beſiegelt
Treuer Liebe Götterglück:
    Da, in aller Wonnen Fülle
    Zittert es, wie leiſer Schmerz,
    Geiſterähnlich durch Dein Herz,
    Lüſtend dunkler Räthſel Hülle.
    Weilen willſt Du, ewig weilen, —
    Und doch biſt Du in der Bruſt
    Einer Sehnſucht, nie zu heilen,
    Heimlichtrauernd Dir bewußt.

Weißt Du, was dieß Sehnen meint?
Was im Liede Dich beweget,
Deines Geiſtes Flügel reget,
Seligkeit mit Wehmuth eint?
Suche nicht im Erdenland
Zu entfalten dieſe Blüthe! —
Pflege heimlich im Gemüthe
Dieſes ſüße Himmelspfand!
Wer an Erdenglück die Flamme
Seiner Bruſt zu kühlen weiß:
O, der iſt ein todtes Reis
An dem ew'gen Lebensſtamme!
In der Sehnſucht heil'gen Schmerzen
Kündet ſich der Himmel an;
Engel zieh'n an unſern Herzen,
Will die Erde ſie umfah'n!

Herbſtblätter.

Es kräuſelt das Laub ſich, und ſäuſelt herab,
Und trennt ſich vom herbſtlichen Baume;
Der Zweig, der erſt Nahrung und Leben ihm gab,
Schwankt einſam im luftigen Raume.
Sonſt war ſeine Zierde das liebliche Grün,
Jetzt ſieht er es ſchmerzlos im Lufthauch entflieh'n;
Er fühlet, die kommenden Keime
Verheißen noch ſchönere Träume.

So ſinken vom Leben im Laufe der Zeit
Der Wünſche und Hoffnungen viele;
Sie waren dem Frühling des Lebens geweiht,
Und ſind mit dem Lenze am Ziele.
Was erſt uns die Krone des Lebens gedäucht:
Das löſ't ſich vom Herzen bald ruhig und leicht;
Wir tauſchen mit Wünſchen und Freuden,
Wie Bäume ſich wechſelnd bekleiden.

Allmählich die treibende Kraft ſich verzehrt,
Die Blüthen, die Blätter entgleiten,
Der Sturm, der die Zierde des Baumes verheert,
Entführt ſie zu dämmernden Weiten. —
So zehren die Hoffnungen, unbewußt,
Am Herzen mit ihrer verführenden Luſt,
Bis von dem entblätterten Leben
Sie ſtill ſich nach Jenſeits erheben.

Das rechte Ziel.

Was ſchaueſt Du ſo bang' und trübe,
Du liebes Menſchenangeſicht?
„Ich ſehnte mich nach Glück und Liebe,
Ich ſuchte, doch ich fand ſie nicht!“

Und haſt Du gleich noch nicht gefunden,
So bleibe nicht im Kampfe ſteh'n!
„Schau' in dies Herz, es iſt voll Wunden!
Mein Hoffen ſah ich untergeh'n!“

Siehſt Du die Rebe dort, die kranke,
Die hin am Boden matt ſich ſchlingt?
Nach jedem Halm langt ihre Ranke,
Weil er des Strebens Ziel ihr dünkt.

Doch, ach, was liebend ſie erkoren,
Es welkt, berührt von ihrer Kraft!
Es ſinkt, und gibt den Freund verloren,
Vom erſten Lufthauch weggerafft.

Da ſauſt es hoch vom Lebensbaume,
Deß Schatten weit die Flur umfängt,
Und ſanft erfriſcht vom kühlen Raume
Verlangend ſich die Rebe lenkt.

Schon ruht dem Starken ſie zu Füßen,
Der Schmerz der tiefen Sehnſucht weicht;
Sie wagt's, ſich liebend anzuſchließen
An ihn, der neue Kraft ihr reicht.

Und wie die Ranken ſich erheben
Aus Moos und Halmen, muthig kühn,
Durchſtrömt ſie bald ein friſches Leben,
Und Blätter keimen, üppiggrün.

Da ſchmieget ſie in ſüßer Liebe
Sich an des Freundes Buſen an,
Er aber führt die zarten Triebe
Mit ſtarken Armen himmelan.

Und ſchmücket ſie mit reichen Trauben,
Und ſchützet ſie mit treuer Hand;
Kein wilder Sturm darf ſie entlauben,
Seit ſie das rechte Ziel erkannt.

Ein feſter Hort iſt ihr geblieben,
Ihr Leben blühet frei hinaus,
Und über alle, die ſie lieben,
Gießt ſie des Segens Fülle aus.

O woll' auch Du der Rebe gleichen,
Die Frucht im reinern Licht nur trägt!
Die Sehnſucht iſt des Lebens Zeichen,
Das, gottentflammt, ſich in uns regt.

Verkenne nicht ihr heilig Mahnen!
Sie kühlet keine ird'ſche Luſt!
Zur Heimath uns den Weg zu bahnen,
Erwacht ſie in des Pilgers Bruſt.

Du mußt das rechte Ziel erſt finden;
Dann darfſt Du auch mit Kinderſinn
Der Erde Schmuck zum Kranz Dir winden;
Denn Luſt und Schmerz wird dann Gewinn!

Nachtſtück von Friedrich.

Ohnmächtig ruh'n des Meeres dunkle Wogen,
Gebunden von der Stille der Natur;
Tiefblauer Nebel deckt des Tages Spur,
Und ſchweigend kommt die ernſte Nacht gezogen.

Leiſ' ſtöhnend ſteigt die Welle auf und nieder,
Gleich eines Sterbenden bewegter Bruſt,
Die ſich des letzten, ſchweren Traums bewußt,
Noch einmal langſam hebt, und dann nicht wieder.

Und ruhig ſchaut der Mond von ſeinem Dome,
Und löſ't den Kampf, und lächelt ſanft und ſtreuet
Verklärungsſchimmer auf das ſtille Grab;

Ein Engel, der die irdiſchen Atome
Zur Ruhe trägt und ſich des Sieges freuet,
Und aufwärts winkt mit ſeinem Lilienſtab.

Bei Gerhard von Kügelchens Gemälde:

Die gefeſſelte Pſyche.

Was ſinn't die Stirn in heiliger Verklärung?
Sehnt nach der Götterheimath fernem Glück,
Nach ew'ger Liebe ſeliger Gewährung
Sich Dein entzückter, ſehnſuchtsvoller Blick?

Berührt von höher'm, wärmern Sonnenſtrahle
Langſt Du empor zur lichten Himmelswelt,
Hinweg Dich ſehnend von dem dunklen Thale.
An dem Dich ſtreng die Erdenfeſſel hält.

Die bunten Fitt'ge regen ſich, und ſtreben
Verlangend auf, das gold'ne Licht zu grüßen,
Wie Blumen dürſten nach dem Strahl der Sonne;

Doch angehörend noch dem Erdenleben.
Darf nur der Traum die reine Stirn Dir küſſen,
Und Ahnung heißt der Blicke ſtumme Wonne.

Bei Gerhard von Kügelchens Zeichnung:

Irdiſche und himmliſche Liebe.

Hoch der Fackel dunkle Gluth geſchwungen,
Die des Siegers luft'ge Bahn erhellt:
Senket ſich zu frohen Huldigungen
Eros auf die hochentzückte Welt.

Doch wer nennet mir den ſtillen Knaben,
Dieſem gleich an lieblicher Geſtalt?
Doch den Blick ſo himmliſch, ſo erhaben,
Fackellos, von reinerm Licht umwallt?

Immer höher ſcheint er aufzuſchweben,
Uns zu winken zu des Lichtes Räumen,
Still entzückend ſel'ger Hoffnung Luſt. —

Hehres Kind, von Strahlen licht umgeben,
Freundlich führſt Du aus der Erde Träumen
Heimwärts zu des ew'gen Vaters Bruſt!

An Theophania.

Wo klingt die reine, gottgeweihte Leyer,
Die Frieden oft in unſre Bruſt getönt?
Verſank ihr Ton in tiefer Ruhe Feier?
Hat ſchön'rer Kranz der Säng'rin Stirn gekrönt?

Wer hat das Lied, das liebliche, gewonnen?
Vergebens lauſch' ich ſeinem holden Gruß!
Wol quillt er fort, der Lieder reicher Bronnen,
Doch naht nicht mehr Dein holder Genius.

Sieh', Theophania! die Sterne gehen
Aus dichter Wolken neidiſcher Verhüllung,
Wenn Liebe bittet, wieder mild hervor!

So reich' auch Du der Sehnſucht ſtillem Flehen,
Dem leiſen Wunſche, liebliche Erfüllung,
Und kehr' zurück zu unſerm Sanges-Chor!

Inneres Leben.

Was von des Himmels lichten Höhen
In unſ're Seelen eingekehrt,
Was noch kein Auge je geſehen,
Und keines Menſchen Ohr gehört:
Das tiefſte, innerſte Entzücken,
Zu groß für eine Menſchenbruſt,
Das ſehnte ſich mit kühner Luſt,
In Wort und Form ſich auszudrücken.

Und wie's in Strahlen war gekommen,
Verkündigend des Himmels Pracht,
Wie's durch der Seele Kerkernacht,
Gleich Blitzen leuchtend, aufgeglommen:
So drängt es aus des Buſens Schweigen
Hervor mit göttlicher Gewalt,
So will's hinauf zur Heimath ſteigen,
In überirdiſcher Geſtalt.

So ward der Töne Kraft entbunden,
So ſtieg im Harmonien-Chor,
Was keine Sprache ſonſt gefunden,
Entzückend an das Licht hervor.
So ſah man auf in Bildern leben
Den göttlich wunderbaren Strahl,
Dem Unſichtbaren Farben geben,
Und Farbengluth dem Ideal.

Und was nur Hohes ward empfunden,
Tief-innig in des Herzens Grund,
Das gab in heil'gen Weiheſtunden
Der Geiſt den äußern Sinnen kund.
Selbſt das geheime, tiefe Walten
Der göttlichen Religion,
Das trat in heiligen Geſtalten
Ans Licht hervor durch Farb' und Ton.

Stolz hob nun ſeine kühnen Schwingen
Der Genius, von ihr geweiht,
Ihr würd'ge Kränze darzubringen,
Unwandelbar im Sturm der Zeit.
Da trat die göttliche Madonne
Hervor mit hohem Liebesblick,
Und trug in ſel'ger Andacht Wonne
In ihren Himmel uns zurück.

Da hallten heil'ge Melodieen
Weit durch des Tempels Wölbung hin,
Tief in die Seele einzuziehen
Mit Friedensgruß und Liebesſinn.
Und ſo, in ſeligem Entzücken,
Verklärte ſich in ird'ſchem Licht
Das Ewige vor unſern Blicken,
Was dunkel nur im Herzen ſpricht.

Und wie's in Strahlen ward empfangen,
So zieht's, gleich Strahlen, uns empor
Mit hohem, innigen Verlangen,
Zum unſichtbaren Geiſter-Chor.
Mit tauſendfachen, lieben Händen
Winkt's aufwärts über Raum und Zeit,
Das Angefang'ne zu vollenden
Im Sonnenglanz der Ewigkeit.

Ruhe.

Der Tag erſtirbt; die bunten Farben bleichen,
Und breite Schatten ruhen auf der Flur.
Es hat die Nacht kein tröſtend Lebenszeichen,
Von Sang und Klang und Jubel keine Spur!
Du wähnſt Dich in des Todes düſtern Reichen,
Und wandelſt in der Werkſtatt der Natur!
Denn in der Nacht geheimnißvollem Schleier
Schmückt ſich der Tag zur neuen Morgenfeier.

Hörſt Du den Pulsſchlag der entſchlaf'nen Erde?
Das Leben klopft in ihrer ſtillen Bruſt!
Sie ruht ſo ſanft, der heißen Tagsbeſchwerde
Iſt ſie im Traum nur dunkel ſich bewußt.
Sie weiß, daß ſie der Morgen wecken werde,
Und ſaugt des Himmels Thau mit ſel'ger Luſt.
Bald wird ſich aus der Schöpfung heil'gem Schweigen
Die neue Kraft, der neue Glanz erzeugen.

Ermüdet, von der Freude lauten Chören,
Reißt ſich der Menſch vom Spiel des Lebens los,
Das ernſte Wort der eignen Bruſt zu hören,
Entflieht er zu der Ruhe ſtillem Schooß.
Hier ſenken ſich des Himmels reine Lehren
Tief in ſein Herz, das weit ihm wird und groß,
Und bald erſteht, wie vor dem Thau die Blüthe,
Das Göttliche im feiernden Gemüthe!

Wer möchte wol den ſtillen Sinn verklagen,
Der ſolchen Keim in ſeiner Tiefe nährt?
Nach kurzem Schweigen wird der Morgen tagen,
Der ſeine Kraft in edler That verklärt;
Dann wird es jene laut der Zukunft ſagen,
Daß ernſte Ruh' ſo ſüßes Heil gewährt,
Und Alles erſt zu ihrem Schooß ſich neiget,
Eh' es gedeihend auf zum Lichte ſteiget.

So laß uns denn an Deinen Buſen ſinken,
Du heil'ge Ruh', die uns mit Gott vertraut!
Aus Deinem Kelch des Lebens Balſam trinken,
Der Seligkeit des Himmels in uns thaut! —
Wie Sterne, die durch nächt'ge Wolken blinken,
Umfließt ein Strahl Dich, hehre Gottesbraut,
Der einen unvergänglich ſüßen Frieden
Dem Sterblichen in Deinem Blick beſchieden:

O ſey uns hold, wenn zu der Menſchheit Segen
Ein frommes Herz auf bied're Thaten ſinnt!
Reich uns des Schönen Urbild mild entgegen,
Wenn ſtill die Hand ein zartes Werk beginnt!
Und, wenn ſie uns hinab zum Schlummer legen,
Durch den kein Traum des frohen Lebens rinnt:
So ſey auch dann das Wort uns nicht verloren:
„Aus Ruhe wird das Göttliche geboren!"

Heimweh.

Du frägſt, was ich verlange?
Zur Heimath will ich hin!
Mir iſt doch ewig bange,
So lang' ich dort nicht bin!

Es ſteht in holder Schöne
Die Erde angethan,
Doch was ich mir erſehne,
Das treff' ich nirgends an.

Die Blumen, die ich meine,
Zieht dieſe Welt nicht groß,
Sie keimen nur alleine
In meines Vaters Schooß!

Im Sternenſchein der Liebe,
Da ſteht ſein weites Haus!
Die Welt iſt kalt und trübe,
Ich ſehne mich hinaus!

Stilles Bewußtſeyn.

Wer frei, aus reinem Willen,
Der Liebe Thaten übt,
Der fragt ja nie im Stillen:
Wem, und warum er gibt.

Er muß es ja vollbringen
Aus eig'nem Herzensdrang,
Nicht Lohn will er erringen,
Nicht Gegendienſt und Dank!

Der Geiſt, durch den er handelt,
Iſt rein, wie ew'ges Licht,
Er klügelt nicht, er wandelt
Sich ſelbſt beim Undank nicht!

Wo feine Klugheit leiſe
Berechnend überlegt,
Und prüfend erſt, und weiſe
Mit ſtrenger Wage wägt:

Da ſteht mit offnen Handen
Die fromme Liebe da,
Nur Segen auszuſpenden
Und Hülfe, fern und nah!

Die Klugheit ſorgt und bauet
Ein feſtes Haus ſich auf;
Die Liebe aber ſchauet
Zum Himmel ſtill hinauf.

Sie fordert kein Vergelten!
Ihr gnügt die ſtille Luſt:
Dem großen Gott der Welten
Iſt ihre That bewußt.

Himmliſcher Segen.

Wer wollte bei des Lenzes Prangen
Der Blüthentage ſüße Luſt
Mit vollem Herzen nicht umfangen,
Feſthalten an beglückter Bruſt?
Der Mai, das Wiegenfeſt der Liebe,
Wie ſelig, wenn ſein Blick erwacht!
O, daß er ewig bei uns bliebe
In ſeiner Jugend Götterpracht!
Doch flüchtig enteilet der roſige Morgen,
Und ſengender ſteiget die Sonne empor;
Des Himmels Azur iſt in Wolken verborgen,
Und Blitze durchzücken den nächtlichen Flor.
Und hörſt Du den Donner gewaltig erdröhnen?
Und ſiehſt Du des Regens allmächtigen Fall?
Wer wird die zerſtörenden Mächte verſöhnen?
Wer ſchützet das furchtſam erzitternde All?

Sieh', wie der Waldſtrom ſeine Wogen
Lautbrauſend durch die Fluren trägt,
Die Wetter haben ſich verzogen,
Und auch der Sturm hat ſich gelegt.

Sanftlächelnd heben zarte Halme
Das hellbethränte Haupt empor,
Und Lobgeſang und Dankespſalme
Zieh'n jubelnd aus dem Hain hervor.
Wen preiſen die Blicke, die ſtillen Gebete?
Den Gott, den noch keiner vergebens geſucht,
Der freundlich, was ſorgſam der Gläubige ſä'te,
Im Sturme gedeih'n ließ, zu reichlicher Frucht.
Ihm faltet der Sä'mann anbetend die Hände,
Vertrauend den Blick zu den Wolken gewandt,
Aus denen des Segens unendliche Spende
Der liebende Vater herniedergeſandt.

O heil'ge Liebe, die Gedeihen
Der Saat, der gold'nen Frucht gewährt,
Was lebt, das darf ſich Dein erfreuen,
Und wird von Deiner Kraft genährt!
Wir ahnen Dein geheimes Walten
Bei Sonnenſchein und Sturmesgraun,
Wie auch die wechſelnden Geſtalten
Des Lebens auf uns niederſchau'n.
Oft dünkt uns, wenn Bilder auf Bilder ſich drängen,
Zuſammenhang fehle dem irdiſchen Spiel;
Oft weinet, berühret von flüchtigen Klängen,
Verletzet im Buſen das tiefe Gefühl; —
Doch ſeh'n wir nach langem, geduldigen Schweigen
Die einzelnen Scenen zum Ganzen vereint,
So wird uns der heilige Einklang bezeugen:
Es waltet die Liebe, wie fern ſie auch ſcheint!

So wie im Sturm die Saat gediehen,
So reift im Leid das Menſchenherz,
Drum muß zum heiligen Erziehen
Abwechſelnd nahen Luſt und Schmerz.
Bedeutend reicht die flücht'ge Stunde
Die Perle hoher Weisheit hin,
Und jede Lehr' aus ihrem Munde,
Sie deutet uns des Lebens Sinn!
Nicht jene Gebilde, die wandelnd entzücken,
Gehören dem Menſchen, dem ewigen, an;
Die ſchweigenden Mächte, die jene entrücken,
Sie ziehen ihn liebend nach ewigem Plan.
Die heiligen Mahle, die Zeit ihm und Leben
Zurückließ im Herzen, in Geiſt und Gemüth,
Sie ſind ihm als ewige Gabe gegeben,
Aus denen die Erndte des Himmels erblüht!

Am Wölfelsfall.

Nächtliche Wildniß, und Du, des ewigen Gottes Verkünder,
Donnernde Stimme der Fluth, ſei mir mit Andacht gegrüßt!
Schauer erregend erſcheint der mächtige Sohn des Gebirges,
Stürzend von ſonniger Höh' tief in des Abgrunds Geklüft.
Welch ein ſtolzer Tumult, welch majeſtätiſch Empören!
Kämpfend zur Höhe zurück bäumt ſich die ſchäumende Fluth;
Aber noch zorniger ſchlägt der zackigte Fels ſie darnieder,
Daß vom gewaltigen Fall ſchaurig die Tiefe erdröhnt.
Zitternd ſchaut es der Hain, und ſchüttelt die uralten Wipfel,
Bleich, wie Entſetzen, und ſtarr ſtehet der Felſen Geſtalt.
Schwärzliche Höhlen eröffnet die Tiefe; mit bangem Geſtöhne
Flieht der erniedrigte Strom hin in die neblichte Kluft.
Schaurige Wildniß iſt hier, und undurchdringliches Grauen,
Mit des Tartarus Nacht ringet das ſterbende Licht.
Und der Menſch ſchaut hinab, abwehrend den gräßlichen Schwindel,
Und es kämpft um den Sieg Grau'n und Entzücken in ihm.
Zitternd ſchwanket ſein Fuß; kaum weiß er zu ſagen, ob Bangen,
Oder der Andacht Gewalt heimlich die Knie ihm gebeugt.

So empfand einſt der Wilde, als bei dem Fall Niagara's,
Dunkle Ahnung von Gott plötzlich ſein Inn'res ergriff.
Schweigend nahm er den Pfeil, den Bogen, die theuerſte Habe,
Blickte, Anbetung im Blick, tief in die donnernde Fluth.
Und den ewigen Geiſt zu feiern, den ſtill er erkannte,
Senkt' er, als Opfer des Danks, beide zur Tiefe hinab.
Auch Du, mächtiger Strom, verkündeſt die Gottheit! Es wölbet
Sich zum Tempel des Herrn ſäuſelnd der Fichten Gezweig.
Laut erzähle von ihm mit Deiner gewaltigen Stimme,
Trage den heil'gen Pſalm weit durch der Haine Gebiet!
Mächtiger donnert der Fall; es hüllen, gleich leichten Gewölken,
Silberne Düfte die Fluth, bergend ihr nächtliches Grab.
Raſcher dränget ſich Woge auf Woge im raſtloſen Wechſel,
Wie die eilende Zeit Tage auf Tage begräbt.
Keine von jenen kehret zurück, und keiner von dieſen,
Keiner von dieſen; auch Du, Stunde der Gegenwart, nicht!
Kaum berühret den Kelch des Pilgers glückliche Lippe,
Da, von dem Munde hinweg, zieht ihn des Schickſals Gebot.
Doch der Tropfen auch ſchon gewährte Erquickung; es legte
In des Augenblicks Hand göttliche Liebe das Glück.
Was die Zeit nicht vermag, das geb' ihm die dankbare Seele,
Gebe Unſterblichkeit ihm in der Erinn'rung Gefild'!

Berg-Elegie.

Die Wipfel glüh'n, die Bergeshäupter prangen,
Gleich Purpur-Roſen, die der Lenz gepflegt,
Vom Abſchieds-Strahl der Sonne weich umfangen,
Die ſanft ihr Haupt in Weſten niederlegt;
Mit Feuerlilien iſt das Bett umhangen,
Das ſie hinab zu andern Zonen trägt,
Sanftflüſternd naht mit heimlichem Vergnügen
Der Lüfte Heer, in Schlummer ſie zu wiegen.

Schon bricht ihr Aug' in ſüßem Schlaf. Es wallen
Des Himmels Purpurdecken weich herab,
Und tauſend leichte Roſenblüthen fallen
Von Engels-Händen auf der Schläf'rin Grab.
Schon hört man leiſ' des Haines Stimmen ſchallen,
Sie preiſend, die den lichten Tag uns gab;
Es ſingt der Bach, der Quell mit lauten Zungen,
Von gleicher Lieb', von gleichem Dank durchdrungen.

Und ſchweigen ſollt' ich, da von Thal und Hügel
So wunderholder Liebeslaut ertönt?
Stumm bleiben wo des Geiſtes mächt'ger Flügel
Des Buſens Kerker allgewaltig dehnt? —
Nein, o Natur! Dein Machtwort ſprengt die Riegel,
Nach deren Löſung lang' ich mich geſehnt;
Laut, Wort, Geſang iſt mir zurückgegeben,
Und ob dem Tode ſiegt das ſüße Leben.

Preis Dir, o Gott, der Deine Hochaltäre
Mich einmal ſelig noch beſteigen ließ,
Der aus der Bruſt der Krankheit lange Schwere,
In meine Seele Freude ziehen hieß!
Des Dankes und der Liebe Glut verkläre
Zum Tempel mir dies Abend-Paradies,
In dem ſich feiernd meine Kniee beugen,
Ehrfurcht und Liebe kindlich Dir zu zeigen.

Du warſt's, der dieſe Lichter angezündet,
Die wärmend fielen in die kalte Bruſt;
Du biſt's, der mit dem All mich neu verbündet
In dem Gefühl der Liebe und der Luſt;
Du wirſt es ſeyn, den meine Seele findet,
Wo ſtiller Wonne ſich mein Herz bewußt;
In Dir, und durch Dich tränkt des Lebens Quelle
Mich mit der Freuden ewigfriſcher Welle.

Hier Deiner Größe, Deiner Allmacht Zeugen,
Wie ſteh'n ſie hoch und herrlich um mich her!
Die Felſenrieſen, die gen Himmel ſteigen,
Sie rufen: „Du biſt Gott, und Keiner mehr!"
Nur Dir wird einſt ihr ſchroffes Haupt ſich neigen,
Brauſt weltzerſtörend Dein Orkan einher,
Nicht Menſchenhand, ſo ſtark ſie auch erfunden,
Trennt den Granit, den Du zum Kranz verbunden.

Die Sonne wird noch lang' ſein Haupt beſcheinen,
Der Abend ihn umſchatten ſtill und kühl,
Wenn, ruhend in des Todes Schlummerhainen,
Der Menſchen Herz, die hier geweilt, zerfiel;
Wenn, wie das falbe Moos auf dieſen Steinen,
Ihr Staub verweht, der Frühlings-Lüfte Spiel,
Und alles, was ſie fühlten und beſeſſen,
Begraben iſt, verklungen und vergeſſen.

O ſüße Welt! Wer könnte von Dir laſſen,
Dürft' er, wenn er aus Deinem Arm entrückt,
Nicht eine neue Schöpfung warm umfaſſen,
In der ſein Geiſt aufs Neue den erblickt,
Der dieſen Auen, dieſen Felſenmaſſen
Den Stempel ſeiner Größe aufgedrückt; —
Wenn nicht der Abſchiedsſtunde bange Schwere
Der Lichtaufgang des neuen Daſeyns wäre!

O ſchöner Glaube, dieſes kleine Leben,
Nur fühlbar durch der Nerven leiſen Schlag,
Darf zum Unendlichen die Schwingen heben,
Zu einem großen, ſonnenhellen Tag.
Nicht dieſe Welt iſt ihm zum Ziel gegeben,
So viel des Schönen ſie auch bieten mag;
Genoſſe größ'rer, ſchönerer Naturen,
Strebt es empor zu fernen Sonnenſpuren.

Beſtätigt Ihr des Herzens ſtille Worte,
Ihr lichten Boten dort am Himmels-Saum?
Stillwinkend ſteht Ihr an der ernſten Pforte,
Gewährung lächelnd meinem kühnen Traum.
Ja, Gottes Liebe grünt an jedem Orte,
Ein unverwelklich, ew'ger Lebensbaum;
Sie blickt mich an aus dieſes Thales Stille,
Wie aus der Sonnen ew'ger Blüthen-Fülle.

O, an das Herz mir, Welt, mit Deiner Schöne,
Bis zu dem letzten, kurzen Abſchieds-Kuß!
Und Du, o heilig tiefverhüllte Scene,
Du, and'rer Welt geheimnißvoller Gruß,
Miſch Deiner Sprache deutungsvolle Töne
Oft in des Lebens flüchtigen Genuß,
Daß Liebe, wie ich ſie dort oben ahne,
Mir ſanft den Pfad zur Geiſter-Heimath bahne!

Was ich wollte!

Nicht des Glückes gold'ne Tage,
Nicht die Kränze froher Horen,
Segnend für Dich auserkoren
Auf des Schickſals reicher Wage;
Nicht das ſchöngeſchmückte Leben,
Das die Götter Dir verlieh'n,
Können meiner Wünſche Streben
Hin in Deine Kreiſe zieh'n.

Viele ſind's, die an Dir hangen,
Viele, die nach Deinen Strahlen,
Die nach Deinen Freuden-Mahlen
Dürſtend und begehrend langen,
Viele, die mit warmen Blicken
Lieb' und Treue laut Dir weih'n,
Und mit jubelndem Entzücken
Sich an Deine Schritte reih'n.

Ihnen theile Deine Freuden,
Ihnen Deine heitern Stunden!
Alle, die Dir Glück verbunden,
Will ich ſeh'n, und keinen neiden.
Doch ſollt' einſt der Morgen tagen,
Wo die bunte Schaar entflieht:
O dann möcht' ich ohne Zagen
Frei entfalten mein Gemüth.

In des Trübſals banger Stunde,
Wo ſo manche Larven fallen,
Schmeichelworte leicht verhallen,
Gleich vergeß'ner Fabelkunde:
Wo, was flüchtig Glück gegeben,
Gaukelnd mit dem Glück entflieht,
Falſche Gunſt von Deinem Leben
Treulos ihre Rechte zieht:

O dann möcht' ich zu Dir eilen,
Dicht an Deine Seite treten,
Sanft Dich tröſten, mit Dir beten,
Mit Dir meinen Frieden theilen,
Flüſtern Dir von ſchönern Freuden,
Treuer Engel Liebesblick,
Die nicht weichen, die nicht ſcheiden,
Bei dem bängſten Mißgeſchick:

Möcht' ein Hüttchen Dir bereiten,
Fern vom eitlen Lebensſpiele,
Drüber hin die duft'ge Kühle
Ew'ger Maientage breiten;
Möchte ringsum Blumen ziehen,
Wie ſie dauernd uns erfreu'n,
Die in ſteter Anmuth blühen
Täglich ſchöner ſich erneu'n;

Möchte hehre Huldgeſtalten
Laden in des Hauſes Runde,
Die nicht eitlen Treibens Kunde,
Himmel nur Dir fromm entfalten; —
Und wenn dann der Götter Milde
Dieſen froh Dich finden ließ,
Decken mit geweihtem Schilde
Deines Friedens Paradies!

Gnomen.

1.

Hand'le nach eignem Trieb, und pflege das edle Verlangen,
Welches raſtlos begehrt, Thaten der Liebe zu ſtreu'n.
Fällt auch das Saamenkorn hin auf harten, undankbaren
Boden:
Einer ſieht es, der weiß, daß Du es redlich gemeint.

2.

Schweigen veredelt den Schmerz: der Feige nur klaget
der Menge,
Aber die fromme Geduld decket die Wunde und ſchweigt. —
Wie die Muſchel geheim Verletzung duldet, und ſorglich
Ihre Thränen verwahrt: alſo ein edles Gemüth. —
Herrlich verklären ſich einſt die Male der Leiden, — und
freudig
Zeigt ein vergeltender Tag Beiden den innern Gewinn.

Bitte.

Laß mich mit kindlicher Luſt die Fluren des Lebens durchſchweifen,
Unbefangen und frei lieben das Menſchengeſchlecht!
Störe den lieblichen Traum mir nicht von Tugend und Treue!
Kommt das Erwachen auch einſt, hab' ich doch ſelig geträumt.

Liebe der Kinder.

Warum entzückt uns ſo hoch unſchuldiger Kinder Umarmung? —
Ihre Liebe, warum thut ſie dem Herzen ſo wohl?
Siehe, der Himmel, ſo rein in kindlicher Seele gegründet,
Kennet nicht ſchmeichelndes Wort, heuchelt nicht fälſchlich Gefühl.
Ahnung iſt es, es iſt die heilige Stimme der Wahrheit,
Die es mit ſanftem Vertrau'n hinzieht zu liebender Bruſt.
Darum beſeligt ſo hoch unſchuldiger Kinder Umarmung.
Unbeſtechlich durchſchau'n kindliche Richter die Bruſt.

Das Vorbild.

Liebliche Schweſtern, Ihr wollt ein wahrhaft belehrendes Vorbild?
Nehmt die Biene, ſie lebt, wie es den Himmel erfreut!
Nützlich, geſchäftig und ſtill gedenkt ſie *dem Ganzen zu nützen*,
Huld'gend dem blühenden Lenz, bleibt ſie dem *Schönen* getreu.
Frei ſchweift ihr fröhlicher Sinn durch's Leben, beglückt und beglückend,
Nimmer vergißt ſie des Zwecks, welchen Natur ihr beſtimmt.
Und was ſo ſchön iſt, ſie ſaugt aus *Diſteln* ſo gut wie aus *Roſen*
Gleichen Balſam für ſich! Alles gedeiht ihr zum Heil!

Schmerz und Verdruß.

Wäre auch bitter der Schmerz, die Seele enthebt er der Erde,
Bildet ſie himmliſcher aus, weiht ſie dem tiefern Gefühl,
Aber Verdruß iſt die Pein, die furchtbare, denn ſie entnervet
Seelen und Herzen, und mahnt an die Gebrechen der Welt.

Zuruf.

Thränen zoll' ich dem Weib', wenn gleich der entblätterten Roſe
Ihrer Freude Gebild bleichend in Dämm'rung verſank.
Eng' iſt der Garten, wo ſie als ſinnige Gärtnerin waltet,
So ſie in Einfalt und Treu' pfleget der Hoffnungen Saat.
Darum wartet ſie auch der keimenden Blüthen ſo innig,
Pfleget ſo mütterlich ſie, fühlet ihr Sterben ſo tief.
Aber der Mann, dem ſo weit des Lebens Wege ſich breiten,
Der in das Endloſe kühn forſchend die Blicke gewagt:
Er bedarf nicht des Mitleids! Zu hoch über jegliche Zähre
Hat ihn das Schickſal geſtellt, als es ihm Freiheit gewährt.
Ungehindert durchſchweift er die Welt, ein ſeliger Wand'rer,
Strebt über Felſen und Dorn kraftvoll und muthig zum Ziel.
Mög' er auch Manches im Tanz der wechſelnden Stunden erleben,
Das mit Zweifel ihn bald, bald auch mit Unmuth erfüllt:
Stets verſöhnt mit dem Schmerz ihn freundlich die liebliche Hoffnung,
Die das endloſe Reich frei ſeinen Blicken enthüllt.
Nimmer darf drum die Kraft zum muthigen Ziel ihm ermatten,
Denn am Ziele vereint herrlich ſich Schatten und Licht. —
Drum, o Wand'rer, ſo frei, ſo reich von den Göttern geſegnet,
Stört auch ein Dorn Dir den Lauf, lächle, und preiſe Dein Loos!

Die Stillen.

Frage.

Warum durchirrt Ihr die Welt ſo ſchweigſam? Erwecken die Feſte,
Und die jubelnde Luſt nie Euch verwandtes Gefühl?
Nie der belebenden Rede erquickende Wohlthat, das Zeichen
Fröhlichen Lebens, das ſchnell Gleiches zu Gleichem geſellt?
Viele ſprachen Euch an, es traten Euch redlich und liebend
Manche entgegen, doch Ihr bliebet ſo fremd wie zuvor!
War auch freundlich der Blick, die Lippe blieb dennoch verſchloſſen!
Ungeſellig und arm, fürcht' ich, iſt ſolches Gemüth!

Antwort.

Schmähet und zürnet uns nicht! Es bildete weislich der Schöpfer
Vielfach des Menſchen Gemüth, jedes verherrlicht ihn ſtill!
Tief ruht ſein Odem in uns, indeß bei leichter Berührung
Ihr den fröhlichen Geiſt frei gebt in lieblichem Wort.
Aeolsharfen vergleichbar ſind Eure Seelen; es löſet
Jeder ſchmeichelnde Hauch leichtlich Euch Sinn und Gemüth.

Doch wie die Flöte, ſich ſelbſt ein wunderbares Geheimniß,
Schweigend ruhet, wie auch Mancher verſuchend ſie prüft,
Bald verworren zurückgibt den Hauch, bald einzelne Laute,
Kalter Erwiederung gleich, ſeufzend dem Forſchenden beut:
Alſo wir Stillen. Doch bald erſcheint der Meiſter, und mächtig
Löſ't er den ſchlummernden Geiſt, bis er ſich jubelnd erhebt;
Melodieen bezeugen ſein heilig Erwachen; verkündend:
Da ſey der mächtige Geiſt, welcher den Zauber beherrſcht.
Alſo verhält ſich das Eine zum Andern. Es komme der rechte,
Zündende Strahl, und es ſchlägt fröhlich die Flamme empor.
Was durch Jahre geheim im Buſen uns ruhte, erwecket
Leichtlich des Geiſtes Gewalt, welcher dem unſern gebeut.

Wohlthat des Schmerzes.

Kennſt Du das roſige Kind, die Freude, die Götter-Verwandte,
Hat Dich ihr lieblicher Kuß einmal zum Himmel entzückt:
O ſo verkenne auch nicht den Bruder, den ernſten, geheimen,
Der ſtatt der Roſen im Lenz dunkle Cypreſſen Dir reicht;
Himmelverwandt iſt auch er, der Schmerz, wie düſter er ſcheine!
Macht er inniger nicht Dich mit den Göttern bekannt? —
Laß Dir nicht grauen, wenn Dich ſein nächtlicher Fittig umkreiſet,
Wenn der Freude Geſtirn düſter in Schatten ſich hüllt.
Sammle die Kraft nur und ſteh', und beuge das Haupt nicht im Sturme,
Hebe Dich muthig und frei über das Leben empor!
Haſt Du mit Geiſt und Vernunft die Stimme des Herzens bezwungen,
Schauſt Du aus ruhiger Höh' hin in die leidende Bruſt:
Wie ſo nichtig wird Dir die Klage erſcheinen, wie eitel
Jeglicher Wunſch, der ſein Glück ſucht in den Gränzen der Zeit.
Ruhig wirſt Du das Opfer zünden, mit ſtarkem Gemüthe,
Löſen vom Herzen den Trieb, der ſich zur Erde gewandt,
Und geläutert und frei empor zu dem Ewigen ſtreben,
Wie durch Flammen verklärt ſtolz ſich der Phönix erhebt.
Darum ſegne den Schmerz, der aus den Armen der Erde
Rettend das Göttliche trägt hin zur Vollendung im Licht!

Der Schiffer.

Leichthin tanzte der Kahn. Noch hüllte Dunkel die Fluthen,
Doch am öſtlichen Saum ſpielte ſchon röthlicher Glanz.
Zart, wie die Roſen des Hains, erblühten die fernen Gewölke,
Wallten, und ſtiegen empor, kränzend die Thore des Lichts.
Da erwachte der Tag. Es zuckte ein ſeliges Lächeln
Um die Wang' ihm, er ſchlug grüßend das Auge empor.
Himmelsſeligkeit troff von ſeiner Wimper; Entzücken
Sprach des flammenden Blicks weltenerleuchtender Strahl.
Und die Wellen erbebten, es fuhren ätheriſche Blitze,
Güld'nen Geſchoſſen gleich, über die grünliche Fluth.
Und der Kahn flog dahin, es trieb ihn ein ſchmeichelnder Lufthauch
Unaufhaltſam hinaus weit ins unendliche Meer.
Steuern wollte der Schiffer, und heimwärts kehren zum Ufer;
Doch allmächtig und feſt hielt ihn des Wunders Gewalt.
Und das Ruder entglitt, es langten die ſehnenden Arme
Nach dem Himmelsgebild, trunken in ſeliger Luſt.
Und ſo trieb er hinaus, hinaus in die purpurne Helle,
Leiſe und leiſer verklang ſterbend das bange: Wohin?
Zu den Göttern! ſo rief's im Innern der ahnenden Seele,
Nicht der Compaß, es wies feſtes Vertrau'n ihm den Weg.
Gläubig gab er ſich hin; er fühlte, die ſonnige Ferne,
Wie das Grab in der Fluth, ſey des Alliebenden Schooß.

Inſchriften auf Blumengaben.

Roſen.

Roſen bezeichnen den Lenz; — mit Roſen kränzt ſich die Liebe;
Dir ſie reichend bekränz' Lenz ich und Liebe zugleich.

Sieh'! Ambroſia birgt die Roſe; ich reiche Dir Beides!
Mit dem roſigen Mund tilge, Geliebte, die Schuld!

Aſtern.

Aſtern erinnern an Sterne; ſo mahnt an den Himmel die Freundſchaft!
Liebe der Engel, ſo heißt jenſeits die Tochter des Licht's.

Sieh' die Aſter, ſie trägt nicht Dornen, und blüh't gleich der Roſe!
Alſo die Freundſchaft; ſie labt, aber verletzet uns nie!

Immortellen.

Nimm ſie, Geliebte: Sie ſind der geiſtigen Anmuth vergleichbar!
Schonend wandelt die Zeit huld'gend an Beiden vorbei.

Vergißmeinnicht.

Nicht dies Blümchen allein, jedwede Blume des Frühlings
Reich' ich, o Freundin, ſie Dir, ſpricht ein: Vergißmeinnicht aus!

Freudig pflanz' ich, mein Lieb', dieß Blümchen geheim vor Dein Fenſter!
Siehſt Du nach Andern, geſchwind mahn' es Dich bittend an mich!

Bei Ueberſendung einer Alpenroſe.

Eine Roſe nur gibt's ohne Dornen; die Höhe erzeugt ſie;
Eine Liebe nur gibt's, frei von verletzendem Schmerz.
Doch gedeihet auch ſie nur auf den Höhen des Lebens;
Selig, wer ſie erkannt, ſeliger, wer ſie beſitzt!

Himmelſchlüſſel.

Sicher ein Freund der Natur hat Dir den Namen gegeben,
Sinnig und lieblich zugleich, Erſtling der keimenden Flur!
Bleibt nicht der Himmel der Luſt, der Frühling, den Weſen verſchloſſen,
Bis Du ihn öffneſt, — und uns Wonne der Götter umquillt?

Die über dem Waſſer blühende Hyazinthe.

Heimlich keimet in beſcheid'ner Stille
Leicht empor das zarte Kind der Horen;
Wie von Duft und Sonnenlicht geboren,
Wölbet ſich der Glocken zarte Fülle.

Ungefeſſelt ſteht die Glanzverklärte;
Keine Wurzel ſchlug ſie in das Leben;
Ihres Frühlings zarte Träume ſchweben
Aus dem Thau, der einzig ſie ernährte.

Alſo wird einſt herrlich ſich entfalten
Das Geheimniß mancher frommen Zähren!
Thränen werden ſich zu Glanz verklären,
Und erſteh'n in himmliſchen Geſtalten.

Das Veilchen.

Laß mich einſam und verborgen
Meinen kleinen Tag beſchließen!
Will des Duftes ſüße Fülle
Gern um fromme Seelen gießen.
Aber willſt Du mich hinüber
Tragen auf die lichten Höhen,
Muß des armen Veilchens Leben
Schnell verduften und vergehen!

Aepfelblüthe.

Wie konnteſt Du ſo traurig Dich entfalten?
Du warſt ſo glühend ſchön, eh' Deine Knoſpe brach!
Den Wünſchen gleich' ich, Freund! ein Glück, das viel verſprach,
Hat ſelten noch der Hoffnung Wort gehalten!

Bei einer Stundenblume.

Feſtverſchloſſen harren ihre Blüthen
Eines Strahles, der ſie mild erſchließt.
Einmal nur will ſie ihr Inn'res bieten,
Wie ein Herz, das ſtill und zaghaft iſt.
Sind die Stunden ungenützt verfloſſen,
Wo ſie Dir den zarten Kelch erſchloſſen:
Oeffnet nimmer ſich der Blume Mund,
Nimmer gibt ſie ihr Geheimniß kund.

So auch ein Gemüth, das liebt und leidet,
Das, Verletzung fürchtend, bang' und ſtill
Die Berührung fremder Blicke meidet,
Nur dem Mitgefühl ſich öffnen will.
Wehe, wenn es allzufrüh vertrauet,
Kalt Dein Blick an ihm vorüberſchauet!
Leicht verſchließt auf immer ſich ſolch' Herz,
Nimmt in's Grab hinab den ſtummen Schmerz.

Ahnung der Unſterblichkeit.

Ringsum iſt Nacht. Der Bäume Wipfel ragen
Still, lautlos aus den ausgeſtorb'nen Räumen,
Auf Berg und Thal liegt es wie tiefes Träumen,
Kaum hört man noch des Lebens Pulſe ſchlagen,
Kein Laut der Luſt, kein Seufzen, kein Verlangen
Rührt an mein Ohr; das Fächeln ſanften Schlummers
Umfängt den Sohn des Glückes wie des Kummers,
Und Schmerz und Jubel iſt zur Ruh' gegangen.
Und dennoch wecket die lautloſe Stille
Ein Leben auf im ſtaunenden Gemüthe,
Das keines Sinnes Macht mir mag erklären!
Es rüttelt an der tiefſten Kräfte Fülle,
Und wie die Knoſpe berſtend weicht der Blüthe,
Will mich des innern Wunders Gluth verzehren.

Was ſchlägt das Herz? — Ich ahne und verlange,
Und möchte untergeh'n in ſüßen Thränen!
Wo iſt Dein Ziel, Du unbekanntes Sehnen,
Wo Deine Heimath, daß ich ſie umfange?

Mit leiſem Wort, von keinem Ohr verſtanden,
Von durſt'ger Lippe nur aus Aetherwogen
In ſeligem Entzücken eingeſogen,
Erzählſt Du mir von unbekannten Landen!
Kühn wie der Aar, hebſt Du die freien Blicke
Zum Endloſen, und greifeſt in die Ferne,
Und langſt nach großen, herrlichen Geſtalten!
Die dunkeln Hütten bleiben tief zurücke,
Einladend winkſt Du mir zum Reich der Sterne,
An ihrem Licht das Räthſel zu entfalten!

Iſt's die Vergangenheit, zu deren Marken
Mich Sehnſucht reißt, um bei erhab'nen Thaten,
Bei heil'ger Tugend mildgepflegten Saaten,
An Kraft und Liebe muthig zu erſtarken?
Nicht jenes Ufer, das zurückgeblieben,
Vermag ſo heiß Begehren zu entzünden!
Der Schiffer ſieht getroſt die Heimath ſchwinden,
Und folgt dem Drang, der ihn hinausgetrieben:
So zieht das dunkle, ſchweigende Geſtade,
Das jenſeits mir aus bleicher Dämm'rung winket,
Mich heimlich an mit magiſchen Geſtalten!
Weit ſchweift der Sinn auf ſchrankenloſem Pfade,
Forſcht nach des fremden Ufers Saum, und ſinket
Verblendet hin, ohnmächtig es zu halten.

Wer löſet mir der Augen dunkle Binde?
Wer weitet mir das Herz für jene Wonnen,
Die zahllos, wie des Himmels ew'ge Sonnen,
Ich in der Ahnung flücht'ger Luſt empfinde?
Wie lange muß ich meiner Ohnmacht weinen,
Wie lange trauern ohne Huldgewährung
In öder, langer, ſchmerzlicher Entbehrung,
Bis meines Tages gold'ne Strahlen ſcheinen?
Getroſt! Getroſt! Des Traumes flücht'ge Wogen,
Sie tragen nicht umſonſt die hohe Klarheit,
Den Roſenſchimmer göttergleicher Stunden!
Des Aufgangs Purpur haben ſie geſogen!
In ihrem Kuß berührte Dich die Wahrheit,
Und die Unſterblichkeit haſt Du empfunden!

Bangen.

Sahſt Du's auf den Fluren liegen,
Aengſtlich bang', gewitterſchwer,
Um der Hügel Kranz ſich ſchmiegen,
Wie ein düſtres Nebelmeer?

Blume ſchließt die Augenlieder
Bei der ſchwülen Lüfte Weh'n;
Scheu drückt ſich der Vogel nieder,
Athmet kaum, und will vergeh'n.

'S iſt nicht Nacht, und doch umfahet
Nirgends Licht der Wolken Saum,
'S iſt nicht Tag, und dennoch nahet
Weder Schlummer ſich noch Traum.

Hüllt der Tod ſich in dies Grauen?
Soll Verheerung aus dem Schooß
Dieſer Wolken niederthauen?
Reißt der wilde Sturm ſich los? —

Oder ſchimmern lichte Sterne
Hinter dieſer Nebelnacht?
Ach, kein Blick verſteht die Ferne,
Löſ't des Grauens bange Macht!

Langſam ſtirbt, von Gram ermattet,
Die entkräftete Natur;
Schwer des Todes Fittig ſchattet,
Und doch trifft kein Blitz die Flur.

Rollten Donner, o ſo löſ'te
Sich in Thränen ihre Pein,
Und des Himmels Balſam flößte
Leben ihr nach Leiden ein.

Hat das Schickſal erſt entſchieden,
Sey es auch ein ſchweres Wort,
Scheucht doch endlich Licht und Frieden
Die Verheerungsſtürme fort.

Jeder Schmerz hat ſeine Thränen,
Sein Gebet, das ihn verklärt;
Nur das Fürchten, Bangen, Wähnen
Iſt's, was unſ're Kraft verzehrt.

Der Scheidende.

Du willſt es, daß ich von Dir gehe,
Und machſt die Trennung mir zur Pflicht,
Doch, — ob ich fern von Dir beſtehe,
Dies, Grauſame, dies frägſt Du nicht.

Du droh'ſt dem Freund, und lächelſt leiſe,
Wenn düſter er von Sterben ſpricht,
Und beutſt ihm tröſtende Beweiſe,
Daß Leid ſo leicht ein Herz nicht bricht.

Was nennſt Du Tod, was nennſt Du Leben? —
Schau' auf die Blume, wie beglückt
Sich ihres Kelches Gluthen heben,
Wenn ſie in's Aug' der Sonne blickt.

Zum Balſam wird des Thaues Zähre,
Zum Glanz der Staub, der ſie ernährt,
Es hat die lichte Sonnenſphäre
Zum Göttertraum ihr Seyn verklärt.

Da pflanzt — in ihres Glückes Fülle
Des Gärtners Hand ſie in ein Land,
Wo zu der Felſen düſt'rer Stille
Kein Sonnenſtrahl den Weg noch fand.

Gewohnt, das ſüße Licht zu grüßen,
Hebt ſuchend ſie das Haupt empor,
Doch muß ſie bald den Irrthum büßen,
Kein Sonnenantlitz tritt hervor.

Kalt iſt der Odem, den ſie trinket,
Kalt, wie in einer Grabesnacht.
Es bleicht der Farben Glanz, es ſinket
Der Zweige Kraft, der Blätter Pracht.

Nicht Tod, nur langſames Entfarben,
Hinwelken iſt's, was ſie bedroht,
Ihr Leben wird ein langes Sterben,
Ein Loos, grauſamer als der Tod.

Sie lebt, — doch ohne Duft und Blüthe,
Sie lebt, — doch ohne zu erfreu'n.
Der Zweig, dem ſonſt die Roſ' entglühte,
Wird bald als Dorn dem Wand'rer dräu'n.

Verſtehſt Du nun den Schmerz des Lebens,
Dem man des Daſeyns Licht geraubt?
Du wehreſt ſeiner Macht vergebens!
Kein Troſtwort hebt der Blume Haupt.

Ich werde ſcheiden, — werde leben, —
Doch wage nie, von dieſem Seyn
Den Schleier forſchend aufzuheben!
Laß Gram und Thränen mir allein!

Spätabend auf der Anhöhe in Salzbrunn.

Schweigend lauſchend auf des Himmels Zeichen,
Ruht die Erde friedlich eingewiegt;
Ihre gluthgetränkten Farben bleichen,
Von dem Graun der Dämmerung beſiegt.
Leiſer rauſcht des Weſtes Kuß im Haine,
Matter wogt das Halmenfeld am Raine,
Und die Blume neigt in Traumesluſt
Sanft ſich nieder an der Mutter Bruſt.

Finſterſchattend ſchmiegt mit Geiſterſchwingen
Dämm'rung ſich um Höhen, Hütt' und Haus,
Und die Reigen froher Luſt verklingen,
Und die heitern Lichter löſchen aus.
Einſam ſteht die Bühne, wo das Leben
Seinen bunten Faſtnachtstraum gegeben;
Schatten gleich, zieh'n in der Dämm'rung Grab
Die Geſtalten froher Luſt hinab.

Tag, wohin floh'n Deine Glanzgebilde,
Deine Feſte, Deine ſtolze Pracht? —
Groß und ernſt zieht über das Gefilde
Deine Siegerin, die hehre Nacht.
Prunk und Armuth, Schmerz und Freude reichen
Sich die Hand, ſich liebend zu vergleichen,
Kron' und Purpur, Laſt und Bettelſtab,
Alles nimmt ſie ihren Kindern ab.

Und was blendend unſern Blick umſtrickte,
Was zum Wunſch entflammt den eiteln Sinn,
Was den Geiſt beengend niederdrückte, —
Friedlich ſinkt's an ihrem Throne hin.
Still und deutungsvoll enthüllt ſie oben
Gottes Reich mit ſeinen lichten Globen,
Weiſ't mit einem großen Siegerblick
Jedes Eitle in ſein Nichts zurück.

Sterne, ſprecht's zu allen, die da klagen,
Ruft's hinein in jede wunde Bruſt:
Nur hinauf das bange Herz getragen,
Und es wird ſich ſeiner Kraft bewußt,
Ringt ſich frei von eitler Wünſche Ketten,
Eilt, ſich an die Vaterbruſt zu betten,
Und legt gläubig ſeiner Zukunft Loos
Nieder in der ew'gen Liebe Schooß!

Geiſterſtimmen.

Was ſpricht der Strom? Welch dunkles Wort
Kommt aus dem Hain gezogen?
Es ruft und flüſtert fort und fort
Aus Waldesnacht und Wogen.
Mir iſt's, als hört' ich fern und leiſ'
Der Mutter Wiegenlieder,
Als kehrte aus der Zeiten Kreis
Der Kindheit Traum mir wieder.
Ein inniges Lieben, ein trauliches Grüßen
Empfind' ich, vernehm' ich in jeglichem Laut;
Nicht kann ich der Rede Geheimniß erſchließen,
Nicht ſagen, warum ſie dem Herzen vertraut.
Ich kann nur mit ſeligen Thränen bekennen:
Ein heiliges Daſeyn empfind' ich beglückt,
Ein Daſeyn, das irdiſche Namen nicht nennen,
Das nimmer ein irdiſches Auge erblickt.

Es zieht mich zu der Erde Schooß
Mit kindlichem Verlangen,
Es gibt mir Schwingen, weit und groß,
Die Himmel zu umfangen.

Mit jeder Welle ſcheint es mich
Herzinnig zu begrüßen,
Mit jeder Blumenranke ſich
An meine Bruſt zu ſchließen.
O, kann man ſo ſeliger Liebe begegnen,
Und einmal berührt von der heiligen Gluth,
Nicht ſehnend verlangen, zu tröſten, zu ſegnen,
So wie es Natur, die allwaltende, thut?
O der hat ja niemals die Gottheit verſtanden,
Nicht ahnend die Wonne des Himmels berührt,
Den nicht mit der Sehnſucht gewaltigen Banden
Natur zu der Menſchheit in Liebe geführt.

Zum 3. Auguſt.

(Geſungen im Bergthal zu Bad Langenau.)

In hellen Freudenflammen ſteigen
Der Herzen Opfer heut' empor,
Um huld'gend ſich vor Dem zu neigen,
Den uns zum Herrſcher Gott erkor.
Auch unſer Bergthal ſtimme ein,
Der Liebe Segen Ihm zu weih'n!

Feſt, wie ein Fels, den Gott gegründet,
Der, wenn ein Wetter aufwärts zieht,
Als Hort des Landes ſich verkündet,
Und ſtark und feſt zur Höhe ſieht:
So ſtehe jetzt und immerdar
Der treue Hort der Brennenſchaar!

Der Quelle gleich, die klar und ſtille
Dem tiefen Felſengrund entrinnt;
Die jeden labt mit Segensfülle,
Und täglich neue Kraft gewinnt:
So fließe reich Sein Leben hin,
Zu Seiner Kinder Hochgewinn!

Und wie an ſegensreichen Wellen
Des Ufers Blume ſchöner blüht;
Wie ſinnig um geweihte Stellen
Natur die vollſten Kränze zieht:
So bleib' Er, der ſein Volk beglückt,
Mit allen Kränzen reich geſchmückt!

Gott ſegne Ihn, und jede Stunde,
Die Er dem Heil der Seinen weiht!
Er ſchütze, was mit Ihm im Bunde,
Mit ſeines Armes Sicherheit!
Er breite um ſein Königshaus
Die Schwingen ſeiner Allmacht aus.

Gott ſchaut der Herzen tiefſtes Leben,
Er ſieht der Treue Unterpfand
Von tauſend Wimpern niederbeben.
Nimm, König, dieſen Diamant,
Und faſſ' ihn in den Strahlenſchein
Der ſegensreichen Krone ein!

Willkommen!

(Bei dem Einzuge Ihrer Königl. Hoh. der Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern, d. P. vermählten Kronprinzeſſin von Preußen.)

Wie wir voll Freude auf zur Höhe ſchauen,
Indeß der Weltkreis ſtill erwartend ſchweigt,
Wenn in des Himmels lichtumfloß'nen Auen
Ein neuer Stern ſich, freundlich lächelnd, zeigt;
Wie Hoffnung erſt, dann gläubiges Vertrauen
Zu ſeinem Strahle ſiegend aufwärts ſteigt,
Und jeder ahnet in dem tiefſten Leben,
Daß Segen uns und Heil in ihm gegeben

So ſchauen wir zu Dir, die aus dem Lande
Der Heimath, das Dein lieblich Bild geziert,
Der Liebe Hand nun, an geweihtem Bande
Zu unſers Preußens altem Thron geführt!
Gleich einem heil'gen, feſten Segenspfande,
Das Götterliebe uns zum Heil erkührt:
So breiten wir die Arme Dir entgegen,
Dich grüßend mit der Liebe vollem Segen.

O, nimm ſie freundlich auf die Huldigungen
Sileſia's, Du holde Königsbraut!
In unſ're Herzen iſt Dein Bild gedrungen,
Hat Dich auch unſer Auge nicht erſchaut!"
Wem ſchon ſo früh der Liebe Sieg gelungen,
Wem gläubig ſo des Volkes Sinn vertrau't:
Der iſt berufen von der Götter Willen,
Die Hoffnung Aller glänzend zu erfüllen.

So woll' uns denn mit Deinem Strahl erfreuen,
Du, holder Stern, von Süden uns geſandt!
Der Liebe Segen mild hernieder ſtreuen,
Der Sonne gleich, die uns zu früh verſchwand!
Und wie wir Dir die treuen Herzen weihen,
So woll' auch Du an's bied're Schleſier-Land
Dich ſchmiegen feſt mit liebendem Vertrauen!
Dann wird Dir Liebe Dankaltäre bauen!

Zum 15. July.

Salzbrunn, 1823.

Welch heit're8 Lächeln ſchimmert von den Höhen?
Welch feſtlich Prangen glänzt um Hain und Flur?
Die Blumen ſeh' ich freudezitternd ſtehen,
Als grüßten ſtill ſie einer Gottheit Spur.
Welch hoher Engel ſoll vorübergehen?
Wem ſchmücket ſich die feiernde Natur?
Von Ahnung iſt das Leben rings befangen,
Und Alles athmet Sehnſucht und Verlangen.

Da öffnen ſich des Oſtens gold'ne Thore,
Und nieder ſchwebt, von Roſenlicht umwallt,
Holdlächelnd, wie des Frühlings zart'ſte Hore,
Des jungen Tages himmliſche Geſtalt.
Und höher flammt die feſtliche Aurore,
Und um die freudetrunk'ne Erde ſchallt,
Begleitet von der Liebe reichem Segen,
Ein tauſendfach Willkommen ihm entgegen.

„Wer biſt Du, daß vor allen Lichtesſöhnen
Dein Haupt ſo hoch, ſo königlich geſchmückt?"
So fragt die Flur. Da klingt's in ſüßen Tönen:
„Mit Recht preiſ't man vor Allen mich beglückt!
Mir hat den Strahlenkranz des Ewigſchönen
Die Gottheit ſiegend auf das Haupt gedrückt,
Seit ich der Zierden Lieblichſte dem Leben,
Charlotten Euch, die Herrliche, gegeben."

Und wie berührt von eines Zaubers Walten
Schlingt ſich zum Kranz der Blumen frohe Schaar,
Zum Tempel ſcheint der Hain ſich zu geſtalten,
Der bietet weit die heil'gen Hallen dar;
Und freudig tritt, den Gottesdienſt zu halten,
Die Liebe vor den feſtlichen Altar,
Die Gottheit aber lieſ't in ihren Zähren,
Was Worte nicht, was Lieder nicht erklären.

Das Deutſche Mädchen.

Was iſt des Deutſchen Mädchens Ruhm?
Ein edler Sinn, ein rein Gemüth,
Ein Herz, das für das Gute glüht,
Beſcheidenheit und milde Tugend,
Das ſind die Zierden ihrer Jugend.

Wem weiht ſich Deutſcher Mädchen Sinn?
Nicht eitlem Prunk, noch Flitter-Lug!
Sie flieht der Mode leeren Trug!
Sich höh'rer Anmuth Reiz zu geben,
Darnach geht ihres Herzens Streben!

Wem weiht ſich Deutſcher Mädchen Geiſt?
Dem Nützlichſchönen, das den Kreis
Der Häuslichkeit zu ſchmücken weiß,
Der Kunſt, das Große mit dem Kleinen
In holder Anmuth zu vereinen.

Denn nicht der Muſen Gunſt allein
Iſt das, wornach ihr Blick ſich hebt!
In Deutſcher Mädchen Herzen lebt
Der Wunſch, von allen frommen Pflichten
Sich innig tief zu unterrichten.

Wem ſchlägt des Deutſchen Mädchens Herz?
Dem flatterhaften Schmeichler nicht,
Der anders denkt, und anders ſpricht!
Den Weg zu ihrem Herzen findet
Nur der, der Wahrheit ihr verkündet!

Wem lohnt des Deutſchen Mädchens Hand?
Dem Biedermann, der treu und mild
Der Menſchheit heil'ge Pflicht erfüllt;
Der Recht, Vernunft und Tugend übet,
Und Deutſche Sitten ehrt und liebet.

Was ſchlägt in Deutſcher Mädchen Bruſt?
Der Wunſch, im großen Weltverein
Dereinſt ein nützlich Glied zu ſeyn,
Für Menſchenwohl und Menſchenſegen
Auch Hand an's große Werk zu legen.

Was iſt des Deutſchen Mädchens Lohn?
Es lohnt ſich in der eignen Bruſt
Die fromme That mit Lieb' und Luſt!
Und dieſer Friede ward dem Leben
Als ſchönſter Lohn von Gott gegeben!

Neujahrs-Nacht.

1816.

Weit dehnte der Schleier
Der Nacht ſich hinüber
Auf Thäler und Fluren,
Und barg in den düſtern,
Verhüllenden Falten
Das Antlitz der Erde,
Und all' ihre Leiden
Und Wunden und Schmerzen.

Stumm war's, wie in einer
Behauſung des Todes;
Und während dem Bangen
Der nächtlichen Stille
Beſprachen die Glocken
Sich dumpf miteinander;
Und ängſtlicher klopften
Die Pulſe des Lebens,
Der kommenden Stunde
Entſcheidung erwartend.

Da tönte es zwölf Mal
Ans hohe Gewölbe
Des hallenden Himmels:
Und rauſchend zerriſſen
Erwachende Stürme
Die dunkle Verhüllung,
Daß plötzlich hellleuchtend
Der Himmel hervortrat,
Mit all' ſeinen Bildern
Und Sonnen und Sternen.

Da goß ſich ein Schimmer,
Wie ſeliges Lächeln,
Sanft über der Erde
Entſchleiertes Antlitz;
Und ſchmückte mit reinem,
Aetheriſchen Lichte
Die Höhen und Tiefen,
Vereinend den Himmel
Der ſeligen Erde.
Und leiſe entſchwebte
Der lichthellen Ferne,
In holder Umarmung,
Ein lieblich Gebilde;
Das brachte der Erde
Die erſten Geſchenke
Des kommenden Jahres:
Vier duftende Kränze.

Der Friede, die Freude,
Die Hoffnung, die Liebe,
Sie brachten die Kränze,
Und legten ſie freundlich
Auf alle die Wunden,
Und Schmerzen und Leiden,
Und Thränen der Erde.

Leiſ' zogen die Sphären,
In ſchönen Accorden
Ertönend, vorüber;
Und purpurn bethaute
Die erſte Aurora
Des kindlichen Jahres
Die ſelige Erde.

Rundgeſang zur Friedensfeier.

Den 18. Januar 1816.

Heil Dir, o Tageslicht!
Freudiges Leben bricht
Mit Dir hervor!
Jauchze, o Vaterland!
Frieden, von Gott geſandt,
Hebet mit heil'ger Hand
Die Palm' empor.

Leget die Schwerdter hin!
Schmücket mit heiterm Sinn
Tempel und Haus!
Singet es weit und breit,
Jubelt es hocherfreut:
Aus iſt die bange Zeit,
Die Fehde aus!

Fröhlich hinauf den Blick!
Sehet, der Zukunft Glück
Lächelt ſo mild!
Tretet die neue Bahn
Muthig und freudig an!
Was wir im Glauben ſah'n,
Iſt nun erfüllt!

Und in der Freude Sang
Miſche ſich Becherklang
Fröhlich und laut!
Heil jedem Patriot,
Der in der Zeit der Noth
Auf den allmächt'gen Gott
Gläubig vertraut!

Stoßet die Gläſer an!
Heil ſey dem Biedermann
Auf unſerm Thron!
Heil unſ'rer tapfern Schaar,
Die ihm in Kriegsgefahr
Muthig zur Seite war!
Gott ſey ihr Lohn!

Möge durch alle Zeit
Wohlſtand und Sicherheit
Wachſen und blüh'n!
Möge mit ſanfter Hand
Liebe das heil'ge Band
Segnend um' Thron und Land
Ewiglich zieh'n!

Steige, o Hochgeſang,
Unter Trompetenklang
Jubelnd zu Gott!
Singet es hocherfreut,
Die Ihr der gold'nen Zeit
Wiedergeboren ſeyd:
„Ehre ſey Gott!“

Nach einem Gewitterſturm.

Sieh', der Kampf iſt ausgerungen
Und der ſtarke Feind entflieht,
Seine Donner ſind verklungen,
Seine Blitze ſind verſprüht.

Ruhig zieht in ſeine Hallen
Der verſcheuchte Friede ein,
Und die Thränen, ſo gefallen,
Küßt hinweg der Sonne Schein.

Sanft geröthet lacht der Abend,
Wie ein liebend Angeſicht!
Und ſein Odem, rein und labend,
Wehet mild herab, und ſpricht:

Trockne Deine Augenlieder,
Blume, und verzage nicht!
Morgen kehrt Dein Schimmer wieder
Wieder Deines Lebens Licht.

Haſt Du nicht den Gott verſtanden,
Daß Du Thränen haſt geweint?
Sahſt Du in der Nacht Gewanden
Nicht den lieben, ſüßen Freund?

Ob er zürne, ob erfreue,
Immer iſt ſein Lieben gleich,
Wetternacht und Himmelsbläue,
Beides iſt ſein hehres Reich.

Bete, ſtille Blume, bete,
Dankbar den Verhüllten an!
Bald erzählt die Morgenröthe,
Was er Herrliches gethan.

Stimme, ſey gegrüßt, die ſelig
Durch die Balſamdüfte zieht,
Wonnen, dunkel und unzählig,
Weckt im ahnenden Gemüth,

Die ſo hohen, tiefen Frieden
In die trunk'ne Seele gießt,
Wenn die Nacht vom Thal geſchieden,
Und das Licht durch Thränen grüßt.

Gottesliebe, Gottvertrauen,
Heißt der holde Liebeslaut,
Der auf die verzagten Auen
Von der Höhe niederthaut.

Darum weilt der Menſch ſo gerne
Nach dem Wetter auf der Flur;
Friedenswort aus Himmelsferne
Bringt die feiernde Natur.

Hymne an das Sternenbild der Leyer.

Den 1. Januar 1823.

Sternenerſchaffene, heilige Leyer,
Tönend im ewigen Tempel der Nacht,
Tritt aus der Wolken verhüllenden Schleyer,
Ehe der ſchlummernde Morgen erwacht!
Bange ſteh'n, von Nacht umfangen,
Deine Jünger, gramerfüllt,
Suchen Dich, ihr Himmelsbild,
Mit der Sehnſucht ganzem Bangen.

Blicke, Du Himmliſche, blicke hernieder,
Leucht' uns, ein heiliges Vorbild, voran!
Zeig' uns die Pfade, die ſeligen, wieder,
Zeig' uns der Wahrheit beglückende Bahn!
Viele ſind hinausgegangen,
Durſterfüllt nach reinerm Licht!
Birg' Dich, hehres Sternbild, nicht
Ihrem innigen Verlangen!

Sprenge des Nebels verbergende Hülle,
Leite verſöhnend den ſchwankenden Tritt!
Theile des Himmels unendliche Fülle,
Theile der Sehnſucht, der Liebe ſie mit!
Geuß den Hauch des Ewigſchönen,
Himmliſche Urania!
Andacht, Wahrheit, fern und nah',
Sanft herab in Sphären-Tönen!

Daß ſie entflammet die Leyer erheben,
Jubelnd bekränzen der Muſen Altar,
Und ihr Geſang mit gewaltigem Streben,
Sonnenwärts bringe, ein muthiger Aar!
Theile Deine Strahlen Allen,
Allen Deiner Schönheit Glanz!
Aber laß den ſchönſten Kranz
Hin auf Deutſchlands Fluren fallen!

Die drei Lenze.

Wie ſchön, wenn ſich auf Lichteswellen
Der junge Lenz hernieder ſenkt,
Im Hain die zarten Knospen ſchwellen,
Und Blüth' um Blüthe froh ſich drängt;
Und jede Nacht in dunklem Schleyer
Ein neues Wunder ſtill erzeugt,
Bis es der hellen Morgenfeier
Mit Farb' und Duft entgegenſteigt!
Wie hoch entzückt das ſtille Schauen
In dieſes große Auferſteh'n!
Der Himmel ſcheint herabzuthauen,
Und ſelig in uns einzugeh'n.

Doch blüht noch ein Frühling gar heimlich verborgen
Im tiefen Gemüthe, der gleichet an Pracht
Des Jahres entzückendem, ſonnigen Morgen,
Wenn er von dem Kuſſe des Lichtes erwacht.
Und wo er ſich zeiget, da treiben und drängen
Geſtalten und Bilder ſich fröhlich hervor,
Da droht es gewaltig, den Buſen zu ſprengen,
Den er ſich zum ſchweigenden Tempel erkor.
Und ſuchſt Du die Blüthen, ſo ſpäh' in den Reihen
Der heiligen Kunſt, die ſie heimlich ernährt!
Wol ſind ſie den Blumen an Reiz zu vergleichen,
Doch haben ſie höhern, unſterblichen Werth!

Stumm ſehen wir in ſel'ger Wonne
Des Künſtlers heh're Schöpfung blüh'n,
Das Feuer einer ſchönern Sonne
Scheint wunderbar daraus zu glüh'n:
Es pocht das Herz in ſüßem Beben,
Und weint in banger Ungeduld:
„O, trät' es freundlich in das Leben,
Das ſüße Bild, voll Lieb' und Huld!"
Doch unbefriedigt bleibt das Sehnen! —
Es kehrt betrübt der düſt're Blick
Vom Blüthenlenz des höchſten Schönen
Zum Schooße der Natur zurück.

Da winket ein freundlicher Engel, und hebet
Den Schleyer vom fröhlichſten Lenze empor;
Und ſieh'! von dem Geiſte der Liebe belebet,
Erblick' ich die Mutter im jubelnden Chor!
Friſch lächeln die Blumen, die ſtill ſie erzogen,
Die lieblichen Kinder im traulichen Kreis,
Der Thau frommer Lehre, den früh' ſie geſogen,
Er wuchert in ihnen, ein fröhliches Reis.
O ſchönes Entfalten, o heil'ges Erziehen,
Was kommt Dir an hoher Beſeligung gleich?
Was Frühling und Kunſt uns in Ahnung verliehen,
Das keimt in der Liebe unendlichem Reich.

Bitte.

Ich bitte nicht um Gut und Geld,
Du, Herr und Vater meines Lebens!
So oft man's auch des regſten Strebens,
Des heißen Wunſches würdig hält.

Erhalte mir, das bitt' ich nur,
Die Freunde, die mir lieb und theuer,
Die Luſt an Dir und der Natur,
Mein froh Gemüth, und meine Leyer!

An die Hoffnung.

Ich kann Dir nimmermehr entſagen,
Wie dunkel auch die Ausſicht ſey!
Feſt hange ich an Deinem Herzen,
Und bleibe Dir bei Leid und Schmerzen,
O ſüße Hoffnung, ewig treu!

Als ich zuerſt die Erde grüßte,
Die, wie ein jugendlicher Tag,
Verhüllt in weiche Nebelſchleyer,
Bedeutungsvoll, in ernſter Feier
Vor der erwachten Seele lag:

Da zogſt Du ſchon, ein lichter Engel,
Mit ſanftem Gruße mir voran!
Von Deinem Glanz beſtrahlet, blühten
Die fernen Tage auf, und glühten
Wie Stern' um meine Lebensbahn.

Und wo Du hingingſt, zog mit Freuden
Des frohen Kindes Blick Dir nach.
Mit frommem Glauben Dir vertrauend,
Dem hohen Glück entgegen ſchauend,
Das mir Dein ſüßer Mund verſprach.

Ob Dunkel auch Dein Antlitz hüllte:
Ich glaubt' an Dich, und zagte nicht!
Wie Sonnenglanz mit Wolken ringet,
Und endlich ſiegt: ſo muthig dringet
Durch bange Nacht Dein tröſtend Licht.

Und kann's die Erde auch nicht geben,
Was Du verſprachſt: — Ich traue Dir!
Gen Himmel leuchten Deine Strahlen,
Dort wirſt Du Deine Schuld bezahlen,
Und dieſe Weiſung gnüget mir!

Die Ahnung, die den Geiſt gehoben,
Muß einſt zur Wirklichkeit gedeih'n!
Die Blüthen müſſen ſich entfalten,
Die Du uns ſchmeichelnd vorgehalten,
Und ſich zu ſchönen Kränzen reih'n!

Kind Gottes! Zieh' mit uns hinüber,
Wenn wir umſonſt umher geirrt!
Leucht' uns voran durch jene Ferne,
Empor zu Deinem lichten Sterne,
Wo jede Hoffnung Wahrheit wird!

Die vollendete Schöpfung.

Warmer Schöpfungsodem wehte
Um der jungen Erde Schooß,
Ueber die die Morgenröthe
Ihre erſte Weihe goß.
Da entkeimten Blüthenknospen,
Duftig ward's in Flur und Hain,
Lächelnd zog mit allen Kronen
Der erwachte Frühling ein.

Doch kein Ton, der ihn begrüßte! —
In dem dunklen Blätterdach
War es ſchweigend noch und wüſte,
Und kein Ton der Freude wach;
Einſam ſah man Turteltauben
Durch die ſtillen Myrthen zieh'n,
Nachtigallen wiegten ſchweigend
Sich in der Gebüſche Grün.

Ach, kein Hauch, der ſie beſeelte
In dem ſchönen Augenblick,
Denn den Neuerſchaffnen fehlte
Noch das größte Erdenglück.
Und es ſah's die ew'ge Liebe,
Und verließ die Himmelspracht,
Senkte weihend ſich hernieder
In die grüne Erdennacht.

Da umfing ein heilig Wehen
Liebeathmend die Natur,
Lauter ward's auf allen Höhen,
Liebe ſchlug durch Thal und Flur;
Stimmen zogen in die Lauben,
Sel'ge Harmonieen ein,
Weiche Flötentöne wallten
Klagend, jubelnd durch den Hain.

Liebe! ſchwirrte die Cikade,
Liebe ſprach der Murmelbach,
Liebe! ſcholl vom Felsgeſtade
Das erwachte Echo nach.
Frohe, zärtliche Gefühle
Wurden der Natur vertraut,
Jedes Herz fand ſeine Sprache,
Jedes ſeinen Wonnelaut.

Selbſt die zarten Blumen ſchloſſen
Bei der großen Huldigung
Ihre Kelche auf, und goſſen
Balſam durch die Dämmerung.
Ihre ſanften Blätter küßten
Sich bei leiſem Zephyrweh'n,
Als begrüßten ſie der Liebe
Heiliges Vorübergeh'n.

Ringsum ſchallten Wonnelieder,
Sanfte Worte ſprach der West,
Engel neigten ſich hernieder
In das große Freudenfeſt,
Sangen jubelnd: Heil der Erde!
Heil der jugendlichen Braut!
Liebe hat ſie ſchön vollendet,
Hat dem Himmel ſie vertraut!

Jugendmuth.

In der Schöpfung weitem Kreiſe
Dränget in der Weſen Kette
Glied an Glied ſich um die Wette,
Daß es ſeine Kraft beweiſe.
Auf den angewieſ'nen Plätzen
Wirkt, nach ewigen Geſetzen,
Jedes fort auf ſeine Weiſe.
Leer iſt Keines ausgegangen,
Jeder hat ſein Pfund empfangen,
Daß er's thätig bild' und pflege,
Und dereinſt mit reichem Wucher
Vor dem Geber niederlege.
Mächtig brauſt des Jünglings Leben,
Alles will er kühn umſchlingen,
Alles ſoll dem wilden Streben
Jugendlicher Kraft gelingen.
Was die Blicke rings erſpähen,
Wär' es noch ſo hoch, ſo groß:
Er erringt es von den Höhen,
Er entreißt's dem Erdenſchooß.
Schnell, wie die Gedanken ſchweifen,
Soll auch Wunſch und Plan gedeih'n!
Seine raſchen Hände greifen
In die Zukunft weit hinein.

So, im wagenden Vertrauen,
Lenkt er an des Schickſals Rad,
Und die ernſten Mächte ſchauen
Lächelnd auf die kühne That.
Selbſt das Glück, das ſpröde, machet
Sich der Muth'ge unterthan,
Freundlich lacht es ihm, und wachet
Sorgſam über ſeiner Bahn.

Wunderbare Jugend, bliebe
Dieſe heil'ge Gluth uns treu!
Dein Vertrauen, Deine Liebe,
Wohnten ſie uns ewig bei!
Aber ach, der Zeiten Wechſel
Kühlt den Götterfunken ab,
Und des Lebens ſchönſte Blüthen
Finden allzuſchnell ihr Grab.
Wohl, wenn jene reiche Jugend
Uns nicht ungenützt verrann!
Langſam baut die ſtille Tugend
Ihre edlen Früchte an!
Dieſe ſoll die Nachwelt brechen,
Geht auch gleich die Pflanze ein,
Dieſe ſollen für uns ſprechen,
Uns ein ſtiller Segen ſeyn!

Sonnenlied.

„Was willſt Du, Lied?
Empor willſt Du den kühnen Fittig heben,
Zu ihr, die dort im ewig jungen Leben
Als Königin der Himmelsauen glüht?“

Und ſollt' ich nicht?
Darf doch der Vogel ſeinen Hymnus wagen,
Und ihn empor mit lautem Jubel tragen,
Zu ihr, der Herrlichen im Licht!

Frei, wie der Strahl,
Iſt des Geſanges feſſelloſes Streben,
Das Ewige iſt ihm zum Ziel gegeben,
Ihn bindet nicht der Erde dunkles Thal.

Es lockt ihn hin
Mit ſüßem Klang, den Quell des Lichts zu grüßen,
Um den der Welten ew'ge Blumen ſprießen,
Und Monden, licht wie Silberſchwäne, zieh'n.

Drum laß mich frei,
Wie Lerchenſang und Haines-Melodieen,
In Lieb' und Luſt empor zur Sonne ziehen,
Daß näher ihr des Herzens Sehnſucht ſey!

Was weckt die Nacht
Aus ihren ſtillen, wonnevollen Träumen?
Es regt ſich heimlich in den tiefen Räumen,
Und dämmernde Geſtalten ſind erwacht.

Geheim und leiſ'
Entſteigen ſie des Nebels grauen Falten,
Kein Auge ſieht ihr räthſelhaftes Walten
Im dichtumſlorten Erdenkreis.

Mit Perlenthau
Bekleiden ſie, tief unter nächt'gem Schleyer,
Zum nahen Feſt der großen Morgenfeier,
Die zarte, jugendliche Au'.

Wie eine Braut
Umſchlingen ſie die Flur mit Blumenkränzen,
Denn Alles ſoll in Licht und Anmuth glänzen,
Wenn hoch herab die Himmelskön'gin ſchaut.

Schon hebt ſich leicht
Der Nebel bei des Zwielichts blaſſem Scheine;
Horch, da beginnt das Flüſtern ſchon im Haine,
Der Tag erwacht, der lange Schlummer weicht.

Und hin und her
Durchkreuzt die Luft das nächtliche Geflügel,
Sie ſeh'n den Schimmer an dem nahen Hügel,
Und fliehen vor des Lichtes Wiederkehr.

So weichen ſchnell
Die Lügen und der Zweifel finſt're Schaaren,
Wenn, ihre Nichtigkeit zu offenbaren,
Der Wahrheit Sonne aufgeht, klar und hell.

Still fei'rt die Flur.
Schon ſtreuet leiſ' des Morgens erſte Hore
Die zarten Roſen um die Himmelsthore,
Und weckt mit leiſem Kuſſe die Natur.

Schau! Wie die Pracht
Des Himmels immer herrlicher erglühet,
Wie Purpurgluth den Horizont umziehet,
Und röthlich ſchon des Baumes Wipfel lacht.

Wo weileſt Du?
Ruft ſehnſuchtsvoll die Flur in zarter Schöne,
Und zärtlich tragen's Nachtigallentöne
Tief aus dem Hain der Sonne zu.

Da flammt es auf,
Wie Himmelsblick in dunkle Erdentrauer;
Und die Natur begrüßt mit leiſem Schauer
Der Sonne königlichen Lauf.

Nun ſtehſt Du da,
Ein Bild der Gottheit, herrlich anzuſchauen!
Weit ſtrömt Dein Licht, weit durch die Himmelsauen,
Und um die Erde fern und nah.

Laut ſchmettert's, laut
Auf Feld und Flur mit tauſendfachen Zungen,
Die Luft ertönt von ſüßen Huldigungen,
Die Dank und Liebe Dir vertraut.

Die Lerche ſteigt,
Und will die erſte ſeyn im Reich' der Weſen,
Die Dich begrüßt, doch Deine Strahlen leſen
Auch in des Wurmes Bruſt, der ſelig ſchweigt.

Die Blumen blüh'n
Nur Dir, o Sonne, glanzgeſchmückt entgegen,
Hoch heben ſie das Haupt, um Deinen Segen
In langen Zügen durſtig einzuzieh'n.

Dich grüßt das Wild,
Das ſcheu ſich birgt in tiefer Waldung Gründen,
Dich weiß der Aar, der muthige, zu finden,
Und ſteigt empor, von Lebenskraft erfüllt.

Was ſterbend ſank,
Du weckſt es wieder auf zu neuem Leben,
Du heiß'ſt die Pulſe mächtiger ſich heben,
Und gibſt dem Auge Glanz, der Stimme Klang.

Mit Jugendgluth
Erquickſt Du täglich Deine Welten wieder,
Sie rollen ihre Bahnen auf und nieder,
Indeß auf ihnen ſtill Dein Antlitz ruht.

Ach, wie ſo bang'
Liegt's auf der Erde, wenn Du zürnend ſcheideſt,
Wenn Du Dich dicht in Wolkenſchleier kleideſt,
Und Keiner ſchauet Deinen Himmelsgang.

Der Stürme Heer
Bricht auf und jagt die Wolken eng' zuſammen;
Schon kreuzen ſich der Blitze Feuerflammen,
Und Donner rollen dumpf und ſchwer.

Wo iſt der Tag,
Der friedliche, ſo eilend hingezogen?
Laut tobt der Kampf am düſtern Himmelsbogen,
Und drohende Orkane werden wach.

Die Woge ſchwillt,
Und ſchäumt und wächſt empor zur Rieſengröße,
Das Meer brauſt auf mit furchtbarem Getöſe,
Der Schiffer ſchaut's, und iſt mit Angſt erfüllt.

Und hoch empor
Hebt er die Hände zu des Himmels Mächten;
Da blickt es freundlich aus den Mitternächten
Wie ein Verſöhnungsblick hervor.

Und ſieh', es ſteigt,
Von Perlenthau und Sonnenlicht gewoben,
Der Friedensbogen ſegensvoll nach oben,
Der Deine Nähe, heil'ge Sonne, zeigt.

Und ſchnell zertheilt
Dein Siegerblick die finſtern Wolkenheere;
Nun ſtehſt Du da, verklärt in reiner Sphäre,
Und alle Wunden ſind geheilt.

Es ebnet ſich
Im Abendglanze nun des Meeres Spiegel,
Das Ufer glänzt, es röthen ſich die Hügel,
Und tief in Weſten ſtrahlt es wonniglich.

Und langſam neigt
Dein Antlitz ſich in die entzückten Fluthen,
Das Meer verſchmilzt tief in die Himmelsgluthen,
Wo ſanft Dein Fuß herniederſteigt.

Zufrieden ſchaut
Dein Auge einmal noch zurück beim Scheiden;
Der Fromme ſieht es mit geheimen Freuden,
Denn dieſer Friede iſt auch ihm vertraut.

Wer mild, wie Du,
Der Liebe Segen fromm und freudig ſpendet,
Der lächelt, wenn ſein Tagewerk beendet,
Getroſt der dunklen Zukunft zu.

O laß Dein Bild,
Du heil'ge Sonne, innig uns erheben!
Laß uns, wie Du, mit Freuden Andern leben,
Von reiner Liebe ganz erfüllt!

Dieſelbe Hand,
Die Dich erſchuf am lichten Himmelsbogen,
Dieſelbe Hand hat auch mein Loos gezogen,
Im dunklen Erdenland.

Doch aus dem Thal,
Dem engen, darf auf freien Geiſtesſchwingen
Der Erdgeborne hin zum Lichte dringen,
Der Gottverwandte zu der Gottheit Strahl!

Conſtanzens Traum.

Der Schlummer ſank auf mich hernieder
Beim ſüßen Schall der Wiegenlieder,
Die mir die liebe Mutter ſang;
Und immer ferner hört' ich leiſe
Und leiſer die bekannte Weiſe,
Bis auch der letzte Ton verklang.

Da ſchien ein wunderbares Klingen
Der ſtillen Nacht ſich zu entringen;
Des Himmels Sphären wurden laut;
Und heller wurden die Accorde,
Bedeutungsvolle Geiſterworte
Fühlt' ich im Innern mir vertraut.

Fern, in der Sterne bleichen Höhen,
Sah ich ein ſchöner Licht erſtehen,
Gleich Roſen um der Sonne Bahn;
Bald ſah ich holde Lichtgeſtalten
Aus ſeinem Schimmer ſich entfalten,
Und ſich mit leichten Schwingen nah'n.

Des Alters Ernſt, der Kindheit Milde
Schloß hier im lieblichen Gebilde
Den Bund der Liebe, hold und ſchön;
Sie blickten lächelnd auf mich nieder;
Erquickend fühlt' ich ihr Gefieder
Um meine heißen Wangen weh'n.

Ein zart Geweb' von Himmelskränzen
Sah ich durch ihre Locken glänzen,
Wie Lilien duftig, hell und rein;
Es ſtrahlte durch der Dämm'rung Grauen
Gleich Blüthenſchmuck aus Himmelsauen,
Verbreitend milden Silberſchein.

Sie trugen ſchöner Gaben viele,
Und boten mir zum ſüßen Spiele
Gar manches lichte Kleinod dar;
Doch Ein's nur war, was mich entzückte,
Die Leier war's, die glanzgeſchmückte,
Mit ihren Tönen, ſilberklar.

Aus ihren Saiten ſtrömten Laute
Voll Harmonie, wie die vertraute,
Geliebte Abendmelodie;
Die Engel ſah ich jener Lieder,
Ich kannte die Geliebten wieder,
Sie malten meine Träume ſie.

Ich neigte mich zu ihren Füßen;
Sie aber grüßten mich mit ſüßen,
Bedeutungsvollem Geiſterwort;
Ein Tempel ſchien emporzuſteigen,
Umfangend mit geweihtem Schweigen
Den hohen, wunderheil'gen Ort.

Still langt' ich nach den goldnen Saiten;
Die ſchönen Töne, ſie erfreuten,
Bezauberten mir Herz und Ohr.
Erfüllet ſah ich mein Verlangen,
Und aus der Leier quollen, drangen
Die Töne unberührt hervor.

Die Stirn von innerm Glück verkläret,
Wagt' ich die Bitte: „O gewähret
Mir dieſe Leier für und für!"
Da klang's zurück: „Du darfſt ſie tragen!
Doch kannſt Du jeder Luſt entſagen,
Sey's auch die allerliebſte Dir?"

Ich ſann, was ich am liebſten hätte,
Daß ich es an der heil'gen Stätte
Zum Pfande reichte für mich dar;
Da dacht' ich an den Kranz, der, blühend
Sich um die kleine Stirne ziehend,
Des Herzens größte Freude war.

Ich löſ'te ihn von meinen Haaren,
Ich ſah, wie friſch die Blumen waren,
Ein Thränchen fiel darauf herab;
Doch eingedenk der höhern Freuden,
Sah ich die Blüthen ſchmerzlos ſcheiden, —
Da Engel mir die Leier gab.

Vertieft in ihre Harmonien,
Ließ ich die Nacht vorüberziehen;
Mit ihr entfloh der ſchöne Traum, —
Ein Wölkchen ſah ich niederſchweben,
Die Lichtgeſtalten ſich erheben,
Verſchwinden hoch im Himmelsraum.

Da weckten mich der Mutter Küſſe;
Ich ſagte ihr, wie ich ſo ſüße
Geträumt, — und was der Engel ſprach.
Wohl iſt ſeitdem manch Jahr verſchwunden,
Doch immer denk' ich jenen Stunden,
Und jenen tiefen Worten nach.

Auf den Bergen.

Ich ſah die Flur
In ſanfter Pracht des jungen Frühlings glänzen,
Ein holdes Kind, geſchmückt mit Frühlingskränzen,
Erſchien mir wonnelächelnd die Natur.

Die Roſe ſprach,
Es ſprach der Hain, das blühende Gefilde,
Von Gottes Huld, von Gottes Vatermilde,
Und ſelig dacht' ich ſeiner Liebe nach! —

Da führt' er mich
Zu ſeines Tempels heiligſten Altären;
Die Berge ſollten ſeine Macht verklären,
Verkünden wollte der Gewalt'ge ſich.

Mit Luſt und Grau'n
Sah' ich des Weltgebäudes Rieſenglieder,
Der Stromfall ſtürzte donnernd vor mir nieder,
Ein Abgeſandter zu den tiefern Au'n.

Und tief verſenkt
In ſel'ges Schauen ſtand ich auf den Höhen,
Ich ſah des Thales bunten Glanz vergehen,
Gleich einem Traum, der hin zur Dämm'rung lenkt!

Und unbewußt
Mußt' er ſich immer ferner mir entrücken;
Der Himmel nur, mit ſeinen Strahlenblicken,
Hielt feſt und treu mich an der Vaterbruſt!

Da ſchreckte mich
Nicht mehr des Abgrunds ſchauerliche Blöße,
Vertrauter wurde mir die wilde Größe
Des Felſenlabyrinths, das ich durchſtrich.

Welch eine Hand,
Die dieſer Maſſen Wunderbau gegründet,
Die Fels an Felſen unzertrennlich bindet,
Und drüber wirft der Ströme Silberband!

Wer wollte nicht
Sein Leben legen in die ſtarke Rechte?
Ja, ging der Pfad auch durch des Abgrunds Nächte,
Ich folg' ihr froh, ſie leitet mich zum Licht!

Hoch auf den Höh'n,
Da keimt des Gottvertrauens hehre Blume.
Du Zweifler! Hin zu ihrem Heiligthume, —
Will Dir des Glaubens Sonne untergeh'n!

Macht der Natur.

Wo einmal in dem innern Leben
Der Drang der Kraft allmächtig kreiſt,
Da wird ſie einſt auch kund ſich geben,
Ob Keiner auch die Bahn ihr weiſt.
Und thürmen Felſen ſich entgegen,
Iſt ſie von Gott, ſo zagt ſie nicht,
Der Widerſtand ſelbſt wird ihr Segen,
Und muthig ringt ſie ſich an's Licht.
Es brauſet der Waldſtrom mit wilden Gewalten,
Und ſchwellet und ſteiget zum Ufer hinan;
Kein Damm kann die wachſenden Fluthen erhalten,
Es bricht ſich die Woge nach Willkühr die Bahn.
Was menſchliche Hände mit Mühe erſchufen,
Das ſtürzet zu Boden die Macht der Natur,
Wohin ſie die höher'n Geſetze berufen,
Da folgt ſie gehorſam der ewigen Spur.

Sieh', wie aus enger Felſenſpalte
Der frohe Keim an's Licht ſich drängt!
Daß kräft'ger er ſich einſt entfalte,
Hielt langer Zwang ihn ſchwer beengt.

Nun hat er frei das Haupt erhoben
In reiner, friſcher Himmelsluſt,
Und wächſt in voller Kraft nach Oben,
Wohin der inn're Drang ihn ruft.
So läßt ſich der Genius ewig nicht binden!
So ſprengt er die Feſſel, und ringet ſich los!
So wird er einſt herrlich ſein Daſeyn verkünden,
Wie lang' ihn ein dunkles Verhängniß umſchloß!
Laß Jahre lang mühſam ihn kämpfen und ringen,
Er ſammelt die Kraft nur, dann macht er ſich frei!
Und breitet und hebet die mächtigen Schwingen,
Verkündend, daß göttlichen Urſprungs er ſey.

Der Zackenfall.

Was regt ſich in dem ſtillen Hain
Wie heimliches Geflüſter?
Was bricht ſo hell, wie Sonnenſchein,
Hervor durch Tannen-Düſter?
Das Dickicht reißt, das Meiſterhand
Zum Vorhang feſt gewoben,
Und hoch, von ſteiler Felſenwand
Fällt ſtolz der Strom von oben.

Kennſt Du den Tempel, wo Natur
Ihr ſchönſtes Wunder feiert?
Den Strom auf ſteiler Felſenſpur,
Der wie ein Strahl hernieder fuhr,
Von Perlenthau umſchleiert? —

Der Zacken iſt's, der mit Jugendkraft
Zerbrochen die hemmende Kette.
Sieh', wie er die Felſen zuſammen rafft,
Hinabrollt ins ſchäumende Bette!
Des Rieſengebirges gewaltiger Sohn
Iſt der Wiege entfloh'n;
Raſch eilt er, das Thal zu umfangen!

Er ſtürzt ſich hinab
In das gähnende Grab
Mit jugendlich heißem Verlangen.
Wie ſchäumet ſein Blut
In ſonniger Glut,
Wie peitſcht er die hallenden Wände!
Wer hält den Wand'rer auf ſteiler Bahn
Im Laufe an?
Wer bindet dem Wilden die Hände?
Sieh', rechts und links, und links und rechts
Erfaßt er mit gierigem Munde
Die zarten Kinder des Blumengeſchlechts,
Und trägt ſie zum ſchwindelnden Grunde.
Jetzt brauſt er daher,
Ein fallendes Meer,
Mit ſtolzen, gebietenden Wellen;
Ein neblichter Duft
Verhüllet die Kluft,
Wo ſchäumend die Fluthen zerſchellen.
Doch fröhlich, wie aus ſeiner Aſche
Der Phönix ſich zum Lichte ringt,
Dringt ſchnell hervor der kühne, raſche
Gebirgsſohn, tauſendfach beſchwingt.
Die blaue Ferne zu erfaſſen,
Lockt's ihn mit ſanftem Schmeichelwort:
Da ſtürzt er durch die Felſenmaſſen
Mit ſtürmiſchem Verlangen fort.

Verbreiten will er Heil und Segen
In jenem lieblichen Gefild;
Bald wird ſein Ungeſtüm ſich legen,
Sein Antlitz werden ſtill und mild!
Die Wieſe kränzt in frommer Liebe
Den Bergſtrom, der ſie freundlich kühlt;
Es regen ſich des Werk's Getriebe,
Und Räder fliegen, fluthbeſpült.
Bald trägt die Flur, die er durchzogen,
Der reichſten Kräfte friſchen Glanz.
Der Segen grünt um ſeine Wogen,
Wie um den Held der Lorbeerkranz.

So geht aus wilder Kräfte Streben
Das Gute, Herrliche hervor!
Heil jedem reichen Jugendleben,
Das Gott zu gleichem Heil erkor!

Elegie auf den Höhen der Annakapelle *).

Sey gegrüßt Du friedliche Kapelle,
Von der Berge dunklem Kranz umlaubt!
Frommer Friede gießt an Deiner Schwelle
Segen über Deiner Pilger Haupt.
Wie ein Geiſt, der Erde längſt entnommen,
Winkſt Du uns, zu Deiner Höh' zu kommen,
Zeigſt der Erde vielgeſtaltet Glück
Uns im ſtillen, klaren Ueberblick.

O wie ſchön! Vom Eiland dieſer Höhen
Auf des Lebens holdverlockend Bild,
Wie in einen Traum hinabzuſehen,
Der entfernt erſt deutlich ſich enthüllt.
Jede Härte deckt der weiche Schleier,
Alles ruht in gleicher Sabbathfeier,
Stadt und Dorf, im friedlichen Verein,
Scheint ein weites Brüderhaus zu ſeyn.

---

*) Im Rieſengebirge

O, unendlich ſelig iſt das Leben,
Liegt es vor uns in der Liebe Glanz!
Wahrlich, keinen Himmel dürft' es geben,
Blieb der Erde dieſer Strahlenkranz;
Wohnte ſanfte Eintracht, biedre Sitte,
Fried' und Treue in der Menſchen Mitte,
Siegte ſie in ihrer Huldgeſtalt
Ob des Böſen feindlicher Gewalt.

Doch ſie weben fort in ihrer Stille,
Jene Mächte, die die Nacht gebar,
Und der Unſchuld engelreiner Wille
Steht, ein Blüthenreis in Sturmsgefahr!
Schüchtern flüchtet ſie aus dem Getümmel,
In der Bruſt den unerkannten Himmel,
Suchet an dem Buſen der Natur
Weinend einer beſſern Heimath Spur.

Und es winkt ihr von den grünen Höhen,
Aus des Haines tiefer Einſamkeit,
In den hehren Tempel einzugehen,
Den kein Hauch der Weltluſt noch entweiht.
Und ſie folgt dem wunderbaren Drängen,
Näher muß ſie den geliebten Klängen,
Denn ſie iſt, tief in der eignen Bruſt,
Reinen Einklangs freudig ſich bewußt!

Unbefriedigt von dem Faſtnachtsſpiele,
Wo des Zufalls Gabe einzig gilt,
Blickt ſie ruhig nach dem lichten Ziele,
Heil'gen Durſtes tief die Bruſt erfüllt.
Sieh', da ſteigen Engel zu ihr nieder,
Tragen ſie auf lichtem Glanzgefieder
Zu dem Tempel, duftiggrün verſchlei'rt,
Wo die Andacht und der Frieden fei'rt.

Ha, welch wunderſeliges Empfinden,
Das ſich ihr im Innern offenbart!
Alle Schatten bangen Schmerzes ſchwinden,
Wie vor eines Engels Gegenwart.
Höher pocht das Herz, das liebewarme,
Unwillkührlich breiten ſich die Arme,
Zu umfangen das geliebte Bild
Höhern Lebens, das ſich ihr enthüllt.

Freundlich wandeln ſich die Nebelſtellen
Der Vergangenheit in Roſenlicht;
Alles ſcheint die Liebe zu erhellen,
Die aus klarer Höhe zu ihr ſpricht.
Staunend folget ſie der weiſen Leitung,
Faßt des Lebens heilige Bedeutung,
Schaut den ewigen Erziehungsplan
Im Gefühle ſtiller Rührung an.

Hochgeſegnet ſey mir, holde Stille,
Die uns in der Liebe Schooß verſenkt!
O, es iſt der Gottheit heil'ger Wille,
Die das Herz ſo innig zu Dir lenkt! —
Kraft, das Wahre, Gute zu vollbringen,
Licht, die Nacht des Irrthums zu durchdringen,
Liebe, Freude, athmen wir allein
In der Strömung rein'rer Lüfte ein!

Möge Gottes Engel Dich umſchweben,
Stiller Tempel frommer Einſamkeit! —
Ruhig blickſt Du in das bunte Leben,
Wie ein Pharus in der Wogen Streit!
Möge frei von ſchweren Erdenbanden
Mancher Pilger ſegnend bei Dir landen,
Seine Pfade ruhig überſeh'n,
Und dann feſt dem Licht entgegen geh'n!

Am Fuße des Zoptens.

Den 4. October 1822.

Wohl ſind ſie ſchön, die Rieſenhöh'n,
Wenn ſie im ſchweſterlichen Kranze
Von Purpurduft umfloſſen ſteh'n,
Geſchmückt mit hoher Schönheit Glanze:
Doch lieb' ich Dich, ſtattlicher Zobten, vor allen!
Frei ſtehſt Du im Lande, ein fürſtlicher Held,
Umgeben von Deinen getreuen Vaſallen,
Zum Horte dem Schleſierlande beſtellt.

Die Wolke ſpielet um Dein Haupt,
Und bis in weite Ferne blicket
Dein Rieſenantlitz, waldbelaubt,
Das friedlich die Kapelle ſchmücket.
Mit Felſen umgürtet die ſtattlichen Hüften,
Die Stirn übergoldet von ſonnigem Strahl,
Umfloſſen von weichen, ätheriſchen Düften,
So blickſt Du, ein König, ins niedere Thal.

Einſt weihte Dich zum Hochaltar
Ein kindlich Volk in gold'nen Zeiten;
Auf Dir ſah man der Lygier Schaar
Den ſtillen Opferdienſt bereiten.
Ein Zwillingspaar thronte im Schatten der Haine,
Gott Alcis, der ſegnende Schutzgeiſt der Flur, *)
Hier feierte Andacht im ſchönen Vereine
Mit Dankbarkeit, Liebe und holder Natur.

Des Glaubens Sonne ſtieg empor,
Die alten Götter mußten fallen,
Verſtummt entfloh der Prieſter Chor
Aus des verwaiſ'ten Haines Hallen,
Und wo ſonſt die heidniſchen Hymnen erklangen,
Da blickte ein Kloſter im Laufe der Zeit
Vom Berge hernieder, mit ſtattlichem Prangen,
Von Peter dem Dänen erbaut und geweiht. **)

Doch auch der Mönche frommes Lied
Verſcholl im wilden Zeitenſturme,
Bald blickte hoch von dem Granit
Ein Schloß herab mit Wall und Thurme.
Fürſt Bolko von Schweidnitz belebte die Stille
Der waldigen Felſen mit lärmendem Troß; ***)
Laut ſcholl von der Höhe des Mächtigen Wille,
Weit drohte des Zobtners gewaltig Geſchoß.

---

*) S. Geſchichte von Schleſien. Breslau. 1s Heft. pag. 7.
**) Im zwölften Jahrhundert.
***) 1296.

Lang' häufte Tapferkeit und Muth
Hier Feindes Wehr und Beute,
Bis ſpäter frecher Räuber Wuth
Die hohe Burg entweihte.
Zum Raubneſt erniedrigt, ſtand trauernd die Veſte,
Ein Schreckbild der friedlichen Dörfer umher,
Weit ſtreiften umher die gefürchteten Gäſte,
Hohnlachend des Wand'rers ohnmächtiger Wehr.

Doch auch ihr Walten ſank in Nacht;
Und was ihr Arm errungen,
Iſt, wie des Felſenſchloſſes Pracht,
Verſunken und verklungen.
Still lächelt vom wolkenumſchleierten Gipfel
Ein friedlicher Tempel, der Jungfrau geweiht, *)
Und ſäuſelnd erzählen die alternden Wipfel
Von Thaten und Sagen vergangener Zeit.

So biſt Du, Zopten, zum Altar
Der Andacht wiederum erhoben,
Sehnſüchtig wallt der Prieſter Schaar
Auf Deine Höh', um Gott zu loben.
Da taucht aus dem Gluthmeer die ewige Sonne,
Der Wand'rer ſteht ſinnig, und ſtaunet, und ſchaut,
Und preiſet, und neigt ſich in Demuth und Wonne
Vor dem, der die herrliche Bühne erbaut.

---

*) Der Breslauer Abt Johannes Sievert erbaute dieſe Kapelle im Jahre 1702.

Einſt wird der Wand'rer ſtill hier ſteh'n,
Und freundlich ſeine Enkel fragen:
Siehſt Du am Fuß der Bergeshöh'n
Empor das alte Zobten ragen?
Hier wohnte der Dichter, der lieblich vor Allen
Die mächtigen Sagen der Vorzeit erzählt'. *)
O möge ein ewiger Frühling umwallen
Das Thal, das zum Wohnſitz der Erde Er wählt'!

---

*) Van der Velde.

Buchwald.

Ich weiß ein Thal, auf das in ſtolzen Maſſen
Die Rieſenberge hoch hernieder ſchau'n.
Die Koppe hebt ſich ſchweigend aus den blaſſen
Gewölken, die ihr ſchneeig Haupt umthau'n,
Als wollte ſie das zarte Bild umfaſſen,
Ein ſich'rer Hort den jugendlichen Au'n.
Dort ſcheint der Frühling ſeinen ſchönſten Segen,
Als Weihgeſchenk, auf Wieſ' und Flur zu legen.

Hoch ragt der Hain, aus deſſen ſtillem Frieden
Der Tempel ſinniger Betrachtung ſteigt,
Der ſüß're Frucht, als die der Hesperiden,
In ſeines Schattens heil'ger Kühlung reicht;
Der Ruhe Bild ward uns in ihm beſchieden,
Sanft, wie ſie ſich an edlen Seelen zeigt,
Wenn ſie, vom Trug der Erde losgekettet,
Sich an den Buſen der Natur gebettet.

Ein ſanftes Säuſeln weht herab von oben;
Wie Freundesſtimme grüßt der Baum, der Bach;
Wir fühlen uns ſo wunderbar erhoben,
Und forſchen ſinnend dem Geheimniß nach.
Hat Feenhand dies Laubendach gewoben?
War's Geiſtermund, der jene Worte ſprach? —
Ach, nur der Geiſt der Liebe und der Trauer
Begegnet uns im ahnungsreichen Schauer.

Ein Hügel liegt am klaren Spiegelteiche,
Vom Schilf bekränzt, ſo traulich ſtill und hold.
Dort ſchweift der Blick auf weitem Waſſerreiche,
Und badet ſich im feuchten Abendgold;
Hier iſt's, als ob des Lebens Kummer weiche,
Dem Nebel gleich, der bleich in's Thal ſich rollt.
Hier wird vom Schein der Wahrheit Glanz geſchieden,
Es ſchweigt der Wunſch; der Buſen athmet Frieden.

Und vor uns zieh'n, ein ſchönes Bild der Treue,
Die Schwäne hin auf goldumſäumter Fluth,
Das Haupt gehoben zu des Himmels Bläue,
Weil auch in ihrer Bruſt der Friede ruht.
Sie blicken ruhig, was ſie auch bedräue,
Hinüber in die klare Abendgluth;
Umſonſt iſt's, daß vom Ufer Kieſel fliegen,
Die ſtolze Ruh' der Reinen zu bekriegen.

Ein Glück gibt's, — das der Unſchuld angehöret,
Das fällt des Neides rohe Hand nicht an;
Das blüht ſo ſtill, ſo rein und ungeſtöret,
Wie Sonnenlicht auf blauer Wellenbahn.
Du, o Natur, haſt's ihr allein gelehret,
Weil ſie allein Dich ganz verſtehen kann.
In Dir mit Gott in Ewigkeit verbunden,
Schlägt ihr das Leben minder tiefe Wunden.

Mit Blumen überſchleierſt Du ſie alle,
Die freundlich Du an treuer Bruſt gepflegt,
Gleich jener Hand, die um die Todtenhalle
Der Liebe ewig junge Kränze legt,
Damit des Schmerzes Thräne linder falle,
Von ſüßer Ahnung wunderbar bewegt:
Daß Treue nicht an Raum und Zeit ſich bindet,
Nein, zu dem fernen Stern die Brücke findet.

Auf! Folge mir zum einſamen Gemäuer,
Das hoher Tannen düſt'res Dunkel hüllt!
Auch fremder Bruſt ſind edle Schmerzen theuer,
Die Thräne heilig, die verſchwiegen quillt.
Drum ſey gegrüßt, Du ernſte Todtenfeier,
Die jenem edlen Hingeſchied'nen gilt,
Aus deſſen einfach friedlichem Gemüthe
Dies ſchöne Bild erhab'ner Ruh' erblühte.

Ein hoher Betſaal weiht die fromme Stätte,
Zur Kuppel wölbt ſich hoch des Haines Dach,
Und drinnen weht's, wie heilige Gebete,
Empor aus tiefem, dunklen Schlafgemach.
Wer ſucht, verſteckt von buntem Blumenbeete,
Und Frühlingsſchmuck den düſtern Sarkophag?
Still naht der Tod ſich mit des Lebens Zeichen,
Drum muß ſein Grau'n erhab'ner Hoffnung weichen.

Wen ſo der Liebe reiche Kränze ſchmücken,
Deß Leben war gewiß das treu'ſte Bild
Von jener Hoheit, die wir rings erblicken,
Von jener Schöpfung, einfach, groß und mild.
O ſchönes Loos, die Mitwelt zu beglücken!
O ſüßer Lohn, der dem Beglücker gilt!
Mag eitlen Lorbeer ſich der Ruhm erſtreben:
Nach Dir nur wird des Edlen Blick ſich heben!

Ein heimiſch Plätzchen hier auf dieſen Auen,
In dieſem Hain ein trauliches Aſyl,
Ein freier Blick, zum Himmel aufzuſchauen,
Und dann ein Schlafgemach, ſo ſtill und kühl,
Auf das der Liebe fromme Thränen thauen —
Welch holdes Loos, welch neidenswerthes Ziel!
Erbleichend ſtirbt des eitlen Glückes Blume,
Ernſt angeſchau't in Buchwalds Heiligthume!

An die Nymphe des Salzbrunnens.

Tochter waldbekränzter Höhen,
Königin cryſtallner Fluth!
Darf Dich nie der Wand'rer ſehen,
Der an Deiner Urne ruht?

Einen Kranz von Maienblüthe
Hab' in Haines Einſamkeit
Ich mit liebendem Gemüthe,
Stille Nymphe, Dir geweiht.

Schweigend, wie der Gottheit Walten,
Uebſt Du Deine heil'ge Pflicht;
Segen willſt Du rings entfalten,
Doch Dich zeigen willſt Du nicht.

Tauſend Pilger ſeh'n mit frommen
Dankgebet zu Dir zurück,
Tauſend werden gläubig kommen,
Suchend Deinen Silberblick.

Aber Keiner wird Dich ſchauen,
Nimmer ſinkt Dein Schleier hin,
In des Tempels heil'gem Grauen
Bleibt verhüllt die Prieſterin.

Licht, Lied und Liebe.

Es hielt die Nacht das Licht gebunden,
Bis es der Liebe Wort befreit,
Nun haben Beide ſich gefunden,
Zu ewig feſter Einigkeit.
Und wo ſich ihre Flammen regen
In jugendlichem Lebensmuth,
Da naht ſich auch des Liedes Segen,
Und weih't des Bundes heil'ge Gluth.
Was Ahnung geträumet, wird frohes Erkennen,
Schon naht dem Gefühl das verkündende Wort,
Noch kann es die bebende Lippe nicht nennen,
Doch tönt ſchon im Innern der ſchöne Accord.
Bald wählen des Liedes gewaltige Schwingen
Die Geiſter der Liebe, die Geiſter des Lichts,
Hinaus in die ſchlummernden Welten zu bringen,
Im heitern Gewande beſeelten Gedichts.

Schon hebet ſich zu regerm Leben
Des Sängers freier Geiſt empor.
Nach Licht und Liebe ringt ſein Streben,
Dem Glück, das Pſyche einſt verlor.
Die Wehmuth pflegt des Liedes Blüthe,

Die Sehnſucht nimmt ſie an ihr Herz.
So keimt ſie ſtill aus dem Gemüthe
Des frommen Sängers himmelwärts.
Und ſchweigend durchwallt er die blühenden Auen,
Und folgt der Natur mit gelehrigem Blick;
Die Thränen, die ſelig dem Auge entthauen,
Sie zeugen von einem unendlichen Glück.
Ein ſinniger Schüler, im Reiche des Schönen,
Irr't leiſ' er durch Fluren und Thäler, und lauſcht
Den lieblichen Farben, den wonnigen Tönen,
Dem göttlichen Wort, das im Haine ihm rauſcht.

Schon ſtreut er liebliche Geſänge,
Gleich Maiesblüthen, freudig aus.
Es lauſcht bewundernd ihm die Menge,
Und öffnet froh ihm Herz und Haus;
Und Jedes preiſet ſeine Lieder,
Und iſt dem lieben Sänger hold,
Und Kränze ſtreut man auf ihn nieder,
Und lohnt mit Ehren ihn und Gold.
Und fröhlich empfängt er die freundliche Gabe,
Entzückt von des Augenblicks flüchtiger Gunſt.
Froh ſang er die Lieder, froh theilt' er die Habe,
Vertrauend dem höheren Segen der Kunſt.
Doch kann ihn nicht binden, doch kann ihn nicht halten,
Was Jene zum bleibenden Ziel ſich erkührt:
Er fühlt es, es haben ihn andre Gewalten
Hinaus auf die Bühne des Lebens geführt.

Als holde Blüthe flicht er heiter
Des Glückes Lohn in ſeinen Kranz,
Doch hebt er ſeine Blicke weiter,
Gelockt von einem höhern Glanz.
Ausſtrömen will er frei das Leben,
Des Schönen wunderbares Heil,
So ihm der Götter Huld gegeben,
Als Aller Gaben beſtes Theil.
Von Allen verſtanden, geliebt und umfangen,
Die würdig, zu theilen ein edles Gefühl,
Das iſt ſein Geheimniß, ſein ſtilles Verlangen,
Der Quell ſeiner Lieder, ihr ſeliges Ziel.
Das Licht ſucht die Liebe, ſo wie ſich die reine,
Unſterbliche Liebe zum Himmel erhebt.
Bis Licht, Lied und Liebe im ſchönen Vereine
Den göttlichen Kranz der Vollendung erſtrebt.

An van der Velde's Grabe.

Siehſt Du die ſchwarzen, düſtern Trauerflöre,
Durch die der Himmel ſeine Thränen ſendet? *)
Die Frühlingsſonne hat den Blick gewendet,
Und tief verſtummt ſind ihre Sänger-Chöre.

Sileſia trau'rt in banger Ahnung Schwere,
Ihr ſchöner Stern, der weithin Licht geſpendet,
Ihr ſchöner Stern hat ſeinen Lauf beendet,
Und ſich gewandt zu einer lichtern Sphäre.

Mein Vaterland! Gerecht ſind Deine Klagen!
Wer ſoll fortan die mächt'ge Harfe rühren,
Die van der Velde's Lorbeerkranz beſchattet?

Wer ſoll beſeelen die verklung'nen Sagen,
Wer ihre Helden vor den Geiſt uns führen
Im Bilde, wo ſich Kraft und Anmuth gattet?

Verſchloſſen ſind die ſchönen Wunderlande,
Die fremder Himmelsſtriche Reize ſchmücken,
Die ſüßen Blüthen würdig zu entzücken,
Sie welken hin an ſeines Grabes Rande.

---

*) Am Todestage des Dichters (d. 6. April 1824), wie auch an den folgenden Tagen, fielen heftige Gewitterregen.

Ein Engel rief ihn zu verhülltem Strande,
Um der Vergeltung Kränze ihm zu pflücken;
Dort wird er ſchön're Fluren wohl erblicken,
Als die, die er verließ im Lichtgewande.

Wie er den ſtarken Fittig uns geliehen,
Herabzuſeh'n auf Länder, Sitten, Auen,
Die er verklärt durch ſeines Geiſtes Schöne:

So wird der Engel Schaar jetzt froh erglühen,
Ihn einzuweih'n zum wonnigen Beſchauen,
Daß laut ſein Lied dem Lobe Gottes töne.

Weint nicht um ihn! — So reich der Kranz gewunden,
Den Lieb' und Dank um ſeine Stirn' geſchlungen:
Noch ſchön'rer Sieg iſt ihm durch Gott gelungen,
Da würdig er des höchſten Glücks erfunden.

Weint um das Land, dem er zu früh entſchwunden,
Und um die Theuern, welche, ſchmerzdurchdrungen,
Um Rettung eines Lebens heiß gerungen,
Das ihnen Lieb' und Treue feſt verbunden.

Als Menſch und Dichter hoch vor Vielen ſtrahlend,
An Herzen reich! und reich an Geiſtesgaben,
Kann keine Zeit ſein edles Bild entfernen.

Es naht der Dank, die theure Schuld zu zahlen,
In Blüthen ihn und Lorbeer zu begraben;
Die Freundſchaft blickt ſtill weinend nach den Sternen.

Seelengüte.

Der Erinnerung an Luiſe von Holtei geweiht.

Wie heißt das ſtille, innige Verlangen,
Das Welten will mit Liebesarm umfangen,
Das nichts begehrt vom reichgeſchmückten Leben,
Als Allen Freude, Allen Troſt zu geben?
Kennſt Du die heil'ge Sehnſucht im Gemüthe?
Fromme Güte
Heißt die ſüße, reine Himmelsblüthe.

Wie heißt die Kraft, die der Zerſtörung Walten
Entgegen kämpft, das Kleinſte zu erhalten?
Die, Göttern gleich, allſorgend, allbeſchützend
Ihr Reich verſieht, in ihm dem Ganzen nützend?
Kennſt Du die treue Sorgfalt im Gemüthe?
Milde Güte
Heißt die hohe, hehre Himmelsblüthe.

Wie heißt die Huld, die freudig ihren Segen
Ausſtrömen muß, nicht grübeln kann und wägen,
Die ſich dem Schwächern ſorglicher nur weihet,
Und, — Gott im Auge, keine Schmähung ſcheuet?

Kennſt Du den Drang, den edlen, im Gemüthe?
Heil'ge Güte
Heißt die reine, göttergleiche Blüthe.

Wie heißt der Engel, deſſen ſanfte Stimme
Den Feind verſöhnen kann im wilden Grimme?
Der froh den Haß durch Liebe überwindet,
Und wo er weilt, des Friedens Gruß verkündet?
Kennſt Du ihn wohl, den Engel im Gemüthe?
Holde Güte
Heißt die ſtille, ſel'ge Himmelsblüthe.

Wie heißt der Lenz, in deſſen ſtillen Reichen
Die Blumen holder Schönheit nie erbleichen?
Den Kranz, den Alter nimmer von Dir ſcheidet,
Deß holder Schmuck Dich bis zum Grab' umkleidet?
Wer nennet mir den Frühling im Gemüthe?
Reine Güte
Heißt die unverwelklich ſüße Blüthe.

Wie heißt das Gut, das keine Macht uns rauben,
Das uns begleiten darf in Edens Lauben?
Das Pfund, deß Zinſen in des Richters Wage
Beſtimmen wird das Schickſal künft'ger Tage? —
O ſelig, wer es wahrte im Gemüthe!
Seelengüte
Heißt der Keim zu jeder Himmelsblüthe!

Der Frühlings-Engel.

Ein Engel zu den Blumen trat,
Und küßte ſie im Stillen,
Zum Baume ging er, zu der Saat,
Die Keime zu enthüllen;
Des Wieſenbächleins eiſ'ges Band
Zerſprengte ſeine ſtarke Hand.

Da rann in luſt'gem Wellentanz
Die Fluth durch Flur und Haine,
Da kam zurück des Frühlings Glanz
Beim lauen Sonnenſcheine;
Des Engels ſüßes Machtgebot
Verſcheuchte ſiegend Froſt und Tod.

Und als mit frommen Augen mich
Die Blumenwelt begrüßte,
Und Blüth' und Blatt ſich inniglich
Die zarte Wange küßte,
Da ward ums Herz mir gar ſo ſchwer,
Denn, die ich liebte, war nicht mehr.

Aus Moder ſeh' ich Farb' und Duft
Sich wonniglich geſtalten,
Nur in der kalten Todtengruft
Ward feſt der Keim gehalten;
Da klagt' ich: Alles kehrt zurück,
Nur Sie erweckt kein Sonnenblick.

Der Lenzes=Engel blickte mild
Auf meine Thränen nieder;
Weit ſchattete um das Gefild'
Sein mächtiges Gefieder;
Und leiſe tönte, lieb und traut
Herab ein ſanfter Geiſterlaut.

„Die liebſten Keime, aus dem Land
Der Erde ausgehoben,
Ruh'n in des treu'ſten Gärtners Hand
Zum Frühlingsſchmuck dort oben.
Pflanzſchule iſt die Erde nur,
Dort Heimath göttlicher Natur!“

Und, zu der Höhe deutend, ſchwand
Er leiſ', wie er gekommen;
Ich aber ſah' am Himmelsrand
Die Sterne aufgeglommen;
Da ſchlug mein Herz ſo wonniglich,
Als grüßte ſanft die Mutter mich.

Abſchied von den Blumen.

Sieh', die Ruheſtunde ſchreitet
Langſam in das weite Haus;
Weiche Lager ſind bereitet,
Und die Lichter löſchen aus.
Und die Mutter trägt zur Ruh'
Ein lieb' Kindlein nach dem andern,
Drückt nach langem, treuen Wandern
Jedem ſanft die Augen zu.

Gute Nacht, geliebte Roſe!
Gute Nacht, Du Lilie rein!
Blaues Aug' im grünen Mooſe,
Schlafe ſanft und friedlich ein!
Weiße Decken, warm und weich,
Trägt die Mutter Euch entgegen,
Breitet ſie mit leiſem Segen,
Zärtlich ſorgend, über Euch.

Wieget, wieget, ſüße Lüfte,
Wiegt die lieben Kinder ein,
Hauchet Farben, wehet Düfte
In ihr ſtilles Herz hinein.
Bis dem großen Morgenlicht
Ihre Augen ſich erſchließen,
Und bei warmen Mutterküſſen
Ihres Schlummers Feſſel bricht.

Frohe Kunde.

Die Blumen.

Frohe Kunde! Frohe Kunde!
Grüß' Euch Gott in Lieb' und Freude!
Seht, in buntem Feſtgeſchmeide
Flimmern wir am Wieſengrunde.
Und es drängt, uns zu erzählen,
Allen, Allen, die wir lieben:
Lenz und Blüthe,
Gottes Güte,
Gottes Liebe iſt ſich gleich geblieben.

Die Vögel.

Frohe Kunde! Frohe Lieder!
Singend kommen wir gezogen
Ueber ferne Meereswogen.
Sind es gleich die alten Weiſen,
Die wir ſingen, die wir üben:
Nie ermüden wir, zu preiſen
Lenz und Blüthe,
Gottes Güte,
Gottes Liebe, die ſich gleich geblieben.

Das Mägdlein.

Dank Euch für ſo frohe Kunde!
Seyd willkommen, Blumenſterne!
Und Ihr Pilger aus der Ferne,
Seyd gegrüßt aus Herzensgrunde!
Seht, das Bächlein rieſelt helle,
Froſt und Stürme ſind vertrieben,
Blüht und brütet,
Wohl behütet!
Gottes Liebe iſt ſich gleich geblieben!

Des Glückes Quell.

Wir ſchweifen durch die Auen,
Wir lauſchen in dem Hain,
Und was wir froh erſchauen,
Drückt ſich dem Herzen ein.

Und ſieh', mit lichten Zügen
Erhebt ſich d'raus ein Bild,
Das heiliges Vergnügen
Uns überall enthüllt.

Mit ſtillem Händefalten
Seh'n wir die Blüthezeit,
Die lieblichen Geſtalten
Des Lebens weit und breit.

Sein Licht verklärt die Höhen,
Erhellt der Tiefen Nacht;
Wohin wir ſtaunend ſehen,
Ein liebend Auge wacht.

Es ſpricht zu unſern Seelen
Mit Worten ernſt und mild:
Nie wird's an Luſt Dir fehlen,
Die reinem Born entquillt!

Es ſchau'n mit finſtern Brillen
Wohl Manche an die Welt,
Wie auch nach ew'gem Willen
Dort Alles wohl beſtellt.

Nichts kann ſie recht erfreuen
In Feld und Flur und Haus;
Sie grämen ſich, und ſtreuen
Des Unmuths Saamen aus.

Das macht: ſie ſuchten nimmer
Des Vaters Angeſicht;
Sie ſuchten Lichtes Schimmer,
Allein die Quelle nicht.

O hätten ſie gefunden
Den Born, der uns erfreut,
Sie würden ſchnell geſunden
Von ihrer Traurigkeit.

Erſt muß ſein Licht uns tagen
In unſrer innern Welt,
Dann wird die äuß're ſagen:
'S iſt Alles wohlbeſtellt!

Die kranke Emmy.

Süße, ſüße Maienblüthe!
Warum muß ich immer wieder
Saugen Deine Frühlingsdüfte,
Koſen Dir mit Blick und Mund?

Veilchen, holdes Kind der Auen,
Immer muß ich Dir von Neuem
In das blaue Auge blicken,
Trinken Deinen Balſamhauch!

Auch an Euch, Ihr Blumenſterne,
Hingeſtreut auf grüne Matten,
Kann ich nimmer ſatt mich ſehen,
Immer kehrt mein Fuß zurück.

Immer wieder, immer wieder
Muß auf Blumen und auf Blüthen
Ich die heißen Lippen drücken,
Wie zum langen Scheidekuß.

Nie hab' ich ſo ſchmerzlich Lieben,
Und ſo ſüßer Wehmuth Wonne
Bei des Frühlings Weh'n empfunden!
Nie war ſo mein Herz bewegt!

Wie ein liebes Auge wärmer
Uns begrüßt zum letzten Male:
So aus Blumen und aus Blüthen
Trifft mich oft ein gleicher Blick.

Wie man feſt den Freund umſchlinget,
Wenn die Scheideſtunde nahet:
Alſo möcht' ich meine Arme
Schlagen um die ſchöne Welt.

Weiß nicht, was dies Ahnen kündet!
Wohl iſt mir und auch beklommen!
Wenn der neue Lenz wird kommen,
Wird dies Dunkel aufgehellt!

Die Heimath.

Es hebt zu jener Ferne
Sich unſrer Sehnſucht Blick,
Und ſucht im Reich der Sterne
Das ſtillgeträumte Glück.
Doch wenn wir den Vater gefunden
In ſeinem unendlichen Reich:
Dann fühlt ſich die Seele ſogleich
Von jeglichem Kummer entbunden.

Es flößt ſein göttlich Lieben
Nur ein Gefühl uns ein:
Mit allen unſern Trieben
Uns ſeinem Dienſt zu weih'n.
Und dieſes Streben umſchließet
Die Blüthen, die bang' wir geſucht,
Aus welchen die ſelige Frucht
Unſterblichen Glückes entſprießet.

Da heilt des Heimweh's Wunden
Des Vaters treue Hand,
Die Heimath iſt gefunden,
Wo er uns hingeſandt.
Er lehrt uns die Brüder beglücken,
Er lehrt uns den Brüdern verzeihn,
Tauſcht Freuden für Leiden uns ein,
Verwandelt den Schmerz in Entzücken.

Da iſt er überwunden
Der lange, düſt're Gram,
Und, noch vom Staub' gebunden,
Seh'n wir den Himmel nahn.
Und immer heller umſtrahlen
Uns Friede, und Freude, und Huld,
Je mehr wir die ſelige Schuld
Der Liebe der Gottheit bezahlen.

So lenkt ein heilig Sehnen
Zum Vater unſern Blick;
So führt er uns durch Thränen
Zu ſeines Himmels Glück.
Erwachend aus täuſchendem Traume,
Folgt jauchzend die Liebe ihm nach;
Und ſieh', was die Lichtwelt verſprach:
Es tagt ſchon im irdiſchen Raume.

Erzählende Gedichte.

Die Veſtalin.

Oed' und todt, wie um ein weites Grab,
Iſt's um Roma's Tempel und Palläſte,
Und verklungen ſind die Freudenfeſte,
Und das Volk zieht ängſtlich auf und ab.
Was bedeutet dieſe Todtenſtille,
Dieſes bange Trauern fern und nah'?
„Veſta's Prieſterin, Aemilia,
Richtet heut der Götter ſtrenger Wille!"

„Denn verloſchen iſt die Opfergluth
Auf der Göttin ewigem Altare,
Daß dies Zeichen Jedem offenbare,
Wie auf ihr geheimer Frevel ruht.
Schuldig ſchon, daß ſie das heil'ge Feuer
Fremder Pflege ſorglos anvertraut,
Zeugt nun ſein Erlöſchen doppelt laut:
Auch entweihet iſt der Jungfrau Schleier."

Und zu Veſta's Tempel dicht heran
Dränget ſchon des Volkes ſtumme Menge,
Und man ſieht in hohem Feſtgepränge
Der Pontifen lange Reihe nah'n.
Schauer füllt die hochgewölbten Hallen,
Wo zerſtört, mit aufgelöſ'tem Haar,
Zu dem ausgeſtorbenen Altar
Die beſtürzten Prieſterinnen wallen.

Schon beginnt das furchtbare Gericht,
Streng und ernſt nach des Geſetzes Weiſe;
Todtenſtille herrſcht im weiten Kreiſe,
Als der Richter nun das Urtheil ſpricht.
„Ja, ihr Leben bringe ſie zur Sühne!“
Schallt es durch den ſchwarzverhüllten Chor;
Und man führt Aemilia hervor,
Einem Engel gleich an Huld und Miene.

Und den Richtern ſieht man ſanft ſie nah'n,
Weichumfloſſen von dem zarten Schleier.
Ruhig ſtrahlt ihr Blick in edlem Feuer,
Und ſie harr't, das Urtheil zu empfah'n.
Und: „Aemilia!“ ſchallt es durch die Stille:
„Dein Vergeh'n raubt uns der Göttin Huld!
Nur Dein Tod verſöhnet Deine Schuld,
Und es fordert ihn der Götter Wille!“

„Gieb den Schleier ab, den Du entweiht,
Schuldige, vor Veſta's reinem Throne!
Daß die Göttin wieder bei uns wohne,
Mild in ihres Segens Heiligkeit!“
Und ſchon nah'n, zu ſtrengem Amt berufen,
Des Geſetzes ernſte Diener ſich;
Da erhebt ſich ſtolz und feierlich
Die Veſtalin an des Altars Stufen.

„Sterben?!“ ruft ſie: „Nun, wohlan, es ſey!
Opfert mich, die fremde Schuld zu büßen!
Doch nie wird der Schleier mir entriſſen!
Ew'ge Götter! Steht der Unſchuld bei!
Veſta!“ — fleht ihr frommer Blick nach Oben —
„Gieb Dich kund durch Deiner Prieſt'rin Hand!“
Und ſie theilt das blendende Gewand
Jener Schleier, ſonnenklar gewoben.

Und die Stufen eilt ſie raſch hinan,
In der Unſchuld heiliger Verklärung;
Feſt vertrauend göttlicher Gewährung,
Sieht man ſie dem hohen Altar nah'n.
Und ſie legt den Schleier auf die Schale:
Da belebt die todte Aſche ſich,
Und in Gluthen licht und wonniglich
Schlägt die Flamm' empor in keuſchem Strahle.

„Dank Dir, Göttliche! Ich bin erhört!“
Ruft ſie, und ſie reicht die reinen Hände,
Daß man nun das Urtheil ſchnell vollende,
Hohen Blick's, von Lieb' und Dank verklärt.
Aber ſtumm ſchaut der Pontifen Reihe
Auf des Wunders ſiegende Gewalt;
Leuchtend ſteht der Prieſterin Geſtalt,
Holdverkläret von der Unſchuld Weihe.

„Heilig biſt Du!“ ruft jetzt laut der Chor:
„Denn die Göttin hat es ausgeſprochen!
Veſta hat die Feſſel ſelbſt gebrochen,
Die der Irrthum blind für Dich erkor.“
„Heilig biſt Du!“ ſchallt es laut und freier,
Und die Prieſter nahen ſich, und weih'n
Sie aufs Neu' zum Dienſt der Göttin ein,
Und vertrauen ihr das heil'ge Feuer.

Petrark und Laura.

Andächtig hingeneigt am Hochaltare,
Das Aug' geſenkt in brünſtigem Gebet,
Daß ſie der Stunde ernſtes Heil bewahre,
Kniet Laura in demüth'ger Majeſtät.
Nicht irdiſch Glück, — das Ew'ge, Unſichtbare
Iſt's, was an ihrem Sinn vorübergeht.
Mit Engeln ſcheint der holde Mond zu koſen,
Friſch aufgeblüht, gleich jungen Maienroſen.

Ein grün Gewand, mit Veilchen dicht durchwebet,
Umfängt der Glieder göttergleichen Bau;
Und auf den reichen, blonden Flechten ſchwebet
Ein Kranz, gleich Sonnengold und Perlenthau.
So gleicht ſie, wie ſie nun den Blick erhebet,
Dem Frühlings-Engel, der die ſtumme Au'
Erwecken ſoll zu wunderbarem Leben,
Um Blüthen, Glanz und Stimme ihm zu geben.

Nicht ahnet ſie in ihrer frommen Feier,
Daß ſie, in anſpruchloſer Lieblichkeit,
Den ew'gen Lorbeer auf Petrarka's Leyer
In dieſer großen, ernſten Stunde ſtreut. —
Schon flammt die Gluth, die heller ſich und freier
Entfalten ſoll in Sanges-Ewigkeit;
Schon ſchmücket ſich der reichſte aller Lenze,
Daß Laura's Bild unſterblich er umkränze.

Petrarka lauſcht mit wonnigem Entzücken,
Den Gott vergeſſend ob der Beterin,
Und ſaugt ihr Bild mit ſtummen Feuerblicken
Für eine Ewigkeit in Herz und Sinn;
Er fühlt's, nun wird des Liedes Preis ihm glücken,
Seit er geſchaut der Anmuth Königin,
Der Unſchuld fromme, kindliche Ergebung,
Des reinſten Blickes ſtrahlende Erhebung.

Und immer tiefer prägt in ſein Gemüthe
Der Frömmigkeit und Schönheit Zauber ſich;
Er ſieht der Engel Glanz, der Engel Güte,
Zum erſtenmal vereinet inniglich,
Und ſchwört zu feiern dieſe Himmelsblüte
In Gluthgeſängen hoch und wonniglich,
Der Liebe Pfeil, er ſtürzt den Damm darnieder,
Der noch gehemmt den ſtolzen Strom der Lieder.

Die Stunde flieht, die frommen Beter wallen
Mit leiſem Tritt von Betſtuhl und Altar;
Auch ſie entweicht, doch ihre Blicke fallen
Auf ihn, den Schönſten in der Männer Schaar,
Und beide tragen aus des Tempels Hallen
Der Liebe Flammen heim für immerdar,
Sie, ſtill ſie bergend in dem keuſchen Buſen,
Er, ſie ausſprechend, gleich entzückten Muſen.

Und Laura heißt nun ſeines Lebens Quelle,
Die immer ſtolzer ihre Wogen regt,
Laura das Bild, das ſeines Liedes Welle
Vergötternd auf zur Sternenhöhe trägt,
Und wo ſie weilt, — da wandelt jede Stelle
Zum Tempel ſich, der eine Gottheit hegt,
Da ſproßt der Lorbeer, ſteigt in vollem Strome
Geſangesgluth empor zum Himmelsdome.

Sie horcht dem Lied, erſt jungfräulich befangen,
Demüthig bald, bald ſtiller Freude voll;
In edlem Stolz erglühen ihre Wangen,
Denkt ſie, daß ihr Petrarka's Leyer ſcholl.
Daß ſie vor allen Erdenfrauen prangen
Durch des gefei'rten Sängers Liebe ſoll;
Drückt ſie des Ruhmes Schimmer gleich darnieder,
Erhebt ſie ſelig ſeine Liebe wieder.

Und heimlich zündet ſie in ihrem Herzen
Das Opfer ihm, das, wie der Veſta Gluth,
Verſchwiegen brennt, genährt von ſtillen Schmerzen,
In treuer, hoffnungsloſer Liebe Hut.
Das wirft den Strahl, gleich ew'gen Himmelskerzen,
In banger Tage nächtlich trübe Fluth,
Und lehret ſie, bei ſchmerzlichem Entſagen,
Hin über's Grab die ſtille Hoffnung tragen.

Und wie die Palme erſt von Druck gehoben
In königlicher Schöne ſich erhebt;
Wie Blüthenpracht entwickelt Sturmes Toben,
Des Springquell's Fluth, gehemmt, zur Höhe ſtrebt:
So hob ſich kühn der reine Strahl von Oben
Petrarka's Liebe ſtolz und ſangbelebt;
Kein Schmerz zerſtörte ſeiner Hoffnung Leben,
Feſt ſtand's, zum ſchönen Ziel emporzuſtreben.

Kühn wie der Aar, und zart wie Lenzeskoſen
Scholl ſiegend ſein Geſang von Land zu Land;
Da war kein Herz, das, mit der hoffnungsloſen,
Allmächt'gen Liebe des Petrark's bekannt,
Ihm nicht verſchwiegner, zarter Neigung Roſen
In ſeines Lorbeers ſtolze Krone wand.
Vereinigt ſtets kam ihm im vollen Segen
Der reichſte Ruhm, die reichſte Huld entgegen.

Schon hatte Rom den Sänger ohne Gleichen
Mit allen Kränzen hohen Ruhms geſchmückt;
Schon ſah er ſich, durch ſelt'ne Beifalls-Zeichen,
Mit Ehr' und Glanz vor Tauſenden beglückt:
Da dünkt' es ihm, er ſäh' die Schranke weichen,
Die ihm das theu'rſte Kleinod noch entrückt,
Und heimwärts eilt er, um zu Laura's Füßen
Den ſchönſten Lohn des Sängers zu genießen.

Doch heimgekehrt ſchon war der reine Funken
Der Liebe, die hier keine Heimath fand;
Die zarte Hülle ſchon in Staub geſunken,
Die einſt ſo wunderholden Strahl verſandt.
Gleich Blumen, die zu heiße Gluth getrunken,
Sank ſie dahin, entrückt dem Mutterland,
Damit des Sängers Sehnſucht von der Erde
Zu dem Unendlichen gezogen werde.

Voll tiefen Schmerzes ſank an Laura's Grabe,
Das all ſein Lieben, all ſein Glück umſchloß,
Petrarka hin, und band vom Wanderſtabe
Die letzten Kränze ſeines Ruhmes los;
Stumm legte er des Glückes eitle Gabe
Auf der verwaiſ'ten Erde kalten Schooß;
Dann floh er trauernd zu Vauclüſens Stille,
Sich bergend in der tiefſten Haine Hülle.

Hier war's, wo, ſeinen Schmerz ihm zu vergüten,
Laura's verklärte Huldgeſtalt erſchien,
Ihm reichend ewigjunge Sangesblüthen,
Wie keinem Sterblichen ſie noch verlieh'n;
Wo Himmelsträume ſelig ihn durchglühten,
Ihm niederrauſchten Engel=Melodien,
Und aller Muſen Gunſt ihm hold gewährte,
Zu träumen, was auf Erden er entbehrte.

So zog ſein Geiſt an treuer Liebe Bande
Herab zu ſich die ſtille Geiſterwelt,
So ſang er ſie, wie ſie im Lichtgewande,
Von ew'ger Jugend Morgenroth erhellt,
Ihm aufwärts winkte zu dem Palmenlande,
Wo jeder Schleier banger Trennung fällt,
Bis ſpät der Tod mit ſanftem Friedenskuſſe
Ihm winkte zu der Liebe Vollgenuſſe.

Weitſtrahlend, wie ein Bild der Sternenhöhen,
Prangt Laura's Bild am Ruhmes=Firmament;
Und nimmer wird ihr Name untergehen,
So lange man Petrarka's Namen nennt.
Zwei Flammen, die entzückt zuſammenwehen,
Ob ſie am Boden ſcheinbar gleich getrennt:
So leuchten ſie, vereint durch ew'ge Bande,
Durch alle Zeiten und durch alle Lande.

O ſchönes Loos, gepflegt von Charitinnen,
In frommer, anſpruchsloſer Lieblichkeit,
Den ſchönſten aller Kränze zu gewinnen:
Den Kranz der Liebe und Unſterblichkeit!
Wer könnte wohl noch höhern Schmuck erſinnen,
Als den, den Laura'n einſt Petrark geweiht?
Durch treue Lieb' im Tode fortzuleben:
Nicht ſchönern Kranz kann je das Glück uns geben.

Sappho.

Ernſt und ſchweigend, wie Gewittergrauen,
Liegt es auf Leukadia's Höh'n umher,
Und der Felſen Rieſenhäupter ſchauen
Nächtlich dunkel in das weite Meer.
Erd' und Himmel ruhen dicht umſchleiert,
Und ein tiefes, düſtres Schweigen feiert
In dem großen, ſchrankenloſen Raum,
Dunkel, wie ein ahnungsreicher Traum.

Und es naht dem felsumſtarrten Strande
Mitylene's holde Sängerin;
Unſtät irrend durch der Heimath Lande
Flüchtet ſie zur fremden Ferne hin.
Matt und wankend, mit zerriſſ'nem Schleier,
In dem Arm die gold'ne, ſtumme Leyer,
Wie des Mondes Schimmer, bleich und ſchön,
Klimmt ſie aufwärts zu den ſteilen Höh'n.

Und es raget groß und kühn vor Allen
Eines Felſen Spitze hoch hervor.
Edel trägt er eines Tempels Hallen
Zu der Wolken lichtem Saum empor.
Dort ſieht man, von hehrem Glanz umgeben,
Sich das Bild des Delphier's erheben;
Ruhig ſchaut es in der Fluthen Grab
Von der Höhe unbewegt hinab.

Dorthin zieht ihr ganzes, inn'res Leben,
Seines Zieles dunkel ſich bewußt,
Und der Ahnung leiſe Schauer heben
Tief und ſchmerzlich die bewegte Bruſt. —
Einmal ſchau'n noch Sappho's ernſte Blicke
Zu der Heimath theurem Land zurücke,
Wo der erſten Liebe Luſt und Qual
Sich zerſtörend in ihr Leben ſtahl.

Und „leb' wohl, du Land der Luſt und Schmerzen!“
Ruft ſie, ſcheidend von dem theuern Raum;
Göttliches erſteht in ihrem Herzen,
Und es ſinkt der ſchwere, ird'ſche Traum.
Heiße, bittre Reue-Thränen gleiten
Sanft hernieder auf die goldnen Saiten,
Und ſie flehet zu der Götter Huld,
Auszulöſchen ihres Buſens Schuld.

Und die Lyra klingt in hellen Tönen,
Leiſe klagend, trauert Echo nach:
„Willſt Du, Göttlicher, Dich nie verſöhnen,
Willſt Du ewig rächen meine Schmach? —
Ach, ich fühl' es, tief bin ich geſunken;
Denn der Dichtung reiner Götterfunken
Hat in fremde Flamme ſich verkehrt,
Die nun wild an meinem Daſeyn zehrt.“

„Iſt ſie ewig, ewig mir verſchwunden,
Jener Tage hohe Götterluſt?
Wo ich Dich in meiner Bruſt empfunden,
Deiner Gaben freudig mir bewußt?
Rufen nimmer Sappho's bange Lieder
Jene Zeit voll Fried' und Unſchuld wieder,
Wo Du lebteſt in der Leyer Klang,
Und ich ſtolz von Deiner Liebe ſang? —“

„Wo man zu der Sängerin ſich neigte,
Und entzückt das ewig grüne Reis
Um der Jungfrau reine Schläfe beugte,
Freundlich deutend auf des Liedes Preis!
Ach, da kam der Götter reicher Segen,
Wo ich hintrat, freudig mir entgegen;
Alle Herzen, von Gefühl durchglüht,
Boten reiche Gaben für mein Lied.“

„Aber leicht und fröhlich weiter ſchweifend,
Wies ich ihre Gaben kalt zurück.
So des Uebermuthes Schulden häufend,
Reizte ich das feindliche Geſchick.
Drohend ballt' es ſeiner Blitze Flammen
Um der Jungfrau ſchuldig Haupt zuſammen,
Und es traf der Rache ſcharfer Strahl
Meine Bruſt mit nie gekannter Qual.

„*Ihn* erblickt' ich, herrlich anzuſchauen,
Phaon, gleich den Göttern an Geſtalt,
Und mich faßte mit geheimem Grauen
Eine fremde, feindliche Gewalt;
Mir nicht mehr, allein *ihm* angehörend,
Raſtlos mich mit ſüßem Wahn bethörend,
Mußt' ich unſtät durch die Lande zieh'n,
Mir und meinen Qualen zu entflieh'n."

„Unbewußt umſchlang mein inn'rer Wille
Irdiſches mit ew'ger Liebe Gluth;
Und ich gab des Herzens gold'ne Stille
Für ein fremdes, ungewiſſes Gut! —
Seit ich ird'ſcher Hoffnung mich ergeben,
Floh der lichte Gott aus meinem Leben,
Und es zog der Reue bittre Pein
In die gramumwölkte Seele ein."

„Waren das der Hoffnung ſüße Früchte,
Die mich ſonſt in ſel'gem Wahn entzückt? —
Ach, mir träumte von des Himmels Lichte,
Als ich ihm ins dunkle Aug' geblickt!
Doch es wandte fremd ſich von dem Meinen, —
Und der Tag, — der kaum begann zu ſcheinen
In des Morgens purpurrother Pracht,
Neigte ſich hinab zur ew'gen Nacht!

„Ernſter Gott, der Du mit hellem Blicke
Durch die Nebel ferner Tage ſiehſt,
Und der Menſchen wandelnde Geſchicke
Aus der Zukunft grauer Urne ziehſt:
Höre mich! — Verkünde, o verkünde,
Wo ich Frieden und Vergebung finde!
Rein'ge Dir auf's Neue dieſes Herz,
Löſche mein Vergehen, meinen Schmerz!“

Und ſie ſchweigt. — Ein dumpfer Donner tönet,
Und die Brandung bricht ſich laut und wild,
Daß der Klippen feſter Bau erdröhnet,
Und die Woge hoch und höher ſchwillt.
Aber ruhig in dem wilden Toben,
Aug' und Seele zu dem Gott erhoben,
Harrt die Jungfrau deſſen, ohne Grau'n,
Was die dunklen Mächte ihr vertrau'n.

Doch kein Zeichen will ſich kund ihr geben,
Tiefes Schweigen herrſcht am heil'gen Ort;
Nur die Wellen an den Felſen beben
Donnernd in der dunklen Tiefe fort.
„Stiller Gott, ich habe Dich verſtanden,
Eine Löſung iſt für mich vorhanden;
Unten, — in des Meeres reiner Fluth,
Löſchet ſich des Herzens wilde Gluth!“

Und die Leyer nimmt ſie, hellgeſtimmet,
Selige Begeiſt'rung in der Bruſt,
Und zum jähen Felſenabhang klimmet
Sie empor in heil'ger Todesluſt.
Und in zauberiſchem Lichte ſchwellen
Ihr entgegen die entzückten Wellen,
Ladend mit geheimnißvollem Gruß,
Sie zum ewigen Verſöhnungskuß.

Und zur grauen Tiefe hingebogen,
Leicht umſpielt vom flatternden Gewand,
Stürzt ſie freudig in die wilden Wogen,
Hoch hinauf den freien Blick gewandt.
Und, — o Wunder! ſchmeichelnd fortgezogen,
Leuchtend, wie ein Stern am Himmelsbogen,
Schwebt ſie heiter auf der Wellen Tanz,
Ringsumfloſſen vom Verklärungsglanz.

Und der Leyer ſüße Töne ziehen,
Gleich des Schwanes ſcheidendem Geſang,
Leiſ' hinauf in ſüßen Melodieen,
Leicht und geiſtig wie der Sphären Klang.
Horchend taucht die lauſchende Najade
Lüſtern auf am felſigen Geſtade,
Leiſer gleitet Wog' und Welle hin
Bei dem Lied' der ſüßen Sängerin.

Und hernieder von den ew'gen Höhen
Neigen die verſöhnten Götter ſich;
Tauſend ſüße Liebesſtimmen wehen
Um die Jungfrau hold und wonniglich.
Und getragen, wie auf Toneswellen,
Steigt ſie zu dem Aether auf, dem hellen.
Fern der Erde ſtrebt der kühne Schwung
Freudig näher der Vergötterung.

Und geöffnet ſteht die große Halle,
Und ſie naht im lichten Frühlingsſchein,
Und es weih'n die ew'gen Götter alle
Sie zur Sängerin des Himmels ein.
Freudig hallen Sappho's hohe Lieder
Des Olympos weite Räume wieder;
Und erhoben zu den Sternenhöh'n
Strahlt die Leyer ewig jung und ſchön.

Irrthum der Liebe.

1.

Die Erde eilt, daß ſie ſich feſtlich kleide;
Den grünen Mantel hat ſie auserkoren,
Beſetzt mit reichem, köſtlichen Geſchmeide.

Schon ſchmiegt er prunkend ſich um ihre Glieder,
Und freundlich blickt ſie aus dem Blüthenkranze
Auf ihren hellen, bunten Feſtſchmuck nieder.

Ich weiß es wohl, warum ſie alſo pranget. —
Mein Liebchen naht, und iſt ſchon auf der Reiſe,
Vor deſſen Reiz den Fluren heimlich banget.

Die Erde will ſich nicht verdunkelt ſehen,
Gleich eitlen Müttern, die der Töchter Anmuth
Verdrießlich nur den Vorrang zugeſtehen.

Sie will wetteifern drum mit Liebchens Schöne,
Damit der Sänger mit dem beſten Liede
Statt ſeinem Lieb die ſtolze Lenzbraut kröne.

2.

Wie wird ſie ſeyn? — Treu oder umgewandelt?
So frag' ich mich, im Herzen oft beſorgend,
Daß für Natur man Welt ihr eingehandelt.

Die große Stadt, befürcht' ich, läßt ſie blicken,
Und hält mich fern mit einem ſteifen Knixe,
Reißt es mich hin, ſie an mein Herz zu drücken.

Wie mich des Mädchens arge Schönheit quälet!
Gewiß hat ſie der ganzen Welt gefallen,
Und längſt der Freier Schönſten ſich erwählet.

Ich werd' es wohl auf ihrem Antlitz leſen.
Gottlob, der Seele Sprache kann ich deuten,
Bin ich gleich nie in großer Stadt geweſen!

3.

Ich ſah' mein Liebchen aus dem Wagen ſteigen,
Ein Hütchen trug ſie, wundernett und pfiffig,
Und grüßte draus hervor mit holdem Neigen.

Drauf ſchwebte ſie mit zephyrleichtem Schritte
In die Umarmung ſtaunender Geſchwiſter,
Als Roſe prangend in der Knospen Mitte. —

Der alte Vater bot die welken Lippen
Dem Roſenmund, und auch die kleinen Buben
Sah ich vom Honig ihres Kuſſes nippen.

Nur ich allein ſtand fern, und mußte darben,
Und fühlte, wie von ihrem Glanz getroffen,
Die kühnen Wünſche meines Buſens ſtarben.

4.

Ich hatte ihr ſo viel, ſo viel zu ſagen,
Und muß nun, da ſie mir zur Seite wandelt,
Verſtummend meine Augen niederſchlagen.

Das iſt die Frucht von ſtädtiſcher Erziehung!
Ganz ungeſchickt muß ihr der Freund erſcheinen,
Und lächerlich ihr jegliche Bemühung.

Wenn ſich die feinen Roſenlippen theilen:
Ach, freilich tönt dann eine andre Sprache,
Durchbohrend mich mit tauſend ſüßen Pfeilen.

Ich lauſche, von Bewund'rung ganz befangen,
Und beiße mich verzweifelnd in die Lippen,
Weil aller Geiſt indeß mir ausgegangen.

O welche Qual, ſo arm vor Der zu ſtehen,
Um derentwillen ich der Erde Güter
Und allen Liebreiz wünſchte zu erflehen!

Ein böſer Zauber ſcheint mich zu umſtricken;
Das Beſte, was ich zu beſitzen meine:
In Nichts zerſchmilzt's, berührt von ihren Blicken.

5.

Was hilft es mir, daß ſie die Saiten rühret,
Daß ihr Geſang die Nachtigall beſchämet,
Und ſie mit Bildern unſre Wände zieret!

Was hilft es mir, daß man mit ihrem Preiſe
Die Schweſtern alle um ſie her verdunkelt,
Und Unheil ſä't in unſ'rer Männer Kreiſe.

Sonſt blühte ſie dem Veilchen gleich im Thale,
Zufrieden, Einen innig zu beglücken;
Jetzt lockt ſie Alle mit der Schönheit Strahle.

Ich weiß, der Welt Bewund'rung will ſie haben!
Es mag geſchehen, — ich aber werde weichen,
Und mich in Waldes Einſamkeit begraben!

6.

Ich möchte bitt're, bitt're Thränen weinen,
Denk' ich zurück an die vergang'nen Tage,
Die nie ſo ſüß, ſo lieblich mehr erſcheinen!

Da war ſie Kind noch, koſ'te unbefangen
Mit dem Geſpielen, wie mit ihren Lämmern,
Und bot mir oft im Scherz die Roſenwangen.

Da lag ihr Herz noch klar und unverwahret
Vor meinem Blick; das Schönſte las ich drinnen,
Was ſich in Menſchenſeelen offenbaret.

Huld, Demuth, Reinheit, Frömmigkeit und Treue,
Der ew'gen Schönheit heil'ge Himmels-Zeichen:
Sie alle grüßt' ich täglich dort auf's Neue.

Jetzt iſt ein Schleier um ihr Herz gezogen,
Der neidiſch mir das Himmelsbild verdunkelt:
Wie Nebel deckt des Aethers reinen Bogen.

Verirret ſchwank' ich (wie auf wilden Wogen
Der Schiffer, den kein Stern, kein Kompaß leitet,)
Von finſtern Zweifeln unſtät fortgezogen.

7.

O hör't! Heut' will ſie ſich als Mime zeigen!
Zum Schauſpiel ſind die Gäſte eingeladen!
Heut will die Kunſt auf ihren Gipfel ſteigen!

Fahr' wohl, Natur! Fahr' wohl, fahr' wohl auf immer!
Zieht ein durch ihres Herzens offne Thore,
Du, falſcher Prunk, Verſtellung, eitler Schimmer!

Auf! Uebertüncht die jugendliche Wange,
Daß, wenn ſie ja in blöder Schaam erröthe,
Verſtänd'gern nicht ob ihrer Schwachheit bange!

Verſammle Dich, das ſelt'ne Spiel zu ſchauen,
Neugier'ge Welt! — Ich mache Platz Euch Allen!
Mit meinem Rohr durchzieh' ich heut' die Auen!

Dort kann man auch manch kluges Wort vernehmen:
Nicht eingelernt, nicht einſtudirt; — es würden
Sich ſolcher Armuth Bach und Vogel ſchämen!

Sie ſingen, wie es ihnen Gott gegeben,
Und alſo dringt es lieblich auch zu Herzen,
Und leicht erfriſcht ſich dort ein krankes Leben.

Auf, meine Rüden! Auf, hinaus ins Freie!
Ade, mein Lieb! Du wirſt es wohl erfahren,
Daß ich gefehlt in der Bewund'rer Reihe!

8.

Noch hab' ich ſie am Fenſter nicht geſehen!
Sonſt ſah ich ſie, auch wenn ſie mich nicht grüßte,
Im Morgenhäubchen vor dem Spiegel ſtehen.

Auch hat ſie ihre Blumen nicht begoſſen!
Leicht wird ihr, was ſie liebte, zu vergeſſen!
Welk hangen dort die zarten Blüthenſproſſen!

Sie hat als Mime Beifall ſich erworben,
Und übt ſich wohl in einer neuen Rolle;
Und darum ſind die Blumen abgeſtorben.

9.

So hört' ich recht? — So liegt ſie krank darnieder?
Sie, die ich frevelnd eitlen Thuns beſchuldigt?
O, wie vergüt' ich ihr dies Unrecht wieder!

Vorwurf und Qual, und Furcht, und ängſtlich Bangen
Zerreißt mein Herz! — Wie ſoll ich ſie verſöhnen,
Die ich zu tadeln ſchnöd' mich unterfangen?

Kann ſie dafür, daß man zur Stadt ſie ſandte,
Kann ſie dafür, daß für der Künſte Zauber
Ihr leicht empfängliches Gemüth entbrannte?

Wer bin ich denn, daß ihres Herzens Triebe
Ich nur allein auf mich zu lenken wünſche? —
Ach, kein Verdienſt iſt mein, als meine Liebe!

Wahnſinn nur kann der Schönheit Fülle tadeln!
Und Eigennutz nur find' ich hier im Buſen,
Und arge Tücke, die mein Herz entadeln.

Von jetzt an will ich meine Fehler büßen!
Ihr Leiden ſoll Geneſung mir bereiten,
Und reuig ſtürz' ich hin zu ihren Füßen!

10.

Ein Glück, daß meine Roſen aufgeblühet,
Daß die Organe ich bis heut geſparet,
Die lockend dort im dunklen Laube glühet!

Schnell will ich ſie zu der Geliebten tragen;
Dieß wird mir einen feinen Vorwand geben,
Mich in's Gemach der Leidenden zu wagen.

„Für Dich erzog ich ſie!“ ſo will ich ſprechen; —
Doch nein! Der Klang mahnt an vergang'ne Zeiten!
Da würden Thränen bald mich unterbrechen.

11.

Man hatte mich in ihr Gemach geleitet;
Da ſaß ſie, ganz in Schleier eingehüllet,
Dem Monde gleich, der bleich durch Nebel gleitet.

Ich wollte ſprechen, doch Beſtürzung drückte
Das Wort mir im beklommnen Buſen nieder,
Weil ich ſo bleich, ſo leidend ſie erblickte.

Ich konnt' ihr ſchweigend nur die Blumen reichen;
Mir war, als ſäh' ich bei des Freundes Gruße
Das zarte Antlitz tiefer noch erbleichen.

Sie nahm ſie freundlich, ſprach nach kurzem Schweigen:
„Die erſte Freude, die der Lenz mir ſpendet!“
Drauf ſah ich Thränen ihr ins Auge ſteigen.

„Die erſte?“ rief ich: „Sind des Lorbeers Kronen,
Die reichlich man der Künſtlerin geſpendet,
Nicht Lenzeskinder reich'rer, beſſ'rer Zonen?“

„Wenn Liebe nicht auch Roſen eingewunden,“
So ſprach ſie, ernſt zu mir den Blick erhebend,
„Wird bald das dürre Laub die Stirn' verwunden!“

„Die Aller Herzen ſiegend ſich errungen,
Vermag die Liebe alſo anzuklagen?“
Entgegnet' ich von bitterm Weh durchdrungen.

Da flammt ein Blick aus ihren Augen, nimmer
Vergeſſ' ich ihn, — erſt raſche Gluth verſendend,
Dann weich hinſchmelzend in der Wehmuth Schimmer.

„Kann der, der wahrer Liebe einſt ergeben,“
So ſprach ſie ernſt: „mit ihrem Namen ſpielen?
Was iſt dann heilig noch und wahr im Leben?“

Da zog michs hin zu ihren Füßen. — Flehend
Bat ich: „O ſprich es aus, was mich beſeligt!“
Und ſie begann nun, Alles mir geſtehend.

„Um Deinetwillen ſtreckt' ich meine Hände
Nach allem aus, was Geiſt und Seele ſchmücket,
Damit mein Freund mich ſeiner würdig fände.“

„Was ſtrebenswerth, ich ſucht' es zu erringen,
Um dem Geliebten, wenn er treu geblieben,
Den reichen Brautſchatz einſt in's Haus zu bringen."

„Voll ſchöner Hoffnung trat ich Dir entgegen,
Du bliebſt mir fern, ich war Dir fremd geworden.
Entmuthigt ſtand ich, ſchüchtern und verlegen."

„Ich ſah's, von Neuem mußt' ich Dich erringen!
Und vor dem Thron der Muſen ſtürzt' ich nieder,
Und bat: o helft das ſchwere Werk vollbringen!"

„Und drauf entfaltet' ich vor Deinen Blicken,
Was mich die Zeit, was mich die Kunſt gelehret,
Um Dich, nur Dich zu feſſeln, zu entzücken!"

„Dein waren meine Kränze, Dein die Blüthe
Des Beifalls, die man meinem Streben zollte,
Weil meine Kunſt an meiner Lieb' erglühte."

„Und freudig grüßt' ich des Gelingens Segen,
Denn jede Krone, freundlich mir geboten,
Wollt' ich vor dem Geliebten niederlegen!"

„Du aber, ach! verſchmähteſt meine Gabe!
Du fliehest mich, verachteſt mich! — O ſage,
Was ich gethan, was ich verbrochen habe?" —

„Nichts, als daß Du, den Erdenſohn vergeſſend,
Als Engel Dich hoch über mich erhoben!"
So ſprach ich, ſelig an mein Herz ſie preſſend.

„Zu hoch geſtellt für meiner Liebe Streben
Erblickt' ich Dich, als Du, mit jeder Schöne
Reich ausgeſtattet, uns zurückgegeben.“

„Wie mußt' ich Armer mich in Nichts verlieren,
Als Du des Geiſtes Strahlen nun entfaltet,
So würdig, einen Fürſtenthron zu zieren!“

„Anſtatt Dich mild zu mir herabzuneigen,
Klommſt Du empor; ſo mußt' ich Dich verlieren,
Nicht möglich war's, ſo kühn Dir nachzuſteigen.“

„Jetzt haſt Du mich mit raſcher Hand erhoben;
Doch hält mich nur, o Theure, Deine Liebe,
So wie die Sonne feſthält ihre Globen!“ —

„O laß mich nicht zurück zur Tiefe kehren!
Schling' Deinen Arm um mich! — Leicht faßt ein Schwindel
Den, ſo man ſchnell entführt zu lichtern Sphären.“

Der verſteckte Amor.

Um dem holden Götterknaben,
Amor, einen Thron zu bauen,
Schritten durch die Blumenauen
Leicht die Grazien daher
Schlummernd ließen ſie den Kleinen,
Den ſie pflegten und bewachten;
Darum eilten ſie, und dachten
Auf die ſchnellſte Wiederkehr.

Als ſie nun mit leiſem Schritte
An dem Lager, dem umzweigten,
Sorglich bang ſich niederneigten,
War der kleine Gott entflohn.
„Weh' uns, Amor iſt verloren!“
Rufen bang die Charitinnen,
Und mit angſtverwirr'nen Sinnen
Spähn ſie nach dem Götterſohn.

Bald ruft's aus dem Hain: „Hier bin ich!“
Stumm, und freudiglich erſchrocken,
Eilen dem geliebten Locken
Unverweilt die Schweſtern nach.
Immer lauter wird das Rufen;
„Hier!“ ertönt's ganz nah, und: „dorten!“
Neckend Winken aller Orten,
Tauſend Stimmen werden wach.

„Amor will Verſtecken ſpielen!“
Lächelt leiſe Euphroſine,
Und mit ſchlauer, kluger Miene
Geht ſie tiefer in den Hain.
In die allerdicht'ſte Hecke,
Wo kein Blättchen ſich beweget,
Sich kein Laut, kein Flüſtern reget,
Dringt ihr ſpähend Aug' hinein.

Und, ſieh' da! — Verſteckt im Laube,
Sich verbergend vor dem Lichte,
Sitzt mit ſchelmiſchem Geſichte
Der entfloh'ne, kleine Gott.
Und, die Flügel ſchnell ihm bindend,
Wahrt die Frohe ihre Habe,
Sanft und duldend trägt der Knabe
Ihrer Augen leſen Spott.

Als nun froh die Andern nahen
Ruft der kleine Schalk, gebunden:
„Ihr, die Ihr mich gern gefunden,
Hört mein Wort, und merkt Euch dieß:
Nicht, wo man von Liebe plaudert,
Nein, wo es am tiefſten ſchweiget,
Schüchtern ſich kein Wörtchen zeiget,
Seyd Ihr meiner ſtets gewiß!“

Die Schöpfung des Menſchen.

(Mythe nach Hygin.)

Unſtätt irrt, verfolgt von wirren Träumen,
Cura *) durch den hohen Götterſaal;
Ruhe wohnt in des Olympos Räumen,
Doch in ihr wohnt ew'ger Sehnſucht Qual.
Angelockt, und raſtlos fortgetrieben,
Schwankt ihr Wunſch, ihr Streben und ihr Lieben,
Ohne Friede ſchweift ihr reger Sinn
Durch des Lebens bunte Räume hin.

Und ſie fliehet aus der Götter Kreiſe,
Heißes Sehnen in der ſtillen Bruſt;
Zu der Erde lenkt die luft'ge Reiſe
In der Ahnung wunderbarer Luſt.
Blühend lacht ihr in des Frühlings Segen
Tellus reichgeſchmücktes Haupt entgegen,
Gleich dem Kinde, das nach ſüßer Nacht
Bei dem Gruß des Morgenlichts erwacht.

---

*) Cura, Göttin der Unruhe.

Still und einſam ſteht ſie in der Mitte
Einer großen, ſchweigenden Natur;
Blumen ſprießen unter ihrem Tritte,
Doch, kein Weſen freut ſich ihrer Spur.
Raſtlos ſpäht ſie in den öden Gründen,
Ein verwandtes Götterbild zu finden:
Unbefriedigt kehrt ihr trüber Blick
Zu der Heimath goldnem Licht zurück.

Trauernd, daß ſie den Olymp verlaſſen,
Sinnet ſie, der Götter theures Bild
Nachzuformen aus den todten Maſſen,
Wie es in ihr lebet, groß und mild.
Und ſie eilt, mit ſchöpferiſchen Händen
Schnell die edlen Formen zu vollenden,
Bis des Werkes wunderbare Pracht
Hold der Meiſterin entgegen lacht.

Und zu Jupiters erhab'nem Throne
Hebt ſie jetzt den Blick in heißem Flehn
„O gewähre Leben dieſem Thone,
Laß beſeelt mich meine Schöpfung ſehn!"
Sieh', da regen ſich die ſchlanken Glieder,
Lächelnd blickt das holde Auge nieder,
Und die Göttin nimmt in ſel'ger Luſt
Den Erſchaff'nen an die Mutterbruſt.

Da begann die Erde leis zu klagen,
Von des Neides Stachel aufgeſchreckt:
„Weſſen Namen ſoll ein Weſen tragen,
Das Du kühn aus meinem Staub' erweckt?
War ich's, die des Daſeyns Stoff gegeben,
Dieſe Pulſe, die ſich freudig heben,
O, ſo iſt's nach heil'gem Rechte mein,
Und ich darf den Namen ihm verleihn!"

„Irre nicht!" ſprach Jupiter: „Ich hauchte
Leben erſt dem todten Stoffe ein!
Und der Blick, der in mein Licht ſich taugte,
Und das Herz, das ſich bewegt, iſt mein!"
„Göttervater!" rief mit bangen Blicken
Cura aus. Du willſt ihn mir entrücken?
Das Geſchöpf der Schöpferhand entziehn,
Die ihm Formen und Geſtalt verliehn?"

Da erhob von ſeinem Wolkenſitze
Sich Saturn, und ſeiner Blicke Macht
Leuchtete, wie helle Flammenblitze,
Durch des Streites zweifelbange Nacht.
Stumm verhüllt ihr Angeſicht die Erde,
Cura horcht, wie er entſcheiden werde,
Selbſt der Donnergott verſtummt und ſinnt,
Als Saturn den erſten Spruch beginnt:

„Du, o Erde, ſollſt Dein Theil erhalten,
Und auch Du, der dieſe Form beſeelt!
Wenn die raſchen Pulſe einſt erkalten,
Und das Leben ſich dem Tod' vermählt,
Dann wird Staub dem Staube zugeſellet;
Doch der Funke, der das Herz geſchwellet,
Schlägt in heil'gen Flammen himmelan
Zu dem Götterquell, dem er entrann."

„Doch, ſo lange er auf Erden weilet,
Sey er, ſchöpferiſche Cura, Dein!
Wie das Kind der Mutter Neigung theilet,
Soll Dein Weſen auch ſein Erbtheil ſeyn!
Deine Rechte gelten für das Leben!
Sollt' er einſt Dir zu entfliehen ſtreben:
Immer führt ſein mächtiges Geſchick
Ihn in Deinen Mutterarm zurück."

So der Gott. Des Streites Stimmen ſchwiegen,
Und der Menſch erkannte ſtill ſein Loos.
Cura's Bild in den bewegten Zügen
Wuchs er auf, gepflegt auf ihrem Schooß.
Doch, wie er ihr Weſen eingeſogen,
Wird er ewig raſtlos fortgezogen,
Ohne Ruh' durchwandert er die Welt,
Bis er ſich dem Urſtoff zugeſellt.

Entſtehung der weißen Roſe.

Nacht war's im Hain. Der Mond ſtand hoch und groß,
Um die entſchlafne Erde Himmelsruh,
Und jede Blüthe, jede Blume ſchloß
Die jugendlichen Augenlieder zu.

Still war's umher im weiten Schattenreich,
Nur eine Stimme klagte durch die Nacht;
Selina war's, die Jungfrau ſchön und bleich,
Die noch allein mit ihrem Kummer wacht.

Sie weilet dort, wo um die Felſenwand
Die Ceder ihre Schattenarme ſchlägt;
Dort war die Gruft, in die des Vaters Hand
Die Hülle des Erſchlagenen gelegt.

Und „Abel!“ ſcholl es durch den düſtern Wald,
„Erwache, Lieber! Deine Braut iſt hier!
Du ſchlummerſt ſanft von Mondenlicht umwallt,
Und meine Stimme dringet nicht zu Dir!

„Lang ſucht' ich Dich, durchirrte oft den Hain,
Das Herz von Lieb' und banger Furcht bewegt.
Da wies der Vater hin auf dieſen Stein:
„Dort," ſprach er, hat er ſich zur Ruh gelegt!"

„Zur Ruhe? Ach, warum ſo tief und ſtill?
Kalt iſt's und eng' im düſtern Erdenſchooß!
Das Wort verhallt, das Dich erwecken will,
Und einſam wein' ich auf des Hügels Moos."

„Hier hangt der Kranz, den Dir die Liebe wand,
Eh' noch der Tag mit ſeinen Strahlen kam;
Die ſtille Laube kränzte meine Hand,
Die unſers Bundes erſten Schwur vernahm."

„Wie ſchön warſt Du, wie mir vor Allen ſchön!
Licht war Dein Aug', Dein Herz voll Kraft und Muth!
Noch ſeh' ich Dich am Gottesaltar ſtehn,
Umlodert von der heil'gen Opfergluth."

„Wie liebt' ich Dich ſo treu, ſo inniglich!
Wie hing ich ſelig oft an Deinem Blick!
Des Lebens Glück, ich kannt' es nur durch Dich! —
O, höre mich, Geliebter, kehr' zurück!"

„Die Roſe glüht vom Frühlingshauch bethau't,
Die Myrthe grünet, jugendlich erneu't,
O komm und kränze Dir die junge Braut,
Eh' Sturm der Blüthen zarten Schmuck zerſtreut!“

„Er hört mich nicht! Ach, keine Stimme ſagt
Mir Antwort in dem weiten Raum umher;
Vergebens, daß Selina weint und klagt,
Ach, nimmer hört ſie der Geliebte mehr!“

„Der Schmerz ſtürmt wild durch meine Seele hin,
Die lang' ſchon jede Lebensfreude mied,
Und bang und nächtlich wird's um meinen Sinn,
Wie auf der Flur, von der die Sonne ſchied.“

„Die zarte Blume ſenkt das welke Haupt,
Wenn jener Zweig, den ſie umſchlang, zerbricht;
Was klagt Ihr, wenn der nächſte Sturm ſie raubt?
Es war ihr Loos, — beklagt die Blume nicht!“

„Und Du, o Mutter! rufe nicht ſo bang'
Die Tochter in des Haines düſtern Raum!
Verſchollen iſt ihr fröhlicher Geſang
Mit ihrer Liebe zartem Frühlingstraum!“

So klagte ſie. Schon wich die Dunkelheit,
Und rollte tiefer ſich hinab in's Thal,
Mit Roſen war der Himmel überſtreut,
Im Haine zuckte ſchon der Morgenſtrahl.

Selina lächelte der Morgen an,
Das Leben wurde fröhlich um ſie wach,
Doch ihre mattgeweinten Augen ſah'n
Verödet das bekränzte Brautgemach.

Die Myrthe war verwelkt; der Roſenſtrauch
Trug weiße Blüthen, bleich, wie ſtiller Gram,
Gleich einer Wange, der der kalte Hauch
Des Todes ihre Jugendröthe nahm.

Da flocht ſie ſtill den weißen Roſenkranz,
Und ſchmückte ſich das aufgelöſte Haar!
Doch eh' verloſchen war der Blumen Glanz,
Schloß ſich Selina's Blick auf immerdar.

Man ſenkte ſie bei ihrem Lieben ein;
Sanft ruht ſie in des Haines Dunkelheit.
Die Roſe aber, bleich und ſilberrein,
Blieb ſtiller Hoffnungsloſigkeit geweiht.

Des Sängers Heilung.

Welche Feyer ſchmückt die Fluren
Mit ſo frohem Hoffnungsgrün?
Sind's des höhern Lenzes Spuren?
Soll ein Gott vorüber ziehn?
Aus des Himmels lichtem Thore
Wallt ein Purpurglanz herab,
Gleich der lieblichen Aurore,
Die den jungen Tag umgab.
Und, von Wolken leicht gehoben,
Naht ein zartes Götterbild,
Rings die Stirn mit Licht umwoben,
Fröhlich lächelnd, hold und mild.

Goldumſäumte Flügel breiten
Sich in ſtolzer Farbenpracht,
Mit der Iris Glanz zu ſtreiten,
Wenn ſie durch die Wolken lacht.
Leicht umwallen ſie die Glieder
Der ätheriſchen Geſtalt,
Und ſie gleitet lächelnd nieder,
Wie das Licht herniederwallt. —
„Wer, Du Strahlendſte der Feen,
Lockte Dich auf unſern Stern?

Welches Heil ward uns erſehen?“
Rufen Stimmen nah’ und fern.

„Meiner Jünger will ich pflegen,
Und mein Nam’ iſt Phantaſie!“
Alſo ſchallt ihr Wort entgegen,
Rein, wie Himmels = Melodie.
Und ſie eilt mit leichtem Fluge
Durch das Reich der Alltagswelt,
Bis ſie ſich nach flücht’gem Zuge
Ihrem Liebling zugeſellt.
In des Haines Dammerungen
Liegt der Sanger, gramerfüllt,
Seine Lieder ſind verklungen,
Sorge hat den Blick umhüllt.“

„Traure nicht, Du Sohn der Lieder!
Traure nicht in herbem Schmerz!
Sieh’, die Tröſterin ſteigt nieder,
Nimmt Dich an ihr göttlich Herz!“
Und ſie naht ſich leiſe, leiſe,
Himmelsroſen in der Hand,
Beugt nach frommer Engel Weiſe
Sanft ſich an des Lagers Rand;
Pflückt der zarten Blätter Zweie,
Wie die Sonne, licht und klar,
Formt daraus bei ſtiller Weihe
Ein bebendes Flügelpaar;

Legt vom Sänger ungeſehen
Ihm die neuen Schwingen an,
Die kein irdiſch Aug' erſpähen,
Nur der Dichter fühlen kann;
Spricht dann ſanft: So tragt ihn wieder
Hin auf ſeine Sonnenhöh',
Daß er lächelnd dann hernieder
Auf der Erde Mängel ſeh.
Und Du Macht, Du furchtbar-kühne —
Wandlerin auf dunkler Bahn!
Bei dem Himmel, dem ich diene,
Rühr' mir nicht die Schwingen an!

Klein Aennchen.

(Sage.)

Es ſpielt der Wind, es koſ't die Luft
Mit Blumen, Gras und Aehren;
Die blauen Berge ſich in Duft
Und Roſenlicht verklären.
Frau Martha grüßt am Fenſterlein
Den reichen Morgenſegen,
Und hebt dem ſüßen Sonnenſchein
Ihr Kind vergnügt entgegen.
Klein Aennchen betrachtet mit ſinnigem Schweigen
Den glänzenden Aether, das niedrige Haus.
„Laß, Mutter, hinauf zu dem Himmel mich ſteigen!“
So ruft ſie, und breitet die Arme hinaus.
„Wie magſt Du, mein Kind, doch ſo Hohes begehren?
Dort oben bewohnen das freundliche Licht
Nur Engel, die Blumen und Früchte beſcheeren,
Und Englein, lieb Aennchen, das biſt Du noch nicht!“

Und höher hebt die Sonne ſich,
Die Nebel ziehn von hinnen.
Frau Martha ſchickt ſich rüſtiglich,
Ihr Tagwerk zu beginnen.
Zur Eule *) zieh'n bei früher Stund'
Die Schnitter mit den Frauen,

---

*) Einer der höchſten Berge der Sudeten.

Dort wollen ſie im Thalesgrund
Das Gras der Wieſe hauen.
Frau Martha ergreifet die Sichel, und gehet
Zur Hausthür, und ſchiebet das Kindlein zurück.
Da weinet die traurige Kleine, und flehet
So ſüß zu der Mutter mit thränendem Blick.
Halb zürnend, halb koſend gewährt ſie die Bitte,
Und nimmt es hinaus in den duftenden Wald,
Dem zu des Gebirges beſchatteter Mitte,
Wo emſig die Sichel der Schnitterin ſchallt.

Und auf ein Plätzchen ſtill und kühl
Setzt ſie das Mägdlein nieder,
Reicht Beeren ihm zu Troſt und Spiel,
Und wandelt hin und wieder.
Indeſſen mähet bei Geſang
Die frohe Schaar, und ſchreitet
Den dichtverzweigten Hain entlang,
Wo reiches Gras ſich breitet.
Und lauter und froher die Lieder erklingen;
Auch Martha miſcht hell ihre Stimme darein.
Frau Martha, Frau Martha, ach, wolleſt nicht ſingen!
Frau Martha, ach, wolleſt ſo luſtig nicht ſeyn!
Zwei Stunden verrinnen in eiligem Fluge;
Hoch prangen die Schober von duftigem Heu;
Es ziehen die Schnitter im fröhlichen Zuge
An blumenentkleideten Wieſen vorbei.

Indeſſen hat ſich, unbewacht,
Das Kind hinwegbegeben.
Es irrt umher in Waldesnacht,
Die Höhe zu erſtreben.
„Dort oben gränzt des Himmels Saum
Nah' an des Berges Spitze!“
So meint das Kind im ſüßen Traum,
Und klimmt zum Wolkenſitze.
Nicht ſcheut es die Dornen, die zackigen Klippen;
Von Sehnſucht getrieben, verfolgt es die Bahn.
Schon glüh'n ihm vom peinlichen Durſte die Lippen,
Doch hält es im raſtloſen Laufe nicht an.
Da ſcheint ſich der grünliche Schleier zu lüften,
Tief liegen die Hügel, ein wogender See;
Bald ſtehet, umwehet von himmliſchen Düften,
Das Kind auf der Eule hochragender Höh'.

Frau Martha kommt zum ſtillen Ort,
Wo Aennchen ſie verlaſſen.
Sie ſchaut, — ſie ſtaunt, — das Kind iſt fort.
Sie bebt, die Wangen blaſſen.
„Lieb' Aennchen!“ ruft ſie laut und bang',
Und irret auf und nieder.
„Lieb' Aennchen!“ ſchallt's vom Felſenhang'
Im bangen Echo wieder.
Da faſſet die Mutter ein ängſtliches Grauen;
Sie irrt durch den Thalgrund, ſie klimmt zu den Höh'n.
Kaum wagt ſie hinab in die Klüfte zu ſchauen,
Aus Furcht, dort die Leiche des Kindes zu ſehn.

Sie ruft die Gefährten, ſie bittet, ſie flehet:
„Wer bringt mir das Kind, das verlor'ne, zurück?"
Die Wieſen, die Büſche, ſie werden durchſpähet,
Doch Keines gibt Kunde dem fragenden Blick.

Im Buſen namenloſes Weh'
Blickt, mit zerſtörten Sinnen,
Die Mutter ſtier nach Tief' und Höh',
Ihr Kleinod zu gewinnen.
Der Abend kommt; die Schnitter gehn
Zum ſtillen Dorf im Thale;
Noch ſieht man ſtumm die Arme ſtehn
Im letzten Dämmerſtrahle.
Sie rufet; — die ſchneidenden Klänge erſchallen
Von Berge zu Berge im ſchmerzlichen Laut,
Bis kühl ſie die Schauer der Nachtluft umwallen,
Und perlend der Odem der Nacht ſie bethaut.
Da kehrt ſie nach Hauſe, nach ängſtlichen Mühen,
Den Buſen zerriſſen von Liebe und Qual;
Am Himmel viel glänzende Sternlein erglühen,
Doch tröſtet ſie nimmer der friedliche Strahl.

Die Kunde ihres Unglücks trägt
Ein Mund bered't zum Andern,
Und Viele, mitleidsvoll bewegt,
Hinauf zur Eule wandern.

Man ſucht zwei volle Tage lang,
Man ſpäht in allen Gründen,
Man klimmt zum ſteilſten Felſenhang:
Doch läßt kein Kind ſich finden.
Am dritten der Tage ſteigt ſuchend der Eine
Zum äußerſten Gipfel der Eule empor.
Ein Brünnlein, das weiß er, quillt dort aus dem Steine,
Zur Labung ermüdeter Wandrer, hervor.
Schon hat er's gefunden; — da ſieht er, o Schrecken!
Das Kind, das verlor'ne, im brennenden Sand
Stillruhend, geſchmiegt an das felſige Becken,
Das Auge, wie dürſtend, zur Tiefe gewandt.

Er ſchöpft vom Quell mit raſcher Hand,
Daß er's der Kleinen reiche,
Er hebt ſie auf vom Brunnen-Rand,
Und — ſchaut entſetzt die Leiche:
Zu tief im Brunnen war die Fluth,
Zu mühſam zu erlangen;
Drum war das Kind in Sonnengluth
Vor Hitz' und Durſt vergangen.
Noch ſtarr'ten die Augen zur Quelle hernieder,
Noch ſchienen nach Labung im felſigen Grund
Zu ſchmachten, zu langen die kraftloſen Glieder,
Dem Trunk ſich zu öffnen der lechzende Mund.
Stumm ſchaut's der Entſetzte und eilet von hinnen,
Von Mitleid und Grauſen die Seele erfüllt;
Bald wird, eh' die Strahlen des Tages zerrinnen,
Das Unglück der ahnenden Mutter enthüllt.

Es ſpielt der Wind, es koſ't die Luft
Mit Blumen, Gras und Aehren;
Die blauen Berge ſich in Duft
Und Morgenlicht verklären.
Frau Martha geht zum Brünnelein,
Und ſcharrt ihr liebſtes Leben
Stillweinend in die Erde ein,
Und pflanzt ein Kreuz daneben.
Am Todestag aber, in jeglichem Jahre,
Wallt hin zu der Eule ein trauernder Chor;
Da ſchmückt ſich der Hügel zum ſtillen Altare,
Und Lieder der Wehmuth ziehn leiſe empor.
Die Mütter umfaſſen dann feſter die Kleinen,
Die Kinder benetzen mit Thränen das Moos.
Lieb' Aennchen hört fern die Geſpielinnen weinen,
Und ruhet geborgen dem Vater im Schooß.

Die Brüder.

Verlaſſend des Gebirges Stille,
Wo friedlich ſteht der Brüder Haus,
Ziehn wandernd, nach der Väter Wille,
Albano und Leander aus.
Es hebt der Drang des reinſten Strebens
Die frohe Bruſt, den raſchen Tritt;
Sie bringen zu dem Feſt des Lebens
Ein Herz voll Lieb' und Unſchuld mit.
Verſchwend'riſch entfalten die neuen Gefilde
Die Reize der Schöpfung, im wechſelnden Bilde
Die Wandrer entzückend bei jeglichem Schritt.

Schon theilen ſie die frohen Feſte
Der glanzgeſchmückten Königsſtadt:
Die Tempel ſchau'n ſie, die Palläſte,
Und nimmer wird ihr Auge ſatt.
Verwundert ſtaunen ſie die Scenen
Der zauberreichen Bühne an;
Der Künſte Glanz, das Reich des Schönen,
Weit liegt's vor ihnen aufgethan.
Was ſtill ſie geträum't, iſt zur Wahrheit erblühet
Sie breiten die Arme, von Sehnſucht durchglühet,
Mit Liebe die reizende Welt zu umfah'n.

Vom Strahl des Herrlichen entzündet
Strebt auf zum Licht Albano's Sinn;
Das hohe Glück, das er empfindet,
Es führt ſein Herz zur Gottheit hin.
Doch ach, was heilig ihn erhoben,
Das droht Gefahr des Bruders Kraft.
Schon regt ſich mit geheimem Toben
In ihm erwachte Leidenſchaft.
Noch ſteh'n ſie vereinet. Es darf an dem Streben
Des ſtärkern Gefährten der Schwache ſich heben,
Wenn wankend im Kampfe der Muth ihm erſchlafft.

Da trennt ein Auftrag wider Willen
Das Brüder-Paar. — Albano eilt,
Ihn ohne Säumen zu erfüllen,
Doch iſt ſein edles Herz getheilt.
Dort drängt die Pflicht ihn, auszuüben,
Was ſeiner Väter Wunſch gebeut;
Hier feſſelt ihn das treue Lieben,
Das ſorgend er dem Bruder weiht.
Er ziehet von dannen. Mit freudigem Beben
Begrüßet Leander das lockende Leben,
Das heimlich berauſchend die Freiheit ihm beut.

Gekrönt mit fröhlichem Gelingen
Kehrt der Entfernte jetzt zurück.
Die Liebe leiht ihm ihre Schwingen,
Schon grüßt die Heimath froh ſein Blick.

Da ſtürzt, ein Bild der Schuld und Reue,
Leander weinend vor ihn hin:
„Gebrochen hab' ich Pflicht und Treue,
Verwirf' mich, der ich Sünder bin!
Dein Gut und das Meine, ich hab' es vergeudet,
An ſündiger Luſt meine Seele geweidet,
Den Himmel vertauſchet für nicht'gen Gewinn!"

„Verloren bin ich, ausgeſchieden
Aus meiner Brüder reinem Bund!
Nie heilt Dein Blick voll Huld und Frieden
Dieß Herz, vom Stich des Laſters wund!
Der Tugend Anblick ruft die Qualen,
Die Nattern meines Buſens wach,
Durch ew'ge Trennung laß mich zahlen
Die ſchwere Schuld, die tiefe Schmach! —
Dort, tief in der Berge verborg'nem Geklüfte,
Dort ſoll mich verhüllen die Tiefſte der Grüfte!
O ſend' ein Gebet mir, dem Reuigen, nach!"

Unendlich Weh zerreißt die Seele
Albano's bei des Bruders Leid.
Er ſchaudert vor dem fremden Fehle,
Und doch durchdringt ihn Zärtlichkeit.
Wohl fühlt er, ein geſunknes Leben
Kann dort, wo Alles Treue übt,
Nie freudig mehr den Blick erheben,
Ob Lieb' ihm auch die Schuld vergiebt.

Und ſoll er verlaſſen in Elend verſchmachten,
Dort, wo ihn die Qualen des Vorwurfs umnachten?
So fragt er, das Herz bis zu Thränen betrübt.

Da kommt ihm Rath. — Es zieht der Reine
Den Zagenden an ſeine Bruſt.
„Dein Fehltritt, ſpricht er, iſt der Meine!
Auch mich verführte ſünd'ge Luſt!
Die Väter hatten mir vertrauet,
Doch ich verrieth der Treue Pflicht!
Sieh, die erzürnte Sonne ſchauet
Erröthend auf mein Angeſicht!
Doch, wie auch die ſchwarze, unſelige Stunde
Uns Beide verdrängt aus der Würdigen Bunde:
Die Reue verſöhnet das ſtrengſte Gericht!"

„Laß eilig uns zur Heimath wallen,
Den Vätern unſre Schuld geſtehn!
In tiefer Demuth niederfallen,
Und die verdiente Straf' erflehn!
Was ſie auch ſtreng' uns auferlegen,
Wir tragen's brüderlich vereint,
Bis der Erbarmung Gnaden-Segen
Von Schuld und Qual die Sünder reint!"
So ſpricht er, des Zagenden Muth zu erheben,
So ſpricht er, und Wonnen der Engel beleben
Das Auge, aus welchem der Schmerz erſt geweint.

Und wie er ahnend es empfunden,
So wirkt ſein Wort mit Wundermacht
Auf des gebeugten Herzens Wunden:
Leander ſtaunt, ſein Muth erwacht.
„Ja, ruft er, daß wir Beide ſanken,
Das lindre unſrer Qualen Gluth!
Wird Heilung, Rettung noch dem Kranken,
So iſt's dort, in der Väter Hut!“ —
Und hin zu der Heimath ziehn, ohne Verweilen
Ihr Schickſal mit duldendem Herzen zu theilen,
Die Brüder, beſeelet von heiligem Muth!

Es ſammelt ſchweigend die Gemeine
Der Väter Rath. Schwer iſt die Schuld,
Schwer auch die Strafe, die der Reine
Mitträgt in Liebe und Geduld.
Oft will Leanders Kraft erliegen
Der Uebung ſeiner ſchweren Pflicht: —
Da lehrt des Bruders Muth ihn ſiegen;
Er duldet, und verzaget nicht.
So führet die Tugend im Büßer-Gewande
Die Schuld von des Abgrund's umnachtetem Rande
Mit rettenden Armen zum himmliſchen Licht.

Schon naht ſie, der Befreiung Stunde,
Verſöhnt iſt, was geſchieden war,
Und zu des Friedens heil'gem Bunde
Winkt man das hartgeprüfte Paar.

Es leuchtet aus Albano's Blicken
Des Himmels voller Hochgewinn,
Ein überirdiſches Entzücken
Belohnt den treuen Bruderſinn.
Da nahet die Kunde dem ſtaunenden Kreiſe:
Albano ſey ſchuldlos, man beut die Beweiſe,
Man drängt zu dem Jüngling voll Neugier ſich hin.

Doch, — wie der Himmel hoch erglühet,
Wenn nun des Nebels lange Nacht,
Vom Sturm verſcheucht, von dannen ziehet,
Und aufwärts ſteigt der Sonne Pracht:
So ſteht mit ſchamgefärbten Wangen
Der Jüngling in der Väter Rath,
Von Demuth iſt ſein Herz befangen,
Da ſiegend nun die Wahrheit naht.
Bewundernd umſtehn ihn die ſtaunenden Brüder;
Es ſchau'n voll Entzücken die Engel hernieder,
Und neiden der Erde die heilige That.

Der König und ſeine Söhne.

Seine Söhne zu berufen,
Tritt der würdigſte der Greiſe,
Heimgekehrt nach langer Reiſe,
Heiter auf des Thrones Stufen.
Alle hat er hin beſchieden,
Sie zu prüfen, zu befragen;
Und ſie nahen: der mit Zagen,
Jener froh, der ſelbſtzufrieden.
Jedem gab er reiche Güter,
Freiheit auch, damit zu ſchalten,
Und es ſoll der treu'ſte Hüter
Würdiglichen Lohn erhalten.

Und der Erſte naht mit Bangen
Seines Vaters hohem Throne,
Und der König winkt dem Sohne,
Das Bekenntniß anzufangen.
Vater! tönt des Jünglings Bitte,
Schwere Schuld drückt mich darnieder!
Stoß' aus Deiner Kinder Mitte
Nicht den ärmſten ihrer Brüder!
Reichlich haſt Du mir gegeben;

Stets, mit fröhlichem Gemüthe,
Dacht' ich dankbar Deiner Güte,
Und ein Loblied war mein Leben.
Da, im Hochgenuß der Freuden,
Schaut' ich dürft'ger Armuth Kummer,
Und es trat vor meinen Schlummer
Die Erinn'rung fremder Leiden.
Und ich lieh' von meinem Gute,
Kaufte Felder für die Armen,
Und man pries mit neuem Muthe
Meines Herzens mild Erbarmen.
Alle wollten wiederbringen
Treulich, was ich froh geliehen,
Wollten redlich ſich bemühen,
Reiche Früchte zu erringen.
Und ich traute dem Verſprechen,
Lieh' und borgte ſtets aufs Neue,
Hoffend, einſt durch ihre Treue
Die verſäumte Frucht zu brechen.
Aber, — als die Zeit verſchwunden,
Sah' ich übel mich betrogen;
Alle waren fortgezogen,
Hatten ſich der Pflicht entbunden.
Häſcher ſandt' ich aus. Sie fanden
Bald die argen Böſewichte,
Und ſie brachten ſie in Banden,
Stellten ſie vor mein Gerichte.
Zitternd, zagend ſtanden Alle,
Fähig kaum, den Blick zu heben,

Wie nach ſchwerem Sündenfalle
Trauert ein geſunknes Leben.
Dann, — zu meinen Füßen nieder,
Stürzten ſie in Reuequalen:
„Tödte uns und unſre Brüder,
Denn wir können Dir nicht zahlen!“
Da, o Vater, dacht' ich Deiner,
Wie Du gern Erbarmen übeſt,
Wie Du ſtets die Deinen liebeſt,
Ob gerecht vor Dir auch Keiner;
Und ich ſtrebte, Dir zu gleichen
An Erbarmen, Lieben, Dulden,
Ließ den Armen Labung reichen,
Und erließ die ſchweren Schulden.
Ganz verarmt, und grambeladen
Steh' ich nun vor Deinem Throne;
Wirſt Du zürnen Deinem Sohne,
Oder wirſt Du ihn begnaden?

Und der König hebt den linden
Vaterblick, und winkt dem Armen;
Spricht: Wie Du geübt Erbarmen,
Sollſt auch Du Erbarmen finden!
Was den Dürft'gen Du geſpendet,
Blieb mir wahrlich unverloren!
Drum ſey Gnade Dir erkoren,
Haſt Du gleich Dein Gut verſchwendet!

Und es nahet ſelbſtzufrieden
Nun der Zweite. — Wohlverwahret
Hielt er, ſorglich aufgeſparet,
Was der Vater ihm beſchieden.
Sieh' dieß Käſtchen! Deine Gaben
Bring' ich, all Dein Gold zurücke!
Ferne von der Brüder Blicke
Hab' ich Deinen Schatz vergraben!
Denkend an Dein ſtrenges Walten,
Mich vor Deinem Zorn verwahrend,
Hab' ich darbend, faſtend, ſparend,
Jeder Freude mich enthalten!
Manches wollt' ich erſt beginnen,
Doch ich ſah' in Andrer Leben
Manches Unglück ſich begeben,
Und in Nichts Dein Gut zerrinnen.
Sicherheit auf keiner Seite,
Ueberall nur kühnes Wagen,
Darum blieb' ich unter Zagen
Lieber gänzlich aus dem Streite.
Von den Brüdern abgeſchieden,
Der Verſuchung ganz entzogen,
Hat mich Keiner ſo betrogen,
Und ich lebte ſtill in Frieden.
Komme nun, Dir zu beweiſen,
Daß, auf meine Treu' zu bauen,
Alles kannſt Du mir vertrauen,
Willſt Du wiederum verreiſen!

Thor! ſo ſtraft des Zornes Kunde
Aus des Vaters Wort und Zügen:
Soll mein Segen müßig liegen?
Gieb den Schatz mir ab zur Stunde!
Strenge, wie Du ihn geglaubet,
Sollſt Du auch den Vater ſchauen!
Haſt nun durch verſagt Vertrauen
Seiner Huld Dich ſelbſt beraubet!
Wer in kleinlich bangem Zagen
Zögert, Eignes hinzugeben,
Um des Ganzen Wohl zu heben:
Wer nicht glauben kann und wagen:
Als ein dürres Reis erfunden
Iſt er an dem Stamm des Lebens!
Seine Sorge war vergebens,
Und der Lohn iſt ihm verſchwunden!

Und zum Dritten nun gewendet
Spricht er: Nun, ſo laß mich wiſſen,
Soll ich, der ſo viel geſpendet,
Stets des Segens Frucht vermiſſen?

Unbefangen, voll Vertrauen
Drauf der Jüngling ihm entgegnet:
Reichlich haſt Du mich geſegnet,
Und ich ging, mein Feld zu bauen.
Gläubig ſtreu'te ich den Samen
In den Schoos der Erde nieder;

Alle, die zu helfen kamen,
Hielt ich, wie des Hauſes Brüder.
Jedes half nach ſeiner Weiſe,
Sorglich prüft' ich Kraft und Willen,
Und ſo wirkten wir im Stillen
Uns zum Nutzen, Dir zum Preiſe.
Manches Gute ward vollendet,
Reicher Garben zählt' ich viele;
War des Tages Laſt beendet,
Labte uns des Abends Kühle;
Von dem reichlichen Ertrage
Gab ich auch wohl frohe Feſte,
Lohnte ſorglich meine Gäſte
Für des Werkeltages Plage.
Arbeit wechſelte mit Freuden,
Denn für Undank müßt' ich's halten,
Von des Lebens Reiz mit kaltem,
Strengen Angeſicht zu ſcheiden;
Freude ſoll den Fleiß erheben,
Daß die Hände nie ermatten;
Beides willſt Du uns geſtatten
In dem reichgeſchmückten Leben.

Froh fühlt ſich mein Herz erweitert,
Seit ich meine Kräfte übe,
Fleiß und Frohſinn, Segen, Liebe,
Iſt's, was meine Stirn erheitert.

Neue, ſüße Wonnen grüßen
Mich mit jedem jungen Morgen,
Zwiſchen Schaffen und Genießen
Blüht mein Leben, frohgeborgen;
Was ich hoffnungsvoll begonnen,
Wachſen ſeh' ich's und gedeihen,
Milde Götter, günſt'ge Sonnen,
Mich mit ihrer Huld erfreuen.
Hochgefüllet ſtehn die Speicher,
Neue Saat grünt mir entgegen,
Immer voller, immer reicher
Lohnt Gedeihen mir und Segen.
Die, ſo arm zu mir gekommen,
Haben Brodt und zieh'n in Frieden,
Jedem war ſein Lohn beſchieden,
Der da Theil am Werk genommen.
Und ſo wuchert Deine Gabe
Fort in dankbaren Gemüthern,
Fort in tauſendfachen Gütern,
Die ich Dir gewonnen habe!

Und der König, frohgerühret,
Spricht: Geſegnet ſey Dein Walten!
Sey zum Herrſcher mir erkühret,
Du, der alte Haus gehalten!
Zehnfach laß den Lohn Dir reichen!
Folge Deines Herzens Triebe,
Wirke, ſchaffe, ſegne, liebe!
Du nur wirſt dem Vater gleichen.

Der Spielleute Grab.

(Sage.)

Es war ein ſonnenheller Tag
Gar freundlich aufgegangen;
Vom weißen Schneegewande lag
Die Gegend rings umfangen.
Und aus dem Dörfchen in ferner Weite
Erſchell das feiernde Morgengeläute,
Das alle Wandrer, hochbegnadet,
Zur Sabbathfeier freundlich ladet.

Da kamen froh den Weg entlang
Vier Spielleut' hergegangen;
Weit ſcholl umher ihr Frühgeſang,
Daß weit die Fluren klangen.
Zum Dörfchen, jenſeits des Stromes Geſtade,
Da lenkten hinüber der Waller Pfade,
Denn immer hieß man bei jeglichem Feſte
Die Spielleut' willkommen als heitere Gäſte.

Des Stromes ſtarre Rinde beut
Den Wand'rern ihren Rücken;
Und wohlbehalten ſich die Leut'
Zum weitern Gange ſchicken.
Und zu dem Dorfe ſchon ſind ſie gekommen,
Da mahnt ſie die feſtliche Feier der Frommen,
Und in das Gotteshaus ſie eilen,
Der Chriſten fromme Pflicht zu theilen.

Und als der Orgel Stimme ſchallt
In der Gemeinde Lieder;
Da faßt's mit heimlicher Gewalt
Das Herz der frommen Brüder;
Und alſobald am Quell der Gnaden
Sie die Seele in heiliger Andacht entladen;
Zum Kreuze des Mittlers die Augen erhoben,
Vereint ihr Geſang ſich, den Ew'gen zu loben.

Und als der Gottesdienſt vollbracht,
Begannen ſie mit Freuden
Durch Sang und Spiel und Tonesmacht
Das frohe Volk zu weiden.
Es rüſtet zum Tanz ſich die fröhliche Menge,
Es ſchlingt ſich der Reigen im raſchen Gedränge,
Und Freude, Vergnügen und Jubel ſteigen,
Bis die Töne, die allbelebenden, ſchweigen.

Und, als die Schatten grauer Nacht
In Dämmerung zerrannen:
Da ſind die Spielleut' auch erwacht,
Und ziehen froh von dannen.
Lau fächelt die Luft wie Frühlingswehen,
Und löſet den Schnee von den eiſigen Höhen,
Schon rinnet das murmelnde Bächlein im Thale,
Befreit von der Sonne allmächtigem Strahle.

Und auf dem wohlbekannten Gleis,
Bis zu des Stromes Mitte,
Gelangen auf dem falſchen Eis
Der Wand'rer kühne Schritte;
Da berſtet auf einmal mit furchtbarem Dröhnen
Die Rinde des Strom's, daß die Ufer ertönen,
Und mächtig ſich trennend, und löſend, beginnen
Die Schollen ſich langſam zu treiben von hinnen

Verderben drohet rings umher,
Wohin die Blicke lenken,
Da iſt an keine Hülfe mehr,
An keinen Rath zu denken.
Schon hat die Scholle, von Fluthen umſpület,
Durch berſtende Trümmer die Bahn ſich gewühlet;
Wohin die Verlor'nen nach Rettung ſchauen,
Da drohet der Tod mit furchtbarem Grauen.

Da hebt ein neuer, mächt'ger Geiſt
Ihr Herz im grauſen Leiden;
Ob nirgends ſich ein Retter weiſt:
Von Gott ſie nimmer ſcheiden.
Laut durch der Wogen Drängen und Toben
Steigt muthig ihr Geſang nach oben,
Und giebt, weitſchallend in die Runde,
Von ihrem grauſen Schickſal Kunde.

Bald iſt das Ufer angefüllt
Mit Schaaren banger Brüder.
Der Eisgang treibt und drängt ſich wild,
Kein Engel ſteigt hernieder.
Fern tönt es langſam und gehalten:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!"
Und Keiner kann der bittern Zähren,
Der tiefſten Rührung ſich erwähren.

Ohnmächtig ſcheitert jede Kraft,
Und jegliches Beginnen;
Des Stromes wilder Wirbel rafft
Sie weiter fort von hinnen.
Vergebens ſind alle Hände erhoben; —
Sie gleiten hinab in des Stromes Toben; —
Die Töne verklingen, — es ſterben die Lieder;
Die Spielleut' kehren nimmer wieder!

Der Pilger.

Süße Ferne!
Immer lenket ihre Schritte
Zu der güld'nen Berge Mitte
Stolz die Himmelskönigin;
Warum ſtreut mit ſüßem Koſen
Nur auf Dich die Purpurroſen
Der entzückte Abend hin?

Süße Ferne!
Kann's der Sonne nicht verdenken,
Will ſie liebend ſich verſenken
In dein Paradieſesthal!
Zaubermacht iſt Dir gegeben,
Möchte auch hinüber ſchweben
Mit dem rothen Abendſtrahl!

Süße Ferne!
Ungehemmt durch lichte Weiten
Darf die Himmelspilg'rin ſchreiten,
Ruhen dann in Deinem Schooß;
Ich nur darf Dich nicht erlangen,
Denn der Sehnſucht dunkles Bangen
Bleibt des Erdenpilgers Loos.

Der Fiſcher.

Ich ſitze am Bache und ſchaue hinab;
Die Angel liegt ruhig zur Seite,
Es gleiten die Fiſchlein hinauf und hinab,
Verſchwindend in ſilberner Weite.

Habt Ruhe, Ihr Kleinen, habt Ruhe vor mir!
Durchkreuzet mit ſilbernen Floſſen
Behaglich das weite, kryſtall'ne Revier,
Und ſucht Euch die lieben Genoſſen.

Seitdem ſie geſchieden, ward weich mir das Herz,
Ich könnte kein Würmchen betrüben!
Das Kleinſte der Weſen hat Raum wohl für Schmerz
Und Freude, wie ſollt es nicht lieben?

Ich ſitze am Bache und ſchaue hinab;
Die Angel liegt ruhig zur Seite,
Es gleiten die Fiſchlein hinauf und herab,
Der Fiſcher blickt ſehnend in's Weite!

Der Sänger.

Hab' das Leben oft beſungen,
Kunſtgeübt in mancher Weiſe,
Täglich, der Natur zum Preiſe,
Iſt Geſang und Spiel erklungen.

Mannigfaltig zogen Lieder
Durch das Herz mir froh und innig,
Zu den Sternen blickt' ich ſinnig,
Zu der Erde fröhlich nieder.

Da, — an einem Frühlingsmorgen,
Kam ein Hirtenkind gegangen,
Blauen Auges, roth von Wangen,
Unbefangen, ohne Sorgen.

Friſche Blumen in der Rechten,
Nah'te ſie, und ſcherzte heiter:
„Singſt Du, lieber Sänger, weiter,
Will ich einen Kranz Dir flechten!"

Ließ mir dieß nicht zwei Mal ſagen,
Sang vergnügt die ſchönſte Weiſe,
Die ich zu des Lebens Preiſe
Je in meiner Bruſt getragen.

Fröhlich ſang ich; — lächelnd fügte
Sie indeß die Blumenkrone,
Bis ſie hold zu meinem Lohne
Sie um meine Stirne ſchmiegte.

Und ich dankte, ſüß beklommen,
Schelmiſch ſah ſie auf mich nieder;
„Singſt Du ferner ſchöne Lieder,"
Sprach ſie, „werd' ich wiederkommen!"

Ueben wollt' ich unterdeſſen;
Doch, Gott weiß, wie es gekommen,
Habe alle meine frommen,
Alten Lieder rein vergeſſen.

Worte miſchen und Gedanken
Raſtlos ſich in meinen Sinnen,
Bilder durch den Kopf mir rinnen,
Wie bei einem Fieberkranken.

Wenn ich Gottes Himmel preiſe,
Muß ich willenlos die Strahlen
Eines blauen Auges malen,
Lächelnd ganz auf ihre Weiſe;

Will ich von der Roſe ſingen:
Wird ein Mädchen draus, das neckend,
Mich mit ſeinem Bild erſchreckend,
Um mich will die Arme ſchlingen.

Hat ein Zauber mich umfangen? —
Jener Kranz, — daß Gott behüte!
Iſt der Zauber von der Blüthe, —
Von den Blumen ausgegangen? —

Arger Mittel giebt es viele!
Mag's nun in den Schelmenzügen,
Oder in den Blumen liegen:
Zauberei iſt hier im Spiele!

Des Knaben Geheimniß.

Ich trage zwei Wörtlein im Herzen,
Die haben im Buſen nicht Raum;
Die möcht' ich laut ſingen und ſagen,
Sie nennen den Nächten, den Tagen,
Kundgeben im Wachen und Traum.

Die Sterne am nächtlichen Himmel,
Sie lauſchen mit mildem Geſicht,
Sie lauſchen, und blicken, und nicken,
Als theilten ſie gleiches Entzücken,
Und flimmern im freundlichſten Licht.

Es lauſchen die Blumen der Aue,
Und lächeln, und bleiben nicht kalt;
Sie äugeln gar ſpaßhaft zur Sonne,
Und zittern und glühen vor Wonne,
Und necken mich ſtets mannichfalt.

Das Bächlein auch hat mich verſtanden,
Und hüpft mit dem blühenden Strauß,
Der träumend den Händen entglitten,
Mit zärtlichem Murmeln und Bitten
Hinab zu der Schäferin Haus.

Ach, Allem, was lebet und liebet,
Dem möcht' ich mich freudig vertrau'n.
Frei möcht' ich das innerſte Leben,
Frei Allen mein Liebesglück geben,
Die forſchend ins Auge mir ſchau'n.

Nur Einer nicht; – Einer verſchließet
Sich immerdar Seele und Mund; –
Sie hat mich mit Feſſeln umwunden,
Sie hat mir die Sprache gebunden,
Macht ſtumm mich zur ſeligſten Stund.

Ich wünſchte, es ſchwatzten die Sterne!
(Ich zürnte Verräthern noch nie!)
Ich wünſchte, es plauderten leiſe
Die Blumen, die Bächlein im Kreiſe,
Und drängten ſich flüſternd um ſie.

Da würde ſie ſtaunend vernehmen,
Was heimlich die Wange mir blich,
Da würde von Blumen und Sternen
Vielleicht ſie das Wörtlein erlernen:
Ich liebe, ich liebe nur Dich!

Das Echo.

Ich lauſchte dem Echo ſo gerne,
Wenn zögernd, mit innigem Laut,
Der blauen, unendlichen Ferne
Ich meine Geſänge vertraut.

Gleich Grüßen aus himmliſchen Landen
Berührte der Nachklang mein Ohr,
Ich wähnte mein Sehnen verſtanden
Von unſichtbar geiſtigem Chor.

Doch jetzt iſt der Zauber verſchwunden,
Der ſonſt in das Bergthal mich trieb,
Ich habe ein Echo gefunden,
Das iſt mir noch einmal ſo lieb.

Was ſucht' ich im felſigen Grunde?
Was wollt' ich auf Bergen und Höh'n?
An Liebchens herzinnigem Munde,
Da lern' ich das Leben verſtehn!

Ach, möchte ihr Singen, ihr Lieben
Kein ſpottender Wiederhall ſeyn!
Viel beſſer, ich wäre geblieben
Im Felſenthal ſchweigend allein!

Die Spinnerin.

Was ich einſam hier beginne
In dem Kämmerlein?
Seht nur, Schweſterchen, ich ſpinne
Fädchen zart und fein.

Wie mit unſichtbaren Händen
Treibt's mich hin zum Fleiß,
Und die Arbeit will nicht enden
In der Stunden Kreis.

Und das Fädchen, zart geſponnen,
Schlingt ſo wonniglich,
Gülden, wie das Licht der Sonnen,
Um die Spindel ſich.

Fein, zu fein ſcheint das Gewebe;
Und ich hindr' es nicht,
Daß, wie ich auch widerſtrebe,
Oft das Fädchen bricht.

Doch, da bin ich unverdroſſen,
Knüpfe wieder an,
Eh' die ſchöne Zeit verfloſſen,
Wo ich ſpinnen kann.

Und des Rockens gold'ne Fülle,
Und der Faden Kranz,
Die in öder Stunden Stille
Weben Himmelsglanz:

Fragſt Du, wo ich ſie bewahre?
Ey, in ſtiller Bruſt
Heg' ich ſie ſeit manchem Jahre,
In verſchwiegner Luſt!

Hoffnung heißt die goldne Quelle,
Tief im Herzen hier,
Und die Faden, licht und helle,
Spinn' ich all' aus ihr.

Der trauernde Knabe.

Wer reines Herzens iſt, und innig
Mit Fried' und Seelenruh' vertraut:
Der hat gewiß ſchon oft recht ſinnig
Zum Sternenhimmel aufgeſchaut.
Es iſt auch, als ſprächen aus höherem Leben
Die Sternen=Aeug'lein zur tiefſten Bruſt:
Wir ſind als Zeugen Dir zugegeben,
Und was Du vollbringeſt, es iſt uns bewußt.

Leicht kann uns dieſes Wort verwöhnen,
Wir hörten's auch im Tage gern,
Da ſuchten wir nach gleichen Tönen,
Und fragen manchen Augenſtern.
Zwei ſprechende Aeug'lein ſind leicht zu finden,
Doch wahr, wie die Sterne, auch will ſie das Herz,
Die Lob uns und Tadel durch Blicke verkünden,
Bald glänzend vor Freude, bald trauernd vor Schmerz.

Und ſelig, wer ſie aufgefunden,
Die ſtillen Richter, fromm und gut!
Wir wuchern ſtrenger mit den Stunden,
Auf den'n der Blick der Liebe ruht.
Das Streben nach Tugend, das edle Verlangen,
Wie lohnt es ſo herrlich ein Blick voll Vertrau'n!
Und kehrt er ſich weg, welch' ängſtliches Bangen!
Kaum wagt es das Herz noch, ſich ſelbſt zu vertrau'n.

Ach, das Geſtirn, das ich erwählet,
Kehrt ſich ſo fremd' jetzt von mir ab!
Vergebens, daß mein Herz ſich quälet,
Was unbewußt die Urſach' gab.
Die Sterne dort oben in himmliſcher Bläue,
Sie blicken noch immer ſo traulich mich an;
Ich weiß ja nur einzig von Liebe und Treue!
O ſag' es, was hab' ich zu Leid' Dir gethan?

Glühwürmchen.

Die Sonne war hinabgeſunken
In ihres Wolkenbettes Pracht,
Und Alles harr'te wonnetrunken
Auf die erquickend milde Nacht.

Do zog es durch die Roſenhecken,
Wie goldne Funken, her und hin,
Aufſteigend, — um ſich zu verſtecken,
In ewig wechſelndem Beginn.

Bald ſchwärmten ſie um Blüthenbäume,
Bald ſanken ſie in's tiefe Moos,
Das ihres Daſeyns ſüße Träume
Mit weicher Dämmerung umſchloß.

Elwira nahte aus der Ferne
Dem lichten, gaukelnden Gewühl,
Doch unerreichbar, wie die Sterne,
Blieb ihr das leichte Funkenſpiel.

Da ſah' ſie, wie von Mondesſchimmer
Umgoſſen, eine Lilie ſtehn;
Den Kelch umſäumt von Glanzgeflimmer,
Gleich Edens Blumen, hold und ſchön.

„Wer gab Dir, ſprach ſie, ſolches Prangen?
Und neigte forſchend ſich hinab;
Ein Sternlein hatte ſich gefangen,
Hell blickt' es aus dem tiefen Grab.

Da trug ſie heimlich und verborgen
Die Lilie fort in raſchem Lauf,
Und jauchzte: — „Bald klärt mir der Morgen
Das liebliche Geheimniß auf!“

Doch ſieh, als früh ſchon aufgeſtanden,
Elwira nach der Blume ſieht,
War wohl ein Würmchen noch vorhanden,
Doch Licht und Schimmer war verglüht.

Schon wollte ihr der Muth entſinken,
Da dachte ſie der vor'gen Nacht:
„Sternlein kann nur im Dunkel blinken!“
Sprach ſie, und nahm es wohl in Acht.

Und ſieh', kaum war die Dämm'rung kommen,
So war im Kelch der Lilie klar,
Zum Stern das Würmchen aufgenommen,
So herrlich, wie es geſtern war.

Da ſprach Elwira, es befreiend:
Nun kenne und begreif' ich Dich!
Des Tages dreiſtes Auge ſcheuend,
Verhüllt Dein ſanfter Schimmer ſich.

Das ſchönſte Licht, das Licht der Sterne,
Buhlt nimmer um den Glanz der Welt, —
Sie ziehen ſtill in reiner Ferne,
Sich eng' in Liebe zugeſellt!

So willſt auch Du des Lebens Fülle
Nicht wagen an des Tages Glanz!
Des Schönen Heimath iſt die Stille,
Hier ſammelt es den Strahlenkranz!

Der Engel und die Rebe.

Als des geliebten Lenzes Pracht
Zum erſten Mal der Erd' gelacht,
Als Buſch und Baum im Brautgewand
Der ſüßen Maienblüthe ſtand,
Der Pfirſich hier die Zweiglein roth,
Dort Silberſchmuck der Obſthain bot,
Und ſelbſt der niedre Schleedornſtrauch
Erblühte bei der Lüfte Hauch:
Da ſtand in den geſchmückten Reihn
Die arme Rebe ganz allein.
Schmucklos und ohne Frühlingszier,
Ward Mitleid nur, nicht Liebe ihr,
Kaum bot der Schweſtern ſtolze Schaar
Des Blickes flücht'ge Gunſt ihr dar.

Da ſchritt ein Engel ſtill daher,
Sich labend an der Düfte Meer,
Und an dem ſüßen Lenzgeſchmeid',
An aller Wunder Herrlichkeit.
Stillpreiſend ſeines Gottes Macht
Begrüßt' er jedes Baumes Pracht,
Und jede Blüthe, groß und klein,
Friſch aufgeküßt vom Sonnenſchein.

Und als er jetzt zur Rebe kam,
Umfing die Arme tiefe Schaam,
Daß alſo reizlos, dürftig, kahl
Sie ſtand im hellen Tagesſtrahl;
Bis aus den Augen, ſchmerzensvoll,
Ihr bittrer Thränen Fülle quoll.
Und alſobald der Engel traut
Hernieder zu der Erde ſchaut,
Und ſpricht mit holdem Angeſicht:
Demüthig Reis, verzage nicht!
Gar manch Gefäß, gering' und klein,
Schließt hohe Gaben in ſich ein,
Und wo ein Vater treulich liebt,
Er Prüfung erſt, dann Freude giebt!
Und, von des Engels Troſt bewegt,
Die Reb' empor die Augen ſchlägt!
Und ſchüttelt ab den Thränenthau,
Und blickt getroſt zum Himmelsblau,
Bis in den Keimen, froh belebt,
Die neuerwachte Kraft ſich hebt. —
Der Sommer kommt und tränkt mit Gluth
Der Rebe jugendliches Blut,
Da ſchwellt verſteckt in dunklem Grün
Der Traube funkelnder Rubin,
Bis Feuer, wie geläutert Gold,
Ihr flammend durch die Adern rollt.
Und als der Herbſt nun niederſteigt,
Und ſein verſchwendriſch Füllhorn neigt:
Des Apfels Schmuck, des Pfirſichs Flaum

Sich wiegt auf dunkler Blatter Saum:
Da wiederum der Engel mild
Betritt das herbſtliche Gefild.
Er naht den Bäumen, groß und klein,
Der reichen Frucht ſich zu erfreun;
Verweilet hier am Pfirſichſtrauch,
Und dort am niedern Schleedorn auch,
Bis er verwundert und entzückt
Auf die geſchmückte Rebe blickt. —
Du gottgeliebtes Erdenkind!
Mit ſüßem Laut er nun beginnt:
Wie prangt mit Früchten wunderbar
Dein Zweig, der erſt der ſchwächſte war!
Verſchmähet ſollteſt, arm und klein,
Du ew'ger Huld Verkünder ſeyn!
O, bleib ein tröſtend Lebensbild,
All' denen Leid das Herz erfüllt,
Wenn reich'rer Segen, ſchön're Pracht
Um And'rer Leben fröhlich lacht.
Die reinſte Kraft gar ſtill beginnt,
Eh' Muth und Hoffnung ſie gewinnt;
Dann aber hebt, in raſchem Lauf,
Sie ſchnell zur Höhe ſich hinauf,
Und zeigt den Gott, der in ihr glüht,
Wenn flücht'ger Schimmer längſt verblüht,
Bis Millionen an den Gaben
Des ſüßen Segenquells ſich laben.

Die Lilie.

Die Dämm'rung ſank im ſanften Schauer
Auf die entblühte Frühlingspracht,
Und leiſ' und ſacht
Scholl aus der Nacht
Des Hains, der Nachtigallen Trauer.
Da irrte durch des Gartens Stille
Malwina einſam und allein;
Die Abendluft
Trug ſüßen Duft
Ihr zu, aus friſcher Blüthenfülle,
Und bleich erſtarb des Tages Schein.
Schon gingen Sterne hin und wieder
Am Himmel auf, und goſſen mild
Auf das Gefild
Ihr magiſch Zauberlicht hernieder.
Da flüſterte durch Flur und Hain
Ein ſüßes, wunderbares Wehen,
Die Blumen ſah man ſchüchtern ſtehen,
Als fühlten ſie durch ihre Reih'n
Ein Engelein
Mit ſanftem Liebesgruße gehen.
Und als Malwina aufwärts ſchaute,
Rang ſich ein Strahl des Himmels los,
Der wallte ſanft herab und thaute
In einer Lilie reinen Schooß.

Erhaben ſtand die Glanzgeſchmückte,
Verklärt von wunderbarem Licht,
Und aus den keuſchen Blättern nickte
Ein holdes Engelsangeſicht.
Von ihm aus gingen Licht und Strahlen,
Und doch war es ſo kindlich hold,
Der Wangen Reiz, der Locken Gold
Vermag kein irdiſch Wort zu malen.
Und als ſie ſtaunend ſtand und ſann,
Ob dieſer ſeltnen Himmelsgabe,
Spricht ſie der holde Engelsknabe
Mit freundlich milden Worten an.
„Du ſtaun'ſt, was Deinem Blick beſchieden,
Als ich ihn geiſtig aufgethan?
Die Unſchuld nennt man mich hienieden,
Mich triffſt Du nur in dieſen Blüthen,
Und frommen, zarten Herzen an!
In Beiden thron' ich tief verborgen,
Und ſchirme ſie mit gleicher Treu,
Daß meines Friedens goldner Morgen
Um Beide ewig, ewig ſey!“ —
So ſprach's, und neigte ſich und hüllte
Sich in der Lilie reinen Schooß, —
Und rings mit Duft, den Raum erfüllte,
Und dann die zarten Blätter ſchloß.
Und ſtiller ward's, und tief umflorte
Die Nacht der Schöpfung weiten Raum.
Verſchwunden war der holde Traum, —
Doch denkt Malwina oft der Worte!

Kaiſer-Krone.

Kind.

Liebe Mutter, Kaiſerkrönchen
Blüht ſo hold, ſo ſchön,
Sag', wozu die vielen Thränen,
Die darinnen ſtehn?

Mutter.

Haſt Du nicht umhergeſehen
Auf der Blumen-Au? —
Sieh', in jedem Kelche ſtehen
Helle Tropfen Thau.

Kind.

Ja, ich ſah's, doch ſchnell vergehen
Sie im Sonnenglanz;
Aber dieſe Tropfen ſtehen
Immer ſchön und ganz.

Mutter.

Jene blühen frei im ſüßen,
Hellen Sonnenſchein,
Doch kein Strahl darf dieſe küſſen,
Müſſen ſtets verborgen ſeyn!

Kind.

Stets verborgen? Liebe Mutter,
Nimm die Blume mit!
Will ſie leiſ' nach Hauſe tragen,
Sorgſam Schritt vor Schritt.
Was Du mir dabei gelehret,
Will ich denken ſpät und früh:
Kronen ſchützen nicht vor Thränen,
Aber ſie verbergen ſie.

Das Epheu.

Es ſtand vom Reiz des Frühlings übergoſſen,
In ihrer ſchönſten Pracht die Blumenwelt;
Die Lilie hatte ihren Kelch erſchloſſen,
Und Roſe ausgeſpannt ihr Purpurzelt;
Schon war die Nelke ſchlank empor geſchoſſen,
Und Anemon' und Tauſendſchön erhellt,
Auch ſah man ſtolz die bunten Tulpen prahlen,
Als wollten ſie die Andern überſtrahlen.

Und in dem Beet, wo ſich in bunter Menge
Die Blumen zeigten, lieblich anzuſehn,
Sah' man verſteckt, im farbigen Gedränge,
Das zarte Epheu ſtill und ſinnig ſtehn,
Als trauerte, als ſehnt' es aus der Enge
Des Blumenbeets ſich freier zu ergeh'n;
Und ſeine Arme ſcheint es zu erheben,
Als müßt' es unaufhaltſam weiter ſtreben.

Und ſeitwärts ſteht, das Haupt zum Licht gewendet,
Die Sonnenblum' in träumeriſcher Luſt,
Die höchſte Klarheit iſt in ihr vollendet,
Doch iſt ſie ſich's in Demuth nicht bewußt,
Das reine Licht, das ihr der Himmel ſpendet,
Sie zieht es ſelig in die tiefe Bruſt,
Und wie ſie nur die hellſten Strahlen nähren:
Scheint ſie, ein Stern, ſich ſelber zu verklären.

Dorthin, als wie von höh'rer Macht berufen,
Zieht es das Epheu ſanft und inniglich;
Es ſchlingt, als kränzt' es eines Tempels Stufen,
Vertrauend um die hohe Blume ſich,
Vergebens, daß die ſtolzen Tulpen rufen:
Warum entziehſt Du unſerm Kreiſe Dich?
O, komm' zurück, uns enger zu umſchlingen,
Dein ernſtes Grün ſoll höhern Glanz uns bringen!

Das Epheu ſpricht: Laßt nur mein Schickſal walten!
Es zieht nach Höher'm mich das ſtille Herz!
Am Sonnenſtrahl nur kann es ſich entfalten,
Was ſtill geträumt der Sehnſucht dunkler Schmerz;
Drum muß ich feſt mich an die Hohe halten,
Daß ich mit ihr mich hebe himmelwärts.
Der eig'nen Kraft geheimnißvollem Streben
Wird doch ein ſchönes lichtes Ziel gegeben.

Und Du, o Sonnenblume, hohe, milde,
Weiſ' Du das kleine Epheu nicht zurück!
Es ſtrahlet ja im allertreu'ſten Bilde
In Dir die Sonne ſelbſt dem trunk'nen Blick!
O trage mich in lichtere Gefilde!
Nur Dir verdank ich gern das höchſte Glück!
Wie könnte ich noch Schöneres erlangen,
Als Lieb' und Licht vereinigt zu umfangen?

Die Linden.

Zwei Linden kenn' ich hoch und glanzgeſchmückt;
Sie ſchauten groß und ruhig in die Weite,
Ein zarter Sprößling ſtand an ihrer Seite,
Dem Kinde gleich, das Elternſchutz beglückt.

Oft drohte ihm der wilde Sturm Gefahr,
Doch immer gleich beſchirmten ihn die Zweige,
Daß kein Orkan ihn hin zur Erde beuge,
Und boten ſich dem wilden Wetter dar.

So wuchs er auf. Die Blüthen, die er trieb,
Die trug er fromm dem Mutterpaar entgegen,
Der Himmel ſah's, und gab ihm ſeinen Segen,
Denn Dankbarkeit und Treue ſind ihm lieb.

Schon ſank die Kraft, die ihn umſchattet hielt;
Wohl ihm! Nun kann er treu ſie unterſtützen,
Und wie ſie ſchützten, wieder ſie beſchützen!

Der Kindespflicht bedeutungsvolles Bild!

Die beiden Aehren.

Am St. Johannistage ging
Der Vater und ſein Kind in's Freie;
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
Und an dem reifen Kornfeld hing
Der Morgenthau
Noch hell und lau.
Leicht nickten an dem grünen Rein
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen,
Gleich Purpurgluth im Sonnenſchein; —
Und friſch in fröhlichem Gedeih'n,
Sah man die ſchlanken Aehren ſtehen.
Der Knabe hüpfte auf und nieder,
Wo eine ſchöne Blume ſtand;
Und kehrte bald mit voller Hand
Und frohem Blick zum Vater wieder.
Sieh', Väterchen, was ich gepflückt!
Zwei ſchöne, ganz verſchied'ne Aehren!
Stolz ragt die eine, und gebückt
Scheint dieſe ſich herab zu kehren.
Warum ſind ſie nicht gleich geſchmückt?
Willſt, Väterchen, Du mir's erklären? —
Drauf ſprach der Vater freundlich mild:
Schau' her, mein Kind! — Es will im Stillen
Die Wahrheit gern in zartem Bild
Die goldnen Lehren uns enthüllen!

Sieh', jene, die ſich ſtolz erhoben,
Iſt ſelten innern Segens ſchwer!
Ihr prahlend Haupt iſt hohl und leer!
Der Schnitter wird nur dieſe loben,
Die, ſtill in Demuth hingeneigt,
Des innern Werthes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuths Schimmer!
Er deckt nur inn're Armuth zu.
Der frommen Demuth gleiche Du!
So ſtill ſie blüht, ſie täuſchet nimmer.

Und leiſe ſchrieb der Knabe ſich
Ins Herz des Vaters goldne Lehren;
Johannistag gar bald verſtrich,
Doch blieb ihm tief und inniglich
Das Gleichniß von den beiden Aehren.

Sonnenhold.

Romantiſches Gedicht in vier Geſängen.

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

v. Schiller

Erſter Geſang.

Wie in des Lenzes ſonnenhellen Tagen
Sich die Natur aus langem Schlummer hebt,
Wie ſich die Blumen zitternd höher wagen,
Und Blatt und Blüthe ſchüchtern aufwärts ſtrebt,
Bis ſie die Augen freudig aufgeſchlagen,
Vom warmen, milden Sonnenlicht belebt,
Und frei empor, aus dichter Knoſpen Hülle,
Zum Lichte wallt die jugendliche Fülle:

So regt ſich's dunkel in der Seele Tiefen,
Und ſtill gehorcht ſie der geheimen Macht, —
Ihr ſcheint's, als wenn auch ihr die Stimmen riefen,
Auf deren Ruf das All, entzückt, erwacht; —
Und alle Kräfte, die verborgen ſchliefen,
Entfalten ſich in neuer Frühlingspracht,
Und regen ſich, und treten frei in's Leben,
In Wort und Lied ſich freudig kund zu geben.

Und hell, wie mir des Himmels lichte Räume
Erſcheinen in der neuen Morgengluth,
Der Blumen Schmelz, das duft'ge Grün der Bäume,
Der Silberſtrahl auf ſpiegelheller Fluth;
So hell geſtalten ſich die dunklen Träume,
Die ſchweigend ſonſt in meiner Bruſt geruht,
Und Bilder, nur im Innern ſonſt verſtanden,
Begegnen mir in Formen und Gewanden.

Und was mir einſt mit ſel'ger Ahnung Wonnen
In zarter Kindheit ſchon das Herz erfüllt,
Das hat, ſo dunkel es zuvor begonnen,
Der Muſe Hand nun deutlich mir enthüllt,
Und ſchöpf'riſch ſchmückt, aus nie verſiegten Bronnen,
Die Fantaſie das liebliche Gebild,
Und miſcht die Farben mit geſchäft'gem Walten,
Der Götter Gabe ewig feſt zu halten.

Hoch ſteigt ein Hain aus ſtillen Thalesgründen
Zum Himmel auf in ernſter Majeſtät,
Die Wipfel, die ſich ſtolz zur Kuppel ründen,
Sie regen ſich, vom Hauch der Nacht umweht,
Sie ſcheinen leiſe flüſternd zu verkünden,
Welch ſüßes Wunder heimlich vor ſich geht;
Schon ruht der Schlaf auf der bemoos'ten Hütte;
Die ſich erhebt aus grüner Waldesmitte.

Der Waidmann weilt im Forſt zu ſpäter Stunde,
Daheime bleibt die Mutter ganz allein,
Und ſingt mit Liedern, wunderbarer Kunde,
Den zarten Knaben leiſ' in Schlummer ein;
Schon liegt er da mit halbgeſchloſſ'nem Munde,
Sanftträumend in des Mondes Silberſchein;
Bald iſt, vom Weh'n der warmen Nachtluſt trunken,
Die Mutter auch im ſüßen Schlaf geſunken.

Da dringt durch die geſchloſſ'nen Augenlieder
Der Schlummernden ein überirdiſch Licht,
Das ſenkt ſich leiſ' auf Roſenwellen nieder,
Dem Schimmer gleich, der früh aus Oſten bricht;
Und aus des Schlafes Armen kehrt ſie wieder;
Sie ſchaut, — und birgt verblendet das Geſicht,
Sie weiß es nicht, — darf ſie den Augen trauen,
Die alſo Hohes, Wunderbares ſchauen.

Denn zu des Knaben Wiege hingeneiget
Steht eine Jungfrau, herrlich von Geſtalt,
Licht, wie der Mond, wenn er der Nacht entſteiget,
Mit Himmelsglanz die hohe Stirn' umwallt. —
Der zarte Mund, — beredt, indem er ſchweiget,
Verräth der Hoheit ſiegende Gewalt,
Und ſinnend weilt, mit heiligem Vergnügen,
Das ernſte Auge auf des Kindes Zügen.

Sanft ſchlingt ſich durch die aufgelöſten Wellen
Des gold'nen Haar's ein himmelblaues Band,
Und rein wie Lilien, die der Knosp' entſchwellen,
Umfangt den Leib ein flatterndes Gewand;
Doch Alles ſcheint die Sonne zu erhellen,
Die flammend ſtrahlet an des Gürtels Rand,
Von ihrem Glanz ſcheint auf des Kindes Wangen
Das Morgenroth des Himmels aufgegangen.

Und als geweckt von ihren leiſen Küſſen
Das Kind empor die trunknen Augen hebt,
Und Strahlen rings des Lagers Saum umfließen
Da regt es ſich, und lächelt froh, und ſtrebt,
Das ſanfte Licht lautjubelnd zu begrüßen,
Das um der Jungfrau mildes Antlitz ſchwebt,
Und ſehnend heben ſich die zarten Arme,
Daß ſeine Bruſt an ihrer Bruſt erwarme.

Wer biſt Du? ruft von aller Furcht entbunden,
Der Knabe aus. — Da blickt ſie ernſt empor:
„Du nennſt mich ſelbſt, wenn Du mich aufgefunden,
Noch faßt den Namen nicht Dein kindiſch Ohr,
Doch ſchwebt den Reinen, die ich mir verbunden,
In ſtiller Bruſt mein Bild auf ewig vor,
Und warſt Du mir getreu im Erdenleben,
Werd' ich mich ewig Dir zu eigen geben!“

So ſpricht die Hehre: — und die Sonne brannte
Belebend in des kranken Knaben Herz;
Der Jungfrau leuchtend Auge aber ſandte
Den frommen Blick, wie betend, himmelwärts.
Da zitterte die Mutter leiſ', und wandte
Das Antlitz ab, gefaßt von tiefem Schmerz;
Ihr ſchien's, als ſey, zu Höherem erkoren,
Auf immer ihr das theure Kind verloren.

Und als ihr Gram der Thränen Troſt gefunden,
Da iſt's, als löſte ſich der dunkle Traum,
Die Jungfrau iſt, der Schimmer iſt verſchwunden,
Dem leichten Blitze gleich am Wolkenſaum;
Verhüllt liegt das Geheimniß jener Stunden,
Es faßt der Sinn das helle Traumbild kaum,
Und ſendet die verbleichenden Geſtalten
Unglaubig in der Nacht verſchwieg'ne Falten.

Bald iſt der Kummer ihrer Bruſt entnommen,
Und ſanfter ſchläft die Mutter, wie zuvor;
Schon iſt das Morgenroth empor geglommen,
Und Phöbus ſteigt aus goldnem Himmelsthor:
Da richtet ſich der Knabe mit dem frommen
Verſtänd'gen Blick von weichem Pfühl empor,
Und ſieht ſich um, und grüßt mit heitern Zügen
Die Mutter, die dem Lager auch erſtiegen.

Und als nach langer Nachtwacht, aus den Gründen
Des Forſt's, der Waidmann jetzt nach Hauſe kehrt,
Das traute Weib, das liebe Kind zu finden,
Und friedlich auszuruh'n am ſtillen Heerd:
Da eilt die Mutter, ſchnell ihm zu verkünden,
Welch ſeltſam Traumbild ihrem Schlaf gewährt,
Geſchäftig malt, mit buntem Farbenlichte,
Ihr rother Mund das nächtliche Geſichte.

Da ſieht ſie ſchnell den Knaben näher treten,
Ein freundlich Bild, im Morgenſonnengold,
Die Hände faltend, wie zum leiſen Beten,
Steht er vor ihnen, wunderlich und hold.
Die Locken, die ſonſt weich die Stirn umweb'ten,
Sie haben kräftig ſich emporgerollt,
Sein ganzes Weſen ſcheint mit einem Male
Herangereift, am höhern Sonnenſtrahle

„Das war ein ſeltner, theurer Traum, Du Liebe!“
So ruft er aus: — „Auch ich vergeſſ' ihn nie!
Und wenn die Hohe ewig fern mir bliebe,
Ich ſehe doch, ich höre doch nur ſie!
Sonſt war mir's oft im Herzen bang' und trübe,
Jetzt klingt's herauf, wie ſüße Melodie,
Das iſt der Segen jener Sonnenfunken,
Die durſtend ich an ihrer Bruſt getrunken!“

Und ſtaunend ſehen ſich mit ſtummem Munde
Die Eltern an, im Innern tief erregt;
Das iſt derſelbe Traum, dieſelbe Kunde,
Das fühlen ſie, von leiſem Gram bewegt.
„Mit höhern Mächten ſtehſt Du, Kind, im Bunde,
Und Heil Dir, wenn dieß gute Frucht Dir trägt!“
So ſpricht der Vater, — und vereinigt legen
Sie auf des Kindes Haupt den ſtillen Segen.

Und zum Gedächtniß dieſes Morgens nannten
Sie Sonnenhold den Liebling ihrer Bruſt,
Weil ſie in ihm den Sohn des Lichts erkannten,
Der deutlich ſich des höher'n Ruf's bewußt;
Die keuſchen Sonnenſtrahlen aber brannten
In ihm empor, zu immer rein'rer Luſt,
In Farb' und Ton, in Liedern und Geſtalten,
Des Schönen Fülle wonnig zu entfalten.

Oft ſchritt er lauſchend an des Vaters Seite
Hinaus zur Jagd — tief in des Waldes Grund,
Doch galt dieß nicht der ungewiſſen Beute,
Den Worten galt es aus des Vaters Mund,
Daß er ſie tief im ſtillen Herzen deute,
Denn dieſer ſtand mit der Natur im Bund,
Und wußte viel von ihrem innern Leben,
Und dunklen Wundern jenem kund zu geben.

Und kam er dann zurück zum ſtillen Herde,
Und ſah der Mutter eifriges Bemüh'n,
Sich fremde Blumen aus der harten Erde
Zur Zier des Gärtchens ſorglich aufzuzieh'n;
Dann dacht' er ſchweigend bei ſich ſelbſt: „ſo werde
Ich endlich auch, von ihr gepflegt, erblüh'n!"
Und hoffend ſchritt er froh der Zeit entgegen,
Aufmerkſam auf der Stunde flücht'gen Segen.

So wuchs er auf, — ein Kindlein an Gemüthe,
Ein Rieſ' an Willenskraft und feſtem Sinn,
Bis ſich erſchloß die reine Himmelsblüthe,
Die in ihm lag vom erſten Anbeginn.
Oft, wenn ſein Auge dunkle Funken ſprühte,
Trat bittend er vor ſeine Mutter hin, —
Palett' und Griffel zitternd in den Händen,
Das angefangne Bildchen zu vollenden.

Und wenn die Mutter nun nach beſtem Willen
Das Bild geformt, und es doch nimmer fand,
Wie's in des Knaben Seele längſt im Stillen
Mit hellem Licht als hohes Urbild ſtand,
Da ſah ſie Thränen ſeinem Aug' entquillen, —
Oft aber auch vergaß ſich ſeine Hand,
Und riß mit dunklen, zornerglühten Blicken
In roher Haſt das zarte Bild in Stücken.

Da ſchalt der Vater oft den wilden Knaben,
Doch zürnend noch, mußt' er ſich heimlich doch
An ſeinem Muth, an ſeiner Kühnheit laben,
Die ſchwer ertrug der Kindheit drückend Joch.
Er ſah des Knaben wunderbare Gaben,
Doch auch ſein Ziel, ſo weit, ſo fern, ſo hoch,
Und blickte trauernd auf des Kindes Streben:
Zu jener Höh' ſich mühſam zu erheben.

Doch wie verborgen unter finſterm Schollen
Die kleinen Keime ruh'n in ſtiller Gruft,
Die endlich auch zum Lichte bringen wollen,
Wohin der Sehnſucht dunkler Trieb ſie ruft,
Bis nach und nach die Decken nieder rollen,
Die ſie getrennt von reiner Himmelsluft,
Und ſie die Häupter ungeduldig regen,
Frei zu gedeihen in des Lichtes Segen:

So kann ja nichts das Streben unterdrücken,
Das Götterhand in's ſtille Herz geſenkt!
Mag auch manch Erdenband es feſt umſtricken,
Daß es vergebens nach der Heimath lenkt:
Einſt wird die Sonne ſegnend nieder blicken,
Die früh mit heißer Sehnſucht es getränkt,
Und was geruht in jahrelangem Schweigen,
Es ſteigt empor, die eigne Kraft zu zeigen.

Auf ſtiller Flur, in tiefen Waldesgründen
Irrt Sonnenhold in ſüßer Ahnung hin,
Nicht in der Eltern Hauſe kann er's finden,
Was ſich erſehnt der ſtillentzückte Sinn,
Leiſ' träumet er bei milden Abendwinden
Von dunkler Wonnen ſeligem Gewinn,
Und licht entſteigt dem fernen goldnen Thore
Der Zukunft freundlich lächelnde Aurore.

Die Sänger in den dichtbelaubten Zweigen,
Sie grüßen ihn mit fröhlichem Geſang;
Da kann das volle Herz nicht länger ſchweigen,
Zum Liede reißt ihn der Gefühle Drang.
Bald hört man frei hinauf den Hymnus ſteigen,
Die Flur ertönt von ſüßem Saitenklang,
Und von des zarten Sängers Lippen drängen
Sich Bild auf Bild zu lieblichen Geſängen.

„Wer iſt's," — ſo fragt man in des Haines Runde,
„Der alſo wunderholde Weiſen ſingt?
So ſüßer Wohllaut ſcholl von keinem Munde,
Wie von der Leier dieſes Sängers klingt;
Wohl höh're Mächte ſind mit ihm im Bunde,
Weil ihm ſo Hohes, Herrliches gelingt!
Laßt uns den reichen Wunderknaben ſchauen,
Dem ſolches Lied die Himmliſchen vertrauen!"

Und Viele kamen zu der niedern Hütte,
Und freuten ſich des Spiel's der zarten Hand,
Der Knabe aber blieb in frommer Sitte
Dem Einfach-Schönen liebend zugewandt,
Beſcheiden ſtets in ſeiner Väter Mitte,
Weil tief in ihm das Bild der Hohen ſtand,
Vor deſſen Glanz die ſchüchternen Gedanken
Anbetend ſtets in Demuth niederſanken.

Oft ſtand er da, in Sinnen ganz verſunken,
Und dachte jenem ſel'gen Traume nach;
Die Jungfrau ſah er, ſtill und wonnetrunken,
Ein holder Stern, im niedrigen Gemach, —
Und ſah den Glanz der hellen Sonnenfunken,
Das Himmelslicht, — das aus den Augen ſprach, —
Und hörte leiſ' den ernſten Mund verkünden:
„Bleibſt Du getreu, wirſt Du mich wiederfinden!“

Und Blitzen gleich fuhr es mit ſüßem Beben
Durch ſeine Seele, und er ſeufzte tief,
Daß er vergebens aus dem innern Leben
Das hohe Bild hervor in's Daſeyn rief!
„Wer,“ klagt' er dann, „wer kann mir Farben geben?
Hell ſteht's jetzt da, was mir im Innern ſchlief!
O könnt' ich dieſe holden Züge faſſen,
Eh' dieſe Farben ſinken und erblaſſen!“

Und wieder ſuchte er in ſtillen Stunden
Den Griffel nach dem Tagewerk hervor;
Oft meinte er, er hätt' es aufgefunden,
Und hob entzückt das holde Bild empor,
Doch ſchnell iſt ſtets der ſüße Wahn verſchwunden,
Und unerreicht die Höhe, wie zuvor.
Und tief verſenkt, in der Vernichtung Schatten,
Ruht, was die Hände erſt geſchaffen hatten.

Da kam ein Mann von ſtattlicher Geberde
Einſt ſpät am Abend in das kleine Haus,
Der bat gar dringend an dem ſtillen Herde
Sich bei des Sturmes Wuth ein Obdach aus.
Er ſchien ermattet von des Tag's Beſchwerde,
Schwarz fiel ſein Haar, in Locken wild und kraus,
Um ſeine Stirn, — und wie der Nächte Grauen
War ſeiner Augen dunkle Gluth zu ſchauen.

Ernſt wogte, wie des Adlers Nachtgefieder,
Wenn er vom ſchroffen Felſen niederblickt,
Die hohe Feder vom Barett hernieder,
Und ein Gewand, mit reicher Kunſt geſtickt,
Umſchloß die ſtarken, ſtolzgebauten Glieder, —
Daß Sonnenhold ſich zagend vor ihm bückt,
Er weiß es nicht, iſt's Ehrfurcht oder Bangen,
Was ſeinen Sinn ſo wunderbar befangen!

Und gern gewährten ihm die guten Alten
Die Ruheſtätt' am nächtlich ſtillen Ort.
Da fängt ſein Geiſt an, frei ſich zu entfalten,
In manchem hohen, wunderbaren Wort.
Dem Knaben dünkt's, — als ſähe er Geſtalten
Sich leiſ' erheben, fern am dunklen Port;
Er hört, — und ſieht mit Grau'n das Reich der Geiſter
Geheim entriegelt von dem fremden Meiſter.

Und als ſchon längſt von Schlafes Arm umfangen
Das Elternpaar, und auch der Fremdling ruht:
Wacht Sonnenhold mit fieberheißen Wangen
Noch ohne Schlummer auf des Lagers Gluth,
Denn tauſend Bilder ſind ihm aufgegangen,
Und in ihm wogt's, wie ſturmbewegte Fluth,
Selbſt in die Träume will es ſich verweben
Mit ſeinem bunten, zauberhaften Leben.

Und als des Morgens rothe Strahlenzeichen
Sich freundlich malen an der kleinen Wand,
Muß endlich ihm der irre Traum entweichen,
Und er erwacht, geweckt von leiſer Hand,
Und ſieht ein Bild, der Heil'gen zu vergleichen,
Vor ſeinen Blicken glänzend ausgeſpannt,
Hoch ſchwebt die Jungfrau mit der Strahlenkrone,
Herniederlächelnd zu dem Erdenſohne.

„Ha!“ ruft er aus, „wie ſoll ich Dir's verdanken,
Du Wunderbarer!“ — und ſein Arm umſchließt
Den Künſtler, der in ſinnigen Gedanken
Des eignen Werkes tiefen Werth ermißt; —
„Das Ew'ge trugſt Du in die ſtillen Schranken
Der Niedrigkeit, — o ſey mir laut gegrüßt,
Du, den die Himmliſchen mir zugeſendet!“
So ruft er, froh den Blick emporgewendet.

Und ernſt betrachtet ihn mit ſtillem Sinnen
Der Fremdling jetzt, und lächelt ſanft, und ſpricht:
„Du möchteſt wohl ſo ſüßes Werk beginnen?
Denn in den Augen flammt Dir's hell und licht.
Doch iſt's nicht leicht, den Kranz ſich zu gewinnen,
Den ſich um's Haupt der wahre Künſtler flicht!
Nur Kraft und Liebe kann dem innern Leben,
Dem flüchtigen, die ernſte Dauer geben!“

„Ach!“ ruft der Knabe, und ſein Blick erhellet
Sich wie des Himmels ſchimmernder Kryſtall,
„Dem Muth iſt ja kein Ziel zu hoch geſtellet,
Er ſchlägt die Arme liebend um das All!
Und ſieh', ſo muthig iſt mein Herz geſchwellet
Von ihrer Stimme ew'gem Wiederhall!
Die Hohe winkt, den heil'gen Trieb zu nähren,
Um ſie dereinſt gleich herrlich zu verklären!“

„So folge mir zu meinem Vaterlande!“
Beginnt der Fremde, „wo von Duft umweht
Der Lorbeer üppig an dem fernen Strande,
Und ſanftbewegt die ſchlanke Myrthe ſteht.
Doch trennen mußt Du all' die theuren Bande,
Weil's weit hinweg vom Haus des Vaters geht!
Drum weile noch, und prüfe lange Tage,
Bevor Dein Fuß ſich aus der Heimath wage!“

Der Knabe ſchwankt, — ſo gern er folgen möchte!
Hier Kindespflicht, des Herzens Sehnſucht dort!
Der Fremdling aber nimmt des Knaben Rechte,
Und drückt ſie feſt, und ſpricht mit ernſtem Wort:
„Zu was Dein Herz Dich treibt, das iſt das Echte!“
Und nimmt ſein Bild, — und pilgert langſam fort.
Und als er in des Haines Nacht verſchwunden —
Weint Sonnenhold: „Wie feſt bin ich gebunden!“

O klage Keiner, daß der Flug der Stunden
Der Freiheit Glück ſo ſparſam uns gewährt!
Die treue Hand, — ſie iſt gar bald verſchwunden,
Die unſer Sein entwickelt und genährt!
Der Liebe ward ein zarter Kranz gewunden, —
Man weint nach ihm, erſt wenn man ihn entbehrt,
Und nimmer bringen uns die flücht'gen Horen,
Was wir an treuer Elternbruſt verloren!

Verblendet ſtreckt der Jüngling ſeine Arme
Sehnſüchtig nach der Freiheit Truggebild,
Daß ſeine Bruſt an ihrer Bruſt erwarme,
Verlangt er fort aus friedlichem Gefild;
So unbekannt noch mit der Trennung Harme,
Sieht er den Schmerz mit Roſen noch verhüllt,
Doch immer näher kommt ſein Fuß geſchritten,
Das erſte Opfer ſtreng ſich auszubitten!

Sieh dort hinüber, — wo auf grünem Hügel
Die Thranenweiden bleich im Mondlicht ſtehn!
Wen birgt des Leichenſteines eh'rner Riegel? —
Zwei Graber ſind's, die friedlich ſich erhöhn.
Der Nachtwind rauſcht daher mit leiſem Flügel,
Daß hoch empor die welken Kränze wehn,
Und hingeneigt von ſtummer Wehmuth Schauer
Weilt Sonnenhold, verſenkt in tiefe Trauer.

Der Jahre Flug, der ſeine Kraft gehoben,
Hat ſtreng und kalt den Mutterſtamm gefallt;
Die Heimath ſeiner Lieben iſt dort oben,
Die ſeine nun die ganze, weite Welt.
Von Epheu, der das theure Grab umwoben,
Hat er ſich ſtill ein Zweiglein zugeſellt,
Und legt das Letzte, was die Eltern geben,
Auf ſeine Bruſt, zum Schutz für's rauhe Leben.

Und alles Andre läßt er gern zurücke,
Was ihm als Erbgut weiter zuerkannt,
Weit liegt das Leben da vor ſeinem Blicke,
Frei will er ſeyn von jedem Erdenband,
So tritt er kühn entgegen dem Geſchicke
Mit kräft'gem Sinn, die Leier in der Hand,
Und pilgert muth'gen Schrittes in die Ferne,
Vertrauend ſeiner Hoffnung lichtem Sterne.

Und Wieſ' und Bach und Hain und Vögel geben
Ihm ihren Segen in die Fremde mit,
Und holde Bilder ſieht er um ſich ſchweben,
Die grüßen freundlich ihn bei jedem Schritt,
Bis freier ſich der Seele Flügel heben,
Die noch des Schmerzes Hand daniederſtritt,
Und er mit Liedern ſeine Thränen tauſchet,
So lieblich, daß der Hain verwundert lauſchet.

Erſt ſingt er leiſ' der Heimath ſtille Freuden,
Die jetzt auf ewig ihm entſchwunden ſind,
Dann muß ſein Lied in Farbengluth ſich kleiden,
Weil er der Hohen Lobgeſang beginnt; —
Jetzt ſchmilzt es hin, in banger Sehnſucht Leiden,
Daß weich der Ton, wie Thau der Liebe, rinnt;
Und ſanft ertönt's: „O, wolleſt mir erſcheinen,
Du Herrliche, die meine Lieder meinen!

Und heller wird das Bild ihm im Gemuthe,
Und liebender hebt er den Blick empor,
Da iſt's, als wenn die Gegend rings erblühte
In eines höhern Lenzes Zauberflor,
Und was zuerſt in ſeiner Bruſt nur glühte,
Singt nun entzückt des Haines weiter Chor,
Zu gleichgeſtimmten, zitternden Accorden
Iſt jeder Pulsſchlag der Natur geworden.

Der Baume dichtbelaubte Wipfel rauſchen
Hernieder mit verſchwiegnem Liebesgruß,
Und alle Blätter regen ſich, und rauſchen,
Vom Weſt bewegt, verborgen Kuß um Kuß,
Die Blumen aber ſtehen ſtill, und lauſchen
Des Wechſelſpieles wonnigem Genuß,
Und neigen dann auch ſanft das Haupt zuſammen,
Bis Duft und Farben durcheinander flammen.

Und wie die Pflanzenwelt in ſel'ger Stille
Der Liebe ſüße Gegenwart begrüßt,
Und wonniglich die Roſ' in enger Hülle,
Von ihrem Hauch berührt, den Kelch erſchließt:
So ſcheint es, daß in höh'rer Segensfülle
Die Sonne auch den Himmelsraum umfließt,
Mild ſteht ſie da, mit warmem Liebesblicke,
Daß ſie das All mit reichem Strahl erquicke.

„Wie herrlich," ruft, von ihrem Glanz umfangen,
Der Sänger aus, „wie herrlich iſt die Welt!
Iſt nicht ein Licht uns Allen aufgegangen,
Ein Geiſt uns Allen liebend zugeſellt?
Iſt's nicht daſſelbe innige Verlangen,
Das jeden Buſen, jede Blüthe ſchwellt?
Gewiß, ein Odem weht durch alle Räume,
Und Alles theilt der Liebe ſüße Träume!"

So pilgert er in ſinnigem Betrachten
Des Weges fort; — ſchon dämmert's auf der Flur;
Die Blumen, die in ſüßen Farben lachten,
Sie tragen ſchon des Thaues bleiche Spur;
Die Schatten werden länger, und umnachten
Mit weitem Arm die ſchweigende Natur;
Schon funkelt durch die lichten Wolkenſchleier
Der Sternennacht geheimnißvolle Feier.

Da grüßet Sonnenhold mit frommem Sinne
Die theuren Freunde, ihm ſo mild vertraut!
Er fühlt's, daß von des Himmels lichter Zinne
Ein liebend Auge auf ihn niederſchaut,
Und freudig wird dem Glücklichen es inne,
Welch frommer Segen ſeine Stirn bethaut!
Drum ſenkt er furchtlos jetzt die müden Glieder
Auf's kühle Moos zum ſanften Schlummer nieder.

Hoch wölbt die Eiche ihre friſchen Zweige
Sanftflüſternd über ihm zum ſtillen Dach,
Daß ſich dem Blick kein blendend Sternbild zeige,
Und ſchirmt vor Thau das kleine Schlafgemach.
Und daß ſie ſich ſtets mütterlich bezeige,
Rauſcht ſie erſt ſpät den holden Schläfer wach,
Und freut ſich ſtill, als er den Blick erſchließet,
Und ſie zuerſt mit heiterm Auge grüßet.

Und froh bewegt ſtimmt Sonnenhold die Leier,
Denn in der Bruſt regt reiches Leben ſich,
Begeiſtert ſingt er in der Morgenfeier
Ein Lied der Andacht fromm und inniglich.
Und höher rollen ſich die weichen Schleier
Und ſchweben fort, ein leichter Nebelſtrich,
Bis reichgeſchmückt die Fluren und die Höhen
Im hellen Glanz der Freudenthränen ſtehen.

Und als er ſo, verſenkt in ſüßes Staunen,
Dem frommen Liede ſein Gefühl vertraut,
Hört er auf einmal noch in's Ohr ſich raunen:
„Recht brav, mein Sänger, tönt Dein Saitenlaut!“
Und als ſein Aug' mit ſtolzerhobnen Braunen
Raſchſtrafend auf den kecken Lauſcher ſchaut,
Sieht er neugierig zu ihm hingeneiget
Ein Sängerpaar, wie ihm die Leier zeiget.

Die reichſte Tracht erhebt die ſchlanken Glieder,
Und ſtattlich blickt von dunkler Lockenpracht
Der ſchöngeſchmückte Federhut hernieder,
Weitſchattend um der Augen ernſte Nacht.
Des Einen Antlitz ſcheint gar mild und bieder,
Indeß der And're fremd und höhniſch lacht, —
Und ſpottend frägt, zu Sonnenhold gewendet:
Warum er ſchon den ſüßen Sang beendet?

Doch ſchweigend mißt mit tiefberedtem Blicke
Der Sänger ihn, und richtet ſich empor:
„Ich nehme wahrlich nicht mein Lied zurücke,
Sang ich's gleich nimmer für ein lauſchend Ohr!
Ein ſeltſam Glück verdank' ich dem Geſchicke,
Das mich zu Eurem Sänger auserkor!“
So ſpricht Er trotzig, und die Augen glühen
Gleich Blitzen ihm, die durch die Wolken ſprühen.

Doch ſanft hat ihn der And're ſchon umfangen,
Und ſpricht mit weichem, faſt bewegtem Ton:
„Welch zornig Roth erglüht auf Deinen Wangen?
Was thaten wir, Du wilder Waldesſohn?
Biſt Du etwa, wenn fremde Sänger ſangen
Aus zarter Scheu und Schüchternheit entflohn?
Was willſt Du denn ſo feindlich mit uns rechten,
Da wir Dich doch als Bruder grüßen möchten!“

„Ei ja," beginnt der Erſte, „ich verlange
Mit heißem Durſt, daß ich von Deiner Hand
Den Preis im edlen Liederſtreit empfange,
Weil ich Dich ſolches Wettkampfs würdig fand.
Drum auf, mein Held! — und ſiegſt Du im Geſange,
So reich' ich Dir ein ſtattliches Gewand,
Und ein Barett, mit Federn ſtolz verzieret,
Wie's einem edlen Sänger wohl gebühret!"

Und willſt Du denn, daß ich mich mit Dir wage,"
Spricht Sonnenhold, von raſchem Muth durchglüht,
„So bitt' ich nur, daß auch Dein Mund mir ſage,
Zu weſſen Preiſe unſer Lied erblüht?
Und wer entſcheidet mit gerechter Waage,
Mit richt'gem Blick und redlichem Gemüth?
Willſt Du wie ich, ſo möge Dein Begleiter
Der Richter ſeyn, — dann ſtell' ich mich als Streiter!"

„Wohlan Arthur, — ſo mögeſt Du entſcheiden!"
Beginnt der ſtolze Sänger Erinhard.
Doch Sonnenhold blickt ſinnig und beſcheiden
Zu ihm empor, nach frommer Kinder Art;
Da lächelt Jener mild, und nimmt mit Freuden
Das Richteramt, das ihm beſchieden ward,
Und harr't des Sangs, der heimlich ſchon entglimmet
Indeß noch Jeder ſich die Saiten ſtimmet.

„Der rechte Sänger prüft und wählt nicht lange,“
Spricht Erinhard; „aus ew'ger Quelle rinnt
Der Stoff herbei zum fröhlichen Geſange,
Indeß er leiſ' auf Melodieen ſinnt.
Sieh' dort die Tanne, die am Felſenhange
Mit leiſem Rauſchen ihren Gruß beginnt!
Sie winkt mir zu, ihr ſtolzes Haupt zu krönen,
Drum ſoll ihr jetzt ein würdig Lied ertönen!“

Schon nehmen ſie die hellgeſtimmte Leier,
Und leiſ' beginnt der bebende Accord;
Die Gegend ſchweigt in ahnungsreicher Feier,
Und harret lauſchend auf der Sänger Wort.
So ruht die Flur, wenn hinter Dämm'rungsſchleier
Der Frühling naht, und träumet ſelig fort;
Sie weiß, bald bricht ſein ernſter Gruß die Stille,
Bald ſtrömt ſein Segen aus der Wolken Hülle.

Und horch, er ſingt: wie zu den Himmelsräumen
Die edle Tanne aus dem Staube dringt,
Wie, hochgeſtellt vor allen andern Bäumen,
Ihr ſtolzer Blick ſo herriſch niederſinkt,
Indeß ihr Wipfel, hoch in Wolkenſäumen,
Den Himmelsſtrahl in vollen Zügen trinkt,
Bis ſich vor ihr in demuthsvollem Schweigen
Die Schweſtern alle tief zur Erde neigen.

Und wenn der Sturm die reichen Blüthenzweige,
Das Laub des Hains gebieteriſch gepflückt,
Sie dennoch grün die ſtolzen Aeſte zeige,
Von einem ew'gen Frühling angeſchmückt;
Wie weder Gluth noch Froſt ſie niederbeuge,
Und ihre Kraft nicht Zeit noch Alter drückt,
Bis einſt ihr Haupt, gefällt, doch nicht zerſtöret,
Ein ganz Geſchlecht im wilden Sturz verheeret.

Die Leier ſchweigt; — der kühne Sänger ſchauet,
Des ſichern Sieges heimlich ſich bewußt,
So ſtolz umher, daß faſt den Andern grauet
Vor ſeines Uebermuthes kecker Luſt.
Doch Sonnenhold ermannt ſich, und vertrauet
Dem Saitenſpiel die Töne ſeiner Bruſt. —
Ihm iſt's, als löſte ſich ſein inn'res Leben,
In Wort und Klang ſich freudig kund zu geben.

Und zu der Eiche, die ihn hold umſchattet,
Erhebt ſich jetzt des Sängers muth'ges Lied;
Er ſingt die Jugendkraft, die, nie ermattet,
In ihrer Zweige reichem Schmuck erblüht,
Wie Hoheit ſich und Milde in ihr gattet,
Und man in ihr ein Bild der Liebe ſieht,
Indem ſie weit die kühlen Schatten ſpendet,
Und alles ſchirmt, was ſich zu ihr gewendet.

Wie anmuthsvoll, in holder Schönheit Prangen,
Ihr edles Haupt dem Licht entgegen ſchaut,
Indeß, von ihrem Mutterarm umfangen,
Die fromme Treu' ihr ſtilles Neſt ſich baut.
Wie Helden nur nach ihrem Laub verlangen,
Weil einſt darauf des Dankes Segen thaut,
Und wie ſie ſelbſt, ein Held in Sturm erfunden,
Nur gleicher Kraft den reichen Kranz gewunden.

So Sonnenhold; da rauſcht es in der Eiche
So zart, daß faſt ihr Ton dem Liede glich,
Und nieder beuget ſich das üpp'ge, weiche
Gezweig, und wölbt um ſeine Schläfe ſich;
Es ſcheint, als ob ſie ſelbſt den Kranz ihm reiche,
Weil er ſie pries ſo zart und inniglich;
„Ein Zeichen iſt's, geſandt aus höhern Räumen!“
So denkt Arthur, dann ſpricht er ohne Säumen:

„Mein Sängerpaar: Wer dürfte prüfend wählen,
Wo die Natur ſchon ſelbſt den Preis beſtimmt?
Du, Erinhardt, magſt nur mit Muth Dich ſtählen,
Da jener Dir des Sieges Krone nimmt!
Zu braven Sängern biſt auch Du zu zählen,
Doch weicht Dein Ruhm, wenn er die Leier ſtimmt,
Er hat noch edler Würdig'res beſungen,
Drum reich' ich dem den Preis, der ihn errungen!“

„Es ſey!“ ſpricht Erinhard mit leiſem Neide,
„Ich ſelbſt erkenne ſeine Uebermacht,
Und fühle wahrlich mit geheimer Freude,
Daß uns in ihm ein ſeltnes Sternbild lacht!
Drum auf, Du junger Sangesheld, bekleide
Dich mit dem Schmuck, den ich Dir zugedacht!“
So ſprechend eilt er zu dem nahen Troſſe,
Und winkt herbei die reichbelad'nen Roſſe.

Bald ſteht geſchmückt, mit hocherglühten Wangen,
Der Sänger da, ein wunderholdes Bild.
Von ſchwarzem Sammet iſt der Leib umfangen,
Der Locken Gold halb vom Barett verhüllt,
Und weiß die Feder, die mit ſtolzem Prangen
In ſelt'ner Größe wogend niederquillt.
Ein feiner Kragen muß in reichen Falten
Die edle Form noch würdiger geſtalten.

Indeß nun Jeder auf die hohe Schöne
Des holden Jünglings ſtaunend niederblickt,
Beginnt Arthur: „Du Liebling der Camöne!
Mit reichen Gaben hat ſie Dich geſchmückt!
Folg' uns zum Hof, daß dort Dein Lied ertöne,
Weil edler Sang des Königs Ohr entzückt!
Wir Alle ſind zum Wettſtreit hinberufen,
Und einen uns an ſeines Thrones Stufen.“

„Gewiß, mein Ohm wird ſich nicht wenig freuen
Ob Deiner Gegenwart!“ ſpricht Erinhard,
„Auch darf der nie ſo kühnen Schritt bereuen,
Der nur von mir dazu berufen ward!
Der Tadler wird des Königs Neffen ſcheuen,
Stößt er ſich gleich an Deine Gegenwart!
Und führ' ich Dich nur in der Sänger Mitte,
So folge unbekümmert unſerm Schritte!

Der Kranz hängt freilich hoch! Ihn zu erringen,
Verſammelt ſich der beſte Sängerkreis!
Der höchſten Liebe ſoll das Lied erklingen,
Auf der Prinzeſſin ſeltſames Geheiß,
Drum wird wohl dem der ſchönſte Preis gelingen,
Der am Begeiſtertſten zu lieben weiß!
Clorilde ſelbſt will dann mit zarten Händen
Dem Sangesheld die Lorbeerkrone ſpenden!“

Stillſinnend hört des ſtolzen Ritters Worte
Der Sänger an, indem's dem Auge dünkt,
Als ſähe er an lichter Himmelspforte
Die hohe Jungfrau, die ihm freundlich winkt.
„Wohlan! Ich wag' es unter Eurem Horte,
Weil Euer Lied ſo Herrliches beſingt!“
So ruft er aus, und folgt mit leiſem Beben
Dem bunten Zug zum fernen, fremden Leben.

Und wuſt Du's dort, o zarter Sänger, finden,
Was Deiner Hoffnung leiſes Wort verheißt?
Welch Auge mag der Zukunft Buch ergründen,
Wohin die Ahnung unſern Wunſch verweiſt?
Der Heimath ſtille Träume — ſie verſchwinden,
Da ſchnell bewegt das Rad der Zeiten kreiſt.
Und Niemand kann das raſche Triebwerk halten,
Fort drängen uns die wechſelnden Geſtalten!

Zweiter Geſang.

Siehſt Du die Burg mit ſtolzerhob'nen Zinnen?
Weitglänzend ſtrahlt ſie in das Thal hinein!
Wer könnte ſich noch Schöneres erſinnen,
Als dieſe Pracht von Gold und Edelſtein?
Nur mächt'ge Hand kann ſolches Werk beginnen!
Drum muß wohl dort das Schloß des Königs ſeyn!
Der Thürme Bau, kaum ſtolzer aufzufinden,
Scheint einen mächt'gen Herrſcher zu verkünden!

Wie herrlich blüht die Flur um dieſe Höhen!
Wie grünt der Hain in ernſter Majeſtät!
Den hohen Lorbeer ſeh' ich prangend ſtehen,
Das dunk'le Haupt mit Wohlgeruch umweht!
Und überall, wohin die Augen ſehen,
Iſt Glanz und Duft und Schimmer ausgeſä't!
Das friſche Leben in den grünen Zweigen
Scheint einen reichen Frühling anzuzeigen!

Und überall drängt ſich mit raſchem Schritte
Das muntre Volk die grüne Höh' hinan,
Und treibt, als wenn es keinen Aufſchub litte,
In bunten Schaaren ſich auf breiter Bahn.
Sie eilen Alle zu des Haines Mitte,
Der ſeine Hallen gaſtlich aufgethan,
Dort muß gewiß ein ſeltnes Feſt beginnen,
Denn Alles eilt, die Höhe zu gewinnen.

Auf! Folge mir zu ſeinen ernſten Schatten,
Wo hundertjahr'ge Eichen, eng' vertraut,
Sich mit des Oelbaum's duft'gen Zweigen gatten,
Daß kaum das Licht die grüne Nacht durchſchaut;
Kein Blümchen ſprießt empor auf dieſen Matten,
Von einer ew'gen Dämmerung bethaut,
Nur Immergrün und wilde Waldesbeeren
Scheint üppig hier die ſtille Nacht zu nähren.

Und in des Haines Stille, wo die Bäume
Im engen Kreis ſich eng' und enger ziehn,
Fällt frei das Licht der hohen Himmelsräume
Herab auf eines weiten Platzes Grün,
Auf welchem, bunt, wie leichte Morgenträume,
Geſtalten eilend durch einander fliehn;
Kaum kann der Raum der Menſchen Menge faſſen
Die rings umher ſich ſchweigend niederlaſſen.

Viel buntgeſchmückte Raſenſitze ſteigen
Im weiten Kreiſe eng' gereiht empor,
Wo friſche Zweige ſanft ſich niederneigen,
Die die Natur zum Baldachin erkor;
Hier harret ſchon, verſenkt in ernſtes Schweigen,
Zum Feſt geſchmückt, der Meiſterſänger Chor,
Noch ruhen ſtumm die goldnen Saitenſpiele,
Und Alles feir't mit ahnendem Gefühle.

Jetzt zeigt auf hohem, buntbekränztem Throne
Der König ſich in ſeines Purpurs Glanz.
Reich prangt auf ſeinem Haupt die ſtolze Krone,
Ein wunderbarer, heller Sternenkranz.
Faſt meint das Aug', daß dort das Licht nur wohne,
Und forſcht, und ſieht, und faßt's doch nimmer ganz
War's Sonnenglanz, war's Schein der Diamanten,
Die rings umher ſo helle Strahlen ſandten.

Und ihm zur Seite ſteht in holder Stille,
Verſchleiert, eine liebliche Geſtalt.
So prangt die Roſ' in zarter Jugendfülle
Als Königin mit ſiegender Gewalt;
Obgleich der Knospe dichtgewob'ne Hülle
Noch halb den reichgeſchmückten Kelch umwallt;
Wohl ahnet man den Reiz, den er verborgen,
Und harret ſehnend auf den nächſten Morgen.

Ein leicht Gewand von purpurrother Seide
Umfließt der Glieder göttergleichen Bau;
Der Gürtel prangt von glänzendem Geſchmeide
So ſonnenklar, wie reiner Morgenthau.
So ſtrahlt ſie, daß an ihr der Blick ſich weide,
Auroren gleich am hohen Himmelsblau,
Und neigt mit mildem Gruß ſich vor der Menge,
Begeiſternd weckend aller Saiten Klänge

Da brauſt ein Meer entzückter Melodieen
Zu ihr empor mit ſüßem Liebeslaut,
Den Stimmen gleich, die aus den Hainen ziehen,
Wenn ſanft herab der Strahl der Sonne thaut.
Und jeder Blick ſcheint froher zu erglühen,
Wohin die holde Königstochter ſchaut;
Sie weiß, ſo mild ſich Allen zu bezeigen,
Daß alle Herzen ihr entgegen ſteigen

Vor ihr, auf goldnen Kiſſen hingegoſſen,
Erblicket man der Kränze grüne Pracht,
Ein zart Geweb' von jungen Lorbeerſproſſen,
Aus dem verſteckt der Roſe Purpur lacht;
Wer einmal ſolches Preiſes Luſt genoſſen,
Iſt ewiglich auf ſolchen Lohn bedacht,
Und wagt mit Luſt, das Höchſte zu erringen,
Um gleichen Kranz um ſeine Stirn zu ſchlingen.

In ihrem Anblick traumeriſch verſunken,
Hört Einer nur den Klang der Lieder nicht,
Der hin und her, gleich raſch entglomm'nen Funken,
Aus der entzückten Sänger Buſen bricht.
Ihm wall't das Herz, von ſel'ger Wonne trunken,
Erweckt von ihrer Anmuth mildem Licht:
Nur ſie ſieht er im weiten Kreiſ' der Menge,
Und ſinnt entzückt auf würdige Geſänge.

Du biſt's, — o Sonnenhold, der in dem Kreiſe
Der hohen Sänger ſtill und ſinnend weilt,
Dem Monde gleich, der in dem ew'gen G'leiſe
Nur eines Sternes lichte Laufbahn theilt. —
Stumm ſinnt Dein Geiſt, wie er die Liebe preiſe,
Indem Dich ſelbſt ihr raſcher Pfeil ereilt,
So, unbewußt, mußt Du die Gluthen nähren,
Die bald Dir heimlich ſich entgegen kehren.

Vergebens wünſcht das Herz mit leiſem Beben,
Von der Gefei'rten holdem Angeſicht
Den räthſelhaften Schleier wegzuheben,
Durch den ſo mild der Schönheit Schimmer bricht.
Er muß, — das fühlt er in dem tiefſten Leben,
Noch mehr enthüllen, als er ſchlau verſpricht,
Vielleicht, — o wunderſeliges Verkünden,
Darf er in ihr ſein theures Traumbild finden.

Schon hat der Sänger Chor in reichen Tönen
Viel Herrliches dem innern Sinn vertraut, —
Und, als das Urbild alles Geiſtig-Schönen,
Der Liebe manchen Tempel aufgebaut, —
Der läßt ſie mit dem Leben uns verſöhnen,
Der malt ſie zart, als hehre Himmelsbraut,
In glüh'nden Farben muß ſie dort erſcheinen,
Und hier verlangend nach der Heimath weinen.

Arthur hat nun den hohen Sang begonnen,
Und Alles lauſchet ſeinem Saitenſpiel,
Frei ſteigt ſein Lied in überird'ſchen Wonnen
Zum Licht empor, — das Ew'ge iſt ſein Ziel.
Er ſucht den Quell, des heil'gen Daſeyns Bronnen,
Aus dem zuerſt der Strahl der Liebe fiel, —
Und laßt ihn dort im Schooß des Himmels finden,
Wo alle Weſen liebend ſich verbinden.

Hochherrlich klingt das Lied aus ſeinem Munde,
Und als er ſchweigt, tritt Erinhard hervor,
Der Allerkühnſte in der Sänger Bunde,
Und hebet ſtolz ſein Saitenſpiel empor.
Die Hohe ſucht er in des Kreiſes Runde,
Die lieblich lächelt hinter zartem Flor,
Ihr kundet er mit vielberedtem Zeichen,
Er ſänge ſie, die Schönheit ſonder Gleichen.

Und mächtig, wie des Südens heiße Strahlen,
Entſtrömt der Liederquell aus ſtolzer Bruſt.
Bald ſchildert er der Sehnſucht bit'tre Qualen,
Dem ſtummen Herzen einzig nur bewußt;
Bald muß ſein Lied das Glück der Liebe malen
In Farbengluth und üpp'ger Sangesluſt:
Doch immer muß das holde Bild der Einen
Durch Sonnenſchein und Wolkennebel ſcheinen.

Schon neigt die Jungfrau von des Thrones Stufen
Sich mit dem Kranz, in hoher Anmuth Pracht:
Da hört man ſchallend eine Stimme rufen:
„Halt' ein, noch iſt der Wettſtreit nicht vollbracht!
Viel würd'ge Sänger fühlen ſich berufen,
Zu ſingen Deiner Schönheit Zaubermacht!“
Und in der hocherſtaunten Sänger Mitte
Tritt Sonnenhold mit raſchem, kühnem Schritte.

Ein leiſes Murmeln gehet durch die Menge;
Nur Erinhard mißt ihn mit kaltem Blick,
Und geht dann in das ſchimmernde Gedränge
Der bunten Ritter ſtumm und ſtolz zurück.
Horch! Da erſchallen wunderbare Klänge,
Wie hoher Ahnung unausſprechlich Glück;
Die wiegen leiſ', wie Flüſtern zarter Bäume,
Des Lauſchers Herz in wonnereiche Träume.

Noch ſchweigt ſein Lied; doch rauſcht in vollen Tönen
Der Saiten überird'ſche Harmonie,
Daß alle Herzen liebend ſich verſöhnen
Bei ſeines Spiels gewaltiger Magie.
Noch ſcheint's, als könnt' er nicht den Blick entwöhnen,
Der lauſchend horcht der Engel Melodie;
Doch endlich öffnet ſich der Lippen Pforte,
Und man vernimmt des Sängers ſüße Worte:

„Was willſt Du Lied? Willſt Du ſo Hohes wagen,
Zu ſingen ihres Zaubers Allgewalt?
Du ſchwebſt empor, und leichte Fitt'ge tragen
Dich himmelwärts, wo reiner Aether wallt,
Als wollteſt Du den ew'gen Sternen ſagen,
Was in dem ſtillen Buſen wiederhallt!
Kühn iſt der Sänger, der das Höchſte ſinget,
Kühn, wie der Aar, der ſich zur Sonne ſchwinget!“

„Ich ſah' Auroren, wenn mit ſtolzen Roſſen
Sie aus des Morgens goldnem Thore fuhr,
Und ſchmiegte mich, von ihrem Glanz umfloſſen,
Stilllauſchend an den Buſen der Natur!
Da ſah' ich, wie die Blumen ſich erſchloſſen,
Wie alles blühte auf der weiten Flur,
Sie war's, die mit dem warmen Strahl von oben
Den zarten Trieb, den ſchwachen Halm gehoben!“

„Und für das Kleinſte ſah' ich mild ſie ſorgen,
Stillwaltend unter gold'nem Dammerflor;
Da fleht' ich, in des Haines Nacht verborgen,
Heißweinend zu der Göttlichen empor:
O ginge mir ſo heller Sonnenmorgen
Nur einmal aus der Zukunft Nacht hervor;
Und ſtieg gleich einem holden Engel nieder,
Erhebend mich mit lichtem Glanzgefieder.“

„Und ſieh', ein Traum ward freundlich mir gegeben,
Der Göttliches in ſeinem Schooße trug!
Wohl war's ein Blick von überird'ſchem Leben,
Der in mein Herz die lichten Flammen ſchlug:
Da fühlte ich mit freudigem Erbeben
Entfeſſelt meines Geiſtes raſchen Flug,
Und ſah den Engel, der mit ſüßen Tönen
Mir Kunde brachte von dem Ewig-Schönen!“

„Ein holdes Weſen war's, von Glanz umfangen,
Das hold und liebend mir zur Seite ſtand,
Von ſeinem Kuß erglühten meine Wangen,
Da wacht' ich auf! — Der ſüße Traum verſchwand!
Doch iſt ſeitdem der Tag mir aufgegangen,
Und heimgeſunken meiner Augen Band,
Berührt von ihrer Liebe keuſchen Flammen,
Schmolz Erd' und Himmel mir in Ein's zuſammen.“

„Sie ſah ich, wenn der junge Tag erglühte, —
Sie blickte aus der Sterne Silberſtrahl, —
In jeder Welle, jeder zarten Blüthe, —
Sucht' ich ihr Bild in heißer Sehnſucht Qual! —
So trug ich ſie im liebenden Gemüthe
Als aller Schönheit hohes Ideal,
Mit frommer Treue innig ihr ergeben,
Sie höher haltend, als das eigne Leben!“

„Und was ich ſang, — es war ja nur die Eine,
Und ihrer Schönheit wunderbares Licht!
Stets ſeh' ich ſie, die Himmliſche, die Reine,
Ein unvergänglich theures Traumgeſicht,
Doch Wenige verſtehen, was ich meine,
Wenn laut mein Lied von ihrer Liebe ſpricht;
Doch bau' ich auf ihr ſeliges Verkünden:
Biſt Du mir treu, ſollſt Du mich wiederfinden!“

„In ihr umfaß' ich, was die Welt beſeſſen,
In aller Lenze reicher Jugendgluth,
In ihr das All, von keinem noch ermeſſen,
Weil ja in ihrer Bruſt der Himmel ruht,
So kann ich Alles, nur nicht Sie, vergeſſen,
In meiner Liebe ſtolzem Uebermuth.
Drum muß das Höchſte in der Liebe liegen,
Vermag ſie ſo das Leben aufzuwiegen!“

„Und lügt mir nicht des Herzens leiſes Beben,
So lächelt mir das freundlichſte Geſchick!
So tritt es endlich ſtrahlend in das Leben,
Was mir verhieß des Traumes ſtilles Glück!
O möchte ſich der neid'ſche Schleier heben,
Mir einmal leuchten Dein verklärter Blick!
Ich weiß, Du biſt's, ich darf die Hoffnung wagen,
Du biſt's, die ich in treuer Bruſt getragen!"

„Es zieht mich hin, mit unſichtbaren Händen,
Das ſtille Lied, das tief in mir geruht,
Als Opferduft nur Dir allein zu ſpenden!
Der Blume gleich, die ihres Kelches Gluth
Nur immer will zur hohen Sonne wenden,
Als ein von ihr gepflegtes, eignes Gut!
Und wie die Sonne nie der Blume wehrte,
So duld' auch Du, daß ich Dich laut verehrte!'"

So Sonnenhold, der Sänger hoher Lieder.
Rings ſchweigt um ihn der ſtillentzückte Kreis.
Da neigt die Jungfrau freundlich ſich hernieder,
Und ſanft ertönt's: „Ja, Dir gehört der Preis!" —
„Ja, Dir gehört der Preis!" — ſo ſchallt es wieder
Aus jedem Mund, hier jubelnd, und dort leiſ',
Und jedes harrt mit ungeduld'gem Blicke,
Daß ſie den Kranz in ſeine Locken drücke.

Doch einmal noch tönt aus der Jungfrau Munde
Ein leiſer Ruf; da naht ſich Erinhard.
Und ſie beginnt: „Ihr habt in holdem Bunde
Ein gleich Gefühl mir Beide offenbart;
Drum nehmt die Kränze auch zu gleicher Stunde,
Da Beide Ihr des Preiſes würdig war't!"
So ſprechend, neigt ſie ſich in holder Schöne,
Daß ſie mit Lorbeer die Geweihten kröne.

Und ſchweigend naht mit heimlichem Erglühen
Jetzt raſchen Schritts das hohe Sängerpaar.
So ſieht man feindliche Gewölke ziehen,
Und zittert vor der nahenden Gefahr;
Bald nah'n ſie ſich, und rothe Blitze ſprühen
Und Flammenſchlünde werden offenbar.
Schon weicht der Friede von den ſtummen Fluren
Und Alles zeigt des Schreckens grauſe Spuren. —

Die düſtern Blicke tief hinabgewendet,
So ſchreiten ſie daher auf ihrer Bahn,
Als wären ſie von jenem Reiz geblendet,
Dem ſie in ſtiller Ehrerbietung nah'n.
Die hohe Königstochter aber ſpendet
Die Kränze jetzt, und blickt ſie freundlich an,
Und flüſtert leiſ': „So lohn' ich die Getreuen,
Die mir des Liedes ſüßen Weihrauch ſtreuen."

Da hebt der König ſich von ſeinem Throne,
Und ſpricht: „Nicht alſo ſey's, — daß man allein
Nur Dieſen reiche des Verdienſtes Krone,
Die ſich dem Preiſe der Prinzeſſin weihn!
Ich will, daß Jedem man nach Würden lohne!
Drum, Herold, ſammle ſtraks die Stimmen ein!
Dem Sänger, den der Meiſter Beifall ehret,
Sey freudig auch der Lorbeerkranz gewähret!“

Und d'rauf beginnt in hoher Ordnung Strenge
Die ernſte Prüfung in der Sänger Chor;
Unruhig harr't des Volkes bunte Menge,
Da führt man endlich jubelnd ſie hervor,
Die edlen Helden lieblicher Geſänge,
Die gleicher Beifall laut zum Preis erkor,
Arthur, und viele and're Ritter prangen
Im grünen Schmuck, von Königshand empfangen!

Doch wie im Kreis der Sterne rein und helle
Der Dioskuren Schimmer iſt zu ſeh'n:
So ſtrahlt vor allen jene lichte Stelle,
Wo ſtolz die Sänger der Prinzeſſin ſteh'n.
Der friſche Kranz auf reicher Locken Welle
Schmückt dieſes Paar vor Allen hold und ſchön,
Und jeder Mund vereinigt ſich zum Preiſe
Der Herrlichen, und ihrer Sangesweiſe.

Schon trennet ſich des Volkes dichter Reigen,
Und langſam wallt der lange Zug zurück,
Sie aber ſtehen noch in ernſtem Schweigen,
Und meſſen ſich mit dunkelglüh'ndem Blick.
Der Wangen Gluth, — die finſtern Braunen zeigen,
Es walte hier ein feindliches Geſchick;
Und wie ſich auch die Kränze innig gleichen,
Will Keiner traut die Hand als Bruder reichen.

Da tritt Arthur, den Blick voll hoher Milde,
In ihre Mitte, und erhebt das Wort:
„Was ſtehet Ihr gleich einem Marmorbilde?
Bannt böſer Zauber Euch an dieſen Ort?
Vergebens winkte freundlich Euch Clotilde,
Zum Schloſſe trug das Volk ſie jubelnd fort;
Der König auch hat ſich zur Burg begeben,
Denn ſchon beginnt des Feſtes buntes Leben.“

„Und Alle hat er freundlich hinbeſchieden,
Schon folget ihm die grünbekränzte Schaar,
Die Freude ruft, und beut mit holdem Frieden
Den reichbekränzten Freudenbecher dar.
Drum ſey ſie langer nicht von uns gemieden,
Auf, folge mir, Du ſtolzes Sängerpaar!
Was ſoll der Blick, der feindliche, der wilde?
Ihr huldigt ja demſelben zarten Bilde!“

„Das iſt's ja, was auf ewig uns entzweiet!“
Spricht Erinhard. „Mein war allein der Lohn!“
„Halt ein!“ ruft Sonnenhold, „dein Wort entweihet
Der reinen Lüfte ſüßen Schmeichelton!
Um dieſes Kranzes Willen nur verzeihet
Dem Fürſten dieß der ſtolze Waldesſohn!
Mit ihrer Liebe iſt mir Muth gekommen,
Und zu dem Kühnſten iſt mein Herz entglommen!“

„Das wirſt Du, Knabe, mir beweiſen müſſen!“
Ruft Erinhard, und wie ein Sturm der Nacht
Stürzt er davon, vom Zorne fortgeriſſen:
Der Hain erbebt vor ſeiner Drohung Macht,
Und aufgeſchreckt von des Gewalt'gen Füßen
Iſt im Gebüſch das ſcheue Wild erwacht.
Doch ruhig, bei des Zornes Ungewitter,
Folgt Sonnenhold dem hohen, milden Ritter. —

Schon hat indeß das frohe Feſt begonnen;
Der weite Platz iſt glänzend ausgeſchmückt,
Auf welchen ſchimmernd, wie das Licht der Sonnen,
Die Königsburg gebiet'riſch niederblickt.
Die Thore ſind mit Blumen rings umſponnen,
Die ſchöner man wohl kaum in Eden pflückt,
Und auch des Schloſſes Marmorſäulen prangen,
Von reichen Kränzen tauſendfach umfangen.

Und laut ertönt in jubelnden Accorden
Der Cimbeln Spiel, der Flöten ſüßer Klang;
Es ſcheint die Luft zur Harmonie geworden,
Der Weſte Spiel zum fröhlichen Geſang.
Rings ſammeln ſich des Volkes munt're Horden,
Und Alles theilt der Freude ſüßen Drang;
Von Saal zu Saal, von Zelt zu Zelt erklinget
Der Jubelgruß, den man ihr jauchzend bringet.

Der Tanz beginnt; der Töne Wirbel ſteigen
Noch ſchallender zum weiten Raum hinan,
Und an der Jungfrau leichtgeſchwung'nen Reigen
Schließt ſich entzückt der Chor der Sänger an;
So will zum Zarten ſich das Starke neigen,
Weil ſchönern Bund nie die Natur erſann.
Wohl ſieht man herrlicher die Eiche prangen,
Von Epheuranken inniglich umfangen.

Und zu der lauten Menge hingeneiget
Weilt, unter reichgeſticktem Baldachin,
Die Königstochter ſehnſuchtsvoll, und ſchweiget,
Indeß beredt die dunk'len Augen glüh'n.
Das bunte Bild, das ihrem Blick ſich neiget,
Sie ſieht es, Träumen gleich, vorüberziehn,
Ein ungeduldig, nie gekanntes Beben
Scheint ihres Buſens zarten Flor zu heben.

„Wo weilſt Du?“ ſcheint ihr dunkler Blick zu fragen;
Wie Erinhardt auch ſchmeichelhaft bemüht
Zur Seite ihr mit wonnigem Behagen
Von ſüßem Witz und Liebesflammen glüht.
Wohl möcht' auch Einer gern ihr Antwort ſagen,
Doch hemmt die Scheu ſein liebendes Gemüth.
Nicht all zu kühn will er der Hohen dünken:
„Liebt ſie mich, denkt er, wird ihr Blick mir winken!“

Und ſieh! Schon hat ihn dieſer aufgefunden!
Doch ſchnell iſt, von dem ſeinigen berührt,
Das irre Aug' im Schleier tief verſchwunden,
Dem Sterne gleich, den ſchnell die Wolk' entführt.
Doch ſtehet Sonnenhold wie feſtgebunden,
Damit er nicht den theuren Platz verliert,
Bis einmal noch der Augen helle Sonnen
Ihm zugeſteh'n der Liebe ſüße Wonnen.

Und näher wagt er ſich mit kühnem Schritte,
Und immer heller wird der Augen Glanz,
Schon ſteht er in des Ritterkreiſes Mitte,
Der ſie umgiebt, in enggeſchloſſ'nem Kranz;
Und immer mächt'ger wird die ſtumme Bitte,
Sie forſcht, und lauſcht, doch faßt ſie's nimmer ganz;
Jetzt ſteht ſie auf, — und läßt mit leiſem Winken
Zu ihm herab ein zartes Röſ'lein ſinken.

Und als er raſch die Blume meint zu faſſen, —
Streckt Erinhardt nach ihr die gier'ge Hand.
Ein glühend Roth iſt plötzlich auf dem blaſſen,
Zerſtörten Antlitz fieberhaft entbrannt;
Doch die Prinzeſſin winket ihm gelaſſen:
„Die Roſ' iſt ſein, ein freies Liebespfand!"
Da lacht er höhniſch, — und im Nu verſchwunden,
Ward er von keinem Auge mehr gefunden.

Und Sonnenhold ſieht bald die ſüße Roſe
In ihrer ganzen Jugendfülle blüh'n,
Gar lieblich lächelt ſie aus grünem Mooſe
In immer höherm, feurigem Erglüh'n:
So ſollte täglich immer ſchön're Looſe
Der Liebe Hand dem reichen Jüngling ziehn,
Nur Eines iſt, was ihm entgegen ſtrebet,
Es iſt der Schleier, den ſie nimmer hebet.

Da ſinkt er einſt zu der Geliebten Füßen,
Und fleht ſo ſüß: „O laß nur einmal mich
In Dir das hohe Götterbild begrüßen,
Daß ich es halte feſt und ewiglich!
Laß einmal nur das Licht die Stirn Dir küſſen,
Es ſehnt, wie ich, nach Deinem Anſchau'n ſich!
Was willſt Du länger neidiſch Dich verhüllen,
Da Deine Strahlen längſt mein Herz erfüllen?

„So komme denn an meine Bruſt, Du Treuer!“
Ruft die Prinzeſſin, und ihr Schleier ſinkt.
„Mich feierte die jugendliche Leier,
Ich war's, die Dich zum höhern Licht gewinkt?
Mein iſt das Herz in ew'ger Liebe Feuer,
Das einmal meines Auges Flamme trinkt!
Nun haſt Du kühn den Schleier wegbeſchworen,
Und mich auf ewig Dir zur Braut erkoren!“

Doch ſtarr ſieht Sonnenhold die fremden Züge,
Die fremden Blicke lange ſprachlos an:
Das iſt das Bild nicht, das an ſeiner Wiege
Die hochentzückten Kindesaugen ſahn!
Sein ganzes Leben ſcheint ihm eine Lüge,
Sein Traum, ſein Lieben, Alles, Alles Wahn!
Und doch muß er verblendet auf ſie ſehen,
Ohnmächtig, ihrem Reiz zu widerſtehen!

Hoch glüht der Mund, die Wangen lächeln freier,
Ihr ſtolzes Aug' iſt nur auf Sieg bedacht. —
Nicht ſo erſchien in ihrem keuſchen Schleier
Die Hohe ihm in jener heil'gen Nacht.
Ihr Blick erhob das Herz zu frommer Feier,
Doch Jener ſpricht: „Ich kenne meine Macht!“
Sie weiß, ihr Reiz muß jeden überwiegen,
Und wo ſie hinblickt, muß ihr Blick auch ſiegen!

Erſt will der Sänger ihre Nähe fliehen,
Doch unwillkührlich zögert hier ſein Fuß,
Sie weiß ihn ſtets auf's Neue anzuziehen,
Daß wider Willen er verweilen muß;
Auf ihr Geheiß muß jedes Glück ihm blühen,
Und jeder Freude wonniger Genuß.
Was einzeln nur uns holde Träume geben,
Sieht er zum Kranz ſich inniglich verweben.

Doch wie ſie auch mit ſüßen Zaubermächten
Sein trunk'nes Herz ſtets inniger umſtrickt,
Wie man den Sänger bald zu ihrer Rechten
Auf goldnem Thron, in reichem Schmuck erblickt;
Wie alle Hände ihm nun Kränze flechten,
Den ſo die Huld der Herrlichen beglückt,
Wie ſelbſt der König ihn als Liebling krönet:
So wird doch nie ſein inn'res Leid verſöhnet.

Es ſchwindelt ihm, von ſolchem Glanz umfangen,
So jung, ſo fremd, auf dieſem Platz zu ſteh'n,
Gleich einem Stern vor Allen ſtolz zu prangen,
Erhoben auf des Ruhmes ſteile Höh'n!
In ſeinem Buſen regt ſich ein Verlangen,
In welchem alle Freuden untergeh'n,
Denn nimmer kann dieß allzulaute Leben
Den Frieden ihm, die erſte Ruhe geben.

In allen Blicken, die ihn dreiſt begaffen,
Sieht er nur Neid und kalte Schmeichelei,
Sein Herz, ſo frei, ſo furchtlos ſonſt geſchaffen,
Fühlt jetzt der Angſt geheime Sclaverei,
Er fühlt, wie er im Schmucke ſtolzer Waffen
Nicht ſicher mehr vor ſtiller Feindſchaft ſey.
Der Schmeichler Blick, des Hofes ſtummes Neigen
Scheint heller ihm nur die Gefahr zu zeigen.

Die Liebe ſelbſt, die immer ſchön're Kronen
Für ihn beſtimmt, läßt ſeine Seele leer!
Des Königs Gunſt, ſie kann ihn nicht belohnen,
Der Lorbeerkranz drückt ſeine Stirn ſo ſchwer.
„Nein,“ ruft er aus, „hier kannſt Du nimmer wohnen!
Hier iſt's ſo eng'! Dein Reich war frei und hehr!
Dein Blick ſo ſelig, wie des Himmels Frieden!
Du, Heilige, wo biſt Du hingeſchieden?“ —

Er reißt ſich los vom ſchimmernden Gewühle,
Er ſucht des Haines düſt're Einſamkeit;
Vergebens winken ihm die ſtolzen Spiele,
Der Wirbeltanz, die laute Fröhlichkeit!
Heiß brennt ſein Herz, es ſehnt ſich nach der Kühle,
Die ihm der Eichen Schattenhalle beut.
Hier irret er, verſunken in Gedanken,
Und achtet kaum, wohin die Füße wanken.

An einem Bach, der mit geſchwätz'gem Rauſchen
Die klaren Wellen durch die Fluren trägt, —
Steht er jetzt ſtill, dem ſüßen Spiel zu lauſchen,
Das ſeine Seele wunderbar bewegt.
Er ſieht die Wellen leiſe Küſſe tauſchen,
Sieht, wie des Ufers Gras ſich flüſternd regt,
Und wie die Blumen zitternd vorwärts nicken,
Und lüſternd ſich zum Waſſerſpiegel bücken.

Bald bringt die Fluth ein Blüthenreis getragen,
Ein Röschen bald, das ſchüchtern auf ihr ruht,
Da wollen ſich die Blumen näher wagen:
Sieh', da verſchlingt das Röslein ſchon die Fluth!
Und wilde Wellen wirbeln auf, und ſchlagen
Des Ufers Grün mit keckem Uebermuth.
Und ſtatt der Roſe, die ſie raſch genommen,
Kommt wilder Dorn ans Ufer jetzt geſchwommen.

„Das iſt Dein Bild, Du trügeriſches Leben!“
Seufzt Sonnenhold; „auch ich vertraute Dir!
Doch kannſt Du Dornen nur ſtatt Roſen geben,
Und ärmer noch, als jemals, ſteh' ich hier!
Raſch, wie die Wellen hier vorüberſchweben,
Ach, ſo entfloh die ſüße Hoffnung mir!
Und wie ein Wand'rer, tief von Nacht umfangen,
Steh' ich vor Dir in namenloſem Bangen!“

„Wo biſt Du, holde Freundin, hingeſchwunden? —
Vergebens ſtreck' ich Dir die Arme nach,
An Deinem Buſen wieder zu geſunden,
Wie unter jenem ſtillen Hüttendach.
Was gilt der Kranz, von Lorbeer ſtolz gewunden,
Wenn nicht Dein Mund das Wort der Weihe ſprach?
Bei Dir, bei Dir nur iſt das wahre Leben,
Was Du mir gabſt, kann nie die Welt mir geben.

Und weiter geht er in des Haines Schatten,
Ihm ſchien der Pfad ſo traulich, ſo bekannt,
Bis er ſich endlich auf den grünen Matten
Des weiten Platzes ſtaunend wiederfand,
Wo ſich die Sänger einſt verſammelt hatten,
Wo ihn zuerſt des Ruhmes Kranz umwand.
Hier ſteht er ſtill, in wehmuthsvoller Trauer,
Dumpf brauſt der Hain im kühlen Abendſchauer.

Da tönt ein leiſer Saitenklang von oben,
Hoch von der Eiche, wo der Sänger ſteht,
Und als er forſchend ſeinen Blick erhoben,
Und nach den wunderbaren Tönen ſpäht:
Entdecket er, vom welken Kranz umwoben,
Ein Saitenſpiel, von Nachthauch angeweht,
Und freudig langt er auf, es zu erfaſſen,
Ihm dünkt's, als ſey er länger nicht verlaſſen!

„Du ſüßer Troſt!“ ſpricht er, und drückt mit Thränen
Die goldne Leier an ſein pochend Herz; —
Da wird ihm milder; weiche Schleier dehnen
Verhüllend ſich um der Erinn'rung Schmerz.
Es ſteigt ſein Blick in namenloſem Sehnen,
In hoher Ahnung freudig himmelwärts.
Gelöſ't, das fühlt er, ſind die ſchweren Bande,
Und frei iſt er, frei, wie im Jugendlande.

Schon dämmert es, und breite Schatten legen
Sich um die Flur, bleich ſteigt der Mond empor
Da iſt's, als hört' er's näher ſich bewegen,
Und plötzlich dringt ein dumpfer Laut hervor:
„So gehſt Du Deinem Schickſal ſelbſt entgegen!“
Und halb verhüllet von der Dämm'rung Flor,
Sieht er ein Antlitz, bleich wie Todesſchrecken,
Das wilde Locken ſparſam nur verſtecken.

„Ha! Kennſt Du mich? Meinſt wohl, ich käm' zu ſingen
Wie damals?“ donnert wild des Ritters Wort.
Und ſchnell, wie Blitze durch die Wolken dringen,
Fallt er ihn an, ſein Auge ſprühet Mord.
Schon blitzen hell die hochgeſchwung'nen Klingen,
Ein gräßlich Licht am nächtlich ſtillen Ort.
Der Kampf beginnt; die lauten Schläge dröhnen,
Daß weit umher die öden Fluren tönen.

So hört man laut die Elemente toben,
Wenn die Natur in wilder Kraft erwacht;
In dumpfen Donnern brauſt der Sturm von oben,
Und peitſcht das Meer empor in düſt'rer Nacht,
Bis es die Wellen ſtolz emporgehoben,
Und kühn begegnet ſeines Gegners Macht:
Jetzt tobt der Kampf; zu zorn'gen Rieſen ſchwellen
Die Wogen an, bis ſchäumend ſie zerſchellen.

Und mächtiger, und immer mächt'ger fallen
Die wilden Streiter muthentbrannt ſich an,
Und dumpf des Haines Stimmen wiederhallen,
Und ſcheu der Vogel irrt auf dunkler Bahn.
Schon hört man laut den Ruf des Siegers ſchallen,
Schon will ſein Schwert der Bruſt des Gegners nah'n,
Kaum kann noch dieſer den gewalt'gen Streichen
Des Mächtigen durch ſchwache Wehr entweichen.

Schon ſinkt der Arm des Sängers matt danieder,
Der Leier nur, dem Mordſtahl nicht geweiht,
Das Aug' umhüllt des Todes Nachtgefieder.
Er wankt — er ſinkt — beendet iſt der Streit!
„Da nimm den Lohn, Du Sänger ſüßer Lieder!“
Ruft Erinhard, — und durch die Dunkelheit
Des Haines ſtürzt er fort mit wildem Toben,
Das Schwert der Rache hoch emporgehoben!

Und immer dichter ziehn des Todes Schleier
Sich um die Stirn des müden Sängers her;
Das wunde Haupt gelehnt auf ſeine Leier,
Liegt er ſo ſtill, das Herz pocht matt und ſchwer;
Da iſt's, als ſchmückte ſich in höh'rer Feier
Noch einmal ihm des Lebens Wiederkehr:
Die hohe Freundin iſt's, — die ihn begrüßet,
Und freundlich ihm die müden Augen ſchließet.

Dritter Geſang.

Wie man erwacht von einem ſchweren Traume,
Der uns mit manchem grellen Bild geneckt,
Die Arme ſehnſuchtsvoll dem lichten Saume
Des Morgenhimmels jetzt entgegenſtreckt,
Und hocherſtaunt in dem bekannten Raume
Die alten Gegenſtände nun entdeckt,
Bis, von der Qual der Fantaſie geneſen,
Man deutlich ſieht, es ſey ein Traum geweſen

So hebt nach langem, tödtlichem Ermatten
Der Sänger jetzt ſein wundes Haupt empor.
Noch ſchwebt um ſeine Stirn ein düſt'rer Schatten,
Und hüllt der Augen Glanz mit leichtem Flor.
Sind's Träume, die ihn ſo geängſtigt hatten?
Er weiß es kaum. — Da ſteigt der Tag empor,
Und ſtatt des Haines grünbemooſter Stelle
Zeigt er ſein Lager ihm in ſtiller Zelle.

Er blickt umher, — und faſt will's ihm bedünken,
Das ſey der Heimath trauliches Gemach!
Er ſieht die Wände reinlich niederblinken,
Und über ſich das kleine Hüttendach;
Und viele, liebe Bilder ſieht er winken,
Und freudig ruft er: „Endlich bin ich wach!“
Bis ihm auf's Neu' der Wunde Schmerzen lehren:
Der Wahrheit müſſe jener Traum gehören.

Doch bald gewahrt er, zu ſich hingeneiget,
Ein ernſtes Antlitz, das ihn ſtill beſchaut;
Das Auge ſpricht, ſo tief die Lippe ſchweiget,
Und iſt ſo ſeltſam innig ihm vertraut.
Ein theures, längſt gekanntes Bild entſteiget
Der fernſten Zeit — und winkt mit leiſem Laut:
„Ich bin es ja, der einſt das Bild Dir zeigte,
Vor dem ſich liebend Deine Seele neigte!“

„Du theurer Meiſter!“ — ruft mit frohem Beben
Der Jüngling jetzt, — „wie preiſ' ich mein Geſchick
Das mich auf's Neue zu dem ſüßen Leben
Erweckt hat, mit ſo holdem Sonnenblick!
Du haſt mir einſt das Herrlichſte gegeben,
O führe ganz die alte Zeit zurück!
Zeig' mir das Bild, daß ſeine reine Schöne
Mit jedem Trugbild freundlich mich verſöhne!“

„Doch wie?“ fährt jetzt mit langſamem Beſinnen
Der Jüngling fort, — „wie kam ich denn hieher?“
Da hört man ernſt den Maler jetzt beginnen:
„Wohl ſorgt für Dich ein ſeltſam Ohngefähr!
Das Feſt der Sänger lockte mich von hinnen,
Da fand ich Dich, von Wunden matt und ſchwer,
Und trug Dich ſorgſam in die ſtille Klauſe,
Dich pflegend, wie ein Kind im Vaterhauſe!“

„Bald biſt Du nun durch meine Hand geneſen,
Und wanderſt wohl aufs Neue in die Welt!
Doch kann ich hell in Deinem Blicke leſen,
Noch ſey Dein Herz zufrieden nicht geſtellt,
Gern hätt' ich Dir das theure, liebe Weſen,
Nach dem Du ſtets Dich ſehnteſt, zugeſellt,
Doch iſt das Bild nicht mehr in meinen Händen!
Drum will ich Dich zu ſeinem Urbild ſenden!“

„Zeuch hin gen Oſten, wo das Licht erſtehet!
Dort winket Dir der Liebe Morgenroth!
Dort liegt ein Thal, von Palmen ſanft umwehet,
Das längſt an Reiz den Frühling überbot,
Dort iſt ein heiliger Altar erhöhet,
Den nie der Zeiten gier'ger Zahn bedroht; —
In dieſem wirſt Du die Geliebte finden,
So darf der Freund es freudig Dir verkünden!“

Und Sonnenhold vernimmt die dunklen Worte:
Ihm iſt, als müßt' er gläubig ihm vertrau'n,
Als ſah' er ſchon aus goldner Himmelspforte
Den ſel'gen Morgen roſig niederthaun!
Und ſehnend langt er nach dem theuern Orte,
Und meinet ſchon die holde Braut zu ſchaun,
Und fühlt den Hauch der zarten Lipp' entſchweben:
„Dir will ich ewig mich zu eigen geben!“

Und wie die Blume ſchnell den Stengel hebet,
Wenn man ihr nur das rechte Licht gewährt,
Wie ſich ihr Kelch, von ſüßem Duft umwebet,
In neuem, friſchem Purpurglanz verklärt:
So fühlt der Jüngling plötzlich ſich belebet,
Da er im Herzen neue Hoffnung nährt.
Geſundheit kehrt, es kehrt der Muth ihm wieder,
Und ſchwellt mit Kraft die jugendlichen Glieder.

Stolz ſteht er da, den Buſen voll Geſänge,
Die Wange mit der Jugend Reiz geſchmückt,
Der Eiche gleich, — die nach des Winters Strenge
Im Schmuck des neuen Frühlings niederblickt.
Schon eilt ſein Fuß aus des Gemaches Enge,
Indem er ſtumm des Meiſters Rechte drückt,
Und feuchten Blicks der Liebe Dank ihm ſpendet,
Bis er ſich ſcheidend nach der Ferne wendet.

Des heitern Tages goldne Strahlen glimmen
Durch Buſch und Hain, ſo wunderhold und mild,
Daß ſich von ſelbſt der Leier Saiten ſtimmen,
Und Glanz und Klang ihr wunderbar entquillt.
So ſieht man oft ein leiſes Wölkchen ſchwimmen
Um Blumenhäupter, reich von Thau gefüllt,
Nicht länger birgt des Kelches tiefe Stille
Den ſüßen Glanz, des Duftes reiche Fülle! —

Bald fühlt er jauchzend, daß des Liebes Gabe
Aufs Neue ihm der Götter Huld gewährt,
Und prüfet froh die unermeſſ'ne Habe,
Das Kleinod, das nicht Roſt, noch Sturm verzehrt,
Das ihm die Welt, gleich einem Zauberſtabe,
Mit Farben ſchmückt, mit Himmelslicht verklärt,
Und ſchreitet dankend ob ſo reichem Segen
Dem Sonnenaufgang raſchen Schritt's entgegen.

Bald löſt die Zukunft ihm das dunkle Siegel, —
Und ſüße Hoffnung trägt ihn himmelwärts,
Bald rauſcht Vergangenheit mit leiſem Flügel
An ihm vorbei mit Freude, Luſt und Schmerz,
Und legt den Zweig vom theuren Grabeshügel,
Und auch den Lorbeer mahnend an ſein Herz,
Als heil'ge Spenden, die das dunkle Leben
Dem Sänger auf die Reiſe mitgegeben.

So wandert er in träumeriſcher Stille
Durch Sonnengluth und ſtille Schattennacht,
Ihn labt der Quell bei heißer Tagesfülle,
Der friedlich durch des Ufers Blumen lacht;
Und wenn es dunkelt, — beut die dichte Hülle
Die Eiche ihm, und rauſcht ihn leiſ' und ſacht
In Schlummer ein, mit ſüßen Wiegenliedern,
Als wollte ſie ihm Huld um Huld erwiedern.

So ſchweben Tag und Nacht im Wechſelkuſſe
In raſchen Tänzen um des Wand'rers Pfad,
Der jetzt in immer ſeliger'm Genuſſe
Den fernen Fluren fromm und gläubig naht.
Oft iſt's, als flüſterte mit leiſem Gruße
Ihm Roſ' und Lilie, und Baum und Saat:
„Bald, bald, o Sänger, iſt das Ziel gewonnen,
Bald trinken wir aus Einer Liebe Bronnen!"

Zu einem Haine iſt er jetzt gekommen,
Der üppigſchattend ſeinen Weg umſchließt,
Schon iſt der letzte Sonnenſtrahl verglommen,
Und halb im Traum das klare Bächlein fließt;
Auch Lerche hat ſchon gute Nacht genommen,
Weil bald der Schlaf ihr trunk'nes Aug' begrüßt,
Nur Nachtigall hört man noch zitternd klagen,
Ihr ſüßes Lied der ſtillen Nacht zu ſagen!

Und ſieh', je tiefer er waldeinwärts ſchreitet,
Je üppiger blüht die Natur umher, —
Ein Teppich tauſendfacher Blumen breitet
Sich um den Pfad von goldnen Tropfen ſchwer.
Von Feenhand ſcheint Alles hier bereitet,
So ſchmückt die Flur kein blindes Ohngefähr!
Hier wölben ſich zu Lauben Roſenhecken,
Dort rauſcht die Fluth in weite Marmorbecken.

Die Myrthe ſteht in ahnungsreichem Schweigen,
Und füllt mit Düften die verſchwieg'ne Nacht,
Glühwürmchen ziehen aus den dunklen Zweigen,
Nach kurzem Schlaf zum leichten Tanz erwacht;
Die Blume ſcheint das trunk'ne Haupt zu neigen,
Und grüßt im Schlaf die neue Morgenpracht.
So halbverhüllt — verſpricht der Schöpfung Schweigen,
Dem Tage erſt den vollen Glanz zu zeigen.

Ein fremd Gefühl, ein ſeliges Ermatten
Umfängt des Sängers wonnetrunk'nen Sinn;
Sind's Düfte, — die ihn eingeſchläfert hatten
Zu ſchön'rer Träume fröhlichem Gewinn? —
Er weiß es kaum, bald ſinkt er in die Schatten
Der hohen Pinien ſanft entſchlummert hin,
Und leichte, bunte Genien durchweben
Den kurzen Schlaf mit nie gekanntem Leben.

Bald glaubt er ſich von lauer Fluth umfangen,
Und fühlt der Wellen Kuß um Bruſt und Mund,
Und als er nun mit wonnigem Verlangen
Herniedertaucht auf den kryſtall'nen Grund,
Erglühn die Wogen roth, wie Purpurwangen,
Und winken ihm zum trügeriſchen Bund,
Da ſinkt er hin, und gleich empörten Flammen
Schlägt über ihm die gier'ge Fluth zuſammen.

Jetzt fahrt er auf, noch bebt in raſchen Schlägen
Ihm jeder Puls, da führt das Morgenlicht
Ein neues Bild verführeriſch entgegen!
Erſt wähnt er faſt, es ſey ein Traumgeſicht,
Doch bald ſieht er es näher ſich bewegen,
Und zweifelt länger an der Wahrheit nicht:
Ein Nymphenchor, geſchmückt mit friſchen Kränzen,
Umgaukelt ihn in leichtgeſchwung'nen Tänzen.

Und immer näher ſchwebt der luſt'ge Reigen
In holder Anmuth fort, von Baum zu Baum,
Daß froh empor die kleinen Blumen ſteigen,
Und lüſtern küſſen ihres Kleides Saum.
Kein Gräschen ſcheint der leichte Tanz zu beugen,
Er rauſcht dahin, ein wunderſüßer Traum;
Abwechſelnd ſtets in Formen und Geſtalten
Scheint jeder Reiz ſich freier zu entfalten.

Und wie ein Kranz beſeelter Blumen ziehet
Sich um den Sänger jetzt der holde Kreis.
Er ſchaut, und lauſcht, — ſein dunkles Auge glühet,
Und in dem Buſen brennt's ihm fieberheiß.
Ihm bangt, daß ſchnell vielleicht das Bild entfliehet,
Ob er ſich's gleich kaum zu erklären weiß,
Welch dunkler Wunſch ſich heimlich in ihm reget;
Er ſinnt, — und ſeufzt, von Gram und Luſt beweget.

Und als er ſo halbträumend hingegeben
Noch immer weilt, eilt ſchon der Nymphen Chor,
Mit Roſenketten dicht ihn zu umweben,
Und lächelt hold, und winket ihn empor,
Und neigt und bückt ſich, ſanft ihn aufzuheben,
Und koſ't, und ſingt, und dränget ihn hervor,
Und eh' er noch das ſchlaue Spiel erwogen,
Wird er im Jubel ſchon davongezogen.

Und immer weiter geht die luſt'ge Reiſe,
Kaum iſt der Sänger ſeiner ſich bewußt.
Der Ruf verhallt, der warnend noch und leiſe
Zur Rückkehr mahnt — aus tiefbeklomm'ner Bruſt;
Und immer heller tönt der Nymphen Weiſe,
Und malet ihm der Zukunft ſüße Luſt.
Zu ihr! Zu ihr! — ſo lockt's mit holden Tönen,
Roſalia will ſelbſt den Sänger krönen.

Jetzt hält der Zug vor einem goldnen Thore,
Weit öffnet ſich das neue Paradies; —
Und jeder Schmuck, den einzeln nur die Hore
Den Jahreszeiten zögernd überließ,
Strahlt hier im Licht der freundlichſten Aurore,
Zum Kranz vereint, wie ihn kein Traum noch wies
Der Frühling muß den Sommer bräutlich küſſen,
Und Herbſt vertraut das holde Paar begrüßen.

Hier ſieht man rings im farbigen Gemiſche
Der Blumen Pracht im ew'gen Lenz erblühn,
Der Silberblüthen jugendliche Friſche
Strahlt, ſanft gehoben, von Orangengrün,
Und Roſen blicken ſchalkhaft durch Gebüſche,
Liebäugelnd mit dem nahen Balſamin;
Die Lotosblume ſteht bei Anemonen,
Und Veilchen blüh'n bei ſtolzen Kaiſerkronen.

Und wie entzückt vom bunten Farbenſpiele
Der Blick ſich ſtill von Beet zu Beet ergeht:
So winken noch verborgner Schätze viele
An Baum und Strauch, von ſüßem Duft umweht.
Hier beut der Piſang ſeiner Blätter Kühle,
Und ſeine Frucht auf ſchlanken Stamm erhöht, —
Dort duftet, mit Ambroſia getränket,
Die Litſchi *), tief in üpp'ges Laub verſenket.

Lang' irrt das Aug' umher, und ſcheint zu prüfen,
Ob dieß wohl Indiens reiches Eden ſey?
Limonen ſteh'n vertraulich bei Longyven, **)
Und auch die Palme hebt ſich ſtolz und frei.
Von Segen ſcheint die ganze Flur zu triefen,
Doch wohnt dem Reichthum holde Anmuth bei;
Bald muß der Sänger heimlich ſich geſtehen,
So blühn das Leben hab' er nie geſehen.

Ein Chor von Vögeln trillert um die Wette
Aus jedem Strauch, in ſüßer Harmonie.
Hier wieget ſich auf weichem Roſenbette
Der grüne, goldbeſtäubte Colibri;
Dort irrt in Moos die zarte Pavedette, ***)
Und girrt von Wonnen ſüßer Sympathie,
Auch Papagei'n, mit glänzendem Gefieder,
Sehn herriſch auf Orangeblüthen nieder.

„Wo bin ich denn?" ruft Sonnenhold, und ſchreitet
Verblendet durch das reiche Paradies.
„Welch Zauberland liegt vor mir ausgebreitet!
Iſt dieß das Thal, wohin der Freund mich wies?
Wo iſt die Schaar, die mich hierher geleitet,
Und wo der Kranz, den man mir hold verhieß?
So irrt er ſinnend durch die Bogengänge;
Da klingt's um ihn, wie liebliche Geſänge.

Und als er horchend weiter fortgegangen,
Scheint ſüßer Duft ihn plötzlich anzuwehn, —
Und vor ihm ſteht, in aller Reize Prangen,
Roſalia, die ſtrahlendſte der Feen.
Gleich Morgenroth erglänzen ihre Wangen,
Die Augen ſind wie Sonnen anzuſehn,
Die milde Wonne bald in's Herz ergießen,
Bald raſche Strahlen ſengend niederſchießen.

Verblendet wendet Sonnenhold die Blicke; —
Ihm iſt, als wenn mit fremder Allgewalt
Ein ſchneller Zauber ſeinen Sinn umſtricke
In jedem Reiz der lieblichen Geſtalt.
Doch iſt's zu ſpät, er kann nicht mehr zurücke,
Der Schönheit Zauber feſſelt nur zu bald!
Giebt es ein Mittel, ihr zu widerſtehen,
So iſt's dieß Eine, nimmer ſie zu ſehen.

Schon wagt er's dreiſt, die Holde anzublicken;
Da tönt ihr Mund: „Was Du geſehn, iſt mein!
Doch willſt Du mich mit Deiner Kunſt entzücken,
Und mir der Lieder ſüßen Weihrauch ſtreun:
So will ich Dich mit reichen Kränzen ſchmücken,
Und Gold und Ruhm und Freude dir verleihn!
Weit iſt mein Reich, und glänzend iſt die Krone,
Mit der ich treue Huldigung belohne.“

Verſchämt ſinkt jetzt ihr ſchönes Auge nieder,
Das freundlich ihm ſo ſüße Gunſt vertraut.
So zieht ſich ſchnell der Dämmerung Gefieder
Um eine Flur, die man entzückt geſchaut.
Doch weiß man wohl, bald ſteigt die Wolke wieder,
Und ſie erſcheint, von neuem Glanz bethaut,
Um ſchöner noch, nach kurzem, bangem Schweigen
Die reiche Fülle freundlich uns zu zeigen.

Verblendet hängt an ihrem Götterbilde
Des Sängers Blick, und ſieht allein nur ſie.
Verdunkelt ſcheint das blühende Gefilde
Von ihres Strahls gewaltiger Magie. -
Da winkt ſie ihm mit zauberiſcher Milde,
Und, wie geführt von leiſer Sympathie,
Faßt er entzückt die dargebot'ne Rechte,
Wohin ſie ihn auch immer führen möchte.

Und weiter folgt mit heimlichem Vergnügen
Der Sänger ſchweigend ihr, von Gang zu Gang;
Er kann die leiſe Hoffnung nicht beſiegen,
Sie ſey's vielleicht, nach der er ewig rang,
Wohl gleicht ſie wenig ſeines Bildes Zügen,
Doch, meint er, — ſey der Jahre Reihe lang,
Und leicht verwiſcht, vom ſchnellen Flug der Zeiten,
Was wir bewahrt für lange Ewigkeiten.

Und in ein Schloß von glänzenden Kryſtallen
Führt jetzt die Fee den ſchönen Jüngling ein;
Weit öffnen ſich die weitgeſchmückten Hallen,
Der ſtolze Saal, von Gold und Edelſtein:
Und ſüße, laue Ambradüfte wallen
Bei bunter Lampen mattem Dämmerſchein.
Die Säulen ſind von Porphyr ſchlank geründet,
Um die ſich üppig goldnes Laubwerk windet.

Und ſie gebeut; — da ſchwebt ein Nymphenreigen
Leicht aus des Saales Hintergrund hervor.
Die ſchlanken Körper ſchmiegen ſich, und beugen
Verſchlungen ſich in leichtgewob'nen Flor,
Und unter Tanz und ſüßem Spiele ſteigen
Zwei reichbeſetzte Tafeln jetzt empor,
Die, ſchnell bedient von zarten Lilienhänden,
Vereinen, was die weiten Fluren ſpenden.

In ſchlanken Vaſen lacht aus duft'gem Laube
Die Goldorange, hoch von Saft geſchwellt;
Der Pfirſich winkt, die volle Purpurtraube,
In goldnen Körben lockend hingeſtellt;
Der Goldfaſan hat zu der zarten Taube
Auf Silberſchüſſeln friedlich ſich geſellt.
Und was in Luft und Waſſer nur zu finden,
Muß hier zum üpp'gen Mahle ſich verbinden.

Indeß nun bald die volle Nektarſchaale,
Bald ſüßer Meth in ſtetem Wechſel kreiſt,
Und jedes Auge ſchon in höherm Strahle
Verräth der Freude feſſelloſen Geiſt,
Beginnt ein Wechſelchor beim heitern Mahle,
Das den Genuß des Lebens fröhlich preiſt.
Und Töne, ſüß wie Silberklänge, gleiten
Von zarten Lippen und von Harfenſaiten.

Und als der Nymphen lauter Chor verhallet,
Erhebt Roſalia den holden Blick,
Um den der Liebe ſüßer Schimmer wallet,
Und preiſet laut das hohe Sangesglück.
Sie hofft, daß nun des Sängers Lied erſchallet,
Und hält den Wunſch nur mühſam noch zurück;
Doch, als ihr ſeine Blicke ſcheu entweichen,
Eilt ſie, die Leier ſelbſt ihm darzureichen.

Sie fleht ſo ſüß, — die zarten Lippen regen
So ſchmeichelnd ſich, — als brächten ſie den Zoll
Des ſüßen Dank's im Voraus ihm entgegen,
Der zum Geſange ihn begeiſtern ſoll.
Da ſcheint ſein Herz ſich mächtig zu bewegen,
Und nach der Schönen blickt er ſehnſuchtsvoll,
Sie will er ſingen, — und mit raſchem Beben
Eilt Worte er der innern Gluth zu geben.

Und er beginnt ſein Spiel; doch welche Töne
Vernimmt ſein Ohr! — Verſtimmt iſt jeder Laut!
Entflohen iſt die göttliche Camöne,
Die Segen ſonſt auf ihn herabgethaut.
Vergebens ſinnt er, daß er ſie verſöhne!
Ein Mißklang nur, vor dem der Seele graut,
Antwortet ihm, wenn er die Saiten reget,
Daß kalter Schauer tief ſein Herz beweget.

Da reicht die Fee ihm eine andre Leier; —
Raſch faßt das Saitenſpiel des Jünglings Hand,
Und Töne rauſchen, mächtiger und freier,
Wie raſche Blitze rings umher verſandt.
Es wogt ſein Lied in fremdem, wildem Feuer,
Und prangt in Farben, die er nie gekannt,
Er weiß es kaum, iſt er's, der alſo ſinget,
Iſt's fremder Geiſt, der aus den Saiten klinget.

Wild brauſt es fort. Da ſpringt mit dumpfem Schalle
Die eine Saite, und ein Laut erdröhnt,
Nachzitternd in dem klingenden Metalle,
Der faſt wie Seufzer tiefen Schmerzes tönt.
Der Sänger bebt, es ſinkt mit ſchwerem Falle
Die Leier, die ſo feindlich ihn verhöhnt.
Und hocherröthet und verworren eilet
Er raſch hinweg, von Gram und Schmerz getheilet.

Und, wie geſcheucht von feindlichen Gewalten,
Durchſchreitet er der Hallen Labyrinth,
Kein Ruf, kein Bitten kann den Flüchtling halten,
Er athmet erſt, wie er den Park gewinnt.
Hier, wo in bleichen, zitternden Geſtalten
Das Mondlicht ſchon durch Zweig und Hecken rinnt,
Hier meint er wieder ſelbſt ſich zu gehören,
Fern von den Freuden, die ſein Innres ſtören.

Auf einem Platz, wo unter Myrthenbäumen
Ein Springquell hoch die Silberwellen treibt,
Steht er jetzt ſtill, und lauſcht in ſüßen Träumen
Dem Waſſerſtrahl, der funkelnd niederſtäubt;
Er ſieht, wie ſtrebend nach des Himmels Räumen
Er immer doch in dunkler Tiefe bleibt,
Und ſeufzt, und klaget unter ſtillen Thränen:
„So ungeſtillt bleibt meines Herzens Sehnen!"

Da weht ihn an ein Hauch wie Duft der Roſen,
Und weiche Arme ſchlingen ſich um ihn,
Und ſchmeichleriſche Purpurlippen koſen,
Und flüſtern leiſ': „So willſt Du mir entflieh'n?
Willſt Du die Liebe feindlich von Dir ſtoßen?
Muthwillig Dich des Glückes Gunſt entzieh'n?"
Und vor ihm ſteht, von Zauberreiz umfangen,
Roſalia mit hocherglühten Wangen.

Ihr irres Aug' ſcheint bald ihn anzuklagen,
Bald mild verzeihend ſeinem Blick zu nah'n,
Jetzt weilt es ſtill auf ihm, als wollt' es fragen:
„Was hab' ich, Undankbarer, Dir gethan?"
Doch will kein Laut ihr freundlich Antwort ſagen,
Der Sänger blickt ſie kalt und ſchweigend an;
Sie ſieht es bald, umſonſt iſt ihr Bemühen,
Ihn zu dem lauten Kreis zurück zu ziehen.

Und, ſtolzer jetzt das ſchöne Haupt erhebend,
Ertönt ihr Wort: „Was halt' ich Dich zurück?
Was frommt dem Sinn, nach höhern Gütern ſtrebend,
Dem ſtolzen Sänger, — ſo geringes Glück?"
Und, ernſt um ſich den goldnen Schleier webend,
Verbirgt ſie ſchnell den ſanftbethränten Blick.
Es ſchweigt ihr Mund, doch mit beredten Zeichen
Winkt ihre Hand dem Sänger zu entweichen.

Noch ſteht er zaudernd; da benutzt ſein Schweigen
Die ſchlaue Fee, und ſpricht mit mildem Ton:
„Nicht Eigennutz iſt edlen Frauen eigen!
Biſt Du gleich trotzig unſerm Kreis entfloh'n!
So ſoll Dir doch der Freundin Milde zeigen,
Sie ſchmeichle nicht umſonſt mit ſüßem Lohn!
Hervor, ihr Nymphen! öffnet meine Schätze,
Daß ſich ſein Blick an ihrem Glanz ergötze!"

Und ſchnell umringt der Kreis der Dienerinnen
Ihn eng' und enger in geſchloſſ'nen Reih'n. —
Er ſieht, — unmöglich wär' es, zu entrinnen,
Und zieht es vor, gehorſam ihr zu ſeyn.
Schon führen weiche Hände ihn von hinnen,
Bald ſchließt ein ſtilles Felſenthal ſie ein,
Wo, überwebt von dichten Epheukränzen,
Verſchwiegne Grotten an einander gränzen.

Hier ſtrahlt des Goldes unermeſſ'ner Segen
An Felſenwänden aufgehäuft empor,
Dort blitzt der Brillianten Pracht entgegen,
Dort flammt der leuchtende Rubin hervor.
Und tauſend Flämmchen zucken auf, und regen
Sich hin und her in bleichem Dämmerflor,
Auch prangen Hyacinthen und Topaſen,
Reich aufgehäuft in Alabaſtervaſen.

Der Sänger ſtaunt. — Da winket ihm auf's Neue
Roſalia: „Sieh', Alles dieß iſt Dein,
Kehrſt Du zu mir zurück mit ſtiller Reue,
Um meinem Dienſt auf ewig Dich zu weih'n!"
Doch Jener ſpricht: „Mein Kleinod iſt die Treue,
Nie kann Dein Reichthum Segen mir verleih'n!
Leicht geht des Sängers Reiſe durch das Leben,
Und nimmer darf ſein Sinn nach Eitlem ſtreben!"

„Doch willſt Du Eines freundlich mir gewähren,
So gieb zurück mein theures Saitenſpiel!
Dann ſoll im Lied ſich all der Glanz verklären,
Der in des Sängers off'ne Seele fiel.
Denn nie darf fremden Wunſch ſein Buſen nähren,
Sein Weg iſt weit, und hoch ſein lichtes Ziel!
Der Biene gleich, darf er mit flücht'gen Lippen
Für Andre nur, am Kelch der Freuden nippen."

In ernſtem Schweigen hört des Sängers Worte
Die holde Fee, dann deutet ſie betrübt
Auf eine matterhellte Felſenpforte,
Und ſeufzt: „Wer könnte zürnen, wo man liebt!"
Und ſchnell entweicht ſie von dem ſtillen Orte,
Indem ihr Blick noch ſcheidend kund ihm giebt:
Dort, wo die Pfade ſanft empor ſich winden,
Würd' er ſich bald am lichten Ziele finden!

Und als von einer Grotte nun zur andern
Er ſchweigend irrt, und durch die ſtille Nacht
Die Strahlen zieh'n, gleich bunten Salamandern,
Daß faſt das Aug' erliegt der ſtolzen Pracht;
Da zeigt ſich endlich ihm nach langem Wandern,
Vom Strahl des Mondes freundlich angelacht,
Ein ſtill Gemach, von Epheu überzogen,
Rings eingefaßt von hohen Felſenbogen.

Hier glänzt kein Gold, hier ſtrahlen mild und helle
Des Himmels Sterne freundlich nur herein;
Sanftlächelnd ſteht der Friede an der Schwelle,
Und bietet Roſen ihm, ſtatt Edelſtein.
Und nahe rauſcht mit ſchaumbedeckter Welle
Ein Waſſerfall in hellem Silberſchein,
Und lockt mit ſüßem, träumeriſchem Koſen
Zum ſüßen Schlummer auf des Lagers Roſen.

Und ſeitwärts hängt, zum Troſt ihm zugeſendet,
Die treue Leier an der Felſenwand.
Laut jauchzt er auf, den Blick auf ſie gewendet,
Den höchſten Schatz, den er auf Erden fand;
Vergeſſen liegt, was ſchimmernd ihn geblendet,
Ihm ſcheint jetzt Alles traulich und bekannt,
Auch hat ihn mehr als je die Huld gewonnen,
Die ſolche Rache freundlich ausgeſonnen.

„Sie iſt ſo mild!“ denkt er mit leiſer Reue,
„So ſchön, ſo hold, und Du ſo undankbar!“
Und faſt umſtrickt ihr Zauber ihn auf's Neue,
Und droht mit tauſend Reizen ihm Gefahr.
Hell ſtrahlt ihr Bild, — es wankt die fromme Treue,
Und ſteigt betrübt vom einſamen Altar,
Schon will ein neuer Götterdienſt beginnen:
Da wehrt der Schlaf den aufgeregten Sinnen.

Sanft ruht ſein Haupt auf hochgewölbtem Mooſe,
Es lacht im Schlaf ſein freundlich Angeſicht,
Dem Knaben gleich, dem auf der Mutter Schooße
Ein holdes Traumbild Freud' und Luſt verſpricht,
Man ſieht's, er träumt von gleichem ſüßen Looſe;
Roſalia iſt's, die in den Traum ſich flicht.
Schon hat er hoch die raſche Hand erhoben,
Der Treue Schwur ihr freudig zu geloben!

Da ſteigt, verhüllt in düſtre Trauerſchleier,
Ein Engelsantlitz aus der Wolken Flor,
Sie iſt's, die Heil'ge ſeiner ſtillen Feier,
Die er zur Braut ſich liebend auserkor,
Sanftweinend langt ſie nach der goldnen Leier,
Und hebt ſie raſch aus ſeinem Arm empor.
Vergebens fleht er zu den lichten Fernen,
Stumm ſchwebt die hohe Jungfrau zu den Sternen

„Weh mir!“ ſo ruft, erwacht vom ſchweren Traume,
Der Jüngling aus, „was hab' ich Dir gethan?“
Und aufwärts blickt er zu des Himmels Raume,
Als wollt' er, noch betäubt von bangem Wahn,
Den Abglanz ſeh'n von ihres Kleides Saume;
Da ſeh'n ihn mild die bleichen Sternlein an:
Und ihre Augen flehen bang' und trübe:
„O bleibe treu der erſten Jugendliebe!“

Und wie ein Strahl durch finſt're Mitternächte
Fällt raſch dieß Wort in ſeine tiefſte Bruſt:
„Ich folge Euch, ihr frommen Himmelsmächte!"
So ruft er aus, und, kaum ſich ſelbſt bewußt,
Nimmt er die Leier raſch in ſeine Rechte,
Und ſtürzt hinaus, in heißer Sehnſucht Luſt;
Ihm iſt, — als klirrten tauſendfache Ketten,
Und er entflieht, die Freiheit ſich zu retten.

Vergebens winket ihm aus Felſenſpalten
Der Gnomen Schaar zu ihrer Schätze Pracht;
Vergebens locken liebliche Geſtalten
Ihn rechts und links aus grüner Myrthennacht:
Der Flüchtling läßt von keiner Macht ſich halten,
Denn in ihm iſt ſein beſſ'res Selbſt erwacht.
Nur ſchlummern kann, doch nimmer untergehen
Der heil'ge Strahl aus lichten Himmelshöhen.

Und mehr als je fühlt er ſich angetrieben,
Durch heil'ge Treu' zu löſen ſeine Schuld;
Zwar iſt ein tiefer Kummer ihm geblieben,
Unwürdig, meint er, ſey er ihrer Huld,
Doch treibt ihn dieß, noch inn'ger ſie zu lieben,
Sein Schmerz wird eine heilige Geduld,
Die, ohne Hoffnung auch auf dieſes Leben,
Ihm dennoch winkt, nach ihr allein zu ſtreben.

So ſchreitet er durch nachtumhüllte Fluren
Dem Pfad entgegen, den er einſt verlor,
Bald ſieht er ſich auf den bekannten Spuren,
Dort ragt der Pinien Wipfel ſchon hervor,
Wo er, verlockt von feindlichen Naturen,
Zuerſt den Wahn zur Führerin erkor.
Hier ſchlief er einſt, hier ſollte ſein Erwachen
Zum Sclaven ihn der trunk'nen Sinne machen.

Und ſchnell eilt er, von leiſem Grau'n ergriffen,
Als folgte ihm aufs Neu' die luſt'ge Schaar;
So ſieht man oft bei droh'nden Felſenriffen,
Noch eingedenk der vorigen Gefahr,
Den klugen Steuermann vorüberſchiffen;
Noch bebt ſein Herz, noch ſträubt die Angſt ſein Haar
Entfernt umkreiſt das Schiff die grauſe Stelle,
Und fliegt vorbei auf ſchnellgetheilter Welle.

Bald iſt der Hain, der friedliche, gewonnen,
Schon glüht ſein Laub in ſüßem Morgenroth,
Schon ſteigt der Aar, ſein ſtolzes Haupt zu ſonnen,
Schon glänzt die Flur, erwacht von kurzem Tod.
Und wie die bleiche Dämmerung zerronnen,
Weicht auch der Zweifel, der das Herz bedroht,
Und mit der Sonne ſteigt des Sängers Glaube,
Daß keine Macht der Liebe Hoffnung raube.

O heil'ge Kraft, an deren keuſchen Flammen
Das Leben ſeine ſchönſten Blüthen pflegt,
Du lebeſt fort, — ſinkt gleich das Herz zuſammen,
In das Du Deinen ſüßen Keim gelegt!
Drum mußt Du wohl aus höhern Welten ſtammen,
Weil Deine Gluth ins Unermeſſ'ne ſchlägt,
Und über Grab und Zeit die ſüßen Träume
Hinüberträgt in ferne Sonnenräume.

Geſtärkt von Deinem wunderbaren Segen,
Verfolgt der Sänger muthig ſeine Bahn,
Dem lichten Oſten zieht er froh entgegen,
Die theure Braut einſt liebend zu umfah'n.
Bald leuchtet Sonne ihm auf ſtillen Wegen;
Bald flammt des Mondes glänzend Schild voran,
Um freundlich ihm, in tiefen Haines Schweigen,
Den rechten Weg zum ſchönen Ziel zu zeigen.

Bemerkungen.

---

*) Die Litſchi, eine ſüdliche Steinfrucht, von der Größe der Wallnüſſe, mit ſchuppiger Haut. Ihre Farbe iſt bald purpurroth, bald fleiſchfarben, bald grün; ſie wächſt traubenförmig, und wird an Wohlgeſchmack allen übrigen Pflanzenfrüchten vorgezogen.

**) Longyven (Demicarpus Longan), eine wohlſchmeckende, ſüdliche Frucht, von der Größe der Kirſchen.

***) Pavedette, — eine kleine graue Taube mit dickem Schnabel, rothen Augen und ſcharlachrothen Füßen, die in den morgenländiſchen Gegenden gefunden wird. Sie zeichnet ſich durch ihren ſchnellen Flug aus, und kann zu Beſtellung der Briefe gebraucht werden. Deßhalb iſt ſie auch unter dem Namen Brief- oder Poſt-Taube bekannt.

Vierter Geſang.

Wie ſich der Pilger mit geheimem Zagen
Dem Land naht, und ſchüchtern es begrüßt,
Das all' die Wunderblüthen frommer Sagen
Geheimnißvoll in ſeinem Schooß verſchließt,
Wie ſich die Blicke zögernd vorwärts wagen,
Wenn das Erſehnte endlich nahe iſt:
So ſeh' auch ich mit heimlichem Erbeben
Der Muſe Hand den letzten Schleier heben.

Schon zeigt ſich mir ein blühendes Gefilde,
Ein reich geſchmücktes Frühlings-Paradies!
Wer träumte je von einem holden Bilde,
Das ſich nicht hier noch ſchöner ſchauen ließ?
Welch Farbenſpiel, voll zauberiſcher Milde,
Wie ſanft das Licht, die Luft wie rein, wie ſüß!
Welch tiefer Friede in dem ſtillen Thale,
Das feiernd ruht im lichten Morgenſtrahle!

Nicht jener Fluren üppigem Gedeihen
Gleicht dieſes Bild; — es ſcheint dem Himmel mehr
Als jenem Feenland ſich anzureihen,
Denn Alles prangt ſo rein, ſo licht, ſo hehr!
Der Unſchuld Glanz, der Eintracht Segen, weihen
Zu Feſtaltären die Natur umher,
Zum Tempel ſcheint ſich der Azur zu ründen,
Wo Lieb' und Treu' die frommen Opfer zünden!

Und näher eilt er jetzt mit raſchem Schritte,
Die Bruſt von heißer Sehnſucht angefüllt,
Da zeigt ſich ihm in hoher Bäume Mitte
Ein Sphinx, in düſt'res Schweigen eingehüllt,
Ernſt, wie das Schickſal, wenn es unſ're Bitte
Mit einem Wort des ew'gen Willens ſtillt.
Weit dehnen ſich die rieſenhaften Glieder,
Und herriſch blickt das düſtre Auge nieder.

Und nicht entgehen kann er dieſem Blicke,
Der tief ſich ſenkt in ſeines Herzens Grund.
Kaum hält er noch das raſche Wort zurücke.
Ihm iſt, als müſſ' er dieſem ſtarren Mund
Vertrauen, wie dem ewigen Geſchicke,
Als würde hier ſein künftig Loos ihm kund.
Schon ruft er laut: „Du räthſelhaftes Weſen,
Laß mich ein Wort im Buch der Zukunft leſen!“

„Sprich! Find' ich endlich die Geliebte wieder?“
Tief ſchweigt's umher, — da tönt ein dumpfer Laut
Aus den bewegten Marmorlippen nieder:
„Dem Treuen nur gehört die ſüße Braut!“
Da faßt ein leiſer Schauer ſeine Glieder, —
Er fühlt's, ihm iſt ein ew'ger Spruch vertraut.
Doch bald verwandelt ſich das leiſe Grauen
In ſel'ge Hoffnung, gläubiges Vertrauen.

Froh ſteht er da, im hellen Morgenſcheine,
Und rufet jubelnd in das Thal hinein:
„O zeige Dich, du Himmliſche, Du Reine!
Des Sangers Herz, — es war ja ewig Dein'
Bezeugt es laut, ihr Fluren und ihr Haine,
Ich liebte ſie, ich ſang nur ſie allein!
Verblenden kann der Täuſchung eitler Schimmer,
Doch Dir mich rauben kann die Erde nimmer!“

Und ſanfte, weiche Flötenlaute dringen
So freundlich grüßend aus dem Thal empor,
Als ſehnt' es ſich, ihn liebend zu umſchlingen;
Und ſchneller eilt der Jüngling, wie zuvor.
Ihm iſt, als hört' er ihre Stimme klingen
Durch ferner Haine grünen Zauberflor,
Und näher zieht ihn inniges Verlangen,
Das theure Weſen liebend zu umpfangen.

Schon wandert er im Schatten hoher Palmen
Mit raſchem Schritt das holde Thal entlang;
Noch perlt der Thau auf Blumen und auf Halmen,
Noch ſtrahlt das Frühroth an dem Bergeshang;
Und überall ertönen frohe Pſalmen,
Der Hain, die Luft erzittert von Geſang,
Das Bächlein rauſcht, und ſcheint entzückt zu eilen,
Den Morgengruß mit der Natur zu theilen.

Der Sänger fühlt ſein Herz ſo froh gehoben,
Als grüßte er der Heimath theures Land.
In ſanfter Rührung ſteigt ſein Blick nach oben,
Sieh! da erblickt er an des Hügels Rand
Ein ſchlummernd Kind, von goldnem Haar umwoben,
Das ſchöne Haupt geſtützt mit zarter Hand;
Ein leichter Traum ſchwebt auf den ſanften Zügen,
Süß, wie die Blumen, die ſich ſchaukelnd wiegen.

Und näher eilt mit heimlichem Entzücken
Der Sänger zu dem wunderholden Bild; —
So heil'ge Stirn kann nur die Unſchuld ſchmücken,
So ſanft ruht man nur unter ihrem Schild!
Bald meint ein lächelnd Kind er zu erblicken,
Bald eine Jungfrau, züchtiglich verhüllt.
Der Kindheit Frieden, und der Glanz der Tugend
Vereinen ſich im Reiz der zart'ſten Jugend.

Kaum wagt er es, den Blick empor zu heben,
Ihm ſcheint der Ort ſo heilig, ſo geweiht,
Die Lilien, die ſchüchtern ſie umgeben,
Sie weichen ihr an hoher Lauterkeit.
Als Engel, meint er, wird ſie jetzt entſchweben,
Und ſieht die Roſenwolke ſchon bereit:
Da wacht ſie auf, und zu dem lichten Raume
Hebt ſie das Aug', noch feucht vom ſüßen Traume.

So ſteigt der Mond am hohen Himmelsbogen
In ſeiner ſtillen Glorie empor,
Weit gießt er ſeines Lichtes reine Wogen
Um der Gefilde grauen Dämmerflor;
Erſt ſcheint ſein Blick von leichtem Duft umzogen,
Doch bald tritt er in vollem Glanz hervor,
Ein Engel, der des Himmels ſüßen Frieden
Dem Sterblichen in ſeinem Blick beſchieden.

Jetzt grüßt ſie Sonnenhold mit ihrem lieben,
Beſeelten Blick, und ſpricht mit ſanftem Ton:
„Wo biſt Du doch ſo lange ausgeblieben,
Mein ſüßer Freund, lang' harrt' ich Deiner ſchon!
Schon wollte mich ein böſer Wahn betrüben,
Du ſeyſt auf immer meinem Blick entfloh'n.
Jetzt aber iſt mein langer Gram geſtillet,
Und alle Träume ſeh' ich froh erfüllet!“

„So kennſt Du mich?“ fragt Sonnenhold, und neiget
Sich traulich zu der holden Jungfrau hin.
„Der Traum hat mir Dein liebes Bild gezeiget,
Ich kenne Dich vom erſten Anbeginn!“
So ſpricht die Jungfrau, — und erröthend ſchweiget
Sie jetzt mit blödem, holdverſchämtem Sinn.
Doch bald, wie Kinder lächelnd aufwärts ſchauen,
Beginnet ſie mit heiterem Vertrauen:

„Du willſt doch mit zu Sitty's Vater kommen?
Dort ſteht ſein Haus, der Weg iſt gar nicht weit!
Mild hat er ſtets den Fremdling aufgenommen,
Denn er iſt gut und voller Freundlichkeit.
Auch wird ſein tiefes Wiſſen Jedem frommen,
Der gern ſein Ohr dem Mund der Weisheit leiht!
Komm, ſüßer Freund, daß ich in froher Eile
Des Herzens Freude mit dem Vater theile!“

Und ſie erhebt vom weichen Moos die Glieder,
Und reicht ſanftlächelnd ihm die zarte Hand.
Verwundert ſieht der Jüngling auf ſie nieder,
Die jetzt in voller Hoheit vor ihm ſtand.
Weiß, wie des Schwanes blendendes Gefieder,
Floß weich um ſie das züchtige Gewand.
Ihr einz'ger Schmuck iſt hoher Reinheit Schimmer,
Und dennoch ſah er hold're Schönheit nimmer.

Schon wandern ſie durch die bekränzten Fluren
Im freundlichen Geſpräche, hold vertraut,
Zwei engverwandte, kindliche Naturen,
Auf die des Himmels Segen niederthaut.
Oft trifft ihr Geiſt ſich auf bekannten Spuren,
Ihr Herz ſich in derſelben Rede Laut,
Ein Leben ſcheint in Beider Bruſt zu walten,
In dem die Seelen kunſtlos ſich entfalten.

So ſieht man oft in morgenhellem Prangen
Zwei Tropfen Thau, die eine Nacht geweint,
An einem Roſenblatte zitternd hangen,
Wo jeder uns des andern Abglanz ſcheint.
Bald heben ſie mit durſtendem Verlangen
Zu einer Perle innig ſich vereint,
Und jetzt erſt ſcheint, was einzeln ſie geſpendet,
Zu Einem Strahl uns wonniglich vollendet.

Und wie ſie liebend Seel' um Seele tauſchen,
Gleich Kindern, die ſich inniglich umfah'n:
Scheint die Natur dem ſüßen Spiel zu lauſchen,
Und Alles ſchweigt, wo ſich die Holden nah'n.
Kaum wagt der Bach am Ufer fortzurauſchen,
Und furchtſam ſehen ſich die Blumen an,
Das zarte Einverſtändniß nicht zu ſtören,
Und ihrer Rede ſüßen Klang zu hören.

„Hör'ſt Du?“ beginnt zum Veilchen ſanft und leiſe
Die kleine Primel, „ſie begrüßen ſich
Mit Blick und Wort, ſo ganz auf unſ're Weiſe,
Und lieben ſich ſo fromm, wie Du und ich.“
Und Veilchen ſpricht: „Im weiten Blumenkreiſe
Wüßt' ich kein lieber Schweſterchen, als Dich!
Doch ſeh' ich Jene, — wird mir bang' und trübe:
Es giebt gewiß noch eine höh're Liebe!“

Die Nachtigall, die tief im Buſch geſeſſen,
Hat endlich auch das ſchöne Paar erſchaut,
Und lauſcht in ſüßem, ſeligem Vergeſſen
Der reinen Seelen holdem Doppellaut.
Schwatzhafte Amſeln haben unterdeſſen
Ihr ſtilles Glück dem ganzen Wald vertraut,
Und alle Vögel regen ſich, und eilen,
Den Unterricht mit Freud' und Luſt zu theilen.

So folgen ſie bis zu der kleinen Hütte
Dem ſüßen Paar, das nun mit leiſem Schritt
(Wie man dem Tempel naht mit frommer Sitte)
In die geweihte, ſtille Zelle tritt.
Ein ſeltſam Licht ergießt ſich aus der Mitte,
Das mit des Tages Glanz wetteifernd ſtritt,
Aus einer Ampel ſcheint der Strahl zu quellen,
Der ſich ergießt in weichen Purpurwellen.

Und ſchweigend naht ſich von dem ſtillen Heerde
Ein hoher Greis, mit ſilberweißem Bart;
Der ernſte Blick, die würdige Geberde,
Flößt Ehrfurcht ein für ſeine Gegenwart;
Man lauſcht, — wann ſich die Lippe öffnen werde,
Die uns den Geiſt des Hohen offenbart,
Der deutlich ſchon in jeder Miene waltet,
Eh' der Gedanke ſich zum Wort geſtaltet.

„Sey mir gegrüßt!“ — So reicht er jetzt die Rechte
Dem Jüngling dar. — „Ich wünſchte lange ſchon,
Daß Dich zu uns Dein Schutzgeiſt führen möchte,
Eh' Dir der Jugend raſcher Traum entfloh'n.
Schnell ſinkt der Tag, es wächſt das Reich der Nächte,
Drum haſche ſchnell des flücht'gen Lichtes Lohn!
Eh' unverhofft die ſegensreichen Stunden
Des kurzen Frühlings Dir dahin geſchwunden!“

In ein Gemach voll ſeltſamer Geräthe
Führt jetzt der Greis den ſchönen Jüngling ein.
Ein ernſtes Schweigen, wie an frommer Stätte,
Scheint dieſen Raum zum Denken einzuweih'n.
Bald ſcheint's ein Ort zu heiligem Gebete,
Bald eine Werkſtatt hoher Kunſt zu ſeyn.
Hier ein Altar, von Schleiern dicht umwoben,
Dort Karten, Bücher, Winkelmaaß und Globen.

Der Thierkreis ſchmückt in myſtiſchen Geſtalten
Der hochgewölbten Decke breiten Rand,
Und wunderbare, bleiche Lichter walten
Durch das Gemach, von jenen ausgeſandt,
Je mehr man ſchaut, je deutlicher entfalten
Die Sternenbilder ſich an Deck' und Wand,
Und manche Wunder ſcheinen noch die Decken
Der dämmergrauen Tiefe zu verſtecken.

Ein großes Buch ſchlägt jetzt mit ernſtem Schweigen
Der Alte auf, — und winkt den Jüngling hin,
Und als ſich ihm die reichen Schätze zeigen,
Erſchließt ſich mehr und mehr ſein inn'rer Sinn.
Bald meint er in der Erde Schooß zu ſteigen,
Und ſchaut das Wachsthum der Metalle d'rin, —
Bald wandert er auf ſonnenhellen Spuren
Mit kühnem Schritte durch die Himmelsfluren.

„Welch reichen Schatz haſt Du mir aufgeſchloſſen!“
Ruft ſtillentzückt der frohe Jüngling aus;
„O weihe mich zum ſel'gen Mitgenoſſen!
Nimm mich auf ewig in Dein ſtilles Haus!
Ich weiß, manch ſchönes Jahr iſt mir verfloſſen
So fruchtlos, wie der öden Nächte Graus.
Drum loß mich jetzt mit frohem Eifer ringen,
Das Lang'verſäumte doppelt einzubringen.“

„Es lockt mich hin, den Schleier wegzuheben,
Der jene Wunder neidiſch mir verſchließt!
Viel reicher iſt der Schöpfung inn'res Leben,
Als aller Glanz, den unſer Aug' begrüßt!
Drum laß mich nach dem Unſichtbaren ſtreben,
Bis ſein Geheimniß mir erſchloſſen iſt!
Ein unausſprechlich ſeliges Verlangen
Iſt mir in tiefſter Seele aufgegangen!"

„So biſt Du unſer!" ruft mit Engelsblicken
Die Jungfrau aus, und ſchaut zu ihm hinauf;
Und ihre zarten Roſenlippen drücken
Des Sängers Stirn den Kuß der Weihe auf.
Da fühlt ſein Herz ein himmliſches Entzücken,
Die Welt verſinkt in immer raſcher'm Lauf,
Der höhern Ahnung wunderbare Blüthe
Erſchließt ſich ihm im liebenden Gemüthe.

Und bald ſieht er des Wiſſens heil'gen Bronnen
Sich aufgeſchloſſen von des Vaters Hand.
Der Erde Bau, der dunkle Lauf der Sonnen
Wird ſeinem Geiſte inniglich bekannt,
Mit Liebe wird das ernſte Werk begonnen,
Sie iſt das heilige, geheime Band,
Womit er jeden dunk'len Schleier hebet,
Und kühn zum Licht der ew'gen Wahrheit ſtrebet.

Und wie ſich ſeines Geiſtes Schätze mehren,
So ſcheint ſein inn'res Leben unbewußt
Sich Sitty's holder Anmuth zuzukehren,
In immer höh'rer, ſüß'rer Liebesluſt.
In ihr muß er das Herrlichſte verehren,
Den Himmel in der reinen Menſchenbruſt,
Der immer heller ſeinem Blick ſich zeiget,
Je mehr des Geiſtes hohe Klarheit ſteiget.

Bald ſcheint an frommer, freundlicher Geberde
Die Holde jetzt ein unbefang'nes Kind,
Bald iſt's, als wenn ſie ernſter, höher werde,
Wenn tiefberedt ihr dunkles Auge ſinnt; —
Jetzt meint er, ſie gehöre nicht der Erde,
Wenn ihrer Stimme ſüßer Laut beginnt.
So heil'ge Demuth und ſo tiefes Wiſſen
Kann eines Engels Buſen nur umſchließen.

Sie lehret ihn der Unſchuld hohe Lieder,
Wie ſie ihr reines Kinderherz erſann,
Und weckt der Leier fromme Klänge wieder,
Und giebt ihm ſanft des Sanges Weiſen an.
Da ſchwingt ſich froh, wie auf des Aars Gefieder
Des Jünglings Lied zum Sonnenlicht hinan.
Mit neuer Kraft erwacht ſein inn'res Leben,
In Wort und Ton ſich wonnig kund zu geben.

Jetzt preiſet er in kräft'gen Melodieen
Der Gottheit Huld, der Schöpfung reiche Pracht,
Und immer lichtere Gedanken glühen
Aus ſeiner Bruſt, zum Leben neu erwacht.
Bald ſingt ſein Lied in ſanften Harmonieen
Der Freundſchaft Glück, der Liebe heil'ge Macht,
Den Frieden, der in ſtillem Herzen wohnet,
Und mehr als Kron' und Lorbeer uns belohnet.

Wie jauchzt er, wenn ſie freundlich Beifall winket,
Wenn er aus Sitty's ſeelenvollem Blick
Der Liebe heilige Begeiſt'rung trinket:
Nie kannte er ſo überſchwenglich Glück!
Oft, wenn er in ihr Anſchau'n froh verſinket,
Preiſ't er entzückt ſein freundliches Geſchick,
Das ihm ſchon hier im wandelbaren Leben
Des Ewig-Schönen holdes Bild gegeben.

„O möchte ſie den ſüßen Kranz mir reichen,
Und mich auf ewig ihrer Liebe weih'n!"
So ſeufzt er leiſ, und ſeine Blicke ſteigen
Sehnſüchtig auf nach ewigem Verein.
Da ſcheint's, als deute ſie des Jünglings Schweigen,
Als flüſt're ſie, — ich bin ja ewig Dein!
Und ſelig lieſ't er in den treuen Blicken
Des nahen Glückes heimliches Entzücken.

Hoch ſteigt ein Hügel aus des Thales Runde
Mit freier Stirn zum Himmelsraum empor,
Dorthin führt ſie den Freund zu ſpäter Stunde,
Schon ruht die Flur, gehüllt in düſtern Flor.
Schon ſchreitet mit der ernſten Nacht im Bunde
Der Sterne Heer in voller Pracht hervor,
Weit ſchimmern ſie durch alle Himmelsauen,
Gleich Silberblüthen blendend anzuſchauen.

„Sieh, einen Kranz will Dir die Freundin winden!“
Beginnt die Jungfrau jetzt mit ſanftem Ton,
„Doch kann ſie nie die rechten Blumen finden,
Die ſie erkor zu Deines Liedes Lohn!
Ich ſah der Roſen ſtolze Pracht verſchwinden;
Noch eh' der Lenz, der flüchtige, entfloh'n; —
Und klagte, daß der Blumen ſüßem Leben
So kurze Dauer die Natur gegeben!“

„Drum ging ich aus, den Garten Dir zu weiſen,
Der eine ſchön're Frühlingspracht enthüllt!
Der Vater maß ihn oft nach weiten Kreiſen,
Und kennt die Fluren alle, Bild für Bild.
Bekannt iſt er mit den entfernteſten Gleiſen,
Und oft hat ſich ſein dunkles Wort erfüllt,
Das ahnend ſchon die kleinſte Blume grüßet,
Bevor ſie hell dem tiefen Grund entſprießet.“

„Siehſt Du das Beet, von Silberglanz umfloſſen?
Dort blühet meiner Lilien reiche Pracht,
Ein ſteter Lenz ſchmückt jene Blüthenſproſſen,
Die ich zum Kranz dem Sänger zugedacht.
Auch ſtrahlt, von ſanftem Purpur übergoſſen,
Ein Röslein dort aus der verſchwiegnen Nacht,
Doch welkt es nie im Wechſeltanz der Zeiten,
Und ſcheint auf ew'ge Liebe hinzudeuten!"

„Sieh, dieſe Blumen hab' ich Dir erkoren!
Noch blüh'n ſie zwar zu fern für meine Hand,
Doch hält die Freundin, was ſie Dir geſchworen,
Und führt Dich einſt in jenes heil'ge Land!
Drum trau're nicht, wenn bei dem Tanz der Horen
Der zarte Frühling ſchnell vorüberſchwand, —
Du weißt nun, wer den ew'gen Kranz Dir bindet,
Wenn dieſe kurze Blüthenzeit entſchwindet!"

Sie ſchweigt; doch ſcheint der Augen ſüßes Leben
Noch manches Glück ihm freundlich zu vertrau'n,
Da iſt's, als regten ſich mit leiſem Beben
Die Lilienkelche in den Himmels=Au'n,
Und weite Schleier ſcheinen ſich zu heben,
Und in die ew'gen Fluren darf er ſchau'n,
Und ſeh'n, — wie Alles, was uns dunkel ſcheinet,
Zum reinen Einklang herrlich ſich vereinet!

Anbetend will er vor ihr niederfallen;
Da blickt er in ihr Kindesangeſicht, —
Und ſieht die vollen, blonden Locken wallen,
Aus denen mild das fromme Auge ſpricht:
„Ich bin ja die Geringſte unter Allen,
Nur angeſtrahlt von einem höhern Licht!“
Und freudig weicht die Ehrfurcht dem Entzücken,
Ein gleiches Weſen an die Bruſt zu drücken.

Sanft ſchmiegt ſie ſich, von ſeinem Arm umſchloſſen,
An ſeine Bruſt voll heiligem Vertrau'n,
So hold, ſo rein, wie zarte Lilienſproſſen,
Die unſchuldsvoll dem Tag entgegenſchau'n,
Mit Liebreiz iſt ihr Antlitz übergoſſen,
Der Himmel ſcheint in ihrem Blick zu thau'n,
Und deutlich ſteht's auf ihrer Stirn geſchrieben:
„Der Glaube iſt das Höchſte ja im Lieben!“

Und ſinnend ſchaut er in den ſonnenhellen,
Verklärten Blick der jugendlichen Braut,
Als leſe er in dieſen reinen Quellen,
Was ihm der Sterne frommer Glanz vertraut.
So lauſcht man oft dem Schimmer klarer Wellen,
In dem des Himmels Bild ſich leicht beſchaut,
Man weiß es wohl, es ſind dieſelben Bilder,
Doch dünkt ihr Farbenſpiel uns ſanfter, milder.

„Es wird ein ſel'ger Morgen auferſtehen!"
Beginnt die Jungfrau jetzt mit leiſem Ton,
„Nun laß uns heim zum gutem Vater gehen,
Schon ſtieg die Nacht auf ihren ernſten Thron!
Bald färbt ein neuer Purpurglanz die Höhen,
Die Blume trinkt des Thaues Perle ſchon.
Komm, ſüßer Freund, geleite meine Schritte,
Denn düſter iſt es in des Haines Mitte!"

Und ſchweigend geht durch die verſchwieg'nen Schatten
Das holde Paar das ſtille Thal hinab, —
Tief ruht die Flur in ſeligem Ermatten,
Und Schweigen herrſcht, wie um ein weites Grab.
Die Blüthen, die ſich früh geöffnet hatten,
Sie taumeln jetzt im Weh'n der Nacht herab,
Und ſcheinen heimlich ſeufzend zu verkünden:
So muß ja alles Irdiſche verſchwinden.

In ernſter ſinniger Betrachtung langen
Die Freunde bei der kleinen Hütte an;
Bald ruhen ſie von Schlummers Arm umfangen,
Und ſüße, buntbeſchwingte Träume nah'n,
Und gaukeln ihnen leiſ' um Stirn und Wangen
Mit Farben, die ſie nie ſo reizend ſah'n,
Doch ſcheinet ſich der Sterne ſtilles Leben
Fortwährend in der Bilder Glanz zu weben.

Schon iſt der Tag mit ſonnenhellen Blicken
Aus ſeinem Schlummer wonnevoll erwacht,
Mit Roſen ſcheint ſein Antlitz ſich zu ſchmücken,
Herniederlächelnd aus des Aethers Pracht.
Die Erde hebt in ſeligem Entzücken
Den feuchten Blick, in dem der Traum noch lacht,
Und ſehnet ſich mit innigem Verlangen,
Den Kuß des Lichtes liebend zu empfangen.

Schon hat der Sänger freudig ſeine Leier
Zum Preis der blühenden Natur geſtimmt,
Doch fehlt noch ſie zu ſeiner Morgenfeier,
Die Theil an jeder ſeiner Freuden nimmt.
Er harrt, bis an Aurorens Purpurſchleier
Die letzte Roſe bleichet und verglimmt,
Dann eilet er, den Vater zu befragen,
Wo doch ihr Fuß ſo früh ſie hingetragen?

„Zu ihren Blumen ſah ich Sitty gehen!“
Beginnt der Alte, „und ſie weilte lang
An jenem Beet, wo ſchlanke Lilien ſtehen,
Und brach ſie ab mit heimlichem Geſang.
Als Opfer trägt ſie ſie zu jenen Höhen,
Denn mächtig trieb ſie ihres Herzens Drang,
Des Dankes Zoll den Himmliſchen zu weihen,
Die täglich uns mit neuer Huld erfreuen!“

„Dort iſt ein heiliger Altar gegründet,
Den nie der Zeiten gier'ger Zahn verheert,
Manch' Dankesopfer wurde dort gezündet
Den Göttern, deren Segen uns ernährt;
Auch wurde ihre Nähe oft verkündet
In manchem Licht, uns freundlich dort gewährt.
Drum iſt die Stelle heilig uns vor Allen,
Wo Geiſter flüſtern, Opferdüfte wallen."

Der Alte ſchweigt; da wird mit einem Male
Ein Schimmer in des Jünglings Seele klar;
Und deutlich ſtellt im hellſten Sonnenſtrahle
Ein dunkles Bild verklungner Zeit ſich dar:
Verwies der Maler nicht im fernen Thale
Den Sänger zu dem einſamen Altar, —
Damit er dort die hohe Jungfrau finde,
Und ſich in Liebe ewig ihr verbinde?!

„Ja," ruft er aus, „dort ſoll mein Sehnen enden,
Dort wirſt Du mir auf ewig angetraut,
Drum mußteſt Du das reine Opfer ſpenden,
Weil heut' der höchſte Segen auf uns thaut.
O zög're noch, die Feier zu vollenden,
Der Sänger eilt, Du holde, ſüße Braut,
Daß er vereint im innigen Gebete
Mit Dir zum heiligen Altare trete!

Er eilt hinaus, die Bruſt voll ſel'gem Hoffen,
Und folgt dem Pfad zur fernen Höhe hin;
Den Himmel ſieht ſein frohes Auge offen,
Sein iſt der Freuden ſeligſter Gewinn,
Doch bald, von überird'ſchem Glanz getroffen,
Schwankt irr'geleitet der berauſchte Sinn,
Bis er, vom Spiel der Phantaſie verführet,
Das ferne Ziel aus ſeinem Blick verlieret.

Verlegen fragt er in der Blumen Runde,
Ob ſie die freundliche Geliebte ſah'n?
Doch alle ſehen ihn mit ſtummem Munde
Und großen Augen trüb' und traurig an.
Das Veilchen nur im ſtillen Wieſengrunde
Hat leiſe ſeine Lippen aufgethan,
Und ſpricht: „dort ſah ich ihre Schleier wehen,
Wo ſchlank und hoch die duft'gen Palmen ſtehen!“

Und ſchneller folgt er auf dem ſtillen Gange
Der Freundin nach; da neckt die Roſe ihn;
„Du armer Sänger, wie ſo trüb' und bange,
Da ringsumher ſo bunt die Fluren blüh'n!
Nicht lang', ſo ſah ich dort am Felſenhange
Die holde Sitte ſchnell vorüberflieh'n!
Suchſt Du ſie auf, ſo eile zu den Höhen,
Doch mußt Du erſt den kleinen Hain durchgehen.“

Und ſchweigend eilt, von Schatten rings umfangen,
Der Sänger auf dem angewieſ'nen Pfad,
Und als er lange ſinnend fortgegangen,
Und nimmer ſich der lichte Ausgang naht,
Da überfällt ihn ein geheimes Bangen,
Daß er vielleicht den falſchen Weg betrat,
Und aus dem labyrinthiſchen Gewinde
Wohl ſchwer den Weg zu jenem Ziele finde.

Schon ſtrahlt die Sonne hoch am Himmelsbogen,
Schon hat ſich um die ſüße Morgenpracht
Ein Heer von Wolken rings emporgezogen,
Und ferne droht es wie Gewitternacht.
Der Vogel kommt zum ſtillen Neſt geflogen,
Und bange Furcht ſcheint überall erwacht.
Schwül zieht die Luft durch die erhitzten Räume,
Und ängſtlich bebt das welke Laub der Bäume.

Lang harrt, gehüllt in düſtere Gewande,
Der nahenden Entſcheidung die Natur;
Da reißt der Sturm gewaltig ſeine Bande,
Und ſtürzt, ein Rieſe, auf die bange Flur;
Die Welle peitſcht er auf am Uferrande,
Und treibt ſie weit aus ihrer Blumenſpur,
Wild brauſt ſein Fittig um des Haines Zweige,
Daß ihre Kraft ſich ſeinem Willen beuge.

Bald ſcheinen ſie ſich zitternd hinzulegen,
Bald heben ſie das wildzerſtörte Haupt,
Und richten es dem kühnen Feind entgegen,
Deß harte Hand ſie ſchonungslos entlaubt;
Nun ſcheint das Laub ſich ſanfter zu bewegen,
Daß jeder ſchon den Kampf beendigt glaubt,
Da rollt der Donner furchtbar durch die Höhen,
Daß ſchreckbetäubt der Erde Kinder ſtehen.

Der Sänger, der durch dichtverſchlung'ne Hecken
Sich vorwärts ringt, um bei der Blitze Schein
Den Pfad aus dieſem Dickicht zu entdecken,
Irrt immer tiefer in den Wald hinein;
Ach, keinen Führer kann ſein Ruf erwecken,
Verlaſſen ſteht er, einſam und allein!
Schon ſchwankt ſein Fuß, die matten Glieder beben,
Kaum kann er noch den trüben Blick erheben.

Wild brauſ't der Sturm in den zerſtörten Haaren,
Und hemmt des Pilgers eifriges Bemüh'n,
Sich raſchen Schritt's den wachſenden Gefahren
Des ungeſtümen Wetters zu entzieh'n.
Roth ſieht er rings die Blitze niederfahren,
Daß weit umher der Bäume Wipfel glüh'n.
Da rauſcht der Lorbeer ſeine Schwanenlieder,
Und ſtürzt, gefällt vom Wetterſtrahl, danieder

„Fahr' wohl!“ ſeufzt Sonnenhold, und kehrt mit Trauer
Sich von dem Bilde der Zerſtörung ab;
Um ſeine Stirn weht's kalt wie Todesſchauer,
Der weite Hain dünkt ihm ein düſt'res Grab.
Da ſchweigt der Sturm, die Lüfte werden lauer,
Und ſanfter Regen träufelt leis herab.
So ſieht man Aller Augen überwallen, —
Wenn ein bewährter, treuer Held gefallen!

Schon hüllt ein banges, tödtliches Ermatten
Des Sängers Blick mit immer dichter'm Flor;
Da trennen freundlich ſich des Haines Schatten,
Und lächelnd ſteigt die grüne Höh' empor,
Und rings umher blüh'n bunte Blumenmatten,
Und ein Altar blickt eichbekränzt hervor,
Auf welchem, wie er freudig jetzt erkennet,
Der Jungfrau ſtilles Blumenopfer brennet.

Dorthin zieht jetzt ſein ganzes inn'res Leben,
Vom Hauch der Hoffnung mächtig angefacht,
Und tiefe, ahnungsreiche Schauer heben
Noch einmal ſeinen Blick zur Himmelspracht.
Da ſcheint ein Engel ſanft herabzuſchweben:
Die Iris iſt's, die durch die Wolken lacht,
Hoch wölbet ſich ihr buntgeſchmückter Bogen,
Weitſtrahlend über Thal und Höh' gezogen.

In froher Rührung grüßt dies Friedenszeichen
Des Sängers Blick; dann eilt der matte Fuß,
Die hohen Marmorſtufen zu erreichen,
Wo die Geliebte ihm erſcheinen muß.
Da fühlt er plötzlich jede Kraft entweichen,
Denn eingewieget von des Todes Kuß,
Ruht Sitty, wie auf treuem Mutterſchooße,
Sanftlächelnd auf dem thaubenetzten Mooſe.

Das Antlitz bleich, gelöſt die gold'nen Flechten,
So ſchlummert ſie auf kaltem Marmorſtein,
Den Opferlilien gleich in ihrer Rechten,
Die hell erblühn im neuen Sonnenſchein.
Nicht hadern kann man mit den dunklen Mächten,
Die ſie ſo herrlicher Verklärung weih'n! —
Das Leben ſelbſt ſcheint ihren Glanz zu neiden,
Und möchte ſich in gleiche Farbe kleiden.

Unwiderſtehlich zieht ein dunkles Sehnen
Den Sänger zu der holden Schläferin.
Das müde Haupt an ihre Bruſt zu lehnen,
Scheint ihm der höchſte, ſeligſte Gewinn.
Ermattet ſinkt er unter ſüßen Thränen
An Sitty's Herz in ſtummer Ahnung hin,
Das Auge ſtirbt, in Dämmerung zerrinnen
Des Lebens Bilder den umhüllten Sinnen.

Da tönt nach langem, todtengleichem Schweigen
Ein holder Laut entzückend an ſein Ohr,
Und als empor des Sängers Blicke ſteigen,
Sieht er, umweht von zartem Silberflor,
Ein Himmelsantlitz ſich herniederneigen,
Und weiche Arme heben ihn empor.
Und Lebensodem ſtrömet auf ihn nieder,
Mit Aether tränkend ſeine matten Glieder.

Da iſt's, als löſ'te, jeder Nacht entbunden,
In ew'ger Wahrheit hellem Sonnenſchein
Sich das Geheimniß ſeiner früh'ſten Stunden,
Um ihn zur höchſten Wonne einzuweih'n.
Erſt meint er ſich von Sitty's Arm umwunden,
Doch ſcheint ſie höher, ſchöner ihm zu ſeyn,
Bis er in ihr die heil'ge Jungfrau ſchauet,
Die ihm im Traum ihr reines Bild vertrauet.

„Urania!" ſo tönt's aus ſeinem Munde;
Und feſt umſchlingt die hohe Freundin ihn,
Und weiht ihn ein zum ſüßen Liebesbunde,
Und eilt, den Kranz um ſeine Stirn zu zieh'n.
Still feiert die Natur die ſel'ge Stunde,
Und Alles ſcheint in höherm Glanz zu blüh'n,
Und ſanfter Klang ertönt aus lichten Fernen:
„Jetzt kränzt ſie ihn mit ihren ew'gen Sternen!"

Und als die Hohe ſeine Stirn umwunden,
Erhebt ſie ſich in vollem Glanz und ſpricht:
Heil Dir! Die bange Trennung iſt verſchwunden,
Verſöhnet ſtrahlt der Freundin Angeſicht!
Die Wahrheit haſt Du ſiegend aufgefunden,
Die ewige in reiner Schönheit Licht.
Und wie Du dieſer treu Dich hingegeben:
So lohne Dir ihr unvergänglich Leben.

Da ſteigt in immer höherm Farbenglanze
Der Friedensbogen ſtrahlend himmelan,
Gleich einem hochgeſchwung'nen Blumenkranze,
Der ſeine Kelche flammend aufgethan,
Und Roſenwölkchen nah'n im leichten Tanze,
Die Engverbund'nen liebend zu umfah'n.
Verblendet ſinkt mein blödes Auge nieder,
Doch hör' ich fern die ſüßen Siegeslieder!

Und fragſt Du, wo der Sänger hingegangen,
Da nun das Lied der frommen Leier ſchweigt?
Sahſt Du den Thau an zarten Blüthen hangen,
Wenn früh empor die hohe Sonne ſteigt?
Als nun herab die durſt'gen Strahlen drangen,
Und ihm den ſüßen Liebeskuß gereicht:
Da löſ'te ſich ſein ſilberhelles Leben,
Zum Quell des Lichts entzückt emporzuſchweben.

So iſt auch er der ſüßen Braut verbunden,
Die ihn zuerſt mit heil'ger Gluth genährt!
Die Muſe, die in ſtillen Weiheſtunden
Mir ſeiner Liebe holden Traum gewährt,
Hat nun mit Dämm'rung meinen Blick umwunden!
Doch ahn' ich wohl, welch Heil ihm widerfährt:
Ein hohes Bild lebt in des Dichters Träumen,
Das winkt ihn aufwärts zu des Lichtes Räumen!

Charaden.

Lokal-Charade von drei Sylben.

Was die erſten Sylben nennen,
Wird, die Augen feſt verbunden,
Oft auf kühner Jagd gefunden,
Iſt an ſchlauer Liſt zu kennen.
Früh geübt auf Fang und Beute,
Siegt es, wo es ſich gezeiget.
Wähnt Ihr, die Ihr lächelnd ſchweiget,
Daß ich auf Cupido deute? —

Mit der Sehnſucht heißem Streben
Flehte zu der Götter Throne
Einſt ein Künſtler, ihm zum Lohne
Mild das Letzte zu beleben.
Da durchſtrömt die kalten Glieder
Götterodem, und es blicket,
Mit des Lebens Reiz geſchmücket,
Das beſeelte Bild hernieder.

Von des Ganzen ſteilem Rücken
Ueberſchau'ſt Du ferne Gauen,
Doch die ſchönſte aller Auen
Iſt die nächſte Deinen Blicken.
Denn hier baute Lieb' und Milde,
Fern dem eitlen Weltgewühle,
Ihre Lauben in die Kühle
Stiller, friedlicher Gefilde.
„Heil dem edlen Fürſtenpaare,
Das dies Thal zum Thron erſehen!“
Alſo tönt der Liebe Flehen
Von des Ganzen Hochaltare.

Charade.

Der erſten Sylbe heil'ge Zahl
Bezeichnet Dir der Schweſtern Reigen,
Die, kündend ew'ger Schönheit Strahl,
Zu Auserwählten niederſteigen;
Auch ſtellt der Richter Zahl ſie dar,
Die zu Athen ſich einſt verbündet,
Die Zahl der Tage auch, wo einſt der Römer Schaar
Den Göttern Opfer angezündet.

Die Letzten, ohne Wehr' und Waffen,
Verwunden dennoch manches Herz;
Ein Bild iſt's, wunderbar geſchaffen,
Kein's ſchildert treuer Freud' und Schmerz.
Der Künſtler, der es ausgeführet,
Wob auch zugleich den Vorhang zart,
Mit feinen Kanten rings verzieret,
Der das gelung'ne Werk verwahrt.

Auch eine Muſchel iſt's, die reiche,
Köſtliche Perlen in ſich ſchließt,
Und die, daß ſie Erquickung reiche,
Für Andre liebend überfließt.
Das Ganze wird ſich bald erweiſen;
Es trägt der Letzten ganz genau,
So viel die Erſte ſagt, zur Schau.
Haſt Du's, ſo wünſch' ich wohl zu ſpeiſen!

Charade von vier Sylben.

In den erſten, gold'nen Tagen,
Wo die Menſchheit Kind noch war,
Ward mein erſtes Sylbenpaar
Wohl in jeder Bruſt getragen!
Jetzt umfängt ihr Paradies
Nur noch kindliche Gemüther,
Doch der Liebe Mund verhieß
Dieſen ew'ge Himmelsgüter.

Meine beiden Letzten ſchufen
Welten, groß und wunderbar,
Selbſt zum Leben nicht berufen
Stellen ſie das Leben dar.
Formen blühen, Blumen ſproſſen,
Wo der Meiſter ſie belebt,
Bis, von Glorien umfloſſen,
Sich das Ideal erhebt.

Wer der Erſten Glück empfand,
Dankbar pries die letzten Beiden,
Der wird Keinen doch beneiden,
Den als Ganzes man erkannt.
Einzeln nur erfreu'n die Gaben,
Wenn ihr Zauber uns umſchwebt;
Haſt Du ſie in Eins verwebt,
Will es Keiner ſeyn und haben.

Dreiſylbige Charade.

Erſte Sylbe.

Die Erſte ſpielt mit Toneswellen
Entzückend um der Menſchen Herz;
Weiß wonnig bald die Bruſt zu ſchwellen,
Bald zu umgrau'n mit tiefem Schmerz.
Es läuft, und hat doch keine Füße,
Rafft fort, theilt aus, doch ohne Hand;
Reicht allen Blumen flücht'ge Küſſe,
Und zieht dann fort, — ein leichter Tand.

Die beiden letzten Sylben.

Betrübt wirft, wer uns haben muß,
Den Blick auf die beglücktern Brüder;
Doch, wer uns nur zum Ueberfluß,
Zum Scherz gebraucht, blickt ſtolz hernieder,
Erhebt ſich über Menſch und Welt,
Bis er — entthront — zu Boden fällt.

Das Ganze.

Uns hat gar glänzendes Gefieder
Die freundliche Natur verlieh'n.
Gern ſchaut Dein Auge auf uns nieder,
Zieh'n fröhlich wir durch Ufergrün.
Doch ſcheu entflieh'n wir, ſtört Dein Fuß
Uns in der Freiheit Hochgenuß.

Logogriph.

Ich kann die Sonne nicht entbehren,
Und nütze nur mit ihr vereint;
Nimm mir den Kopf, und es erſcheint
Ein Weſen, das nicht ſeh'n, noch hören,
Noch gehen kann, ob es, wie Ihr,
Gleich Augen hat, und Füß' und Ohren.
Und nimmſt Du noch ein Zeichen mir,
So bin ich, Deutſchen Bodens Zier,
Zum Schmuck des Siegers auserkoren.
Doch ſoll ich ferner mich verwandeln,
So nimm mir nochmals Fuß und Kopf;
Dann ſiehſt Du Jeden für mich handeln,
Vom Klügſten bis zum dümmſten Tropf.
Ja, was nur Politik erſpähen,
Philoſophie ergründen kann,
Es wird, willſt Du's beim Licht beſehen,
Um den Centralpunkt ſtets ſich drehen,
Den ich in mir Dir kund gethan.

Räthſel.

Ich ſtehe in der Schweſtern weiter Reihe
Der treu'ſten Mutter hoffnungsvolles Kind,
Sie pflegt uns Alle mit derſelben Treue,
So vielgeſtaltet wir auch immer ſind.
In das Gewand der ſüßen Hoffnung hüllet
Die Mutter meine zarte Jugend ein,
Bis die Geſtalt der Schönheit Reiz umquillet,
Und ſich erſchließt mein allertiefſtes Seyn.
Im Schmuck der reinſten Jugend anzuſchauen,
Steh' ich nun da, der Unſchuld zartes Bild,
Gleich Lilien auf morgenhellen Auen,
Die ihrer Kelche lichten Glanz enthüllt.
Doch höher noch ſoll meine Schönheit blühen,
Die Liebe haucht die zarten Wangen an,
Da muß der Unſchuld reines Weiß erglühen
Gleich Roſen, die der Frühling aufgethan.
Als Bild der Liebe ſteh' ich nun vollendet,
Und freudig weidet ſich an mir Dein Blick,
Das Höchſte hab' ich willig Dir geſpendet,
Doch unvollkommen ſcheint Dir noch Dein Glück.
Zum Bild der Treue willſt Du mich erheben,
Und ſorgſam ſtählſt Du meine inn're Kraft,
Da ſtrömt durch mich ein wunderbares Leben,
Das mich veredelt, und mich neu erſchafft.

Doch auch die Zierde muß zuletzt veralten,
Denn ewig wechſelt meines Daſeyns Sinn,
Zur neuen Hoffnung muß ich mich geſtalten,
Neig' ich mich langſam gleich zum Grabe hin;
Zur Hoffnung auf den andern Lenz, wenn lachend
Nach langem Schlaf hervor das Leben geht,
Und, von dem großen Allmachtsruf erwachend,
Das Hingeſunk'ne glänzend auferſteht.

Logogriph.

Mit einem A im Spiel der Winde bebend,
Mit einem G von fremden Gütern lebend,
Mit einem M empor zum Himmel ſtrebend,
Mit einem B um Zweig und Baum ſich webend,
Mit einem H uns ſchnelle Flügel gebend,
Mit einem F im Ungewiſſen ſchwebend,
Mit einem L dem Schwachen widerſtrebend,
Mit einem N der Arbeit überhebend.

Logogryph.

Ich kam, ein junger, feuriger Krieger,
Zu Euch aus fernem Inſelland,
Und wurde ſchon früh als Tyrann und Sieger
In allen fünf Theilen der Erde bekannt.
In allen Ländern machte ich Beute,
Mir widerſtand nicht der tapferſte Held,
Und wie ich's getrieben, ſo trieb' ich's noch heute,
Denn unüberwindlich beherrſch' ich die Welt.

Kehr' meinen Namen um, ſo tragen
Dich Deine Gedanken in eine Welt,
In welche, aus vergang'nen Tagen,
Ein ewigverklärender Schimmer fällt.
Die Herrlichſte in der Schweſtern Kranze
Erhob' ich mich damals gebiet'riſch und kühn;
Jahrhunderte nagten an meinem Glanze,
Doch die Größe, ſie ſpricht noch aus meinem Ruin.

Charade.

Hörſt Du des Ganzen friedliches Getön'? —
Das Erſte weidet ſtill im ſchatt'gen Thale;
Die Hirten, bei des Abends gold'nem Strahle,
Vereinen ſich zum Letzten leicht und ſchön.
Zum Himmel ſteigt der Jungfrau Lichtgeſtalt,
An deren Fuß das Ganze ſanft verhallt.

Charade von vier Sylben.

Das Erſte iſt ein armer Wicht,
Dem's an dem Beſten wohl gebricht.
Das Zweite bald gemein, bald rar,
Bald ohne Werth, bald unſchätzbar.
Die Letzten ſind in Feld und Wald
Oft wilder Thiere Aufenthalt.
Das Ganze trägt, ein Wunderbau,
Die Größe der Natur zur Schau.

Logogryph.

Leicht, wie des Dichters goldne Träume,
Durchziehe ich die Frühlingsluft,
Um Blumen flattr' ich, und um Bäume,
Genährt von Thau und Blüthenduft.

Nimm mir ein Zeichen, ſo beraubeſt
Du mich des Lebens holder Pracht,
Doch für den Lenz, den Du entlaubeſt,
Verleihſt Du mir des Wortes Macht.

Ich trage des Geſetzes Willen,
Der Weisheit Stimme in die Welt,
Kann des Gedankens Kraft enthüllen,
Ob mich gleich ſelbſt kein Geiſt erhellt.

Nimm noch ein Zeichen, und gegeben
Iſt Dir in mir des Lebens Zier;
Nicht Leben hab' ich, nein, *als Leben*,
Als Höchſtes ſteh' ich ſelbſt vor Dir.

Charade.

Die erſte Sylb', ein Kind des Lebens,
Und doch des Lebens Kerker nur,
Durchdringt Dein Forſcherblick vergebens,
Denn unbelauſcht wirkt die Natur.

Die letzte Sylbe, vielgeſtaltet,
Bald warm, bald kalt, bald groß, bald klein,
Wird, wenn es ſich dem Blick entfaltet,
Dem Schiffer ſtets willkommen ſeyn.

Das Ganze, einſam und verlaſſen,
Liegt ferne von der Schweſtern Reih'n,
Und kalte Rieſenarme faſſen
Es mit kryſtall'nen Gränzen ein.

Charade.

Die erſte Sylbe, — wer liebte ſie nicht
In heit'rer, belehrender Rede? —
In keinem Haushalt dies Kleinod gebricht,
Wohl ſchätzt es der Hausfrauen Jede!

Der letzten zwei Sylben verſchiedener Bau
Verzieren Paläſte und Tempel,
Auch tragen ſie Kränze des Ruhmes zur Schau,
Der Nachwelt zum ſtillen Exempel.

Das Ganze, aus alter Legende bekannt,
Als ſeltſame Metarmorphoſe,
Neugierigen oft noch zur Warnung genannt,
Wohnt in der Vergangenheit Schooße.

Dreiſylbige Charade.

Erſte Sylbe.

Wolleſt, bevor Du mich prüfſt, mein letztes Zeichen verdoppeln! —
Oft beflügelſt Du mich! — Doch, ich beflüg'le auch Dich! —
Bin dem Colibri oft an farbiger Pracht zu vergleichen;
Mir zu Ehren erſcheint mancher in ähnlichem Glanz!
Schwebend ſuch' ich den Himmel; — es ſucht ihn manch hoffendes Mägdlein
Wieder bei *mir*, denn warum hübe den bittenden Blick
Sie zur Mutter empor, wenn fröhliche Kunde mich verſagt? —
Was *mir* der Lichtraum gewährt, ei, das gewähr' ich auch ihr!

Zweite Sylbe.

Von der Gottheit geweiht, umſchließend die köſtlichſte Gabe,
Kündete würdiger Glanz meinen erhab'nen Beruf!
Gülden ſtrahlte mein Kranz, und bunt die heilige Hütte,
Die Profanen den Schatz göttlicher Weisheit verbarg.
Jetzt — erblickeſt Du mich erniedrigt zu irdiſchem Dienſte,
Arm und ſchmucklos verbirgt ſchüchtern ſich meine Geſtalt.
Sonſt hat das Gold *mir* gedient; doch jetzt, — o ſchimpflicher Wechſel,
Dien' ich dem Golde nicht nur, nein! dem geringſten Bedarf! —

Das Ganze.

Aus des Dichters Gemüth erſtehet das Ganze. — Es reichet
Vorzeit und Gegenwart ihm Bilder, Begeiſt'rung und Stoff;
In der Lauſchenden Kreis verpflanzt er die liebliche Blüthe;
Und, was er geiſtig erſchaut, tritt in des Lebens Gebiet.

Charade.

Sanfte Ruhe deckt mit breiten Schwingen
Meine Erſten, die dem Schlaf ſich weih'n,
Und des Ganzen ernſte Lieder ſingen
Still und mild die tiefen Schlumm'rer ein
Meine Letzten blüh'n um ihre Wiege,
Spielend in des Maies lauer Luft,
Keiner hört der Kinder Athemzüge,
Bis am Morgen ſie der Vater ruft

Charade.

Im Schatten dunk'ler Haine ſtand
Des Erſten hohes Bild;
Und manche ſanfte Hirtin wand
Den Opferkranz mit frommer Hand
Der Gottheit, ſanft und mild.

Die beiden letzten Sylben nennen
Dir ſolch ein frommes Hirtenkind,
Das wir durch zarte Dichtung kennen,
Wo ewig junges Leben rinnt.
Die Sehnſucht hebt die trunk'nen Blicke,
Und ſeufzet nach Arkadiens Flur;
Doch nimmer kehrt die Zeit zurücke,
Die Zeit der Unſchuld und Natur.

Seitdem das Ganze unvorſichtig
Die arme Menſchenwelt verrieth;
Sind jene ſanften Freuden flüchtig,
Unwiederbringlich abgeblüht.
Zu ſchnell nur wucherten die Gaben,
Die trüg'riſch ihre Hand verlieh;
Die goldne Zeit, ſie iſt begraben,
Und nur der Dichter träumet ſie.

Charade.

Vier Zeichen künden hohe Pracht, und gaben
Den Feſten erſt feſtliche Herrlichkeit;
Vier And're haben oft Dein Ohr erfreut
Als Tonart, majeſtätiſch und erhaben;
Doch kannſt Du ſie in Galliens weiten Auen
Auch in der Zahl der Ström' und Flüſſe ſchauen.

Das Ganze hat zum traulichen Begleiter
Das Weib mit weiſer Vorſicht ſich erwählt,
Doch keine eiferſücht'ge Grille quält
Deshalb den Mann; er lächelt froh und heiter:
Und hat, ſo hoch die Frau den Freund verehrt,
Noch nie nach ähnlichem Beſitz begehrt.

Charade.

Erſte Sylbe.

Wegweiſer bin ich, ſteh' ich einzeln da,
Der hin auf Ort und Haus und Namen deutet,
Und der, wie auch Dein Blick ihn überſah,
Doch manche Freude hin zu Dir geleitet.

Zweite Sylbe.

Was Großes noch und Herrliches geſchehen,
Ich half's vollbringen; meine Kraft iſt groß.
Ich helfe Dir von Sclavenketten los,
Und heiße Dich dem Sieg entgegen gehen.
Zum Tempel wölb' ich mir des Mannes Bruſt;
Hier thron' ich mit den unbeſiegten Waffen.
Heil, iſt er meiner innig ſich bewußt!
Frei wird er denken, reden, handeln, ſchaffen.

Das Ganze.

In Frauenbruſt ſteht ſchweigend ein Altar,
Da weil' ich gern in tiefverborg'ner Feier.
Der Schönen reich' ich ſtill die Krone dar,
Der Minderſchönen meinen Zauberſchleier.
Mein ſanfter Glanz verſchönt die gute That,
Läßt ſiegender die Tugend uns erblicken.
Selbſt Wahrheit, wenn in meinem Kleid ſie naht,
Wird ſich zur Prieſterin der Schönheit ſchmücken.

Logogryph.

Ich zünde meine Fackel an der Flamme
Des Himmels an, und trage ſie zur Erde,
Daß Hohes aus dem Staub geboren werde,
Und Ewiges dem Irdiſchen entflamme.
Durch mich biſt [illegible] des Daſeyns höchſter Wonne,
Des innern Gottes, freudig Dir bewußt,
Und, wie beſtrahlt von einer neuen Sonne,
Ziehſt Du die Welt an Deine reiche Bruſt.
Doch weh'! Welch Bild wird plötzlich Dir erſcheinen,
Reichſt Du ein I mir feindlich ſtatt dem O.
Die Fackel loſch, der holde Gott entfloh,
Und alle Engel fliehen nach und weinen.
Denn, — ihre blut'ge Geißel hocherhoben,
Faßt eine Furie an Dein wundes Herz.
Schon fühlſt Du's wild in Deinen Adern toben,
Das Mitleid ſtirbt, die Bruſt wird kalt, wie Erz.
In Qual iſt jede Wonne untergangen,
Zur Hölle wandelt ſich die heil'ge Gluth;
Und wie Du innig erſt die Welt umfangen,
Erliegſt Du nun des Haſſes blinder Wuth.

Charade.

Mit weitem Mantel angethan
Sieh'ſt Du zu der beſtimmten Stunde
Die Erſte ſtets ſich ſchweigend nah'n,
Mit mancher wunderbaren Kunde.

Die beiden Letzten zieh'n ihr ſchweigend
Als düſteres Gefolge nach,
Auf hohe Berge mit ihr ſteigend,
Wie in das einſamſte Gemach.

Die Letzten malt man oft in Kähnen,
Die Erſte ſtets in Kronenzier,
Doch düſt're, lange Schleier dehnen
Sich ſtets um Beide dort und hier.

Das Ganze will der Erſten dienen
Mit ihres Opfers ſtillem Duft.
Kennſt Du das Kind mit ſanften Mienen,
Entſchleiernd ſich der Dämmerluft?

Vierſylbige Charade.

Erſte Sylbe.

Wenn ſich nach heißer Tagesſchwüle,
Ermüdet von dem langen Pfad,
Der Pilger in des Abends Kühle
Der langerſehnten Ruhſtatt naht,
So ſucht er mich mit frohem Blicke,
Daß ich ihn ſtärke und erquicke.

Zweite Sylbe.

Als Maaßſtab unermeſſ'ner Fülle
Führt man mich oft poetiſch an,
Ob ich als unfruchtbare Hülle
Der Welt gleich wenig nützen kann;
Auch warnt man oft, mir nicht zu trauen,
Als dürfe Keiner auf mich bauen.

Dritte und vierte Sylbe.

Wir tragen ſegnend Heil und Leben,
Doch oft auch Tod in unſerm Schooß:
Auch hat es einſt ein Weib gegeben,
Die viel des Weh's aus uns ergoß.
Drum will es Manchem jetzt belieben,
Des Böſen Schuld auf uns zu ſchieben.

Das Ganze.

Ich brüſte mich mit ſchönem Looſe
Im weiten Kreis der Dichterwelt,
Weil dieſer mich der beſten Proſe,
Dem ſchönſten Lied zur Seite ſtellt,
Ja oft auch, (ohne mich zu loben),
Mich über beide wohl erhoben.

Charade.

Zwei Sylben haben den Hals gebrochen,
Von der Letzten wird ſelbſt der König geſtochen;
Das Ganze lebte, iſt nicht erblichen,
Und doch aus der Zahl der Lebend'gen geſtrichen.

Charade.

Die erſte Sylbe, vielgeſtaltet,
War unentbehrlich ſonſt beim Streit,
Doch wie ſo Manches ſchon veraltet,
Verdrängt auch dieß die neue Zeit.
Hoch war ſein Werth; mehr als das Leben
Galt es, dies Kleinod hinzugeben.

Die andern beiden Sylben nennen
Dir einen Sänger Deutſcher Flur;
Wohl wirſt Du ſeine Lieder kennen,
Voll Kraft, voll Feuer und Natur.
Doch ſoll ich Dir noch mehr verkünden:
Du kannſt ſie nur in Städten finden.

Das Ganze hat durch ſelt'ne Thaten
Sich in der Welt berühmt gemacht;
Gar Manches hat es ſchlau errathen,
Woran der Klügſte kaum gedacht.
Und dennoch wirſt Du widerſtreben,
Will man Dir dieſen Namen geben.

Charade.

Des Wortes erſtes Sylbenpaar
Iſt aus dem Licht geboren,
Der Tag iſt's, wenn er ſonnenklar
Tritt aus des Himmels Thoren.

Zwei andre Sylben rührten laut
Der Leyer goldne Saiten
Viel Hohes hat ihr Mund vertraut
In frühen Heldenzeiten.

Das Ganze diente tapf'rer Hand,
Den Sieg ſich zu verſchaffen,
Und iſt wohl überall bekannt,
Gedenkt man alter Waffen.

Lokal-Charade von fünf Sylben.

Die Erſten Beiden werden oft beneidet,
Als wohne ihnen nie der Kummer bei.
Man wähnt, da Gold und Purpur ſie umkleidet,
Sie wären von des Lebens Sorgen frei.

Doch irrt man leicht. Oft ſucht man dort vergebens
Das Glück, das uns die Dritt' und Vierte beut.
Und fehlt die Blüthe in dem Kranz des Lebens,
So hat er dauernd nie das Herz erfreut.

Dies Kleinod ruht nicht in des Reichthums Schooße,
Es wohnet nicht im glanzgeſchmückten Saal,
Verſchwiegen, wie die ſtille Waldesroſe,
Erblüht es nur im mildern Sonnenſtrahl.

Wo Lieb' und Treue ihre Hütten bauen,
Wo fromme Huld auf And'rer Freude denkt:
Da iſt das ſüße Kleinod auch zu ſchauen,
Das uns ſchon hier des Himmels Wonne ſchenkt.

Als von der letzten Sylbe ich hernieder
Aufs ſchöne Ganze ſah, und ſanft und mild
Der Abend kam auf purpurnem Gefieder,
Verklärung gießend über das Gefild:

Da fühlt' ich klar, in dieſes Thales Gründen,
Im ſchönen Kreis der Lieb' und Häuslichkeit,
Da ſey das ſelt'ne Kleinod aufzufinden!
Zur Heimath war das Ganze ihm geweiht!

Charade.

Die erſte Sylbe der Gewährung Pfand,
Wird oft und gern gegeben und gehöret.
Die zweite Sylbe ward als Gott verehret;
Das Ganze iſt ein fernes Inſelland.

Gedichte

von

Agnes Franz.

Zweite Sammlung.

Ungültig

Eſſen,
bei G. D. Bädeker.
1837.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Subſcribenten-Verzeichniß.

Rußland.

	Exemplare.
Ihre Maj. die Kaiſerin Alexandra Feodorowna	8

Preußen.

Ihre Königliche Hoheit Eliſabeth, Kronprinzeſſin von Preußen	6
Ihre Königliche Hoheit Auguſte, Prinzeſſin Wilhelm von Preußen	4
Ihre Königliche Hoheit Marie, Prinzeſſin Carl von Preußen	1
Ihre Königliche Hoheit Marianne, Prinzeſſin Albrecht von Preußen	6
Ihre Königliche Hoheit Luiſe, Prinzeſſin Friedrich von Preußen	2
Ihre Königliche Hoheit Friederike, Herzogin von Anhalt-Deſſau	1

Königreich Sachſen.

Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Marie, Herzogin zu Sachſen	4
Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Luiſe, Herzogin zu Sachſen	2
Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Amalia Auguſta, Herzogin zu Sachſen	2
Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Auguſta, Herzogin zu Sachſen	2
Ihre Königliche Hoheit Prinzeſſin Amalia, Herzogin zu Sachſen	2

Aachen.

	Exemplar
Frau Thereſe Paſtor	1
„ Thecla Wagner	1

Altenburg.

Frau Probſt Freifrau v. Frieſen.	1
Fräulein Marianne v Budberg, Hofdame J. H. der reg. Herzogin von Sachſen-Altenburg	1
Herr Kammerherr v. Lützow	1

Barmen.

Frau Julie Bredt geb. Keuchen	1
Fraulein Amalie Oſterroth-Bredt.	1
Herr Wilhelm von Eynern jun.	1
Frau Semborn.	1
Fräulein Mimi Rubel	1
Verwittwete Frau Carl Bredt	1
Frau Marie Heyn	1

Berlin.

Frau Gräfin Schwerin	1
Frau Gräfin Cacilie Dönhoff	1
Frau von Romberg.	1
Frau Majer von Linger	1
Frau Haurtmann von Linger	1
Fraulein Minna Struve.	1
Herr Juſtizrath Naud	1
„ Kaufmann Gebe	1
Frau Feska	1
„ Ahlborn	1
Fraulein M und P. Butze.	1
„ Franziska Nürnberg	1
„ Minna von Schon.	1
„ Luiſe von Schon	1
Auguſte von Both	1

	Exemplare.
Frau Major von Paſchwitz	1
Fräulein Luiſe von Goertzke	1
„ Kleemann	1
„ Arnow	1
„ v. Oſten	1
Frau Hofrath Behrent geb. Kunkel	1
„ Johanna Lipke	1
„ Pauline Funk geb. Dortie.	1
„ Hauptmann Baeyer geb Hitzig	1
Fräulein Betty v Tarnow	1
Herr Geh. Juſtizrath Scholz	1
„ Geheimerath Büſching	1
Frau v. Heidebreck	1
„ Scholtz	1
Herr Ziegler, Repet. d. Cadettencorps	1
„ Dr. Carl Buchner	1
„ Dr. Adelbert v. Chamiſſo	1
„ Hauptmann Fräzer	1
„ Criminaldirector Dr. Hitzig.	1
„ Profeſſor Dr. Kugler	1
„ Banq. Joſ. Mendelſohn	1
„ Otto, Geh. exped. Secretair	1
„ Hofrath Philippi	1
„ Geh. Staatsr. v. Stagemann	1
„ Profeſſor Wach	1
„ Geh Juſtizr. u. Hauptbank-Director Witt	1
Fraulein Raupach	1

Blytterswyck.

Frau von Hammelberg	1
Fraulein M. und L. von Haeſten	1

Brandenburg.

Frau Hauptmann von Eberty geb. Aſter	1
„ Prorektor Heſter geb. Eyr	1

	Exempla
Frau Dr. Müller	1
Fräulein Ida von Pfeilitzer	1
Frau Obrist von Goertzke	1
„ Hofrath Siebert geb. Ritter	1
Fräulein Luise Deter geb. Nickel	1
Herr Regierungsrath Nickel	1
Frau Dr. Schiebler	1
„ Justizrath Maurer	1

Breslau.

Fräulein Henriette von Uechtritz	1
Herr Graf Mettig auf Silbitz	1
Frau Stegmann geb. v. Köckritz	1
„ Werner geb. Brecht	1
Fräulein Ludwig bei Habelschwert	8
Frau von Itzemplitz in Sagewitz	1
„ Obristlieutenant von Beaufort	1
„ von Hahn geb. von Tschepe	1
„ von Salisch geb. von Hahn	1
Herr Baron von Siegroth	1
Frau Regierungsrath Mogalla	1
Fräulein von Reisewitz	1
Frau von Fehrentheil geb. von Lichnowska	1
Fräulein Charlotte Haselich	1
Frau Dr. Matthai	1
Fräulein Emilie von Menzky	2
Frau von Korkwitz auf Kummelwitz	1
„ Baronin von Stosch auf Strobschütz	1
Fräulein Johanna von Hessig	1
Frau Küster Steuer	1
„ von Welzien	1
Buchhandlung Aderholz	2
„ Jos. Max	2
„ G. W. Korn	2
Frau Gräfin Lüttichau geb. von Treskow	1

	Exemplare.
Frau Gräfin Schlaberndorff geb. Gräfin Matuſchka auf Stolz	2
Frau Conſiſtorialrath Gaß	1
Fräulein Schröder	1

Bremen.

Herr André von Karſ	4

Culm.

Frau Obriſtlieutenant von Stockmayer	2

Crefeld.

Fräulein Hauſer	1
Herr Conſiſtorialrath Präſident Heilmann	1
„ Abraham ter Meer	1
„ Wilhelm Schramm	1
„ Hermann von Beckerath	1
Frau Maria Scheibler geb Heydweiler	1
„ Henriette Helgers geb v. Beckerath	1
„ von der Leyen geb. v. d Leyen	1
„ S. M. von Lowenich geb v d. Leyen	1
„ M. Jordans geb Floch	1
„ Luiſe von der Leyen geb Gontard	1
„ Auguſte de Greiff geb de Greiff	1
„ Charlotte von Beckerath geb von Beckerath	1
„ F. de Greiff geb de Greif	1
„ Agnes Molenaar geb Tigler	1
„ Catharina de Greiff geb Bink	1
Fräulein Julie de Greiff	1

Deſſau.

Frau von Glafey geb von Beringer	1
Frau von Knebel geb Schönberg von Brenkendorf	1

Dinslaken.

	Exemplare
Frau C. Haaſe verwittwete Buggenhagen	1
Fräulein Charlotte Rumpthof	1
„ Althoff	1

Dortmund.

Fräulein Dorothea Gerſtein	1

Dresden.

Schlüſſeldame von Brochowska	2
Frau Kammerherr von Brochowska	1
Fräulein Thereſe aus dem Winkel	1
Herr Regierungsſekretar Schmidt	2
Fräulein Marie Janichen	1
„ von Saltich	2
Frau Geheimerath von Glebig	1
„ Geheime Finanzrath von Zanthier	1
„ Oberſteuerdirektor von Fiſcher	1
Fräulein Agnes von Zedtwitz	1
Frau von Herzberg geb. von Oppeln	1
„ Geisler geb von Modrach in Görlitz	2
„ von Uechtritz geb. von Haugwitz auf O. Beerburg in der Lauſitz	1
Verwittwete Frau von Gerſtorff geb. von Wiedebach auf N. Ortmannsdorff	1
Freifrau von Hiller Gantringen geb. von Mutius auf Thiemendorff	1
Frau Kaufmann Stölzer geb. Weiſſig auf Markline	1
Gutsbeſitzer Meuſel auf Kuhna	1
v. Schindelſche Familienbibliothek auf Schönbrunn	1

Duisburg.

Herr Paſtor J. P. Lange	1
Fräulein Cornelia Günther	6

	Exemplare
Herr Eduard vom Rath	2
„ Arnold Beninger	2
Frau Julie vom Rath	1
Fräulein Caroline Beninger	1
Frau Peter Carſtanjen	1
„ Malwina Carſtanjen	1
Herr Candidat Th. vom Rath	1
Fräulein von der Kuhlen	1
Frau Direktor Schulz	1
„ Paſtor Hermann	1
Herr Peter vom Rath	1

Düſſeldorf.

Frau Werth	1
„ Heimendahl	1
Fräulein Sophie Jäger	2
Frau C. von Carnap aus Elberfeld	1
Fräulein Sophie Luckemeyer	3
„ C. Luckemayer	1
Frau Regierungsrath Altgelt	1
Fräulein Emilie Schlickum	1
„ C. Schön	1
Frau Joris	1
„ Schnitzler	1
Fräulein Leier	1
Frau G. Hults	1
„ A. Hults	1
„ C. Hults	1
Herr Jeriſſen	1
Jenny, Gräfin zu Stolberg	1

Elberfeld.

Geſchwiſter Luttringhauſen	1
Herr Friede Luttringhauſen	1
Frau Simons	1

	Exemplare
Buchhandlung Wm. Haſſel	4
Herr Wm. Wettſtein jun.	1
Frau Auguſt de Weerth	1
„ Rulſing geb. Seibel	1
„ Ernſt de Weerth	1
„ Hucking Boddinghaus	1
„ Carl Feldhoff	1
Herr Lieth	1
„ Ruhrmann	1
„ Woeſte Boddinghaus	1
Fräulein Henriette Sombart	1
„ Luiſe Seibels	2
Herr Paſtor Dering	1
Fräulein Luttringhauſen	2
„ Holterhoff	1

Eupen.

Herr Dr. Kremener	1
Fräulein A. von Spankern	1

Glatz.

Herr Landrath von Koller	1
„ Kaufmann Hermann Lindheim in Ullersdorf	1

Glogau.

Herr von Siegroth	1

Halle.

Stiftsdame Fräulein von Arnim	2
„ „ von der Recke	1
„ „ von Trebra	1

Hirſchberg.

Freiin Emilie von Zedlitz geb. v. Arnim	1
Freiherr Carl von Stillfried	1
Frau D. von Bieberſtein geb. v. Hildebrandt	1
„ Gräfin Schafgotſch geb. Gräfin von Zieten auf Warmbrunn	2

Hohenfriedeberg.

	Exemplare.
Frau Landrath von Scherr und Thoß	1
„ Superintendent von Herrmann	1
„ Frau von Potſcharly	1

Karnſow.

Herr Emil von Kliʒing	1

Magdeburg.

Herr Regierungs-Rath Dr. Weinſchenk	1
„ Dr. Weinſchenk jun.	1
Fräulein Caroline von Hendorff	1
„ Luiſe Weinſchenk	1
„ Fanny Breil	1

Neuruppin.

Frau Bürgermeiſter Berends	1

Potsdam.

Herr von Jordan, Hauptmann im erſten Garde-Regiment	1

Regensburg.

Fräulein Henriette Ottenheimer	1
„ Sidonie von Seefried	1
Frau C. von Schenk	1

Rheda.

Frau Gutsbeſitzer Girke	2
Fräulein Sophie Herker	1
Frau Kammerrath Johanna Rolleſchen	1
„ Adelheid Schwenger	1
„ Paſtor Pothmann geb. Fuhrmann	1
Fräulein Eliſe Riemann	1
Frau Eliſe Schwenger	1
Herr Juſtizcommiſſar Lynker	1
Fräulein Schlickum	1

Schweidnitz.

	Exemplare.
Herr Juſtizrath Hübner	2
Frau von Normann	1
„ von Prittwitz	1
„ Major Weigand	1
„ Generalin Gräfin Wartensleben	1
„ von Studnitz	1
Herr Major von Kampf	1
Frau von Bomsdorff	1
Herr Hauptmann Buſſe	1
Frau Steuerrath Schubart	1
Herr Bürgermeiſter Berlin	1
„ Hauptmann von der Hardt	1
„ „ Andree	1
„ Poſtmeiſter Bluhm	1
Frau Generalin v. Klobowska	1
Herr Hauptmann von Olzewsky	1
Fräulein Mathilde von Lieres auf Wilkau	1
Frau von Schweinitz auf Alt-Rauden	1
„ von Luttwitz auf Taldendorf	1
Herr Landrath von Schweinitz in Lüben	1
„ Graf von Haſſlingen-Schickfuß auf Queitſch	1
Frau von Roſenberg Lipinsky auf Gutwohne	1
„ Selter	1
Fräulein Auguſte Kunowsky	1
Frau Amalie von Levinska geb. von Richthofen	1
Fräulein Bertha Schaubert in Frankenthal	1
Herr Kaufmann Scheder	1
„ Pitzner	1
„ Carl Mende	1
Fräulein Luiſe Heinrich	1
Herr Kaufmann Schletke in Berlin	1
„ Dr. Roſemann	1
Frau Prediger Zeuchen	1
Fräulein Sophie Fick im Ellguth bei Stimetſch	1
Gräfin Antonie Pfeil	3
Frau von Oheimb in Neudorf bei Stimetſch	1
Frau Baronin von Biſſing geb. Gräfin Pfeil auf Neudeck bei Glatz	1
Fräulein Clementine Hübner	1
Herr Baron von Tſchammer auf Quaritz	1

Strehlen.

	Exemplare.
Frau Lieutenant von Morawitzky	1
" von Schickfuß auf Baumgarten	1
Verwittwete Frau Rittmeiſter von Prittwitz	1
" " Syndikus Barchewitz	1
Frau von Dresky geb. Roſenſchanz auf Polniſch Tſchammerdorff	1
Fräulein Ulrike von Lemke	1
" Bertha von Pazenska	1
" Emilie von Prittwitz	1
" Amalie Kloſe	1
" Pauline von Wentzky	1
Frau Amtsrath Baune geb. von Seidlitz	1

Striegau.

Herr Apotheker Langiſch	1
Frau Juſtizrath Fähndrich	1
Herr Major von Obeimb	1
" Kaufmann Reymann	1
Frau Aſſeſſor Saul	1
" Fabrikant Bartſch	1
Herr Superintendent Thilo	1
" Kaufmann Schmidt	1
" Dr. Kleemann	1
Frau Oberamtmann Roſemann	1
" Dr. Menzel	1
Herr Gutsbeſitzer Roſemann in Tſchirnitz bei Jauer	1
" Rittergutsbeſitzer Roſemann in Mittlau bei Bunzlau	1

Thorn.

Herr Prediger Voigt	1
Fräulein Charlotte Zohn	1
" Chriſtine Becker	1

Weißenfels.

Fräulein Fanny von Tarnow	1

Weſel.

	Exemplare.
Fräulein Marie Vermeulen	2
„ C. Pfaffius	1
Herr Juſtizcommiſſar Carp	1
„ Dr. Eichelberg	1
„ A. Beckerhoff	1
Becker'ſche Buchhandlung	1
Fräulein L. Morawsky	1
Frau L. Neuhaus geb. de Haan	1
Fräulein W. Luyken	1
„ J. P. Luyken	1
„ H. Luyken	1
Frau Dr. Luyken in Anholt	1
„ Kahle in Anholt	1
Frau Luyken geb. Gantesweiler	1
Fräulein Ottonette Ueberfeld in Emmerich	1
Frau Prediger Meiſter, Adreſſe Hr. Stadt-Syndikus Haſſe in Blomberg	1
Herr Friedrich Hoddick in Langenberg	1
Frau von Hunler	1
Fräulein H. Joriſſen	1
„ A. Joriſſen	1
„ S. Joriſſen	1
Fräulein H. von Reniſſe in Revling	1
Frau von Becker in Weißenſtein	1
Frau Hauptmann Glein	1
Herr Dr. Fiedler	1
Fräulein Eliſe von Ducker	2
„ A. Fr. von Ducker in Rittinghauſen	1
Frau Ed. Müller geb. Carp	1
„ Juſtizrath Kerkheim	1
Fräulein S. Bode	1
Frau Fried. Szehl	1
„ Wittwe Joriſſen	1
Fräulein L. Weinhagen	1

Zerbſt.

Fräulein Goldner	1
Frau Dr. Sintenis geb. Hausmann	1
„ v. Gorne geb. von Beringer	1

Inhalts-Verzeichniß.

Religiöſe Gedichte.

Seite.
Hingabe. 2
Liebes-Zuverſicht. 7
Das Eine. 9
Glaubenstreue. 12
Am Morgen. 14
Abendlied. 17
In der Nacht. 19
Das Lieblingskind. 20
Das Vorrecht. 22
Gebet. 24
Treue im Kleinen. 26
Gottes Langmuth und Barmherzigkeit. 29
Für Tiefbetrübte. 31
Sehnſucht nach Freiheit. 35
Gottes Wort. 37
Ergebung. 39
Gott iſt mit mir! 41
Sanft führt der Herr. 45
Seliger Beruf. 46
Es giebt noch Schutzengel. 47
Gott. 49
Weihnachtslied. 56
Fürchtet euch nicht! 59
Mich dürſtet! 62
Oſterlied. 66
Liebes-Gruß. 69
Erwachen. 71
In die Bibel einer Freundin. 75
Einer jungen Freundin am Tage ihrer Einſegnung. . 76
Der Feſtesſchmuck. 78
Troſt des Glaubens. Epiſtel. 83

Vermiſchte Gedichte.

Gemüth. — Betrachtung.

Gemüth.

Seite.
Still und innig. 105
Liebe 107
Geheimniß. 110
Sterne und Menſchenherz. 112
Erkennen 115
Der Freundſchaftsbund. 116
Mit einem Epheu-Zweig 119
Des Mädchens Wahl. 120
Die Nachtviole. 122
Philomelens Todtenfeier. 125
Roſenperlen 127
Das ſtumme Herz 128
Der Himmelsbote. 129
Könnt' ich Dein vergeſſen? 132
Zwölf Pilgerlieder:
    1. Der Pilger und die Granatbäume. 134
    2. Wallfahrt. 136
    3. Ahnung. 138
    4. Die Begegnung. 139
    5. Zugvögel. 141
    6. Pilgergruß. 143
    7. Liebe Nähe. 146
    8. Heimweh. 147
    9. Die erſte Nachtigall. 149
    10. Wunſch 150
    11. Traum. 152
    12. Abſchied 154

Betrachtung.

Dichter-Glück. 156
Die Jahreszeiten. Sonetten-Kranz. 158
Die ſtille Kirche. 164
Würdigung. 166
Das Kleinod. 167
Am Rhein. 1827. 169
Nonnenwerth. 171
Im Dom zu Cöln 174

Seite.
An mein Vaterland. 176
An den Mond. 178
Der Kreuzberg bei Bonn. 181
Ruhe. Aus E . . . s Tagebuche. 184
Das Geleit. 186
Ahnen und Schauen. 188
Das unſichtbare Reich. 192
Troſt. 196
Wiege und Sarg. 197
Das einſame Grab. 200
Der ſterbende Sänger. 202
Pilgers Sehnſucht. 205
Das Geheimniß des Schönen. 207
Blumen-Deutung 209
Morgenglocken 212
Die Winterſaat. 214
Fortdauer. 217
Herbſttag. 218
Winterlied. 220
Binchens Vorrecht 223
Herzkinder. An S. 226
Einer trauernden Mutter. 228
Denkmal unſerer treuen unvergeßlichen Mutter. . . . 231
An meiner Mutter Grabe. 234
An meine Schweſter Claire v. M. 237
Dem Andenken eines verewigten Freundes. 241
Meiner unvergeßlichen Freundin Charlotte v. d. Hardt. 245
Den Zwillingsſchweſtern v. H. 247
Der ernſte Engel. An L. 249
Bleibende Schönheit. An J. 252
Die Poeſie des Herzens. An M. 256
Der Chriſtbaum. 260
Das Brautkleid. 278

Erzählende Gedichte.

Entſtehung der Chriſtroſe. 297
Die Stimme im Walde. 302
Der Wunder-Spiegel. Idylle. 306

Seite.
Herbſtröslein. 330
Die Gäſte. 334
Der Weinkeller. 340
Thaulüftchen. 346
Der Zufriedene. 348
Die Höhle von Benidoleig. 352

Aphorismen. 390

Religiöſe Gedichte.

Hingabe.

Du ſchufſt, o Gott, der Erde Fülle,
Der Fluren Herrlichkeit für mich!
Nur Ein's erkor Dein Vaterwille
Im weiten Schöpfungsraum für ſich.
Des Menſchen Herz, die ſtille Blume,
Die, Herr! von Deinem Odem trank,
Du wählteſt es zum Eigenthume,
Mit ſeiner Liebe, ſeinem Dank.

Und dieſes Herz, — die kleine Gabe,
Die Du, mein König, alſo liebſt,
Daß Du der Erde reiche Habe
Dem Menſchen freundlich dafür giebſt:
Dies Herz, ich könnt' es Dir verſagen?
Ich könnte ſeiner Liebe Gluth
Auf einen andern Altar tragen,
Vergeſſen Dich, mein höchſtes Gut?

Nein, jeder Pulsſchlag meines Lebens
Er mahne mich an Lieb' und Treu'!
Bis jede Regung eignen Strebens
Dem Vaterwillen dienſtbar ſey.
Ich bin nicht mein, bin auserkoren
Zu eines Gottes Eigenthum!
Zu meines Schöpfers Dienſt geboren,
Begabt zu meines Königs Ruhm.

Und dieſe Würde, die vor allen
Geſchaffnen Weſen mich erhebt,
Die, wie auch tief der Menſch gefallen,
In ihm als Himmelskeim noch lebt:
Sie ſey mein Streben, ſey mein Ringen,
Das Ziel, die Krone meines Seyn's,
Sie lehre mich zum Lichte dringen
Durch die Gebilde eitlen Schein's

Die Welt — ſo eifrig zu bethören
Den unbewachten Menſchenſinn,
Sie reiße nie zu falſchen Ehren
Das leicht verführte Herz mir hin;
Nur Deine Ehre ſey die Meine,
Dein Wille nur mir Ruhm und Pflicht!
Was ich nicht bin, nur gleißend ſcheine,
Trennt mich von Dir, mein höchſtes Licht

Die Liebe, die mit zarten Banden
An Deine Menſchenwelt mich ſchlingt,
Die ſüß erwiedert und verſtanden
Aus theuren Seelen wiederklingt:
Sie werde nimmer dem Gemüthe
Zum Abgott, der mich Dir entreißt,
Nein, was begeiſternd mich durchglühte,
Erhebe auch zu Dir den Geiſt.

Die edlen Gaben, ſtillverborgen
In meiner Seele Grund gelegt,
Das Kraftgefühl, das jeden Morgen
Erneu'rt in meinen Pulſen ſchlägt:
O laß im Dienſt der Eitelkeiten
Mich nie dies Huldgeſchenk entweih'n!
Mich nie des Geiſtes Kraft vergeuden
Und Erden-Götzen Weihrauch ſtreu'n.

In Deiner Schöpfung Heiligthume
Weiſt alles, Vater, hin zu Dir!
Dir ſingt der Vogel, blüht die Blume,
Der Menſch, Dein Kind, er lebe Dir!
Er preiſ' Dich mit jedem Streben,
Er ſinge jubelnd himmelwärts!
Er opf're Willen Dir und Leben,
Er gebe Dir ſein ganzes Herz.

Sein ganzes Herz! — O heil'ge Liebe
Hilf, daß ich ſo Dein eigen bin!
Ein ſchwankend Rohr ſind meine Triebe,
Gleich leichtbewegter Fluth mein Sinn.
O nimm mein Herz! Du kannſt es ſchützen!
Es langt nach Dir, mein Friedenshort.
Was mein Erbarmer will beſitzen,
Dem iſt er Schutzgott hier und dort!

Liebes-Zuverſicht.

Köſtlich iſt's dem Herrn vertrauen!
Selig, welchen Jeſus liebt!
Sanft geführt auf Blumenauen
Wandelt, wer ſich ihm ergiebt.
Wie ein Kind am Mutterherzen
Ruht die Lieb' in ſeinem Hort,
Und er nimmt von Gram und Schmerzen
Jeden ſcharfen Stachel fort.

Köſtlich iſt's dem Herrn vertrauen!
Selig, welchen Jeſus liebt!
Nimmer wird von Furcht und Grauen
Seiner Hoffnung Glanz getrübt.
Wo der Kleinmuth ängſtlich zaget,
Steht der Glaube, mutherfüllt;
Blickt zum Himmel, hofft und waget,
Und die Liebe iſt ſein Schild.

Köſtlich iſt's dem Herrn vertrauen!
Selig, welchen Jeſus liebt!
Feſt auf Felſen wird er bauen,
Welche keine Macht zerſtiebt;
Wer zu ſeinem Schutze flüchtet,
Ruhet in des Ew'gen Hut;
Seine Höhe bleibt gelichtet,
Tobt auch unten Kampfes Wuth.

Köſtlich iſt's dem Herrn vertrauen!
Selig, welchen Jeſus liebt.
Fröhlich kann zum Himmel ſchauen,
Wer dem Himmel ſich ergiebt.
Heimathliche Lüfte fächeln
Stärkung ihm in jedem Streit,
Und ſein Sterben wird ein Lächeln,
Sein Erwachen — Seligkeit!

Das Eine.

Eines weiß ich, dieſes Eine
Füllt Gedanken mir und Sinn.
Alles gäb' ich für die reine
Unſchätzbare Perle hin!

Glaub' und Hoffnung — ſie erheben
Selig zu des Himmels Höh'n,
Doch es wird ihr Götterleben
Einſt in Schauen untergeh'n.

Nur die Liebe, dieſe eine
Perle in der Zeiten Schoos,
Sie, das Kleinod, das ich meine,
Iſt unſterblich, wandellos.

Mag aus tauſend Wunden bluten
Hoffnungslos des Menſchen Herz,
Sie beſiegt des Leidens Gluthen,
Lieb' iſt ſtärker als der Schmerz.

Mag der Kleinmuth ängſtlich zagen,
Zweifeln an des Ew'gen Huld:
Eines kann den Zweifel ſchlagen,
Lieb' iſt größer als die Schuld.

Feſt an ihre Bruſt geklammert,
Hebt ſich das Geſunk'ne auf,
Was verzweiflungsbang gejammert,
Blickt, durch ſie erlöſt, hinauf.

Und ſie weckt aus Grabesnachten
Neuen Aufgangs Morgenroth;
Leben träuft aus ihrer Rechten,
Lieb' iſt ſtärker als der Tod.

Lieb' iſt ſtärker auch als Leben,
Als das Leben der Natur;
Göttliche Geſetze geben
Kann die Lieb' dem Leben nur.

Kann verklären ſeine Triebe,
Adeln was das Herz entflammt,
Bis das Leben wird zur Liebe,
Zu der Lieb', die Gott entſtammt.

Langmuth hebt, Erbarmen, Güte
Dann des jungen Lebens Schlag,
Und es keimt des Friedens Blüte,
Und es lacht der Wahrheit Tag.

Glaub' und Hoffnung, ihre Schwingen
Sind der Liebe zugeſellt;
Liebe kann zum Himmel dringen,
Lieb' iſt ſtärker als die Welt.

Alles Wiſſen, alles Haben
O wie eitel, arme Müh!
Was ſind alle Himmelsgaben,
Alle Himmel ohne ſie?

Ja, ſie iſt es, die ich meine,
Die mir füllet Herz und Sinn;
Herr, nimm alles für die eine
Unſchätzbare Perle hin!

Glaubenstreue.

Hinweg ihr Thränen! Ew'ge Liebe waltet,
Wie auch ihr Pfad in Dunkel ſich verhüllt!
Gott hört den Ruf, der ſeine Wolken ſpaltet,
Bleibt unſer Fleh'n auch lange unerfüllt.
Erſchien in ihm ein gottgefällig Streben,
War's Ewiges, um das die Lippe bat:
So wird Erhörung unſerm Fleh'n gegeben,
So führt er's aus, jedoch nach ſeinem Rath.

Nach ſeinem Rath! Verſtumme armes Wiſſen,
Vom Schauer heil'ger Ahnungen beſiegt.
Gott iſt das Licht! Einſt wird ſichs zeigen müſſen,
Wie weit ſein Blick den unſern überfliegt.
Wer faſſet ihn? — Der Cherub vor dem Throne
Des Unerforſchten ſteht verhüllt und ſchweigt.
Gehorſam iſt des Engels Strahlenkrone,
Die ſeine Würde, ſeine Hoheit zeigt.

Wie Abraham einſt auf Moria's Höhen
Das Liebſte ſchweigend trug zum Opferheerd:
So laß auch uns um gleiche Treue flehen,
Wenn Gottes Rath das liebſte Gut begehrt.
Moria ſteht noch, ſeine Gluthen ſteigen,
Der Opferheerd — es iſt das ſtille Herz;
Soll ſich des Himmels Engel zu uns neigen,
Führt uns der Himmel erſt durch Abram's Schmerz.

O Glaubenstreue! Zieh' in unſ're Seele,
Durchdringet, Schmerzen, läuternd unſ're Bruſt;
Bis unſerm Weh ſich heil'ger Muth vermähle,
Dem Erdenleid des Sieges Himmelsluſt.
Steigt Opferflammen! Was in Euch verlodert,
Verſchwindet nur für dieſe Spanne Zeit!
Ein ganzes Herz iſt's, was der Himmel fodert,
Ein ganzer Himmel, den die Liebe beut.

Am Morgen.

O du, der mit der Morgenröthe
Ein neues Leben mir erſchließt,
Sey, Herr, mit innigem Gebete
In Deines Tages Pracht gegrüßt!

Die ſanfte Nacht mit ihren Träumen,
Wie hat ſie labend mich erquickt,
Wie hat Dein Licht aus Sternenräumen
Der Erde Leiden mir entrückt!

Du warſt mit mir im ſtillen Schlummer,
Du biſt mit mir im Morgenſchein!
Dies wiege auch des Tages Kummer
Mit leiſem Himmelstroſte ein.

Still wie ich ſonſt am Mutterherzen,
Wenn mich ein Weh getroffen, lag,
Bis ſanft ihr Mund des Kindes Schmerzen
Mit ſüßem Liebeswort beſprach:

So will ich ruh'n, und kindlich ſchauen,
Mein Gott, zu Deinem Himmelszelt,
Bis auf des dunklen Pfades Grauen
Ein Lichtblick Deiner Liebe fällt.

Was hilft mein Klagen mir, mein Sehnen?
Dein Wille ſey gebenedeit!
Du kennſt die Quelle unſ'rer Thränen,
Die Quelle unſ'rer Seligkeit.

Was ſelig mir — Du wirſt es geben!
Klar liegt mein Heil vor Deinem Blick,
Und mehr gilt dieſes als ein Leben,
Geſchmückt mit jedem Erdenglück.

Mußt Du den Kreuzesweg mich leiten,
Thu', Herr, mit mir, wie's Dir gefällt!
Nur laß mit Dir mich kämpfen, ſtreiten,
Bleib' meiner Schwachheit zugeſellt!

Du kannſt aus Felſen Quellen ſchlagen,
Theilſt Himmelsbrod in Wüſtenei'n,
Kannſt ſanft hin über Dornen tragen,
Der Nacht entlocken Himmelsſchein.

Stark iſt Dein Arm, und ſtark Dein Lieben,
Und ſelig iſt, wer auf Dich baut,
Nie biſt Du, Herr, zurückgeblieben,
Wo Kindes Glaube Dir vertraut.

Du läßt des Meeres Welle toben,
Läßt treten uns auf wilde Fluth,
Um unſ're Treue zu erproben,
Zu prüfen unſern Glaubensmuth.

O daß ich dräng' zu Dir hinüber,
Geläutert von des Kleinmuths Schuld!
O daß ich dräng' zu Dir hinüber,
Zum ſichern Felſen Deiner Huld!

Laß, Herr! mich beten und vertrauen!
Zieh' meine Seele himmelwärts!
Du liebſt ein gläubig Aufwärtsſchauen,
Und kühnen Aufſchwung an Dein Herz.

Abendlied.

Kommt, die Ihr matt und müde!
Es winkt zur Ruh und Friede
Des milden Vaters Hand.
Die Arbeit iſt geſchehen,
Es tönet von den Höhen
Der Abendglocke Ruf durch's Land.

Wach auf mein Herz, und blicke
Noch einmal ſtill zurücke,
Eh' Dich der Schlaf umſchließt!
Kann Dir Dein inn'res Leben
Das frohe Zeugniß geben,
Daß Du getreu geweſen biſt?

Sieh', jede Lebensſtunde
Sie ruft mit ernſtem Munde:
Ich bin ein theures Gut!
Vergiß nicht, leichten Sinnes,
Des ewigen Gewinnes,
Der in der Zeiten Schooße ruht!

Wollſt nicht in eitlen Freuden
Des Lebens Kraft vergeuden!
Gott merkt auf all Dein Thun!
Nur wer in Sinn und Walten
Sich feſt zu ihm gehalten,
Kann ſanft in Schlafes Armen ruh'n.

Die Engel Gottes ſchauen
Von ihren Himmelsauen
In jedes ſtille Haus.
Sie breiten um die Lieben,
Die Gott getreu geblieben,
Die ſchutzgeweihten Schwingen aus.

O woll'ſt in Deiner Milde
Auch mir zu Schutz und Schilde,
Herr, Deine Macht verleih'n.
Bin ich auch arm erfunden,
Du haſt Dich ja verbunden
Den allerſchwächſten Kindern Dein!

So ſchließ' ich denn in Frieden
Die Augen zu, die müden; —
Dein bin ich für und für!
Gieb' daß die Wundergabe
Des ſanften Schlafs mich labe,
Und ſey auch morgen, Herr, mit mir!

In der Nacht.

Wenn ich erwach' aus leiſem Traume,
Und oben von dem Himmelsraume
Die ew'gen Sterne niederſchau'n,
So denk' ich: Du biſt wach geblieben!
Und innig mahnt mich's Dich zu lieben
Und Dir mein Inn'res zu vertrau'n.

Liegt dann die Welt von Schlaf umfangen,
So denk' ich freudig ohne Bangen:
Getroſt, ich bin ja nie allein!
Gott iſt mit mir zur nächt'gen Stunde,
Er ſenkt in meines Herzens Grunde
Manch ſüßes Himmelswort mir ein.

Das Lieblings-Kind.

Wen nennt Gott ſein geliebtes Kind?
Den, der den Kindern gleichgeſinnt,
Voll Demuth, Einfalt, ſonder Liſt,
Ganz Liebe, ganz Gehorſam iſt.
Der, wie ein Kindlein, ſonder Harm
Sich wirft in ſeines Vaters Arm,
Sich leiten läßt von ſeiner Hand,
Das Auge treu auf ihn gewandt.

Der jede Freude kindlich ehrt,
Die ihn des Vaters Huld beſchert,
Mit ihr die flücht'ge Stunde ſchmückt,
Sie auch ans Herz recht liebend drückt;
Doch nie das Herz an ſie verliert,
Weil dies ſo bittern Schmerz gebiert.

Der, wenn der Vater wiedernimmt,
Was ſeine Liebe ihm beſtimmt,
Nicht irre wird an ſeiner Treu',
Wie dunkel auch die Prüfung ſey.
Der feſt auf ſeine Liebe baut,
Wenn ſie ſein Aug' auch nicht erſchaut,
Und ohne Murren fromm und gut
Das Opfer bringt mit ſtarkem Muth.

Der, als ein ächtes Gotteskind,
Auch allen Brüdern mild geſinnt —
Und wenn er treu den Herren liebt,
Auch Kein's der Seinen gern betrübt —
Den Schwachen liebreich beut die Hand
Zur Pilgerfahrt ins Heimathland,
Der fremdes Glück wie eignes pflegt,
Und ſelbſt für Feinde Liebe hegt.

Dies iſt das gottgeliebte Kind,
Das nach des Vaters Wunſch geſinnt,
Das Kind, das ſeinen Himmel ſchon
Im Herzen trägt als ſchönen Lohn
In Glaube, Liebe, Fried' und Ruh. —
— Hilf, lieber Vater, hilf dazu!

Das Vorrecht.

Schnelle Schwingen hat Natur
Dem gewalt'gen Aar gegeben,
Mit des Pfeiles raſchem Schwung
Darf er ſich zum Licht erheben;
Schwindelnd folgt das Auge nur
Ihm auf ferner Sonnenſpur.

Doch noch ſchneller als der Aar
Sind des Lichtes goldne Schwingen,
Das als Bote Gott beſtellt,
Seinen Segen uns zu bringen;
Eilend durch den Himmelsraum
Folgt ihm der Gedanke kaum.

Und doch weiß ich Eines noch
Mächt'ger als des Aares Schnelle,
Raſcher als der junge Tag,
Schneller als des Lichtes Welle,
Eines, deſſen Wunderbahn
Selbſt die Wolken ſpalten kann.

Das Gebet iſt's, 's iſt der Laut
In des Jammers banger Stunde
Glaubensvoll zu Gott geſandt
Aus des Herzens tiefſtem Grunde;
Das Gebet, das grambeengt
Sich zum Vaterherzen drängt.

Selige Verkündigung!
In dem weiten, großen Leben
Wollte ſeiner Kinder Schmerz
Gott den ſchnellſten Fittig geben.
Eh' die Lipp' es ihm vertraut,
Wird ihm unſer Seufzer laut.

Darum Herz, empor, empor!
Laß die Sorgen, die dich drücken!
Er, der Dein Gebet berief,
Hat auch Macht, Dich zu erquicken.
Hoff' auf ihn mit Freudigkeit!
Liebe liebt durch alle Zeit!

Gebet.

Pſalm 119, V. 10 und 27.

Ich ſuche Dich von ganzem Herzen!
O zeige Deine Wege mir!
Dem Kinde gleich, das mit Verlangen
Die Mutter ſtrebet zu umfangen,
So ſehnet ſich mein Herz nach Dir.

O laß mich Deinen Ruf verſtehen,
Mach' mir das Auge hell und klar!
Laß keinen Wink mich überſehen,
Der mir zu Deiner Wahrheit Höhen
Als Licht von Dir gegeben war.

Und hab' ich Dich, o Herr! gefunden,
Und kehrſt Du liebend bei mir ein,
Dann laß lautjubelnd mich den Meinen
Als Bote Deiner Huld erſcheinen,
Mit Deinem Segen ſie erfreu'n!

Und von der Liebe ew'gen Wundern
Laß mich erzählen jeden Tag!
Des Staubes Sohn, das Kind der Erden,
Laß Herold Deiner Allmacht werden,
Bezeugen was Dein Arm vermag!

O, daß mein Leben würdig wäre,
Ein Loblied Deiner Macht zu ſeyn!
Nimm hin mein Herz! Dein göttlich Walten
Kann auch den kleinſten Keim entfalten,
Und meinem Glauben Sieg verleih'n!

Treue im Kleinen.

Pſalm 115, V. 13.

Da wir nimmer gleiche Gaben
Von dem Herrn empfangen haben,
Da der Eine hocherkühret,
Jener minder ward gezieret:
Darum quälet mit Vergleichen,
Neiden, Fragen euch nicht länger!
Schließt die Kreiſe eng und enger,
Hülfreich Euch die Hand zu reichen!

Blicket um Euch frei und helle,
Wägt die Kräfte, ſucht die Stelle,
Wo ſich für des Ganzen Segen
Jene froh und frei bewegen.
Nehmt es immer ernſt und wichtig!
Drängt euch nicht zu fremden Dingen!
Wer nicht Großes kann vollbringen,
Sey im Kleinen brav und tüchtig!

Wie kein Antlitz gleich geſtaltet
Mit dem andern, — alſo waltet
Die Verſchiedenheit auch innen
An Erkenntniß, Trieb und Sinnen.
Darum fordert nicht von Allen
Gleiche That und gleiches Streben!
Mannichfaltig für das Leben
Iſt der Menſchen Loos gefallen.

Forſchet nach des Meiſters Willen,
Strebt ihn liebend zu erfüllen!
Bildet, was er euch geliehen,
Mit dem eifrigſten Bemühen!
Was wir ſchaffen und beſtellen,
Minder wichtig iſt die Frage
Einſtens bei des Richters Wage;
Wie's gethan, wird alles gelten.

Darum, bin ich auch geringe,
Denk' ich: auch die kleinſten Ringe
Dürfen nicht der Kette fehlen,
Soll man auf die Dauer zählen.
Will d'rum nicht nach Großem ſtreben,
Groß zu werden auch im Kleinen
Will ich alle Kraft vereinen,
Gottes Winken treu ergeben.

Ungerührt bei Lob und Tadel
Sey mir Treue höchſter Adel,
Luſt und Lieb' an meinem Looſe
Meines Lebens ſchönſte Roſe.
So auch auf der kleinſten Stufe
Bleib' ich meinem Herrn verbunden,
Bis er würdig mich befunden
Einſt zu höherem Berufe.

Gottes Langmuth und Barmherzigkeit.

Pſalm 36, V. 8.

Groß ſind Deiner Weisheit Werke,
Mächtig Deines Armes Starke, —
Welten ſchafft ſie, ſtürzt ſie ein;
Doch ſo groß des All's Getriebe:
Größer noch muß Deine Liebe,
Größer Dein Erbarmen ſeyn.

Da Du ſelbſt die höchſte Klarheit,
Kann nur Heiligkeit und Wahrheit
Furchtlos Dir, Gewalt'ger, nah'n.
Dennoch, ſelbſt auf irrem Pfade,
Hoffen wir auf Deine Gnade,
Die den Sünder retten kann.

Wollteſt Du mit uns — Du Reiner,
Zu Gericht geh'n, — auch nicht Einer
Stände heilig, Herr, vor Dir!
Doch Du trägſt und duldeſt Alle,
Hebſt uns auf nach ſchwerem Falle,
Und erquickſt uns für und für.

Wie auch Schuld und Unrecht klagen,
Deine Langmuth will uns tragen,
Gönnt der Schwachheit neue Friſt.
Bis von Deiner Liebesflamme
Angehaucht, aus krankem Stamme
Eine neue Blüte ſprießt.

Unermeßlich große Liebe!
Wenn kein Stern am Himmel bliebe,
Deine Gluten löſchen nicht!
Eine heil'ge Flammenſäule,
Leuchten ſie zum ew'gen Heile,
Bis Du kommſt zum Weltgericht.

Für Tiefbetrübte.

Muth, Muth, o Herz! Steig aus der Schwermuth
Gründen
Mit neuer Zuverſicht empor!
Noch lebt Dein Gott! Er wird den Ausweg finden,
Obgleich Dein Pfad in Dunkel ſich verlor.

Er ſah der Reue heiße Thränenbäche,
Die ſein verirrtes Kind vergoß;
Nicht will er, daß Dein Herz in Kummer breche,
Das ſeiner Gnade Fülle einſt genoß.

Sankſt Du auch tief: Er iſt's, der Dich erheben,
Der Dich erlöſen kann von Deiner Schuld.
Er will nicht Deinen Tod, er will Dein Leben,
Zum Zeugen ſeiner Langmuth und Geduld.

O, wüßteſt Du, wie ſeine Vaterſeele
Nach ſeines Kindes Rückkehr glüht:
Du dräng'ſt empor aus Deines Grames Höhle,
Dem Adler gleich, der durch die Wolken flieht.

Und fühlteſt Muth aufs Neu' den Kampf zu wagen
Mit Höll' und Welt und ſündiger Natur;
Und fändeſt Kraft den alten Feind zu ſchlagen,
Und heimzukehren auf des Lichtes Spur.

Und ſeine Schaaren ſtänden Dir zur Seite,
Und freuten ſich ob Deiner Wiederkehr,
Und führten Dich zum Sieg nach kurzem Streite,
Und göſſen Friede Gottes um Dich her.

O ſel'ger Troſt! Der Himmel ſteht im Bunde
Mit jeder Sehnſucht, welche aufwärts ſchaut.
O, Rettungswort voll hoher Himmelskunde:
Gott iſt mit dem, der ſeiner Kraft vertraut

Des Herren Engel blicken liebend nieder
Zu dem, der nie der Tugend Bahn verläßt,
Doch kehrt ein irrend Kind zum Vater wieder,
Dann feiern ſie ihr ſchönſtes Freudenfeſt.

Sehnſucht nach Freiheit.

Unſtäte Kraft, die meinen Buſen hebet,
Biſt Du der Hauch, der Gottes Mund entſchwebet,
Als er den Menſchen ſchuf, und göttlich Leben
Dem Thon gegeben?

Ich fühle mich von heil'ger Gluth durchdrungen,
Zum Himmel hat Begeiſt'rung mich geſchwungen,
Vom Borne überird'ſchen Lebens nippen
Die ſel'gen Lippen.

Gleich ſtarken Flügeln regt ſich mächt'ger Wille,
Froh mißt mein Geiſt der Kräfte Jugendfülle,
Regt ſich und ſchafft mit gottentſtammtem Triebe
In Freud' und Liebe.

Da ſtört ein Hauch der Nerven zart Gewebe,
Und wie ich noch den ſichern Blick erhebe,
Sinkt ſchon der Ohnmacht bleiernes Gefieder
Auf meine Glieder.

Der edle Geiſt, der Seele zarte Schwingen,
Sie wollen kämpfend ſich dem Druck entringen,
Die Kraft des Himmels ſtrebet, daß die Erde
Nicht Sieg'rin werde.

Doch allzueng' iſt beider Seyn verſchlungen;
— Gleich ſchlaffen Saiten, deren Ton verklungen —
Verwehrt der matte Puls des Geiſtes Leben
Sich zu erheben.

Geſtört iſt das harmoniſche Getriebe,
Vergebens ringt mein Wille, meine Liebe,
Das zu beenden, was in Hoffnungswonnen
Sie froh begonnen.

Hin ſinkt der Muth, das Antlitz, das die Strahlen
Des Himmels trank, erbleicht in düſtern Qualen,
Matt fleht das Aug', daß ihm Errettung werde
Vom Druck der Erde.

O Herr und Schöpfer! darf der Pulſe Leben
Dem Geiſt, dem Ewigen Geſetze geben?
Darf er, den Du beſtimmt zu heil'gen Siegen,
Dem Staub erliegen?

Dies Aug' voll Sehnſucht, fähig Dich zu finden —
Warum muß es, Dich ſuchend, oft erblinden,
Warum muß ſtrauchelnd ſich der Sinn verwirren
Und abwärts irren? —

Gott der Erbarmung, Vater meiner Tage,
Vergieb des Herzens Seufzer, ſeine Klage!
Wer kann, verwöhnt von himmliſchen Genüſſen,
Den Himmel miſſen?

Ich möchte ganz und ewig ſeyn Dein eigen,
Vor keiner ſchnöden Erdenmacht mich beugen,
Hoch möcht' ich ſtehen über Sünd' und Schmerzen
Mit ſtarkem Herzen.

Möcht' immerdar Dir Jubellieder ſingen,
Mit jeder Kraft mich näher zu Dir ſchwingen,
Möcht' Deine ſel'ge Nähe ſtets empfinden,
Dich laut verkünden!

O höre mich, der Du von Lieb' durchdrungen,
Die finſtre Macht des Todes einſt bezwungen!
Laß' nicht den Geiſt, den Du zum Licht geboren,
In Nacht verloren!

Noch fühl' ich Deines Odems heil'ges Wehen
Durch meines Lebens dunkle Tiefen gehen,
Ein Wort von Dir, ſo bin ich, Herr! geneſen
Zum freien Weſen!

Gottes Wort.

Weißt Du, wo die Quelle rinnet,
Die das Leben neu verjüngt?
Die in todesmüde Seelen
Selige Geneſung bringt?
Die das Auge badet helle,
Balſamgleich die Wunden pflegt,
Und auf ſonnenklarer Welle
Eines Himmels Abglanz trägt?

Willſt den Lebensbaum Du finden,
Wo bei ſchwüler Mittaggluth
Stillerquickt von heil'gem Wehen,
Der erſchöpfte Wand'rer ruht? —
Seine ew'gen Zweige ſchwellen
Weit hinaus in alle Welt,
Sturm und Wetter kann nicht fällen,
Wer dem Starken ſich geſellt.

Kannſt Du mir die Brücke zeigen,
Die das Hier und Dort vereint?
Die das ſel'ge Land berühret,
Welches unſ're Sehnſucht meint?
Ueber dunkle Todeswogen
Wölbte ſie des Meiſters Hand,
Liebe iſt vorangezogen,
Leitend uns zum Heimathland.

Wand'rer auf dem dunklen Pfade,
Hemme Deinen irren Lauf!
Suche nicht in öden Gründen
Labung Dir und Schatten auf!
Willſt Du durch die Wüſte ſchreiten?
Schöpfe erſt aus reiner Fluth!
Willſt Du mit den Stürmen ſtreiten?
Forſche, wo man ſicher ruht!

Willſt das Jenſeits Du erlangen?
Forſche wer den Weg Dir brach!
Willſt Du ſtillen Heimweh-Bangen?
Folg' dem Ruf der Liebe nach!
Quell und Labung, Schutz und Stille,
Leitſtern, Weg und Friedensport,
Alles Segensgaben Fülle:
Nimm ſie hin in Gottes Wort!

Ergebung.

Ich wandle wie mein Vater will;
Er ſoll den Weg mir zeigen,
Ihr eitlen Wünſche ſoll't euch ſtill
Vor ſeinem Willen beugen.
Sein Rath regiere meinen Sinn!
Dem Herrn, durch den ich leb' und bin,
Dem geb' ich mich zu eigen!

Ich leide wie mein Vater will!
Er wandelt Schmerz in Segen.
Trag ich ſein Kreuz nur fromm und ſtill,
Kommt mir ſein Troſt entgegen.
Bald ſind die Thränen ausgeweint,
Dann aber kommt mein Himmelsfreund,
Mir Freude zuzuwägen.

Ich harre wie mein Vater will,
Ganz kindlich und beſcheiden,
Einſt wird in ſeines Lichtes Füll'
Der trübe Pfad ſich kleiden.
Ich werde ſeine Führung ſeh'n,
Den wunderbaren Weg verſteh'n,
Voll Staunen und voll Freuden.

Drum wie Gott will! Mein Heil und Glück
Ich kann's nicht ſelber bauen.
Kurz und beſchränkt iſt Menſchenblick,
Auf Gott will ich vertrauen!
Er wäge mir mein Loos, mein Theil,
Er führe mich zum wahren Heil,
Und einſt zum ſel'gen Schauen.

Gott iſt mit mir!

Gott iſt mit mir!
Weg Furcht und Grau'n, weg Kleinmuth, Angſt und Schrecken!
Sein ſtarker Schild wird meine Schwachheit decken,
Und brach' des Abgrunds Rotte auf mich ein:
Er hat's geſagt, ſein Arm will mit mit ſeyn!

Gott iſt mit mir!
O unerſchöpflich Wort an Troſt und Frieden!
Begeiſternd ſtärkeſt Du den Lebens=Müden
Mit neuer Freude, neuer Hoffnung Licht,
Er nimmt ſein Kreuz — und trägt's, und zaget nicht.

Gott iſt mit mir!
Ja, ich empfinde ſeinen Liebesſegen,
Mit heil'gen Thränen ſchau' ich ihm entgegen!
Je finſt'rer uns die bange Nacht umhüllt,
Je näher iſt ſein tröſtend Friedensbild! —

Gott iſt mit mir!
Ha, wie ſein Fuß durch Sturm und Wetter eilet,
Sein Siegerblick die finſtern Wolken theilet,
Und die Gewalt des düſt'ren Traums zerbricht!
Willkommen mir, Du, meiner Hoffnung Licht!

O Herr der Welt!
Wohl wird die Mutter eh' des Kind's vergeſſen,
Als Du, Du ew'ger Held der Treue! deſſen
Vergeſſen kannſt, der Deine Retterhand
Nur einmal feſt und glaubensvoll umſpannt!

O laß' mich nicht!
Laß', Herr, mich nicht! Und wär' ich auch vor Allen
Gering und klein, die an Dein Herz gefallen:
Das Kleinſte auch iſt werth und theuer Dir!
Laß mir den ſüßen Troſt: Du biſt mit mir!

Sanft führt der Herr!

Sanft führt der Herr! Mit freudigem Gemüthe
Ruft es empor zu ſeines Himmels Höh'n:
Ein ew'ger Born iſt ſeine Huld und Güte,
Und ſeine Leuchte wird nicht untergeh'n!
Ihr Pilger all' im weiten Weltgebiete,
Laßt ſeinen Ruhm lautjubelnd uns erhöh'n!
Wie dunkel auch der Wallfahrt Tage waren:
Sanft führt der Herr durch Mühen und Gefahren!

Sanft führt der Herr! — Wie zarten Blumenranken
Des Gärtners Hand die ſich're Stütze beut,
So gibt er in der Kindheit irrem Schwanken
Uns Mutterlieb' als Engel zum Geleit.
Wie ungewiß auch unſ're Schritte wanken:
Sie ſchirmet uns mit treuer Zärtlichkeit,
Und weckt in uns das ſelige Vertrauen:
Feſt auf der Liebe frommen Schutz zu bauen.

Sanft führt des Herr! — durch ſüße Blumenfluren
Geleitet er der Jugend frohe Schaar;
Geheim enthüllt er ſeiner Liebe Spuren
Und ſtellt ſich ihr in tauſend Wundern dar.
Da wird der Einklang ewiger Naturen
Dem ſtillen Menſchenherzen offenbar;
Tief fühlt es ſich vom ſüßen Troſt durchdrungen,
Ein Vaterarm hält treu das All umſchlungen.

Sanft führt der Herr! des Glaubens Frucht zu reifen,
Läßt er des Schickſals Stürmen ihren Lauf.
Sie nah'n, manch' zarte Blüte abzuſtreifen,
Und jagen dräuende Gewölke auf.
Der Pilger zagt, und ſeine Blicke ſchweifen
Mit ſtummer Bitte gläubig himmelauf.
Und ſieh, es treten Engel ihm zur Seite,
Vom Herrn geſandt zum tröſtenden Geleite.

Sanft führt der Herr! den wunden Fuß zu kühlen
Lockt Blumen er aus ödem Dornenpfad,
Und heit're Lüfte folgen auf den ſchwülen
Gewittertag, der prüfend ſich genaht.
Wenn noch am Horizont die Blitze ſpielen,
Keimt in der Tiefe ſchon des Segens Saat.
Und über ihr erblüht der Friedensbogen,
Der alle Thränen liebend eingeſogen.

Ja, ſingt es laut, Ihr, die in bangen Tagen
Des Herren Hand mit Vaterhuld geführt:
Er half die Nacht, er half den Kummer tragen,
Und hat mit Sieg des Kämpfers Stirn geziert.
Wer ſollte bei der neuen Wallfahrt zagen,
Wie auch der Blick in Dämm'rung ſich verliert! —
Das Dunkel weicht, hell ſtrahlt des Himmels Bläue,
Sanft iſt der Herr und ewig ſeine Treue!

Seliger Beruf.

Nicht von der Welt, vom Himmel wird's gegeben,
Mit ſanfter Hand hinauf zu ihm zu leiten;
Die Kraft des Herrn ſtrömt aus auf die Geweihten,
Daß mächtig ſie die Schwächeren erheben.

Es ſchaut die Sehnſucht erſt mit leiſem Beben
Zum Licht empor; doch ſtarke Fitt'ge breiten
Sich um ſie aus, und durch des Himmels Weiten
Heißt ſie der Glaube ſiegend aufwärts ſchweben.

Drum Segen dem, den ſich der Herr erwählet,
In fremder Bruſt die Stätt' ihm zu bereiten,
Und ſeiner Gnade Wunder zu verkünden.

Einſt werden die, die er mit Gott vermählet,
Mit Dankes-Palmen ihm entgegenſchreiten,
Und ſeine Stirn mit lichtem Kranz umwinden

Es giebt noch Schutzengel.

An C. C.

„Verzage nicht, verdunkeln düſtre Schatten
Auch Deinen Pfad! Biſt Du auf Gottes Bahn,
So wolle Du im Kampfe nicht ermatten!
Es ſchließt der Nacht ſich einſt der Morgen an!
Vertrau' dem Herrn! Bald tagt des Aufgangs Licht!
Ermüde nicht!“

„Ermüde nicht! Will Deine Ohnmacht zagen,
So ſchau' empor, des Herren Engel wacht!
Von ihm beſchützt, von ſeinem Arm getragen,
Wird leicht und ſanft der ſchwere Gang vollbracht.
O höre, wie er freundlich zu Dir ſpricht:
Durch Nacht zum Licht!“

„Durch Nacht zum Licht! Schau' wie die Wolken brechen,
Schau', wie des Oſtens goldner Vorhang ſteigt,
Wie ſich, durchſtrömt von friſchen Lebensbächen,
Ein Lenzgefild zu Deinen Füßen zeigt.
Der Herr iſt nah, er weiß was Dir gebricht!
O zweifle nicht!“

— O Du mein Hort, der an Tobias Seite
Den Engel einſt geſtellt zu Schutz und Wacht,
Ich weiß, Du haſt ſein heiliges Geleite
Noch heut' den Deinen freundlich zugedacht.
Ein Herz von Deiner Liebe Kraft erfüllt,
Das iſt ſein Bild!

Das iſt ſein Bild, ſein Ebenbild, erkoren
Zu Deinem Dienſt, zu Deines Namens Ruhm!
Der Engel Schutz, er ging uns nicht verloren,
Er waltet fort in Deinem Heiligthum!
Was Wunder ſcheint, das deutet, dankdurchglüht,
Ein ſtill Gemüth!

Gott.

Auf den Bergen, in den Gründen, in der Wildniß Labyrinth
Such' ich, Ew'ger, Deine Spuren, wie den Vater ſucht das Kind.
Deine Ströme hör' ich rauſchen, ſteh' an Deiner Quellen Rand,
Unerſchöpflich quillt ihr Segen, Abbild Deiner Schöpferhand.
Stürme brauſen, Eichen fallen ihrer unſichtbaren Macht:
Allgewaltiger! So hüllet ſich Dein Arm in heil'ge Nacht.
Deine Donner hör' ich rollen, warnend erſt — dann zornerfüllt,
Seh' den Todespfeil des Himmels tief in Nächte eingehüllt,
Ahne den verborg'nen Rächer, deſſen Blick die Nacht durchſpäht,
Und es faßt mich banges Zagen vor des Richters Majeſtät.
Zitternd, wie die ſcheue Taube zu den Felſenſpalten flieht,
Wenn des königlichen Adlers Zornblick durch die Wolken glüht:
Alſo überkömmt die Seele, Mächt'ger, Deine Gegenwart,
Da nicht That nur, auch Gedanke Deinem Blick ſich offenbart.
Furcht ergreift mich, es belaſtet das Gefühl der Schuld mich ſchwer,
Und es wogt in mir der Reue und der Angſt empörtes Meer;

Doch die Wolke zieht vorüber, es verglüht der rothe Strahl,
Mitleidsvoll blickt Deine Gnade auf des Herzens bange Qual.
— Da ergießet, gleich der Erde, die Dir Blumen neu erzeugt,
Sich die Seel' in Lieb' und Wehmuth, von der Rührung Schmerz gebeugt;
Wie am Halm die Tropfen zittern, hängt am Aug' der Thränen Thau,
Sehnend ſchweift der Blick hinüber zu des Himmels mildem Blau,
Dürſtend, wie das Reh durch Dornen ſich den Pfad zur Quelle bricht,
Ringt die Liebe Dich zu finden, ſucht Dein Vater-Angeſicht.

— Ahnungsſchauer ziehen dunkel durch der Schöpfung Tempel hin,
Himmelsblicke überraſchend oft aus dichtem Nebel glüh'n,
Hingeſtreut auf Blum' und Blätter ſchwebt des Räthſels dunkle Spur,
Doch der Gottheit Bild verhüllet ſtreng den Schleier der Natur.

An des Morgens goldnem Thore ſteh' ich harrend im Gebet,
Auf die Purpurpforte ſchauend, wo das junge Licht erſteht.
Wo der Sonne hehre Roſen ſich erſchließen hell und rein,
Da im Meer der ew'gen Klarheit muß der Thron der Gottheit ſeyn.
Geiſt der Welten, Unerſchaffner! giebſt Du nie dem Blick Dich kund?

Spricht zu Deinen Creaturen, Schöpfer, nie Dein Vatermund?
Reichſt Du nimmer aus den Wolken, aus dem Himmel Deine Hand?
Giebſt Du Zeichen nur und Bilder dem, der ſehnſuchtsvoll entbrannt?
— Haſt der Sonne ja gezeichnet ſtrahlenhelle ihre Bahn!
Warum klimmt der Menſch ſo zagend, ſtrauchelnd, Herr, zu Dir hinan?
Sieh' ich möchte Dich erkennen, Liebe drängt mich zu Dir hin,
Möcht' in Deine Tiefe ſchauen, folgen Dir mit Kindesſinn!
Läſe gern in Deinem Herzen, wäre gern mit Dir vertraut,
Wie das Kind im Vaterblicke ſeines Vaters Willen ſchaut.
— Doch in undurchdringlich Dunkel hüllſt Du Deine Größe ein,
Kaum erfaſſ' ich Deines Weſens wunderbaren Wiederſchein!

Zu dem Abendroth gewendet fall' ich auf mein Angeſicht:
Wird Dein Himmelslicht ſich zeigen, da ſich neigt der Erde Licht?
Liebſt die Ruhe Du und Stille, wohnſt Du in der hehren Nacht?
Willſt Du, Heil'ger, Dich entſchleiern in der Sterne Wunderpracht?

Schatten deckt die weite Erde, Schweigen waltet rings und Ruh',
Alle Blumenkelche fallen, alle Augenlieder zu.

Nur das Auge meiner Sehnſucht ſtarrt zum Himmel noch hinan,
Schlaf und Traum es nicht beſiegen, keine Ruh' es ſchließen kann.
Durch der Welten ew'ge Reihe, durch die Himmel irrt ſein Blick,
Fällt vom Lichtmeer in das Dunkel ſeines öden Seyns zurück.

Süßer Friede, holde Liebe, deren Bild das Weltall trägt,
Sag', wo find' ich Deine Freiſtatt, wo des Herzens Sturm ſich legt?
Keinen Aufſchluß, wie ich frage! Selbſt ein dunkles Räthſel mir,
Find' ich keine Heimath oben, find' ich keine Heimath hier!
Paradiesesblüten laben mich mit ſüßer Himmelsluft,
Doch entblättert ſinkt die Blume, zieh' ich ſie an meine Bruſt.
Seligkeit! — Ach nur im Traume naht Dein holdes Angeſicht!
Himmelsſehnſucht iſt mein eigen, aber ach! der Himmel nicht!
Nicht der Himmel, wehe, wehe! Gottes Licht ſchau'n Heil'ge nur!
Tief verhüllt im Staube trauert die geſunk'ne Creatur.

Doch was ſeh' ich? Still, o Seele! Iſt's ein Wunder? Iſt's ein Stern?
So umſtrahlt' es einſt die Hirten, kündend die Geburt des Herrn.

Und wie Engelsſtimmen weht es von den lichten Himmelshöh'n: —
— Soll die Gegenwart im Glanze ſel'ger Weihnacht untergeh'n? —
Iſt die Nacht zur Chriſtnacht worden? Welch ein wunderbarer Schein,
Welche Himmelsworte dringen tief in meine Seele ein!

„Auf das Auge, nachtumhüllet, leget ſich der Liebe Hand!
„Haſt Du mich, den Herrn der Welten, nie gefunden, nie erkannt?
„Sahſt Du durch des Staubes Schleier, den Dein König ſich erwählt,
„Nie den Glanz der ew'gen Gottheit, die der Menſchheit ſich vermählt?

— „Nicht zur Höhe kannſt Du ſteigen, darum ließ ich mich herab!
„Pflanzte eine Himmelsleiter lichtumſtrahlt ins finſtre Grab.
„Stieg, um Dir die Bahn zu brechen, ſelbſt hinab zur grauſen Nacht,
„Hab' für ſeine Welt voll Sünder das Erlöſungswerk vollbracht!

„Falle nieder, Menſch! und bete tief der Liebe Wunder an!
„Einfalt nur und Lieb' und Glaube können ihrem Schauen nah'n.

Sieh', auch Deinem Kindeslallen hat ſich fruh mein Ohr geneigt,
Fruhe hab' ich mit dem Odem meiner Liebe Dich geſaugt.
Zu des ew'gen Lichtes Quelle hob ich Deinen Kindesblick,
Haucht' in's Herz Dir Himmelsſehnſucht, Durſt nach meiner Liebe Glück,
Sehnend nach dem Himmelstranke, ſuchteſt Du der Wahrheit Licht,
Aber blind gingſt Du vorüber, nahmſt den vollen Becher nicht.
Vor der Allmacht Blick erſchrocken floheſt Du nach Taubenart,
Wiſſend nicht, daß meine Liebe Deine Felſen-Zuflucht ward.
Nicht den Richter darfſt Du fürchten, haſt die Liebe Du zum Freund,
Todespfeil kann nicht verſehren, wem die Gottheit ſich vereint. —

Liebe war's, die Dich gerufen in den Hainen, auf der Flur;
Liebe, die ihr Antlitz hüllte in die Bilder der Natur;
Liebe, die im Donnerrollen aufgethan Dein ſchuldig Herz;
Liebe, die im Frühlingsſäuſeln Dich gezogen himmelwärts.
War's verhüllt ihr ſchon gelungen, Dich mit Sehnſucht zu durchglüh'n,
Muß ſie ja in voller Klarheit ewiglich Dich an ſich zieh'n!

Biſt dem Zeichen Du gefolget, nimm nun auch das volle Wort!
Nimm die Himmelsleiter, klimme gläubig auf zum Himmelsport!

Auf die ew'ge Leuchte blicke, die Dein Heiland trägt voran
Und Dir iſt das Reich des Lebens, *ew'ges* Leben aufgethan!!

So die Stimme. Da berührte mich *ſein* ſonnenheller Blick,
Und geweihet war die Seele für das neue Himmelsglück.
Heller ward es, triumphirend ſtieg die Wahrheit auf den Thron,
Aller Gottheit Strahlen krönten den verklärten Menſchenſohn;
Und Anbetung, Preis und Ehre ſtürmten jubelnd durch die Nacht,
Da erkannt' ich ihn, und ſiegend war des Glaubens Tag erwacht.

Weihnachtslied.

Was funkelt dort ſo ſonnenlicht
Mit ſüßem Wunderſtrahle?
Des Himmels finſt'res Angeſicht
Wird hell mit einem Male.
Die Glocke, die mit bangem Schlag
Zu Grabe trug den Wintertag,
Erklingt mit Jubelſchalle
Durch die gewölbte Halle.

O, ſey gegrüßt, Du ſüßer Stern,
Du Herold ew'ger Wonne!
Willkommen mir, o Feſt des Herrn!
Willkommen, Lebensſonne!
Wenn ſich zu Grab die Erde neigt,
Wenn alles hinſtirbt, dann entſteigt
Dein Licht den Himmelsweiten,
Zu ſchöner'm Lenz zu leiten.

Der Tag wird Nacht, die Blüte Staub,
Der Freude Stimmen weichen,
Die Schönheit wird dem Sturm zum Raub,
Und alle Farben bleichen.
Der Wehmuth Schauer faßt das Herz:
Da hebt Dein Strahl uns himmelwärts,
Hoch über Erden=Trümmer
Zu ew'gem Lichtesſchimmer.

Je tiefer war ein Herz betrübt,
Je höher willſt Du's tragen,
Um Alles, was da glaubt und liebt,
Willſt Du die Arme ſchlagen.
Je ſchwerer war die Erdennacht,
Je reicher wird die Himmelspracht
Von Deinen Wundergaben
Die dürſt'gen Seelen laben.

O, gieße auch in meine Bruſt
Den ſüßen Weihnachtsſegen!
Es wallt mein Herz in Sehnſuchts=Luſt
Dir, ſeinem Heil, entgegen.
O, zünd' auch mir die Kerze an!
Lang' iſt die Nacht, und ſteil die Bahn,
Hilf mir aus öden Gründen
Ins Vaterhaus mich finden!

Du haſt gepflanzt ein grünes Reis
Als ew'ger Hoffnung Zeichen.
O, ſtell' es auch in unſern Kreis
Mit fruchtbelad'nen Zweigen!
Ein Sinnbild ſey's von feſtem Muth,
Von Glaubenstreu' und Liebesgluth,
Die, ſtets durch Dich erneuet,
Nicht Sturm und Trübſal ſcheuet.

Und wenn ſich einſt von nah' und fern
Die Deinen um Dich ſammeln,
Und ihrem König, ihrem Herrn,
Ein Halleluja ſtammeln:
Dann faſſ' in Deiner Krone Schein
Auch dieſe Dankes-Thräne ein,
Sie ſoll zu ſprechen wagen,
Wo meine Lippen zagen.

Fürchtet euch nicht!

Fürchtet euch nicht! So riefen Engelſchaaren,
Als angeſtrahlet von der wunderbaren
Geheimnißvollen Nacht in bangem Zagen
Die Hirten demuthsvoll im Staube lagen.
Fürchtet euch nicht! — Er, dem die Himmel dienen,
Der Heiland aller Welt, er iſt erſchienen!
Sein Gruß iſt Segen, ſein Geſchenk iſt Liebe!
Fürchtet euch nicht!

O, ſel'ger Ruf! Noch tönt in allen Landen
Dein Himmelstroſt: Ein Retter iſt erſtanden!
Noch waltet fort der Liebe heil'ges Streben,
Zum Hort des Heils den irren Blick zu heben.
Kommt, ruft er, die ihr durſtig ſeyd und müde;
Hier, hier iſt Labung, Leben, Troſt und Friede!
Steht nicht von fern! Vernehmt! Der Himmel ſpricht:
Fürchtet euch nicht!

Komm, armes Herz, für deſſen tiefe Wunden
Kein lindernd Oel, kein kühlend Kraut gefunden.
Deß Gram kein menſchlich Auge kann ermeſſen,
Das traurend bricht, verlaſſen und vergeſſen.
Sieh' — dort iſt Einer, der den Kelch getrunken,
In den die Schmerzen einer Welt geſunken!
Er kennt Dich, will Dein Tröſter ſeyn, und ſpricht:
Fürchte Dich nicht!

Und Du, muthloſer Gram, in deſſen Kammer
Ohnmächt'ges Flehen ringt mit bitterm Jammer,
Wo Thränenthau das letzte Brod befeuchtet,
Du, deſſen Blick kein Stern der Hoffnung leuchtet.
Sieh', Einer kennt die zagenden Gedanken,
Die an des Zweifels dunklem Abgrund ſchwanken;
Des Feldes Lilie zeigt ſein Blick und ſpricht:
Fürchte Dich nicht!

Und Du, Klag'würd'ger! der von Schuld beladen,
Voll Grauen blickt auf ſeiner Seele Schaden,
Faßt des Gerichtes Schrecken Dein Gemüth,
Das Reuequal und bitt'rer Schmerz durchglüht?
Muth, Muth! — Es ſitzt in Deiner Richter Mitte
Ein Bruder Dir, ein Bruder, deſſen Bitte
Des Himmels Zorn durch Liebes=Allmacht bricht,
Verzweifle nicht!

Verzweifle nicht! Seitdem ſein Stern erſchienen,
Muß ſelbſt die Nacht dem ew'gen Lichte dienen.
Seitdem die Liebe ſtieg vom Himmel nieder,
Fand ihren Himmelsweg die Liebe wieder.
Tod ward zum Leben, Sterben ward zum Lohne,
Das Kreuz zum Heil, der Dornenkranz zur Krone.
Iſt Er Dein Weg, Dein Leben und Dein Licht:
Fürchte Dich nicht!

Mich dürſtet!

Jeſus dürſtet! Er, der Gottgeborne,
Aus den Quellen alles Lebens trank,
Schmachtet jetzt in Todesqual verloren,
Und die Luft durchſchneidet Schmerzensklang.

Jeſus dürſtet! — Oeffnet euch ihr Bronnen
Aller Himmel! — Labet euren Sohn!
Strömet nieder, Bäche ew'ger Wonnen,
Tragt ihn aufwärts zu des Vaters Thron!

Aber nein! Es will das Wort erfüllen,
Bis zum Tod der gottgetreue Held!
Und er trinkt den Kelch mit heil'gem Willen,
Trinkt den Kelch mit bitt'rer Pein vergällt.

O du Herz voll Liebe, deſſen Tiefen
Keines Engels Auge noch durchdrang!
Während wir in Todesſchlummer ſchliefen,
War's Dein Kampf, der Leben uns errang.

Dürſtend nach der Rettung Deiner Brüder,
Dürſtend nach der Menſchheit Seligkeit,
Sank Dein letzter Scheideblick hernieder,
Brach das Herz, das eine Welt befreit.

Und ich ſollt' an dieſer heil'gen Stelle
Starr und unempfindlich ſteh'n? —
Dir zur Seite, ew'ge Lebensquelle,
Nicht in Lieb' und Sehnſucht untergeh'n?

Dürſtend bin auch ich! Ich ſuchte lange
Was der Seele Schmachten heiß begehrt,
Aber müde von dem irren Gange,
Unerquickt bin ich zurückgekehrt!

Dürſtend bin auch ich! Der Erde Freuden
Kühlen nimmer dieſes Herz!
Kurzes Blühen, bitt'res Scheiden,
Hoffnungstraum und Sehnſuchtsſchmerz!

Dürſtend bin ich! Ach, mit heißen Zügen
Möcht' ich trinken neuen Lebensmuth!
Ew'ger Wahrheit heiliges Genügen,
Göttlicher Verjüngung Fluth.

O, du Quell, für eine Welt erſchloſſen!
Born des Heils, für Alle ausgeſandt!
Nimm mich auf zum ſeligen Genoſſen!
Weinend ſchmacht' ich in der Wüſte Sand.

Laß, o heil'ge Liebe, laß mich trinken
Aus dem Kelch, der alle Schmerzen heilt!
Laß in Deine Tiefen mich verſinken,
Labung ſchöpfen, Leben, unverweilt!

Heiße Sehnſucht macht mich Dir zu eigen!
„Wer da dürſtet ſoll erquicket ſeyn."
Ha, dies Wort, von dem die Himmel zeugen,
Führt mich in der Liebe Himmel ein!

Oſterlied.

Schaut hin, geöffnet iſt das Grab,
Der Heiland iſt erſtanden!
Ein Engel wälzt den Stein herab,
Und ruft aus Todesbanden
Mit glanzverklärtem Angeſicht
Den heil'gen Schlummerer ans Licht.

Willkommen mir, o Gottes-Sohn,
Du Erſtling der Erweckten! —
Wo ſind die Schauer hingefloh'n,
Die unſ're Gräber deckten?
Du wandelſt ſie in Frühlingsweh'n,
In Lebens-Gruß und Auferſteh'n.

O, zeige Dich der ganzen Welt
In Deiner Himmelsſchöne,
Daß Jeder Dich als Siegesheld
Und Ueberwinder kröne!
In alle Herzen ziehe ein
Mit Deinem Lebensſonnenſchein!

Wohl giebt es eine dunkle Gruft,
D'rein ſchauſt Du nur voll Bangen,
Weil finſtrer ſie als jene Kluft,
In die Dein Fuß gegangen;
Das iſt das ſünd'ge Menſchenherz,
Erſtorben für der Reue Schmerz.

Dein Hoffnungsſtrahl ſo ſanft, ſo ſüß,
Erhellet nicht die Gründe,
Die bodenloſe Finſterniß
Der ſcheuverhehlten Sünde;
Ach Du, der Jedem Leben bot,
Liegſt hier vergeſſen, ſtumm und todt.

Ein ſchwerer Stein verſchließt das Grab,
Den lüftet, ach, kein Morgen;
Kein Menſch, kein Engel wälzt ihn ab,
Den Centnerſtein der Sorgen,
Den Stein der tiefverborg'nen Pein,
Wenn Tod, Gericht und Schrecken dräu'n.

Wer rettet, ach, wer rettet hier,
Wo alle Engeln ſchwanden?
Wer wälzt den Stein von dieſer Thür,
Wer hilft aus dieſen Banden?
Hat Erd' und Himmel keine Macht,
Zu ſprengen ſolcher Gräber Nacht?

Klag'würd'ges Herz! Haſt Du denn ganz
Des treuſten Freund's vergeſſen?
Blieb Dir kein leiſer Himmelsglanz
Des Glücks, das Du beſeſſen?
Des Glücks, das Deine Hand Dir bot —
Daß Du erträgſt ſo bittern Tod?

Herbei, herbei mit Spezerei'n,
Das theure Haupt zu netzen!
Der Reue Thräne heiß und rein,
Kann Myrrhen wohl erſetzen.
Ström' aus die langverhalt'ne Fluth,
Und ſalbe ihn voll Glaubensmuth.

Die Liebe, die den Tod beſiegt,
Wird ſich auch hier bewähren,
Wer ſich an ſeine Kniee ſchmiegt
Mit Magdalenens Zähren,
Dem zeigt der Auferſtand'ne ſich,
Dem lebt er auf wahrhaftiglich.

Und ſiegend ſchreitet er hervor,
Des Grabes Stein zu lüften;
Ein ſel'ger Schimmer ſteigt empor
Aus Moder und aus Grüften;
Bis glanzverkläret aus der Nacht
Auch Dir ein Oſtermorgen lacht.

Triumph, Triumph! Der Lebensheld
Zerreißt des Todes Ketten!
Wer kindlich an das Herz ihm fällt,
Den wird ſein Arm erretten.
Was iſt das Grab, was iſt der Tod?
Die Liebe hat das Machtgebot!

Liebes-Gruß.

„Friede, Friede ſey mit Euch!“
Horcht Ihr Fluren, lauſcht ihr Höhen,
Gottes Odem fühl' ich wehen,
Walten durch das Frühlings-Reich!
Heilig rauſcht es in den Zweigen,
Tiefer ſich die Bäume neigen;
Bange zittert das Geſträuch.

„Friede, Friede ſey mit Euch!“
Welt, haſt Du den Gruß vernommen?
Siehſt Du ihn herniederkommen,
Ihn an tauſend Wonnen reich?
Laßt uns ſinken ihm zu Füßen,
Seines Kleides Saum zu küſſen!
„Friede, Friede ſey mit Euch!“

Ha, welch neuer Sonnenſchein,
Welcher wunderbare Segen,
Welch ein Blühen, welch ein Regen,
Welches ſelige Gedeih'n!
Aufgeküßt ſind alle Blüten,
Roſen, die erſt knospend glühten,
Drängen ſich aus Laub und Hain.

Wie vom Lebenshauch getränkt
Breiten ſich des Baumes Triebe;
Alles fühlt das Weh'n der Liebe,
Das die ſtille Flur umfängt.
Selbſt das kleine Moos im Thale,
Dürſtend nach dem Freudenſtrahle
Seines Himmelsblicks ſich drängt.

Menſchenſeele, Menſchenherz,
Dieſes große Auferſtehen
Sollt' an Dir vorübergehen
Ohne Heil für Deinen Schmerz?
Todtes kommt er zu beleben!
Und Du willſt den Blick nicht heben,
Hoffnungsſelig, himmelwärts?

„Friede, Friede ſey mit Euch!“
O, in dieſes Grußes Segen
Strömt ein Frühling Dir entgegen,
Ueberſchwenglich, ewig reich.
Selig, wer ihn aufgenommen!
Er, der Herr iſt nah' gekommen,
Nahe uns ſein Himmelreich.

Erwachen.

Wer bin ich, daß mit Himmelsfrieden
Du mein erkranktes Herz umfängſt?
Und meinen Geiſt, den kummermüden,
Mit neuem Lebensodem tränkſt?

Kannſt Du, o Reiner, Dich verſenken
In Menſchenweh und Menſchenſchmerz?
Kannſt Du des Sünders Pein durchdenken,
Und rühret ſeine Qual Dein Herz?

Will Deiner Liebe Morgenſchimmer
Erſtorb'nem neues Leben leih'n?
Kehrt in zerſtörter Tempel Trümmer
Der reine Geiſt der Gottheit ein?

Zu Deinen Füßen zieht michs wieder
In tiefem, bittern Reueſchmerz! —
Woher denn dieſe Jubellieder?
Wer hauchte Freude mir in's Herz?

Der Seele und des Leib's Gebrechen,
Wie ſchrecken ſie den eignen Blick,
— Und dennoch ſtrömt in Lebensbächen
Durch Beide nie empfund'nes Glück!

Ach, ein Gefäß, das Schmach bedecket,
Kann's ſolchen Segens würdig ſeyn?
Dringt in ein Herz, das Schuld beflecket,
Der reine Hauch der Gottheit ein? —

Welch Kämpfen in des Herzens Tiefen!
Gerecht wär' Trauer mir und Pein;
Doch iſt's — als wenn es Engel riefen:
Frohlocke! Gott zieht bei Dir ein!

Und Seligkeit und Wonneſchauer,
Anbetung, Liebe, Preis und Dank,
Sie überwältigen die Trauer,
Und löſen ſie in Lobgeſang.

In die Bibel einer Freundin.

Forſche nach der Wahrheit Licht!
Suche, daß Du mögeſt finden!
Laß von Wahn und Dünkel nicht,
Nicht von Welt und Zeit Dich binden!
Sieh', ein unumſtößlich Wort
Leuchtet Dir als Flammenſäule,
Daß es jeden Nebel theile,
Hell voran zum Friedens-Port!

Was der Menſch dem Menſchen preiſ't,
Iſt gefärbt vom Erdenſtaube,
Licht allein giebt Gottes Geiſt,
Kraft und Sieg nur Lieb' und Glaube!
Suchſt Du dieſen lautern Quell,
O dann rauſcht Dir reich an Segen
Bald der Wahrheit Strom entgegen,
Badet Aug' und Herz Dir hell.

Und der Schleier ſinkt herab,
Der den Führer Dir verborgen,
Der ſich Dir zu eigen gab,
Bis zum hellen Sonnenmorgen;
Wie ein Kind auf ſteilem Pfad
Erſt erſchrickt, dann zagt und jammert,
Dann der Mutter Hand umklammert,
Die ſich rettend ihm genaht:

So umſchlingen wir den Freund,
So den Gott, der liebdurchglühet
Sich dem Schwankenden vereint,
Den Verirrten an ſich ziehet;
Nicht zur Rechten ſchweift der Blick,
Noch zur Linken, unſer Wille
Tritt vor ſeiner Götterfülle
Schüchtern in ſich ſelbſt zurück.

Feſt vertrauend ſeinem Hort,
Pilgern wir auf rauhen Stegen,
Sanft erquickt von ſeinem Wort,
Furchtlos unſerm Ziel entgegen.
Wenn es naht, es gilt uns gleich,
Jeder ſucht mit Sehnſuchtsſchmerzen
Nur den Platz an ſeinem Herzen,
Dieſer wird ſein Himmelreich.

Einer jungen Freundin.

Am Tage ihrer Einſegnung.

So nahe denn des heil'gen Tempels Stufen!
Erhebe Seel' und Augen himmelwärts!
Gieb ihm, dem Freund, der Dich zum Heil berufen,
Dem treuen Himmelsfreund, Dein junges Herz!

Dein Name auch war in ſein Buch geſchrieben,
Als er der Welterlöſung Plan gedacht;
Auch Dir galt das unendlich große Lieben,
Das ſiegend jenes Gotteswerk vollbracht.

Er hat ein ew'ges Recht an Dich errungen,
Du biſt erkauft mit ſeinem theuren Blut!
O, wer in ſeine Liebe eingedrungen,
Der naht ſich ihm mit feſtem Glaubensmuth.

So wirf auch Du mit allem deinem Streben,
Mit Deinen Schmerzen, Schwächen, Deiner Schuld
Dich an ſein Herz! in ihm iſt Heil und Leben,
Und wie der Himmel endlos ſeine Huld.

Sey ihm getreu! Er wollte für ſein Leiden
Nur dieſen Dank: daß ſeiner Liebe That
Dir ſtets vor Augen ſey in Schmerz und Freuden,
Und Himmelsfrucht entkeime ſeiner Saat.

Sey ihm getreu! Er liebt der Kinder Sitte
Und neigt ſich gern zu kindlichem Vertrau'n.
Laß Deine Wünſche, Deine ſtille Bitte
Stets ohne Hehl dem Herzenskünd'ger ſchau'n.

Sey ihm getreu! Erblick' in ſeinem Leben
Des kindlichen Gehorſams ſchönes Bild.
So bleibe ſeinem Willen Du ergeben,
Den fromme Lehrer liebend Dir enthüllt.

Sey ihm getreu! Er iſt der Schwachen Stärke;
Wer treu ihn liebt, theilt ſeiner Liebe Kraft.
Durch ſie vollbracht, krönt Segen unſ're Werke,
Und gottgeliebt iſt Alles was ſie ſchafft.

Sey ihm getreu! Er, der den Weg gefunden
Durch Todes Grau'n zum ew'gen Himmelslicht,
Er ſey Dein Führer, wenn in bangen Stunden
Dir Licht und Rath und eig'ne Kraft gebricht.

Sey ihm getreu! Er ſendet ſeine Schaaren
Zum Schutz der Unſchuld jetzt und immerdar.
So wird er auch Dein junges Herz bewahren,
Gelobſt Du's ihm zum heiligen Altar.

Sey ihm getreu! O laß es nicht verhallen,
Was heut' ſein Mund zu Deinem Herzen ſpricht:
„Es werden Berge weichen, Hügel fallen,
Vom Sohn des Staubes meine Gnade nicht!"

Und ſo gelobe Dich in jene Rechte,
Die ſtark und treu den Weltenkreis umſpannt!
Sie, ſie allein führt durch die Erdennächte
Zum Himmelslicht im ew'gen Vaterland!

Der Feſteſchmuck.

Meiner L., am Tage ihrer Einſegnung geweiht.

Herr des Himmels, der Du Oben
Thronſt in ew'ger Majeſtät,
Dem zur Seite, lichtumwoben,
Tiefverhüllt der Seraph ſteht!

Sohn Maria's, uns erſchienen
Einſt in menſchlicher Geſtalt!
Gott, dem alle Engel dienen,
Dem der Sphären Lied erſchallt:

Du, Du willſt Dich mir vereinen,
Ladeſt mich zum Bunde ein?
Dir, dem Heiligen und Reinen,
Soll der Staub vermählet ſeyn?

O wer bin ich, daß Dein Auge
Mich, Erbarmer, hat erwählt? —
Daß mit neuem Lebenshauche
Deine Liebe mich beſeelt?

Könnt' ich Dir zu Ehren prangen
In der reinſten Schönheit Licht!
Ach, voll jubelndem Verlangen
Käm' ich vor Dein Angeſicht!

Doch zu arm mich ſelbſt zu zieren,
Ohne Schmuck und Ehrenkleid,
Muß ich traurend mich verlieren
In des Tempels Dunkelheit.

Herr, o hilf, daß in der Gäſte
Reihen ich beſtehen kann!
Lege mir zum Bundesfeſte
Selbſt das Kleid der Ehren an!

Gieb mir Seide, weiße Seide,
Wandle mir dies Trauerkleid
In das Feſtgewand der Freude
Eines Herzens, gotterneu't.

Auch um Perlen laß mich flehen,
Perlen, wie ſie in dem Blick
Sanfter Rührung ſind zu ſehen,
Stillerzeugt von Leid und Glück.

Woll' auch Gold, o Herr, mir geben!
Gold der Treue, klar und rein,
Stillbezeugend, daß mein Leben
Und mein Herz auf ewig Dein.

Doch wer reichet mir den Schleier,
Wenn vor Deiner Majeſtät
Bei der ernſten Feſtesfeier
Zitternd meine Ohnmacht ſteht?

Kann ich ruhig mich verhüllen
In mein heit'res Selbſtgefühl?
Herr, Du kennſt den ſchwanken Willen,
Der wie Rohr des Windes Spiel!

Nun, ſo nahe, ſtille Demuth,
Breite Deinen Schleier weit
Um das Antlitz, das die Wehmuth
Mit der Liebe Thau beſtreut.

Du nur kannſt die Mängel decken,
Die kein Tugendglanz verklärt,
Du allein die Schönheit wecken,
Die der höchſten Liebe werth.

Laß in Dein Gewand geſchmieget
Meinem Heiland ſtill mich nah'n!
Von der Demuth Blick beſieget,
Wird ſein Herz mir aufgethan.

Was gering, das will er heben,
Wer da arm, den macht er reich;
Wer ſich kindlich ihm ergeben,
Dem giebt er ſein Himmelreich.

O ſo nimm mich denn, Du Wunder
Der Erbarmung, nimm mich hin!
Deine Liebe geht nicht unter,
Herr, ſo weit die Wolken zieh'n!

Sey Du meiner Jugend Stütze,
Stab und Schild mir für und für!
Wie die Taub' im Felſenſitze,
Berg' ich gläubig mich bei Dir!

Laß mich nicht dem Feind' erliegen,
Wenn er gleiſend mich bedroht!
Laß mit Dir mich kämpfen, ſiegen,
So im Leben, wie im Tod.

Gieb mir heilige Gedanken,
Gieb mir Worte treu und wahr!
Halte in der Einfalt Schranken
Meinen Wandel immerdar!

Laß mich in der Liebe bleiben,
Dann bleibſt Du, o Gott, mit mir!
Sturm und Wetter mögen treiben!
Feſt auf Felſen bau' ich hier!

Hirt der ſchwererkauften Seelen,
Halte mich bei Deiner Schaar!
Laß mich nie der Vorwurf quälen,
Daß Dein Ruf vergebens war!

Laß, wie heut', mich ohne Bangen,
Auch am Schluſſe meiner Bahn,
Deinen Liebesgruß empfangen!
Nimm Dich meiner gnädig an!

Bis ich unter Edens Palmen,
Ruhend von dem Pilgergang,
Dir in jubelnd frohen Pſalmen
Stammle meiner Liebe Dank.

Troſt des Glaubens.

Epiſtel.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heitrer an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt.
v. Schiller.

Wie Manches auch im Sturm der Zeit verklungen,
Was bei der Horen leichtem Tanz entblüht;
Der Freundſchaft heilige Erinnerungen
Verhallen nie im liebenden Gemüth.
Das ernſte Wort, im Dunkel der Cypreſſen
Von Dir, o Freundin, mir vertraut,
Dein ſanfter Blick, von Thränen überthaut:
Ich habe ſeine Ford'rung nicht vergeſſen,
Nicht jener Bitte leiſen Schmeichellaut!
Noch hör' ich's tief in meiner Seele ſchallen:
„O lehre mich aus banger Zweifel Nacht,
In der kein Leitſtern mir erwacht,
Zu Deinem Friedensland hinüber wallen!“
Ach! Damals lag das weite Leben
Noch fremd und unbekannt vor meinem Blick,
Ein leiſes Ahnen nur war mir gegeben,
Das lehrte mich den Blick zum Himmel heben,

Von dorther, fühlt' ich, kam mein ſtilles Glück.
Jetzt iſt es hell und heller mir geworden,
Doch jene ſüße Hoffnung blieb mir treu,
Sie ſpricht zu mir in geiſtigen Accorden,
Mir wohl bekannt, und dennoch ewig neu.
Und willſt Du dieſen leiſen Tönen trauen,
So ſchließ ich mich mit Liebesſinn Dir an;
Bald zeigt ſich uns die ſegensreiche Bahn,
Die zu des Friedens ſonnenreichen Auen
In Licht und Wahrheit uns geleiten kann. —
Sieh'! unſern Sinn für Hohes aufzuklären,
Wählt die Natur ſo manches ſüße Bild;
Drum laß auch Du, o Freundin, gut und mild,
Dem innern Drang der Poeſie gewähren,
Die alles, was das warme Herz mir füllt,
In ſanften Bildern freundlich will erklären,
Den Träumen gleichen Dichter-Phantaſien,
Doch Deutung wurde auch dem Traum verliehen.

Ein Wand'rer irrte einſt, von Nacht umfangen,
Durch eine Wildniß, öd' und unbekannt;
Nach einem Pfade ſpäht' er mit Verlangen,
Der ihn geleite zu dem Heimathland;
Doch ſah er nur von Klippen rings umfangen,
Sich hinverirrt zu eines Abgrunds Rand,
Der, als des Tages ernſter Schimmer ſtrahlte,
Nur greller ihm des Pfades Schrecken malte.

Vergebens wandt' er ſeinen Blick nach Oben,
Denn hoch erhob in rieſiger Geſtalt
Der ſchroffe Fels, von dürrem Moos umwoben,
Sein ſtolzes Haupt, von Wolkenduft umwallt,
Und unter ihm erbrauſt' im dumpfen Toben
Des wilden Waldſtroms wachſende Gewalt:
Daß, wenn der Blick zur Tiefe hin ſich wandte,
Ihn banges Grauen ſchwindelnd übermannte.

Da ſtieg mit ſeinen heitern Strahlenblicken
Der Tag in voller Jugendkraft empor,
Mit Roſen ſah' man ſich die Höhen ſchmücken,
Auftauchend aus des Nebels leichtem Flor,
Und wie im lichten fröhlichen Entzücken
Das düſt're Grau der Wildniß ſich verlor:
So ſenkte ſich auf geiſtigem Gefieder
Zu dem Verirrten neue Hoffnung nieder.

Und freier ſchaut er durch die lichten Räume; —
Da ſtellt ſich ihm ein lieblich Wunder dar,
Denn auf dem Fels, im Schatten hoher Bäume,
Sieht er ein Kind mit blondem Lockenhaar,
Das ſchaut ſo lächelnd, wie in Frühlingsträume,
Hier in des Abgrunds drohende Gefahr,
Und vorwärts beugt ſich's nach den Epheuranken,
Die ſpärlich um den Rand der Tiefe wanken.

Erſtaunen feſſelt ihn, doch bald erblaſſen
Die Wangen ihm in Angſt und tiefer Pein,
Er ſieht das Kind auf ſteiler Höh' verlaſſen,
Ohnmächtig ſelbſt, ein Retter ihm zu ſeyn.
Die Arme hebt er hoch, es zu umfaſſen,
Denn ſeine Noth nur ſieht er noch allein;
Da winkt das Kind mit ſüßer Zauberſtimme:
„Was zögerſt Du? Auf, und den Fels erklimme!"

Und wie geſtärkt von überird'ſchen Mächten,
Fühlt ſich der Wand'rer bei des Kindes Wort.
Ob Dornen ſich auch durch die Felſen flechten,
Ihn zieht's mit unſichtbaren Händen fort.
Den Abgrund ſieht er ſchwindelnd ſich zur Rechten,
Er klimmt empor an ſteiler Klippen Bord,
Und, ſo den Blick zur Höhe hingewendet,
Wird ſchnell der Weg, der grauſige, beendet.

Die letzte Stufe hat er nun erklommen,
Tief unten liegt das dämmernde Gefild;
Und freundlich grüßt das Kind mit ſeinem frommen
Verſtänd'gen Blick den Wand'rer ſanft und mild.
Doch dieſer frägt: Wie biſt Du, Kind, gekommen
Auf dieſe Höhen, unwegſam und wild?
Wer lehrt Dich ſpielen an des Abgrunds Schlunde
Wo Dich der Tod erfaßt mit offnem Munde?

Doch lächelnd ſpricht das Kind: Du lehrſt mich zagen?
Wer hat Dich aus des Thales düſterm Graun
Mit Geiſterarmen ſanft empor getragen?
War's nicht des Herzens gläubiges Vertrau'n?
Was willſt Du denn die Augen niederſchlagen,
Da ew'ge Mächte liebend auf Dich ſchau'n,
Und immerdar das ungewiſſe Schreiten
Des Erdenpilgers väterlich geleiten? —

Nimm mich zum Führer! Dieſe ſchwachen Hände
Verſetzen Berge durch des Himmels Macht!
Ich leite ſanft bis zu des Lebens Ende,
Und bringe Licht in jede Erdennacht.
Und daß Dein Blick ſich hoch und höher wende,
Enthüll' ich Dir der Sterne Wunderpracht,
Und laſſe Dich in fernen Sonnenbahnen
Den ſtillen Pfad zur Geiſterheimath ahnen.

Vertraue mir! Ich hebe aus dem Staube
Des Irdiſchen zum Himmel Dich empor,
Und was das Schickſal Deinem Herzen raube:
Ich zeig' es Dir im höhern Geiſterchor.
„Dort iſt mein Vaterland; — ich bin der Glaube,
Und leuchte Dir, ein Stern des Himmels, vor.
Auf, folge mir! Wer meinem Ruf vertrauet,
Der hat noch nie auf leichten Sand gebauet.“ —

— Und wie, von Liebesarmen weich umfahen,
Sich ein geſunk'nes Leben neu erhebt,
So fühlt' der Wand'rer bei des Kindes Nahen
Von wunderbaren Kräften ſich belebt;
Was zagend erſt die bangen Augen ſahen,
Schien jetzt ein Pfad, mit Roſen überwebt.
„Ich folge", rief er, „Dir zur fernſten Weite,
Vertraue Deinem heiligen Geleite!"

Und roſig ſchmückten ſich des Himmels Thore
Von einem hellen, wunderbaren Schein,
Als ſei're eine höhere Aurore,
Stillſegnend, den beglückenden Verein;
Und ſanft ſah man des Lenzes zart'ſte Hore
Die Wege weich mit Blumen überſtreu'n;
So wallten ſie, die liebend ſich gefunden,
Der Zukunft zu, in Luſt und Schmerz verbunden.

Und wie beglückt von ſeligem Umfaſſen
Der Wandrer ſegnet ſeinen Pilgerlauf,
Wie er den Führer nimmer kann verlaſſen,
Der ſanft ihn winkt zum lichtern Ziel hinauf,
So ring' auch Du, des Glaubens Hand zu faſſen,
Dich aus dem Thal der dunklen Zweifel auf!
Auch Dir gilt jene ſanfte Geiſterſtimme:
„Was zögerſt Du? Auf, und den Fels erklimme!"

Schau in das Leben! Welch ein wirr Getümmel!
Kaum faßt der Sinn das dunkle Wechſelſpiel!
Vergebens ſucht das beſſere Gefühl
Hienieden ſeinen Freudenhimmel!
Du ſtehſt und bebſt, wenn wilder Stürme Toben
Die liebſte Blüthe Dir zur Erde ſtreut!
Hinauf, o Freundin, Deinen Blick gehoben!
Der Sturm gehorcht dem höher'n Wink dort Oben,
Zum Boten Gottes ward er eingeweiht.
Zu ſchwach nur iſt das Auge, um die Wege,
Die ernſt die ew'gen Mächte geh'n,
Mit klarem Blick zu überſeh'n:
Wie auch der Geiſt ihr Schreiten ſtill erwäge:
Nie wird er ganz die Göttlichen verſteh'n.
Drum wird, wo unſers Wiſſens Gränze endet,
Des Glaubens Reich uns freundlich aufgethan,
Wohin das Herz, bedrängt von bangem Wahn,
Voll Reue ſich und heißer Sehnſucht wendet.
Hier ſchauen wir mit frommem Kindesblick
Hin auf des Lebens wechſelnde Geſtalten,
Und laſſen ſtill den Weltenlenker walten,
Der ewig wacht für ſeiner Kinder Glück.
Denn, wie im Schauer der Gewitternacht
Der junge Lenz aus ſeinen tiefen Träumen
Zum wonniglichen Leben neu erwacht,
Wie, ſturmbewegt, die Blüthen ſchneller keimen;
Wie Flammen erſt aus nächt'gen Wolken ſprühen,
Und wilder Kampf am Horizont beginnt,
Eh' aus dem Schooß der Erde, ſanft und lind,

Der reiche Segen freundlich kann erblühen:
So iſt der Schmerz zum Heil uns auserkoren,
Ein Auferſtehungsruf der beſſeren Natur, —
So wird aus ſeinen Tiefen nur
Die Tugend uns, die heil'ge Kraft, geboren! —

Sie tritt daher, der Prüfung ernſte Stunde,
Und reißt das Liebſte uns von unſerm Leben los;
Den Säugling raubt ſie von der Mutter Schooß,
Nicht achtend ihrer Herzenswunde.
Sieh' dort die Trauernde verlaſſen ſteh'n
Am kleinen Hügel, wo die Blumen wehen!
Wer kann der Augen ſtille Thränen ſehen,
Und ihres Kummers Sprache nicht verſtehen?
Kein Lächeln ſchmückt die Wange, kalt und blaß,
Geſtorben iſt ihr Hoffen und ihr Lieben!
Ach, von den Freuden, die ihr Herz beſaß,
Iſt nichts ihr, als das Grab geblieben! —
Sie drückt ihr Antlitz in des Hügels Moos,
Als wollte ſie den Liebling nah umſchließen,
Und ihre langverhalt'nen Thränen fließen
In heißen Tropfen auf der Blumen Schooß.
Schon ſinkt des Tages letzte Strahlenfeier,
Die Dämm'rung naht, die Abendglocke tönt,
Schon hat die Nacht den weiten Sternenſchleier
Um die Gefilde ſchweigend ausgedehnt:
Da wacht ſie auf aus ihren düſtern Träumen,
Und ſieht die Sterne friedlich über ſich;
Sanft blicken ſie aus lichtumfloſſ'nen Räumen,

Wie Kindesaugen, lieb und wonniglich.
Und ſprachlos hängt ihr Blick an ihrem Glanze,
Verklärung ſchmückt das blaſſe Angeſicht,
Ihr iſt, als ſähe ſie im höhern Licht
Ihr Kind, umglänzt von einem Strahlenkranze.
Und leiſ', und zart, wie Spähren-Melodie'n,
Hört ſie die ſanften Worte ſich verkünden:
„Giebſt fromm Du hin, was Gottes Huld gelieh'n,
So wirſt Du ſüßen Lohn, ſo wirſt Du Ihn
Und in Ihm überſchwenglich Leben finden!“
Und wie ein Strahl aus einer beſſern Welt,
Senkt ſich das Wort in ihre Seele nieder,
Von hohem Glauben fühlt ſie ſich erhellt,
Und eine nie gekannte Ahnung ſchwellt
Das matte Herz zum neuen Leben wieder.
„Ja, ruft ſie aus, Du biſt mir unverloren,
Löſ't Dich ein Gott auch mir vom Herzen los!
Geborgen ruh'ſt Du in des Vaters Schooß,
Und ich bin auch zum Leben auserkoren!“

Dieß iſt des Glaubens himmliſche Gewalt,
Die alle Thränen ſelig kann verklären.
O laß uns in der hehren Lichtgeſtalt
Den Herold einer milden Gottheit ehren!
Von ihm kommt jenes heilige Vertrauen,
Das uns mit weichem Arm, im Drang der Schmerzen,
Emporträgt zu dem treuen Vaterherzen,
Auf daß wir freudig unſ're Hoffnung bau'n;
Von ihm kommt uns die ernſte Willenskraft,

Zu reiner Tugend muthig aufzuſtreben;
Denn ſie erweckt im dunklen Erdenleben
Die Ahnung hoher Himmelsbürgerſchaft!

Tief ſpricht's in uns: Der Menſch ich hoch erkoren,
Ein Gott hat ihn zur Ewigkeit beſtimmt;
Der Funke, der in ſeinem Buſen glimmt,
Iſt einer Geiſterwelt geboren!
Dies Daſeyn iſt ein flücht'ger Augenblick,
Doch ernſte Deutung liegt in ſeinen Träumen;
Dem Irdiſchen ſoll Göttliches entkeimen,
Und zur Vollendung ruft uns das Geſchick!

Ernſt iſt der Wink, der dieſe flücht'ge Zeit
Dem edlen Streben nach dem Höchſten weiht,
Und ſchön der Preis, der über Welt und Sterne
Die Bahn uns zeigt zur unermeſſ'nen Ferne
Als Mitgenoſſen der Unſterblichkeit.

Von dieſer Höhe, die der Geiſt errungen,
Wenn er, geleitet von des Glaubens Hand,
Durch dieſes Lebens Labyrinth gedrungen:
Wie blickt man froh hinab ins Erdenland!
Wie ſcheint ſo klein, was erſt mit Rieſengröße
Das ſchwache Herz mit banger Furcht geſchreckt!
Wie zeigt ſich hier das Glück in ſeiner Blöße,
Nach dem die Hand ſich liebend ausgeſtreckt!
Wie ſinkt das dunkle Thal mit ſeinen Thränen,
Mit ſeinen Freuden, tief und tiefer hin!

Es ſchweigt des Herzens ungewiſſes Sehnen,
Nach höher'n Sternen ſchaut der freie Sinn,
Auf ſtrebt er aus des Lebens engen Gränzen,
Die freie Stirn mit heller'm Licht zu kränzen. —
Wie herrlich ſteht er da in ſeiner lichten Welt,
Der Menſch mit ſeinem freien Blick nach oben!
Der Glaub' hat ihn empor gehoben,
Der Chriſtenglaube ihn ſo hoch geſtellt! —

Verkünd' es laut, Du, ew'ge Gotteslehre,
Die uns des Heiland's ſanfter Mund vertraut!
Auf Glaub' und Liebe iſt das Glück gebaut,
Das er für uns erwarb in lichter Sphäre.
Wo Glaub' und Lieb' in einem Herzen wohnt,
Und wär' es das geringſte unter allen,
So iſt das Himmelstheil ihm zugefallen,
Das überſchwenglich ſelig uns belohnt.
Der Glaube muß des Lebens Wurzel ſein,
Dann keimt aus ihm der ächten Liebe Blüthe,
Daß ſie ſchon hier des Himmels Segen biete,
Und Freude bringe, Fried' und Sonnenſchein.
Der Glaube ſchöpft aus Gottes Gnade Kraft,
Und dieſe Kraft wird ſich in Liebe zeigen,
In heil'gem Muth, der thätig Gutes ſchafft,
Weil Güt' und Segen immerdar ihr eigen.
Wird zeigen ſich in Milde fromm und rein,
In treuem Dienſt, in heiligem Erbarmen;
Als Schutz der Schwachheit, als ein Hort der Armen,

Wird ſie ſich froh der ganzen Menſchheit weih'n;
Wird den Verirrten nimmer lieblos ſchmäh'n,
Nie durch Verachtung den Gefall'nen richten,
Wird freundlich helfen, rathen, ſöhnen, ſchlichten,
Und voll Vertrau'n zu Gott um Beiſtand fleh'n;
Wird feſt die ſchöne Friedenskette ſchlingen
Um jedes Glied, das Gott mit ihm verband;
Und, wie ſie feſthält an der Vaterhand,
Auch ihren Frieden auf die Brüder bringen.
Wo aber dieſe Liebe aufgekeimt,
So rein, ſo ſtark, wie Jeſus ſie begehret:
Da auch die ſüße Himmelsfrucht nicht ſäumt,
Die Hoffnung, die uns Gottes Huld gewähret!
Die Hoffnung, daß die reine Seligkeit,
Die bei der Liebe Nah'n das Herz empfindet,
Und mit dem Gründer unſers Heils verbindet,
Uns ihm vereint durch alle Ewigkeit!
Daß fort wir leben mit dem ſüßen Freund,
Und mit ihm einzieh'n in die lichten Pforten
Der Heimath, — wo, zu Einer Schaar vereint,
Verſammelt ſind die Treuen aller Orten.

O Geiſt des Herrn, zieh' ein in unſ're Bruſt,
Geuß uns ins Herz die reine Chriſtusliebe!
Richt' auf in uns des Willens ſchwache Triebe,
Bis fähig ſie ſo reiner Götterluſt!
Nur Herzenseinfalt, Liebe und Vertrau'n,
Die ſucht der ſanfte Mittler, um ſein Leben

Und all ſein Glück uns freudig kund zu geben,
Sein Reich in jedem Buſen aufzubau'n. —

Sieh', von der Kinder zartem Arm umfangen,
Den göttlichen, den großen Menſchenfreund!
Sieh', wie die frohen Kleinen mit Verlangen
An ſeinem Blick, an ſeinen Lippen hangen,
Durch Lieb' und Unſchuld innig ihm vereint!
Vergebens, daß, von raſchem Zorn entglommen,
Der Jünger Schaar ihr Drängen unterbricht:
Der Heiland hebt den ſanften Blick und ſpricht:
Was droht Ihr? Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Und wehret ihrer frommen Liebe nicht!
Denn Ihnen iſt das Himmels Glück beſchieden!
Und wer will eingeh'n in des Vaters Reich,
Der werde dieſen Kinderſeelen gleich
An Demuth, Einfalt, Innigkeit und Frieden.

O ſüßes Wort, o ſeliges Verkünden!
Es darf die Liebe nur mit Gottvertrau'n
Auf Dich die beſte Hoffnung bau'n!
Du lehrſt ſie ihren Himmel finden!
Und ſtürmt auch manche rauhe Hand
In ihres Lebens Frühlingsträume,
Muß ſie verfolget und verkannt
Hinirren, oft durch freudenloſe Räume;
Hat ſie vergebens den bethränten Blick

Nach einem Retter, einem Freund erhoben,
Und weiſ't ſie kalt die Welt zurück,
So weiß ſie einen Freund dort oben,
Der bleibt ihr treu mit Liebesſinn;
Wenn Noth und Kummer ſie umſtricken,
Auf den weiſ't ſie mit feſten Blicken
Des Herzens ſtarke Hoffnung hin!

O ſel'ger Glaube kindlicher Gemüther,
Und Du, o Frieden, innig ihm vermählt!
Wem Eures Bundes ſchöner Segen fehlt,
Dem werden nie der Erde reichſte Güter
Erſetzen, was durch Euch das Herz verlor;
Und iſt die inn're Harmonie verklungen,
So rufen ſelbſt des Glückes Huldigungen
Kein Echo mehr aus unſ'rer Bruſt hervor.

— Was ſtarrt ſo düſter in Albano's Blicken?
Nennt er des Zufalls höchſte Gunſt nicht ſein?
Sein Gold, genug, um Viele zu beglücken,
Warum kann's ſeine Seele nicht erfreu'n? —
Er reißt ſich los vom ſchwelgeriſchen Mahle,
Und fliehet einſam in die öde Nacht;
Die Finſterniß liegt dämmernd auf dem Thale,
Und alles ſchweigt, — nur ſein Gewiſſen wacht.
Es ſchreckt ihn auf, es treibt ihn raſtlos weiter,
Als folgte ihm auf jedem Tritt
Ein finſt'rer, drohender Begleiter

Mit leiſem, flücht'gen Geiſterſchritt.
„Wer folgt mir?" ruft er, und das Echo hallet
Geſpenſtiſch ihm das eig'ne Wort zurück.
Laut ſchlägt ſein Herz, von Schauer überwallet,
Und durch die Dämm'rung irrt der ſcheue Blick.
Es fei'rt ſo ſtill im weiten Nachtgebiete,
Und Friede weht vom hehren Sternendom;
Was iſt's, das ihm, ein drohendes Phantom,
Die Furcht erregt im zagenden Gemüthe? —
Die inn're Feindſchaft iſt's, das ſtille Mahnen
An eine Frevelthat, die rieſengroß
Emporſteigt aus vergang'ner Zeiten Schooß,
Sie läßt ihn überall die Hand des Rächers ahnen!
Ach, ihn beruhigt nicht des Sternenhimmels Stille!
Die Wolke naht, ihn ſucht der Blitze Gluth!
Ein Grab ſcheint ihm die Flur in nächt'ger Hülle,
Auf dem das Grauen der Erinn'rung ruht!
O, des Verlaſſ'nen, dem auf ödem Pfade
Kein Engel mehr ein ſanftes Troſtwort reicht,
Der fremd ſich fühlt dem Ruf' der ew'gen Gnade,
Dem mitleidslos der Sternenhimmel ſchweigt;
Er ſteht allein, der Aermſte unter Allen,
Vertrieben aus des Friedens Paradies,
Mit Erd' und Himmel iſt ſein Herz zerfallen,
Seit er die Retterhand verließ.
Ein ſchwaches Rohr, den Stürmen preis gegeben,
Sich aufzurichten ſtets umſonſt bemüht,
Dies iſt das treu'ſte Bild von einem Leben,
Von dem des Glaubens Sonne ſchied.

Doch laßt mich los, ihr düſtern Schattenbilder!
Nimm mich zurück, Du ſüße Unſchuldswelt,
In die der Blick der zarten Freundin milder,
Und ſanft verſöhnt, wie in die Heimath fällt.
O ſieh' was wandelt dort, geſchmückt mit Frühlingskränzen,
So froh daher mit zephirleichtem Schritt?
Hoch wallt die Bruſt, die heitern Augen glänzen!
Die Jugend iſt's, die in das Leben tritt.
Das Herz ſo weit, ſo reich der Liebe Fülle,
So viel umfaſſend ihrer Wünſche Gluth;
Nichts iſt zu fern, es ſtrebt ihr kräft'ger Wille
Getroſt zum Ziel mit hohem Glaubensmuth;
Und wie ſie gläubig zu der Gottheit ſchauet,
So blickt ſie hoffend auf des Lebens Bahn;
Sie iſt ſo rein, ihr volles Herz vertrauet
Der Menſchenwelt ſich unbefangen an.
Noch träumt ſie ſanft; o wache, Menſchheit, ſtöre
Den ſüßen Traum der Kindesſeele nicht!
Sey werth des heiligen Vertraun's, und ehre
Gewiſſenhaft die holde Zuverſicht! —
Doch ſieh', des Lebens Wogendrang umrauſcht
Schon laut und lauter die erwachten Sinne,
Und ſchmerzlich wird's dem jungen Herzen inne:
Mit kalter Wahrheit ſey der ſchöne Traum vertauſcht.
Und heller wird der Blick; das liebewarme,
Kindliche Herz, das, in des Wahnes Luſt,
Nur Engel ſah in jeder Menſchenbruſt,
Es fällt der Wirklichkeit entzaubert in die Arme! —
Bald hemmt den Schritt der Vorſicht weiſe Hand,

Und langſam keimt die Blüthe des Vertrauens.
Heil uns, wenn dann beim Blick des ernſten Ueberſchauens
Der Glaube nicht an Treu' und Tugend ſchwand!
Wenn wir auch da, wo wir zurückgeſchrecket
Von Trug und Täuſchung, erſt betrübt verzagen,
Uns dennoch neu an's Herz des Bruders wagen,
Bis wir in ihm des Beſſer'n Keim entdeckt,
Bis duldſam wir die Schwäche tragen lernen
Im Hinblick auf die eigne, ſchwache Kraft,
Und nicht im Sturm erregter Leidenſchaft
Uns zürnend von dem Strauchelnden entfernen;
So wird er bald zu tiefem Mitleid nur,
Doch nie zu Haß und Rache uns entzünden,
Weil Einer nur die Leiden der Natur
Ermeſſen kann und ihre Heilung finden.

So ſtillt auch hier des Glaubens ſanfte Hand
Das tiefe Weh, das unſ're Bruſt durchſchneidet,
Wenn es bei And'rer Wahn und Unrecht leidet,
Und nirgends Troſt, und nirgends Hülfe fand;
So bricht ſich auch der allerſchärfſte Pfeil
Am Schild, womit uns Gottes Huld bedecket,
Bis uns kein Weh, kein Unrecht mehr erſchrecket,
Weil zugeſichert uns ein ew'ges Heil.
An dieſem Strahl entzünde Deinen Glauben,
O Du, die einſt der Täuſchung Arm umwand,
Um unſers Daſeyns ſchönſtes Segenspfand,
Vertrauen Dir und Hoffnung kalt zu rauben!

Ein feſter Hort beſchirmt der Liebe Reich;
Wie auch bei des Verderbens Ungewittern
Die ſchwanken Säulen unſ'rer Hoffnung zittern,
Der Gottheit Schutz bleibt ſtets an Kraft ſich gleich!
Noch quellet unverſiegt der Gnade Bronnen!
Vernimm, es mahnt, wie leiſes Geiſterwort:
„Nur Dein Vertrau'n, o Menſch, es iſt zerronnen,
Mein warmes Lieben waltet fort und fort!“
O Freundin, nimm es auf in Deine Seele,
Dies Friedenswort, ſo inniglich und wahr!
Wie auch das Herz es zagend ſich verhehle,
Noch ſteht der Liebe heiliger Altar!
O, ſchau' empor in bitterm Reueſchmerz!
Der Glaube naht, Dich freundlich zu umfaſſen,
Und haſt Du ihn einſt zweifelnd auch verlaſſen,
Er nimmt Dich wieder an ſein großes Herz!
Kein Friede iſt, wo finſt're Zweifel walten!
Nur er führt Dich an ſich'rer Hand
Durch dieſes Lebens wechſelnde Geſtalten
Hinüber in das ſtille Palmenland! —

Denn das Leben liegt im Glauben,
Der an Gottes Kraft ſich hält!
Mag der Sturm den Lenz entlauben,
Was die flücht'gen Stunden rauben,
Es gehört nicht ſeiner Welt!

Seine Welt iſt feſt gegründet,
Denn ſie ſtützt das ew'ge Wort.
Was des Sohnes Mund verkündet,
Hat dem Vater uns verbündet;
Leitſtern iſt es uns und Hort.

Darum dring' in ſeinen Segen,
Dring' in ſeine Tiefen ein!
Wenn ſich Gram und Zweifel regen,
Sey es nach Gewitterſchlägen
Lenzhauch Dir und Sonnenſchein!

Bis die Himmelsblüthen ſprießen,
Selig, aus erweichter Bruſt;
Bis ſie ihren labendſüßen
Duft auf Deine Wunden gießen,
Stärken Dich mit Götterluſt.

Dann wirſt Du auf Prüfungsleiden
Fromm und ſtill herniederſeh'n;
Wirſt im Herzen Engelsfreuden,
Ruhig leben, ruhig ſcheiden,
Jubelnd ein zur Heimath geh'n!

Vermiſchte Gedichte.

Gemüth. — Betrachtung.

I. Gemüth.

Still und innig.

Still und innig iſt des Herzens Feier,
Das der Gottheit heil'ge Näh' empfand;
In der Einſamkeit verſchwieg'nem Schleier
Birgt ſie ihr Geheimniß hehr und theuer,
Wie ein koſtbar, heimlich Liebespfand.

Still und innig iſt der Andacht Flehen,
Das um Kraft und Licht und Tröſtung ringt;
Thränen unbelauſchet, ungeſehen,
Dringen ſiegend zu des Himmels Höhen,
Wo des Herren Engel Labung bringt.

Still und innig ſind die ſüßen Freuden,
Aufgeblüht im Schooße der Natur;
Willſt Du ſie im Feſtesſchimmer kleiden,
Werden ferner ſie und ferner ſcheiden,
Ihre Wonne keimt im Stillen nur.

Still und innig iſt der Liebe Weſen,
Schweigend ruht der Himmel ihr im Blick;
Wer von eit'lem Treiben nicht geneſen,
Kann das Wort in ihrem Aug' nicht leſen,
Geht von ihrem Himmel arm zurück.

Still und innig iſt der Güte Walten,
Nicht nach außen ſtrebet ihre That;
Ganz und rein will ſie das Glück behalten,
Frommen Segen heimlich zu entfalten,
Auszuſtreu'n die ſtille Himmelsſaat. —

Still und innig, ja, ſo ſind die Seelen,
Die der Herr in Liebe ſich erwählt.
Laßt uns in dem ſtillen Kreis nicht fehlen,
Stille Freuden, ſtillen Sinn uns wählen,
Von des Herzens Innigkeit beſeelt!

Liebe.

Unſchuld'ge Liebe, die ihr heilig Feuer
An ew'ger Schönheit Himmelsſtrahl entzündet,
Kennt keinen Tod, ſie iſt der Gottheit theuer.

Rein, wie der Seraph vor dem Flammenthrone,
Steht ſie vor dem, der aus der eig'nen Fülle
Sie einſt der Erde gab als ſchönſte Krone.

In ihre ſtille Tiefen ſich verſenkend,
Ermißt ſie ſtaunend ihre Götterkräfte,
Der innern Wunder Allmacht überdenkend.

Sie fühlt's, was unerreichbar ſonſt im Leben,
Zu allen Himmeln, die das Herz entzücken,
Hat ew'ge Huld den Schlüſſel ihr gegeben.

Dem Adler gleich, trägt ſie mit ſtarken Schwingen
Die Seel' empor in heil'ge Regionen,
Wohin die Wolken nicht'gen Grams nicht dringen.

Mild wie die Taube ſchaut mit Friedensblicken
Sie in die Welt, nicht and're Regung kennend
Als das Verlangen, Alles zu beglücken.

So wie das Morgenroth die Sonn' umkränzet —
So geht ein Strahl aus von der Liebe Leben,
Der alles, was ihr nahet, überglänzet.

Sie iſt die ſüße Königin der Erde; —
Jedwedes naht ſich huld'gend ihr zu dienen,
Damit ſie ihrer Herrſchaft inne werde.

Bei ihr nur will des Haines Säng'rin wohnen,
Der Sommer pflegt für ſie die ſchönſten Roſen,
Für ſie flicht Lenz die reichſten Blüthenkronen.

Die Gottheit ſelbſt haucht, lieblich ſie zu ſchmücken,
Die Wang' ihr an mit ew'ger Jugendſchöne,
Und taucht ihr Aug' in ſeliges Entzücken.

So ſteht ſie da, ſich zaghaft in ſich ſchmiegend,
Und doch, wenn ſie den Himmelsblick erhebet,
Mit einem Blick die ganze Welt beſiegend.

Sie iſt von Gott, ſie fühlt's und wird nicht wanken,
Will Zweifel auch auf ſie die Pfeile zücken;
Sie weiß ihr Reich, kennt keine Erdenſchranken.

Sie iſt die ſelt'ne, ſchöne Wunderblume,
Die aus der Erde Boden aufgekeimet,
Das Haupt erhebt zu Gottes Heiligthume;

Die hier uns labt mit ſtillen Seligkeiten,
Und dann als Engel Oben unſer harret,
Uns in ihr ſchönes Vaterland zu leiten.

Drum hochgeſegnet wer aus ihrem Bronnen
Sich Leben trinkt! Er zög're nicht und trinke,
Er trinkt aus ihm den Vorſchmack ew'ger Wonnen.

Und will die Zeit den lichten Traum berühren:
Getroſt! Einſt wird beſiegend alle Zeiten
Die Lieb' als Herrſcherin den Scepter führen!

Geheimniß

Wer nennet mir das zarte Band,
Von Engeln gewoben mit leiſer Hand,
Unſichtbar jedem Menſchenblick,
Doch feſt und wahr wie des Himmels Glück? —

— Still ſchmiegt ſich's um die Menſchenbruſt,
Zieht Seele an Seele unbewußt;
Kann keiner die dunkle Gewalt auch erklären:
Er muß ihrem heiligen Zuge gewähren.

Wer ſchließt des Blickes Macht mir auf,
Von der Seele ſteigend zum Aug' hinauf?
Das Wort, ſo dunkel und doch ſo wahr
Wie ein Schwur, verbürgt von der Engel Schaar?

— Still fällt er in des Herzens Grund,
Giebt ſeine Allmacht der Seele kund;
Was keine Sprachen der Sterblichen nennen,
Kann Liebe im Blicke der Liebe erkennen.

Wer deutet mir das Morgenroth,
Das Leben wecket aus Nacht und Tod?
Der Hoffnung erſten Schimmer — ſo ſüß
Wie Engels Grüße vom Paradies? —

— O, wem der ſelige Aufgang gelacht,
Wem die Liebe geleuchtet in ſeine Nacht:
Durch alle Himmel, durch alle Zeiten
Wird Sehnſucht nach ihr die Flügel breiten.

Sterne und Menſchenherz.

Ihr lieben Sterne ſagt mir an,
Was zieht mir ſo das Herz hinan
Zu eu'rem Himmelslichte?
Ich ſteh' und leſe ſtillbeglückt
Was Gottes Liebe ausgedrückt
In eurem Angeſichte.

'S iſt eine wunderbare Schrift,
Und jede ihrer Züge trifft
Das Herz im tiefſten Grunde.
Der Gram wird leicht, die Hoffnung hebt
Die müden Schwingen neubelebt
Von eurer Himmelskunde.

Sagt Sternlein mit dem milden Blick,
Wißt ihr denn auch von Menſchenglück,
Von Menſchenluſt und Schmerzen?
Ihr ſeht ſo vielberedt herab,
Als ob euch Gott den Schlüſſel gab
Zum ſtillen Menſchenherzen.

Ich weil' und ſchaue ſtill empor!
O lüftet doch den lichten Flor,
Daß ich euch recht verſtehe!
Die Arme heb' ich unbewußt,
Es zieht mich, wie an Freundesbruſt,
Empor zur Himmelshöhe.

Die Sterne.

Ja, Menſchenkind, wir lieben Dich,
Wir lieben tief und inniglich,
Und winken nicht vergebens.
Auch uns iſt eine Schrift bekannt,
Geſchrieben von des Ew'gen Hand,
Mit Zügen lichten Lebens.

Im Menſchenaug', in Menſchenbruſt,
Da leſen wir mit Weh' und Luſt
Voll Trauer und Entzücken.
Gott hat zu Engeln uns beſtellt,
Wir mahnen an die Heimathwelt
Mit ſtillen Liebesblicken.

Und was ihr in den Sternen ſchaut,
Was Wonne in das Herz euch thaut,
Was ahnend euch belebet:
Uns iſt noch Schön'res aufgethan,
Das Herz iſt, das ſich himmelan
In Lieb' und Andacht hebet.

Und wichtiger iſt Menſchenherz
Und Menſchenglück und Menſchenſchmerz
Als alle Himmelszeichen!
Drum, liebe Herzen, wahrt euch rein!
Wir wollen euch als Engelein
Nie von der Seite weichen!

Erkennen.

O, laß mich leſen immerdar
In Deinem Angeſicht!
Dort wird mir Deine Seele klar
Im Auge hell und licht.

Die Lippe ſteht in fremder Hut,
Verbirgt mir Freud' und Schmerz;
Doch in dem Auge wahr und gut,
Leſ' ich Dein ganzes Herz.

'S giebt ein Geheimniß wunderbar,
Nur Wenigen bekannt,
Verwandten Seelen wird es klar,
Heißt: Gruß vom Heimathland.

Heißt Seelenliebe, aufgeblüht
In einem frühern Seyn,
Zum Bündniß, das kein Auge ſieht,
Das nur in Gott will ſeyn.

Und wem ein ſolcher Blick getagt,
Der folget unbewußt,
Und ziehet harmlos, ungefragt,
Die Freundin an die Bruſt.

Der Freundſchaftsbund.

Ich hab' ein off'nes Angeſicht
Und kann Dir nichts verhehlen;
Was auch verbergen will der Mund,
Zu ſchnell giebt es mein Auge kund,
Was ſollt' ich lang' mich quälen?

„Trägſt Du ein offnes Angeſicht,
So ſchenk' ich Dir Vertrauen!
Was lauter iſt, verſteckt ſich nicht;
Nur auf ein Auge frei und licht
Kann ich voll Hoffnung bauen!“

Ich gehe einen graden Schritt,
Ein wenig raſch zuweilen;
Schleichwege künſtlich und gedreht
Mein ſchlichtes Weſen nicht verſteht,
Ich kann ſie nimmer theilen.

„Und gehſt Du einen graden Schritt,
So bin ich Dein Begleiter!
Laß Andre ziehen kreuz und quer
Mit ſeiner Vorſicht hin und her,
Wir wandern leicht und heiter.“

Einfältig bin ich, weiß nicht Glanz
Und Ehr' und Ruhm zu ſchätzen,
Doch winket mir vom Sternenlicht
Ein friedlich Himmelsangeſicht,
So kann mich's hoch ergötzen!

„So wollen wir den Himmel denn
Und nicht die Welt befragen!
Die Einfalt iſt ein Fremdling hier,
Doch wo ſie weilt, da muß ich ihr
Mein Herz entgegentragen."

Ich habe einen leichten Sinn,
Entfliehe gern den Grillen:
Ich denke, wenn die Blume ſinkt,
Daß Gottes Huld ſie wiederbringt,
Und kann die Thränen ſtillen.

„Und denkſt Du ſo, ſo werden wir
Durchwandern leicht das Leben!
Es iſt ein frommes, ſtarkes Herz,
Das über Erdendruck und Schmerz
Sich muthig kann erheben!"

Nach Gunſt der Welt geht nicht mein Sinn,
'S iſt ein bedenklich Streben!
Doch wüßt' ich ein getreues Herz,
Ich wollte mich in Freud' und Schmerz
Herzinnig ihm ergeben.

„Und ſuchſt Du ein getreues Herz,
So haſt Du es gefunden!
Wer gleichen Schritts durchs Leben geht,
Beim erſten Blicke ſich verſteht,
Das hat ein Gott verbunden!“

Mit einem Epheuzweig.

Sieh' dieſes Zweiglein zart und klein,
Das pflanz' ich vor Dein Fenſterlein!
Hinſterben muß es, oder ſich
Anſchließen feſt und inniglich.
Wohl lohnet es mit friſcher'm Grün
Jedwedes freundliche Bemüh'n,
Und pflegſt Du es nur dann und wann,
So wächſt's wohl höher bald heran;
Doch wenn Du ſein auch gar nicht denkſt,
Ihm ſelbſt kein Tröpfchen Labung ſchenkſt:
So nimmt es dennoch ſeinen Lauf
Mit ſchwacher Kraft zu Dir hinauf,
Und läßt nicht ab durch alle Zeit
Von Treue und Beharrlichkeit.

So bleibt ein Herz, an Liebe reich,
Bei Freud' und Leid ſich treu und gleich,
Es kann nicht wenden ſeinen Blick,
Sein ſtilles Lieben iſt ſein Glück.
Und wo das Epheu einmal ſich
Hat angeſchmiegt herzinniglich:
Da trennt nicht Froſt noch Sturm es ab,
Dieſelbe Stelle wird ſein Grab.

— So iſt auch treuer Liebe Sinn! —
Drum, blickſt Du auf dies Zweiglein hin:
So denk': es iſt der Freundin Bild,
Das ſich in dieſes Grün gehüllt.

Des Mädchens Wahl.

Schneeglöckchen.

Auf, Schweſterchen! hörſt Du's nicht klingen und läuten?
Das ſoll Schneeglöckchens Freude bedeuten!
Ich zittre und bebe vor Frühlingsluſt
Und öffne der Sonne die ſelige Bruſt,
Und kann es nicht laſſen die Glöcklein zu regen
Und auszuläuten den Frühlingsſegen.
Vernimmſt Du, o Veilchen, den feſtlichen Klang?
Das iſt meiner Liebe lautjubelnder Dank.

Veilchen.

Laß ſtill mich, o Schweſter, zur Seite Dir blühen,
Nicht jedem Entzücken ward Sprache verliehen,
In Düften ſtrömet mein Leben dahin,
Doch kann ichs nicht ſagen, wie glücklich ich bin.
Und kommt die göttliche Sonne gegangen,
So rollt mir ein Thränlein über die Wangen,
Muß ſelig weinen, weiß nicht warum;
Ach, meine Liebe — ſie iſt wohl ſtumm?

Mädchen.

Schneeglöckchen, Veilchen, ich hab' euch vernommen,
Bin ſtill herab in das Thal gekommen,
Sah Veilchen Dich ſinnig am Hügel ſteh'n,
Und hab' Dich zur Blume des Herzens erſeh'n!
Schneeglöckchen, Dich mögen die Schweſtern brechen,
Ich kann nur wie Veilchen empfinden und ſprechen,
Wie Veilchen lieben, wie Veilchen vergeh'n,
Stillinnig die Düfte des Herzens verweh'n.

Die Nachtviole.

Unbeachtet, überſehen
In dem bunten Blumenbeete
Seh' ich bis zur Abendröthe
Still die Nachtviole ſtehen;

Iſt ſo trüb, weiß nichts zu ſagen,
Hängt das Köpfchen wie im Traume,
Während froh zum Himmelsraume
Tauſend Blumenhäupter ragen.

Mag die Sonne alle Strahlen
Ihrer Schönheit euch verbinden,
Aller Kelche zu entzünden,
Mit der Sehnſucht heißen Qualen;

Mag ſie alle Blumenaugen
Feſſeln mit den Herrſcherblicken,
Bis mit liebendem Entzücken
Leben ſie aus ihr nur ſaugen:

Schweigend, ohne Beifallszeichen,
Kalt, gefühllos, unverblendet,
Steht die Nachtviol', und wendet
Still das Haupt, ihr auszuweichen.

Schmiegt ſich feſter nur zuſammen,
Wahr't die Kelche, ſtrengbefliſſen
Aug' und Lippe zu verſchließen,
Bis verglüht die goldnen Flammen.

Biſt Du herzlos, arme Blume?
Daß Du keinen Blick geweihet
Ihr, der Alles Weihrauch ſtreuet
In der Schöpfung Heiligthume?

Und die Sonne ſteigt hernieder,
Stiller wird's auf Thal und Auen,
Laue Thauesperlen thauen
Kühlend von der Nacht Gefieder:

Da verklärt ſich das Gefilde,
Und in lichter Wolken Kranze
Naht, umwallt von keuſchem Glanze,
Luna's Bild voll Huld und Milde.

Da erſchließet die getreue
Nachtviole ihre Blüte,
Daß ſie alle Schönheit biete,
Opfernd ihre Düfte ſtreue.

Unaufhaltſam ſtrömt ihr Leben
Aus des Herzens reicher Fülle,
Kündend in der nacht'gen Stille
Welcher Liebe ſie ergeben.

Nur ein Auge bricht ihr Schweigen;
Unbeachtet, — unverſtanden,
Schlummert ſie in Traumesbanden,
Bis ſich Luna's Blicke zeigen.

So, o Freundin, liebt die Blume,
Die ich kalt und herzlos nannte,
Ihrer Liebe Opfer brannte
In verſchwieg'nerm Heiligthume.

Und ſo liebt, was zart und ſtille, —
Nur von einem Blick erſchauet,
Einem Weſen nur vertrauet,
Treu bewahrt des Herzens Fülle.

Philomelens Todtenfeier.

Laß mich weiter wandern, laß mich ſcheiden,
Friedlich ſcheiden mit des Lenzes Pracht,
Eh' die ſüßen Blumen ſich entkleiden,
Eh' der rauhe, kalte Nord erwacht!

Meine Liebe zog in ferne Räume,
Und der Liebe zieht das Leben nach,
Ausgeträumt ſind meine Lenzesträume,
Seine Lieder ruft kein Morgen wach.

Laßt mich weiter wandern, laßt mich ſcheiden,
Kann nur weilen, wo die Roſe blüht,
Mit der Roſe welken meine Freuden,
Mit der Freude ſtirbt der Säng'rin Lied.

— Und im Haine wird es ſtill und traurig;
Durch die Eichenwipfel, dichtbelaubt,
Ziehen Abſchiedsſeufzer bang' und ſchaurig,
Jedes Hälmchen neigt betrübt das Haupt.

Schmetterling, als Herold abgeſendet,
Hat den Trauermantel angelegt,
Zu den Blumen iſt ſein Flug gewendet,
Langſam naht er, ernſt und grambewegt.

Läutet, ruft er, Glöcklein all' im Thale,
Hüllt ihr Blumen Euch in Trauer ein!
Bergt Euch vor dem heitern Sonnenſtrahle,
Ungeſtörter Wehmuth Euch zu weih'n!

Nachtigall, die holde, iſt geſtorben,
Sie, die Stimme unſern Wonnen lieh,
Sie, die Aller Liebe ſich erworben,
Sie, die Tochter ſüßer Harmonie.

Laßt uns ſtill das Todtenamt vollziehen,
Und, — wie ſie der Kronen ſchönſte Zier
Unſrer Liebe, unſerm Lenz verliehen:
Weiht die ſchönſten, reichſten Düfte ihr!

Roſenperlen.

In ſchönen Tagen ſah' ich euch erblühen,
Ihr Roſen jener reichgeſchmückten Flur!
Jetzt wahr' ich euch als ſchwarze Perlenſchnur, *)
Doch kann der ſüße Duft euch nicht entfliehen.

So war mir einſt ein ſüßes Glück geliehen;
Es ſchwand, jedoch den äußern Sinnen nur.
Sein inn'res Seyn war göttlicher Natur,
Und durfte mit dem Lenze nicht verblühen.

Wie aus der Roſe Staub ein Geiſt erwacht,
Deß ſüßer Hauch den Lenz weit überdauert:
So die Erinn'rung aus dem Grab der Zeiten.

Unſterblich iſt der Liebe heil'ge Macht;
Sie beut, wenn Trennung uns und Tod umſchauert,
Noch einen Quell von ſtillen Seligkeiten.

---

*) Bekanntlich werden aus Roſenblättern ſchwarze, wohlriechende Perlen verfertigt.

Das ſtumme Herz.

Was ſchweigt ſo tief als Grabesſtille?
Was iſt noch ſtummer als die Nacht?
Die Lieb' iſt's, deren Schmerzensfülle
Der heil'ge Ernſt der Pflicht bewacht.

Der Himmel darf in Thränengüſſen,
Es darf der Wolken ſchwüles Heer
In heißen Gluthen überfließen,
Aufſeufzen darf das tiefe Meer;

Die Blume darf ihr Antlitz zeigen,
Iſt es von Thränen gleich bethaut,
Der ſtumme Schwan bricht einſt ſein Schweigen
In einem tiefen Schmerzenslaut;

Doch mit verſchloß'nem Munde übet
Den ſtrengen Opferdienſt die Pflicht,
Und trägt den Traum, den ſie geliebet,
Auf den Altar — und weinet nicht.

Und weinet nicht! Die Himmel meſſen
Allein ihr Weh' und ihren Sieg,
Und können nicht den Blick vergeſſen,
Der mit dem Opfer aufwärts ſtieg.

Der Himmelsbote.

Da ſteh' ich nun auf fremder Flur,
So weit von Dir geſchieden!
Ach nirgends Deines Wandels Spur!
Ach nirgends Troſt und Frieden!

Hier grünt kein Baum, der über Dir
Sein Laubdach ausgebreitet,
Hier lächelt keine Blume mir,
Die Deinen Pfad bekleidet.

Den Wieſengrund, die grünen Höh'n,
Du haſt ſie nie durchwallet,
Nie hat in dieſer Lüfte Weh'n
Dein theures Wort geſchallet.

Fremd bleibet alles rings umher!
— Kein Abglanz froher Stunden
Erquickt das Herz, ſo bang', ſo ſchwer,
Es krankt an Trennungswunden.

Doch ſieh', welch milder Himmelsſtrahl
Lacht dort aus dunklen Zweigen?
Will lindernd meiner Sehnſucht Qual
Ein theures Bild ſich zeigen?

Es iſt mein Stern, mein Abendſtern!
Still flammt er in die Höhe,
Damit auf Alle, nah' und fern,
Sein Auge niederſehe.

Es iſt daſſelbe Himmelslicht,
Das mich und Dich umfloſſen,
Der Strahl, der um Dein Angeſicht
Verklärungsglanz gegoſſen.

Oft fand dies Licht uns Hand in Hand,
Verſenkt in ſel'ges Schauen;
Als ſuchten wir das Vaterland
Der Lieb', in ſeinen Auen.

Und noch blickt er auf Dich und mich
Auf weitgetrennten Wegen,
Und ſtreut auf mich, und ſtreut auf Dich
Denſelben Himmelsſegen.

O, ſey gegrüßt viel tauſendmal!
Gegrüßt in Schmerz und Freuden,
Du lieber, Du vertrauter Strahl,
Du Zeuge froher Zeiten.

Nichts iſt mehr fremd, nichts iſt mehr kalt,
Seit Du mir aufgegangen,
Es hält mit ſüßer Allgewalt
Dein Zauber mich umfangen.

Und leiſ' ertönt's wie Melodie:
„Wenn nichts zum Troſt Dir bliebe:
An Himmelsboten fehlt es nie
Der treuen, frommen Liebe.“

Könnt' ich Dein vergeſſen?

Könnt' ich Dein vergeſſen,
Meines Lebens Licht?
Müßte von den Freuden
Der Erinn'rung ſcheiden,
Jeden Klang vermeiden,
Der zum Herzen ſpricht!

Könnt' ich Dein vergeſſen,
Meines Lebens Licht?
Alle Lichtgeſtalten,
Die ſich mir entfalten,
Müßten bleich erkalten
Wie ein Traumgeſicht.

Könnt' ich Dein vergeſſen,
Meines Lebens Licht?
Müßt' von Lied und Tönen,
Ach, von allem Schönen
Aug' und Ohr entwöhnen,
Flieh'n der Schöpfung Licht.

Könnt' ich Dein vergeſſen,
Meines Lebens Licht? —
Schweigend, ohne Klagen
Kann ich Leid ertragen,
Sterben wohl, entſagen,
Doch — vergeſſen nicht!

Pilgerlieder.

I.

Der Pilger und die Granatbäume.

Pilger.

Was ſchaut ihr mich ſo traurig an,
Ihr Kinder fremder Zonen?
Was ſchüttelt ihr ſo trüb' und ernſt
Die reichbelaubten Kronen?
Mir iſt als müßt' ich es verſteh'n,
Was eure Zweige flüſternd weh'n!

Die Blüte ſproßt, doch blaß und ſiech,
Kann nicht in Gluth entflammen;
Die Frucht, erzeugt in fremdem Land,
Schrumpſt keimend ſchon zuſammen,
Und wie in düſterm Traume ruht
Das Haupt in ſeiner Düfte Fluth.

Granatbäume.

Wohl ſtehen in Gedanken wir
Und ſtillem Weh verſunken!
Wir träumten von dem Himmelsſtrahl,
Den ſelig wir getrunken,

Dem gold'nen Strahl, der uns geweckt,
Und uns mit Blüten überdeckt.

Doch ſag', was hat ſolch Mitgefühl
Im Herzen Dir erreget?
Verletzt Dich auch des Nordes Hauch,
Der ſchaurig uns beweget?
Und träumſt auch Du vom wärmern Strahl
In banger Sehnſucht Luſt und Qual? —

Pilger.

Wohl bin ein Fremdling ich wie ihr,
Ihr armen, edlen Bäume!
Vom ſchönen Vaterland verpflanzt
In unbekannte Räume,
Und was im Mark euch nagt und wühlt,
Ich hab's im Herzen auch gefühlt!

Das Heimweh iſt ein tiefes Leid,
Verräth ſich auch im Schweigen.
Es prägt ſich aus im Menſchenblick,
Wie in des Baumes Zweigen.
Fremdlinge aber finden ſich
Schnell unter jedem Himmelsſtrich.

2.

Wallfahrt.

Weit komm' ich her, und weit und weiter
Führt mich mein Weg durch Thal und Höh'n,
Der Pilgerſtab iſt mein Begleiter,
Und nirgends darf er ſtille ſteh'n.

In eine lichte, goldne Ferne
Verliert ſich der Erinn'rung Traum,
Da ſteigen ſüße Morgenſterne
Empor aus tiefverhülltem Raum;

Doch nimmer darf ihr Strahl verweilen,
Sie blitzen auf, und zieh'n dahin,
Und Wehmuth und Verlangen theilen
Die Seele nur von Anbeginn.

Es drängt ein lautes, reges Leben
Verwirrend ſich um meinen Pfad,
Will bunten Schimmer um mich weben,
In dem verſteckt die Täuſchung naht;

Ich ſeh' es flimmern, hör' es klingen,
Das leicht verlockend ſüße Spiel,
Ich will die Bande um mich ſchlingen,
Bethören Sinne und Gefühl;

O, neige hülfreich Dich hernieder,
Du ſtille, unſichtbare Welt!
Umgebet mich, Ihr Himmelsbrüder,
Die Gott dem Pilger zugeſellt!

Ein leitend Wort iſt uns gegeben,
Es webt und wirkt aus Tief' und Höh'n;
Doch immer ſtört das laute Leben
Des Himmelsgeiſtes leiſes Weh'n.

O, locket mich Ihr ſüßen Töne,
Führt meinen Fuß auf rechte Bahn,
Zieh' mich mit Deiner lichten Schöne,
Du ſtille Geiſterwelt, hinan!

3.

Ahnung.

Könnt' ich Allen, Allen doch erzählen
Von dem ſtillen, ſüßen Himmelsleben,
Das wie Sternenlicht durch Erdennächte
Mir von fernen, lichten Welten ſchimmert!

Könnt' ich doch den goldnen Vorhang lüften,
Künden Euch das ſelige Geheimniß,
Heimwehkrank umfaßten wir uns Alle,
Und dies Siechthum brächte uns Geneſung.

Und es würde ſterben Wunſch und Sorge,
Alles eitle Streben, Dichten, Ringen,
Das gleich durſtig, breiten Wurzelranken
Seinen Arm um Staub und Erde ſchlinget.

Und gleich edlen Palmen, lichtumfloſſen,
Würden wir das hehre Haupt erheben,
Selig, wandellos das Auge richten
Nach dem ſchönen, lichten Himmelsleben.

1.

Die Begegnung.

Ich kenne einen Bronnen,
Der macht ſo wohlgemuth,
Das hellſte Licht der Sonnen
Weicht ſeiner Silberfluth.
Des Himmels Tiefe blicket
Aus ſeinem klaren Grund,
Und wer dort ſchöpft und trinket,
Dem wird das Herz geſund.

Sey, Pilgerin von Oben,
Am heil'gen Quell gegrüßt!
Er, der den Stein gehoben,
Ihn nimmermehr verſchließt.
Frei fließt die Lebenswelle
Hinab von Land zu Land,
Und heilig iſt die Stelle,
Wo Dich mein Auge fand.

Es geht ein Bundeszeichen
Durch ſtille Seelen hin,
Feſt ſoll die Hand ſich reichen,
Wer Eins an Herz und Sinn.
Wir aber ſchöpfen Beide
An heil'ger Quelle Rand,
Dies eint in Leid und Freude
Auf immer unſ're Hand.

5.

Zugvögel.

Die Pilger.

Wohin ihr Wandrer frei und ſchön
Im Himmelsraum dort Oben?
Sehnſüchtig iſt zu euren Höh'n
Der Pilger Blick gehoben.
Wie ſelig ſchwebt der leichte Zug
Mit goldner Morgenwolken Flug!

Die Vögel.

Wir wandern ohne Aufenthalt,
Geſellt in Lieb' und Hoffen,
Es hatte uns der Nord ſo kalt
Die warme Bruſt getroffen;
Da wogte Frühlingsduft daher
Uns lockend über Land und Meer.

Die Pilger.

O ſchaut, wir ſtehen Hand in Hand
Von gleichem Weh durchdrungen!
Auch uns iſt von dem fernen Land
Ein ſel'ger Ruf erklungen;
Ach fänden wir die Wege auch,
Geführt von ſüßem Lenzeshauch!

Die Vögel.

Merkt auf! Ein Engel zieht voran
Auf lichten Wolkenringen,
Die Ferne hat er aufgethan,
Gehoben uns die Schwingen.
Mit Sehnſucht füllt' er unſer Herz,
Und hob es gläubig himmelwärts.

Und zieht euch gleiches Sehnen fort
Nach ſchöner'm Liebesleben:
So mögt ihr zu der Heimath Port
Getroſt die Schwingen heben!
Ein Engel zieht auch Euch voran,
Und zeigt der Liebe ihre Bahn!

6.

Pilgergruß.

Sag' an, in welchem ſchönen Lande
Hat Dich mein Blick gekannt,
Eh' ich als Pilger im Gewande
Des Irdiſchen Dich fand?

Warſt Du auf einem beſſern Sterne
Mir brüderlich vereint?
Und hab' ich darum nach der Ferne
So bitterlich geweint?

— Von einem ſchönen, lichten Leben
Erzählet mir Dein Wort,
Der Sehnſucht Schwingen zittern, beben,
Zur Heimath zieht mich's fort.

Ach, könnt' ich mit Dir aufwärts ſteigen
Aus dieſer engen Welt,
Dorthin, wo Gram und Kummer ſchweigen,
Wo jede Schranke fällt.

Wo nicht von langem Kampf ermattet
Des Herzens Kraft erliegt,
Wo Traum und Wahrheit eng' ſich gattet,
Sich Seel' an Seele ſchmiegt.

Wo Stürme nicht die Blüten knicken,
Die zarte Hoffnung nährt,
So ſich bei ew'gen Sonnenblicken
Das Leben neu verklärt.

O, nimm mich mit zu jenen Höhen!
Reich, Bruder, mir die Hand!
Du haſt den Himmel ſchon geſehen,
Den ich nur ahnend fand.

Führ' mich hinauf zu Licht und Freude
Durch Kampf und Erdenſchmerz —
Führ' mich hinauf! Wir ſuchen Beide
Heimath und Vaterherz!

7.

Liebe Nähe.

Ich weiß es nicht wie mir geſchehen,
Mir iſt ſo wohl bei Dir,
Und kann ich Dir in's Auge ſehen,
Wird's licht und hell in mir.

Gar viele wollen mich erquicken
Mit Lehre Wort und That,
Doch manches ſpricht aus ihren Blicken,
Das nichts vom Himmel hat.

Doch Dir im Blick, doch Dir im Herzen
Wohnt tiefer, frommer Sinn,
Hell ſtrahlet er, wie Himmelskerzen
Durch all' Dein Walten hin.

Nicht Worte brauchſt Du, zu bezeigen
Was Lieb' und Glaube ſey!
Man ſieht's, Dir iſt das Kleinod eigen
In Innigkeit und Treu'.

Das iſt die Allgewalt der Wahrheit,
Die jeden Schein verſchmäht,
Die anſpruchlos, in ſtiller Klarheit,
Ein Stern, durchs Leben geht.

Die wie ein Stern uns nach ſich ziehet
Zur lichten Sonnenbahn,
Mit Lebenskräften uns durchglühet,
Uns winket himmelan.

O, laß mich Dir zur Seite ſtehen,
Mir iſt ſo wohl bei Dir!
Und kann ich Dir in's Auge ſehen,
Wird's licht und klar in mir.

8.

Die erſte Nachtigall.

Wir gingen durch den Frühlingshain
In wonnevollem Schweigen;
Thautropfen hingen, demantrein,
An Blumen und an Zweigen.

Der Flieder ſtrömte Balſamhauch
In leichtbewegte Lüfte,
Es wogt' und wankte Baum und Strauch
Voll Blüten und voll Düfte.

Wir ſtanden an des Hügels Rand,
Verſenkt in ſel'ges Schauen,
Tief unten floß des Stromes Band
Durch morgenhelle Auen.

Dein Auge flog dem Himmel zu,
Und dann zu mir hinüber,
Und niemand war als ich und Du
Und Gottes Aug' darüber.

Da flötete die Nachtigall
Aus ſchattigen Gehegen,
Sie flötete mit ſüßem Schall
Den erſten Frühlingsſegen.

Wir ſah'n uns an, den feuchten Strahl
Der Wonne in den Blicken,
Wir ſah'n uns an wohl hundertmal.
Mit kindlichem Entzücken.

Gott war in uns, und wir in ihm,
Das ſtand im Aug' geſchrieben,
Als Kinder ſtanden wir vor ihm,
In ſchuldlos, reinem Lieben.

O ſüßes, hehres Morgenlicht,
O Stunde ſel'ger Freuden,
Wir ſahen Gottes Angeſicht,
Und können ruhig ſcheiden!

9.

Heimweh.

Ach, ſchöner Frühling! laß mich bei Dir wohnen!
Du ſollſt des Pilgers Heimath ſeyn!
Der Frühling ſchüttelt die Kronen
Und ſieht gar ernſt darein:
„Kannſt, Pilger, wohnen nicht bei mir,
„Ich raſte wenig Tage hier,
„Kann Deine Heimath nicht ſeyn!“

So laß, o Liebe, laß mich Hütten bauen!
Bei Dir ſoll meine Heimath ſeyn!
Der Liebe holde Augen ſchauen
In ſtummer Wehmuth darein:
„O zögre noch, Dir Hütten zu bau'n!
„Bin, Pilger, nicht von dieſen Au'n!
„Ein andres Reich iſt mein!“

Der Pilger nimmt den Stab und wallet
Geduldig ſeinen Pfad;
Doch wenn der Nachtigall Lied erſchallet
Und der Liebe Stimme ſich naht:
Dann ergreift ihn das Heimweh alſobald,
Und er nimmt den Pilgerſtab und wallt
Stillweinend ſeinen Pfad.

10.

Wunſch.

Könnt' ich mit Dir ſeyn und bleiben,
O wie freundlich wär' die Welt!
Sturm und Wetter möchten treiben;
Könnt' ich mit Dir ſeyn und bleiben,
Wär' mein Himmel aufgehellt.

Könnt' ich Dir ins Auge ſchauen,
Reiner, beſſer würd' ich ſeyn!
O wie wollt' ich Dir vertrauen!
Könnt' ich Dir ins Auge ſchauen,
Würde jeder Segen mein!

Könnt' ich ſtets Dein Wort vernehmen,
Ruhig ging ich meine Bahn.
Wollte nie mich ängſt'gen, grämen,
Könnt' ich ſtets Dein Wort vernehmen,
Sich'rer wallt' ich himmelan.

Könnt' ich Segen Dir erflehen,
Meine Freuden gäb' ich hin!
Müßt' ich ſelbſt in Schmerz vergehen,
Könnt' ich Segen Dir erflehen,
Würde Leiden mir Gewinn!

Könnt' ich Dir zu Liebe ſterben,
Ach das wär' ein ſchönes Glück!
Mögen And're Lieb' erwerben!
Könnt' ich Dir zu Liebe ſterben,
Selig pries ich mein Geſchick!

11.

Traum.

Mir traumte, daß Du uns von Gott
Zum Engel ſey'ſt gegeben!
Durch grauenvolle Dunkelheit
Zu Klippen, himmelhoch und weit
Sah ich den Pfad ſich heben.

Mit lichtem Schild zogſt Du voran,
Wir folgten, ſanft geleitet.
Da riß die ſchauervolle Nacht;
Ein Thal voll Glanz und Morgenpracht
Lag vor mir ausgebreitet.

Und Morgenröthen flammten auf,
Und Blütendüfte wallten;
Es war, als ſollte glanzumhüllt
Ein ſelig Paradieſesbild
Entzückend ſich entfalten.

Da warfſt Du ab das Pilgerkleid; —
— Ein lichter Himmelsbote
Hobſt Du das junge Flügelpaar;
Es flatterte Dein gold'nes Haar
Im hellen Morgenrothe.

Und einen weißen Blütenzweig
Bogſt Du auf mich hernieder.
Ein Wort entſchwebte Deinem Mund; —
Ach, keine Sprache giebt es kund,
Und nimmer hör' ich's wieder.

Da ſchwand der Traum; in Nacht zerrann
Das liebliche Gebilde.
Wohl kenn' ich ſie die ſteilen Höh'n,
Auch weiß ich, Du wirſt mit uns geh'n
Mit unſichtbarem Schilde.

Gebetes Kraft iſt Engelhort
Und führt zur Sonnenhelle; —
Doch jene Blüte hehr und rein
Soll ſie das Bundeszeichen ſeyn
An Edens leichter Schwelle?

Ach, jenes wunderbare Wort,
Wer wagt es zu erkennen?
Still ruft es tief in meiner Bruſt:
Ich bin des Kleinods mir bewußt,
Doch nimmer kann ich's nennen.

12.

Abſchied.

So willſt Du ſchon den Fittig breiten,
Du, meiner Liebe ſüßes Bild?
O, ich vergaß das Loos der Zeiten!
Dein Scheiden hat es mir enthüllt.

Es deckt den Hain ein düſt'res Schweigen,
Des Lenzes Blumen — ſie vergeh'n.
Der Engel muß zum Lichte ſteigen,
Der Pilger einſam weiter geh'n.

Wohl darf der Himmel ſich entfalten,
Doch ach, nur einen Augenblick!
Nicht im Beſitzen und Behalten
Beſteht des armen Pilgers Glück.

Nichts nennt er ſein auf dieſem Runde,
Erſcheinung iſt's, was ihn umgiebt,
Er lebet nur die kurze Stunde,
In der er Himmliſches geliebt.

Es ſei, was Leben uns geſpendet,
War gottentſtammt und gottgeſandt.
Der Himmelsboten Segen endet
Nicht mit dem Glanz, der uns entſchwand.

Drum ſegn' ich Dich in Lieb' und Freude,
Und trockne ſtill die Thränen ab,
Gott bleibt, wenn ſeine Engel ſcheiden,
Des Pilgers Führer, Troſt und Stab.

Ich will nicht trauren, will nicht fragen,
Will träumen ſüß von Heimathsglück;
Die Liebe ließ den Himmel tagen,
Der Himmel giebt ſie uns zurück.

II. Betrachtung.

Dichter-Glück.

Die Knospe birgt der Blüten reiche Fülle,
Bis ſie befreit der Sonne mildes Licht;
So unbewußt ruht in des Buſens Stille
Manch zart Gefühl, dem nur das Wort gebricht;
Da naht, daß es den innern Lenz enthülle,
Des Sängers Lied; und wie es zu uns ſpricht,
Stürzt bald der Geiſt, befreit die dunklen Schranken;
— Der Dichter leiht die Sprache den Gedanken.

Im Wechſeltanze raſch bewegter Stunden
Schlingt Schmerz und Luſt um uns ihr wechſelnd Band,
Ob Freuden uns bedrängen, oder Wunden:
Das Herz für Beide ſelten Worte fand.
Da tönt ein Lied, und ſieh'! was wir empfunden,
Wir ſehen es verſtanden und erkannt,
Verſchwiſtert grüßen Wonnen ſich und Schmerzen,
— Der Dichter wird der ſtille Freund der Herzen.

Und zu dem fernen, weiten Himmelsbogen
Hebt unſ're Sehnſucht fragend oft den Blick;
Zum Unſichtbaren fühlt ſie ſich gezogen,
Wie nach entſchwund'ner ſüßer Heimath Glück.
— Da naht es wie auf leiſer Töne Wogen,
Und zu der Lichtwelt trägt es uns zurück, —
— Es iſt ein Lied aus gottgeweihtem Munde;
Der Dichter bringt von ſeinem Himmel Kunde.

Und dieſe Bande werden ſtets umſchlingen
Sein inn'res Leben und die Menſchenwelt.
Das kleinſte Lied hebt muthig ſeine Schwingen,
Denn frohe Hoffnung iſt ihm zugeſellt;
Und eine Heimath will es ſich erringen
In frommen Herzen gründen ſeine Welt,
Und Allen ſagen, die der Raum geſchieden,
Wir grüßen Euch in Liebe, Glaube, Frieden!

Die Jahres-Zeiten.

Sonetten-Kranz.

Maimorgen.

Wach' auf! Wach' auf! Wir alle ſind zur Stelle!
So ruft im Hain, ſo ruft im Wieſengrunde
Der Blumen Schaar mit ungeduld'gem Munde,
Daß ſie zum Feſt der Maien ſich geſelle.

Da flammt ſie auf in ſchöner Morgenhelle
Der Allbefreiung heißerſehnte Stunde;
Die Sonne naht mit güld'nem Schlüſſelbunde,
Und öffnet leiſ' der Blüten enge Zelle.

Da taumeln ſie in Ueberraſchungswonne
Der Himmelspförtnerin entzückt entgegen,
Und jedes will den erſten Blick erbeuten.

Die Himmelſchlüſſel aber ſtreut die Sonne
Zur Erde hin in weichem Blütenregen,
Der Freiheit gold'ne Stunde anzudeuten.

Maimorgen iſt's; die Lenzeskinder heben
Voll Schüchternheit die zartgefärbten Wangen,
An denen noch des Thaues Perlen hangen,
Die Erſten, die von ihren Wimpern beben.

„Woll'ſt, liebe Sonne, einen Trunk mir geben!"
So bitten ſie mit kindlichem Verlangen.
— Da geht ſie auf in ihrer Schönheit Prangen
Und überſchaut der Fluren blühend Leben.

Schon ſteigen tauſend Kelche ihr entgegen,
Sie aber reicht mit vorſichtsvollen Händen
Den Himmelstrank nur ſparſam ihren Kleinen;

Denn mit des Jahres Kraft nur wächſt ihr Segen;
Bald darf ſie reichern, ſtärkern Nektar ſpenden,
Und in der Allmacht Glanz der Welt erſcheinen.

Sommer-Abend.

Berauſchet von der Sonne Feuerſtrahlen
Sprengt Roſ' und Lilie ihrer Knospen Hülle,
Um mit des Duft's verſchwenderiſcher Fülle
Der Liebe Zoll, des Dankes Schuld zu zahlen.

Der Abend eilt, der Wolken Saum zu malen,
Und Träume zieh'n und Schauer durch die Stille
Des Haines hin, in deſſen Laubenhülle
Melodiſch ringen Wonnen, Luſt und Qualen.

Und leichte Flammen ſcheinen aufzuwehen,
Der warmen Nacht entſprühen gold'ne Funken,
Als ſollt' aus ihr ein neuer Tag erſtehen.

Geheime Stimmen bringt der Weſt getragen,
Und alles harret, ſüßer Ahnung trunken,
Was ſie dem ſtillen Menſchenherzen ſagen.

Und es erwacht. Von zarten Geiſterhänden
Berührt, entweicht der zauberiſche Schleier;
Er ſieht: Still ringt in dieſes Abends Feier
Lenz und Natur ſich ſtrahlend zu vollenden.

Entbrannt, uns aller Schönheit Reiz zu ſpenden,
Erfüllt die Nacht ihr lodernd Götterfeuer,
Der Schöpfung Leben regt ſich raſcher, freier,.
Um raſcher dann den Schritt — hinab zu wenden.

Die höchſte Höhe hat es ſtolz erſtiegen,
Drum flammt es, blitzt es auf in ſolchen Gluthen,
Bald ſteigt's hinab, — um langſam zu verblühen.

Dies fühlt das Herz — und leert mit durſt'gen Zügen
Des Wonnekelches zauberiſche Fluthen; —
— Dem Schönen ward ein kurzer Tag geliehen.

Herbſttag.

Hat gleich Natur den Feſtſchmuck abgegeben,
Hausmütterlich um Segen auszuſpenden:
Ich kann von ihr den trunk'nen Blick nicht wenden,
Auf's Neu' entzückt mich ihr geſchäftig Leben.

Hier winkt ſie mir zu reichgeſchmückten Reben,
Dort beut ſie Ueberfluß mit vollen Händen,
Um allen Mangel ſorglich abzuwenden,
Im Voraus jede Klage aufzuheben.

Wie ruht es ſich ſo ſüß zu ihren Füßen,
Wie lieblich iſt die Holde anzublicken,
Wenn lächelnd ſie das Freudenmal bereitet.

Und nun die gold'nen Becher überfließen,
Und an der Kinder jubelndem Entzücken
Sich die beglückte Mutterliebe weidet!

Siehſt Du den hellen, blauen Dom dort oben?
Wie lacht ſein Bild ſo friedlich dort im Weiher!
Gekühlet iſt das jugendliche Feuer,
Das erſt ſo raſch des Lebens Puls gehoben.

Wohl iſt des Haines reiche Pracht zerſtoben,
— Doch durch des bunten Laubes dünnen Schleier
Zieht ſich die liebe Ausſicht frei und freier,
Vom blauen Hügelkranze weich umwoben.

So blickt ſich's ruhig von des Lebens Höhen
Den Schwererklomm'nen in des Abends Frieden,
An den der Hoffnung ew'ge Lande grenzen;

Schon kühlt die heiße Stirn ein ſanftes Wehen,
Uns zugeſandt von ferner Heimath Frieden,
Erzählend uns von Edens Palmenkränzen.

Winter.

Wo habt ihr meine Blumen hingebettet?
Ihr rauhen Stürme! ſagt, wo ſind die lieben
Zeitloſen, und der Aſtern Schaar geblieben? —
Wo habt ihr meine Blumen hingebettet?

Hat Niemand mir ein Lenzeskind gerettet?
Hat Alle ſie der rauhe Nord vertrieben?
Der ſtreng' und hart ſein neues Recht zu üben,
Das Leben mit des Froſtes Band umkettet?

O hülle nur Dein Haupt in Trauerflöre,
Du arme Sonne! Deine Strahlen fallen
Vergebens auf der Kinder Leichenhügel!

Verbirg' den Blick! — Zu trüber Todtenfeier
Seh' ich der Wolken Schleier niederwallen!
— Die theuren Gräber ſchließt ein ehr'ner Riegel!

Wie hehr, wie ſtill! Des Mondes Antlitz ſteiget
So zögernd auf, wie ſich des Freundes Klage
Nur ſchüchtern naht, wenn bleich am Sarkophage
Geſtorb'ner Liebe ſich der Kummer zeiget.

Theilnehmend iſt ſein Blick herabgeneiget,
Daß uns ſein großes, mildes Auge ſage,
Wie um die Erde tiefes Leid er trage, —
So wallt er langſam ſeine Bahn und ſchweiget.

Schweig' auch mein Herz! Wenn Lenz und Liebe ſcheiden,
Mög' auch die Leyer ſchweigen und verklingen!
Sie iſt verblüht die Zeit der frohen Lieder!

Kommt einſt der Lenz die Fluren neu zu kleiden,
So bringt er wohl auf ſeinen goldnen Schwingen
Die Blumen mir und die Geſänge wieder!

Die ſtille Kirche.

Eine Kirche hab' ich funden,
Hochgewölbt von Meiſterhand,
Aufgethan zu allen Stunden
Frommen Betern aller Land.

Ihre Säulenhallen breiten
Sich in's Unermeß'ne aus;
Wunderbare Glocken lauten
Brauſend durch das Gotteshaus.

Keine todten Engel prangen
Hier von Gold und Marmorſtein,
Doch mit morgenrothen Wangen
Seh'n ſie lebend rings herein.

Keinen Prieſter ſeh' ich nahen,
Und doch drängt es mächtiglich,
Frommen Segen zu empfahen,
Zu dem ſtillen Altar mich.

Und es ſind nicht Menſchenworte
Was ſo plötzlich mich entflammt;
Offen ſteht des Himmels Pforte,
— Gott der Herr hält ſelbſt das Amt.

Und die Glocken ſtürmen, dröhnen
Mächt'ger durch das ew'ge Haus,
Und es gießt in Sphärentönen
Geiſt des Lebens rings ſich aus.

Keiner kann es wiedergeben
Wie der Herr das Herz erquickt,
Doch die Schwingen kann er heben,
Ewig jedem Gram entrückt.

Würdigung.

Wenn aus des Nebels Hülle der Sonne Feuer bricht,
Wer grüßt im Reich der Schöpfung zuerſt das junge Licht?
— Es ſind die Alpenhöhen, die ihr zuerſt erglüh'n!
Seht, wie der Freude Roſen ihr hehres Haupt umzieh'n.

Wer weiht der Sonne Scheiden den längſten Abſchiedsblick?
Wer blickt in Dankverklärung auf ihren Strahl zurück?
Seht, wie im niedern Thale ſchon alles ſchweigt und ruht,
Die Höhen nur, die Höhen, erglüh'n in heil'ger Gluth.

So faßt das Große, Schöne, verwandte Größe nur,
So lieben hohe Seelen zuerſt die Licht-Natur.
Wenn längſt die Welt vergeſſen was Liebe that und ſprach:
Der Edle ſchaut mit Sehnen noch lang' dem Edlen nach.

Das Kleinod.

Ich weiß eine Blume, die wahr' ich mir treu
Als köſtlichſte Habe im Leben,
Sie grünet und blühet ſtets lieblich und neu,
Von ſchützenden Engeln umgeben;
Sie bleibt wenn die Blumen des Frühlings verblüh'n,
Und kann ſelbſt die Pfade, die Dornen umzieh'n,
Mit freundlichen Kränzen umweben.

Einſt hatt' ich ein Gärtlein, das blühte ſo ſchön,
Doch konnt' ich ſein Schickſal nicht wenden; —
Ich ſah' es entblättert, die Blumen vergeh'n,
Das Schönſte, das Lieblichſte enden.
Da glaubt' ich mein Blümchen auch ſänke hinab,
Doch leuchtend ſtand es am drohenden Grab,
Beſchirmet von heiligen Händen.

Beruhigend ſtrahlte ſein heller Schein
Sanft, wie der Schimmer der Sterne,
Mir ſüßen Frieden in's Herz hinein,
Als möcht' es mich tröſten ſo gerne.
Da zog ich es an mich mit dankbarem Sinn,
Ich fühlte, es war mir zu ſtillem Gewinn
Geſendet aus himmliſcher Ferne.

Ich trug es am Herzen, ich ließ es nicht los,
Ich lauſchte mit ſeligem Schweigen,
Bis Blüte um Blüte ſich ſchöner erſchloß,
Mir all ſeinen Segen zu zeigen.
Da ſchwor ich, wo immer die Heimath mir ſey,
Des Blümchens zu warten, ſorgfältig und treu,
Bis ganz es geworden mein eigen.

Und immerdar lohnt' es mir freundlich und hold,
Wohin ich es pflanze und trage,
Es ſtreut ſeinen Schimmer, wie lauteres Gold,
Auf ſtille und ſtürmiſche Tage.
Und preiſet man And're als glücklich und reich,
Da, nach dem köſtlichen Kleinod ſogleich,
Nach jener Blume ich frage.

Und willſt Du ſie kennen, die Blüte ſo ſüß,
Die ſchützende Engel umfangen?
Den Schatz, bewahrend ein Paradies,
So leicht und ſo ſchwer zu erlangen?
Es iſt der Zufriedenheit heiliges Grün,
Aus dem ihre ſeligen Lenze erblüh'n,
Die täglich entzückender prangen.

Die Engel aber — o ſuche ſie auf,
Zum Schutze im ſtürmiſchen Leben!
Sie pflegen und ziehen die Blume Dir auf,
Die liebende Huld uns gegeben.
Sie heißen Ergebung und Gottvertrau'n,
Und wo ihre Strahlen herniederthau'n,
Da wird ſich die Blume erheben.

Am Rhein.

Den 26. Mai 1827.

So ſteh' ich denn an Deinen ſtolzen Wellen,
Du Zierde deutſcher Lande, edler Rhein!
Und ſehe Deine blanken Segel ſchwellen,
Verklärt von Deines Himmels Wiederſchein.

Geheimnißvoll, gleich einem Geiſterſpiegel,
Führſt Du Vergangenheit und Gegenwart
An uns vorbei mit zephirleichtem Flügel,
Mit Schauer bald, und bald mit Luſt gepaart.

Hier prangt die Landſchaft heiter, von den Gluthen
Des jungen Morgenſtrahles angehaucht, —
Dort blicken Trümmer traurig in die Fluthen,
Wo ſchwarz der Fels aus wilder Brandung taucht.

Vom Hügel tönt das Lied der Winzerinnen,
Es ſchallt vom Thal die Morgenglocke drein;
Dort flüſtert es um halbverfall'ne Zinnen,
Wie Geiſterwort aus dem bemooſten Hain.

Geſtalten nah'n aus längſt verſchwund'nen Tagen,
Die ihrer Thaten Lorbeer Dir geweiht,
Ein rieſig Heldenbuch iſt aufgeſchlagen,
Wo ſiegverkündend Bild an Bild ſich reiht.

O Vater Rhein, ſo groß und hehr erſchaffen,
So groß durch Wunder, die Dein Aug' erſchaut,
Geſanggekrönt, gefei'rt durch Klang der Waffen,
Von ew'gen Ruhmes Schimmer überthaut;

Einſt wareſt Du des Siegers ſtolze Brücke!
O ſchirme heut' der Liebe kleinen Kahn!
Der Hoffnung frohe Zuverſicht im Blicke,
Vertraut ſie Deinem Rieſenarm ſich an.

O trag' ſie ſanft auf Deinen breiten Schwingen,
O trag' ſie ſanft zum ſüßen Wiederſeh'n!
Ein heit'res Lied ſoll in den Wellen klingen,
Und ein Altar am Ufer Dir erſteh'n!

Nonnenwerth.

Geliebtes Eiland, das im Rieſenſpiegel
Des Rheins wie eine Blumenkrone ruht,
Umweht von ewigmilder Weſte Flügel,
Gekoſet von der ſilberhellen Fluth!

Freiſtatt der Ruh'! Du ſtille Kloſtermauer,
Von hoher Linden dunklem Kranz umſtrickt,
Du lichter Stern, auf den in Wonn' und Trauer
Einſt hoffnungsloſe Sehnſucht hingeblickt!

Und Du, o Rolands-Eck! deß graue Zinne
Von jenes Ufers Felſen niederſchaut,
Unſterblich durch die Sage treuer Minne, *)
Wie durch die Hand, die trauernd Dich erbaut.

---

*) Man behauptet, daß die Sage von Rolands-Eck und Nonnenwerth den Stoff zu Schillers Ballade: „Ritter Toggenburg“ gegeben habe.

Denkmäler frommer Liebe, aufgerichtet
Im Schooße der erhabenſten Natur,
Wehmüthig ernſt, und doch ſo mild gelichtet
Durch ferner Tage abendhelle Spur.

Die Zeit, die Felſen um euch her verheerte,
Die auf der Siebenberge grauem Haupt
Der hohen Wolkenburgen Pracht zerſtörte,
Und ihres Ruhmes Kunde uns geraubt:

Sie ging vorbei mit ſchonend leiſem Schritte
An Eures Ufers friedlicher Geſtalt,
An dieſem Lindenhain, aus deſſen Mitte
Der Himmelsbräute frommes Lied geſchallt.

Und ſtürzte auch die Rolandsburg in Trümmer;
Ein Pfeiler blieb, den willig ſie vergaß, —
Es iſt das Fenſter, wo im Morgenſchimmer
Als Leiche noch der treue Ritter ſaß.

So wahrt die Zeit ſelbſt liebend noch die Sage,
O Nonnenwerth, die Deinen Reiz erhöh't;
So pflanzt ſie ſelbſt am morſchen Sarkophage
Der Lieb' ein Lorbeerreis, das nie vergeht.

O ſey gegrüßt, gegrüßt zu tauſendmalen,
Du Friedensland, vor Allen reich geſchmückt!
Des Rheines Kron', auf die mit Liebesſtrahlen
Der Himmel ſelbſt entzücket niederblickt.

Und ſollt' ich mir ein kleines Plätzchen wählen,
Und könnt' ich, wär' es meinem Wunſch gewährt,
Dies Eden dann nach freier Wahl beſeelen,
Verſammeln hier, was theuer mir und werth:

Zu Dir, zu Dir lenkt' ich der Sehnſucht Flügel,
Der Segel Flug vom Morgenglanz erhellt,
Und dehnte ſich zum Meer des Rheines Spiegel,
Auf ſeinen Armen trüg' er meine Welt.

Im Dom zu Cöln.

Erhabner Bau, zu Gottes Preis gegründet,
Wunder der Kunſt, das Menſchenhand vollführt,
Du, der den kühnen Genius verkündet,
Deß Streben Unermeßnes ſich erkührt!

Wie wir im Hain mit andachtvollem Schauer
Durch die verſchlung'nen, grünen Hallen geh'n,
Aufblickend zu dem ewigen Erbauer,
Durchrieſelt tief von ſeines Geiſtes Weh'n:

So ſtaunen wir mit Grauen und Entzücken
Ob Deiner Pracht, ſeh'n, wie mit kühnem Schwung
Der Säulen Bau ſich hebt, entſchwindend unſern Blicken
In bleiche, ungewiſſe Dämmerung;

Wie feſt verzweigt zu einer ew'gen Laube
Die Wunderpracht des ſchlanken Marmors blüht,
In deren Schatten Andacht, Lieb' und Glaube
In ſtiller, ſeliger Entzückung kniet.

Und wie das Säuſeln in uralten Zweigen,
So flüſtert ein geheimes Geiſterwort
In heil'gen Schauern durch des Tempels Schweigen,
Und reißt das Herz unwiderſtehlich fort.

Wir müſſen betend unſ're Hände falten,
Das Knie gebeugt in Demuth, Reu' und Schmerz,
Denn mit der Andacht ſeligen Gewalten
Faßt Gottes Nähe unſer Herz.

An mein Vaterland.

Vom Rheinesſtrand
Hinüberſchauend zu der blauen Ferne,
Entdeckt' ich Deine lichte Spur ſo gerne
Mein Vaterland!

Ach, unverwandt
Muß ich den Blick nach jener Seite wenden,
Mit Luft und Wolken meine Grüße ſenden
Zum Heimathland!

Ein heilig Band
Hält mich auf fremdem Boden feſt gefangen,
Ein heilig Band zieht mich mit Sehnſuchtbangen
Zum Vaterland!

Ach, wenn geſandt
Von frommer Treue Grüße kund ſich geben,
Als Liebesboten ſanft hinüberſchweben,
Gefühlt, erkannt:

So wird das Band
Der Freundſchaft, trotz der Trennung, nicht veralten,
So wird der ſchöne Kranz zuſammenhalten,
Den Liebe wand.

Und von dem Strand
Des alten Rheins und von Sileſia's Auen
Die Hand ſich reichen Liebe und Vertrauen
Zum Bundespfand.

Dies Kleid von Staub — ich tauſcht' es dann nicht mehr
Um Deinen Glanz! — In ſeinen Schmerzen reifet
Ein ſel'ger Geiſt, deß Hoffnung licht und hehr
Hinaus, weit über Mond und Sterne greifet!
Ein Geiſt, der, ſeit des Glaubens Himmelslicht
Die Seelen der Getreuen feſt verbunden, —
Kein Weh mehr ſcheut, getroſt die Nacht durchbricht,
Im Schoos der ew'gen Liebe zu geſunden.

Der Kreuzberg bei Bonn.

1827.

Die Zinne.

Soll Dich des Lebens reiches Bild entzücken?
Zu jener Höhe klimme froh hinan!
Ein Zauberland, das alle Reize ſchmücken,
Sieh'ſt Du vor Deinen Blicken aufgethan.
Der Strom mit ſeinen breiten Silberflügeln,
Weich eingefaßt von jungen Rebenhügeln,
Der Siebenberge altergraues Haupt,
Gekrönt mit ſtolzen Trümmern, waldumlaubt,
Das Thal mit ſeinen Hütten und Palläſten,
Vom Lenz geſchmückt zu tauſend Freudenfeſten,
Was je des Menſchen trunknen Blick erfreut:
Lacht hier vereint in reicher Herrlichkeit.

Das Grabgewölbe.

Doch willſt Du auch des Lebens Ernſt bedenken,
So folge, wo des Kirchleins Lampe winkt.
Hier laß uns ſtill den Blick zur Tiefe ſenken,
Zur Tiefe, wo kein Strahl des Lebens blinkt.
Zu einer andern Bilderſchau berufen,
Erwachſt Du ſtaunend an des Todes Stufen,

Und Leichenbilder ſtarren rings Dich an
Mit morſchen Sterbekleidern angethan. *)
Iſt das der Menſch, der ſich für Ewigkeiten
Geſchaffen fühlt, der Himmelsſeligkeiten
Im ſtolzen, kühnen Jugendrauſch empfand,
Und hoffnungsfroh auf dieſer Höhe ſtand?

Betrübter Wechſel! Ja, gleich bleichen Träumen
Zerflattert hier der ird'ſchen Hoffnung Wahn!
Vergänglichkeit weht aus des Grabes Räumen,
Haucht aus des Todes bleichem Mund mich an.
Entſetzen ſträubt das Herz, das lebenswarme,
Sich in der Wahrheit kaltem Rieſenarme,
Abläugnend was in dumpfer Grüfte Grau'n
Die bangen, die erſchrock'nen Augen ſchau'n.
Doch, was die ſtummen Bilder Dir erzählen,
Es läßt ſich nicht vergeſſen und verhehlen,
Und tief ergriffen von der Menſchheit Harm
Schau'ſt Du umher nach einem Retterarm.

Die Kreuz-Kapelle.

Und willſt den Sieger Du des Todes finden?
Der ew'gen Lebens ſel'gen Kelch Dir beut?
So ſteige auf aus dieſen Modergründen
Zu ſeines Tempels lichter Herrlichkeit!

---

*) Man zeigt in dieſem Grabgewölbe eine große Anzahl Leichen von mehr denn 400 Jahren, deren Särge meiſt in Staub zerfallen ſind, während ſie ſelbſt von der Verweſung verſchont blieben.

Schauſt Du das Kreuz, um das mit ſanftem Koſen
Der Abend ſchlingt die letzten Purpurroſen?
Das lichte Kreuz, von dem der Liebe Bild
Herniederſchaut — mit Blicken, engelmild?
Dies iſt der Held, der jene Nacht bezwungen,
In deren Reich Du ſchaudernd eingedrungen,
Er wälzte mit dem Stein von ſeinem Grab
Den Grabſtein aller ſeiner Kinder ab.
O, kniee hin! geheiligt iſt die Stelle,
Die ſeiner Götterliebe Denkmal ſchmückt.
An dieſem Felſen bricht des Grames Welle
Und alles Weh, was je ein Herz gedrückt.
Und will des Lebens Schimmer Dich verblenden,
Und will das Grab Dir ſeinen Schauer ſenden:
Zu ihm, zu ihm den Kindesblick gewandt,
Und feſt gefaßt die treue Retterhand!
Dann kannſt Du muthig aus den heil'gen Hallen
Hinab zu Deiner ſchönen Erde wallen,
Zu Deinen Füßen liegt fortan ihr Reiz,
Und über Dir ſteht ſiegend Chriſti Kreuz.

Ruhe.

Aus C.....s Tagebuche.

Ruhe in der Mutter Schoos!
Kindesruhe ohne Sorgen,
An der treuſten Bruſt geborgen
Unumwölkter Lebenstraum.
Stets befriedigtes Verlangen,
Wunſch und Hoffnung noch befangen,
Friede in dem engen Raum;
Laß mich Deine Freuden denken,
Gern den ſtillen Blick verſenken
In der Kindheit fröhlich Spiel,
Und, die ihr das Kind geleitet,
Seine Freuden ihm bereitet,
Treu und ſorgſam es bewacht,
Ew'ger Dank ſey euch gebracht.

Ruhe in der Liebe Schoos!
Lichte, reichumblühte Stelle,
Wo die ew'ge Lebensquelle
Sich dem Durſtigen erſchloß,
Und der hohe, reichbegabte,
Vielgeliebte, ſüßgelabte
Menſch erfuhr ſein ſelig Loos.

Ströme aus entzückend Leben,
Reich empfangen, reich gegeben,
Ströme aus in heil'ger Luſt!
Strahl von Gott in Menſchenaugen,
Laß Dich glühend in mich ſaugen!
Warmes Herz und warme Hand
Sey des reinen Glückes Pfand.

Ruhe in der Kirche Schoos!
— Nahe Dich dem ſtillen Orte,
Offnen Sinnes für die Worte,
Die Dein Gott zum Herzen ſpricht.
Sturm von innen, Sturm von außen,
Laß die wilden Geiſter draußen,
Kläre* auf Dein Angeſicht.
Friedensmahl in tiefſter Stille,
Gottes Wort in Lebensfülle,
Sühnungskuß von Gottes Sohn,
Kindſchaft vor des Vaters Thron.

Ruhe in der Erde Schoos!
Zuflucht ſtill gewordner Herzen!
Decke ausgekämpfter Schmerzen,
Sey geſegnet, ſtilles Grab!
Leuchtet aufwärts helle Sterne,
Blickt, ihr Freien, aus der Ferne
Froh und feſſellos herab!
Und — die wir noch hoffend wallen,
Vorwärtsſtreben, ſtraucheln, fallen,
Hilf in Muth und Glaubensſinn
Gott! den Deinen zu Dir hin!

Das Geleit.

Wie haſt Du, Vater! doch ſo weiſe
Des Lebens Pilgerfahrt bedacht!
— Wie Moſis Volk auf weiter Reiſe
Du einſt erquickt mit Himmelsſpeiſe,
So waltet ewig Deine Macht!

Daß Deine Kinder nicht ermüden,
Haſt Du der Hoffnung grünen Stab
Dem Erdenpilger mild beſchieden,
Drauf ſtützt er ſich mit Kindesfrieden,
Und ſchreitet lächelnd thalhinab.

Daß Deine Kinder fröhlich wallen,
Wählſt Du der Liebe Huldgeleit.
— O welche Himmelslichter fallen
Nun in der Wallfahrt dunkle Hallen,
Die eines Engels Nähe weiht!

Daß Deine Kinder heimwärts finden,
Sind ringsum Tempel aufgethan;
Drin ſchallt ein ſeliges Verkünden,
Das zeigt uns treu aus dunklen Gründen
Zum Vaterhaus die rechte Bahn.

O laß in Hoffen, Lieben, Glauben
Uns fröhlich wandern unſern Pfad!
Es grünen hier ſchon Edens Lauben
Dem Pilger, der in frohem Glauben
Des Himmels Schutz zur Seite hat.

Ahnen und Schauen.

Heil'ge Liebe, frommverhüllte
Stille Seele der Natur!
Wie ein Kind mit Sehnſuchtsbangen
Strebt die Mutter zu umfangen,
Alſo bin ich ausgegangen,
Suchend Deine heil'ge Spur.

Nicht nach Schätzen will ich graben
In der Berge tiefem Schoos.
Meine Fackel will ich zünden,
Deinen Tempel aufzufinden
In der Urwelt dunklen Gründen,
Wo Du walteſt ſtill und groß.

Nicht die Sterne will ich meſſen,
Zählen nicht was unzählbar!
Dein Geheimniß nur alleine
Such' ich in der Sterne Scheine,
Das zu ſeligem Vereine
Engverknüpft der Sonnen Schar.

Nicht des Lenzes ſüßes Prangen
Iſt es, was mein Sehnen ſtillt.
Durch den weiten Blütenſchleier
Möcht' ich ſchauen immer freier,
Wo Dein Antlitz hold und theuer
Heil'ge Liebe ſich verhüllt.

Deine Blumen, zart gewoben,
Nicht zu Kränzen ſuch' ich ſie!
Chiffern ſind's, die Du geſchrieben,
Den verſchloß'nen Sinn zu üben,
Zieh'n zu Deinem Tempel drüben
Mich mit heiliger Magie.

Ein geheimnißvolles Ahnen
Lockt mich an der Menſchen Herz.
Will in theuren Augen leſen
Dein verborg'nes Götterweſen,
Will an Menſchenbruſt geneſen
Von der Sehnſucht langem Schmerz.

Aber Deines Glückes Wonne
Reifet nicht im Thal der Zeit.
Ihre Blumenkränze modern,
Flammen, die gen Himmel lodern,
Dürfen einen Himmel fodern,
Eine volle Seligkeit.

Und zu Deiner Tempelhalle
Kehr' ich fremdlingsbang zurück.
Ueberall der Liebe Walten,
Ernſte, deutſame Geſtalten,
Doch aus ihres Schleiers Falten
Keinen vollen Götterblick.

Sprich, wann ſoll das Dunkel ſinken,
Das des Schauens Glück mir wehrt?
Seit Dein Daſeyn ich empfunden,
Kann ich nicht von Gram geſunden,
Bis ich ganz mit Dir verbunden,
Ganz in Dich zurückgekehrt.

Du nur biſt des Daſeyns Bronnen,
Du nur biſt des Lebens Ziel!
Der Erſcheinung Welt verſchwindet!
Wehe, wer Dich nirgends findet,
Wer an eitlem Glanz erblindet,
Dich vergaß bei nicht'gem Spiel.

Alle Zeichen, alle Wunder
Führen ſollen ſie zu Dir!
Schein iſt Alles, Du nur lebeſt,
Du, die Du das Herz mir hebeſt,
Die Du Stern an Sterne webeſt,
Liebe, Du des Himmels Zier.

Könnt' ich Deine Gunſt erwerben,
Leiden wäre mir Gewinn!
Deinem Götterruf entgegen
Ging ich auf den rauh'ſten Wegen,
Unter Lobgeſang und Segen
Haucht' ich gern mein Leben hin!

„Was Du, Armer, willſt vollbringen,
Hat die Liebe ſchon gethan!
Sah'ſt Du nie auf blut'gen Höhen
Meines Sieges Denkmal ſtehen?
Haſt Du nie das Kreuz geſehen,
Das den Himmel Dir gewann?

Sieh', der Schleier iſt gefallen,
Der Dein blödes Aug' umhüllt!
Auf des Himmels Thron erhoben
Winkt die Liebe Dir nach Oben!
Falle nieder, Gott zu loben!
Deine Träume ſind erfüllt!“

Das unſichtbare Reich.

Zarte Welt, Du Welt der Seelen,
Wo, von keinem Aug' geſeh'n,
Engel, wenn wir ſtrauchelnd fehlen,
Mahnend uns zur Seite ſteh'n.
Leiſe Stimmen, Himmelsklänge,
Die von fernem Heimathland
In das laute Weltgedränge
Tröſtend, rettend uns geſandt,
Ach, wie ſehnt ſich all mein Leben,
Eurem Walten, eurem Weh'n
Inniglich mich hinzugeben,
Eure Winke zu verſteh'n!
Aber mit ſinneverwirrendem Toben
Drängt ſich die Außenwelt ſtörend hinein,
Wandelt in Traum mir die Stimme von Oben!
Preiſt mir als Wahrheit vergänglichen Schein.
Will ich die Mahnung, die leiſe, erklären,
Klinget mein Fremdlingswort öde zurück.
Und — übertönet von klügelnden Lehren,
Schwindet das ſüße, das heimliche Glück!

Darf ich nimmer feſt Dich halten,
Süße Himmelsharmonie,
Die den flüchtigen Geſtalten
Ihre wahre Deutung lieh?
Ach, der Himmel iſt ſo rege,
Und die Engel uns ſo nah',
Aller Orten, aller Wege
Steht ein ſtiller Schutzgeiſt da.
Aus den Wolken, aus den Höhen
Langt nach uns der Liebe Hand,
Winket uns mit leiſem Flehen
Auf zum unſichtbaren Land.
Aber es hüllet mit tückiſchem Schleier
Welt und Gewohnheit uns Seele und Blick,
Drängt von der ſtillen, der heiligen Feier,
Geiſt'gen Erwachens uns feindlich zurück.
Trügende Bilder erhebend, verblenden
Sinne und Herz ſie mit raſtloſem Fleiß,
Bis ſie das ſchaurige Trugwerk vollenden,
Und uns verſtrickt in den magiſchen Kreis.

O Du Licht der ew'gen Gnade,
Herr der unſichtbaren Welt!
Hilf uns von dem glatten Pfade,
Wo der Feind uns Netze ſtellt.
Lege auf das Aug', das blinde,
Deine wunderkräft'ge Hand,
Daß es ſich zur Heimath finde,
Durch der Täuſchung buntes Land.

Oeffne unſers Herzens Pforte
Deinem leiſen Geiſterweh'n,
Laß die ſtillen Mahnungsworte
Nicht an ihm vorübergeh'n!
O ſelige Wonne, wenn einſt die Verhüllung,
Die dunkle, vom Auge der Seele uns fällt,
Und was wir geahnet, in ſel'ger Erfüllung
Aufſtrahlt, von der Fackel der Wahrheit erhellt.
Da werden wohl viele die Hände ſich reichen,
Die ſtumm ſich begrüßten auf einſamer Bahn.
Dann leuchtet der Treue unſterbliches Zeichen
Zur Heimath der Liebe, des Lichtes hinan.

Troſt.

Es giebt gar manches Sehnen
Und Wünſchen ſtill,
Das weit die Flügel dehnen
Und heben will,
Und doch wie Vöglein trauern
Im Kerker muß,
Verzehrt von Sehnſuchtsſchauern
Nach Lenzgenuß.

O ſagt ihr Fremdlingsklagen,
Die Keiner hört,
Die ihr, geheim getragen,
Am Leben zehrt:
Sagt Wünſche, ſtolzbeſchwinget,
Die ihr, entbrannt,
Nach einem Himmel ringet
Im Erdenland:

Was ſoll der Sehnſucht Streben
Im Weltgewühl,
Da doch im Schattenleben
Kein bleibend Ziel?

Stillt dieſes flücht'ge Lodern
So eitler Luſt
Den Durſt, das heiße Fodern
Der Menſchenbruſt?

Still, Vögelein im Bauer!
Und frage nicht!
Hier walten Ahnungsſchauer,
Dort Sonnenlicht!

Wer Schwingen Dir gegeben
So ſtark, ſo groß,
Wahrt Deinem Himmelsſtreben
Ein Himmelsloos.

Wer Dir der Liebe Gluthen
Geſenkt in's Herz,
Läßt nicht dies Herz verbluten
In Sehnſuchtsſchmerz.

Verlangen und Genügen
Er eint es ganz
Zum himmliſchen Vergnügen
In einen Kranz.

Drum harre, und ſey ſtille,
Er führt's hinaus!
— Nie mißt Dein Geiſt die Fülle
Der Liebe aus!

Wiege und Sarg.

Wiege.

Komm in mein friedliches Gezelt,
Du Bürger dieſer ſchönen Welt!
Ich bin ſo warm, ich bin ſo weich,
Kein Thron auf Erden iſt mir gleich.
Ich ſchaukle leiſe Dich und ſüß
In holder Träume Paradies.

Sarg.

Kehrſt Du in meine Wiege ein,
So wird's zum langen Schlummer ſeyn.
Doch blicke freundlich auch auf mich,
Gewiß, ich bin nicht fürchterlich,
Nichts ſtört die Ruh' in meinem Raum,
Und träumſt Du, iſt's ein Himmelstraum.

Wiege.

Ein Engel iſt mir zugeſellt,
Der Allertreuſte auf der Welt,
Er wehret Dein mit zarter Hand,
Wie ſeines eignen Glückes Pfand.
Kein Thränchen Dir vom Auge thaut,
Das Mutterliebe nicht erſchaut.

Sarg.

Auch mir ſoll ſtill und ungeſehn
Ein Engel ſtets zur Seite ſtehn,
Mild wie ein Mutterangeſicht,
Stark wie der Bliz, der Felſen bricht.
Einſt hat Maria ihn entzückt
An des Erſtand'nen Grab erblickt.

Wiege.

Schau', was die Welt mit Stolz erfüllt,
Des Helden Kraft, der Schönheit Bild,
Aus meinen Armen ging's hervor; —
Ich bin das morgenhelle Thor
Zu aller Luſt, zu allem Leid,
Das goldne Morgenthor der Zeit.

Sarg.

Auch ich bin einer Pforte gleich,
Und öffne ein unendlich Reich.
Noch kennſt Du mein Geheimniß nicht,
Doch harrt der Engel Angeſicht
Frohlockend auf die Wunderſaat,
Die ſiegend ihrem Aufgang naht.

Wiege.

O, ſchmückt mit Kränzen meinen Raum!
Werth, wie der Unſchuld erſter Traum,
Wie frommer Wiegenlieder Ton,
Sey Dir mein Bild, o Erdenſohn!

Nie traumſt Du mehr ſo hold und ſüß
Wie in der Kindheit Paradies.

Sarg.

Noch einmal träumſt Du ſanft und ſüß
Wie in der Kindheit Paradies,
Dann wachſt Du auf und ſchläfſt nicht mehr,
Dann ſtehſt Du auf und weinſt nicht mehr,
Und tauſcheſt froh im lichten Raum
Dir Leben für den Lebenstraum.

Das einſame Grab.

Es ſteht ein Raſenhügel
Auf öder Gräberau,
Drauf ſtreut der Frühlingsengel
Den kühlen Morgenthau.

Auch ſenkt' er, milden Blickes,
Manch Blümchen dort hinab,
Er weiß, er überkleidet
Ein einſam Heldengrab.

Ein Grab, in deſſen Grunde
Zerſtäubt ein großes Herz,
Bekannt mit tiefer Wunde,
Bekannt mit tiefem Schmerz.

Kein Marmorbild, kein Denkmal
Entſteigt dem ſtillen Grund,
Es giebt nicht Schrift, nicht Zeichen
Des Schlumm'rers Namen kund.

Zwei Augen aber finden
Die Stelle grün umſäumt,
Wo aus dem treuen Herzen
Die ſtille Blume keimt.

Es iſt das Aug', das helle,
Das über Wolken thront,
Und heiße Erdenkämpfe
Mit Himmelspalmen lohnt.

Und dann das kummertrübe,
Das unter Wolken weint,
Bis ſchwergeprüfter Liebe
Der neue Morgen ſcheint.

O laßt den Marmor ſprechen
Auf weitem Gräberrund,
Wenn Gruft und Riegel brechen,
Spricht auch der ſtumme Mund.

Dann ſinket jede Binde
Von unſern Augen ab;
Drum Blumen — weht gelinde
Um das verlaß'ne Grab.

Der ſterbende Sänger.

Wo weilſt Du, die auf leichtem Fluge
Wie Jovis Adler, ſtark und kühn
Uns fortreißt in gewalt'gem Zuge,
Hinauf, wo ew'ge Strahlen glüh'n?

Du roſig Bild — von deſſen Nahen
Das Herz erwacht aus langem Traum,
Bis es, von Frühlingshauch umfahen,
Süßprangend ſteht, ein Blütenbaum.

Ich ſuchte Dich mit Sehnſuchtsbangen
So manchen Tag, ſo manche Nacht,
Von ſchlummerloſem Gram umfangen,
Späht' ich nach Deiner Wundermacht.

Dem Durſt der Seele preisgegeben,
Langt' ich nach Deines Kelches Trank,
Sehnſüchtig wie der Blume Leben,
Die, glutverzehret, niederſank.

Sonſt — wenn ich ſtill am Blumenrande
Des kleinen Bachs ein Veilchen fand,
Das wie zum trauten Liebespfande
Natur gelegt in meine Hand;

Wenn meiner Kindheit Engel leiſe
Mich grüßten wie aus fernem Traum,
Und ich, erwacht zu Gottes Preiſe,
Die Stimm' erhob zum Himmelsraum:

Da hab' ich deutlich angeſchauet
Dein wunderſelig Angeſicht,
Da ſtand, von Deinem Glanz umthauet,
Die weite Welt im Sonnenlicht;

Da nahmſt Du mir vom Aug' die Binde,
Die Feſſel mir von Herz und Sinn,
Daß heil'ge Flamme mich entzünde
Zu unausſprechlichem Gewinn.

Da lernt' ich lieben, glauben, hoffen,
Da lernt' ich preiſen mein Geſchick,
Da ſtand Dein lichtes Reich mir offen,
Ein ew'ger Born von Lieb' und Glück.

Jetzt iſt mein Frühling hingeſchwunden
In langſam ſtillen Blumentod,
Doch ewig ſchwebt um jene Stunden
Ein ſanft verklärend Abendroth.

Und wie die Flur mit Liebesſehnen
Von neuem Sonnenaufgang träumt,
Wenn ſtill die Nacht mit ihren Thränen
Das falbe Grün der Fluren ſäumt:

So ſend' auch ich der Sehnſucht Flehen
Nach Deinem Himmelsgruß hinaus;
Laß mich verwaiſt nicht heimwärts gehen
Den letzten Gang in's Vaterhaus!

In heh're Gluthen möcht' ich kleiden,
Dem Herbſte gleich, das letzte Laub,
Gleich Schwänen möcht' ich ſingend ſcheiden,
Begeiſterter Empfindung Raub!

O laß die Harfe neu ertönen,
Dann brich mit ihr zugleich das Herz,
Und trage zu der Welt des Schönen
Die heil'gen Gluthen himmelwärts!

Pilgers Sehnſucht.

Wie ſehn' ich mich, o Heimathland,
Nach Deinem Himmelsfrieden!
Es brennt ſo heiß der Wüſte Sand
Den wunden Fuß des Müden.
Kein ſüßer Quell, der mich erquickt,
Ach, Alles was das Herz entzückt,
Iſt weit von mir geſchieden.

Ich walle einſam und allein,
Bedeckt mit heißen Wunden;
Des Lebens Quellen trocknen ein,
Ich kann nicht mehr geſunden!
Wohin ich ſeh' — ein leerer Raum,
Nur in mir der Erinn'rung Traum
An Wonnen, die verſchwunden!

O Vaterhaus, o Vaterherz,
Wann werd' ich aufgenommen!
Wann wird nach heißer Wallfahrt Schmerz
Der Heimath Frieden kommen?
Die Kindesſehnſucht in der Bruſt,
Sie iſt von Heimathweh und Luſt
Zur Flamme aufgeglommen!

„Und iſt die heil'ge Flamm' erwacht,
„So laß ſie fröhlich ſteigen!
„Sie iſt die ſtarke Wundermacht,
„Das ſel'ge Himmelszeichen!
„Stark, wie der Adler ſeinen Raub,
„So hebt ſie aus der Wüſte Staub
„Dich zu des Lichtes Reichen.“

„Vertrocknen muß im Hain der Baum,
„Soll Himmelsſtrahl ihn zünden!
„Der Springquell ſteigt zum Himmelsraum
„Aus dunklen Felſengründen.
„Was aufwärts will, das muß hinab,
„Des Lebens Traum verſinkt ins Grab,
„Damit wir Leben finden.“

Das Geheimniß des Schönen.

Ein ſeliges Geheimniß ruht
Still in der Menſchen Bruſt;
Durch tiefer Sehnſucht heil'ge Gluth
Uns heimlich nur bewußt.
Und wem es in dem Buſen blüht,
Der wird im lauten Kreis
Ein Fremdling bald, den Mancher flieht,
Und nicht zu deuten weiß.
Still zieht ſich, ein höheres Gut zu erfaſſen,
Mit bitteren Thränen die Liebe zurück;
Sie fühlt es, viel muß ſie entbehren, verlaſſen,
Bevor ſich erſchließet das himmliſche Glück.
Noch iſt es ihr dunkel, was ſtill das Verlangen,
Die Ahnung der träumenden Seele verſpricht,
Vom Feuer der Hoffnung erglühen die Wangen,
Doch löſet das dunkle Geheimniß ſich nicht.

Da weckt der fremde Genius
Den Engel im Gemüth,
Bis von dem warmen Bruderkuß
Sein Inn'res hell erglüht.

Da reget ſich ſein Fittig frei,
Die alte Feſſel bricht;
Sieh'! Götterkräfte ſteh'n ihm bei,
Und tragen ihn an's Licht.
Von Raphaels hohen Gebilden erhoben,
Vom Zauber unſterblicher Tonkunſt erfaßt,
Hebt kühn ſich die Seele, die freie, nach Oben,
Abſtreifend des Irdiſchen drückende Laſt.
Und morgenroth ſchließen die ſtrahlenden Thore
Des himmliſchen Daſeyns den Blicken ſich auf.
Der Engel der Kunſt iſt die milde Aurore,
Die winkt ihm zum Anſchau'n des Ew'gen hinauf.

Und Heil, wem dieſes Licht erblüht! —
Sein Loos wird ſelig ſeyn!
Und wenn auch Alles von ihm ſchied,
Er iſt nicht mehr allein.
Ein Blick in dieſes Paradies,
Wo tauſend Freuden blühn,
Wird ihn, wenn ihn die Welt verließ,
Mit Götterkraft durchglühn.
Und werden auch viele ihn heimlich beklagen,
Ob mancher Entbehrung vergänglicher Luſt:
Sein ſtrahlendes Auge wird deutlich es ſagen:
Feſt ſtehe ſein Himmel in ſeliger Bruſt.
Was jene beglückt, kann ihm nicht genügen,
Ihm ward ein unſterblicher Segen zu Theil:
Die Freiheit der Seele auf geiſtigen Flügen,
Der innern Vollendung unſterbliches Heil.

Blumen-Deutung.

An N. M.

Du ſandteſt mir den erſten Frühlingsſtrauß,
Zum Wiegenfeſte freundlich mich zu ſchmücken;
Wie Geiſter zogen Düfte ein und aus,
Und Farben glühten, wechſelnd zu entzücken;

Und als ich ſchaute, als ich dankerfüllt
An Herz und Mund die Blumen wollte drücken:
— Da ſchien daraus des Lebens ſtilles Bild
Mit ſinn'gem Ernſt mich deutſam anzublicken.

Jetzt, da der Schmelz der Blumen abgeblüht,
Wird klarer mir die deutungsreiche Kunde:
Schneeglöckchen war das Erſte, welches ſchied,
Sein reines Bild glich ſel'ger Kindheit Stunde,
Dem ſüßen Traum der unſchuldvollen Bruſt,
Der Hoffnung erſter, ahnungsreicher Luſt.

Drauf ſah ich traurend auch die Roſ' entblättert!
— Dem Schönſten ward ein kurzer Tag geliehn!
Vom Himmel ſtammt was unſer Seyn vergöttert,
Es kehrt zurück, um uns hinaufzuziehn;
Die Sehnſucht iſt's, die hoch und höher hebt,
Wie Roſenduft der Roſe Grab entſchwebt.

Bald ſah ich auch den zarten Kelch verſinken,
Der leuchtend Gold trägt in des Herzens Grund;
So eilt der Freuden Becher, den wir trinken,
Im leichten, raſchen Schwung von Mund zu Mund.

Die Hyazinthe mit der Glockenfülle,
Sie überdauert ihrer Schweſtern Tod;
Wie die Erinn'rung in des Herzens Stille
Sanft läutet, bis zum Lebens Abendroth.

Und — wie an Jene ſinnig angeſchmieget,
Ein Zweiglein ſteht in ewigfriſchem Grün,
Das träumeriſche Haupt von Duft gewieget,
— Der ſchmerzgeweihte, ernſte Rosmarin:

So bleibt von Allem was das Herz entzückte,
Der Wehmuth Luſt das letzte theure Pfand
Der Paradieſe, die das Aug' erblickte,
Des ſüßen Himmels, den die Seele fand.

Doch wie ich von des Zweiges Düften trunken,
Die Blumen alle wieder vor mir ſeh,
Die in den flücht'gen Tagen hingeſunken,
Und freudig vor dem vollen Strauße ſteh:

So lebt im Herzen, das was es geliebet,
Im zarten Duft der Wehmuth ewig fort; —
Des Lebens Hauch, der manche Freude trübet,
Berühret nicht den ſtillen Tempel dort.

Rein wahrt er all die leuchtenden Geſtalten,
Die Engel alle, die ihm Gott geſandt,
Die Freuden alle, die mit Händefalten
Als eines Himmels Gabe wir erkannt.

Die Wehmuth iſt der Liebe höchſtes Leben!
Sie präget in dem ſtillen Muſchelhaus
Des Herzens, mit geheimnißvollem Weben,
Die gottgeſuchte, reine Perle aus.

Ihr ſtiller Glanz reift nicht im Erdenſtaube,
Die Wunderblume pflanzt nur Schmerz und Tod,
Ihr Thau heißt Liebe, und ihr Licht heißt Glaube,
So wächſt ſie auf zum höhern Morgenroth.

Morgenglocken.

Auf, auf, der junge Tag erwacht,
Die Sternlein ziehn nach Haus,
Die Sonne breitet allgemach
Ihr Siegesbanner aus.
Und laut von der Höhe die Glocken erdröhnen
Und winken und rufen mit mächtigen Tönen:
Auf, auf, aus des Schlummers beengendem Band!
Die Morgenluſt reget die thauigen Schwingen,
Die Wälder erbrauſen, die Vögelein ſingen:
Denkt des Herrn!
Denkt des Herrn,
Der Euch den Morgen geſandt!

Die Mutter hebet raſch vom Pfühl
Den zarten Säugling auf.
Sie hebt ihn auf mit Dankgefühl
Und lächelt froh hinauf.
Die Nacht iſt vergangen, vorüber das Zagen;
Von heiligen Klängen gewiegt und getragen,
Das Morgenroth freundlich durchs Fenſterlein blitzt.
Sie lauſchet, vom Schauer der Andacht durchdrungen,
Dem Ruf, der im Morgengeläute erklungen:

Dankt dem Herrn!
Dankt dem Herrn,
Der Euch bewacht und beſchützt!

Auf ſeines Lagers weichem Pflaum
Sich träg der Weichling dehnt,
Die Glocke ruft, er hört ſie kaum,
An dumpfer Ruh' gewöhnt.
Du Träger, erwache! Zu heiligem Pfunde
Verlieh Dir der Ewige jegliche Stunde!
Weh', wenn ſie am Tage der Erndte Dir fehlt!
Horch auf! was die mahnenden Glocken verkünden:
„Die Stunden entrollen, die Jahre entſchwinden!“
Denk' des Herrn!
Denk' des Herrn,
Der Deine Tage gezählt!

Zum Himmel klagt des Dulders Blick
In düſt'rer Traurigkeit;
Wohl kehrt die Sonne ihm zurück,
Doch mit ihr neues Leid.
Wer hilft dem Verlaß'nen, wer ſoll ſich des Armen,
Des Kranken, mit rettender Liebe erbarmen?
Wer höret in einſamer Stunde ſein Ach?
Da hoch von der Höhe mit ſeligen Klängen
Jetzt Stimmen des Troſtes zum Herzen ſich drängen:
Denk' des Herrn!
Denk' des Herrn,
Der die Erhörung verſprach!

O heilig ſüßer Glockenlaut,
Wie mahnſt Du weit und breit,
So weit ein Aug' zum Himmel ſchaut,
An Gottes Freundlichkeit!
O rege ſie ferner die mächtigen Schwingen!
Laß keine der heiligen Stimmen verklingen,
Bevor ſie geſiegt, als ein Herold des Herrn!
Ruf, eherner Mund, es durch endloſe Weiten:
Horch auf, horchet auf, was die Glocken Euch läuten:
Denkt des Herrn!
Denkt des Herrn!
Nie iſt ſein Lieben Euch fern!

Die Winterſaat.

Willkommen liebe junge Saat,
Du meiner Augen Freude,
In Deinem lichten Frühlingsſtaat,
Und Deinem Thaugeſchmeide!

Du biſt ſo recht der Hoffnung Bild
In trüben Wintertagen,
Wenn kalte Stürme rauh und wild
An unſ're Fenſter ſchlagen.

Du grünſt, und leuchteſt froh und ſtill
In aller Menſchen Seelen,
Und wer nur recht drauf merken will,
Dem kannſt Du viel erzählen.

Auch mir erzählſt Du ſtill und traut,
Und immer lauſch' ich gerne,
Und immer heller, froher ſchaut
Mein Auge in die Ferne.

Ich denke dann, der Dich gelehrt
So ſüßen Troſt verbreiten,
Dem ſind wohl ſeine Menſchen werth
Durch alle, alle Zeiten.

Der wahrt ſelbſt für des Kummers Sohn
Ein tröſtend Lebenszeichen,
Und läßt, wenn Stürme ihn umdrohn,
Die Hoffnung nie erbleichen.

Ja, nimmer, nimmer ſoll mein Glaub'
An Gottes Treue ſchwinden!
Er läßt mich unter dürrem Laub
Wohl auch mein Hälmchen finden!

Fortdauer.

Sag', wo ziehest Du hin, Du eilende Wolke? „Ich bringe
„Segnenden Balſam der Flur, tränke, und ſchwinde dahin!"
— Wie, Du ſcheideſt und trau'rſt nicht Deines Looſes? — „Ich ſterbe
Nur im Luftkreis — als [illegible]au ſteig' ich aufs Neue empor!"

Und ihr Blumen der Flur, wohin? wenn kalt euch der Nord trifft?
„Zu der Mutter zurück führt uns der Liebe Gebot!
„Neue Geſchlechter erblüh'n aus unſerm Staube, wir leben
„Weil wir erfreuen, und nie trifft uns vernichtender Tod!"

So, Du heil'ge Natur, belehrſt Du die Deinen! — Beſchämung
Beuget die Selbſtſucht, doch frei blicket die Liebe empor.
Ja, ſie ſuchet nicht ſich, ſie ſuchte des Ganzen Erhaltung,
Darum aus ewiger Saat ſteigt ihr die ewige Frucht.

Herbſttag.

Du nahmſt, o Herr, der Erde Zier,
Die ſüßen Blumen nahmſt Du ihr,
Entzogeſt ihr des Haines Pracht
Und Alles was ſie ſchön gemacht,
Und gabſt ein nächtlich graues Kleid
Ihr für der Jugend Herrlichkeit.

Und doch — aus ihrem Trauerflor
Wie blickt ſie freundlich noch hervor,
Wie ſchwimmt der Liebe milder Strahl
Auf ihrem Antlitz überall,
Noch ſterbend bringt ſie Lob und Preis
Dem, der da herrſcht im Weltenkreis.

O Herr, wie blick' ich ſchamerfüllt
Auf dieſes Herbſttags heitres Bild!
So heiter ſtand ich nicht vor Dir,
Entzogſt Du meine Freuden mir,
Manch' ſtille Thräne, manches Ach
Sandt' ich des Lebens Blüten nach.

Und doch biſt Du derſelbe ja,
Der mir im Frühlingsſäuſeln nah,
Der liebende, der treue Gott,
Deß Hand mir tauſend Freuden bot,
Der Gott, der nach der Winternacht
Verſprochen neue Lenzespracht.

O nimmer leſen wir genug
In Deiner Schöpfung ſtillem Buch,
Du ſchriebſt in alle Blätter ein:
O Herz, Du ſollſt nicht traurig ſeyn!
Hingeben iſt dem treuen Sinn
Nur Liebesrauſch und Hochgewinn.

Wer arm durch mich, den mach' ich reich,
Das Ew'ge bleibt ſich ewig gleich!
Die Blume welkt, das Gras vergeht,
Der Glanz verliſcht, der Duft verweht,
Nur meine Liebe und mein Wort,
O Menſch, beſtehet fort und fort.

Winterlied.

Laßt es ſtürmen, laßt es brauſen,
Singet mir ein frohes Lied;
Wo des Liedes Geiſter hauſen,
Jede finſtre Macht entflieht;
Mag der Nord ans Fenſter ſchlagen,
Drohen uns mit Schnee und Eis,
In der Freunde heit'rem Kreis
Waltet fröhliches Behagen.

Unſre Lampe brennet helle,
Wie auch rings im Haus der Nacht
Sturm, der feindliche Geſelle,
Alle Lichter ausgefacht;
Kommt ein Wandersmann gezogen,
Möge unſer Fenſter Schein
Ihm ein ſichrer Pharus ſein,
Leitend ihn durch Sturm und Wogen.

Singet laut und rührt die Saiten!
Muthig laßt des Liedes Schall
Mit dem heiſern Aeol ſtreiten,
Siegend ob des Regens Fall;
Und wo heimathlos und bange,
Von dem Graun der Nacht verwirrt,
Eine arme Seele irrt:
Lockt ſie her mit Liedesſchalle!

Wo die heitern Muſen walten,
Wo der Liebe Kranz ſich flicht,
Fürchte Keiner ſich vor kalten
Finſterm Menſchenangeſicht!
Lied iſt weich wie Maienregen,
Lockert auf die Menſchenbruſt
Für des Mitleids ſüße Luſt,
Für des Wohlthuns milden Segen.

Drum herein, wer trüben Blickes
Schauet nach dem warmen Heerd!
Für die Stürme des Geſchickes
Sey ein Obdach ihm gewährt.
Und wo einer, ſchwerbeklommen,
Weint in unſ'rer Freude Ton:
Winkt herein des Kummers Sohn,
Gaſtlich ſey er aufgenommen!

Wer von ſel'gem Necktar trunken
An der Götter Tafel ſitzt,
Wem der lichte Lebensfunken
Aus den heitern Augen blitzt:
Nimmer wird er ihn vergraben
Den unſterblichen Gewinn!
Nein, getreu der Götter Sinn,
Wird er lieben, tröſten, laben.

Laßt es ſtürmen, laßt es brauſen,
Laßt im weiten Nachtgebiet
Die empörten Wetter hauſen,
Folgt dem guten, frohen Lied!
Um die Flammen eng' und enger
Drängt euch in dem kleinen Haus!
Nie geht Licht und Liebe aus
In dem Kreiſe froher Sänger.

Pſychens Vorrecht.

O laßt ihn harmlos weitergaukeln
Den leichtbeſchwingten Schmetterling,
Auf jeder Blume froh ſich ſchaukeln,
Die wonnetrunken ihn umfing.
Es feſſelt ſeiner Wünſche Streben
Nicht der bequeme Ruhgenuß;
Dem Schönen gilt ſein Liebeskuß,
Ein ew'ger Durſt bewegt ſein Leben.

Die Blume eilt ſich auszuſchmücken
Für ihn, der liebend ſie erwählt,
Iſt's gleich nur flüchtiges Entzücken,
Was ihrem Kuſſe ihn vermählt.
Sie theilet ſeine Huldigungen
Neidlos mit Sonne, Luft und Licht,
Und lächelt ſtill und zürnet nicht,
Hat er ſich jubelnd aufgeſchwungen.

So ehrt der Freiheit heil'ge Gabe
Die ſtille Seele der Natur,
So folgt die Blum' an ihrem Stabe
Stilllächelnd ihrer Sonnenſpur.
So will ſie Keiner auch beſchränken,
So darf der frohe Schmetterling,
Wohin ihn lockt der Schönheit Wink,
Die freien, leichten Flügel lenken.

O ihr, die ihr den Sänger tadelt,
Wenn gleicher Schwingen Macht er übt:
Hat ihn die Gottheit nicht geadelt
Vor Vielen, die ſie hegt und liebt?
Laß ihn mit kindlichem Entzücken
Doch ſtill umfangen ſeine Welt,
Gönnt, was zur Freud' ihm zugeſellt,
Gönnt's ihm an's trunkne Herz zu drücken!

Sein iſt vom großen Ueberfluſſe
Das Schönſte, was ſein Aug' erſchaut,
Doch ward auch ihm zum flücht'gen Kuſſe
Des Glückes Fülle nur vertraut.
Nicht feſſeln ſoll es ihn, nicht halten
Das ſüße, anmuthsreiche Spiel,
Nach einem fernen, lichten Ziel
Lockt's ihn mit magiſchen Gewalten.

Drum wollt' die Schwingen nicht berühren!
Ein Hauch ſchon lähmt den frohen Schwung,
Mit der ſie ihn zum Lichte führen
In ſeliger Begeiſterung.
Laßt frei ihn wandern, lieben, ſingen,
Zart iſt der leichte Flügelbau
Des frohen Schmetterlings der Au,
Doch zarter noch ſind Dichterſchwingen!

Merzkinder.

An S.

Kennſt Du den Strahl, den jugendlichen, hellen,
Bei deſſen Kuß die zarten Knospen ſchwellen,
Der aus dem Moos das erſte Veilchen winkt?
Schneeglöckchen läutet freudig ihm zu Ehren,
Und fröhlich jubelt ihm in lichten Chören
Die Lerche, die ſich froh zum Himmel ſchwingt.

Auch uns, Geliebte! hat er lichtumfloſſen
Mit gleichem Kuß die Augen aufgeſchloſſen,
Und mit dem Schmetterling ſind wir erwacht.
Drum hat der Merz, der Beide uns geboren,
Für uns der Freundſchaft zartes Band erkoren,
Und gleiches Streben beiden zugedacht.

Einfach und ſtill, ſo ſollte unſer Leben,
Dem Veilchen gleich, ſich nimmer ſtolz erheben,
Doch feſt ſich zeigen bei der Stürme Weh'n.
Vom Schmetterling ſollt' uns die Schwungkraft werden,
Die mächtig hebet von dem Druck der Erden
Zum ſchönern Licht der reinen Himmelshöh'n.

Und von der kleinen Sanges-Schweſter Oben,
Die nur zu athmen ſcheint um Gott zu loben,
Gab er der Sehnſucht Streben unſ'rer Bruſt.
Drum müſſen wir in froh und trüben Tagen
Das volle Herz empor zum Himmel tragen,
Des Himmelstroſtes ſelig uns bewußt.

Und wie der Merz uns zeigt in ſeinem Bilde
Des Winters Feſtigkeit, des Frühlings Milde,
So, ſagt man, ſei auch ſeiner Kinder Art.
Drum ſoll die Freundſchaft gern ſie auserwählen,
Weil bei den ſtillen, inniglichen Seelen
Sich warm Gefühl mit frommer Treue paart.

Drum laß in's Auge froh und feſt uns ſchauen,
Laß glaubensvoll den Zeichen uns vertrauen,
Die die Natur auf unſ're Stirn gedrückt!
Dieſelben Sterne leuchten unſerm Leben,
Dieſelben Kräfte ſollen uns erheben,
Bis uns ein Gott dem Erdentraum entrückt.

Einer trauernden Mutter.

Du weinſt und ringſt von tiefem Jammer,
Von namenloſem Weh bewegt,
Weil man zur dunklen Todeskammer
Den Liebling Deines Herzens trägt.

Wohl iſt's ein ſchmerzlichbanges Scheiden,
Wenn ſich das Herz vom Herzen ringt,
Und ſeine Hoffnung, ſeine Freuden
Kein Erdenmorgen wiederbringt.

Der ew'ge Gottesſohn auch weinte
Einſt Thränen an des Lieblings Grab,
Er, der Allmächt'ge, der dem Freunde
Den Lebensodem wiedergab.

Und ſieh', aus dieſen Liebeszähren
Erwuchſen Blumen, himmliſchſchön,
Die als die Kinder beßrer Sphären
Fortan an jedem Grabe ſtehn.

O horch, ſie flüſtern Dir zum Herzen:
Sey, Mutter, länger nicht betrübt!
Das Grab birgt nur die Erdenſchmerzen,
Die Deines Lieblings Glück getrübt!

Nicht hemmt der Tod des Geiſtes Streben,
Der Ew'ges ſich zum Ziel erkor!
Nur was beengt ſein Aufwärtsſtreben,
Das hüllt des Grabes Blumenflor.

Auch will er nicht das Herz Dir rauben,
Das tief der Treue Pflicht erkannt!
Er rettet nur den reinen Glauben
Für einer reinern Liebe Land.

Auch ſoll nicht ewig Dir verſchwinden
Des theuren Sohnes edles Bild!
Ein Engel wird die Fackel zünden,
Die einſt des Grabes Nacht enthüllt.

Drum hebe auf den Blick der Trauer,
Sieh', Einer überwand den Tod!
Seitdem entſtieg des Grabes Schauer
Ein ew'ges Lebensmorgenroth.

O, auf zu ihm das Herz getragen!
Traum iſt der Erde Glück und Leid!
Einſt wird der Liebe Morgen tagen
In ungetrübter Seligkeit.

Denkmal
unſerer treuen unvergeßlichen Mutter,
Conſtanze Franz, geb. von Hahn.
1822.

Die Treue ſah, es war der Tag beendet,
Das Werk vollbracht und nah die Sabbathfeier;
Da rief ſie Allen denen, die ihr theuer,
Das heitre Auge mild auf ſie gewendet.

Und alle hingen an dem frommem Munde;
Und an des Auges überird'ſcher Klarheit,
Im Herzen wahrend jedes Wort der Wahrheit,
Aufrichtend ſich an ihrer Himmelskunde.

Und als ſie der Ergebung ernſte Lehre
Uns anvertraut in ihren letzten Stunden,
Und ſtandhaft ausgeleert den Kelch der Leiden:

Da klang des Vaters Ruf aus lichter Sphäre:
„Komm, Du Geprüfte! treu biſt Du erfunden,
„Komm, gehe ein zu Deines Herren Freuden.“

Was weinſt Du Herz? Darfſt Du die Palme neiden,
Die ſtrahlend der Verklärten Schläfe ſchmücket? —
Darfſt Du, da Himmelswonne ſie entzücket,
Dich in der Trauer bange Farbe kleiden?

O Du, die nun an Gottes Vaterherzen,
Von Erdenleid und Qualen zu geſunden,
Den Quell des reinern Lebens aufgefunden,
Vergieb, o Mutter, unſre bittre Schmerzen!

Die Erde fordert ihren Zoll; — es hebe
Der Geiſt ſich auf der Ahnung freien Schwingen
Zur Sternenwelt, der Freiheit Licht zu grüßen:

Wie mächtig auch der Glaube in uns lebe;
Es muß der Menſch ſein Thränenopfer bringen,
Wenn ein geliebtes Erdenband zerriſſen.

Der Mund, aus dem nur Segen uns gefloſſen,
Die Hand, die uns zur Gottheit hingeleitet,
Die Augen, die auf Wahres nur gedeutet,
— Wer klagte nicht, wenn ſie der Tod geſchloſſen?

Die Form ja ſelbſt wird durch den Geiſt uns theuer,
Und dieſe Trennung, die ſo ſchwer wir faſſen,
Iſt es — warum die Wangen uns erblaſſen,
Und Klage trübt ſo hohe Lebensfeier.

Drum, Theure! reiche aus des Lichtes Höhen
Den Deinen Troſt, wenn ſie die liebe Hülle
So tief hinab ins düſtre Grab verſenken!

Noch ſind ſie nicht zum Schauen auserſehen,
Und nur als Traum darf Deines Lebens Fülle
Das bange Herz mit Muth und Hoffnung tränken.

Wenn gleich der Kinder Blick Dich nimmer findet,
Du lebſt in ihnen in der Liebe Flammen,
Die aus dem treuen Mutterherzen ſtammen,
In jeder That, zu der Dein Wort entzündet.

Die Saat, die Du geſä't, bedingt Dein Leben,
Denn in den Früchten lebt der Menſch auf Erden;
Mag gleich das Werkzeug hier zerſtöret werden,
Die Wirkung, wer vermag ſie aufzuheben?

Es iſt den Edlen, die den Glauben übten,
Ein ſchönes Denkmal immerdar gegründet,
Das Marmor nicht und Griffel mag erreichen.

Es ſteht im Herzen derer, die ſie liebten: —
— Wer Ew'ges ſä't, hat Göttliches verkündet,
Denn in der Lehre liegt das Lebenszeichen.

An meiner Mutter Grabe,

nach meiner Heimkehr nach Schleſien im Jahre 1832.

Da knie' ich nun mit meinem Kranz
Und meinem Pilgerſtabe,
Beſtrahlt vom erſten Morgenglanz
An Deinem theuern Grabe.

O Mutter, Mutter, ſieh' herab!
Sieh' auf Dein Kind hernieder!
Ich habe ja Dein theures Grab,
Des Herzens Heimath wieder!

Du ſchläfſt ſo tief, Du ſchlafſt ſo ſüß,
Weißt nicht was uns geſchehen;
Nichts ſtört Dein Friedensparadies,
Das Gott Dir auserſehen.

Wir aber wallten dunkeln Pfad,
Seitdem Du uns verlaſſen,
Und ſahen manche Freudenſaat
Verwelken und erblaſſen.

Ein Keim jedoch, den Du gelegt,
Wuchs, unter Sturmesſegen,
In Deiner Kinder Bruſt gepflegt,
Dem goldnen Licht entgegen.

Es iſt der Glaube, feſt und wahr,
Deß Saat ſich grünend breitet,
An eine Liebe, unſichtbar,
Die uns als Engel leitet.

O, theures Grab! Du Ruheſtatt
Der Guten, Treuen, Frommen!
Wann wird der Pilger, müd' und matt,
Zu Deinem Frieden kommen?

O, theures Grab! Geweihtes Ziel,
Dem ich die Arme breite!
Hier will ich liegen ſtill und kühl
An meiner Mutter Seite!

Und weckt uns Gott aus dunklem Raum
Zum frohen Auferſtehen:
So wollen wir nach langem Traum
Uns froh ins Antlitz ſehen:

Und wollen preiſen Gott den Herrn
Für Leiden und für Freuden,
Und wollen zieh'n von Stern zu Stern
Durch lichte Ewigkeiten.

An meine Schweſter Claire v. N.

Im October 1852.

Wohl dränget Sorg' und Kummer
Ein ſturmbewegtes Meer,
Verſcheuchend Ruh' und Schlummer,
Um unſern Pfad ſich her;

Wohl ſcheint der Himmel trübe,
Und trüb des Himmels Licht,
Als geh' der Stern der Liebe
In lange Nacht zurück;

Doch — laß uns nicht verzagen!
Laß ſteh'n uns Herz an Herz!
Glaube und Liebe tragen
Den allerbängſten Schmerz.

Es hat der Sturm bezwungen
Manch einſam Bäumchen wohl,
Doch Zweie, feſtverſchlungen,
Kein Arm nicht fällen ſoll.

Zwei Herzen leeren ſchneller
Den Becher bitt'rer Pein,
Zwei Herzen ſchauen heller
In Gottes Rath hinein;

Zwei Herzen, die geſchieden,
Müßten in Angſt vergeh'n,
Die wird mit Troſt und Frieden
Der Liebe Hauch umweh'n.

O Du, für die ich Kränze
Der Seligkeit erfleht,
Und die im Jugendlenze
Nun durch Cypreſſen geht;

Du, mit dem bangen Looſe
Des ſchwerſten Weh's vertraut,
Bleiche, gebeugte Roſe,
Von Thränen überthaut!

Könnt' ich aus Nacht und Grauen
Dich tragen ungeſäumt
Auf lichte Sonnenauen
Wo neue Hoffnung keimt;

Könnt' ich Dich überheben
Der Stunden bittrer Pein,
Mit Frieden Dich umgeben
Und Ruh' und Sonnenſchein!

Doch Eins nur will gewähren
Die Gottheit meinem Fleh'n:
Durch Dulden und Entbehren
Mit Dir vereint zu geh'n.

Wie wir der Kindheit Räume
Begrüßten, Bruſt an Bruſt,
Austauſchend ihre Träume
Mit Thränen ſel'ger Luſt:

So Herz an Herz gedrücket
Find uns auch dieſer Traum,
Der ſeine Pfeile zücket
Aus finſterm Wolkenſaum.

Endlich muß ja entweichen
Der Prüfung lange Nacht,
Die Liebe giebt ein Zeichen,
Das bange Herz erwacht;

Und ſieht mit heil'gem Schauer
Das Räthſel aufgeklärt,
Das Grauen, Angſt und Trauer
In Seligkeit verkehrt.

Alles, was bang' und trübe
An Deinem Pfade ſtand,
Verſchwindet, — nur die Liebe
Bleibt treu an Deiner Hand.

Und wie den Kelch der Leiden
Sie freudig mit Dir trank:
So rauſcht durch Himmelsfreuden
Nun froh ihr Lobgeſang.

Dem Andenken eines verewigten Freundes.

Brandenburg den 15. Jan. 1836.

Ich dank' es Gott zu tauſendmalen,
Daß ich auf Erden Dich gekannt,
Dich, der in dieſen dunklen Thalen
Ein lichter Himmelsbote ſtand!

Lebend'ges Wort! Lebend'ge Quelle!
Du Geiſt von Gottes Geiſt begabt!
Wie heilig iſt mir jede Stelle,
Wo Deine Fülle mich gelabt!

Du trugſt die Perle tief im Herzen,
Die mehr als alle Kronen gilt;
Sie ſtrahlte auf wie Himmelskerzen
Aus Deinen Worten, Deinem Bild.

Ein Hoherprieſter, auserkoren
Zu Deines Herren Dienſt und Ruhm,
Das Aug' in ſel'ges Schau'n verloren,
Entrückt ins höh're Heiligthum:

So ſtand'ſt Du an geweihter Stätte,
So traf uns Dein gewaltig Wort,
So riß, in brünſtigem Gebete,
Dein Geiſt den unſern ſtürmiſch fort.

Dein Glaube war wie Feuerfunken;
Er ſank in's Herz, und fachte an
Was ſchon in Aſche war verſunken,
Und trug die Flamme himmelan.

Du warſt von Gott! Wer Dich erkannte,
Der wußt' es, wie Dein Herz allein
Für ſeinen Mittler liebend brannte,
Und wie Du rangſt ganz Sein zu ſeyn.

Du warſt von Gott! Sein Liebeszeichen
War klar auf Deine Stirn gedrückt;
Dies Licht, es konnte nicht erbleichen,
Als ſchon der Tod den Geiſt entrückt.

Es ſprach: Kommt her, ſo ruht in Frieden
Der Fromme, welcher Gott geliebt!
Seht, welche Hoheit ſchon hienieden
Der Kuß des ſtillen Engels giebt!

Nun tönt's von Deinem Todtenhügel
Wie Lebensgruß und Auferſtehn!
Horch, wie es brauſt auf ſtarkem Flügel,
Wie Adlerflug zu Sonnenhöh'n.

Hinauf, hinauf! So ruft das Wehen,
Hinauf, hoch über Grab und Tod!
So weit die ew'gen Sterne gehen,
Strahlt ſeines Lebens Morgenroth.

Hinauf, hinauf! O laßt der Erde
Die flücht'ge Luſt, der er entrückt!
Gedenkt der jubelnden Geberde,
Als ſcheidend er ſein Heil erblickt.

Ja, Preis dem Herrn! Sein Licht bethaute
Des müden Pilgers letzten Gang; —
Er, dem ſein liebend Herz vertraute,
Er war es, der ihm Sieg errang.

So wahr er lebt, ſo wahr auch leben
Die Seelen, die ſich ihm geweiht!
Er kommt und wird den Schleier heben,
Der dieſes Grabes Saat befreit.

Dann geht ſie auf, die Lebensblüte,
Und eine Kirche ſteigt empor,
In unermeßnem Lichtgebiete,
Vereinend aller Sel'gen Chor.

Und leuchtend, wie des Himmels Sterne,
Gehn ſie hervor, die Gott geliebt,
— Nicht ſucht ſie mehr in weiter Ferne
Die Liebe, die ihr Tod betrübt;

Es ſei'rt vereint die Schaar der Treuen
Den großen Sabbath Hand in Hand,
Und jubelnd grüßt in Sphärenreihen
Der Glaube ſein gelobtes Land.

Meiner unvergeßlichen Freundin
Charlotte von der Hardt.

So bleibt mir denn von Deinem holden Leben
Nur dieſes Bild und der Erinn'rung Traum!
Ach, wie viel Glück ſeh ich mit Dir entſchweben,
Ein ſcheidend Licht am fernen Himmelsraum.

Du hatteſt mir das eig'ne Seyn erſchloſſen,
An Deinem Herzen war mein Herz erwacht;
Zu ſchnell, zu ſchnell iſt jene Zeit verfloſſen,
Die ſüße Zeit voll Licht und Frühlingspracht!

Mit Dir durchſchifft' ich froh des Lebens Fluthen,
Die Segel von der Hoffnung Hauch geſchwellt,
Rings um uns her des Jugendhimmels Gluthen,
In unſ'rer Bruſt der Liebe reiche Welt.

Mit Dir — wie ſelig war die Pilgerreiſe!
Mit Dir der Tauſch der Seelen — ach wie ſchön!
Mildwaltend ſtand'ſt Du in des Lebens Kreiſe,
Zum Freudenengel Vielen auserſeh'n.

Und wie Du Glück und Liebe reich gegeben,
So war auch Lieb' und Glück Dein ſchönes Loos;
Ein Kranz, an dem ſich Roſ' an Roſen weben,
Ein Lenzgewinde friſch und dornenlos.

Und ſanft, wie Engel friedlich von uns ſcheiden,
Wenn ſie die Flur mit holdem Reiz geſchmückt,
So ſchwandſt auch Du, — ein Traum nur war Dein Leiden,
Im Jugendglanz wardſt ſchmeichelnd Du entrückt.

O ruhe ſanft, auf Deinen Hügel thaue
Den Frieden Deiner lichten Welt herab,
Bis ſtill bereitet für die Himmelsaue
Die Blume Gottes ſteigt aus ſtillem Grab.

Dann, dann, Geliebte! wird die Nacht verſchwinden!
In Jubel ſtirbt der bangen Trennung Pein.
Was ſich geliebt, es wird ſich wieder finden,
Und ewig, ewig unzertrennlich ſeyn.

Den Zwillingsſchweſtern v. H.,

als ſie mir zwei, an einem Stengel aufgeblühte Roſen überreichten.

Unſchuld'ge Freud' im kindlichen Gemüthe,
Daß die Natur, in ihres Waltens Milde,
Zwei Roſen ſchuf zu eurem Ebenbilde,
Zwei Schweſternroſen, eines Stengels Blüte.

So reichtet Ihr die Zierde Eurer Auen
Mir heiter dar, — ich aber freudetrunken,
In dieſes Doppelbildes Reiz verſunken,
Ich konnte Euch nur in den Roſen ſchauen.

Der Stunde dacht' ich, als des Herren Engel
Zur Erde kam, um eure Schweſterſeelen
Zwei gleichverwandten Hüllen zu vermählen,
So gleich ſich, wie die Roſen dort am Stengel.

Wohl ſelten wird ſich ſolcher Wunderblume
Die Welt erfreuen! — Eins an Sinn und Leben,
Und dennoch zwei, ſich liebend nachzuſtreben,
Demüth'gen Sinn's in Gottes Heiligthume.

O daß, ſo wie das zarte Grün der Blätter
Die Roſe ſchirmt, — der Liebe treue Rechte
Euch immerdar beſchützen, wahren möchte,
Und bergen euch vor rauhem Sturmeswetter.

Zart iſt die Blume, die der Lenz geboren,
Zart auch das Herz, das weich das Glück gebettet,
Doch zarter noch das Seyn, das lieb umkettet,
Sich in ein zweites Leben ganz verloren.

Drum mög' der Schutzgeiſt, den euch Gott gegeben,
In Einem ſtets des Andern Leben ſchonen,
Durch Schweſterglück der Schweſtern Liebe lohnen,
Und gleichen Kranz um Eure Stirnen weben.

Der ernſte Engel.

An L.

Wo die ſüße Liebe weile,
Fragſt Du, Lina? — Frage nicht!
Spähe nicht nach weiter Ferne!
Nach dem goldnen Morgenſterne
Folgt von ſelbſt der Sonne Licht.

Liebe will gar viel bedeuten!
Schwankend an der Kindheit Port
Faßt des Geiſtes zarter Funken,
Von der erſten Ahnung trunken,
Nicht dies tiefe Wunderwort.

Liebe iſt ein ernſter Engel,
Der von ew'gem Himmelsthron
Niederſteigt zu unſerm Herzen,
Weihend ſie zu heil'gen Schmerzen,
Weihend ſie zu heil'gem Lohn.

Wo er ſeine Fackel ſenket,
Flammt die hehre Gluth hinan;
Die den Sterblichen vergöttern,
Aber ſtürmiſch auch entblättern
Seine Erdenlenze kann.

Wer aus ſelbſtiſch eitlem Streben
Buhlet um des Engels Blick:
Muß, wenn Lenz und Jugend ſchwinden,
Einen nicht'gen Schatten finden,
Treulos nennen Liebesglück.

Wer nur weiche Roſenkronen
Hoffte von des Engels Hand, —
Wird ob bittrer Täuſchung weinen,
Wenn er zu Cypreſſenhainen
Ernſt ſich hingewieſen fand.

Nur wer um der Liebe willen
Liebe ſuchte, treu und rein,
Feſt entſchloſſen, ohne Wanken,
Ihr mit Willen und Gedanken
Sich als Eigenthum zu weih'n:

Wer vergeſſend ſich, ſein Leben
Sucht in des Geliebten Bruſt;
Wer im Dulden ſelbſt und Leiden
Zu entdecken weiß die Freuden,
Die der Treue nur bewußt:

Wer ſich ſelbſt nur kann genügen
In den Opfern frommer Pflicht;
Wem der Treue ſtille Kronen
Mehr als alle Roſen lohnen,
Die das Glück uns ſchmeichelnd bricht,

Der begegne jenem Engel
Ohne Zittern, ohne Scheu!
Sey's in Wonnen, ſey's in Zahren,
Seine Gluth wird ihn verklären
Und ſein Himmel bleibt ihm treu!

Darum prüfend zu dem Herzen
Wende, Lina! Deinen Blick!
Wolleſt nicht den Engel rufen,
Bis zu jenes Tempels Stufen
Selbſt er naht, mit Schmerz und Glück!

Bau' an dieſem Tempel, ſchmücke
Den Altar ihm blank und rein!
Sind geheiligt dieſe Hallen,
Dann, mit ſeinen Kronen allen,
Nimm den Engel furchtlos ein!

Bleibende Schönheit.

An J.

Du fragſt wie dauernd man entzücken,
Wie Allen man gefallen kann?
Und ſchau'ſt dabei mit heitern Blicken
Das holde Kind im Spiegel an.

Wohl hat Natur es reich gezieret
Dies Bild, aus dem die Anmuth lacht,
Mit jedem Reiz, der Herzen rühret,
Ward es verſchwenderiſch bedacht.

Des ſeidnen Haares reiche Wogen,
Die Wange, wo der Frühling blüht,
Der Braunen ſchöngewölbter Bogen,
Der ſich um Veilchenaugen zieht;

Der ſchlanken Arme leichte Regung,
Die Stirn, von Locken weich umwallt,
Die ganze, liebliche Bewegung
Der kleinen Graziengeſtalt;

Genug um Herzen zu entzücken,
Und — bei ſo vieler Schönheit doch —
Um wahr und dauernd zu beglücken,
Bei allem Reiz zu wenig noch!

Der ew'gen Schönheit ächten Stempel
Kann Seelenanmuth nur verleih'n,
Drum lade in dem holden Tempel
Geſchäftig jede Tugend ein!

Zeig' dieſe Stirn der ſanften Milde
Dem edlen Ernſt zur Wohnung an,
Laß Weisheit mit dem ehrnen Schilde
Dem leichtbewegten Sinne nah'n.

Laß aus dem Strahle Deiner Augen
Die Engel frommer Liebe ſchau'n,
Laß Troſt aus ihm das Elend ſaugen
Erbarmen aus ihm niederthau'n

Laß mit dem Aug' im feſten Bunde
Die holdberedte Lippe ſeyn,
Sie ſchone, lindre jede Wunde,
Sey wahrhaft, innig, treu und rein.

Der Wangen Purpur zu behüten,
Sey holde Schaam die Wächterin!
Sie ſtreue ew'ger Anmuth Blüten
Und ew'ge Jugend auf ſie hin!

Und dieſe feinen Hände, — ſchmücke
Mit Wohlthun ſie, mit regem Fleiß!
Daß ſegnend man an's Herz ſie drücke,
Wenn längſt verblüht ihr zartes Weiß.

In Deines Herzens ſtillen Gründen,
Da aber bau' die Demuth an!
Sie wird den ſchönſten Kranz Dir winden,
Der je die Schönheit angethan.

Der Unſchuld Glanz wird ſie erhöhen,
Verſchönen jede Liebesthat,
Wird freundlich aus dem Aug' Dir ſehen,
Wenn ſchüchtern ſich der Kummer naht.

Weißt Du nun wohl ſie aufzufinden,
Die Blüte, die kein Sturm zerknickt?
Die Reize, welche nie verſchwinden,
Die Schönheit, welche ſtets entzückt?

Ein höher Roth färbt Deine Wangen,
Du kehrſt vom Spiegel Dein Geſicht! —
O Freude! — Deines Lenzes Prangen
Fehlt auch die ſchönſte Blüte nicht!

Die Poeſie des Herzens.

An Marie.

Du klagſt betrübt, daß Dir die Muſen
Das Glück der Poeſie verſagt?
Nicht ahnend, daß in Deinem Buſen
Schon längſt ihr ſüßes Licht getagt.

Wenn Dich des Schönen Strahl begeiſtert:
Ob Dein Entzücken ſtumm verglüht —
Ob glänzend durch die Saiten meiſtert —
Ob ſtill als Anmuth um Dich blüht:

Du biſt der Göttlichen verbunden
Durch des Gefühles Weihekuß!
Haſt ihre Seligkeit empfunden,
Wenn auch die Lippe ſchweigen muß!

Wo Huld und Zartſinn innig waltet,
Mit Selenreiz in Harmonie,
Wo ſich ein reiches Herz entfaltet:
Da, Freundin, da iſt Poeſie!

Es üben zarte, ſchöne Seelen
Den ſtillen Zauber unbewußt,
Ob Lieder ſie, ob Blicke wählen,
Ihr Walten dringt in unſ're Bruſt.

Und fallen auch nicht Lorbeerkronen
Auf ihren Pfad, — der Händedruck
Der Liebe wird ſie höher lohnen,
Als Sappho's und Corinna's Schmuck!

Ihr Name, — bleibt er gleich verborgen,
Iſt theurer nur der kleinen Welt,
Auf die mit jedem neuen Morgen
Der Lichtblick ihrer Liebe fällt.

Begehre drum der Leyer Töne
Für Deines Herzens Fülle nicht!
Noch heil'ger blüht das Ewigſchöne
In frommer That, als im Gedicht!

— Wohl führt des Schickſals ernſte Rechte
Uns oft auf einſam ſtille Bahn, —
Heil uns, wenn milde Himmelsmächte
Uns dann mit ſüßem Troſte nah'n.

Mitleidig reichen ſie die Leyer
Und legen ſie an's bange Herz,
Bis ſich zu neuer Lebensfeier
Verkläret hat der Erde Schmerz.

Für dieſe laß die Blumen blühen,
Die von den Göttern Du begehrt!
Nur eine Sonne darf uns glühen,
Ein Eden nur ward uns gewährt.

Iſt uns der Erde Glück verſunken —
Dann geh' er auf, als ſtiller Mond,
Der Traum, in dem der Götterfunken
Der hingeſchwund'nen Freuden wohnt.

Nie dürfen beide wir umfaſſen!
Getrennt iſt ewig Traum und Seyn!
Und wollteſt Du das Glück verlaſſen,
Um träumend Dich des Glück's zu freu'n?!

O weihe Du die Gluth des Lebens,
Die Kraft der reichen Jugendzeit,
Die warme Inbrunſt Deines Strebens,
Der Welt um Dich, der Wirklichkeit!

Auch ſie hat Kränze, reichgeſchmücket,
Aus deren jugendlichem Grün
Die ſchönſte aller Roſen blicket,
Der ewigfriſcher Glanz verlieh'n;

Die immer ſchöner ſich entfaltet,
Und immer reichern Segen beut,
Und einſt, wenn unſer Herz erkaltet,
Des Dankes Thau auf's Grab uns ſtreu't.

Die Blume ſtrebe zu erringen —
Dann wirſt Du, heil'gen Muſen gleich,
Einſt Sterne um Dein Haupt Dir ſchlingen,
Zum Kranz, dem keine Krone gleich.

Wirſt uns durch fromme That erheben,
Durch Beiſpiel wirken, treu und rein,
Und — ſtatt nach Liebeskraft zu ſtreben,
Begeiſternd ſelbſt uns Muſe ſeyn!

Der Chriſtbaum.

Dem Jungfrauen-Verein zu Weſel gewidmet.

1828.

An der Tanne Wipfel flimmert
Reiſesblüte hell und kraus;
Auf, zum Forſt, das Frühroth ſchimmert,
Wählt den Weihnachtsbaum mir aus!
  Mit den Engeln ſein
  Zieht das Chriſtfeſt ein!
Laßt, es würdig zu empfangen,
Haus und Halle feſtlich prangen!

Zum Feſt, an dem das Heil der Erde
Vom Himmel einſt herniederſtieg,
Daß den Verirrten Rettung werde,
Der ew'gen Liebe Ruhm und Sieg:
Zum Wonnefeſt der Huld und Treue,
Wo Herz an Herz ſich jubelnd ſchließt,
Seyd, theure Schweſtern! mir auf's neue
Im friedlichen Verein gegrüßt!
Der Lieb' und Freude helle Kerzen
Zu tragen in der Kinder Kreis,
Zu ſtimmen ihre jungen Herzen
Zu frohem Dank, zu Gottes Preis:
Dies iſt es, was uns heut verbunden,

O geht an's Werk mit Lieb' und Luſt!
Wer dieſes Feſtes Heil empfunden,
Zieht froh das All an ſeine Bruſt!

Seht, da duftet ſchon im Zimmer
Friſch und grün des Waldes Kind.
Jetzt herab des Reifes Schimmer,
Trocknet Zweig und Aſt geſchwind!
Aber mit Bedacht,
Nehmt den Baum in Acht!
Daß das Bild der Jugendfreude
Keine rauhe Hand entkleide!

Denkt bei dem Werk, das wir bereiten,
Denkt unſrer frohen Jugend heut!
Ruft ſie zurück die goldnen Zeiten,
Verſchönt durch Eltern-Zärtlichkeit!
Wie reich hielt uns ihr Arm umfangen,
Wie grüßte in der Wiege ſchon
Die Freude uns mit Roſenwangen,
Die Lieb' mit ſüßem Schmeichelton!
Kein Stein, der unſern Fuß berührte!
Kein Gram, der unſre Schwingen band!
Der Hoffnung lichter Engel führte
Uns harmlos in der Zukunft Land.
O ſelig, wer im Schutz der Liebe
Hinwallet durch der Kindheit Au'n!
Ihn tröſtet, wird ſein Himmel trübe,
Ihr Sternbild in der Nächte Graun.

Auf dem ſtützenden Geſtelle
Steht der Baum in ſeinem Glanz,
Frohe Strahlen licht und helle
Spielen in der Zweige Kranz.
Stellt das grüne Reis
Still in unſern Kreis!
Friſches Grün in kalten Tagen
Soll von [illegible]er Hoffnung ſagen!

Was gleicht der unſchuldvollen Freude,
Wenn in des Winters Glanzgeſchmeide
Erſcheint die ſüße Weihnachtszeit?
Wenn am geheimnißvollen Schreine
Die Mutter heimlich und alleine
Verweilt in ſtiller Emſigkeit.

Von der Neugier Qual getrieben
Irrt der Knabe durch das Haus;
Nach dem ſtreng verwahrten Zimmer,
Der geheimnißvollen Werkſtatt,
Sendet er die Blicke aus.
Heimlich ſchleicht er
Bei des Abends ernſtem Düſter
An die feſt verſchloſſ'ne Thür;
Horch, welch ſeltſames Gekniſter?
Welches Düften, welches Rauſchen,
Welches Blinkern für und für?
Durch das Schlüſſelloch bebende
Sendet er den kühnen Blick,

Preßt den Athem ſtreng zurück,
Steht und lauſcht
Unverwandt,
Was die Hand
Der geſchäft'gen Mutter treibet,
Seufzt, und reibet
Die beſchränkten blöden Augen,
Das Verbot'ne einzuſaugen.

Dort, o Himmel!
Was entdeckt er!
Einen Helm von blankem Golde,
Und daneben
Glatt und eben
Einen Schild, wie bei Turnieren
Ihn gewandte Ritter führen!
Jubeln will es, doch noch weiter
Führt ihn der verweg'ne Sinn.
Bänder, Spielzeug, bunte Kleider
Sieht im farbigen Gemiſche
Er auf Stühlen, Bank und Tiſche,
Und daneben einen Reuter
Und ein Püppchen nett und fein
Für das kleine Schweſterlein.
Laut ertönet ſein Entzücken!
Ihn verräth die raſche Luſt;
An die Thüre muß er pochen,
Trommeln, ſchlagen,
Seines lauten Ungeſtümes,

Seines wilden Freudenrauſches
Kaum bewußt.
Und die Mutter eilt erſchrocken
Von dem ſchwerbeladnen Sitz;
„Wart, ich werde Dich erwiſchen!“
Ruft ſie drohend in das Dunkel;
Doch behende, wie der Blitz,
Fliegt der Knabe ſchon davon,
Laut ertönt
In der nahen Kinderſtube
Seine frohe Kunde ſchon.

Und die Mutter ſchiebt den Riegel
Feſter noch vor ihre Thür.
Der Erinn'rung goldne Flügel
Tragen ſie aus engen Räumen
Zu entflohnen Jugendträumen,
Oeffnen tauſend Himmel ihr.
Und ſie muß die Schelmereien,
Heitrer Laune voll, verzeihen.

Bringt die Körbe nun, gefüllet
Mit des Herbſtes güldner Frucht.
In der Tanne Grün verhüllet
Werd' ihr Purpur aufgeſucht:
An die Zweige, ſchwer,
Knüpfet hin und her
Zuckerwerk und Leckereien,
Durſt'ge Gaumen zu erfreuen!

Schaut, wie der Tanne dunkle Krone
Sich weiter dehnt, ſich reicher füllt!
Wer hat der Kinder Luſt zum Hohne
In Dornen ihr Geſchenk verhüllt?
Ei, haſt Du denn des Chriſtbaums Lehre
Vernommen nie in ſtiller Bruſt?
Daß länger unſre Freude währe,
Hängt man uns hoch des Lebens Luſt!
Daß ſüßer uns die Frucht erquicke,
Hat Liebe ſorglich ſie verwahrt; —
Daß höher uns das Feſt beglücke,
Wird uns ſein Segen aufgeſpart!

Leuchtend in des Zimmers Raume
Steht der Chriſtbaum hoch und hehr,
Wie ein Bild vom Lebensbaume
Strahlt er königlich umher;
Und die Kinder, voll Entzücken,
Stehn und blicken
Zu dem Wunderſtamm empor,
Nach den Aepfeln, nach den Nüſſen
Schau'n die Augen unverwandt,
Alles wollen ſie genießen,
Und nach allem langt die Hand.
Doch weh'! da begegnet
Den ſpitzigen Nadeln
Der ſchützenden Tanne
Die raſche Begier!
Es lächelt die Mutter

Und langet mit Vorſicht
Ein Aepflein herunter:
„Dies", ſpricht ſie, „ſey Vorſchmack des Künftigen Dir!"
Und zufrieden mit der Gabe
Tritt das frohe Kind zurück,
Wäre ſein die ganze Habe,
Schwänd' in Ueberdruß ſein Glück. —

Alſo ſteht am Lebensbaume
Gottes Engel ſtill zur Wacht,
Waltet in dem lichten Raume,
Gleich der Mutter, mit Bedacht.
Sparet mit des Lebens Freuden,
Prüft, und ſucht
Manche Frucht
Streng' in Dornen einzukleiden,
Bis die rechte Stunde ſchlägt,
Wo er leiſ' die ſtillgereifte
Liebend in den Schoos uns legt.
— Ach, wohl ſind
Viele die da ſuchend ſtehen,
Die vergebens in den Dornen
Ihres öden, trüben Lebens
Nach den ſüßen Früchten ſpähen!
Alſo liegt in öder Wüſte
An verſiegtem Quell der Wandrer,
Liegt und harret,
Sucht und ſcharret
Aus dem unwirthbaren Grund

Labung für den trocknen Mund.
Warum, ſo fragen wir, vertheilet
So ungleich doch des Zufalls Hand?
In vollem Glücke ſchwelgt der eine,
Indeß dem andern längſt das Seine
Im Sturm des Mißgeſchickes ſchwand. —
Der Zufall nicht, die ew'ge Liebe
Wog uns des Glückes Gaben zu!
Damit ſich in dem heil'gen Triebe
Des Mitgefühls die Seele übe,
Führt ſie uns fremden Kummer zu.
Haushälter ſind wir nur und Hüter
Der uns vertrauten Erdengüter;
Wohl, wer ſie redlich angewandt!
Der Liebe Thaten ſind die Pfunde,
Die in der Allvergeltung Stunde
Der Herr begehrt von unſrer Hand!

Bringt von lauterm Wachs gegoſſen,
Bringt die Kerzen nun herbei,
Stellt ſie auf die grünen Sproſſen,
Daß ſie ragen frank und frei.
Prüft die Dochte auch!
Daß mir beim Gebrauch
Keines löſche und vergehe,
Und betrübt im Kreiſe ſtehe!

Heil, wen der Stern der Hoffnung leitet,
Er wandelt einen frohen Gang!

Der Freude holder Engel ſchreitet
Vereint mit ihm den Pfad entlang;
Doch giebts auch Pilger, die durch Trümmer
Und ſternenloſe Nächte gehn,
Die weinend ihrer Hoffnung Schimmer
Erbleichen, ſinken, ſterben ſehn!
Horch auf! Woher der leiſe Jammer,
Der ſich im Graun der Nacht verlor?
Wer hebet dort in öder Kammer
Den Blick ſo hoffnungslos empor?
Die Mutter iſt's im Kreis der Kinder,
Die zitternd, hungernd ſie umſtehn.
Es heult der Sturm, es tobt der Winter,
Kein warmend Feuer iſt zu ſehn.
„Ach, Mutter! gieb uns warme Kleider!
Es iſt ſo naß, es iſt ſo kalt!
Der dürft'ge Rock, er langt nicht weiter,
Vom Leibe weht der Sturm ihn bald!"
„Still, Kinder! wo's an Brode fehlet,
Da langt es auch auf Kleider nicht!
Die letzten Pfenn'ge ſind gezählet,
Gott weiß, wie Gram das Herz mir bricht!"
„Sag, Mutter! hilft und liebt uns Keiner?
Laß uns zu reichen Leuten gehn!"
„Ach, Kind! es hört und hilft nur Einer!
Vor ſeinem Throne laßt uns flehn!"
Und durch des Kummers leiſes Weinen
Steigt auf der Mutter heiß Gebet,
Er ſucht und findet dort den Einen,

Der armer Waiſen Flehn verſteht!
Und eh' der neue Tag geboren,
Hat er den Helfer ſchon geſandt,
Ein Herz iſt's, das der Herr erkoren,
Mit Leid und Liebe gleich bekannt.
Er führt es zu des Elends Hütte,
Zeigt ihm des Kummers ſtarren Blick,
Und ſieh', er weiſt der Mutter Bitte,
Der Kinder Flehen nicht zurück.

Nehmt die blanken Weihnachtsgaben,
Ordnet ſie in lange Reih'n!
Seht, es will der Herr uns laben
Mit der Freude Sonnenſchein!
Von des Baumes Höh'n
Laßt ihr Banner weh'n!
Daß es des Bedrängten Schritte
Leite heut in unſre Mitte.

Wem ſchlüge nicht bei fremden Leiden
Ein fühlend Herz in ſeiner Bruſt?
Wem ſind des Wohlthuns heil'ge Freuden
Im ſtillen Buſen nicht bewußt?
Das Kind empfindet ſchon die Triebe
Des Mitleids bei des Elends Flehn,
Es bricht ſein Brod in frommer Liebe,
Läßt hungrig nicht den Bettler ſtehn.
Die Jungfrau fühlt bei fremden Thränen
Ihr weichgeſchaffnes Herz bewegt,

Sie weiß, umſonſt nicht ward dies Sehnen
Nach Wohlthun in ihr Herz gelegt.
Sie ſinnt, wie ſie die kleine Gabe
Verdoppeln könne, prüft mit Schmerz
Die ſo geringe, eigne Habe,
Und wiederum das volle Herz.
Da fällt ihr ein, wie Elterngüte
Sie manche feine Kunſt gelehrt,
Des Fleißes ſtill gepflegte Blüte
Erſcheint ihr heut in höherm Werth.
Und ſieh, da iſt der Schatz gefunden,
Aus dem ſie freudig ſchöpfen kann,
Mit jeder ihrer Feierſtunden
Bricht nun ein neues Feſt heran.

Zu den Schweſtern eilt ſie mit frohem Gemüthe
Und ladet ſie alle zum ſchönen Verein.
Und Keine verläugnet die Seele voll Güte,
Sie ſtellen mit freudigem Herzen ſich ein.
Und wie ſich im Lenze die Fluren beleben,
Wie die Blumen im Strahle der Sonne erblühn,
So ſieht man die liebliche Schöpfung ſich heben,
Die heimlich entſproſſen vereintem Bemühn.
Nicht fraget die Eine:
Was ſchaffet die Andre?
Man bringet und ſchaffet, ſo viel man vermag,
Es ſammelt die Liebe das Große und Kleine
In Garben des Segens zum feſtlichen Tag.
Hier ſchimmert die Seide in bunten Geweben,

Dort bilden ſich Blumen in blendendem Weiß,
Man ſinnet und wählt, um das Beſte zu geben,
Was Sorgfalt gelehret dem kindlichen Fleiß.
Das Auge verkläret von ſeligem Lichte,
Erſcheint auch die Aerm're am ſtillen Altar
Und bringet ihr Scherflein mit frohem Geſichte
Zum Beſten der Kinder, der dürftigen, dar.
Und Er, der das ewige Wort uns gegeben:
„Wer dieſer gedenket, der denket auch mein!"
Er ſiehet mit Freuden das redliche Streben
Und ſorgt, daß die Keime zu Früchten gedeihn.

Schmückt mit ſchimmernden Gewinden
Jetzt der Tanne ernſtes Grün!
Helle Schleifen laßt uns binden,
Kränze durch die Zweige ziehn.
Was die Augen freut,
Heitre Zier verleiht:
Mit dem Lieblichſten und Schönen
Laßt den Weihnachtsbaum uns krönen!

Schön iſt es, wenn mit heitern Wangen
Die Jungfrau'n in der zarten Wahl
Des ſelbſtgeſchaffnen Putzes prangen,
Und jede fröhlich, unbefangen,
Sich zeiget in der Anmuth Strahl.
Doch höher wird uns die entzücken,
Die ſtill, mit innigem Gemüth,
Noch würdigern Altar zu ſchmücken,

Des Schönen Blüthe auferzieht.
Die nicht auf flücht'ge Eitelkeiten
Des Fleißes Streben nur beſchränkt,
Die Höheres noch ſinnt und denkt,
Als flücht'gen Schimmer zu verbreiten,
Und durch des Putzes eitlen Glanz
Zu ſiegen in der Schweſtern Kranz.

Schau in jenes Saales Mitte,
Wo gleich Prieſterinnen ſchön,
Zarte Jungfrau'n ſittlich ſtehn;
Sind zum Tanze ſie vereinet?
Nein, aus ihren Blicken ſcheinet
Eine Freude and'rer Art,
Mit noch rein'rer Luſt gepaart.
Eine Tafel, ſchön bekränzet,
Steiget auf in ihrer Mitte,
Und darauf
Farbig, wie der Iris Bogen,
Bunte, niedliche Geſchenke,
Stickereien,
Börſ' und Shawls in langen Reihen,
Mannichfache, reiche Gaben,
Des Beſchauers Blick zu laben.
Und im wachſenden Gedränge
Nahet ſich der Gäſte Menge.
Alles eilt
Zu den Tiſchen,
Wo die Looſe ausgetheilt,

Jeder will ſein Glück befragen,
Von den niedlichen Geſchenken
Ein's zum lieben Angedenken
Stillerfreut nach Hauſe tragen.

Aber ernſten Blickes ſchauet
Still der Edle auf die Gabe,
Und von dieſer auf den Sinn,
Der ſie weihte, prüfend hin.
Er gedenket
Des verlaſſnen, dürft'gen Armen,
Deſſen Kummer, deſſen Schmerzen
Ihm gewannen dieſer Herzen
Stilles, thätiges Erbarmen.
Und des Feſtes Werth, der wahre,
Wird dem Fühlenden vertraut.
Ihm verwandelt zum Altare
Sich die buntbekränzte Tafel,
Und zu gottgefäll'gem Opfer
Jede Gabe, die er ſchaut,
Und mit ſtillem Segen legt,
Frohbewegt,
Doppelt er der Liebe Spende
Heiter in der Jungfrau'n Hände.

Schweſtern, laßt die Hand uns reichen!
Zündet raſch die Kerzen an!
Daß das helle Weihnachtszeichen
Fröhlich lodre himmelan!

Ha! wie Licht um Licht
Durch das Dunkel bricht!
Tauſend Strahlen feſtlich wallen,
Froh verklärend Haus und Hallen!

Herbei, herbei zur frohen Stunde,
Das frohe Werk, es iſt vollbracht!
Willkommen mir in trauter Runde,
Zur Feier der geweihten Nacht!
Hier liegt des Segens reiche Fülle,
Des Fleißes fröhlicher Ertrag,
Was wir geſä't in frommer Stille,
Es winkt zum heitern Erndtetag.
Auf, tragt die Garben nun zuſammen,
Die eure Sorgfalt treu gepflegt!
Die Liebe iſt von allen Flammen
Die ſchönſte, die gen Himmel ſchlägt!
Sie ſoll das Chriſtfeſt heut uns ſchmücken,
Sie ſoll die Weihnachtskerze ſeyn,
An welcher wir mit ſel'gen Blicken,
Gleich Kindern, kindlich uns erfreu'n!

Laßt die Glocken nun erſchallen,
Weit erſchallen hell und klar,
Führt in die geſchmückten Hallen,
Führt herbei der Kinder Schaar!
Gebt den Kleinen Raum
Um den Weihnachtsbaum!

Ungehindert laßt ſie nahen,
Ihre Gaben zu empfahen!

O ſeht, da kommen ſie gezogen,
Die dürft'gen Kinder, Paar um Paar!
Von flücht'ger Röthe überflogen,
Stellt ſich ihr bleiches Antlitz dar!
Das Auge, jedem Glanz entwöhnet,
Kehrt ſcheu zu Boden ſeinen Blick,
Des Herzens Wunſch, ſo oft verhöhnet,
Tritt, kaum erreget, bang zurück.
Sie ſtehn und ſchaun, und ſtehen wieder,
Das Antlitz ſchüchtern abgewandt,
Kaum deckt die halberſtarrten Glieder
Das dünne, dürftige Gewand.
Sie ſtehn, geübet im Entſagen,
Doch fremd noch in der Freude Chor,
Sie ſtehn und ſchaun in Luſt und Zagen
Zum lichten Weihnachtsbaum empor.
O kommt und nehmt! nehmt froh und heiter!
Euch ſtrahlt der Baum in ſeiner Pracht!
Hier ſind die Hemden, hier die Kleider,
Die wir euch liebend zugedacht!
Nehmt, was der heil'ge Chriſt gegeben!
Gott ſah die Noth, die euch gedrückt,
Und hat, ſein Walten kund zu geben,
Mit neuer Freude euch erquickt!
Doch nicht allein für einen Morgen
Streut Liebe ihre Wohlthat hin,

Es reichen weiter ihre Sorgen,
Der Zukunft denkt ihr treuer Sinn.
Daß mit des Jahres jungem Lichte
Ihr Segen weil' in eurem Kreis,
Führt ſie zu frohem Unterrichte,
Zu Ordnung euch und regem Fleiß!
Denn wie im Schmucke reicher Früchte
Den Chriſtbaum heute ihr geſehn,
So ſollt ihr einſt in ſeinem Lichte
Mit gleichen Früchten vor uns ſtehn!

Theilet nun des Baumes Spende,
Theilt ſie unſern Gäſten aus!
Seht, es ſtrecken Aller Hände
Nach der ſüßen Frucht ſich aus!
Wie die Wangen glühn!
Wie die Blicke ſprühn!
Segn' euch Gott die Weihnachtsfreude!
Viele Jahre noch wie heute!

Viele Jahre noch wie heute!
Stimmet, Schweſtern, fröhlich ein!
Keine weiche, keine ſcheide
Aus dem friedlichen Verein!
Mag die Welt ſich laut beklagen,
Seufzen aus betrübter Bruſt:
Daß die heitre Jugendluſt
Selten ſey in unſern Tagen;
Wir, wir wollen es verkünden,

Wo die ſüße Freude wohnt,
Wo ihr heitres Feſt zu finden,
Wo ihr reiner Himmel lohnt!
Und wo Eine, gleichen Sinnes,
Sich an unſre Kreiſe ſchließt:
Froh des köſtlichen Gewinnes,
Sey ſie jubelnd uns gegrüßt!
Daß der Bund ſich weit und weiter
Bilde, froh, zu Gottes Preis!
Und der Chriſtbaum hell und heiter
Strahle durch der Jahre Kreis.

Wahrt der Hoffnung lichtes Zeichen,
Schweſtern, treu in Herz und Haus!
Nimmer darf ihr Strahl erbleichen,
Brennen gleich die Kerzen aus.
Reicht euch froh die Hand!
Eintracht ſey das Pfand,
Das zu künft'gen Freudentagen
Wir in unſre Heimath tragen!

Das Brautkleid.

Meiner Schweſter an ihrem Vermählungstage gewidmet.

1816.

Wie aus Sonnenlicht geſponnen,
Ruht der Seide zarte Pracht.
Auf! es hat der Tag begonnen,
Rüſtig ſey das Werk vollbracht!
An das Brautgewand
Leget friſch die Hand!
Daß das prangende Gewebe
Sich in zarte Formen gebe.

Zum Werke, das wir hier bereiten,
Geziemet wohl ein heitrer Scherz!
Wenn muntre Lieder es begleiten,
Dann regt ſich ſchneller Hand und Herz.
Drum laßt es frei im Lied erſchallen,
Was durch des Weibes Kraft gelingt! —
Nie wird ein Mädchen wohlgefallen,
Das nimmer ſcherzt und nimmer ſingt.
Das iſt's ja, was die Weiber zieret,
Des Frohſinns heitere Gewalt,
Die, wie die Hand die Nadel führet,
Und raſch in Wort und Liedern ſchallt.

Rückt den Tiſch mir in die Mitte,
Doch recht ſauber laßt ihn ſeyn;
Nun, mit wohlbedachtem Schnitte
Wagt euch in den Zeug hinein!
In der Scheere Macht
Steht des Werkes Pracht;
Keiner hat ſich Lob erworben,
Der im Zuſchnitt es verdorben.

Was wir im ſtillen Kreis begonnen:
Daran wird mancher Jungfrau Blick
Sich in geheimer Hoffnung ſonnen,
Beneidend ihrer Schweſter Glück.
Denn, mögen's Manche auch verhehlen,
Wir ſagen's unter uns vertraut,
Nichts kann ſo wunderbar beſeelen,
Als eine ſchön geſchmückte Braut.
Hell ſtrömet durch des Tempels Mitte
Der Kerzen Glanz vom Hochaltar,
Es naht die Braut mit zücht'gem Schritte,
Die Myrthe glänzt im ſchönen Haar.
Verſtänd'gen Blickes prüfen Frauen
Den Schmuck mit aufmerkſamem Sinn;
Die Mädchen ſtehn gerührt, und ſchauen
Verſtohlen nach dem Brautpaar hin;
Sie wähnen freudig und erſchrocken
Sich ſelbſt zu ſehn im Kerzenglanz,
Und fühlen in den eignen Locken
Im Geiſte ſchon den Myrthenkranz.

Seht, da liegen Rock und Keile
Zugeſchnitten nett und fein,
Und es greifen alle Theile
Paſſend in einander ein.
Nun nicht länger ruht!
Greift zum Fingerhut!
Daß in unſerm ſtillen Kreiſe
Sich des Fleißes Macht beweiſe!

Es ſchreitet, nimmer aufzuhalten
Die Zeit in ihrem ew'gen Tact.
Drum laßt uns mit den Stunden walten,
Schnell kommt ein neuer Lebensact.
Es reißt ſich von den Kinderſpielen
Die zartentblühte Jungfrau los,
Und neigt, mit ſchüchternen Gefühlen,
Sich ſchweigend zu der Mutter Schooß.
Sie weiß nicht, was in ihr beginnet,
So war ſie nimmer noch bewegt,
Sie denket nach, und ſtaunt, — und ſinnet,
Was ihr ſo laut im Herzen ſchlagt.

Die Mutter kennt das ſtille Träumen,
Und prüft es mit verſtand'gem Blick;
Und aus dem treuen Herzen keimen
Beſorgte Wünſche für ihr Glück.
Sie labt ſich an den holden Zügen
Der Jungfrau mit geheimer Luſt,
Und drückt mit innigem Vergnügen
Sie an die frohe Mutterbruſt.

„Nun, denkt ſie, mag ich immer ſorgen!“
Und eilt hinaus, und zaudert nicht.
Der Schränke Reichthum, wohlverborgen,
Muß nun hervor an's Tageslicht.
Es wählen die geſchäft'gen Hände
Das Schönſte für die Tochter aus,
Und ſchaffen freudig, ohne Ende
Des Segens Fülle in das Haus.
Und nimmer ruht des Fleißes Streben,
Und raſtlos ſchafft und trägt ſie ein,
Und füllt mit ſchimmernden Geweben
Die Kiſten und den blanken Schrein.

So ſieht ſie froh der Zeit entgegen,
Von Sorg' und Hoffnung gleich bewegt,
Wo ſie den aufgehäuften Segen
Ins Haus der lieben Tochter trägt.

Schon naht die ſchönſte aller Stunden;
Erröthen thut der Tochter Mund,
Daß ſie den theuren Freund gefunden,
Der frohbewegten Mutter kund;
Und auch der Jüngling kommt und waget
Der Bitten größte für ſein Glück,
Und ſieh' — ein heitrer Himmel taget
Ihm in der Mutter ſanftem Blick!

Laßt uns nun zur Arbeit ſehen,
Schaut, ſchon bildet ſich das Kleid,

Und die reichen Falten blähen
Sich mit Selbſtzufriedenheit.
Tadellos und ſchön
Wird die Schleppe ſtehn,
Wenn die Braut mit ſtolzem Schritte
Wandelt in der Gäſte Mitte.

O ſelig, wenn der Tag der Weihe
Das heil'ge Band der Lieb' und Treue
Um zwei verwandte Seelen ſchlingt!
Wenn nun, begünſtigt vom Geſchicke,
Zu hehrer Wahrheit Sonnenblicke
Der Hoffnung kühner Traum ſich ſchwingt.

Freudig tritt der Hochbeglückte
In das neue Leben ein,
Was ihn keimend ſchon entzückte,
Sieht er blühend nun gedeihn.
Herrlich iſt es ihm gelungen,
Was er glaubensvoll begann,
Froh hält er die Braut umſchlungen,
Die ſein liebend Herz gewann.

Und jeglicher Tag
In häuslicher Stille
Bringt reichen Ertrag
Und Freuden in Fülle.
Sich ſelber genügend
Entziehn ſie ſich weiſe

Dem rauſchenden Kreiſe,
Und bauen und weben
Ein ſonniges Leben
Voll blühender Kranze
In häuslicher Grenze.
O ſtilles Genügen
Der heiligſten Freuden,
O möchteſt du nie von den Glücklichen ſcheiden!

Doch feindlich verdrängen ſchon düſtere Schatten
Die Ruhe des Gatten;
Verblendet vom Schimmer der Eitelkeit heben
Sich Wünſche im Herzen der Gattin, und ſtreben
Mit heimlicher Gluth
Nach ſchimmerndem Gut.
Geſtört iſt der ſtille, beglückende Frieden,
Seitdem ſie die Sorgen des Hauſes ermüden,
Am Spiegel vergeudet
Die Zeit ſie, und meidet
Den nützlichen Fleiß
Im häuslichen Kreis.

Zum Balle verlangt ſie mit heimlichem Streben,
Und läßt ſich die Kleider, die glänzenden, geben:
Nicht gnügt's ihr, dem Mann ihrer Wahl zu gefallen:
Sie will und erzielt die Bewundrung von Allen,
Und ſchmückt ſich, und lockt den beſtochnen Gemahl
Zum ſchimmernden Saal.
Ach, hier wächſt des Mannes Qual.

Ohne Murren muß er dulden,
Wie an ihrer Schönheit Strahl
Aller Blicke frei ſich weiden,
Während ſtill er, und beſcheiden
Fern beſchaut den flücht'gen Reigen,
Sinnend mit betrübtem Schweigen.
Ach, ihm wird's allzuſchwer,
Und er erträgt's nicht mehr.
Mißmuth im düſtren Blick,
Sucht er der Karten Glück.
Doch umſonſt, des Mißtrauns Hyder
Kämpft Zerſtreuung nimmer nieder;
Mächt'ger kehrt ſie ſtets zurück.

Laßt uns jetzt zum Werke ſchreiten!
Laßt uns mit geübter Hand
Nun den netten Leib bereiten,
Mit Geſchmack und Kunſt bekannt.
An den zarten Bau
Schmiege er ſich ſchlau,
Daß kein Fältchen man erblicke
An dem kühnen Meiſterſtücke.

Heil, dreimal Heil dem Biedermann,
Den eitle Täuſchung nie umſpann;
Der aus der Schönen buntem Kreis
Die Würdigſte zu wählen weiß.
Dem Leidenſchaft und falſcher Wahn
Den hellen Blick nie trüben kann;

Der langſam wählt, und nie vergißt,
Daß ſolcher Bund auf ewig iſt.
Schnell hat das Gefühl entſchieden,
Aber ſorgſam prüft Verſtand,
Und nur dauernd iſt der Frieden,
Der aus Beider Wahl entſtand.
Zarte Liebe, fromme Treue,
Holde Anmuth, milder Sinn,
Ihr entzücket ſtets aufs Neue,
Sank der Jugend Glanz auch hin.
Selig iſt das Weib erfunden,
Das der Seele Liebreiz ſchmückt;
Selig der, dem ſie verbunden,
Den an's Herz die Holde drückt!

Seht ihr dort die Gattin ſtehn,
Lieb und ſchön? —
Jugend ſchmückt
Ihre Wange,
Und ihr ſpähend Auge blickt
Forſchend, bange,
Freudenleer,
Ringsumher.
Von des Söllers luft'ger Höhe
Schaut ſie, ob ſie ihn erſpähe;
Nacht umhüllet ſchon die Fluren,
Bergend ſeines Weges Spuren.
Von der Jagd muß der Geliebte
Heute noch zurückekehren,

Und ſie glaubt den Tritt zu hören,
Und das Bellen ſeiner Hunde,
Und ſie hält den Odem länger,
Horchend lauſcht ſie immer bänger,
Bis die Tritte näher ſchallen,
Und verhallen.
Ja, er iſt's! Mit lauter Freude
Eilt ſie an des Theuren Seite,
Und er legt vergnügt die Beute,
Eines heißen Tag's Gewinn,
Triumphirend vor ſie hin.
Und die frohen Kleinen ſchmiegen
Sich mit innigem Vergnügen
Um des lieben Vaters Knie;
Und er nimmt und herzet ſie;
Zeigt das Wild dem muntern Knaben,
Und erzählt
Froh beſeelt
Von der Jagd vergnügtem Treiben
Und des Waldes ſtillen Gründen,
Wo das ſcheue Reh zu finden.
Und die Frau
Schleicht ſich leiſe
Aus der Lieben munterm Kreiſe.
Zu dem reinlichen Gewölbe
Sorgend ſie hinunterſchreitet,
Von der treuen Magd begleitet.
Alles ſteht,
Wo ſie ſpäht,

In des Wohlſtands üpp'ger Fülle.
Und ſie freut ſich in der Stille;
Geht, und wählt
Wohlbedacht,
Rum, und duftige Citronen,
Ihres Waidmann's Müh' zu lohnen.
Und des Zuckers blaue Hülle
Theilet ſchnell der Mächt'gen Wille.
Blitze ſprühen bei den Schlägen
Ihres Hammers ihr entgegen;
Und ſie füllt die helle Schaale
Eilend zu dem frohen Mahle. —
Und ſieh' — ſchon harrt in trauter Runde
Der Kreis der Mutter Wiederkehr.
Die Rede geht von Mund zu Munde,
Und alles drängt ſich um ſie her.
Da kommt die dampfende Terrine,
Die Gläſer klirren fröhlich hell,
Und Jedes ſetzt mit heitrer Miene
Sich um des Punſches duft'gen Quell.

Laßt uns nun zur Arbeit gehen,
Iſt die Naht auch zart und fein?
Soll ein Kleid recht zierlich ſtehen,
Muß auch nett die Arbeit ſeyn.
Strenge Blicke drohn,
Tadel oft und Hohn
Muſtern gern, und ſuchen Flecken
An dem Beſten zu entdecken.

So geht es leider auf der Erden,
Man feindet ſtill und laut ſich an;
Der Menſch ſoll noch geboren werden,
Der allen es nach Wunſch gethan.
Was Einer billigt, unterſaget
Der Andre uns mit ſtrengem Blick;
Die Unſchuld ſelbſt wird angeklaget,
Beſprochen wird das ſtillſte Glück.

An dem Spiegel trüb und bange
Steht Melinde;
Mißmuth thront auf ihrer Wange;
Seufzer ſtreben
Unwillkührlich aus dem Herzen;
Und ſie klagt in bittern Schmerzen:
„Ach, was hab' ich doch verbrochen,
Daß mich ſo das Glück betrogen?
Hab' ich täglich nicht erwogen,
Was der Jugend friſches Leben
Könnte ſchöner noch erheben?
Trug ich nicht bei jedem Feſte
Nach der Mode ſtrengſtem Spruch?
War mein Kleid nicht ſtets das beſte?
Modiſch nicht mein Hut, mein Tuch?
Hat man mich bei Aſſembleen,
In den Gärten, auf dem Ball,
In der Oper nicht geſehen,
Gleich den Reichſten, überall?
Hab' ich etwas je begangen,

Daß mein guter Name litt?
Gingen, wenn ich ausgegangen,
Mutter nicht und Tanten mit?
Ward mein Witz nicht ſtets geprieſen?
Nicht von Männern laut verehrt?
Und — o Welt! — von allen Dieſen
Hat ſich Keiner treu bewährt!
Dort das kleine Aennchen lebte
Unbemerkt und ungekannt,
Saß am Rocken ſtets, und webte
In dem Stübchen, unverwandt.
Keiner hat in jenen Kreiſen
Auch nur einmal ſie geſehn;
Nur im Lenz ſah man zuweilen
Sie allein ſpazieren gehn. —
Denkt — allein! — Bei dem Gedanken
Schauert mir ſchon kalt die Haut;
Und dies Aennchen, — dieſes Früchtchen,
Dieſes Aennchen ſagt man Braut!
Ach, wo gilt wohl noch auf Erden
Lebensart und guter Ton? —
Nie erkannt, gewürdigt werden,
Iſt und bleibt des Edlen Lohn! —
So in bitterm Unmuth trauernd
Schalt Melinde das Geſchick;
Und der Spiegel warf bedauernd
Ihr betrübtes Bild zurück.

Friſch, die Ermel angefangen,
Zögert nicht, die Zeit verrinnt;
Laßt in Flor den Atlas prangen,

Daß er neuen Glanz gewinnt!
Hier, die Blonde auch
Nehmet in Gebrauch,
Daß in Anmuth ſich das Feine
Mit dem Glänzenden vereine!

Gern geſellt
Sich das Zarte zu dem Starken!
Wie im Bilde Licht und Schatten
Sich zum ſchönen Ganzen gatten.
Seht, die zarte Jungfrau blicket
Zu dem Krieger mit Vertrauen;
Und aus ſeinen Augen thauen
Thränen, die er nie geweinet,
Nicht im Schlachtenſturm, wo Tod
Oft des Tapfern Haupt umdroht,
Nicht im Kampf der ſchwerſten Stunden
Hat er Aehnliches empfunden.
Sie verlieren,
Hieß ihn mehr als zehnfach ſterben;
Könnt' er kampfend ſie erwerben,
Ach, ſein Blut
Ließ er für das theure Gut!
Auch ſie fühlt
Gleichen Muth im zarten Herzen,
Gält' es Leiden, gält' es Schmerzen,
Alles will ſie gern ertragen,
Mit ihm in den Tod ſich wagen!
Aus des Friedens ſtiller Hütte

Wagen ſich der Jungfrau Schritte
Ferne von der Heimath Schooß.
Ihm folgt ſie zur rauhſten Ferne,
Trauend ihrem guten Sterne,
Unbekümmert um ihr Loos. —
Und die Mutter blicket bange
Nach dem heißgeliebten Kinde.
Fern und unbekannt erſcheinet
Ihr die Gegend, wo ſie weilet,
„Nimmer, denkt ſie, kehrt ſie wieder,
Unſtät iſt des Kriegers Leben,
Ewig wandelnd ſein Geſchick!“ —
— Und es ſchweift an jedem Morgen
Ueber die entlegnen Berge
Sorgend der betrübte Blick. —
Doch das Auge, das die Treue
Stets beſchützt auf frommer Bahn,
Nimmt ſich der Entfernten an,
Wahrt ſie vor Gefahr und Sorgen,
Bis ihr häuslich Glück geborgen,
Und führt Friede, Ruhe, Glück
In das Mutterherz zurück.

Wohl, nun iſt das Werk am Ende!
Leib und Ermel ſitzen gut!
Legt den Bolzen nun bebende
Nieder in des Ofens Gluth!
Stoff und Arbeit ſey
Glatt und makelfrei!

Doch mit Vorſicht geht zu Werke,
Daß man keinen Tadel merke!

Mögen immer zarte Hände
Arbeit ſolcher Art verſchmahn,
Beſſer wär' es, man verſtande
Auch mit ſolcher umzugehn.
Theuer muß die Frau es büßen,
Die auf fremde Vorſicht baut.
Andrer Sorgfalt, unbekümmert,
Ihre Wirthſchaft anvertraut.
Was man ſelbſt nicht mitbetreibet,
Bleibt zur Hälfte nur vollbracht,
Und die Ordnung iſt zerrüttet,
Eh' die Hausfrau es gedacht.
Mag der Mann vom frühen Morgen
Bis zum ſpäten Abend ſorgen:
Mag ſein Fleiß auch viel verdienen,
Nimmer wird der Wohlſtand grünen,
Sucht die Frau mit frommem Walten
Nicht vorſichtig Haus zu halten.

Heil'ge Ordnung! Himmelstochter!
Wo Du walteſt, kommet Segen
Ueberall uns froh entgegen!
Unter Deinen Tritten quillet
Schnell des Glückes Saat heran,
Und der Schrank, die Kammer füllet
Sich mit Deinen Gaben an:
Selig iſt die Frau zu preiſen,

Deren Wandel Du beglückſt!
Stater Wohlſtand wird beweiſen,
Daß Du mehr als Kronen ſchmückſt!

Seht, dort ſitzt ſie in dem Kreiſe
Ihrer Kinder, fromm und ſittig;
Alles folgt der Mutter Fleiße,
Drängt ſich um ſie, ehrerbietig!
Da iſt Keines, das noch träge
Seine Hände niederlege;
Alles müht ſich, ihr zu gleichen,
Sie nachahmend zu erreichen.

Und der Gatte labt im Stillen
Sich an ſeines Hauſes Frieden,
Blicket dankend auf zum Himmel,
Der ihm ſolch ein Glück beſchieden,
Und vergißt des Amts Beſchwerde
Gern an ſeinem ſtillen Heerde.

Freude ward uns heut' geſpendet!
Gebt, ihr Schweſtern, mir die Hand!
Seht, das Brautkleid iſt beendet
Mit Geſchmack und mit Verſtand.
Auf, und ruft die Braut,
Daß ſie kommt und ſchaut,
Und in unſchuldvoller Freude
Sich an unſerm Werke weide.

Herein, geliebte Braut, herein!
Wir harren, Deines Spruchs gewärtig,

Und bringen Dir das Brautkleid, fertig.
Doch eh' wir uns des Werkes freuen,
Laßt's uns mit frommem Wunſche weihen:
Es ziehe mit dem neuen Kleide
Des Glückes fröhliches Gedeihn,
Der Freude roſiges Geleite,
In Deine künft'ge Heimath ein!
Wohl wird dereinſt dies Kleid veralten,
Doch immer ſoll das fromme Wort
Der Schweſtern ſegnend um Dich walten,
Und ſich bewähren fort und fort.
Du ziehſt aus unſ'rer ſtillen Mitte
Entgegen der verhüllten Zeit,
Doch bleiben ewig unſre Herzen
Als fromme Heimath Dir geweiht.
So fern Du weileſt — nie verſchwindet
Dein Bild aus liebendem Gemüth.
Ein Altar iſt Dir hier gegründet,
Auf dem ein ew'ges Opfer glüht.

Nimm aus Deiner Schweſtern Handen
Nun das ſchimmernde Gewand;
Liebe half es uns vollenden,
Segen bringt's dem neuen Stand.
Schön zum grünen Kranz
Eint ſich zarter Glanz.
Mög' aus ihm Dir Heil entſpringen,
Jeder Tag Dir Segen bringen!

Erzählende Gedichte.

Entſtehung der Chriſtroſe.

Gehüllt in einem Nebelſtreif,
Das Haupt bedeckt mit Schnee und Reif,
Saß einſt der Winter, tiefgekränkt,
Das Herz in Leid und Gram verſenkt.

„Was hilft's, ſo ſprach er vor ſich hin:
„Daß ich der beſte Weber bin,
„Und meiner Fäden Silberpracht
„Ausſpanne weit bei Tag und Nacht;
„Was hilft's, daß meine Kronenzier
„Beſchämt den feinſten Juwelier;
„Daß ich mit Perlen und Demant
„Einfaſſe meiner Blätter Rand,
„Und Flittern ſtreue, ſilberrein,
„Die ſtolze Sonne zu erfreun;
„Die eitle Frau, ſie liebt mich nicht,
„Trotzt auf ihr feines Angeſicht,
„Beſpiegelt ſich in meiner Pracht,
„Und zieht dann weiter fort und — lacht,

„Wirft keine Blume, keinen Strauß
„Aus ihrem Wagen mir heraus! —
„— Die jüngern Brüder alle drei —
„Kaum drängt ſich Einer nur herbei —
„So hat das Füllhorn ſie geleert
„Und jedem einen Kranz beſchert. —
„Ich bin doch auch ein friſcher Mann
„Und ſteckt' gern mein Sträußlein an,
„Sie aber ziehet kalt vorbei
„Und treibt wohl gar noch Schelmerei.

„Jüngſt ſchuf ich mir nach meiner Art
„Am Fenſter Blumen kraus und zart;
„Da ſchlich ſie leiſ' herbei und ſprach:
„Mein lieber Winter, fein gemach!
„Die Blumengärtnerei iſt mein!
„Die Deine ſchmilzt im Sonnenſchein!
„Drauf hat ihr Angeſicht gelacht —
„Und — aus war's mit der Blumenpracht.
„Drob ärgert' ich mich lange Zeit;
„Kein Flockentanz mich mehr erfreut!
„Mit Troddeln putzt' ſich Strauch und Baum,
„Ich ſitz' in einſam düſterm Traum,
„Und ob's auch heute Chriſttag iſt,
„Mein Herz ihr nie den Streich vergißt!"

„Was murmelſt Du in Deinem Bart
„Nach grämlich alter Greiſen-Art?"
So rief's, und aus dem Morgenthor

Trat roſig ſchön die Sonn' hervor.
Ein Lächeln frühlingshold und licht
Flog um ihr rundes Angeſicht,
Sie dacht' ein Weilchen ſchelmiſch nach,
Drauf ſie die ernſten Worte ſprach:
„Willſt Dich beſchweren, guter Mann?
„So ſag', wer fing die Fehde an?
„Wer iſts, der täglich länger mir
„Verriegelt des Gemaches Thür,
„Der kaum ſechs Stündlein mir am Tag
„Zum Himmelslauf vergönnen mag? —

„Der Siebenſchläfer, der die Nacht
„Nur immer breiter, länger macht,
„Damit er nur nach Herzensdrang
„Ausſchlafen möge, mondenlang!
„Und gut noch wenn er ſchläft und ruht,
„Denn was er mir am Tage thut,
„Iſt ſchlimmer noch, und offenbart
„Beim Himmel, wenig Lebensart!

„— Ich hab' ein feines Angeſicht,
„Dies ſagt er ſelbſt, und merkt doch nicht,
„Daß ich zuweilen wohl, als Frau,
„Mich gern in meinem Spiegel ſchau! —
„Nun hab' ich Spiegel breit und hell
„In See und Bach, in Strom und Quell,
„Er aber, mit dem plumpen Sinn,
„Fährt Eiſeslaſten drüber hin,

„Wälzt ſie herab, — und ſchließt im Nu
„Mir meine Toilette zu. —
„Was ſagt man nun zu ſolchem Thun?
„Klug wär's, man ließ den Unhold ruh'n,
„Der, weit entfernet zu bereun,
„Noch Blumen fordert obendrein.

„— Doch Haß und Groll gehört der Nacht!
„Ich bin am Chriſttag froh erwacht,
„Ich trag' ein Herz voll Lieb und Dank
„Die weite Sonnenbahn entlang,
„Und möchte Fried' und Freudigkeit
„Ausgießen heut' äonenweit.
„Drum, Alter, ſieh mich einmal an!
„Nicht wahr, Du haſt's nicht gern gethan?
„Du nickſt! — Nun, ich verzeihe gern!
„Halt auf, hier iſt ein Blumenſtern!
„Verwahre mir das Kindlein fein!
„Chriſtröslein ſoll ſein Name ſeyn!“

◆

Und auf die Flur voll Schnee und Eis
Sank eine Blume lilienweis.
Wie Sternenhimmel ſtrahlt' ihr Glanz
Tief im ſchmaragdnen Blätterkranz.
Der Winter zog beſchämt den Hut,
Es ſtieg zur Wange ihm das Blut,
Er dankt' und griff mit raſcher Hand
Zum blühendſchönen Friedenspfand.

Drob ging die Sonne froh dahin
Mit Liebesgruß und Friedensſinn,
Die Blume aber wuchs empor
Zu immer ſchönerm, reicherm Flor,
Und wer ſie ſieht, und wer ſie bricht,
Drückt froh die Hände ſich, und ſpricht:

Gott Lob! die Zeit gekommen iſt,
Wo Erd' und Himmel Frieden ſchließt!
Die Sonne ſcheint verſöhnt herab,
Der Tag nimmt zu, die Nacht nimmt ab,
Chriſtröslein blüht, der lichte Stern!
Gelobet ſey das Feſt des Herrn!

Die Stimme im Walde.

„Die Nacht ſo nah, und ach ſo ferne
Das liebe Vaterhaus!
Und oben weder Mond noch Sterne,
Nur ſchwarzer Wolken Graus!
So ſeufzt der Knabe, ringsumfangen
Von dichtem Waldesgrün,
Und eilet mit geheimem Bangen,
Dem Dickicht zu entfliehn.
Da ſteigt es empor an dem waldigen Hügel
Das dräuende Wetter mit finſterm Geſicht,
Es naht auf des Sturmes gewaltigem Flügel,
Und kämpfet zu Boden das ſterbende Licht.
Wild ſchlägt es die Wipfel der Bäume zuſammen,
Und deckt mit Verwüſtung den nächtlichen Weg,
Bald ſchwanket, betäubt von den zuckenden Flammen,
Verirret der Knabe auf einſamem Steg.

Je tiefer er waldeinwärts ſchreitet,
Je fremder um ſich her
Sieht er die Wildniß ausgebreitet,
Und ach, kein Licht umher!

Kein Zeichen leitet ſeine Schritte,
Kein Führer giebt ſich kund,
Ach, ungehört ſchallt Ruf und Bitte
Im öden Waldesgrund.
Und weiter und weiter durch Dornen und Hecken
Irrt weinend der Knabe in ſtürmiſcher Nacht,
Vergebens! nicht kann er ein Obdach entdecken,
Kein Sternlein ihn leitend, am Himmel erwacht!
Schon perlet das Blut ihm aus ſchmerzender Wunde,
Wie Schatten der Ohnmacht verhüllt's ihm den Blick.
„So muß ich denn ſterben im einſamen Grunde!“
So ruft er, und ſinket erſchöpfet zurück.

Und ſieh, ein holder Traum gewähret
Ihm Troſt nach kurzem Schmerz.
Ein Jüngling naht, von Licht verkläret,
Und nimmt ins ſanft ans Herz;
Reicht ihm die Hand mit milden Blicken,
Spricht: Halte Dich an mich!
Biſt durſtend Du? — Ich kann erquicken!
Verirrt? — Ich leite Dich!
Du wareſt ſo nah mir und haſt mich nicht funden,
Du haſt mich geſehen, und doch nicht erkannt!
Jetzt hab' ich im Schlaf Deine Augen entbunden,
Sieh vor Dir den Freund Dir zum Retter geſandt!
Und irrſt Du einſt wieder in Nacht und Gefahren,
Vergiß nicht was ſcheidend mein Mund Dir vertraut:
„Ich will Dich erretten, ich will Dich bewahren — !“
— Da entführte ein Lufthauch den lieblichen Laut. —

Und von dem jungen Tag geblendet,
Springt raſch der Knabe auf!
Wo iſt der Freund, der mir geſendet?
So fragt er bang hinauf.
Doch nirgends kann ſein Blick ihn finden,
Still iſt es wie im Grab,
Nur durch die hochgewölbten Linden
Blickt ernſt ein Kreuz herab.
Doch kaum hat der Knabe dies Zeichen geſehen,
So ruft er: Nun find' ich, Gottlob! mich zu Haus!
Hier, wo das Kreuz und die Linden ſtehen,
Läuft ſchnurgrad der Weg zu dem Dorfe hinaus!
— Doch ſinniger jetzt ſeine Blicke erhoben,
Ergreift es ihn plötzlich mit ſiegender Macht!
Ihm iſt's als ſchaute der Freund von Oben,
Der Freund, der ihn ſchirmte in drohender Nacht.

Des Morgens goldne Strahlen leuchten
Hell um ſein Angeſicht,
Und um den Blick, den thränenfeuchten,
Strahlt es wie Himmelslicht.
Die Arme breitet er, als wolle
Die Menſchheit er umfahn,
Als ſey das Herz, das liebevolle,
Jedwedem aufgethan.
Und hin auf die Knieen, mit ſeligen Thränen,
Stürzt betend der Knabe, und ſchauet empor
Mit heißem Verlangen, mit wachſendem Sehnen,
Nach ihm, den ein Gott ihm zum Führer erkor.

Ich will Dich bewahren! So tönt es hernieder,
Ich will Dich bewahren! ſo hallt's in dem Sinn
Des kindlichen Beters mit Freudigkeit wieder,
Feſt giebt er der hohen Verheißung ſich hin.

Und heim kehrt er mit frohem Schritte,
Entzücken im Geſicht,
Der Frömmſte in der Brüder Mitte,
Uebt treu er Recht und Pflicht.
Das Kreuz, von Linden hochumſchattet,
Wird jetzt ſein Hochaltar.
Hier ſchöpft er, iſt ſein Fuß ermattet,
Sich Labung immerdar.
Und wenn er verirret ſich wähnet vom Pfade
Des Lichtes, ſo ruft er dem innern Blick
Das Traumbild im Walde, den Ruf der Gnade,
Den ſanften Freund der Verirrten zurück.
Und wie er als Kind, von dem Kreuze geleitet,
Lautjubelnd die Pfade zum Vaterhaus fand,
So wallt er, von heiligem Glauben begleitet,
Entgegen der Heimath an rettender Hand.

Der Wunder-Spiegel.

Idylle.

In den Marken von Siegburg, unfern der einſamen Berghöh',
Wo die ſtolze Abtei auf blühende Fluren herabſieht,
Dicht an den Ufern der Sieg, umſpühlt von geſchwätzigen Fluthen,
Hebt ſich das Zwillingspaar der buſchigen Berge von Woolsdorf.
Woolsberg' heißt ſie der Dörfer, der an dem Fuße der Höhen
Seine Hütten gebaut, umpflanzt mit braunlichem Nußbaum.
Hier erblick' ich ein Thal voll üppiger Wieſen; ſanft ruht es
Wie ein ſchlummerndes Kind in Mitten ſchützender Berge;
Abentheuerlich ſteigt der Gipfel des Einen zur Höhe,
Stolz mit Felſen gekrönt aus dichtverwachsnem Gebüſche.
Haſelnüſſe ſucht hier die luſtige Jugend von Siegburg,
Auch beſchaut das Geſtein nachdrücklichen Blickes der Forſcher,
Staunt ob ſeiner Geſtalt und prüft verſtändig die Abkunft.
Langſam windet der Pfad ſich aufwärts. Schattige Eichen
Kränzen des Berges Fuß und wölben ein gaſtliches Laubdach
Ueber blumige Raſen und weichbemooſte Geſteine.

Hier im ſchattigen Grün, ausruhend von ernſten Geſchäften,
Saß im Kreiſe der Seinen der würdige Amtsrath von Burgheim;
Ländlichen Feſten hold, beging er die Stunde der Ruhe
Gern im Schoos der Natur, von trauten Freunden begleitet.
So auch dachte die Gattin, Frau Alma, die Mutter der ſchlanken
Roſigen Töchter, die jetzt auflösten den ländlichen Strohhut.
Offen, heiter und klar war Antlitz ihr und Geſinnung,
Und es wohnt ihr im Herzen der Häuslichkeit köſtliche Tugend.

„Hier laßt Hütten uns bau'n!“ So ſprach ſie heiter, und winkte
Deutſam den Mädchen zu, und leichten Schrittes entſchwanden
Dieſe zum nahen Gebüſch, wo heimlich die harrende Köchin
Volle Körbe entlud und trockne Reiſer herbeitrug.

Ringsum lagerte ſich nun Alt und Jung auf den Raſen.
Rechts dem Amtsrath zur Seite der junge Doktor von Burgheim,
Theodor dann, der junge Paſtor, und mit ihm der Freund auch,
Gleich ihm an frommer Geſinnung und edler, verſtandiger Denkart.

Links umgab Frau Alma'n ein Schweſterkleeblatt. Die Aelt're,

Tony geheißen, ſaß gern der würdigen Freundin zur Seite.
Regſamen Sinnes wie ſie, wob gern ſie in ernſte Geſpräche
Neckenden Scherz, erforſchend der Herzen ſtille Geſinnung,
Oder ſpielte mit Bildern und Fabeln und deutſamen Sagen.

— Maleriſch hatte der Kreis ſich gelagert im Schatten der Bäume;
Jeder lobte die Kühlung und ſtrich ſich die glühenden Wangen,
Denn es brannte die Sonne und gülden ſchwankte der Halm ſchon;
Nur die Kinder verſchmähten die Ruh, und ſchwärmten im Kleefeld,
Fingen Schmetterlinge und jagten die blaue Libelle.
Und es begann das Geſpräch; es boten vergangene Tage
Reichen Stoffes genug zu heitrer, belebter Erzählung;
Einige hatten des Lenzes genoſſen auf fröhlicher Reiſe,
Andre hatten daheim die blühenden Thäler durchwandert,
Neue Reize erſpäht, und prieſen vergnügt die Entdeckung; —
Alſo ſchlang ſich der Kranz der Rede von Einem zum Andern.

Da auf einmal begann Frau Alma heimlich zu Tony:
„Hätt' es wohl einer gedacht? Da ſitzen wir ruhig und ſchwatzen,
Während deſſen entwiſcht uns heimlich Einer der Gäſte!
Wahrlich, nicht fein kann ichs nennen, ſo ſehr ich den Pfarrer auch ſchätze,
Der mit Jugend vereint des Alters verſtändige Denkart,

Daß er, vergeſſend des Wirths, vergeſſend der frohen Geſellſchaft,
Mit dem Buch in der Hand ſich ſtill und heimlich hinwegſchleicht.
Soll ich ihn rufen? Er muß mir Sitte lernen und Ordnung!
Ungern miſſ' ich ſein Wort im ernſtern Geſpräche der Männer.“

Lächelnd erwiederte Tony, den Blick zum Haine gewendet:
„Sinnig erſcheint mir des Flüchtlings Gemüth. Ich meine, wir gönnen
Ihm ein Plätzchen im Wald! Es ſetzt in einſamer Tiefe
Gern die Perle ſich an, und meidet die Störung von Außen.“

„Sinds nicht Stolbergs Gedichte, die er uns heimlich entführte?“
Zürnte Frau Alma aufs Neue: „O Himmel, wie naſchen die Männer,
Auch die verſtändigſten, doch ſo gern! Ich hatte das Büchlein
Für uns Alle beſtimmt, denn reich iſt's an köſtlicher Spende,
Da genießt er ſein Theil im Voraus und ſtört mir die Freude!“

Und die Stimme erhebend mit ſcherzender Drohung, entrückte
Sie den Träumer behend der Dichtung heſperiſchen Gärten.
Lächelnd kam er herbei, es ſchweiften verſtohlen die Blicke
Seitwärts, wo hinterm Gebüſch die kniſternde Flamme emporſtieg.

Keiner gewahrt' es indeß, auch ſammelt' er raſch die Gedanken,
Und begann mit Geſchick, den ſchmeichelnden Vorwurf erwiedernd:

„Wird doch Jedem vergönnt den Dichter kennen zu lernen,
Wenn ihm das ehrende Amt des Vortrags zum freundlichen Loos fiel!
So beraubt' ich mich gern in Hoffnung kommender Stunde,
Auch iſts reizend und ſüß mit Stolberg im Eichhain zu träumen."

„Alles zu ſeiner Zeit!" verſetzte Frau Alma, „jetzt bitt' ich,"
Sich mit leiblicher Koſt zu begnügen im einfachen Kreiſe!
Sagt es, und ſiehe, da kam, den Nymphen des Waldes vergleichbar,
Laura, die ſchlanke, daher, des Amtsraths liebliche Tochter,
Ihr zur Seite geſellt die freundliche Schweſter Aurora.
Ringsum ſpähte ihr Blick, die Zahl der Gäſte erwägend,
Dann auf den ebenſten Platz entrollte ſie ſchleunig die Decke
Von ſchneeweißem Damaſt und ordnete weislich die Taſſen.
Süße Sahne nun trug ſie herbei und ſchimmernden Zucker,
Stellt' in die Mitte zuletzt das hochanſtrebende Backwerk.
Jetzt vom kniſternden Heerd im ſchirmenden Dickicht verborgen,
Nahte der ſtärkende Trank in bräunlichen Krügen von Bunzlau,
Wolken ſtiegen empor, den reichen Ambra verbreitend,
Den, herzſtärkend und friſch, ausſtrömte die Bohne von Mokka.

– Wie die Gazelle ſich neigt und raſch ſich erhebt, und mit Augen
Klar wie der Morgen durchſpäht verſtändig die Nähe und Ferne,
So auch wandte und neigte ſich Laura von Einem zum Andern,
Alle betheilend und ſtets aufſchauend aufs Neue mit Sorgfalt.
Lächelnd der Schweſter zur Seite, mit friſchen, roſigen Wangen,
Half Aurora, ſich ſelbſt im Dienſt für Andre vergeſſend;
Lieblich war es dem Aug', die blühenden Jungfrau'n zu ſehen,
Eine der Andern zur Hand, verſenkt in den Ernſt des Berufes.

Und der Pfarrer verſank aufs Neue in ſtille Gedanken. –
Bilder häuslichen Glücks begrüßten in roſiger Anmuth
Seinen trunkenen Sinn, ſo hold wie Träume von Stolberg.
Zweimal bat um die Taſſe beſcheiden Aurora, – er hörte
Nicht den freundlichen Ruf, ihn führten Gebilde der Zukunft
Aus der Gegenwart Kreis; doch glich die Erſte der Zweiten,
Wie man im Antlitz der Tochter der Mutter Liebreiz begegnet.

Da erhob jetzt das Wort der würdige Amtsrath von Burgheim:
„Paſſend gewählt iſt der Platz zur ſtärkenden Veſper im Freien,
Auch iſt erfreulich dem Auge der Landſchaft reiche Umgebung;
Möchten indeſſen die Berg', in deren Schutz wir gelagert,

Nach der Sitte des Wirths uns laben mit muntrer Erzählung!
Seh' ich dies Brüderpaar, ſo abenteurlich gebildet,
Mit den Kronen von Fels, vergleichbar alten Ruinen,
Und den Höhlen, ſo tief, daß ſcheu der Blick ſich hinabwagt:
So befremdet es mich, daß Keiner ernſtlich der Sage
Nachgeforſchet, die dunkel im Munde des Volkes noch fortlebt."

Und es verſetzte Frau Alma: „Wie? ſollte hier Niemand im Kreiſe
Solche Künſte verſtehn, und, mit der Berge Geheimniß
Näher bekannt, die Pflicht des ſtummen Herren vertreten?
Hab' ich doch Aehnliches erſt vernommen! Ich hörte den Lurley *)
Und den Treuenfels reden, auch ſprachen die Trümmer von Stahleck!" —

Jenny, verſtehend den Wink der ſchelmiſchen Freundin, die heimlich
Auf Geſchichten gedeutet, die jene geſammelt im Rheingau,
Sagte lächelnd: „Es klingt manch deutſam Wort aus den Hainen
Und im Geklüfte, auch iſts recht lieblich, ſolchem zu lauſchen,
Aber kühnlich erſcheints, von ſolchen Dingen zu plaudern!
Leichtlich rächen die Geiſter ſolch frevelnd Beginnen, und ſperren

---

*) Lurley und Treuenfels, zwei Felſen am Rhein, welche durch Sagen berühmt ſind.

Heimlich der Schwätzerin in Zukunft Eingang und Ausgang.
Aber Alma verſetzte: Es ſchützt uns die Nähe des Pfarrers!
Friſch mit der Sage heraus! und offen und redlich gebeichtet,
Was der Woolsberg verſteckt! Du aller fülle, Aurora,
Raſch die Taſſen zuvor, daß Jeder habe das Seine!

„Vor undenklicher Zeit“, begann nach kurzem Erwägen
Repp mit wichtiger Miene: „da, wo die Geiſter der Berge
Und der Gewäſſer noch frei der Launen Tücke verübten,
Wohnt' in den Fluthen der Sieg, begränzt von dem ſtattlichen Woolsberg,
Den zu jener Zeit ein friedlicher Kobold beherrſchte,
Harmlos, ruhig und ſtill die freundliche Nymphe Sieghilde.
Hell wie der Himmel, und blau wie ſeine ruhige Tiefe,
Glänzte ihr heitres Aug' aufblickend aus wogendem Schilfgras.
Zart war ihre Geſtalt wie Lilien des Waſſers, und fröhlich
Wie die ſchäckernde Fluth, der holden Nymphe Geſinnung.

In dem einſamen Schloß, von ihren Vätern erbauet,
Saß ſie ſinnig und ſchliff die Spiegel von hellen Cryſtallen,
Die ſie aufbewahrte zur Freude der reizenden Hirtin.
Dem vertrugen die Bächlein die blanke Waare, und legten
Auf der Wieſe ſie aus bei erſtem Wehen des Frühlings.

– Stieg Frau Luna empor und ſah ihr Bild in dem Spiegel,
Sprach ſie leiſe für ſich: Recht fein ſchleift Nymphe Sieghilde

Auch der Abendſtern kam und äugelte freundlich herunter,
Auch die Sonne beſchaute ihr Bild, und rühmte die Arbeit.

Eines Tages früh, als ſie im Schilfrohr verborgen,
Aufgetaucht aus der Fluth, gewahrte ſie, knieend am Ufer,
Eine Mädchengeſtalt, das Antlitz zur Tiefe gewendet.
Gleich der Blume des Frühlings umfaßte die Welle mit Freuden
Ihrer Jugend Glanz, und lauſchte dem Klang ihrer Lippen:

„Hehre Nymphe!“ ſo ſprach die kindliche Jungfrau, „o ſage,
Warum giebſt Du allein mein einſam Bild mir zurücke?
Könnteſt, ach könnteſt Du auch den Gegenſtand meiner Gedenken
Wiederſpiegeln im Bild in deutlicher, klarer Geſtaltung:
O wie flög' ich zu Dir an jedem Abend und Morgen,
Kränzte mit Blumen Dein Haus, und ſänge Dir Lieder des Dankes.

Alſo die Hirtin und klar, wie von der Roſe der Thau perlt,
Rannen von purpurner Wange hinab die Thränen der Sehnſucht.
Und die Nymphe vernahm der Hirtin Klage; es wandte
Sich ihr Herz in der Bruſt; und ſchnell in blanken Cryſtallen
Fing ſie die Zähren auf, und trug ſie behutſam zum Grunde.

Hier mit ſinnigem Fleiß, bei günſtigem Einfluß der Sterne,
Saß ſie in ihrem Gemach, den Wunderſpiegel bereitend
Aus dem reinen Cryſtall, entſtrömt unſchuldigem Herzen.
Lichthell ſchliff ſie das Glas, ſo hell daß jeder Gedanke
Wiederſtrahlte und klar im lieblichen Bilde ſich kundgab.

Als die Arbeit vollbracht, verwahrte in ſchattiger Grotte
Dicht an des Berges Fuß die Nymphe das koſtbare Kleinod,
Schlang Gewebe von Epheu umher und duftendes Geisblatt,
Wilde Roſen auch und harrte verborgen am Eingang.
Und es kam in der Frühe die liebliche Hirtin des Thales,
Badete Wange und Stirn und ſah hinab in die Fluthen;
Da — auf einmal gewahrte ihr Auge das Wunder, es zeigte
Sich dem ſtaunenden Blick das Bild, das theurſte des Herzens.
Hell erglänzt' es und ſah mit Freundes Augen herüber,
Feſt wie die Treue, und hold wie ſeliger Tage Erinn'rung.

Hocherröthend, die Hände gefaltet auf klopfendem Herzen,
Stand die Hirtin und ſah des heimlichen Wunſches Erfüllung,
Sah das eigne Bild vereint mit dem Bilde des Freundes,
Und es beklomm ihr das Herz der Zukunft fröhliche Ahnung.

Eilig flog ſie hinab, wo ländlich die Hütte emporſtieg,
Und an die Mutter geſchmiegt, erzählte ſie offen und redlich
Was ſie geſehn und erlebt mit kindlichgeſchwätziger Unſchuld.
Und — zur Wahrheit ward das Bild der prophetiſchen Welle.
Froh, als glückliche Braut erſchien an der Hand des Geliebten
Bald die Hirtin am Strom, und opferte dankbar der Nymphe
Friſche Roſen des Hains und doppelblühende Myrthe.
Und es verbreitete ſich im Thal die Sage vom Spiegel,
Der in den Fluthen der Sieg prophetiſche Bilder enthülle.

Manche Jungfrau wallte hinab im Schutze des Dämm'rung,
Heimlich die Wellen befragend und ſtill erforſchend die Zukunft.

Da nach Jahren, ſo meldet die Sage, bemächtigte liſtig
Sich der Zwillingsberge, die friedlich die Nymphe umgränzten,
Eine Zwergenſchaar, vertraut mit böslichem Zauber.
Mächtig und tückiſch zugleich, entzogen dem friedlichen Kobold
Sie das Eigenthumsrecht, und forderten von dem Bedrängten
Ungerechten Tribut, ihn ſteigernd von Jahre zu Jahre.
Auch verlockten ſie bald die ſtillen Bewohner der Fluren
In das Felſengebiet, verheißend reiche Geſchenke,
Gold und Edelgeſtein, und ſchimmernde Schätze der Bergſchlucht.
— Folgte der Landmann bethört von eitlem Verſprechen, ſo kehrt' er
Nie den Seinen zurück, der Berg verſchloß ihn auf immer.

Bald auch wallte nicht mehr die Hirtin ſicher zur Grotte.
Spuck und böſe Geſichte verwirrten nicht ſelten den Sinn ihr.
Oft auch erſchienen die Zwerge, und hielten lockend Geſchmeide
Ihnen entgegen, bemüht zum Berge hinauf ſie zu locken;
Aber immer beſchützte ein freundlicher Engel die Jungfraun,
Und es brach ſich am Schild der Einfalt der bösliche Zauber.

Solches verdroß die Zwerge. Sie hätten zum ruſſigen Feldherd
Gern die Mägdlein entführt; dort ſollten ſie kochen und braten,

ilber putzen und ſchmelzen und ſieben den ſchimmernden Goldſtaub.

a gedachten ſie ſchlau des Wunderſpiegels, den ſorglich
ahrte die Nymphe des Stroms; und längſt das Geheimniß durchſchauend,
as die Hirtin des Thals hinlockte zum felſigen Ufer,
achten ſie liſtig darauf den köſtlichen Schatz zu gewinnen.

d ſie erſchienen zu Zwein am äußerſten Abhang des Berges,
inzelten freundlich herab und ſprachen mit ſchmeichelnden Tönen:
ebt uns, Frau Nymphe, den Spiegel, wir geben euch Goldes und Silbers!
ebt uns, Frau Nymphe, den Spiegel, und laßt uns der Nachbarſchaft froh ſeyn!“

ch die verſtändige Nymphe verſetzte mit höflichem Ernſte:
ein bleibt der Spiegel, ihr Herrn! Ich dank’ Euch für gütigen Vorſchlag.
uf erſchienen zwei Andre in Kronenzierde und Prachtkleid,
ſie traten hervor und prahlten mit liſtiger Lockung:
t uns, Frau Nymphe, den Spiegel, und nehmet den lichten Karfunkel,
t uns, Frau Nymphe, den Spiegel, und laſſet uns Frieden bewahren!

Da erhob ſich die Nymphe und ſagte: Wohl lieb' ich den Frieden!
Aber mein bleibt der Spiegel, und nimmer vertauſch' ich dies Kleinod!

Drob ergrimmten die Zwerge; ſie kauerten tückiſch zuſammen,
Pläne ſchmiedend und ſinnend auf böſe, liſtige Rache.
Heimlich den Spiegel zu rauben, das war ihr Gedanke, und eilig
Schickten ſie alle ſich an zum Ausfall bei nächtlicher Stille.

— Sanft von Wellen gewiegt, lag ſchlummernd die Nymphe im Schilfgras,
Da erdröhnte der Fels; und als die Erſchrockne emporfuhr,
War der Spiegel geraubt, und aus dem Schooße des Berges
Scholl Gelächter und Spott, verkündend den frevelnden Einbruch.

Da umwölkte ſich trüb' das Antlitz der Nymphe; es ſchaute
Ihr verſtändiger Blick der Zwerge tückiſche Abſicht.
Warnend flüſterte ſie zur jungen Hirtin, die ſpähend
Nach den Fluthen ſich bog; doch kaum daß Jene vernommen,
Daß der Zwerge Liſt den Wunderſpiegel entführet:
Als auch im Herzen ſchon aufſtiegen kühne Gedanken.

Wie der Vogler geheim ausſtellt die liſtigen Netze,
Freundlich das Vöglein lockt mit ſchönen, purpurnen Beeren,
— Manches auch glücklich gerettet, mit ſeiner Beute davonfliegt:

Alſo ſicherten erſt mit friedlicher Stille die Zwerge
Sich der Hirtin Vertrau'n. Es ſcholl die freudige Kunde,
Daß die Bergherrn geneigt zu Ruh' und Eintracht, — den Spiegel
Friedlich aufgeſtellt in prächtig erleuchteter Höhle.
Und es wagt' im Geheim manch Mädchen ſich hin auf den Bergpfad;
Viele kehrten zurück, die fröhliche Kunde erneuernd,
Manche aber verſchwanden und wurden nimmer geſehen,
Schmerzlich vermißte ſie der Kreis der frohen Geſpielen.

Solches aber war das Schickſal der harmloſen Jungfrau'n:
Hatten den Fuß ſie gewagt bis auf die Mitte des Berges,
Wurden zur Wahl ſie geführt von unſichtbaren Begleitern.
Rechtshin ſchlang ſich der Pfad zur Höhe, links zu der Tiefe,
Wo verlockender Glanz von bunten Juwelen emporſtieg.
Wer den rechten erkoren, gelangte zum Spiegel und kehrte
Ungefährdet zurück; — doch weh', wenn ſchimmerverblendet
Auf den linken Weg die unglückſelige Wahl fiel!
Ein begehrlicher Schritt verwirkte auf immer die Freiheit!
Feſt verſchloß der Berg die thörichte Jungfrau, ſie mußte
Nun die Zwerge bedienen und kochen am ruſſigen Felsherd,
Silber waſchen und ſchmelzen und ſieben den flimmernden Goldſtaub.

Als die Nymphe der Sieg erkannte den tückiſchen Frevel,
Spähte ſie raſtlos umher, die Blicke gramvoll erhoben;
Einſt, als ſie nächtlicher Weil' die Felſenhöhen umirrte,

Hörte ſie leiſes Gewimmer im tiefen Grunde der Berge.
Bald auch erſpähte ihr Blick durch Felſenſpalten die Jungfraun,
Laſten tragend, gebeugt von Gram und ſchmahliger Knechtſchaft.

Da entbrannt' ihr das Herz in Mitleid und heftiger Zorngluth,
Und ſie beſchwor den Himmel, beſchwor die Geiſter der Tieſe,
Sich zu einen mit ihr zum ſchleunigen Sturze der Zwerge.

Als die Kobolde ſolches vernommen, erſchienen voll Freuden
Sie in der Nymphe Gebiet. Schon lange hatten ſie zornig,
Wegen des ſchweren Tributs und andrer kränkender Unbill
Sich zum Untergang der Zwerge heimlich verbunden.
Feſtentſchloſſen, des Bau's der eignen Hand nicht zu ſchonen,
Häuften ſie zündende Stoffe im tiefen Schooße der Erde;
Mit der Flammen Gewalt gedachten den Berg ſie zu ſprengen,
Zu zerſtören die Höhlen, und ganz zu vertilgen die Zwerge.

Solches vertrauten ſie jetzt der Nymphe. Eilig verſandte
Dieſe zum Rhein und zur Acher die [illegible]tbeflügelten Boten,
Denn ſie hoffte Verſtärkung der Macht von ihren Verwandten.
Und es ſtrömte zur Sieg der Fluthen ſtolzes Geſchwader;
Mächtig ſchwoll ſie empor, der grimmigen Löwin vergleichbar,
Die, der Jungen beraubt, heranſtürzt mit ſchnaubender Zornwuth.

Und der Morgen erſchien, zum Werke der Rache erkoren.
— Da — mit lautem Getöſe erdröhnte der Boden, und gierig
Brachen die Flammen empor, geſchürt von den Geiſtern der Tiefe.
— Wie der Waſſerſtrahl aus neblichtem Grunde emporſteigt,
Eine ragende Säule, die hoch in die Wolken den Staub wirft,
Alſo die Flamme, erzeugt in unterirdiſcher Werkſtatt.
Mächtig zerriß ſie die Felſen, und warf mit vulkaniſchem Wüthen
Steine und Mark hervor und Rauch und verheerende Pechfluth.
Heulend flohen die Zwerge aus einer Höhle zur andern,
Eilten die Schätze zu retten und ſuchten belaſtet den Ausgang.
Aber es ſperrte die Fluth hochſchäumend die Pforten der Berge,
Warf die Feinde zurück und wehrte zum Thale die Zuflucht.
Nur die Jungfrau'n entkamen, die armen Gefangnen der Höhle,
Denn es deckte ſie treu der Schild der rettenden Nymphe.

— Jetzt gebot Sieghilde dem Strom, die Höhle zu ſprengen,
Wo der Wunderſpiegel in ſchweigender Dämm'rung verhüllt ſtand.
Mächtig hob ſich die Fluth, es wich der gewaltigen Brandung
Der bedrohte Granit, und weit mit lautem Gepolter
Stürzte die Felſenwand hinab in den ſchäumenden Abgrund.

Da ergriff Sieghilde den Spiegel mit mächtigen Armen,
Ihn für immer bewahrend, dem rühmlichen Kampf zur Erinn'rung.
Aber die Zwerge, bedrängt von allen Seiten, entflohen
In das Innre der Erde; kein menſchliches Auge erblickte
Mehr die Spur ihres Seyns; nur in dem Munde des Landmanns
Lebt die Geſchichte noch von ihrer heimlichen Tücke,
Ihrer ſchmähligen Flucht, und ihres Reiches Zerſtörung.

Alſo geſchah vor Zeiten die Umgeſtaltung der Berge.
Lange bebte der Wandrer bei ihrem Anblick, und meinte
Rauchgewölke zu ſehn, und unheilverkündende Flammen;
Aber es ſchloß ſich für immer der Mund des Berges, und friedlich
Baute der Landmann ſich an im Schutze der ragenden Felshöhn.
Noch bis heutigen Tag erinnert der Name der Berge
An die peinliche Wahl, die dort beſtanden die Jungfraun.
Auch hat die tapfre Sieg den Namen umſonſt nicht bekommen;
Rühmlich wallt ſie daher, umgürtet mit grünenden Kränzen.
Was den Spiegel aber betrifft, ſo wahrt ihn im Strome
Redlich der Nymphe Hand, auch ſoll dem Wundercryſtalle
Jene holde Gabe bis heutigen Tages getreu ſeyn.
Doch entſchwunden iſt der ſchöne Glaube; denn altklug
Sind die Menſchen geworden, und ſelten nur ſchmieget vertrauend
Sich ans Herz der Natur die kindliche Seele der Unſchuld.

* * *

So die Erzählerin. Da lächelte, dankbar ſich neigend,
Rings der Freunde Kreis. Verſtohlen blickte der Pfarrer
Zu den Mädchen hinüber, wo leiſe kichernd ihr Antlitz
Heimlich Aurora verbarg, indeß mit ſinniger Miene
Laura zur Seite ihr ſaß, und ernſt zur Ferne hinausſah.
Jetzt erhob ſich die Rede, es wagten ſich prüfende Blicke
Zu den Felſen empor, und dieſe beſtätigten ſchaurig
Ernſten Angeſichts die deutſame Sage vom Woolsberg.

„Wie doch die Freundin ſo ſchlau entziffert die Runen der Vorzeit!“
Nahm jetzt Frau Alma das Wort: „Da gehen wir Armen, Profanen,
„Sehen die Berge, die Fluth — und ſehen nur Fluthen und Berge,
„Während die Seherin dort verkehret mit Nymphen und Geiſtern.“

„Iſt doch“, verſetzte hierauf der junge Doktor beſcheiden:
„Unſer Rektor, der Mineralog, recht nah' dem Geheimniß
„Jener Felſen gekommen! Neptuniſch-vulkaniſcher Abkunft
„Nennt er das ob're Geſtein, und ſpricht darüber mit Kenntniß.“

„Hat doch ſchon Mancher erfahren, daß redliches Forſchen zum Ziel führt!“
Nahm jetzt ſcherzend das Wort der würdige Amtsrath von Burgheim.
„Leichtre Schwingen hat freilich die Sage, ſie trägt uns im Fluge

„In der Vorzeit Gebiet, indeß der mühſame Forſcher
„Langſam folgt; doch beide vereinen ſich endlich am Ziele."

Manches wurde hierüber geſcherzt, behauptet, geſprochen.
Mährchen wurden erzählt, auch ſprach von ergiebigen Quellen
Andrer dunklen Sagen bedeutſam der Doktor von Burgheim,
Aber Frau Alma begann: „Genug für heute der Fabel!
„Laßt die Zwerge mir ruhn und den Spiegel, ſo wichtig der letzte
„Mir zu ſeiner Zeit bei manchem Fall auch erſcheinet.
„Laßt die Vergangenheit ruhn, und folgt dem lieblichen Rufe
„Heitrer Gegenwart, die ſchön und erquicklich uns Gott giebt.
„Seht, wie röthlich ſich dort der Bäume Gipfel vergolden,
„Wie die Wieſen erglänzen und farbig der Himmel ſich ſchmücket!
„Raſch, ihr Mädchen, das Lied von Romberg, das innig geliebte,
„Euch begleitet wohl auf freundliche Bitte der Pfarrer."

Und es erhoben ſich die Stimmen in lieblichem Einklang,
Und — „O wunderſchön iſt Gottes Erde!" erſcholl es
Wie ein Chorus des Danks empor zur himmliſchen Höhe.
Fröhlich begegneten ſich die Blicke der Schweſtern, es ſtrahlte
Liebe, Frieden und Freud' und Andacht auf jeglichem Antlitz.
Ruhig wallten die Töne empor — begleitet vom leiſen
Grillengezirp und dem Girren der friedlichen Wachtel im Kleefeld.

Trefflich ſchloß ſich nun an heitre, fromme Geſänge
Holder Dichtkunſt Genuß. Erhabne Gedichte von Stolberg
Las der junge Paſtor; es lauſchte der Kreis ihm mit Andacht,
Freute der Dichtung ſich laut, doch ſtill auch des lieblichen Vortrags,
Denn in harmoniſchem Bund verſchönet Eines das Andre.

Jetzt aufs Neue erhob Frau Alma die deutſamen Blicke:
Da, wie durch Zauberruf erſchienen in zierlichen Schalen,
Rings mit Weinlaub bekränzt und friſchen Blumen des Gartens,
Purpurne Beeren, verſüßt durch reichlich geſpendeten Zucker.
Duftende Kirſchkuchen auch vertheilte freundlich Aurora,
Still ſich ergötzend des Beifalls, der mehr noch durch That als durch Worte
Ihre Geſchicklichkeit pries im Fache des mühſamen Backwerks.
Jetzt beſchloß den Reigen die ſtachlige Beere des Gartens,
Goldgelb und purpurroth und grün im bunten Gemiſche.
Immer aufs Neue umkreiſte die Schale die heitre Geſellſchaft,
Froher Genuß und Tauſch und Scherz ward lauter und lauter,
Und es zwitſcherte drein der muntre Vogel des Waldes,
Fröhliger ſchwirrte der Käfer und tanzte die bunte Libelle.

Alſo flohen die Stunden des Abends auf roſigen Schwingen.
— Leiſe verglühte der Tag und ſilbern tauchte der Mond auf.
Reich mit Schätzen beladen, erſchienen die Kinder, und zeigten
Seltne Blumen des Waldes, und Käfer und flimmernde Steinchen,

Und es erhob ſich der Kreis, ſich zögernd rüſtend zum Heimweg;
Wie ein Traumgebild verſchwand die Tafel im Waldgrund.
Froh, zu Paaren geſellt, begaben in heitern Geſprächen
Sich die Freunde hinab, wo tiefer im Thale die Sieg fleußt.

Da — auf einmal — verſchwand im Gebüſch die eilende Laura;
Raſchen, beflügelten Schritts durchbrach ſie das wilde Gezweige,
Wo beſchwerlich der Pfad zum felſigen Grunde hinabſinkt.
Hier, wo ſchroff und ſteil des Woolsbergs Klippe ſich hebet,
Von der Woge beſpült, die kaum dem Wandrer noch Raum läßt,
Hier ſtand ſinnig die Jungfrau und blickte hinab in die Fluthen.
Spähend das Auge ausſendend nach allen Seiten, verſenkte,
Sie jetzt tiefer den Blick, und forſchte mit leiſem Erröthen,
Denn es kam ihr ins Herz des Wunderſpiegels Erinn'rung.

Da auf einmal — wer nennt der Jungfrau raſche Beſtürzung,
Wallet ein Doppelgebild empor auf ſilberner Fläche.
Deutlich erkannt' ihr Blick den Paſtor; — ſie bebte zuſammen,
Denn noch lag in der Knospe der Herzen zartes Geheimniß,
Allen Blicken verborgen, und kaum enthüllet dem Ihren.

Da erklang ihr leiſe zur Seite der freundliche Zuruf:
„Warum erſchrocken? Es wohnt ja der Friede auf Strom und auf Höhen!“

Und hervor trat der Freund, der zärtlich beſorgt ihr gefolgt war,
Staunend die Jungfrau betrachtend, die ſchüchtern wandte das Antlitz.
Jetzt erblickte auch er das Doppelgebilde, und lächelnd
Senkt' er die Blicke hinab, hinſchauend ernſter und ernſter.
Schweigend begrüßten ſich Beide im Strom; ſie ſtanden und ſchauten,
Sah'n in die Augen ſich, und ſahen hernieder zur Welle,
Blicke tauſchend, ſo ſtill, wie Trauringe wechſelt ein Brautpaar.

Da von den Bergen herab durch wildes Geſtrüpp und Gebüſche
Kamen die Freunde daher. Es tönte Drohung und Klage
Schon von Weitem herab, die loſe Führerin ſcheltend,
Die durch Dornen und Moor verlockte die ganze Geſellſchaft.
Und vernehmlicher klang's: Verkehrt denn gänzlich die Welt ſich? —
Laura, mein ſtilles Mädchen, entflieht mir plötzlich als Wildfang,
Eilet durch Diſteln und Dorn, und fragt nicht nach Mutter und Vater,
Und es ſchützt der Paſtor den Flüchtling, uns Alle verlaſſend.

Da erwachten die Träumer. Bebend, mit eiligem Schritte
Flog der Verklagte herbei, und bot zur Rechten und Linken
Jetzt den Frauen die Hand. Doch ſcheinbar zürnend, verſagte

Ihm die Ihre Frau Alma, und folgte dem rüſtigen Doktor,
Der mit kräftigem Arm ſie ſtützte auf ſchlüpfrigem Steinpfad.

Endlich waren ſie Alle auf ebnem Wege. Erſchöpfet
Blickten die Waller ſich an, des Pfades beſtandne Gefahren
Staunend noch einmal erwägend, und leiſe erhob ſich die Frage:
Welcher verborgne Grund veranlaßt dies ſchwierige Wagſtück?

Und es wandte Laura aufs Neue ihr Antlitz. Betrachtend
Folgte ihr Tony's Blick, — ihr war, als läſe ſie plötzlich
In der Freundin Herzen ein frohes Geheimniß, — ſie ſchaute
Was ſich enthüllet im Strom den Blicken der ſinnigen Jungfrau. —
Doch mit Sorgfalt verſchloß ſie Allen die raſche Entdeckung,
Griff nach dem Faden der Rede, und lenkte verſtändigen Sinnes
Die verfängliche Frage auf lohnende Anſicht der Felswand,
Zeigte auf Klippen und Höhlen — und half den armen Bedrängten,
Bis im ruhigen Gleis die heitre Geſellſchaft dahinzog. —
Alſo ſchloß ſich der Tag, der reiche, fröhlichgenoß'ne, —
Jeder bewahrte mit Luſt der lieblichen Stunden Erinn'rung.

* * *

Ob der Spiegel des Stroms prophetiſche Worte geſprochen,
Deutet am beſten, am Ufer hinwallend, das fröhliche Brautpaar.
Ruhig ſchaut es hinauf, wo klar und ſilbern der Mond zieht,
Freudig zur Erde, die nie ſo ſchön im Frühling erglänzte,
Lieber ſich aber ins Aug', und freut ſich bei ſchönen Gewißheit
Inniger Liebe und Treue, die Erde und Himmel zum Freund hat.

Herbſtröslein.

Sie ſaß im frohen Winzerkreis,
Die Schönſte von dem Feſte,
Um ihren Nacken lilienweiß
Stahl ſich durch's Rebengitter, leis,
Der ſchmeichelndſte der Weſte.
Das Abendroth verklärte hold
Die jugendlichen Wangen,
Sie wühlte in der Saiten Gold
Anmuthig, unbefangen.

Was ſoll ich ſingen? frug ſie ſchlau
Und ſah zu mir herüber:
War Frühlingshimmel hell und blau,
War Sommergluth und Roſenau',
Iſt Herbſtesſchmuck Dir lieber?
Wohl ſah' ich ſchön den Frühling blüh'n,
So ſprach ich zu der Treuen,
Doch höher kann im Laubengrün
Mich heut' die Frucht erfreuen!

Und in die Saiten griff ſie ein,
Und ſang mit hellem Klange:
Der goldne Herbſt ſoll König ſeyn!
Kein Frühlingsmorgen glänzt ſo rein
Als ſeine heitre Wange.
Man ſieht, er ſchauet froh zurück
Auf Tage hell und trübe:
Er gleichet der Erinn'rung Glück
An fromme Jugendliebe.

Der Frühling ſtreut die Saaten aus
Mit Hoffen und mit Zagen,
Doch harmlos blickt der Herbſt hinaus,
Er kann vergnügt in's ſichre Haus
Die reifen Garben tragen.
Ihm gleicht der Treue ſichres Glück,
Aus zartem Traum erblühet,
Das Glück, das nur der Liebe Glück
Im Aug' der Liebe ſiehet.

Des Haines Laubdach, dichtverzweigt,
Des Herbſtes Finger lüftet,
Bis endlos ſich die Ferne zeigt,
Wo frei der Aar zur Sonne ſteigt,
Von Purpurhauch umdüftet;
So tagt uns froher Zukunft Licht,
Wenn wir das Herz durchſchauen,
Um das ſich unſre Seele flicht
Voll innigem Vertrauen.

O Nanny, rief ich frohbewegt:
Der Herbſt, der uns verbunden,
Das Bild von jedem Glücke trägt,
Das Gottes Huld uns zugewägt,
Und ich in Dir gefunden.
Doch ſieh', ein Röslein unſchuldsvoll
Sinkt ſchmeichelnd Dir zu Füßen,
— Ließ es der Herbſt zum Dankes Zoll
Aus fahlem Laube ſprießen? —

Herbſtröslein! rief ſie raſcherglüht,
Und ließ die Laute fallen; —
Ich aber, ſelig im Gemüth,
Ließ eilig nun zu Nanny's Lied
Der Liebe Echo ſchallen:
Wer nennt, ſo ſang ich frohbeglückt,
Das liebliche Geſchmeide,
Mit dem ſich unſre Säng'rin ſchmückt,
In unſchuldvoller Freude?

Wer kann im frohen Freundesrund,
Wer kann die Roſe deuten?
Wer giebt das holde Wunder kund,
Das heut' im magiſchſüßen Bund
Verknüpfet alle Zeiten?
Die Lieb', in reiner Bruſt entflammt,
Von Anmuth' hold verſchönet,
Sie iſt die Roſ', die lichtenſtammt
Mit Himmelsglanze krönet.

Denn nicht dem Frühling nur allein,
Nicht flücht'gen Sommerſtunden,
Erſchließt ihr Kelch ſich zart und rein:
Spät noch im Herbſt uns zu erfreu'n,
Hält uns ihr Reiz umwunden.
Drum ſelig wem die Roſe blüht,
Und wem ſie ſich ergeben,
Er wird mit jubelndem Gemüth
So Lenz als Herbſt erheben!

Und auf des Sängers Schläfe ſank
Ein Kranz von Roſen nieder;
Die Laute ſchwieg, das Lied verklang,
Doch innig ſtrahlte, was er ſang,
Aus Nanny's Blicken wieder.
Herbſtröslein aber lachte hold
Als wir ans Herz uns drückten,
Und froh beſchien das Abendgold
Die Liebenden, Beglückten.

Die Gäſte.

Wie freundlich iſt, wie nett geſchmückt
Das kleine ſtille Zimmer!
Durch meines Fenſters Vorhang blickt
Der goldne Morgenſchimmer.
Hell glänzet an der weißen Wand
Die Laute mit dem goldnen Band,
Der Muſen ſüße Gabe.

Mit Fleiß und Sorgfalt ausgeſucht
Prangt dort in blanker Schale
Die ſelbſtgepflegte, goldne Frucht,
Und winkt zu heiterm Mahle.
Wen führ' ich in mein Stübchen ein?
Horch auf, es klopft! Wer wird es ſeyn?
Wer will zu Gaſt ſich laden?

„Mach' auf, die Mädchen ſind mir hold,
„Mir huld'gen alle Schönen,
„Sie opfern willig Zeit und Gold,
„Um meinem Dienſt zu fröhnen.
„Ich gieße Reiz und Anmuth aus,
„Und Glanz und Schimmer kommt in's Haus,
„Wo ſich die Mode zeiget!"

Der Mode öffn' ich nicht die Thür,
Ich kann ſie wohl entbehren!
Sie würde nur vergebens mir
Des Fleißes Frucht verzehren!
Nein, nein, ſie geh' zur Aſſemblée,
Dort ſollen Stutzer ihr bei'm Thee
Die goldne Schleppe tragen.

Doch horch, was klopft von neuem an? —
Bald hätt' ich dieſem Pochen
Vorſchnell die Thüre aufgethan,
Von ſüßem Flehn beſtochen.
Ein Stimmchen gleißneriſch und fein,
Dringt mir in Ohr und Herz hinein,
Hell, wie Sirenentöne.

„Mach' auf, ich bin ein feiner Gaſt
„Von angenehmen Sitten,
„Und war, wenn ſcheinbar auch gehaßt,
„Doch immer gern gelitten.
„Das Antlitz trag' ich ſelten frei,
„Verſchleiert weiß die Schmeichelei
„Stets Herzen zu beſiegen.“

O weh', hinweg von meinem Ohr,
Hinweg von Herz und Sinnen!
Geſchwind noch einen Riegel vor,
Der Argen zu entrinnen!
Fort, arge Schöne! Nimmer giebt
Dir Heimath wer die Wahrheit liebt,
Und Gleißnerei verachtet.

Schon wieder klopft's! Wer ſteht da drauß?
„Ei, ei, nicht ſo verdroſſen!
„Es wird mir ja in jedem Haus
„Die Thüre aufgeſchloſſen!
„Erſchrick' vor meiner Brille nicht,
„Bin ich auch häßlich von Geſicht,
„Doch liebt man meine Rede!

„Am Kaffeetiſch, im breiten Kreis
„Der Baſen, Muhmen, Nichten,
„Da frage nach, da tönt mein Preis
„In tauſend Stadtgeſchichten!
„Auf, öffne raſch mir Deine Thür!
„Herrin und Zofe lauſchen mir,
„Wenn ich den Nächſten richte!“

Hinweg! Und wer auch hold Dir ſey,
Mich wolleſt Du verſchonen,
Nie, nie ſoll Splitterrichterei
In meinem Stübchen wohnen.
Geh', ſuche Dir des Neides Haus,
Dort krame Deine Weisheit aus
Und Deine Neuigkeiten.

Doch horch, ſchon wieder naht ein Fuß!
Was hör' ich, leiſes Stöhnen?
Fürwahr, ein Unbewachter muß
An Vorſicht ſich gewöhnen!
„Ach, thue auf die Thüre Dein!
„Ein Kind des Kummers will herein,
„Laß uns nicht draußen ſtehen!“

Wie? fremde Noth vor meiner Thür,
Von Mitleid ſanft geleitet?
Herein, herein, in's Stübchen mir,
Gleich iſt das Mahl bereitet!
Ihr ſollt die erſten Gäſte ſeyn,
Und wer noch ferner kommt herein,
Der ſoll euch flugs bedienen!

Hier dieſe Schale voll und klar,
Die reich' ich euch entgegen!
Das Kleinſte, beut es Liebe dar,
Verwandelt ſich in Segen.
Ein treuer Rath, ein tröſtend Wort,
Ein redlich Wollen fort und fort
Kann manche Thräne trocknen!

Doch horch, wer klopft, wer ſteht von fern,
Beſcheidnen Blicks da draußen?
„Ich bin der Fleiß, und möchte gern
„In Deinem Stübchen hauſen!
„Auch bring' ich eine Schweſter mit,
„Die folget mir auf jedem Schritt
„Mit gleicher Lieb' und Treue!“

Willkommen mir, geliebter Fleiß,
Geſellt mit ſtiller Freude!
Du ſchmückſt den häuslichtrauten Kreis
Mit daurendem Geſchmeide!
Der erſte Platz iſt zwar verſagt,
Auch hab' ich, Guter, unbefragt
Schon Deinen Dienſt verheißen;

Doch denk' ich wirſt Du ohne Groll
Der neuen Pflicht genügen,
Und freundlich Dich und liebevoll
In meine Grille fügen!
Triumph! Er tritt vergnügt herein,
Er reicht die Hand mir zum Verein,
Und laßt am Herd ſich nieder.

Und wieder klopft es leiſ' und ſacht;
— Wer wird wohl draußen ſtehen?
„Geſchwind, Geliebte! aufgemacht!
„War immer gern geſehen!“
— Ei, liebe Traute, tritt herein!
Die Freundſchaft ſoll willkommen ſeyn
In meiner Gäſte Runde!

Die Freundſchaft macht ein kraus Geſicht,
Was kann ſie wohl verdrießen? —
Geliebte Freundſchaft! zögre nicht,
Den Bund mit uns zu ſchließen!
Verſprach ich gleich die Plage da,
Doch biſt Du meinem Herzen nah
Wie immer Du's geweſen!

Noch einmal blickt ſie her und hin,
Dann naht ſie ſich aufs Neue,
Und flüſtert mit verſöhntem Sinn:
„Ich laſſe nie von Treue!
„Und ändert nichts die Grille Dir,
„So will ich mit den Andern Vier
„Mich, denk' ich, auch vertragen!“

Und wieder naht's mit raſchem Lauf,
O Himmel welch Gedränge!
Zurück, ich nehme niemand auf,
Das Zimmer wird zu enge!
„Wie, Deine Muſen kennſt Du nicht?
„Ja, birg nur ſcheu Dein Angeſicht,
„Wir ſind's, die Du geliebet!"

Ihr Himmels-Schweſtern! O verzeiht!
Vergeben iſt vergeben!
Der erſte Platz war Euch geweiht
In meinem Jugendleben!
Doch heut' — o ſchaut nicht finſter drein!
Trat jener Gaſt ſtatt Eurer ein,
Sein ſind die erſten Rechte!

„Und iſt auch ſein das erſte Recht,
„Nichts iſt darob verloren!
„Aus gleichem, göttlichen Geſchlecht
„Iſt Charitas geboren!
„Wo aber eine Gottheit weilt,
„Da mit behenden Schwingen eilt
„Die andre ihr zur Seite.

„Was Blüte war, das reift zur Frucht!
„Weh', wer der Muſen Segen
„In tauben Blüten eitel ſucht,
„Er iſt auf falſchen Wegen!
„Drum laß getroſt die Schweſtern ein!
„Die Charitas ſoll Bürge ſeyn,
„Daß ſie Dich nie verlaſſen!"

Der Vogelſteller.

Im Haſelbuſch bei Abendgluth
Ging, trillernd frohen Sang,
Der Vogelſteller wohlgemuth
Den grunen Pfad entlang.
Heut', denkt er, kann es nimmer fehlen,
Ich darf auf reiche Beute zählen!
Goldammern ſah ich, Amſeln, Finken
Vorhin ſchon in die Netze ſinken.

Doch wie? — Wer hat mir das gethan?
Kein Vöglein weit und breit!
Und ſchadenfroh auf grünem Plan
Die Schlingen all' zerſtreut.
Laut zürnt er: Könnt' ich, Dieb! Dich finden,
Wie wollt' ich Dir die Flügel binden!
Für immer ſollt' es Dir vergehen
Zu ärndten da, wo Andre ſaen.

Aufs neue legt er Schlingen aus,
Und als der Mittag naht,
Eilt er zum Haſelbuſch hinaus
Auf grünverhülltem Pfad.
Bald muß die dichteſte der Hecken
Des Spähers Gegenwart verſtecken;
Hier harrt zur Rache er gerüſtet
Des Frevlers, der ihn überliſtet.

Und horch, da naht es leichtbeſchwingt,
Und aus des Haines Nacht
Ein ſchüchtern Mädchenantlitz dringt,
Umwallt von Lockenpracht.
Es ſchaut umher, und prüfet leiſe,
Ob ſicher die verbotnen Gleiſe,
Dann ſchwebt, mit zephirleichtem Schritte,
Die Schlanke aus der Bäume Mitte.

Iſt das der Dieb? Fragt jener leiſ,
Und ſchauet, wie gebannt,
Auf Stirn und Arme zart und weiß,
Und auf die feine Hand.
Welch Lächeln auf den jungen Wangen,
Die hold wie Frühlingsroſen prangen,
Welch leicht Bewegen, Schweben, Gehen,
Nie hat er Schöneres geſehen.

Noch einmal lauſcht ſie — dann, gewandt,
Beraubt ſie unverweilt
Die Sprenkel mit geübter Hand;
Doch wie? — der Fang enteilt!
Freiwillig läßt zu Baum und Zweigen
Sie die erlöſten Vögel ſteigen;
Der reiche Lohn ſo vieler Stunden
Verloren iſt er und verſchwunden.

Entrüſtet ob der Frevlerin
Springt jetzt der Burſch empor:
„Was raubſt Du fremder Müh Gewinn?“
So droht er raſch hervor.
Erſchrocken will die Maid entfliehen,
Doch hemmt der Jüngling ihr Bemühen,
— Da ſammelt ſie ſich ſchnell und hebet
Das Antlitz, ſtolz und muthbelebet.

Dich ſelbſt, nicht Andre klage an!
Spricht ſie mit Herrſcherton;
Und hab' ich Unrecht hier gethan:
Dir war's verdienter Lohn.
Wer hatte Dir das Recht gegeben,
Zu feſſeln froher Sänger Leben?
Ich wünſcht': Du wäreſt ſelbſt gefangen!
Dir ſollte nach der Freiheit bangen.

Und mehr noch als der Rede Gluth
Trifſt ihn der Augen Bliz.
Er hat zu keinem Wörtchen Muth,
Aus iſt's mit Geiſt und Wiz.
Das Mägdlein ſchaut mit Schelmenblicke
Auf den geſchlagnen Feind zurücke,
Und — wie Sylphiden ſchnell verſchwinden,
Entflieht ſie aus des Haines Gründen.

Der Vogelſteller ſchaut ihr nach,
Weiß nicht was ihm geſchehn,
Ach — ſeufzt er der Entflohnen nach,
Könnt ich ſie wiederſehn!
Und täglich weckt der Sehnſucht Flehen
Den Wiederhall der Felſenhöhen,
Er irrt umher an Buſch und Quellen,
Vergißt ſogar ſein Netz zu ſtellen.

Wie Feſſeln engt es ſeine Bruſt,
Und wie an Zauberband
Zieht's ihn hinüber unbewußt,
Wo er das Mägdlein fand.
Hier harrt und ſeufzt er lange Tage,
Sich ſelbſt zur Laſt, ſich ſelbſt zur Plage;
Der Vogel in des Netzes Schlingen
Kann kaum mit größern Qualen ringen.

Erſchöpfet ſinkt am Quellenrand
Er einſt zum Schlummer hin;
Da naht, von Amors Pfeil geſandt,
Die ſchlaue Jägerin.
Sie ſtutzt. — Mit gramerfüllten Zügen
Sieht ſie den Vogelſteller liegen,
Das iſt nicht mehr der Zornentbrannte,
Der raſcher Drohung Wort verſandte.

Sanft ſcheint und mild ſein Angeſicht,
Doch auch ſo trüb und krank;
Was mag es ſeyn, das ihm gebricht?
So fragt ſie mitleidsbang.
Und wie ſie ſchaut, und wie ſie knieet,
Seufzt ſie, zur ſchönſten Roſ' erglühet:
Hätt' ich ihn früher ſo geſehen,
Der Vogelraub blieb ungeſchehen!

Und ſieh, da wacht mit einemmal
Der arge Schläfer auf.
Hell flammt des Auges Feuerſtrahl,
Er fleht zu ihr hinauf:
Gern will ich Dir den Raub verzeihen,
Willſt Du den Vogler nur befreien,
Der ſehnend nach Erlöſung blicket,
Von Deinen Feſſeln eng umſtricket!

Iſt das Dein Gram? ſtraft ihn die Maid:
So hoffe nicht zu kühn!
Gefeſſelt bleibſt Du alle Zeit!
So ſchwor ich im Entfliehn. —
Und was ich ſchwor, das werd' ich halten!
Wer über ſolchen Fang mag ſchalten,
Dem ziemt es, daß er ihn bewahre
In Siegerſtolz durch alle Jahre!

Und wie ſie ſagte, ſo geſchah's,
Denn wo ſie ſaß und ſtand,
Da auch der Vogler ſtand und ſaß,
An ihren Wink gebannt.
Sie aber ließ die Vögel hangen
Seit ſie den Vogler eingefangen,
Und half zuletzt mit frohem Sinnen
Ihm Schlingen legen, Netze ſpinnen.

Thaulüftchen.

Lüftchen, das mit warmem Hauche
Sanft befreit des Baches Lauf,
Thau, o thaue dort am Strauche
Bald die kleinen Knoſpen auf!

Saß ſo gern verſteckt im Flieder,
Von der Blätter Dach beſchützt,
Blickte in das Stübchen nieder,
Wo mein ſprödes Mädchen ſitzt.

Doch zuvor am Fenſter drüben
Thau die Eiſesblumen ab!
Seh' umſonſt nach meiner Lieben,
Weiß nicht was ſich dort begab.

Wandelt Liebchen auf der Aue:
Dann, o Zephir! eile, lauf,
Fenſter laß und Strauch, und thaue
Mir zuerſt das Liebchen auf.

Denn von ſtrengem Eis umgeben,
Gleich den Blumen auf der Flur,
Gönnt mir mein geliebtes Leben
Froſt'ge, kalte Blicke nur.

Darum, lindes Lüftchen, ſtehe
Der gekränkten Liebe bei,
Bis ich Sonnenblicke ſehe
Heiter, lächelnd wie der Mai.

Iſt das Herz erſt aufgethauet,
Thaut wohl auch das Fenſter ab,
Denn auf frohe Liebe ſchauet
Heller Himmel ſtets herab.

Der Zufriedne.

Erquickt vom goldnen Sonnenſchein
Schau' ich mit heitrem Blicke
Zufrieden in die Welt hinein,
Durchſtrahlt von innerm Glücke.

Wie reichlich hat mich Gott bedacht!
Er gab mir offne Sinne,
Gab mir der Schöpfung Wunderpracht
Zum ſeligen Gewinne.

Den blauen Himmel kann ich ſehn,
Kann ſeine Lüfte trinken,
Kann ſeiner Liebe Gruß verſtehn,
Wenn ſeine Sterne blinken.

Kann frei durchwandern Hain und Flur
Mit wonnigem Behagen,
Und um die blühende Natur
Entzückt die Arme ſchlagen.

Kann an der jungen Saaten Grün
Die Blicke fröhlich weiden,
Und danken, daß die Felder blühn,
Zu meines Nachbars Freuden.

Und kann zur kleinen Blum' am Rain
Vergnügt die Blicke kehren,
Und jubend ſagen, ſie iſt mein,
Und Keiner darf mirs wehren.

Du reicher Mann! Du nennſt ſie Dein
Die ſegensvollen Auen,
Trägſt in die vollen Scheuern ein
Was fremde Hände bauen.

Sag, ſchlägt Dir auch ein offnes Herz
In Deines Buſens Stille?
Zieht Dir's die Blicke himmelwärts
Von Deines Reichthums Fülle?

Und freut Dich auch im Sonnenſchein
Der Saaten fröhlich Wallen?
Und pflückſt Du auch die Blum' am Rain
Mit gleichem Wohlgefallen?

Und drückſt Du ſie an Deine Bruſt
Wie ich an's Herz ſie drücke?
Blieb Dir der kleinen Freuden Luſt
Bei Deinem größern Glücke?

Du gottgeliebter, reicher Mann,
Fern ſey mir jedes Neiden!
Das Beſte was ſie geben kann,
Gab die Natur uns Beiden!

Gab die Natur mit Mutterhand
Dem Armen, wie dem Reichen,
Als gleicher Liebe Unterpfand,
Als gleicher Abkunft Zeichen.

Warum nach fremdem Goldesglanz
Und eitlem Flitter ſchauen,
Da noch auf meines Gärtchens Kranz
Der Sonne Strahlen thauen?

Warum nach Freuden lüſtern ſeyn,
Die Reiche nur genießen,
Da in der Hand mir, ſilberrein,
Des Berges Quellen fließen?

Nein, wo den Reichthum ſie geſpart,
Da hat, uns zum Vergnügen,
Natur uns andern Schatz verwahrt,
Heißt: Fröhliches Genügen.

Drum ſteigt mein Lied mit Lerchenſang
Empor zum Himmelsbogen,
Und ſingt und jubelt Preis und Dank
Ihm, der mein Loos gezogen.

Viel Gaben theilt des Vaters Hand,
Doch — wer in ſeinem Looſe
Zufriedenheit und Frohſinn fand,
Der ſitzt in ſeinem Schooße.

Die Höhle bei Benidoleig. *)

Poetiſche Erzählung in zwei Geſängen.

Erſter Geſang.

Tiefſchweigend ſtehn Valencia's ſtolze Hallen
Vom Silberlicht des Mondes überblüht,
Die Stimmen lauter Feſteluſt verſchallen,
Und ſanft beginnet Philomelens Lied
In grüner Nacht, wo Blütendüfte wallen
Und tief im Laub die Purpurroſe glüht. —
Einladend ſtehn der Gärten weite Reihen,
Die Mond und Lenz mit Silber überſtreuen.

Da wallt, die treue Zitter in der Rechten,
Fernando ſchnellen Schrittes durch die Nacht.
Begeiſtert von der Liebe ſüßen Mächten,
Sein trunknes Aug' in ſel'ger Hoffnung lacht.
Der Schönſten eilt er einen Kranz zu flechten,
Wie er gebührt ſo hoher Reize Pracht.
Für Donna Laura ſtimmet er die Saiten,
Ihr ſeine Gluth und ihren Sieg zu deuten.

---

*) Schon früher mitgetheilt in den „Erzählungen und Sagen" von Agnes Franz. Leipzig 1825. Induſtrie-Comptoir.

Schon ſteigt ihr Schloß von Pinien rings umgeben,
Ein Stern der Hoffnung leuchtend ihm empor,
Hoch ſchlagt ſein Herz, geliebte Bilder ſchweben,
Wohin er blickt, mit holdem Gruß hervor.
Er ahnet ihrer Anmuth ſüßes Leben,
Verbirgt es gleich der Dämmrung dichter Flor;
Der Blume Gluth, des Mondes keuſche Strahlen,
Sie glänzen nur, ihm Laura's Bild zu malen.

Jetzt ſteht er ſtill, von dunklem Laub umhangen,
Und beugt das Grün vom Fenſter leiſ' zurück,
Und ſieh, — holdſelig, wie des Lenzes Prangen,
Erſcheint die Liebliche des Spähers Blick. —
Erſt zögert er, von Schüchternheit befangen,
Erſchrocken faſt von ihres Anſchauns Glück.
Doch iſt's vergebens, ſich zurückzuziehen,
Unmöglich iſt's, ſo ſüßem Bild entfliehen.

Auf ſeidnem Pfühl nachläſſig hingegoſſen,
Im runden Arm der Zither tönend Gold,
Der Roſe gleich, die erſt den Kelch erſchloſſen,
Erblickt er Lauren wunderlieb und hold,
— Von weichem Schleier iſt ihr Haupt umfloſſen,
Durch den der Locken dunkle Fülle rollt; —
Des Kleides Sammet ſcheint ſich mit Vergnügen
Um ihrer Glieder Götterbau zu ſchmiegen.

Indeß die zarte Rechte durch die Saiten
Hinirrt, des flücht'gen Spiels ſich kaum bewußt,
Und ſanftbeſchwingte Töne ihr entgleiten,
Entſteigt's, wie leiſes Seufzen, ihrer Bruſt.
Still wünſcht des Sängers Herz den Traum zu deuten,
Der ſie bewegt in ſchmerzlich ſüßer Luſt;
Ein leiſes Ahnen ſcheint ihm zu verkünden:
Das eigne Bild dürft' er hier wiederfinden.

O Liebe, ſtark im Hoffen und im Wagen,
Wie oft bethöret Dich die eigne Gluth!
Du wähnſt, was Du in ſtiller Bruſt getragen,
Auch heimlich wohl in Anderer Buſen ruht.
Leicht wandelſt Du des ſtummen Herzens Zagen
Durch einen Wahn zu hohem Glaubensmuth,
Begierig faſſend, was mit ſüßem Munde
Die Phantaſie erzählt zu guter Stunde.

Was jetzt an Laura's Blick vorüberziehet:
Es iſt des letzten Kampfſpiels Herrlichkeit;
Die edlen Ritter ſieht ſie mutherglühet,
Die ſchmeichelnd ihr des Sieges Preis geweiht; —
Und wie Erinn'rung lieblich ſie umblühet,
Fühlt ſie den Stolz der eignen Bruſt erneut;
Sie weiß es, ihr, der Schönen ohne Gleichen,
Muß jeder Reiz der ſtillern Schweſtern weichen.

Wohl ſchmeichelt auch Fernando's treue Minne,
Der ſie mit manchem ſüßen Lied beſchenkt,
Sein ſtilles Schmachten, ihrem eitlen Sinne, —
Doch ward er längſt von neuem Glanz verdrängt.
Nach lauterm Ruhm, nach eitlerem Gewinne
Sich ihrer Wünſche kühnes Streben lenkt.
Vergeſſen ſind die zarten Huldigungen,
Und mit dem Lied des Liedes Sinn verklungen.

Da tönet aus den nahen Myrthenzweigen
Ein ſanfter Gruß, gleich leiſem Vorwurfslaut,
Und weiche, holde Schmeichelworte ſteigen
Zu Laura's Ohr, die ſtaunend um ſich ſchaut.
So ſüßer Klang iſt nur der Liebe eigen,
So innig ſpricht der Jüngling nur zur Braut!
Wer kann es ſeyn? fragt ſie mit ſcheuem Blicke,
Und heller tönt des Sängers Lied zurücke.

Reizend blüht die zarte Roſe,
Alles huldigt ihrer Schöne,
Doch ſie innig zu verſtehen
Weiß allein die Nachtigall.

Was der Kelch der Roſe athmet,
Was ihr Duft berauſchend kündet,
Klingt in Philomelens Liede
Nach Geſtaltung, Sprache, Ton.

Von Verwandtſchaft zeugen beide,
Wie von ſüßem Einverſtändniß,
Denn es kommet mit der Roſe
Stets die Nachtigall zugleich.

Eines Sonnenſtrahles Wunder
Färbt der Roſe zarte Wange, —
Tränkt den Buſen Philomelens
Heimlich mit der Liebe Gluth.

Und wie einen Traum ſie träumen,
Führt ſie auch ein Tag von hinnen;
Hin ſind Philomelens Lieder,
Fehlt der ſüßen Roſe Pracht. —

Schöne Laura, holde Roſe,
Wollt dieß Bild Euch freundlich deuten!
Jugendſchönheit, Liebeswonne,
Strahlen ſind ſie eines Lichts!

Was vom Lichte aber ſtammet,
Soll ſich traut die Hände reichen!
Schöne Laura, folgt der Weiſung,
Reicht mir Eure zarte Hand!

Seht die Mandelbäume ſäuſeln,
Von der Nachtluft Kuß durchzittert,
Leiſ' entſchleiert die Viole
Ihr verſchämtes Angeſicht.

Was das Tageslicht befangen,
Löſt der Mondnacht ſüßes Schweigen.
Holden Träumen gleich durchziehen
Lieb' und Lied den ſtillen Raum.

Wollt darum mit kalter Strenge
Länger nicht mein Herz betrüben!
Gebt, o gebt zum Lied und Liebe
Gebt mir auch der Hoffnung Glück!

Neugierig lauſchet Laura dem Geſange;
„Das iſt Fernando's übermüth'ges Lied!“
Ruft ſie jetzt aus, indeß die Lilienwange
In ſtrengen Stolzes Purpur raſcht erglüht:
„Was meint der Sänger, daß ſein Lied erlange?
„Glaubt er, daß Frauengunſt ſo leicht erblüht?
„Die Hand, nach der Valencia's Edle ſtreben,
„Nach ihr wagt er den kühnen Blick zu heben? –

„Auf auf, mein Lied, gieb ſeine Klänge wieder!
„Die kühnen Worte halle kühn zurück!“ —
So ruft ſie aus, und zu den Myrthen nieder
Kehrt ſtrafend ſie den ſtolzen Flammenblick.
Im Mondſchein prangt die edle Form der Glieder,
Der Nachthauch weht den Schleier leiſ' zurück;
So ſteht ſie da in wunderbarer Schöne,
Vergleichbar einer zürnenden Camöne.

Verblendet faſt von ihrem Götterbilde,
Hebt ſcheu der Sänger ſeinen Blick empor.
Er weiß es nicht, iſt's Zürnen oder Milde,
Was ihm verbirgt der ſeidnen Wimpern Flor.
— So ſtrahlt verhängnißvoll um die Gefilde
In ſtiller Nacht ein leuchtend Meteor.
Man weiß es nicht, ſoll Krieg und trübe Zeiten,
Soll Segen man aus ſeinen Strahlen deuten.

Anmuthig grüßt ſie jetzt mit leiſem Neigen
Den Glücklichen, — ein feines Lächeln ſchwebt
Um ihren Mund, indeß nach kurzem Schweigen
Sich ihrer Zither goldner Klang erhebt.
— Wird der Gewährung Laut herniederſteigen?
Iſt's Liebe, was auf dieſen Lippen bebt? —
So fragt Fernando unruhvoll, und ſinnet,
Indeß der Stimme ſüßer Ton beginnet:

Roſ' und Jungfrau zu vergleichen
Liebten Sänger aller Zeiten,
Und es lohnten ſüße Kränze
Freudig oft des Sängers Lied.

Doch es giebt auch hehre Roſen,
Nur für Heldenſtirn erkoren;
In des Lorbers Schatten blühend,
Aufgeſpart für würd'gen Glanz.

Heldenpracht und Waffenthaten,
Ritterſchmuck und Ritterehre,
— O wie ſpiegelt ſich die Schönheit
Freudig in der Hoheit Strahl!

Kühner Troubadour Fernando!
Nicht des Liedes Schmeicheltöne,
Nicht der Liebe kühnes Hoffen
Dürfen rühren dieſes Herz!

Auf, und werbt um andre Kränze!
Dann erſcheint vor meinem Fenſter.
Edle Jungfrau'n lieben nimmer,
Wo die Klugheit es verbeut.

So ſingend, hat ſie ſchnell ſich ihm entzogen,
Des Fenſters Vorhang rauſchet raſch herab.
Noch ſchwebt's umher wie leiſer Töne Wogen, —
Doch bald wird's ſtumm und traurig wie im Grab.
„Brich, armes Herz, ein Wahn hat dich betrogen,
Für immer ſinkt dein holder Stern hinab!“
So ruft Fernando jetzt, im Schmerz erblaſſend,
Krampfhaft in die verſtummten Saiten faſſend.

Da ſchrillt ein Klang empor wie Todesſtöhnen;
Er ſieht, zerriſſen iſt das Saitenſpiel.
„Das iſt mein Abſchied, Eitelſte der Schönen!“
So ruft er aus mit ſterbendem Gefühl;
„Kein Lied ſoll mehr aus dieſen Saiten tönen,
Mein Lieben iſt wie mein Geſang am Ziel!
Du haſt mich ja mit weiſem Mund belehret,
Wie leicht den armen Sänger man entbehret.“

„Sonſt ſchien ſo reich dies Herz, ſo reich dies Leben
An heiterm Glanz, an Huld und Freuden mir!
Nicht für ein Königreich hätt' ich gegeben,
Des Liedes Kraft, der Leyer goldne Zier.
Nur nach dem Höchſten ging mein kühnes Streben,
Und zuverſichtlich blickt' ich auf zu dir!
Da welkt, von deiner Worte Froſt getroffen,
Erſtorben hin mein Muth und all' mein Hoffen.“

Wahnſinn erhob zur erſten Göttergabe
Des Sanges Kraft! Was gilt vor Dir mein Lied?
Du achteſt nur des Glückes eitle Habe,
Der Hoffart Glanz, den ſtets mein Sinn vermied.
Umſonſt beſchenkt mit ihrem Zauberſtabe
Die Phantaſie des Troubadour's Gemüth.
Dein kaltes Herz vermag ſich an den Gaben,
Den Wundern ihrer Liebe nicht zu laben."

„Fahr' wohl, mein Traum, von ſüßen Paradieſen,
Die Lied und Lied zum Göttertraum verklärt!
Du holdes Bild von ländlichſtillen Wieſen,
Von ſüßer Eintracht an der Väter Heerd,
Sie kennt dich nicht, ſie hat es ja bewieſen,
Daß ihr Gemüth ganz andres Glück begehrt! —
Fahr wohl, fahr wohl! Es wird ſich wohl des Armen
In fernem Land ein ſtilles Thal erbarmen!"

So klagt Fernando; leiſe Thränen fallen
Von ſeinen Wimpern, ſeine Kraft verſiegt.
— An eines Maurentempels öde Hallen
Hinſinkend er die müden Glieder ſchmiegt.
Hier kann die Klage ungehört verſchallen,
Vom Wehn der Nachtluft friedlich eingewiegt.
Die Eule nur bewegt ſich ſcheu und ſcheuer
Empergeſchreckt, im alternden Gemäuer.

Sanft glänzt des Mondes Schimmer auf ihn nieder
Und füllt ſein Herz mit wehmuthsvoller Luſt.
Schon naht der Schlaf auf dämmerndem Gefieder,
Und ſchmiegt ſich lindernd an des Sängers Bruſt.
Und ſieh, des Träumers Antlitz lächelt wieder,
Als ſey er ſich geheimen Glücks bewußt.
Gebilde, ſchön und wunderbar geſtaltet,
Sieht ſtaunend er vor ſeinem Blick entfaltet.

— Das iſt der Tempel nicht, um deſſen Trümmer
Sich ſpärlich nur des Epheus Ranke ſchlang!
— Verblendet ſtrahlt's um ihn wie Fackelſchimmer,
Und durch den hochgewölbten Säulengang
Ziehn Kränze ſich in buntem Lenzgeflimmer,
Wogt Ambraduft und goldner Saitenklang,
Und langſam ſchreitet aus der Dämm'rung Mitte
Ein Frauenbild mit geiſterleichtem Schritte.

Von Maurentracht den ſchlanken Leib umfangen,
Scheint ſie entſtiegen grauer Vorzeit Grab.
Doch leuchtet von den freundlich hehren Wangen
Ein überirdiſch Roſenlicht herab.
Es blüht der Leib in voller Reize Prangen
Und leicht bewegt die ſchlanke Hand den Stab,
Den, wie Fernando deutlich jetzt erblicket,
Manch tiefbedeutend myſtiſch Zeichen ſchmücket.

„Sey mir gegrüßt!“ So ſpricht mit holdem Munde
Die Nahende: „Dein Lied iſt mir bekannt!
Es hat das Schickſal Dich zur rechten Stunde
In dieſes Tempels heil'gen Raum geſandt.
Von ferner Zeit geb' ich hier lichte Kunde,
Und leicht entrollt die Zukunft meiner Hand.
Willſt Du dem Wort der Maurenjungfrau trauen,
So lehr' ich Dich Dein künftig Glück erſchauen.

„Ich weiß, ſo reich die Gottheit Dich beſchenkte,
Es mangelt dennoch Dir ein theures Gut.
Der ſüße Pfeil, der in Dein Herz ſich ſenkte,
Zeigt, welche Tiefe Dir im Buſen ruht.
Wie feindlich heut Dich auch die Liebe kränkte,
Noch lebt in Dir geheimer Sehnſucht Gluth,
Schweigt auch die Leyer, wird in leiſen Klagen,
Was Du entbehrſt, des Herzens Stimme ſagen.“

„Nach einem Kleinod geht Dein inn'res Streben,
Nach eines Schatzes köſtlichem Gewinn.
Auch wirſt Du ihn, ſo ſpricht das Schickſal, heben,
Wenn muthig nur Dein Herz, und rein Dein Sinn.
Drum eil' ich jetzt, den Schlüſſel Dir zu geben,
Und nahe mich als ſichre Führerin.
Merk' auf, was Dir der Freundin Mund verkündet,
Eh' dieſer Stunde flücht'ge Gunſt verſchwindet.“

„Zum erſten Mai, wenn ſich in Dämmrung Grauen
Der Tag verhüllt, und ſchweigend naht die Nacht,
Dann wandre hin nach Benidoleig's Auen,
Gläubig vertrauend meines Schutzes Macht.
Dort wirſt Du eine Felſenhöhle ſchauen, *)
Berühmt durch unermeßner Schätze Pracht,
Ein dämmernd Licht wird Dich zu ihr geleiten
Und Dir den tiefverſteckten Eingang deuten.“

„Tritt muthig ein, wie auch geheimes Schrecken
Den Zugang Dir zu jener Tiefe wehrt:
Bald wirſt das edle Kleinod Du entdecken,
Das Dir zum Heil des Schickſals Gunſt gewährt.
Sein holder Strahl wird Deine Kraft erwecken,
Und tapfer wird Dein ſchreckverbreitend Schwerdt
Die Schaar zerſtreun, die erſt mit finſterm Walten
Das theure Gut Dir feindlich vorenthalten.

---

*) Seit langer Zeit sind der Valencianer Schatzgräber ſehnſuchtsvolle Blicke nach einer, unweit dem Küſtenflecken Benidoleig, liegenden Höhle gerichtet, in welcher, wie eine alte Mauriſche Handſchrift verkündet, unermeßliche Schätze begraben liegen. Eine mauriſche Jungfrau, ſo lautet die Sage, ſey die Hüterin derſelben, doch iſt es bis heut noch Keinem gelungen, die Strenge durch Gaben und Opfer zu beſtechen, denſelben herauszugeben.

„Und reich belohnet wirſt Du weiter ziehen,
Und täglich wird Dein ſüßes Eigenthum
In höherm Glanz, in reinerm Licht erblühen
Und neu verklärt mit ihm Dein Sangesruhm.
Was Schönes je die Götter Dir verliehen:
In jener Höhle dunklem Heiligthum
Wird er erweckt zu neuem, höherm Leben,
Um aller Kränze ſchönſten Dir zu geben."

So ſpricht die Maurenjungfrau und entſchwebet,
— Dem Monde gleich, den ſchnell die Wolke deckt.
Fernando fährt empor, er ſtaunt, er bebet,
War es ein Traum, der gaukelnd ihn geneckt? —
War's Wirklichkeit, was flüchtig er durchlebet? —
— Er grollt; zu früh hat ihn das Licht geweckt.
Verworren liegt der Worte dunkle Kunde
In ſeiner Bruſt, als Zeugen jener Stunde.

Von jener wunderbaren Höhle brachte
Die Sage ihm ſchon manches dunkle Wort.
Von Schätzen, tiefverwahrt im Erdenſchachte,
Und einer Maurenjungfrau ſtrengem Hort;
Und wie ſo mancher ſie zu heben dachte
Mit Opferduft und mächt'gem Zauberwort,
Bis jeder ſcheu, mit kläglicher Geberde,
Zurückgekehrt zum häuslich ſtillen Heerde.

Vielleicht war mir der Reichthum vorbehalten!
So ruft er aus, der, wenn auch arm an Werth
Für dieſes Herz, doch wichtig für den kalten,
Hoffärt'gen Sinn, der ſeiner heut begehrt.
Gewiß, mein Schickſal ſoll ſich umgeſtalten,
Und nicht umſonſt ward mir der Traum gewährt.
Sich dieſer höhern Weiſung zu entziehen,
Das hieße thöricht ſeinem Glück entfliehen.

Ja, Laura, ja! Ich will zum erſtenmale
Nach ſchnödem Glanz ausſtrecken meine Hand!
Und wenn ich dann in ſeinem Zauberſtrahle
Die ſichre Bürgſchaft Deiner Liebe fand:
Dann laß mich, ſcheidend von dem Ideale,
Das längſt dem armen Sänger ſchon entſchwand:
(Statt die Erkämpfte liebend zu umſchlingen,)
Ein warnend ernſtes Abſchiedslied Dir ſingen.

Und raſchen Muthes hat er ſich erhoben,
Die Bruſt von jugendlicher Kraft geſchwellt.
Schon prangt von Purpurroſen rings umwoben
Das morgenhelle, klare Himmelszelt.
— Mit heiterm Gruß hebt er den Blick nach Oben,
Er fühlts, noch lebt die inn're ſchöne Welt;
Noch heben ſich die frohen Geiſtesſchwingen,
Dem Druck des Grams ſich muthig zu entringen.

Zweiter Geſang.

Schon hat der erſte Mai mit holdem Gruße
Und reichem Schmuck Valencia's Flur erfreut,
Und aus des goldnen Füllhorns Ueberfluſſe
Hier Blüten und dort Früchte ausgeſtreut.
Schon ſchmücket ſich zum ſtillen Abſchiedskuſſe
Der ſchöne Tag mit ſanftrer Herrlichkeit,
Um mit den letzten warmen Scheideblicken,
Hinſterbend noch, die Menſchheit zu entzücken.

Da ſchreitet, hell von Abendgold umfangen,
Zur Seite das erprobte treue Schwert,
Fernando mit unruhigem Verlangen
Den Pfad hinab, den ihn der Traum erklärt.
In heiterm Muth erglänzen ſeine Wangen,
Und zu der räthſelhaften Ferne kehrt
Sein Auge ſich, bald hoffnungsvoll vertrauend,
Bald zweifelnd in die nahe Dämmrung ſchauend.

Je mehr er ſeiner Schritte Flug beeilet,
Je ſchneller, ſcheint es, rückt die Nacht heran;
Kaum daß ſein Blick den grauen Nebel theilet,
Der ſich geſpenſtiſch hüllt um ſeine Bahn.
Bei jedem Hügel forſchend er verweilet,
Des ſtillen Lichtes Zeichen zu empfahn,
Durch das die Jungfrau mit Prophetenworte
Ihm angedeutet jene Felſenpforte.

Da plötzlich theilt der Mond die Wolkenhülle,
Und leuchtet auf ein zackig Felſenthor,
Verborgen halb, von dichter Zweige Fülle,
— In dem ſich bleich ein irrend Licht verlor.
Zugleich dringt durch der Nacht verſchwiegne Stille
Ein dumpf Getös aus tiefer Kluft hervor,
Wehklagend bald, bald droh'nden Schwertesſtreichen,
Bald ängſtlich bangem Rufen zu vergleichen.

„Das iſt die Höhle!“ ruft zum Kampf bereitet
Fernando aus; — „hervor, mein gutes Schwert!
Welch finſtre Macht Dir auch entgegenſtreitet,
Du biſt es ja, dem Gott den Sieg gewährt“,
Und höhrer Leitung ſich vertrauend, ſchreitet
Er nun hinab, an Glaub' und Muth verklärt,
Den Strahl verfolgend, der wie Lichtgefunkel
Oft blitzend zuckte durch der Höhle Dunkel.

Doch welch ein Bild beut plötzlich ſeinen Blicken
Sich in der Höhle tieferm Grunde dar:
— Ein Frauenbild, das alle Reize ſchmücken,
Ringt mit der Raubgier einer Räuberſchaar.
Schon ſieht er jene Dolch' und Schwerter zücken,
Das Opfer knien auf grauſam Mordaltar, —
Da plötzlich, — ähnlich einem Donnergotte,
Stürzt er verheerend auf die wilde Rotte.

Betäubet von des raſchen Anfalls Grimme,
Entſinkt die Waffe faſt der Frevlerhand.
— „Laßt ab!“ So tönt Fernando's Herrſcherſtimme:
„Euch zu vernichten bin ich hergeſandt.“
Und ſchon ſtreckt ſeine Hand in wildem Grimme
Den Erſten, der ſich wehret, in den Sand;
Entſetzen faßt die Uebrigen, ſie weichen,
Verfolgt von ſeines Schwertes tapfern Streichen.

Indeß des Todes Graun im ſcheuen Blicke
Mit Sturmeseil der wilde Troß entflieht,
Kehrt raſchen Schritts der muth'ge Held zurücke,
Hin, wo des Sieges ſchöner Lohn ihm blüht.
Vergeſſen iſt, was ſchmeichelnd das Geſchicke
An Goldeswerth verlockend ihm beſchied;
Er denkt nur ſie, der er das ſüße Leben,
Der Freiheit goldnes Glück zurückgegeben.

Schon will er raſch des Troſtes Wort erheben;
Da ſchauet er ein zweites Frauenbild,
In deſſen Buſen, unter leiſem Beben,
Die jüngre Schöne zagend ſich verhüllt.
Er ſieht, die Ohnmacht droht dem zarten Leben,
Und eilt herbei, von raſcher Furcht erfüllt.
Gern möchte er die Schwache unterſtützen,
Um ſie vor neuem Schrecken zu beſchützen.

„Seyd Ihr ein rettend Heil'genbild?“ ſo grüßet
Jetzt die Duenna ihn mit Schmeicheltön.
„O nennet Euch, eh' ſich dies Auge ſchließet,
Aus dem des Lebens Strahl ſchon halb entflohn.
Seht, meines Dankes heiße Zähre fließet!
O tapfrer Held, verſchmäht nicht dieſen Lohn!
Vielleicht daß bald aus einem ſchönern Munde
Erſchallet Eures Ruhmes hohe Kunde!“

Fernando ſieht nun bei der Fackel Leuchten,
Die ziſchend lehnt an kalter Felſenwand,
Die ſanften, ſchönen Züge der Erbleichten,
Aus deren Glanz des Lebens Anmuth ſchwand.
„Hinweg“, ſo ruft er: „aus dem moderfeuchten,
Grauenvollem Grabe!“ — Und mit ſtarker Hand
Hat er die ſchöne Bürde ſchon erhoben,
Und trägt mit leiſem Jubel ſie nach Oben.

Hier ſanft ſie bettend auf die weichſten Mooſe,
Kniet er vor ihr, von Furcht und Gram bewegt;
Still ruht ſie, gleich der zarten, weißen Roſe,
Kaum daß ſich noch des Herzens Pulsſchlag regt,
„— Ihr Himmliſchen, die ihr des Daſeyns Looſe,
Des Glückes wie des Schmerzes Maß uns wägt,
Gebt ihr, o gebt das Leben ihr zurücke!“
So ruft er aus mit wehmuthsvollem Blicke.

Da öffnet ſie der Augen holde Sonnen.
Sie ſtaunt, ſie blickt den Sänger freundlich an. —
Der Ohnmacht dunkler Schleier iſt zerronnen,
Das ſüße Leben ihr neu aufgethan. —
— So bricht der Tag mit allen ſeinen Wonnen
Durchs Graun der Nacht, und ſchaut auf ſeine Bahn; —
Ein mattes Roth ſchmückt ſeine jungen Wangen,
Bis er erblüht in aller Reize Prangen.

„Kaum faſſe ich, was ſich mit mir begeben!“
Beginnt ſie leis. „Welch Wunder iſt geſchehn! —
Bedroht von Mörderhand ſah ich dies Leben, —
Wart Ihr's, der mir zum Retter auserſehn? —
Aufs Neue darf ich dieſen Blick erheben,
Dies Daſein grüßen, ach ſo hold, ſo ſchön!
Und dieſes Glück, ſo freundlich mir geſpendet,
Euch dank ich es, Euch, den mir Gott geſendet.“

„O möchtet Ihr, wie Ihr mit milden Händen
Uns, den Verlaßnen, Schirm und Schutz gewährt,
Das ſchöne Werk, o Fremdling, nun vollenden,
Und uns geleiten zu der Heimath Heerd.
Kaum wag' ich's, in die Nacht den Blick zu wenden,
Denn überall ſchreckt mich mit Dolch und Schwert
Die Räuberſchaar! — O höret meine Bitte,
Und führt uns ſchnell aus dieſes Thales Mitte!“

„Vergönnet Euch nur wenig Augenblicke,
Bis Kraft Euch werde!“ gibt mit ſanftem Laut
Der zartbeſorgte Sänger ihr zurücke,
Indeß er freundlich auf ſie niederſchaut.
„O ſprecht es aus, welch ſeltſames Geſchicke
Hat mir der Güter Schönſtes heut vertraut?
Was führte Euch bei grauſer Geiſterſtunde
In dieſes Thal, zu dieſem Felſengrunde?“

„Hierüber wollt ich früher Euch befragen!“
Entgegnet ſchüchtern ihm das zarte Bild:
„Doch heißt Vertrau'n mich mein Bekenntniß wagen,
Wenn Ihr gle[illegible]ſen Euren Sinn enthüllt!
— Wohl war' es leicht, mich feindlich anzuklagen,
Nicht Jeder richtet liebevoll und mild.
Doch muß ein Traum mir zum Vertheid'ger dienen,
Der allzuſchön, zu lockend mir erſchienen!“

„Ein Traum?“ fährt raſch Fernando auf; es ſchweben
Des eignen Traums Gebilde ihm vorbei;
„Ja wohl ein Traum, doch deutlich wie das Leben!“
Fährt jene fort: „Mir ward am erſten Mai
Die Kraft verheißen, einen Schatz zu heben,
Der reich an wunderbarem Segen ſey; —
In dieſer Höhle tiefverſchwiegnem Grunde,
Sollt' ich ihn löſen aus der Geiſter Bunde.“

„Getroffen einſt, von ſchweren Unglücksfällen,
Verlor mein Vater ſeiner Augen Licht.
Längſt fleht' ich heiß zu Gott, ihn herzuſtellen;
— Da ſagte mir ein freundlich Traumgeſicht:
„„Ein Kleinod giebt's, die Nacht ihm zu erhellen,
Daß ſüßer Strahl durch jedes Dunkel bricht.
Und willſt Du es dem Leidenden gewinnen,
So laß die günſt'ge Stunde nicht entrinnen!““

„Zieh' hin nach Benidoleig's Zaubergrunde
Am erſten Mai, zur Zeit der Mitternacht!
Dort wird aus tiefem, dunklen Höhlenſchlunde
Ein Licht erſtehn, das hell durchs Dunkel lacht.
Dies ſey ein Zeichen Dir der rechten Stunde,
In welcher Dir das Kleinod zugedacht,
Das mit der Wunderkraft, die ihm gegeben,
Erhellen ſoll des Blinden ödes Leben.““

„„Und was auch Deine Augen dort erblicken,
Was ſchreckend lähmet Deines Geiſtes Muth:
Laß Dir das Ziel, das ſchöne, nicht entrücken,
Du ſtehſt in unſichtbarer Mächte Hut!
Einſt wirſt Du heller ihren Plan durchblicken,
Wenn ſpät Dein Blick auf ihrer Führung ruht!
Drum harre muthig; — was Dir auch erſcheine,
Es ſiegt der Liebe Geiſt, der ſtarke, reine!““

„Und dieſes Wort, in ſtiller Nacht vernommen,
Zum Götterruf ward es in meiner Bruſt.
Kaum war der erſte Maientag verglommen,
So brach ich auf, in froher Glaubensluſt.
Wie auch das Herz mir ſchlug, ich war der frommen,
Der reinen Abſicht innig mir bewußt.
Begleitet von der Treuſten meiner Frauen,
Schritt ruhig ich durch dieſes Thales Grauen.“

„Doch kaum, daß in die Höhle wir getreten,
Vernehmen wir Geräuſch und Männerwort;
Mit Fackeln, Spaten, ſeltſamen Geräthen
Durchkreuzt ein wilder Troß den ſtillen Ort.
Schon hat man uns entdeckt; vergebens flehten,
Beſchworen wir: — man zog uns höhnend fort.
„„Das iſt der Schatz!““ — ſo ſcholl's in wilder Freude,
Hindeutend auf mein güldenes Geſchmeide.“

„Noch immer jenem Traumgebild vertrauend,
Stellt' ich mich kühn entgegen der Gefahr,
— So reizte ich, auf Geiſterhülfe bauend,
Zu immer wilderm Grimm die rohe Schaar.
Bis, keine Rettung, keinen Rath erſchauend,
Mein Muth wie meine Kraft gebrochen war.
Schon brach mein Aug'; da, wie aus lichten Höhen,
Stiegt Ihr hinab, zur Rettung uns erſehen."

„Wie thöricht, ja, wie frevelnd mein Beginnen:
Wohl weiß ich's jetzt: doch wer vermag dem Wahn
Dem Lichtgewand der Weisheit zu entrinnen? —
Für ſolchen Preis, — was hätt' ich nicht gethan?
Jetzt ſteht mein Unrecht klar vor meinen Sinnen,
Kaum wag ich es, dem Vater mich zu nahn!
Wie leicht konnt' ihm ein namenloſer Kummer
Für immerdar verſcheuchen Ruh' und Schlummer."

Sie ſpricht's, und von den zarten Wimpern thauen
Der Reue Zähren ſilberhell herab. —
Theilnehmend ſcheint der Mond darein zu ſchauen,
Und zärtlich küßt ſein Strahl die Thränen ab. —
— Ein ſanfter Blick voll freundlichem Vertrauen
Sinkt in Fernando's Seele nun hinab.
Es ſcheint, als wollte ſie ſein Herz befragen,
Ob er vermag, ſie tadelnd anzuklagen.

„Nicht mich erwählt zum Richter, holde Schöne!"
Beginnt der Sänger. „Eure fromme That
Iſt werth, daß fremdes Unrecht ſie verſöhne!
— O wär' auch ich ſo reinen Sinn's genaht!
Doch ach, begehrlich ſind wir Erdenſöhne!
Was mich verlockte auf den nächt'gen Pfad:
Der eigne Vortheil war's, ein ſchön Verſprechen,
Des Glückes goldne Blüte hier zu brechen."

Und er erzählt nun, was zur nächt'gen Stunde
Die Maurenjungfrau heimlich ihm vertraut.
Neugierig hangt an dem beredten Munde
Die holde Schöne, lauſchend jedem Laut. —
Betroffen hört ſie faſt dieſelbe Kunde;
Ein Traumbild iſt's, was Beide ſie erſchaut,
Ein Ruf, der ſie in dieſes Thal gezogen,
Ein Irrlicht, das ſie beide gleich betrogen.

Erröthend ſchweigen beide jetzt, — und weiſe
Erhebet die Duenna nun das Wort:
„Was es auch ſey, was Euch zum Lohn der Reiſe
Erblühen ſoll aus dieſem Wunderort;
Wir müſſen fort aus ſeinem Zauberkreiſe!
— Seht ihr des Morgens bleiche Schimmer dort? —
Das Tageslicht darf unſre Heldenthaten,
Darf unſern Gang dem Schloßherrn nicht verrathen."

„Nicht ſo, Elwira! Alles ſey geſtanden!"
Spricht Donna Clara edlen Eifers voll.
„Was würdig wir des eignen Strebens fanden;
Auch ohne Hehl der Mund bekennen ſoll. —
Befreite uns aus des Verderbens Banden
Der Edle nicht? Ihm ſoll des Dankes Zoll
Vereint mit mir des Vaters Huld gewähren!
Ich weiß, ſein Zorn weicht milden Freudenzähren."

So ſprechend, hat ſie muthig ſich erhoben. —
Im Mondſchein ſtrahlt die liebliche Geſtalt,
— Der Lilie gleich, von zartem Duft umwoben,
Um die der Unſchuld reine Glorie wallt. —
— „Iſt's eine höh're Lichtgeſtalt von Oben?"
So fragt der Sänger ſich, und zweifelt bald
Aufs Neue an des Augenblickes Wahrheit,
Verblendet von der überird'ſchen Klarheit.

Jetzt reicht ſie ihm mit freundlich milden Blicken
Die zarte Hand, und bald geleitet ſie
Fernando, voll von heimlichem Entzücken,
Daß ſolche Gunſt der Zufall ihm verlieh.
Mit Roſen ſcheint die Dämm'rung ſich zu ſchmücken,
Und leiſe zieht's wie ſüße Melodie
Durch ſeine Bruſt, das innre reiche Leben,
Das er verſchweigt, im Liede kund zu geben.

— Bald haben ſie das Schloß erlangt. Schon lieget
Das holde Kind geſchmiegt an Vaters Bruſt,
Und von der ſüßberedten Lippe flieget
Des nächt'gen Abenteuers Qual und Luſt.
— Bald hat die Liebe jeden Groll beſieget,
Nur ſanfter Rührung iſt man ſich bewußt.
Nicht zürnen kann der Greis, — er hält mit warmen
Inbrünſt'gem Segen ſie in ſeinen Armen.

Bald führet Clara ihm mit ſüßem Bangen
Den Fremdling zu, der muthig ſie befreit.
Die Stimme bebt, ihr Auge blickt befangen,
Als ſie des Herzens warmen Dank erneut.
Doch bald erglänzen höher ihre Wangen
Von ſtolzem Glück, von raſcher Freudigkeit:
Denn kaum daß dieſer ſeinen Namen nannte,
Ein ſchnell Entzücken Jenen übermannte.

„Seyd, Don Fernando, herzlich mir willkommen!“
So ruft der Greis: „Wie preiſ' ich mich beglückt,
Daß nun der längſterſehnte Tag gekommen,
An dem ich Euch an dieſe Bruſt gedrückt!
Wie oft habt Ihr, mein Sänger, mit den frommen,
Begeiſternden Geſängen mich entzückt:
Wenn in der Nacht, die meinen Blick umfangen,
Mein Geiſt erlag, kleinmüthig trübem Bangen.“

„Was Ihr in dieſer reinen Bruſt empfunden,
Und Clara mir mit ſüßer Stimme ſang:
Zum Engel ward es meiner öden Stunden,
Der Himmelsblüten in mein Daſein ſchlang.
Durch Euch hab' ich ein höher Licht gefunden,
Das ſiegend meine Erdennacht durchdrang:
Des Glaubens Macht, die kindliche Ergebung,
Des freien Geiſtes ſiegende Erhebung."

„O Heil dem Sänger, deſſen Machtgebote
Ein geiſtig Eden wunderbar erblüht!
Daß heil'ge Lebensflamme ſelbſt das todte,
Freudloſe Dunkel trüben Grams durchglüht!
Ein Strahl entwandt dem höhern Morgenrothe:
So weckt, belebt ſein Machtruf das Gemüth! —
Geſegnet iſt die Stelle, wo er weilet,
Beglückt der Kreis, der ſeine Freuden theilet."

So ſpricht der Greis, da hebt ein ſtolz Entzücken
Des Sängers Bruſt. — So hoch ſieht er geſtellt,
Was unbewußt in ſtillen Augenblicken
Entſtrömet war der reichen, innern Welt.
Kaum kann er noch die Freude unterdrücken,
Die hoch und mächtig ſeinen Buſen ſchwellt.
„Ich wußt' es wohl", ſo ruft er unter Beben,
„Nicht arm iſt der, dem Sanges Glück gegeben."

Und — wie von Laura's kaltem Spott berühret,
Er raſch verzweifelnd an dem eignen Werth,
Mit Freuden ſich ein ſtilles Grab erkühret;
— So hat jetzt ſtolze Freude ihn verklärt.
Mit würd'gem Kranz ſieht er ſein Haupt gezieret,
Und Lieb und Ruhm und Beifall ſich gewährt.
— Ein Königreich fühlt er in ſeinem Buſen,
Und dankbar preiſet er die Huld der Muſen.

Indeſſen iſt mit zephyrleichtem Schritte
Die holde Clara ſchnell dem Kreis entflohn.
Nachſinnend wählt ſie aus des Gartens Mitte
Die ſchönſten Blumen zu des Sängers Lohn.
Jetzt naht ſie ſich mit mädchenhafter Sitte
Und neigt ſich ſchüchtern vor dem Muſenſohn.
Ein Kranz, wo Roſ' und Veilchen ſich verflechten,
Ruht lieblich ſchimmernd in der Jungfrau Rechten.

„Nehmt", ſpricht ſie leiſe, „meiner Achtung Zeichen!
Erſt ehrt' ich Euch als meinen Retter nur,
Jetzt muß mein Dankgefühl der Ehrfurcht weichen,
Da Euren theuren Namen ich erfuhr.
O, könnt ich einen würd'gern Schmuck Euch reichen,
Als dieſe ſchlichten Kinder der Natur!
Doch ſoll der Kranz, ſo arm ſein Schmuck erfunden,
Sanft mahnen Euch an **Die**, ſo ihn gewunden!

„Zu hoch, o Clara, ehret Eure Güte
Den Sänger!“ ruft Fernando hochentzückt!
„O wüßtet Ihr, wie dieſe ſüße Blüte,
Aus Eurer Hand gereicht, mein Herz beglückt!
Fortan ſey ſie dem dankbaren Gemüthe
Ein Himmelsſtrahl, der freundlich mich erquickt,
Wenn dieſes Tages Göttertraum entſchwunden,
Und Sehnſucht trübt des Fernen öde Stunden!“

Er ſchweigt, von heimlichbangem Schmerz getroffen.
— Da ſanft der Greis des Jünglings Hand erfaßt:
„Ihr ſprecht vom Scheiden, und ſchon wollt' ich hoffen,
Ihr bliebet heut und länger unſer Gaſt! —
Wie werth Ihr uns, bewies ich frei und offen;
Doch fällt durch Bitt' und Wunſch man leicht zur Laſt!
Drum laß ein Wort für immer mich erneuen:
So oft Ihr kommt, Ihr werdet uns erfreuen!“

Und gern bewahrt dies Wort für alle Zeiten
Der Glückliche. Er fühlt's in tiefer Bruſt.
Nicht ſchönern Zieles iſt in fernen Weiten,
Nicht würd'gern Strebens ſich ſein Herz bewußt.
Beruhigt ſieht er nun den Tag entgleiten,
Geſchmückt mit allen Kränzen reiner Luſt.
Kaum, daß er bebend Abſchied jetzt genommen,
So träumt er ſchon vom fröhlichen: Willkommen!

Und immer lieber kam der heitre Sänger,
Und immer ſüßer lohnt ihn der Empfang.
Bald ſchloß um ihn der Kreis ſich eng und enger,
Süß angelockt von wonnigem Geſang.
Je länger er verweilte, um ſo bänger
Schlug jedes Herz, wenn nun ſein Abſchied klang.
Es ſchien, als wollte heimlich Aller Leben
Mit ſeinem heitern Daſeyn ſich verweben.

Längſt ſteht es deutlich vor Fernando's Blicken,
Welch ſtill Gefühl in ſeiner Seele lebt;
Doch ſcheut er es in Worten auszudrücken,
Was mächtig ſeines Liedes Fittig hebt.
An Clara's Walten ſtill ſich zu entzücken,
Iſt einzig nur das Glück, nach dem er ſtrebt.
— Ein Herz, das Laura höhnend ausgeſchlagen,
Darf kühn're Wünſche, meint er, nimmer wagen.

Doch ach, wer kann ſo ſüße Gluth verhehlen?
Verräther wird ein jeder Augenblick.
Ein Herz, das Lied und Liebe ſtill beſeelen:
Nicht ferne ſteht es der Erhörung Glück.
Schon giebt die Schmerzen, die ſein Inn'res quälen,
Ihm Clara's Auge ſonſt beredt zurück.
Doch will er nicht dem ſüßen Lichte trauen,
So deutlich es die trunknen Blicke ſchauen.

Da endlich wird, was ſchweigend er geleſen,
Von holden Lippen ſchüchtern ihm bekannt.
Er hört entzückt, daß es ſein Bild geweſen,
Das als Idol vor Clara's Seele ſtand.
Da muß in Freude jeder Schmerz geneſen,
Und jeder Zweifel, den er leiſ' empfand.
Voll muth'ger Hoffnung eilt in raſchem Schritte
Er vor den Greis mit kindlichfrommer Bitte.

„Gebt mir", ſpricht er, auf ſeine Hand gebeuget:
„Gebt mir das Kleinod, was des Himmels Hand
Zum Segen mir in jenem Traum gezeiget,
Deß hohen Werth erſt ſpäter ich verſtand.
Zu immer ſchönerer Erfüllung neiget
Sich die Verheißung, freundlich mir geſandt;
Nicht Täuſchung war's! — In Clara's ſüßem Leben
Ward mir der Schätze herrlichſter gegeben!"

„„Vermeint nicht, ſtolzer Sänger, in dem Bunde
Mit höhern Geiſtern ſtets allein zu ſtehn!""
Erwiedert ihm der Greis mit heitrem Munde:
„„Nicht länger ſollt Ihr alſo Euch erhöhn!
Giebt Clara's Traum nicht gleich beredte Kunde,
Daß ſie von höhern Mächten auserſehn,
Des Schickſals Willen kindlich zu vollbringen?
Ein Kleinod mir, ein theures zu erringen?""

„„Was kann, wenn uns des Lichtes Born verſchloſſen,
Mit höh'rer Freude unſer Herz erfreun,
Als jener Strahl, dem innern Licht entfloſſen,
Dem Maitag ähnlich, ſonnenhell und rein? —
Ja, Farb' und Tag und Lenz und Blütenſproſſen
Seh ich auf Euren Machtruf ſich erneun,
Durch Euch kann ich in ſüßem Wahn vergeſſen,
Daß einſt ein andres Eden ich beſeſſen!““

„Ja, Vater!“ ruft mit hellen Freudenzähren
Die holde Braut: „Ihr deutet gotterfüllt
Den Traum, den freundlicher mir aufzuklären
Die Liebe ſich bis heute vorbehielt.
Wollt huldreich nun der Götter Wunſch gewähren,
Der deutlich ſich vor Eurem Blick enthüllt!
Hier knieen wir! O reicht die milden Hände,
Daß Euer Segen unſer Glück vollende!“

Und tiefgerührt in ſeine Vaterarme
Der edle Greis die Hochbeglückten zieht.
Aus den erloſchnen Augen ſtrömt die warme,
Beredte Thräne, — ſeine Wange glüht. —
Verſöhnt begrüßt nach jahrenlangem Harme
Des Glückes Sonnenſchimmer ſein Gemüth.
„Ja“, ruft er freudig: „Eurer Liebe Leben
Soll Himmelslicht in meine Nächte weben!“

— Bald flicht Elvire unter heitern Scherzen
Um Clara's Haupt der Myrthe duftig Grün.
Weit ſtrahlt der Schein der hellen Hochzeitskerzen,
Weit tönt der Jubel froher Melodien.
— Feſt hält der Sänger nun am treuen Herzen
Das Kleinod, ſo die Götter ihm verliehn.
Und ſchaut mit heitrem, dankerfülltem Blicke
Auf ſeines Schickſals weiſen Gang zurücke.

Von Laura's fernerm Looſe ſchweigt die Sage;
Vergeſſen iſt der ſtolzen Schönheit Licht.
Doch lehrt Erfahrung bis auf unſre Tage,
Daß Uebermuth wohl ſelten Roſen bricht.
Das Schickſal führt mit ernſter Hand die Wage; —
— Wer Liebe kränkt, dem zögert Liebe nicht,
Der Kränkung Dornen einſt zurückzugeben; —
— Jedwede Härte ſtraft ſich ſelbſt im Leben!

Aphorismen.

Das Leben in geſelligen Kreiſen iſt ſo geſtaltet, daß man ſein eigenthümliches Selbſt verſchweigen und an Dingen Theil nehmen muß, die uns fremd und gleichgültig ſind. Je tiefer unſre Gefühle, Gedanken und Anſichten, je weniger ſind ſie zur Mittheilung geeignet. Wir müſſen uns gewöhnen mit Andern auf der Oberfläche hinzugleiten, ohne Befriedigung, ohne Gewinn, und ſo droht uns der geſellige Verkehr, der uns Erquickung geben ſollte, nicht ſelten einen Verluſt, der dem am fühlbarſten wird, der ſich danach ſehnt, von jeder ſeiner Stunden einen geiſtigen Tribut zu heben.

Die uns geliehene Zeit iſt ein Schatz, der nie ſorgfältig genug von uns beachtet werden kann. Sie iſt das große Capital, das uns von dem Gehalt der Ewigkeit vorausgezahlt wurde, und die Verwaltung deſſelben wird nicht ohne Einfluß für die letztere ſeyn. Welche Zinſen bringt eine weiſe angewandte Jugendzeit in ſpäteren Jahren, und wie laßt ſich von dieſer wieder auf den großen Gewinn ſchließen, den wir von einem ganzen, ſorgfältig benutzten Leben uns von der Zukunft verſprechen dürfen.

Ja, was unſer Geiſt an höherer Einſicht gewinnt, die Freiheit, die ſich das Unſterbliche in uns über die irdiſchen Triebe erkämpft; die Liebe, die immer mehr das Herz erweitert und mit ihm ihren Wirkungskreis ausdehnt; der Segen, den uns in demſelben zu verbreiten gelang, und endlich die Thräne des Dankes, die auf unſern Grabhügel fällt, ſie ſind es, was wir hinübernehmen in die himmliſchen Wohnungen, die Zinſen, nach denen der Ewige uns fragen wird, der uns dies Erdenleben geliehen, deſſen Gehalt durch ſeine Folgen ſo wichtig iſt.

Man beſtraft den Raub fremder Güter mit Strenge, und hat Geſetze für das Entwenden jedes ſichtbaren Eigenthums erfunden. Aber die höheren Güter, ſo unſerm Geiſte anheimfielen, finden, von fremden Händen angetaſtet, keine Vertheidigung in der Außenwelt, und es giebt keinen Gerichtsſtuhl auf Erden, wo der Räuber angeklagt würde, der ſich in das Eden unſers Friedens, in die ſtillen Pflanzungen häuslichen Glückes, in das koſtbare Eigenthum unſerer Zeit ſtörend hineinwagt.

Zitternd bricht der hungrige Bettler eine Frucht vom Baume des Reichen, während ein läſtiger Schwätzer die Zeit des thätigen Menſchenfreundes furchtlos ſchmälert, oder die ſchleichende Verläumdung ſich in den Schoos einer glücklichen Familie drängt, und ungeſtraft die Saat vergiftet. Und doch ſind die ſichtbaren Güter die kleinſten Theile unſerer Habe, und jener Raub, ſo viel wichtiger, ſo viel einflußreicher für unſer Glück.

Wer etwas Gutes vollbringen will, der blicke nicht zur Rechten oder zur Linken, und laſſe ſich nicht irre machen von den Stimmen von Außen. Er ſchaue nur geradeaus auf ſein Ziel, oder hinauf zu dem, der ihm die muthigen Schwingen gegeben, ſo werden die, die ſich zu ſeinem Flug nicht erheben, bald ablaſſen, und die Hoffnung aufgeben, ihn zurückzuziehen in den engen Kreis ihrer Befürchtungen.

Er aber wird, wenn auch vereinzelt, deſto freier und ungehemmter ſeine Bahn zum Ziele verfolgen, und bald ſeine Beharrlichkeit ſegnen.

Es giebt keine ſchönere Vereinigung als die eines gemeinſamen, edlen Strebens. Liebe und Veredlung, beide begründen und befeſtigen einander, und wenn die Liebe oft die Mutter der Letztern genannt wird, ſo giebt ihr erhabner Zögling ihr dafür unſterbliche Dauer.

Ausgezeichnete Menſchen ſind den Sonnen vergleichbar, die wir mit bloßen Augen nicht von andern Himmelskörpern zu unterſcheiden vermögen. Erſt nach genauer Prüfung bemerken wir bei dieſen, wie ihr Licht, ihre Wärme den Kreis, der ſie umgiebt, in Bewegung ſetzt, während ſie ruhig demſelben ihren Glanz leihen und ihren ſegnenden Einfluß. Eben ſo verhält es ſich mit jenen großen Gemüthern. Wir ſehen erſt nur den Menſchen in ſeiner gewöhnlichen Erſcheinung, unfähig ſeine geheimnißvollen

Kräfte zu ermeſſen. Bald aber lehrt der Einfluß derſelben auf uns und Andre uns ſeinen höheren Standpunkt ahnen, wir geben uns ſeinen Einwirkungen hin, und werden zuletzt von den einzelnen Strahlen auf die Lichtfülle hingewieſen, die unſer Auge nur aus ihren Wirkungen zu erkennen vermag.

Es giebt eine Einfalt des Herzens, eine Geradheit der Geſinnung, die, indem ſie den Menſchenkenner unwiderſtehlich anzieht, ihn zugleich mit wehmüthiger Rührung erfüllt. Er kennt das Loos derer, die Kindern gleich mit offnem, harmloſem Gemüth im Kreiſe der Weltmenſchen wandeln. Er blickt auf ſie mit derſelben Beſorgniß, mit der man auf den Spieler ſchaut, der, ſeiner reichen Karte vertrauend, ſie dem lauſchenden Blick ſeines Nachbars nicht verbirgt, während dieſer, ſeine Armuth klüglich verheelend, aus der Sorgloſigkeit des Andern ſeinen Vortheil zieht, und dieſen ſo klüglich benutzt, daß ſeine ſchlechte Karte dennoch das Spiel gewinnt, während jener die Geſchicklichkeit ſeines Gegners bewundert, ohne die Liſt zu erkennen, die ſich hinter dieſer verbirgt.

Unſer Urtheil über Andre giebt dem aufmerkſamen Beobachter nicht ſelten das Urtheil über uns ſelbſt. Wir verſtehen nur das, was ſich in den Kreis unſerer inneren Erfahrungen begiebt, und legen denſelben Maaßſtab an die Handlungen Andrer. Gewöhnliche Naturen hegen Mißtrauen gegen Alles was über die Grenze ihrer Kraft, ihres Strebens hinausreicht. Geſellt ſich heimlicher Neid zu demſelben, ſo entſteht die liebloſe Deutung, und da jede Größe meiſt immer mit Sorgloſigkeit gepaart iſt, ſo verſendet jene immer muthiger ihre Pfeile, weil kein Widerſtand ihr begegnet. Dies iſt der Quell manchen Unrechts und vielfachen Irrthums. Ein geübtes Auge zertheilt das betrügeriſche Gewebe, aber die Leidenſchaft, deren Blick oft befangen iſt, fällt in daſſelbe, bis ihr Auge gelichtet, die Wahrheit erkennt, und das Urtheil der Liebloſigkeit, der Beſchränktheit nur dazu dient, ihre eigne Armſeligkeit dem eignen und fremden Blick zu enthüllen.

Es iſt wunderbar und anbetungswürdig, wie eifrig die göttliche Liebe ſich beweiſt, durch das Gewirr, das menſchlicher Leichtſinn und Unverſtand anrichtet, die Fäden zu ſchlingen, die immer wieder das Böſe zum Guten ordnen, und wie ihre Weisheit ſelbſt unſre Verirrungen zu unſerem Heile benutzt.

Wir wagen uns in Lagen, denen unſre Kräfte nicht gewachſen ſind, und ſpielen mit unſerm und Andrer Glück ein gewagtes Spiel. Gott läßt unſre Uebereilung zu, um uns von einem zu großen Selbſtvertrauen zu heilen. Wir demüthigen uns, unſre Ohnmacht erkennend, und ſiehe, indem wir fortan ſeiner Kraft ſtatt der unſern vertrauen, krönt das Gelingen unſre That.

Wir trachten nach Glanz und Menſchengunſt; wir jagen unerſättlich nach Vergnügen und Genuß. Gott läßt uns gewahren, denn er hat eben dieſen Götzen unſers Herzens zu unſerm Kreuze beſtimmt. Er wartet nun die Zeit ab, wo er es auf unſre Schultern legt, bis wir von der Laſt nichtigen Scheinglücks ermattet, es gern abſchütteln möchten und nicht können, und voll Ueberdruß unſre Thorheit beweinen. Jetzt wird es heller in uns. Der Ekel an dem, was uns ſonſt Alles war, führt uns zum Nachdenken und ernſter Prüfung. Bald regt ſich Reue in uns und die Sehnſucht nach reinerem Glück, bis wir uns zu der Quelle gefunden, aus der allein Friede und Freude der Seele fließt.

Wir erlauben uns in das Schickſal unſers Nächſten ſtörend einzugreifen. Uns ſelbſt mit redlicher Abſicht täuſchend, opfern wir unſerm Eigennutz den Wunſch, die Hoffnung eines Andern, uns ſelbſt eines Gutes bemächtigend, das jenem beſtimmt war. Gott läßt unſre That geſchehen, aber er legt in das Glück, das wir unrechtmäßig gewonnen, die Züchtigung, die unſerm Unrecht gebührt, es wird uns zum Kreuz, deſſen unſer Eigennutz bedarf, um zu Verſtande zu kommen, während der Beraubte, unſchuldig Darbende aus ſeinen Thränen einen höhern Gewinn zieht, und nicht ſelten mit ſchönerem Glücke entſchädigt wird, als das war, das frevelnde Willkühr ihm nahm.

Wie oft wandeln wir mit einander dahin, ohne uns zu kennen, ohne einen Blick in die Tiefen unſers Daſeyns zu werfen! Wir genießen die heitre Stunde, die fremde

Güte und Anmuth uns bereitet, und ahnen nicht, daß ſie einem Blumenkranze gleicht, unter welchem ſich der traurige Anblick eines Grabes verbirgt. Eben ſo lernen wir den Klagelaut der eignen Seele ſorglich verbergen, und, einem gewandten Schiffer gleich, mit dem leichten Nachen des Wortes über den bewegten Wellen und der unergründlichen Tiefe unſers Gemüthes gefahrlos dahingleiten. Es kommen zwar Stunden, wo Seele und Seele ſich näher tritt, und ſich, wie aus einem dunklen Gitter hervorſchauend, Aug' in Auge ſtaunend betrachtet, — aber ein dunkler Trieb, eine heimliche Schaam, das eigenthümlichſte Geheimniß unſers Daſeins fremdem Blick zu verbergen, drängt uns immer wieder in die ſchweigende Tiefe zurück; wir wollen die größten Schmerzen und die größten Freuden unſers Lebens lieber unerkannt ins Grab nehmen, als uns der Gefahr ausſetzen, ſie mißverſtanden oder entweiht zu ſehn, und tragen lieber die traurige Vereinzelung, als den eitlen Glückwunſch und das nichtige Bedauren.

Die Menſchen, oft ſo gutmüthig und liebreich, wo es gilt den körperlichen Bedürfniſſen Andrer abzuhelfen, wie ſind ſie doch oft für die *geiſtigen* derſelben ſo blind, ſo hart, ſo verſchloſſen!

Und doch wollen auch dieſe gleich jenen mehr errathen als ausgeſprochen ſeyn, um ſo mehr, weil das geiſtige Leben in ſeinen Forderungen viel zarter, viel verletzbarer, viel ſchüchterner iſt. Wie viel wichtiger aber iſt das *geiſtige* Wohlbefinden als das unſers *äußeren*

Lebens, und wie abhängig iſt ſogar dieſes von jenem! Wahrlich, wer unſerer Seele wohlgethan, der hat uns das Köſtlichſte gegeben!

Harmonie, Vollendung — iſt es nicht das, was das Streben und Sehnen alles Geſchaffnen erklärt? —

Wir wandeln dahin, den unverſtandnen Durſt in der Seele. Keiner kennt ihn, kann ihn erklären, der nicht das Weſen unſers Weſens theilt. Wir ſelbſt begreifen ihn nicht. Ein abgerißner Ton, umwallt von den Nachklängen einer Harmonie, die unſern Sinnen entzogen — ſteht unſre Seele wie im Traum in der ſie umgebenden Welt. Bunt jagt das Leben ſeine Bilder vorüber. Seine verworrenen Klänge, ſeine Diſſonanzen rühren an unſer Ohr. Wir ſchrecken auf, erwachen, und blicken umher. Jetzt erklingen reinere Melodieen, und ein Bangen wie Heimweh ergreift unſer Herz. Wir ſuchen und langen, ſtreben und befragen, aber vereinzelt bleibt der unverſtandne, unerwiederte Laut unſers Herzens, bald ſcheu zurückbebend, bald unbefriedigt ſich losſagend von den verlockenden Tönen — den Einklang vermiſſend, den ſeine Sehnſucht nach Vollendung begehrt. Traurend zittert die Klage der Wehmuth durch das All. Sie ſucht die verlorne Harmonie und kann ſie nicht finden, und was ſie vernimmt, ſind abgerißne Akkorde, unverſtändlich ihrem Sinn, beſtimmt ihr Verlangen zu ſteigern, ihren Schmerz zu erneuern.

Da — o Wonne! erklingt der Schweſterlaut, deſſen Daſein die dunkle Sehnſucht der Seele erklärt. Lauſchend ſteht ſie hinter ihrem Schleier. Ihre Erinnerung erwacht, hell dämmert ihr der Zweck ihres Daſeins empor. Unaufhaltſam vereinigen ſich die Langgetrennten, voll und froh jubeln die verwandten Klänge empor, ſich ergänzend, vervollſtändigend in ſchöner Verbindung, bis Eines durch das Andre gehoben, gereint, erklärt, die verſchwundnen Spuren zur großen Weltharmonie wiederfindet, und in dieſe zurückkehrend, ſich aufſchwingt zu ſchöner Vollendung.

Nur Eines iſt vollkommen ſchön, groß und gut, das iſt Gott, und nur das ihm Nahſtehende, ihm liebend Zugewandte, von ſeinem Weſen Beſtrahlte, ihm Aehnlichwerdende, hat ein gültiges Recht von uns mit jenen Eigenſchaften bezeichnet zu werden.

So vermag der von Gott erneuerte Menſch auch nur das wahrhaft zu lieben, was die Spuren dieſer Gottähnlichkeit an ſich trägt, was zu Gott führet, oder ſich kindlichliebend an ihn ſchmiegt.

Wer einmal die Nichtigkeit und Kleinheit alles Vergänglichen empfunden, wer die Abgründe und die Wüſteneien des Lebens erkannt hat, dem können die Freuden und die Freundſchaften, die ſein Herz bedarf, nicht einfach, rein und fromm genug, nicht genug im Einklang mit dem Göttlichen, nicht durchdrungen genug von der ſtillen, ſeligen Begeiſterung unſterblicher Schönheit ſeyn.

Es giebt keine größere Wohlthat für gottliebende Seelen, als ſich mit Gleichempfindenden in der Liebe, dem

Dank, der Freude in Gott zu vereinen. Haben wir einmal aus dieſem Becher getrunken, ſo werden wir immer wieder nach ihm langen; ſey es die reichſte Tafel irdiſcher Genüſſe, die uns geboten wird, fehlt er, ſo werden wir traurig und heimlich darbend vor derſelben ſtehn, und wer die Sprache der Seele kennt, wird in unſerm Auge leſen, daß ihr das erſte und ſchönſte Element zur Freude gebricht.

Es mag wohl Stunden geben, in denen die unſichtbare Welt, die Welt der Geiſter, uns recht nahe tritt. Wie erklären wir uns ſonſt das plötzliche, ganz unvorbereitete Aufleben geliebter Geſtalten in unſerm Innern? Wie das bis zum Entzücken geſteigerte Anſchauen ihrer Eigenthümlichkeit, ja die Schmerzen und Freuden, die uns in Bezug auf noch lebende, aber von uns entfernte Freunde, gleichſam wie durch Mitgefühl ihres Zuſtandes, oft ſo prophetiſch durch die Seele zücken? Unſer Auge iſt gebunden, aber die Seele iſt freier. Gewiß giebt es zarte Fäden, die uns daurend mit denen verbinden, mit welchen wir in einer ſchönen, geiſtigen Beziehung geſtanden, und darum bewahrt ſich das Andenken ſolcher Menſchen ſo friſch, ſo hervorragend vor allen Andern.

So wie ſich der Himmel erſt verfinſtern und die Nacht hereinbrechen muß, bevor der Sterne Wunderpracht ſich unſerm Blicke entfaltet, ſo muß es erſt dunkel werden um unſern Pfad, und manche Nacht der Trübſal uns nahen, bevor wir das Licht der göttlichen Liebe heller erkennen.

Nicht umſonſt wird die ſichtbare Welt uns mit Schatten verhüllt, nicht umſonſt ihr Reiz uns entzogen. Unſre Sinne bedürfen der Sammlung, um einen Blick in die große Werkſtätte des Lebens zu thun, die ſich uns in den Sternenräumen offenbart.

So entrückt eine weiſe Hand uns auf Zeiten die Welt unſers Herzens, ſo bedeckt ſie oft mit den Schatten der Trennung, was uns hienieden das Liebſte war, aber ſie lüftet, indem ſie den Vorhang über dieſe herabrollen läßt, den Schleier jenes Geheimniſſes, das das Glück ſo ſelten erräth, und das faſt nur dem Gram zu löſen gelingt; das Räthſel des großen Zuſammenhangs zwiſchen Jenſeit und Hier. — Keine Nacht ohne Stern, kein Leid ohne Freud, kein irdiſcher Verluſt ohne ewigen Gewinn!

Es iſt etwas Köſtliches um den Frieden von Oben, dieſen Himmelsthau dürſtender Seelen!

Wie die Blume, von Sonnengluth geſengt, bleicht und ſchwankt, und vergebens von den heißen Lüften Labung begehrt, bis der ſüße Thau von der Höhe ſinkt, der ihre Kelche erfriſcht, verjüngt und verklärt, ſo das Gemüth in den öden Steppen des Lebens. Schwüle und Durſt ſind die Vorboten der ſeligen Erquickung. Schmachtend und unbefriedigt von Außen, langt es empor, und ſiehe! der Geiſt des Friedens webet herab und erfüllet es mit Labung des Himmels!

O es iſt etwas Köſtliches um den Frieden von Oben, dieſen Himmelsthau dürſtender Seelen!

In Gottes Willen ruhn, welch eine ſchöne und freundliche Vorſtellung! Wie kömmt es, daß wir nicht öfter zu ihr flüchten aus den Drangſalen der Zeit? Wie das Kind auf dem Schoße der Mutter harmlos in die Welt und in den flammenden Wolkenhimmel ſieht, ſo ſollten auch wir dem im Schoße ruhn, deſſen Liebe alle Muttertreue ſo weit überſteigt. Aber was iſt es denn, das ſo Viele noch von dem Frieden des Kindes trennt? Es iſt der abtrünnige Wille, der dem Höheren ſich noch nicht innig und gänzlich ergab. In Gottes Willen ruhn, ſo lautet das Wort. O daß jeder ihn fände, den Weg zum Frieden der Seele!

Wer eine koſtbare Perle beſitzt, giebt ruhig ſeine Habe dahin, er weiß, daß dieſe ihm alles erſetzt. So das Gemüth, das das Leben in Gott begonnen, und die ſelige Kindſchaft gefunden hat. Ihm löſen ſich die Banden leichter, die an das Sichtbare feſſeln, er weiß, daß das Ewige ihm bleibt, in welcher Geſtalt es auch hienieden an ihm vorüberwallte, und daß Gott Alles, was einer unſterblichen Liebe werth, in ſeinem Schooße bewahrt.

Literariſcher Nachlaß

von

Agnes Franz.

Herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Band 1. Gedichte.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

Gedichte

von

Agnes Franz,

herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

Sächsische
Landesbibliothek
4 DEZ. 1967
Dresden
6

Inhalt.

Religiöſe Gedichte.

Seite
Choral zur Pfingſtfeier 3
Verwandlung 5
Treue 6
Troſt 8
Siegeslied 9
Das Kleinod 10
Das treuſte Geleit 12
In banger Zeit 14
Troſt 15
Der ſtille Engel 16
Das Bleibende 18
Morgen-Gebet 19
Nacht 21
Offenbarung 22
Morgengebet 24

Seite
Blumengenuß 68
Ermuthigung 68
Sternennacht 70
An ihrem Grabe 71
Stille Treue 72
Still und laut 73
Der Unſchuld Lied 74
Meiſterſchaft 75
Wo wohnt das Glück? 76
Sammlung 79
Schlummerlied des Herzens 80
Das höchſte Gut 81
Gefühl 82
Stammbuchvers 83
Die Miſſion des Wortes 83
Gutenberg 85
Die Stufenleiter des Weibes 86
Engelwacht 90
Einer trauernden Mutter 92
Weiblichkeit 94
Die unſichtbare Krone 96
Mit einer Alpenroſe 97
Mondes-Aufgang 98
Geheimes Walten 100
Gleichniß 102
Beſchirmung 103
Herbſtbilder 105

Seite
Troſt 26
Gebet 28
Troſtes Balſam 31
Säumet nicht 32
Das Geleit 35
Kindſchaft 36
Beruhigung 38
Sieg 39
Sturm 40

Vermiſchte Gedichte.

Miſſion des Sängers 45
Sänger-Pflicht 47
Süßer Tod 48
Im Frühling 49
Sehnſucht 50
Heimkehr 52
Liebesblick 54
Was war's 55
Liebesfragen 56
Glaube 57
Schlaf ein 58
Jugenderinnerung 60
Das Vergißmeinnicht 62
Der Schmetterling auf dem Friedhofe 64
Geweihte Stelle 65
Roſenduft 67

Seite
Wolkenbild 106
Novemberlied 107
Frühlings Vorgefühl 109
Ahnung 110
Der Schiffer 111
Geiſterſtimme 112
Das bleiche Bild 114
Dem König 118
Zum Einzug Ihrer Majeſtäten des Königs und der Königin in Breslau, am 11. September 1841 . 120
Einem wohlthätigen Vereine am heil. Chriſtabende . 121
Bundes Lied 122
Herbſtes Anfang 125
Meiner freundlichen Sängerin Julie am 8ten Januar 128
Lobgeſang. Am Geburtstage des Vaters 134
An einen alten Freund beim ſpäten Wiederſehen . . 135
Beethoven's Todtenfeier 137

Ihrer Königlichen Hoheit

der Frau

Prinzeſſin Wilhelm von Preußen,
geb. Prinzeſſin von Heſſen Homburg

in tiefſter Ehrfurcht zugeignet

von

der Herausgeberin.

Agnes Franz.

Was ſchön und rein ein Dichterherz empfunden,
Was ſeinem Seherauge ſich erſchloſſen,
Im Aetherraum der Phantaſie erfunden,
Im Himmelstraume ſelig ſtill genoſſen;

Wie es in dunklen Nachtumwölkten Stunden
Die Thränen, die dem eignen Leid gefloſſen,
Verklärt in Balſam, mild für fremde Wunden
Des Herzens reiche Liebe ſich ergoſſen:

Harmoniſch künden es die Melodieen
Der Dichterin, die ſo im höchſten Sinne
Zur Muſenprieſterin war auserſehen.

So wird ihr Kranz im Geiſt der Weihe blühen;
Wie auch die Zeit mit ſeiner Form entrinne,
Sein Weſen ſtets in Segen übergehen.

Julie von Großmann.

Religiöſe Gedichte.

Choral zur Pfingſtfeier.

Mel. Liebſter Jeſu wir ſind hier.

Wall' hernieder, lichtbeſchwingt,
Geiſt des Friedens, Geiſt der Stärke,
Schöpfer aller Gottes=Werke,
Geiſt — der Kraft von Oben bringt!
Demuthvoll geneigt im Staube
Harret deiner Lieb und Glaube.

Recitativ.

Vereinet waren ſie im ſtillen Kreis,
Die Jünger, die der Herr erwählet;
Das Wort der Liebe war in ihrer Seele,
Sie dachten ſein und harrten ſtill der ſeligen Verheißung.

Arie. Baß.

Da kam ein Brauſen von des Himmels Höhen!
Und ſieh! In Flammenzungen ſank

Der Geiſt des Herrn herab mit heil'gem Wehen,
Und ihre Herzen wurden bang.

Chor.

Und ihre Herzen wurden bang.

Tenor-Solo.

Fürchtet euch nicht! Meinen Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch! Der Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, wird zeugen von mir!

Chor.

Fürchtet euch nicht! In ſeines Geiſtes Weben
Verkündet Gott ſich der Getreuen Schaar.
Gewaltig iſt das Wort, das er gegeben,
Und ſeine Kraft iſt wunderbar.

Recitativ.

Der ſich ſelbſt für uns gegeben, reinigt ihm ein Volk zum Eigenthum, das fleißig ſei zu guten Werken.

Arie. Sopran.

Mit ſeinem Geiſte ſteht im Bunde,
Wer treu in Liebe ihm vereint!
Es ſpricht aus ſeiner Jünger Munde
Der himmelan erhobne Freund.

Chor.

Mit ſeinem Geiſte ſteht im Bunde,
Wer treu in Liebe ihm vereint.

Schluß-Choral.

O Herr, in jenen Höhen
Gedenke unſer auch!
Laß auf uns nieder wehen
Des Geiſtes ſanften Hauch,
Der Kindſchaft frommen Geiſt,
Der dich in Freud und Schmerzen
Mitt gottentflammtem Herzen
Bekennt und ſelig preiſt.

Verwandlung.

Seit ich deine Liebe hab' empfunden,
Ruh' ich wie auf Roſen weich gebettet,
Alle Feſſeln fühl' ich losgekettet,
Blicke ſtaunend auf die alten Wunden.
Ja, in dir iſt Sieg und Heil erfunden!
Aus der Wüſte haſt Du mich gerettet,
Haſt in kühle Schatten mich gebettet,
Läßt an friſchen Bächen mich geſunden.

O der Wandlung! ſtatt des Todes Grauen
Nehm' ich hin des Lebens Trank, den ſüßen,
Darf des Segens goldne Frucht genießen,
Ueberblicken weite Sonnenauen;

Wo die Frommen ſelig Hütten bauen,
Seh auch ich die grünen Palmen ſprießen,
Sinke, heil'ge Liebe, dir zu Füßen,
Nahe, wonnebebend, deinem Schauen.

Sag, was hat den Himmel mir gewonnen?
Hab' ich etwas dir zuvor gegeben,
Werth von dir den Schuldbrief aufzuheben
Eines Lebens, fruchtlos hingeronnen?
Nein! — *Nur Gnad' iſt meines Glückes Bronnen!*
Ueberflügelnd meiner Sehnſucht Streben
Hob der Liebe Adlerflug mein Leben
Von dem Staub zum reinern Licht der Sonnen.

Treue.

Herr! wo biſt du? hab ich dich verloren? —
Hat von mir dein Antlitz ſich gewandt?
Kaum zum ſel'gen Liebesbund erkoren
Läßt mich los des Freundes theure Hand.

Angſtvoll ſuchend ruf ich dich vergebens,
Und der Weg, er wird ſo ſteil, ſo ſchwer?
Wo verweilſt du Leuchte meines Lebens?
Tief verirret ſchwanke ich daher!

Soll ich, noch von deiner Liebe trunken,
Pfadlos, einſam in der Wüſte ſtehn?
War dein Himmelslicht herabgeſunken,
Um gleich nicht'gen Träumen zu vergehn?

Herr, ich zage! Banges Zittern ſchleichet
Durch das Herz mir, das ſo froh gewallt,
Wenn mein Gott, mein Retter von mir weichet,
Naht die Nacht in ihrer Schreckgeſtalt.

„Einſam nicht biſt du auf dieſen Auen! —
Andre Hände ſtrecken ſich nach dir!
Wollen dir ein andres Eden bauen,
Reich an Schöne, reich an bunter Zier.

Hier ſind Blumen, deine Stirn zu ſchmücken,
Sieh ein Frühling ſinkt auf deinen Pfad!“
Wehe mir! Wie könnt' ich Blumen pflücken,
Die mein Freund mir nicht gepflanzet hat? —

„Sieh, es winken neuer Liebe Kronen
Reichſt du mir ſtatt ſeiner deine Hand!“
Fort! in Nächten will ich einſam wohnen
Bis ich meines Freundes Spuren fand.

„Nun, ſo harre, opfre du vergebens
Freud' und Leben einem leeren Wahn!“
Was Er ſchwur, der Retter meines Lebens,
Welt und Hölle mir nicht rauben kann.

Feſter nur auf ihn geſtützet, ſtehe
Ich, bedräut von finſtrer Mächte Graus!
Fehlt mir auch der Himmel ſeiner Nähe
Niemand löſcht ſein Himmelswort mir aus!

Troſt.

Großes Herz! das unverſchuldet
Schweigend ſeine Leiden duldet,
Blicke gläubig auf zum Licht!
Jede ſchmerzliche Entbehrung
Lohnt einſt herrliche Verklärung,
Wenn der Geiſt die Feſſel bricht.

Und die Thränen, die im Stillen
In dem bangen Herzen quillen,
Sammeln Gottes Engel ein.
Heil'ge Perlen in der Krone
Werden ſie vor Gottes Throne
Dich zu Glück und Freude weihn.

Siegeslied.

Sel'ge Befreiung,
Jugenderneuung,
Sei mir willkommen nach ſchmerzlichem Streit!
Standhaft gelitten,
Muthig beſtritten
Liegt nun beſieget das Leiden der Zeit.

Erdengeboren
War ich erkoren
Vielfach zu ringen mit Schmerz und Gefahr,
Himmelerwählet
Bin ich gezählet
Zu der Erlöſeten ſeliger Schaar.

Trocknet die Thränen,
Laſſet das Sehnen!
Stimmet das Siegeslied freudig mir an!
Mehr als der Glaube
Ahnet im Staube,
Hat für mich Schwachen die Liebe gethan.

Faltet die Hände,
Bleibt bis ans Ende

Ihm, dem Beſieger des Todes, getreu!
Daß, wenn die Sinnen
Sterbend zerrinnen:
Todesnacht Aufgang des Lichtes euch ſei!

Das Kleinod.

Ringe nach des Glaubens Krone,
Nach des Ruhmes ſtolzem Kranz,
Suche in des Lebens Glanz
Wo der Güter Höchſtes wohne:
Stürze, ewig fortgezogen
Von der Sehnſucht dunklem Bangen,
Tief in des Genuſſes Wogen,
Das Erſehnte zu empfangen:

Es bleibt eine Stelle im Herzen, die decket
Kein Blatt von dem Kranze berauſchender Luſt,
Es bleibt eine Stimme im Innern, die wecket
Der erſte beſänftigte Pulsſchlag der Bruſt.
Sie mahnet und fordert und iſt nicht zu ſtillen
Am üppigen Mahle, bei glänzender Luſt;
Sie hebt von dem Buſen die prunkenden Hüllen
Und zeigt, wie ſo leer das Vergnügen ſie läßt.

Haſt Du Eines nicht gefunden,
Nennſt Du Eines noch nicht Dein,
Wirſt Du von der Sehnſucht Pein
Nie geneſen, nie geſunden.
Arm biſt Du, ſo lang' es fehlet,
Wären Dein auch alle Kronen;
Reich, wenn Dir es zugezählet,
Mögſt Du auch in Hütten wohnen.

Das Prisma, das allen Geſtalten der Erde
Den Schimmer unſterblicher Schönheit verleiht,
Das Kleinod, das freundlich am dürftigſten Heerde
So wie im Palaſte uns Seligkeit beut:
Ein Herz iſt's voll Treue, uns eigen in Freuden,
Uns eigen in Thränen, in Trübſal und Tod!
Mag ſchimmerndes Glück auch die Menge beneiden:
Die Treue nur war's, die den Himmel uns bot.

Das treuſte Geleit.

Wer ward dem armen Erdenſohn
Zur Führerin von Gott gegeben?
Ihm, welchen Schmerz und Leiden ſchon
Im zarten Flügelkleid umſchweben?
Wer ſtieg herab vom Himmelsthron,
Mit ew'gem Thron ihn zu beleben?
Wie heißt das heilige Geleit,
Das ſeinem Kampf den Sieg verleiht! —

Viel holde Engel ſtehn bereit,
Mit Roſen ſeinen Pfad zu ſchmücken;
Hier winkt der Freundſchaft Seligkeit,
Dort frommer Liebe Hochentzücken.
Wer ſollte, was der Himmel beut,
Nicht an das Herz voll Wonne drücken? —
— Doch ach — da tönt ein ernſtes Wort:
„Der Liebe Heimath ſtrahlt erſt dort.“

Und Gräber ſteigen mahnend auf,
Und lange Trauerglocken ſchallen,
Des Pilgers Engel ziehn hinauf —
Und einſam muß er weiter wallen.

Und wechſelnd bleibt der Zeiten Lauf,
Und — wie im Herbſt die Blätter fallen,
So welkt die Blüthe ſeines Glücks
Im ſchnellen Flug des Augenblicks.

Wer aber ſtützt mit treuer Hand
Den Fuß, der über Dornen ſchreitet?
Wer hält im Sturm der Prüfung Stand?
Wer iſt's, der ſiegreich ihn geleitet?
Zwei Engel ſind es, ſpät erkannt,
Nur fühlbar dem, der liebt und leidet!
Ergebung heißen ſie, Geduld
Geſandt von Gottes Vaterhuld.

Sie trocknen unſre Thränen ab
Und leih'n uns ihre ſtarken Schwingen,
Um über unſrer Freuden Grab
Empor zu ew'gem Glück zu bringen.
O ſelig, wenn ihr Lilienſtab
Des Sieges Krone half erringen!
Ihm bricht ein Friedensmorgen an,
Dem alle Stürme unterthan.

In banger Zeit.

Wo nehm' ich Muth und Kräfte her,
Des Kummers Laſt zu tragen,
Wenn über meinem Haupte ſchwer
Die Sorgen, wie ein wogend Meer,
Drohend zuſammenſchlagen!

Die Lippe drängt den Klagelaut
In's ſtumme Herz zurücke,
Das Aug' von Thränen überthaut
Nach Menſchenrath vergebens ſchaut
Im bängſten Mißgeſchicke.

Auf Dich, auf Dich, o Herr, allein
Wirft ſich die bange Seele!
Du willſt mir Rath und Retter ſein,
Kennſt all mein Ringen, meine Pein,
Die ich der Welt verhehle!

Bei Dir iſt Kraft, bei Dir iſt Macht,
Du läßt mich nicht verzagen!
Dein Wort zertheilt des Grabes Nacht,
Du winkſt und Deiner Engel Wacht
Muß mich zum Siege tragen.

O laß Dein Kind, o laß es nicht
Dem Erdendruck zum Raube!
Und wenn die letzte Stütze bricht:
Biſt Du's, der Rettung ihm verſpricht,
So triumphirt der Glaube.

Troſt.

O trübe nicht mit banger Pein
Die Augen Dir, die hellen!
Sieh in die Morgenwelt hinein!
Wie purpurroth und golden!

Das friſche Leben, neu erwacht,
Regt ſeine kräft'gen Schwingen.
Die Lerche ſteigt zur Himmelspracht,
Ihr Jubellied zu ſingen.

Das Würmlein trinket ſeinen Thau,
Die Blume Sonnenſtrahlen,
Die Liebe ſpricht auf Flur und Au
Zu tauſend, tauſend Malen!

Die Gräber ſelber ſtehn verklärt
Im goldnen Himmelsblicke,

Und alles, alles Leiden kehrt
Zur finſtern Nacht zurück.

O wirf auch Du in ihren Schooß
Den Kummer und die Klage,
Damit die Liebe feſſellos
In goldnem Licht Dich trage!

Zum Licht, zum Licht. — Die Wolke muß
Zu Deinen Füßen liegen!
Dann trinkſt Du den Vergeltungskuß
In langen, ſel'gen Zügen.

Der ſtille Engel.

Ein ſtiller Engel geht durchs Leben,
Dem Aug' des Himmels nur bekannt,
Von heil'gen Schleiern rings umgeben,
Schafft er und wirkt mit leiſer Hand.

Still wandelt er durch die Gefilde;
Zu lindern, retten ſtets bedacht,
Deckt er mit ſeinem heil'gen Schilde
Was zagt und bangt in öder Nacht.

Die Blume, die des Tages Schwüle
Herab zur Erde tief gebeugt,
Die tränkt er mit der Dämmrung Kühle
Bis ſie verjüngt der Nacht entſteigt.

Das Vöglein, das vom Sturm verſchlagen
Der Mutter treue Hut verlor,
Hebt er, beſchwicht'gend ihre Klagen,
An ihren Buſen ſanft empor.

Und wo auf tiefre Wundenmale
Sein Himmelsblick hernieder ſinkt,
Wo mit des Auges Freudenſtrahle
Die Thäne bangen Kummers ringt:

Wo, von der Erde Laſt gebeuget,
Ein einſam Leben ſich verzehrt,
Und aufwärts blickt und duldend ſchweiget,
Und ſchüchtern ſeiner Klage wehrt,

Da mit verdoppelt heißem Triebe
Eilt ſchnell des Engels Fuß herbei,
Daß er, ein Herold ew'ger Liebe,
Dem bangen Herzen Troſt verleih'.

Und leiſe naht er, ungeſehen,
Und trocknet ſtill der Thränen Spur,
— Im heiligen Vorübergehen
Fühlt ahnend ihn die Seele nur.

Doch breitet ſehnend ſie die Arme
Nach dem verhüllten Engel aus,
Sie fühlt's, die Liebe war's, die warme,
Die heimiſch iſt im Vaterhaus.

Und jubelnd hebet ſeine Schwingen
Der Glaube aus des Staubes Druck,
Um freier ſich empor zu ſchwingen
In lichtem goldnem Himmelsflug.

Erweckt hat ihn zu muthgerm Leben
Der Liebesgruß, der ihn durchdrang,
Und dieſes neue Aufwärtsſtreben
— Dem Engel ſei's ein ſtiller Dank!

Das Bleibende.

Der Himmel ſtrahlt in ew'gem Licht:
Gewölke ziehn und wogen
Wie Rieſenbilder ſchwer und dicht
Rings um den Himmelsbogen.
Der Wetterſtrahl in wilder Wuth
Zuckt flammend hin und wieder,
Doch ruhig ſchaut in Kampf und Gluth
Der Sterne Glanz hernieder.

So ſtehet in des Frommen Bruſt
Ein Himmel feſt gegrundet,
Heil, wer ſich ſeiner ſtill bewußt!
Heil, wer ihn ſucht und findet!
Wie Wetter, Sturm und Woge geht
Der Erde Kampf vorüber,
Der innere Friede aber ſteht
Ein ew'ger Stern darüber.

Morgen-Gebet.

O Morgenlicht, du Pfand von Oben,
Daß Er, den alle Himmel loben,
Des Sohn's im Staube nicht vergißt:
Sei mir beim Schall der Morgenglocken
Mit Händefalten und Frohlocken
Als Herold meines Herrn gegrüßt!

Er kömmt, er kömmt, den Du verkündet!
In ahnungsreicher Luſt empfindet
Die Nähe Gottes mein Gemüth!
Erquickung, Freude, Kraft und Wonne
Durchſtrömt mich, ew'ge Lebens-Sonne,
Von Deinen Strahlen angeglüht!

Ach laß mich Herr, dies neue Leben,
Dies Herz Dir ganz zum Opfer geben,
Zu treuem Dienſt in Lieb' und Dank!
Daß ich in Frieden aufwärts ſchaue,
Wenn auf der abendlichen Aue
Des Tages Glanz in Nacht verſank.

Ja, Herr, noch einmal laß mich flehen:
Laß dieſen Tag nicht untergehen,
Bevor Dein Segen mich erquickt!
Du nährſt den Halm mit Himmelsthaue!
So werd' ich, wenn ich Dir vertraue,
Mit Himmels-Gaben auch geſchmückt!

O ſende mir den Geiſt, den Klaren,
Der auf den Weg, den Ewig wahren,
Mit ſiegender Gewißheit weiſt!
Den ſtillen Geiſt, den Demuthsreichen,
Der als der Liebe ächtes Zeichen
Allein, o Herr, Dich würdig preiſt!

Den Geiſt der Sanftmuth auch verleihe!
Der friedlich harrt in Lieb' und Treue
Und fremder Kränkung gern vergißt!
Den Geiſt des Friedens, der im Stillen
Wie im Geräuſch -- in Deinem Willen
Ergeben, froh und ruhig iſt.

Bin ich betheilt mit ſolchem Seegen
So tret' ich froh dem Tag entgegen!

Nichts darf ich fürchten und nichts ſcheu'n!
Mit Deines Geiſtes Wundergaben
Zieht alles Glück, das Menſchen haben,
Der Himmel ſelbſt zieht bei uns ein!

Nacht.

Der Tag erliſcht, — am fernen Wolkenkreis
Iſt ſchon des Abends Purpurglanz erglommen,
Still liegt der See, die Welle athmet leis,
Gleich einer Bruſt, in die der Friede kommen.

O heil'ge Nacht, ſo ernſt, ſo mild, ſo groß,
Wie lieb' ich Dich in Deines Waltens Stille!
Betrachtung wohnt in deinem Friedensſchooß
Und aller ſel'gen Kräfte Lebensfülle.

Hier wo des Scheines bunter Glanz zerfällt,
Wo rein ſich baden Sinne und Gedanken,
Hier flücht' ich hin mit meiner innern Welt,
Hier will ich weilen, prüfen, beten, danken!

Ja, habe Dank, du, der die Nacht geſandt,
Daß ſie den Steit des lauten Tages ſchlichte!

Der Sonne Fackel löſchte deine Hand,
Damit ſie weiche einem höhern Lichte.

Die Wahrheit iſt's, der du den Thron erbaut,
Dort, wo der Sterne heil'ge Chiffern winken,
Und jedes Aug', das ſuchend nach ihr ſchaut,
Wird aus dem Borne ihres Lebens trinken.

Offenbarung.

Es geht ein ſtiller Geiſt durch die Natur
Und rühret mit leiſer Hand an Baum und Strauch.
Da ſtrömt aus tauſend Keimen Lebenshauch,
Und Balſamdüfte wogen durch die Flur,
Und alle Gräber ſpringen, alle Riegel,
Und mit verklärtem holden Angeſicht
Steigt Blum' an Blume ſelig auf zum Licht,
Und ſteht an ihrem eignen Grabeshügel
Als Auferſtehungsengel troſtreich da,
Einſtimmend in der Welt Halleluja!

O heil'ge Zeit, wo alles Göttliche
Uns näher tritt, — wo tiefe, ſel'ge Blicke
Die Seele wirft ins Allerheiligſte,
Genährt von ſtillem, ahnungsreichen Glücke:

O nimm mich hin!
Erneure, belebe mir Herz und Sinn,
Daß ich im Strahle der ew'gen Gnade
Geſund mich bade,
Und trinke aus all den göttlichen Bronnen,
Die von Ewigkeit zu Ewigkeit geronnen,
Um den Menſchen zu lehren,
Daß Liebe und Treue ewig währen!

Hinaus, hinaus in die ſonnigen Räume,
Unter die Segen träufelnden Blüthenbäume!
Hier unter dem blauen, ſtrahlenden Dom
Fließt der verjüngende Lebensſtrom!

O falte die Hände,
Daß ſich an dir auch das Wunder vollende!
Daß neues Leben
Dir werde gegeben,
Und neuer Muth und frohes Vertrauen,
Um ſelig hoffend empor zu ſchauen;
Und neues Lieben,
Um jegliche Pflicht mit Freuden zu üben!
Und Sangeswonne,
Um gleich der Lerche zu ſteigen zur Sonne,
Und zu ſingen bei Wetter und Sturmesnacht
Von des Schöpfers Liebe und göttlicher Macht.

Es zittert das Laub, die Zweige wanken,
Ein heiliger Schauer faßt die Gedanken;

Es wandelt vorüber wie himmliſches Licht!
Ich ſehe, ich ſehe Sein Angeſicht!
O laß mich die Blumen zu ſeinen Füßen,
Den leuchtenden Saum ſeines Kleides küſſen!

Morgengebet.

Im Purpurlicht
Des Morgens lacht die jugendliche Aue,
Die Blume ſteht, beperlt vom Morgenthaue,
Und neigt ſich feiernd auf ihr Angeſicht.

Und aufwärts wallt
Ein ſüßer Opferduft von Thal und Höhen,
Den Hain durchrauſcht ein wunderbares Wehen,
Wie Glockenton in heil'gen Tempeln ſchallt.

O laß auch mich,
Herr der Natur! dein Heiligthum betreten!
Laß in des Haines ſtillem Dom mich beten,
Und neige mild zu meinem Flehen dich!

Dein Auge hebt
Jedweden Schleier von des Herzens Gründen;
O Herr des Lebens, laß mich Gnade finden,
Dein Odem iſt's, der Alles neu belebt!

In ſchwerer Haſt
Liegt oft mein Geiſt! Viel eitle Sorgen ſchwellen
Das kranke Herz, und gleich empörten Wellen
Bedroht der Kleinmuth oft des Glaubens Kraft.

O gieb mir Muth,
Gieb Kraft dem Geiſt, den alten Feind zu ſchlagen,
Laß ihn im Sturm der Prüfung nicht verzagen,
Laß kämpfen ihn, und ſiegen ſtark und gut!

Gieb Ruhe ihm!
Ein ſelig Kleinod iſt des Herzens Stille;
Nur wo dein Frieden waltet und dein Wille,
Verſtummet jeder Sorge Ungeſtüm.

Gieb Zuverſicht,
Und kindliches Vertrau'n zu allen Zeiten!
Du magſt auf Roſen mich, auf Dornen leiten,
Mir Schatten ſenden oder Sonnenlicht!

Gieb mir Geduld!
Laß jede Pflicht mich ſtill und freudig üben! –
Bleib ich dir treu in ſtillem, heilgem Lieben,
Dann bleibt auch treu mir deine Vaterhuld.

Laß Wahn und Trug
Mich nicht bewält'gen, nicht den Geiſt erkranken!
Gieb in das Herz mir heilige Gedanken,
Und ſtärke meiner Seele freien Flug!

Ja, auf zu dir
Laß muth'ger, freier ſtets empor mich dringen,
Bewahre mir des Geiſtes edle Schwingen,
Bewahre Lieb' und feſten Glauben mir!

Ein heilig Wehn
Durchſchau'rt den Hain, ich fühle deinen Segen!
Ja Herr, du kommſt dem Kind des Staubs entgegen,
Dein Gnadenbund wird ewig fortbeſtehn!

Troſt.

> Trübſal bringt Geduld, Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung aber Hoffnung, und Hoffnung läßt niemals zu Schanden werden.

Laß das Klagen, laß das Weinen,
Sohn der Erde, halte ſtill!
's iſt ein Wetter, das dich reinen,
Das dich herrlich ſchmücken will!

Suche in der Leiden Meere
Nur die Himmelsperl: **Geduld**!
Und es ſinkt der Prüfung Schwere,
Und es naht dir Gottes Huld.

Und die wundervolle Wahrheit:
Daß Er nie ſein Kind verläßt,
Wird dir werden zur Erfahrung,
In dem Schmerz zum Freudenfeſt.

Hat dich aber dieſe Wonne
Einmal tröſtlich angelacht:
O dann ſteht der Hoffnung Sonne
Ueber jeder Erdennacht!

Was du ferner ſollteſt leiden,
Trägſt du nur zu Gottes Ehr',
Denn du weißt, in Siegesfreuden
Schreitet rettend Er daher.

Brauſt zur Rechten und zur Linken
Auch die ſturmbewegte Fluth,
Hoffnung läßt dich nicht verſinken,
Denn ihr Schild iſt Glaubensmuth.

Hoch empor wird ſie dich tragen
Zu des Himmels Vorgenuß,
Und es liegen Furcht und Zagen
Ewig unter deinem Fuß.

Gebet.

Ich hab', o Herr, dich auserſehen
Zum Leitſtern auf des Lebens Pfad!
Doch werd' ich auch vor dir beſtehen
Wenn der Verſuchung Stunde naht?
Noch trug mich ſanft die Hand der Liebe
Bei jeder Klippe ſtill vorbei;
O hilf, daß wenn ſie fern einſt bliebe
Ich dennoch feſt und treu dir ſei.

Iſt mir ein ſteiler Weg beſchieden,
So lehr' mich ihn voll Glauben gehn.
Laß mich nicht zagen, nicht ermüden,
Lehr' mich gehorſam weiter gehn.
Gehorſam iſt das Strahlen-Zeichen,
Das leuchtend deine Stirn verklärt,
O laß nach dieſem Kranz mich reichen,
Er ſei mir mehr als Kronen werth.

Du haſt die Kleinen nicht verſchmähet,
Trugſt liebevoll der Armuth Loos.
Dein Troſtwort haſt Du ausgeſäet
In Herzen, die da krank und blos.
Wie ſollt' ich da nach Sonnenhöhen
Nach Erdengröße lüſtern ſein?

Nein, tief im Schatten will ich ſtehen,
Die Demuth ſei mein Ruhm allein.

Ich will nicht murren, will nicht klagen,
Muß ich, wo Andre freudenreich,
Manch ſchweren Kummers Laſten tragen;
Wer ſchweigend trägt der wird dir gleich.
Du ſtehſt vor mir mit ſanftem Blicke,
Ein Bild der heiligſten Geduld,
Daß meine Seele ſich erquicke
Am Strahle göttlich milder Huld.

Soll ich verkannt, verfolgt mich ſehen
Von denen, die ich treu geliebt,
So hilf auch dieſen Kampf beſtehen,
Wie ſchmerzlich auch mein Herz betrübt!
Wer hat, wie du, gekämpft, geſtritten
Im bitterſten, im tiefſten Weh?
Wer herbern Schmerz, als du, gelitten
Im Garten von Gethſemane.

O du, in dem der Seele Fülle
Der Gottheit Macht und Hoheit war;
Wie bleibſt du demuthvoll und ſtille
Und ſanft und duldend immerdar!
Der Himmel lauſchte deinen Winken,
Dir ſtand der Engel Schaar bereit,
Und doch gingſt du den Kelch zu trinken,
Dem blut'gen Sühnungstod geweiht.

O was iſt aller Menſchen Streben,
Was all ihr Lieben gegen dich?
Wie kann ihr Blick ſich ſtolz erheben,
Seitdem dein Aug' im Tod erblich?
Und opferſt Kräfte du und Habe
Mit froher Stirn und heitrem Muth —
Für deine göttlich große Gabe
Wär's Alles nur ein nichtig Gut.

Drum ſink' ich tief in Demuth nieder
Und bete deine Größe an!
Dich, der das Aermſte ſeiner Glieder
Erheben und verklären kann!
O hilf mir zu der Lebens-Krone,
Die du den Deinen haſt bewahrt,
Bis einſt vor deinem Himmels-Throne
Dein Lieben ganz ſich offenbart.

Troſtes Balſam.

Es giebt ein Weh, das heilt kein liebend Streben,
Kein menſchlich Tröſten lindert ſolchen Schmerz.
Es dringt ein ſchneidend Schwerdt durchs tiefſte Leben,
Und bricht zerſtörend in das Menſchenherz.
Und dennoch muß es einen Balſam geben,
Hebt ſich der Blick nur gläubig himmelwärts,
Ihn aufzuſuchen in dem Quell der Gnade,
Daß rein ſich dort die kranke Seele bade.

Nur Gottes Liebe kann das Werk vollbringen,
Nur ſie vermag das ſturmverheerte Land
Aufs Neu mit friſchen Blüthen zu umſchlingen,
Den Lenz zurückzuführen, der entſchwand;
Wenn Lavaſtröme Tod und Schrecken bringen,
Ringsum die Fluren trauern, gluthverbrannt,
So ruft der Herr dem hingeſunk'nen Leben,
Und — aus der Aſche ſproſſen grüne Reben.

So iſt kein Tod, der Leben nicht erzeuget,
So iſt kein Schmerz, für den nicht Balſam keimt;
Wie lange auch des Troſtes Stimme ſchweiget,
Wie ſcheinbar auch der Herold Gottes ſäumt:

Es kommt ein Tag, wo er hernieder ſteiget,
Wo auch die bängſten Träume ausgeträumt:
Da werden wohl die Thränen, die hier fließen,
Empor in tauſend Lebenskeimen ſprießen.

Säumet nicht.

Es geht der Feind und ſät im Stillen
Der Zwietracht Samen in das Land,
Wo, Himmelsfrüchte zu enthüllen,
Die Saat des guten Geiſtes ſtand.

Da ſinkt Verblendung auf uns nieder,
Da wandelt Stolz den weichen Sinn,
Da tritt vermeſſen zwiſchen Brüder
Erbarmungsloſe Strenge hin.

O wehrt dem Jammer, wehrt den Thränen,
Die jener Feindes-Saat entſteigt!
Kämpft, ringt, ſo lang ein Himmels-Sehnen
In eures Herzens Grund ſich zeigt.

Verſchiebt es nicht, ſie auszurotten
Mit heil'gem Flehn und heil'ger That!
Laßt immerhin die Menge ſpotten!
Ihr Rath iſt nimmer Gottes Rath.

Wer Gott getreu, der ſchaut in Demuth
In's eigne Herz, und reicht die Hand
Dem Strauchelnden in Liebes-Wehmuth,
Bis er in ihm den Freund erkannt.

Drum hin an die verkannten Herzen,
Erleichtert des Verirrten Pein!
Tauſcht für der Rache Luſt die Schmerzen
Der heil'gen Mitempfindung ein!

Denkt des Erhabenen, der am Kreuze
Uns Sündern, Allen Heil erfleht!
Und ſparet nicht mit kaltem Geize
Den Liebes-Zoll, bis es zu ſpät!

Wir ſind von Geſtern! Wenig Tage
So ſinkt vielleicht das müde Haupt,
Das ihr verhöhnt mit Spott und Klage —
Dem Baume gleich, vom Sturm entlaubt.

Dann werdet ihr erkaufen wollen
Verſäumte That um jeden Preis,
Umſonſt! Unwiederbringlich rollen
Die Tage fort im ew'gen Gleis.

O hört den Glockenſchlag der Zeiten,
Den heiligen, den ernſten Ruf!
Helft, helft der Liebe Reich erweiten,
Das Reich, zu dem uns Gott erſchuf.

Hinaus, hinaus Ihr Boten Alle,
An die des Geiſtes Wort ergeht.
„Ruft es hinaus mit lautem Schalle,
„Beſtellt das Feld, eh' es zu ſpät.

„Reißt muthig aus der Zwietracht Saaten,
„Daß Fried' und Freude rings gedeih'.
„Ermüdet nicht! Gott ſteht den Thaten
„Der Liebe und des Glaubens bei.

„Gebt Raum der Demuth und der Milde,
„Die ſtill empor zum Himmel ſieht,
„Bis ihre Saat, von Gottes Schilde
„Geſchützt, zu ſchöner Kraft erblüht."

Dann gehen Engel durch die Halmen
Der goldnen Frucht im Sonnenſchein,
Ihr aber bindet Himmels-Palmen
In eure Garben jubelnd ein.

Das Geleit.

Wie haſt du, Vater, doch ſo weiſe
Des Lebens Pilgerfahrt bedacht!
Wie Moſis Volk auf weiter Reiſe
Du einſt erquickt durch Himmelsſpeiſe,
So waltet ewig deine Macht.

Daß deine Kinder nicht ermüden,
Haſt du der Hoffnung grünen Stab
Dem Erdenpilger mild beſchieden,
Drauf ſtützt er ſich mit Kindesfrieden
Und ſchreitet lächelnd Thal hinab.

Daß deine Kinder fröhlich wallen,
Wählſt du der Liebe Huldgeleit,
O welche Himmelslichter fallen
Nun in der Wallfahrt dunkle Hallen,
Die eines Engels Nähe weiht!

Daß deine Kinder heim ſich finden,
Sind ringsum Tempel aufgethan,
Drinn ſchallt ein ſeliges Verkünden,
Das zeigt uns klar aus dunklen Grunden
Zum Vaterhaus die rechte Bahn.

O laß in Hoffen, Lieben, Glauben,
Uns täglich wandern unſern Pfad;
Es grunen hier ſchon Edens Lauben
Dem Pilger, der in frohem Glauben
Des Himmels Schutz zur Seite hat.

Kindſchaft.

Ich denke dein, du, der mit Vaterblicken
Auf ſeine Welt im Morgenglanze ſieht!
Ich denke dein, und ſeliges Entzücken
Durchſtrömt wie Gruß des Friedens mein Gemüth.
Wie könnt ich zagen, da des Himmels Pforten
Weit aufgethan dem frommen Beter ſind?
Du ſiehſt auf mich, du hörſt mich aller Orten,
Du biſt mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! O ſeliger Gedanke!
Wie iſt's ſo ſuß in deinem Frieden ruhn!
Ich weiß wie oft ich fehle, irre, ſchwanke; —
— Du kennſt mein Herz und wirſt das Deine thun!
Du hältſt den Weltkreis in den ſtarken Händen,
Du biſt's, aus dem uns Kraft und Leben rinnt.
Froh darf mein durſtig Herz ſich zu dir wenden:
Du biſt mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! Nun muß mir Alles frommen,
So Freud' als Schmerz, und bittrer Trennung Pein:
Du haſt's gegeben, Herr! du haſt's genommen!
Dies ſoll im Leid mein Troſt und Wahlſpruch ſein.
In deiner Hand, da weiß ich wohl geborgen
Was ich geliebt; — und bleib ich treu geſinnt:
So tagt auch mir ein neuer Freudenmorgen;
Du biſt mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! Hinweg du eitler Schimmer,
Du leicht verlockend Blendwerk dieſer Welt!
Du trenneſt mich von meinem Erbe nimmer:
Du biſt zu klein, ich bin zu hoch geſtellt! —
Das Ew'ge ſuch' ich in dem Wandelbaren,
Das Glück, das nicht mit dieſer Zeit verrinnt:
Es ruht in Gott, ich hab es wohl erfahren;
Er iſt mein Vater, ich ſein Kind!

Ich bin ſein Kind! — O heil'ge Gottesliebe,
Wie ſchauſt du mich aus tauſend Wundern an!
Seit ich dich fand mit frommem Kindestriebe,
Ward Herz und Sinn mir ſelig aufgethan.
Nun leb' ich ſtill in Hoffnung und in Frieden,
Weil heil'ge Deutung jeder Traum gewinnt;
Ein ſel'ges Loos haſt du mir, Gott, beſchieden;
Du biſt mein Vater, ich dein Kind!

Ich bin dein Kind! Nun fürcht ich nichts auf Erden!
Willkommen Tod! Willkommen Grabesnacht!

Ich ſchlumm're ein und muß zu Staube werden,
Doch zag' ich nicht, ich weiß, die Liebe wacht!
Ja, Vaterhand! dich will ich feſt umfaſſen!
Du führſt hinauf wo ew'ges Leben rinnt!
Du wirſt mich auch im Tode nicht verlaſſen!
Gott iſt mein Vater, ich ſein Kind!

Beruhigung.

Schlaf ein, o Furcht! Schlaft ein, ihr bangen Sorgen!
Was regt ihr euch, gleich wild empörten Wellen?
Wollt ihr der Hoffnung Anker mir zerſchellen,
Der meines Nachens ſichre Fahrt geborgen? —

Ein Fährmann iſt, dem Sturm und Flut gehorchen,
Dem will ich mich voll Glauben zugeſellen!
Er weiß dem wildem Kampf ein Ziel zu ſtellen,
Er winkt — ſo weicht die Nacht dem Sonnenmorgen.

Iſt er mit mir, ſo kann ich ruhig ſchlafen,
Wie er entſchlief bei wilden Sturmes Wüthen,
Von ſeiner Jünger banger Schaar umgeben.

Auch deinem Meer kann ſeine Hand gebieten,
Bedrängtes Herz! Wer ihm vertraut das Leben,
Den führt er unverſehrt zum rechten Hafen.

Sieg.

O halte feſt mein Glaube!
O halte feſt mein Muth!
Verzehrt ſind meine Kräfte
In langer Leidensglut.
Wie ſchlägt mein Herz ſo bange
In Lieb und Gram getheilt!
O Herr, Herr, wie ſo lange,
Daß deine Hülfe weilt!

„Gieb her dein Kreuz! es reichet
Dein König dir die Hand!
Dein Glauben und dein Lieben
Im Prüfungsfeuer ſtand.
Der Liebe Blick vertrauen,
Das iſt der Liebe leicht,
Doch glauben ohne Schauen
Hat Treue nur erreicht.

Empor nun, du Bewährte,
An deines Freundes Bruſt!
Für Thränen nimm Entzückung,
Für Leiden Himmelsluſt!

Mein biſt du, mein, o Seele!
Und all mein Erbe dein!
Es wäſcht von Erdenfehle
Mein Blut dich engelrein!"

Sturm.

Was bewegt mich ſo, — was will
Mir die Kraft des Herzens beugen?
Stürmiſch regt ſich mein Gefühl —
Alle Friedensſtimmen ſchweigen. —
Aus mir ſelbſt emporgeſchreckt
Muß ich wachend um mich ſchauen,
Meine Träume ſind geweckt
Und mich faßt der Zukunft Grauen,
Gräßlich helle aufgedeckt.

War es das, was freundlich mir
Süßer Hoffnung Schmeichellaut,
Mir, der Gläubigen, vertraut?
Bis ich, ſel'ger Wonne trunken,
In Vermeſſenheit verſunken,
Feindlich reizte das Geſchick?
Trauend auf das falſche Glück
Ha! in ſel'ge Ruh gewiegt —
Wagt' ich frevelnde Gedanken,
Feſt mich glaubend, fordert' ich
Ird'ſche Schmerzen in die Schranken.

Darum ſtraft mich deine Hand,
Schickſal — dunkler ew'ger Geiſt!
Wie auch immer der Verſtand
Sicher hielt des Glückes Pfand,
Wie das Herz es heiß umwand —
Was dein Wille nicht erkannt,
Das zertrümmert und zerreißt.
Ruhig ſiehſt du's, wie der Menſch
Deine Macht zu zügeln denket,
Und, ſich ſelber unbewußt,
Langſam in die ſtolze Bruſt
Bittrer Qualen Pfeile ſenket!

Denn du wehreſt nicht dem Muth,
Wenn er trunken ſich verirret,
Und ſich ſelbſt die Todesglut
Zu dem eignen Opfer ſchüret.
Untergehn muß das Gemüth
In des Schmerzes dunklen Fluten,
Eh' der Phönix aus den Gluten
In Verklärung aufwärts zieht.
Und ſo nimm auch du mich hin,
Ew'ger Schmerz — du heil'ge Weihe,
Daß ſich meines Glaubens Treue
Läut're bis zum höchſten Sinn!

Vermiſchte Gedichte.

Miſſion des Sängers.

Das Leben iſt ſo ſchnell dahin geſchwunden,
So eng der Raum, der uns gefangen hält,
So ſelten, daß im wirren Spiel der Welt
Verwandtes zu Verwandtem ſich gefunden.

Der Blicke Gruß, der Druck von Freundes Hand,
Des Mitgefühles ſtumm beredte Zeichen,
Wie ſelten iſt's, daß ſie hinüberreichen
Zu fernen Herzen und zu fernem Land!

Es weint der Schmerz; wir hören ſeine Klagen,
Er iſt bekannt uns in der eignen Bruſt;
Da zieht es uns hinaus in Sehnſuchtsluſt
Den eignen Troſt in fremde Bruſt zu tragen.

Es tönt empor in Jubelmelodien; —
Und mächtig drängt's die Seele kund zu geben,

Wie gleiche Schwingen ſelig ſie erheben,
Wie eines Himmels Wonnen ſie durchglühn.

Da ſendet ſie in unbekannte Zonen
Das ſtille Lied als Bundesherold aus;
Aufſuchen ſoll es der Verlaſſ'nen Haus,
Bei Glück und Gram mit gleicher Treue wohnen.

Verkennet nicht der Liebe frommen Sinn!
Der Sänger will ein Freund ſein aller Weſen,
Und wie er möcht' in Aller Herzen leſen,
Legt er ſelbſt offen ſeine Seele hin.

Und mit ſich bringen ſoll er Troſt und Frieden,
Und Allen, die da jubeln oder klagen,
Ein freundlich Wort des Mitgefühles ſagen,
Im Geiſte einen, was der Raum geſchieden.

Sänger-Pflicht.

Veredelung iſt ew'ger Seelen Ziel,
Doch hat ein Menſch ſorgſam darnach zu ſtreben,
So iſt's der Dichter, denn ſein inn'res Leben
Muß heilig ſein, wenn es laut werden will!

Iſt taub der Quell — ſo ſpiegeln ſeine Fluten
Nicht mehr des Himmels reines Bild zurück,
Und keiner kann aus ſeinem Silberblick
Mehr ſchöpfen der Begeiſtrung reinen Gluten.

So das Gemüth! — Leicht iſt ſein Glanz getrübt,
Und ſchnell umnachtet ſeine Sonnenräume:
Es ſchweige dann, denn was es wiedergiebt
Iſt Wiederhall verworr'ner, dunkler Träume.

Die Leier lege dann der Sänger hin!
Bis ſich der inn're Himmel hat gekläret,
Und wenn ſein Tag ihm lichthell wiederkehret,
Dann ſinne er auf neue Melodien.

Süßer Tod.

Die Lerche ſteigt aufwärts zum Wolkenſaum
Und grüßet mit jubelnder Wonne
Die liebliche Schöpfung nach nächtlichem Traum,
Verſchwindend im Strahle der Sonne.
Die Hirtin lauſchet dem ſüßen Getön:
„Ach könnt' ich ihr nach zu den lichten Höhn!
Wie ſelig, auf ſonnigen Gleiſen
Den himmliſchen Vater zu preiſen!“

Da tritt aus der Waldung der Jäger hervor,
Sein Auge ſchweift ſuchend zur Weite:
Es donnert der Tod aus dem blinkenden Rohr,
Es ſinket die blutende Beute.
Verſchallt iſt die Hymne, das Auge zerdrückt,
Das froh in das Antlitz der Sonne geblickt,
Die Schwingen gebrochen für immer
Dem Sänger im purpurnen Schimmer.

Die Hirtin am Raine, ſie weinet darob,
Und zürnet dem Jägersmann lange,
Doch der Jäger die muthige Stimme erhob:
„Mach' Mägdlein, das Herz mir nicht bange!

Im Liede zu leben in ſonnigen Höhn,
Im Liede zu ſterben, welch Loos iſt ſo ſchön!
Beneide den glücklichen Sänger,
Und zürne dem Schützen nicht länger!"

Im Frühling.

Lieder gieb mir, ſüße Lieder,
Herr, zu deiner Frühlingspracht!
Deine Sonne ſtrahlet wieder
Auf die Wunder deiner Macht.

Ringsum waltet ſelig Leben,
Alle Kräfte ſind erneut,
Blüten ſind dem Baum gegeben,
Kränze auf die Flur geſtreut.

Möchte mit den Vöglein ſingen,
Möchte mit den Blumen blühn,
Möchte mich zur Höhe ſchwingen,
Wo die goldnen Wolken ziehn.

Möchte in den Himmel fliegen,
Baden mich im Lichte hell,
Und mit langen, durſt'gen Zügen
Trinken aus des Lebens Quell.

Lieder gieb mir, ſüße Lieder,
Herr, zu deiner Frühlingspracht!
Gabſt dem Vogel ſein Gefieder
Und des Sanges ſüße Macht!

Haſt auch mir ein Herz gegeben,
Das ſich deiner Wunder freut,
O, ſo laß es aufwärts ſchweben
Auf des Sanges Seligkeit.

Sehnſucht.

An des Stromes lichten Wellen
Denk' ich dein wohl tauſendmal,
Blicke in die klaren Fluten
Bei dem goldnen Abendſtrahl.
Keiner hemmt ihr Weiterſtreben;
Fröhlich hin am Uferrand
Rauſchen die beglückten Wellen
In das ferne, liebe Land.

An des Himmels blauen Bogen
Folg' ich ſtill dem Wolkenlauf,
Denke dein und ſchaue bittend,
Schaue ſehnſuchtsvoll hinauf.

Sächs. Landes

Morgenroth und Abendſchimmer
Küſſen ihrer Fitt'ge Saum,
Lüfte ſchwellen ihre Segel,
Tragen ſie durch weiten Raum.

Zu geliebtem Lande ſteuert
Froh der Vögel leichter Zug,
Können nicht zu Hauſe bleiben,
Sehnſucht lenket ihren Flug.
Müſſen Flur und Hain verlaſſen,
Ziehen über Meer und Land,
Denn es rufen Liebesſtimmen
Von dem fernen Meeresſtrand.

Alſo lockt's auch mich hinüber
Mit der Liebe Allgewalt,
Wandern möcht' ich, weiter wandern,
Ohne Raſt und Aufenthalt;
Möchte reine Lüfte trinken,
Lauſchen auf den lichten Höhn,
Und wo deine Augen winken
Sollte bald mein Hüttchen ſtehn!

Heimkehr.

Auf breiter Stromesfläche
Zuckt hell der Morgenſtrahl;
Es ſtürzen die brauſenden Bäche
Hinab in das dampfende Thal.
Und Oben aus luftigem Schleier,
Erröthenden Angeſichts
Erhebt ſich in ſtiller Feier
Die Mutter des himmliſchen Lichts.

Da kräuſeln ſich raſcher die Wellen
Und hüpfen im Sonnenſchein,
Und guldne Funken geſellen
Sich zu dem fröhlichen Reihn.
Und von dem Ufer löſt ſich der Nachen,
Schnell fliegt er den Strom entlang.
Es begrüßet des Tages Erwachen
Der Schiffer mit frohem Geſang.

Er grüßt ihn mit ſtillem Entzücken,
Auf der Lippe ein leiſes Gebet,
Mit feuchten, funkelnden Blicken,
Die einzig der Himmel verſteht.

Denn zu dem Liebſten auf Erden
Kehrt heim er auf ſchaukelndem Kahn,
Zu dem ſchönſten Feſte auf Erden
Iſt die Pforte ihm aufgethan.

Er möchte den Strom umſchließen,
Der zu der Geliebten ihn trägt,
Er möchte die Wellen küſſen,
Von brünſtigem Danke bewegt!
Den Zephir möcht' er laut preiſen,
Der munter die Segel ihm ſchwellt; —
Von allen Fahrten und Reiſen
Die Heimkehr den Preis behält.

Liebesblick.

Sie hat mich freundlich angeblickt!
Nun ſinke Tag! Mein war dein ſchönſter Segen!
Ihr Blumen könnt euch ſchnell zur Ruhe legen,
Der ſchönſte Lenz hat mich erquickt!

Sie hat mich freundlich angeblickt!
Nun mag die Sonne ſich in Wolken hüllen!
Ein milder Glanz wird meine Seele füllen;
Ein Strahl der Huld hat mich entzückt!

Sie hat mich freundlich angeblickt!
Willkommen Nacht mit deinen Sternenräumen!
Ich gehe meinen ſchönſten Traum zu träumen;
Ihr Liebesgruß hat mich beglückt!

Was war's.

Was machte mich ſo ſchweigſam,
Als ich dein Auge ſah?
Du biſt ja doch mein eigen
Und biſt mir immer nah;

Was machte mich ſo ſchweigſam,
Als ich dich angeſchaut,
Und mir dein Weſen malte
Gleich einer Himmelsbraut —

Was mich allda mit Schmerzen
So wunderbar durchflog,
Und, ſtatt zu deinem Herzen,
Zu deinen Fußen zog?

Was machte mich ſo ſchweigen,
Als ich dein Auge ſah?
Du biſt ja doch mein eigen,
Und biſt mir immer nah!

Liebesfragen.

Warum doch wohl die Liebe
Vor allem ſchweigſam iſt?
Ich glaube, weil die Liebe
Die Worte nicht vermißt.

Warum doch wohl die Liebe
Auch in die Ferne ſieht?
Ich glaub', weil Gottes Auge
Mit Allmacht ſie durchglüht.

Warum iſt wohl die Liebe
Auch in der Ferne nah?
Ich glaube, durch die Liebe
Sind Menſchen zweimal da.

Und warum drängt die Liebe
Uns Welten in die Bruſt?
Weil ſie von Gott geerbet
Die heil'ge Schöpfer-Luſt.

Und warum wird zum Eden
Die Welt, die ſie berührt?
Ich glaube, weil die Liebe
Den Himmel bei ſich führt.

Glaube.

Ich glaub' an dich! Und nimmer werd' ich wanken,
Viel eher ließ ich von dem eignen Leben,
Als ich der Seele mächtigſtem Gedanken,
Der dich vertheidigt, möchte widerſtreben!

Ich glaub' an dich! — Und wie mit Sonnenklarheit
Steht's in der Seele ewig feſt gegründet:
Was deines Weſens Adel mir verkündet
Muß ſich bewähren in dem Licht der Wahrheit.

Ich glaub' an dich! und Keinem ſoll's gelingen,
Die Stimme meines Herzens zu beſiegen,
Wer ſelbſt verſuchte an das Licht zu dringen,
Läßt ſich vom Spruch der Menge nicht betrügen.

Ich glaub' an dich! o laß mir dieſen Glauben!
Zerſtöre nicht, was herrlich du geſchaffen!
Die Täuſchung — o ſie könnte gräßlich ſtrafen,
Säh' ich dich ſelbſt das höchſte Glück mir rauben!

Schlaf ein.

Wer rufet dich noch einmal in das Leben?
Wer hat des Todes ſtrenge Macht beſiegt?
O Liebe, die nach bangem Widerſtreben
Ich leiſe weinend endlich eingewiegt?
Soll mich die Siegespalme nimmer freuen,
Die ich erkor, das Schickſal zu verſöhnen!

Es war ſo ſtill um deine Schlummerſtelle,
Und Blumen keimten friedlich um dein Grab;
Da hebt noch einmal ſich des Lebens Welle
Und ſchleudert höhnend deinen Grabſtein ab,
Und langſam ſeh ich dich der Gruft entſteigen
Mit all dem Zauber, wie er dir nur eigen.

Und wie du nahſt, da wachen alle Lenze
Lautjubelnd auf in ſüßen Melodien,
Des Ruhmes und der Freude goldne Kränze,
Ich ſehe ſie in deiner Hand erblühn,
Alles, was weinend ich mit dir begraben,
Es ſteigt empor, die Seele mir zu laben.

Und wiederkehren all die Wonneträume,
Der Andacht Glut, der Phantaſien Schwung,
Der ſtolze Flug durch lichte Aetherräume,
Der ganze Himmel der Begeiſterung,

Um einmal noch mein Sehnen, Hoffen, Denken
In Paradieſeswonnen zu verſenken.

Und doch iſt's Täuſchung nur, ein bleicher Schatten
Verſunknen Glücks, erwacht zu eigner Qual,
Der mit des Lebens Zügen zu dem matten
Ohnmächt'gen Herzen ſich verlockend ſtahl;
Des Frühlings Wehn hat ihn herauf beſchworen,
Grauſam erneuend, was mein Herz verloren.

O laß mich los, du Bild mit Engelszügen!
Noch iſt's nicht Zeit zum ſüßen Auferſtehn!
Darf auch die Blume ſich im Lichte wiegen,
Du mußt zurück zur ſtillen Kammer gehn!
Noch iſt der Morgen nicht empor geglommen,
Wo wir dem Druck der alten Nacht entnommen.

Du ſiehſt mich an! O birg die trüben Blicke,
Zieh deinen Leichenſchleier nur herab,
Das Rad der Zeit rollt keinen Schritt zurücke,
Geknickte Blüten weckt kein Zauberſtab,
Nur Sehnſuchtsqualen kannſt du meinem Leben,
Doch deinen Glanz ihm nimmer wiedergeben.

Schlaf ein, ſchlaf ein! Ich will dir Lieder ſingen,
Einſt ſang ich wohl der ſüßen Lieder viel! —
Doch als ich dich zu Grabe mußte bringen,
Da brach an deinem Sarg mein Saitenſpiel;
Nun hab ich nichts dir Lebewohl zu ſagen,
Als dieſen Nachhall aus vergang'nen Tagen.

Still trau'rt die Nachtigall in Hainesgründen,
Wenn ihrer Liebe kurzer Traum entweicht,
Nur ihre Wonnen durfte ſie verkunden;
Des Schmerzes Pfeil trägt duldend ſie und ſchweigt.
-- Die falben Zweige rauſchen dumpf zuſammen,
Sie ſinkt verzehrt von den verhehlten Flammen.

Jugenderinnerung.

Du ſtilles Saitenſpiel in unſrer Bruſt,
Das bald ertönt in ſanften Wonneklängen,
Bald wilden Sturms den Buſen will zerſprengen
Im Wogenkampf des Schmerzes und der Luſt.

Gefühl! du Urquell aller Seligkeit,
Born höchſten Glucks und namenloſer Schmerzen,
Kraft, die auf Flügeln hebt der Menſchen Herzen,
Und doch erliegt dem bangen Druck der Zeit.

O bringe einmal noch der Jugend Traum,
Bring' ihn zurück mit ſeinen Himmelswonnen,
Und ſeinen Roſen, Nachtigallen, Sonnen,
Mit ſeinem wolkenloſen Aetherraum.

Betreten hab ich das gelobte Land,
Das Heimathland beglückter Kinderſpiele,
Das ſind die Lauben, dies des Haines Kühle,
Die Wieſen, wo ich meine Kränze wand.

Ach, damals! — Wie entzückend, rein und hell
Sprang er empor in tauſendfarb'gem Bogen,
Von immer neuen Wundern angezogen,
Der leichterregte, reiche Freudenquell!

Die erſten Veilchen in der Wieſe Grün,
Welch theurer Fund! welch wonniges Entzücken!
O nur das Kind verſteht ſie recht zu pflücken!
Den rechten Dank hat Gott nur ihm verliehn!

Die Roſe blüht, — ſie blüht noch immer ſchön;
Ich ſeh ſie ſtill ſich füllen und — entblättern.
Einſt kniet ich hin in ſeligem Vergöttern,
Als ich in ihr der Liebe Bild geſehn!

O du der Jugend reicher Wonnetraum,
Und ihr, ſchüchterner Neigung erſte Zeichen,
Ihr Namenszug' in Birken, Buchen, Eichen,
Die einſt den Hain verklärt zum Tempelraum.

Ihr mahnt an Zeiten, die vergangen ſind!
Der Baum noch lebt, die Schrift iſt noch zu leſen,
Der Menſch nur ſteht, ein umgewandelt Weſen,
Enthoben ſeiner Träume Labyrinth.

Er wandelt hin, und wandelt fort und fort,
Und Keiner ſieht des Herzens ſtille Narben,
Und Keiner kennt die Blüten, die da ſtarben,
Und ſeines Daſeins tiefes Räthſelwort.

Gelaſſen geht er ſeinen Lebensgang,
Doch — tönt Ein Echo jener Zeiten wieder,
Da ſinkt es wohl von ſeiner Wimper nieder
Wie warmer Thau bei Sonnenuntergang.

Das Vergißmeinnicht.

1837.

Es war im erſten jungen Frühlingslicht;
Da trug ich ſtill auf ſeines Hügels Gras
Ein Kränzlein blau Vergißmeinnicht,
Von Morgenthau und Sehnſuchtsthränen naß.
Ich drückt' es tief in's feuchte Moos
Und ſchlang die Arme um das theure Grab.
„O du, der mir den Himmel einſt erſchloß,"
So weint' ich ſtill: „O ſchau auf mich herab!
Vergiß mein nicht in deinem Himmel Oben!
Wohl mag dein Himmel ſchön und herrlich ſein!
Ich aber traure hier allein!
Ich blieb zurück, wo wilde Stürme toben —
O ſel'ger Freund, gedenke mein!

Und höher ſtieg die Sonn' am Himmelsraum;
Schon keimten Roſen an der theuren Stätte,
Da kniet' ich einſt in innigem Gebete
Still hingeneigt an ſeines Hügels Saum.
Und ſieh! — da hatt' aus dunkler Scholle ſich
Ein blaues Blümchen leis hervorgerungen!
Ein Himmelsblick, aus ſtiller Gruft gedrungen,
Sprach aus der Blume ſtill und inniglich:
„Ich denke deiner!“ O vergiß mein nicht!
Beachte ſorglich jede Himmelskunde!
Die Geiſter ſtehn in gottgeweihtem Bunde,
Und Liebe iſt die Führerin zum Licht!

Da ſchauerte der Pappeln Laub zuſammen,
Da ſtrömten aus den Roſen ſüße Flammen,
Da trocknete ein überirdiſch Licht
Den Thränenthau auf dem Vergißmeinnicht.

Der Schmetterling auf dem Friedhofe.

O Schmetterling, der auf dem Halm ſich wiegt,
Der dieſes theuren Grabes Schooß entſproſſen,
Wer hat ſo frühe deine Gruſt erſchloſſen
Und deines Schlummers dunkle Nacht beſiegt?

O bleibe, weil' auf dieſes Hügels Saum!
Erzähle mir von deinem kurzen Tode,
Und wie du dann, erneu'rt als Liebesbote,
Empor geſtiegen zu dem Sonnenraum!

Haſt du Erinnerung an Luſt und Schmerz
Des frühern Daſeins? — Bergen deine Schwingen,
Die freigeſchaff'nen, die zum Lichte dringen,
Dieſelbe Sehnſucht und daſſelbe Herz? —

Du breiteſt deinen Fittig, fliegſt hinauf! —
Ja dorthin geht des neuen Herzens Streben!
Der Sehnſucht Schmerz — das iſt das erſte Leben,
Das zweite ſchließt der Freuden Himmel auf.

Geweihte Stelle.

Ich wandle einſam durch die Laubenhallen
Des jungen Lenzes und gedenke dein!
Hier ſah ich dich an unſrer Seite wallen
Sanft angeſtrahlt vom Abendſonnenſchein.

Dein edles Bild, dein Blick, dein freundlich Nahen,
Wie goß es Fried' und Freude rings umher!
Jetzt ſind es Schatten, die mich bleich umfahen,
Ich ſuche dich, doch find' ich dich nicht mehr!

Oft tönte hier in abendlicher Stille
Dein mildes Wort wie ſanfter Glockenklang,
Hier waltete dein Geiſt, auf den die Fülle
Der hehern Welt belebend niederſank.

Jetzt zittert durch die abgeſtorb'nen Räume
Ein leiſer Hauch, wie Geiſtergruß, daher —
Wie ich auch, dein gedenkend, ſelig träume;
Ich ſuche dich, doch find' ich dich nicht mehr!

Doch muß ich ſtets zur theuern Stelle flüchten,
Als wohne hier der Sehnſucht Troſt allein;
Der dunkle Schmerz, er ſcheint ſich hier zu lichten
Zu ferner, gold'ner Tage Widerſchein.

Das falbe Laub, gerollt zu meinen Füßen,
Dünkt ſchöner mir als das ſmaragdne Grün,
Weil der Erinn'rung Schimmer es umfließen,
Und Himmelsbilder ſeinem Staub' entblühn.

So weilt der Wandrer ernſt am Meeresſtrande,
Wo ſeines Tages Sonne unterging;
Die Wellen glühen noch im Sonnenbrande,
Ob jene gleich das dunkle Grab umfing.

Es iſt der Ort geweiht durch alle Zeiten,
Den eines edlen Menſchen Fuß betrat;
Muß auch ſein Bild im Strom der Zeit entgleiten,
Sein Abglanz bleibt: ſein Wort und ſeine That!

Roſenduft.

Süße purpurne Roſe! Ich ſauge des holden Genuſſes
Unerſchöpflichen Quell durſtig und durſt'ger aus dir!
Schaue und athme und ſchaue und ziehe die Wonnen des Frühlings,
Alle vereinigt in dir, tief in mein glückliches Herz.

Biſt du der Gegenwart Bild, verſchönert durch liebliche Nähe?
Oder erſchließeſt du mir holder Erinnerung Quell?
Wonne und Wehmuth und Schmerz, Entzücken und endloſe Trauer
Faßt mir die Seele — und ſtill rinnet die Thräne herab.

Blumengenuß.

Bringt Veilchen mir, daß ich den Frühling ſchaue,
So lang des Maies zarte Kinder blühn —
Wie ſind ſie ſchön im jungen Morgenthaue!
Bringt Veilchen mir, daß ich den Frühling ſchaue,
Bringt Blüten mir und junges Maiengrün!

Bringt Roſen mir, des Lenzes Haupt zu krönen,
Die Sanduhr rinnt, die Blüten ſinken hin!
Bald wird des Sommers Scheidegruß ertönen!
Bringt Roſen mir, des Lenzes Haupt zu krönen,
Bringt Blumen mir, ſo lang die Blumen blühn!

Ermuthigung.

Wenn das Geſchick uns feindlich abgeſchlagen
Um was das Herz in ſel'ger Freude warb,
Wenn in des Lebens abgeblühten Tagen
Uns auch der letzte Hoffnungsſchimmer ſtarb,

Dann drängen oft des Zweifels finſtre Mächte
Verſuchend um das kranke Herz ſich her:
Sie deuten hin auf dunkle Mitternächte,
Verneinend jeden Glückes Wiederkehr.

Und doch entkeimen täglich neue Blüten
Dem Erdenſchooß, von heil'ger Hand gepflegt,
Die, um ein trübes Leben zu vergüten,
Die Liebe freudig uns entgegen trägt.

Drum Kraft und Muth, das Leben neu zu wagen,
Weit liegt's und groß und reich vor unſerm Blick!
Der Zweifler nur darf an dem Glück verzagen,
Dem Gläub'gen lacht ein freundliches Geſchick.

In dunkler Urne miſcht des Lebens Looſe
Der hohe Geiſt, der ewig wacht und lebt;
Und wie ſie fallen in der Menſchen Schooße —
In jedes iſt ein ſtilles Glück gewebt.

Das Leben eilt die Schuld uns abzutragen,
Genießet froh und fordert nicht zu viel!
Vollkomm'nes Glück wird Jedem abgeſchlagen,
Die Blume lohnt dem Kämpfer erſt am Ziel.

Sternennacht.

Ich habe gern das dunkle Leben
Des Tages dir dahin gegeben
Für deinen Gruß, du ſtille Nacht!
Schon ſeh ich deines Schleiers Falten
Am düſtern Norden ſich entfalten,
Sie breiten über die Geſtalten
Der Erde ihre ernſte Pracht.

Und an dem hohen Himmelsbogen
Kommt ſchweigend es daher gezogen,
Der Sonnen ewig junges Heer!
Vereinet glühn die Dioskuren
Und all die göttlichen Naturen,
Sie wandeln auf den Himmelsfluren
In ſchöner Eintracht hin und her.

Und tiefer ſpricht das geiſt'ge Leben,
Und höher will das Herz ſich heben,
Hinauf, hinauf zur Sternenbahn!
Befreie mich vom ird'ſchen Schleier,
Du Geiſt des Lebens, daß ich freier
In deiner großen Sonnenfeier
Dich ſchauen und verſtehen kann!

An ihrem Grabe.

Oben in des Vaters Haus,
An dem ſanften Vaterherzen
Ruht ſich's ſüß von Laſt und Schmerzen
Eines ſchwülen Tages aus.

Heil! du haſt den Kampf vollbracht,
Herrlich haſt du ihn beſtanden,
Zu der Ruhe ſtillen Landen
Gehſt du ein durch Todesnacht.

Wie in mildem Abendroth
Sich ein ſchöner Tag verkläret,
Hat dein Leben ſich bewähret
Heilig bis in Schmerz und Tod.

Was du Herrliches geſät
In des Lebens dunklen Tagen,
Wird dort reiche Früchte tragen,
Blüten, die kein Sturm verweht.

Selig, ſelig iſt dein Loos!
Freundlich lebſt du fort hienieden,
Und dort nimmt ein ew'ger Frieden
Dich in ſeinen ſtillen Schooß!

Stille Treue.

Ich liebe was da ſchön und fein,
Und kann's auch nicht mein eigen ſein,
Ich will's im Herzen halten! —
Ich will es lieben wie den Stern,
Den man mit Wonne ſieht von fern,
Bei ſtillem Händefalten.

Die Roſe lieb' ich dort am Strauch,
Ich athme ihres Duftes Hauch
Und wandle ſtill vorüber.
Dich, Liebchen ſchau ich auch von fern
Beſcheiden an wie Roſ' und Stern,
Doch tauſendmal noch lieber.

O bleib' in unſerm ſtillen Thal!
Und laß in deiner Anmuth Strahl
Mich ſtille Treue üben!
Ich liebe was da ſchön und fein,
Und kann es nicht mein eigen ſein:
Doch werd' ich's ewig lieben.

Still und laut.

Es herrſcht im weiten Weltgebiete
Ein inniger, ein ſtiller Geiſt,
Der, wenn ihn auch kein Blick erriethe,
Verborgen auch den Schöpfer preiſt.
Stumm geht er durch der Weſen Reihe,
Im Auge ſanfte Heiterkeit;
Es iſt der ſtille Geiſt der Treue,
Der ſtille Geiſt der Dankbarkeit.

Verſchwiegen kränzt des Epheus Ranke
Den Baum, der ihn zur Höhe trug,
Froh, wie ein inniger Gedanke,
Hebt ſich zum Licht der Lerche Flug:
Das ſtille Veilchen duftet gerne
Am Stamme, der ihm Schutz verlieh'n,
Verſchwieg'nen Blicks ſieht man die Sterne
Zum Preiſe ihrer Sonne glühn.

Der Menſch allein von allen Weſen
Sprengt des geheimen Wortes Band,
Und was im ſtummen Bild wir leſen,
Macht laut ſein volles Herz bekannt.

Froh darf ſein Dank der Welt verkünden
Wer ſeines Geiſtes Kraft genährt,
Und jubelnd darf den Kranz er winden
Dem Freunde, den ſein Herz verehrt.

Der Unſchuld Lied.

Du ſingſt aus einer reinen Bruſt
Dein unſchuldsvolles Lied,
Du ſingſt und ſenkeſt unbewußt
Uns Frieden ins Gemüth.

Wir falten bei dem ſüßen Ton
Die Hände, ungeſehn;
Als ſähen wir vor Gottes Thron
Jetzt unſre Engel ſtehn.

O ſüße, heil'ge Unſchuldswelt,
Durch Liedesklang enthüllt!
Des Truges bunter Zauber fällt
Vor deinem Himmelsbild!

Meiſterſchaft.

Die Winde ſchlingt mit zarten Ranken
Zur hohen Ulme ſich hinan,
Gleich ſchönen, leuchtenden Gedanken
Sind ihre Kelche aufgethan.
Je höher ſie der Freund gehoben,
Je reicher lohnt ſie ſein Bemühn,
Bis mit des Gipfels Grün verwoben
Nun alle Blüten herrlich glühn.

O ſieh, das iſt der Bund der Liebe,
Der edelſte in der Natur,
Wo Einer lenkt des Andern Triebe
Zu immer reinern Lichtes Spur.
Mit dem Geliebten aufwärts ſtreben,
Geſtärkt durch ſeines Vorbilds Kraft:
Vereint in ſel'gem Liebesleben,
Das iſt der Liebe Meiſterſchaft!

Wo wohnt das Glück?

(geſchrieben im Logengarten zu Breslau 1839.)

Ehrwürd'ger Hain, von Geiſtern eingeweiht,
Die tief gedacht und wahr und ſchön empfunden,
Du ſollſt beſchützen meine Weiheſtunden
Mit deiner Schatten ernſten Dunkelheit!

Sobald der Sinn vom Weltgewühl zerſtreut,
Iſt auch das Wort des Geiſtes uns verſchwunden;
Bei dir allein nur kann das Herz geſunden,
Du Tochter Gottes, heil'ge Einſamkeit!

So neige denn in Andacht dich, o Seele!
Die deutungsvollen Stimmen zu belauſchen,
Die heilig durch des Haines Dunkel wehn. —

Sprich, flüſternd Laub! und du, o Philomele
Begleite leiſer dieſes Haines Rauſchen!
Laß mich das Wort, das göttliche, verſtehn!

Wo wohnt das Glück? — Ich frag' euch, ſtille Hallen,
Durch die die Wahrheit ſchreitet, ernſt verhüllt.
O deutet mir das friedliche Gefild,
Wo ungeſtört der Freude Engel wallen!

Der Jugend Roſen ſah ich bleichen, fallen,
Ich ſah die Lieb' in Trauer eingehüllt,

Vergänglich jeglichen Genuſſes Bild,
Und Menſchenruhm am flüchtigſten vor Allen.

Wo wohnt das Glück? Wer kann mir Antwort geben? —
Die alten Bäume, die ſo viel erfahren,
Sie ſchütteln ernſt und ſtill das greiſe Haupt,

Und Keiner will der Wahrheit Schleier heben;
Im Herzen nur, da ſoll ſich's offenbaren,
Und ſelig, wer der Gottheit Winken glaubt!

Still iſt's umher, — von Epheu rings umgeben,
Streckt weit die Buche ihre Arme aus,
Am niedern Aſte ſchwankt ein kleines Haus,
Ein Neſtchen, weich von Zweigen rings umbogen;

Da kommt ein Vöglein froh herbei geflogen:
Ein Körnchen bringt es ſeiner Brut zum Schmaus.
Wie froh ſie ſind! Jetzt flattert es hinaus
Und ſteigt beglückt empor zum Himmelsbogen.

Jetzt tönt ſein Lied. O wunderbarer Klang!
O ſel'ger Flug zum reinen Aether oben!
Beglückte Heimath in des Lichtes Reich!

Der Liebe Kraft, des Herzens frommer Dank!
Sie haben hoch des Vögleins Schwung gehoben;
Schau auf mein Herz, und thu's den Vöglein gleich!

Wie klein die Welt, die eigen dir beſchieden;
Wie ſchwankend auch des äußern Glückes Bau:
O fürchte nichts! dem guten Gott vertrau,
Und warte deiner Pflicht in Lieb' und Frieden.

Sahſt du den kleinen Sänger je ermüden?
Sahſt du ihn zittern, wenn der Wolken Grau
Sich ſchwer entladen auf der Frühlingsau?
O nein, er ſingt: „Mich wird der Herr behüten!"

So denk' auch du! Sei gern gering und klein!
Doch halte frei des Geiſtes edle Schwingen,
Laß Lieb' und Glauben deine Flügel ſein!

Dann ziehſt du in das goldne Eden ein,
Wovon der Weiſe ſpricht, die Dichter ſingen!
Zufriedenheit wird dir den Schlüſſel leihn!

Sammlung.

Schlaf ein, ſchlaf ein, du lautes Weltgewühle!
Ich will hinaus an's Licht der Sterne treten;
Hier will ich einſam wandeln, ſchauen, beten,
Und Labung trinken nach des Tages Schwüle.

Du ſtiller Geiſt, deß Gegenwart ich fühle,
Der Oben thront in ew'gen Morgenröthen,
O zeige mir das Eine, das von Nöthen,
Und richte meinen Geiſt nach würd'gem Ziele.

Es giebt ein Leben, das den Tag verdunkelt,
Ein Wort, verdrängt vom lauten Markt des Lebens,
O laß mich's finden in des Abends Stille!

Laß dich herab in deiner Liebe Fülle!
Und zeige mir, vom Sternenlicht umfunkelt,
Dein ew'ges Reich, die Krone meines Strebens!

Schlummerlied des Herzens.

Schlaf ein, mein Herz! — Was ſoll das wilde Fluten
Unruh'ger Wünſche und der Sehnſucht Bangen?
Du willſt auf Erden Bleibendes verlangen,
An Schatten kühlen deine ew'gen Gluten.

O gieb es auf! Gedenke jener guten,
Harmloſen Zeit, wo du mit heitern Wangen
Des Augenblickes flücht'ge Gunſt empfangen,
Der Zeit, wo ſchlummernd Wunſch und Sehnſucht ruhten;

Und kehre von dem Meer, dem ſchrankenloſen,
Zurück zum Ufer, jenem traulich ſtillen,
Wo Kindesliebe ſpielt mit friſchen Roſen.

Was du geträumt, einſt wird es ſich erfüllen!
Doch ſuche nicht im dunklen Erdenthale
Die ſchöne Welt der lichten Ideale.

Das höchſte Gut.

Wie doch der Menſch ſo oft die unbefriedigte Rechte
Nach der Entfernung ſtreckt, nimmer ſich ſelber genug!
Gierig verlangt er hinaus, um Alles für ſich zu gewinnen,
Und gewönn' er die Welt, raſtet doch nimmer der Wunſch.
Könnt' er das blaue Gewölk zur niedern Erde herabziehn
Oder Stufen ſich bau'n zu dem entfernten Gebiet:
Dennoch blieb ihm ein Wunſch, denn Einer iſt höher erhaben,
Und zu dem Einzigen führt nimmer der ſchwindelnde Weg.
Nur der Zufried'ne allein, der aus der Gegenwart Blüten
Kindlichen Sinnes ſich labt, ſchmecket das heiligſte Glück.
Denn er fand was umſonſt der Uebermüthige ſuchet —
Fand die befreundete Welt in der zufriedenen Bruſt.

Gefühl.

Sorglich verſchließt den Kelch die Blume und ſparet den tiefen
Duftigen Schatz, daß ihn nicht frevelnd der Zephir entführt,
Fühlend in bebender Bruſt des eigenen Daſeins Geheimniß,
Daß mit dem flüchtigen Duft ſterbend ihr Frühling erliſcht.

Alſo verſchließt das Gefühl die ſchüchterne Seele, ſie ahnet:
Leicht verduftet der Geiſt, der ſich der Lippe vertraut,
Und ſo bewahrt ſie geheim und heilig die köſtliche Gabe,
Sammelnd die göttliche Kraft freudig zu That und Geſang.

Stammbuchvers.

An O.

In Gottvertrau'n und Liebe nimmer wanken,
Für alles Hohe, Heilige erglüh'n,
Und auf der Himmelsleiter der Gedanken
Dem wirren Spiel der Alltagswelt entflieh'n —
Das heißt das Ew'ge in die engen Schranken
Des Erdenlebens ſtill herniederzieh'n.
Bleibſt du dem Himmel treu in deinem Streben,
Wird dein Bewußtſein dir den Himmel geben.

Die Miſſion des Wortes.

Kannſt du des flüchtigen Wortes Bedeutung ermeſſen? — Verfolget
Eines Sterblichen Blick ſeinen beflügelten Lauf?
Wie die Lawine entſtürzt der Klippe, und immer gewalt'ger
Anwächſt, je weiter ſie rollt, Tod und Vernichtung im Schooß:

So das gefährliche Wort des Zweiflers, der glatten Verführung
Rede, die Einzelne erſt, bald auch die Menge bethört. —
Aber dem Wort des Gerechten folgt Segen! — Gleich himmliſchem Thaue
Sinkt es erquickend herab, Leben verbreitend und Kraft.
Seine Sendung iſt göttlicher Art! — O achte ſie heilig
Du, dem Begeiſterungs Glut weichend die Lippe berührt!
Kannſt du des Wortes Bahn auch immer verfolgen, nicht ſchauen
Deiner Ausſaat Ertrag. — Wirke in Hoffnung und Muth!
Heil'ge Gedanken ſtehn im Schutze der Engel! Sie ziehen
Ungeſegnet nicht aus, kehren nicht fruchtlos zurück!
Alle dienen ſie dem Herrn der Geiſter: Er zeichnet
Ihre Laufbahn und theilt jedem Beſtimmung und Amt.
Alſo vollbringen ſie ſtill des Herrn Geheiß, und fröhlich
Reift dem Getreuen die Frucht ewiger Erndten empor.

Gutenberg.

Heil ſei dem Mann, der kühn durch alle Lande
Dem geiſt'gen Worte eine Straße brach,
Der lächelnd löſte der Beſchränkung Bande
Und tauſendzungig zu der Menſchheit ſprach!

Er hat des Geiſtes Schwingen erſt entfaltet
Zum Vollgenuß der angeſtammten Macht!
Seit frei und ſiegreich der Gedanke waltet,
Strahlt göttlich Licht in jedes Wahnes Nacht.

Drum laßt uns volle friſche Kränze winden,
Und froh den Manen Gutenbergs ſie weihn!
— Was Hohes auch die Nachwelt mag erfinden:
Sein Werk wird ewig Deutſchlands Krone ſein.

Die Stufenleiter des Weibes.

Sonetten-Kranz.

Das Mädchen.

Ein zartes Kind, gleich jungen Maienroſen,
Steht ſinnig an des Lebens Morgenthor.
Vertrauend hebt es zu der Welt empor
Den reinen Blick, den heitern, kummerloſen.

Wie ſtürmiſch auch des Lebens Wellen toſen:
Ihm decket noch der Unſchuld Zauberflor
Das ernſte Bild. — Froh ſchreitet es hervor,
Um allen Weſen freundlich liebzukoſen.

Das Thier, die Blume, — Alles, Alles zieht
Das holde Kind in ſeine Lebenskreiſe,
Und liebt und pflegt, und ſorget, hold erfreut.

Noch iſt's ein Spiel, doch in dem Spiel erblüht
Der *Liebe* Keim zu ſeines Gottes Preiſe,
Zur holden Blume ſtiller *Weiblichkeit*.

Die Jungfrau.

Wer nennet mir der Blätter reiche Fülle,
In denen jene Wunderblume ſtrahlt? —

Die Unſchuld iſt's, die ſanft ihr Antlitz malt,
Die Güte iſt's, der Tugend heil'ger Wille.

Dem Veilchen gleich, das in beſcheid'ner Stille
Der Liebe Schutz mit ſüßen Düften zahlt,
Das rings entzückt, doch nimmer glänzend prahlt,
Sich züchtig bergend in des Mooſes Hülle:

So birgt die Jungfrau ihre Kronenzier
Beſcheiden in der Demuth ſtillen Schleier,
Doch jeder fühlt des Himmelsſtrahles Walten.

Des Jünglings Auge ſchaut entzückt nach ihr,
Doch birgt er ſchüchtern der Empfindung Feuer,
Von ihres Blickes Hoheit feſtgehalten.

Die Braut.

Wer nennt mir Schön'res als die Morgenröthe
Der erſten Liebe auf der Jungfrau Wangen?
Wenn, von des treuen Jünglings Arm umfangen
Das Leben ſich zum Himmelstraum erhöhte?

Und nun das Glück, das ſtill ihr Herz erflehte,
In heil'ger Wahrheit Glanz ihr aufgegangen,
Und alle Blüten hold entwickelt prangen
Auf ihrer Hoffnung lichtem Blumenbeete.

O du, dem ſich ihr reines Herz ergeben,
Bewahr' es mit dem Schilde frommer Treue!
Ein Eden wohnt in treuer Liebe Hut!

Zum Himmel ſtrebe liebend Beider Leben
Als keuſche Flamme, die ſich ſtets erneue
An ſtiller Gottes-Liebe heil'ger Glut.

Die Gattin.

Sich ſelbſt nicht mehr, dem Gatten, dem Erwählten
Gehört ihr Wünſchen, Streben, Lieben, Sorgen; —
Doch iſt ihr Glück nur herrlicher geborgen,
Seit Herz und Sinn ſich innig ihm vermählten.

O ſchaut in ihren Blick, den ſtillbeſeelten!
Dort leuchtet's wie ein klarer Sommermorgen,
Kein Unmuth iſt, kein Zweifel hier verborgen,
Nichts iſt, was dieſe Lichter uns verhehlten.

Das iſt der Unſchuld Blick! Der reine Spiegel
Der Seele, die in Lieb' und Gottvertrauen
Ihr Ziel verfolgt, von heil'ger Kraft durchdrungen!

O ſelig, wer ſich ſolch ein Weib errungen!
Ihn trägt ſein Glück auf ſonnenlichtem Flügel
Hoch über ird'ſcher Sorgen Nebelauen!

Die Mutter.

O ſeht ſie dort in Demuth hingeneiget
Die holde Mutter an des Erſtlings Wiege!
Ihr iſt als ob ſie eine Krone trüge,
Die jeden Kranz der Erde überſteiget.

Leis über ihren Liebling hingebeuget,
Betrachtet ſie die kindlich holden Züge,
Forſcht, welcher Geiſt in dieſen Formen liege,
Blickt tiefbewegt zum Himmel auf, und ſchweiget.

„Sei du mit ihm!“ So fleht die ſtumme Bitte; —
Geheiligt wird von frommem Mutterſegen
Des Kindes Herz, die jugendlichen Triebe.

Ein Engel leitet jeden ſeiner Schritte,
Tritt ſorgend, mahnend, warnend ihm entgegen —
Der Himmel kennt ihn! Er heißt Mutterliebe.

Die Matrone.

Erklommen ſind des Lebens ſteile Höhen!
Sie blickt herab mit ſeligem Behagen
Auf Freud' und Leiden, die ſie ſtill getragen,
Umwallt von ſanftem, ſüßem Friedenswehen.

Sie fühlt, die Liebe wird nicht untergehen,
Lenkt abwärts auch des Lebens Sonnenwagen,
Sie wird dereinſt als Morgenröthe tagen
Dem, welcher treu ihr heilig Amt verſehen.

So ſcheidet ſie ergeben und gelaſſen
Von Jugend, Schönheit, Freude, Glück und Leben,
Denn gläubig blickt ſie auf zu Gottes Thron.

Sie weiß, der Vater kann ſein Kind nicht laſſen!
An ſeine Bruſt wird er die Liebe heben,
Und mit ihr theilen ſeines Reiches Krone.

Engelwacht.

1.

Siehſt du das Kind, auf deſſen zarten Wangen
Der holde Traum beglückter Unſchuld lacht?
Es ſchlummert ſanft, von heil'gem Schutz umfangen,
Sein Engel iſt's, der an dem Bettlein wacht.

Sieh, wie der Himmel ſtill ſich nieder neiget
Und an des Bildes Lieblichkeit ſich freut!
Leiſ' weht der Weſt, die Schöpfung lauſcht und ſchweiget,
Weil Schöneres ihr weiter Kreis nicht zeigt.

O glücklich Kind! der heiligſte der Triebe,
Er wacht und ſorgt für deines Lebens Luſt.
Dein treuer Engel: er heißt Mutterliebe,
Und iſt der Nächſte an der Gottheit Bruſt.

2.

Die Mutter ruht, von Schlummers Arm umfangen;
Wer iſt's, der liebend ihren Schlaf bewacht?
Ein Engel iſt's mit unſchuldvollen Wangen,
Er lauſcht und giebt auf ihren Odem acht.

Er bettet ſanft ihr Haupt und lauſcht beſcheiden,
Wenn ſich des Auges mildes Licht enthüllt;
Der Himmel aber ſchaut herab mit Freuden
Und freut ſich ſtill am holden Liebesbild.

O Kindesliebe, deine Engel ſtehen
Am Throne Gottes, der die Treue liebt;
Gott ſelbſt verheißt dir ew'ges Wohlergehen,
O ſelig, welcher Kindestreue übt.

Einer trauernden Mutter.

Iſt dies der Schlummer, oder iſt's der Tod?
Erſchließt kein Morgen dieſe Augenlider?
Das holde Lächeln, kehrt es nimmer wieder,
Das uns der Freude ſtillen Himmel bot?

Es iſt der tiefſte Schlaf; man nennt ihn Tod!
Doch laß den Schmerz die Wangen dir nicht bleichen:
Es tragt der Tod ein heilig Friedens-Zeichen,
Und ſeine Nacht hat auch ein Morgenroth.

Du haſt dein Kind geliebt, beſchirmt, bewacht,
Warſt Schutzgeiſt ihm, — nun hat es Gott gewendet,
Und deinem Kind das Engelamt geſpendet,
Das früher er dir liebend zugedacht.

Es ſoll fortan an deiner Seite ſtehn,
Ein Bote Gottes in des Lebens Stürmen,
Soll vor Gefahr die treuen Eltern ſchirmen,
Ein Schutzgeiſt, Beiden liebend auserſehn.

Ob unſichtbar — du fühleſt ſeine Näh'
Im milden Wehn, das deine Wange kühlet,
Wenn banger Schmerz in deinem Buſen wühlet,
Als ob die Welt vor deinem Blick vergeh'.

Dann ruft es leiſe: Sieh, ich bin dir nah,
Und bringe dir von meinem Himmel Kunde!
Dein Kind, es ſteht mit dir in ew'gem Bunde,
Und heilig iſt, was Gottes Rath erſah.

Wie du des Lebens Trank mir einſt gereicht,
So bring' ich Labung dir vom Himmel wieder,
Mit Kraft durchſtrömend deine müden Glieder,
Mit Himmelskraft, die nimmer ſtirbt und weicht.

Wie ich das Auge ſonſt zu dir gewandt,
Der Liebe Himmel ſuchend in dem Deinen,
So hebſt du jetzt dein Auge zu dem reinen
Seligen Himmel, meinem Vaterland.

Und dieſes Liebesband, das uns umſchlingt
Durch alle Zeit, durch alle Ewigkeiten,
Es wird dich zu der ſchönen Heimat leiten,
Wo Gottes Hand dein Kind dir wiederbringt.

Dann wirſt du ſehn, wie Knospen, ſchwach und klein,
Im Himmelsgarten freudig ſich entfalten,
Im Arme wirſt du einen Engel halten
Und jubelnd fühlen, er iſt ewig dein!

Weiblichkeit.

Wie ſoll ich nennen, wie bezeugen
Des zarten Weibes heil'ge Kraft,
Vor der die Herzen ſtill ſich beugen,
Und ſchüchtern ſchweigt die Leidenſchaft?
Iſt es der Schönheit Himmelsblüte,
Des Reizes heimliche Magie?
Ach, was iſt Schönheit ohne Güte,
Und was iſt ohne Tugend ſie!

Haſt du der Sanftmuth Blick geſehen,
Vernahmſt du ihren ſüßen Laut,
Der wie belebend Frühlingswehen
Das Herz dir lindernd aufgethaut?
Hat dich der Unſchuld Bild gerühret,
Das, unbewußt der eignen Macht,
Empor zu Gott und Himmel führet
Aus eitlen Dunkels langer Nacht?

Erquickte dich der Sonnenſchimmer,
Der hell des Glaubens Stirn umthaut?
Der lächelnd auf des Glückes Trümmer
Noch Roſen pflanzt und Gott vertraut?
Haſt du der Freude Quell gefunden,
Das friedlich ſtille, reine Herz,
Das Blumen ſchlingt in unſre Stunden,
Es ſei im Glück, es ſei im Schmerz?

Hat dich der heil'ge Ernſt durchſchauert
Der Seele, die die Tugend liebt?
Die, wo Verderben heimlich lauert,
Von Himmelskräften Zeugniß giebt?
Und hat die Liebe dich gewonnen,
Die freudig duldet, muthig trägt,
Und wie die Gottheit um die Sonnen,
Um ihre Welt die Arme ſchlägt?

Sieh, dieſe lichten Strahlen weben
Sich ſchweſterlich zu einem Bild,
Das, als das herrlichſte im Leben,
Sich wunderbar dem Blick enthüllt.
Sein Tempel iſt des Hauſes Stille,
Dort waltet, ſchafft es ſtill beglückt,
Und Weiblichkeit, ſo heißt die Fülle
Der Schönheit, die das Herz entzückt.

Die unſichtbare Krone.

Geformt von eines Engels Händen
Sank eine Krone einſt herab,
Die ſiegender als Demantſchimmer
Ein wunderbarer Reiz umgab.

Man ſah ſie nicht, doch tief empfunden
Ward ihres Daſeins Zaubermacht,
Denn mit ihr war die Kraft verbunden,
Die ſich die Herzen eigen macht.

Der Hoheit Blick, der Sanftmuth Milde,
Die Güte, die die Herzen rührt,
Mit all den köſtlichen Juwelen
War dieſe Krone ausgeziert.

Und wer ſie trug, dem ſchloß vertrauend,
Schloß jubelnd ſich die Seele an,
Den unſichtbaren Thron erbauend,
Dem frei die Geiſter unterthan.

Und willſt du wiſſen, was ich meine,
Und wem dies Kleinod ward geſchenkt? —
Die Krone iſt's, die hehre, reine,
Die ſtiller Tugend Stirn umfängt.

Sie iſt an keinen Stand gebunden,
Frei reicht des Himmels Gruß ſie dar,
Doch wo zwei Kronen ſich verbunden,
Da jubelt froh der Engel Schaar!

Mit einer Alpenroſe.

An R.

Kennſt du die Roſe, die von Licht umfloſſen,
Das Haupt erhebt auf ſtillen Alpenhöhen,
Kein Dorn iſt an dem zarten Grün zu ſehen,
Dem Himmel iſt der lichte Kelch erſchloſſen.

Ihr gleicht die Liebe, die zum Licht gewendet,
Mit Glaubensallmacht jeden Schmerz beſieget,
Die kindlich an das Vaterherz ſich ſchmieget,
Und rings umher der Freuden Fülle ſpendet.

Drum wählt' ich dieſe Blume dir vor Allen!
Sie ſchuf ein Gott dem reinen Sinn zum Lohne,
Hindeutend auf des Lebens höchſte Krone.

O laß ſie blühen dir zum Wohlgefallen,
Und jede Blüte bringe dir aufs Neue
Der Liebe Segen und den Gruß der Treue.

Mondes-Aufgang.

Still liegt der See. Die Trauerweide taucht
Ihr wallend Haupthaar in die Silberfluten,
Auf die der Widerſchein der Abendgluten
Den letzten Roſenſchimmer hingehaucht.

Und immer dunkler ragt zum Himmelsblau
Der Wald empor, in tieſem, ernſtem Schweigen; —
Die Pappel ſteht mit dämmergrauen Zweigen
Geheimnißvoll, gleich eines Münſters Bau.

Und leiſer zieht ſein ſtilles Wellengleis
Der Silberſchwan zum grünen Uferſchatten;
Hier ruht er aus in ſeligem Ermatten,
Und blickt empor zum finſtern Wolkenkreis.

Da grollt es leiſ' am fernen Himmelsſaum,
Die Wipfel rauſchen ſchauerlich zuſammen,
Und drohend ſpielen röthlich gelbe Flammen
Am Horizonte, wie ein banger Traum.

Doch wie von eines Gottes Majeſtät
Gehalten, — ſchweigt es plötzlich auf den Auen;
Ein Tempel ſcheint ſich ſchützend aufzubauen,
Durch den ein Engel ſanft verſöhnend geht.

Und ſieh, was lichtet freundlich dort die Nacht?
Leiſ' ſteigt es aufwärts durch des Seees Welle
Wie ein Gebild in überird'ſcher Helle
Und ſchwebt empor in wunderbarer Pracht.

Noch hüllt ein Flor des Mondes Angeſicht; —
Jetzt ſinkt er hin; und überſtrömt von Milde
Zeigt ſich ſein Himmels-Antlitz dem Gefilde,
Das jedes Weh und jeden Kampf beſpricht.

Die Wolke rafft den rothen Blitz zurück,
Kann nicht verfolgen mehr und nicht mehr haſſen,
Der Sturm hat ſeinen Felſenſitz verlaſſen
Und flieht, beſiegt von einem Friedensblick.

Und wie die Erde ſelig ſich verklärt:
So auch das Herz, das jenen Strahl getrunken;
Sein Gram, ſein Bangen iſt dahin geſunken,
Im Schooß des Friedens iſt es eingekehrt;

Und ahnungsreiche, ſüße Träume ziehn
Zu ihm herab auf heil'gen Lichtes-Schwingen;
Es nahen Engel, Palmen ihm zu bringen,
Sein Paradies, er ſieht es wieder blühn; —

O Mond! Herold des Ew'gen! ſteig' empor!
Geuß auf die Welt die lichte Friedensſchale!
Sanft träumt ſich's fort in deinem Silberſtrahle
Von allen Himmeln, die das Herz verlor!

Und iſt es wahr, was jüngſt mein Herz verſtand,
Daß du die Heimat biſt verwandter Seelen,
Die hier getrennt, ſich dort einſt neu vermählen,
In jeder Form ſich inniglich bekannt.*)

Geheimes Walten.

Es will das Leben ſich geſtalten
In ewig wechſelndem Beginn;
Bald müſſen Bluten ſich entfalten,
Bald ſinken Andre welkend hin.
Wir ſehen, wenn nach kräft'gem Streben
Die herrliche Natur erblüht;
Doch will ſie nie den Schleier heben,
Der ſich um ihre Werkſtatt zieht.

Es ſchwellet die Knoſpe, es drängen die Triebe,
Die Blätter, die Blüten zum Lichte hervor,
In ſchweigenden Nächten pflegt ſorgſame Liebe
Das ſchwankende Hälmchen zur Staude empor.
Wohl ſehen wir grünen von Tage zu Tage
Den duftigen Garten, den ſchattigen Hain,
Doch wenn ich die Blätter, die Blumen auch frage,
Nie weih'n ſie in jenes Geheimniß mich ein.

---

*) Eine in dem Stillleben von Dr. Nürnberger ausgeſprochene, liebliche Idee.

Es lacht der Himmel rein und helle
Hernieder zu des Haines Nacht;
Der Roſenbuſch an friſcher Quelle
Wiegt ahnend ſeiner Zweige Pracht;
Noch ruht die Knospe tief verborgen,
Die einſt ſo wonnig ihn verklärt,
Doch träumt er ſchon am nächſten Morgen
Welch großes Heil ihm widerfährt.

Da beben die Zweige in nächtlicher Stille,
Der Blätter Geheimniß erzittert und bricht,
Und aus der Verborgenheit ſchützender Hülle
Steigt ſchüchtern die Knospe und drängt ſich an's Licht;
Bald ſtrahlet die Roſe in lieblichem Schimmer,
Weit ſtrömet ihr Balſam ins blühende Land,
Wir ſtaunen und ſehen, doch faſſen wir's nimmer
Wie alſo die blühende Roſe entſtand.

Und wenn der Frühling neu beginnet
Auf ſtiller, unbekannter Spur,
Wie aus dem Moos die Roſe dringet,
So waltet überall Natur.
Der Sänger wandelt ſtill und ſinnig
Durch die geſchmückte Frühlingswelt,
Und fühlt gar deutlich ſich und innig
Den ſüßen Wundern zugeſellt.

Denn wie es da draußen ſich raſtlos geſtaltet,
So regt es ſich tief ihm in Sinn und Gemüth,

Bis frei ſich das holde Gebilde entfaltet,
Und das ſelige Herz zu Geſängen erglüht.
Wohl hören wir freudig die Lieder erklingen,
Doch faſſen wir's nie, was ſo tief uns bewegt,
Der Roſenbuſch blüht und der Dichter muß ſingen,
So lange das fröhliche Leben ſich regt.

Gleichniß.

Des Lenzes blühende Dolde,
Das blaue Veilchen im Grund,
Die Purpurroſe, die holde,
Mit ſelig lächelndem Mund.

Die balſam-duftenden Bäume
Von jungem Epheu umſchmiegt,
Dies Alles ſind heilige Träume,
In denen die Erde ſich wiegt.

Doch ſiehſt du die Dornenranken
Und den Schierling, ſo giftig und bunt:
So ſcheint es, daß böſe Gedanken
Ihr wohnen im Herzensgrund.

Sie gleichet dem Menſchengemüthe
Voll wechſelnder Lebensflut;

Heut waltend in Anmuth und Güte,
Und morgen in Leidenſchaftsglut.

Und doch iſt's dieſelbe Sonne,
Die Beide wartet und ſäugt;
Wie kommt es, daß einem Bronne
Bald Leben, bald Tod entſteigt? —

Beſchirmung.

Im hellen Morgenprangen
Zwei Blütenbäume ſtehn
Von Blütenſchnee umfangen,
So hoffnungsvoll, ſo ſchön.
Die Nachtigallen flüſtern
Durch ihrer Düfte Strom;
Man möchte knie'n und beten
Im hehren Frühlings-Dom.

Und ſeitwärts neigt die Zweige
Ein Sturm-entlaubter Baum,
Ein ſtiller, ernſter Zeuge
Von ſel'gen Lenzes Traum:
Einſt wußt' auch er zu ſingen
Von Lenz und Sonnenblick;
Jetzt mahnt's wie leiſes Klingen
Nur an verſchwund'nes Glück.

Da zieht ein dunkler Schleier
Am Horizont empor,
In ernſter, ſtummer Feier
Verſtummt der Runde Chor.
Die Blütenbäume ſehen
Sich ſtumm und harmlos an
Als wär's nur Frühlings-Wehen,
Was ſie berühren kann.

Doch ſorglich ſtreckt die Zweige
Der falbe Baum hinaus;
Daß er ſie ſchützend beuge
Zu einem ſichren Haus.
Er kennt das rothe Funkeln
Im grauen Wolkenmeer,
Das langſame Verdunkeln
Der Fluren rings umher.

Träumt, ſpricht er, ungeſtöret,
Die Liebe ſteht zur Wacht;
Sie, die den Blitzen wehret
In wilder Sturmes-Nacht.
Und ſoll ein Opfer fallen,
So ſei's der morſche Baum. —
Euch aber ſoll umwallen
Ein ew'ger Lenzes-Traum.

Herbſtbilder.

Die Roſe iſt entblättert, die Lilie verblüht,
Und das Lied iſt im Haine verſtummt;
Wie das Spätroth am Himmel, ſo ſchimmert und glüht
Hinſterbend der purpurne Wald.

Und die Vöglein, ſie ziehen darüber hin,
Durch das luftige, endloſe Blau,
Und es wird mir ſo traurig, ſo traurig zu Sinn
Auf der ſtummen, verödeten Au.

Wo find' ich ihn wieder, den ſonnigen Schein?
Wo den Frühling, ſo lieblich, ſo hehr?
Der Vogel der Lüfte iſt glücklich allein,
Er folget dem Lenz über's Meer!

Komm, Zither, und du mein herzinniges Lied!
Kommt, tröſtet mein trauernd Gemüth!
Und wird's auf den Fluren auch winterlich trüb,
Doch weiß ich, wo Frühling mir blüht!

Du Auge voll Huld, ſei zur Sonne beſtellt
In der Häuslichkeit friedlichem Reich!
Du aber, des Liedes buntfarbige Welt,
Sei Blüte und Vöglein zugleich!

Was das Vöglein ſucht über Meer, über Land,
Das heget ein Plätzchen gar klein!
Ein liebendes Herz iſt iſt des Frühlings Pfand;
Nie ziehet der Winter dort ein!

Wolkenbild.

Des Sturmes Fitt'ge ſchlagen
Das letzte Laub herab,
Und Wolkenbilder jagen
Geſchäftig auf und ab.

Jetzt lauſchet Sonnenſchimmer,
Jetzt Mond um ihren Pfad,
Sie ziehn und raſten nimmer,
Ob Tag und Nacht ſich naht.

Sie alle treibt von dannen
Des Sturmes wildes Wehn,
Und Keiner weiß, von wannen?
Niemand, wohin ſie gehn.

Du kleines Menſchenleben,
Die Wolke iſt dein Bild,
Einſt wirſt auch du entſchweben
Wie Nebel im Gefild.

Verklungen und vergeſſen
Iſt bald die flücht'ge Spur,
Und was wir hier beſeſſen
War Wolkenſchatten nur.

Doch wie im ſanften Thaue
Der Wolke Bild verſchwebt,
Und eine Frühlingsaue
Sich neu verjüngt erhebt,

So wird, was wir umſchloſſen
In liederfüllter Bruſt,
Hervor in Blüten ſproſſen
Zu ſel'ger Lebensluſt.

Novemberlied.

Die Wälder ſtehn ſo traurig,
Und ſehn ſich ſchweigend an,
Dahinter aber ſchaurig —
Steigt's rieſenhaft hinan,
Und wächſt und ragt und zeiget
Ein geiſterbleich Geſicht,
Und dehnt ſich aus und ſteiget
Still drohend auf zum Licht.

Da geht ein ſtarrer Schrecken
Durch Wieſen, Hain und Land,
Die letzten Halme ſtrecken
Sich zitternd in den Sand.
Das Bächlein ſtockt, es ſtehet
Der Pulsſchlag der Natur,
Und Todesſchauer wehet
Durch die erſtarrte Flur.

Der Rieſe aber breitet
Ein ſilberweiß Gewand,
Und dehnt es aus, und ſchreitet
Damit von Land zu Land.
In Falten unermeſſen
Es hin zur Erde fällt,
Als deck' es mit Vergeſſen
Die Freuden einer Welt.

Frühlings Vorgefühl.

Laßt immerhin den Winter toben!
Ich träume ſüßen Frühlingstraum;
Der weiße Flockentanz von Oben
Iſt Blütenſchnee vom Aepfelbaum.

O ſeht mein Fenſtergärtlein blühen —
Die Bienen ſummen ſchon herbei,
Der Goldlak flammt und Tulpen blühen,
Und Primeln duften wie im Mai.

Was ſoll mein Blick ins Weite ſchweifen?
— Der kleine Raum ſei meine Welt,
Wo ungeſtört die Blüten reifen,
Von keinem rauhen Sturm gefällt;

Wo meine Hand mit leiſem Koſen
Die kleinen Veilchen ſich erzieht,
Und trotz dem Nord ein Heer von Roſen
Voll ſüßer Düfte mich umblüht.

Fallt weiße Flöckchen nur hernieder;
Des Winters Macht iſt bald am Ziel!
Ich träum' und ſinge frohe Lieder
In ſel'gem Frühlingsvorgefühl!

Ahnung.

Warum freu ich mich, du holder Frühling,
Doch ſo ſehnlich auf dein Wiederkehren?
Iſt es doch, als ſollten deine Bluten
Alle Wünſche, die im Herzen glühten,
Schöner noch und herrlicher gewähren.

Alle Blumen werden wieder kommen,
Alle Bäume werden neu ſich ſich kleiden,
Auch die Vögel werden wiederkehren,
All die Stimmen werd' ich wieder hören,
Die verhallten in dem Hauch der Zeiten.

Doch noch Höh'res ahnet meine Seele,
Von der Sehnſucht hoher Glut entzündet;
Was verheißt der Ahnung dunkles Streben,
Fällt ein Götterſtrahl in dieſes Leben?
Oder iſt's der Tod, — den ſie verkündet?! —

Der Schiffer.

Du ſtilles Land, der Ahnung nur vertraut,
Du Land, nach deſſen ſonnenlichter Sphäre
Des Kummers Sohn durch ſturmbewegte Meere
Mit ſehnſuchtsvollen Blicken ſchaut.

O zeige dich in deiner Morgenpracht!
Durchbrich mit deinen heitern Sonnenblicken
Mit deines Aufgangs wonnigem Entzücken
Des Schiffers bange, tiefe Nacht! —

Auf dich weiſt ihn ſein Kompaß unverwandt,
Einſenken will den Anker er dort drüben,
Wo all ſein Hoffen wohnt, und all ſein Lieben,
Dort, im erſehnten Heimathland.

O treibe, Sturm, den morſchen Kahn hinaus!
Nichts fürchte ich! du führſt den Heimathloſen
Auf raſcher Fahrt zu ſeines Lenzes Roſen,
Und trägſt ihn ſanft ins Vaterhaus.

Geiſterſtimme.

Kennſt du mich nicht? — Geſendet von den Höhen
Der lichten Welt, wo jede Klage ſchweigt,
Komm' ich, mit dir den ſtillen Pfad zu gehen,
Wenn ſcheidend ſich die letzte Sonne neigt!
Lang' war ich fern, du haſt um mich geweinet,
Am öden Tag, im nächtlich bangen Traum,
Jetzt bin ich dir, Geliebter, neu vereinet,
Und überflügelt iſt der Trennung Raum.

Kennſt du mich nicht? Ich trat in's fremde Leben,
Da ſchloſſeſt du mir deinen Himmel auf!
Jetzt komm' ich, gleiche Wonne dir zu geben,
Zu Edens Blumen wink' ich dir hinauf!
Du haſt der Liebe einſt mein Herz erſchloſſen;
Unendlich Lieben geb' ich dir zurück!
Vom Born des Lebens hat mein Mund genoſſen,
Mein Kuß vermählt dich meinem Himmelsglück.

Kennſt du mich nicht? Eng war der weiße Schleier,
In dem ich ſchied, und klein mein dunkles Haus,
Jetzt breit' ich zu des Wiederſehens Feier
Mein Lichtgewand in reichen Wellen aus.

Fein iſt mein Kleid, und doch ſo ſtark erfunden!
Des Adlers Schwingen weichen ſeiner Macht,
Und hat es dich, Geliebter, feſt umwunden,
So trägt es ſanft dich durch die bange Nacht.

Kennſt du mich nicht? Wohl ſind der Freundin Züge
Verborgen noch, verhüllet deinem Blick!
Doch wenn ich mich an's Herz dir innig ſchmiege,
Umfängt dich, Theurer, auch des Anſchaun's Glück.
Du öffneſt mir die Arme, willſt mich ſchauen?
So ſei denn frei, ſei frei wie ich es bin!
Und für dies Zittern, für dies kurze Grauen
Nimm meiner Freuden ganzen Himmel hin!

Das bleiche Bild.

Ballade.

(Nach einem mündlichen Bericht, als der Eisgang der Oder den Dammbruch bei Wilkau veranlaßte und die Glogauer Gegend überſchwemmte.)

Was wimmert ſo bange im ſchwankenden Kahn?
Was ſtieret ſo ſtumm zu den Wolken hinan?
Wer iſt das bleiche, verlaſſ'ne Weib,
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib.

Die Schiffer, ſie bieten ihr Kleider und Geld,
Sie haben im Kreiſe ſich um ſie geſtellt,
Sie reichen ihr Wein, ſie reichen ihr Brod; —
Sie ſchaudert zurück wie vor kaltem Tod!

Sagt an, was blickt ſie ſo ſtier hinab?
„Sechs Söhne verſanken in's Wellengrab,
Sechs Söhne, die ſie als Mutter gebar,
Die ganze blühende Kinderſchaar."

„Schaut hin! So weit der Blick ſich erſtreckt,
Hat die Flut die Habe des Landmanns bedeckt,
Sie tobt und wälzt ſich von Ort zu Ort,
Und reißet die Hütten, die Heerden mit fort."

„Und der Menſch auch kann ihr nicht mehr entfliehn,
Sie dräut, ſie verfolgt, ſie umzingelt ihn,
Hier jammert der Vater, dort weinet der Sohn,
Hier reißt der Strom ſie beide davon.“

„Doch — wie auch das Schrecken in jeder Geſtalt,
Am Trümmer-bedeckten Ufer wall't: —
Die Aermſte von Allen iſt doch das Weib
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib.“

„Heut ſtand ſie noch froh in der Söhne Kreis,
Da riß der Damm, da zerborſt das Eis,
Da ſtrömte, gleich einem gewappneten Mann,
Der tobende Strom zur Hütte hinan.

„O Himmel! Wer rettet mir Hab und Gut,
Es zertrümmert mir Alles die wilde Flut!
Zum linken Ufer iſt frei noch die Bahn,
Auf! Rette ein Jeder, der retten kann!‘“

„Da eilten die Söhne, ſo klein als groß,
Und banden eilig den Nachen los,
Und luden ein, was die Hand erfaßt,
Und ſteu'rten dahin mit der ſchweren Laſt.“

„Und kamen zurück, und faßten im Nu
Das Zieglein im Stall und die Jungen dazu,
Und ſteuerten hinaus mit ſorgſamer Hand
Durch die näher drohende Schollenwand.“

„Und wieder ſchwankte das Schifflein zurück. —
Vom Söller ſchaut es der Mutter Blick,
Sie ſieht, den Säugling auf ihrem Arm,
Und blickt auf die Söhne voll Angſt und Harm!“

„Und immer wilder der Eisgang naht —
Schon ſchlingt ſich durch rieſige Schollen der Pfad.
Da — Jeſus Maria! — Da iſt's gethan!
Vom Eiſe begraben, verſchwindet der Kahn!“

„O Mutter! du Arme! gebiete dem Schmerz!
Es ſchmiegt ſich dein Säugling dir weinend ans Herz!
O Mutter, zurück von dem kalten Tod,
Es ruft dich in's Leben ein heilig Gebot!“

„Da ſchaut ſie zum Himmel mit ſchmerzlichem Blick,
Und faßt in die Arme ihr einziges Glück,
Und laut ertönt es durch Nacht und Wind:
„Wer rettet mein letztes, mein einziges Kind!“ “

„Und ſieh! — auf ſchäumender Waſſerbahn
Fliegt eilig ein rettender Nachen heran:
„„Auf, Weib! und ſei zum Sprunge bereit!
Die Noth wächſt höher, es drängt die Zeit!“ “ “

„Und feſt den Säugling gepreßt an die Bruſt,
Des eignen Daſeins ſich kaum bewußt,
Befolgt die Mutter der Schiffer Gebot
Und ſpringt hinab in das rettende Boot.“

„Doch ach! — Wie feſt ſie das Knäblein gefaßt:
Im Sprunge entfällt ihr die theure Laſt!
Umſonſt jede Hülfe! — Es ſinkt hinab
In das kalte, ſchaurige Wellengrab.“

Den Schiffern rieſelt's durch Mark und Bein;
Sie hören kein Weinen, ſie hören kein Schrei'n,
Ein bleiches, unbewegliches Bild
Entführt der Nachen durch's Stromgefild

Sie ſprechen zu ihr mit Troſt und Rath,
Sie bieten ihr Hülfe mit Wort und That,
Sie reichen ihr Wein, ſie reichen ihr Brod,
Sie ſchauert zurück wie vor kaltem Tod

Das iſt das bleiche, das traurige Weib,
Mit dem feuchten Gewande auf zitterndem Leib,
Sie hat keine Thräne, ſie klagt keine Noth,
Ihr Sinn iſt zerrüttet, ihr Herz iſt todt!

Dem König.

Dumpfe Trauerglocken ſchallen
Und der Völker tiefes Leid
Zeigt, welch hoher Stamm gefallen,
Welch ein Haupt der Tod bedräut; —
Im Palaſt wie in der Hütte
Wohnt der Kindesliebe Schmerz,
Denn es ſchied aus Aller Mitte
Ein geliebtes Vaterherz.

König du, von Gott gegeben!
Gottes Stellvertreter du!
Hochbeglückend wie dein Leben
Sei geſegnet deine Ruh'!
Frieden gabſt du allen Landen;
Darum ſei der Friede dein,
Den die Auserwählten fanden
Mit dem Urquell im Verein!

Blickend auf das Ziel der Tage,
Forſchend ſtets nach Gottes Rath,
Wogſt du auf gerechter Wage
Eigne That und fremde That.
Darum wird den Gottgetreuen,
Der Gerechtigkeit geübt,
Jener Krone Glanz erfreuen,
Die der Herr den Seinen giebt.

Groß im Unglück, mild im Glücke,
Glaubensſtark und ritterlich,
Hohes Vorbild jedem Blicke
Sahen wir, Verklärter, dich!
Darum kann dein Bild nicht ſchwinden! —
Allen Herzen eingeprägt,
Wird es jene Flamme zünden,
Deren Schwinge aufwärts trägt.

Laß uns glauben, daß dein Frieden,
Seel'ger Geiſt, uns nie verläßt! —
Biſt am Pfingſtfeſt ja geſchieden,
Dieſem Heil'gen-Geiſtes-Feſt!
Gotterfüllte Seelen gießen
Ihren Himmels-Segen aus:
Alſo wird dein Geiſt umfließen
Dein verwaiſtes Königs-Haus;

Wird durchdringen den geweihten
Hohen Erben deiner Macht;
Wird zum ſchönen Ziel Ihn leiten,
Wo auch Ihm die Palme lacht.
Leben wirſt du in dem Sohne,
Liebend wir in Ihm dich ſehn,
Und auf Preußens Königs-Throne
Wird erneut dein Bild erſtehn.

Zum Einzug Ihrer Majeſtäten des Königs und der Königin

in Breslau, am 11. September 1841.

Laßt, graue Dome, eure Glocken ſchallen!
Es kommt, es kommt das theure Königs-Paar!
Auf, Breslau! ſchmücke feſtlich deine Hallen,
Send' Ihm entgegen deiner Jungfrau'n Schaar.
Laß frei empor der Liebe Flamme wallen
Von ihrer Herzen kindlichem Altar,
Damit ſie's laut, in Aller Namen, ſage:
Dein ſind wir, dein, mit jedem Herzensſchlage.

Beglückt, beglückt, wer in das Auge ſchauet
Das treu ſein Volk bewacht mit Vaterblick!
Heil, wen des Wortes milder Hauch umthauet,
Das weiſe lenket Tauſender Geſchick!
Und jene Hand, die raſtlos ſchafft und bauet
An ihrer Unterthanen Heil und Glück:
Beglückt, beglückt, wer ihren Gruß empfangen,
Den Gruß, an dem ſo Freud' als Segen hangen.

Thu' auf die Thore! Zieh die Ehren-Kette
Um deinen Herrſcher, treue Schleſier-Schaar!
Auf, Land und Stadt! auf, bringet um die Wette
Dem Hochgeliebten deine Huld'gung dar!

Für alle Zeit geweihet ſei die Stätte,
Wo es verweilt, das edle Königs-Paar,
Und flammend ſei's in Breslau's Buch geſchrieben:
Des Königs Gnade iſt uns treu geblieben!

Einem wohlthätigen Vereine

am heiligen Chriſtabende

Beglückend ſteigt das ſel'ge Feſt hernieder
Vom lichten Sternen-Raum!
Es naht, und pflanzt in unſre Mitte wieder
Den ſchönen Weihnachtsbaum!

Habt Dank, habt Dank, Ihr, die der Herr erwählet
Zu Engeln ſeiner Huld,
Ihr, deren Herz mit Liebe er beſeelet,
Mit Mitleid und Geduld.

Auf Eure Hand rinnt unſre Freudenzähre,
Nehmt ſie zum Segenspfand,
Des Wohlthuns Glück, Gedeih'n und Fülle mehre
Sich ſtets in dieſer Hand!

O bleibt uns hold! Es ſteigt die That der Frommen,
Ein Opfer, himmelan!

Und Er, der Herr, er hat es angenommen,
Als ſei es ihm gethan.

Heil, Heil! darum der Liebe frommes Walten!
Ihr Lohn iſt Seligkeit!
Und dieſen Lohn, ihn mög' Euch Gott erhalten
Durch alle, alle Zeit.

Bundes-Lied.

Dem lieben Freundes-Kreiſe,
Der ſich zum Kranz verſchlungen,
Sei dieſes Lied geſungen,
Das Lieb' und Eintracht preiſt.
Nicht ſing' ich ſtolze Feſte,
Beſtrahlt vom Glanz der Gäſte,
Wo Ueberfluß und Taumel
Aus goldnen Schaalen fleußt.

Der Nektar, den wir ſuchen,
Er ſtrömt aus andern Bronnen,
Wird nicht um Gold gewonnen
Und nicht mit Liſt und Kunſt.
Was Seelen ſoll erquicken,
Was Herzen ſoll entzücken

Das muß vom Himmel fallen,
Als frei Gottes-Gunſt.

Wo Freunde ſich vereinen
In gleichem, ſchönem Streben
Sich freudig zu erheben
Auf edlen Geiſtes Flug;
Wo nach des Tages Mühen
Die heil'gen Lampen glühen,
Die in des Lebens Dunkel
Manch edler Sänger trug:

Wo göttliche Gedanken,
Dem alten Lied entſtiegen,
Sich an die Seele ſchmiegen
Wie leiſer Engel-Gruß,
Erweckend, allbelebend
Die Seele uns durchbebend,
Bis ſie die Flügel breitet
Im ſeligen Genuß,

Und ſelbſt den Flug nun waget
Und eine Blume bringet,
Die in den Kranz ſie ſchlinget
Nach des Gefühles Wahl,
Die Allen angehöret,
Die harmlos, ungeſtöret
Den Kelch erſchließt, vertrauend
Der Liebe mildem Strahl:

Da iſt ein lieblich Weilen
Da eilet froh und helle
Gleich der bekränzten Welle
Die flücht'ge Stunde hin.
Da wahrt ein froh Erinnern
Sie lange noch im Innern;
Wie feſt die Muſchel wahret
Der Perle Hochgewinn.

Drum laßt ſie feſt uns halten
Der Stunde heitre Spende,
Die liebend in die Hände
Ein guter Gott uns giebt.
Nie ſoll der Kranz veralten
Und wie das Herz erkalten,
Und ſtets zuſammenhalten
Was treu das Schöne liebt.

Herbſtes Anfang.

(Im Logengarten zu Breslau.)

„Wer ſagt, daß ſie zu Ende heut,
Die goldne, ſüße Sommerzeit?
— O ſeht des Himmels reines Blau,
Den Schimmer der ſmaragdnen Au';
Das Laub, ſo friſch, ſo frühlingsgrün,
Als ſollt' ein neuer Lenz erblüh'n!
Kein ſterbend Gelb, kein ſieches Roth,
Mit dem der Herbſt den Hain bedroht:
Voll Blumen Garten noch und Flur
Und kindlich heiter die Natur!

Nein, nein, noch ſitzt er auf dem Thron,
Des Jahres holder Lieblingsſohn;
Noch herrſcht der *Sommer* ſanft und mild
Als König über das Gefild.
Der Herbſt muß dienend draußen ſtehn
Und Pagendienſt bei ihm verſehn,
Muß Trauben bringen, ſüßen Moſt
Für ſeines jungen Herrſchers Koſt: —
Der alte, finſtre Griesgram der!
Das mag ihm werden bitterſchwer!"

So ſprach ein heitrer Freundes-Kreis,
Und jeder ſang des Sommers Preis:

Die Traube lachte ſtill beglückt,
Daß ſie des Sommers Kranz geſchmückt,
Und alle Blumen ſtimmten ein:
Noch lange ſollt' Er Herrſcher ſein!

Da horch, mit Einemmal erſchallt
Ein dumpfes Brauſen durch den Wald;
Gewölke ballen ſich mit Macht
Zu einer finſtern Wetternacht,
Und d'raus hervor — daß Gott erbarm',
Langt ein gewalt'ger Rieſenarm,
Der wirft und peitſchet hart und ſchwer
Der Bäume Wipfel hin und her,
Weit fliegt das Laub, vom Sturm gefacht,
Zur Erde ſinkt der Blume Pracht,
Ein Staubgewirbel füllt die Luft
Statt Sonnenglanz und Blumenduft.

„Hinweg!“ — ſo ruft's mit Donnerton,
„Mit Hohn vergelt' ich euren Hohn!
Wer iſt der Herrſcher, ſagt mir an,
Iſt's jener zierliche Galan,
Der immer nur mit Blumen ſpielt
Und ſchmeichleriſch die Herzen ſtiehlt?
Seht in mein bärtig Angeſicht!
Gefällt Euch meine Schönheit nicht?
Es iſt des Herbſtes Majeſtät,
Die, Macht gekrönet, vor euch ſteht!
Er wird Euch lehren Sitt' und Recht,
Und wer da Herrſcher iſt und Knecht!“

Er ſagt's und aus der Wolke Schooß
Bricht wild der Sturm von Neuem los,
Kaum kann der Gäſte Schaar entflieh'n,
Verheert wird Putz und Laubengrün,
Hier fliegt ein Hut und dort ein Tuch,
Ein Strickſtrumpf hier, und dort ein Buch.
Man ſucht und irrt in wilder Haſt,
Hier knickt ein Schirm und dort ein Aſt,
In ſcheuer Jagd flieht Groß und Klein,
Und Sturm und Regen hinterdrein.

„Hab' ich euch nun Reſpekt gelehrt?“ —
So ruft, von Siegesluſt verklärt,
Der Herbſt, und ſtreichet ſeinen Bart
Nach herriſcher Tyrannen Art.
„Nun geht, und träumet am Kamin
Von Sommerluſt und Frühlingsgrün!
Aus iſt nun alles, Spiel und Tand! —
— Ich aber bin der Herr im Land!“

Meiner freundlichen Sängerin Julie zum 8ten Januar.

1.

Sonne und Winter.

Der Winter legt den Feſtſchmuck an
Und ſteht, mit Silber angethan,
In königlichem Prangen.
Mit Puder iſt ſein Haar beſtreut,
Man ſieht, er will im Gallakleid
Die Sonne heut empfangen.

Und ſieh, da ſchreitet aus dem Thor
Die holde Königin hervor,
Von Roſenlicht verkläret.
Der Winter grüßt voll Gravität,
Und ſagt: Was heut zu Dienſten ſteht,
Das werde gern gewähret.

Die Sonne lächelt ſtill erfreut
Und ſagt: So laß in Einigkeit
Uns heut das Beſte ſpenden!
Auf, bringe unſerm Lieblingskind
Das allerbeſte Angebind
Mit kunſtgeübten Händen!

Der Winter ſinnet hin und her,
Doch ſcheint ſein Haupt, von Silber ſchwer,
Verneinend ſich zu heben. —
„Was meiner Tochter iſt beſcheert,
So ruft er aus, iſt Kronen werth!
Ich kann nichts Beſſ'res geben!

Sie ſchafft, wie ich, durch Zauberei
Der ſchönſten Blumen Pracht herbei
In trüben, kalten Tagen.
Des Vaters Kraft und klarer Blick,
Den hat ſie längſt zu Ruhm und Glück
Als Erbtheil fortgetragen.

Nichts hab' ich mehr für ſie und mich
Als dies Geſchmeide, königlich,
Beſtimmt für hohe Feſte!
Nicht täglich wird es angelegt,
Doch an der Tochter Feſttag trägt
Der Vater gern das Beſte!

Ein Jeder liebt nach ſeinem Sinn!
So ſpricht die holde Königin
Auf goldnem Sonnenwagen.
Ich ſende meine Boten aus,
Und will den ſchönſten Blumenſtrauß
Zu meiner Tochter tragen.

Denn wie ſie auch mit Schöpferkraft
In trüber Zeit ſich Blüten ſchafft,

Die alle Welt entzücken,
So weiß ich doch, ſie liebt wie ich
Die kleinen Blumen inniglich,
Die Wieſ' und Fluren ſchmücken.

Sie hat von mir ein warmes Herz,
Das überwallt in Freud und Schmerz
Und innig feſt umſchlinget, —
Das ſtill ſich freut im Schöpfungsraum
An Quell und Flur und Blum' und Baum,
Und innig liebt und ſinget.

Drum ſchütt' ich meinen Blumenſtrauß
Auf meiner Tochter Lager aus
Nach treuer Mutter Weiſe,
Und laſſe Pracht und Kronendruck
Dem guten alten Greiſe!"

So ſprach die Sonn' und ſtrahlte mild
Hinauf auf's öde Schneegefild
Und ſprach ihr mächtig „Werde!"
Da ſtieg am achten Januar
Der Frühlingskinder frohe Schaar
Laut jubelnd aus der Erde.

Hier kommen ſie! Nimm ſie an's Herz!
Und laß in Liebe, Luſt und Schmerz
Den ſchönen Tag uns grüßen!
Wie ſtolz dein Vater auch geſinnt:

Du wirſt als mildes Sonnenkind
Uns alle freundlich küſſen!

2.

Mit einem Blumenſtrauß.

Wenn es Roſ' und Lilie wären,
Bänd' ich freudig dir zu Ehren
Einen vollen reichen Kranz!
Aber ach! des Winters Blüten
Darf ich dir nur ſchüchtern bieten
Zu des ſchönen Feſtes Glanz!

Sag', du Lieblingskind der Horen,
Warum biſt du denn geboren
In ſo kalter Winterszeit?
Wo die Vöglein fliehn erſchrocken,
Wo die Quellen alle ſtocken,
Wo das Blümchen ſtirbt vor Leid?

Soll ich dir das Räthſel deuten? —
Um zu lichten trübe Zeiten
Wurdeſt du der Welt geſchenkt.
Liedesklang und Blumenleben
Sollteſt du uns wiedergeben,
Wenn uns Eis und Schnee umfängt.

Kränze ſollteſt du uns winden,
Wenn der Fluren Reize ſchwinden, —
Kränze jung und ewig grün —

Und aus trüben Wolkenringen
Tragen uns auf lichten Schwingen
In das Land der Harmonie'n.

Darum mußte Eisumgeben
Deine Wiege ſich erbeben
In der ſtarren, dunklen Zeit.
Warmer Liebe reiche Fülle
Sollte keimen in der Stille,
Wie die Saat im Winterkleid.

Fröhlich iſt ſie aufgeſtiegen,
Thät den Winter bald beſiegen
Mit des warmen Lebens Macht.
Was ſein kalter Odem trennte,
Alle frohen Elemente
Sind mit ihr vereint erwacht.

Und was außen nicht zu finden:
— Roſen, duft'ge Lilien winden
Ungeſucht ſich in den Kranz,
Und du leihſt der armen Gabe
Mit der Liebe Zauberſtabe
Deinen eignen Frühlingsglanz.

3.

Du willſt, ſie ſollen nicht erſcheinen,
Die kleinen Blumen, dieſes Jahr?

Ach, wie betrübt ſie ſtehn und weinen,
Wo ſonſt nur Freud' und Jubel war!

Sie hatten ſich in aller Stille
Zum ſchönſten Feſte angeſchmückt;
Das Veilchen ſprengte ſeine Hülle,
Die Tulp' erblühte ſtill beglückt;

Mit buntem Schmelz und feinen Kanten
Erſchienen Primeln blank und ſchön,
Um auch im Kreis der Gratulanten
Mit ſtillem Glückwunſch dazuſtehn.

O nimm das ſtrenge Wort zurücke,
Und laß die armen Blümmen ein!
Sie wollen mit beſcheid'nem Blicke
Die letzten in dem Kreiſe ſein.

Wie Kindern es geziemt zu ſchweigen,
So wollen ſie von ferne ſtehn,
Und demuthvoll ihr Antlitz neigen
Und leiſe ihren Duft verwehn.

Nur einer dieſer Blumen gönne
An deinem Herzen zu verblühn,
Daß ſie dir leiſe ſagen könne,
Welch ſtille Träume ſie durchglühn!

Sie ſpricht der Freude goldne Flammen
So wie des Ernſtes tiefe Nacht:

Sie ſchmolz in mir der Herr zuſammen
Zu meines Feſtgewandes Pracht.

So wird der Freundſchaft hehre Blume
Aus Leid und Freude ſtill erzeugt,
Wie ſie im Herzensheiligthume
Im Gold der Treue aufwärts ſteigt.

Drum gönne du an deiner Seite
Ein Plätzchen ſtets als Heimat mir,
Nie weicht, als ſchützendes Geleite,
Der Freundſchaft Genius von dir!

Lobgeſang.

Am Geburtstage des Vaters.

Alles was Odem hat, lobe den Herrn!
Andacht und heilige Wonne durchdringen
Unſer Aller Seelen ganz!

Siehe, wir feiern ein fröhliches Feſt!
Singen dem Morgen mit jubelnder Stimme,
Welcher den liebenden Vater uns gab;

Ihn, ſeiner Kinder Führer und Freund!
Führer der Jugend zu Quellen des Lebens,
Führer der dürſtenden Seelen zu Gott.

Siehe, noch fehlet der Lippe das Wort,
Ganz zu enthüllen des dankbaren Herzens
Unausſprechliches Gefühl!

Einſt ſoll der Jünglinge Wandel und That
Fröhlich bezeugen, was tief in der Seele
Uns als heiliger Vorſatz glüht.

Segne den Beſten der Väter, o Herr!
Und dein Erbarmen und deine Gnade
Walte ewig über uns!

An einen alten Freund beim ſpäten Wiederſehen.

Im heitern Frühlingsſtrahle,
Wo Roſ' und Veilchen ſprießt,
Da hat zum erſtenmale
Mein Auge dich begrüßt.

Wir wallten froh zuſammen
Durch die geſchmückte Flur
Im ſchönen Doppellenze
Der Jugend und Natur.

Nun liegen lange Jahre
Wohl zwiſchen hier und dort,
Sie führten Lenz und Sommer
Und Roſ' und Jugend fort.

Heut iſt's ein Wintergarten,
Wo wir uns wiederſehn,
Nach langer Pilgerreiſe
Und wilder Stürme Wehn.

Das Haar iſt bleich geworden,
Die Jugend iſt entflohn,
Doch klingt aus fernen Tagen
Noch jeder liebe Ton.

Wir ſitzen ſtill zuſammen
Und ſehn uns heiter an,
Wir tauſchen Freud' und Leiden
Der langen Lebensbahn.

Und bei dem Wechſeltauſche
Wird's licht in uns und klar,
Jedweder Schmerz verkläret
Zum Heil ſich wunderbar.

Und grüne Laubengänge,
So ſchattig wie im Mai,
Sie führen uns aufs Neue
Den goldnen Lenz herbei.

Und Blum' und Blüten koſen
Mit goldnem Sonnenſtrahl,
Ja ſelbſt die Maienroſen,
Sie lächeln noch einmal.

Wo iſt denn nun der Winter?
Ich ſehe nichts als Grün!
Der Lenz iſt uns geblieben
Im Innern, ſtets zu blühn.

So laß, o Freund, uns hoffen!
Ein Traum iſt jedes Leid.
In Glauben, Lieben, Hoffen
Tagt ewig Freudigkeit!

Beethoven's Todtenfeier.

Was ſtrömt das Volk dort jenem Haus entgegen,
An deſſen Thor ſich ſeine Woge bricht?
Unzählbar eilt es hin auf allen Wegen,
Es faßt der Raum die Flut der Menge nicht.
Und von den Thürmen hallt's in dumpfen Schlägen,
Um einen Sarg reiht ſich der Fackeln Licht.
Und Trauerſang und der Poſaunen Klänge
Ertönen im entfernteſten Gedränge.

Liegt dort ein König? Geht ein Fürſt zu Grabe,
Daß weinend ihn ein ganzes Volk beklagt?
Ich ſehe nichts von Herrſcherband und Stabe
Auf jener Bahre, wo das Kreuz nur ragt.
Und doch war eine Krone ſeine Habe,
Und doch iſt es ein König, den ihr tragt:
Gekrönt hat ihn die himmliſche Kamene
Und König iſt er in dem Reich der Töne.

Und auf ſieht man den Sarg vom Boden heben,
Auf treuen Schultern ruhet ſeine Laſt.
Und ſechs ruhmwürd'ge Meiſter ziehn daneben,
Des Bahrtuchs Bänder haben ſie gefaßt.
Ja, Alle die der Kunſt, der Hohen, leben
Begleiten ihn zu ſeiner letzten Raſt.
Und die ihn liebten, Freunde nah und ferne,
Nachblicken ſie dem ausgeglomm'nen Sterne.

So naht der Zug dem ſtillen Friedensorte,
Wo ſich der Mund der Erde aufgethan.
Geöffnet iſt die dunkle Grabespforte,
Was ſterblich war, den Todten zu empfah'n.
Und als verhallt die letzten Klageworte,
Und als das Licht wegſchied vom Himmelsplan,
Verſinkt der Sarg, und unſre Augen ſehen
Zugleich *zwei Sonnen* von der Erde gehen.

Und um das Grab ſchließt mit bethränter Wange
Von heimatlichen Sängern ſich ein Kreis.

Ein jeder legt mit liebevollem Drange
Auf jenen Hügel Blüte, Blume, Reis,
Nicht einen Wettkampf gilt es im Geſange,
Hier ringet Keiner nach des Liedes Preis:
Nur ihre Klagen wollen ſie vereinen,
Gemeinſam trauern, ihn vereint beweinen.

Wohl, ſo hänget eure Kränze
An dem heil'gen Hügel auf;
Und ſein glutbeſeeltes Auge
Blicke aus den Sternen drauf.

Wollt ihr wiſſen, wo er ſchwebet?
Seht der Leier goldnen Schein
Dort am Abendhimmel glänzen!
Bei der Leier muß er ſein!

Wollt ihr, wie er ausſieht, wiſſen?
Wollt ihr wiſſen, was er thut?
Ob er, ſturmbewegt auf Erden,
Nun im Himmelshauſe ruht?

Auf den Wolken ſitzt er ſinnend,
Und es greifet ſeine Hand
In die ungeheuren Saiten
Zwiſchen Sternen ausgeſpannt.

Und es klingen ſeine Lieder
Und die Himmel jauchzen drein,

Und es ſtaunen alle Engel
Und die Seel'gen ſtimmen ein.

Und ſie ſingen Lob dem Herren,
Lob dem Ew'gen, der die Welt
Und die Sterne, und die Leier
Und die Sänger hat beſtellt.

Und der Lichtverklärte blicket
Wie auf Erden er gethan
Hochentzückt — doch düſter ſchauend
Jene ew'gen Wunder an.

Wie er war — iſt er geblieben,
Kraftvoll, würdig, wahrhaft rein.
Ja, die edelſte der Perlen
Schloß die rauhe Muſchel ein.

Literariſcher Nachlaß

von

Agnes Franz.

Herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Band II. Novellen.

◆

Berlin.

Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

Novellen

von

Agnes Franz,

herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

Sächsische
Landesbibliothek
- 4 DEZ. 1967
Dresden

6

Die Wahl.

Auf der letzten Poſtſtation vor der Reſidenz hielt ein Reiſewagen. Ein junger Mann von edler Geſtalt und anziehender Geſichtsbildung ſprang heraus. Sein lebhaftes Auge begrüßte mit ſichtlicher Freude die Thürme der Hauptſtadt, welche, von purpurner Abendfluth übergoſſen, hinter dem reichen Vordergrunde zahlloſer Gärten und Villen hervortauchten, und die Ungeduld, womit er dem Poſtillion zu eilen befahl, bewies die Sehnſucht, mit welcher er ſeinem Ziele entgegenging.

„Sehe ich recht, Herrmann von Linden?“ — rief ihm plötzlich eine bekannte Stimme entgegen, und aus dem Verſteck einer Laube trat mit freudeglänzendem Geſicht Belling, ſein Jugendfreund, dem Staunenden die Arme zum herzlichen Willkommen entgegenbreitend. — Unter heitrer Begrüßung wurde der Angekommene in die Schatten der Laube geführt. Beide nahmen vor einem Tiſchchen Platz, welches Belling eiligſt mit Erfriſchungen beſetzen ließ, und bald ergingen ſich die Freunde in heiterm, vertraulichem Geſpräch.

„Wie ſeltſam kreuzen ſich unſere Wege!" nahm Herrmann das Wort, nachdem ihm Belling im Fluge mitgetheilt, wie ihn eine ſo eben erhaltene Anſtellung ſeiner Heimath, der Reſidenz, entführe. „Du verläſſeſt unſere Vaterſtadt in dem Augenblick, wo ich nach langem Umherirren in dieſelbe zurückkehre; — Denn wiſſe, ich bin dort angeſtellt, bin wohlbeſtallter Regierungsrath und werde wohl ſchwerlich mehr unſre alte Heimath verlaſſen!"

„Da hat Deine Carriere gleichſam eine Kreisform gebildet, wie die Schlange der Ewigkeit!" erwiderte Belling: „Vom Hauſe Deines Onkels, des Präſidenten, gingſt Du aus, haſt der Zeit und Deinen mannigfachen Verſetzungen nach eine ziemliche Runde gemacht und kehrſt nun wieder dahin zurück, wo Du ausgegangen! — Das Prognoſticum Deiner Zukunft iſt nun leicht zu ſtellen!" — ſetzte er ironiſch dazu. „Du arbeiteſt unter Deinem Vorgeſetzten, dem Präſidenten, nimmſt die Fäden Deiner Jugendneigung wieder auf, und führſt ſein ſeitdem an Alter und Erfahrung ziemlich vorgeſchrittenes Fräulein Tochter zum Altar! Zur Belohnung avancirſt Du im Adlerflug und biſt Präſident, während ich noch auf der unterſten Stufe der Glücksleiter kauere."

„Du haſt Deine Neckereien noch nicht verlernt!" entgegnete Herrmann empfindlich. „Allerdings werde ich in das Haus meines Onkels zurückkehren, er hat mir ſogar ein Logis in demſelben offerirt, und ich habe es angenommen, weil das frühere, gemüthliche Leben in jenem Kreiſe mir noch lebhaft im Gemüthe ſteht."—

„Und Theone?" fiel ihm Belling in's Wort. „Sie wird die Fäden Eures früheren Verhältniſſes wieder aufnehmen, wie ſie die allerliebſten Sonette des ſiebzehnjährigen Jünglings aufgenommen; ſie weiß, daß Du in ihr das Ideal Deines Herzens erkannt, daß ſie es war, die Deine erſte dichteriſche Begeiſterung geweckt, und daß ſie, nach ihrem früheren Einfluß zu urtheilen, Dir niemals gleichgültig werden kann."

„Wer ſagt auch das?" fragte Herrmann: „Aber zwiſchen Gleichgültigkeit und ſchwärmeriſcher Extaſe liegen noch verſchiedene Grade, und ich habe nicht Luſt, mein Herz wie eine Karte durchſchauen zu laſſen, und über Gefühle, über die ich ſelbſt kaum im Klaren bin, voreilig Kunde zu geben."

„Herrmann!" ſagte Belling, indem er ſein Glas erhob und mit ſeinem Gaſte anſtieß: „Du weißt, ich war ſtets Dein Freund! Laß mich auch heute offen mit Dir ſein, denn ich vermuthe aus guten Gründen, daß Du Theonen noch liebſt, daß Du den Abſichten des Präſidenten, den reichen, adeligen Vetter mit ſeiner Tochter zu verbinden, nicht entgegen biſt! Aber höre meine Warnung! Theone zählt achtundzwanzig Jahre, iſt folglich älter als Du, und daher, welch Blendwerk Dir auch Deine jugendliche Phantaſie vorgaukeln mag, für Dich eine durchaus unpaſſende Parthie! Du wirſt ſie nun wiederſehen, ſie vielleicht noch anziehend finden; denn ſie hat ſich für ihre Jahre leidlich genug conſervirt; aber deſto mehr Vorſicht iſt von Nöthen! Eine Frau kann Alles von ihrem Manne voraushaben, nur keine Jahre! Gleichheit des Alters iſt ſchon Uebelſtand. Zählt aber die Frau noch einige Jahre darüber, ſo wird dieſer Umſtand eine wahre Sorgen- und Kummer-Lawine, die, fortrollend, immer ſchwerer und größer wird, das Glück der Häuslichkeit untergräbt, und ſich endlich, gleich einer Pandora-Büchſe, in tauſend Uebeln, als: Herrſchſucht, Eiferſucht, Unmuth, Siechthum, frühem Alter, und Gott weiß, wie die Quälteufel alle heißen, entladet! — Nein, nein, nein! Nur keine ältere Frau! Heirathe, ſobald Du kannſt, aber Theonen nicht! — Wir haben einen Ueberfluß an ſchönen Mädchen! Wenn Du willſt, will ich Dir ſogleich ein halbes Dutzend vorzählen!“

„Bemühe Dich nicht!“ bat Herrmann: „Was das betrifft, ſo bin ich ſchon zur Genüge durch die Güte meiner Bekannten empfohlen! Es iſt in der That bewundrungswürdig, wie die Welt an dem Wohl und Weh eines heirathsfähigen jungen Mannes Antheil nimmt! Hier wird man gewarnt, dort aufmerkſam gemacht, dort dringend hingewieſen; mit einem Worte, man könnte zu den beſten und vortrefflichſten Frauen gelangen, ohne das eigne Herz zu befragen!“

„Ei, ei, Du biſt übermüthig geworden!“ lachte Belling. „Aber laß doch hören, welche Parthien man für Dich in Vorſchlag gebracht!“

„Nun, meine Empfehlungsbriefe kannſt Du wohl ſehen!“ entgegnete Herrmann. „Du trittſt ja ohnehin aus meiner Operations-Linie heraus, kannſt keine Eingriffe thun, und ſollſt daher in meine Karten blicken.“

„Aha, Frau Baronin von Ehrenkreuz! Das laß ich mir gefallen!“ rief Belling, die erſte Adreſſe überfliegend. „Ihre Töchter ſind jung, ſchön, wahre Madonnen! Sie ſollen vermögend ſein, auch talentvoll; aber ſie leben ſehr eingezogen. Du kannſt es als einen beſondern Glücksſtern betrachten, daß Dir eine wohlwollende Hand den Vorhang in dieſes Heiligthum öffnet.“

„Kennſt Du auch Dieſe?“ fragte Herrmann, ein zweites Schreiben hervorlangend.

„Wie? Amtsrath Roſe?“ rief jener in komiſcher Extaſe. „Ei, da geräthſt Du mir ja geradezu in's Gehege! Seit Jahren bin ich dort aus- und eingegangen, habe alle drei Roſenknospen dieſes werthen Familienkreiſes ſich entfalten geſehen. Nun ſtehen ſie gerade in ſchönſter Blüte! Und ich, o grauſames Geſchick, muß fort, fort, um einem Glücklichen Platz zu machen, und dieſer Glückliche, dieſer ganz unerwartete Nebenbuhler, dieſer Verräther iſt mein Freund!"

„Nun, wenn von einem Dreiblatt oder Dreigeſtirn die Rede iſt, ſo könnten wir uns ja friedlich neben einander vertragen!" entgegnete Herrmann. „Uebrigens gilt mir Dein Geſtändniß mehr, als alle Recommandation! Du hatteſt ſtets einen vortrefflichen Geſchmack, und unbedingt folge ich Deinen Fußtapfen. Darum ſage mir für's Erſte: Welche von den drei Schweſtern iſt Deine Erwählte?"

„Daß ich ein Thor wäre, Dir das zu ſagen!" lachte jener. „Damit Du meinem guten Geſchmacke beipflichteteſt und mich aus dem Felde ſchlügeſt!"

„Belling!" verſetzte jener, „könnteſt Du meine redliche Abſicht verkennen?"

„Allen Reſpekt vor Deiner Redlichkeit!" gab jener zurück, „aber das menſchliche Herz iſt ein Rathſel. Die Gefeiertſte iſt für uns immer die Schönſte, und Bräute haben ſchon Manchen um Herz und Verſtand gebracht."

„Nun, wie heißt die Gefeiertſte der lieblichen Schweſtern?" drängte Herrmann, des Freundes Arm erfaſſend, der, von des Poſthorns Ruf gelockt, ſich eilig erhoben hatte.

„Alle drei ſind friſch wie die Roſen, wirthlich wie

Penelope, und haben einen trefflichen Goldgrund, ſo ſchön wie die Engel der byzantiniſchen Schule!“

„Du biſt und bleibſt ſo glatt wie ein Aal!“ zürnte jener, während der Davonſchlupfende das Cabriolet beſtieg.

„Empfiehl mich dem Roſen-Kleeblatt, beſonders aber Deiner gefährlichen Couſine!“ lachte jener, und dahin rollte der Wagen, von dem Geſchmetter des Poſthorns begleitet.

„Warum er nur ſo geheimnißvoll thut?“ dachte Herrmann, indem er die Adreſſe des Roſen'ſchen Hauſes mit beſondrer Sorgfalt verwahrte. „Nun, der Entwurf dieſes Bildes war nicht übel, finden ſich doch in ihm ſogleich die Haupt-Elemente des häuslichen Glückes beiſammen! — Aber Theone? — Seltſam, wie oft ein einziges Wort alle Illuſionen zerſtören kann! Mir iſt jetzt, als wäre alle meine Sehnſucht in ehrerbietigem Reſpekt untergegangen! Achtundzwanzig Jahre! Daran hatte ich kaum gedacht! Seit neun Jahren trug' ich ihr Bild im Herzen, treu, unwandelbar, ſo unwandelbar, daß es bis jetzt noch immer das friſche Colorit von neunzehn Jahren trug! Nun weckt mich Belling auf einmal aus meinem Traume und mahnt mich zur rechten Zeit an die Wirklichkeit! O was gäbe ich darum, hätte ich meine letzten Briefe zurück! Sie waren voll Ergüſſe des innigſten Gefühls, enthielten Anſpielungen, ſchwärmeriſche Reminiſcenzen! Was wird Theone dazu geſagt haben? Verſtanden hat ſie mich gewiß! Wie ſollte ein achtundzwanzigjähriges Mädchen die Sprache der Liebe nicht verſtehen? Und wenn ſie dieſe erwiderte, ein Herz voll Hoffnungen mir entgegentrüge? — Ein einziger Ausweg bleibt mir übrig!" fuhr er fort: „Es iſt der innig vertraute, brüderliche Freund, der, auch ohne Abſicht, ihr mit warmer Herzlichkeit nahen darf. Auch er kann die Sprache der Sehnſucht rechtfertigen, die in jenen Briefen geherrſcht, auch er die Ausbeute ſeiner Erfahrungen, Alles, was er erlebt, was er wünſcht und hofft, in die Seele ſeiner ſchweſterlichen Freundin übertragen! Unſer nahes, verwandtſchaftliches Verhältniß geſtattet mir dieſe Stellung, und ſo hoffe ich, ohne meinen Briefen zu widerſprechen, ohne irgend eine Seele in dieſem mir ſo werthen Hauſe zu kranken, meine Freiheit zu behaupten. Freiheit! in dieſem Worte liegt ein unendliches Glück! Der Gedanke, der Präſident könnte irgend einen Plan mit ſeiner Güte verbinden, vermochte mich allein ſchon aus ſeinem Hauſe zu entfernen! — Doch bis jetzt, Gott Lob! war noch nicht davon die Rede, und ich werde je eher je lieber vorbeugen, damit es auch in der Folge nicht geſchieht."

Mit dieſen Gedanken beſtieg Hermann ſeinen Reiſewagen. Die vorgelegten Pferde, von der Laſt des Tages ermüdet, zogen nur langſam an. Er bemerkte es kaum. Träumeriſch zurückgelehnt genoß er des köſtlichen Abends, das Auge weidend an der ſich immer ſchöner enthüllenden Ebene. Vor einer Stunde noch hatte er ſeinen Roſſen Flügel gewünſcht; jetzt bat er den treibenden Poſtillion, die Pferde zu ſchonen. So viel verändert oft ein Wort, ein beſonnener Pulsſchlag des Herzens.

Theone ſtand am Fenſter des kleinen Erkerſtübchens, das ihre Gemächer begrenzte, und blickte die Straße entlang. Sie ordnete dann und wann die dunklen Epheuranken, welche ſich an die blendend weißen Fenſterbehänge ſchmiegten und, vom Abendgold durchblitzt, anmuthige Schatten auf das zarte Roſa der Wandtapete warfen. Seitwärts ſtand ein eleganter Vogelbauer auf einer Eſtrade von Blumen. Duft und Sonnenglanz fluteten in weichen Wellen durch das Gemach.

Da öffnete ſich die Thür, und herein trat der Präſident, ein Greis von würdigem und wohlwollendem Anſehen. „Iſt er angekommen?" fragte er, Hut und Stock raſch ablegend, und ſich in dem ſonnigen Gemach niederlaſſend.

„Ich ſtehe vergebens auf meinem Poſten!“ ſcherzte Theone, eine trübſelige Miene annehmend, „der Herr Couſin will nicht erſcheinen!“

„Das jugendliche Feuer hat ſich abgekühlt,“ gab jener zurück, „wir dürfen einen ſoliden Mann erwarten!“

„Sie wollen mich im Voraus auf einen ungetreuen Liebhaber vorbereiten!“ lächelte Theone.

„Im Gegentheil, ich will aus dieſen Charakterzügen der Ruhe und Beſonnenheit das Gedeihen meines Lieblingsplans prophezeihen!“ verſetzte jener; „ein Sauſewind, der überall mit dem Kopfe durch die Wand will, paßt nicht für uns! Gediegenheit des Charakters erwirbt ihm den Ehrenplatz, den ich ihm beſtimmte. Wem ich Theonen, mein Kleinod, zugedacht, der muß die Schmetterlingsflügel übermüthiger Jugend abgelegt und dafür die ruhige Würde männlicher Kraft eingetauſcht haben!“

„Mein Vater!“ verſetzte Theone bittend: „Im Scherz nimmt ſich Ihr Plan allerliebſt aus; aber ein ernſthaftes Anſehen darf er nie gewinnen, ſonſt ziehe ich mich gleich einer Senſitive in mich ſelbſt zurück! — Nur um des Himmels Willen keine Abſicht bei der liebevollen Aufnahme, die wir Herrmann zugedacht! Ich würde erſchrecken, wenn ich mir eines Solchen bewußt wäre! Ich liebe ihn, ſchweſterlich, zärtlich; aber nie werde ich vergeſſen, daß das Mißverhältniß unſerer Jahre uns trennt, auch wenn Er ganz ſo wäre, wie ſeine Briefe ihn ſchildern."

„Theone!" ſagte der Präſident ſanft; „ſollte ich mich in dem Bewegungs-Grunde geirrt haben, der Dich Belling's Annäherungen und einigen früheren Anträgen ausweichen hieß?" —

Theone erröthete, und ihr dunkles Auge ſuchte den Boden. „Nur dann, mein Vater, kann von Irrthum die Rede ſein," erwiderte ſie, „wenn Sie mich im Verdacht einer thörichten Einbildung hatten. Eines wärmeren Gefühls glaube ich allerdings fähig zu ſein, als jene Bewerber mir einzuflößen vermochten!"

„Gut, gut!" verſetzte der Präſident, „es iſt dies ein delikater Punkt, den ich ungern berühre! Ich liebe den Sohn meiner Schweſter, und Niemand außer Dir liegt mir näher am Herzen! Ich kenne ſeinen Charakter von Jugend auf. Er iſt brav, wenn auch jugendlich eitel und zuweilen leicht von fremden Anſichten beherrſcht. Auch Du hatteſt ſtets großen Einfluß auf ihn, haſt gleichſam ſeine Seele gebildet, und dieſes Dir gewonnene Anrecht auf ihn wird Dir vor Allen bleiben, oder ich müßte mich ſehr in ſeinem Herzen verrechnet haben. Die Zeit wird hoffentlich Alles geſtalten, wie es kommen ſoll! Wir ſind nicht Meiſter unſers Geſchicks, aber ein guter, redlicher Wille ſtimmt oft mit dem Höheren überein. An der Reinheit des meinen kannſt Du nicht zweifeln."

Theone ergriff lebhaft die dargebotene Hand ihres Vaters und verbarg den dankbaren Blick ihres ſeelenvollen Auges an ſeiner Bruſt.

Das raſche Vorfahren eines Reiſewagens unterbrach das Geſpräch. „Er iſt's!" rief der Präſident an's Fenſter eilend. Theone folgte. Eben ſprang Herrmann aus dem Wagen. Sein freudiger Blick flog hinauf und begegnete Theonens inniger Begrüßung.

„Ich gehe ihm entgegen!" rief der Präſident. Theone wollte folgen, ein leiſes Beben hemmte ihre Schritte. „Thörin ich!" ſchalt ſie leiſe, und ſich kräftig ermannend, ging ſie gefaßt, den Eintretenden zu empfangen.

„Ei, wie ſo hoch und ſtattlich er geworden iſt!" rief der Präſident, an der kräftigen Geſtalt Herrmann's emporſchauend, nachdem die lebhafte Aufregung des erſten Wiederſehens einem ruhigen Beiſammenſein Platz gemacht hatte: „Als Du ſchiedeſt, warſt Du wenig größer als Theone; jetzt ragſt Du weit über ſie und mich hinaus, und die dunkle Färbung des Haars und das bärtige Geſicht vollenden des Mannes Bild."

Sie ſtanden, als der Präſident dieſe Worte ſprach, vor einem Trumeau. Herrmann's Blick ſtreifte über Theonens Spiegelbild, deſſen zarte Formen und friſches Colorit neben ſeiner impoſanten Figur faſt jugendlich abſtach. „Wahrhaftig! ich bin Ihnen über den Kopf gewachſen, Couſinchen!“ lachte er, „wie wird das nun ausſehen mit dem ſtrengen Regiment, das Sie ſonſt über mich geübt.“

„Darüber ſeien Sie unbeſorgt!“ ſcherzte Theone, „ich habe meine Mentormiene noch nicht verlernt, und werde die früher eingeräumten Rechte wieder geltend machen!“

„Scharmant!“ verſetzte Herrmann, Theonens Hand küſſend, „Sie ſehen in mir den unbeholfenen Mann wie zuvor: Vollenden Sie Ihr Werk, ſuchen Sie dem rohen Stamme eine gefällige Form zu geben! Ich verſpreche Ihnen Gehorſam, Ergebenheit, unbedingtes Vertrauen!“

„Gut,“ verſetzte Theone, „ich bin's zufrieden, wir wollen ſehen, ob mir noch etwas von meinem früheren Einfluß übrig geblieben iſt!“

Der Präſident nahm hierauf den jungen Mann in Beſchlag. Herrmann ließ ſich an ſeiner Seite nieder und hielt dem theilnehmenden Verhör ſeines alten Freundes geduldig Stand. Alle Dienſtverhältniſſe und Verbindungen, in welchen ſich jener bewegt, hatten eine leichte Revüe zu beſtehen; dann ging der Präſident zu ſeiner gegenwärtigen Stellung über und freute ſich, ihn mit noch manchem, ihm unbekannten Vortheil ſeiner neuen Lage bekannt zu machen. Herrmann's Augen ſtreiften während dieſes Geſprächs oft zu Theonen herüber, welche nach der ihm wohlbekannten ſtillen und anmuthigen Weiſe das Nöthige angeordnet, und jetzt an dem trauten Familientiſche den Thee bereitete. Er mußte ſich geſtehen, daß ſie immer noch ſchön ſei. Die feine Grazie, die ihre Geſtalt wie jede ihrer Bewegangen ſo eigenthümlich geſchmückt, war ihr treu geblieben; doch trug ihre Haltung noch mehr das Gepräge einer gewiſſen Hoheit und Würde. Ihr Auge, deſſen heitern und lebensvollen Ausdruck er oft der Frühlingsſonne verglichen hatte, blickte, von der geiſtreichen Stirn überſchattet, noch mit derſelben Munterkeit umher, während ſich das jugendlich runde Geſicht zu einem lieblichen Oval gebildet, auf dem die frühere, ſchöne Färbung ätheriſcher widerſtrahlte. Schon fühlte er auf's Neue die geheime Anziehungskraft ihres Weſens auf ſich einwirken, als die Warnung ſeines Freundes vor ſeine Seele trat.

„Achtundzwanzig Jahr!“ ſeufzte er tief, „ich darf dies nicht vergeſſen! Belling warnte mich vor ihrer Schönheit und er hat Recht! Es ſind Roſen die vielleicht der nächſte Winter ſchon entführt, und welche dann nur Dornen zurücklaſſen!“

In dieſem Augenblick trat ein Bedienter in's Gemach, dem Präſidenten ein zierliches Couvert überreichend. „Eine Verlobungskarte!" rief dieſer, als er jenes geöffnet, und legte, als er den Inhalt überflogen, das goldumſäumte Blättchen gleichgültig vor ſich hin.

Herrmann griff unwillkürlich darnach. Sein Blick traf auf bekannte Namen. Der Bräutigam war ein Univerſitätsfreund von ihm: die Braut eine Wittwe in vorgerückten Jahren, ihm von früher bekannt.

„Iſt's möglich?" rief er aus, „welche unpaſſende Verbindung!"

Theone ſtand auf und blickte ihm über die Schulter. Sie überflog die Karte und erröthete lebhaft.

„Unpaſſend?" fragte der Präſident und ſetzte ſich die Brille auf, „habe ich recht geleſen? Aſſeſſor B. und Juſtizräthin S. Ich meine, dagegen ſei eben nichts einzuwenden! Er avancirt in die Charge ihres Gatten, und Alles iſt in Ordnung!"

„Was ſagen Sie dazu?" lächelte Herrmann, zu Theonen emporblickend.

„Ich würde des Vaters Meinung ſein, wenn der junge Herr nur eben ſo ſchnell an Alter wie an Rang avanciren könnte!" entgegnete Theone, bemüht, ihre Bewegung hinter der Maſke des Scherzes zu verſtecken. —

„Ei, Kinderchen, wenn Ihr ein gewiſſes Mißverhältniß der Jahre meint," verſetzte der Präſident, „ſo iſt dies heut zu Tage kein ſeltner Fall, daß der Mann eine geſetzte Gattin der unerfahrnen Jugend vorzieht. Die Juſtizräthin iſt eine achtbare und liebenswürdige Frau; — wer wollte dem Aſſeſſor nicht Glück wünſchen?" —

„Ich weiß nicht, ob man in dieſem Fall eine beſondere Ausnahme machen darf von der einmal feſtgeſtellten Regel, daß in der Ehe der Mann wenigſtens einige Jahre voraushaben muß, um glücklich zu ſein und würdig auf ſeinem Platze zu ſtehen!" entgegnete Herrmann, mit dem Anfluge leichter Ironie, „gewiß bleibt eine Verbindung dieſer Art immer gewagt für Beide."

„Ja, ſehr gewagt!" ſchloß Theone lebhaft, „es iſt kein traurigeres Bild, als ein junger Mann an der Seite einer alternden Gattin! Nein, Couſin! ſo häufig ſich auch dergleichen Fälle ereignen, nie dürfen Sie, ſo lange ich nur einigen Einfluß auf Sie habe, dieſe Mode mitmachen!"

Der Präſident ſtand hüſtend auf und ſtopfte ſich eine Pfeife. Herrmann war ſtill geworden und ſuchte verlegen nach einer Antwort. Theone aber rief alle Geiſtesgegenwart zuſammen, um den jovialen Ton zu halten, den ſie angenommen. Ihren ſcherzhaften Nekkereien gelang es endlich, Herrmann's Laune wieder zu erwecken. Beide überboten ſich zuletzt in witzigen Bemerkungen über einen Punkt, der über ihr gegenſeitiges Verhältniß entſchied. Der Präſident ſchwieg und rauchte gedankenvoll ſeine Pfeife. Endlich verkündete der Lakei, daß man angerichtet habe. Freundlich legte Theone ihre Hand in den Arm ihres Gaſtes, dem voranſchreitenden Präſidenten zur Abendtafel folgend.

Es war am Morgen des andern Tages, als Theone vor ihrem Schreibpulte ſaß und noch ein Mal die Briefe durchflog, welche ſie in der letzten Zeit von Herrmann erhalten. „Welches iſt nun ſeine rechte Geſtalt?“ begann ſie kopfſchüttelnd, „iſt es der gefühlvolle, ſchwärmeriſche junge Freund, den jede Blume, jede Nachtigall an eine ſchöne Vergangenheit mahnt, der mit Flügeln der Sehnſucht naht und die Fülle ſeiner Empfindung mir wie ein demuthvolles Opfer entgegenträgt? — Oder iſt es der abſichtlich auf der Oberfläche hingleitende, übermüthige junge Mann, der nur das Aeußerliche erfaßt und jeder tiefern Anſchauung faſt gewaltſam entgegentritt? — Warum verlangte er mein Urtheil über jene Verbindung? — Glaubt er mich thöricht genug, eine eitle Hoffnung zu hegen? — Nein, ich will alt ſein für ihn, recht alt! Nichts ſoll er von mir hören als guten Rath! Ich will die Vertraute ſeiner Herzensangelegenheiten werden! Alle junge Schönen unſerer Hauptſtadt ſoll er kennen lernen! Freiheit, gänzliche Freiheit ſoll er haben, der Schmetterling mit dem zweideutigen Gefieder! Er flattre dahin, er liebe, er ſei glücklich! — Ich will mit ihm lieben,“ ſetzte ſie weicher hinzu, „und Kraft gewinnen, auch glücklich zu ſein!“

Sie raffte ſtillſchweigend ihre Papiere zuſammen und verſchloß ſie ſorgfältig. Hierauf begab ſie ſich in ihre Garderobe und wählte aus der geſchmackvollen Kleiderreihe ein dunkles, faltenreiches Gewand. „So will ich gehen!“ ſagte ſie, das einfache Kleid anlegend, das ihre jugendlich ſchöne Geſtalt faſt gänzlich verhüllte, „kein anderer Putz komme an's Tageslicht, bevor er nicht von ſeinem ſeltſamen Vorurtheil gänzlich geneſen!“

„Guten Morgen!“ riefen ein paar fröhliche Kinderſtimmen, das ernſte Selbſtgeſpräch unterbrechend, und herein traten zwei kleine Mädchen, mutterloſe Waiſen, die daran gewöhnt waren, ſich in den Freiſtunden bei Theonen zu beſchäftigen. Mit Innigkeit ſchloß dieſe die jubelnden Kinder an ihre Bruſt, welche ſchelmiſch einen Blumenſtrauß hervorzogen und ihn auf Theonens Tiſch niederlegten.

„Roſen und Myrthen?“ rief Theone, „wie kommt Ihr zu den ſchönen Blumen?“

„Wir haben ſie Dir gebracht, weil Du eine Braut biſt!“ entgegneten ſchmeichelnd die Kleinen.

„Ich Braut? Wer hat Euch das erzählt?“ fragte Theone erröthend.

„Nun, er iſt ja ſchon im Hauſe, Dein Bräutigam!“ lachten die Kinder: „Hanne hat ihn ja abſteigen geſehen!“

„Ei, ſo ſagt der Hanne, das wäre kein Bräutigam, ſondern mein Pflegeſohn geweſen!“ bedeutete ſie Theone.

„Dein Pflegeſohn?“ fragten die Kinder erſtaunt, „haſt Du auch Kinder?“

„Ja, Euch und den jungen Mann, der gleich kommen wird, und den wir auch ſo klein in's Haus nahmen wie Euch und den ich eben ſo lieb habe.“

Die Kinder ſahen noch lange verwundert auf Theonen, dann ſetzten ſie ſich an ihre Arbeit und nahmen wie gewöhnlich den Platz zu ihren Füßen ein. Theone ſchob das Bouquet hinter die Blumentöpfe am Fenſter, um dieſen Gegenſtand nicht wieder zur Sprache zu bringen, denn ſchon hörte ſie Fußtritte im Corridor, die Herrmann's Nähe verkundeten.

Jetzt trat er herein. Sein einnehmendes Aeußere war durch die ſorgfältigſte Toilette gehoben. Er blieb einen Augenblick ſtehen, von der lieblichen Gruppe am Fenſter überraſcht, dann eilte er auf Theonen zu, die ihn heiter begrüßte.

„Sie ſcheinen mir zu Beſuchen gerüſtet, Couſin!“ begann Theone, „geſtehen Sie mir, Sie haben außer Ihren amtlichen Antritts-Viſiten noch irgend eine intereſſante Bekanntſchaft vor!“

„Ich bin ein pünktlicher Geſchäftsmann und entledige mich gern aller meiner Pflichten ſogleich,“ entgegnete Herrmann mit lächelnder Miene ſeine Empfehlungsbriefe hervorlangend.

Theone las die Adreſſen derſelben und nickte bedeutſam. „Nun, ich wünſche Ihnen zu Ihren Geſchäften Glück!“ ſagte ſie mit ſchelmiſcher Miene. „Sie werden die dazu erforderliche Reiſe mit zehn Schritten zurücklegen können, denn zufällig wohnen die Damen ſich gegenüber, beide Häuſer ſind aber von meinem Erkerſtübchen aus zu ſehen.“

„Der Zufall, oder vielmehr Ihre Güte ſcheint mir demnach einen beneidenswerthen Aufenthalt angewieſen zu haben,“ lächelte Herrmann, „denn nach Allem, was ich gehört, ſind hier die liebenswürdigſten jungen Damen der Reſidenz gleichſam in einem Dreieck vereinigt.“

„Was die Tochter jener Familie betrifft, ſo unterſchreibe ich das Urtheil!“ ſagte Theone. „So verſchieden die Erziehung und Lebensrichtung Beider auch ſein mag, ſo anziehend iſt jede derſelben in ihrer Art.“

Theone begann nun eine flüchtige Schilderung derſelben zu entwerfen, woraus hervorging, daß die Nachbarinnen rechter Hand, die Töchter der Baronin, mehr eine ideale Richtung genommen, die zur Linken aber, die Töchter der Roſen'ſchen Familie ausſchließlich für das praktiſche Leben gebildet waren. Die Art und Weiſe, wie Theone das Familienverhältniß Beider darſtellte, war eben ſo liebevoll als charakteriſtiſch, und Herrmann mußte ſich geſtehen, daß ſein Intereſſe an der ihm bevorſtehenden Bekanntſchaft durch dieſe anmuthige Schilderung nur noch wärmer geworden war. Das Geſpräch wandte ſich nun auf andere hervorragende Erſcheinungen der Frauenwelt. Ueberall begegnete Herrmann einer Darſtellungsweiſe, wie er ſie bei dem ſchönen Geſchlecht ſelten gefunden. Freundliches Anerkennen jedes fremden Verdienſtes, abſichtliches Hervorheben manches verborgenen Vorzugs und ſichtliche Freude an allem Schönen und Guten, ohne die geringſte Beimiſchung von Neid und Verkleinerungsſucht. Aber auch Warnungen fehlten nicht vor falſchem Gepränge; vielmehr hob ſie durch dieſe die Wahrheit ihres Belobens heraus. Es war die liebende Schweſter, die mütterliche Freundin, die Herrmann vor ſich ſah. Mit unbeſchreiblichem Wohlgefühl weilte [illegible] in ihrer Nähe, und faſt hätte er über den anziehenden Mittheilungen den Gegenſtand derſelben aus den Augen verloren.

„Die Beſuchſtunde ſchlägt, eilen Sie!" rief Theone, den in ſüßem Behagen Verſunkenen an ſeine geprieſene Pünktlichkeit mahnend. Verwundert zog Herrmann ſeine Uhr und erſchrak nicht wenig, daß er gegen alle Gewohnheit ſich ſo tief in's Geſpräch verſtrickt, daß er darüber die nöthige Zeit ganz vergeſſen hatte. Beſtürzt eilte er davon, während Theone ihm mit ſeltſam gemiſchten Gefühlen nachſah.

Wie Herkules am Scheidewege ſtand Herrmann nach Beendigung ſeiner Amtsviſiten zwiſchen den Häuſern der Familien Ehrenkreutz und Roſen, und wußte nicht ob er ſich zur Rechten oder Linken wenden ſollte. Er entſchloß ſich endlich für Erſteres, und muthig ſchritt er über die Stufen des ſtattlichen Gebäudes. Die Baronin empfing ſeine Meldung nicht unvorbereitet. Herrmann von Linden, der junge Regierungsrath, war ihr von achtbaren Freunden empfohlen. Sie hatte ſeinem Beſuche nicht ohne Intereſſe entgegengeſehen.

Ein alter Lakey öffnete eine Reihe Zimmer, welche, meiſt alle mit lebensgroßen Portraits dekorirt, gleichſam einen fortlaufenden Stammbaum des Hauſes Ehrenkreutz bildeten.

Herrmann gelangte durch dieſelben in ein Gemach, deſſen ſeidene Tapeten von früherer Herrlichkeit zeugten jetzt aber, halb verblichen, das Düſtere des hohen, ſchmalen Zimmers vermehrten.

Eine reich vergoldete Harfe lehnte ſeitwärts, und rechts bewies ein mit Farben bedeckter Tiſch und eine zur Hälfte dekorirte Landſchaft, daß ſich irgend eine fleißige Hand ſo eben mit dieſer Arbeit beſchäftigt hatte.

Herrmann betrachtete nicht ohne Intereſſe die geſchmackvolle Anlage. Er malte ſelbſt und hatte es in dieſer Kunſt zu keiner geringen Fertigkeit gebracht. — Jetzt erſchien die Baronin, von ihren Töchtern begleitet. Der Anblick derſelben überraſchte Herrmann auf eine ſeltſame Weiſe. Es lag in der That etwas Blendendes in dieſer Erſcheinung. War es das blondgelockte Haar, das in reichen Wellen die zarte Geſichtsbildung Beider umfloß, oder die hochgewachſenen edlen, und doch ſo kindlich ſchmiegſamen Geſtalten, die von einem himmelblauen Gewande gehoben, faſt an die Heiligen-Bilder altdeutſcher Meiſterwerke erinnerten? — Er wußte es nicht, aber ihm war, dieſen zarten Gebilden gegenüber, als ſtehe er in einer Kirche, und kaum konnte er Worte finden zu der nöthigen Begrüßung.

Die Baronin kam ihm mit höflicher Güte zuvor. Sie bot ihm einen Platz an ihrer Seite und zeigte ſich erfreut, in ihm einen Abgeſandten der Gegend zu begrüßen, an die manche theure Verbindung ſie knüpfte. Herrmann überreichte ſeine Briefe, und während die Baronin dieſelben überflog, gewann er Muße, einen beſcheidenen Blick auf ſeine Umgebungen zu lenken.

Euphonie, die Aeltere, hatte ſich an's Fenſter zurückgezogen und blickte ſchweigend vor ſich nieder; ihr Antlitz war ernſt und ſtill und verrieth an der Gegenwart wenig Theilnahme. Amöne, die Jüngere, hatte am Zeichentiſche Platz genommen, doch malte ſie nicht, ſondern ſchien, wenn auch ſchweigend, der Unterhaltung zu folgen.

Er wagte es, einige freundliche Worte an ſie zu richten. Sie erwiderte ſie höflich, indem ſie ſich leicht verneigte.

„Sie werden nun für immer hier verweilen?" nahm die Baronin das Wort, nachdem ſie ihm freundlich gedankt. „Möchten Sie ſich in dieſen neuen Kreiſen gefallen und bald ſo aufrichtige Freunde finden, wie Sie dort verlaſſen zu haben ſcheinen!"

Herrmann erwähnte des ſchönen, verwandtſchaftlichen Verhältniſſes, in dem er zu dem Hauſe des Präſidenten ſtehe, und wie er von demſelben reiche Entſchädigung hoffen dürfe.

„Sie haben eine artige Couſine!“ lächelte die Baronin. „Ich bedaure, ſie nicht näher zu kennen! — Wir leben, wie Sie gehört haben werden, äußerſt zurückgezogen. Man muß, wenn man ſich nicht in dem Strome der Welt verlieren will, ſich gleichſam mit einer chineſiſchen Mauer umziehen. Das Leben in der Reſidenz legt außerdem noch manche Rückſichten auf, und meine Stellung verdoppelt dieſelben. Ich erzog meine Töchter in einer faſt klöſterlichen Stille, und ſuchte, indem ich ihnen jede öffentliche Luſtbarkeit verſagte, ſie dafür zu entſchädigen, indem ich unſer Stillleben ſo angenehm wie möglich zu geſtalten ſuchte!“

„Sie führten die Genien der Kunſt in daſſelbe ein!“ erwiderte Herrmann. „Allerdings ein ſchöner Erſatz für jenen Verluſt!“ Er wagte, bei dieſen Worten zu der holden Malerin hinzublicken, und erhob ſich dabei unwillkürlich, um die ſeitwärts liegende Landſchaft zu beſchauen. „Sie lieben die herbſtlichen Tinten“ begann er, „und haben hierin ſehr glücklich gewählt! Die bunten Baumgruppen ſtechen von dem friſchen Grün der Wieſen vortrefflich ab, und das Colorit des abendlichen Himmels beweiſt, daß Sie der Natur manchen Pinſelſtrich abgelauſcht.“

„Sie malen auch?“ begann Amöne, indem ein liebliches Lächeln um ihre Lippen flog. Herrmann geſtand ſeine Vorliebe für dieſe angenehme Beſchäftigung, und die Baronin bemerkte aus manchen Andeutungen, die dieſer ſich freimüthig erlaubte, daß ſein Urtheil über dieſen Gegenſtand ein ſicheres und gediegenes ſei. Sie ſchien über dieſe Entdeckung ſichtlich erfreut. Nach einem kurzen Berathen mit ſich ſelbſt, erſuchte ſie Herrmann, Amönens unſicheres Streben zuweilen durch gütigen Rath zu unterſtützen, und jener ſagte zu, lebhaft erfreut, einen Anknüpfspunkt gefunden zu haben, um die Fäden einer Bekanntſchaft fortzuſpinnen, die ihn, gleich dem verſchloſſenen Kelche einer Lotosblume, geheimnißvoll anzog.

Als Herrmann das Haus der Baronin verlaſſen, erinnerte ihn der Anblick ſeines vis a vis an den beabſichtigten Beſuch linker Hand. Ein blühender Roſenſtock ſtand am Fenſter, gleichſam als Sinnbild der zu erwartenden, neuen Erſcheinung. Raſch ſchlüpfte er in die geöffnete Pforte. Kein Bedienter erſchien, ihn zu melden, er mußte allein den weitläuftigen Hausraum durchſchreiten. Eine offenſtehende Thür verrieth ihm das Wohnzimmer. Er trat ein und vernahm in dem angrenzenden Gemache einen lebhaften Wortwechſel.

„Ihr werdet aber dennoch thun, was ich haben will!“ rief eine klangvolle jugendliche Stimme. „Das Pas d'Allemande muß ganz ſo eingeübt werden, wie ich es Euch zeige! Seht her, ſo ſetz' ich den Fuß!“ — Ein niedliches Tanzſtückchen wurde getrillert, während der Tanz vor ſich ging. Herrmann trat etwas näher und überblickte durch die Thürſpalte eine niedliche Gruppe. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Mädchen von etwa 17 Jahren. Ihr roſiges Antlitz war noch höher gefärbt von dem Eifer, mit dem ſie den etwas ungelehrigen Schweſtern das ſchwierige Pas einzuſtudiren ſuchte. Der feurige Blick, den ſie dieſen bisweilen zuwarf, ließ in ihr die kleine Gebieterin nicht verkennen, die ſo eben jene energiſchen Worte geſprochen. Schüchtern blickten die Andern zu ihr empor. Alle hatten das Gewand leicht aufgeſchürzt; die zierlichſten Füßchen bewegten ſich in den kunſtvollſten Wendungen. „Jetzt kommt der Halt, wo wir dieſe Attitude annehmen!“ rief die Kleine, ſich graziös verbeugend, indem ſie die Arme ausſtreckte, als wolle ſie etwas überreichen.

Ein ziemlich volles Figürchen, das neben ihr ſtand, verſuchte die Stellung nachzumachen, ſtrauchelte und fiel der Schweſter zu Füßen. Schallendes Gelächter folgte. Herrmann lachte im Stillen mit, die Thür, an die er ſich lehnte, knarrte, und Aller Blicke flogen plötzlich nach der Stelle, wo er ſtand. Er mußte nun eintreten, und verſuchte vergebens, eine ernſte Miene zu gewinnen.

„Sie lachen uns aus, mein Herr! Das iſt nicht fein, wer Sie auch ſein mögen!" rief ihm Albertine, die kleine Präceptorin keck entgegen, indem auf ihrem artigen Geſichtchen Unwille und Ueberraſchung ſtritt.

„Der Zufall hat mich zum Augenzeugen des reizendſten Ballets gemacht, das ich jemals geſehen!" lächelte Herrmann, ſich gegen die beſtürzten Mädchen verneigend.

„Es iſt kein Ballet, was wir einüben, ſondern eine Polterabend-Scene!" verſetzte Albertine leicht hin. Sie beſprach ſich hierauf leiſe mit ihren Schweſtern, während Herrmann die modiſche und eben ſo koſtbare Einrichtung des Zimmers beſchaute. Zierliche Stickereien waren allenthalben angebracht, doch entdeckte er weder Bücher, noch Inſtrumente. Alles ſchien mehr auf die Bedürfniſſe des Luxus, als auf die des Geiſtes berechnet.

„Unſere Eltern müſſen ſogleich erſcheinen," nahm jetzt Albertine das Wort, „iſt es gefällig, Platz zu nehmen?" — Sie ſetzte ſich mit dieſen Worten auf eine Ottomane und deutete auf einen Stuhl ihr zur Seite. Herrmann gehorchte. Es entſtand eine Pauſe, während die Mädchen ſich anſahen, worauf ſich die jüngeren lachend entfernten.

„Dürfte ich um die Urſache Ihres Beſuches bitten?“ fuhr Albertine fort. Herrmann überreichte mit höflicher Verbeugung ſeinen Brief und erwähnte des Ortes, den er ſo eben verlaſſen.

„Sie ſind der Regierungsrath von Linden!“ entgegnete ſie raſch, indem das Wölkchen auf ihrer Stirn dem lieblichſten Sonnenſcheine Platz machte.

Herrmann entſchuldigte ſich nochmals, unangemeldet eingetreten zu ſein, und fragte, wer ſo gütig ihn im Voraus verkündigt?

„Ei, meine Couſine!“ rief Albertine lebhaft. „Glauben Sie nicht, daß man Steckbriefe und Signalements den Reiſenden nur nachſendet; — o nein, man kann ſie auch vorausgehen laſſen!“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie mich unter die verdächtigen Reiſenden zählen!“ ſcherzte Herrmann.

„Warum nicht?“ gab jene ſchelmiſch zurück, indem der hervorbrechende, jugendliche Muthwille zwei niedliche Grübchen auf ihre Wangen zauberte. „Ihr Signalement war ſo genau verfaßt, daß ich etwas Aehnliches fürchten muß!“

„Das iſt ja allerliebſt!“ lachte jener. „Und dieſen gefährlichen Steckbrief verfaßte Ihre zwölfjährige Couſine?“ — Albertine nickte. „Das ſind geheime

Umtriebe, die ich nicht ahnte," fuhr Herrmann fort, „ein Beweis, wie früh das ſchöne Geſchlecht uns Gefahr droht!"

Albertine begann nun mit naiver Geſchwätzigkeit ihm Alles mitzutheilen, was ſie bereits von ihm gehört. Herrmann war verwundert über die Theilnahme, womit ein Kind, das er dort faſt überſehen, ihm hier eine ſo günſtige Aufnahme bereitet, und ergötzte ſich an der Offenheit, mit der ihm Albertine ihre Freude an ſeinem Beſuche an den Tag legte.

So angenehm er ſich fortan mit der intereſſanten Kleinen unterhielt, ſo peinlich war es ihm doch, die Eltern verfehlt zu haben. Endlich erſchien der Amtsrath. Er nahm ſogleich den ihm angelegentlich Empfohlenen in Beſchlag und entzog ihn dem vorigen Kreiſe. Erſt als Herrmann ſich nach einer weitläuftig beſprochenen Geſchäftsangelegenheit ihm empfohlen, wurde das holde Geſichtchen Albertinens noch einmal am Treppengeländer ſichtbar. „Vergeſſen Sie nicht, daß ich einen Steckbrief habe!" rief ſie herab. „Der Citirte ſoll von ſelbſt erſcheinen!" gab Herrmann zurück. Er konnte es nicht laſſen, noch ein Mal zurückzublicken, als er die Hausthür erreicht hatte. Da ſtand das ganze Roſen-Kleeblatt an der Treppe, von einem ſchräg hereinfallenden Sonnenſtrahl hell übergoſſen. Sie lächelten und beugten ſich herab, ihm nachzublicken. „Belling hat Recht!“ ſprach Herrmann vor ſich hin; „es ſind köſtliche Mädchen, dieſe Roſen!“

Theone ſtand am Erkerfenſter, als Herrmann die Straße herabkam. Mit freundlichem Lächeln erwiderte ſie ſeinen Gruß. Sie hatte ſeit dem heutigen Morgen ihre ganze Munterkeit wiedergewonnen. In wenigen Minuten ſtand er an ihrer Seite, friſch und glänzend wie der Tag, der heut' in beſonderer Klarheit zu den Fenſtern des kleinen Gemaches hereinſah.

„Nun, ſind Sie denn gar nicht geſpannt, die Reſultate meiner eleganten Viſiten zu erfahren?“ begann Herrmann, nachdem Theone ſchon längere Zeit mit ihm über andere Gegenſtände geſprochen.

„Ich hoffe von meinem Pflegebefohlenen freie Mittheilung, ohne daß es einer Aufforderung von meiner Seite bedarf!“ entgegnete Theone. „Daß Sie freundlich aufgenommen, darf ich vorausſetzen. Sie ſind der Baronin ebenbürtig, und in dem Roſen'ſchen Hauſe herrſcht ſtets ein gaſtlicher Ton. Doch Sie wollen, daß ich nach den jungen Damen frage?“

„Ja, jung ſind ſie wahrhaftig, beſonders die allerliebſten Roſenknoſpen!“ lachte Herrmann.

Er ſchilderte hierauf die komiſche Attitude, bei der er die Mädchen überraſcht, entwarf ein Bild des kleinen

Strudelköpfchens, wie er Albertinen nannte, und ſchloß mit dem Ausrufe: „Sie iſt ein Kind, ein allerliebſtes Kind! Sie amüſirt, unterhält — aber nicht auf lange! Sie hat noch keinen Fond, keine Erfahrungen!“

„Ei, Couſin! da verlangen Sie auch von 17 Jahren zu viel!“ entgegnete Theone. „Wer die Roſen in der Knospe liebt, begehre nicht, alle ihre Blätter zu überſchauen, oder das Herz derſelben zu ergründen! Das entwickelt ſich erſt langſam; aber dieſes allmälige Entfalten, Entdecken iſt es ja eben, was die Jugend ſo anziehend macht. — Doch erzählen Sie weiter; fanden Sie die Baronin zu Hauſe?“

„Ich habe ihre Bekanntſchaft gemacht, und auch nicht!“ verſetzte Herrmann. „Verhältniſſe, Anſichten und Charaktere liegen hier, wie es ſcheint, dicht verſchleiert. Ich bin in das Innere eines Tempels getreten und habe Engel geſehen. Die Baronin ſcheint ihre Töchter in dieſer Höhe halten zu wollen. Wie kann ein armer Sterblicher da hinanreichen?“

„Und doch iſt es Einem derſelben gelungen!“ tröſtete Theone. „Man ſagt, die älteſte Tochter ſei Braut!“

„Braut?“ fragte Herrmann mit einem Geſichte, als hätte er etwas Unglaubliches vernommen.

„Sie ſtaunen,“ erwiderte Theone, „und werden es noch mehr, wenn ich Ihnen ſage, daß ein hochbejahrter

Mann, ein Graf, der bis jetzt ſein Leben den Wiſſenſchaften, beſonders aſtronomiſchen Forſchungen geweiht, durch die Entdeckung dieſes Sterns zur Erde zurückgeführt wurde; daß Euphemie, ſo jung und ſchön ſie iſt, ſich auf eine wunderbare Weiſe an ihn gefeſſelt fühlt und ſeine Annäherungen begünſtigt.“

„Das iſt eine Verirrung, ein augenſcheinliches Vergehen gegen die Natur!“ verſetzte Herrmann lebhaft. „Dies blühende, herrliche Geſchöpf an der Seite eines Greiſes! Da müßte ſich Alles dagegen auflehnen!“

„Wenn Sie die Rechte des Staates einmal ſo lebhaft vertheidigen, als die der Natur,“ lächelte Theone, „ſo werden Sie Ihrer amtlichen Stellung Ehre machen!“

„Sie haben Recht!“ verſetzte Herrmann. „Mein ganzes Inneres empört ſich gegen ſolche Mißheirathen! Wie kann ein hochbejahrter Mann die Sprache eines jugendlichen Herzens verſtehen, wie ein ſo kindliches Weſen die Neigungen und Bedürfniſſe des Alters theilen? Auch im glücklichſten Falle müſſen ſie ſich im Innerſten der Seele fremd gegenüberſtehen; wie ſollte da jemals der ſüße Harmonika-Klang eines innigen Einverſtändniſſes zu hoffen, wo jemals zu finden ſein?“

„Halt!“ ſagte Theone. „So wenig ich ein anderes, früher beſprochenes Mißverhältniß der Jahre in Schutz nehme, ſo kann ich doch hier nicht ganz Ihre

Anſicht theilen! Es giebt weibliche Seelen, die früh über das Leben der Jugend hinausreifen. Eine abgeſonderte Lebensweiſe, vereint mit einer Erziehung, die das Gemüth mehr der geiſtigen, als der Sinnenwelt zuwendet, kann der Jugend eine Richtung geben, welcher der Ernſt des Alters mehr, als das bunte Treiben der jungen Welt zuſagt. Sie findet ſich vielmehr von demſelben ſchmerzlich berührt, weil ihr die Ideale nirgends begegnen, die ſie im Herzen trägt, und ſo ſchließt ſie ſich lieber da an, wo ihr ein ruhiger und ſicherer Halt winkt, wo ſie, von Leidenſchaft unberührt, geiſtige Nahrung findet, und gedeiht da in Frieden, wie die zarte Epheuranke am ſchönſten an altem Gemäuer emporgrünt!"

„Iſt die Verlobung ſchon deklarirt?" fragte Herrmann, nach einer Pauſe tiefen Nachdenkens.

Theone verneinte und blickte jenen lächelnd an.

„Couſinchen! Sie haben mich mit Ihren Anſichten ganz verwirrt!" entgegnete dieſer, indem er aufſtand und einige Male im Zimmer auf- und niederging. „Haben Sie Recht, ſo hat die Baronin mit ihrer Erziehung ſehr unrecht gethan! Ich werde nun in der That die Einladung derſelben benutzen! Ich werde meinen Beſuch erneuern, und wenn es auch nur aus dem Grunde geſchieht, dieſen zarten Pflanzen allmälig etwas Erde zuzuführen, damit ſie derſelben getreu bleiben!“

„Thun Sie das!“ ſagte Theone, „aber ſeien Sie auf eine eben ſo feine als conſequente Gegnerin gefaßt!“

Das Eintreten des Präſidenten unterbrach das Geſpräch und führte es bald auf andere Gegenſtände. Theone bemerkte ſehr wohl, daß Herrmann nur mit halber Seele zugegen war. Am Nachmittage gewahrte ſie, wie dieſer, einen Geſchäftsgang vorſchützend, zu wiederholten Malen an den Fenſtern der Baronin vorüberging.

„Noch immer die raſche Empfänglichkeit!“ ſeufzte ſie leiſe. — „Möchte er ſeine Erfahrungen nicht auf Koſten ſeines Friedens machen!“

Eine Einladung des Amtsraths berief Herrmann einige Tage hierauf in den Roſen'ſchen Familienkreis. Er konnte dieſe Höflichkeit nicht füglich ablehnen, obgleich er in der unruhigen Stimmung, in der er ſich befand, lieber darauf Verzicht geleiſtet hätte. Ein freundſchaftliches Diner war verheißen, er konnte darauf rechnen, heute tiefere Blicke in das Familienleben zu werfen. Er ſtellte ſich ein. Man wies ihn zu einem entfernten Gartenſaal. Er mußte, um dahin zu gelangen, bei der Küche vorbei, und wollte eben vorüberſchlüpfen, als Albertine, ſo roſig wie der Morgen, mit häuslichem Kleide und einem blendendweißen Schürzchen angethan, ihm aus derſelben entgegentrat. Sie wollte wieder zurück, aber Herrmann bot ihr bereits ſeinen Morgengruß.

„Ei, Sie ſollen mich jetzt noch nicht ſehen!“ ſchalt ſie abwehrend. „Erſt bei Tiſche werde ich ſichtbar! Jetzt bin ich Aſchenbrödel und habe die Woche! Gehen Sie, man wartet auf Sie!“ — Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie in die Küche zurück. Herrmann blickte ihr nach. Er hörte ſie raſch einige Befehle ertheilen, ſah, wie ſie dann ſelbſt Hand anlegte, eine Tortenform umſtülpte und mit dem gelungenen Werke verſchwand.

Er ging nun raſch zur Geſellſchaft. Die Amtsräthin, eine kränkliche Frau, trat ihm an der Seite ihres Gatten mit freundlichem Willkommen entgegen und ſtellte ihm einige anweſende Herren vor. Herrmann war bald bekannt in dem kleinen Kreiſe. Der wohlwollende Ton, welcher hier herrſchte, die freundliche Lage des Saales, die geſchmackvollen Verzierungen deſſelben, alles dies gab ihm bald ein Gefühl von Behaglichkeit, welches noch geſteigert wurde, als die Wirthin des Hauſes zur Tafel bat, und ihm die Freude ward, Albertinens Namen dicht neben ſeinem Couvert zu finden. Die Töchter des Hauſes erſchienen nun auch. Sie waren einfach, aber modiſch gekleidet; jede derſelben trug eine friſche Roſe im Haar. Albertine, die an Haltung und Putz einen lebhaften Contraſt mit ihrer vorigen Erſcheinung bildete, nahm lächelnd ihren Platz neben Herrmann und flüſterte ihm zu: „Ich habe die Zettel gelegt; ſind Sie zufrieden?“ — „Ich wünſche, daß das Glück mich überall ſo trefflich placiren möchte!“ gab Herrmann zurück. — „Dann würden Sie verpflichtet ſein, die Pole der Welt ſtets friedlich aus einander zu halten!“ flüſterte ſie leiſe. „Denn daß Sie es wiſſen, Sie ſitzen neben meinem ärgſten Widerſacher, den ich nicht ſehen mag, und ihn deshalb hinter meinen Nachbar verſteckte!“

Herrmann warf einen raſchen Blick auf den Bezeichneten und begegnete dem ruhigen Auge eines jungen Mannes, deſſen ſanftes Geſicht Ernſt und Wohlwollen ausdrückte. Er beſann ſich, daß ihm derſelbe vorhin als ein Verwandter des Hauſes vorgeſtellt worden war. Bald ergab ſich im Laufe des Geſprächs, daß er Theolog ſei und in Kurzem eine Predigerſtelle erhalten werde. Der Amtsrath, der ſein Wort bald dem jungen Regierungsrath, bald dem Nachbar deſſelben zuwandte, ſchien für Letztern eine beſondere Vorliebe zu hegen, auch ſchien der Gegenſtand derſelben ſo vollkommen würdig, daß Herrmann ſich Albertinens Aeußerung nicht zu erklären vermochte. Albertine begann auf's Neue ihn mit den Contraſten zu unterhalten, deren Mittelpunkt er bildete. „O Sie werden ihn kennen lernen!" ſchloß ſie lebhaft. „Jeden Ball, jede Maskerade verkümmert er uns! Alles bekrittelt er, ſelbſt die unſchuldigen Stickereien, die unſere Mußeſtunden füllen! — Staubige Bücher ſchiebt er uns dafür in die Hand, und hat es bereits ſo weit gebracht, daß der Vater uns mit einer ganzen Bibliothek gedroht hat. Ich werde aber doch nicht leſen. Ich habe vollauf in Küche und Keller zu thun, und aus der Mode will ich auch nicht kommen, und habe nicht umſonſt ſticken und ſchneidern gelernt!"

„Sie tadeln vielleicht in ihm Ihren beſten Freund!" verſetzte Herrmann.

„Das iſt es ja eben, was dem Aerger die Krone aufſetzt!" lachte Albertine. „Es giebt Männer, die aus lauter Freundſchaft uns am liebſten in ein Kloſter ſteckten, um uns dort täglich eine Buß-Predigt zu halten!"

Der Candidat warf einen ernſten Blick auf Albertinen, die die letzten Worte ziemlich vernehmlich geſprochen hatte, und ſah darauf ſtill und traurig vor ſich hin. Albertine erröthete, und Herrmann bekam nun auf einmal Licht über das Verhältniß ſeiner Nachbaren. Der junge Mann liebte Albertinen und wünſchte ſie paſſender für ſeinen Stand zu bilden; ſie aber war ein Weltkind und unzugänglich für ſeinen Ernſt. Herrmann verſuchte es nun, ein Geſpräch mit dem Theologen anzuknüpfen, und fand in ihm einen eben ſo kenntnißreichen, als feingebildeten jungen Mann, deſſen ernſte, fromme Geſinnung aus jedem ſeiner Worte hervorleuchtete. Er bedauerte es lebhaft, daß ſich dieſer bald nach aufgehobener Tafel empfahl, und nahm ſich vor, Albertinen den angenehmen Eindruck mitzutheilen, den ihr Widerſacher auf ihn gemacht. Dieſe war aber bereits von zwei anderen jungen Herren umringt, die es ſich angelegen ſein ließen, ihren Witz zu bewundern und ihrer Liebenswürdigkeit Weihrauch zu ſtreuen. Herrmann zweifelte nun nicht mehr, daß das allerliebſte Strudelköpfchen der gefeierte Gegenſtand ſei, von dem Belling geſprochen, um welchen nicht ſeine Hoffnungen allein, ſondern auch die Wünſche eines ganzen Männerkreiſes ſich drehten. Dies lockte ihn unwillkürlich mit in dieſen Schwindel hinein, und wie es immer geſchieht, daß ein beſonders beachteter und bewunderter Gegenſtand dem eitlen Beſchauer immer neue Reize entwickelt, ſo glaubte auch Herrmann an dem heutigen Tage immer neue intereſſante Entdeckungen an Albertinen zu machen, ja, ihm ſchien es ſogar, als ſchimmere ein ſchönes, warmes Gefühl hinter dem Schleier jugendlichen Muthwillens hindurch.

Albertine, die ihre Eroberung wohl bemerkte, ließ nichts unverſucht, um ſich derſelben immer mehr und mehr zu verſichern. Man vertheilte ſich nach Tiſche in dem Garten. Sie führte Herrmann zu ihren Blumenanlagen, deren reiche Pracht die ſorgfältige Gärtnerin pries. Ueberall fand er Spuren ihres Waltens und Schaffens und überzeugte ſich, wie Albertine nicht allein die Seele des Hauſes, ſondern auch der ganzen kleinen Wirthſchaft ſei; wie ſie die Mutter in Allem vertrete, und wie daher eine gewiſſe Energie und Beſtimmtheit ihrem jugendlichen Weſen ſich beigemiſcht habe. Der köſtliche Abend, der bereits ſeine Strahlen durch die blühenden Gebüſche ſandte, goß balſamiſche Düfte umher. Albertine war allmälig ſchweigſamer geworden und blickte bisweilen mit ihrem freudeglänzenden Geſichte zu ihrem Begleiter empor. Jetzt ſtanden ſie vor einer Roſenhecke, die ſich um eine herrliche Lindengruppe ſchloß. Albertine lächelte, pflückte ein Röschen und reichte es Herrmann dar.

„Dafür giebt es nur ein Gegenpräſent!" ſagte dieſer, und brach von den benachbarten Bäumen einen blühenden Zweig. Albertine, den Sinn dieſer Gabe errathend, erröthete lebhaft. Ein freudiger Strahl brach aus ihren Augen, ſie beugte ſich auf den duftenden Lindenzweig herab.

„Wir wollen ſehen, wer ſein Geſchenk von uns Beiden am beſten pflegt," ſagte ſie leiſe, und Beide bewahrten das Andenken, das die Gunſt dieſer Stunde ihnen gereicht.

Einige Mitglieder der Geſellſchaft nahten ſich jetzt. Albertine hüpfte pfeilſchnell davon, ihr Zweiglein in Sicherheit zu bringen. Herrmann empfand über dieſen Vorfall eine kleine Verlegenheit; denn offenbar legte Albertine in die ſcherzhafte Erwiderung, zu der ihn der Augenblick veranlaßt, eine ernſtere Bedeutung, als er im Sinne gehabt.

Ein geſelliges Spiel vereinte bald auf's Neue die Geſellſchaft; Albertine war zurückgekehrt, ſcherzhaft, launig, wie immer. Sie beherrſchte bald auch dieſen Kreis mit der ihr eigenthümlichen Gewandtheit. Schüchtern blickten ihre Schweſtern zu ihr empor; ſo ſehr ſich Herrmann bemühte, auch dieſe lieblichen Weſen von irgend einer eigenthümlichen Seite zu erfaſſen, ſo ſchien dies doch nie gelingen zu wollen, denn immer zog ſich ihr blödes Gemüth, bei der leiſeſten Annäherung, in ſich ſelbſt zurück. Er gab es endlich auf und wurde von Albertinens heiterer Lebendigkeit bald auf's Neue in Beſchlag genommen. Es war ſchon ſpät am Abend, als man ſich trennte. Herrmann mußte ſich geſtehen, daß ihm die Zeit ſchnell verſchwunden war.

Als er über die Schwelle des Hauſes trat, ſchimmerte ein Himmel voll Sterne in blendendem Lichte auf ihn herab. Da plötzlich rührte eine ſanfte Muſik an ſein Ohr. Süße Harfentöne rauſchten herab, ihm war, als würde er plötzlich aus dem Rauſche irdiſcher Freuden in lichtere Regionen verſetzt. — Wie von magiſcher Gewalt gehalten, ſtand er ſtill, den Klängen lauſchend, die immer gewaltiger daherbrauſten und ſich endlich in einen Choral auflöſten, deſſen heiliger Ernſt wie der Triumphgeſang einer den Stürmen des Lebens enthobenen, verklärten Seele klang.

„Das iſt Euphemie!“ rief er aus, und ſein Blick flog empor zu der verhüllten Fenſterreihe, hinter welcher ein mattes Licht, gleich der Lampe eines Trauergewölbes, ſchimmerte. „O Du arme Verlaſſene, die Du den unverſtandenen Schmerz und die Räthſel des eigenen Herzens in jenen wunderbaren Klängen zum Himmel trägſt!“ rief er begeiſtert. „Was ſind alle Freuden der Welt gegen die geheimnißvolle Wonne, die aus der Sprache Deiner tiefen Empfindungen herüberweht! Wie erwacht, von ihr berührt, unſer beſſeres Selbſt, wie ſehnt es ſich, mit Dir vereint, die dunkelen Schleier des Lebens zu lüften!“

Die Harfe tönte noch lange fort; es war, als wollte ſie ihn mit ſtiller Gewalt in eine andere Sphäre herüberziehen. Euphemiens Bild, mit allen Reizen der Jugend und jenes geheimnißvollen Zaubers geſchmückt, den ein ungewöhnliches Geſchick der Schönheit verleiht, — ſchwebte an ſeiner Seele vorüber. „Morgen!“ rief er, „ja morgen folge ich dieſem Winke. In ihren Augen will ich den Schlüſſel ſuchen zu dieſer geheimnißvollen Sprache der Nacht; und gewiß, ich werde eine Perle finden, die das Eindringen in dieſe verborgenen Tiefen reich vergilt!“ Er ſchritt gedankenvoll weiter. Die Klänge verſtummten allmälig im leiſen Wehen der Nacht.

Ein ſeltſamer Zufall wollte, daß eine Einladung der Baronin zu dem folgenden Abend Herrmann's ungeduldigem Verlangen entgegen kommen ſollte. Dieſer war den ganzen Tag über zerſtreut, verworren; eine innere Ungeduld ließ ihn nirgends raſten.

„Gehen Sie, mit Ihnen iſt heute nichts anzufangen!“ ſchalt Theone, den Gedankenloſen ſich ſelbſt überlaſſend. Herrmann lächelte, doch mußte er dies Urtheil unterſchreiben. Er verſuchte, zu arbeiten; nichts wollte ihm glücken. Endlich ſchlug die Beſuchſtunde, und er war erfreut, die Feder niederlegen zu dürfen. Nachdem er ſich auf's Sorgfältigſte geſchmückt, eilte er ſchleunigſt hinaus. Albertine lag am Fenſter als Herrmann daherkam. Sie lächelte ihm zu, in der Hoffnung, ſein eiliger Schritt lenke nach ihrer Thür Da wandte ſich der Höflichgrüßende langſam zur Rechten. Ein Zug lebhaften Erſtaunens flog über das

Antlitz der Getäuſchten; ſie ſchloß das Fenſter, und begab ſich verſtimmt zu ihrem Nähtiſch zurück, während jener im Nachbarhauſe verſchwand.

Ein feſtlicher Weihrauchduft wallte durch die Gemächer, die Herrmann durchſchritt, und miſchte ſich mit dem bläulichen Lichte der Wachskerzen, die, von einigen Aſtrallampen unterſtützt, eine mondartige Helle durch die weitläuftigen Räume verbreiteten.

Die Geſellſchaft war bereits verſammelt. Schwere Seidengewänder rauſchten durch den Saal, und der Glanz des Geſchmeides wetteiferte mit dem Schimmer der Orden, welche die erlauchten Gäſte dieſes Kreiſes ſchmückten. — Ein Herr, mit dem Bande des rothen Adlerordens geſchmückt, ragte hoch und gebietend aus dem Kreiſe ſeiner Umgebungen hervor. Es war Graf Sternberg, Euphemiens vermeintlicher Bräutigam, der in jener ſtattlichen Erſcheinung Herrmann genannt wurde. Mit unruhigem Herzklopfen ſuchte er nach ihr, die ſeit dem geſtrigen Abend ſo ausſchließlich ſeine Seele beſchäftigte. Er entdeckte ſie endlich. Euphemie ſtand, unfern dem Grafen, am Arm einer älteren Dame. Sie war weiß gekleidet, ohne allen Schmuck. Ihr ſchwärmeriſches Auge ſtreifte, als Herrmann ſich gegen ſie verneigte, gleichgültig an ihm vorüber; ſie ſchien auf ein Geſpräch zu lauſchen, das zwiſchen dem Grafen und einigen anderen Herren lebhaft geführt wurde. „Alſo wirklich umgarnt!“ ſeufzte Herrmann, als nach mannichfachen Verſuchen, ſich Euphemien zu nähern, ihn ſtets derſelbe kalte und vornehme Blick zurückgehalten hatte. „O daß auch über ſolche Gemüther Stand und Rang etwas vermag, daß die Hoffahrt bis in die Paradieſe der Unſchuld ihr liſtiges Scepter ſtreckt!“ — — Sein Auge ſuchte nun der anderen Tochter des Hauſes zu begegnen. Amöne ſtand ſeitwärts, an ein Fenſter gelehnt, im Geſpräch. Sie verneigte ſich in freundlicher Erwiderung auf Herrmann's Gruß. — Dieſer nahte ſich ihr, bemüht, dem ſteifen, vornehmen Kreiſe, der ihn umgab, zu entſchlüpfen. Zu ſeiner Verwunderung erblickte er an ihrer Seite den jungen Theologen von geſtern, und erfreut über dieſe Entdeckung, ſchloß er ſich um ſo harmloſer den Sprechenden an. — „Candidat Werny!“ begann Amöne, ihren Nachbar vorſtellend. — Dieſer verneigte ſich höflich gegen Herrmann, und bald kam eine Unterhaltung in Gang, welche, die Intereſſen des Tages flüchtig berührend, auf ernſtere Gegenſtände hinlenkte. — „Wir dürfen heute einer intereſſanten Mittheilung entgegenſehen!“ nahm Amöne das Wort. „Graf Sternberg wird die Güte haben, uns einige Blätter über ſeine neueſten aſtronomiſchen Entdeckungen vorzuleſen, woran ſich wie gewöhnlich noch eine Abhandlung ſchließen wird, welche über unſere künftige geiſtige Fortbildung manchen wichtigen Aufſchluß ertheilt!“

Herrmann verneigte ſich ſchweigend und richtete einen fragenden Blick auf den Candidaten. Dieſer legte unverkennbar die freudigſte Ueberraſchung über jene Mittheilung an den Tag. Es ſchien, als habe er bereits einem ähnlichen Vortrage beigewohnt; er ſprach mit Ruhe und ehrerbietiger Anerkennung von des Grafen ſeltenen Fähigkeiten, den Zuſtand des künftigen Geiſterlebens aus einer tiefen und ſinnigen Anſchauung des Irdiſchen zu entwickeln und ein Bild deſſelben zu entfalten, das zu den ſchönſten und erhabenſten Hoffnungen berechtige und auch in vielen Stellen der heiligen Schrift ſeine Beſtätigung finde.

„Es iſt eine ſchöne Erſcheinung,“ ſchloß der Candidat, „wenn man den Ernſt tiefer Forſchung mit einer ſo liberalen Geſinnung und ſo ſeltenem geſelligen Talent vereinigt ſieht, wie es bei dem Grafen der Fall iſt. — Wer ſollte glauben, daß faſt ein halbes Jahrhundert unausgeſetzter und angreifender Studien an dieſer hohen, ſichern Geſtalt vorüberzog? Seine innere, geiſtige Jugend leuchtet ſo ſiegreich aus Blick und Wort hervor, daß wir Jüngeren mit Staunen zu ihm emporblicken und kaum Schritt halten können mit der Lebendigkeit ſeines Geiſtes.“

„Sie haben Recht!“ begann Amöne, „es iſt eine ſeltene Erſcheinung! Aber ſollte nicht gerade ein Studium, das ſo ausſchließlich der unreinen und oft ſo drückenden Sphäre der Außenwelt entführt, und uns in die Regionen des Friedens, des Glaubens, der ſeligſten Hoffnungen verſenkt, dieſe ungetrübte Friſche des Geiſtes, dieſe innere Jugend erklären? Wie erheitert ſchon ein Blick in eine ſchöne Landſchaft; ach, und wie ganz anders muß es ſein, wenn wir die unermeßlichen Auen des Himmels in ungeſtörter Beſchauung durchirren!"

„Der andächtige Beſchauer wird meines Erachtens hier wie da denſelben Gewinn davontragen," erwiderte Herrmann, „erhöhte Liebe und Bewunderung, erhöhtes Vertrauen zu dem großen Weltengeiſt! — In Einem aber ſcheint mir der Aſtronom im Nachtheil zu ſtehen: er wird die Erde mit ihren Rechten und Anſprüchen an uns leicht aus den Augen verlieren, oder dieſelben von ſeinem erhabenen Standpunkte aus zu gering anſchlagen, und doch ſollen wir auf den Platz, wohin uns Gott geſtellt, nicht weniger den Blick unſeres Geiſtes richten."

„Hören Sie ihn nur ſelbſt!" nahm Amöne das Wort, „und Sie werden mit der Art und Weiſe wohl zufrieden ſein, wie er Irdiſches und Ueberirdiſches zu verbinden verſteht!"

Die Geſellſchaft hatte ſich indeß in einen Kreis niedergelaſſen. Ein Tiſch mit zwei Aſtrallampen wurde herbeigebracht, und die verheißene Vorleſung ſchien ihren Anfang nehmen zu wollen.

Amöne verneigte ſich gegen die Herren und nahm ihren Platz an der Seite ihrer Schweſter. Der Graf erſchien und begann nach einer geiſtreichen Einleitung ſeinen Vortrag. Seine Sprache war ſanft und ausdrucksvoll, und eine gewiſſe poetiſche Anſchauung gab ſeiner Darſtellung einen Reiz, welcher Herrmann überraſchte. Hier war von keinem trocknen Bericht, keiner gelehrten Abhandlung die Rede! Es war das ſtille Entzücken einer in die Wunder des Weltalls vertieften Seele, die den heiligen Vorhang ſich allmälig höher heben ſieht, der ihr bisher jene Geheimniſſe verhüllte. Jede neue Entdeckung wurde mit andachtsvoller Freude begrüßt und durch eigene Beobachtungen zur geiſtigen Anſchauung gebracht. Die ganze Geſellſchaft lauſchte in feierlicher Stille. Euphemie ſaß, das Haupt ſinnig vorgeneigt, in den erhabenen Gegenſtand gänzlich verſunken. Ihr Auge war nur einem Ziele zugewendet. Ein ruhiges Genügen lag in dem ſanften Schimmer deſſelben, während eine faſt überirdiſche Schönheit über ihre Züge ausgegoſſen war. Herrmann betrachtete ſie und konnte nicht mehr zweifeln, das der eigene Zug des Herzens ſie gefeſſelt hatte.

Es war nicht zu läugnen, daß die Perſönlichkeit des Grafen, trotz ſeiner Jahre, die bedeutendſte und anziehendſte im ganzen Männerkreiſe war. Es lag eine Hoheit in ſeinen Zügen, — die für die Friſche der Jugend reich entſchädigte, während ſein Auge, wenn er den Kreis überlief, im vollen Glanze des reichſten, innern Lebens ſtrahlte.

Noch höher aber flammte ſein Blick, als er jetzt zu der Betrachtung überging, welche ſich an jene Mittheilungen knüpfte. Ihr Gegenſtand war, wie Amöne bereits angedeutet, das ſtufenweiſe Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes im Gebiete des Univerſums, durch die geiſtreichſte Auffaſſung der irdiſchen Erſcheinungen und ihrer mannigfaltigen Entwickelung erklärt. Es war nicht die hinreißende Extaſe ſchwärmeriſcher Begeiſterung, ſondern ein ſich ruhig darthuendes ſeltenes Geiſtes- und Ahnungsleben, das ſicher und klar eine ſchöne Folgereihe in einander greifender Erfahrungen und darauf gegründeter Hoffnungen entwickelte. Mild, ruhig und überzeugend führte er dieſelben bis zu der beſeligendſten Gewißheit empor und eröffnete ſeinen Zuhörern ein Gebiet neuen, verſchönerten Strebens und Wirkens, gegen welches das Leben auf Erden nur als eine Sproſſe der unermeßlichen Himmelsleiter anzuſehen war.

Herrmann, welcher dem Ideengange des Grafen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt, fühlte ſein

Inneres ſeltſam ergriffen von einer Darſtellung, welche die höhere, geiſtige Welt ſeinem empfänglichen Gemüthe auf eine wunderbare Weiſe nahe brachte. Er bemerkte, daß er in dieſem Augenblicke Manches mit ganz anderen Augen anſehe, als ſein im Irdiſchen befangener Sinn ihm bis jetzt geſtattet. Vieles, was ihm hochwichtig geſchienen, ſank jetzt, jenem großen Entwickelungsplane gegenüber, als gänzlich unbedeutend herab. Er verſank über dieſen Gegenſtand in tiefes Nachdenken und fuhr faſt erſchrocken empor, als plötzlich dieſelben Harfenakkorde ſich vernehmen ließen, welche ſchon einmal ſo magiſche Gewalt über ihn geübt.

Er ſah auf und erblickte Euphemien über ihr Inſtrument gebeugt, das der Graf, nachdem er ſeinen Vortrag beendet, in ihre Arme gelegt hatte.

Dieſelben bedeutungsvollen Präludien, denen er geſtern gelauſcht, begannen von Neuem. — Die Töne rangen in dunklen Diſſonanzen durcheinander, unruhig wogend, wie das ſtürmiſche Meer eines leidenſchaftlichen Herzens, bis ſich das wilde Chaos derſelben durch einige vermittelnde Uebergänge zu ſanfteren Akkorden geſtaltete und endlich in die Melodie eines Chorals überging, auf deſſen Schwingen ſich Friede, Ruhe und kindliche Zuverſicht herniederſenkte.

Herrmann folgte mit hohem Intereſſe dem bedeutſamen Spiel. Er vermochte den Eindruck deſſelben kaum von dem vorhergegangenen zu unterſcheiden. Beide Weſen ſchienen ihm, trotz der Kluft der Jahre, durch eine geheimnißvolle, geiſtige Harmonie auf's Innigſte vereint, und er mußte unwillkürlich ſeines Geſpräches mit Theonen gedenken, wo er die Möglichkeit eines ſolchen Einverſtändniſſes auf's Lebhafteſte beſtritten hatte. Er war über dieſe Bemerkung ſehr ernſt geworden. Der Gedanke, daß viele ſeiner Anſichten noch einer großen Berichtigung bedürften, drängte ſich ihm unwillkürlich auf, und es verdroß ihn, ſich gegen Theone auf eine ſo oberflächliche Weiſe ausgeſprochen zu haben.

Die freundliche Anrede der Baronin weckte ihn endlich aus ſeinen Träumen. Die Art und Weiſe, wie ſich Herrmann über des Grafen Vorleſung ausſprach, ſchien ihr zu gefallen.

„Es freut mich, wenn die Art der Unterhaltung, die in unſeren Cirkeln herrſcht, Ihnen nicht entgegenſtrebt,“ ſchloß ſie jetzt. „Nur wenige junge Männer werden in unſern Kreis paſſen, und doch iſt es hochwichtig, dem oft ſo frivolen Treiben der Welt eine höhere Lebensanſchauung wohlthuend entgegenzuſtellen.“ Der Candidat geſellte ſich zu den Sprechenden. Die Baronin ſtellte denſelben als den Muſiklehrer ihrer Töchter vor. „Und wann werden Sie Ihr gütiges Verſprechen erfüllen?“ fragte ſie ſcheidend. Herrmann ſagte ſeinen Beſuch in den nächſten Tagen zu, und ſich gütig verneigend, ſchritt die Baronin zu der übrigen Geſellſchaft zurück.

Als Herrmann am folgenden Morgen Theonen wie gewöhnlich Bericht erſtattete, und dabei auch der letzten Bemerkung der Baronin gedachte, erwiderte jene, wie auch ſie der Meinung ſei, daß eine auserleſene Lektüre, welche die Gedanken auf gehaltvollere Gegenſtände richte und dadurch die Unterhaltung auf eine würdige Weiſe belebe, bei weitem jedem anderen geſelligen Verbindungsmittel vorzuziehen ſei. Herrmann gedachte hierbei einiger unvergeßlichen Abende, deren poetiſchen Genuß er früher mit Theonen getheilt. Seine ganze Seele flammte bei dieſer Erinnerung auf; er fühlte, wie einflußreich der Eindruck jener Meiſterwerke, die ſie gemeinſchaftlich durchgegangen, auf ſeine Entwickelung eingewirkt, und wie ſelbſt die kleinen Oppoſitionen, die er bisweilen gegen Theonens Anſichten gewagt, belehrend und wichtig für ihn geworden. „Und könnten jene köſtlichen Abende nicht wiederkehren?“ fragte Herrmann. „Ich wollte dies eben in Vorſchlag bringen!“ entgegnete Theone, „aber, verſteht ſich, erſt in ſpäterer Zeit! — Der Herbſt iſt dieſer Unterhaltung günſtiger; der Sommer lockt zu vielfach nach außen! Wenn die längeren Abende kommen, dann ſollen Sie wie ſonſt unſer Vorleſer ſein, wenn Sie bis dahin nicht bindende Feſſeln tragen!"

Herrmann lächelte und kapitulirte ſo lange gegen dieſen Vorſchlag, bis er endlich die Erlaubniß gewann, die erſten Regentage für Herbſttage anſehen zu dürfen. Mit dieſem Verſprechen zufrieden eilte er zu ſeinen Arbeiten. Er überblickte ſtaunend die verſchiedenartigen Verpflichtungen, die er übernommen, doch fühlte er ſich behaglich in dem Gedanken, den Einfluß ſo verſchiedenartiger Naturen auf ſich zu beobachten und die Blüten dieſer mannigfachen Kreiſe zu einem vollen Strauße heiterer Gegenwart zuſammentragen zu können.

Er beſuchte nun abwechſelnd die Häuſer der Nachbarfamilien. Als er zum erſten Male Albertinen wiederſah, entging ihm die Verſtimmung nicht, mit welcher ſie ſeiner neuen Bekanntſchaft gedachte. Dieſer Unmuth ging bald in die mannigfaltigſten und komiſchſten Launen über, und ſtets ſaß ſie wie ein Argus am Fenſter, ſo oft er die Straße entlang kam. Herrmann hatte indeß ſein Verſprechen zu löſen und ſteuerte unverzagt zwiſchen dem Pfeilregen ihrer flammenden Blicke hindurch. Das Haus der Baronin war ihm werth, und ohne ſich eines beſtimmten Planes bewußt zu ſein, folgte er dem Bildungstriebe ſeines Herzens, das in dem Verkehr mit dieſer geiſtvollen Familie reiche Ausbeute fand. Die öftere Anweſenheit des Grafen, wie des jungen Theologen gab der Unterhaltung einen ſtets neuen Reiz; auch ſchmeichelte es Herrmann, ſich hier auf die freundlichſte Weiſe anerkannt und die kleinen Gefälligkeiten, die er Amönen hinſichtlich ihrer künſtleriſchen Beſchäftigung erzeigte, durch ſichtliche Fortſchritte belohnt zu ſehen. So waren mehrere Wochen in dem abwechſelndſten Genuſſe vergangen, ohne daß jedoch eine lebhaftere Neigung von Herrmann's Gemüth Beſitz genommen hätte. Verglich er Amönen mit Albertinen, ſo konnte er nicht läugnen, daß jene in ihrer ſich ſtets gleichbleibenden mädchenhaften Würde gegen die Aprillaunen der Letztern gewaltig abſtach, doch lag auch wieder in Albertinens Offenheit und Natürlichkeit Manches, was ihn lebhafter anzog, als jene vornehme Ruhe. Bald aber machte er die Bemerkung, daß unter dieſem ſcheinbaren Gleichmuthe doch auch mancher Funke glimme, der nur eines Hauches der Leidenſchaft bedürfe, um in vollen Flammen emporzuſchlagen.

Schon mehrere Male hatte die Baronin mit gütigem Lächeln die Nachſicht gerühmt, die in Herrmanns Urtheile vorwalte, und dies beſonders, ſo oft von der Familie Roſen die Rede war. Sich weiter über dieſelbe auszuſprechen, erlaubte weder die Würde, welche jene ſtets zu behaupten bemüht war, noch die Kluft, welche Stand und Rang zwiſchen den beiden Häuſern zog. Da aber Herrmann nach wie vor ſeine Beſuche auch dort fortſetzte, ſo ſchien eine ſchärfere Beobachtung einzutreten, und nicht ſelten ertappte Herrmann die ſonſt ſo holde Amöne auf einem Blicke, der ihm nur zu klar die lebhafte Aufregung ihres Gemüthes verrieth. Nicht lange, ſo war auch ſie am Fenſter zu ſehen. Mit ſcheinbar gleichgültiger Miene verfolgte ſie ſeine Schritte: er mußte nun, ſo oft er die Straße paſſirte, gleichſam zwiſchen zwei feindlichen Feuern hindurch.

Erſt amüſirten ihn die allerliebſten Rivalinnen, die er ſtets regelmäßig auf ihrem Poſten traf, bald aber wurde ihm dies Beobachten unbequem, und er ſann bereits auf einen ehrenvollen Rückzug aus einem der beiden Häuſer.

Albertinens Temperament, das wie ein gährender Veſuv nur der leiſeſten Veranlaſſung bedurfte, um ſich ſeiner elektriſchen Stoffe zu entladen, führte eher, als Herrmann gedacht, jene Entſcheidung herbei. Er hatte es nämlich gewagt, als er ſie eines Tages, wie gewöhnlich, mit modiſchen Tändeleien beſchäftigt fand, ſie auf den Werth geiſtiger Beſchäftigungen aufmerkſam zu machen, und ihr zu dem Zwecke ein Buch empfohlen, über deſſen Werth er ſich unglücklicher Weiſe auf das Urtheil der jungen Baroneſſen berief. Das vermochte Albertine nicht zu ertragen.

„Wie?“ rief ſie aufſpringend, während eine Purpurglut Stirn und Wangen überflog, „Sie wollen, daß ich jenen überſpannten Thörinnen nachahme? Jenen Verbildeten, von denen die ganze Welt weiß, daß ſie keine Nadel zu führen und keine Waſſerſuppe zu kochen verſtehen? Nein, das ſollen Sie nicht über mich gewinnen! Gehen Sie, bleiben Sie bei Ihren Sylphiden! Betrachten Sie mit ihnen den Mond! Mir iſt mein einfacher Heerd lieber, als die Sternwarte, worauf Euphemie mit ihrem liebenswürdigen Grafen ſteht! — Auch Sie werden bald auf derſelben ſtehen, mit Amönen Hand in Hand, und auf uns arme Erdengeſchöpfe herniederblicken! — Aber mich führen Sie nicht mit hinauf! Ich bleibe auf der Erde, und nie (hier trat ſie zornig mit dem kleinen Fuße auf), nie werde ich Ihren Lieblingen nachahmen!“

Der Regierungsrath verſuchte die Zürnende zu beſänftigen, ihr ſeine gute Abſicht zu erklären, aber die leidenſchaftliche Aufregung, in der ſich Albertine befand, machte ſie unzugänglich für ſeine Bemühungen. Sie verließ endlich das Zimmer, und Herrmann begab ſich, ohne die Eltern zu erwarten, auf den Heimweg. Als er aus der Thür trat, fiel ein verdorrter Zweig vor ihm nieder. Er erkannte das Geſchenk, das er damals Albertinen für die Roſe eingetauſcht und das ſie ſo lange verwahrt. Kopfſchüttelnd ging er vorüber, während aus dem obern Fenſter Albertinens muthwilliges Lachen erſcholl.

Dieſer Vorfall, ſo kindiſcher Art er auch war, hatte doch die Folge, daß Herrmann fortan das Haus des Amtsraths nur in Geſchäften betrat und den weiblichen Kreis deſſelben gänzlich vermied. Einige Leſeabende mit Theonen entſchädigten ihn reichlich für dieſen Verluſt.

Ihm war, ſeit er mit dieſer ruhigen, klaren Seele vereint in die ſtille Welt gemeinſchaftlicher, geiſtiger Anſchauungen eingetreten war, als knüpften ſich alle zerriſſenen und verworrenen Fäden ſeines Innern wieder zuſammen, als kehre er in die friedlichen Gefilde eines verſchwundenen, lang' erſehnten Glückes zurück. Theone, die ihn ruhig gewähren ließ, fand ihrerſeits denſelben ſtillen Genuß in dem gegenſeitigen Austauſch ihrer Gedanken. Sie hatte, während Herrmann einer unbeſchränkten Freiheit genoß, ſich faſt nur allein auf ſeinen Umgang beſchränkt, und das Intereſſe, mit welcher ſie der Entwickelung ſeines Geſchickes folgte, bewies, wie er ſtets der Gegenſtand ihrer innigſten Theilnahme ſei.

Der Präſident, welcher jenen Leſeabenden gern beiwohnte, ſaß oft gedankenvoll dem ſeltſamen Paare gegenüber, das, ohne mit einem Schritte das wohlwollende, verwandtſchaftliche Verhältniß zu überſchreiten, doch in Allem, was ihre Wahl betraf und ihr Gemüth anregte, durch die ſichtlichſte, innere Harmonie verbunden war.

Saß Theone über ihre Arbeit gebeugt und Herrmann am Buche, ſo hoben Beide gewiß zu gleicher Zeit ihr Auge bei einer und derſelben Stelle empor. War Eines von ihnen von irgend einer tiefen Wahrheit lebhaft ergriffen, ſo fand es für den keimenden Gedanken des Andern ſtets das richtig bezeichnende Wort. Beide ergänzten gleichſam einander durch den reinſten Einklang der Empfindung, und dieſes gab den Stunden ihres Beiſammenſeins ein ſo beruhigendes, friedliches Glück, daß ſelbſt der Dritte den wohlthuenden Einfluß deſſelben empfand.

Herrmann, deſſen offenes Gemüth ſtets der Mittheilung bedurfte, begann eines Tages bei der Baronin von einem dieſer Abende zu erzählen. Die große Verehrung, mit der er ſtets Theonen's gedachte, hatte diesmal einen noch wärmern Ausdruck gewonnen. Die

Baronin hörte ihm lächelnd zu, während Amönens Wange ſich lebhaft färbte und derſelbe Zug innerer Bewegung auf ihrem Antlitze ſichtbar wurde, welchen Herrmann ſchon einige Male bei anderer Gelegenheit gewahrt.

„Sie haben eine gefährliche Couſine!“ begann die Baronin. „Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie das Geſchick Ihres Vorgängers, des Aſſeſſor Belling, nicht theilen! Dieſer war gleich Ihnen in dem Hauſe des Präſidenten ſehr heimiſch, las vor und bemühte ſich Jahre lang um das Fräulein. Die Grauſame aber ſcheint nur die Empfindungen der Dichter zu theilen und verſtehen zu wollen. Sie wich ſeinen Bewerbungen aus und ließ ihn ohne Hoffnung von dannen ziehen!“

„Belling?“ fragte Herrmann überraſcht, „Belling hätte um meine Couſine geworben?“

„Und das wiſſen Sie nicht?“ entgegnete die Baronin. „Es iſt ja das öffentliche Geheimniß!“

Das Eintreten des Candidaten unterbrach ein Geſpräch, das Herrmann mit dem lebhafteſten Staunen erfüllte. Er zog ſich, während jener die Damen begrüßte, an ein entferntes Fenſter zurück und überließ ſich ſeinen Gedanken. Ihm begann nun ein Licht aufzugehen, das die Warnungen ſeines falſchen Freundes ganz anders erklärte. Nicht theilnehmender Rath, nein!

Mißgunſt, Neid, vielleicht auch fortglimmende Leidenſchaft war es, was ſich hinter jenen Worten verborgen hatte. Belling nährte vielleicht ſelbſt noch Hoffnung auf Theonens Beſitz, wollte den gefürchteten Nebenbuhler fern halten, ſeine Augen auf andere Gegenſtände lenken! — „O Thor, Thor, der ich war!" rief Herrmann leiſe. „Mich alſo verblenden zu laſſen! Aber gewiß, er ſoll nicht triumphiren! Nie, nie ſoll Theone ſein eigen werden!" — Er griff nach Hut und Stock, um, von einem raſchen Entſchluſſe erfaßt, ſich ungeſäumt zu empfehlen, als die Baronin verwundert fragte, was dieſen ſchnellen Aufbruch veranlaſſe?

Herrmann, das Auffallende ſeines Betragens fühlend, ſtammelte eine Entſchuldigung und kehrte auf die freundliche Bitte der Baronin noch einmal zur Geſellſchaft zurück. Man begann ihn auf's Neue mit der gefährlichen Couſine zu necken. Er lächelte und ließ es ruhig geſchehen. Eine unbeſchreiblich frohe Stimmung kam über ihn. Es war, als hätte die Baronin mit jenem Worte, das Bellings Abſichten verrathen, einen ſchweren Zauberbann von ſeiner Seele genommen. Er fühlte ſich plötzlich wieder in die harmloſe Welt ſeiner erſten glücklichen Träume verſetzt. Alles unſichere Schwanken ging auf einmal in der Ueberzeugung unter, daß er, vom erſten Erwachen ſeines Gefühls an, eigentlich doch nur Theonen geliebt, daß er nur, durch Bellings Liſt irre geleitet, jene Richtung verlaſſen und wenn auch nicht dem Gegenſtande ſeiner innigſten Verehrung, doch ſeinen früheren, beglückenden Anſichten auf kurze Zeit untreu geworden ſein. Jetzt aber fühlte er alle dieſe Nebel zerrinnen. Frei, klar blickte er um ſich her, und die ſchöne Gewißheit, daß fortan kein fremder Reiz, keine Liſt, keine Verblendung ihn von dem wahren und einzigen Ziele ſeines Glückes abwenden ſolle, erfüllte ihn mit einer Heiterkeit, wie er ſie lange nicht empfunden. Was dieſes Gefühl noch ſteigerte, war ein Geſpräch, was ſich beim Nachhauſegehen zwiſchem ihm und dem Candidaten entſpann und was ſeine Vorliebe für denſelben noch erhöhte. Sie hatten ſich zum erſten Male über die große Verſchiedenheit ausgeſprochen, die zwiſchen den Familien Statt fand, in deren Häuſern ſie ſich kennen gelernt hatten. Werny äußerte ſein Bedauern, daß Beider Erziehung, trotz manchem Lobenswerthen, doch ſo große Unvollkommenheiten habe, und eine ideale Richtung, ohne alle Kenntniß der uns am nächſten liegenden Pflichten, eben ſo wenig dem Berufe des Weibes entſpreche, als eine nur für das Leibliche berechnete Ausbildung, die für ſeine höhere Beſtimmung nicht ausreiche.

„Um die ſchönſte und natürlichſte Enwickelung einer weiblichen Seele zu ſehen, muß man in das Innere dieſes Hauſes dringen!" fuhr er fort, als ſie vor der

Wohnung des Präſidenten ſtanden. „Sie ſelbſt werden in Ihrer Couſine die glücklichſte Vereinigung dieſer beiden getrennten Elemente gefunden haben. Fräulein Theone repräſentirt das Bild echter Weiblichkeit, ohne über die Grenzen ihrer ſchönen Beſtimmung hinauszuſchreiten, oder in ſtolzem Uebermuthe die höheren Zierden einer weiblichen Seele zu verſchmähen. O wie oft habe ich Albertinen auf dieſes Vorbild hinzulenken geſucht! Sie beſitzt einen Fond, der jener höhern Veredlung ſo werth wäre! Aber — wie es anfangen, um ſie dem Wuſt des Alltäglichen zu entziehen, da ſie ſo ſelten geneigt iſt, guten Rath anzunehmen?"

Der Seufzer, mit dem dieſe Worte begleitet wurden, beſtätigte Herrmanns frühere Vermuthung, daß Albertine, trotz ihrer großen Verſchiedenheit von Werny, doch dieſem ausſchließlich theuer war. Er umarmte Werny mit Herzlichkeit. „O wie ganz bin ich Ihrer Meinung!" rief er begeiſtert. „Ja, Theone iſt der Juwel, in dem die Glanzpunkte jener beiden getrennten Naturen vereinigt ſtrahlen! Nur bei ihr iſt volles Genügen, ſchöne Befriedigung!" Der Candidat drückte ihm bewegt die Hand, Beide ſchieden, für immer befreundet.

Herrmann konnte am andern Morgen die Zeit kaum erwarten, Theone zu ſprechen. Er hatte ihr ſo viel abzubitten, ſo viel gut zu machen. Er fühlte, daß ſeine Schwäche in vieler Hinſicht unverzeihlich zu nennen war. Schaam, Reue, Verwirrung beſtürmten ihn wechſelsweiſe; dennoch ſiegte zuletzt ſein jugendlicher Muth und er zweifelte bald nicht mehr, daß es ihm gelingen werde, ſie und den Präſidenten zu verſöhnen. Er rief ſich ihr Betragen in letzter Zeit zurück, und immer war es das Bild der Liebe, das aus ihren milden, freundlichen Zügen ihn anblickte.

„O, ſie iſt mir noch gut!“ ſprach er in froher Hoffnung. „Ihr milder Sinn wird dem Irrgeführten vergeben! Sie wird mich wieder aufnehmen, ſo wie ſie mir bis jetzt völlige Freiheit ließ! O wie ſteht dieſe uneigennützige und liebevolle Seele ſo hoch über allen ihren Mitſchweſtern!“

Er klopfte, der gewöhnlichen Beſuchſtunde vorauseilend, an Theonens Thür. Die Ueberraſchte erſchrak, als ſie ihn eintreten ſah. Sie ſchob eilig einige Papiere hinweg, in denen ſie geleſen, und blickte ihn verlegen und erröthend an.

Herrmann betrachtete ſie verwundert. Noch nie war ihm Theone ſo lieblich erſchienen als in dieſer Verwirrung. Die ſchüchterne Bewegung, mit der ſie ſich erhob und das erglühte Antlitz von ihm abwandte, gab ihr etwas ſo jugendlich Mädchenhaftes, daß Herrmann ſeinen überraſchten Blick nicht von ihr abwenden konnte. Er bemerkte jetzt die Papiere, die ſie zu verbergen ſtrebte, und erkannte ſeine Handſchrift. Dies machte ihn kühner. Er trat näher und begann mit dem Tone freudigen Muthes:

„Couſinchen, ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen! Man fängt an, im Hauſe der Baronin mich ſtreng zu beobachten! Man iſt einer Eroberung auf der Spur, die meiner Freiheit Gefahr droht!“

„Und iſt dieſer Verdacht gegründet?“ fragte Theone, frei Odem ſchöpfend, daß Herrmann ihre Beſchäftigung überging.

„Gewiß!“ verſetzte Herrmann. „Und ahnen Sie nicht, wen man meint?“

„Ich gratulire, lieber Couſin! ohne in Ihr Geheimniß dringen zu wollen!“ gab jene zurück.

„Ach, Sie wollen mich nicht verſtehen!“ ſeufzte Herrmann, „und gedachten doch, wie ich ſehe, noch ſo eben einer Vergangenheit, die Ihnen das Geheimniß meines Herzens längſt enthüllte.“

Theone ſah ihn mit einem Blicke an, deſſen Ausdruck ihn verworren machte.

„Ich ſuchte in Ihren Briefen nach einem Datum, über welchen ich mit meinem Vater uneinig war!“ gab ſie zögernd zurück. „Auch kann ich nicht läugnen, daß, ſo oft ich dieſe Blätter hervornehme, mich der anmuthige Styl Ihrer Mittheilungen gefangen nimmt. Ich leſe gern Ihre Briefe und finde ſtets auf's Neue eine Fülle ſo lieber Gedanken darin!“

„Und weiter nichts?“ fragte Herrmann mit dem Ausdruck innerer Bewewegung.

„O ja,“ erwiderte Theone, „auch viel ſchöne Extaſe, wenn Sie wollen! Ich habe oft gelächelt, indem ich mich in Ihre jugendlichen Ideen vertiefte. Sie werden es jetzt auch thun, da Sie zu einer klaren und beſonnenen Lebensanſchauung gekommen ſind! Das, was ein neunzehnjähriger Jüngling für Glück hält, iſt von dem eines ſechsundzwanzigjährigen Mannes ſehr verſchieden!“

„Nein, nein!“ rief Herrmann. „Welche Veranlaſſung ich Ihnen auch zu dieſer Bemerkung gegeben ben habe, ich bin in dem Innern meines Herzens ſtets derſelbe geblieben. Sie waren das Ideal meiner Jugendträume! Sie ſind es noch jetzt, wo ich mit dem prüfenden Blicke des reifern Mannes umherſchaue! — O Theone!“ fuhr er fort, als jene überraſcht, faſt erſchrocken ſich abwandte, „verdammen Sie mich nicht! Ich warf manchen Blick in die Welt um uns her, mehr um mich ſelbſt, als Andere kennen zu lernen; aber keine Erſcheinung derſelben vermochte mich meiner einzigen wahren Neigung zu entziehen! Könnten Sie in dieſem Augenblicke in das Innere meines Herzens ſchauen, Sie würden nicht länger an der Wahrheit meiner Geſinnungen zweifeln, wie auch der Schein gegen mich iſt! O richten Sie mich auf aus den Zweifeln, die mich quälen, nehmen Sie mich an ihr gutes Herz, das, o ich weiß es, mich immer geliebt hat!" Dieſe letzten Worte, mit ſo viel Zuverſicht geſprochen, gaben Theonen plötzlich ihre ganze Faſſung zurück.

„Nein, guter Herrmann," ſagte ſie ernſt, „ſo wie wir jetzt zu einander ſtehen, kann und darf nie von einem innigeren Verhältniſſe zwiſchen uns die Rede ſein! Ich habe Sie lieb, o, ich werde dies niemals leugnen! Aber ich kenne auch die Scheidewand, die uns trennt! Sie haben in dieſem Augenblick ſeltſamer Aufregung, deren Urſache ich nicht kenne, den Unterſchied unſeres Alters ganz vergeſſen. Ich zähle achtundzwanzig Jahre, bin älter als Sie! Gedenken Sie unſeres Geſprächs und der wichtigen Warnung, die für uns daraus hervorgegangen iſt! Sind Sie erſt ruhiger geworden, ſo werden Sie jener Anſicht nicht widerſprechen können!"

Sie hatte, nachdem ſie dieſe Worte mit zitternder Bewegung geſprochen, ihm raſch ihre Rechte entzogen und verließ ſchnellen Schrittes das Gemach. Beſtürzt blickte Herrmann ihr nach. Er fühlte, er hatte ſich übereilt, ſie durch die ſchnelle Umwandelung ſeines

Betragens gekränkt. Er ſchlüg ſich vor die Stirn und nahm ſich vor, ſeinen Plan mit größerer Vorſicht zu verfolgen.

Eine Mittheilung des Präſidenten, die ſich bald an dieſen Vorfall ſchloß, verſetzte den ohnehin Verſtimmten in noch größere Betrübniß. Er erfuhr nämlich, daß eine Baufälligkeit, die man vor Kurzem in dem Flügel des Hauſes bemerkt, den er bewohnte, die Nothwendigkeit herbeiführte, ihm, bis dieſe Reparatur beendet, eine andere Wohnung in einem zweiten, dem Präſidenten gehörigen Hauſe anzuweiſen. Dieſer Wechſel war Herrmann doppelt unangenehm zu einer Zeit, wo ihm Alles daran lag, Theonen täglich neue Beweiſe von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu geben. Er konnte indeß gegen den beabſichtigten Bau nichts einwenden und mußte um ſo ſchneller ſich zu einem Umzuge entſchließen, da ein Freund des Präſidenten, der, auf einer Reiſe begriffen, ſich als Gaſt angeſagt hatte, und der ſeltene Beſuch dieſes in jeder Beziehung bedeutenden Mannes auf das ſorgfältigſte vorbereitet werden ſollte.

Eine Zeit der unangenehmſten Störungen und Unruhen begann nun im Hauſe des Präſidenten. Herrmann vermochte Theonen kaum auf Augenblicke zu ſehen.

Ueberall war bei den häuslichen Anordnungen ihre Gegenwart von Nöthen; auch ſchien es bisweilen, als halte ſie ſich abſichtlich von ihm entfernt. Dies kam jedoch Alles auf Rechnung des fremden Gaſtes, und tauſendmal verwünſchte Herrmann denſelben, der einen ſo unerwarteten Schlagbaum vor alle ſeine ungeduldigen Wünſche und Hoffnungen zog.

Der Erwartete kam und brachte in den ſonſt ſo ruhigen Familienkreis neue Bewegungen mit. Herrmann, der ſich den Freund des Präſidenten, den Legationsrath ***, in gleichem Alter mit jenem gedacht, erſtaunte nicht wenig, als er in demſelben einen Mann erblickte, der mit der anziehendſten Perſönlichkeit den imponirenden Anſtand des feinen Hofmanns verband. Er war in dem Alter, in welchem die Liebenswürdigkeit des Mannes den Culminationspunkt erreicht, wo das Feuer der Leidenſchaft der Kraft männlichen Willens gehorcht, wo Phantaſie und Erfahrung ſich das Gegengewicht halten und alle Blüten des Geiſtes in voller Entwickelung ſtehen. Herrmann machte ſelbſt dieſe Bemerkung und erſchrak vor der Gefahr, mit der er Theonen ſo unvermuthet bedroht ſah. Um ſeine Qual zu vollenden, mußte der Legationsrath ſeit Jahren Wittwer ſein, ein Umſtand, dem Herrmanns geſchäftige Phantaſie die bedenklichſten Abſichten unterſchob.

Auch Theone wurde, wenn auch auf ganz verſchiedene Weiſe von der Erſcheinung des neuen Gaſtes beunruhigt. Die mannigfachen Verbindungen, in denen er zu den angeſehenſten Häuſern der Reſidenz ſtand, verurſachten zahlreiche Beſuche und Gaſtgebote. Theone ſah ſich auf einmal der ſtillen Sphäre ihres bisherigen, eingezogenen Lebens entriſſen, mußte an Feſten Theil nehmen, denen ſie längſt entſagt, und ihre einfache Tracht mit modiſchen Gewändern vertauſchen, um den Forderungen eleganter Cirkel zu entſprechen.

Herrmann, der bei allen dieſen Feſten zugegen war, ſtaunte über die Verwandlung, die ſich mit Theonens Aeußerem begeben. Gewohnt, ſie nur in ſchlichtem Hauskleide zu ſehen, glaubte er jetzt eine Königin zu gewahren, die in ruhigem, ſtillem Glanze alle ihre Umgebungen überſtrahlte. Je überraſchender ihn die Gewalt ihrer Schönheit traf, je mannigfaltiger ſich täglich Ihre geſelligen Talente entwickelten, deſto ſchüchterner, aber auch um ſo heftiger wurde ſeine Leidenſchaft.

Mit düſterer Glut folgten ſeine Blicke ihr überall, wo ihrer liebenswürdigen Erſcheinung die gebührenden Huldigungen zu Theil wurden. Ein ſchönes Talent, welches Theone ſeit Herrmanns Rückkehr gänzlich verſchwiegen und mit Allem, was den Wunſch, zu gefallen, andeuten konnte, abſichtlich verborgen gehalten hatte, wurde jetzt in den Kreiſen, wo es ſchon früher Bewunderung gefunden, auf's Neue an's Licht gezogen. Es war der Geſang, den Theone in den letzten Jahren auf's Sorgfältigſte vervollkommnet hatte. Ihre natürlich ſchöne Stimme, zur ſeltenen Kunſtfertigkeit gediehen, überraſchte Herrmann. Wie feſtgewurzelt ſtand er ihr gegenüber; ſeine Seele ſchien in die Silberklänge ihrer Lippen ganz verloren. Bald aber erfüllte ihn der Gedanke, daß ſie ihm bis jetzt dieſen Genuß verſagt, mit heimlicher Bitterkeit, und die Möglichkeit, daß es einem Glücklichern beſchieden geweſen, alle dieſe Glanzſeiten Theonens zu entfalten, ſteigerte jenes Gefühl bis zur lebhafteſten Eiferſucht. — Fortan fand der Unglückliche weder im Kreiſe der Geſellſchaft, noch in der Stunde der Einſamkeit Ruhe noch Raſt. Seine Geſchäfte, alle ſeine Lieblingsſtudien ekelten ihn an. Er durchſtrich täglich zu wiederholten Malen die Straße, die an Theonens Fenſtern vorbeiführte, unbekümmert, ob die Argusaugen der Nachbarhäuſer ihn höhnend bedrohten. War es Abend und er hatte den Kreis verlaſſen, in welchem er Theonen in allem Glanze ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth geſehen, wie ſie freundlich, aber immer ruhig und beſonnen an ihm vorübergewallt, da ergriff ihn ein tiefer, namenloſer Schmerz, und er wandelte dann oft zu Stunden unter ihren Fenſtern auf und ab, wie ein abgeſchiedner Geiſt, der den

Ort nicht verlaſſen kann, wo der Schatz ſeines Herzens ruht. Jeder Schatten, der an den Vorhängen vorüberglitt, jeder leiſe Laut, in dem er ihre Stimme vermuthete, machte die Pulſe ſeines Herzens ſtocken. Er lauſchte in fieberhafter Aufregung und ſchwankte dann langſam ſeiner einſamen Wohnung zu, um von einem Glücke zu träumen, das er im jugendlichen Uebermuthe ſchon ſein eigen geglaubt, und das, je mehr er ſich demſelben zu nähern ſtrebte, immer ferner und ferner ſeinen Blicken entſchwand.

Theone, die aus der ſcheinbaren Entfernung, in die ſie ſich zurückgezogen, den Gegenſtand ihrer zärtlichen Theilnahme doch auf's Sorgfältigſte beobachtete, gewahrte ſehr wohl die leidenſchaftliche Stimmung, in welcher ſich Herrmann ſeit der Anweſenheit des fremden Gaſtes befand. Da ſie aber viel zu gering von ſich dachte, um der gegenwärtigen Gefühlsrichtung Herrmanns feſte Dauer zuzutrauen, ſo überließ ſie die Entwickelung dieſes ſeltſamen Räthſels der Zeit, genau über ihr Betragen wachend, um nicht dieſen leidenſchaftlichen Moment über Herrmanns ganzes Lebensglück entſcheiden zu laſſen.

So oft dieſer verſuchte, eine leidenſchaftliche Sprache gegen ſie zu führen, ſo oft wußte ſie ihm auf eine geſchickte Weiſe auszuweichen, oder ihm durch einen anmuthigen Scherz zu entſchlüpfen. Wer nicht tiefer ihr Inneres durchſchaute, würde geglaubt haben, ſie wolle dem Uebermüthigen, der ſo lange ein launenhaftes Spiel mit ihrem Herzen getrieben, Gleiches mit Gleichem vergelten; dies lag aber nicht in ihrem Charakter; wohl aber jene Vorſicht, die über das Glück des Geliebten mit mehr Sorgfalt, als über das eigne wacht.

Schon begann ſich hier und da die Vermuthung zu regen, der Legationsrath hege den Wunſch, dem Hauſe des Präſidenten auf eine noch innigere Weiſe anzugehören, als ſeine plötzliche Abreiſe dieſe Meinung zu widerlegen ſchien.

Herrmann, deſſen Zuſtand in der letzten Zeit faſt an Verzweiflung grenzte, wagte nun wieder frei Odem zu ſchöpfen. Sein fragender Blick ſuchte Theonens Augen, aber dieſe waren ſeit Kurzem trüb und ernſt, auch befremdete ihn das ſichtlich veränderte Betragen des Präſidenten. Unmuthig, ja oft bis zur Heftigkeit aufgeregt, ſtimmte er gegen Herrmann nicht ſelten einen Ton an, der mit dem frühern herzlichen einen lebhaften Contraſt bildete. Kam dieſer, ſo hatte jener Geſchäfte, oder rauchte ſeine Pfeife verdrießlich vor ſich hin; ſprach er, ſo fielen Winke über nöthige Zeiteintheilung, Berufsfleiß und ſchuldige Rückſichten, die immer deutlicher anzeigten, daß der Präſident im Grunde des Herzens mit Herrmann's ganzem Betragen höchſt unzufrieden war.

Herrmann fühlte ſich durch dieſe Bemerkung tief gekränkt und beſchloß, ſeine Beſuche zu beſchränken. Von quälenden Vermuthungen hin- und hergetrieben, war er bald geneigt, Theonen anzuklagen, bald kehrte ſich der Stachel des Vorwurfs gegen die eigne Bruſt, und der Gedanke, durch ſein wankelmüthiges Betragen das Vertrauen der edelſten Menſchen verſcherzt zu haben, raubte ihm bald allen Muth, alle Freudigkeit des Herzens.

War jene Befürchtung auch nicht ganz ungegründet, ſo hatte doch die Verſtimmung, welche in dem ſonſt ſo friedlichen Familienkreiſe des Präſidenten waltete, noch einen ganz andern Grund. Der Legationsrath hatte, Theonens hohen Werth erkennend, wirklich den Wunſch gehegt, um ihre Hand werben zu dürfen. Der Präſident, der ſich für überzeugt hielt, daß ſein früherer Plan unausführbar ſei, ſah in der Verbindung, welche ſich Theonen darbot, ein unerwartetes Glück und unterſtützte die Wünſche ſeines Freundes mit redlichem Eifer. Zu ſeinem größten Erſtaunen aber ſollte er auch hier bei Theonen denſelben Widerſtand finden, dem er früher begegnet. Dies befremdete ihn um ſo mehr, da ihm jene aus zarter Scheu Herrmann's veränderte Sinnesweiſe verſchwiegen. Er vermochte ſich nun in dem Verhältniſſe der jungen Leute zu einander nicht mehr zurechtfinden; kein Wunder, daß ſein Unmuth gegen Herrmann erwachte, der nach ſeiner Anſicht das Herz ſeiner Tochter bethörte, ohne eine redliche Abſicht mit ſeinen wiederholten Annäherungen zu verbinden.

So ſtanden die Sachen, als der Präſident, dieſen unangenehmen Berührungen zu entgehen, plötzlich eine Reiſe mit Theonen zu machen beſchloß, die ihn ſo lange beſchäftigen ſollte, bis die Reparatur ſeines Hauſes beendigt ſei. Herrmann ſollte indeß ſeinen Oheim vertreten, und erhielt dieſe Weiſung, als dieſer bereits mit Theonen abgereiſt war.

Dieſe unerwartete Entfernung traf wie ein neuer Donnerſchlag Herrmann's Herz. Seine Geſundheit war von den vorangegangenen Gemüthsbewegungen bereits heftig erſchüttert, — die vermehrten Geſchäfte, die er mit Aufopferung ſeiner letzten Kraft zur Zufriedenheit ſeines Oheims zu verwalten ſuchte, erhöhten die fieberhafte Aufregung, und bald zeigten ſich die Symptome einer heimlich heranſchleichenden Krankheit. Seine Stirn brannte fieberheiß, ſeine Wangen waren von dunkler Röthe gefärbt und die von ſchlafloſen

Nächten verdüſterten Augen begannen ſich mit immer trüberen Schatten zu umziehen.

„So iſt es Recht!“ ſagte er, ſeine eingefallenen Züge bitter lächelnd im Spiegel betrachtend. „Das Schickſal rächt ſich an mir und ſtreift der Jugend Blüte zuerſt von meinen Wangen ab!“ —

— Der Candidat, der ihn zu dieſer Zeit öfter beſuchte, betrachtete ihn mit beſorgter Theilnahme. Er führte einen Arzt bei ihm ein und ſorgte für ſeine Pflege mit der Zärtlichkeit eines Bruders. Lächelnd ließ Herrmann ſeiner freundlichen Fürſorge gewähren. Sein ganzer Lebensmuth war dahin. Nichts war ihm geblieben, als der Vorwurf, ſich ſelbſt um das ſchönſte Glück ſeines Lebens betrogen zu haben.

—

Der Sommer war bereits vorüber, als die Reiſenden heimkehrten. Das ſchöne Verhältniß Theonens zu ihrem Vater hatte ſich wieder vollkommen hergeſtellt; ſie hatte ihm Alles vertraut und ſeine Verzeihung erhalten. Theonens naher Geburtstag war nun von ihnen gemeinſchaftlich zu einem ſchönen Feſte beſtimmt worden. Herrmann ſollte an demſelben ſeinen Einzug halten in das ſtattlich renovirte Logis, aus dem man ihn auf kurze Zeit verbannt, und das frühere, ſchöne Familienverhältniß ſollte auf's Neue beginnen. Da traf die Nachricht von ſeinem Erkranken plötzlich Theonens Herz. Sie beſchwor ihrem Vater, augenblicklich zu ihm zu eilen, und hatte, von namenloſem Kummer gequält, weder Ruhe noch Raſt.

Der Präſident fand Herrmann außer Bett, doch in ſeinem Aeußern ſichtlich verändert. Er gerieth hierüber in die lebhafteſte Beſtürzung, doch vermied er es, ſeiner Tochter dieſen Eindruck mitzutheilen, hoffend, Herrmann's Jugend und treue Pflege werde dieſem Zuſtande bald eine glückliche Wendung geben.

Theonens Geburtstag erſchien. Es war Herbſt; die Blätter waren ſchon bunt gefärbt und fielen hier und da langſam herab; die weißen Sommerfäden zogen umher und legten ſich auf alle Blumen und Gräſer, wie ein ſtilles Leichentuch. Theone ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus in die ſterbende Natur. Sie dachte an Herrmann und ihr Herz wallte in unausſprechlicher Empfindung. „O mein Gott!“ ſo flehte ſie zu dem Morgenhimmel empor, „erhalte ihn, erhalte ſein theures Leben! Führe ihn und mich nach Deinem heiligen Willen, aber laß ihn ſo glücklich ſein, wie meine Seele es wünſcht! Ja, ſein Leben, ſein Glück, das ſei meine Morgengabe! — Haſt Du mir aber auch ſeine Liebe beſtimmt, ſo gieb mir Kraft, dieſes Beſitzes ſtets würdig zu ſein, Kraft, dieſe Liebe zu bewahren!“

Ein leiſes Pochen an der Thür unterbrach die ſtille Erhebung ihres Herzens. Ein kleiner Knabe trat herein, mit ſchüchternem Gruße ein blühendes Angebinde überreichend. Erſtaunt blickte Theone darauf herab. Es war ein Kranz von Roſen und Myrthen, unter welchem ſich in goldnem Rahmen eine zierliche Haararbeit zeigte, ein ſorgſam geflochtenes Penſ'en, von dunklem und hellem Haar in geſchmackvoller Anordnung.

Theone wollte fragen, wer dies ſinnreiche Andenken ihr zugeſandt, aber das Kind war verſchwunden. Da fiel ihr Blick auf ein kleines Blatt, das unter dem Rahmen verborgen war. Sie rollte es auf und las Folgendes:

Nimm dies Penſ'en aus Deines Freundes Hand,
Auf braunem Grund die frühe Silberlocke!
So ſieht man oft auf einem Roſenſtocke
Seltſam gemiſcht ein ungleich Schweſterpaar.
Die eine gleicht des Kummers ſiechem Weiß,
Die andre glänzt in hellen Purpurflammen;
So wohnt in Deines Freundes Bruſt zuſammen
Ein liebend Herz, ein lebensmüder Greis.

„Herrmann!“ rief Theone, und ein Strom heißer Thränen ſtürzte über ihre Wangen. Sie rang die Hände, ſie zog die bleiche Locke ihres unglücklichen Freundes an ihre Lippen, an ihr Herz. Lange ſtand ſie ſo in tiefer, ſchmerzlicher Betäubung, herabgebeugt über das bedeutſame Bild, als ihr Blick ſich erhob und über den Trumeaux hingleitend erſchrocken ſtarrte, denn dicht neben ihr ſtand Herrmann, bleich, aber freundlich, die hohe Stirn und die glänzenden Augen forſchend zu ihr herabgebeugt.

„O Gott!" rief ſie zurückbebend, die ſichtlich veränderten Züge des Geliebten mit tiefer Beſtürzung gewahrend.

„Sehen Sie dahin, Theone!" rief Herrmann, auf den Spiegel deutend. „Hier ſtanden wir vor wenig Monden, Beide blühend und froh; jetzt ſticht Ihre holde Geſtalt nicht wenig von dem Frühgealterten ab! — So iſt alles Aeußere nur Staub, und Blendwerk jedes Wort, was dem Staube das Wort redet!"

„O Herrmann, Herrmann! kannſt Du verzeihen!" rief Theone, den bleichen Freund in heftiger Bewegung umſchlingend. Sie verſuchte zu ſprechen und vermochte es nicht, ſie verbarg ihre von Thränen überſtrömte Wange an ſeinem Buſen, ſie ſchluchzte und hob dann und wann das flehende Auge mit dem Ausdrucke unausſprechlicher Empfindung zu dem Heißgeliebten empor.

„Und Du liebſt mich wirklich noch?" fragte Herrmann. „Du hätteſt mir vergeben und dies Alles wäre kein Traum?"

„O ich war Dein mit ganzer, liebender Seele, ſo lange ich denken kann!" rief Theone. „Meine unſelige Zweifelſucht allein hielt mich von Dir entfernt; ich konnte nicht glauben, daß Du meine Gefühle erwiderteſt, ich wollte Dich keiner neuen Täuſchung über Dich ſelbſt anheimfallen ſehen! — Deine frühere Anſicht ſtand wie eine Beſchwörungsformel vor meiner Seele, die jede freiere Regung meines Geiſtes unterdrückte" —

„O ſtrafe mich nicht auf's Neue!" bat Herrmann. „Das Schickſal hat bereits Deine Rechte geführt! Meine Jugend iſt dahin!"

„O ſie wird, ſie ſoll um ſo kräftiger emporblühen," rief Theone, „da der Sonnenſtrahl der Liebe, des Vertrauens uns zurückgegeben iſt! Jetzt darfſt Du mich überragen in allen Vorzügen des Aeußern, denn ich habe die Wahrheit Deiner Empfindung erkannt! Deine Liebe wird fortan mein Eigenthum bleiben, und ich werde noch ſpät im Silberhaar mich dieſes Glückes erfreuen!" —

Mit zitternder Bewegung ſchloß Herrmann die theuer Errungene in ſeine Arme, an ſein Herz. Er geſtand ihr nun Alles, die Einmiſchung Belling's, die eigne Schwäche, und wie Theone dennoch, trotz ſeines ſcheinbaren Wankelmuths, ſtets die Erſte in ſeinem Herzen geblieben. Dann bekannte er ſeine Befürchtungen, ſeine folternde Eiferſucht, und ließ ſie frei in alle wunden Tiefen ſeiner Seele blicken.

„Und glaubſt Du, daß es mir leicht wurde, Dich, den Langerſehnten, einer unumſchränkten Freiheit zu überlaſſen?" fragte Theone. „Wer kann, wo man liebt, der Eiferſucht entgehen! — Aber beherrſchen, beſiegen lernt ſich ein Herz, das uneigennützig liebt! Und ſo lieb' ich Dich, Herrmann! und ſo werd' ich Dich ewig lieben! Darum fürchte ich nichts von der Zukunft; ich werde, wenn auch alter, doch keine argwöhniſche Gattin ſein!" —

„O trefflich!" ſagte Herrmann. „Wer hat von uns Beiden fortan den Vorrang des Alters voraus! Bin ich nicht der Beglückte, der Dich jetzt überragt, wenn auch nicht an innerer Reife, doch an Allem, was das Majoratsrecht der äußern Erſcheinung betrifft? — Fortan ſtreite ich meiner lieblichen Freundin die Anſprüche der Erſtgeburt gründlich ab! Der Mann mit der gefärbten Locke hat fortan dieſe Rechte voraus, und wir dürfen und können, wenn Du es geſtatteſt, uns ohne alle Gefahr als Verlobte, ſelbſt vor dem ärgſten Kritiker präſentiren!"

Theone lächelte zu dem Geliebten empor. „Du ſollſt mein Herr ſein!" ſagte ſie ſanft. „Feſt, wie das treue Epheu will ich mich an Dich ſchmiegen, Du ſollſt meine Stütze ſein, mein Schutz und mein Stab!" —

Da trat der Präſident in's Gemach, und blieb, die Gruppe erblickend, überraſcht auf der Schwelle ſtehen.

„Segnen Sie uns, mein Vater!" rief Theone. „Alle Mißverſtändniſſe ſind gelöſt, alle Scrupel überwunden! Die Liebe hat über alle Vorurtheile geſiegt!"

„O Kinder, Kinder!" rief der Präſident, durch Thränen lächelnd, „auf dieſem Punkte konntet Ihr ſein, ohne Euch alle dieſe vorhergegangenen Qualen zu bereiten. Doch, dem Himmel ſei Dank!" ſchloß er, Beide an ſein Herz ziehend, „noch könnt Ihr wieder gut machen, was Ihr verſchuldet! Fortan trennt Euch nie wieder ein Wahngebild! Die Liebe ſteht höher, als Zeit und Raum! Sie ſchließt ihre Bande nicht für die Erde allein; ſie wird uns begleiten in alle Ewigkeit! — Was iſt eine Hand voll Jahre gegen dieſe ihre ewige Beſtimmung gehalten!"

Und ſie ſanken Eines an des Andern Bruſt, Vergebung erflehend und empfangend.

Den folgenden Tag ſchon cirkulirten die Verlobungskarten des bräutlichen Paares. Wenige Wochen darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Die Neuvermählten beſuchten auf Wunſch des Arztes bald hierauf ein ſüdliches Bad. Blühender, kräftiger als je kehrte Herrmann daraus zurück; das Glück der Familie war nun vollkommen.

Als Theone das traute Wohnzimmer wieder betrat, gewahrte ſie an dem Spiegel zwei Karten. Sie betrachtete dieſelben, nahm ſie lächelnd herab und überreichte ſie Herrmann. Sie enthielten die Verbindungsanzeige des Grafen mit Euphemien, und die Verlobung Albertinens mit Werny, der während der letzten Zeit zu einer bedeutenden Predigerſtelle gelangt war.

„Was ſagſt Du zu dieſen unpaſſenden Bebindungen?“ fragte ſie in ſcherzhaftem Tone.

„Die Liebe gleicht Alles aus!“ rief Herrmann, mit innigem Blick die geliebte Gattin umſchlingend.

„Glücklich kurirt!“ ſchloß Thenone, triumphirend zu ihm aufblickend.

Die Zukunft aber beſtätigte Herrmann's Ausſpruch.

Zehn Reime für Einen.

Der Gaſthof.

Ein heftiger Gewitterregen ſtrömte herab; brauſend fuhr der Sturm durch die Eichen am Damme, auf welchem eine ſtattliche Kutſche eilends daherrollte, die nahe Dorfherberge zu erreichen.

„Gedenken der Herr Major hier zu übernachten?“ fragte der graubärtige Kutſcher vom hohen Sitze herab, den Kopf gegen das wohlverwahrte Kutſchenverdeck wendend, indem ein Regenſtrom von ſeinem breitkrämpigen Hute herabfloß.

„Fahr-vor!“ antwortete eine kräftige Baßſtimme, und der Wagen rollte mit klirrendem Geraſſel einem niederen Gebäude zu, vor deſſen Thür bereits eine zierliche Caroſſe hielt.

„Halt!“ rief der Kutſcher, und heraus ſprang ein Mann mittler Größe, von komiſch trotzigem Anſehen. Das Antlitz, obgleich der Jugend nicht mehr angehörend, war eines von denen, die niemals alt werden, indem die große Lebendigkeit ſeiner Züge keine beſtimmten Furchen hinterließ, vielmehr dem runden braunen Geſicht eine Art von Jugendlichkeit verlieh, die durch ein Paar heitere, höchſt gutmüthige Augen noch gehoben wurde.

Man wies ihn in die einzige, bereits von mehren Gäſten beſetzte Wirthsſtube. Gläſer klirrten unter dem Gewirr ſchäckernder Stimmen dem Eintretenden entgegen, die nur dann und wann leiſer erklangen, wenn von dem Schenktiſch her ein belehrendes Wort des humoriſtiſchen Wirthes erſcholl, dem ſtets ein lautes Beifallsgelächter folgte.

Dabei ſchwebte eine dienſtfertige Hebe mit geſchäftigen Händen von einer Ecke des Zimmers zur andern, und hinter ihr drein ſchwärmte ein Zug jubelnder Kinder, deren Muthwillen ſie bald mit einem Scheltwort, bald mit freundlichen Liebkoſungen zu ſteuern ſuchte.

Mitten aber durch das Chaos verworrener Gruppen ſchritt, unangefochten von dem ſtörenden Lärmen, eine anmuthige Frauengeſtalt in Reiſekleidern auf und nieder. Ein tief herabſchattender Federhut bedeckte zum Theil das Geſicht, doch verrieth der feine, ſich oft zum Lächeln verziehende Mund den Ausdruck heitern Muthwillens, der unverkennbar in den Zügen des niedlichen Geſichts lauſchte. Entfernt von vornehmem Mißbehagen, ſchien ſie vielmehr mit zunehmender Laune die verſchiedenartigen Gruppen zu betrachten, und kehrte nur zuweilen, wenn der Raum von neu eintretenden Gäſten beengt wurde, in das entferntere Fenſter zurück, wo ihre Zofe bereits den Tiſch zum Abendeſſen bereitete. Ein Alles betäubender Donnerſchlag ſtörte auf einmal das laute Stimmengewirr. Man verſtummte und ſchob die Gläſer hinweg; die Dame aber trat an's Fenſter und ertheilte einige Befehle, das Einziehen ihres Wagens betreffend. Der Major, ein hoher Funfziger, hatte dennoch nicht den Wohllaut holder Stimmen verloren; unbewußt näherte er ſich ebenfalls dem Fenſter und fand Gelegenheit, die ſchöne Fremde anzureden. — Dieſe äußerte ihre Beſorgniß wegen der immer näher rückenden Wettersgefahr und beklagte ſich über die wahrſcheinliche Ausſicht, hier die Nacht zubringen zu müſſen. — Freundlich ſuchte ſie der Major durch die Hoffnung zu tröſten, daß ein ſo heftiger Gewitterſturm ſchnell vorübergehe und dann vielleicht noch ein heiterer Abend zu erwarten ſei, in welchem man die nahe Reſidenz bequem erreichen könne, und ſo entſpann ſich allmälig ein Geſpräch, das die unangenehmen Umgebungen gänzlich vergeſſen ließ.

Der Sonnenſchirm.

Die Fremde verſtand mit großer Anmuth von den geringſten Gegenſtänden zu ſprechen. Sie lobte mit

Kennermienen den Glanz der dicht vor dem Fenſter haltenden Equipage des Majors, lockte die ſchlanken Doggen aus dem Kutſchenſchlag, die, als verſtänden ſie ihren Ruf, ſich an dem Fenſter emporbäumten und endlich gar mit einem leichten Sprung über das niedere Geſims hinwegſetzten und wedelnd und ſchmeichelnd an ihrer Seite emporſprangen. Der Major ſuchte die ungeſtümen Thiere abzuwehren, aber lächelnd verbat es die Fremde und ſtreichelte freundlich den Kopf der ſchlanken Thiere, die ſich auch bald ſtill und ruhig zu ihren Füßen niederlegten.

Das Eſſen ward indeß aufgetragen. Man ſchlug vor, gemeinſamen Tiſch zu machen, und bald nahm der Major mit ſtillem Wohlbehagen den Platz neben der Reizenden ein. Die geſchäftige Zofe hatte zufällig einen rothen Sonnenſchirm, der von dem Regen gelitten, zum Trocknen an's Fenſter geſtellt; und ſo kam es, daß er mit weit ausgebreitetem, hellſchimmernden Dach das Haupt der Fremden beſchattete, die jetzt, den neidiſchen Hut niederlegend, von einem ſeltenen Verklärungsglanz übergoſſen ſchien. Scherzend rügte der Major die Eitelkeit der Damen, die, jeden feindlichen Lichtſtrahl feindlich abwehrend, ſelbſt dem flüchtigen Wetterleuchten die Berührung des zarten Teints nicht gönnen wollen.

„Laſſen Sie, mein Herr, den Sonnenſchirm mir ungemeckt!" erwiderte die Dame mit erzwungenem Ernſt. „Können Sie wiſſen, ob nicht vielleicht in dieſer gemächlich erſcheinenden Form eine geheime Erfindung verborgen liegt, und ich mich auf dieſe Art durch einen künſtlichen Blitzableiter vor der Gefahr des Wetters zu ſchützen verſtehe?"

„Dann wäre ich zu beklagen!" entgegnete der Major, indem er an dem röthlichen Baldachin emporſah; „denn offenbar leiten dieſe Stäbe den electriſchen Funken auf mein unſchuldiges Haupt. Schon dünkt mich, ich ſehe das blaue Flämmchen auf den ſchimmernden Stahlſpitzen herumgaukeln, wenige Augenblicke und es hat —

Eingeſchlagen!"

„Eingeſchlagen!" donnerte eine Stimme durch die Thür. „In's Amthaus hat der Blitz eingeſchlagen!"

Pfeilſchnell rannte Alles durcheinander, Jeder griff nach ſeinem Hut und ſtürzte hinaus. Die Reiſenden traten an's Fenſter: ſchon ſtieg eine Rauchwolke aus dem gegenüberſtehenden Gebäude empor.

„O Gott, die Unglücklichen!" klagte die Dame, ihren Gefährten ſuchend, aber ſchon war dieſer von ihrer Seite hinweg, hinaus, wo ſich bereits die Dorfbewohner verſammelten. Von Minute zu Minute wuchs die Gefahr, die Verwirrung. Vor Schreck betäubt irrte das Volk wie blind umher, ohne die nöthigen Anſtalten zur Dämpfung der Feuerflamme zu treffen.

Noch hatte der Sturm ſich nicht gelegt, wild trieb er die flatternde Lohe auf das ſeitwärts ſtehende Gebäude zu. „Hülfe!“ ſchrieen einige Stimmen, „ehe das Feuer die volle Scheuer faßt.“ Und wie von einem Zauberſpruche belebt, regten ſich hundert Hände, ſtiegen Eimer auf und nieder, die drohende Gefahr zu bekämpfen.

„Reißt den Giebel herab!“ ſcholl eine gebietende Stimme, und bald flogen die brennenden Balken hernieder. Gräßlich ſtieg nun der rothe Strahl empor, daß von ſeinem Wiederſchein das Gewölk erglühete. Rauch und Dampf erfüllte die Luft, Funken flogen, vom Winde getrieben, auf die benachbarten Dächer zu.

Aengſtlich rief die Fremde nach ihrem Kutſcher. Eben zog dieſer die Pferde heraus und ſchien, von gleicher Furcht getrieben, ſo ſchnell wie möglich dem ängſtlichen Aufenthalt entrinnen zu wollen. Schon trat die Zagende, in ihren Mantel gewickelt, aus der Thür, als ſie von einer Menge Volks zurückgedrängt wurde, das auf einer Art von Bahre den regungsloſen Körper eines Man[illegible] trug, in welchem die Fremde augenblicklich den Major erkannte. Seine Kleider waren theilweiſe verſengt, ſeine Stirn hart beſchädigt.

Von Schrecken und Theilnahme ergriffen, beugte ſie ſich über den Unglücklichen herab. Noch war Leben in ihm zu ſpüren, eine ſtarke Verletzung ſchien ihm nur die Beſinnung geraubt zu haben. „Helft!“ rief ſie den Umſtehenden zu; „ſchafft einen Wundarzt herbei, ich ſelbſt weiche nicht eher, bis ich dieſen braven Mann, der für Euch ſein Leben wagte, außer Gefahr weiß!“

Das Achtung Fordernde der edlen Frauengeſtalt, das Gebietende ihrer Stimme wirkte augenblicklich auf die gaffende Menge. Einige eilten, ihren Befehl zu vollſtrecken, Andere halfen den Bewußtloſen in ein kleines Zimmer tragen, nannten ihn ihren Retter und behaupteten, daß ohne ſeine muthige Hülfe das Feuer längſt die Nachbar-Scheuer ergriffen hätte, das ganze Dorf vielleicht ein Raub der Flammen geworden wäre.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde befand ſich der Leidende unter den Händen eines Wundarztes, deſſen Bemühungen es auch bald gelang, ihn zum völligen Bewußtſein zu bringen. Das Gebäude war unterdeß vollkommen niedergeriſſen und die Flamme gedämpft worden. Die hereinbrechende Nacht mahnte endlich die wohlthätige Fremde zur Weiterreiſe, um, da das Wetter nun gänzlich vorüber war, noch die Hauptſtadt zu erreichen. Sie übertrug dem alten Diener des Majors die weitere Sorge für ſeinen Herrn und ſchied mit den Zeichen herzlicher Theilnahme. Aller Augen folgten der holden, freundlichen Frau, die jetzt ihren Wagen beſtieg und von den ſchnaubenden Roſſen gezogen den Blicken der Dorfbewohner auf's Schnellſte entſchwand.

Die Gräfin L'Alouette.

Als der Major aus ſeinem todtenähnlichen Zuſtand erwacht war, ſchienen ſeine Augen etwas zu ſuchen, was er ungern vermißte; das ſchöne Bild der mitleidigen Fremden hatte, wie ein holdes Traumbild, bisweilen durch die ihn umflorenden Nebel geblickt; jetzt laſtete ſein Entſchwinden, bevor er ihr ſeine Dankbarkeit auszudrücken vermocht, auf ſeinem Herzen, und er forſchte wiederholt nach ihr, um ihren Namen zu erfahren, doch vergebens; Niemand wußte ihn zu nennen.

Endlich trat der Wirth hinzu, und die Frage des Majors auffaſſend, begann er, indem er ſich vor ſeinem Bette niederließ: „Ohne Zweifel iſt die junge Dame, deren Sie erwähnen, die Gräfin L'Alouette; ich kenne die Equipage von der Hauptſtadt her, und bin nun erfreut die ſonderbare Frau ſelbſt einmal geſehen zu haben.“

„Sonderbar?“ fragte der Major; „Sie drücken ſich da auf eine ſeltſame Weiſe über eine ſo vornehme Dame [illegible].“

„Ganz und gar nicht, mein Herr!“ lächelte der Wirth; „dieſen Namen trägt ſie überall, wo ſie gewohnt hat. Sollten Sie nicht ſelbſt in B., wo dieſe

Dame ſich jetzt aufhält, Mancherlei von ihr gehört haben?“

Der Major beſann ſich, ihm war allerdings der Name nicht unbekannt, weiter von ihr ihm aber nichts erinnerlich geblieben.

„Sehen Sie,“ fuhr der redſelige Wirth fort, „dieſe Dame, reich, unabhängig, und wie man ſagt, von den liebenswürdigſten Eigenſchaften, war ſeit langer Zeit der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Die angeſehenſten Männer wünſchten Zutritt in ihrem Hauſe und gaben ſich Mühe, die Wahl dieſer ausgezeichneten Frau auf ſich zu lenken; doch blieben ihre Hoffnungen ſtets unerfüllt. Sie hat, ſo ſagt man, einen ſeltſamen Nagel! Von Jugend auf unter der Aufſicht eines geiſtreichen, aber höchſt überſpannten Lehrers, hat ihr Geſchmack ſich auf eine ganz eigene Art ausgebildet. Sie haßt das Alltägliche und duldet nur in ihrer Geſellſchaft, was ſich einigermaßen über das Gewöhnliche erhebt. Daher iſt jeder Künſtler, vor Allem aber der Dichter am freundlichſten in ihrem Hauſe aufgenommen; ein Umſtand, der dieſen raſch einen gewiſſen Glanz gab und ſie zu der allgemein gefeierten Frau erhob, obgleich nur Wenige ſich ihres Umgangs erfreuen mögen. — Die Theilnahme, die ſie jedem aufkeimenden Talent beweiſt, bringt ihr den Lohn der zarteſten Dankbarkeit aus dem Tempel der Kunſt entgegen, daher iſt es kein Wunder, wenn ihr Bild in mehreren Kunſtausſtellungen prangt und ihr Lob bereits in mannigfachen Liedern erklungen iſt.'

Der Major hörte mit geſpannter Neugier zu, doch konnte er nicht umhin, bei mancher Aeußerung des Wirthes leiſe den Kopf zu ſchütteln, was er immer that, wenn er etwas Unangenehmes erfuhr. Doch blieb zuletzt der freundliche Eindruck, den die Geſtalt und das theilnehmende Betragen der Gräfin zurückgelaſſen, der vorherrſchende, und er konnte ſich's nicht verſagen, mit ſtolzem Selbſtbewußtſein ſich zuzuflüſtern: Dieſe ſeltene, allgemein bewunderte Frau habe ſich mit auffallender Sorge für ſeine Pflege verwandt. Heimlich bewahrte er das Schnupftuch an ſeinem Herzen, womit, wie man ihm erzählte, die Fremde ſeine Stirn verbunden hatte, und er vergaß den Schmerz der Wunde über die ſeltſamſten Plane und Entwürfe, indem er nur der ſüßen Hoffnung nachhing, dereinſt der holden Tröſterin ſeinen Dank ausſprechen zu dürfen.

Sobald es ſein Zuſtand erlaubte, ſetzte er ſeine Reiſe nach der Hauptſtadt fort; doppelt willkommen waren ihm jetzt die Geſchäfte, die ſeinen längeren Aufenthalt an einem Orte nothwendig machten, der ihm nun als der Wohnort der ſchönen Gräfin bekannt war.

Lächle nur Keiner über den in Hoffnung verjüngten Major, wenn er, von mancherlei Eingebungen gefolgt, ſich bei ſeiner Ankunft in B. vor allen Dingen nach der Wohnung der Gräfin erkundigt, wenn er dort in deren Nähe ſich einmiethet, und ſich nichts angelegener ſein läßt, als von ihr zu hören, von ihr zu ſprechen.

Das Fenſter.

Die Gräfin L'Alouette war in der That eine Dame von ausgezeichneten Vorzügen und der vielen Huldigungen werth, die man ihr darbrachte; doch ſchien ſie auf dieſe wenig Werth zu legen, denn ſie vermied ſo viel ſie konnte, jede Vergrößerung des Zirkels, den ſie zu ihrem Umgang gewählt, und ſchien ſich am beſten in ihrer ſinnigen, wohl angewandten Einſamkeit zu gefallen. Kein Wunder, wenn die Welt, den Sinn für höhere Vergnügungen nicht theilend, die außer den Grenzen des geſelligen Umgangs liegen, ſie allmälig in die Reihe der Sonderlinge verwies und manche ihrer ſeltenen Eigenſchaften in ein Licht ſtellte, das ihrem Weſen etwas Fremdes, Zurückſchreckendes gab.

Nur einem weiblichen Weſen war es gelungen, ſich des öftern Umgangs, ja wohl der Freundſchaft der Gräfin erfreuen zu dürfen. — Leonore von Bergen war der Name einer jungen begüterten Wittwe, die, obgleich an Charakter gänzlich von ihr verſchieden, dennoch an Neigung und einer gewiſſen geiſtigen

Regſamkeit viel Aehnliches von ihr hatte, was ſie bei längerer Bekanntſchaft immer inniger an einander zog.

Leonore bewohnte ein ſchönes Landhaus, dicht an der Vorſtadt von B. Von ihren Fenſtern aus konnte man die Landſtraße überſehen, die, von den blühendſten Gärten umgeben, täglich das Schauſpiel des regſten Lebens, des bunteſten Durcheinandertreibens darbot.

Eben rollten die weißen Rouleaux an Leonorens Fenſter empor. Ein niedlicher Lockenkopf neigte ſich zwiſchen den blühenden Gehegen von Roſen und Reſeda der lieblichen Ausſicht entgegen und blickte von Zeit zu Zeit die Straße entlang, auf welcher endlich, ihrer Erwartung zufolge, die Equipage der Gräfin dahergerollt kam. Freudig ſprang ſie der Geliebten entgegen, eine Reiſe von mehreren Tagen hatte ſie des theuern Umgangs beraubt.

Bald nahm die Gräfin bei Leonoren den luſtigen Platz am Fenſter wieder ein; Leonore unterhielt die ernſte Freundin mit ihrer beſten Laune und erzählte ihr mehrere Anekdoten, die ſie während der Zeit ihrer Abweſenheit geſammelt hatte und die ſie durch die ihr eigenthümliche Fülle von Witz und Anmuth noch reicher auszuſtatten verſtand. Ein Gedanke rief den anderen, eine Begebenheit die andere hervor, und ſo kam es, daß ſie, fortgeriſſen von ihrer Lebhaftigkeit, kaum bemerkte, wie ernſt, wie einſylbig die Gräfin war.

Ein Blick, den Leonore zufällig auf die Straße warf, unterbrach für einen Augenblick den Lauf ihrer Rede.

„Irre ich nicht, Geliebte,“ rief ſie plötzlich, „ſo iſt unſer Architekt wieder von den Todten aufgeſtanden, ſehen Sie ſelbſt, iſt das nicht ſein Gang, ſeine Figur?“

Die Gräfin beugte ſich ſchnell vor, nach der Gegend, wohin Leonore deutete; eine hohe Röthe überflog ihr Geſicht. „Sie haben Recht, er iſt's!“ ſagte ſie mit leichtem Ton, ſich ſchnell wieder vom Fenſter hinwegwendend.

„Es iſt doch die edelſte Geſtalt, die ich je ſah!“ fuhr Leonore fort; „und welch' ein Ausdruck in dem ernſten Geſicht! Gerade ſo muß ich mir die Römer denken, oder vielmehr all' die hohen Helden der Geſchichte! Sehen Sie nur, die Krankheit hat keine Spur auf den ſtolzen Zügen zurückgelaſſen.“

„Ich fürchte,“ lächelte die Gräfin, „unſere Leonore hat auch die wunderbare Macht anerkannt, die dieſer ſtolze Mann über ſo viele Gemüther ausübt. Es muß ein unbegreiflicher Zauber in der Gabe der Poeſie liegen, wenn ſie mit dem moraliſchen Werthe eines Mannes verbunden iſt. Günther würde ſich gleicher Achtung auch ohne dieſe ſeltenen Eigenſchaften zu erfreuen haben, denn er ſteht als Menſch auf derſelben Stufe, auf der er als Künſtler ſteht; aber die hohe Ausbildung ſeines Talentes giebt ſeinem Weſen etwas

Hohes, Ungewöhnliches, welches, wenn auch nicht von Jedem verſtanden, doch gewiß von den Meiſten empfunden wird.“

Sie warf bei dieſen Worten einen flüchtigen Blick auf den Vorübereilenden. Dieſer ſchien nach etwas Entferntem zu ſehen, ſeine Stirn, von der untergehenden Sonne geröthet, trug den Ausdruck fröhlicher Hoffnung, ſeine Schritte waren ſchnell und eilig. Die Gräfin erhob ſich unwillkürlich von ihrem Platz und ſah die Straße hinab. Da kam eine Poſtchaiſe flüchtig dahergerollt, ein überaus zartes Mädchengeſicht, halb in Schleier gehüllt, ſah daraus hervor. Jetzt ſchien ſie den Entgegeneilenden zu erkennen; ſie winkte dem Poſtillon, der Wagen hielt, ein Laut der Freude und ſie lag in Günthers Armen. Nach wenigen lebhaft getauſchten Worten ſetzte ſich der Beglückte an die Seite des holden Geſchöpfes, und der Wagen rollte nun mit Beiden ſo ſchnell als möglich unter dem Fenſter Leonorens dahin.

Die Schauſpielerin.

„Kannten Sie die Kleine?“ fragte die Gräfin mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich müßte mich ſehr irren,“ erwiderte Leonore, „wenn ich dieſes liebliche Geſicht nicht ſchon auf irgend einem Theater geſehen habe. — Ja,“ ſetzte ſie nach kurzem Beſinnen hinzu — „jetzt weiß ich es genau! Es iſt die liebenswürdige Schauſpielerin aus N., von der ich Ihnen ſchon erzählte. Lebendig ſteht nun wieder das Bild dieſer holden Emmeline vor meiner Seele; ſo lächelte ihr Mund, ſo glänzte ihr Auge, als ſie in ſeliger Ueberraſchung die Stimme des Geliebten vernahm.“

„Schauſpielerin,“ ſprach die Gräfin leiſe vor ſich hin, und ihr Mund verzog ſich unwillkürlich zu einem bittern, faſt höhniſchen Lächeln. „Eine Schauſpielerin alſo?“ — Doch ſchnell ſich faſſend, nahm ſie die Freundin beim Arm und drängte ſie faſt ſtürmiſch zu dem nahe ſtehenden Flügel.

„Da ich einmal daran denke, Leonore, ſo laſſen Sie mich wohl, wenn ich bitte, Emmelinens Lied hören! Ich weiß nicht, was mich ſo bewegt, wenn ich nur von fern an dieſe Compoſition erinnert werde, es iſt mir, als drängte es mich mit ungeſtümer Sehnſucht fort, in dieſem Wahnſinn des Schmerzes und der Freude mit unterzugehen. Singen Sie, Geliebte, ich bitte Sie darum!“

Leonore ſchlug das Buch auf; doch war es ihr unmöglich aus ihrer heiteren Stimmung gleich zu dem Charakter des Stückes überzugehen, ſie überließ ſich eine Weile ihren Phantaſien, und ſtritt ſich durch die verwickeltſten Diſſonanzen zu immer ernſteren Gedanken empor, bis ſie endlich in den ſchwermüthigen Ton des Stücks einfiel, und der Geſang begann.

Die Gräfin hörte, die Stirn tief in das Kiſſen des Sopha's gedrückt, der Sängerin zu. Kein Laut verrieth das Echo, das, von jenen Klängen erweckt, ihre Bruſt zu zerſprengen drohte. Noch lag ſie in derſelben Stellung, als Leonore bereits den Flügel verlaſſen hatte und an ihre Seite eilte. Jetzt erhob ſie ſich und drückte ihr ſtill dankend die Hand. Beide ſchwiegen eine Weile, dann nahm Leonore das Wort, noch einmal auf jene erwähnte Vorſtellung zurückkommend.

„Gewiß,“ fuhr ſie fort, „kein Bild hat je meinem Ideal von jener ſinnigen, in Sehnſucht und Heimweh ſich verzehrenden Schweizerin ſo entſprochen, als dies liebliche Geſchöpf. Es wäre kein Wunder, wenn Günther —“

„Was halten Sie von einer Schauſpielerin?“ unterbrach ſie ſchnell die Gräfin.

„Ich weiß, meine Freundin,“ erwiderte Leonore, „daß Sie, jedem Vorurtheil abhold, auch hier nicht die Stimme der Welt hören wollen, die oft ſo übereilt als unweiſe verwirft und erhebt. — Ich achte jeden Stand, und werde nie zu denen gehören, welche die Thorheiten und Fehler Einzelner zum Erbtheil des Ganzen machen wollen.“

„Sie haben Recht,“ unterbrach ſie die Gräfin mit mühſam unterdrückter Empfindlichkeit.

„Man ſollte oft ſchonender und nachſichtiger ſein, die Tugend hat überall ihre Tempel, und ich fühle, daß ſie nur höher glänzen muß, je ſturmbedrohter der Fels iſt, auf den ſie ihn erbaute.“

Leonore warf einen prüfenden Blick auf die Gräfin, doch verbarg ſie eine muthwillige Bemerkung, die ſie gemacht haben wollte, und ſuchte das Geſpräch auf etwas Anderes zu lenken. Die Gräfin aber blieb zerſtreut, wortarm und empfahl ſich bald, eine leichte Unpäßlichkeit vorſchützend.

Der Roſenſtock.

Wirklich bemerkte die Gräfin, als ſie, zu Hauſe angekommen, einen Blick in den Spiegel warf, eine auffallende Bläſſe in ihrem Geſicht. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte ſie die düſtere Wolke verſcheuchen, und ſtimmte eine leichte Melodie an, aber ein nie empfundener Schmerz zerdrückte den Ton in tiefer Bruſt, und von düſterer Beklommenheit überwältigt, brach, ſtatt ſich in Geſang zu löſen, ihr Gefühl in bittere Thränen aus.

„Du weinſt, Adelaide,“ ſprach ſie heimlich erſchrocken zu ſich ſelbſt. „So mußt Du Dich dennoch auf dieſer Schwachheit ertappen, die Dir ſtets an Andern fremd und unerklärlich blieb?" Sie ging mit raſchen Schritten die einſame Zimmer-Reihe hindurch, dann trat ſie vor ein Gemälde, das in einem Seiten-Kabinet hing. Ernſt und ſtumm ſtand ſie lange, in tiefes Anſchauen verſunken; dann wandte ſie ſich ab, und rief wie abwehrend: „Nimmer, nimmer kehrt ſie zurück, jene Zeit! — O damals, als ich glaubte, ſein ganzes Weſen durchſchaut, gefaßt zu haben, da neigte ſich mein Geiſt vor ihm, wie vor einem himmliſchen Seraph, der mir geſandt ward, das Reich des Schönen zu entriegeln, mich hinzuführen zu dem Quell unverſiegbaren Genuſſes. Mild und freundlich ſtellte er mich auf des Lebens ſonnigſte Höhen, und ſchied dann von mir, wie der Führer, der ſein Werk beendigt hat! — Warum mußte mir der Führer theurer werden, wie das Licht, dem er mich entgegenführte? O Günther, die Schuld iſt mein! Sei Du glücklich!" — So ſprach die Gräfin, ihre Stimme ward weicher, ihr Schmerz milder. Die Sonne leuchtete ſo freundlich durch die Fenſter, ſie nahm den Shawl um und eilte dem Garten zu.

In Träume der Erinnerung verſunken, durchirrte ſie die Laubgänge, die kühle Luft des Abends that ihr wohl, ihr wurde leichter. Jetzt lenkten ihre Schritte zu einem kleinen Blumenhügel, in deſſen Mitte ein Roſenſtock in zierlichem Gefäße ſtand. Die Roſenzeit war längſt vorüber, dieſer prangte noch mit den herrlichſten Blüten und ſchien zu ſagen: Ich bleibe ja, wenn auch dieſe vergehen. Mit ſtiller Wehmuth betrachtete ihn die Gräfin; es war ein Geſchenk des Architekten aus früherer Zeit und wurde von ihr auf's ſorgſamſte gepflegt. Das friſche Grün, das ſeine Zweige bedeckte, die lieblichen Blüten und Knospen gaben einen ſo freundlichen Anblick, dabei wehte ein ſo ſüßer Duft aus den purpurnen Kelchen herüber, daß der Gräfin war, als käme ein ganz neuer Geiſt des Troſtes und Friedens über ſie; ſchweigend brach ſie ſich eine der jüngſten Roſen und kehrte dann wunderbar beruhigt in ihre Gemächer zurück.

Der Entſchluß.

Es waren bereits mehrere Tage vergangen, ſeitdem der Major ſeine Wohnung bezogen hatte, die unfern dem Schloſſe ſeiner Gefeierten lag, begrenzt von ihrem blühenden Garten. Noch war es ihm nicht gelungen, ſich ihr zu nähern, doch verſäumte er keine Gelegenheit, von der Lieblichen zu hören und zu ſprechen.

Der Major von Alven war einer von den glücklichen Menſchen, die, begabt mit einer unzerſtörbaren Heiterkeit des Gemüthes, ſich durch die Irrwege des Lebens hindurchkämpfen, ohne von ihren Klippen oder Dornen hart verletzt zu werden, und auf dieſe Art die Jugend ihres inneren Lebens weit über die Grenzen der Zeit hinaus verlängern. Er war lange in Dienſten geweſen und hatte zur Zeit des Krieges eine Escadron Huſaren kommandirt; ſein Aeußeres war daher gleichfalls geſtählt gegen die Härten des Lebens und trug noch bis jetzt den Ausdruck friſcher Geſundheit, fröhlichen Muthes. Ein oft abwechſelndes, ſich durch mancherlei widrige Schickſale aufkämpfendes Leben hatte ſeinen Geiſt ſtets beſchäftigt, ſtets nach Außen gelenkt, und ſo kam es, daß die Eindrücke, die ſein Gemüth empfing, immer oberflächlich geblieben, und er bisher ſich der ſorgenfreieſten Unabhängigkeit erfreute. Jetzt, da er dem unruhigen Leben entſagt und ſich auf ſeine Güter in der Nähe von B. zurückgezogen hatte, fühlte er zum erſten Mal eine Leere, die bis hieher ſeinem Herzen fremd geblieben. Der Grund davon lag in ihm ſelbſt und in der Art ſeiner Ausbildung. Ungünſtige Umſtände hatten ſeinem Geiſte die Mittel verſagt, durch welche ein höherer Lebensgenuß zu erlangen iſt. Er war für den Militairdienſt beſtimmt, und ſo hatte man bei ſeiner Erziehung jede andere Ausbildung für überflüſſig gehalten und ihm nur die Kenntniſſe beigebracht, deren er als Soldat bedurfte. Das Feld der höhern Wiſſenſchaften und der Künſte war ihm ein unbekanntes Land geblieben, aus dem es ihm wohl oft gleich zauberiſchen Düften entgegenwehte, das er aber aus Stolz und falſcher Scham nie betrat. Im Beſitz ländlicher Ruhe, kam er nun öfter als je zum ernſten Nachdenken, und da empfand er zuweilen ſchmerzlich, daß ihm etwas fehle, das er zu ſeinem Glück nicht vermiſſen dürfe; doch war es ihm unklar, ob und wo er es ſuchen und auffinden ſollte. Die holde Erſcheinung der Unbekannten, ihre freundliche Art, mit der ſie unbewußt ſeine Lieblingsgegenſtände berührte, die Theilnahme, die ſie ihm bei ſeinem Unfall gezeigt, dies Alles weckte in ihm Gedanken, die ihm bisher fremd geblieben, die ſich aber mit ſeiner Sehnſucht nach häuslichem Glück ſehr wohl vertrugen.

Sinnend ſchritt er jetzt in ſeinem Zimmer auf und nieder. Oft ſchüttelte er bedenklich den Kopf, oft trat er muthigen Schrittes vor den Spiegel, und hielt über ſein eigenes Bild die ſtrengſte Muſterung. Einige graue Haare hatten ſich mit der Zeit eingeſchlichen, auch konnte er einige Falten um Aug' und Stirn nicht verleugnen, die aber das volle bräunliche Geſicht eben nicht zu entſtellen drohten; deſto mehr aber fand er an der Uniform zu tadeln, nichts ſaß, wie er es wünſchte, Alles bedurfte eines neuen eleganten Anſtrichs. Raſch zog er die Klingel und befahl, den Schneider zu beſtellen. Seine ganze Garderobe wurde nun deſſen Anſicht unterworfen und erhielt in Kurzem den Glanz, den er wünſchte. Er konnte nicht umhin, über ſich ſelbſt zu lächeln und über den Eifer, mit dem er zu Werke ging.

Je leichter aber Hinderniſſe dieſer Art aus dem Wege geräumt wurden, um ſo ſchwieriger dünkte ihm eine eben ſo nothwendige Verbeſſerung ſeiner ſelbſt in äſthetiſcher Hinſicht. Die verſchiedenen Urtheile, die er hier und da über den Charakter der Gräfin geſammelt hatte, kamen darin überein, daß es nur der Kunſt gelungen, ſich die Bahn zu ihrer Gunſt zu brechen, und daß von allen ihren ſtillen Verehrern nur Einem der freie Eintritt in ihr Haus geſtattet wurde, weil dieſer nicht allein ein geachteter Mann, ſondern auch als Dichter rühmlichſt bekannt ſei. Der Architekt Günther, ſo ſagte man ihm, ſei der Glückliche, der ſich einer ganz beſonderen Huld der Gräfin zu erfreuen habe.

Der Major ſah ſich bald überzeugt, daß er zu außerordentlichen Mitteln ſchreiten müſſe, un ſeinen Zweck zu erreichen. Lange ging er mit ſich ſelbſt zu Rathe, endlich faßte er den rieſenhaften Entſchluß, Alles anzuwenden, um ein gleiches Talent in ſich zu erwecken. Er erinnerte ſich aus ſeiner Jugend her einer gewiſſen Reimfertigkeit, die ihm oft bei fröhlichen Gelagen zu ſtatten gekommen; dabei las er gern und fand vorzüglich Geſchmack an Heldengedichten und muntern Kriegs-Geſängen. Dies Alles ermuthigte ihn zu einem Verſuch, auf deſſen Gelingen er die herrlichſten Luftſchlöſſer baute. Bücher wurden angeſchafft, die neueſten Dichter wurden ſtudirt, und ſo hoffte er nach und nach der Poeſie auf die Spur zu kommen. Doch wie nützlich er auch ſeine Zeit eintheilte, ſo blieb er doch ſtets unzufrieden mit ſeinen Leiſtungen. Ungeduldig warf er die Bücher weg; er beſchloß, eine andere Quelle der Belehrung zu ſuchen, und ſich unmittelbar an den Dichter ſelbſt zu wenden.

Der Lehrling.

Ein Bau, den er auf einem ſeiner Güter beginnen wollte, geſtattete ihm den beſten Vorwand, die Bekanntſchaft des Architekten zu ſuchen. Er fand in ihm einen ernſten, ſehr artigen Mann, der durch das Edle, das in ſeinen Zügen lag, ſehr bald für ſich einnahm. Mit vieler Einſicht ging er in die leicht angedeuteten Pläne des Majors ein, traf Veränderungen, die ohne großen Koſten-Aufwand ſehr viel zur Verſchönerung des Gutes beitrugen, und ſo gewann er durch ſeinen verſtändigen Rath und durch die Beſcheidenheit, die ihm eigen war, gar bald das Zutrauen des Majors.

Noch hatte ſich der Dichter nicht in dem kenntnißreichen Manne verrathen; Günther vermied mit großer Zartheit jede Ueberlegenheit ſeines Geiſtes auf irgend eine Art Andern fühlbar zu machen; er verſchloß daher den Schatz ſeines Innern in tiefer Bruſt, gleich einem Geheimniß, das er kaum ſeinen vertrauteſten

Freunden zu entriegeln wagte. Deſto ungeduldiger drängte es jedoch den Major, ihm jene Mittel zu entlocken, durch welche er ſich zu dem Ruhm eines Dichters emporgehoben.

Einſt, als Beide vertraut bei einander ſaßen, begann der Major: „Sie haben ſich mir bereits, lieber Günther, als echter Meiſter Ihrer Kunſt, als braver Mann und angenehmer Geſellſchafter gezeigt, warum gönnen Sie mir die Bekanntſchaft des Dichters nicht? Laſſen Sie mich, ich bitte Sie, nun auch einige Blicke in die Geheimniſſe der Poeſie thun! Es muß doch etwas ganz Eigenes um das innere Leben eines Dichters ſein, und ich meine etwas recht Beglückendes. Oft war mir wohl, als müßte auch ich ſolcher geiſtigen Erhebung fähig ſein, ob ich gleich keinen Beweis davon habe, als dieſes prophetiſche Gefühl ſelbſt.“

„Das ſollte mich um ſo weniger wundern,“ erwiderte der Architekt, indem er in das lebhafte Auge des Majors ſah, „je gewiſſer ich überzeugt bin, daß kein Stand dem des Dichters näher verwandt iſt, als der militairiſche. Beide bedürfen einer höheren Kraft, einer gewiſſen Begeiſterung, womit ſie ſich und andere zu ihrem Beruf entflammen; dieſer erweckt den Heroismus durch Thaten, jener durch des Wortes Gewalt! — Wir träumen uns zu Helden empor, indem wir die Siege großer Männer beſingen und ihre Thaten der Vergeſſenheit entreißen; ſo einverſtanden mit dem Weſen der Heroen nimmt unſer Geiſt einen Theil ihrer Kraft in uns auf, und ſo entſteht, von dem Gefühl fremder Größe geweckt, jene Freiheit des Sinnes, jener lebendige Muth, jenes höhere Selbſtbewußtſein, welches das eigentliche Element des Dichters wie des Helden iſt.“

„Sie wollen mich ermuthigen,“ entgegnete freundlich der Major, „und ich danke Ihnen dafür! Näher betrachtet ſcheint mir es auch wirklich, als hätten Sie Recht, als wäre das Gefühl, das uns zu kühnen Thaten kräftigt, und jenes, was mich aus den Geſängen begeiſterter Dichter anſpricht, eines und daſſelbe. Kurz, ich fange an zu glauben, daß der Schritt, den ich aus meiner bisherigen Sphäre in die des Dichters wagen will, nicht ſo ungeheuer ſei, als ich dachte, und ſo werde ich denn getroſt der Gunſt der Muſen entgegen ſehen!“

Der Architekt, der des Majors erſte Aeußerung nur als leichten Scherz aufgenommen, wurde mit Erſtaunen gewahr, daß es mit dem Wunſche des Majors eine ernſtere Bewandniß habe. Bald ſah er ſich von dem wißbegierigen Schüler mit tauſend Fragen beſtürmt; er ſollte ihm den genaueſten Aufſchluß über das Weſen der Poeſie geben, und ihn zugleich über den Rythmus belehren.

Lächelnd theilte Günther dem Major mit, was ihm ſein Genius eingab. Mit möglichſter Aufmerkſamkeit empfing dieſer die Worte der Weihe, doch ſchienen des Dichters Lehren bisweilen zu leicht und geiſtig an ihm vorüber zu ſtreifen, ſo daß das Licht der Aufklärung gleich einem flüchtigen Meteor, an ſeinem Horizont aufging und verſchwand, und nur die letzte Abhandlung, die Form und den Reim betreffend, als bleibendes Samenkorn in ſeinem Gedächtniß Wurzel ſchlug.

„Alſo Reichhaltigkeit der Reime,“ wiederholte ſich leiſe der Major beim Schluſſe des Geſprächs, „iſt ein Schmuck mehr dem Gedicht! Nun, wir wollen doch ſehen, ob ich Ihrer Schule dereinſt Ehre machen werde!“

Mitten in dieſen Betrachtungen ſtörte ihn das Geraſſel eines Wagens. Die Equipage der Gräfin fuhr in glänzender Pracht an dem Landhauſe vorüber.

„Die Gräfin L'Alouette!“ rief entzückt der Major, und erhob ſich unwillkürlich zu ehrerbietigſter Verbeugung, — aber der Wagen ſauſte ſo ſchnell vorüber, daß er kaum die holden Züge der Schönen deutlich erkennen konnte.

„Iſt Ihnen dieſe Dame bekannt?“ fragte der Architekt verwundert.

„Der angenehmſte Zufall von der Welt hat mir ihre Bekanntſchaft verſchafft und ihre Theilnahme verrathen!“ erwiderte der Major mit Bedeutung. „Seit dem Tage, wo ich ſie ſah, bin ich ein andrer Menſch geworden; ich freue mich meines Reichthums und wünſchte nur, ich könnte mich eben ſo der Verdienſte erfreuen, auf die ſie ſo beſonderen Werth legen ſoll. Sie ſteht allein in der Welt, und das iſt nicht gut — gelingt es mir, ihr zu gefallen, ſo biete ich ihr meine Hand und heirathe ſie!"

Der Architekt ſtand wie eingewurzelt; er wußte nicht, ſollte er des Majors Aeußerung für Scherz oder Ernſt nehmen; die Sicherheit, mit der er dieſe Worte ausſprach, ließ ihn vermuthen, er ſtehe mit der Gräfin ſchon in genauerer Berührung. Unerklärlich blieb ihm zwar die Möglichkeit eines ſolchen Verhältniſſes, doch traf ihn der Gedanke daran ſchon wie ein Blitz. Er erröthete und erbleichte in einem Augenblick; der Major aber, in die ſüßeſten Hoffnungen vertieft, bemerkte kaum die veränderte Stimmung des Architekten, und fuhr fort, ihn von ſeinen Plänen und Entwürfen zu unterhalten.

Die Entſagung.

Das Betragen des Majors gegen den Architekten bewies nur zu deutlich, wie frei er ſei von Eiferſucht gegen einen Mann, deſſen Verdienſte er zwar von der Gräfin anerkannt wußte, den aber in ſeinen Augen Stand und Geburt gleich einer unüberwindlichen Scheidewand auf immer von ihr trennten, was bei ihm jede Furcht niederſchlug, in jenem dereinſt einen Nebenbuhler zu finden. Er hoffte im Gegentheil, je mehr es ihm gelänge, die Meinung des Architekten für ſich zu gewinnen, ſich auch deſto ſicherer den Eintritt in das Haus der Gräfin zu bahnen, und verſäumte daher keine Gelegenheit, ihn von den Vortheilen ſeiner Lage und von ſeiner ſtillen Neigung zu unterrichten.

Der Architekt durchſchaute augenblicklich den Plan des Majors und verſuchte, ſich allmälig zurückzuziehen, indem er befürchtete das Unnatürliche ſeiner Lage müſſe ihn nur zu bald verrathen. Er beſchleunigte deshalb die Anſtalten zu einer Reiſe, die er zu ſeiner Zerſtreuung beſchloſſen hatte.

Die Schweiz war der Schauplatz ſeiner erſten goldenen Träume geweſen, tief hatte er den Odem der Freiheit, die Bilder einer großen kräftigen Natur in ſein Herz geſogen; daher war die Liebe zu ſeinem Vaterlande ſtets in ſeinem Herzen geblieben, obgleich das unglückliche Schickſal ſeiner Eltern ihn früh aus jenen Grenzen verwieſen. — Sein Vater, der Landesverrätherei angeklagt, ſtarb in dem erſten Jahre ſeiner Verbannung, ſein Eigenthum fiel in die Hände ſeiner Widerſacher, und die troſtloſe Wittwe ſuchte mit ihren verwaiſten Kindern Hülfe und Unterkommen bei einem Verwandten in Deutſchland. Später gelang es

Günthern, durch Verleugnung ſeines Namens und raſtloſe Thätigkeit, ſich zu der Stelle emporzuheben, die er jetzt einnahm. Sein Fleiß, ſeine Geſchicklichkeit, und vor Allem ſein Sinn für Großes und Schönes, welcher ſich in jeder ſeiner Arbeiten, wie auch in ſeinem Thun und Laſſen ausſprach, erwarben ihm die Liebe ſeiner Vorgeſetzten und lohnten ihn ſchon früh mit der Anerkennung ſeiner Verdienſte. Doch wie ſich auch das Leben um ihn her lichtete und ebnete, und ihm manche Blüte der Freude trug, ſo blieb die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande dennoch das lebendigſte Gefühl ſeiner Seele; ihm verdankte er die erſten Anklänge ſeiner Poeſie, ihm die Begeiſterung, mit welcher er die Helden ſeines Vaterlandes durch würdige Geſänge feierte, und ſo immer mehr die Aufmerkſamkeit, die Theilnahme ſeiner Umgebungen für ſich gewann.

Der Lenz ſeines Lebens aber erblühte erſt zum ſchönſten Glanze, als er, eingeführt durch ſein Talent, das Haus der Gräfin betrat. Lange Zeit genoß der beſcheidene Mann die Freuden eines heitern, belebenden Umgangs, wie man der ſonnigen Tage ſich erfreut, die vom Himmel herniederkommen, unſer Inneres zu erheben, zu erwecken. Lange blieb es ihm unbekannt, welche Neigung in ſeinem Herzen ſtill und heimlich aufgekeimt war: Da enthüllte ihm ein Zufall die Tiefe ſeines Gemüths, er ſchauderte vor ſeiner eigenen Entdeckung und beſchloß von nun an, die Nähe der Angebeteten zu meiden, um den Frieden ihres Herzens nicht zu ſtören und wo möglich ſeine Ruhe wieder zu gewinnen. Eine lange Krankheit, in die ihn die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft warf, hatte ihm gleichſam den Uebergang zu einer noch längeren Trennung gebahnt; er war nun feſt entſchloſſen, ſich entweder auf immer von B. zu entfernen, oder wo möglich ſich in den Beſitz eines Vermögens wieder einzuſetzen, das durch Ungerechtigkeiten aller Art ſeiner Familie entzogen war. Mit dem Ernſt ſeines Charakters hatte er dieſen Gedanken genährt und war gewiß, ihn eben ſo feſt und ſicher auszuführen. Er war zu ſtolz, ſeiner Liebe auf Koſten ſeiner Grundſätze zu ſchmeicheln, dieſe aber geboten ihm, das Mißverhältniß des Standes erſt auszugleichen und ſich zu einer Stellung zu erheben, von der ihm das Emporſehen zu der Geliebten minder ſtörend ſei.

Bald traf er mit ruhiger Faſſung alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe; der morgende Tag ſollte der letzte ſein, den er in B. zubringen wollte. Es war Adelaidens Geburtstag, ſonſt das Feſt der ſtillſten innigſten Feier, jetzt der Tag bitterer Trennung, ſchmerzlichen Entſagens. Lange kämpfte er mit ſich ſelbſt, bevor er ſich zu einem Lebewohl ermuthigte, das er, wenn es der Zufall geſtattete, der Gräfin zu bringen entſchloſſen war.

Der Spazierritt.

Während Günther mit düſteren Blicken von allen den Umgebungen, die ihm Zeit und Gewohnheit und manche liebe Erinnerung ſehr theuer gemacht hatten, Abſchied nahm, beſtieg der Major in der beſten Laune ſein Leibroß und ritt in luſtigen Courbetten an den Fenſtern der Gräfin vorbei. — Dreimal hatte er bereits denſelben Weg zurückgelegt, ohne daß ihm von dem Balkon oder von den Fenſtern herab ein lohnender Blick geworden wäre — als auf einmal dicht vor ihm aus dem Gartenthor zwei Reiter hervorſprengten und er in der einen zierlichen Geſtalt den Gegenſtand ſeiner Bemühungen zu erkennen glaubte. — Im ſchnellſten Galopp flog er, Beide überholend, an ihnen vorbei; ein Blick auf die ſchlanke, in Federhut und Reitkleid ſtolz daher trabende Schöne überzeugte ihn, es ſei das theure Bild, was ihn ſeit dem erſten Augenblicke ſeines Erſcheinens gefangen hielt.

Ein freundlicher Gruß ſagte ihm, daß er ebenfalls erkannt ſei; — das ermuthigte ihn. Mit feiner Artigkeit bot er ſich der Holden zum Begleiter an, und ritt, umgaukelt von den Genien der heiterſten Hoffnung, an ihrer Seite in ſtolzer Haltung daher. — Mit milder Theilnahme erkundigte ſich die Freundliche nach ſeinem Befinden und erinnerte ſich nicht ohne

Grauen jener Scenen der Geſahr, in denen ſie den Major zurückgelaſſen. „Sie hätten durch den heldenmüthigen Eifer, mit dem Sie jenen Unglücklichen beiſprangen, leicht ihr Leben einbüßen können!“ beſchloß die Dame, indem ſie einen wohlthuenden Blick auf ihren Begleiter warf. — „Mein Schickſal wollte es anders!“ entgegnete der Major, „denn, ſtatt ein Leben zu verlieren, habe ich vielmehr ein neues gewonnen, und ein viel erfreulicheres, als ich je gekannt!“ — Die Dame ſah ihn verwundert an. „Frau Gräfin,“ fuhr der Major dreiſter fort, „was ſoll ich die höchſte Freude meines Lebens verleugnen? Ihre Theilnahme, Ihre gütige Sorgfalt war es, die mich zu einem ſchöneren Daſein emporrief. Ich danke dem Zufall für dieſe Narbe, weil ſie mir ſtets die theuerſte Stunde meines Lebens zurückrufen wird, und wünſchte nur, eine freundliche Hand knüpfte den Faden jenes Augenblicks dereinſt wieder mit meiner Zukunft zuſammen.“ — Der Major wollte eben, nach ächt militäriſcher Weiſe, alle Schleuſen ſeiner Beredſamkeit aufthun, um die Entſcheidung ſeines Schickſals auf friſcher Fahrt zu vernehmen, als die Amazone mit ſchalkhaftem Lächeln dem Pferde die Sporen gab, und ehe der Major noch vor Schreck und Erſtaunen zur Beſinnung kommen konnte, bereits in einer Seiten-Allee ſeinen Blikken entkommen war.

Wie Einer, dem ein täuſchendes Irrlicht erſchienen, das, nachdem es ihn noch eine Weile umgaukelte, ſich in neblichter Ferne verliert, gänzlich verſchwindet und den Wanderer in tiefer Irre zurückläßt — ſo blieb der Major, wie von einer Zauberformel gebannt, unbeweglich und ſtarrte die Allee entlang. War es ein Unfall, den er auf das muthige Roß ſchieben ſollte, oder war es ein muthwilliger Streich, den ihm die Holde geſpielt hatte? — er hielt ſich ſo lange wie möglich in dieſer Ungewißheit und nahm mit leichtem Kopfſchütteln den Heimweg. Noch klang der Ton ihrer Stimme in ſeinem Innern wieder, noch fühlte er ſeinen Geiſt wunderbar aufgeregt und zum kühnſten Schwunge beflügelt, das gab ihm den Gedanken ein, die ſeltne Stimmung auf's eiligſte zu benutzen. — Mit ſtiller Glut, die Gunſt der Muſen anflehend, beſtieg er muthig den Helikon. „Zehn Reime für Einen" war ſtets ſein Sprüchwort, wenn er zur Feder griff, doch hatte die Muſe gar oft den Uebermüthigen geſtraft und ihm den erſten verſagt. — Heut aber, als ſuche ſie ihn für den erlittenen Unfall zu entſchädigen, gab ſie ihm das Wort ein, welches ihm mit Freigebigkeit den reichſten Vorrath des Segens ertheilte.

Die Entdeckung.

Ein freundlicher Morgen ging über dem blühenden Garten der Gräfin auf. Jeder Eingang des kleinen Paradieſes war von geſchäftigen Händen mit lachenden Blumengewinden geziert worden, und trug in mancherlei Abwechſelungen die Namenszüge der Gefeierten. Alles ſchien zu einem Feſt der Freude geſchmückt, indeß die Königin des Tages ſtill und einſam in ihren Gemächern verweilte, und mit einer Art von Mißbehagen den Beſuchen des Morgens entgegenſah.

Schon früh hatte Günther der Gräfin ſeinen Abſchiedsbeſuch zugedacht, er kannte die Aufmerkſamkeit ihrer Freunde, und ſah voraus, daß er eilen müßte, um ihr ſein Lebewohl ohne die Gegenwart läſtiger Zeuzen zu ſagen. Er war durch den Garten gegangen, und verweilte jetzt einige Augenblicke bei dem Blumenſtück, in deſſen Mitte der Roſenſtock ſtand. „Sie pflegt ihn, ſie wartet ihn noch,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, und beflügelte ſeine Schritte. — Ein Diener der Gräfin begegnete ihm, er beſchloß, ſich melden zu laſſen; wenige Minuten und man öffnete ihm die Zimmer der Gräfin. Mit ſtolzer, ruhiger Faſſung trat ihm Adelaide [illegible]gegen, ihr Geſicht war auffallend blaß, doch verrieth der Ton ihrer Stimme keineswegs ihre innere Bewegung. Günther verbeugte ſich mit ſtiller

Ehrerbietung vor der hohen Geſtalt, und konnte nur mühſam Worte finden, ſie von der Urſache ſeines Beſuches zu unterrichten.

„Sie wollen verreiſen?“ fragte die Gräfin verwundert; — „Sie wollen B. vielleicht gänzlich verlaſſen, und doch glaubten wir Sie mehr denn je an dieſen Ort gefeſſelt.“

Günther ſah ſie ſcharf an. „Sie ſind, gnädige Frau, von der Ankunft meiner Schweſter unterrichtet, und haben allerdings Recht, daß es Verpflichtungen giebt, die der Sorge für eigenes Glück vorangehen; aber ich handele ja auch dort nicht allein für mich, jede Verbeſſerung meiner Lage gilt zugleich meiner Schweſter, die ſeit dem Tode meiner Mutter keine andere Stütze hat als mich!“

Ein glühendes Erröthen ſtrafte die Gräfin für das Mißtrauen, das ſie ſeit der Begebenheit vor Leonorens Fenſter heimlich gegen den Schuldloſen im Herzen trug. Kaum wagte ſie den Blick aufzuſchlagen, aus Furcht, ihre geheime Freude zu verrathen, und fragte nur leiſe: „Sie haben mir noch nie von einer Schweſter geſagt, warum verſchwiegen Sie mir das, mein Freund?“ — „Ein unglückliches Verhältniß, was unſere Familie traf,“ entgegnete der Architekt, „nöthigte mich, unter Verläugnung meines Namens, mein Glück zu ſuchen. Meine Mutter hingegen, unfähig, ſich von ihm zu trennen, lebte unter demſelben in einer deutſchen Handelsſtadt, wo ſie von Niemandem gekannt war. Mangel und Dürftigkeit zwangen ſie ſpäterhin, Gebrauch von dem Talent meiner Schweſter zu machen, zu deſſen Ausbildung jene von Jugend an die entſchiedenſte Neigung hatte, und von dem ſie ſich in der Zukunft den beſten Erfolg verſprach. Emmeline, meine Schweſter, wurde demnach auf kurze Zeit bei dem Theater in N. engagirt, und fand, indem ſie ſich für die Kunſt immer ſorglicher ausbildete, bald das erfreulichſte Unterkommen. So wurde meine Mutter durch die treue Hülfe Emmelinens vor jedem Mangel geſchützt, bevor ich durch meinen Fleiß und Anſtrengung in die Lage kam, ſie von meinem Erwerb unterſtützen zu können. Jetzt, da es mir gelungen, eine ergiebige Stellung zu erringen, raubt mir der Tod die, für die ich arbeitete, und es bleibt mir nur noch die Hoffnung, ihr in der redlichſten Sorge für meine Schweſter die alte Schuld abtragen zu können. — Emmeline verließ bald nach dem Ableben meiner Mutter die gefahrvolle Bahn, die ſie aus Liebe zu ihr betrat, und kehrte auf mein Bitten zu mir zurück. Ich verlaſſe ſie jetzt, doch bleibt ſie indeß im Schutz einer braven Familie, bis ich wiederkomme, der ihr das Erbe unſerer Väter auf's Neue ſichere und ſie in unſer Vaterland, nach der Schweiz, zurückgeleiten kann."

„Sie hatten Beſitzungen in der Schweiz, die Sie verloren?" unterbrach die Gräfin Günther mit ſeltſamer Haſt; „reden Sie, ich beſchwöre Sie, wie war der Name ihrer unglücklichen Eltern?"

Günther von der dringenden Heftigkeit betroffen, mit welcher die Gräfin dieſe Worte ausſprach, zögerte eine Weile mit der Antwort; dann ſagte er ſanft: „Ich müßte dieſem Herzen nie getraut haben, wenn ich noch länger ein Geheimniß haben ſollte, daß nur zu lange ſchon auf meiner Seele laſtete! Ja, Adelaide, ich bin ein Sohn des nur zu hart verklagten ***. — Günther iſt nur der Name, den ich in der Taufe empfing! aber nicht länger will ich meinen wahren Namen verbergen. Dunkle Gerüchte verbreiten ſich, es erheben ſich Stimmen, die laut zeugen gegen die Ungerechtigkeit unſerer Ankläger. Gebe Gott, daß meine Hoffnung mich nicht trügt, daß mein Erſcheinen das Werk vollenden und unſere Widerſacher der gerechten Strafe überliefern möge!"

„O halten Sie ein!" rief die Gräfin in heftiger Bewegung; „halten Sie ein, fluchen Sie dem Todten nicht. — Gott hat Ihre Sache geführt, indem er die Entſcheidung in die Hände der Liebe gab!"

Sie ſtürzte bei dieſen Worten in das Seitenkabinet, Günther ſah ihr nach, ſie entſchwand in einem zweiten Gemache. — Ein Blick, den er zufällig durch die offenſtehende Thür warf, zeigte ihm ein Bild, in welchem er voll Erſtaunen ſeine eigenen Züge wiedererkannte. Er wußte um das Talent der Gräfin, Aehnlichkeiten auf das Sprechendſte aufzufaſſen, dennoch überraſchte ihn die Entdeckung. Voll Beſcheidenheit trat er in das Zimmer zurück, doch überſtrömte eine ungewöhnliche Freude ſein Antlitz mit glühendem Purpur. — Mit ſchnellen Schritten kehrte jetzt die Gräfin zurück; ſie trug mehrere Papiere, die ſie auf einem Tiſche auseinander ſchlug, und winkte den Architekten herbei.

„Gott ſei gelobt,“ ſagte ſie feierlich; „daß ich die Schuld meines Vaters zu tilgen vermag! Empfangen Sie Ihr Eigenthum zurück, dieſer Reichthum, der ſeit dem Tode meines Vaters an mich gefallen iſt, laſtete ſtets auf meiner Seele! Im fremden Lande erzogen und vermählt, wußte ich zwar von dem Zuſammenhange jener Umſtände nichts, doch war mir durch dieſe Papiere der Name des früheren Beſitzers bekannt. — Nehmen Sie ſie hin! Es iſt kein Geſchenk, es iſt Ihr unbeſtrittenes Erbtheil, was ich in ihre Hände niederlege!“

Günther durchſah die Papiere; es war die Schenkungs-Urkunde, durch welche einſt jene Güter an das Haus der *** gefallen waren, und die ſpäter durch gerichtliche Vollmacht in die Hände ſeiner Feinde gegeben, und dieſe als Beſitzer anführte.

Verwirrung und Entzücken, Stolz und Liebe, Zweifel und Hoffnung ſtritten in Günthers Seele einen mächtigen Kampf. Es war ihm Alles nur ein Traum, und ſeltſam bewegt, blickte er in das durch Thränen lächelnde Auge der Gräfin.

Da öffnete ſich die Thür und herein trat Leonore, ein lachendes Blumengewinde in der Hand. Mit Mühe ſuchte ſich die Gräfin zu ſammeln, um der Freundin entgegenzugehen, die mit einem Strom herzlicher Glückwünſche ſie zu überſchütten kam.

Die ſchalkhaft Lächelnde ahnte nicht, wie ſeltſam ſtörend ihr Erſcheinen in dieſem Augenblick war, und gaukelte mit kindlichem Unwillen an der ernſten Freundin umher. Günther konnte keine Worte finden, um aus ſeiner Stimmung in den leichten Unterhaltungston überzugehen, er blickte in die Papiere ohne zu leſen, und wohl würde der Zuſtand Aller immer peinlicher geworden ſein, wäre nicht die ernſt komiſche Gruppe durch eine neue Erſcheinung geſtört worden.

Das Billet.

Die Thürflügel flogen, von gewaltigem Druck getrennt, von einander, und herein ſprang ein niedliches Windſpiel mit goldenem Halsband, fröhlich wedelnd, und ſich nach kurzem Umherſehen zu Leonorens Füßen niederlegend. Ein zierlich gefaltetes Billet hing an einem Kettchen von ſeinem Halſe herab; neugierig bog ſich Leonore danach herab; es trug die Adreſſe der Gräfin.

„Hier, geliebte Adelaide, eine neue Huldigung!“ rief Leonore, ihr das Billet überreichend.

Die Gräfin erbrach es, und las:

Geehrteſte Frau!

Ich kann es länger nicht mehr evitiren,
Der ſchönſten Frau mein Herz zu decouvriren,
Und ſollt' ich ihre Gunſt auf immerdar verlieren,
Die Liebe heißt mich Alles kühn riskiren!

O helf' ein Gott die ſchwache Feder führen,
Den Sinn der Allerſprödeſten zu rühren!
Ihr Muſen, kommt, mich hoch zu inſpiriren
Es gilt ein Marmorherz zu animiren!
Ja, ſchöne Frau, beſtimmt zu triumphiren,
Auch dieſes Herz ſoll Ihre Siege zieren;
Doch Sie, die es ſo grauſam arretiren —
Sie wollen Ihren Sclaven ignoriren!
Es ſei, daß Sie, gewohnt zu imponiren,
Auf Ihre Siege wenig regardiren,
Doch ſollten Sie, Sie werden excuſiren;
Wohl auf ein Herz voll Treue reflektiren,
D[illegible] wenn es auch nicht ſelt'ne Gaben zieren,
Sich innig ließ vom Glanz des Schönen rühren!

Die Lage, die ich könnte offeriren,
Wenn Sie mein Hoffen einſt realiſiren,

Wird, wenn nur unſere Herzen harmoniren,
Sie hoffentlich nach Wunſche contentiren!

Wenn ſich im Lenz die Fluren zieren,
Dann ſoll das Land uns amüſiren!
Doch iſt's Ihr Wunſch, und incliniren
Sie zur Geſellſchaft zum Fêtiren:
So ſoll kein Fürſt ſo ſchön logiren,
Als Sie, die ſtets den Scepter führen!

Mein Roßgeſpann prangt gleich dem Ihren,
Auch fahr' gewöhnlich ich mit Vieren;
Doch wollen Sie Sich präſentiren,
So laß ich Sechſe figuriren,
Die Nachbarſchaft zu frequentiren!

Wie will ich fröhlich jubeliren
Wenn Sie es gütigſt acceptiren,
Was ich gewagt, zu declariren. —
Doch weh', wenn Sie mich arretiren —
Daß Herz und Hand Sie refüſiren!
Dann, Grauſame encouragiren
Sie mich, das Härt'ſte zu vollführen,'
Dann will ich ſchnell ein Leben abbreviren,
Das zur Verzweiflung müßte führen.

Major v. Alven.

Auflöſung.

Allmälig hatte ſich der ernſtgefaltete Mund der Gräfin zum Lächeln verzogen; jetzt, als ſie die Unterſchrift las, ſprach ſie mit mitleidigem Kopfſchütteln: „Major von Alven! Mein Gott, ein ganz Unbekannter, wahrſcheinlich ein in Irrthum, wo nicht im Irrſinn Befangener. — Leſen Sie doch, Leonore!“

Kaum hatte dieſe aber den Namen gehört und den Anfang des Briefes geleſen, als ſie in ein unbeſiegbares Lachen ausbrach. Sie erkannte das Windſpiel, ſie errieth den ganzen Zuſammenhang der Sache.

Günther, dem des Majors Namen ebenfalls nicht entgangen war, beobachtete mit Verwunderung das Betragen der Gräfin. Ihnen wäre der Major unbekannt, Ihnen, deren gütiger Sorgfalt, er, wie er vorgab, ſein Leben verdankt?“

„Erlauben Sie mir, die Sache zu erklären!“ bat Leonore. „Auf einer Reiſe, die ich vor Kurzem in der Equipage der Gräfin gemacht und die wahrſcheinlich jenen Irrthum verurſachte, hatte ich Gelegenheit, dem braven Manne jenen Dienſt zu erweiſen. Mir gehört ſein Dank und wie ich aus dieſem Briefe erſehe, ſein Herz. Schon geſtern, als ich von unſerm Spazierritt nach Hauſe kehrte, ſtand mir eine ähnliche Entdeckung bevor; doch habe ich, gereizt durch die mir ſo unzart als übereilt dünkende Manier, von muthwilliger Laune angewandelt, dem Armen einen üblen Streich geſpielt. — Erſchiene mir der Major nicht in dieſen Zeilen in einem ſo ſeltſam komiſchen Lichte; ich könnte ihm wegen ſeiner verſöhnlichen Gemüthsart verzeihen, wie ich meinen Muthwillen längſt bereut habe.“

Günther, der durch das, was ſich begeben, in die heiterſte Laune gekommen war, führte nun die Sache des Majors, den er aufrichtig ſchätzte, und theilte den Damen mit, was er von ſeinem Irrthum und ſeinen ſtillen Bemühungen wußte.

„Beurtheilen Sie den braven Mann doch ja nicht nach jenen Zeilen!“ ſchloß er. „Er iſt durch ſeinen Charakter und ſeine Verdienſte im Beſitz allgemeiner Achtung, und durch eigenen Werth wie durch ſeine vortheilhafte Lage zu jedem Glück berechtiget.“

„So wäre denn nur noch die Frage, ob die glänzenden Eigenſchaften der Gräfin oder andere Vortheile ſeine Wahl beſtimmten?“ erwiderte Leonore leiſe, indem ſie nachdenkend eine Roſe zerpflückte.

„Was könnte ich mein nennen,“ erwiderte Adelaide, „was Sie, meine Freundin nicht auch beſäßen?“

„Nun Geliebteſte! So erlauben Sie, daß ich den Major in ihrer Gegenwart prüfe und ihm zu dem Ende einige Worte an Ihrer Stelle ſende.“

„Sonderbares Weſen!“ lächelte die Gräfin. „Thun Sie, wie Sie wollen!“

Schnell flog nun Leonore an den Schreibtiſch, wo ſie einige Zeilen niederſchrieb, die dem Major zu einem Morgenbeſuch Erlaubniß ertheilten.

Schluß.

Mit geſpannter Neugier erwarteten nun beide Damen die Erſcheinung des Majors. — Günther hatte ſich indeß in ein Nebenzimmer begeben, wo er Zeit gewann, über ſein eigenes, ſeltenes Geſchick nachzudenken.

Ohne Verzug eilte nach Empfang des Billets der Major, nach ſeiner gewöhnlich prompten Manier, mit den Courierſchritten glücklicher Hoffnung dem Ziel ſeiner Wünſche entgegen. Mit allen Zeichen militairiſcher Ehre und der glänzenden Parade-Uniform geſchmückt, betrat er jetzt im heimlichen Triumph das ihm angewieſene Zimmer der Gräfin. — Die Damen erblickend, blieb er einen Augenblick am Eingange ſtehen, dann aber ſammelte er ſich ſchnell und eilte mit ſicherem Anſtande auf Leonoren zu, ihr auf's Ehrerbietigſte für die ihm zugeſtandene Erlaubniß dankend.

Mit beſcheidener Artigkeit erwiderte ihm Leonore, indem ſie ihn der Gräfin entgegenführte, wie dieſer nur, als Frau vom Hauſe, ſein Dank gebühre und ſtellte ihm in der ihm gänzlich unbekannten Erſcheinung die Gräfin L'Alouette vor. Der Major ſah mit großen Augen eine der holden Geſtalten um die andere an, und ließ ſich mehrmals die Namen beider wiederholen, ehe er ſeinen Irrthum zu faſſen vermochte.

„Ich habe da unbewußt eine große Unvorſichtigkeit begangen,“ ſprach er jetzt mit leiſem Kopfſchütteln, „und muß Sie, gnädige Gräfin, um Vergebung bitten, wenn ich hier laut erkläre, daß ich, von einem ſeltſamen Wahn befangen, in Frau von Bergen die Gräfin L'Alouette verehrte, und jedes Wort zurücknehmen muß, das zu irgend einem peinlichen Mißverſtändniß Anlaß geben könnte!“

„So war es nicht jener glänzende Name, der Ihre Wahl beſtimmte?“ fragte Leonore zögernd.

„Ich trug ſeit jenem Abend, wo Ihre Güte meine tiefſte Dankbarkeit gewann, nur ein Bild im Herzen!“ entgegnete der Major. „Was von fremder Zierde dazu kam, hätte leicht meinen Entſchluß eher verzögern als befeſtigen können, indem ich vergebens jene Vorzüge zu erringen bemüht war, die jenem Glanz gleichgeſtellt werden könnten!“

„Und ich ſoll Ihren Brief beantworten, guter trefflicher Mann?“ entgegnete Leonore, vertrauungsvoll ihre Rechte in die dargebotene des Majors legend.

Günther, der unterdeß ſein Cabinet verlaſſen hatte, nahete ſich in ſtiller Hoffnung der Gräfin. Sie entzog ihm die Hand nicht, die er bebend ergriff. — Beide Herzen hatten ſich gefunden, um ſich nie wieder zu trennen.

Glücklich wie ein König blickte der Major in Leonorens heiter lächelndes Auge.

„Habe ich doch ſeit jenem Tage immer Ihrer gedacht, wo Ihr menſchenfreundlicher Sinn ſo ſchön an meinem Gemüth vorüberging!“ flüſterte dieſe freundlich ihm zu. „Was bedarf der brave Mann andern Schmuckes als ſeiner biedern That?“ — „Darum,“ ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, „laſſen Sie immer Jedem das Seine! Die Kränze des Ruhmes ſind verſchieden, doch ſchmückt jeder ſeinen Helden mit Glanz und Ehre, wenn er ihn zu finden verſtand, dort, wohin die Stimme des Herzens ihn rief!“

Betty.

Das Nachtlicht war herabgebrannt. Bleiche Strahlen fielen, den anbrechenden Morgen verkündend, durch die hohen Bogenfenſter des Schloſſes Friedheim, und warfen ihr zitterndes Licht über die grauen Tapetenwände des Krankenzimmers und auf das Lager, auf welchem die alte Baronin Holm, ſchlaflos und leiſe ſeufzend, dem vollen Tage entgegenſah. — Jetzt hob ſie ſich empor, und die weißen Gardinen zurückziehend, blickte ihr Auge mit dem Ausdruck der Beſorgniß auf eine zarte Mädchengeſtalt, die auf dem nahen Lehnſtuhl ſchlummernd ruhte. — „Betty! armes, armes Kind!“ begann ſie jetzt, indem jene, die leiſe Bewegung der Baronin gewahrend, ſich ſchnell den Armen des Schlaf's entriß und zärtlich auf ſie zueilte. „Iſt es nicht genug, daß ich Deine Tage trübe, ſoll meine Pflege Dir auch die Ruhe der Nacht koſten?“

„Ich habe geſchlummert und geträumt, liebe Tante!“ flüſterte Betty: „Aber der ungerechte Schlummergott ſtreut ſeine Mohnkörner immer allein auf mich, die

Vollkräftige, indeß er Sie, die ſeines Segens doppelt bedürfen, ſchmachten läßt!“

Sie kniete hierauf vor das Lager hin, faßte die welke Hand der Kranken, und begann, indem ſie mit heit'rem Lächeln das bleiche, verwachte Antlitz zu beleben verſuchte, die Beſorgniß der mütterlichen Freundin mit muntrem Geſchwätz zu zerſtreuen.

„Wie ſeltſam doch der Traum ſeine Bilder miſcht!“ begann ſie von Neuem: „Und wie das Wirkliche, Alltägliche, von ſeinem Spiegel zurückgeworfen, ſo leicht zum Idol emporſteigt, oder zur Caricatur verſchoben und verdreht, in lächerlichem Aufzuge an unſrer Phantaſie vorüberzieht. — Mir träumte, Sie verlangten den alten Pokal, in dem ich Ihnen geſtern die Limonade bereitete. Er ſtand in der Tafelſtube, und ich mußte, da es ſchon dunkelte, vorſichtig durch viele Gemächer tappen. Endlich gewahrte ich ihn. Ein lichter Schein ſchien von ſeinem Kryſtall auszugehen, oder vielmehr von dem Tranke, mit dem er gefüllt war. — Behutſam ergriff ich nun das Glas, und trug es vor mir her, mich an der kleinen Sonne weidend, welche von demſelben zurückgeworfen, wohin ich ging, an der dunkeln Decke des Zimmers wiederglänzte. — Mit einer Haſt, welche den heißeſten Durſt verrieth, griffen Sie nunmehr nach dem Pokal, und ihn mit einem Zuge leerend, geboten Sie mir, mich zu Ihnen zu ſetzen, und die Wirkung abzuwarten. — Ihren Worten nach mußte dieſe aber an mir, nicht an Ihnen ſichtbar werden, was ich auch als etwas ganz Bekanntes hinnahm. — Wirklich kam auch bald ein Leben über mich, einem fröhlichen Rauſche vergleichbar, ich ſah, hörte und empfand mit doppelten Sinnen, und brach in laute Entzückungen aus. — Sie waren nun plötzlich geneſen und eilten mit leichtem Schritt mit mir in den Garten hinab. In der Rotunde, umgeben von den marmornen Bildſäulen, ließen Sie mich ſtehen, oder vielmehr ich verlor Sie aus meinen Augen, weil ich mit unendlicher Wonne Leben in den weißen Bildern entdeckte, und Pulsſchläge fühlte in ihrer Bruſt. Ich preßte mein glückliches Herz an den ſich fühlbar erwärmenden Marmor, ich ſchlang meine Arme um denſelben, er erwiderte meine Umarmung, meinen Kuß, — ich glaubte vor Wonne zu ſterben. — Da gewahrte ich endlich, daß ich es war, von der das Leben in die todten Geſtalten kam, ich trug die kleine Sonne an meiner Bruſt, die jener wunderbare Trank auf mich zurückgeworfen hatte. — Unausſprechlich wurde nun die Sehnſucht Allen mitzutheilen von dem heiligen Quell. Der Baum, die Blume, der Fels wurde von mir belebt, aber je glühender, regſamer die Geſtalten um mich her ſich erhoben, je ſtiller wurde es in mir ſelbſt. — Ich war endlich die einzig Stumme, die einzig

Regungsloſe in der Natur. Die Sonne, in tauſend Strahlen zerſtäubt und zertheilt, war verloſchen, ich fühlte mich ſterben, und zerfloß in Nacht. — Da auf einmal erwachte ich wieder, aber in vielen Geſtalten, an vielen Orten zugleich. — Die zwitſchernden Vögel, die Bäume, die Blumenwelt, alles war meine Heimath, war ich ſelbſt, — doch ich rede wohl Unſinn, liebe Tante, und Sie werden es weder begreifen noch glauben, daß ich gerade in dieſem Zertheiltſein, oder vielmehr in dieſem Allleben, die höchſte Wonne, die glückſeligſte Einheit empfand. — Die Roſen dieſes Traumparadieſes müſſen mir noch recht fühlbar auf den Wangen glühen, wie mir noch recht fühlbar vor Freuden das Herz ſchlägt!"

„Keine Roſen, mein Kind!" entgegnete die Tante beſorgt, „wohl aber ſehe ich die Lilien der Ermattung auf dieſen Wangen, und fühle ein recht fieberhaft bewegtes Blut in dieſer Hand, darum, meine Betty wirſt Du auf meine Bitte Dich zur Ruhe begeben. — Die bunte Bilderjagd, die Dir den letzten Reſt des Schlummers verdarb, zeigt ohnehin von einer bis zur Ueberſpannung angereizten Lebenskraft. — Du haſt von heut an meiner Pflege mehr von Nöthen, als ich der Dei[illegible] bedarf. — Johanna!" rief die Kranke, indem ſie die Klingel zog. — Aengſtlich lauſchte Betty den Befehlen der Baronin. „Geleite das Fräulein in ihr Zimmer, fuhr jene zu der Eintretenden fort, „und ſende mir dann den Jäger, er ſoll nach der Stadt, wir werden eines Arztes bedürfen. Mit einer widerſtrebenden Bewegung, zugleich aber mit einem Blick, der eine heimliche Freude verrieth, war Betty der Kammerfrau gefolgt. Sie fühlte ſich keineswegs krank, nur angegriffen, aber ſie hatte Gründe, der Behauptung der Tante nicht länger zu widerſprechen. Die Baronin, welche für ſich ſelbſt jede ärztliche Hülfe zurückgewieſen hatte, und aus ſeltſamem Unglauben jeden fremden Rath verſchmähte, gewann ſogleich Vertrauen zu demſelben, ſo bald ſie einen Andern leiden ſah. Betty übernahm alſo willig das Vermittleramt zwiſchen der Tante und dem zu erwartenden Arzte, und bat zum Himmel ihr in demſelben nur einen recht theilnehmenden und verſtändigen zu ſenden, weil ſie hoffte, daß, wenn derſelbe nur einmal im Hauſe ſei, ſein wohlthuender Einfluß auch keinen längeren Widerſtand an dem Willen der Tante finden würde.

Indeß nun das gute Kind halb unmuthig, halb lächelnd die Kiſſen zurechtlegte, welche ſie ſchon mehrere Nächte mit dem harten Lehnſtuhl vertauſcht hatte, zuletzt aber doch vor Ermattung entſchlummerte, durchging die Baroneſſe noch einmal die bunten Urgewinde des ſeltſamen Traumes, und ließ, aufgeregt von dem abenteuerlichen Bilde, den Pokal herbeibringen, der, wie ſie ſich jetzt beſann, in den wenigen Augenblicken, wo ſie der Traumgott beſucht, eine ähnliche Rolle geſpielt hatte. — Eine gewiſſe Scheu hielt ſie indeß ab, denſelben zu kredenzen, ſie forderte einen friſchen Trank. Die ſorgſame Kammerfrau, welcher die Geiſter des Weines noch friſch und duftend entgegenſtiegen, verſicherte, daß er kühl und wohlverwahrt geſtanden habe, und wies zum Beweis die Karte hin, die während der Nacht als Deckel gedient hatte. —

„Einquartirung?“ fragte die Baronin, die Karte betrachtend, und ihr Begehr über den Schreck vergeſſend, welchen ihr die angekündigten Gäſte verurſachten. „Wann wurden ſie angeſagt?“ —

„Die Quartiermacher kamen geſtern Abend,“ berichtete jene, „dieſen Morgen aber wird das Bataillon erwartet. — Der Amtmann hat bereits in ſeinem Hauſe die Wohnung der Offiziers bereitet, indem das Fräulein bat, alle Unruhe ſo viel wie möglich von dem Schloß zu entfernen.“

„Reinhold, Regiments-Arzt;“ las die Baronin weiter. „Irre ich nicht, ſo iſt dieſer Name rühmlich bekannt, ſo ſendet der Zufall die erwünſchte Hülfe!“

Sie gebot nun, das Zimmer für den hülfreichen Gaſt im Schloſſe anzuordnen und ſah in dem Zuſammentreffen ihres Wunſches mit dieſem ſeltſamen Ohngefähr eine Vorbedeutung, welche über ihre früderen Grundſätze ſiegte und ihr Vertrauen ſchon im Voraus dem fremden Gaſte gewann. —

Als Betty die Augen aufſchlug, war die Sonne bereits hoch emporgeſtiegen. Am Fenſter wirbelten die hungrigen Vögel, draußen aber in einiger Entfernung die Trommel des einziehenden Militairs. Wohl wäre es dem Fräulein zu verzeihen geweſen, welches in der tiefen Stille, in welcher es erzogen war, noch wenig von dem bunten Leben der Welt, noch weniger von dem abenteuerlichen Treiben der Krieger erfahren hatte, wenn ſie in der Erwartung der neuen Erſcheinung die mahnenden Stimmen der kleinen Sänger überhört hätte; aber das gute Kind lehnte den ſchnell geöffneten Fenſterflügel noch einmal erröthend zurück, und entſchuldigte ſich gleichſam bei ihren Pflegebefohlenen, indem ſie ihnen das Futternäpfchen höher als gewöhnlich füllte.

So eben zog das Bataillon in ſchöner Ordnung zum Thor herein. Es war in dem Frühling des Jahres 1813, wo der gewaltige Geiſt jener Zeit jeder ähnlichen Erſcheinung höhere Bedeutſamkeit, größeres Intereſſe verlieh.

Von ihren Blumentöpfen verborgen, jedem Späherauge unſichtbar, betrachtete die ſittſame Betty mit ſtillem Wohlgefallen das bunte, bewegliche Bild. Sie ſah in jedem Einzelnen den Vertheidiger ihres Vaterlandes, den Helden der kommenden Zeit, und blickte mit einer Ehrfurcht, die an Rührung grenzte, auf die ſchönen Geſtalten im glänzenden Waffenſchmucke herab. Die letzten Ereigniſſe der Zeit, wie der wichtige Kampf, dem ſie entgegenzogen, waren ihr keinesweges unbekannt geblieben. Sie hätte viel darum gegeben, dieſe tapfern Hände mit ihren Dankesthränen zu benetzen, oder wenigſtens den edlen Männern näher ins Auge blicken zu können, die ſich der Vertheidigung der ehrwürdigſten Rechte geweiht hatten. Aber längſt gewohnt, ſich dem ſtrengen Willen ihrer Erzieherin, der Baronin, zu unterwerfen, welche bis jetzt, den ehrwürdigen Paſtor des Orts ausgenommen, jeden männlichen Umgang ſichtlich vermieden hatte, verwies ſie den aufkeimenden Wunſch in die ſtille Bruſt zurück und begnügte ſich mit einem ſtillen Gebet, welches zum Segen der deutſchen Waffen recht fromm und andächtig zum Himmel emporſtieg. —

Ein Abgeſandter der Tante ſchreckte die kleine Schwärmerin aus ihren patriotiſchen Träumen empor. Er meldete die Ankunft des Arztes und berief das Fräulein in das Zimmer der Baronin. — Betty eilte, das Herz voll froher Erwartung, hinab. — Sie liebte ihre Erzieherin auf's zärtlichſte und hatte keinen andern Wunſch, als die vollkommene Geneſung derſelben, deshalb trug ſie ſchon im Voraus dem Manne, von dem ſie ſolche erwartete, eine Seele voll Wohlwollen und ein Geſicht voll freundlicher Zuverſicht entgegen.

Als ſie eintrat, ſah ſie ſich auf das ſeltſamſte überraſcht. Ein ſchöner, hochgebauter Mann in Uniform, mit einem Geſicht voll heiteren, kräftigen Lebens, ſaß an dem Lager der Kranken, theilnehmend zu ihr hinabgebeugt. — Ihr Erſcheinen ſchien die Unterhaltung Beider kaum zu unterbrechen, deſto aufmerkſamer aber beachtete Betty den Gang derſelben, und erſah daraus, daß dieſes der Arzt ſei, den man erwartet hatte. —

Hocherröthend und von einer ſeltſamen Scheu geängſtiget, nahte ſie jetzt, als die Tante, ihre Gegenwart bemerkend, ſie dem Fremden mit den Worten vorſtellte: „Hier ſehen Sie das gute Kind, welches mir ſeit Jahren die rührendſten Opfer der Treue gebracht!“

Indem nun Jener ſie aufſtehend begrüßte, hafteten ſeine großen, ſchwarzen Augen ſo feſt und durchdringend auf Betty's Geſicht, daß dieſer war, als wollte er mit ſeinem Blick die Tiefen ihrer Seele durchſchauen.

Ihr war es, als müßte ſie ſagen: Du, der Du gewiß in meinen Herzen lieſt, wirſt wohl wiſſen, wie ich ja gar nichts bin durch mich ſelbſt, ſondern Alles durch die treffliche Frau, die mich als Mutter erzog, und nichts Seltenes, ſondern nur etwas ganz Natürliches darinnen finden, wenn ich nach Möglichkeit die

Pflichten erfüllte, welche mir die Liebe ſo theuer macht! — Ihre Hand war, während ſie das dachte, von der des Arztes erfaßt worden. Lächelnd ließ er jetzt dieſelbe los, und flüſterte, indem er ſich zu Betty hinabbeugte: „Wir haben zuerſt ein bedeutendes Uebel zu heben, bevor wir dies geringere beachten dürfen. Seien Sie noch einige Zeit die liebende Warterin Ihrer Tante, ich werde Ihnen zur Seite ſtehen, und ſo hoffe ich, mit Ihnen vereint, recht bald ihre vollkommene Geneſung herbeizuführen.“ — Mit theilnehmender Sorgfalt unterrichtete er ſich jetzt von dem Gange der Krankheit und den angewandten Mitteln, und ſo kam es, daß die Baronin allmälig in die Hände des Arztes gerieth, ohne den Muth zu haben, ſeinen Anſichten zu widerſprechen oder ſeine Hülfe zurückzuweiſen. — Betty ergötzte ſich an der Feinheit, mit welcher der Fremde den Einwendungen der Kranken zuvorkam, wie an der Beſtimmtheit, mit der er ſeine Anſichten zu den ihrigen machte. — Es lag etwas Feſtes, faſt Gebieteriſches in ſeinem Weſen, was ſie anfangs mit Furcht erfüllte, zuletzt aber ihrem Herzen ungemein wohl that, weil ſie darinnen das Element erkannte, was die ſchwankenden Entſchlüſſe und krankhaften Einbildungen ihrer Tante allein zu ordnen und auf ein beſtimmtes Ziel hinzuleiten vermochte. Sie ſelbſt fühlte eine ſtille Freude, die Vorboten wohlthuenden Vertrauens bei jedem ſeiner

Worte. Tiefer, als ſie es je gethan, verneigte ſie ſich vor dem erfahrenen Manne, als er, nachdem er das Nöthige verordnet, Abſchied nahm. — Sie glaubte, ein höheres Weſen in ihm zu erblicken, und doch war das, was ſie empfand, nur der Eindruck, den ein feſter männlicher Sinn, verbunden mit einem edlen, gewandten Betragen, auf jedes weibliche Gemüth, das ſeine Zartheit im Schooß ſtiller Häuslichkeit bewahrte, machen muß. —

Schweigend, als wollte ſie jedes ſeiner Worte ſorgſam bewahren, ging ſie nunmehr, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Reinhold hatte vor Allem den Gebrauch friſcher Luft, ein ſonniges Zimmer und heitere Geiſtesbeſchäftigung verordnet, und da der Gartenſaal durch ſeine Lage und die maleriſchen Ausſichten, die er bot, dies Alles zu vereinigen ſchien, ſo eilte Betty, denſelben für die geliebte Tante einzurichten. — Sogleich trug das geſchäftige Kind alle ihre Lieblingsbücher und Inſtrumente in denſelben, pflanzte vor die Fenſter ihre Blumentöpfe und Vogelbauer, und verwandelte in wenig Stunden den verlaſſenen Gartenſaal in das reizendſte Muſeum. —

Gedankenvoll ruhte ſie jetzt nach vollbrachter Arbeit in dem großen Lehnſtuhle aus, welchen ſie an das

Fenſter zum Empfange der Baronin zurechtgeſtellt hatte. Ihr war, als zöge das Leben, welches ſie hier gleichſam vorbereitet hatte, in leiſen Ahnungen an ihr vorüber. Die todten Decorationen ſchienen Sinn und Bedeutung zu gewinnen, und geheimnißvolle Stimmen durch die Saiten ihrer Harfe zu liſpeln. Ihre Einbildungskraft bevölkerte mit Geſtalten die kleine Welt um ſich her; — ſie hörte Geſpräche, erlebte Begebenheiten, die wie Lichtfunken einer warmen Johannisnacht auftauchten und wieder im Dunkel verſchwanden, und nur wie jene das Verlangen zurückließen, den flüchtigen Lichtblick zu haſchen und feſtzuhalten. In ſolchen Momenten pflegt das Schickſal ſeine Handlungen einzuleiten und das ſinnige Publikum in der Menſchenbruſt, die durcheinanderfluthenden Gefühle und Ideen, in diejenige Stimmung zu verſetzen, deren wir bedürfen, um für die Einwirkung der äußern Erſcheinung empfänglich zu ſein.

Betty's Auge glänzte von einer ſeltenen Freudigkeit, als ſie ihre geliebte Tante wie im Triumph zu der neuen Wohnung geleitete und alle Vorzüge, Lichtblicke und Schönheitslinien derſelben durch das Prisma ihres frohen kindlichen Gemüthes in die Seele der Leidenden fallen ließ. Sie hoffte von dem friſchen Lebensodem, den ſie hier empfand, mit Zuverſicht die Geneſung derſelben, und wiegte ihr blondes Lockenköpfchen unter heiteren Prophezeihungen und ſüßen Liebkoſungen fröhlich tändelnd hin und her. Der muntere Geiſt, der aus Betty's Blicken hervorſtrahlte, ging endlich auch auf die Baronin über, und das blaſſe Geſicht erglänzte nach langer Wintererſtarrung wieder zum erſten Mal von einem flüchtigen Lächeln der Freude. Betty hatte den Muth, den ſchönen kriegeriſchen Einzug am Morgen zum Gegenſtand des. Geſpräches zu machen. Sie gedachte der edlen Haltung der jungen Waffenbrüder, belobte das glänzende Kriegergeſchmeide und pries die Hände, die einſt gewürdigt würden, den Lorbeer des Ruhms oder die Palme des häuslichen Glückes den Edlen zuerſt darzureichen, als Lohn ihres ſchönen Beſtrebens. Die Baronin, welche die bitterſten Erfahrungen ihres Leben dem Wehrſtande verdankte, indem der Krieg die Güter ihrer Eltern, ſpäter ein leichtſinniger Gemahl, der das Zeichen des Verdienſtes nur auf der Bruſt, nicht in derſelben trug, ihr häusliches Glück und ihr Vertrauen zugleich zerſtört hatte, — ſuchte in die lichten Tinten, mit denen die begeiſterte Betty zu ſchildern verſuchte, hin und wieder einige Schatten aus dem Nachtſtück ihrer Vergangenheit einzuſchieben, um die Augen der Erzählerin vor zu früher Verblendung zu bewahren. — Dem zufolge führte ſie auf's Neue das oft erwähnte Gleichniß vom Schmetterlinge an, der ohne Heimath und Werkſtatt, von Blume zu Blume irrend, und ſich mit ſeinem bunten Gefieder brüſtend, hochmüthig auf die beſcheidenen Arbeitsbienen herabſahe, ohne ihre Verdienſte zu theilen, und ſchloß mit der Warnung an die lieblich entblühte Roſe ihres häuslichen Ziergartens, ihres Herzens reiche Fülle einem ſo gefährlichen Zugvogel zu öffnen. — Betty, welche das erhabene Bild, welches ſie am Morgen empfangen hatte, gar nicht mit den Ideen der Tante zu vereinigen wußte, begann eben mit einem Seufzer die Vertheidigung der Angeklagten einzuleiten, als die Thür aufging und Reinholds edle Geſtalt in das Zimmer trat. Mit wohlgefälliger Ueberraſchung überlief er die heiteren Umgebungen, in denen er jetzt die Kranke begrüßte, und ſein ſtiller Blick ſchien Betty für ihre zartſinnige Sorgfalt zu danken. „Sie werden mir Recht geben, gnädige Frau," begann er, „daß Geiſt und Körper zugleich belebt werden muß, wenn Ihr Zuſtand ſich ändern ſoll. Jeder freie Flügelſchlag der Pſyche erweckt einen friſchen Pulsſchlag in unſerer Bruſt, und je wohlthuender die Kräfte der Seele angeregt werden, deſto reger, luſtiger und kräftiger bewegt ſich das phyſiſche Leben, und ſpült, gleich der ſich befreienden Fluth, alle Erd- und Schlammtheile zurück, welche es im Lauf der Zeit in ſich geſogen." Die Tante bemerkte, daß dies wohl allein bei der Jugend gelten möchte, und zog ſich mit einer hypochondriſchen Miene in den

Hintergrund ihres Sorgenſtuhles zurück; aber der Gewandte erbat ſich die ſeitwärtslauſchende Betty zum Zeugen, daß das klarere Auge der Baronin bereits den erſten Beweis für ihn führe, und als dieſe dies aufrichtig beſtätigte, begann er auf's Neue mehre Beläge zu der angeführten Idee aus dem Buche ſeiner Erfahrungen hervorzulangen. „Ich habe," fuhr er fort, „mich vielleicht mehr, als mancher Andere, zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß, wenn unſere Bemühungen von glücklichem Erfolg gekrönt werden ſollen, wir in gewiſſen Fällen den ganzen Menſchen, heißt Geiſt und Körper zugleich, erforſchen und bis in die Tiefen ſeines Gemüthes dringen müſſen. Wir beachten ſo oft nur die äußere Erſcheinung und verfolgen ſie nicht bis zu dem Quell, aus dem ſie erſtand, und laſſen, indem wir dem Einfall des körperlichen Gebäudes mit künſtlichen Mitteln zu ſteuern verſuchen, den Feind im Innern des Tempels nur zu oft unbeachtet, der an den Grundpfeilern deſſelben rüttelt und unſere armſelige Hülfe verlacht. Unſere Kunſt erliegt nur zu oft der Macht der Gewohnheit, der Bequemlichkeit, die uns ſtets zu der alten Methode, den alten Mitteln die Zuflucht nehmen heißt."

„Man glaubt, jedem Körper ſei die einmal beſtimmte Form anzupaſſen, und doch ſind die Naturen derſelben, wenn ſie auch ihren Aeußerungen nach ſcheinbar verwandt wären, in ihren Anlagen, Kräften, ihrer Organiſation und Empfänglichkeit nach, ſo unendlich verſchieden, daß man ſie, wie die Pflanzenwelt, in zahlloſe Klaſſen und Abſtufungen theilen müßte, um in der Wahl der wirkſamſten Lebensſtoffe nicht fehl zu greifen. Wenig Wiſſenſchaften vielleicht haben, wie die unſre, ein ſo weites Feld zu umſchreiten, keine bei ſo vielen urbar gemachten Landen ſo viele Entdeckungen geheimnißvoller Welten vor ſich. Ein vollkommener Arzt müßte zugleich der eifrigſte Naturforſcher, der ſcharfſinnigſte Pſychologe, vor allem aber der wärmſte Menſchenfreund ſein. Er müßte die Tiefen des Leidens mit dem Scharfblick des Verſtandes und der Liebe zugleich durchdringen, um unſre Kunſt zu der Höhe zu erheben, wohin ſie als ächte Prieſterin der Natur gehört.“ —

Das edle Feuer, welches aus Reinholds Blicken leuchtete und ſeinen Vortrag beſeelte, theilte ſich unbewußt ſeinen Zuhörerinnen mit. „Sie ſcheinen ihren Beruf aus Neigung gewählt zu haben,“ begann die Baroneſſe, indem das Vertrauen, welches ſie aus jenen Worten geſchöpft, ſie in eine behaglichere Stimmung verſetzte. —

„Eigentlich war es die Aufwallung tiefgefühlten Unwillens, eines heiligen Zornes, was mich für denſelben beſtimmte,“ entgegnete Reinhold. „Ich ſah ein theures Leben unter den Händen eines Pfuſchers langſam dem Tode zuwelken und verließ die Muſen, denen ich früher gehuldigt, um mich dem Dienſte der Menſchheit zu weihen. Seitdem umfange ich mit Liebe meinen Beruf, und finde, je mehr ſich mein Wirkungskreis zu erweitern beginnt, immer reicheren Genuß, und daher täglich mehr Urſache, mich wegen der Wahl deſſelben glücklich zu preiſen.“ —

„Der Genius des Lebens erhalte Sie!“ rief die Baronin gerührt: „Sie gehen, wie man vermuthen kann, einer ernſten Zeit entgegen. Reich iſt der Segen, den ſie dort verbreiten können. Aber indem Sie der Sichel des Todes und der Zerſtörung entgegenwirken, können Sie ſelbſt von derſelben ergriffen werden!“

„Ich theile dann nur das Loos meiner Brüder!“ entgegnete Reinhold. „Alle gehen freudig entſchloſſen dem dunkeln Verhängniß entgegen. Ich auch. — Dieſe große Zeit hat längſt gelehrt, das Einzelne über dem Allgemeinen zu vergeſſen!“

Betty, welche ſich von einer faſt ängſtlichen Theilnahme beklommen fühlte, flüſterte leiſe: „Aber wird dieſer Gedanke auch den Schmerz Derjenigen beſiegen, die dereinſt unter jenen Opfern den Sohn, den Gatten, den Vater beweinen müſſen?“

„Er wird ſie über denſelben erheben,“ entgegnete Reinhold ernſt. „Was mich betrifft, ſo hatte ich dieſe Rückſichten nicht zu nehmen. Ich ſtehe, der Letzte meiner

Familie, allein, — und bin in dieſer Hinſicht freier, weil ich unbeachteter bin.“ — Betty fühlte ihr eigenes Schickſal berührt, auch ſie war verwaiſt, die letzte Blüte eines ehrwürdigen Stammes. Die Worte: „frei, unbeachtet“ ſchnitten mit ſcharfen Klingen ihr Herz. Sie warf einen wehmüthigen Blick auf den, der ihr eigenes Schickſal unbewußt enthüllte, und begegnete ſeinen dunkeln Augen, die, ihre Bewegung bemerkend, forſchend und theilnehmend auf ihr ruhten. Ihr war, als wäre ſie in dieſem Moment mit dem edlen Fremdlinge in eine geheime Beziehung gerathen, als müßte die Gleichheit ihrer Schickſale auch gleiche Theilnahme erzeugen, ſie wollte ihm das ſelbſt ſagen, aber eine unüberwindliche Blödigkeit war mit dieſem Augenblick über ſie gekommen, ihr war, als ſei der Mann, der Niemandem gehörte, zugleich aus den Schranken, die ſie umſchreiten dürfe, hinausgerückt. — Der Zufall wollte indeß, daß die Baronin den abgeriſſenen Faden des Geſprächs wieder aufnahm, indem ſie ihn mit Betty's Schickſalsfäden zuſammenſpann. Der enge Kreis ihrer Erfahrungen erlaubte wenig Vergleiche, Beziehungen und verwandte Stoffe, die eingetretene Lücke auszufüllen; deshalb bot Betty's Biographie das einzige Mittel dazu, wie auch den einzigen Troſt, den ſie der Verlaſſenen zu geben vermochte. Reinhold vernahm nicht ohne Intereſſe die Bildungs- und Entwickelungs-Geſchichte des holden Kindes, deſſen tiefblaue Augen ihm längſt den Himmel einer tieffühlenden Seele verkündet hatten, und ob dieſelbe gleich von der Erzählerin einzig und allein ausging, und in derſelben zu enden verſprach, vergütete doch wieder die Liebe, mit der die Baronin von ihrem Pflegling ſprach, und das ſchöne Gemälde ihres ſtillen häuslichen Lebens die große Einfachheit des Stoffes. — Die Baronin, welche in Betty's gelungener Erziehung den einzigen Lethetrank für eigenen Kummer fand, hatte, während ſie ſich dem Drange ihres Herzens überließ, ihre Krankheit ſo gänzlich vergeſſen, daß ſie mit der Stimme und dem Geiſt einer vollkommen Geneſenen ihre Erzählung beendete. Betty, welche aus Beſcheidenheit nicht Heldin und Zuſchauer der ausgeſtellten Scene zugleich abgeben wollte, hatte ſich indeß entfernt, um einige Erfriſchungen zu bereiten, welche ſie jetzt mit jener Schüchternheit Reinhold bot, die ſich ſtets in jungen Gemüthern erzeugt, welche einer ſorgſamen Beachtung zu begegnen glauben. Die Geſtalt des ſechszehnjährigen Mädchens, welche die Natur ohnehin mit gar zartem Reiz und ſeltener Anmuth geſchmückt hatte, erſchien in dieſem Augenblicke in der Glorie vollendeter Schönheit, als ſie, ſich in ſittiger Demuth verneigend, das ſanft geröthete Geſicht mit den ſchwärmeriſchen Augen bittend emporgehoben, das Körbchen mit ſchwellenden Früchten dem edlen Gaſte bot. — Reinhold erhob ſich unwillkürlich, und als müſſe er die Rolle des Dienenden übernehmen, langte er nach dem Körbchen, ohnerachtet ihn Betty wieder Platz zu nehmen bat. Beide geriethen hierbei in einige Verlegenheit, weil Keines der Artigkeit des Andern nachgeben wollte. —

„Die Herren ſind in der Regel nicht ſo begierig, von artigen Händen Körbe zu bekommen, lächelte die Baronin, von dem Vorhergehenden in heitere Laune gebracht. — Mit ſchneller Verbeugung ließ Reinhold los, Betty aber kehrte, von dem Feuerblick ſeiner Augen getroffen, hocherröthend und verworren zu ihrem Seſſel zurück. —

Dieſe kleine Begebenheit, ſo zufällig ſie erzeugt wurde, war dennoch nicht ohne Bedeutung für Betty's Gemüth. — Sie rief ſich erſt mit leiſem Verdruß den neckenden Scherz der Tante, dann aber die ganze Scene mit immer wachſendem Vergnügen zurück. — Sie glaubte in Reinholds bedeutſamem Blick eine Sprache zu leſen, die ihrem Herzen wohl that, und ſah ſeit dieſer Stunde ſeinem Erſcheinen mit höherem Intereſſe entgegen. Reinholds Beſuche wurden, da die Baronin täglich feſter in ihrem Vertrauen und gerechter gegen ſeine perſönlichen Vorzüge wurde, immer willkommener, bis man den liebenswürdigen Gaſt, unter deſſen Einfluß die Kranke ſichtlich genas, gleich einem Mitglied der Familie behandelte, und zu jeder Unterhaltung zog, die Betty hervorſuchte, die Baronin zu zerſtreuen. —

Der Waffenſtillſtand, welcher während Reinholds Aufenthalt in Friedheim von den kriegführenden Mächten beſchloſſen wurde, bot ihm die erwünſchte Gelegenheit, denſelben noch einige Zeit zu verlängern. Er fühlte ſich heimiſch an dieſem Ort, zumal da der glückliche Erfolg ſeiner Cour ihm das Wohlwollen der Baroneſſe, wie Betty's Dankbarkeit immer ſichtlicher gewann. Die hohe Ausbildung ſeines Geiſtes, welche er theils ſeinen früheren künſtleriſchen Beſchäftigungen, theils dem Einfluß einer ſchönen weiblichen Seele verdankte, würden ſeinen Umgang anziehend gemacht haben, auch wenn die Sphäre, in welcher die Baronin zu leben gewohnt war, minder einfach und ſtill geweſen wäre: ſo aber mußte das Erſcheinen eines in aller Hinſicht liebenswürdigen Mannes von doppelter Bedeutung ſein, indem ſie in die Einförmigkeit eines ſich in ſtetem, ruhigem Gleiſe fortbewegenden Lebens die Freuden höhern Lebensgenuſſes, die Strahlen eines durch Kunſt und Wiſſenſchaft verſchönerten Daſeins trug. Selbſt eingeweiht in die Geheimniſſe der Poeſie und Tonkunſt, trug er bald die eigene Begeiſterung in Betty's für alles Schöne empfängliche Gemüth über. Von ſeiner Stimme in's Leben gerufen, glaubte ſie die

Heldengeſtalten erhabener Dichtungen deutlicher zu erblicken, die zarten Klänge geheimnißvoller Gefühle tiefer zu verſtehen. Alles Schöne, Große und Erhabene kleidete ſich bald in ſeinen Ton, ſeine Geſtalt, und nahm unter dieſer Form von ihrem innerſten Leben Beſitz. Sie gewöhnte ſich, auf ſeine Winke, ſeine Urtheile mit beſonderem Fleiß zu achten, ſie wog ſogar nach dieſen ihren Werth, ihre Bedeutung, das Glück ihrer Stunden. Sie las, ſie ſang, ſie vertiefte ſich mit ihm in die Wunder der Kunſt und Natur. Ein unbekannter Genius ſchien ſich ihrem Geiſt zu entwikkeln, ihr Herz zu löſen. Jeder Tag hob neue Schleier von den Tiefen ihrer Seele, ſchob neue Riegel hinweg von der innern erwachenden Welt. Schöner erblühten ihre Wangen, belebten ſich ihre Augen, von der Gluth edlen Strebens entflammt. Das Leben gewann für ſie eine neue Geſtalt, oder vielmehr ſie begann erſt jetzt wahrhaft zu leben. —

Mit ſtiller Freude bemerkte die Baroneſſe Betty's friſcheres Erblühen. Sie glaubte auch hierin den Einfluß des geſchickten Arztes zu erkennen, doch war ſie weit entfernt zu ahnen, welcher Geiſt die ſchöne Knoſpe ihres Daſeins zu ſo hohen Reizen entfaltete. — Reinholds Betragen, welches ſtets in den Schranken hochachtungsvoller Artigkeit und ſittigen Ernſtes blieb, ſchien der Baronin keineswegs geeignet, ein anderes Verhältniß einleiten zu wollen, als das, in welchem ſich der geiſtreiche Mann zu dem empfänglichen Gemüth gebildeter Frauen befindet; eben ſo wenig vermochte ihr Blick den Schleier ſinnigen Schweigens zu durchdringen, unter welchem Betty, ſich ſelbſt unbewußt, das zarte Geheimniß ihres Herzens verbarg, und ſo kam es, daß ſie ſicher gemacht durch die friedliche Geſtaltung der Gegenwart, die Zukunft weniger beachtete, und ſich dem Genuß dieſer reichen Stunden in ſtillem Wohlbehagen überließ.

Eines Abends, es war ſchon nahe dem Tage, an welchem das Regiment ausrücken ſollte, begegnete Reinhold im Park der einſamen Betty, welche heut gedankenvoller und ernſter als gewöhnlich erſchien. Die ernſtverhüllte, bedeutungsvolle Zukunft, die ihre Chiffern-Schrift bald auf Augenblicke dem ſpähenden Auge zu entrücken ſchien, bald ſtumm hinter ihre Wolkenſchatten zurücktrat, die immer näher rückende Entſcheidung des großen Völkerſpiels, alles dies hatte auch Reinholds Stirn mit dem Ausdruck ſtillen Ernſtes bekleidet, und ſeiner Stimmung eine gewiſſe Feierlichkeit mitgetheilt. — Sie begrüßten ſich ſchweigend. Betty's Blicke ruheten einen Augenblick lang mit ſtillem Forſchen auf Reinholds trübem Geſicht. „Sie werden, wie ich höre, uns bald verlaſſen,“ begann ſie ſanft. „Unſre Klage deshalb würde engherzig, ſelbſtſüchtig klingen, deshalb halte ich ſie zurück. Das Ziel, das Sie verfolgen, iſt groß und ſchön; aber der Weg, auf welchem Sie in Zukunft wandeln werden, wird Sie vielleicht hinweg führen, zu weit, als daß unſre Blicke Ihnen zu folgen vermöchten. Und doch iſt es ſo ſchwer, ſich einer theuren Schuld bewußt zu ſein und jede Gelegenheit zu verlieren, ſie dereinſt vergüten zu können.

„Derſelbe Kummer dürfte mich beunruhigen,“ entgegnete Reinhold. „Wir unſtäten Geiſter ziehen von Ort zu Ort, und häufen, indem wir die Gaben fremder Güte fröhlich genießen, manche Schuld, die aber dann doppelt fühlbar wird, wo auch das Herz empfing und genoß. — Wohl iſt das Leben unſern Wünſchen bisweilen holder, als wir hofften!“ fuhr er fort, indem Betty auf jenes Wort vergebens zu antworten verſuchte: „Die Pfade des Kriegers ſchlingen ſich bisweilen ſo labyrinthiſch durcheinander, daß er nicht ſelten ſchneller an der Pforte der erſehnten Heimath ſteht, als er vermeinte.“ — „Sie würden alſo unſer Friedheim nicht umgehn, wenn Sie das Schickſal dereinſt in unſere Nähe zurückbringt?“ fragte Betty leiſe. — „Wenn ich eines freundlichen Willkommens gewiß bin?“ entgegnete Reinhold, indem er mit einem fragenden Blick die Antwort des Fräuleins erwartete; ſtatt dieſer aber reichte ihm Betty wehmüthig lächelnd die kleine Rechte, und ihre Lippen flüſterten: „Gott erhalte Sie, mein Freund, und gebe mir Gelegenheit, jenes Wort durch die That zu beantworten!“ —

Entzückt von der Herzlichkeit, mit welcher das holde Kind dieſe Worte geſprochen hatte, zog Reinhold die zarte Hand an ſeine Lippen. Es war das erſte Mal, daß Betty dies Zeichen männlicher Verehrung empfing; eine hohe Glut überſtog ihre Wangen; ſie glaubte in den vorhergehenden Worten und der Freudigkeit, welche in Reinholds Weſen gekommen war, ein ſtilles Geſtändniß zu entdecken, und verſtummte, beklommen von dem Gehalt dieſer Stunde. — Reinhold, der viel zu beſcheiden war, um einen tiefern Sinn, als den eines freundlichen Wohlwollens in Betty's Worte und Betragen zu legen, empfing die Zeichen deſſelben mit innigem dankbaren Gefühl. Wohl war er bei Betty's Anmuth keineswegs unempfänglich geblieben, doch beſchäftigte ein anderes Intereſſe ſein Gemüth mit gleicher Lebhaftigkeit, und ſo geſchah es, daß er auch jetzt mit Leichtigkeit auf andre Gegenſtände überging, ohne zu bemerken, wie Betty ſich nur mit Mühe dem träumeriſchen Zuſtand entzog, in welchem ihre Seele befangen war.

An dieſen Augenblick aber, der ſpurlos wie tauſend andere an dem Horizont eines durch Einſamkeit und Stille weniger genährten Herzens untergegangen wäre, ſpann Betty's Einbildungskraft die lichten Fäden ihrer

Hoffnung an, um ſie fortan den öden Stunden einzuweben, denen ſie entgegenging, um mit denſelben alle Wunden und Klagen ihres Herzens zu bedecken. —

Mit jener ſtillen Freudigkeit, die ein inniger Glaube und jene feſte Zuverſicht, daß ein liebender Vater über den Sternen waltet, erzeugt, reichte Betty dem edlen Freunde beim Abſchied die Hand. — Die Baronin ſchien ſich ſchwerer von ihrem liebenswürdigen Gaſte trennen zu können, ſie hatte ſich, faſt unbewußt, an ſeinen Rath, ſeinen Umgang gewöhnt, und war durch die Anhänglichkeit, welche er ihr während ſeines Aufenthaltes bewieſen, wie durch den Ernſt ſeines Charakters einigermaßen mit dem Stande ausgeſöhnt worden, gegen den ſie ſo viele Vorurtheile gehegt hatte. — Sie ſegnete ihn mit mütterlicher Innigkeit und verhieß ihm zur Zeit der Rückkehr die freundlichſte Aufnahme in ihrem Hauſe.

Reinbold ſchied, eine innige Wemuth ſchien auf einige Augenblicke die ſichere Faſſung ſeines Gemüths zu verdrängen. Er preßte mit ſtummer Trauer die Hände beider theuren Frauen an's Herz, und ſchwang ſich dann ſchnell auf's Roß, ſeinem verhüllten Schickſal entgegen tretend. — Ernſte, düſtere Tage zogen ſeitdem über das einſame Friedheim dahin. Wohl verſuchte die Baronin bisweilen eine Blüte aus dem Herbarium der letzten, reichen Vergangenheit hervorzulangen, doch dienten dieſe Erinnerungen nur dazu, die Oede der Gegenwart noch bemerkbarer zu machen. Bald aber begann die Kunde der damaligen großen Zeitereigniſſe Geiſt und Einbildungskraft auf's Neue zu beſchäftigen. Man las die Zeitungen, und ergriff mit hohem Intereſſe jede öffentliche Nachricht der Art. Betty, welche ſich bisher wenig um die Welthändel bekümmert hatte, — verließ Blumen, Vögel und Alles, was ſonſt ihr am Herzen gelegen, — wenn es galt, ein politiſches Blatt zu erhaſchen.

Staunend ſah ſich nicht ſelten der Hauptpolitiker des Orts, der ehrwürdige Pfarrer, von der Laiin zurechtgewieſen, wenn es ähnliche Mittheilungen galt, und adreſſirte fortan ſeine ſcharfſinnigen Vermuthungen und prophetiſchen Viſionen an das hochſinnige Fräulein. So gingen die Jahre hin, in welchen ſich der Phönix der deutſchen Freiheit aus den Trümmern zerbrochener Formen und der Aſche rühmlich gefallener Opfer erhob. Sanft tröſtend dämmerte das Morgenroth einer ſchönern Zukunft über den Schauplätzen der Verheerung empor, und über den friſchen Raſenhügeln erhob ſich weitſchattend die ſchöne Palme des Friedens. — Schon begannen die vaterländiſchen Truppen zum heimathlichen Herde zurückzukehren, ſchon hatte Betty manchem ehrwürdigen Krieger den deutſchen Eichenkranz gewunden, doch blieb der, den ſie am liebſten damit geſchmückt, ihr immer noch fern. Das Regiment, bei welchem er ſtand, war bereits in ſeiner Garniſon angelangt, — dies hatte ſie erfahren, er ſelbſt, im Beſitz ehrenvollen Ruhmes zurückgekehrt, — und dennoch kein Zeichen ſeines Andenkens! —

Die Baroneſſe, welche auf die Beweiſe ihrer Gunſt, mit denen ſie keineswegs verſchwenderiſch war, keinen geringen Werth legte, wollte dieſe auch von Andern ſorgſam beachtet wiſſen, und konnte deshalb ihr Befremden über Reinholds ſichtliche Gleichgültigkeit nicht verbergen. Sie äußerte ſolches ſogar bisweilen gegen Betty, fand aber in dieſer immer eine warme Vertheidigerin des Entfernten, welche ſich ſelbſt zu Gefallen, Entſchuldigungen aller Art erſann, um einen Glauben, der ihr theuer geworden war, nicht aufgeben zu dürfen. —

Der Beſuch einer Verwandten und die damit verbundenen Zerſtreuungen verdrängten ſpäter den ſtillen Mißmuth der Baroneſſe. — Sie vergaß mit den Anſprüchen, die ſie ſich auf Reinholds Beachtung zu machen berechtigt fühlte, ſeiner zugleich, indeß Betty, welche ſich jetzt mehr wie je überlaſſen, und mit dem innern reichen Leben und der geſchäftigen Einbildungskraft, gänzlich auf ſich allein zurückgewieſen, mehr wie je in ſtilles Träumen und Hoffen verſank.

Der beginnende Frühling, der ihren Hainen, ihren Fluren wieder die vertraute Geſtalt, Stimme und Farbe gab, erweckte eine Welt ſeliger Ahnungen in ihrer Bruſt. Alles hatte ſich ſo feſtlich wie damals geſchmückt. Die Akazienlaube mit den rothen duftigen Blüten, in welcher ſie ſo oft ſeiner belehrenden Worte gelauſcht, die Blumenbeete, deren Pflege er oft in heitrem Scherz mit ihr theilte, die hohen Platanen, welche ihre Zweige über die weißen Marmorbilder hinwölbten, bei welchen ſie oft an ſeiner Seite betrachtend geweilt, alles blühete, grünte wie damals. Die Natur ſchien ſelbſt das ſchöne Wiederſehen einzuleiten, von dem ſie ſeit dem Augenblick des Scheidens ſo ſelig geträumt hatte. —

Mögen Betty's Schweſtern, die in glänzenden Städten, oder wenigſtens in den Abwechſelungen eines vielgeſtalteten Lebens erzogen, die Ausdauer eines Gefühls bezweifeln, welches keine Nahrung von außen her empfangend, nur an der Fülle des reichen, innern Lebens ſich ſtärkt und kräftigt: die ſtillen Kinder der Natur und der Einſamkeit, welche der verführeriſchen Gewalt der Einbildungskraft ohne Störung überlaſſen, jede theure Erſcheinung, welche in ihr Stillleben tritt, ſogleich zum Vorboten einer Lichtwelt, jeden Roſenkranz flüchtiger Stunden zu dem Ring der Ewigkeit verklären und erheben, dieſe werden ſie verſtehen, und den ſchwärmeriſchen Glauben nicht belächeln, mit dem ſie der Verwirklichung ihrer Ideenſchöpfung entgegenſah. —

Von keinem in ihrem ſtillen Treiben beachtet und verſtanden, wurde die Natur die Freundin, die Vertraute ihrer Seele. Oft ſtand ſie ſinnig über eine glühende Roſe gebeugt, die noch dunkler gerötheten Lippen wie zum ſtillen Worte geöffnet, oft auch ſaß ſie im Schatten des dichteſten Haines an der murmelnden Quelle, den geheimnißvollen Stimmen lauſchend, welche aus Zweigen, Luft und Wellen ihr ſüßen Troſt zuzuflüſtern ſchienen; überall, wo die Rede der Menſchen nicht ſinnverwirrend in ihre Träume drang, fühlte ſie ſich mit vertrauten Geiſtern umgeben, wähnte ſie ein theures Weſen an ihrer Seite, das ſie verſtand, mit ihr ſprach, ohne des Zeichens, des Wortes zu bedürfen. Immer tiefer, immer ſtiller wurde ihr Sinn. Oft verweilte ſie ſtundenlang in der dunkeln Rotunde, umgeben von den weißen Marmorbildern, und glaubte in den lebloſen Zügen Seele und Empfindung zu entdekken. Sie preßte dann oft die glühende Wange an den kalten Stein und ließ ihre Thränen über die gefühlloſen Hände dahinrollen. Betroffen, wie von einem wirren Traum erſchreckt, fuhr ſie dann empor, ihr eitles Beginnen belächelnd. „Alles todt!“ klagte ſie leiſe und preßte die Hand feſter auf das ſchlagende Herz, als wollte ſie auch dieſes zur Ruhe verweiſen. —

Eines Tages, als zur Feier eines Familienfeſtes mehrere Damen aus der Nachbarſchaft ſich bei der Baroneſſe verſammelten, und auch Betty genöthigt war, der Geſellſchaft beizuwohnen, wollte ein unglücklicher Zufall, daß eine der Anweſenden eine Begebenheit mittheilen mußte, die für Betty's gereizten Gemüthszuſtand die nachtheiligſten Folgen haben ſollte. Es war von einem Mädchen die Rede, die von Schwärmerei und Leidenſchaft irre geleitet, ſich Hoffnung auf die Wahl eines angeſehenen Mannes gemacht, und deshalb mehre vortheilhafte Parthieen abgewieſen hatte. Die Erzählerin, eine Weltdame, welche mehr Geiſt als Gemüth verrieth, ſtellte die Sache in einem Lichte dar, welches auf die Treue und Anhänglichkeit des armen Geſchöpfes einen lächerlichen Schein warf, und fügte zuletzt hinzu, daß die Gute für alle ihre Aufopferungen die Achtung jenes Mannes eingebüßt habe, der ſie wirklich früher hochgeſchätzt, ſich aber wegen ihrer lächerlichen Einbildungen und romanhaften Handlungsweiſe, vielleicht aber auch, um ſie von ihrer eitlen Hoffnung gänzlich zu heilen, für immer von ihr zurückgezogen habe. — O der armen Thörinnen!" ſo ſchloß die Erzählerin, „welche an jede freundlich gereichte Roſe die Immortelle der Beſtändigkeit, das Vergißmeinnicht der

Beſtändigkeit, das Vergißmeinnicht der Treue, die Myrthe der Hoffnung ſchlingen, und ſich, mit dieſem phantaſtiſchen Kranze geſchmückt, zu Königinnen der Erde emporträumen, während der erſte im Laufe der flüchtigen Zeit bereits Schmuck und Duft verlor; bald wird der zerriſſene Kranz an jene Zierde erinnern, in welcher der Wahnſinn ſo gern umherſtolzirt. Wir können, indem wir jene bedauern, ſie nicht ohne heimliches Lächeln erblicken, weil wir, im Zuſtande völliger Nüchternheit, das Thörichte ihrer Träume und Irrthümer durchſchauen.

Betty, welche ſchon bei jener Erzählung die Farbe gewechſelt hatte, erhob ſich bei dieſen in leichtſinniger Ironie ausgeſprochenen Worten ſchwankend von ihrem Seſſel.

„Wie bleich, mein Kind!“ begann ein hereintretendes Fräulein: „Mein Gott ſind ſie unwohl?“ Betty ſtarrte ſtatt der Antwort die Beſorgte mit verlöſchenden Augen an, als ſie ſich aber noch einen Schritt nach der Thür bewegen wollte, ſank ſie regungslos zu Boden, ihr bleiches Antlitz verrieth keine Spur des Lebens.

Als man die Unglückliche wieder zur Beſinnung brachte, warf ſie einen ſcheuen Blick auf die ſie umgebenden Frauen. Ihr ganzes Weſen trug das Gepräge der Angſt, des Mißtrauens. Sie fürchtete, das ſtille

Geheimniß ihres Herzens verrathen, ſich ſelbſt zu einem Gegenſtand des Spottes, der Verachtung herabgewürdigt. Das Gefährliche ihrer verborgenen Neigung war ihr erſt in dieſem Augenblick klar geworden, — doch viel zu ſchwach, jene zu beſiegen, vergrößerte ſie ihre innere Unruhe, indem ſie ihr die bitterſten Vorwürfe zugeſellte.

Ein düſterer Tiefſinn, welcher von Tag zu Tag immer finſtrere Schatten über ihr ſonſt ſo heiteres Antlitz warf, kam ſeit dieſer Zeit über ſie, — ſie ſprach wenig, und verrichtete ihre häuslichen Beſchäftigungen mit ſchweigender Emſigkeit, dann immer zerſtreuter, bis ſie endlich in einen ganz unthätigen höchſt traurigen Zuſtand verſank. Die Baroneſſe, welche ſeit jenem Vorfall ein ſchärferes Auge für Betty's Gemüthsſtimmung hatte, und ihr Betragen fortan wie jedes ihrer Worte ſorgſam beobachtete, errieth nur zu bald, daß ein geheimer Kummer an der Blüte ihrer Geſundheit nage. Ein Zufall machte ſie endlich mit der wahren Urſache deſſelben bekannt. Ein abgeriſſenes Blatt, welches ſie einſt in der Rotunde gefunden, und auf welchem ſie Betty's Handſchrift erkannte, gab ihr den Schlüſſel zu ihrem Gemüth, welches Scham, Stolz und Mißtrauen ihr ſo lange verſchloß. Sie las wie folgt:

„Wie ſchaut ihr ſo hoch, ſo ernſt, ſo ſtolz auf mich herab ihr kalten Marmorgebilde! Euer ſicheres Anſehen flößt Ehrfurcht ein, wie Alles, was feſt, unerſchütterlich und ruhig bleibt. Nur das Herz iſt es, was den Spott zum Angriffe reizt, weil es ſeine Pfeile nicht zurückzuwerfen vermag, ſondern ſie feſthält und dann langſam verblutet.

Ich möchte auch wohl wieder ſo ruhig und ſicher ſtehen, geehrt und geliebt von den Menſchen. Aber ſeitdem ich weiß, daß ſeine Achtung dahin iſt, daß er ſich uns entzog, vielleicht aus Mitleid für mich; — ſeitdem hat mein Wille keine Kraft, mein Vorſatz keinen Reiz, ich ſchwanke einem grauenvollen, unermeßlichen Abgrunde entgegen, und werde zuletzt noch darnach dürſten, mich in ſeiner Vergeſſenheit zu begraben.

Was habe ich gethan, daß ſie mich alſo zu kränken wagten? Ich habe geliebt, weil mich ſeine Vollkommenheit hinriß. Wer fragt, wenn er liebt, ob er darf? — Ich habe auf ſeine Wiederkehr gehofft, wie die Blume, der Baum, der Vogel auf das alles belebende Licht, weil ich es nicht faſſen konnte, daß die reichſte Erſcheinung meines Lebens ſo ſpurlos, ſo ohne Folge für daſſelbe verſchwinden würde! — O, wenn er gekommen wäre! — Wer hätte dann noch meine Hoffnung verſpottet, wer hätte mein Vertrauen dies ſeligſte Kleinod meines Lebens zu belächeln gewagt? — Wenn er gekommen wäre, freundlich, gütig, vertrauend, wie er ſchied, — ich weiß nicht, wie ich ſo vieles Glück ertragen hätte, — aber beſſer wäre es für mich geweſen, wenn er den Glauben an ihn, dieſe meine höchſte Lebensblüte, nicht gebrochen. —

Ich habe Stunden, wo ich jubeln, tanzen und ſingen möchte; Stunden, wo ſich Alles um mich zu beleben, Alles liebend mir zuzuwinken ſcheint; wo ich die verlorene Stimme wiederfinde, ſie vernehme in jedem Geräuſch der Wellen, des Laubes, der Luft. — Aber das iſt eben der unſelige Wahnſinn von dem die kluge Frau ſprach, der Wahnſinn, der alle meine Kräfte verzehrt, indem er ſie aus ihrer dumpfen Ruhe emporſchüttelt, und ſie gewaltſam auf die Höhe eines Glükkes reißt, von dem mich der erſte nüchterne Augenblick herabſtürzen muß. —

— Reinhold! — ich leide und weine ſehr viel! Du ſprachſt einſt ſo ſchonend von den Leidenden, Du wollteſt hinausgehen, alle ihre Wunden zu heilen; warum läßt Du mich allein ohne Hülfe und Troſt? — Ach, des Menſchen Wort gleicht der Schrift im Sande. Ein Windhauch weht darüber und ſeine Spur iſt dahin. — Der Wille ſelbſt iſt ein eitles Kind der Zeit, welches ſich in jede Farbe kleidet, die dem Augenblick zuſagt, und wodurch es zu gefallen gedenkt. — Ach, könnte ich aus der Fluth der Vergeſſenheit trinken, und dann wieder hervorgehn, verſöhnt, ein ſchuldloſes Kind einfacher Natur, ruhig, ohne Wünſche, wie ich ſonſt war: dann würde ich den Muth haben, wieder Allen liebend zu nahen, alle würden mich auch wieder lieben, und meine mütterliche Freundin mich, wie ſonſt, freundlich und zufrieden an's Herz nehmen.“ —

Die Baronin faltete ſchweigend das Blatt zuſammen, und ging, von Unmuth und zärtlichem Gram abwechſelnd bewegt, nachdenkend im Zimmer auf und nieder. „So kann denn keine Vorſicht das Schickſal entwaffnen!“ ſeufzte ſie ſtill, der Sorgfalt eingedenk, mit welcher ſie Betty bis zu jenem verhängnißvollen Tage dem gefährlichen Treiben der Welt fern gehalten hatte. „Muß ſein verheerender Fuß auch in die letzte Freiſtatt meines Glückes brechen und die einzige Blüte zerſtören, die den Herbſt meines Lebens zu verſchönern verſprach? — Armes Kind!“ fuhr ſie wehmüthig fort, „meine Warnungen waren nicht umſonſt, ſie verſtummten nur zu früh, weil der Glanz ſeines Geiſtes, ſeine ſcheinbare Vortrefflichkeit mich beſtach! — Scheinbar! Wie undankbar klang dies Wort aus meinem Munde! Wäre es meiner nicht würdiger, die Urſache ſeines Stillſchweigens, ſeines Entfernens in einer zu großen Beſcheidenheit, in einer zu edlen Uneigennützigkeit zu ſuchen? — Geſetzt, er liebte Betty; — würde der ſtolze

Mann einen Lohn zu fordern wagen, der ſeine Dienſte aufwoge? Ueberläßt er es nicht vielleicht abſichtlich mir, die alten Bande des Vertrauens, der Dankbarkeit wieder anzuknüpfen? — Große Herzen ſind ſtets bereit, wo es edel zu handeln gilt, langſam im Bau eigenen Glückes, zögernd im Hoffen.“ —

Von einem Gedanken überraſcht, der wie ein zuckender Blitz durch die Tiefen ihres Kummers leuchtete, trat die Baronin ſinnend an's Fenſter, bemüht, die empfangene Idee mit Vorſicht zu ordnen, und für die Zukunft zu benutzen. Eben kam Betty den Garten entlang. Mit Wehmuth betrachtete die Baronin die finſter umſchatteten Augen, die verfallenen Wangen, die ſcheuen, unſtäten Blicke, die ganze Geſtalt, die, ein Bild des Tiefſinns, langſam daherſchritt. Dieſer Anblick, der ihr mütterliches Herz ſchmerzlich zerriß, hob zugleich die letzten Rückſichten peinlichen Stolzes auf. Sie eilte in ihr Kabinet, feſt entſchloſſen, einen Schritt zu wagen, der, wenn auch von ihrer übrigen Handlungsweiſe abweichend, doch von ihrer Liebe, ihrem Kummer gänzlich entſchuldigt vor ihrer Seele ſtand.

In ſeinem Studierzimmer, von Schriften und Büchern umgeben, ſaß Reinhold, haſtig ein Paket entſiegelnd und die darin enthaltenen chirurgiſchen Inſtrumente mit Vorſicht herauslangend. „Auf dir," ſprach er, eines derſelben betrachtend, „beruht alſo das Glück meines Lebens? O Adele, warum machteſt Du mein Schickſal abhängig von der Sicherheit dieſer Hand? — Wird der Gedanke an den Preis, den Du mir ertheilen wollteſt, mich nicht wankend machen in dem Augenblick des ernſten Unternehmens. — O, ich will es vergeſſen, weſſen Augen ich dem Licht erſchließen will, nur das hülfsbedürftige Geſchöpf will ich ſehen, nicht die Geliebte, deren Glück zugleich über das meine entſcheidet!" — Gedankenvoll ſchritt er hierauf im Zimmer auf und nieder. Als er noch einmal an ſeinem Schreibtiſch vorüberging, fiel ihm ein Brief in die Augen, den er vorhin mit dem Paket zugleich von der Poſt erhalten hatte. — Gleichgültig griff er darnach, doch verrieth ſein Geſicht bald eine lebhafte Ueberraſchung, als er das Zeichen Friedheim und den Namen der Baronin darinnen entdeckte. Mit ſteigender Theilnahme las er:

Werthgeſchätzter Herr Doktor!

Noch eingedenk der großen Dienſte, welche Sie mir während Ihres Aufenthaltes in unſerm Hauſe erwieſen, glaube ich Ihnen meinen Dank, mein Vertrauen nicht beſſer ausſprechen zu können, als wenn ich Sie auf's Neue um Ihren hülfreichen Beiſtand erſuche, in einer

Angelegenheit meines Hauſes, welche mir ſchon vielen und großen Kummer verurſacht hat. —

Seit einiger Zeit ſcheint meine Nichte von einem Tiefſinn befallen, der ihr jede Lebenskraft zu rauben droht. — Sie iſt nicht mehr, was ſie war, ihre Jugendblüthe welkt ſichtlich dahin, und ihr ſchöner kindlicher Glaube an das Beſſere im Menſchen ſcheint durch eine traurige Erfahrung heftig erſchüttert, ja ſogar in Mißtrauen und bittern Argwohn umgewandelt zu ſein. Ich weiß, Sie nahmen einſt Theil an Betty's Geſchick. Sie ſprachen oft zu mir über die Empfänglichkeit dieſes Gemüths, über die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, und freuten ſich ihres offenen kindlichen Sinnes. — O denken Sie mit mir vereint darauf, das jugendliche Herz wieder dem heitern Genuß des Lebens zu öffnen. — Jene Eigenſchaften, fürchte ich, ſind die Quellen ihres Uebels. — Sie nährte vielleicht eine Hoffnung, welche die Zeit unerfüllt ließ, Wünſche, welche, je ſorgſamer ſie ſolche bewahrte, deſto gefährlicher ihrem Herzen werden mußten.

Wohl könnte ich Ihnen mehreres über dieſen Gegenſtand ſagen, doch glaub' ich erſt ein Zeichen ihres Antheils abwarten zu müſſen, bevor ich Ihnen das Geheimniß eines edlen nur von jugendlicher Schwärmerei irregeleiteten Herzens enthülle. — Ich hoffe, Sie werden, wenn es Ihre Verhältniſſe erlauben, uns Ihren

Rath nicht verweigern. — Sie allein vermögen mir den Faden zu geben, an welchem ich mich aus dem Labyrinth meines Kummers herausfinden kann. Sie allein vermögen, das Gemüth der Kranken zu heilen. Ihr Einfluß auf dieſelbe dürfte größer ſein, als Sie glauben, und ich füge nur noch hinzu, daß Sie aus dem, was ich für die Wiederherſtellung meiner Nichte in dieſem Augenblicke thue, erwägen können, wie viel ich noch in Zukunft zu thun vermöchte. Ich wüßte keinen Lohn, der mir für die Rettung meines Zöglings zu hoch wäre, und ſcheue nichts als den Gedanken, Sie könnten jetzt, da ich Ihnen einen ſo großen Beweis meines Vertrauens gegeben, mir Ihre Hülfe verweigern!

Baronin Holm

Hocherſtaunt über den Inhalt dieſes Briefes, durchlas Reinhold denſelben zu wiederholten Malen. Ihm, dem keine Ahnung von dem tiefen Eindruck geworden war, den er in Betty's Gemüth zurückgelaſſen, und der bei der ſtrengſten Prüfung ſeiner ſelbſt ſich keiner Uebereilung bewußt war, die er bereuen müſſe, — mußten [illegible] Andeutungen der Baronin und der Zuſtand des unglücklichen Mädchens auf's Höchſte überraſchen. Wohl ſtand Betty's Bild in dem Zauber der Unſchuld und des unbefangenen Vertrauens noch lebhaft in ſeinem

Gemüth, doch hatte es ſtets zu den Erſcheinungen gehört, die das Leben ſo oft und gern an den Blicken des Kriegers vorüberführt, um ſein Herz empfänglich und warm für das Schöne und Gute, und mitten im Treiben ſeines ernſten Berufes weich und mild zu erhalten, zu den Erſcheinungen, die ſeinen Pilgerpfad wie holde Genien umſtehen, ohne in ihm das Verlangen zu erregen, denſelben mit ihnen ungetrennt zu durchwandern. — Die aufrichtigſte Verehrung knüpfte indeß ſein Herz an die ehrwürdige Baronin und ihre ſchöne Nichte, — und wohl hatten die alten Bande der Dankbarkeit ihn längſt nach Friedheim gezogen, wäre er nicht bei der Rückkehr in ſeine Heimath von einem lebhafteren Intereſſe zurückgehalten worden, welches, da es mit ſeiner Vergangenheit wie mit ſeiner Zukunft in Verbindung ſtand, ſein Gemüth ſogleich vorwaltend gefangen nahm. —

Wir erinnern uns einer frühern Andeutung Reinholds, welche ſich auf eine Perſon bezog, deren Zuſtand ihn zuerſt beſtimmt hatte, ſich ſeinem jetzigen Beruf zu widmen. Dieſes aber war eine junge Dame, deren ſanfte Geduld und liebenswürdiger Charakter ſchon in frühern Jahren einen tiefen Eindruck auf Reinholds Gemüth gemacht hatte. — Adele von Solmen, die einzige Tochter eines angeſehenen Edelmanns, hatte bei ihrem Aufenthalte im Bade im Hauſe einer ihrer Verwandten den jungen Reinhold kennen gelernt. Sie fand, da ſie an einem Augenübel litt, welches ſie von vielen Vergnügungen ausſchloß, in dem Umgang mit dieſem unterrichteten, geiſtreichen Manne eine ſchöne Entſchädigung für das Entbehren manches geſelligen Genuſſes und erkannte in ihm bald alle die Verdienſte, welche ihn vor vielen Männern ſeines Standes vortheilhaft auszeichneten. Die hohe Bildung des Fräuleins, verbunden mit der liebenswürdigſten Anſpruchsloſigkeit und dem anziehendſten Aeußern, war ganz geeignet, ein Gemüth, wie das des jungen aufſtrebenden Reinholds zu gewinnen. Er ſah in ihr das Ideal hoher Weiblichkeit, welches ſeine Phantaſie ſich ſtill entworfen, auf's Schönſte verwirklicht, und erkor die ſanfte ſinnige Dulderin zum Schutzgeiſt ſeines Lebens. An ihren Blick, ihren Wink war fortan ſein Daſein gebunden, alle Blüten ſeines Geiſtes entfalteten ſich ſchöner unter ihrem ſegnenden Einfluß; ſie wurde die erhebende, verklärende, mildwaltende Prieſterin ſeines Herzens. — Hier war es, wo die falſche Behandlung eines Arztes das Uebel, an welchem Adele litt, ſo vergrößerte, daß das eine ihrer Augen zu erblinden begann. — Reinhold, der, ihr trauriges Schickſal im tiefſten Herzen empfindend, ſogleich auf Mittel dachte, demſelben zu ſteuern, rettete ſie durch Beiſtand eines geſchickten Arztes vor der drohenden Gefahr, — vernahm aber von dieſem, wie nach der körperlichen Conſtitution des Fräuleins die Rückkehr dieſes Uebels zu befürchten ſei, wenn nicht die ſorglichſte Pflege der Aerzte ihr geſichert bleibe. Dies beſtimmte den liebenden Jüngling, die künſtleriſche Bahn, auf welcher er ſich bisher bewegt, zu verlaſſen, und ſich ſtatt dieſer mit aller Wärme und Innigkeit ſeines Weſens einem Studium hinzugeben, von dem er ſich die ſchönſte aller Früchte verſprach. Er ſchied, da Adele zu ihrem Vater zurückkehren mußte, von derſelben in der ſchönen Andacht des Herzens, welche aus einer frommen Beſtrebung hervorgeht, nichts wünſchend, als ihr, wenn jenes Leiden über ſie verhängt, Retter werden zu können, und wurde durch dieſen Wunſch zum unermüdlichſten Fleiß getrieben. —

Jahre vergingen ſeitdem in ununterbrochenen Studien. Die Nachrichten, die er von Fräulein von Solmen ſogleich einzog, drohten mit keiner nahen Gefahr für dieſelbe. Pflicht und Ehre riefen ihn ſpäter in die Reihe der vaterländiſchen Streiter, und hier war es, wo er im Lauf des Krieges ſeinen Eifer, ſeine Geſchicklichkeit zu bewähren Gelegenheit fand, und ſeine Kunſt vielſeitig übte. Das Ehrenkreuz auf der treuen, tapfern Bruſt, betrat er nach ſeiner Rückkehr das Haus des Herrn von Solmen. — Er fand das Fräulein in Trauer, verwaiſet, und wie er zu ſeiner Betrübniß entdeckte, in demſelben traurigen Zuſtand, aus dem ſie damals nur mühſam gerettet wurde; nur daß das Uebel ſich jetzt über beide Augen verbreitet hatte.

Der ſchöne Eifer, ihr in dem gänzlichen Verlaſſenſein, in welchem ſie ſich befand, rückſichtslos dienen zu können, löſte ſein Schweigen. Ihr Unglück ermuthigte ihn, ihr ſeine Abſichten zu geſtehen und die redliche Neigung, welche er, ſo lange er ſie im Schooße vollkommner Zufriedenheit wußte, ſorgſam verhehlt hatte. Adele ſah ſich im Beſitz eines Herzens, welches ihr ſtets durch ſeine Tugenden Bürge des reinſten Beglückens war. Indeſſen hielt die Ahnung, daß ihr Uebel unheilbar ſei, und jene Scheu, welche einem edlen Herzen ſo natürlich iſt, welches das Glück des geliebten Gegenſtandes vor Allem begehrt, ſie zurück, dem geliebten Manne eine Einwilligung zu ertheilen, welche ſein Schickſal unauflöslich an das ihre band. Sie verſprach, erſt nach beendeter Kur zu entſcheiden, und gab dieſe in die Hand des Mannes, deſſen Hoffnungen von dem Gelingen derſelben gekrönt werden ſollten. Adele befand ſich, als Reinhold den Brief der Baronin erhielt, in den Bädern zu R., um ſich zu der bevorſtehenden Operation zu ſtärken. Reinhold hatte dieſelbe in kurzer Zeit beſchloſſen; darum eilte er, ſich zuvor auf das Gut der Baronin zu begeben, um wo möglich deren Kummer zu beſeitigen, bevor er über ſein eigenes Glück entſcheide.

Es war ein ſchöner Sommermorgen, als Reinhold in Friedheim eintraf. Die Erinnerungen vergangener Zeit ſprachen mächtig zu ſeinem Herzen, und er gelobte ſich ſtillgerührt, Alles aufzubieten, um das Glück einer Familie wieder herzuſtellen, der er auf viele Weiſe verpflichtet war. Man wies ihn auf ſeine Frage nach dem Zimmer der Baroneſſe; aber erſchrocken trat er zurück, als er ſtatt derſelben das Fräulein erblickte, welches, als ſie ihn erkannte, mit einem Schrei von ihrer Arbeit emporfuhr und dann ſtarr, ſchweigend, beide Hände ihm entgegenſtreckend, langſam erbleichend in den Seſſel zurückſank. Ergriffen von Betty's Anblick, deren eingeſunkene Geſtalt kaum noch an die blühende Jugendfülle erinnerte, in der er ſie früher gekannt, noch mehr aber von dem Eindruck überraſcht, den ſein Erſcheinen hervorgebracht hatte, ſtand er eine Weile regungslos vor der Ohnmächtigen, bis das Eintreten der Baronin ihn aus dem Zuſtande einer Betäubung emporriß. Mit ſtiller Wehmuth begrüßte ihn dieſelbe und fragte, ob ſein Beſuch Folge des an ihn gerichteten Schreibens ſei. — Reinhold bejahte mit ſtummer Verbeugung, und bat, ſobald für das Fräulein das

Nöthige gethan ſein würde, um eine Unterredung mit ihr. Als man Betty in ihr Zimmer gebracht und der Pflege ihrer Kammerfrau überlaſſen hatte, führte die Baronin ihren Gaſt in den einſamen Gartenſaal, deſſen Zierde ſeit Betty's krankhaftem Zuſtande faſt gänzlich eingegangen war.

„Es hat ſich Vieles verändert, ſeitdem Sie Friedheim verließen!“ begann die Baronin: „Die traurigſte Verwandlung erblickten Sie bereits! O, möchte Ihre Theilnahme ein Mittel erſonnen haben, die Unglückliche zu retten, die ohne Ihren Beiſtand unfehlbar einer bleibenden Melancholie verfallen iſt.“

Reinhold bat mit beſcheidenem Ernſt um die Mittheilung alles deſſen, was die Baronin von des Fräuleins ſtillem Treiben und Denken erfahren, und erhielt dem zufolge, nach der Erzählung mancher kleinen Begebenheit, auch das Blatt, welches der Baronin zuerſt Betty's Seelenzuſtand verrathen hatte. —

Reinhold durchlas es wiederholt. Rührung und Theilnahme waren unverkennbar auf ſeinem Geſicht ausgedrückt, endlich begann er, nachdem er eine Weile ernſt vor ſich niedergeblickt hatte: „Es betrübt mich in der That, das Leben eines ſo holden weiblichen Weſens unbewußt durch mein Betragen beunruhigt zu haben, zumal ich Ihrem Hauſe mich innigſt verpflichtet fühle. Aber ich kann mir die Hoffnung nicht verſagen, bei genauem Forſchen das Mittel zu finden, welches ihre körperliche Geneſung zugleich mit dem Frieden Gemüthes wieder herſtellen wird.“

„Es iſt nicht allein das Verbergen einer ſtillen Neigung, was ſie niederbeugt, es ſind die Dornen des Mißtrauens, des beleidigten Stolzes, der verringerten Selbſtachtung, was dieſes Gemüth ſo tief verletzte. Gewiß hat irgend eine liebloſe Aeußerung dieſe Gefühle in ihr erregt, ſie ſelbſt ſpricht dieſes in jenen Zeilen zu klar aus, als daß ich nicht hierin den Hauptgrund ihres Leidens vermuthen ſollte. Betty's edeles, reines Gemüth, wie es mir in jenen Tagen klar vor meiner Seele aufging, vermag einen ſolchen Vorwurf nicht zu ertragen. Es erliegt unter der Ahnung der Schmach, und bedarf vielleicht nur einer ehrenden Anerkennung, oder einer ſchönen Erhebung, um ſich ſogleich auf der Bahn zurecht zu finden, die es, von Irrthum befangen, verlor. Alles, was ich nach Pflicht und Gewiſſen zu thun vermag, ſage ich Ihnen hiermit freudig zu, und bitte Sie nur um das Eine, was ich unumgänglich bedarf, um das vollſte Vertrauen in Hinſicht meines Charakters.“ — Die Baronin, welche das alte Zutrauen zurückkehren fühlte, welches ſie ſtets zu dem ernſten, feſten Manne gehegt, verhieß ihm, in Hinſicht der zu erwählenden Mittel, die vollkommenſte

Freiheit, und fühlte bald die wohlthuendſte Beruhigung in den Hoffnungen Reinholds.

Es waren bereits mehrere Tage vergangen, während welchen Betty an einem heftigen Fieber darnieder lag, welches als Folge der letzten Gemüthsbewegung zurückgeblieben war. Reinhold betrachtete die Kranke, von ihr unbemerkt. Ihre Phantaſieen, die erſt dunkel und verworren waren, verloren ſich zuletzt in natürliche Träume, welche ihr mit prophetiſchen Stimmen die Nähe des theuren Freundes verkündeten. Die Krankheit des Geiſtes ſchien, ſeitdem ſie mehr auf den Körper übergegangen war, ſich ſichtlich zu vermindern. Ihre Einbildungskraft war erſchöpft, und ließ nach, ſie mit ängſtlichen Vorſtellungen zu quälen.

Jetzt begann die Baronin, ſie mit der Ankunft Reinholds bekannt zu machen, und leitete mit zarter Schonung ein Wiederſehen ein, dem ſie mit Furcht und Hoffnung zugleich entgegenſah. Betty ſchien keineswegs von dieſer Nachricht überraſcht, und behauptete, Reinholds Stimme nur zu deutlich in ihren Träumen vernommen zu haben. Sie fragte nun dringend, was ſeine Ankunft beſtimmt habe, und verlangte endlich, als die Tante dieſelbe ſeinem eigenen Entſchluſſe zuſchrieb, ihn ſelbſt zu ſehen. — Als Reinhold eintrat, ſchien eine ſeltſame Scheu über ſie zu kommen. Sie wandte ihr Geſicht abwärts und vermochte ihn mit keinem

Laut zu begrüßen. Reinhold begann nun auf das theilnehmendſte nach ihrem Befinden zu fragen, und ſuchte das Mißtrauen, welches ſich anfänglich in dem an ihm ſchüchtern hinſtreifenden Blick ausſprach, mit aller Schonung und Feinheit ſeines Weſens zu beſiegen. Die Wahrheit ſeines Gefühls, als er mehrerer frohen Scenen aus der Vergangenheit gedachte, die Hochachtung, die ſich in ſeinen Worten ausſprach, ſchienen endlich jeden bangen Zweifel zu beſiegen und Betty's Herz freudiger zu beleben. Sie ging, von ihm geleitet, nun auch in die frühere Zeit zurück, und ſchien dieſe zuletzt an die Gegenwart knüpfen zu wollen, ohne die dunklen Jahre zu beachten, die dazwiſchen lagen. Von Tag zu Tage ſchien nun ihr Geiſt freier, ihre Ideen klarer zu werden. Allmälig kam auf ihre Wange die Farbe des Lebens, in ihr Auge der Ausdruck des Frohſinns zurück, ſie ſchien aus einem ſchweren Schlummer erwacht, dem Aufgang der neuen Sonne freudetrunken entgegen zu ſehen. Die Baronin, die aus Reinholds künftigen Plänen erſehen hatte, daß er keinen Gedanken hege, der ſich auf Betty's Beſitz bezöge, — fühlte ſich auf's Neue bekümmert, als ſie den Einfluß ſeines Umgangs auf Betty's Stimmung bemerkte, und äußerte bisweilen ihre Beſorgniß gegen denſelben, welche aber ſtets von der Verſicherung beruhigt wurde, Betty's

Gemüths-Frieden gänzlich herzuſtellen, — ſobald ſie ihm ferner vertrauen wollte. —

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher ſich Reinhold viel mit dem Fräulein beſchäftigt hatte, verlangte er zur Beendigung ſeiner Kur den Gebrauch eines nahegelegenen Bades. Auch Betty beſtand mit eifriger Bitte darauf, und gewann endlich die Baronin für ihren Wunſch. Beide begaben ſich nun in Reinholds Begleitung nach R. — Die günſtige Witterung, die ſchöne Lage des Ortes, das bunt durcheinander fluthende Leben, Alles dies ſchien Betty's Stimmung auf's ſichtlichſte zu erheitern. — Oft ſank ſie, den Blick voll edlem Feuer an den Buſen ihrer mütterlichen Freundin, oder preßte die treue Hand, die ſtets mit ihrer Pflege beſchäftigt war, mit Innigkeit an ihr Herz. Die muthiger aufgerichtete Geſtalt, das kräftigere Leben in Wort und Blick verkündete das Daſein einer innern Freudigkeit, eines heitern Strebens, deſſen Ziel zwar der Forſchenden noch unbekannt blieb, deſſen äußere Wirkung indeß nur wohlthuend für Betty's Zuſtand erſchien. Reinhold, der dieſe Bemerkung der Baronin theilte, freute ſich mit ihr über den Einfluß dieſes ſchönen Aufenthaltes und machte ſie nach und nach mit allen Reizen der Umgegend bekannt. — Sein Betragen gegen Betty wurde immer ehrfurchtsvoller, aufmerkſamer, — er ſchien ihre Geſellſchaft ausſchließlich zu ſuchen und hatte oft lange Unterredungen mit ihr, an welchen die Baronin, die gewöhnlich von mehreren Damen umgeben war, wenig Theil nahm, — die aber ihr Herz bisweilen mit heimlicher Neugier erfüllten.

Betty hatte bald nach ihrer Ankunft in R. die Bekanntſchaft des Fräuleins von Solmen geſucht. Sie ſchien, je mehr ſie dieſelbe kennen lernte, ihren Umgang immer lieber zu gewinnen, und ſchloß ſich bald mit der ganzen Innigkeit ihres Weſens an dieſelbe an. Der Aufmerkſamkeit der Baronin entging es nicht, daß, ſo oft Betty von Adelens Hauſe zurückkehrte, ſie auffallend ſtill und nachdenkend war. Sie glaubte bald zu entdecken, daß ſie irgend ein Geheimniß mit derſelben theilen müſſe, auch ſchien Reinhold darinnen verwickelt zu ſein, welches ſie aus der Theilnahme erſah, mit der er den Umgang der Freundinnen beobachtete.

Oft, wenn ſie Betty belauſchte, wenn ſie in ſtiller Abendſtunde, den Blick auf die blühende Landſchaft vor ihrem Fenſter gerichtet, ſtumm und ſinnig an ihrer Seite ſtand, glaubte ſie Thränen in ihren Augen zu entdecken, doch widerſprach dann bald das heitere Lächeln, welches ihre Wangen überflog, ſo bald ſie ſich bemerkt ſah, und der liebevolle Ausdruck ihrer Züge, wenn ſie von Reinhold oder Adelen ſprach. —

Einſt, als die Baronin ernſter als je über Betty's Zukunft nachdachte, flog dieſe mit einem von hoher

Freude verklärten Geſicht auf ſie zu und rief im Tone des Entzückens: „Ich habe geſiegt, meine Tante! Ich habe nun jeden Zweifel überwunden. Gott hat mich gewürdigt, den liebſten Wunſch eines Mannes zu erfüllen, den ich vor Allen hochachten gelernt. Adele von Solmen, von Reinhold ſeit Jahren geliebt, iſt jetzt ſeine verlobte Braut! Ich ſelbſt habe ihre Hand in die ſeine gelegt, ſie mußte ihm Treue geloben, bevor er die Operation unternahm!“

„Ich habe, ſo lange Reinholds Hoffnungen noch unſicher waren, abſichtlich geſchwiegen, Ihnen nicht geſagt, wie ganz er mir ſeine Freundſchaft, ſein Vertrauen geſchenkt, wie er mich vor Allen erkor, Adelen für ſeine Wünſche zu gewinnen, welche aus zu großem Zartgefühl ihr Geſchick nicht früher mit dem ſeinen verbinden wollte, als nach glücklichem Ausgang der Kur. — Ach, ſie kannte Reinholden nicht, nicht ſeine jahrelange Ergebenheit, nicht ſeine Willensfeſtigkeit, ſeine Treue. Er würde ſie auch im traurigſten Falle nicht verlaſſen haben, ſelbſt gegen ihren Willen nicht! Dies ihr vorſtellend (ach, ich war ja von der Denkungsart des edlen Mannes vollkommen unterrichtet), ihr ſeine Tugenden, ſeinen Charakter deutlich entfaltend, gelang es mir endlich, jene Rückſichten zu beſiegen, und ihren Vorſatz zu beſtimmen. — Heut hat Reinhold ihr Jawort empfangen, und Beide ſchloſſen mich als ſtille

Prieſterin ihrer Liebe ſegnend in ihren Bund.“ Die Baronin, überraſcht durch die ſchnelle Entſcheidung von Betty's Geſchick, und der ſchönen Heiterkeit mißtrauend, welche auf dem Antlitz des begeiſterten Mädchens glänzte, ließ ſich den Gang dieſer Begebenheit umſtändlicher erzählen, indem ſie dabei Betty's Gemüthsſtimmung auf's ſorglichſte beobachtete. Aber ruhig und klar entwickelte dieſe die Fäden des kleinen Romans, Reinholds treue Liebe und Adelens Verdienſte mit lebhaftem Intereſſe darſtellend. Kein leidenſchaftliches Gefühl unterbrach den ruhigen Gang ihrer Schilderungen, die Wahrheit ächter Freundſchaft ſchien überall den Pinſel zu führen, und Betty ſich ſelbſt gänzlich vergeſſen zu haben in dem Glück ihres Freundes. Gerührt ſchloß ſie die Baronin am Schluß der Erzählung an ihre Bruſt. „Du liebſt, wie es Gott wohlgefällt und wie alle Menſchen lieben ſollten,“ flüſterte ſie. „Die Theilnahme am fremden Glück belohnt aber auch reicher, als die Sorge für das eigene, und die Palme edlen Sieges erhebt ein frommes Herz oft zu ſchönerer Hoffnung als die bräutliche Myrthe!“ — Betty lächelte durch Thränen zu der Geliebten empor. „Jetzt denke ich wie Sie,“ entgegnete ſie leiſe; „aber es war eine Zeit, wo ich mich ſelbſt nicht verſtand und das Ziel unſers ſchönſten Strebens aus dem Auge verlor. Ich irrte daher auch ſo traurig und hoffnungslos umher, und wußte nicht, daß ich in der Hoffnung, die mir lockend entgegentrat, einem täuſchenden Irrlicht folgte, das mich immer tiefer in Nacht und Irrthum verſtrickte. Gott ſei gelobt, daß es nun anders iſt! O meine Tante! Reinhold hat mehr an mir gethan, als Sie zu ahnen vermögen. Krank, ſehr krank war Ihre Betty! Er gab mich mir ſelbſt und dem höhern Leben in Gott zurück!" —

Die Baronin, ſo gern ſie die Art und Weiſe gekannt hätte, durch welche Reinhold eine ſo wohlthuende Veränderung in Betty's Gemüth hervorgebracht hatte, vermied jedoch aus Schonung für dieſelbe die Fortſetzung dieſes Geſpräches. Deſto mehr aber verlangte ſie nach einer Unterredung mit Reinhold, indem ſie überzeugt war, er, dem ſie ſo große Beweiſe ihres Vertrauens gegeben, würde ihr nun auch das ſeine nicht verweigern. Mehrere Tage vergingen ſeitdem. Reinhold hatte während dieſer Zeit die gefürchtete Operation unternommen und Gott ſeine Hand mit Heil geſegnet.

Adelens Geſicht war der Preis ſeiner Geſchicklichkeit, ihr ſtummes Dankgebet der Lohn ſeines Herzens. — Das Maaß ſeines Glückes war voll. Kein trüber Blick ſtörte ihm den Genuß deſſelben. Er ſelbſt hatte ſeinen Himmel entwölkt, ſeine Roſen erzogen. —

„Ich möchte wohl fragen, wie es Ihnen gelang, ein liebendes Herz von ſeinen einmal gefaßten Hoffnungen ab und einer ſo ſichtlichen Zufriedenheit zuzuwenden,“ begann die Baronin, als ſich einſt Reinhold mit ihr allein befand. — „Ich hatte das Herz Ihrer Nichte ſtudirt, als es noch ruhig und ungeſtört vor mir lag,“ entgegnete Jener; „ich kannte ſeine Eigenſchaften wie ſeine Bedürfniſſe, und ließ mich nicht irren von der ſcheinbaren Verwirrung, in welche es die erſte Regung wärmeren Gefühles und eine ſchwärmeriſche Einbildungskraft gebracht hatte. — Jener edele, ſittliche Stolz, welcher jedem zartfühlenden Weibe eigen iſt, und dieſem vom Gefühl ausſchließlich beherrſchten Geſchlecht allein den Takt des Schicklichen lehrt und ihnen Würde verleiht, — dieſer iſt es, der ſtark und mächtig, wie die Liebe, mit dieſer vereint, ihr Gemüth beherrſchte. — Die Verletzung jedes einzelnen dieſer Kräfte zieht Schmerz und Betrübniß nach ſich, — die Verwundung beider aber iſt der Tod des Herzens. In beiden Hauptwurzeln ſeines Daſeins erkrankt, vermag es nicht länger leben, ein dumpfes, gefühlloſes Verſinken und Träumen iſt ſein Grab. — Dieſer Zuſtand, wer vermag ſeine unglücklichen Folgen zu berechnen? — Und doch ſinnen ſo Wenige auf die Rettung dieſer Geiſteserſtarrenden, indeß jedes geringe körperliche Leiden, welches gegen jenes nicht in Betracht zu kommen verdient, ſeinen Arzt, ſeine Heilungsmethode hat. Unbeachtet wanken dieſe Unglücklichen ihrem Untergange entgegen, und doch giebt es Mittel, die ſie zu retten vermögen, Mittel, die oft ſehr nahe liegen und nur von der Selbſtſucht und der herzloſen Eitelkeit überſehen werden. -- Wie oft verfolgt man mit Hohn die Opfer eines an ſich ſo hohen, nur irregeleiteten Gefühls. Wie oft beugt man die Unglücklichen noch tiefer hinab, indeß allein eine edle Erhebung der Seele ſie zu retten vermag, und oft die Belebung eines hohen Gedankens genug wäre, über die Neigung des Herzens zu ſiegen! Man traue ihnen irgend ein freies Opfer, eine edle Entſcheidung, eine treffliche Handlung zu, welche die Achtung des geliebten Gegenſtandes in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen vermag — und der Stab iſt gefunden, an dem die geſunkene Kraft ſich emporzurichten vermag. Ein weibliches Gemüth bedarf weniger den Beſitz des Geliebten zu ſeiner Zufriedenheit, als es ſeines Vertrauens, ſeiner Beachtung bedarf, — und es iſt oft nur der Schmerz gänzlichen Vergeſſenſeins, welchen es nicht zu ertragen vermag. — Dieſe Vermuthung war es, die ich in Betty's Charakter beſtätigt fand, nach welcher ich den Plan ihrer geiſtigen Heilung entwarf. — Sie liebte mich, das verrieth jenes Blatt, aber ihr Herz war edel und rein. In dem Augenblick, in welchem ſie ſich im Beſitz meines Vertrauens ſah, ſiegte der Wunſch für mein Glück über ihre Neigung; ſie erhob ſich an dem Gedanken, etwas für mich thun zu können, und gewann ſo das ſchöne Selbſtbewußtſein zurück, welches der fruchtbarſte Boden jedes Glückes iſt. — Betty's Verlangen ſich mit Adelen zu befreunden, iſt Ihnen mit dieſen Worten erklärt. Sie gewann bald alles über dieſelbe mit der ſanften Gewalt ihrer Liebe. Nun iſt ſie die Schöpferin meines Glückes geworden, — ſie hat ihre Liebe ausgeſprochen, ohne daß ihr Stolz dem Vorwurf eigennützigen oder eitlen Handelns ausgeſetzt war, — ihr Herz iſt gereinigt in den Augen der Welt und in den eigenen, — und Sie ſehen ſie zufrieden, beglückt; ein Beweis für die edle Natur des weiblichen Herzens, welches ſeiner Beſtimmung nie herrlicher entſpricht und daher nie glücklicher iſt, als wenn es ſich jeder ſelbſtſüchtigen Forderung entäußert — und die Thaten uneigennütziger Liebe vollbringt.“ —

Reinhold hatte ſich nicht geirrt. Betty kehrte, nachdem ſie die Glücklichen verbunden, geneſen, in hohem Frieden mit ſich und der Welt in ihre Heimath zurück. Die Liebe ihres Herzens war nicht geſtorben, ſie hatte ſich nur noch reiner, inniger auf ihre Umgebungen verbreitet, ſeitdem Reinholds hohe

Verehrung, ſein ſtiller Dank ſie erhoben. Sie ſehnte ſich heimlich, das, was ſie in jener Zeit düſtern Trübſinns verſchuldet, durch ſanfte Milde, durch freundliche Sorgfalt zu vergüten, und vollbrachte, von dieſem Verlangen getrieben, manche That des Wohlwollens, der Liebe. — Immer ſchöner ſchmückte ſie das Alter ihrer mütterlichen Erzieherin mit den Kränzen kindlicher Dankbarkeit, — und als ſpäter ein edles männliches Herz ihr von Neuem das Glück reiner Liebe bot, trat ſie voll ſtiller Würde und von Allen, die ſie kannten, geehrt in den Kreis ihres neuen Berufs, und ärntete als Gattin und Mutter gleich hohen Segen von der bräutlichen Myrthe, wie ihre Seele das Glück innern Friedens aus der Palme edler Selbſtüberwindung gewonnen hatte.

Cöleſtine Mandolini.

Die Blütenzeit des Mai war vorüber; der Himmel glänzte in dunklerm Azur, und verſprach eine Reihe ſchöner Tage. Hell und duftig ragten die Glatzer Gebirgsketten zur ſonnigen Höhe empor, und in den Bädern wurde es lebendig von den herbeiſtrömenden Kur-Gäſten, welche den heilbringenden Nymphen auf's Neue Gruß und Willkommen boten.

Eduard hatte ſo eben das kleine Städtchen L. erreicht und wollte ſchnell hindurchfahren, um noch vor Sonnenuntergang das ihm beſtimmte Bad zu erreichen, als ihm aus einer ſeitwärtsſtehenden Kutſche ſein Name entgegenſcholl und zwei niedliche Geſichtchen ihn freundlich winkend begrüßten. Bald erkannte er freudig die Tante aus Lindenhain, begleitet von den holden Couſinen, die, während er als ſtreitbarer Jüngling den Kampf für's Vaterland mitgefochten, die Blüte ihrer Jugend in reicherer Anmuth entfaltet hatten. In heiterer Ueberraſchung eilte er den Damen entgegen, die ſich mit ihm vereint des unverhofften Wiederſehens erfreuten.

Es wurde beſchloſſen, da das Ziel ihrer Reiſe daſſelbe war, gemeinſame Sache zu machen; Eduard wurde der Familie in voraus einverleibt, und die gütige Tante bot ihm mit mütterlicher Sorgfalt Tiſch und Pflege an. Munter rollten nun die beiden Wagen nebeneinander her, bald war das Bad erreicht, und man nahm Beſitz von dem beſtellten Logis.

Das Glück wollte, daß ſich für Eduard noch ein Stübchen in der obern Etage finden ſollte, und ſo waren denn die Wünſche Aller befriedigt.

Die Mädchen klatſchten heimlich in die Hände; ſie waren dem biederen Eduard immer gewogen geweſen, und nun da er wiederkehrte, gebräunt von den Gluten des Kampfes, leidend an der Folgen ehrenvollen Bleſſuren, ein halber Martyrer für die gute Sache, da wollte es ſie bedünken, als ſei er nunmehr viel höher geſtiegen, und das traute: „Lieber Eduard!“ wollte ſich ſtets auf den ſchüchternen Lippen zu einer achtungsvollern Begrüßung verwandeln. Doch als er ſo treuherzig unter ſie trat und mit ihnen ſprach, wie ein Bruder zu den Schweſtern, ſo waren ſie bald im alten Gleiſe und freuten ſich herzlich des guten Couſins, der gar nicht ſtolz, ſondern recht dienſtfertig war, und mit ihnen packte und räumte, ſo viel es ſein leidender Zuſtand erlaubte.

Als nun das Reich der Tante gehörig beſorgt und beſtellt war, begaben ſich die Mädchen in das luſtige Dachſtübchen, das von dem Gepäck des jungen Kriegers ein faſt militairiſches Anſehen gewonnen hatte. Alwine, die Aeltere. muſterte mit ſorglichem Blick Raum und Vorräthe, indeß die jüngere, Betty an's Fenſter trat, und ſich mit der Nachbarſchaft bekannt machte. Ein Blumengärtchen ſpendete die ſüßen Gerüche zweier blühender Nelkenbeete, und eine ſchattige Laube ſchloß ſich an die Wand des nahangränzenden Hauſes, deſſen Fenſter mit weißen Rouleaux verſehen, dem neugierigen Blick der Forſchenden wehrten. — Eine Kranke vielleicht, — dachte Betty, — das vor dem Fenſter ſtehende Tropfengläschen mitleidig betrachtend. — Vergebens harrte die Lauſchende auf das Emporrollen des Vorhanges, ſie mußte unbefriedigt hinab, — die Mutter rief zum Thee. —

Eine freundliche Mondnacht war indeß hereingebrochen, man trennte ſich heiter und Eduard begab ſich in ſeine Stube hinauf. — Das Fenſter ſtand offen, er trat heran, — den mattbeleuchteten Garten überſchauend. — Lichte Glühwürmchen zogen wie Funken durch die niedern Gebüſche, — und ſeitwärts rauſchte der nahe Strom, die einzige Stimme in dem ſtillen freundlichen Abend. — Eduard wurde recht ſtill und mild zu Sinn, die Scenen vergangner ſtürmiſcher Zeit zogen wie flüchtige Wolkenbilder an ihm vorüber, —

und ihm war wohl, daß kein Flecken den ernſten Spiegel der Vergangenheit trübte, — und daß er ruhig der Erinnerung folgen konnte, — im Bewußtſein vollbrachter Pflicht. — Das Nachtlicht war herabgebrannt — und Eduard begab ſich zur Ruhe. — Ein leiſes Schmerzen der alten Wunde ſtörte aber den Schlaf, und er wachte bis tief in die Mitternacht hinein. — Da hörte er vernehmlich das Anſchlagen ſanfter Accorde, und eine liebliche Stimme begann in langen gehaltenen Tönen ein ernſtes Lied, faſt ähnlich einem Kirchengeſange. Eduard richtete ſich empor, der Geſang kam aus dem nahen Gebäude. Er horchte, den Odem anhaltend. — Unendlich rührend klangen die Töne, die Begleitung war höchſt einfach, doch konnte er die Worte des Liedes nicht verſtehen. — Es war, als wollte in langen, ſchmerzlichen Athemzügen, ſich eine gepreßte Seele Luft machen, als wollte ſie ihr tiefſtes Lied nur der ſchweigenden Nacht anvertrauen. — Jetzt fielen die Töne einzeln wie reine Perlen, bis ſie immer leiſer, immer tiefer einzuſchlummern ſchienen, in gänzlicher Ermattung. — Eduard bemühte ſich das nahe Fenſter mit ſeinen Augen zu erreichen, aber dort herrſchte allenthalben tiefe Nacht, und keine Geſtalt war zu erreichen. — Eine ſeltſame Neugier quälte ihn und hinderte das Wieder-Einſchlafen, ſo daß er froh war, als der Tag anbrach und er in's Freie konnte. —

Noch ruhte das Haus in tiefem Schlummer, auch auf der Straße war es noch einſam und ſtill, — und der Thau perlte noch auf den Garten-Blumen, die buntfarbig aus dem nachbarlichen Zaun hindurchnickten. —

Eduard ging ſtill betrachtend die Straße entlang. Die reinlichen Gebäude, das friſche Grün der Gebüſche, die den ſeitwärts rauſchenden Strom begränzten, funkelten im Morgenlicht und gaben dem an ſich ſchon reizenden Badeort ein noch freundlicheres Anſehen.

Immer heller winkte ihm die liebliche Ferne, und er wäre wohl gefolgt, hätte das blinkende Nachbarhaus nicht ſo geheimnißvoll zu ihm geſprochen, — aber ſo mußte er faſt unbewußt immer Ohr und Blick dahin richten, vermeinend nun müſſe das Fenſter ſich öffnen und der Geſang auf's Neue beginnen. — Endlich klang ſchellend die Klingel der Hausthür; — ein hagrer, faſt armſelig gekleideter Mann ſchlüpfte behende heraus. — Auf Eduards Frage erfuhr er, es ſei dieſer ein Friſeur, der eben ſein Amt dort verrichtet habe. Ohne faſt ſelbſt zu wiſſen was er that, winkte er ihn herbei; ſeinem Wunſch ergeben, folgte der Dienſtwillige ihm hinauf in das einſame Dachſtübchen. — Nach kurzem Ueberlegen unterwarf Eduard ſeinen wildkrauſen Lockenkopf der Scheere des Haarkünſtlers. Nie hatte es in jenem ſo unruhig gebrauſt, als jetzt, wo er die ruhigſte Stellung annehmen mußte. Nun aber begann er mit ſchlauer Gewandtheit, die Zunge des Demüthigſchweigenden in Bewegung zu ſetzen, doch mußte er manchen Umweg machen, ehe er zum Ziel gelangte, — nämlich zu der ſchönen Nachbarin. — Nun aber erhob ſich jener mit bedeutendem Lächeln, nickte geheimnißvoll dabei mit dem Kopfe und begann: Ja mein lieber junger Herr, wenn Sie durchaus wollen, daß ich Ihnen davon erzähle, — ſo thäte es mir nur leid um Ihr ſchönes Haar, denn das verſchnitt ich dann gewiß! Sie, ſag' ich, haben ſchönes Haar, doch was iſt das gegen jenes der gnädigen Frau dort drüben und gegen die ſchwarzen langen Flechten der Fräulein Cöleſtine!" — „Aber wer iſt denn dieſe gnädige Frau?" fragte Eduard unter dem herabgekämmten Haar neugierig emporblikkend. — „Ei, das iſt die Frau Kammerräthin, die vor einigen Wochen hier angekommen iſt, — den Namen hab' ich auch gehört, — der klingt aber ſehr ſonderbar, und iſt mir auch entfallen, — ſie wünſcht, wie es ſcheint, mit dem Fräulein verborgen zu bleiben, — denn ſie lebt ſtill und eingezogen, — aber ich, mein Herr friſire die gnädige Herrſchaft jeden Morgen, darum weiß ich auch allein von ihr zu erzählen, mehr als alle Andre wiſſen möchten." — Hier ſchwieg der Redſelige, indem er den Kamm bedeutend auf die Lippen drückte, — als aber ſein Zuhörer noch immer horchend emporſah — entriß er nochmals das Siegel dem geſchwätzigen Munde und fuhr fort: „Ich habe ſchon manches zierliche Damenköpfchen zugeſtutzt, — aber will ich den Triumph meiner Kunſt recht erquicklich feiern, — ſo trete ich vor die ſtolzfriſirte Frau Kammerräthin, und freue mich über ſie und mich! — Schade nur um das Fräulein, daß ſie ihr köſtliches Haar, das freie Geſchenk der Natur, gar nicht zu ſchätzen verſteht. — Welch ein Meiſterſtück müßte das werden, wenn ich es nur einmal unter dieſen Kamm bekäme. Aber ſo geht das eigenſinnige Kind einmal wie allemal ſchlicht einher, und noch dazu die ſchönen Flechten, halb in dem häßlichen weißen Bund verſteckt; — die Kammerräthin meinte zwar, das müſſe ſo ſein, denn ſie leide am Kopfkrampf und müſſe ſich warm halten — aber wenn man ihr helles Auge ſieht und ihre Stimme hört — ſo muß man wohl zweifeln, daß dies eine Kranke ſei.“ —

„Unſer Cantor fragte mich letzthin ob ich ſchon die Italienerin gehört habe, auf dies Haus deutend, — er meinte Cöleſtine, und behauptet, daß wie ſie ihn zu ſich geladen hatte um ihre Harfe zu überziehen, ſie gar ein ſeltſam Deutſch zu ihm geſprochen, und dann viele italieniſche Lieder geſungen habe — was ihm gar über die Maaßen gefallen hat. — Darüber weiß ich nun nichts Beſtimmtes, mein Herr, aber wenn man ihr in's Auge ſieht, ſo muß man's glauben, denn das flammt, wie die Gluten des Südens.“ —

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Erzählenden, die Tante lud Eduard zum Frühſtück, — ungern ſah dieſer das Geſpräch geſtört — ob er gleich genug wußte, um an der ſchönen Fremden ein noch höheres Intereſſe zu nehmen. —

Der Friſeur hatte unterdeß ſein Werk beendet; Eduard überzeugte ſich lächelnd vor dem Spiegel von dem erſten Opfer, das er ſeiner Unbekannten gebracht hatte, — drückte dem Zerſtörer ſeiner Lockenpracht einen Gulden in die Hand, und begab ſich mit ihm hinab, wo der Familienkreis ſeiner wartete. — „Da haſt Du etwas Schönes angegeben!“ rief ihm Alwine zu, den Kaffee überreichend, — „wie ſiehſt Du aus, in der häßlichen Verſtellung!“ — „Wie ein Baum ohne Blätter!“ fügte klagend die kleine Betty hinzu. — Aber der Couſin bedeutete ſie, es müſſe ſo ſein, und brachte mit erzwungenem Ernſt die neckenden Mädchen endlich zum Schweigen. Die Tante hatte viel zu erzählen, er hörte angeſpannt, aber in ſeinem Innern war eine ſonderbare Zerſtreuung, die er nur mühſam verbergen konnte. — So bald er nur konnte, ging er von dannen, und auch die Uebrigen verließen das Haus, um Anſtalten zu treffen wegen der Badekur. — Betty allein war zurückgeblieben und hatte ſich mit den nädern Umgebungen des Hauſes bekannt gemacht, aus dem kleinen Hofe führte ein offenſtehendes Pförtchen in den Nachbargarten; ſie ging hinein. —

Eduard kam nach irrem Umhertreiben endlich zurück und nahm den Platz an ſeinem Fenſter wieder ein. Aber wie erſtaunte er, als er unten im Garten eine hohe, ſchlanke Jungfrauengeſtalt erblickte, und ihr zur Seite im traulichen Geſpräch die kleine Betty. Dies konnte nur Cöleſtine ſein, ſo hatte man ſie ihm beſchrieben, das waren die ſchönen, ſeidnen Flechten, halb bedeckt von einem weißen künſtlich verſchlungenen Bunde, der dem ſchönen, bleichen Oval ihres Geſichts ein faſt orientaliſches Anſehen gab. — Beide ſchienen ſo mit ſich beſchäftigt, daß Eduard ſie betrachten konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Cöleſtine hatte ſich auf einen kleinen Raſenſitz niedergelaſſen und ſchien in ſtillem Sinnen den Worten Betty's zuzuhören, die auffallend lebhaft ſprach. — Eduard horchte angeſtrengt, was konnte Betty der Fremden zu ſagen haben, und woher kam ihr der Muth, ſich ihr ſo dreiſt zu nahen? — Mühſam verſtand er einige Worte, es war von einem Bilde die Rede, Betty ſprach begeiſtert, indeß die Fremde wehmüthig das dunkle Auge erhob und wie verneinend den Kopf ſchüttelte. Jetzt ſtand ſie auf. Cöleſtine mußte nach Betty's Wohnung gefragt haben, — denn die Kleine wies gerade auf Eduards

Fenſter. Ueberraſcht trat dieſer einen Schritt zurück, ſich unwillkürlich verneigend. — Die Fremde ſchien ihn bemerkt zu haben, denn ſie bog einen Seitengang ein, — küßte das ſchmeichelnde Kind, und eilte in's Haus zurück. — Eduard ſchloß langſam das Fenſter, er mußte ſich geſtehen, nie hatte ihn eine Erſcheinung ſeltſamer bewegt, als dieſe der hohen Unbekannten. Bei Tiſche hätte er wohl gern der kleinen Betty etwas von der heimlichen Unterredung mit der ſchönen Nachbarin entlockt, aber dieſe faltete die kleinen Hände andächtig über der Bruſt, und ſagte, — das iſt ja die fromme Heilige, die ich lange kenne, aus dem Bilde beim Großvater, — ſie muß auch Cäcilie heißen, ob ſie gleich ſagte, nicht Cäcilie, ſondern Cöleſtine. — Ich habe ſie dort im Garten gefunden, und es war mir auch gleich, als müßte ich vor ihr niederknieen; aber ſie duldete es nicht, und nahm mich empor und nannte mich ihre kleine Betty, und ſagte mir, ich möchte nur immer kommen, wenn ſie allein wäre."

Die Mutter ſchalt die Kleine wegen ihrer Dreiſtigkeit, aber das unbefangene Kind blickte fragend ringsumher, und als ſie Eduards freundlich winkenden Augen begegnete, meinte ſie, das könnte ja doch kein großer Fehler ſein, der Couſin ſei ja gar nicht böſe darüber. — Ein Beſuch des Badearztes ſollte indeß die Theilnahme noch mehr erhöhen, die Alle bereits anfingen für die ſchöne Nachbarin zu hegen. Er erzählte von mehreren Patienten und fuhr dann auf das angrenzende Haus deutend fort: „Da hab' ich auch eine gar ſeltſame Kranke, die mir wahrhaft am Herzen liegt, — um ſo mehr, da ich ihren Zuſtand nur halb zu kennen glaube. — Es iſt die Pflegetochter der Kammerräthin S. Man ſagt, ihre Mutter ſei eine Deutſche, ihr Vater ein italieniſcher Sänger geweſen, der ſie auch ganz für die Muſik erzogen hat. Nun ſoll das arme Kind nach dem Ableben ihres Vaters ihre in großer Dürftigkeit zurückgelaſſene Mutter nur durch ihr Talent ernährt haben; — ihrer ausgezeichneten Stimme wegen mag es ihr nie an Aufforderung und Gelegenheit gefehlt haben, öffentlich aufzutreten, — und ſie muß viel geſungen haben, — was ihr nun auch der erſte Nagel zum Sarge wird.“ — Eduard ſchrak unwillkürlich zuſammen, er dachte an das bleiche, faſt verklärte Geſicht und fragte: „So muß ſie denn wirklich ſterben?“ — „Sie muß, wenn ſie ſo fortfährt zu leben,“ erwiderte der Arzt. „Ihr Bruſtübel vermehrt ſich von Tag zu Tag, und doch nimmt ſie nur gezwungen die Arzenei; ſie verſpricht ſich allein Geneſung von dem wärmeren Monat, dem Juli, auf den ſie überhaupt ganz beſondere Hoffnungen zu ſetzen ſcheint! — Das Singen hab' ich ihr längſt verboten, aber da lächelte ſie nur dabei und ſagte: Was wollen

Sie doch machen, wenn ich nun einmal ſingen muß? — Am Tage, verſicherte mir die Kammerräthin, halte ſie ſtreng auf Gehorſam, aber ſie ſingt doch, ich weiß es ganz gewiß, ſie ſingt, und wenn es in der Nacht iſt, — und das wird ihr Tod werden.“ — Dieſe letzten, etwas ſtreng ausgeſprochnen Worte klangen in Eduards Seele wie eine dunkle Prophezeihung, — die Töne der vergangenen Nacht klangen lebhaft in ſeiner Erinnerung nach, — es ſchien ihm ihr Schwanengeſang, und er dachte ſich die mildlächelnde Jungfrau ſchon als eine Bürgerin des Himmels. Der Hofrath empfahl ſich, und Eduard, dem es um's Herz recht bang und beklommen war, nahm Hut und Stock, und eilte in's Freie. Sein Weg führte ihn hinaus, in die von Abendlicht geſchmückte Flur. Ein ſchlanker Tannenwald lud ihn in ſeine Schatten. Sanft ſchlang ſich der Pfad durch die grüne Nacht, geſchwätzige Quellen ſprangen rechts und links aus dem üppigen Mooſe hervor und rieſelten durch die ſchweigende Waldgegend. Eduard hatte ſich niedergelaſſen, nah an einem klaren Bächlein, wo ein gar ſtilles trauliches Plätzchen war. — Eine Nachtigall begann dicht neben ihm ihren ſchmetternden Schlag. — — „Sonderbar,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, — „daß mich doch nun Alles an Sie erinnern muß, an die, die mir bis jetzt noch ſo fremd, und dennoch ſo ſeltſam vertraut iſt! — Und was iſt es denn auch mehr, als eine vorübereilende Erſcheinung, die vielleicht keine Spur zurückläßt, der Welle gleich, die von der folgenden verdrängt wird!" — Ein Geräuſch ſtörte ihn, zwei wohlgekleidete Damen gingen nah an dem Gebüſch vorüber, wo er ſaß, — ſie waren in tiefem Geſpräch, und ſo geſchah es, daß der ſpielende Weſt den Schleier der Einen entführte, ohne daß ſie es gewahrte. — Eduard aber bemerkte es, und eilte der Vorübergehenden nach, ihr ſeine Beute zurückzugeben. —

Die Eigenthümerin dankte ihm mit einer ſehr wohlklingenden Stimme und wußte ihn ſo geſchickt in's Geſpräch zu ziehen, daß er nicht gut umhin konnte, ſich als Begleiter den Damen anzuſchließen. Die heitern, lebendigen Augen der Fremden blickten ihn ſo ermuthigend an, daß er geſprächiger wurde, und aus ſeinem düſtern Nachdenken allmälig in eine recht frohe Laune überging. Sie ſprach ſo mild, ſie wußte ſo theilnehmend ſich von Eduards Schickſal zu unterrichten, daß dieſem war, als ſpräche er vertrauend zu einer lieben, längſtgekannten Freundin. — Der Weg ſchien allen ſehr kurz geworden, als man ſich zum Abſchied verneigte. — „Sie wohnen?" fragte Eduard geſpannt. „Hier!" antwortete die Dame im Schleier, auf Cöleſtinen's Wohnhaus deutend, — „wir ſind, wie ich vermuthe, recht nahe Nachbarn, und ſo hoffe ich, uns Ihrer Geſellſchaft wohl öfter erfreuen zu dürfen! —

Das iſt die Kammerräthin, dachte Eduard bei ſich, — indem die Damen verſchwanden, und eine heimliche Freude uber die angeknüpfte Bekanntſchaft verſetzte ihn für den ganzen übrigen Abend, in eine heitere Stimmung.

Auf ähnliche Weiſe ſollte auch die Tante mit ihrer Nachbarin bekannt und befreundet werden, ſie fanden ſich im Baſſin, am Brunnen auf der Promenade, und wie auch die Kammerräthin in Hinſicht deſſen, was ſie und Cöleſtinen betraf, auffallend verſchloſſen war, — ſo gewährte demohngeachtet ihr heitrer Geiſt eine ſo angenehme Unterhaltung, daß Jedermann ſich von ihr angezogen fühlte.

Cöleſtine aber war von jedem öffentlichen Zuſammenkommen gänzlich ausgeſchloſſen, ſie blieb in dem ſtillen Bezirk ihres Hauſes, ihres Gartens; doch wie ſie auch verborgen lebte, ſo hatte Alwine, angezogen von dem ſtillen, düſtern Weſen der hohen Jungfrau, doch Gelegenheit gefunden ſich ihr zu nahen, und es entſpann ſich unter ihnen ein ſtilles trauliches Verhältniß. — Eduard hatte ſich indeß mehr mit dem Außenleben befreundet, der wohlthätige Einfluß des Bades äußerte ſich in ſeinem ganzen Weſen auf eine entſchiedene Weiſe; — und wie ihn ſein kränklicher Zuſtand zuvor oft zur Einſamkeit zog und ſeinem Sinnen und Denken einen Anſtrich von Schwermuth und ſtiller Schwärmerei gab, — ſo erwachte jetzt mit neuer Lebenskraft ſein jugendlicher Muth, ſein voriger Frohſinn, und er ſchloß ſich an den Kreis der Geſellſchaft an, mit der alten Empfänglichkeit für jede heitre Freude. — Ueberall ward er willkommen geheißen, auch die Damen ließen es dem ſittig gebildeten Jüngling nicht an zarter Aufmunterung fehlen, vor allen aber ſchien die Kammerräthin ihm ausſchließlich den Vorzug zu geben, und er wurde bald ihr ſteter Begleiter, und das um ſo lieber, da er immer noch die ſtille Hoffnung nährte, durch ſie mit dem holden Weſen bekannter zu werden, das ihn ſo wunderbar angezogen und gerührt hatte. —

Aber die Kammerräthin erwähnte Cöleſtinens nur höchſt ſelten, und geſchah dies, ſo galt es nur ihrem Talent. Von ihrem frühern Leben erfuhr Eduard nur wenig, doch beſtätigte ſich die kindliche Aufopferung Cöleſtinen's für ihre damals in Armuth lebende Mutter, und dies lieh, in ſeinen Augen, dem bleichen Antlitz des Mädchens einen Heiligenſchein, der es hervorhob vor allen den glänzenden Damen des Badezirkels. —

Alwine, die zuerſt gern der Mutter gefolgt war, auf den Promenaden oder zu der rauſchenden Geſellſchaft des Saales, fing nun an, ſich täglich mehr zur Stille hinzuneigen, je öfter ſie Cöleſtinen's Geſellſchaft genoß. — Sie ſaß mit ihr im Garten, ſie las, ſie arbeitete mit ihr, und oft betrachtete ſie Eduard verſtohlen von ſeinem Fenſter aus, wenn Alwine traulich zu Cöleſtinen's Füßen ſaß, indem ſich dieſe mit Malen zu beſchäftigen ſchien. Gern hätte er recht viel durch Alwinen erfahren, von der ſtillen ſinnigen Jungfrau; aber dieſe hatte die Freundſchaft verſchwiegen gemacht, — ſie bewahrte die Seele der Freundin im tiefſten Herzen, ohne ſie durch Worte zu verrathen. —

Betty hingegen, die kleine Liſtige, die ſich oft und gern mit dem muntern Vetter beſchäftigte, hatte dieſem bald abgemerkt, wie gern er ihr zuhörte, wenn ſie von der blaſſen ſchönen Freundin ſprach. Sie ſann ſchon lange im Geheim, wie ſie ihm einmal eine recht große Freude machen könnte, und ſchlich oft lauſchend um die beiden Mädchen, um etwas heimlich von Cöleſtinen zu erbeuten. — Eines Morgens trat ſie ſchüchtern und haſtig in Eduards Stube, und flüſterte: — „Da will ich Dir etwas zeigen, Couſin, aber Du giebſt es mir bald wieder zurück, — ich hab' es von Cöleſtinen's Tiſch herunter genommen, weil ſie mit der Näthin geſchwind ausgehen mußte, — aber ſie kommt bald wieder, daher eile, ſie hat es ſelbſt gemalt!" — Eduard faßte ſchnell danach, es war eine Brieftaſche.

Als er ſie auseinander ſchlug fiel ihm ein ſchöner Johanniskopf in die Augen, er war auf Elfenbein gemalt, und von der zarteſten Ausführung. — In den milden Blicken lag ein tiefer Ausdruck himmliſcher Liebe, — er mußte ſich geſtehen, ſelten etwas Lieblicheres geſehen zu haben! Er ſuchte weiter, doch fand er nichts als einige Skizzen deſſelben Gemäldes, und eilte das fremde Gut wieder in die Hände der harrenden Betty zu geben. — Als ſie fort war, bemerkte er ein Blatt am Boden, was wahrſcheinlich der Brieftaſche entfallen war. — Es war vielleicht die Handſchrift Cöleſtinen's, — eine unüberwindliche Neugier ließ ihn alle zarteren Rückſichten vergeſſen, — er ſchlug das Blatt auseinander und las:

„Daß der Menſch doch immer klagen muß über den Wechſel des Glücks! — Iſt nicht Alles hienieden auf Augenblicke berechnet? — und kreiſt nicht das Rad des Lebens in ewigem Wechſel um ſich herum, nehmend und gebend, wiederbringend und wiederentrückend! — O des bedaurungswürdigen Thoren, der ein Gebilde dieſes wandelnden Triebwerks ſein nennen will auf ewig! — Ewig, — o es ſchmeichelt dem armen Menſchen, etwas zu denken, etwas zu wollen, was über die Zeit hinaus, hinaus über ſein Leben, wohl hinaus über alle ſeine Begriffe iſt; — aber das iſt ja eben das Leiden des Erdgebornen, daß er bei jeder Freude auf ein Schöneraufblühen, Weiterfortdauern rechnet, und nicht die Stundenuhr in der Hand des Schickſals ſieht, die ſchon langſam ihre letzten Sandkörner darüber hinſtreut, wenn das glückliche Herz noch hofft und träumt und die Knoſpe ſeiner Freude ſchon in der fernen Zukunft zur Roſe entfalten ſieht, indeß die falben Blätter ſchon welkend zur Erde fallen.“

„Du meineſt, weil etwas in Dir lebt, das unverſiegbar, wie ein ewiger Quell, ewig geben kann und will, Du hätteſt damals wieder das Ewige aufgefunden, das gleiche Gabe Dir eintauſche? — O glaube es nimmer! Deutet nicht Alles auf Vergänglichkeit, was Dir begegnet auf Erden? Der Frühling, das Leben, das Glück, das Talent? — und trägt nicht dieſen traurigen Charakter auch das Herz? — Kann es dafür, wenn es mit ſeinem Frühling, ſeinen Blüten tauſcht, wenn es giebt und nimmt, gewährt und entzieht, und dem Wechſel unterthan iſt, wie die Natur? — O weine nur, Du armer Menſch, daß der göttliche Funke ſo eng verbunden ward dem irdiſchen Stoff, und Dein Genius umſonſt die Flügel hebt nach der himmliſchen Freiheit: — das Schattenſpiel des Lebens iſt lang und ermattend für den weiterſtrebenden Geiſt, denn die Sehnſucht nach dem Unendlichen reiſt ihn ſchon früh über die Zeit hinaus! — Ruhig und duldend und immer liebend hält er ſtill bei den wechſelnden Scenen des Lebens, aber ſein Troſt wird die Hoffnung himmliſcher Geneſung, — und ſein Verlangen der ſtille Genius, der ihn hoch über allen Schmerz emporträgt, — und ihn der ewigen Harmonie vermählt!" —

Schmerzlich faltete er das Papier zuſammen, — es war alſo nicht nur körperliches Leid, das dieſe Wangen gebleicht hatte, — es war der Gram eines zarten, vielleicht verkannten, zerſtörten Gemüthes! — Er ging unruhig auf und ab, er fühlte wohl, es ſei nicht recht, ſo unberufen in das Geheimniß eines ſtillen Herzens gedrungen zu ſein, — gern hätte er das Blatt zurückgegeben, es war zu ſpät, Betty war längſt fort, die Brieftaſche vielleicht ſchon in Cöleſtinens Händen! — Unzufrieden mit ſich ſelbſt, und doch voll heimlicher Freude ein ſolches Andenken zu beſitzen, legte er das Blatt in ſeine Schreibtafel. —

Ein Auftrag der Tante führte ihn nach einiger Zeit in das Haus der Kammerräthin, es war das erſte Mal, daß er deren Schwelle betrat. —

Er ſtieg mit ſonderbaren Gefühlen die Treppe hinauf, — die Thür eines Seitenzimmers ſtand offen, er trat hinein. — Da ſaß Cöleſtine, über ihre Arbeit gebeugt, dicht vor ihm am Tiſch. Sie hatte den Rücken gegen die Thür gewandt, ihr langes, ſchwarzes Haar floß ungekünſtelt über Hals und Nacken hinab, — und ſeine dunklen Ringe beſchatteten das Blatt, was ſie vor ſich hielt. Sie bemerkte den Hereingetretenen nicht, er wagte ſich näher, — es war derſelbe Johanniskopf von geſtern, über dem ſie in ſtillem Nachdenken hingebeugt ſaß, verſunken ſchien. — Die nichts um ſich beachtende Ruhe der Jungfrau machte ihn verlegen, — er ſtammelte endlich eine Entſchuldigung hervor, und zuſammenſchreckend wandte jetzt Cöleſtine die großen dunkelglühenden Augen nach ihm hin. — Sie verbarg in Haſt das Gemälde, und eilte nach der Frage Eduards, ob die Frau Kammerräthin zu Hauſe ſei, in die Nebenſtube, ihn zu melden. — Als ſie wiederkam, bat ſie ihn, einen Augenblick zu verweilen, die Kammerräthin werde ſogleich erſcheinen.

Eduard verſuchte ein Geſpräch einzuleiten, und lobte die Wahl ihrer Beſchäftigung. — „Sie malten dort über einem, mir däucht, ſchon vollendeten Gemälde,“ fuhr er fort, indem Cöleſtine mit dem Papier ſpielte und das Bild endlich hervorzog. —

„Vollendet?“ fragte ſie ſehr ernſt zu ihm emporblickend. „Nun, ſo ſagen Sie, was halten Sie davon?“ — „Daß der Geiſt des Glaubens und der Liebe gar erbaulich darüber ausgegoſſen iſt, — und daß es dieſe Sprache wohl zu Jedem ſprechen muß, dem es die holde Künſtlerin darreicht!“ — „So meinen Sie ernſtlich?“ frug Cöleſtine kalt und ſchneidend: „Ich glaubte es auch — aber, das iſt ſchon lange her — jetzt weiß ich —“ Die Kammerräthin unterbrach die Sprechende, ſchnell raffte dieſe Papier und Malereien zuſammen und eilte in das Nebenzimmer. Ein verlegner Blick von der Hereingetretenen ſchien Eduard zu fragen, ob er mit Cöleſtinen geſprochen habe. „Sie iſt eine Kranke,“ begann ſie entſchuldigend, „und ihr Uebel ſcheint leider noch zu wachſen, ſeitdem ihr der Arzt ihre letzte Freude verbot, den Geſang!“ Eduard richtete ſeinen Auftrag aus und empfing von ihr eine Einladung auf morgen, wo ſie Beſuch erwartete, — an dem ſie die Seinigen Theil zu nehmen bat. Die Kammerräthin war heut ungemein geſprächig, doch hörte Eduard nur einzelne Worte, ſein Inneres war tief erſchüttert, er konnte nur mühſam ſeine Stimmung verborgen! Seine Antworten waren kurz und abgebrochen, und er empfahl ſich bald. — Als er zu Hauſe war, nahm er noch ein Mal das Blatt, es war, als trete heut jeder Buchſtabe lebendiger ins Leben, als faßte er nun ganz der Worte ernſte Bedeutung. — Er ſah die hohe, ſtolze Geſtalt, gefaßt von der Hand des Schickſals und darniedergebeugt, wie eine im Sturm geknickte Lilie, und ihr Schmerz wurde der ſeine, und ein feindliches Gefühl wandelte ihn an gegen das Schickſal, daß es ſo viel Güte und Liebreiz ſo hart zerſtören konnte, und hinunterziehe in den Abgrund des Leidens. Ihm gefiel es heut nirgend, er kehrte in ſeine Einſamkeit zurück, und verlangte nach dem morgenden Tag, denn er wollte ſie noch einmal ſehen und ſprechen. —

Endlich erſchien die gewünſchte Stunde, er trat in Geſellſchaft der Uebrigen in die bereits verſammelte Geſellſchaft. Sein Blick durchflog nach flüchtiger Begrüßung die Reihe der Gäſte, endlich gewahrte er ſie, die er ſuchte. Sie ſaß mit einem ältlichen Herrn entfernt von den Uebrigen in tiefem Geſpräch. Eduard verweilte mit Verwunderung auf Coleſtinens Geſtalt, das war die geſtrige Kranke nicht. Ihr Geſicht war von dem Feuer der Rede geröthet, ihre großen herrlichen Augen glänzten vor Freude, dabei tönte ihre Stimme, ſie ſprach mit dem Fremden italieniſch, ſo wohlklingend, daß Eduard nicht umhin konnte, ſein Ohr nur dieſen lieblichen Tönen zu leihen. Sie mußte mit dem Fremden bekannt ſein, ſie ſprachen von einer gemeinſam durchlebten Vergangenheit, Cöleſtine ſchien von der Macht der Erinnerung zum neuen Leben erweckt; doch ſchien dies Eduarden nur ein fieberhaftes Aufglimmen, ſie zitterte, von der Gewalt ihres Gefühls gefaßt, und hielt ſich leiſe an die Lehne ihres Stuhles, um nicht zu wanken. — Jetzt bemerkte Cöleſtine Alwinen, die ihr ſchon längſt genaht war, und ſie herzlich begrüßend, begab ſie ſich nun mit dieſer in die Reihe der übrigen Damen. Eduard nahm indeß ihren Platz bei dem Fremden ein, der, noch begeiſtert von Cöleſtinens Nähe, nur Worte hatte von ihr zu reden. „Ich bin ſehr glücklich,“ begann er, „daß mich der Zufall noch einmal in die Nähe der holden Mandolini führte, — ich war ihr Lehrer in der Kunſt des Malens, und kenne ſie von zarter Jugend an. Nach dem Tode ihres Vaters ging die Mutter mit ihr nach Deutſchland, wo die zarte Pflanze des Südens nicht gedeihen konnte, wie ich es auch leider beſtätiget finde.“ —

„Wir verloren ſie ungern; ihr ſüßer Geſang, ihr holdes Weſen hatte ſie uns Allen theuer gemacht. — Auch ihr fiel das Scheiden ſchwer von ihrem Vaterlande, doch trennte ſie muthig manches theure Band, aus Liebe zu ihrer Mutter, deren einzige Stütze ſie war. — Ein vornehmer Mailänder, der mit ihr gleichen Unterricht genoß, verſchwand kurz nach ihrer Abreiſe, man ſagt, er habe ſie geliebt und ſei, da der Vater ſeinen Wünſchen entgegen geweſen, ihr gefolgt; doch hat keiner je wieder etwas von ihm erfahren. — Er war gut und edel, und ich glaube, daß ſein Verluſt die ſchmerzlichſte Wunde iſt, die das Schickſal Cöleſtinens weichem Herzen ſchlug.“

„Sie ſah ihn alſo nicht wieder?“ fragte Eduard. — „Sie iſt ihm nie wieder begegnet,“ erwiderte der Maler, „und hat auch keine Nachricht von ihm erhalten. Sein Name iſt gänzlich verſchollen, und auch des unglücklichen Vaters Bemühen, ihn wieder aufzufinden, blieb vergebens. Cöleſtinens Schmerz um den verlornen Freund wurde durch den Tod ihrer Mutter, der kurz darauf erfolgte, auf den höchſten Grad geſteigert; ſie erkrankte an den Folgen früherer Anſtrengung, und ihr Leben iſt ſeitdem eine Reihe von Leiden.“

Eduard hörte mit Rührung des Fremden Rede an, ihm that es wohl, mit Jemandem über Cöleſtinen ſprechen zu können. Ueberdies fand er in des Malers Unterhaltung ſo viel Genuß, daß er erſt an die übrige Geſellſchaft erinnert wurde, als die Kammerräthin ſich in dem Kreiſe ihrer Gäſte erhob und Cöleſtinen winkte, ihre Harfe zu bringen. Mehrere der Damen hatten ſie zu hören gewünſcht — und aller Blicke richteten ſich bittend nach Cöleſtinen. Sie ſtand eine Weile zögernd, doch als der Fremde nun auch ſein Auge auf ſie richtete, eilte ſie ſchnell, das Inſtrument zu holen. — Eduard reichte ihr einen Stuhl und ſtand nun, in ihren Anblick verſunken, ſchweigend ihr gegenüber. — Nach einigen ernſten Accorden begann ſie ihr wonniges Spiel, daß Jeder entzückt der holden Meiſterin horchte. Sie ſaß, den Kopf etwas zurückgebogen, die Augen begeiſtert erhoben, als ſähe ſie dort oben bekannte, liebe Bilder vorüberziehen, die ihre Töne der Vergangenheit zu entlocken ſchienen. Jetzt bewegten ſich die zartgefalteten Lippen, und Töne, rein und hell, wie feiernde Glockenklänge entſtrömten dem vollen Herzen der entzückten Sängerin.

Die Kammerräthin, des Arztes Verbot eingedenk, wollte winken, doch blieb ſie wie von Zauber gefeſſelt auf ihrem Platz, nicht vermögend die feierliche Stille des Kreiſes zu unterbrechen. —

Langſam und gehalten zogen die Töne empor wie ein Hymnus der tiefſten, ſeligſten Andacht, — dann ward die Begleitung ſtärker und voller, die Stimme matter, bis die Töne allmälig in leiſen, klagenden Worten erſtarben. — Der Text des Liedes war italieniſch, dieſer, wie auch die Melodie ſchien nur die Eingebung des Augenblicks zu ſein, — und es war nur der ſeltne Zauber der Stimme, der jene ſo erhob. — Jetzt richtete ſich Cöleſtine wie aus einem ſüßen Traum erwachend empor, und nach einigen kurzen Uebergängen begann ſie Goethe's treffliches Lied: Kennſt Du das Land? — mit den ſchmerzlich ſehnſüchtigen Tönen ihrer Bruſt. — Eduard ſtand vor ihr in geringer Entfernung, ihr Auge, obgleich auf dieſe Stelle gerichtet, ſchien nichts zu ſehen, von nichts geſtört zu werden, es ſtarrte unbeweglich auf einen Punkt, doch konnte er ſeine Blicke nicht von dem theuren Bilde abwenden.

Das Lied ſchien tief aus ihrer Seele zu quellen. — Die Worte: Dahin, dahin ꝛc. tönten wie ein heiß Gebet, mit jedem Male inniger und dringender, bis die Stimme bei der letzten Strophe des Liedes zu einer ſchwindelnden Höhe ſtieg, — bald fiel, bald wieder heranſchwoll, bis der Ton endlich langſam verklang, die Hände ermattend herabglitten und das Geſicht der Sängerin immer bleicher und bleicher wurde. — Die Augen ſahen noch immer auf denſelben Punkt, doch lag etwas ſtarres, todtenähnliches in ihnen, daß Eduard zuſammenſchrak und unwillkürlich an des Arztes Worte dachte. — Die Kammerräthin ſprang auf, — Alwine folgte ihr unruhig bewegt. — Sie verſuchten es, Cöleſtine zu bewegen, daß ſie aufſtehe und ſich entferne; ſie vermochten es nicht, aber ein krampfhaftes Zucken der Hand überzeugte ſie, daß ſie verſtanden worden waren. „Mein Gott, die alte Starrſucht,“ — klagte die Kammerräthin, — und die Harfe leiſe an den Boden lehnend, bat ſie Alwinen, ſo lange bei der Kranken zu bleiben, bis ſie die Geſellſchaft entfernt habe. — Alles wurde unruhig, man begab ſich in das Nebenzimmer, — nur Eduard ſtand noch vor der theuren Geſtalt, die, das ſchöne Haupt zurückgebogen, mit großen, ſtummen Augen noch den Himmel zu ſuchen ſchien.

Der Anſtand gebot ihm endlich, den Uebrigen zu folgen. — Alles ſprach von dem Unfall, bald theilnehmend, bald verwundert; die Kammerräthin aber beruhigte mit der Verſicherung, dieſer Zufall ſei gar nichts Neues bei der Kranken, der Geſang und die damit verbundene Gemüthsbewegung habe das alte Uebel geweckt; doch ſei es wie immer gewiß bald vorübergehend. — Alwine kehrte nach einer Weile zurück, der Krampf hatte Cöleſtinen verlaſſen, doch war ſie, da ſie ſich angegriffen fühlte, zu Bett gebracht worden. Die Stimmung der Geſellſchaft blieb geſtört, mann trennte ſich früh. — Der Fremde drückte beim Abſchied Eduards Hand und ſagte: „Ich reiſe morgen ab, ſagen Sie gelegentlich Cöleſtinen Dank, daß ſie unſer Vaterland nicht vergaß!“ —

Eine frühere Einladung nöthigte Eduard den Abend bei einem ſeiner Freunde zuzubringen, daher kam er erſt ſpät nach Hauſe, und begab ſich, da die Uebrigen ſchon zur Ruhe waren, in ſeine Stube hinauf. — Im Hauſe gegenüber waren die Fenſter noch alle hell, — er ſah deutlich durch die weißen Rouleaux flüchtige Geſtalten gehen und kommen, auch bedeutete ihn das öftere Klingen der Hausthür, — es ſei dort etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Er dachte an Cöleſtinens kränklichen

Zuſtand, und ahnete eine plötzliche Verſchlimmerung deſſelben, — er mußte hinaus, es war ihm, als könne ihm nur dort unten beſſer werden. Die Glocke ſchlug die elfte Stunde, auf der Straße war es ſtill, nur in dem Hauſe der Kammerräthin ſchollen noch Stimmen, Thüren gingen, und Alles war in ſichtlicher Bewegung. —

Eduards ſpähende Blicke bemerkten den Schatten eines Mannes am Fenſter; das konnte der Arzt ſein. Eben kam ein Bediente der Kammerräthin mit ſchnellen Schritten die Straße herauf, er trug Wein, und wollte ins Haus. — „Stirbt ſie?" rief Eduard, ihn krampfhaft beim Arm faſſend. — „Wer denn?" entgegnete der Erſchrockne und ſah ihn mit dummen Augen an. — „Ei, das Fräulein!" — Da lachte der Bediente laut auf und ſprach: „Das käme ſehr ungelegen, eben iſt der Bräutigam gekommen!" — Eduard ſtarrte dem Davoneilenden nach und rieb ſich die Stirn, als wolle er wiſſen, ob er träume oder nicht! — Bräutigam, das Wort klang ihm ſo unnatürlich, ſo verhaßt, daß er ſich an dem Bedienten hätte vergreifen können, wäre er ihm noch einmal begegnet. — „Nein!" rief er endlich, fieberhaft erhitzt, — „das iſt nichts anders als eine Poſſe, ein Nachtgeſicht, — ich habe getrunken, — der Kopf iſt mir heiß, wer weiß, was ich verſtanden habe!" — Er ging mit großen Schritten auf und ab, endlich mahnte ihn die Mitternacht, es ſei nun wohl Zeit, dem Nachtwandeln ein Ende zu machen. — Bald lag er in den Armen des Schlafes, — doch hörte auch hier ſeine Phantaſie nicht auf ihn mit wirren Bildern zu necken. — Cöleſtinens Geſtalt miſchte ſich fortwährend in ſeine Träume, bald ſah er ſie weiß verſchleiert, bald grün bekränzt, aber immer todtenbleich, wie er ſie zuletzt geſehen hatte. Endlich weckte ihn der Schall eines Poſthorns und das Raſſeln eines ſchwer bepackten Wagens aus ſeinem Schlummer. — Der Morgen blickte hell durchs Fenſter, er ſtand auf. — Die Begebenheiten des geſtrigen Tages hatten ihre grellen Farben verloren, das heitre Tageslicht ſtrahlte ihm ſo freundlich entgegen, daß er nicht umhin konnte, über ſich ſelbſt zu lächeln, daß er den Unbilden ſeiner geſchäftigen Einbildungskraft glauben konnte.

Es liegt oft in den Morgenſtunden eine ſeltſam beruhigende Kraft; iſt es die Stärkung des Schlafs, die das Auf- und Niederwogen einer erhitzten Phantaſie ebnet und mäßiget, oder iſt es das Erwachen des Lichtes ſelbſt, das dieſe Gewalt über die nüchtern werdenden Sinne übt, — indem es jedem Gegenſtand ſeine wahre Geſtalt, ſeine natürliche Farbe giebt, — man gehört der Wirklichkeit wieder an, und vergißt die fabelhaften Bilder dunkler Stunden, als ein Mährchen, das, ohne Zuſammenhang mit dem Leben, keinen Glauben verdient. —

Der Himmel war ſeit lange nicht ſo wolkenlos geweſen: erquickend wehte die Morgenluft hernieder, und Alles blühte und grünte in voller Pracht. —

Man hatte beſchloſſen das Frühſtück im Freien zu nehmen. Alwine hatte bald den reinlichen Tiſch beſorgt, — man ſetzte ſich traulich zuſammen, und das Geſpräch lenkte bald theilnehmend zu der lieben kranken Coleſtine hin! Alwinens Innigkeit, mit der ſie ſtets der Freundin gedachte, that Eduards theilnehmendem Herzen ſehr wohl, — doch ehrte er ſtets das Stillſchweigen, welches ſie über deren früheres Schickſal zu beobachten ſchien.

Als ſie ſo gemeinſchaftlich der Fremden gedachten, tönte die Klingel des Nachbarhauſes, alle wandten ſich unwillkürlich hin; es war der Friſeur, der mit ſchnellen Schritten heraustrat und vorüber eilte. — „Wie geht es bei der Frau Kammerräthin?“ rief Alwine dem Flüchtigen zu. — „Sind abgereiſt,“ entgegnete der Gefragte, und näher tretend ſetzte er geheimnißvoll hinzu: „Man ſagt, ein vornehmer Offizier habe ſie abgeholt, ſie ſind ſchon früh aufgebrochen, aber Niemand weiß wohin!“ Die erſtaunte Geſellſchaft hätte gern noch mehr gewußt, — aber er zuckte bedauernd die Achſeln, und ſpielte mit dem für ihn zurückgelaſſenen

Goldſtück, der verehrten Gönnerin mit reicher Liebe gedenkend. —

Niemand erfuhr etwas Näheres von der Begebenheit. Eduard dachte des geſtrigen unruhigen Treibens, und die Worte des Bedienten traten in greller Deutlichkeit hervor. Alwine aber, der er Alles mittheilte, ſchüttelte den Kopf und ſagte beſtimmt und ernſt: „Das iſt ein Irrthum! Cöleſtine, fürcht' ich, hat ſich dem Tode geweiht, und ihr Hoffen umfaßt ſeit Jahren keinen irdiſchen Gegenſtand! — Glaub' mir das, lieber Eduard!" fügte ſie ſanfter hinzu, „ſie kann gewiß nicht anders, — ihr ganzes Weſen iſt eine ſo reine Harmonie, ſo ganz in ſich abgeſchloſſen, daß jedes fremde Hinzutreten nur Mißklang hineinbringen könnte! — Und ſoll ſie nun eine Braut ſein, ſo ſei es eine himmliſche, und keine andre!" — „Ja, ja," fiel Betty ein, „ſie beibt meine himmliſche Cäcilie!" — Eine Erklärung der Mutter, wie Betty das Bild jener Heiligen wegen großer Aehnlichkeit mit Cöleſtinen fortwährend verwechſele, beſchloß das Geſpräch des Morgens.

Viele Wochen waren ſeitdem vergangen; man beſuchte den Brunnen, die Promenaden nach wie vor, doch ſchien für Eduard, wie auch zum Theil für die Uebrigen das höhere Intereſſe an Allem mit Cöleſtinen gewichen zu ſein. —

Endlich war die Badekur beendet, Eduards Urlaub geſtattete keinen weitern Aufſchub, er mußte zu ſeinem Regiment zurück, das am Rhein ſtand, und von dem er lange getrennt war. Seine wiederhergeſtellte Geſundheit ließ ihn dankbar von dem Heilquell ſcheiden, doch ſehnte er ſich auch recht innig nach der Zerſtreuung der Reiſe, indem er ſich von dieſer zweiten Kur erſt völlige Geneſung an Geiſt und Körper verſprach. Ungern verloren ihn ſeine Verwandten, ſie hatten ihn in dem traulichen Familienleben recht herzlich lieb gewonnen, und es war, als löſe ſich der ganze fröhliche Verein mit dem Verſchwinden des geſelligen Vetters.

Ein Geſchäft, welches die Tante dieſem übertragen, beſtimmte ihn ſeinen Weg über Dresden zu nehmen. — Er hatte die ſchöne Stadt ſchon früher geſehen, und freute ſich nun, ſie wieder zu begrüßen im Sonnenſtrahl des Friedens, der ſeitdem über Deutſchland aufgegangen war.

Die heiterſten Julitage begünſtigten ſeine Reiſe. Bald erblickte er im goldnen Lichte des Abends das freundliche Elbflorenz, hervorragend aus ſeiner herrlich geſchmückten Ebne. — Er war den ganzen Weg ſtill und träumend dahingefahren, als ſich aber jetzt die reiche Tiefe vor ſeinen Blicken entſchleierte und er die blühende Landſchaft mit ihrem üppigen Leben und bunt durcheinander gedrängten Gruppen und Bildern ſah, da öffnete ſich ſein Herz weit, weit, und ſeine

Blicke kehrten ſich willig der Gegenwart zu, die alle ihre Schätze verſchwenderiſch ihm darbot. Langſam fuhr er durch die blühenden Vorſtädte; überall Drängen und Treiben und muntres fröhliches Leben. — Seine Blicke ſuchten unter der Menge umher ein bekanntes Geſicht zu entdecken, da eilte ein Mann in grauer Kleidung freundlich grüßend an ihm vorüber, er ſchien ihm bekannt, doch konnte er ſich nicht beſinnen woher, auch verſchwand er bald im Gedränge. — Jetzt rollte der Wagen über die prächtige Elbbrücke dahin, tauſend goldne Funken ſpielten auf der Fläche des breiten Stromes, der in Weſten mit den Gluten des Spätroths innig in Eins verſchmolz. —

Ihm wurde ſehr wohl zu Sinn, und er beſchloß, noch heut den Auftrag der Tante zu beſorgen, um morgen die liebliche Gegend noch einmal mit Muße zu beſchauen. — Sein Erſcheinen war, wie die Tante gehofft, von erwünſchtem Erfolg, er hatte die Freude, ihr denſelben Abend ſchriftlich das Gelingen ſeines Unternehmens melden zu können. —

Am frühen Morgen begegnete er bei ſeinem erſten Ausgehen dem grauen Mann von geſtern. — Er faßte ihn ſchärfer in's Auge, es war der Maler, den er bei Cöleſtinen geſehen hatte. — Sie grüßten ſich, erfreut über das unvermuthete Zuſammentreffen! — „Kommen Sie mit?“ fragte der Maler, „ich gehe zu meinen vaterländiſchen Meiſtern. Unwillkürlich folgte Eduard dem eilenden Fremden; ſie traten in die Gemälde-Gallerie.

Eduard hatte ſchon früher hier verweilt; mancherlei Erinnerungen knüpften ſich an den hohen Genuß der Beſchauung jedes herrlichen Meiſterwerks, und manches hehre Bild ſprach freundlich grüßend wie ein im Herzen treu bewahrter Freund zu ſeiner Seele. Ein großes, etwas dunkles Gemälde in der einen Ecke des Saals fiel ihm auf. Er blieb ſtehen. „Folgen Sie mir!“ rief der Maler: „meine Zeit iſt kurz, ich eile zu den italieniſchen Meiſterwerken. Was Sie dort ſehen iſt eine Copie der heiligen Cäcilie unſers Raphael, ich kenne das Original.“ — Und damit eilte er ſchnellen Schrittes durch den Saal. Aber Eduards Augen blieben feſt auf das Bild gerichtet, er ſah und ſah, und ſeine Augen füllten ſich unbewußt mit Thränen. Es war aber ein ſeliges Gefühl, was ſeine Bruſt bewegte. Es war die Anſchauung des Höhern, Unſichtbaren in ſichtbarer Form, der Anſchauung des eignen Geiſtes auf den Fittigen des unſterblichen Künſtlers. Erſt galt ſeine Rührung der hohen Idee des Künſtlers ſelbſt; ihm kam in dieſem Augenblick das Leben mit all ſeinem Streben und Wünſchen ſo nichtig vor, wie die zerbrochnen Inſtrumente, die zu der Jungfrau Füßen lagen. Seine Seele erhob ſich mit der ihren zu der Ahnung des Unendlichen, vor deſſen Glanz jeder irdiſche Schimmer verlöſcht. Je länger er aber das herrliche Bild betrachtete, je mehr wollte es ihn bedünken, er habe dieſe Züge ſchon einmal geſchaut, und immer bekannter wurden ihm die emporgehobenen ſehnſüchtigen Augen. — „Cöleſtine!“ rief er endlich faſt unbewußt; und vor ſeinen Augen ſtand ihre Geſtalt. — So ſah ſie zum Himmel empor, ſo lag das verſtummte Inſtrument zu der entzückten Sängerin Füßen. — „Ja, auch Dir ward das Geheimniß des himmliſchen Wohllauts vertraut, Du reine, herrliche Jungfrau!“ rief er aus: „So wird auch alles Irdiſche einſt zu Deinen Füßen liegen, wenn Dein Blick erwacht zu der Anſchauung des Ewigen, was uns Dein wunderbarer Geſang ſchon in leiſer Ahnung vertraute!“ —

Da ſchienen ſich die Lippen der Heiligen zu regen; ein ſchallender Ton fuhr durch den Saal, hell und ſchneidend, wie der Klang eines zerborſtnen Glaſes. Eduard ſchauerte zuſammen. Ein leiſer Schlag auf ſeine Schultern weckte ihn aus ſeinen Träumen, er fuhr empor. Es war der Maler, der flüchtig Abſchied nahm, und dann raſch einem Bedienten folgte, der vor ihm herſchritt. Er hätte ſo gern mit ihm geſprochen, doch fühlte er in ſeinem ganzen Weſen eine ſo ſeltſame Erſtarrung, daß er der Sprache kaum mächtig war.

Erſt ſpät vermochte er ihm zu folgen; doch blieb ſein Bemühen vergebens, ihn aufzufinden, er mußte abreiſen, ohne ihn noch einmal geſehen zu haben.

Nach mehreren Tagen, als er in einem kleinen Städtchen die Pferde wechſelte und die Stube betrat, die man ihm angewieſen, erblickte er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen in derſelben des Malers Geſtalt. Er ſaß, das Geſicht in ernſte Falten gelegt, über ein Bild gebeugt, das er in der Hand hielt. Eduard trat näher; es war der Johanniskopf, den er damals in Cöleſtinen's Händen geſehn. „Woher haben Sie?" rief er erſtaunt — „Es iſt Cöleſtinen's Vermächtniß!" entgegnete der Maler mit ruhigem Ton: „Sie ſtarb, bevor ſie Italien erreichte, wie der Brief der Kammerräthin lautet; dies Bild, dies theure, von ihr mir beſtimmte Andenken, enthüllt mir noch deutlicher das ſchmerzliche Geheimniß ihres Herzens."

„Sie wiſſen bereits von ihrer Liebe, ihrem Gram!" fuhr er fort, während Eduard regungslos vor ſich hinſtarrte: „Hören Sie das Weitere!"

„Signor A....i jener Mailänder, der mit Cöleſtinen durch das Band der zarteſten Neigung verbunden war, folgte ihr nach Deutſchland, jedoch ohne ihre Spur aufzufinden. Die Dame, mit der Signora Mandolini reiſte, hatte aus Gründen, die mir unbekannt ſind, einen fremden Namen angenommen; —

natürlich, daß jedes Streben, den Aufenthalt Cöleſtinen's zu erforſchen, erfolglos blieb.''

„Eine heftige Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. — Sein Vater, der biſher ſeinen Wünſchen entgegengehandelt, ſah ſich genöthigt, um das Leben ſeines Sohnes zu retten, ihm Einwilligung und Beiſtand zu verſprechen. Sein Hoffen war umſonſt. Der Tod forderte ſein Opfer und erlaubte ihm nicht ſeine frühere Härte zu vergüten. Da erwachte in ihm das Verlangen, das Mädchen aufzufinden, die ihm des Sohnes Wunſch zur Tochter beſtimmte. Kein Mittel blieb unverſucht, ihren Wohnort zu entdecken, doch machten es die Unruhen der letzten Zeit lange unmöglich. Endlich gelang es. Cöleſtine erfuhr ſein Verlangen, und die letzten Wünſche des Geliebten. Mit einer Haſt, ſo ſchrieb Frau von S., als gälte es, den Geſchiedenen dem Grabe zu entreißen, verlangte Cöleſtine die Wünſche des Greiſes zu erfüllen. Vergebens waren alle Vorſtellungen, ich mußte ihr, aus Furcht ſie durch längern Widerſtand zu tödten, endlich gewähren laſſen, und die Reiſe anordnen. Sie war ſtark genug Alles zu beſorgen, zu beſtellen. Wir reiſten den folgenden Morgen ab. Als ſie aber im Wagen ſaß, behauptete die Krankheit ihr altes Recht über ſie. Sie ſtarrte den Tag über ſtumm und unbeweglich auf das kleine Gemälde, während ſie des Nachts in fieberhaften

Träumen erſt wahrhaft aufzuwachen und zu leben ſchien. Endlich vermochte ihre Kraft der Anſtrengung der Reiſe nicht länger zu trotzen. Sie fühlte, daß ſie am Ende derſelben ſtand, und gab mir, bevor das Fieber ihr Bewußtſein verlöſchte, dies Bild mit der Bitte, es Ihnen einzuhändigen, wenn ſie nicht mehr ſei!" —

„Sie hätte vielleicht geneſen können," fuhr der Maler fort, indem er den hervorgezogenen Brief zuſammenfaltete, „hätte die Heftigkeit ihres Weſens erlaubt eine Reiſe aufzuſchieben, die ihr Tod werden mußte!"

Eduard ſtand wie betäubt, er hörte nichts mehr, ihm war, als faſſe ihn eine eiſerne Fauſt und zöge ihm die Bruſt zuſammen. Er fand ſich erſt wieder, als ſein Poſtillion ihn aufzubrechen mahnte. Er vernahm, daß der Maler bereits abgereiſt ſei. Die Begebenheiten der letzten Zeit zogen geſpenſtiſch und geheimnißvoll an ſeiner Seele vorüber. Er gedachte des Bildes und der wunderbaren Ahnung, die ihn bei deſſen Beſchauung ergriffen, und in ſeiner Seele befeſtigte ſich der Glaube an eine geheime mit uns verkettete Geiſterwelt. — Nie wird die Zeit Cöleſtinen's Bild und die Erinnerung jener Tage aus ſeinem Herzen verdrängen.

Literariſcher Nachlaß

von

Agnes Franz.

Herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Band III. Polterabendſcherze und Spenden für Familienfeſte.

Berlin.
Verlag von C. G. von Puttkammer.
1845.

Polterabendſcherze
und
Spenden für Familienfeſte

von

Agnes Franz,

herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

Sächsische
Landesbibliothek
- 4 DEZ. 1967
Dresden

G

Erſte Abtheilung.

Hochzeit - Gedicht.

An des Himmels Buſen ſchlief
Tiefverhüllt die junge Erde,
Als das mächtige: Es Werde!
Sie ins frohe Daſein rief.
An der Welten Kette reihte
Sie die ſtarke Hand des Herrn,
Und die Schaar der Engel ſtreute
Segen auf den jungen Stern.

Da ſandte, das göttliche Werk zu vollenden,
Der Schöpfer die ſelige Liebe hinab,
Da ſtieg ſie, aus ſeinen beglückenden Händen
Ein leuchtender, ſegnender Engel herab;
Da lebt' es, da wurde es freundlich und helle,
Laut ſchlugen die ſeligen Herzen empor,
Da keimte um jegliche düſtere Stelle
Die Roſe entzückender Freude hervor.

Oede iſt nicht mehr der Raum,
Wo die Gottgeborne ſchreitet,
Ihre holde Stimme deutet
Jeden flücht'gen Erdentraum.
Unausſprechliches Verkünden!
Ahnung goldner Jugendzeit:
Herzen müſſen Herzen finden
Für den Bund der Ewigkeit.

Den Eichſtamm umranket die zitternde Rebe
Und ſchlingt ſich, ihn lieblich bekränzend, hinan,
Daß Schirm er, und Schutz, ihr der Wankenden gebe,
Und freundlich ſie ſchirme bei wildem Orkan.
So will ſich das Zarte dem Starken verbinden,
So neiget des Weibes ſtill ahnender Sinn,
Den ſicheren Hort ihres Lebens zu finden,
Zum liebenden Gatten vertrauend ſich hin.

Wo der Eintracht Roſe blüht,
Wo ein Glaube, eine Liebe
Unſchuldsvoller Herzen Triebe
Magiſch zu einander zieht,
Da -- in ſtillem Friedensſchooße
Von der Gottheit Hand gepflegt,
Keimt die ſüße Himmelsroſe,
Die den Abglanz Edens trägt.

Denn nicht für immer entſchwanden die Auen
Des Paradieſes dem ſehnenden Blick,

Sein Eden in Hoffnung und Liebe zu bauen,
Blieb kindlicher Herzen verſchwiegenes Glück.
In der Liebe iſt Gott! Mit mächtigen Schwingen
Erhebt ſie zum Himmel den freudigen Muth,
Der Segen folgt ihr und das heitre Gelingen,
Das Glück, das im Schooße der Frömmigkeit ruht.

Darum rufe froh und laut
Jeder heut zur ſchönen Stunde:
Heil dem holden Liebesbunde,
Heil dem Bräut'gam, Heil der Braut!
Hin durch weit entfernte Tage
Töne fort dies Segenswort:
Die vereinte Myrthe trage
Heil'ge Blüten hier und dort!

Es welket und ſtirbt, was die Erde geboren,
Doch die Liebe, wie Gott ſie ins Herz uns gehaucht,
Sie geht nicht im Sturme der Zeiten verloren,
Wie irdiſche Glut auch verſinkt und verraucht.
Einſt winket, ihr ewige Jugend zu geben,
Ein freundlicher Engel zum Licht ſie zurück;
Wir ſehen ſie freudig die Schwingen erheben,
Und ahnen der Zukunft unendliches Glück.

Zum Hochzeit-Angebinde.

Wo ſich Roſ' und Myrthe einen
Zu dem bräutlich ſchönen Kranz,
Wo bei heitrer Kerzen Glanz
Gäſt' um Gäſte froh erſcheinen,
Da erhebt die frohe Bitte
Auch die Freundſchaft innig heut,
Wagt ſich in des Kreiſes Mitte,
Sittig mit verſchämtem Schritte,
Doch im Blicke Heiterkeit.

Nehmt, o nehmt, was ſie mit treuem
Gutem Herzen Euch erkor!
Wollt' Euch höher gern erfreuen,
Doch das Glück kam mir zuvor!
Darum zu des Glückes Fülle
Nehmt der Freundſchaft Gaben hin!
Denkt: es reicht ein frommer Wille
In der anſpruchloſen Hülle
Glückwunſch Euch und Segen hin.

Poeſie und Proſa.

(Die erſtere idealiſch gekleidet, mit Flügeln an den Schultern, einen Band mit Gedichten in der Hand; die andere im netten Hauskleide mit dem Schlüſſelbund an der Seite, ein Notizbüchlein in der Hand.)

Poeſie.

Es naht Euch, Ihr Theuren, ein Schweſternpaar,
Zum treuen Geleite verbunden,
Obgleich es im Leben faſt immerdar
In heimlichem Zwieſpalt gefunden.
Ich ſchwebe hernieder
Auf leichtem Gefieder,
Und lehre den Menſchen in irdiſchen Räumen
Vom Glücke der ſeligen Götter träumen;
Und folgſt Du der heitern Poeſie,
So welken die Blüten der Freude nie.

Die Proſa aber mit ernſterem Sinn,
Sie führt zu Geſchäften des Hauſes hin,
Bringt Ordnung und Wohlſtand in ihrem Geleit,
Und iſt zu nützlichem Rathe bereit;
O laß uns dir, Beide, zur Seite ſtehn!
Ich habe zu höherem Glück Dich erſehn,
Doch will ich in frohen und trüben Tagen
Mit der nützlichen Schweſter mich liebend vertragen.

Proſa.

Ich wandle ſtill und ſicher meinen Pfad,
Kein Flügelpaar trägt mich in ferne Weiten,
Doch weiß ich klüger oft zum Ziel zu ſchreiten,
Als Jene, die auf goldnen Schwingen naht.
Man nennt mich Proſa, aber glaubet nicht,
Daß ich allein im Alltagsleben wohne.
Man liebt in Schlöſſern mich wie auf dem Throne,
Weil Proſa ſtets geſetzt und ruhig ſpricht.
Heut aber nah' ich mich, dem Feſt zu Ehren,
Zum erſtenmal in Reim und Sylbenmaaß.

(Zur Braut.)

Doch wenn wir erſt vertraulicher verkehren,
Dann holdes Bräutchen, dann ändert ſich das.

Dann führe ich dich in die Küche, binde dir ein Schürzchen um und zeige wie gut es iſt, auch mit der Proſa bekannt zu ſein. Du aber gewinnſt an meiner Seite feſten Grund und Boden, wirſt nicht verſucht, dich in überirdiſche Regionen zu erheben, ſondern ſitzeſt behaglich am wohlbereiteten Mahle und pflegſt deinen Gatten, der es mir Dank ſagen wird, daß ich den erſten und unentbehrlichſten Pflichten das Wort geredet habe. Ja frag' ihn nur einmal, wen von uns Beiden du zur Begleiterin wählen ſollſt? Ich wette, er deutet auf mich! denn Gott ſei Dank, die Männer wiſſen das Praktiſche noch zu ſchätzen, und haben ihre eignen Gedanken über die Poeſie, wenn ſie ſich zur Brautführerin anbietet.

Poeſie.

Die Proſa macht doch ſtets mit argem Sinn
Verdächtig meine Himmelsgabe,
Und doch, wenn ich nicht auch im Hauſe bin,
Um mit der Anmuth Zauberſtabe
Das Schön' und Nützliche in einen Kranz
Zu reinem vollem Glücke zu verbinden —
So würde, ach! der zarte Himmelsglanz
Der jungen Liebe bald verſchwinden.

Nein glaube mir, geliebte Braut!
Mag tauſend Nützliches die gute Proſa lehren,
Die inn're Poeſie, mit höhrem Glück vertraut,
Sie kann des Hauſes Glück nur edeln und verklären.
Vom erſten Morgenroth bis ſpät zum Abendſchein
Spricht ſie aus Hain und Feld zu deinem ſtillen Herzen;
Sie winket deutungsvoll aus tauſend Himmelskerzen,
Sie wiegt dich ſanft in holde Träume ein.
Auf ländlicher Flur
Im Schooß der Natur
Da wohnt ſie ſo gern in der Glücklichen Mitte,
Sie ſchmücket zum Tempel die kleine Hütte,
Denn was die Gottheit dem Menſchen lieh,
Die ganze Schöpfung iſt Poeſie.

Proſa.

O hört! Freundin Poeſie will die ganze Schöpfung für ihr Reich erklären, und mir zuletzt nur allein die Küche und den Keller zum Aufenthaltsort anweiſen. Aber mir ſoll deshalb nicht bange werden. Ich habe hier ein Büchlein mitgebracht, darin ſoll die junge Frau notiren, wer von uns Beiden mehr in ihre Kaſſe bringen wird. Ich lehre ſie Alles zu Rathe halten, bin ſpeculativ wie der beſte Profeſſor, und weiß wie man es anfangen muß reich zu werden. Ich gleiche der Biene, die aus Allem ihren Honig zieht, während mein Schweſterchen die Aehnlichkeit mit der leichtbeſchwingten Pſyche hat, die von Blume zu Blume gaukelt, ohne um ihre Zukunft beſorgt zu ſein. Darum bitte ich dich, nimm mich zu deinem Geleit. Du ſollſt mir dann die Grenze anweiſen, bis wohin ich meinen Einfluß erſtrecken kann.

Poeſie.

Ich aber will mit muntern Sangeschören
Dir allenthalben nahe ſein,
Stets ſollſt du meine Stimme hören
Im grünen Feld, in Flur und Hain;
Doch daß du auch der Heimat Flur
Gedenken mögſt und ihrer Blüten,
So laß mich dieſen Strauß dir bieten,
Gepflegt von Liebe und Natur.
Und wenn ein Blümchen zu dir ſpricht
Mit innigem verwandten Tone:
So nenn' es ein Vergißmeinnicht,
Und flecht' es ſtill in deine Blütenkrone.

Die Nymphe aus Goethe's Fiſcher.

Blick auf, geliebtes theures Paar!
Und nimm der Nymphe Gruß!
Sie naht mit Schilfbekränztem Haar
Und leicht beſchwingtem Fuß.

Mein Reich iſt die kryſtall'ne Flut,
Beſchirmt von dunklem Rohr,
Und ſelten ſteig' ich zu der Glut
Des ſchwülen Tags empor.

Doch heut zog ſtille Sehnſucht mich
In Eures Feſtes Bund,
Denn eine Kunde wunderlich
Bewahrt der Nymphe Mund.

Denkt Ihr des holden Fiſchers wohl,
Den einſt die Nix entführt?
Als hoch das Waſſer brauſt und ſchwoll,
Und Lieb' ihr Herz gerührt.

Er ſah ſie an mit gleichem Sinn,
Da war's um ihn geſchehn —
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Die Dichtkunſt hat mit Zaubermacht
Des Jünglings Bild verklärt,
Der Maler ſchuf's in Farbenpracht,
Mir blieb es ewig werth.

Seht, dieſem Fiſcher nah verwandt
War eines Hauſes Kreis,
Das manchen edlen Sproß verſandt,
Von dem ich Kunde weiß.

(Zum Bräutigam.)

Auch Du entſtammeſt dem Geſchlecht,
Drum bleibt durch alle Zeit
Der Nymphe Gruß mit gutem Recht
Dem Enkelſohn geweiht.

Wohl ſtände offen uberall
Dir unſer Feenreich,
Die blanken Schlöſſer von Cryſtall,
Dem Nichts auf Erden gleicht.

Doch rühret uns des Bräutchens Blick
Mit ängſtlich bangem Flehn;
Drum hab' ich für des Lieblings Glück
Ganz Andres auserſehn!

(Gebieteriſch.)

Mit jedem Bach in deinem Rund,
Mit jedem Wieſenquell

Steht Macht-gekrönt die Nymph' im Bund:
Gebietend Wog' und Well'.

Drum ſtreck' ich ſegnend meine Hand
Weit über dein Gebiet,
Bis Fluthgetränket Wieſ' und Land
In goldner Fülle blüht.

Und angelſt du im kühlen Teich,
Wo die Forelle kreiſ't,
So ſei des Fiſchers Fang ſo reich,
Daß ihm das Netz zerreißt.

Doch ach! den allerbeſten Fang,
Den haſt du ſchon gethan,
Und angelteſt du Jahre lang,
Nichts Schön'res träfſt du an.

Die holde Braut im Jugendkranz,
Das iſt der Talisman,
Den ſelbſt des Nymphen-Reiches Glanz
Nicht überbieten kann.

Leb wohl und denk' bei klarer Flut
An deines Schutzgeiſt's Wort!
Sein Segen ruht auf deinem Gut,
Der erbt ſich fort und fort.

Das Hochzeit-Geſchenk.

Zwei Savoyarden-Mädchen.

(Sie tragen einen mit Blumen verdeckten Korb.)

Die Erſte.

Zwei Savoyarden-Mädchen tragen
Euch freundlich ihre Dienſte an!
O hört, was ſie zu bitten wagen:
Gönnt uns, dem frohen Kreis zu nah'n!
Fern liegen uns der Heimat Auen,
Und fern der Eltern trauter Heerd,
Doch wo wir nahten mit Vertrauen,
Ward ſtets ein Obdach uns beſchert.

Die Zweite.

Arm wie wir ſind, iſt nichts uns eigen,
Als dieſes kleine Murmelthier (auf den Korb deutend):
Bald ſoll es ſeine Künſte zeigen,
Geſtattet ihr's im Kreiſe hier!
Es tanzt nach meiner Zither Tönen
Stets unverdroſſen froh und gern,
Macht Complimente vor den Schönen
Und ſalutirt die jungen Herrn.
Bald läuft es im Kreiſe
Ganz zierlich und leiſe,

Bald weiß es in Sprüngen
Sich künſtlich zu ſchwingen:
Bald trabt es am Stocke poſſirlich daher.
Jetzt gleicht es den Affen
An neckenden Poſſen,
Und jetzt liegt's verdroſſen
Am Boden und ſchmollt wie ein brummender Bär.

Die Erſte.

Ei ſtill! was hilft es auszukramen
Des Thierchens Kunſt vor Frau'n und Herrn:
Sieh erſt in welchen Kreis wir kamen,
Und preiſe unſern guten Stern.
Siehſt du vom Kranze froher Gäſte
Umgeben dort das junge Paar?
Was gilt's, es eint zum Hochzeitsfeſte
Sich heitrer Freunde frohe Schaar!

Siehſt du die Jungfrau zart und ſittig,
Die ſchüchtern dort ihr Antlitz ſenkt?
Und dort den Freund, der ehrerbietig,
Doch feſt der Theuren Hand umfängt?
Das ſind des Feſtes ſchöne Sterne,
Die uns mit leiſem Zauberband
Geleitet aus der blauen Ferne
Bis zu der Havel grünem Strand.

Die Zweite.

Ach, hätten wir von allen Schätzen
Das Allerſchönſte doch zur Hand,

Das holde Braut-Paar zu ergötzen,
Zu deſſen Feſt wir hergeſandt!
So aber, ach! iſt unſre Habe
Dies kleine Murmelthier allein.
(zur Schweſter) Was meinſt du, möcht' als Hochzeitgabe
Der Braut es wohl willkommen ſein?

Die Erſte.

Was guter Wille beut, das bringet
Gewißlich Segen in das Haus!
Drum — wie der Spaß auch ſeltſam klinget!
Nimm nur das Thierchen friſch heraus.

Die Zweite

(iſt beſchäftigt den Korb zu öffnen, während deſſen greift die Erſte in die Saiten der Zither und ſingt oder ſpricht bei einigen einfachen Accorden:)

Hopp, hopp, Marmott! Die Saiten tönen!
Beginne deinen muntern Tanz!
Begrüße ſie im Kreis der Schönen
Die Braut in friſchem Jugendglanz.

Hopp, hopp, Marmott! Laß Schlaf und Träumen,
Komm nur hervor in raſchem Lauf,
Und ſchlage dir in dieſen Räumen
Fortan die ſchön're Heimat auf!

(Ein kleiner Amor ſpringt aus dem Korbe; die Savoyardinnen treten erſchrocken zurück.)

Beide.

Was ſeh ich, das iſt Zauberei!
Wer führte den ſchelmiſchen Engel herbei?

Amor.

Bin der Amor, der Kleine,
Und bleibe nun hier,
Den Beſten der Schätze,
Den wünſchtet ihr!
Ich ſage euch aber:
Wohnt die Liebe im Haus,
Die jagt alle Grillen
Zum Fenſter hinaus!

Gruß der Tyroler.

(Tyroler und Tyrolerinnen von einer paſſenden Muſik angeführt.)

Erſter Tyroler (zur Braut).

Kennſt Du das ſchöne Tyroler-Land,
Umkränzet von waldigen Höh'n,
Wo Lieb' und Frohſinn Hand in Hand
Durch blühende Fluren gehn?
Von dort, wo die muntern Heerden ziehn
An ſonniger Klippen Hang:
Da kommen wir her, da ziehen wir hin,
Vereint durch Lieb' und Geſang.

Erſte Tyrolerin.

Kennſt Du den treuen, den harmloſen Sinn,
In der Schweſtern fröhlichen Reih'n?
Auch ich bin eine Tyrolerin,
Und möchte nichts and'res ſein!
Wir pilgern gern durch fremdes Land,
Sehn andre Sitten wohl,
Doch zieht uns der Sehnſucht inniges Band
Stets wieder zum lieben Tyrol.

Zweiter Tyroler.

Doch heut — ja, daß wir's auch geſtehn,
Verweilen wir fröhlichen Blick's!
Uns iſt, als klänge von Bergeshöhn
Ein Echo des heimiſchen Glücks.

Denn eine Kunde vernahmen wir,
Die klang ſo lieb und traut:
Man kränze heut der Mädchen Zier,
Die holdeſte, glücklichſte Braut.

Zweite Tyrolerin.

Sie ſei ſo friſch, wie das Röslein im Thal,
Wie die Gemſe ſo raſch und geſchickt,
Ihr Auge ſei hold wie des Baches Strahl,
Aus welchem der Himmel blickt.
Sie liebe, mit edlerem Schmucke bekannt,
Nicht modiſche Tändelei,
Sie ſei wie ein Mädchen aus unſerm Land,
Voll Unſchuld, Einfalt und Treu.

Dritter Tyroler.

Und der Bräutigam, für den ſie ihr Herz geſpart,
Der morgen ſie führt zum Altar,
Der ſei erſt recht, nach Tyroler Art,
So bieder, offen und wahr.
Sein Antlitz ſei immer ſo hell wie der Mai,
Von Liebe und Frohſinn umblüht,
Und Augen hab' er voll deutſcher Treu,
Und ein deutſches, tiefes Gemüth.

Dritte Tyrolerin.

Da dachten wir: wahrlich, wenn ſolch ein Paar
Sich einet zum innigen Bund,
Da bringen auch wir unſre Wünſche dar
Mit fröhlichem Herzen und Mund.

Da wird uns nicht bangen, wenn fern und weit
Der Heimat Bild uns entſchwand,
Denn redliche Treue und Herzlichkeit
Macht heimiſch uns jegliches Land.

Erſte Tyrolerin.

Doch daß wir nicht treten mit leerer Hand
In der Gäſte ſtattliche Reih'n,
Wo jeder bietet ein Liebespfand,
Das Herz der Braut zu erfreun:
So nimm Du Geliebte, was Fleiß und Natur
Den Töchtern der Berge gelehrt:
Ein buntes Gewebe als Bild unſrer Flur!
Die *Liebe* nur leiht *ihm Werth*.
(Sie überreicht der Braut einen Teppich oder ſonſtige Stickerei.)

Zweite Tyrolerin.

O blicke mit freundlichen Augen darauf! —
Es ſteigt aus dem farbigen Grund
Manch heimlicher Glückwunſch zu Dir hinauf,
Still ſegnend den morgenden Bund.
So wie die Roſen der Bergeshöh'n
In ewigem Sonnenlicht blüh'n,
So ſollt Ihr im Glanze der Freude ſteh'n
Wenn unten die Wolken auch zieh'n.

Dritte Tyrolerin.

Und wie in den Thälern mit üppiger Hand
Der Frühling den Teppich entrollt,
Und Blüten ſtreut über Strauch und Land
Und drüber der Sonne Gold,

So ſei Eure Liebe dem Frühling gleich,
So ſchmücke ſie Hallen und Heerd
Mit feſtlichen Kränzen Euch blühend und reich,
Vom Strahle des Himmels verklärt.

Zweite Tyrolerin.

Nun laß uns ſcheidend die Myrthe auch,
Die bräutliche Myrthe, Dir weih'n!
Bethauet von milder Lüfte Hauch,
Wird mild wie der Frühling ſie ſein!
O laß ſie Dich kränzen zur Luſt und Freud',
Du liebe, herzige Braut!
Und denke, daß auf *morgen* und *heut*
Das Auge der Liebe ſchaut!
(ſie überreicht ihr den Myrthenkranz.)

Erſter Tyroler.

Leb wohl, und ſegneſt Du dieſes Reis
In ſpäter, glücklicher Zeit,
So ſei auch dem frohen Tyroler-Kreis
Ein Blick der Erinn'rung geweiht!

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen fremd und wunderbar.

Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus,
Der Jungling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beſchenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäſte —
Doch, nahte ſich ein liebend Paar,
Dem brachte ſie der Gaben beſte,
Der Fruchte allerſchönſte dar.

O nehmt ſie auch in Eure Mitte! —
Das Mädchen aus der Fremde naht,
Und grüßet Euch nach frommer Sitte,
Und ſtreuet Blumen Eurem Pfad.
(ſie theilt die Bouquets aus unter die anweſenden Damen und Herren.)

Da nehmt die friſchen Frühlingsgaben!
Hier Veilchen, holder Jugend gleich;
Auch Früchte hier, das Herz zu laben,
Und Sterne, licht und Deutungs-reich.
(Zum Brautpaar.)
Du aber, holdes Paar, empfange
Der Frühlingskinder ſchönſte Pracht!
(ſie überreicht Beiden einen Kranz von Roſen.)
Hold wie der Unſchuld zarte Wange,
Auf der der Liebe Purpur lacht.

Es ſendet Euch aus ferner Weite
Die Freundin von der Havel Strand,
Daß ich als Schutzgeiſt Euch geleite
Und mit Euch walle, Hand in Hand.

Sie ſagte mir, Ihr liebtet Beide
Die Blumen meiner ſtillen Flur,
Und Eures Herzens ſchönſte Freude
Sei Eintracht, Liebe und Natur.

Das Schöne, ſagt ſie, ſei Euch theuer,
Ihr pflegtet es mit reinem Sinn,
Mit heiliger Begeiſtrung Feuer,
Zu Eurer Tage Hochgewinn.

Drum nah' ich Euch mit Schweſtertriebe
Und reiche traulich Euch die Hand!
Es iſt die Kunſt, es iſt die Liebe
Mit meiner Heimat Glück verwandt.

O nehmt den Kranz, den ich gewunden,
Und ſchmückt damit den ſtillen Heerd!
Es werde jede Eurer Stunden
Von meinem Segensgruß verklärt.

Wo Treue wohnt bei edlem Streben,
Vereint mit Seelen-Harmonie,
Da ſchmückt zum Tempel ſich das Leben
In ewig junger Poeſie.

Oberſchleſiſches Bauermädchen.

Gott grüß Dich, holde Jungfrau Braut!
Und alle Ihr, o kommt und ſchaut!

Wer kann wohl rathen, was ich bringe,
Die Laſt war wahrlich nicht geringe!
Aus Oberſchleſien komm' ich her;
Die Reiſe wurde mir herzlich ſchwer.

Und ſicher wär' ich nicht angekommen,
Wenn jene gute Schweſter dort
(auf die Herrnhuterin zeigend)
Mich nicht in ihren Schutz genommen,
Und mich geleitet zum rechten Ort.

Nun ſteh' ich am Ziele voll Heiterkeit,
Und darf Dir, holdes Bräutchen, vertrauen
Was aus der lieben Heimat Auen
Unſre Gemeinde Dir huldigend beut.

's iſt eine Uhr! Ein wichtiges Ding!
Nie kannſt Du ſie im Hauſe entbehren,
Wer ſollte ſonſt mit ſeinem Wink
Dem geſtrengen Hausherrn die Ordnung lehren? —

Die Uhr ſchlägt zwölf. Schnell muß er herbei,
Ob er im Forſte oder im Felde,
Bei den Büchern, oder beim Gelde,
Oder beim ſchäumenden Humpen ſei.

Was er ſonſt liebte, die wilde Jagd
In den Büſchen und Gehegen,
Muß er dem Liebchen zu Füßen legen,
Wie dies im Bilde hier angeſagt.

Und ſo nimm denn mit Freundlichkeit,
Was die herzliche Liebe beut.
Immer werden die Herzen Dir ſchlagen,
Die Dir verbunden aus früheren Tagen,
Und — wo auch wandeln möge Dein Fuß,
Stets umſchwebt Dich mein Segensgruß.

Herrnhuterin.

Bei Ueberreichung des Brautkranzes auf einem geſtickten Kiſſen.

Schüchtern und leis
Trete ich ein in den feſtlichen Kreis!
Und wollt ihr nach meiner Heimat fragen:
So möge dies einfache Häubchen Euch ſagen,
Welch frommer Gemeinde ich anverwandt,
Und wer mich liebend hierher geſandt.

(Zum Brautpaar.)

Ja, Agnes iſt's, die herzlich Euch grüßt!
Sie, die durch heilige Pflicht gehalten,
Bekämpfen muß der Sehnſucht Gewalten,
Und nur im Geiſte Euch ſegnend umſchließt.

Sie hat mich erkoren, Euch Theuren zu nah'n!
Von meinen Lippen, von meinen Händen
Sollt Ihr den Glückwunſch der Schweſter empfahn,
Die Gaben, die Liebe und Treue Euch ſenden!

(Den Kranz überreichend.)

Sieh dieſes knospende, friſche Grün!
Ein Segen, wie von himmliſchen Höhen,
Scheint um die duftigen Zweige zu wehen,
Die Silberblüten, gleich Sternen, durchglühn.

Dir hat ſie die deutſame Krone erwählt,
Von Glauben und heiliger Hoffnung beſeelt,
Denn freudig keimte, trotz flüchtigem Schauen,
In ihrer Seele ein feſtes Vertrauen,
Und ahnend las ihr forſchender Blick
In Deinem Auge des Bruders Glück.

O trage den ſchönen, den würdigen Kranz
Mit kindlichem Herzen und frommem Gemüthe,
Und ſtets begleite Dich Unſchuld und Friede,
Bis die Locke ſchimmert im Silberglanz!

Gern hätte Agnes das bräutliche Feſt
Verpflanzt in des Sommers blühende Auen,
Um ſelbſt Dich im Glanze der Myrthe zu ſchauen,
An's Herz Dich zu ſchließen innig und feſt.

Doch ſo auch mögſt Du ſie lieb behalten,
Bis günſtige Sterne über ihr walten,
Und ſie, auf Flügeln der Sehnſucht getragen,
Dir darf die Wünſche des Herzens ſagen!

(Zum Bräutigam.)

Du aber, den ſie als Bruder verehrt,
O halte die Bitte der Schweſter werth:
Laß nicht, umringt von höheren Freuden,
Ihr ſtilles Bild aus deinem Herzen ſcheiden!
Vereinet wohne und feſt verbunden
Sie, die Du vor Tauſenden haſt gefunden,

Die holde Braut, mit der Schweſter dort
In der Liebe heiligen, ſchützenden Hort!
Dann werden ſegnend von himmliſchen Höhen
Die goldnen Sterne herniederſehen,
Und, wie ſich geſtalte das wechſelnde Leben,
Stets glückverkündend Dein Haus umgeben.

Der Zauberer.

(Nachdem er lange in der Geſellſchaft umhergeblickt, bleibt er freudig vor der Braut ſtehen.)

Sie iſt's, ich habe endlich ſie gefunden!
O Dank, ihr ew'gen Mächte, euch!
Nun will ich gern der Wallfahrt düſtre Stunden
Vergeſſen, will im heitern Frühlingsreich,
Das mich umgiebt, von jedem Gram geſunden,
Froh will ich ſein, den ſel'gen Göttern gleich.

(Zur Braut.)

O Du, die ich mit tauſendfachen Mühen
Geſucht in manchem fernen Land
Und nimmer ſah, und nimmer fand,
Laß mich zu Deinen Füßen niederknien!

(Er beugt ſich vor ihr nieder, wird aber von der Braut ſogleich aufgehoben.)

O ſag', gedenkſt Du noch der Schweſtern und der Brüder,
Die einſt mit Dir vereint im ſchönen Feenland?
Wo unſrer Kindheit Tag auf roſ'gem Gefieder
Gleich einem Frühlingstraum entſchwand?

Da goß Entzücken um Entzücken
Des Glückes Füllhorn auf uns aus,
Der Himmel lag in unſern Kindesblicken,
Ein ew'ger Lenz war unſer Vaterhaus.

(Ernſt.)
Da trat ein fremdes neues Bild
In unſern Kreis — von mächtigen Gefühlen
War Dir das junge Herz erfüllt,
Du ſchiedeſt ſinnend von den Kinderſpielen,
Und irrteſt, träumend abgewandt,
Hinüber in ein unbekanntes Land —.

Was Dir das Herz gewandt, bald wird's uns klar!
Du fand'ſt den Freund, den Du zum ew'gen Bunde
Die Hand beſtimmt am bräutlichen Altar,
Und wie Dein Glück ſtets unſer Flehen war —
So ſtrömte Freude uns aus jener ernſten Kunde.

Doch mächtig regte jetzt die Sehnſucht ſich
In der Geſchwiſter Bruſt, bevor Du uns entriſſen
Auf immerdar, — noch einmal Dich
Am Arm des Bräut'gams zu begrüßen!

Da eilte ich hinaus, Dich zu erſpähn,
Noch einmal Dich zu uns zurückzuführen,

Und Dank den Himmliſchen, die unſern Schritt regieren,
Ich fand Dich, theure Braut, erhört iſt unſer Flehn!

Laßt mich Euch nun zu jenem Raum begleiten,
Der der Geſchwiſter theuren Kreis verhüllt.
Erſtaunet nicht, wenn um das holde Bild
Sich Schatten ſtiller Trauer breiten.

Sie ſehnten ſich nach Dir, — doch ſchaun ſie Dein Geſicht
Auf dem des Glückes Strahl, der Jugend Reiz vollendet,
So widerſtehen ſie der ſüßen Regung nicht,
Die, Deinem Glück entſtrömt, das Herz im Buſen wendet.

Der Zauberer geleitet das Brautpaar vor die Pforte des Nebenzimmers. Der Vorhang rollt auf, und man ſieht eine Grotte von Laubwerk, welche von Lampen erleuchtet iſt. Blühende Gewächſe ſtehen umher, alles iſt feenartig angeordnet. In der Grotte ſitzen die Schweſtern der Braut in trauernder Stellung, auf den Stufen derſelben ruhen die jüngern Geſchwiſter. Alle ſind ideal gekleidet, und tragen den Character der Schwermuth. Eine ſanfte Muſik begleitet die Scene. Nachdem ſie geendet, tritt der Zauberer vor die Grotte.

Der Zauberer zu den Schweſtern.

Erhebt den trüben Blick, die Trennung iſt verſchwunden!
Sie iſt Euch nah, die Eure Sehnſucht meint!
Die Schweſter iſt, es iſt der Freund gefunden,
Die morgen am Altar ein heil'ger Schwur vereint.

Die Schweſtern zu einander.

Sie iſt's, ſie iſt's! — ich habe ſie geſehn!
Siehſt Du, Geliebte, dort an ihren Freund gelehnet

Emilie, die theure Schweſter ſehn?
Wie iſt ihr Angeſicht von ſanfter Glut verſchönet!

Zu den Kindern.

Auf, eilt zu ihr! Ihr ſollt die Erſten ſein,
Die Ihr mit froher, herzlicher Geberde
Sie hingeleitet zu der Schweſtern Reih'n,
Daß ſie auf's Neue heimiſch bei uns werde.
Umſchlinget Euch zu kindlich frohem Tanz,
Sie liebte ihn bei feſtlich heitern Scenen;
Wir winden ihr indeß den Myrthenkranz,
Um würdig die geliebte Braut zu krönen.

Die Brüder ſteigen von den Stufen und nahen raſchen Schrittes der Braut.

Der Erſte.

Sei gegrüßt in unſern Lauben,
Liebe Schweſter, ſei gegrüßt!
(Sie umſchlingen Beide die Braut.)
Niemand ſoll Dich wieder rauben,
Denn des Bruders Arm umſchließt
Feſt Dich nun auf immerdar,
Fürchtet nicht der Feinde Schaar!

Der Zweite.

Auch den Freund ſelbſt fürcht' ich nicht,
Der Dich fernhin will entführen,
Iſt er, was ſein mild Geſicht
Und ſein treues Aug' verſpricht,
Wird ihn unſer Flehen rühren,
Bis er, von Dir ungetrennt,
Uns ein Plätzchen bei Dir gönnt!

Der Erſte.

Sieh, es ſchwieg der Freude Klang
Seit Dein holder Blick uns fehlte! —
Deine Freundlichkeit beſeelte
Uns zu Tanz und zu Geſang.
Nun, da Du uns heimgekehrt —
Kommt die gute Zeit auch wieder,
So erwachen Tanz und Lieder,
Alles, was du gern gehört!

(Die Tanzmuſik beginnt leiſe.)

Horch, was rührt da an mein Ohr?
Froher Muth hebt meine Glieder!
Bruder, raſch zum Tanz hervor,
Laß uns ſchweben auf und nieder,
In der Schweſter Lieblingsreigen
Unſern treuen Sinn zu zeigen.

(Sie tanzen den Lieblingstanz der Braut und gehen dann zu der Grotte, zu den Schweſtern ſprechend):

Nun Schweſtern kommt! gebt auch der Freude Raum;
Ein gleich Gefühl belebe alle Herzen!
Wo Liebe herrſcht — da ſchwinden alle Schmerzen,
Denn heiter denket ſie des Lebens Traum.

(Die Schweſtern nahen ſich Hand in Hand, den Brautkranz tragend. Sie führen die beiden Knaben, auch der Zauberer ſchließt ſich ihnen an, ſo treten ſie vereint vor das Brautpaar.)

Sieh, Emilie, der Myrthe friſches Grün,
Das wir für Dich zum ſchönen Kranz gebunden!
Die Liebe nur darf dieſes Reis erziehn,
Denn für der Liebe Feſt iſt es gewunden,
Und Segen ſoll es über alle Zeiten
Und über alle Lebenswege breiten.

O nimm es hin! die grüne Krone ſei
Dir ſanft und leicht! ſie kröne Dich zur Freude
Mit jedem Tag; ſie krön' in Lieb und Treu
Dich zu des Gatten heiterem Geleite,
Wenn ſcheidend Du an ſeiner Hand
Die Schritte wendeſt nach dem fernen Land.

Wohl regt der Sehnſucht kaum beſiegtes Bangen
Auf's Neue ſich bei dieſer Trennung Bild —
Doch könnten wir ein andres Glück verlangen
Als das, was uns Dein Antlitz jetzt enthüllt? —
Du biſt beglückt, ein Herz voll Lieb und Milde
Fiel zum Geſchenk Dir aus der Götter Schooß!
Dein Schutzgeiſt blickt uns an im edlen Bilde
Des ernſten Freunds, und ſelig iſt das Loos
Des Weibes, das in treuer Liebe Hand
Zugleich den Engel ihres Lebens fand.

Sei glücklich, theure Schweſter, und beglücke,
Beglücke ihn, den Gott mit Dir vereint!
Das Leben hat nicht ſtete Sonnenblicke,
In trüber Zeit erkennt man erſt den Freund,
Da tritt der Treue ächter Werth hervor,
Da kann die Liebe ganz, die göttliche, ſich zeigen,
Drum, hüllt den Himmel einſt ein lichter Nebelflor, —
So denkt, es ſoll der Irisbogen ſteigen,
Der Eures Friedens Himmelsbild
In mattem Scheine unſerm Blick enthüllt!

Ja, gleich in Freude, gleich in Schmerz,
Voll Glaube, Hoffnung und Vertrauen,

So ſoll die Liebe himmelwärts
Im Hochgefühl der eignen Treue ſchauen,
Dann ebnet ſich des Lebens Pfad,
Und Blumen keimen ſelbſt aus öden Gründen;
Wohin der Fuß der Gottverbundnen trat,
Da wird er einen Himmel finden.

Ja, voll Vertrau'n leg ich in Deine Hand
Der Schweſter Glück! Du wirſt ſie ſchützen, leiten,
Wirſt Rath ihr ſein, wenn fremd und unbekannt
Die neuen Wege ſich vor ihren Blicken breiten.
Sieh, frei verläßt ſie Alles, was ſie liebt
Um Deinetwillen, — will für Dich nur leben,
O laß, wie ſie ein ganzes Herz Dir giebt,
Sie gleichen Schatz in Deiner Liebe heben.

(Auf die Eltern deutend.)
Sieh hier die Theuren, die mit reiner Hand
Das Herz gepflegt, das nun mit Dir verbunden;
Sie geben Dir das theu'rſte Liebespfand,
Weil ſie Dich werth des höchſten Guts befunden.
Verwalte Du fortan ihr ſchönes Amt!
Sei Vater, Mutter ihr! Steh' ihr zur Seite,
Vom edlen Bild der frömmſten Treu entflammt,
Und ſei ihr Schutz und Hort in Fried' und Streite!
(entzückt.) Dann folgt der Eltern heilig Segenswort
Dir, der Geſchwiſter Dank von Ort zu Ort.

Die Kinder.
Wie, eine Thräne ſeh' ich hier glänzen?
Wandelt ſie eilig in Jubel und Dank!

Zeit iſt's zu feſtlichen Liedern und Tänzen,
Zeit iſt's zu Scherzen und frohem Geſang!
Laſſet die Flöten, die Hörner ertönen,
Stimmt in den Jubel mit frohem Mund!
Heil ſei dem Guten, dem Edlen und Schönen,
Heil ſei der Liebe beglückendem Bund!

(Sie umſchlingen das Brautpaar mit Blumenkränzen.)

Geſang.

Heil ſei dem Myrthenreis,
Das Euch in unſerm Kreis
Blühend umgiebt!
Heil Euch, die Ihr bekränzt
Im Strahl der Freude glänzt:
Ja, an den Himmel grenzt,
Wer innig liebt!

Zigeunerin.

Vom hohen Gebirge, da komm ich herab,
Geleitet vom magiſchen Zauberſtab;
Hieher zum bräutlich geſchmückten Haus
Trieb es mich unaufhaltſam hinaus,
Nun ſteht ſie vor Euch mit prophetiſchem Sinn,
Die Schickſalskundige Zigeunerin.

(Zur Braut.)

Erſchrik nicht vor mir, mein holdes Kind!
Reich' her mir die Rechte! — Im goldnen Frieden
Da war Deine Heimat, das Labyrinth
Des Menſchenlebens blieb fremd Dir hienieden.
Die Engel der Unſchuld, die Engel der Treue,
Sie ſpielten um Dich, ob Freud' oder Noth
Die wechſelnde flüchtige Stunde bot:
Stets blickteſt Du heiter zur himmliſchen Bläue.

Jetzt öffnet ſich Dir ein neues Gebiet;
Die Welt entfaltet Dir lockende Kreiſe,
O bleibe Dir treu! dann folgen Dir leiſe
Die guten Engel auf jedem Schritt.
Beglücke den Gatten, der frei Dich erkor,
Dich, fromme, ſittige Tochter der Stille!
Euch leite vereinigt ein heiliger Wille,
Dann ſprießet die Blume des Glücks Euch empor!

(Zum Bräutigam.)

Und Du, an deſſen ſchirmender Hand
Sie freudig eintritt in's neue Leben,
O web' ihr ein ſanftes, beglückendes Band,
Die Deinem Schutz ſich vertrauend ergeben.
Die ſich als Tochter ſo treu bewährt,
Will Dich als Gattin auch dauernd beglücken,
Still und ſorgſam den häuslichen Herd
Mit den Blumen der Freude ſchmücken;
O vergilt ihr mit gleichem Sinn!
„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben!“
Dies ſei Dein Wahlſpruch, Dein Hochgewinn.
Und ſo laßt mich aus Euren Sternen
Roſige Tage Euch prophezeih'n!
Einer wird freudig vom Andern lernen,
Wie man beglückend nur glücklich kann ſein!
Sollten ſich aber Stürme erheben,
O dann ruft mich eiligſt herbei,
Meinen Zauberſtab will ich dann heben,
Gute Chriſten ſtehen mir bei.
Bauet auf mich, ich bleib' Euch verbunden!
Wo Ihr auch weilet, gedenket mein!
Sei es bei frohen, bei trüben Stunden —
Immer will ich Euch nahe ſein!

Zu Myrthenkranz und Haube.

Zwei Gaben bring' ich, deutungsreich,
Dich, hochgeliebte Braut, zu ſchmücken!
Sieh hier, die Myrthe zart und weich,
An die mit ahnungsreichen Blicken
Die Jungfrau ſchon im Flügelkleid
Der Hoffnung goldne Träume reih't.

O nimm ſie aus der Schweſter Hand!
Es iſt der Jungfrau ſchönſte Krone,
Das Diadem, das Dir zum Lohne
Die Liebe und die Tugend wand.
O laß mich ſingend in das dunkle Haar
Die reinen Silberblüten winden!
Damit ſie Dir am Traualtar
Das ſchönſte Lebensglück verkünden!

Noch eine zweite Zierde ward
Des Weibes zarter Stirn beſchieden,
Wenn ſie, in häuslich ſtillem Frieden,
Des Glückes Knospe ſchützend wahrt.
Es iſt des heil'gen Standes Zeichen,
Dem ſie in Demuth angehört!
Drum laß zum lieben eignen Heerd
Mich auch das Frauenhäubchen reichen.

Trag' es mit frohem, heitrem Sinn!
Dein Regiment ſei ſanft und weiſe,
So ehrt man dann in jedem Kreiſe
Dich als des Hauſes Königin!
Und Hande ſchmückt wie Myrthenkranz
Dich mit der Anmuth heitrem Glanz.

Goldſchmieds Töchterlein.

Wenn ich dieſen Kreis betrete,
Um dies blanke Hausgeräthe,
Fein gelöthet, klar und rein;
Einer holden Braut zu weih'n;
O ſo wollt nicht finſter ſchauen,
Edle Herren, holde Frauen!
Nehmt des Goldſchmieds Töchterlein
Freundlich auf in Eure Reih'n.

Fromm und friedlich war mein Leben,
Stets von Vaters Schutz umgeben,
Was er ſchaffte, was er trieb,
Ward auch ſeinem Kinde lieb;
Gold und Silber und Juwelen
Lernt' ich kennen, prüfen, wählen,

Und ſo wußt' ich immerdar,
Was da ächt und unächt war.

Vor des eitlen Glanzes Flitter
Warnt' ich manchen jungen Ritter,
Rühmte ohne Furcht und Hehl
Nur den würdigſten Juwel;
Und ſo war ich vielerfahren
Schon in frühen Jugendjahren,
Jeder holte Rath ſich ein
Von des Goldſchmieds Töchterlein.

(Zum Bräutigam.)

Und ſo komm' ich voller Freude
Auch zu Deinem Feſte heute! —
Auch Du wählteſt mit Bedacht!
Biſt, wenn auch noch jung von Jahren,
Doch in meiner Kunſt erfahren,
Nimmſt vor Täuſchung Dich in Acht,
Suchteſt, ächtem Werthe hold,
Dir ein Herz, ſo rein wie Gold.

Glücklich, wer ſolch Kleinod fand!
Von des Lebens Schätzen allen
Iſt der ſchönſte Diamant
In der Liebe Hand gefallen!
Wahr' Euch Gott dies ſchöne Glück!
Und wenn Ihr im Silberkranz
Denkt an dieſes Tages Glanz —
Wenn die Bilder froher Zeiten

Still an Euch vorübergleiten,
O ſo denkt mit heiterm Blick
Freundlich auch an mich zurück!

Die Altmutter der Zigeunerin.

Von einem grünen Wald zum andern
Zog fröhlich die Zigeuner-Schaar;
Da hörte ich bei meinem Wandern,
Es weile hier ein bräutlich Paar.
Von ſeltner Liebe, von inniger Treue
Vernahm ich manch Wörtchen, bald hier und bald dort.
Da hielt's mich nicht länger, ich mußte fort,
Hin zu der Gäſte ſtattlicher Reihe,
Um bei des Feſtes nahem Beginnen
Auch mir des Brautpaars Gunſt zu gewinnen.

Ja, ſeht nur die braune Zigeunerin an!
Wohl muß ſie die Nähe der Holden verdunkeln,
Die blendend dort ſtrahlt wie der ſchimmernde Schwan,
Wie der Mond bei der ſchüchternen Sterne Funkeln.

Doch kenn' ich ſie auch, die ſanfte Gewalt,
Die die Herzen einet in Liebe und Frieden,

In unſerem Felsthal, im Eichenwald
Ward auch der Anmuth ein Thron beſchieden.

Ja, ſie regiert dort als Königin,
Darf, Geſetze ſchreibend, das Scepter führen,
Und willſt Du dauernd und glücklich regieren,
So komme zu unſrer Herde hin.
Doch nein, ich bringe Dir ſelbſt den Thron,
Der dauernde Herrſchaft Dir ſtill bereitet.
Sieh (auf den Seſſel deutend)
Sieh wie ſich ein Blumen-Teppich hier breitet,
Der dauernd blüht, dem Winter zum Hohn,
So müſſe, wenn längſt Dein Lenz entflohn,
Der Seele Liebreiz Dir nimmer ſchwinden,
Dann wirſt Du für immer die Herzen binden.

(Zum Bräutigam.)

Und Du, der heiter den Tag begrüßt,
Der jeden Wunſches ſtille Gewährung
Aus goldnem Füllhorn herniedergießt,
Deß Auge uns ſtrahlt in der Freude Verklärung.
O möchteſt Du immer ſo heiter und mild
Der holden Gefährtin ins Auge blicken!
Sieh, hier iſt ein Spiegel — ſuche Dein Bild
Für alle Zeiten ihm einzudrücken!
Sieht's trübe am Eheſtandshimmel einſt aus
Und wollen Dich neckende Launen beſchleichen,
Dann lange eiligſt den Spiegel heraus,
Dich ſtill mit dem Bräutigamsbild zu vergleichen.
Schnell wird dann die neckende Grille entfliehn,

Die Roſe der Freude auf's Neue Dir blühn,
Dein Liebchen aber mit gleichem Entzücken
Stets liebend ins freundliche Auge Dir blicken.

Wohl könnt' ich Euch Vieles noch prophezeihn
Von kommenden glücklichen Tagen und Feſten!
Doch wußt es der Meiſter dort Oben am Beſten,
Und ſchloß, um höher uns zu erfreun,
In Knospen die Blüten der Zukunft ein.

O blicket gläubig auf ſie hin!
Es muß der Liebe ja, der Treuen,
Es muß dem frommen, reinen Sinn
Jedwedes Loos zum Heil gedeihen!

Der Braut eines Forſtmannes.

Die Roſe iſt der Tugend Bild!
Drum ſoll auf Allem, was Dein eigen,
Sich dieſes zarte Blumenbild
In ſeiner Anmuth Fülle zeigen.

Der Liebe auch iſt ſie geweiht,
Die ſchönſte Blume unter Allen,
Drum welche Bahn Du mögeſt wallen,
Sie ſei auf Deinen Pfad geſtreut.

Doch ſag, warum liebt Röschen nur
Das Grün ſo ſehr, des Forſtmanns Zeichen?
Soll ſie in lieblicher Natur
Auch hierin holde Braut Dir gleichen?

Ja Roſenroth und Waldesgrün,
Das giebt den ſchönſten Kranz von Allen,
Stets ſoll er um Dein Leben blühn,
Und einen Lenz von Nachtigallen
Und Frühlingsblüten immer neu
In Deine fernern Tage weben,
Uns aber blühe ſtill und treu
Ein klein Vergißmeinnicht daneben.

Putzmacherin

Eine Haube überreichend

Ich nahm oft zu Hauſe bei einſamer Stunde
Aus heimlichem Antrieb die Nadel zur Hand,
Verſchaffte von Moden mir heimliche Kunde,
Und putzte Hauben aus Flor und Band;
Hier bring ich ein Pröbchen! O ſieh nicht zur Erde,
Ein Häubchen in Ehren ziert hold und fein,
Und wandelſt Du drin mit ſitt'ger Geberde,
So wirſt Du damit alle Herzen erfreun.
O nimm ſie freundlich, die Zierde der Frauen,
Und trage ſie heiter mit fröhlichem Blick.
Bald folgſt Du dem Gatten mit holdem Vertrauen
Zu neuem Berufe, zu würdigem Glück.
Dann von den Engeln der Eintracht umgeben,
Beglückt durch den innigſten, treuſten Verein,
Wirſt froh Du den Werth meiner Gabe erheben,
Und Allen ein Vorbild der Häuslichkeit ſein.

Nähterin

Ein Kiſſen überreichend.

Kennſt Du wohl noch die treue Nähterin?
Der höher galt der Platz an Deiner Seite,
Als aller Feſte Glanz und laute Freude,
Weil Dein ſie war mit treuem Liebesſinn.

Manch ſchöne Stunde iſt uns hingeflohn,
Die Fleiß und frohe Eintracht uns geſchmücket,
Oft hab' ich von der Nadel aufgeblicket
Und ſtill gelauſchet Deiner Rede Ton.

Nun ſcheideſt Du von uns! Es wird mein Blick
Umſonſt nach Dir ſich ſehnſuchtsvoll erheben.
In anderm Kreis bewegt ſich bald Dein Leben,
Dir winken neue Freuden, neues Glück!

O ſo erlaube denn der Freundin liebevoll,
In dieſer Gabe Dir ein kleines Zeichen
Der Lieb' und Treue ſtill zu überreichen,
Das an die Näht'rin Dich erinnern ſoll.

Gedenke mein, gedenke jener Zeit,
Wo wir vereint des Fleißes Glück getheilet! —
Wo Du auch wohneſt, wo Dein Fuß verweilet,
Stets bleibet Dir mein liebend Herz geweiht.

Die Schließerin

Mit einem Schlüſſelkörbchen

Die Schließerin naht, Euch freundlich zu grüßen,
Sie bringt hier etwas von hohem Werth,
Den Himmel auf Erden Euch aufzuſchließen,
Das iſt in dieſem kleinen Körbchen beſcheert.
Nun merket freundlich auf meine Worte:
Dieſe Schlüſſel wahret Jahr ein, Jahr aus!

Zur Braut gewendet.

Der Erſte öffnet Dir morgen die Pforte
Zur neuen Heimath, zum eignen Haus.
O walte freundlich im häuslichen Kreiſe
In Güte und Anmuth, in Liebe und Treu.
Sei wirthlich und fromm nach der Eltern Weiſe,
Dann wohnet der Segen des Himmels Dir bei!

Der zweite Schlüſſel — verachte ihn nimmer!
Er iſt's, der die wirthliche Küche verſchließt!
Wohl, wenn die Hausfrau, ſo wie im Zimmer,
Auch hier verſtändig am Platze iſt.

Der dritte Schlüſſel iſt zur Schatulle!
Er iſt ein Pfand von des Mannes Vertraun!
Der Mann erwirbt, — doch feſt zu begründen
Des Hauſes Wohlſtand, — iſt Sache der Frau!

Ja, Ordnung und Sparſamkeit ſind die Kronen,
Die Weiſe regieren das kleine Reich.
O ſelig wo dieſe Tugenden wohnen!
Bei mäßigem Glücke ſchon machen ſie reich.

Noch einen Schlüſſel weiß ich zu nennen:
Doch daß Du ihn längſt ſchon in eigner Hand!
Den Schlüſſel mein ich, zu jenem Herzen,
Das Gott Dir in treuer Liebe verband!

O halte ihn werth! — Keine Macht auf Erden
Entwend' ihn Dir jemals mit ſchlauer Liſt.
Die Frau allein iſt glücklich zu preiſen,
Die heimiſch im Herzen des Gatten iſt!

So ziehe denn hin in des Hauſes Mitte,
Das Dir die Hand der Liebe geſchmückt,
Und ſei uns ein Beiſpiel, wie fromme Sitte
Und häusliche Tugend den Gatten beglückt!

Mathilde

Mit einem Arbeitskörbchen.

Zur Gründung froher Häuslichkeit
Will jeder gern ein Hälmchen reichen,
Das als ein ſtilles Liebeszeichen
Den Segensgruß der Freundſchaft beut;

So trag ich auf den Heerd der Laren
Zwei Gaben, anſpruchslos und klein,
Doch räumt, wer ihre Kraft erfahren,
Ein Plätzchen ihnen freudig ein.

Ein Arbeitskörbchen iſt's, beſcheiden
Für Knaul und Strickſtrumpf nur beſtimmt,
Doch wichtig, weil in Leid und Freuden
Die Frau ihr Plätzchen bei ihm nimmt.

Hier ruht ſie aus von Amtsgeſchäften,
Wenn Küch' und Keller wohl beſtellt;
Und ihre heitern Blicke heften
Sich auf des Stübchens traute Welt.

Doch bald ſchweift über das Geſtricke
Das Aug' hinaus auf Feld und Flur,
Es ſucht mit ſtillem Sehnſuchtsblicke
Des thät'gen Gatten ferne Spur.

Da kommt er, grüßet ſchon vom Weiten,
Stillpreiſend ſeines Hauſes Schatz,
Und nimmt, dem Weibchen froh zur Seiten,
Dicht an dem Arbeitskörbchen Platz.

Nun geht's an's Plaudern und Erzählen,
Die Nadeln regen ſich mit Luſt:
Wie Aug' und Lippe ſich beſeelen,
So auch der Strickſtrumpf unbewußt.

Der Hausherr ſiehts und lächelt leiſe,
Ei, ſpricht er neckend vor ſich hin,
Wer ſagt, daß ich in meinem Kreiſe
Nicht auch, gleich ihr, geſchäftig bin?

Er ſpringt empor und ſtellt behende
Ein zweites Körbchen vor ſich auf,
Draus langt er ſchlanke Feuerbrände,
Und bald dampft hell die Pfeife auf.

Seht, wie er nun ſo froh ſich bruſtet —
In ſeinem Lehnſtuhl hingeſchmiegt,
Sitzt er, zum Wettſtreit ſtill gerüſtet,
Und ſchmaucht ſein Pfeifchen ganz vergnügt.

O Häuslichkeit! Wie lieblich würzet
Dein Zauber jeglichen Genuß!
Du biſt's, die froh die Stunden würzet,
Du adelſt Strumpf und Fidibus.

Doch daß ich näher es enthülle,
Was in dem Talismane ruht,
So laß uns ſchaun in aller Stille,
Wie ſchwache Kraft oft Wunder thut.

Horch! das iſt Sturm am Eh'ſtandshimmel!
Heil wer im Hafen ſicher ruht!
Die Frau, im drohenden Getümmel,
Greift nach den Nadeln wohlgemuth.

Sie ſind die rechten Blitzableiter;
Je ruhiger die Hand ſich reget,
Je eher wird der Himmel heiter,
Bis ſich jedweder Sturm geleget.

Die Pfeife aber — o geſtehen
Wir immer gleiche Kraft ihr ein!
So lange ihre Wölkchen wehen,
Wird immer blau der Himmel ſein.

Hat etwas je die Frau zu bitten,
So ſei es bei der günſt'gen Zeit,
Wenn in der duft'gen Dämmrung Mitten
Der Gatte weilt voll Heiterkeit.

Dann kann er niemals widerſtehen,
Er nickt behaglich, ſenkt voll Ruh
Den Zepter, fürſtlich anzuſehen,
Und giebt voll Freuden Alles zu.

So Theure! wagt ich anzudeuten
Der kleinen Talismane Werth,
Die Euch, ſtillſchweigend zu geleiten,
Die Hand der Liebe heut verehrt

Viel ſchöne Bilder ſeh ich ſtrahlen
Im Rahmen Eurer Häuslichkeit,
Doch wagt mein Pinſel nicht zu malen,
Was lächelnd Euch die Zukunft beut.

Doch daß ſie Gutes führt im Schilde,
Das darf ich fröhlich prophezeihn,
Das Bräutchen dürfte ſonſt Mathilde,
Die Vielgeſegnete nicht ſein.

Ja grünend wie an friſcher Welle
Des Oelbaums Zweig, ſo ſteigt empor
Des Edlen Glück an jeder Stelle,
Die ſeine Liebe ſich erkor.

Drum Heil, wer in des Segens Schilde
Sein Haus in Lieb' und Treue baut!
Hoch lebe Theodor Mathilde,
Hoch lebe Bräutigam und Braut!

Eine Kinder-Deputation.

Vier kleine Mädchen, von denen das jüngſte als Amor gekleidet, nähern ſich der Braut, die erſtere ein Körbchen mit Roſen ihr überreichend.

Angela.

Wir nahen Dir mit frohem Herzen,
O laß die Kinder freundlich ein!
Sie kommen Dir im Glanz, der Kerzen
des Herzens Glückwunſch ſtill zu weihn.

Cäcilie.

Ein Röschen wollt' ich gern Dir bieten,
Weil Du ſelbſt wie die Roſen ſchön!
O nimm die unſchuldsvollen Blüten.
Stets ſoll Dein Weg auf Blumen gehn!

Angela (den kleinen Amor gewahrend).

Doch welch ein fremder Knabe drängt
Sich zwiſchen uns ſo kühn, ſo flink?

Cäcilie.

Zwei Flügel trägt er, goldgeſprenget,
Gewiß es iſt ein Schmetterling.

Engelbertha.

Ich bin Amor, der kleine Held!
Ich regiere die Welt!
Wo mir's gefällt, da kehr' ich ein!

Die ſchönen Mädchen, die feinen Knaben,
Sie alle möcht ich zu eigen haben,
Doch die Braut mit den ſanften und holden Mienen! —
Der will ich gehorchen, der will ich dienen.

Angela.

Ach iſt es Amor, der kleine Wicht,
So trau ihm nicht!
Er droht und necket mit Pfeil und Bogen,
Und will man ihn haſchen, ſo iſt er entflogen.

Cäcilie.

O nein, es iſt ein gutes Kind,
Du kannſt kein beſſeres auf Erden finden!
Komm, komm, wir wollen ihm ganz geſchwind
Mit dieſen Roſen die Flügel binden.

Engelbertha.

O nein! frei giebt ſich Amor hin,
Dir holde Braut zum Feſtgewinn.
Es ſoll durch alle Lebenszeiten
Die treuſte Liebe Dich begleiten.

Die Gärtnerinnen vom Dom zu Brandenburg.

Die Erſte.

Kennſt Du die Gärten am ſilbernen Strom,
Von ſäuſelndem Schilfe umgeben?
Den Fluten-begrenzten friedlichen Dom
Und ſein ſtilles ländliches Leben?
Ei, Brandenburgs Krone, ſo nenn' ich ihn Dir,
Und trete Dir freudig entgegen,
Um ſeiner Kränze gaſtliche Zier
Zu Deinen Füßen zu legen!
(ſie legt ihr Geſchenk, das mit Blumen umhüllt iſt, vor der Braut nieder.)

Die Zweite.

Ja, wird ſind Gärtnerinnen, geſandt
Dich zu ſchmücken auf unſre Weiſe!
Zwar zittert mir Armen der Strauß in der Hand,
In der ſchimmernden Gäſte Kreiſe;
Doch — da Du mir lächelſt voll Freundlichkeit,
So will ich es muthig wagen.
(ebenfalls ihr Geſchenk niederlegend, das unter Blumen verborgen iſt.)
Es möge Dich heut und allezeit
Die Freude auf Roſen tragen!

Die Dritte.

Wie des Domes See ſich friedlich und licht
Ausbreitet in ſilberner Helle,

Und der Himmel mit freundlichem Angeſicht
Sich ſpiegelt in jeder Welle,
So wünſch' ich, es möge ſich über Euch
Stets Friede und Freude verbreiten,
Den Himmel aber im Weltenreich,
Den möge die Liebe bedenken.
(ſie ſetzt ihr Geſchenk vor der Braut nieder.)

Die Erſte.

Einſt theilteſt Du auch, ein glückliches Kind,
Unſrer Heimat ländliche Freuden,
Wir alle waren Dir hold geſinnt
Und ſahen voll Trauer Dich ſcheiden.
Du warſt ſchon damals ſo ſinnig und mild
Ein Kind von frommem Gemüthe,
Im Kleinen ſchon ſah man der Jungfrau Bild,
Wie in der Knospe die roſige Blüte.

Die Zweite.

Da haben wir oft im Herzen gedacht:
Ach käme ſie einmal nur wieder!
Und ſäng' uns, wenn friedlich der Abendſtern lacht,
Die ſüßen, die lieblichen Lieder.
Jetzt wüßten wir Jemand, der ſänge mit —
Da würd' es noch ſchöner erklingen,
So hört man, wenn draußen der Hagedorn blüht,
Harmoniſch die Vöglein ſingen!

Die Dritte.

Und ſiehe, da fügt es ſich wunderbar,
Denn, wo Du im Flügelkleide

Dir junge Veilchen wandeſt ins Haar,
In ſtiller, ſchuldloſer Freude,
Da keimt jezt die Roſe der Liebe Dir
Zum ſchönen dauernden Segen,
Da trägt der bräutlichen Myrthe Zier
Der Schweſtern Kreis Dir entgegen.

Die Erſte (heimlich zur Braut).

Den Freund Deines Herzens, wir kennen ihn wohl,
Sonſt ging er in ſinnigem Schweigen
Des Weges, gar ernſt und gedankenvoll,
Wie großen Gelehrten eigen.
(lauter.) Jetzt, da er die liebliche Braut gewann,
Da ſchaut er ganz anders in's Leben,
Da iſt's als ſchaute die Sonne ihn an,
Als ſei er von Engeln umgeben.

Die Zweite.

Das iſt das Wunder in ſtiller Bruſt,
Wenn des Herzens Frühling erſchienen,
Wenn die Seele aufblüht in Freud und Luſt,
In Worten, Blicken und Mienen!

Die Dritte.

Dich aber hat zur Gärtnerin
Ein guter Gott ihm gegeben.
Dir knoſpende Freuden wirſt Du erziehn
Zu vollem, blühendem Leben,
Wirſt ſittig kränzen den Hausaltar
Mit Blumen, die nimmer verblühen,

Und durch der Tage eilende Schaar
Ihm Kränze des Segens ziehen!

Die Erſte.

Wie hat Dich der gute Gott ſo geliebt!
So dacht' ich in meinen Gedanken,
Als ich — in Blumenpflege geübt —
Heut aufband die blühenden Ranken:
Wir Mädchen bedürfen der Blumen gleich
Einer Stütze, um ſchöner zu blühen,
Und dieſe, ſo dacht' ich in meinem Vergleich,
Hat Gott Dir in Jenem (auf den Bräutigam deutend) verliehen!
Ein Herz voll Treu, voll männlichem Sinn,
Voll Muth — wenn ſich Stürme auch regen,
Das iſt des Weibes höchſter Gewinn
Und des Himmels ſichtlicher Segen!

Die Zweite.

O hört unſre Bitte und weilet nicht lang
In der Städter rauſchenden Mitte!
Es lockt Euch zum Dom der Vögel Geſang,
Die harmloſe, ländliche Sitte!
Es lockt auch des Sees hellfunkelnder Glanz
Und der Fluren feſtliches Prangen,
Es lockt Euch der Schweſtern fröhlicher Tanz
Und nimmt Euch für immer gefangen.

Tanz.

(Die Scene ſchließt damit, daß ſie das Brautpaar mit ihren Kränzen umwinden.)

Feſtſpiel.

Zur Vermählungsfeier

von

Clementine, Gräfin Reichenbach

auf Weisſtein,

mit

Sr. Durchl. dem Prinzen Heinrich Reuß

auf Neuhof.

Neuhof.

Dramatiſirte Charade in drei Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Neu.

Perſonen: Die Baronin Fels.
Aglaya, ihre Nichte.
Lieschen, ihre Zoſe.

Der Baronin Zimmer, ſeitwärts ein Tiſch worauf ein Spiegel nebſt Kleidern und anderm Putze.

Baronin (allein).

Wo iſt Aglaya? — Wie? — hier liegen noch die Kleider
Unangerührt? — Man ſieht, ſo legte ſie der Schneider,
Nicht einmal angeſehn hat ſie das böſe Kind,
Vergebens iſt's, daß man auf ihr Vergnügen ſinnt.
Sie achtet flüchtig nur was andre hochentzücket,
Und ein Vergißmeinnicht, das ſie am Bach ſich pflücket,
Ein Röslein, das ihr hoch auf ſteilem Felſen lacht:
Es gilt dem Wildfang mehr als Schmuck und Kleiderpracht.

(Zum Fenſter tretend.)

Da ſitzt ſie auf dem Baum, gehüllt in Blütenflor,
Und weiß, um eilf Uhr fährt ſchon unſer Wagen vor!
Ankleiden ſoll ſie ſich, ſie ſoll ſich coiffiren,
Zum erſtenmal ſich heut bei Hofe präſentiren!
(ruft.) Aglaya! ſchnell herein! — Da kommt der Sauſewind!
Bei aller Wildheit doch ein allerliebſtes Kind.

Aglaya (eintretend).

Sie haben mir gewinkt?

Baronin.

Haſt Du das heut'ge Feſt
Denn ganz vergeſſen?

Aglaya.

Nein, ich wollte nur das Neſt
Dort auf dem Apfelbaum zum Abſchied noch beſchauen!
(entzückt.) Ach, Tantchen, ſähen Sie die Nachtigallen bauen —

Baronin.

Ich bitte, ſchweige mir von ſolchen Kinderei'n!
Geſetzter ſollte man in Deinen Jahren ſein! —
Du biſt noch nicht geſchmückt?

Aglaya.

Es iſt mein beſtes Kleid!

Baronin.

Das war es ſonſt, mein Kind, doch paßt es nicht für heut.

Aglaya.

Frau Wertheim ſagte ſtets: wenn man nur nett und rein,
Dann dürft' ein Mädchen nie der Andern Tadel ſcheu'n!

Baronin.

Das war ein paſſend Wort für jene Anſtalt, Kind!
Doch iſt ganz anders man in unſerm Kreis geſinnt.
Nach Kleidern wird der Rang und unſer Stand gemeſſen
Und Der wird ignorirt, der dieſen Satz vergeſſen! —
Du biſt ein Neuling noch, zu ſorglos, denkſt zu frei —

Aglaya.

Ja, Tantchen, ich geſteh' — das iſt mir völlig neu!
Im Herzen, hört' ich ſtets, da wohne unſer Werth —
Und Wort und Sitte ſei's, was Andren ihn erklärt.
Doch daß das Kleid es thut, das fiel mir niemals bei,
Das klingt recht wunderbar und iſt mir gänzlich neu!

Baronin.

Die Welt, mein liebes Kind, hat manches vorgeſchrieben
Was in der Penſion Dir billig fremd geblieben.
Erkenne wer Du biſt, erkenne was von Dir
Die Welt begehren darf und was Du ſchuldig ihr!
Du haſt ein gutes Herz, und Alle die Dir nahen,
Die möchteſt Du ſogleich mit offnem Arm umpfahen —
Allein — das darfſt Du nicht! Sich ſtets auf Würd' und Stand,
Bevor die Hand Du beut'ſt zu engerm Freundſchaftsband.

Aglaya.

Aus gleichem Stande nur ſoll ich die Freundin wählen?
Und Keine dürſte ſonſt auf meine Liebe zählen?

Baronin.
So iſt's mein Kind!

Aglaya.
Allein des Herzen Werth und Treu' —

Baronin.
Beſtimmt hier *nie* allein!

Aglaya.
Fürwahr, das iſt mir neu!

Baronin.
Noch Eins, ma chère, Du ſprichſt wie's eben Dir um's Herz,
Und was Dir lächerlich reizt Deinen Witz zum Scherz, —
Du willſt was Dir gefällt und mißfällt, *laut* bekennen.
Doch würde man mit Recht dies ſehr verwegen nennen!
Nein, *was* Du auch erblickt, es ſei nun was es will:
So lächerlich es ſei, ſo rath' ich, ſchweige ſtill!

Aglaya.
Wenn etwas lächerlich, dann dürfte ich nicht lachen?
Ach Tantchen, ſteh' mir bei, das wird mir Mühe machen!

Baronin.
So unverſtändlich Dir, ſo fremd Dir manches ſei —
Find' alles allerliebſt! —

Aglaya.
Fürwahr, das iſt mir neu!

Baronin.

Haſt Du denn dieſen Schmuck, das Kleid noch nicht beſehen?
Manch Mädchen würde längſt vor ihrem Spiegel ſtehen,
Und außer ſich vor Luſt und freudigem Entzücken
Die Hand der Geberin an ihre Lippen drücken. —
Doch Du — empfindeſt nichts! —

Aglaya.

Wie? Tantchen? dieſe Kleider!
Sie wären mein?

Baronin.

Mein Gott, hat Dir denn nicht der Schneider
Erklärt, wie ich befahl?

Aglaya.

Daß mein dies Alles ſei,
Das dacht' ich nimmermehr, das iſt mir gänzlich neu! —

Baronin.

So zieh' Dich an mein Kind, doch ſchnell, die Zeit entflieht,
Und haſt Du dies gethan, ſo ſammle Dein Gemüth
Zur Converſation, daß nichts Dich dort geniret,
Wenn man franzöſiſch auch die Unterhaltung führet!

Aglaya.

Franzöſiſch ſpricht man dort?

Baronin.

Was ſtutzeſt Du, mein Kind!

Aglaya.

Weil man franzöſiſch ſpricht, und wir doch Deutſche ſind!

Baronin.

So bringt es einmal mit die feine Lebensart,
Der deutſche Mißlaut wird, ſo viel man kann, geſpart.

Aglaya.

Der deutſche Mißlaut? — Wie, die deutſche Sprache ſei
Mißtönend Deinem Ohr? — Fürwahr, dies iſt mir neu!
Nur Wohllaut hörte ich in deutſchem Wort und Liedern,
Nein, ich verſteh' Dich nicht und kann hier nichts erwidern!

Baronin.

Mein gutes, liebes Kind, Du mußt noch manches lernen,
Manch übles Vorurtheil ablegen und bekennen.
Viel bringt Gewohnheit mit, viel die Nothwendigkeit,
Und jeglichen Gebrauch hat der Verſtand geweiht;
Doch liebes Kind, Du darfſt jetzt keine Zeit verlieren:
Die Jungfer ſchick ich Dir, Dich ſchnell zu coiffiren!

Aglaya (abwehrend).

Nein, nein, das thu' ich ſelbſt!

Baronin.

Ei, Kind, was fällt Dir bei!
Dazu iſt Lieschen da!

Aglaya.

Dazu? — das iſt mir neu!

Baronin.

Sie kleidet mit Geſchmack und Kunſt, das glaube mir!
Nimm ihre Hülfe an, — bald bin ich wieder hier! (Ab.)

Aglaya (allein).

Wie neu, wie anders klingt hier alles, was ich höre,
Ein Fremdling ſchein' ich mir in dieſer neuen Sphäre,
Die Tante meint es gut, doch tret' ich aus dem Haus,
So fürcht' ich, löſcht die Luſt die ganze Warnung aus.

(auf und niedergehend.)

Viel hab' ich heut gehört, was ich nicht faſſen kann,
Doch nimmt ein gut Gemüth gern jede Warnung an,
Die nur nicht *offenbar* dem Innern widerſpricht; —
Auf *Aeltre* hören, iſt der Tugend *erſte* Pflicht!

(nachdenkend.)

Es wohnt der Tante Wort gewiß viel Wahrheit bei,
Doch mir, ich fühl' es wohl, iſt dieſe Welt noch neu,
Drum führe *ſie* mich ein in jene bunten Säle,
Und wenn ich hier und da auch irre, ſchwanke, fehle:
So hab' ich unbewußt die Wahrheit nur erklärt:
Neu iſt mir dieſe Welt, und *neu* was ſie begehrt.

Zweite Abtheilung.

Hof.

Perſonen: Die Baronin Fels.
Aglaya, ihre Nichte.
Graf Ferdinand.

Baronin
(allein in ihrem Zimmer. Sie iſt im Morgennegligee und bereitet das Frühſtück.)

Das Glück verfolgt das Kind, das muß man laut geſtehn;
Zu Glück und Beifall iſt Aglaya auserſehn!
Die Fürſtin iſt ihr hold; Bewund'rung, Liebe blickte
Aus jedem Augenpaar, man ſah, daß ſie entzückte.

Aglaya (tritt ein).
Gut' Morgen, Tantchen! (küßt ihr die Hand.)

Baronin.
Hat mein Engel gut geſchlafen?

Aglaya.
Recht gut hab' ich geträumt! Mir träumte von dem Grafen!

Baronin.
Vom Grafen Ferdinand?

Aglaya.
Von ihm, und von dem Hofe!
— Wir ſchwatzten mancherlei, — da kam die böſe Zofe
Und weckte mich!

Baronin.
Mein Kind, nimm es Dir nicht zu Herzen!
Wer ſelbſt das Glück beſitzt, kann ſeinen Traum verſchmerzen.

Aglaya.
Ach, Tantchen! Wie ich froh, wie ich ſo glücklich bin!
Führ'ſt Du zur Fürſtin heut, gleich führ' ich mit Dir hin!
Wie hat ihr mildes Wort, wie mich ihr Blick gewonnen!
In dieſem Strahl muß ſich das bängſte Leben ſonnen,
Muß frei entfalten was Gemüth und Herz verſchließt,
Weil Lieb' und Hoheit eins in dieſer Seele iſt.
(entzückt.)
Die theure, hohe Frau! ſie ſah ſo mild mich an,
Und dies hat nicht der Schmuck, hat nicht das Kleid gethan;
In meiner Seele ſchien ihr tiefer Blick zu leſen,
Und was ſie liebgewann, es war mein eignes Weſen!
— Auch von den Andern ward mir Nachſicht, Güte, Huld.
Ich ſchwatzte mancherlei, man nahm es mit Geduld
Ja, auch mit Beifall auf. — Wie hat der Fürſt gelacht,
Als ich durch Zufall auch des Vogelneſt's gedacht.
Nein, Tante, die Natur iſt nicht am Hof vertrieben,

Es ſchien ein jeder ſie zu kennen, ſie zu lieben,
Veredelt nur erblickt' ich überall ihr Bild,
Als mich Graf Ferdinand — (einlenkend) die Fürſtin unterhielt.

Baronin.

Was hatte denn der Graf ſo viel Dir zu erzählen?

Aglaya.

Ich weiß es ſelbſt nicht mehr, — es fanden unſre Seelen
Sich wie von Ohngefähr! — Und was die Eine ſprach,
Das hallte wie bekannt tief in der Andern nach.

Baronin.

Es ſcheint, es habe Dir bei Hof recht wohl gefallen!

Aglaya.

O ja, allein der Graf am beſten unter allen!
Vom Hofe hatt' ich mir ein andres Bild gemacht,
Doch wird dort, wie bei uns, geſprochen und gelacht.
Der Zufall ſparte mir die ſchwerſte aller Klippen,
Denn kein franzöſiſch Wort kam von der Fürſtin Lippen.

Baronin.

Die Etiquette wird bisweilen abgelegt.

Aglaya.

Es ſcheint, daß jeder ſich dort froh und frei bewegt,
Und wo nur *dies* erlaubt, da liebe Tante, regen
Sich Lieb' und Dank in mir mit lauten Herzensſchlägen.

Baronin.

Nicht wahr, mein Kind, der Graf hat Dir den Hof gemacht?

Aglaya.

Den Hof?

Baronin.

Ja, ja, ma chère, mein Blick hat Dich bewacht!
Er machte Dir den Hof!

Aglaya.

Den Hof! was ſoll das heißen?

Baronin.

Aufmerkſamkeit ſah ich den Grafen Dir beweiſen!

Aglaya.

Das heißt: den Hof gemacht?

Baronin.

Ja, Kind, den Hof, die Cour!

Aglaya.

Ach Gott, verſtänd' ich doch die Hofausdrücke nur!

Baronin (ſieht zum Fenſter hinaus).

Was ſeh ich, ach, der Graf! — Er hält vor unſerm Thor!
Und ich im Negliegée! Mein Gott, was ſchütz' ich vor? —
Empfang' ihn, nimm ihn auf! Führ' ihn indeß herein!
Den Mantel werf ich um, ſchnell werd' ich bei Dir ſein! (ab.)

Aglaya (allein).
(froh.) Graf Ferdinand? Mein Traum, da iſt er eingetroffen!
Wie konnt' ich armes Kind auf ſo viel Freude hoffen.

Graf Ferdinand (tritt ein).
Verzeihung, Fräulein! wenn ich allzufrüh erſcheine!

Aglaya.
Verzeihung bitt auch ich! — Sie finden mich alleine!

Graf.
Und die Baronin?

Aglaya.
Iſt in's Cabinet gegangen!
Mir ward der Auftrag, Sie indeſſen zu empfangen!

Graf.
Und *darum* baten Sie dem Zufall zu verzeihn? —
Ein Opfer ſollt' ich ihm dafür mit Freuden weihn.

Aglaya.
Auch mir gebührte *dies*, weil er ſo ungeſäumet
Mir eine Freude gab, von der ich erſt geträumet!

Graf (entzückt).
Wie, hört' ich recht?

Aglaya (für ſich).
Ach Gott, nun iſt es offenbar,
Nun weiß er, was mir ſelbſt noch ein Geheimniß war!

Graf (bittend).

Aglaya!

Aglaya.

Ferdinand!

Graf.

Sag', haſt Du mein gedacht?

Aglaya (herzlich).

Gewiß, Sie hatten mir ſo ſchön den Hof gemacht!

Graf.

Den Hof?

Aglaya.

Ja, edler Graf, Sie nahmen mein ſich an,
Sie leiteten ſo zart mich auf der fremden Bahn!
Dem Neuling liehen Sie des eignen Geiſtes Schild,
Bis Ihre Sicherheit ich für die Eigne hielt!
So hatte Ihre That zum Danke mich verbunden,
Allein das Wort dafür — hat Tantchen aufgefunden!

Graf (lächelnd).

Wenn ich den Hof gemacht, ſo mögen Sie verzeihn,
Wenn neue Bilder ſich an dieſes Gleichniß reih'n!
(Aglaya's Hand faſſend.)
Wohl möcht' ich einen Hof um Dich, Geliebte, bilden,
Und Dich als Herrſcherin, mit dieſem engelmilden
Kindlichen Angeſicht in ſeiner Mitte ſehn,

Und ſelbſt dann huldigend vor Deinem Throne ſtehn!
Wie würde mich Dein Wort zu guter That beflügeln,
Wie freudig ſich mein Blick in Deinem Auge ſpiegeln,
Wie ſollt' aus ſeinem Strahl mich Leben neu durchglühn,
Und dieſe Erde mir, ein ew'ger Frühling, blühn!
Sag', theures Mädchen, darf ein redlich Herz es wagen
Sich Dir mit Allem, was es ſein nennt, anzutragen? —
(ſanft.) Mein Hof iſt glänzend nicht! Ehrwürd'ge Diener schauen
Mit weißem Greiſenhaupt, gehüllt in ihre blauen
Uralten Mäntel, ſtill auf ſein Gebiet hernieder,
Als feſter Hort, geſtützt auf ihre Rieſenglieder. —
Den Thron erbaut der Lenz auf bunt geſtickten Matten
Und wölbt darüber hin der Bäume Blütenſchatten;
Viel Kinder Flora's ſtehn als zarte Hoffräulein
Bereit, der Herrſcherin ſich froh zum Dienſt zu weih'n;
Willſt Du, Aglaya, wohl den ſtillen Thron beſteigen?
Das Herz, das Dir ihn beut, es iſt und bleibt Dein eigen!

Aglaya.

Ach Ferdinand, was iſt's, was Dir mein Herz gewann?
Was Du mir beutſt iſt Glück! — Ich nehm' es freudig an!

Baronin (geputzt eintretend; ſich verneigend).

Verzeihung, werther Graf!

Aglaya.

O Tante, welch Entzücken!

(ſie will ſie umarmen, bleibt aber plötzlich ſtehen und ſchlägt den Blick zu Boden.)

Graf (entzückt).

O hätt' ich Worte, die Gefühle auszudrücken
Die dieſer Augenblick in meiner Bruſt erregt!

Baronin (ſieht beide verwundert an, dann zu Aglava).
Was iſt's, mein Kind, das Dir die Augen niederſchlägt?

Aglava. (ſchüchtern).
Sie wiſſen's, Tantchen, daß er mir den Hof gemacht —
(ſie wirft einen Blick auf den Grafen, er küßt ihre Hand; heiter.)
Heut hat er Herz und Hof mir zum Geſchenk gebracht!
Auf einen Blumenthron will mich der Freund erheben,
Ehrwürd'ge Diener mir, und zarte Fräulein geben —

Graf.
Und ſelbſt Vaſall ihr ſein, und ihrem Glück allein,
(zur Tante) Wenn uns Ihr Segen wird, ſein ganzes Leben weih'n!

Baronin.
Sie überraſchen mich! — Mein Gott, was ſoll ich ſagen —

Graf (bittend).
Um das beglückte Paar die Mutterarme ſchlagen
Und an das Herz ſie zieh'n!
(Beide knieen vor ihr nieder.)

Baronin (ſie aufhebend).
Das heißt den Hof gemacht!
Aglava, dieſes Glück hat Dir der Hof gebracht!

Dritte Abtheilung.

Neuhoff.

(Freier Platz. Bauern und Bäuerinnen ſammt Kindern ſind bemüht, ſich in einem Kreiſe zu ordnen. Schulz tritt auf, er iſt feſtlich geſchmückt, und trägt eine lange Papierrolle in der Hand, mit der er ſich durch die Anweſenden einen Weg bahnt.)

Schulz (polternd.)

Seid ihr beiſammen, he? — Lauft Ihr doch hin und her,
Als ob Queckſilber Euch in allen Gliedern wär! —
Wißt Ihr warum Ihr hier, wißt Ihr was ich begehrt?
Habt Ihr vergeſſen, was ich mühſam Euch gelehrt? —

Erſter Bauer.

Herr Schulz, wo denkt Ihr hin! Habt Ihr den Kopf verloren?
Ihr thut, als wäre ſchon die Herrſchaft vor den Thoren!
Ihr dreht und tobt und ſchreit, indeß der Kreis ſich ſtill,
Wie es die Ordnung heiſcht, um Euch verſammeln will!

Schulz.

So eilt nur, eilt! — Ihr ſeht, ich will Euch memoriren,
Euch überhören, *mir* die Ode einſtudiren,
Ich muß mit mir und Euch noch große Probe halten,
Drum ſoll die Ordnung ſich aufs ſchleunigſte geſtalten.
(Die Anweſenden ordnen ſich.)

Schulz.

(Mit großen Schritten umhergehend, indem er die Rolle entfaltet und laut memorirt.)

(pathetiſch.) Erhabner Tag! Es einen ſich
Smaragden und Saphiren,
Gott Titan will mit Golde Dich
Und Purpur ausſtaffiren!
Frau Flora bringt den beſten Strauß,
Und putzt ſich wie zum Tanz heraus.

(wohlgefällig ſtehen bleibend.)

Zum Tanze! der Gedanke iſt neu, und wird Beifall finden!

(fährt fort.)

Wem aber gilt das Feldgeſchrei
Aus unſer aller Seelen!

(mit hoher Gravität.)

— Daß uns Erhabnes nahe ſei. —

(ſchmunzelnd.) Erhabnes! Dieſer Ausdruck iſt gleichſam aus der Muſen Schatzkäſtlein geſtohlen!

Erſte Bäuerin.

(Den Schulzen beim Arm faſſend.)

Sagt an, Herr Schulz, wollt Ihr mich jetzo überhören?

Schulz (heftig).

Potz Blitz! Müßt Ihr mich ſtets in meinem Texte ſtören?
Ihr wißt mein Studium geht vor allem andern vor!
Ich bin der Vordermann, ich ſtehe dicht am Thor!

(die Bäuerin tritt zurück.)

(der Schulz fährt laut fort.)

Erhabner Tag, es einen ſich
Smaragden und Saphiren!

Zweite Bauerin (ihn leiſe beim Zopfe ziehend.)
S'iſt hohe Zeit, ich muß Euch jetzt mein Verslein ſagen!

Schulz (außer ſich).
Hört Alt und Jung nicht auf, mich bis auf's Blut zu plagen?
Hier nimmt mich Eins beim Arm, hier zieht mich Eins beim Zopfe!
Schon brennt es lichterloh in meinem armen Kopfe!

Bauer.
Schaut her, Herr Schulz, wir ſtehn zu buntem Kreis vereint!
Was fangen wir nun an, wenn unſer Prinz erſcheint?

Schulz.
Ihr ſeht, ſie laſſen mich nicht zu Verſtande kommen,
Drum Faſſung, und das Air des Mentors angenommen!
(mit ſtolzer Gravität.)
Neuhofer Bauern! Ihr, die den Beruf erwogen,
Warum Ihr heute Euch den Feſtrock angezogen,
Vernehmt was Euch geziemt, vernehmt was Euch gebührt,
Warum Euch mein Befehl auf dieſen Platz geführt!

Bauer.
Befehl? — Mit Nichten, Schulz! Des eignen Herzens Triebe,
Die führten uns hierher, Verehrung, Freude, Liebe!

Schulz.
Nun gut, die Liebe führt, allein der Schulz belehrt
Was ſich zur Feſtlichkeit, zum Anſtand ſich gehört!

— Wie eine Mauer ſteht, ſobald der Wagen naht!
Ich aber trete vor in meinem Hochzeitſtaat
(er ſchreitet gravitätiſch vor.)
Voll hoher Majeſtät und ſpreche meine Ode!
Die Jungfraun ſtehn um mich, (er winkt den Mädchen, ſie
verſammeln ſich um ihn.)
ſo will es Sitt' und Mode.
Ihr ſtreuet Blumen aus, ich aber ſchweige ſtill,
Dann aber nahe ſich und rede wer da will. —

Kind (zur erſten Bäuerin).

Ich freu' mich, Schweſterlein, auf unſers Herren Braut!

Erſte Bäuerin.

Wir alle freuen uns, doch werde nicht zu laut!

Bauerknabe.

Ich möchte ihr ſo gern die weißen Hände küſſen!

Schulz.

Herr Naſeweis! *darauf* wirſt Du verzichten müſſen!
So hohe Gunſt gehört dem Oberhaupt *allein*!
Ich küſſe ihr die Hand, *Ihr* werdet Zeuge ſein!
Noch Eins, wenn ich den Vers, den letzten Vers vollendet
Und mich mit einem Wink zu Euch herabgewendet:
Dann rufet Vivat, laut, Triumpf! Victoria!
Der theure gnädge Prinz, die Prinzeſſin iſt da! —
Jetzt ſtill, mir deucht es nah' ein Wagen ſich von ferne!
(ängſtlich.) Ihr Götter ſteht mir bei, daß ich die Ode lerne!
(Er trocknet ſich den Schweiß, indem er das Papier durchlieſt. Die Gruppe ſteht eine Weile erwartungsvoll um ihn her.)

Erſte Bäuerin.

Es kommt ja nichts! —

Schulz.

Hm, hm! S'iſt wahr, die Zeit enteilt! —
Ein Räthſel bleibt es mir, wo unſer Prinz verweilt! —
— Wär' er vielleicht ſchon hier? — (zu den Mädchen.)
Seht Euch da drüben um,
Birgt ſich das hohe Paar vielleicht im Publikum? —

Erſte Bäuerin (jubelnd).

Fürwahr, da ſieht der Prinz, und neben ihm die ſchöne
Geliebte Frau! Fort, daß mein Kranz ſie kröne.
(ſie naht ſich Clementinen.)
Laß mich die Erſte ſein, die Dir von Neuhofs Auen
Den Kranz der Liebe bringt, Du Lieblichſte der Frauen.
(ſie reicht ihr den Kranz.)

Zweite Bäuerin (vortretend).

Und mich, die Zweite, die der Treue Gruß Dir beut,
Mit dieſen Blumen Dir den neuen Pfad beſtreut.
(ſie ſtreut ihr mit den Kindern Blumen.)

Schulz.

(Mit Gravität vortretend.)
Macht Platz! Silentium! —
(zu dem Fürſtenpaare.)
Durchlauchtes, hohes Paar!
Der Muſengott erſcheint und bringt ſein Opfer dar!
(tiefe Verbeugung.)
(Er entfaltet die Rolle; deklamirend.)
Erhabner Tag, es einen ſich
Smaragden und Saphiren!

Gott Titan will mit Gelbe Dich
Und Purpur ausſtaffiren!
Frau Flora bringt den beſten Strauß
Und putzt ſich wie zum Tanz heraus!

Wem aber gilt dies Feſtgeſchrei
Aus unſer aller Seelen!
(bedeutend.)
Daß uns Erhabnes nahe ſei,
Das kann ich nicht verhehlen.
Der edle Prinz zieht bei uns ein,
Und mit ihm die Gemalin ſein.

Vivat! Triumph! Sie wollen treu
In unſrer Mitte wohnen,
Daß Freud' und Segen bei uns ſei,
Und aller Tugend Kronen!
Umſchlingt die Theuren eng und nah:
(den Bauern winkend.)
Vivat, Triumph, Victoria!

Alle (jubelnd.)
Vivat! Triumph! Victoria!

Erſte Bäuerin.
O möchte unſre Flur für Euch
Die ſchönſten Blüten treiben!
Der Liebe erſtes Himmelreich
Für immer werth Euch bleiben!
Dann werdet Ihr auf Neuhofs Au'n
Froh wandeln, froh zurück einſt ſchau'n!

Der Glückwunſch.

Dramatiſirte Charade, zur Aufführung in Familienkreiſen beſtimmt.

Erſte Abtheilung.

Glück.

Scene in einem Aufzuge.

Perſonen: Der Major.
Alwine, ſeine Gemalin.
Graf Hold.
Johann, des Majors Bedienter.

Die Scene ſpielt im Landhauſe des Majors.

Erſter Auftritt.

Vorzimmer. Alwine ſitzt an einem Tiſch, mit Schreiben beſchäftigt. Sie durchlieſt hierauf das Geſchriebene, legt dann das Blatt weg und ſieht nach der Uhr. Unruhig aufſtehend:

Die ſechste Stunde ſchon! Wo bleibet mein Gemahl?
Zu lange duld' ich ſchon des Harrens bange Qual!
Was kann ihn halten, was ſich ihm entgegenſtellen?
Mein Gott, man hört und träumt ſo viel von Unglücksfällen!

Er ritt das wilde Roß, zu kühn iſt oft ſein Muth,
Ganz nah liegt ihm die Schlucht, die Wege ſind nicht gut.
Ein einz'ges Straucheln — und er iſt für mich verloren!
O Gott zu welcher Angſt ward ich heut auserkoren!
(ſie ſchellt, Johann tritt ein.)
Laßt ſatteln, reitet ſchnell den Weg nach Lindenhayn!
Es reitet der Major bei dunkler Nacht allein!
Ihr kennt das ſcheue Roß, kein Reiter kann es zügeln,
Sagt — meine Angſt hieß mich der Diener Troß beflügeln,
— Fort, zögert nicht, er kommt den Felſenpfad hinab!

Johann.

Der gnäd'ge Herr? — Der ſtieg am Gartenthor ſchon ab!

Alwine.

Wie mein Gemahl, ſagſt Du? —

Johann.

Sie ſind ſchon an der Thür,
Ein Fremder iſt mit ihm, ein hoher Cavalier —
Da kommen ſie! (ab)

Während Folgende eintreten, ſchließt Alwine das Papier in ihren Nähtiſch, doch ſo, daß es von den Eintretenden bemerkt wird.

Zweiter Auftritt.

Der Major. Graf Hold. Alwine.

Alwine.

(auf ihren Gatten zufliegend.)

Gott Lob da biſt Du ja mein Leben!

Der Major.

(nachdem er ſie begrüßt, führt er den Grafen auf ſie zu.)

Ich komme, Dir, mein Kind, ein Räthſel aufzugeben.
Wen führet heut das Glück in unſre Mauern ein?

Alwine.

Dein hoher Blick, Dein Ton — Das kann Graf Held nur ſein!

Graf Held.

(Alwinen die Hand küſſend.)

Getroffen, gnäd'ge Frau! — Es ſcheinet in den Zügen
Des trefflichen Gemahls ein Räthſel tief zu liegen.
Wahr, offen, wie ich ſtets den biedern Freund gekannt,
Begrüß' ich wieder ihn in meinem Vaterland.
(zum Major.)
Das Leben hat ſich friſch in Deinem Blick erhalten.
(trüb.)
Wir, an des Glückes Quell, nur kennen das Veralten!

Major.

Was ſoll der ernſte Zug, der ſchnell die Stirn Dir trübt?
Ich ſehe Dich geehrt, bewundert und geliebt,
Von Ruhm und Fürſtengunſt ſind dieſe Orden Zeichen!
Wer dürfte ſich mit Dir, mit Deinem Glück vergleichen?

Graf Held.

Ja, leugnen kann ich's nicht, der Fürſt hat reiche Gnaden
Bereits verſchwenderiſch auf dieſes Haupt geladen.
Was mühſam Kunſt und Liſt nach Jahren erſt erſchleicht,
Hat freie Huld und Gunſt mir freundlich dargereicht.

Zu viel beſitzt Graf Hold, um nicht der Neider Blick
Auf ſich zu ziehn, — doch ach, zu wenig noch zum Glück! —

Alwine.
(nach einer Pauſe.)
Erlaube, mein Gemahl, daß für des Gaſtes Pflege
Ich Sorge tragen darf! — Mein theurer Graf ich hege
Im voraus das Vertraun, daß ich des Freundes Güte
In Anſpruch nehmen darf, wenn ich zu Gaſte bitte! (ab.)

Dritter Auftritt.

Major. Graf Hold.

Graf Hold (Alwinen nachſehend).
Ein ſchönes, holdes Weib!

Major.
Ein braves Weib, fürwahr!
Was ächt iſt ſteigt an Werth nur höher Jahr um Jahr.
Doch nun erzähle mir, mein Freund! Die Stunden gleiten
Und vieles änderten die raſchbeſchwingten Zeiten.

Graf Hold.
Was ich gethan, erſtrebt — die Zeitung hat's genannt —
Doch was das Herz erfuhr — das iſt nur Gott bekannt!
Frag' nicht, mein Freund! Man ſieht um hohe Bergesſpitzen
Am öfterſten den Zorn ergrimmter Wolken blitzen.
Verborgen liegt das Thal, doch zieht in ſeinen Hain
In ſeine Schatten gern der holde Frühling ein! —
— Biſt Du ſchon lang' vermählt?

Major.
Drei Jahre zählt mein Glück!

Graf Hold.
Und täuſchte Dich noch nie der Gattin Liebesblick? —

Major.
Ihr Herz iſt treu und rein und prunklos ihre Tugend,
Und heilig ihr die Pflicht — trotz allem Reiz der Jugend.

Graf Hold.
Du ſprichſt ſehr ſicher, Freund! — Haſt Du ſie ſchon geprüft?

Major.
Nie hab' ich ohne Grund in Grillen mich vertieft.
Feſt muß der Boden ſein, auf den mein Glück ich baue,
Und fern der Argwohn auch, wo liebend ich vertraue.

Graf Hold.
Man hat manch Beiſpiel wohl, — ich ſelbſt hab' es erlebt,
Daß eine Stunde oft ſo feſten Bau begräbt!
Die Einſamkeit, der Reiz romantiſcher Natur —
Man will Veränderung, will Abenteuer nur —
(bedeutend.)
Man ſchreibt an einen Freund —

Major (für ſich).
Mein Gott, ein Blättchen ſchob
Sie eilig in den Tiſch, wie wenn mein warmes Lob
Zu verſchnell war? (laut) Mein Freund, Du darfſt es wagen,
Die Frauen ohne Grund zu ſchmähen, zu verklagen?

Graf Hold.

Vergebung! Sieh', ich war ein ſel'ger Mann wie Du;
Da ſtört' ein Zufall mir des Lebens goldne Ruh!
Ein Blättchen ſah ich einſt von meiner Gattin Händen
Verſtohlen, heimlich ſchnell in ihren Nähtiſch ſenden —
(finſter.)
Es kam in meine Hand, und wie vom Blitz verheeret
War von der Wahrheit Licht mein Lebensglück zerſtöret.
— Ein ähnlich Blättchen kam vorhin mir in den Blick,
Der Nähtiſch ſchloß es ein; — da trat mein Mißgeſchick
Mit aller ſeiner Qual und ſeinen Natterbiſſen
Vor meine Seele — ach, ich konnt' es nicht verſchließen!

Major.

Dies Tiſchchen ſagſt Du — birgt —?

Graf Hold.

Das Blatt, von dem ich ſprach!

Major (kämpfend).

Du wagſt zu zweifeln? — Gut, mein Freund! wir ſehen nach!
Du tratſt mit Glück gekrönt in dieſes Schloſſes Hallen,
Mir iſt ein Kleinod nur, ein Einz'ges zugefallen;
Doch ſchätz' ich reicher mich durch dieſes einz'ge Gut,
Als Dich, in deſſen Bruſt ſo arges Mißtrau'n ruht! —
(er öffnet die Schublade.)

Graf Hold.

Der Augenblick iſt ſchwer!

Major.

Doch *leicht* ein fromm Vertrauen.
(nimmt das Blatt.)

Graf Hold.

Erlaube mir, mein Freund, mit in das Blatt zu ſchauen!

Major (lieſt).

Kehrſt du freundlich mir zurück,
Froher Tag, geliebte Sonne,
Die du auf der Gattin Wonne
Warfſt den erſten Strahlenblick? —
Schmückt euch ſchöner, ſtille Haine,
Daß in aller Reize Pracht
Heut das Leben *dem* erſcheine,
Der es mir zum Himmel macht!
(In Entzücken ausbrechend.)
Alwine! Gott, wie reich macht dieſer Augenblick!
Nimm eilig, böſer Freund! Dein ſchwarzes Wort zurück.
Umſonſt, Du ſiehſt es wohl, erſinnt der Argwohn Mängel,
Die Frauen bleiben gut, vortrefflich, bleiben *Engel*!

Vierter Auftritt.

Alwine. Die Vorigen.

Alwine.

Ich komme, edler Graf, Euch in den Saal zu laden,
Dies Zimmer iſt ſo frei, der Zugwind könnte ſchaden.
Ich war hier eigentlich nur flüchtig eingekehrt,
Weil man den Hufſchlag hier am beſten ſchallen hört.

— Jetzt halt' ich ihn ja feſt, den böſen Ungetreuen,
Und darf nach langer Qual mich meines Glücks erfreuen.

Der Major.

(Sie an ſich ziehend und ihre Hand küſſend.)

Alwine, herrlich Weib! wie reich machſt Du mein Leben!
O wüßteſt Du wie viel, wie viel Du mir gegeben!

Graf Hold.

So viel gnädige Frau, daß ich bei ſeines Glückes Höh',
Trotz Fürſtengunſt und Pracht — ein Bettler vor ihm ſteh'!

Major.

Ja, armer Freund, ich fühl's, der Ehre Flitter lohnt
Nur ſparſam, wo noch Sinn für edl're Freude wohnt.
Beneidend hab' ich erſt auf Deinen Glanz geblickt,
Das eigne ſtille Loos — es haſt mich faſt gedrückt, —
Doch dieſer Augenblick, er hat es mir bewieſen,
Daß Ruh und wahres Glück aus andern Quellen fließen.
Nur ſelten kehret es von Außen bei uns ein, —
Im Hauſe, in der Bruſt — da muß es heimiſch ſein.

Zweite Abtheilung.

Wunſch.

Dramatiſche Scene in einem Aufzuge

Perſonen: **Frau von Lind.**
Annette, ihre Nichte.
Lieutenant **Werth.**
Ein Bedienter der Frau von Lind.

Die Scene ſpielt in Annettens Zimmer.

Erſter Auftritt.

Annette
(von einem Nähtiſch aufſtehend, auf dem eine Guitarre liegt).

Der Ball, der böſe Ball! was ich auch mag beginnen,
Stets flammt der helle Saal vor meinen regen Sinnen. —
So ſtand ich, als galant der Lieutenant zu mir trat
Und ſchmeichleriſch und leis um einen Länder bat.
Mein Gott, wie ward ich roth! Und ſah es wohl die Tante
Wie mir der Wangen Glut bis in die Locken braunte?
Ich neigte mich ſehr tief, das weiß ich noch genau,
Und bot recht unklug ihm das blöde Herz zur Schau.
Er aber zog mich fort, wir flogen durch die Reih'n,
Und aller Mädchen Blick ſchoß neidiſch hinterdrein.
Ein Mars! Nein, ein Apoll! ſo hört' ich bald zur Linken,
Zur Rechten bald die Schaar der armen Käuzchen winken;

Ich ſtand, als käme mir mit Recht das Beſte zu,
Und ſchwatzte mit dem Gott in unbefang'ner Ruh.
Wo er jetzt weilen mag? Ich möcht' es wahrlich wiſſen!
Er würde, säh' er mich, gewiß recht freundlich grüßen!
Vielleicht auch ſpräch' er mich recht fein und artig an,
— Wie der Gedanke ſchon mir Freude machen kann! —
„Gut' Morgen, Fräulein! Wie, Sie ſind ſchon ausgegangen?“ — .
— Ach, die Verlegenheit! da glüh'n mir ſchon die Wangen,
Und dennoch iſt's nur Spiel, nur eitles Poſſenſpiel!
Annette, armes Kind! das iſt zu viel, zu viel!
(ſie geht auf und nieder.)
Ich möchte wiſſen, wenn er hier im Zimmer ſtände,
Ob nicht die Blödigkeit bei ſeinem Anblick ſchwände!
Nur darum wünſchte ich — es kann nicht Unrecht ſein,
Gewißlich darum nur, der Lieutenant träte ein! —
Ich hätte ach ſo viel, ſo viel ihm noch zu ſagen:
Die Tant' iſt herzlich gut! Mein Herr, Sie könnten wagen,
Wenn Sie mich liebenswerth und ſchön, wie geſtern, finden —
So hofft' ich, ja, mein Herr, — ſo hoffte ich aus Gründen,
Die Tante ſagte Ja! — Gottlob, nun war's heraus! —
Mir wächſt der Muth! (ſich im Spiegel betrachtend) ich ſeh' wie eine Heldin aus!
Ach hätte Lieutenant Werth, was ich gedacht, vernommen,
Um Alles wette ich, er wär' herein gekommen.
O führ' ihn noch herbei, gefälliges Geſchick,
Der günſt'ge Augenblick — nie kehret er zurück!
(ſie ergreift die Guitarre und ſingt abgewandt: Einſam bin ich, nicht alleine ꝛc. Während dem tritt Lieutenant Werth leiſe ein; ſie bemerkt ihn erſt, als er dicht vor ihr ſteht, erſchrickt und laßt die Laute fallen, indem ſie aufſpringt.)

Zweiter Auftritt.

Lieutenant Werth. Annette.

Lieut. Werth.

Vergebung, Fräulein, für mein frevelhaft Erkühnen!
Mir war, als führ' ein Wort des Schickſals mich zu Ihnen!
(bedeutend.) Verrathen hat der Laut, den man der Luft
vertraut,
Die Wände plaudern oft und Wünſche werden laut!

Annette (in höchſter Verlegenheit).

Mein Gott, was wagen Sie? Gleich tritt die Tante ein!
Nichts habe ich gewünſcht, es muß ein Irrthum ſein!

Lieut. Werth.

Man täuſcht mich nicht ſo leicht, die Lüfte haben Ohren —

Annette (für ſich).

Gewiß, er hat gelauſcht — nun bin ich ganz verloren!
(laut.) Ja, etwas wünſchte ich, mir fällt es eben ein;
Von der Guitarre konnte wohl die Rede ſein!
(ſie nimmt die Laute und dreht ſchnell einen Wirbel zurück.)
Es ſprang die Saite mir, Sie ſehn, da hängt ſie frei,
Da wünſcht' ich heimlich Sie — vielleicht auch laut herbei.
Man ſagt, Sie haben viel im Lautenſpiel gethan,
Drum bitt' ich, ſpannen Sie mir dieſen Wirbel an!
(ſie reicht ihm das Inſtrument.)

Lieut. Werth.

Gern ſteh' ich zu Befehl.

Annette.

Gott Lob, nun iſt's vorüber!
Es bebt mir Hand und Fuß, als quälte mich das Fieber.

Lieut. Werth.

Hier, ſchönes Fräulein, iſt die hergeſtellte Laute!
Dank Ihrer Gütigkeit, die freundlich mir vertraute!

Annette.

Die Saite ſchon zu Stand? — Sie haben mich verpflichtet!
(verlegene Pauſe; für ſich).
Was ſprech' ich nun mit ihm, ich ſtehe wie vernichtet! —
(laut.) Wie iſt die Witterung? —

Lieut. Werth.

Kalt! der Hoffnung nicht gedeihlich!

Annette.

Der kühnen Hoffnung? Nun — das wäre wohl verzeihlich! —
Ach, käm' die Tante nur!

Dritter Auftritt.

Frau v. Lind. Die Vorigen.

Frau v. Lind
(mit allen Zeichen der Verwunderung).

Sieh' da — Herr Lieutenant!
Wie? Gar ein tête à tête? Fürwahr, das iſt charmant!

Lieut. Werth.

Sie ſehen, gnäd'ge Frau, ein eignes Ohngefähr
Berief mich zu dem Arzt des Inſtruments hierher.
Gern hab' dem Fräulein ich den kleinen Dienſt erwieſen,
Da meine Wege juſt an dieſes Zimmer ſtießen.
Der Obriſt Röden liegt ganz nah' hier im Quartier,
Und in Gedanken nur verwechſelt' ich die Thür.
Verzeihung, gnäd'ge Frau! — Mein Fräulein, guten Morgen!
(Gegenſeitige Verbeugungen. Der Lieutenant ab.)

Vierter Auftritt.

Frau v. Lind. Annette. Ein Bediente (tritt ein).

Bediente.

Gnäd'ge Frau, es iſt der Brief nach Breslau zu beſorgen!

Frau v. Lind.

Ich komme gleich! — (zu Annette.) Mein Kind, ich laſſe Dich allein,
Doch Hannchen ſoll ſogleich in Deiner Nähe ſein!
Der dreiſten Herren giebt es leider nur zu viele
Und leichtlich ſteht der Ruf der Mädchen auf dem Spiele.
Du ſiehſt erſchrocken aus! (gütig.) Ich gebe Dir mein Wort:
Nie weich' ich künftig mehr aus Deiner Nähe fort!
Adieu, mein Kind, Adieu!
(Ab mit dem Bedienten.)

Fünfter Auftritt.

Annette (allein).

Es iſt um mich geſchehn!
Nie werd' ich mehr, ach nie den Lieutenant wiederſehn.
Ich Thörin ich, — da fliehn die köſtlichen Secunden!
Des Zufalls ſchöne Gunſt — ſie iſt, umſonſt verſchwunden!
Wie hold war mir das Glück! Kaum war mein Wunſch beendet,
So ſtand er auch ſchon da, vom Schickſal mir geſendet.
Ich aber, ſtatt in Ruh' mich dieſes Glücks zu freu'n,
Muß in thörichter Angſt nach meiner Tante ſchrei'n!
So geht's mit unſerm Wunſch! Es pflegt in tiefer Bruſt
Die Fantaſie manch Bild in ſtiller, ſüßer Luſt.
Doch — tritt es an das Licht — o welch ein bleich Erſchrecken,
Welch Bangen wird ſogleich das blöde Antlitz decken!
Nein, weislich hat der Rath der Vorſicht es bedacht,
Als ſie ſo eng beſchränkt der Wünſche eitle Macht.
Die Menſchheit irrt und ſchwankt, ſo lang' ſie lebt auf Erden,
Und niemals, arme Welt, wirſt Du gebeſſert werden!

Dritte Abtheilung.

Glückwunſch.

(In der Mitte der Scene ein Altar. Hinter demſelben die Prieſterin, umgeben von den Genien der Liebe, Freundſchaft, Freude und Geſundheit.)

Prieſterin
(indem ſie die Opferſchale bereitet).

Steige, hehre Flamme, ſteige
Zu dem Aether leicht empor!
Daß der Götter heilig Chor
Sich gewährend niederneige!
Breche muthig Dir die Bahn
Durch der Wolken dunklen Schleier,
Trage unſrer Liebe Feier,
Unſre Wünſche himmelan!
(Die Flamme ſteigt empor.)
Ha, Triumph! Ich bin erhöret!
Himmelwärts entwallt der Strahl!
Und der Erde dunkles Thal
Wird von ihrem Glanz verkläret.
(Zu den Genien.)
Auf nun, Schweſtern, bringt die Kränze
Der Geliebten freudig dar,
Daß vom feſtlichen Altar
Segen auf uns niederglänze.

Liebe.

(Einen Roſenkranz auf den Altar legend. Zu der Gefeierten.)

Roſen ſtreu' ich in Dein Leben,
Wie Du freundlich ſie geſtreut!
Will bis in die ſpät'ſte Zeit
Dir der Kronen ſchönſte geben!

Freundſchaft.

(Aſtern auf den Altar legend.)

Wie die Aſter ſpät noch blüht
Ungeſtört bei Froſt und Regen –
Alſo bleibt der Freundſchaft Segen
Treú dem redlichen Gemüth.

Freude.

(Einen Immortellenkranz auf den Altar legend.)

Nennt man wandelnd gleich den Kranz,
Den ich leichten Fluges biete,
Für Dich wählt' ich eine Blüte
Dauernd wie der Tugend Glanz.

Geſundheit.

Wenn Dir frohe Stunden nah'n —
O, ſo nimm aus meinen Händen
Deine Freuden zu vollenden
Auch Hygea's Balſam an.
(Sie gießt ihren Becher in die Flammen.)

Prieſterin.

Und nun ſchließet ſanft und leiſ'
Euch als bleibendes Geleiſe

In der Zukunft fernſten Weite
Feſt an ihrer Tage Kreis!

Keines werd' ihr ungetreu!
Daß der Abend wie der Morgen
Dieſes Jahres, ohne Sorgen,
Ohne Dornen für ſie ſei.

(Mit den Genien vortretend.)

Nimm den Glückwunſch huldreich auf,
Du, die wir im Herzen tragen!
Glück und Frieden Deinen Tagen,
Segen Deinem Lebenslauf!

* * *

Zweite Abtheilung.

Am Silber-Hochzeitfeſt.

Der Genius des Lebens.

Kennt Ihr das Feſt der Lieb' und Treue,
Die, wie des Silbers reines Licht,
Bei jeder Läuterung auf's Neue
Hervor in hellen Strahlen bricht? —
Ich bin zu dieſem Feſt berufen,
Ein Herold Aller, ſteh' ich hier,
Bewahrend an des Altars Stufen
Der ſchönen Kränze heil'ge Zier.

(Dem Brautpaar zwei Kränze von Epheu und Roſen überreichend.)

O nimm ſie auf mit milden Blicken,
Du Gottgeliebtes Jubelpaar!
Nicht ſchöner kann die Myrthe ſchmücken,
Kein Diadem prangt ſo im Haar.

(Zum Jubelgreis.)

Es iſt das Grün, das nie veraltet,
O ſieh in ihm der Treue Bild,
Die, wie das Schickſal auch gewaltet,
Die heil'ge Kraft ſich ſtets erhielt.

(Zur Jubelbraut.)

Heil Dir, die Du mit Mutterblicken
Den Deinen Kreis ſtets treu umfingſt!
Beglückt, im Streben zu beglücken
Den ſchönen Pfad des Wohlthuns gingſt.
Dein bleibt mit innigem Vertrauen
Der Kinder Herz, das Dich erkannt,
Drum wählten wir auf unſren Auen
Die Roſe Dir, der Liebe Pfand.

(Zum Jubelgreis.)

Wie von der Eiche Schutz umfangen
Die jüngern Bäumchen fröhlich ſtehn,
Und oft mit ſehnendem Verlangen
Empor nach ihrem Vorbild ſehn:
So ringet Deiner Kinder Streben
Zu einem gleichen Ziel hinan,
So will ſich ihre Kraft erheben,
Dein theures Vorbild zu umfahn.

Noch hält Dich unſer Arm umwunden,
Noch ſinkt der Freude voller Kranz
Entzückend hin auf unſre Stunden,
Verklärend ſie mit Feſtes Glanz.

O mög' er ferner bei uns weilen,
Des Lebens heitrer Genius,
— Sein Glück mit treuen Herzen theilen,
Erkläret erſt des Glücks Genuß.

Das fromme Werk, die edlen Thaten,
Verborgen oder frei vollbracht,
Sie ſind des Lebens heil'ge Saaten,
Aus denen heitre Hoffnung lacht.
Drum wird der Biedre nimmer darben
An innerm Friedens-Sonnenſchein: —
Wer Gutes ſä't, trägt reiche Garben
Der Freude und des Segens ein.

Böhmiſche Leute.

Ein Laborant und ein Gärtnermädchen.

Gärtnerin.

Grüß' Euch Gott, liebe Herren und Damen!
Nehmt's nicht für ungut den böhmiſchen Leuten,
Daß ſie ſo gradweg in's Haus Euch kamen!
Der Alte da ließ ſich nicht länger bedeuten,
's iſt ein Laborant aus Krummhübel, nun Ihr kennt
Vom Markte her ja ſeines Gleichen!
Den Doktor ſpielen und Tropfen reichen,
Das iſt, ſo zu ſagen, ihr Element.

Laborant.

O tempora, o mores! — Welch eitles Geſchwätz!
Ein jedes Ding muß von ſelbſt ſich erklären!
Der Welt zu nützen, iſt mein Geſetz,
Und darum nah' ich in allen Ehren
Mit gleichen Wünſchen, lobeſam,
Und biete meine Hülfe an
Der edlen Braut und dem Bräutigam,
Und lege all mein Haben und Wiſſen
In tiefſter Demuth denſelben zu Füßen.

(Er kramt ſeine Medikamente in Duten und Schachteln beſtehend, aus.)

Ja, liebe Herrſchaft, hier ſehen Sie,
Was wir auf unſern Bergen erſtreben!
Hausmittel für alle Uebel im Leben,
Für Aſthma, Podagra, Hypochondrie,
Für Fieber und Krämpfe,
Und Schwindel und Dämpfe,
Für Wallung, Entzündung
Und üble Empfindung,
Und Mißbehagen
In Kopf und Magen.
Hier sal thermarum crystallisatum
Und sulphur antimonii praecipitatum
Oleum populeum, philosophorum
Foenum graecum, sulphur sublimatum
Alles, Verehrteſte, ſteht Euch zu Dienſt,
Die Kraftelixire, die Kräuter, die Pillen,
Wollt Ihr der edlen Kunſt zum Gewinn
Mir nur ein einzig Geheimniß enthüllen!

Gärtnerin.

Nun kommt's! Nun gebt ein wenig Acht!
Laboranten ſind ſchlau und ſehn, wo ſie bleiben,
Die Uebel woll'n ſie den Leuten vertreiben,
Und ſind auf den eignen Vortheil bedacht.

Laborant.

Pro primo iſt meine ergebenſte Frage:
Was thut man, verehrtes Jubelpaar!
Daß man am Silber-Hochzeitfeſte
Noch ſo ſtattlich zu ſchauen iſt im Kreiſe der Gäſte,
Als wie man als Braut und Bräutigam war? —
Sieht man Euch ſtehn, ſo hoch und hehr,
Kann man dem Glauben nicht widerſtreben,
Daß ein Arcanum gefunden wär',
Die Jugend zu wahren für's ganze Leben.
Dies Mittel aber — ich muß es bekennen,
Dünkt mich ſo hoch als der Stein der Weiſen,
(bittend)
O wollt mir die hohe Gnade erweiſen,
Und mir das wicht'ge Geheimniß nennen!
Pro secundo! — noch eine Kunſt,
Möcht' ich von Euch, Verehrteſte, lernen!
Vieles was ſchimmert, iſt eitler Dunſt,
Glimmert und flimmert nur von fernen,
Aber die Liebe — das edle Vertrau'n
Guter Menſchen iſt ächte Waare,
Und bei Euch iſt dies wunderbare,
Selt'ne Zaubermittel zu ſchau'n.
Dieſe Kunſt, ſich die Herzen zu fangen

Mit einem Blicke, mit einem Wort: —
Ach, könnt' ich dieſes Recept erlangen,
Ich ginge ſo reich als ein Crösus fort.

Gärtnerin (bittend zum Alten).
Ei, Väterchen, laßt Euch freundlich bedeuten —
Ihr ſeht ja, es iſt nicht Sitte und Brauch
So auszuforſchen bei vornehmen Leuten,
Iſt heut' ein fröhlicher Feſttag auch.
Merkt auf! Vielleicht wird wunderbar
Mir ſelbſt dieſer Dinge Geheimniß klar,
Denn hab' ich gleich nimmer Latein getrieben,
Iſt mir doch das Leben nicht fremd geblieben.
Für's erſte, — was ſtärket den Lebensquell,
Der, wenn uns die ſilberne Myrthe umkränzet,
Noch froh von Stirne und Wange uns glänzet,
Als lächle der Frühling noch ſonnenhell!
Ein Kräutlein nur iſt's, das den Balſam bewahrt,
Es iſt von gar hoher und ſchöner Art:
Heißt *Herzensfriede* und wer es gewonnen,
Der labt ſich an ewiger Jugend Bronnen.
(Sie zieht zwei Kränze von Immergrün aus ihrem Körbchen.
Zum Brautpaar.)
Drum laßt mich der ewigen Jugend Symbol,
Ihr Theuren, zum heitrem Feſte Euch reichen!
Nie wird der Seele Frühling entweichen
So lange das edle Herz Euch ſchlägt,
Das den Frieden des ſchönſten Bewußtſeins hegt.
(Zum Alten.)
Und fragſt Du, wer wahret den Zaubertrank,
Der die Herzen uns zuneigt in Liebe!

Aus der Seele, da tönet ein leiſer Klang,
Der wecket die freundlichen Triebe.
Es iſt der Güte gewinnender Laut,
Die Stimme der Wahrheit und Treue,
Die liebend das Herz dem Herzen vertraut,
Und täglich gewinnet auf's Neue.

(Zum Brautpaar.)

Ja, dies allein iſt die Wundermacht,
Die Gott dem Menſchen gegeben,
Drum laſſet um Euch, die den Zauber vollbracht,
Die Roſen der Liebe uns weben.

(Einen Roſenzweig um ſie ſchlingend.)

Die Roſen der Liebe, o faſſet an!
Das würdige Paar zu bekränzen!
Die Thaten, die Güte und Milde gethan,
Sie ſchmücken als Roſen die irdiſche Bahn
Und blühen zu himmliſchen Kränzen.

Laborant (ſeine Waaren einpackend).
Da hab' ich vergebens, ich armer Mann,
Mich mit Schachteln und Düten beladen!
Sie hat ihn gefunden den Talisman,
Auf den ich zeitlebens vergebens ſann;
Ich aber empfehl' mich zu Gnaden.

Zur Silber-Hochzeit.

Es nahen, Geliebte, zu Eurem Altar
Die liebenden Kinder, die Treuen,
Die Enkel des Hauſes mit Kränzen im Haar,
Um Blumen Euch liebend zu ſtreuen.
Betrachtet das heit're, das fröhliche Bild,
Es feiert den ſchönſten der Tage,
Und hat es mit Freuden das Herz Euch erfüllt,
So iſt ja der innigſte Wunſch uns geſtillt,
Den liebend im Buſen ich trage.

Kleinere Kinder.

Hört auch unſre Liebesbitte!
Nehmt auch uns in Eure Mitte!
Wollen auch Euch Blumen ſtreuen,
Bitt' und Wunſch Euch kindlich weihen,
Uns des ſchönen Feſtes freuen!
Liebe Eltern! Fried' und Freude,
Gruß und Kuß von jedem Kinde!
Liebe ſei das Angebinde!
Keiner Zeiten Sturm uns ſcheide!

Sie umarmen das Jubelpaar.

Schleſiſches Landmädchen.

Sie trägt einen Korb, worin ein Huhn und ein Blumenſtrauß.

Kennt Ihr das Land, deß ſtolze Höh'n
Auf üppige Fluren niederſeh'n?
Wo ſich die Koppe rieſig erhebt,
Von ew'gem Schneegewande umwebt?

Von dorten bin ich hergekommen,
Als ich von Eurem Feſte vernommen,
Denn Euer Name, der iſt bekannt
Vom Havel-Land bis zum Oder-Strand.
Und wo er von dankbarer Lippe erſchallt,
Da auch das Herz in Freude wallt,
Und Einer erzählt es dem Andern laut:
Das iſt ein Paar, wie man's ſelten ſchaut!

Ja, ja, auch ich, ſo ſchlicht ich bin,
Ich gäb' es um vieles Geld nicht hin,
Daß man vom ſchleſiſchen Vaterland
Mich als Botin zu Euch abgeſandt!
Nun laßt mich zum ſilbernen Hochzeitfeſte
Euch gratuliren aufs Allerbeſte,
Und mit Liebesgruß und Segen
Euch dieſen Strauß zu Füßen legen!

O ſchauet die lieblichen Blumen an!
Sie ſind wie Augen hell aufgethan,
Daraus der Lieb und des Dankes Flammen
Innig lodern in Eins zuſammen,
Errathet Ihr wohl, wer ſie gepflegt?
Und was das Sträußchen im Herzen trägt?
(ſie überreicht die Blumen.)

Nun hab' ich, Herr Bräutigam, ein Wörtchen noch
Auf meinem Herzen, doch wie es ſagen?
Sieh dieſes ſchöne bunte Huhn,
Weit hab' ich's in dieſem Körbchen getragen.
Man ſagte: Wie auch ernſt und hoch
Dein Antlitz erſchiene in Blick und Zügen,
So trügeſt Du im Herzen doch
An ländlicher Freude ein großes Vergnügen.
Du bauteſt gern, von Blumen umgeben,
Der Braut Deines Herzens den ſchattigen Thron,
Und ein Hühnerhof voll Glanz und Leben —
Das ſei Deine höchſte Paſſion!

Da hab' ich denn freundlich Dir mitgebracht
Das ſchönſte Huhn von meiner Heerde,
Betrachte es nur! Welche Federpracht!
Und welches Feuer in Blick und Geberde!
Stets mög' es Deine Freude ſein
Und munter ſpielen zu Deinen Füßen!
Bis einſt am goldnen Hochzeitfeſt
Dich ſeine Enkel fröhlich begrüßen.

Zur Braut.

Lang ſann ich, o geliebte Braut,
Auch Deine Neigung zu errathen,
Doch wird ſie heimlich nur erſchaut;
Still übt die Liebe ihre Thaten.
Leiſ', wie der Thau im Silberſchleier
Der Dämmerung, zur Erde fällt,
So ſchreiteſt Du in ſtiller Feier
Mild ſegnend hin durch Deine Welt.
Dein ſchönſtes, heiligſtes Vergnügen
Iſt, ſtille Wohlthat auszuſtreu'n,
Zu forſchen in des Grames Zügen,
Und der Verwaiſ'ten Troſt zu ſein.
O labe Dich noch lange, lange
An dieſem ſtillen Engel-Glück!
Und nimm zu Deinem Segens-Gange
Dies kleine Angedenken mit.
Ein Kleinod iſt mit ihm im Bunde,
Das, treu bewahret, Glück verheißt,
Ein theures Bild auf Silbergrunde,
Das aller Edlen Vorbild heißt.

Sie überreicht ihr ein Geldtäſchchen.

Zu Beiden.

So pilgert denn in Fried' und Freude,
Ihr Hochgeliebten, Hand in Hand,
Bis Euch im Jubelfeſt-Geſchmeide
Bekränzt der Liebe Roſenband,
Bis jede Saat, die in der Stille
Mit vollen Händen Ihr geſtreut,

Aufgeht in reicher Segens-Fülle,
Und goldne Erndte-Frucht Euch beut.
Dann ruhet aus auf Blumen-Matten,
Und blickt zurück auf Euren Pfad,
Dem Wandrer gleich im Abendſchatten,
Dem ſanft ein Traum des Himmels naht.

Feſt-Spiel

zur fünfzigjährigen Jubel-Feier eines Arztes.

Eine Grotte von Bäumen umgeben, in derſelben ein Altar, auf welchem eine brennende Opfer-Schaale. Die Zeit, feſtlich geſchmückt, iſt an demſelben beſchäftigt. Senſe und Sanduhr hat ſie an den Stufen des Altars niedergelegt.

Merkur (tritt auf).

Täuſcht mich mein Auge nicht? — Und iſt
Dies die Zeit dort, am Altar?
Die ſo freundlich mich begrüßt
Mit geſchmücktem Lockenhaar?
Seh' ich recht? — Sie hat ſogar
Senſ' und Sanduhr abgegeben!
Palmen trägt ſie in der Hand,
Und das feſtliche Gewand,
Und des Altars Opfergluten
Laſſen mich ein Feſt vermuthen!

(für ſich.)
Wie vergnügt iſt ihr Geſicht!
Kann's nicht laſſen, ſie zu fragen,
Welch ein wonniges Behagen
Aus dem heitern Aug' ihr ſpricht.
(Er naht ſich ihr.)
Sei gegrüßt, ehrwürd'ge Zeit!
Lange hab' ich Deine Grenzen
Nicht berührt; in heitern Tänzen
Hielten mich die Götter feſt!
Endlich ward vom Vater Zeus
Eine Botſchaft mir beſchieden,
Und begabt mit Glück und Frieden
Tret' ich in der Menſchen Kreis —
Aber, darf man nun auch fragen,
Was ſo heiter Dich verjüngt?
Welches Feſtes ſeltne Feier
Deine Stirn, ſtatt ernſtem Schleier,
Heut mit Blumen weich umſchlingt?

Zeit (aus ihrer Grotte tretend).
Eines Jubeltages Luſt
Senkte ich auf dieſe Auen.
Frohen Segens mir bewußt,
Darf ich heiter um mich ſchauen.
Tauſend Blicke ſegnen mich
Und den Tag, den ich geboren,
Denn er wurde auserkoren,
Mit des Lebens höchſten Kronen
Einen Edlen zu belohnen.

Kennſt Du ihn, den Biedermann,
Welcher heut vor funfzig Jahren
Seinen Wirkungskreis begann?
Um, ein zweiter Aeſculap,
Uns bei Krankheit und Gefahren
Weiſen Rath zu offenbaren? —
Ihm zu Ehren ſparte ich
Meine beſten Sonnenblicke,
Fuhrte gern den Lenz zurücke,
Daß er ſtark und kräftiglich
Seines Feſtes heut ſich freue
Und, zum weiten Gang geſchickt,
Jenes Streben froh erneue,
Das die Menſchenwelt beglückt.

Merkur.

Trügen dieſe Zeichen nicht,
Iſt's derſelbe, welchem Zeus
Heut die Petſchaft zugeſendet,
Daß in unſerm Götter-Kreiſe
Glücklich ſein Prozeß geendet.

Zeit.

Ein Prozeß um ſeinetwillen?
Willſt Du, freundlicher Merkur,
Dieſes Räthſel mir enthüllen?

Merkur.

Gern erzähl' ich Dir den Streit,
Wie um unſeres Freundes willen

Sich der Götterwelt entzweit!
— Atropos, die Mißvergnügte,
Klagte einſt vor Jovis Thron,
Wie ſeit vielen Jahren ſchon
Sie ein Sterblicher bekriegte.
Einen Doktor nannte ſie,
Welcher feindlich ihrer Scheere
Das gewohnte Rechte verwehre
Und wie hoch Sie ſolche ſchwinge,
Stets den Faden ihr entringe.
Auch der finſtre Charon kam
Ganz erhitzt von Zorn und Schaam,
Zeigte auf die leeren Kähne
Mit des Unmuths düſtrer Thräne,
Sprach: „Ins Reich der Unterwelt
Hat er Keinen noch geſtellt!“
Schwur den Abſchied ſtracks zu nehmen,
Wollten wir uns nicht bequemen,
Ihm des kargen Doktors Leben
Selbſt als Beute preis zu geben.
Auch Gott Pluto ſchloß ſich an,
Und ſo ward dem braven Mann,
Weil er ſeine Pflicht vollbracht
Eilig der Prozeß gemacht.
Faſt bereit ſchon zu gewähren
Sah ihn Zeus. — Da ſtürzte ſich
Mit des Schmerzes heißen Zähren
Kindlich bittend, inniglich
Vor dem Thron Hygea nieder,
Daß ſie in der Götter Mitte

Für den Liebling Gnad' erbitte,
Und wie einer Kette Glieder
Folgten blühend, Hand in Hand
All' die freundlichen Geſtalten,
Die des biedern Arztes Walten
Ihrem ſchönen Reich erhalten,
Und dem Schattenreich entwandt.
Ihre Bitten überwegen
Atropos und Charons Klage,
Und es ſtand des Richters Waage:
Und verſöhnt hob er den Chor
Der Geretteten empor;
Legte lange, goldne Jahre,
Zahllos wie des Meeres Sand,
Auf der goldnen Schaale Rand.
Alſo ward der Streit geendet,
Durch Hygeas Liebeswort:
Eilend ſandte Zeus mich fort,
Und als Gnadenzeichen ſpendet
Er dies friſche Lorbeerreis
Jenem ehrenwerthen Greis.

Zeit.

Ha! die Götter ſelbſt verklären
Unſers Jubelgreiſes Ruhm!
Unter ſtillen Freudenzähren
Oeffn' ich Dir mein Heiligthum.
(ſie führt ihn in die Grotte.)
Lege Deine Gabe, Freund,
Hier auf dieſes Altars Stufen!

Sieh! zu gleichem Dienſt berufen
Hat uns dieſer Tag vereint.
(Muſik in der Ferne.)
Doch was hör' ich! Sind dies nicht
Meiner heitern Töchter Lieder?
Ja die Horen ſteigen nieder,
Sanft gewiegt vom Himmelslicht.

Die Horen.

(Idealiſch gekleidet, ſo daß jede die Blumen ihrer Jahreszeit trägt.
Sie nahen ſich mit Kränzen verbunden.)

Muſik: Duett und Schlußchor aus Belmonte und Conſtanze.

Irene.

Wir kommen auf des Lichtes Schwingen,
Um zu des Jubelgreiſes Ruhm
In dieſem ſtillen Heiligthum
Des Dankes Kränze darzubringen.
Wer Pflicht und Recht wie Er geübt,
Sei hochgeehrt und hochgeliebt!

(Sie trägt ihren Kranz in den Vordergrund, ihn huldigend niederlegend, während der Chor die letzten Strophen wiederholt.)

Eunomia.

In heitern, zephyrleichten Reigen
Umſchwebten wir des Edlen Bahn!
Was er gewirkt, was er gethan,
Wir ſahn's als unſichtbare Zeugen!
Wer Pflicht und Recht wie Er geübt,
Sei hochgeehrt und hochbeglückt!
(Wie die Vorige.)

Dike.

Wir ſahen ſeiner Ausſaat Mühen
Und ſegneten des Jünglings Fleiß,
Jetzt nah'n wir freudig ſeinem Kreis
Wo goldne Früchte reich ihm glühen.
Wer Pflicht und Recht wie Er geübt,
Sei hochgeehrt und hochgeliebt!
(Wie vorhin.)

Irene.

Ein ſchöner, reicher Erndteſegen
Von Dankesthränen, Liebesgruß,
Strahlt ihm als Himmelsvorgenuß
Am Abend friedlich nun entgegen.
Wer Pflicht und Recht wie Er geübt,
Sei hochgeehrt und hochgeliebt!
(Sie vereinen ſich in einer lieblichen Gruppe.)

Die Zeit.

Ihr roſigen Kinder,
Auf! naht Euch dem Boten
Der liebenden Götter!
Erzählt von dem Edlen,
Deß Feſt wir begehen!
Und was Ihr im Tanze der Stunden geſehen,
Das ſchildert und malet uns wahrhaft und treu.

Irene.

Ich ſah ihn oft in niedrer Armuth Hütte,
Dem ſtillen Kummer treu zur Seite ſtehn.

Eunomia.

Wo ſchüchtern klagte der Verwaiſ'ten Bitte,
Da hab' ich ihn als Retter oft geſehn.

Dike.

Als bei des Krieges droh'nden Finſterniſſen
Manch Leben hin zum Todesſchlummer ſank,
Da hat er manches Opfer ihm entriſſen,
Geſegnet von der Liebe ſtillem Dank.

Irene.

Den Muſen hold, ſang er im Jugendlenze
Manch heitres Lied zur Leyer froh und rein.

Eunomia.

Gern wand er in der Liebe ſüße Kränze
Ein Epheublatt beglückter Freundſchaft ein.

Irene.

Voll Redlichkeit und ächter treuer Sitte
Verſchmähte er der Mode eitlen Tand.

Eunomia.

Ein treuer Vater in der Seinen Mitte
Wand häuslich Glück um ihn das ſchönſte Band.

Merkur.

Iſt's alſo, wie der Horen Mund mich lehrt:
So will ich laut der Götter Willen preiſen,
Der mir vergönnt, dem Edlen zu beweiſen,
Wie gern der Götter Huld ſo ſeltne Treue ehrt.
(Er naht ſich, einen Lorbeerzweig in der Rechten.)

Nimm, theurer Jubelgreis, aus meinen Händen
Den grünen Kranz. Er wuchs auf jenen Höhn,
Zu welcher ſehnſuchtsvoll ſich alle Blicke wenden,
Und milde Götter freundlich richtend ſtehn.
Ein frommer Segen ruht auf dieſen Zweigen,
Ein Dankesopfer, das verſchwiegen brennt,
Und ein Gebet, das nur der ſtille Zeuge
Auf jenem lichten Wolkenthrone kennt.
Du nützteſt, wirkteſt, ſelbſt Dir zu genügen:
Nicht nur die Pflicht: Dich trieb des Herzens Drang,
Dem ſein Beruf das heiligſte Vergnügen,
Und das die Menſchheit brüderlich umſchlang.
Was kann die Welt zum Lohn des Edlen ſpenden?
Ach viel zu arm, Dich preiſend zu erhöhn,
Vertraute ſie Dein Glück den Götterhänden,
Und dieſer Kranz iſt's, den ſie auserſehn.
(Er bekranzt den Jubelgreis.)

Die Zeit (zu den Horen).

Eilt, liebliche Töchter, und kränzet mit Roſen
Den Pfad, den aufs Neue der Edle betritt,
Und bringet, dem Gaſtlichen freundlich zu koſen,
Die Freuden der heitern Geſelligkeit mit.
Umgaukelt ihn fröhlich mit kühlenden Schwingen,
Und was er beginne mit frommem Gemüth,
Das laßt ihn mit lächelndem Antlitz vollbringen,
Von ewiger Jugend belebt und durchglüht.
(Zu dem Jubelgreis.)
Ja, ehrwürd'ger Jubelgreis!
Freud' an Freude ſoll ſich ſchließen,

Und durch langer Jahre Kreis
Deine Tage zu verſüßen.
Redlich haſt Du es vollbracht,
Was nur Muthigen gelungen,
Siegend ob der Zeiten Macht,
Haſt Du froh das Ziel errungen.
Darum gönne, daß man ehrt
Deinen ſeltnen Menſchenwerth,
Gönne, daß Dir laut zum Preis
Froh ertöne unſer Kreis,
Und ein „Lebehoch“ von Allen
Jubelnd möge Dir erſchallen.

Merkur.

Ja, ein Lebehoch erſchalle
Bis hinauf zu Jovis Thron.
Eilend in die Götterhalle
Trag' ich dieſen Jubelton.
Aesculap der Zweite lebe!
Der Olympus ſtimme ein!
Und um ſeinen Abend ſchwebe
Schöner Morgenröthe Schein.
(Er geht ſchnell ab.)

Die Zeit (zu den Horen).
(Mit Muſikbegleitung. Mel : Heil Dir im Siegerkranz.)

Schließet den frohen Kreis
Preiſ't unſern Jubelgreis
Mit Sang und Schall.

Alle.

Heil unſerm Aeſculap,
Heil ſeinem Schlangenſtab,
Rettung und Hülfe gab
Er überall!

Nehmt ihn vor Charons Wuth
Götter! in Eure Huth —
Schützt ihn vereint!
Gönne, o Vater Zeus!
Gönn' uns den Jubelkreis,
Gönne dem heitern Kreis
Den treuſten Freund!

Bei der feſtlichen Einweihung eines neuen Wohnhauſes.

Landleute, deren Anführer mit einem großen Kranze dem Hausherrn und der Hausfrau ſich nähern.

Wir bringen Euch den Weihekranz
Zum neuen Wohngebäude!
Wir laden Euch zu Sang und Tanz
Und zu des Lebens Freude!
Seht den ſchönen, grünen Kranz
Horcht dem Sang der Freude!
Den Meiſter lobt des Werkes Glanz!
Ihr dürft des Bau's Euch freuen!
Stets ſoll an dieſen Erſtlingskranz
Sich neuer Segen reihen.
Nehmt den ſchönen grünen Kranz!
Gott verleiht Gedeihen.

Erſtes Paar.

Bauer.

Stets war der Kranz ein deutungsvolles Zeichen,
Daß ſiegend man ein fernes Ziel gewann;
Es ſchmückt der Krieger ſich mit grünen Zweigen,
Bricht nach dem Kampf des Friedens Morgen an.

Dem Sänger reicht man ſeine Lorbeerkrone,
Wenn er geſiegt mit ſeiner Leier Macht,
Und Jedem wird des Kranzes Zier zum Lohne,
Der treu und ſtark ein mühſam Werk vollbracht.

Bäuerin.

Drum ſei auch Euch die edle Zier geſpendet!
Die frommſten Wünſche haben ihn geweiht;
Der ſchöne Bau, den Fleiß und Kunſt vollendet,
Beſteh durch Gott bis in die ſpätſte Zeit!

Blumenmädchen.

Iſt draußen auch des Sommers Schmuck verſchwunden,
So mög' im Hauſ' doch ſteter Lenz Euch blühn!
An Edle iſt das Schöne ſtets gebunden,
Drum werdet Ihr in öden Winterſtunden,
Viel holde Blüten liebend Euch erziehn.
(Zur Frau gewendet.)
Du Liebliche, wirſt ſie mit Sorgfalt pflegen,
Und wenn ſich um des Gatten Angeſicht
Die erſten Sorgen des Berufes legen,
So trägſt Du ihm dies Frühlingsbild entgegen,
Und durch die Wolken bricht der Freude Licht.

Ein Mädchen mit einem Paar Tauben.

Nach ſtillem Frieden geht der Taube Streben,
Drum führ' ich ſie in Eure Heimath ein!
Wollt Ihr ein Plätzchen ihr im Hauſe geben,
So wird ſie in dem lieben, treuen Leben
Ein ſchönes Sinnbild Eures Friedens ſein!

Trennt nicht das Paar! In Eintracht nur beſtehet
Der Liebe Glück, und wo es ihr gefällt,
Da niſtet ſie, da baut ſie ihre Welt,
Die in dem Sinne nimmer untergehet.

Es ſchwellt die Frucht, gepflegt von ſtillen Händen,
Aus grünem Laub in üpp'gem Glanz hervor.
Verborgen will die Gottheit Segen ſpenden,
Und überall blickt ihre Huld empor.

Doch wo für Menſchenwohl, für Menſchenſegen
Sich treue Hände ſorglich, thätig regen,
Da ſchüttet ſie des Segens beſtes Loos
In vollem Maaß in ihrer Kinder Schooß.

Ja alles, was das Leben kann verſchönen —
Es ziehe mit durch das geſchmückte Thor!
Die Freude eile feſtlich Euch zu krönen
Mit leichten Flügeln Eurem Schritte vor!

Sie reiche mild Euch der Erinn'rung Blüten,
Entſproſſen mancher ſtillen Liebesthat,
Sie eile Euch der Hoffnung Glück zu bieten,
In dem Gedeihen künft'ger Freudenſaat.

Nichts, was Euch werth war, iſt zurückgeblieben!
Es folget treulich Eurem Schritte nach!
Schaut her, der heitre, frohe Kreis der Lieben,
Er ſchließt wie ſonſt ſich unter Eurem Dach.

Neu ſind die Formen, die ſich rings entfalten,
Neu Alles, was der Freunde Blick erſchaut;
Doch Lieb' und Treue blieben ſtets die Alten,
In welchem Raum auch ihr Altar erbaut.

Mög' Gott die liebe Heimath Euch bewahren!
Was auch der Zeiten bunter Wechſel beut!
Dann feiern wir wohl noch in ſpäten Jahren
Das Jubelfeſt mit gleicher Heiterkeit.

Wohlan! eh wir zu dieſem Ziele ſchreiten
Sei unſer Wunſch, ein Lebehoch geweiht
Dir edles Paar! jetzt und durch alle Zeiten!
Und jeder Tag ſei froh und hell wie heut!

Die Nymphe der Carlsbader Brunnen.

Gartenplatz.

Pauline. Cäcilie. Conſtanze.

Die letzten beiden ſitzen vor einem Tiſchchen, worauf Blumen und Früchte geordnet. (Conſtanze bindet einen Kranz. Pauline kommt mit einem Blumenkörbchen.)

Conſtanze.

Hierher, Pauline! noch fehlen mir
Drei ſchöne Blumen zum Kranze!
Die Nelke flecht' ich zur Aſter hier:
Dann kröne die Roſe das Ganze!

Pauline.

Du biſt eine artige Flechterin!
Da wähle nach Deinem Belieben!
Ich gehe indeß zur Laube hin,
Meine Verſe mir einzuüben.

Cäcilie.

Großväterchen, denk' ich, wird fröhlich ſein,
Sieh, welchen Strauß ich ihm bringe!

Conſtanze.

Auch die liebe Großmama wird es erfreun,
Wenn ich ſie mit Kränzen umſchlinge!

Cäcilie.

Das Carlsbad liegt doch entſetzlich weit;
Man konnte ſie niemals beſuchen!

Conſtanze.

Gottlob! nun endet die Trennungszeit
Mit Jubel und Kränzen und Kuchen!

Cäcilie.

(Steht auf und ſieht ſich den Tiſch an.)

Die Melone, die hier unter Blättern ruht,
Muß beiden Eltern gehören!
Sie duftet herrlich, iſt reif und gut,
Die müſſen ſie Beide verzehren.

Conſtanze.

Eugenie bekommt aber auch davon,
Die darf unſer Mahl nicht verſchmähen.
Doch horch, da klingt's an der Thüre ſchon,
Kommt, laßt uns entgegen gehen!

Lieschen tritt ein.

(Sie alle ſpringen der eintretenden Freundin entgegen.)

Pauline.

Ei Lieschen iſt es! Sag' an, wie geh'ts?

Lieschen.

Seid alle mir herzlich willkommen!
Euch haben die Geiſter im Harzgebirg

Recht lange gefangen genommen.
Oft pocht' ich an Eurer Thüre an
Und ſucht Euch in Haus und Garten,
Doch traurig wurde mir aufgethan!
Und immer mußt' ich noch warten!
Was macht der Brocken? Erzählt mir doch!
Saht Ihr den fröhlichen Reigen
Der Fräulein Hexen im Mondenſchein
Die ſchlanken Beſen beſteigen?

Conſtanze.

Die Hexen, die gehen uns gar nichts an,
Fern blieben uns Blocksberg und Geiſter;
Doch im Klettern da haben wir etwas gethan,
Da ſuchen wir unſern Meiſter!

Pauline.

Ach in den Bergen, da iſt es ſo ſchön!
Da rauſchen die Bächlein ſo munter!
Da ſteht man ſo frei auf den lichten Höhn
Und ſchaut in die Thäler hinunter.

Cäcilie.

Du haſt wohl nie Gernerode geſehn,
Auch den Stufenberg niemals beſtiegen?
Das iſt recht ſchade, denn auf den Höhn
Da iſt das ſchönſte Vergnügen!

Conſtanze.

Wir ſind nun gereiſ't und wiſſen viel
Vom ganzen Harz zu erzählen,
Vom Vogelſchießen und Mägdeſprung,
Dem Roßtrapp — Du darfſt nur wählen!

Lieschen.

Recht ſchön! — Doch ach wir verplaudern die Zeit;
So laßt mich Euch flüchtig befragen,
Warum wird hier im Garten heut
So viel Schönes zuſammen getragen?

Pauline.

Wie, Lieschen, haſt Du noch nicht gehört,
Daß heut von der Carlsbader Reiſe
Großvater und Mutter nach Hauſe kehrt?
Und daß wir in unſerm Kreiſe
Ein Feſt bereiten!

Lieschen.

Nichts weiß ich davon!
Ach hätt' ich's doch früher vernommen,
Mit Blumen auch hätt' ich mich geſchmückt
Und wäre zum Feſte gekommen!

Conſtanze.

Ei, liebe Pauline, glaub' ihr doch nicht!
Sie trägt den Schelm im Nacken,

Längſt hat ſie gelernt ein ſchönes Gedicht
Und einen Kuchen gebacken.

Lieschen.

Ihr ſcherzet, und ich bin ganz betrübt,
Nichts weiß ich! — Mit leeren Händen
Steh' ich, wo Jedes ſich Mühe giebt,
Ein Zeichen der Liebe zu ſpenden!
(traurig.)
Am beſten iſt es, ich gehe nach Haus,
Denn wenn er nun kommt — der Wagen,
Und ich ſeh' ſo dürftig und traurig aus —
Das kann ich gar nicht ertragen!
(ſie weint.)

Cäcilie.

Ei, ſei nicht traurig! Sieh, dieſen Strauß
Den hab' ich Großmutter gewunden!
Ich bitte, theil' ihn ſtatt meiner aus!
Bald wird ein neuer gebunden.

Conſtanze.

Hier iſt auch ein Kranz; ich wollte ihn erſt
Großväterchen überreichen;
Doch da Du als Freundin zum Kreiſe gehörſt,
So will ich mit Freuden Dir weichen!

Pauline.

Hier haſt Du, Lieschen, Conſtanzens Gedicht!
Du ſprichſt es beſſer und reiner!

Ich lern' es Dir ſchnell — o ſträube Dich nicht!
Es hört und ſiehet uns Keiner!

Merk' auf! So trittſt Du vor Großvater hin!
(Sie richtet ſie in eine gerade Stellung.)
Und wenn er auf Dich blicket
So ſagſt Du: So klein ich auch noch bin
So bin ich doch hoch beglücket,
Daß Du nach langer, mühſamer Fahrt
Geſund zurückgekehrt!
Nun werde Großvaterchens Gegenwart
Mit Sang und Tanz geehret!
(Die Kinder lachen.)

Pauline.
Was lacht Ihr denn?

Lieschen (zu Pauline.
Du meinſt es gut,
Doch geht es wahrlich nicht!
Ich bin ja gar kein Enkelkind
Und dies iſt Conſtanzen's Gedicht.

Pauline.
Du haſt ihn aber ſo lieb wie wir!
Drum ſchlage den Scherz nicht aus.
Nimm Du das Gedicht!

Conſtanze.
Und das Kränzchen hier!

Cäcilie.
Und hier den blühenden Strauß.

Pauline.
Doch ſeht, wer naht dort? — welch fremder Glanz?
Wer deutet dies freundliche Bild?
In den Locken ſchimmert ein Perlenkranz,
Den halb ein Schleier verhüllt? —

Conſtanze.
Wer wird es ſein? — Ich bleibe nicht hier!
Mir wird ganz ängſtlich und bang!

Cäcilie.
Zu der dunklen Laube entfliehen wir,
Und verſtecken uns dort im Gang! —

Die Nymphe des Carlsbader Brunnen,
eine Cryſtall-Schaale in der Hand.

(Die Kinder zurückhaltend.)

Was fliehet Ihr? Ich bin gekommen,
Um gute Kinder zu erfreu'n,
Ich habe Euer Wort vernommen
Und will Euch meine Hülfe leih'n!
Ihr theiltet freudig Eure Blumen
Und Eures Feſtes heitre Luſt,
Um Eurer Freundin Herz zu tröſten;

Ich aber naht' Euch unbewußt
Und tauſchte freudig dieſe Schaale
(ſie giebt den Kindern die Cryſtallſchaale)
Für Eure Liebesgabe ein!
Nehmt ſie! Sie wird dem Freudenmahle
Den Segen froher Zukunft leih'n!
Habt Ihr von Carlsbald wohl vernommen?
Die Nymphe bin ich jenes Quells!
Verlaſſen hab' ich unſern Fels
Und bin zu Eurem Feſt gekommen!

Hier, wo die Heimat iſt des guten,
Des edlen Mann's, der froh vertraut
Dem Labetranke meiner Fluten
Und feſt auf meine Kraft gebaut;
Hier will ich frei mein Antlitz zeigen,
Das ew'ger Schleier ſonſt verhüllt!
Zum Lichte darf ich fröhlich ſteigen,
Wo es ein Feſt der Liebe gilt!

Hier, lieben Kinder! nehmt die Schaale!
Sie wandelt in des Edlen Hand
Sich zu Hygiea's Gold-Pokale
Und bleibt ihm treu als Segenspfand.

Sagt ihm, den ich mit Ehrfurcht grüße,
Dem guten, theuren Großpapa:
Daß ich ein Bündniß mit ihm ſchließe
Durch alle Zeiten fern und nah.

Lang' ſoll er leben, wirken, nützen
In Jugendkraft und Heiterkeit,
Wir unſichtbaren Mächte ſchützen
Den, der ſich treu der Menſchheit weiht.

Die Kinder

(indem ſie dem Großvater die Schaale ſammt dem Blumenkranz überreichen).

So nimm Du, Theurer, denn die Gabe,
Die uns die holde Nymphe reicht!
Verſchwinden muß nun unſre Habe,
Wie Sternlein vor der Sonne fleucht,
Doch wie die Liebe ſich auch zeige,
Ob ihre Gabe groß und klein,
Ob ſie beredt ſei oder ſchweige,
Sie wird von Dir verſtanden ſein!

Die Theeſtunde.

Die Thurmuhr kündet ernſt und leiſe
Die große ſechſte Stunde an,
Und ſchnell, als wenn's ein Dämon heiße,
Weicht Alles aus dem alten Gleiſe,
Unruhig regt ſich der Mann:
Heraus muß er aus ſeinem Kreiſe,
Der fremden Allmacht unterthan.
Die Frau, ſo freundlich ſie auch blicke,
Erheitert nicht den düſtern Sinn,
Ihn treibt ein raſtloſes Geſchicke
Und reißt ihn zur Reſſource hin.
Die Akten ſchiebet er bei Seite,
Der nächſte Tag hat Stunden auch,
Er eilt hinaus, er ſucht das Weite
Und ſtürzt ſich in den Tabacksrauch.
Hier leuchten ſeines Schickſals Sterne
Ihm ewig jung und licht und ſchön;
Der Spieltiſch winket ihm von ferne
Er folgt — und kann nicht widerſtehn.

Indeſſen trägt's die Frau im Stillen,
Und Keiner merkt des Herzens Leid.
Geſchickt weiß ſie den Gram zu hüllen
In angenomm'ne Heiterkeit.

Sie läßt ſich ruhig Kleider geben,
Nimmt freundlich Band und Kamm zur Hand,
Und ſchon beginnt ein neues Leben
In ihrem kurzen Wittwenſtand.
Hoch wird das Haar nun aufgereihet,
Die Locke wallet in der Luft,
Von Papillotten-Zwang befreiet,
Und fliegt und athmet Roſenduft.
Die ſtolze Flechte drückt das Siegel
Auf das gelungne Meiſterſtück;
Sie ſieht's und muſtert nun im Spiegel
Der Zofe Werk mit güt'gem Blick.
Nun taucht ſie in des Kleides Falten
Und Alles bildet ſich, und muß
In holder Anmuth ſich geſtalten
Vom Kopf bis zu dem netten Fuß.
So waltend in gemeſſ'ner Feier
Beſpricht ſie ihres Herzens Weh,
Dann nimmt ſie Mantel um und Schleier,
Verläßt das Haus — und fährt zum Thee!
Hier öffnen ſich ihr tauſend Arme,
Sie fühlt nicht länger ſich verwaiſt;
Die Seele heilt von ihrem Harme
Und leicht bewegt ſich Herz und Geiſt.

O kluger, herrlicher Gedanke,
Der freundlich uns den Thee erſchuf!
Dir folgt der Geiſt und ſtürzt die Schranke,
Die Langeweile um ihn ſchuf!
Ein Engel gab die Theemaſchine

Dem ſchwachen Weibe in die Hand,
Daß ſie des Werkzeugs ſich bediene,
Zu rächen den verlaſſ'nen Stand.
Sie dampfet aus den öden Reichen
Der Frauenzirkel himmelwärts;
Der Mann erblickt das Flammenzeichen
Und ſchlägt bereuend an ſein Herz,
Denn was mit Müh er abgewonnen
Der Karten wandelndem Geſchick,
Iſt leider nun für ihn zerronnen:
Der Thee verzehrt des Abends Glück.

Doch ferne ſei es, das Vergnügen,
Das jeder Theil für ſich begehrt,
Mit kühnem Uebermuth zu rügen;
Ein Jeder hat ſein Steckenpferd.
Der ſammelt gern aus fremden Scheuern
Des Wiſſens goldne Körner ein,
Der Andre will den Grillen ſteuern
Und ſucht mit Frohen froh zu ſein.
Als ein Orakel weiſer Lehren
Tritt Jener in der Brüder Kreis,
Der Andre kommt ihn anzuhören,
Der Dritte, weil er Neues weiß.
Und blieb es wirklich auch verborgen
Was man ſich wünſchet und begehrt,
Veränd'rung bannet oft die Sorgen
Und das iſt ſchon des Ganges werth.
Behaglich ruht ſich's in dem Kreiſe
Der Freunde von Geſchäften aus,

Geſpräche walten, ernſt und weiſe,
Und zum Senate wird das Haus.
Doch wie der Männer Geiſt, der wilde,
Aufſtrebe zu der Freiheit Glück,
Und höher ſich und höher bilde,
Die Frauen bleiben nicht zurück.

Schaut in die lieblichen Vereine!
Welch holdes, freundliches Gebild!
Verklärt von ſanftem Kerzenſcheine
Scheint jedes Antlitz ſanft und mild.
Das Ird'ſche iſt mit dem Gewande
Des Alltagslebens abgelegt,
Und (wie in einem Feenlande
Sich Alles feenhaft bewegt)
So ſieht man in gemeſſ'nen Kreiſen
Der Frauen holden Glanz ſich drehn
Gleich Sternen, die in ew'gen Gleiſen
Um den Centralpunkt ruhig gehn.
Schon wallen ſüße Zauberdüfte,
Vom Aufguß wunderbar erregt,
Durch Stub' und Saal und alle Lüfte
Bis des Genuſſes Stunde ſchlägt.
— Und ſchon beginnen ſie zu nippen
Den Trank, ſo lieblich zart und fein,
Und ſaugen ihn mit durſt'gen Lippen,
Berauſcht von ſüßem Dufte, ein.

Wohl hat man über Kaffeeſchweſtern
Schon manch verdächtig Wort geſagt.

Allein, den Ruf des Thee's zu läſtern
Hat keine Zunge noch gewagt.
Rein wie Cryſtall ſpielt uns die Welle
Der Seele reines Bild zurück,
Indeß des Kaffee's dunkle Quelle
Sich myſtiſch birgt dem Forſcherblick.
Schon mancher griff, bald laut, bald leiſe,
Die ſchwarze Stunde feindlich an,
Indeß dem abendlichen Kreiſe
Sich Alt und Jung mit Ehrfurcht nah'n.
Stadtneuigkeiten ſind und Ränke
Verbannt zu ew'ger Sclaverei;
Denn feines, geiſtiges Getränke
Führt einen edlern Sinn herbei.

Beſcheiden in des Kreiſes Mitte
Herrſcht hoch und hehr die Sittlichkeit,
Und weihet jede geiſt'ge Blüte
Zu höherer Vollkommenheit.
In holder Eintracht ſieht ſich Jede
Dem ſchönen Ganzen angereiht,
Es waltet frei die holde Rede
In ungezwung'ner Fröhlichkeit.
So eilt die ſchnelle Zeit vorüber —
Schon tönet ernſt durch Nacht und Graus
Der Thurmuhr dunkler Ruf herüber,
Und ſpricht das Wort der Trennung aus.

Da rücken plötzlich alle Stühle,
Unruhig hebt ſich jeder Fuß.

Man athmet ſchmerzliche Gefühle
Und rüſtet ſich zum Abſchiedskuß.
Schon flüſtern tauſend ſüße Worte
Von Complimenten hin und her,
Die Wirthin neigt ſich an der Pforte
Und ſieht auf einmal Alles leer.
Da findet ſich zur rechten Stunde
Die treue Ehehälfte ein,
Bekehrt kommt er aus ſeinem Bunde
Und ſie verſöhnt aus dem Verein.
Hold lächelnd blickt die Gattin nieder,
Entzückt bemerkt es der Gemahl;
Sie ſehn's, ſie haben ſich nun wieder,
Und Jedes lobet ſeine Wahl.

Druck der Buchdruckerei des Pr. Volksfreundes.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Seite
Hochzeit-Gedicht 3
Zum Hochzeit-Angebinde 6

Allegoriſche Aufſätze:

Poeſie und Proſa 7
Die Nymphe aus Goethe's Fiſcher 11
Das Hochzeit-Geſchenk. Zwei Savoyarden-Mädchen 14
Gruß der Tyroler 18
Das Mädchen aus der Fremde 22
Oberſchleſiſches Landmädchen 24
Herrnhuterin 26
Der Zauberer 28
Zigeunerin 36
Zu Myrthenkranz und Haube 38
Goldſchmieds Töchterlein 39
Die Altmutter der Zigeunerin 41
Der Braut eines Forſtmannes 44
Putzmacherin 45

Seite
Nähterin 46
Die Schließerin mit einem Schlüſſelkörbchen . . 47
Mathilde mit einem Arbeitskörbchen 49
Eine Kinder-Deputation 53
Die Gärtnerinnen vom Dom zu Brandenburg . . 55
Feſtſpiel 59
Glückwunſch, dramatiſirte Charade 82

Zweite Abtheilung.

Am Silber-Hochzeitfeſt 101
Böhmiſche Leute 103
Zur Silber-Hochzeit 108
Schleſiſches Landmädchen 109
Feſtſpiel zur fünfzigjährigen Jubelfeier eines Arztes 112
Bei der feſtlichen Einweihung eines neuen Wohnhauſes 123
Die Nymphe des Carlsbader Brunnen 127
Die Theeſtunde 130

Literariſcher Nachlaß

von

Agnes Franz.

Herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Band IV. Agnes Franz' Leben und brieflicher Nachlaß.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. von Puttkammer.
1845.

Agnes Franz'

Leben und brieflicher Nachlaß.

Herausgegeben

von

Julie von Großmann.

Berlin.
Druck und Verlag von C. G. v. Puttkammer.
1845.

22804.   662

Vorrede.

Im Hinblick auf die Verſuche, welche dem gegenwärtigen in der nachſtehenden Lebensſkizze von Agnes Franz vorangingen, *) kann ich nur bitten und wünſchen, daß man ſie aus demſelben Geſichtspunkte und mit der Nachſicht wie die Verſuche des Malers betrachten und beurtheilen möge, der ein ihm theures Portrait mehr als einmal in verſchiedener, jedoch demſelben eigenthümlicher Bekleidung zur Anſchauung bringt, hoffend, daß wenn man in der Ausführung auch die Meiſterhand vermiſſen, doch die Hand der Liebe erkennen werde. Sollte dieſe bei der verſuchten mangelhaften Löſung meiner biographiſchen Aufgabe ihren Gegenſtand vielleicht in ein zu ſchattenloſes Licht geſtellt haben, ſo iſt es nur geſchehen, weil ich keine andere Schatten

---

*) 1) Dresdner Abendzeitung herausgegeben von Theod. Hell. Nr. 143. 1843.

2) Taſchenbuch, Penelope, für 1845.

3) Vermächtniß an die Jugend, von Agnes Franz, bei Ferd. Hirt in Breslau.

an ihm wahrgenommen, als die, welche von jeder menſchlichen Natur, auch der vorzüglichſten unzertrennlich ſind und demnach viel zu gering zu ihrer Bezeichnung und Hervorhebung erſchienen. Wer Agnes Franz, ihren perſönlichen Charakter näher kannte, wird meine Anſicht theilen, und wer dieſen nur aus ihren trefflichen Schriften, ihren ſeelenvollen Dichtungen erkannt und gewürdigt, dürfte in den brieflichen, ihre Lebensſkizze ergänzenden Mittheilungen, wo er in ſeiner ganzen Gediegenheit und Liebenswürdigkeit unverhüllt uns entgegen tritt, den Panegyrikus gerechtfertigt finden, wenn man das mit Liebe gezeichnete Seelenbild von ihr, alſo nennen wollte. Und ſo will ich mich denn des wehmüthigen Glückes erfreuen, das mir aus dieſen Darbietungen erblüht, indem ich das Weſentlichſte derſelben — die Briefe von Agnes Franz, die mir zu dem Endzweck von ihren hochgeſchätzten Beſitzern, auf meine Bitte gütigſt anvertraut worden, in die Schatzkammern der deutſchen Literatur — als zerſtreute Perlen an eine Schnur von mir gereihet, — niederlege, und ſo das Werthvolle mit dem geringen Verdienſt ſeiner Auffaſſung und Sammlung am unſcheinbaren Faden mit einander verknüpfe.

Die Herausgeberin.

Agnes Franz Leben.

„Der perſönliche Charakter des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents.“

Göthe.

Unter günſtigen Lebensverhältniſſen wurde Agnes Franz am 8. März 1794 zu Militſch in Schleſien als erſtes Segenspfand einer dreizehnjährigen Ehe geboren. Ihr Vater, Regierungsrath in der genannten freien Standesherrlichen Stadt, zeichnete ſich durch wiſſenſchaftliche Bildung wie durch einen liebenswürdigen und ſtrengrechtlichen Charakter aus, während ihre Mutter den Ruf einer von wahrer Frömmigkeit beſeelten, verſtändigen und geiſtvollen Frau hatte.

Agnes blieb nicht das einzige Kind ihrer Eltern; zwei ihr bald nachgeborene Schweſtern vereinigten ſich mit ihr zu einem geſchwiſterlichen Kleeblatt, an deſſen Anblick und beginnender vielverſprechender Entwicklung der Vater leider nur kurze Zeit ſich erfreuen ſollte. Er ſtarb, als Agnes kaum ſieben Jahre zählte. Sie beſaß aber bereits jene Frühreife der Empfindung, wie ſie bei poetiſchen Naturen in dieſem Alter nicht ungewöhnlich iſt. In echt dichteriſcher Weiſe, ſtill und unbemerkt von fremden Augen, pflegte und erzog das Kind ſeinen Schmerz über den Verluſt des geliebten Vaters, lange Zeit in kleinen Liedern und niedergeſchriebenen Betrachtungen, bis er endlich unter der blühenden Umrankung entſchwindend, ſeine Schwerkraft auf andere Formen und Geſtalten ſeiner urſprünglichen Natur übertrug. Sie ſchildert uns ihre poetiſche Entwicklung in einem unter den Papieren ihres Nachlaſſes vorgefundenen Gedicht wie folgt:

Ein tiefes inniges Gefühl
Erwachte früh in meinem Leben;
Es kannte nicht ſein dunk'les Ziel,
Doch mußt' es ewig aufwärts ſtreben;

Was mir bedeutungsvoll erſchien,
Das zog mich an, es ward mein eigen.
So irrt' ich lange her und hin,
Betrachtend nur in heil'gem Schweigen.

Und was des Kindes Herz empfing
Begann nun raſch ſich zu entfalten,
Des Schönen heil'ger Saame ging
Jetzt auf in mancherlei Geſtalten.

Es wuchs und drängte fort und fort —
Ich konnt' es länger nicht verſchließen:
Es mußte in Geſang und Wort
Das inn're Leben ſich ergießen.

Bald hatte jener inn're Trieb
Die eig'ne Sprache aufgefunden,
Was lange dunkel für mich blieb
Ging ſtrahlend auf in jenen Stunden.

Die Mutter ſah's und wehrte nicht
Des Kindes ſeel'gen gold'nen Träumen,
Doch warnte ſie, darüber nicht
Das Weſentliche zu verſäumen.

Und treu bewahrt' ich, was ſie ſprach;
Stets war ich fleißig ihr zur Seite,
In reger Arbeit ſchwand der Tag,
Der Abend nur war meine Beute.

Da ſucht' ich, was ich ſtill empfand
In ſanfte Lieder einzukleiden,
Da gab ich Formen und Gewand
Dem eig'nen Schmerz, den eig'nen Freuden.

Unter den Veränderungen, welche der Tod des Vaters in den äußeren Verhältniſſen herbeiführte, wirkte auf Agnes am Betrübendſten der Wechſel des Wohnortes. Ihr bisheriger Geſichtskreis, wenn auch nur beſchränkt auf die Park-Anlagen des Militſcher Schloſſes, die aber alle Naturſchönheiten der Welt für das in ihnen dafür erwachte Auge des Kindes enthielten, fand in dem neuen Aufenthaltsorte, dem Städtchen Steinau, keine ergötzliche Erweiterung. Um ſo mehr grünte und blühte die Erinnerung an das heimathliche

Paradies, aus welchem der Spruch des Schickſals das Dichterkind vertrieben, in der Seele deſſelben zauberhaft fort, und fand blühenden Ausdruck in einem Gedichte, das Agnes, als ſie im Juni 1817 auf einer unternommenen Reiſe zum erſten Mal wieder den geliebten Geburtsort beſuchte, niedergeſchrieben:

„Ja, hier werd' ich geneſen, ich fühl's, hier athme ich freier!
O Du freundlich Gefild, ſei mir mit Rührung gegrüßt!
Träume der Kindheit, ſie ziehen gleich freundlichen lieben Geſtalten
Um die heimiſche Flur — und jede Erinn'rung erwacht.
Ja, ich kenne ſie noch, die lieben Stellen; ich finde
Ueberall mich zurecht, denn Alles noch iſt mir bekannt:
Was ich, ein ſechsjährig Kind, mit Lieb' und Freude umſchloſſen,
Spricht mich mit holder Gewalt wiederum inniglich an!
Das iſt der herrliche Park, das ſind die alten Allee'n,
Nur daß der Hain ſeitdem ſich höher und ernſter gewölbt.
Jede Brücke find' ich und jeden Tempel mir wieder,
Scheide das Neue im Nu von dem Bekannten mir ab.
Vieles verſchönerte ſich und Vieles begruben die Zeiten,
Aber das Ganze, es blieb jener Geſtaltung noch treu;
Wieder ein glückliches Kind durchſtreich' ich die duftigen Gänge,
Freu' mich der milden Natur, und athme Vergnügen und Ruh',
Fütt're die Schwäne, die ſtolz durchgleiten die breiten Canäle
Oder lauſche dem Pfau, wenn bunt er entfaltet die Pracht.
Aber am meiſten erfreut mich der Störche munt'res Geklapper,

Wenn ſie das ſtattliche Schloß langſam und ruhig umzieh'n.
Dort ſteht ihr hohes Geniſt, gebaut auf der ragenden Eſſe,
Oder auf mooſigen Stamm, vom Gipfel der Eichen umhüllt.
Welch ein Stimmen-Concert, wenn nach dem nächtlichen Regen
Hell ſich der Morgen erhebt, und Alles in Freude erwacht!
Nachtigallen und Pfau, und Störche und Kuckuk und Wachteln
Schlagen und flöten und ſchreien luſtig wetteifernd umher!
Ja belebt und erquickt, wie ſelig wie leicht wird das Leben,
Wenn es ſo reicher Natur fröhlich im Schooße erwacht;
Da erhellt ſich der Geiſt, — da gießt ſich ſeliger Frieden
Stärkend durch Seele und Herz, und giebt uns den Himmel zurück."

Für das fähige wißbegierige Mädchen fanden ſich leider an dem neuen Wohnorte keine anderen Unterrichtsmittel als wie ſie bei der ſehr unvollkommenen Weiſe und Methode jener Zeit in der öffentlichen Schulanſtalt des Städtchens geboten wurden. Der unbefriedigte Wiſſensdurſt brach ſich daher bald, ſo gut es immer gehen wollte, den eigenen Weg der Selbſtbelehrung, natürlich nicht ohne Schmerzempfindung über die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft, bei den vorkommenden Schwierigkeiten dieſes Weges. Agnes Franz beſaß aber ein ſo glückliches Naturell, verbunden mit einem ungewöhnlichen Thätigkeitstriebe, der in allen Richtungen ſich wohlgefiel, daß jenes peinliche Gefühl, ſo oft es auch ihre Bruſt bedrängte, doch nie ihr über den Kopf wuchs, nie den klaren Verſtandesblick für die Proſa des Lebens ihr umnebelte. Jede nützliche Beſchäftigung ward ihr bei dieſer frühen ſeltenen Einſicht zur Luſt, und leicht ihr die Erlernung aller der kleinen Kenntniſſe und Fertigkeiten, die in dem häuslichen Gebiet außer dem Bereich ihrer kleinen Künſtlerwerkſtatt lagen. Sie fand es ganz natürlich und gerecht, daß ſie in derſelben nur in den Feierabendſtunden nach den ſtrengen Grundſätzen der häuslich geſinnten Mutter thätig ſein durfte, welche erſt dann ihr mehr Zeit dazu geſtattete, als ſie ſich überzeugte, daß was Agnes darin zu Tage förderte, ihren künſtleriſchen Beruf außer Zweifel ſetzte. Und welche Gefühle mögen das Herz der Mutter bewegt haben als die theure Tochter mit inniger kindlicher Liebe ihr die Beweiſe ihrer herrlichen Begabung vorlegte! Unter dem Schatze ihrer nachgelaſſenen Papiere fand ſich das Blättchen dieſer Zueignung:

Meiner Mutter.

Dir, Theure! die Du auf des Lebens Wegen
Mich liebevoll vor jedem Sturm gedeckt,
Die Du mit reiner Hand das Herz erzogen,
Des Guten Keime in ihm aufgeweckt;

Dir pflegt es ſeine erſten zarten Blüten
Und bringt ſie nun mit frommem Kindesſinn,
Nimm, was es fühlte, dachte und gelitten —
Die ganze Seele Deines Kindes hin!

Die ihr gewährte größere Freiheit beſchränkte aber oft ſelbſt der weibliche Sinn der jungen Dichterin, die von den Höhen ihrer Begeiſterung gern hinabſtieg in das ſtille Thal einer niederen Wirkſamkeit, freundlich lächelnd Jedem, der ſie mit Liebe anblickte, ihre Heimathsſchätze, ihre Blumen, ihre Früchte mitzutheilen. Daß ſie nur dazu ſie empfangen, nur darin ihr Glück finden ſolle, davon ſchien ſie ſchon als Kind das Bewußtſein zu haben. So beutete ſie ſchon als etwa zehnjähriges Mädchen ihre kleinen Talente zur Freude, zum Nutzen Anderer aus, indem ſie einem Unterſtützungsvereine zum Beſten armer Kinder im warmen Eifer ihres mitleidigen Herzens ſich anſchloß, eine kleine Verkaufsausſtellung ihrer Beiträge, beſtehend in zierlich geſchriebenen, zu dem Zweck gedichteten Verschen, ſauber gezeichneten und gemalten Bilderchen, nebenbei aber auch in ſelbſt angefertigten Handarbeiten der Nadel veranſtaltete. Es war dies ein kindliches Vorſpiel ihres ſpäteren Wirkens, wie ſich daſſelbe, namentlich zuerſt in Weſel, bei Gründung des noch dort beſtehenden Jungfrauenvereins bekundete, wo auch die Dichterin in ihrem ſchönen Weiblichkeitsgefühle außer den von der

Muſe ihr beſcheerten Gaben durch mühſam angefertigte Handarbeiten ihre Theilnahme an dem guten Werke der Stiftung bethätigte: Ergebniſſe ihres Fleißes, die unter den Lichtern ihres „Chriſtbaums"*) einen rührenden Glanz, eine ſinnige Bedeutung gewannen.

Doch wir kehren in die Zeit zurück, wo Agnes auf dem kleinen Schauplatz ihres kindlichen Lebens zu ihrem Berufe ſich entwickelte. Eine neue durch Familienverhältniſſe veranlaßte Ortsveränderung blieb dabei nicht ohne Einfluß. Die Stadt Schweidnitz, wohin die Mutter mit den Kindern zog, verſprach ſchon durch ihre Lage am Fuße des Zobten-Gebirges der kleinen Naturfreundin hohe Genüſſe, nicht viel minder der Umgang mit lieben Verwandten, die in der Stadt und in ihrer Nähe auf dem Lande wohnten.

Wohl erfüllten ſich dieſe Hoffnungen, aber bald verhüllten Krankheitsleiden, von denen Agnes nie mehr ganz genas, den heiteren Himmel ihres Lebens. Er entwölkte ſich nur durch das ihr verliehene Glück der Poeſie, das in der trüben Zeit zur freudigen Entfaltung gelangte, aus einer reinen Frömmigkeit blühend hervorging, eine himmliſche Siegerin über die Gebrechen der Erde.

Zu dieſer geiſtigen Geneſung nach einer drückenden

---

*) Siehe Agnes Franz Gedichte II. Sammlung S. 260.

Schwermuth gelangte Agnes während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Arnsdorf bei Schweidnitz, dem Landgute ihres Oheims. Hier unter den wohlthuenden Natureinflüſſen fand auch ihre geſtörte Geſundheit einige Kräftigung. Ließ ſich das eingeſchlichene Siechthum, welches ihre Jugendblüte geknickt, auch nicht bannen, ſo trat doch die Empfindung desſelben durch die geiſtige Regſamkeit allmälig ſo in den Hintergrund, daß ſie die Macht ihres früheren Eindrucks verlor. Aus dieſer Stimmung gingen die vielen ſchönen Preislieder der Heiterkeit hervor, die wir in der erſten Sammlung der lyriſchen Gedichte von Agnes Franz finden. Sie ſind, wie alle ſpäteren Erzeugniſſe ihrer Muſe, ein treuer Spiegel ihres reinen frommen Innern, entbehren dabei aber nicht jene didaktiſche Objectivität, die in der ſchönen poetiſchen Darſtellung, als Hauptbedingniß ihres Werthes, denſelben Dauer über alle Phaſen des Modegeſchmacks verleihen wird.

Wie ſehr die junge Dichterin ſich mit dem Leben auf dem Lande befreundet, wie froh ſie war, wenn ſie nach längeren oder kürzeren Ausflügen in die Stadt wieder in das trauliche Stillleben, das ſie mit den Ihrigen, der Mutter und den Schweſtern, theilte, zurückkehren durfte, dies erfahren wir in einem während der frohen Fahrt gedichteten Liedchen.

Die Rückkehr.

Raſch, wie die Well' auf ſchimmerndem Sande
Gleitet am Rande
Flüchtig durch's Grün —
Fliegt von den Rädern
Fröhlich getragen,
Munter der Wagen
Mit uns dahin.

Freier nun ſchöpf' ich Athem und Leben,
Fröhlicher beben
Pulſe und Herz,
Und ich begrüße
Lächelnd und heiter
Meine Begleiter
Frohſinn und Scherz.

Lange verließen mich die Gekränkten
In dem beengten
Zirkel der Welt.
Heimliche Seufzer
Sandt' ich zu ihnen,
Bis ſie erſchienen,
Freundlich erhellt.

Und wir begingen leichter und freier
Fröhlich die Feier
Unſres Vereins.
Redlich zu theilen
Tage und Stunden
Sind wir verbunden,
Sind wir nun eins.

Alles Verdrüßliche liegt uns im Rücken,
Zwangloſer blicken
Rings wir umher,
Sehen von ferne
Schon die getreuen
Berge ſich reihen
Leuchtend und hehr.

Und, o der Wonne! Röthlich beglänzet,
Bräutlich bekränzet,
Blicket von fern
Freundlich mein Dörfchen,
Lieb, wie ein ſchöner
Lang' nicht geſeh'ner
Friedlicher Stern.

Raſcher und ſchneller fliegen die Roſſe
Ueber die große
Ebne dahin!
Ha! ſie erkennen
Auch das erſehnte
Lang' entwöhnte
Lockende Grün.

Und ich betrete, und ich begrüße
Fluren und Wieſe
Selig vor Luſt.
Banne der Trennung
Bängliche Schmerzen
Weit aus dem Herzen,
Weit aus der Bruſt.

Schweb' ich im Taumel ſeel'ger Wonnen?
Iſt ſie verronnen
Die ängſtliche Zeit?
Ja ich begrüß' Dich,
Freundliche Stätte,
Von dem Gekette
Des Zwanges befreit!

O, was ihr Hohen Seligkeit nennet,
Ach, das vergönnet
Die Glückliche Euch! —
Möchte nicht tauſchen,
Bin in der Stille
Froher Gefühle
Dreimal ſo reich.

Gäb' nicht für Eure rauſchenden Tänze
Einen der Kränze,
Blühend gereiht;
Nicht für der Säle
Kerzengeflimmer
Fluren, vom Schimmer
Luna's beſtreut.

Mögt Ihr vor ländlicher Stille erſchauern
Und mit Bedauern
Blicken auf mich.
Fröhlicher, ſeliger,
Heiterer und leichter
Bin nach erreichter
Einſamkeit ich.

Das innige Einverſtändniß, die geiſtige Verwandtſchaft die unter den drei Schweſtern herrſchte, die wetteifernde Uebung der ihnen verliehenen Talente trug ſehr viel zu der idylliſchen Färbung jener Tage bei, auf welche Agnes ſo gern wie auf das Tempe ihres Lebens zurückblickte. Außer den bekannten, dieſer Periode gehörenden Poeſien tritt uns die junge Muſenprieſterin in einem den Schweſtern geweihten Gedichte in der ganzen Friſche ihrer heiligen Begeiſterung für die Tugend vor Augen:

Der Bund der Treue.

(Meinen Schweſtern.)

Reicht die Hände mir zur ernſten Stunde
Ihr, die Liebe an mein Leben band,
Mir durch Seelenharmonie verwandt,
Reicht die Hände zu dem ſchönen Bunde!

Von dem Leben können wir einſt laſſen,
Schweſtern! aber von dem Bündniß nicht!
Treue iſt's, was Lipp' und Herz verſpricht,
Ewig muß die Seele ſie umfaſſen.

Heil'ge Treue, für die ernſte hehre
Tugend, Treue ihrem großen Ruf!
Daß das Gute, was er in uns ſchuf,
Immer göttlicher ſich auferkläre.

Feſte Treu' den alten deutſchen Sitten,
Einfach wie die liebliche Natur!

Treu der Unſchuld! denn ſie zieret nur
In Paläſten und in niedern Hütten.

Treu der Wahrheit, daß mit feſtem Blicke
Man uns traue auf das erſte Wort,
Wo man ſchwört, wich ſchon die Wahrheit fort,
Lauert der Verrath ſchon und die Tücke

Feſte Treue dem bewährten Freunde,
Dem vertrauend ſich das Herz geweiht!
Treue knüpfe an die Ewigkeit
Jene Stunde, die uns ihm vereinte.

Treue jedem ſchuldlos reinen Triebe,
Jedem hohen göttlichen Gefühl,
Welches ſanft in unſre Seele fiel,
Daß es uns empor zum Himmel hübe!

Treu dem Herzen, das wir auserkoren,
Dem wir wonnetrunken unſer Sein
Weihten; Treue jeglichem Verein,
Den wir vor Natur und Gott beſchworen!

Treue für der ganzen Menſchheit Sache!
Daß, wenn wir in's Leben einſt zurück
Forſchend blicken, kein getrübter Blick
Eines Menſchen uns erröthen mache!

Treue unſrer eignen Menſchenwürde,
Daß des Buſens heimliches Gericht
Uns nicht ſelbſt verklage — daß es nicht
Reue einſt auf unſre Seele bürde.

Feſte Treu' den heiligen Geſetzen,
Die einſt auf dem Berge Sinai
Gott der Herr den Sterblichen verlieh;
Keiner wag's die heil'gen zu verletzen!

Treu dem großen Bunde der Erlöſ'ten!
Feſt verſchwiſtert ſchließe Glied an Glied:
Wenn das Herz in feſter Treue glüht,
Wird der große Mittler liebend tröſten.

Zur Zeit, wo in Agnes das Verlangen nach ,,Lehr und Rath'' bei der drängenden Entwicklung ihres Innern wohl zuweilen in jene ſchmerzliche Künſtlerſehnſucht überging, von der ſie bei ihrer Richtung unter beengenden äußeren Verhältniſſen nicht verſchont bleiben konnte, ließ ſich daſſelbe in verſchiedenen Weiſen aus der dichteriſchen Verhüllung erblicken, wie unter Anderm in der Fabel:

Der Schmetterling.

In dem engen Kerkerband
Lag die werdende Pſyche,
Verführeriſch wegten Frühlingsgerüche,
Sie lockend ins blühende Land.

Und ſie ahnete im Traume
Ihrer Brüder ſeliges Geſchick,
Neidete ihr frühes Glück
Frei zu ſchweben in dem Himmelsraume,

Rang mit ihrer ganzen Macht
Ihre Feſſeln abzuſtreifen,
Zu durchdringen ihre Nacht,
Und im Licht umherzuſchweifen.

Kräftig rang ſie, es gelang;
Das Band zerriß, der kleine Kerker ſprang,
Und aus der engen dunklen Hütte
Fiel ſie hinab in eine offne Blüte.

Begrüßt von des Lichtes reinen Wellen
Hob ſtolz und frei ſich ihre kleine Bruſt
Und fühlte bei der unbekannten Luſt
Das Herz voll Lieb' und Ahnung ſchwellen.

Da ſchwebten bunt wie Roſenblätter,
Wie Zephyrlüftchen, leicht und frei,
Zwei jugendliche Blumengötter
Bei Pſychens Lagerſtatt vorbei.

Da regte ſich ihr Flügelpaar,
Den leichten Brüdern nachzuſchweben;
Doch ach! den kleinen Schwingen war
Noch nicht Vollendungskraft gegeben.

Sie trauerte lange, ſah mit Schmerz
Rings um ſich her der Freiheit Glück.
Die ausgeharret ſchwebten himmelwärts,
Sie blieb im Blumenkelch zurück.

Doch einſt erſpähte ſie ein Engelein
Und endigte der Armen mühſam Streben,

Wohl durfte Pſyche höher ſich erheben,
Doch ihre Brüder holte ſie nicht ein.

Kurz vor dem Ausbruch der Kriegs-Unruhen im Jahre 1813 kehrte Agnes mit den Ihrigen vom Lande nach Schweidnitz zurück, wo ſie erfüllt von den großen Intereſſen der Zeit dafür zu wirken ſuchte, und ſo ſchüchtern, ſo jung ſie war (ſie zählte damals erſt 19 Jahr) die Stimme ihrer patriotiſchen Begeiſterung durch ganz Schleſien in nachſtehendem Aufruf an alle ihre Landsmänninnen erklingen ließ.

Auf, Schweſtern, auf, die Zeiten ſind gekommen,
Wo jede Kraft aus ihrer Feſſel bricht;
Der edle Funke, der in Euch geglommen,
Er bring' hervor ans helle Tageslicht.
Und habet Ihr die Stimme auch vernommen,
Die kühn und laut uns in dem Herzen ſpricht —
So tretet auf! — doch kämpfet erſt die Hyder
Der Eitelkeit in Eurem Herzen nieder!

Streift ab den Schmuck! er ſei von Euch geſchieden,
So lang' der Mangel Eure Brüder drückt!
O zögert nicht — ſie bringen Euch den Frieden
Nach ſchönem Sieg zum ſüßen Lohn zurück!
Bringt das Geſchmeid'! laßt Waffen daraus ſchmieden
Zu Eurem Schutz, zu unſres Landes Glück! —
So klein auch immer Eure Gabe wäre: —
Auch Tropfen einen endlich ſich zum Meere.

Nur wenig hat der Zufall uns verliehen,
Dies Wenige zu opfern fällt nicht ſchwer.

Wem reichlicher des Glückes Blumen blühen,
Der bringe jauchzend ſeine Gaben her.
Den goldnen Ring laßt uns vom Finger ziehn.
Und wenn es ſelbſt der allertheu'rſte wär,
So legt ihn froh zum Beſten Eurer Brüder
Auf den Altar des Vaterlandes nieder!

Die von ihrem bisherigen romantiſchen Pfade abgeleitete Muſe, die ſogar zu einem Kriegsgeſange für die Schaar der jungen Freiwilligen ſich aufgeſchwungen, fand ſich jedoch bald wieder in dem ihr eigenthümlichen Gebiet zurecht, noch ehe die kriegeriſchen Störungen ganz vorüber waren. Den Schreckniſſen derſelben, die ihren Wohnort nahe berührten, zu entgehen, war Agnes mit den Ihrigen nach Landeck geflüchtet. Sie nahm zwar auch in dies Aſyl die Bangigkeit, die Sorge um das Weh des Vaterlandes mit und ſtimmte ihre Leyer zu Klagetönen um die gefallenen Söhne deſſelben; allein die ſchöne Natur, die ſie umgab, gewann bald ihren alten Einfluß auf ihr dafür ſo empfängliches Gemüth. Aber auch tiefe Blicke in die Natur der Menſchen zu thun, bot ſich in Landeck, das ein Sammelplatz vieler flüchtigen Familien der Provinz geworden, manche Gelegenheit dar, die an Agnes, der ſinnigen Beobachterin, nicht ungenützt vorüberging.

Bald nach der Rückkehr in die Heimath verſuchte ſich ihr novelliſtiſches Talent in kleinen Erzählungen, welche ſie ſpäter geſammelt, in mehrern Bändchen herausgab. Eine angenehme Unterbrechung dieſer Beſchäftigung trat durch den Brautſtand ihrer Schweſter Clara ein. Dies Ereigniß nahm alle ihre Gedanken, ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch. Nur was ſich auf der geliebten Schweſter Glück bezog, beſchäftigte ſie jetzt, alles Uebrige ſchien ihr Nebenſache. Ueber dieſes Herausgehen aus ſich ſelbſt, das nur einer Liebe, die frei von allem Egoismus, möglich iſt, finden wir eine rührende Offenbarung in dem folgenden Gedicht an Claire zum 5. Mai:

So nimm den Gruß von mir, o Du Geliebte,
An dieſem Tage, der Dein erſter war,
Und dieſen Kranz von jungen Blütenknoſpen —
Die treue Schweſter ſchlingt ihn um Dein Haar.

Sie brächte gern all ihre kleine Habe,
Könnt' es Dich mehr beglücken und erfreun;
Doch fromme Liebe weiht auch kleine Gabe
Und kann Geringem hohen Schimmer leihn.

Nimm mich an's Herz, daß ich zuerſt der Freude,
Der Liebe holde Wort' empfangen kann,
Sie wirken tief auf mich und ſchlagen mächtig
Die Saiten meines Herzens an.

Horch ihrem Klang, er wird Dir treu entdecken,
Was in ihm ſchlägt, was in ihm lebt und ſpricht.

Was der Begeiſtrung Flammen in uns wecken —
Iſt ernſt und wahr und trügt und täuſchet nicht.

Dich gab mir Gott voll großer Vaterliebe,
Als ernſt ſein Blick hin in mein Leben fiel.
Und heller ward es in des Kindes Seele,
Weisſagend ſprach mein ahnendes Gefühl.

Verſchwiſtert wie zwei nachbarliche Ranken,
Die kein Orkan, kein Sturmwind trennen kann,
An Seelen ähnlich, ähnlich an Gedanken,
So wuchſen wir am Lebensbaum hinan.

Die Wurzeln meines Lebens ſchlingen alle
Sich in Dein Leben unzertrennbar ein,
Du pflegteſt der Schweſter Leben in dem Deinen,
Dein Schmerz allein kann mein Vernichter ſein.

Die eig'ne Hoffnung legt' ich willig nieder,
Verwaiſt in meines Lebens Blütenzeit;
Da fand ich ſie in Deinem Leben wieder,
Und träumte eine neue Seligkeit.

O ſchone Du der Schweſter zarte Hoffnung
Und wache ſorgſam über ihr Geſchick.
Sie hat ja keine Zukunft als die Deine,
Dort ſproßt, dort grünt ihr eignes Erdenglück.

Fühl' ich von Deinem Glück mich angeſtrahlet,
So hat das Schickſal, was es mir entwand,
So hat das Leben ſeine Schuld gezahlet,
So reich' ich ihm befreundet meine Hand

So will ich feſt und feſter es umfangen,
Es weihte mich Dir zur Begleiterin,
An Deiner Seite ſchützend, liebend wallen
Bis ich mit Dir am ſchönen Ziele bin.

Nicht weiter kann mein Pfad als Deiner führen,
Denn Gott der Liebende beſtimmte ihn;
Ein Menſchenherz kann nicht ſo viel verlieren,
Es ſänke ſchaudernd in Vernichtung hin.

Ein Leben, Claire, uns und eine Stunde,
Die uns dem großen Schattenſpiel entrückt,
Die auf die tiefgeſchlagne Herzenswunde
Denſelben Kuß der reinſten Liebe drückt.

Ein Grab, das unſre ſtillen Herzen decke,
Ein Lichtblick, der uns aus der Dunkelheit
Des langen Traums zur großen Feier wecke,
Ein Himmel uns und eine Seligkeit!

Das durch die Verheirathung der Schweſter erhöhte Familienglück wurde jedoch bald durch eine Trennung getrübt, welche der Militairſtand ihres Gatten, eines preußiſchen Offiziers, herbeiführte. Er wurde an den Rhein verſetzt, doch wie umwölkt von Thränen die Augen der Scheidenden waren, der Stern der Hoffnung eines frohen Wiederſehens leuchtete ihnen, und Agnes, die ja über alle Klüfte und Abgründe des Grams die erhebende Schwungkraft in ſich empfand, erfuhr auch hier ihre tröſtende Einwirkung.

Wir ſind jetzt zu einem Lebensabſchnitt der Dichterin vorgeſchritten, wo eine Reihe von Briefen aus ihrer Feder die beſten Aufſchlüſſe über ihr Leben uns giebt, ſo daß wir an den Faden dieſer werthvollen Mittheilungen zu Ergänzung etwaiger Lücken nur noch das Folgende zu knüpfen haben.

Nach dem im Jahre 1822 erfolgten Tode ihrer Mutter widmete ſich Agnes auf's Neue ihren literariſchen Beſchäftigungen, welche durch die treue Uebung ihrer Kindespflicht am langen Krankenlager ihrer Mutter unterbrochen worden waren. Die Herausgabe ihrer Gedichte nach Abfaſſung ihres trefflichen Romans: „Angela“ beſchäftigte ſie in dieſer Zeit hauptſächlich. Der Preis ihrer Mühe ſollte eine Reiſe zu ihrer Claire ſein, die damals in Weſel lebte und deren Schickſal ſich nicht ſo freundlich geſtaltet hatte, wie ſich die Ausſicht dazu gezeigt. Es war im Jahr 1829, als Agnes, von dem Geiſte der Liebe beſeelt, der alle ihre Schritte und Handlungen von Jugend an leitete, die weite Reiſe zu der vom Kummer über die Krankheit ihres Gatten gebeugten Schweſter unternahm.

Es ſei uns hier die Einſchaltung eines Gedichtes vergönnt, in welchem Agnes, als ſie nach einem dreijährigen Verweilen am Rhein ihre Claire mit dem kranken Gatten und den Kindern nach Brandenburg begleitete, das Bild jener dunklen Tage in dem Lichtglanz ihrer ſie verklärenden Schweſterliebe und dem beſeligendſten Gottvertrauen uns anſchaulich macht. *)

An meine Schweſter Claire v. N.

(Im October 1832.)

Wohl dränget Sorg' und Kummer,
Ein ſturmbewegtes Meer,
Verſcheuchend Ruh' und Schlummer
Um unſern Pfad ſich her.

Wohl ſcheint der Himmel trübe,
Und trüb' des Himmels Licht,
Als geh' der Stern der Liebe
In lange Nacht zurück;

Doch laß uns nicht verzagen,
Laß ſteh'n uns Herz an Herz!
Glaube und Liebe tragen
Den allerbängſten Schmerz.

Es hat der Sturm bezwungen
Manch einſam Bäumchen wohl,
Doch Zweie, feſtverſchlungen,
Sein Arm nicht fällen ſoll.

Zwei Herzen leeren ſchneller
Den Becher bittrer Pein,
Zwei Herzen ſchauen heller
In Gottes Rath hinein.

---

*) Agnes Franz Gedichte II. Sammlung S. 237.

Zwei Herzen, die geſchieden
Müßten in Angſt vergeh'n,
Die wird mit Troſt und Frieden
Der Liebe Hauch umweh'n.

O Du, für die ich Kränze
Der Seligkeit erfleht,
Und die im Jugendlenze
Nun durch Cypreſſen geht;

Du, mit dem bangen Looſe
Des ſchwerſten Weh's vertraut,
Bleiche, gebeugte Roſe,
Von Thränen überthaut!

Könnt' ich aus Nacht und Grauen
Dich tragen ungeſäumt;
Auf lichte Sonnenauen,
Wo neue Hoffnung keimt.

Könnt' ich Dich überheben
Der Stunden bittrer Pein,
Mit Frieden Dich umgeben
Und Ruh und Sonnenſchein!

Doch Eins nur will gewähren,
Die Gottheit meinem Fleh'n,
Durch Dulden und Entbehren
Mit Dir vereint zu gehn.

Wie wir der Kindheit Räume
Begrüßten, Bruſt an Bruſt,

Austauſchend ihre Träume
Mit Thränen ſeel'ger Luſt:

So Herz an Herz gedrücket,
Find' uns auch dieſer Traum,
Der ſeine Pfeile zücket
Aus finſter'm Wolkenſaum.

Endlich muß ja entweichen
Der Prüfung lange Nacht,
Die Liebe giebt ein Zeichen,
Das bange Herz erwacht

Und ſieht mit heil'gem Schauer
Das Räthſel aufgeklärt,
Das Grauen, Angſt und Trauer
In Seligkeit verkehrt.

Alles, was bang' und trübe
An Deinem Pfade ſtand,
Verſchwindet, — nur die Liebe
Bleibt treu an Deiner Hand.

Und wie den Kelch der Leiden
Sie freudig mit Dir trank:
So rauſcht durch Himmelsfreuden
Nun froh ihr Lobgeſang.

Alle Segnungen, die Agnes während dieſer Zeit, mitten unter ſchweren Prüfungen erfahren, begleiteten ſie an den neuen Aufenthaltsort und offenbarten ſich hier in gleicher Weiſe durch beglückende Freundſchaftsverbindungen wie in den Gunſtbezeugungen ihrer Muſe, die trotz vieler Störungen, welche die häuslichen Verhältniſſe herbeiführten, ihr treu blieb. Agnes hatte hier die Freude eine zweite Auflage der erſten Sammlung ihrer Gedichte und einen Band der ſpäter verfaßten erſcheinen zu ſehen. Nächſtdem ſchrieb ſie ein Andachtsbuch für die reifere Jugend, dem eine Sammlung von Gebeten und Liedern für Kinder folgte. Auf die Jugend fortan durch ihr Talent ſegensreich zu wirken, war ihr ein lieber Gedanke, und willkommen ihr daher jede Aufforderung, die dazu an ſie erging. Mit welchem Glück ſie dieſe Aufgabe gelöſt, finden wir in ihren Parabeln und dem bei Hirt in Breslau erſchienenen Buche für Kinder.

Immer eins mit der Schweſter, ging Agnes Franz mit derſelben im Herbſt 1837 nach Schleſien, wohin Familienverhältniſſe Jene riefen. Es lag in dem Plan und Wunſche beider, ſobald die Umſtände es zulaſſen würden, vielleicht nach einjährigem Aufenthalt in Breslau, nach dem lieben Brandenburg, wo ſie während eines beinahe ſiebenjährigen Verweilens heimiſch geworden, zurückzukehren. Wie es aber auch kommen mochte, treu hielt ſie bei der Schweſter aus: Hatte ſie doch an der Bahre des Gatten derſelben ihr Gelöbniß wiederholt, ihr ganzes Leben nur den Ihrigen zu weihen. Und ſo folgte ſie ihr eine treue Gefährtin, alle dadurch entſtandenen Losreißungen verſchmerzend.

Seit dem Herbſt 1837 lebte Agnes mit den Ihrigen in Breslau, wo ſie von ihrer jüngeren mit dem Baron von Siegroth verheiratheten hier wohnenden Schweſter Adelheid zuerſt mit offenen Armen empfangen wurde und in den Kindern derſelben neue Anſprüche an ihre Liebe vorfand, ohne zu ahnen, welche Steigerung dieſe nach Verlauf von drei Jahren erhalten ſollten. Bei der Elaſticität ihres Geiſtes, die nur durch körperliches Uebelbefinden, wenn dies in hohem Maße eintrat, gehemmt werden konnte, überwand Agnes leicht alle Schwierigkeiten, die auch mit der gegenwärtigen Ueberſiedelung und neuen häuslichen Einrichtung in Breslau verknüpft waren, und ihre Bienennatur fand ſchnell alles Angenehme derſelben heraus, während ihr Blick nach gewohnter Art, den Schattenſeiten keine lange niederſchlagende Betrachtung widmete.

In dieſe Zeit traf meine Bekanntſchaft mit der längſt von mir geliebten und verehrten Dichterin. Das Intereſſanteſte davon in Ergebniſſen unſeres Umganges in Briefen und, wie es den Dichterherzen Bedürfniß, in poetiſchen Gefühlsergießungen in dieſem Buche ihres Nachlaſſes mitzutheilen erlaube ich mir in der Ueberzeugung, daß ſie als charakteriſtiſche Züge in der Darſtellung ihres Weſens nicht fehlen dürfen und dann in der ſtillen Zuverſicht damit Anklänge der Erinnerung bei all den guten Menſchen zu wecken, denen Agnes Franz ſo wie mir treue innige Freundin war, die ſich längere oder kürzere Zeit des Glückes ihres perſönlichen Umganges erfreuten und welche bei meinen Mittheilungen, ſo unvollkommen ſie auch ſein mögen, dennoch vielleicht dankend ſagen: „Ja, ſo war Agnes Franz, in dieſen und in jenen Zügen erkennen wir ſie ganz wieder!" Den Weg zu ihr hatte mir unſer hochgeſchätzter Freund Hofrath Winkler in Dresden in zuvorkommender Güte vermittelſt eines mir ertheilten Auftrages an dieſelbe gebahnt. Mit dem Taſchenbuch Penelope für 1838, das ich ihr zu übergeben von ihm erhalten, in der Hand, klopfte ich an ihre Wohnungsthür, während mein Herz in der Erwartung einen langgenährten Wunſch erfüllt zu ſehen, laut pochte; aber, ich geſtehe es, auch im Gefühl jener Bangigkeit, es könne vielleicht die Wirklichkeit dem Ideal der Vorſtellung, wie es ja oft im Leben geſchieht, nicht entſprechen und eine niederſchlagende Entzauberung herbeiführen.

Dieſer Zweifel ſollte bei meinem Eintritt noch nicht ſogleich ſeine Löſung finden. Agnes Franz befand ſich nicht in dem mir geöffneten Zimmer, wo mich Frau von Rekowsky, ihre liebenswürdige Schweſter, und deren holde Tochter empfing; doch in wie freundlich anſprechender Weiſe ich auch von Beiden aufgenommen wurde, meine Blicke hafteten unverwandt auf der Thür des Nebengemaches, aus welchem Agnes Franz, als man mich ihr gemeldet, eintrat. Der Ausdruck ihres engelfreundlichen Antlitzes ſchlug ſogleich jeden Zweifel in mir nieder, und als ihre ſelenvollen Augen mit beſonderer Innigkeit, in Folge einer ſie anſprechenden Aehnlichkeit meiner Geſichtszüge, mich ſo anblickten, als bemerke ſie mit Freude, wie mein Herz ihr entgegenſchlage, ſtiegen Thränen in meine Augen. In dieſer Empfindung ohne Worte ſchlang ich meine Arme um ihren Nacken und ſie zog mich innig an ihr Herz. Darauf führte ſie mich in ihr Zimmer, in die prunkloſe und doch ſo viel Köſtliches in ſich ſchließende Zelle ihrer ſtillen Mußeſtunden. Als ob ein Engel mich leite, mir ein Eden, von dem ich bisher nur geträumt, an ſeiner Hand zu erſchließen, alle Blumen die es bot, zu reichen, ſo war mir zu Sinne. Unter den Mittheilungen, wie ſie dem Herzen in der redſeligen Weiſe der jetzt überfließenden Empfindung entſtrömten, ſaßen wir lange Hand in Hand, Auge in Auge nebeneinander, die verfliegenden Stunden nicht bemerkend, bis hörbar die Mittagsglocke der Dom-Uhr mich zum Aufbruch mahnte. Wir trennten uns aber nur zu baldigem Wiederſehen.

Welche Reihe von ſchönen Stunden des innigſten nie unterbrochenen Einverſtändniſſes, welche unbeſchreiblichen Seelengenüſſe in dem Zeitraum von beinahe ſechs Jahren dieſer erſten Stunde unſres Findens, unſres Erkennens folgten, dies bewahrt außer den mir erlaubten Mittheilungen das Gedenkbuch des Herzens in ſeinen heiligſten unaufſchlagbaren Blättern.

Zu unſern beſtimmten Zuſammenkünften hatten wir einen Tag in der Woche regelmäßig feſtgeſetzt, um durch dieſe Beſtimmung uns vor Störungen zu ſichern, welche in den letztern Jahren allerdings in Folge der veränderten Verhältniſſe oft mit ihren Anſprüchen die Barrieren unſres Gebiets unabweislich überſchritten „Störungen jedoch, die, wie mir Agnes in dem ſie mir ankündigenden Billets tröſtlich äußerte, nur die Mittwochs nicht die Herzen trafen.“ Die auf dem Felde unſerer literariſchen Wirkſamkeit erzeugten Blumen und Früchte wurden hier, ehe ſie auf den Markt gebracht, einer gegenſeitigen Prüfung unterworfen. Ich bekleidete dabei das Amt des Vorleſers unſrer beiderſeitigen Productionen, wofür mir Agnes, deren ſchwache Bruſt ſchon damals anhaltendes lautes Leſen nicht erlaubte, immer ſehr dankbar war, und ſich ungemein freute, daß ich ihre zuweilen etwas unleſerliche Handſchrift mit derſelben Geläufigkeit wie die meinige zu leſen vermochte. „Du gute Seele,“ pflegte ſie dann oft mit einem Händedruck zu ſagen, „wie erkenne ich auch darin das Auge Deiner Liebe zu mir.“ Auch meinte ſie die Stimme derſelben immer zu vernehmen, wo dieſe ganz ſchweigen ſolle — nämlich bei Beurtheilungen ihrer Arbeiten, wobei ſie unpartheiiſche Strenge verlangte. Den Stoff zu einer ergötzlichen Neckerei bot uns in dieſer Zeit eine Namensverwechſelung in dem Gedichte: „Sängers Frühling“ das in der Abendzeitung mit dem Namen „Agnes Franz“ unterzeichnet, erſchien. Der Irrthum war durch ihre Abſchrift und Einſendung des von mir ihr zugeeigneten Gedichtes an die Redaktion entſtanden. Mit großer Heiterkeit erklärte ſie ſich bereit mir jede verlangte Satiſfaction zu geben. Ich ſtellte ſie ihr in der Aufgabe, den Irrthum zum Vorwurf einer Novelle zu machen und gern ging ſie in die Idee ein; andre Arbeiten aber verſchoben deren Ausführung, ſo daß ich nur den Anfang der beabſichtigten Erzählung unter ihren Papieren gefunden.

Die Mitarbeiterſchaft an mehreren gediegenen Zeitſchriften, hauptſächlich der Dresdner Abendzeitung und der Frauenzeitung, nachmaligem Frauenſpiegel von Louiſe Marezoll gab unſern literariſchen Beſtrebungen eine wetteifernde Regſamkeit, wobei wir es uns nicht verſagen konnten, manch Blümchen, das der Flur unſeres Seelenbundes entſproſſen, in jene uns geöffnete Gärten unter die fruchttragende Baumſchule unſeres Fleißes einzupflanzen, zu ſüßen Ueberraſchungen, freilich ganz im Gegenſatze des Charakters unſerer Zeit, der mehr an Liederdolchen und an den dadurch hervorgebrachten Verletzungen als an Liedergrüßen und ihrer ſüßen Wirkung Gefallen findet. Die Flora dieſer altmodiſchen Empfindungsblüten, welche an die Dichterfreundſchaften in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, an den Enthuſiaſten Gleim und Conſorten erinnert, iſt zum Troſte des Zeitgeiſtes und ſeiner Vertreter mit dem im vorigen Jahre erfolgten Tode von Agnes Franz, Caroline Pichler, Lina Reinhardt, im Abſterben begriffen. Doch ich kehre in die Blütenzeit meiner begeiſterten Freundſchaft für Agnes Franz und deren Erwiderung zurück, gleich dem Wanderer, der auf die von den Sonnenſtrahlen beſchienenen Höhen blickt, während ſie ſelbſt längſt untergegangen und es dunkel auf ſeinem Standpunkt geworden.

Zu unſern liebſten Spaziergängen und Vereinigungspunkten in der ſchönen Jahreszeit gehörte der Logengarten, zu dem wir auf unſre an die geehrten Herren Brüder des Logenvereins gerichtete Bitte Zutritt erhalten hatten. Mit Wehmuth gedenke ich der Freude, die Agnes über dieſe Vergünſtigung empfand, wie der Aeußerungen ihres Dankes dafür, ſo oft wir in dem lieben Logengarten — ohne dieſes Prädikat nannte ſie ihn nie, uns zuſammenfanden.

Zuweilen wandelte ſie auch in früher Morgenſtunde mit einer unſichtbaren Begleiterin im Schatten des geliebten Hains umher, und ich darf es als einen zurückgebliebenen Dank der Dichterin an die hochgeſchätzten Herren für die von ihnen erfahrene Liberalität ausſprechen, daß dieſelbe Blüten unverwelklicher Art getragen, indem viele der ſinnvollen Parabeln von Agnes Franz nebſt einigen anderen ihrer ſchönen Dichtungen als Denkmale der Stätte ihrer Entſtehung zu betrachten ſind.

Bei zunehmender körperlicher Schwäche, die beſonders in kurzem Athem und Bruſtbeklemmung ſich äußerte, konnte Agnes keine weiten Spaziergänge unternehmen. Und ſelbſt den ihren Kräften angemeſſenen folgte immer nach der Erſteigung der drei Treppen ihrer Wohnung, die ſie leider erſt vier Wochen vor ihrem Tode mit einer bequemeren vertauſchte, eine große Abſpannung. Auch machte das Geräuſch der großen Stadt, die Umſtändlichkeit, die mit jedem kleinen Ausfluge in's Freie verbunden, ſie oft recht ſehnſüchtig und durſtig nach dem Genuſſe in der Stille des Landlebens, ſo daß ſie in der letzteren Zeit den Plan einer Anſiedelung im ſchönen ſchleſiſchen Gebirge, am liebſten in Warmbrunn oft zum Gegenſtande unſerer Geſpräche und die Möglichkeit meiner Theilnahme daran mir anſchaulich machte.

Wie gern ließ ich ſie die Farben zu dieſem anzlehenden Bilde eines gemeinſchaftlichen Stilllebens miſchen und es in aller ſeiner idylliſchen Herrlichkeit mir vorzaubern, ahnete ich gleich, daß es nur liebliche Phantasmagorien waren. Sie aber dachte allen Ernſtes an die Realiſirung derſelben, wie aus einem im Sommer 1842 an mich geſchriebenen Briefe aus Warmbrunn hervorgehet, wohin ſie eine kleine Reiſe unternommen. Leider waren es nur die Gedanken ihrer immergrünen Hoffnung, welche ihr die erſehnte Abendruhe auf dem Blumenbette der Natur verſprochen, während ihre Freunde ſchmerzlich ahneten, daß man ſie bald in daſſelbe mit geſchloſſenen Augen ſenken werde, und mit dem Schickſal hätten hadern und rechten mögen, daß es nicht freundlicher gegen die liebevolle Dichterin ſich erwieſen, daß die Hülle des reichen edlen Geiſtes, der ſeine Schätze ſo freigebig geſpendet, des menſchenfreundlichen Herzens, das jeder Aufopferung für Andre fähig, all den rauhen Einwirkungen des Lebens preißgegeben war, vor denen die Lieblinge des Glücks, die oft ſo ſelenloſen geſchützt ſind. Bei den mancherlei vertrauten Mittheilungen über die Erfahrungen ihres Lebens, in denen ſich ihre ſchöne Seele mir enthüllte, erfüllte mich immer mit ſtiller Bewunderung das von ihrer Demuth und unendlichen Beſcheidenheit gebotene leiſe Uebergehen der ihr als Dichterin zu Theil gewordenen Huldigungen, während ſie gern der erfahrenen Liebe und Freundſchaft gedachte, die ſie ihrem Menſchenwerthe zu verdanken hatte. Einem ſolchen Gemüth war es natürlich eigen, die Beſtrebungen und Verdienſte Anderer ſo viel wie möglich zu fördern und geltend zu machen; eine Bereitwilligkeit, die mannigfach in Anſpruch genommen wurde, und je zuweilen auch kleine Verlegenheiten verurſachte. Als ſie in den letztern Jahren nicht mehr wie früher ſich ihren literariſchen Beſchäftigungen widmen konnte, wurden Anſprüche, deren Befriedigung ihr ſonſt leicht geworden, jetzt doppelt ſchwer und läſtig, weil Zurückweiſung ihre Gutmüthigkeit nicht zuließ. Dieſe fand bei der bedrängteſten Zeit doch noch Muße zu Abfaſſung von Recenſionen über ihr zugeſandte literariſche Erzeugniſſe, wie zu manchem ſinnigen Polterabendſcherz oder Geburtstaggedichte, ja ſelbſt zur Durchſicht von ihr zugeſandten Manuſcripten, deren Verfaſſer ſie um ihr Urtheil darüber erſucht. Im Drange, dieſen Anſprüchen gern genügen zu wollen, auch wohl in dem ihrer dichteriſchen Natur, auf das brachliegende Feld derſelben neue Saat zu ſtreuen, entſchlüpfte ihr einſt eine Aeußerung, die in ihrer komiſch-tragiſchen Weiſe mich tief bewegte.

Wir ſtanden am Fenſter, die Augen auf die eines ſchräg über befindlichen Hauſes gerichtet, das zur Haft für Perſonen dient, die ſich leichter Vergehen ſchuldig gemacht und ſcherzweis den Namen „Schloß Candra" führt. „Die armen Gefangenen dort." Hub Agnes mit gepreßter Bruſt, ohne weiteren Nachſatz an. „Du bedauerſt ſie, wie Alles was ſich in leidenden Zuſtande befindet," fuhr ich fort. — „Ach nein," ſagte ſie, „ich beneide ſie — ja," ſetzte ſie auf mein ſtaunendes Lächeln hinzu, „glaube mir, ich wünſche mir manchmal an ihrer Stelle zu ſein, möchte gern wie ſie auf einige Tage in der Haft ſein, in der ungeſtörten Ruhe mich befinden, um ein Mál wieder mir ſelbſt leben zu können und meiner Muſe, die recht nach ſolchem Zufluchtsort, wenn auch nur auf kurze Zeit, Verlangen trägt. Sie würde mir das öde leere Gefängniß in eine Blütenlaube umwandeln, und Du ſollteſt dann ſehen, wie das Bienlein mit Beute beladen aus der vermeintlichen Haft in die eigentliche, doch gutes Muthes, zurückkehren würde." Die Thränen waren mir bei dieſen Worten nahe, doch Agnes ſuchte meiner Stimmung bald eine andere Wendung zu geben und humoriſtiſch das Thema weiter auszuſpinnen. Ein feiner Humor, wie er mit dem Ernſt eines tiefen Gemüths verbunden in unſern größten Dichtern ſich offenbart, war auch Agnes Franz eigenthümlich und er ſetzte an den Zweig ihrer unverwüſtlichen Gemüthsheiterkeit, ſobald nur ein wenig Sonnenſchein darauf fiel, immer neue Blätter und Blütenknospen der ergötzlichſten Art an. Unter dieſem Sonnenſchein ſind mehrere Billette von Agnes in dem erſten Jahre unſeres Vereins an mich geſchrieben, worin viel von einer kleinen Bienengeſellſchaft die Rede iſt, welche ſich unter den Blumen ihres Fenſters im erſten Frühjahr faſt jeden Morgen verſammelte und uns Stoff zu einer kleinen ſcherzhaften Allegorie bot.

In dem Element der Heiterkeit, wie ſie ihrem frommen kindlichen Gemüth entſprang, lebte und webte ſie. Und wie mühſam auch ihr Tagewerk war, das oft bis in die tiefe Nacht nach den kurzen Zwiſchenſtunden der Erholung ſich ausdehnte, während auch in dieſen bei der geiſtigen Unterhaltung ihre fleißigen Hände in der ſteten Gewöhnung, Künſtliches oder Nützliches zu vollbringen, nicht ruheten — kein Mißmuth über jene Anſtrengungen umwölkte ihre hohe reine Stirn. Dies vermochte nur der Kummer in ſeinem erſten unabweislichen Anfluge, deſſen äußerliche Verwiſchung ihr immer bald gelang.

Dieſe Eigenſchaft machte Agnes Franz zu einer ſehr angenehmen Geſellſchafterin, und da die Welt ſich Alles deſſen zu bemächtigen pflegt, was ihr wohl thut, ohne weitere Rückſichten zu nehmen, ſo konnte es nicht fehlen, daß Agnes Franz bald ein ſehr geſuchter Umgang ward und nicht wenig unter dieſer zudringlichen Freundlichkeit litt. Es half ihr nichts, daß unter den im Anhang ihrer Gedichte befindlichen Aphorismen die eine lautete:

„Man beſtraft den Raub fremder Güter mit Strenge, und hat Geſetze für das Entwenden jedes ſichtbaren Eigenthums erfunden. Aber die höheren Güter, ſo unſerm Geiſte anheim fielen, finden, von fremden Händen angetaſtet, keine Vertheidigung in der Außenwelt, und es giebt keinen Gerichtsſtuhl auf Erden, wo der Räuber angeklagt würde, der ſich in das Eden unſres Friedens, in die ſtillen Pflanzungen häuslichen Glükkes, in das koſtbare Eigenthum unſerer Zeit ſtörend hineinwagt.“

„Zitternd bricht der hungrige Bettler eine Frucht vom Baume des Reichen, während ein läſtiger Schwätzer die Zeit des thätigen Menſchenfreundes furchtlos ſchmälert, oder die ſchleichende Verläumdung ſich in den Schooß einer glücklichen Familie drängt und ungeſtraft die Saat vergiftet. Und doch ſind die ſichtbaren Güter die kleinſten Theile unſerer Habe, und jener Raub, ſo viel wichtiger, ſo viel einflußreicher für unſer Glück.“

Man beachtete dieſe Sentenz oder kannte ſie gar nicht, würde ſie aber auch vielleicht überſehen haben, wenn ſie eingerahmt über der Wohnungsthür der Verfaſſerin zu leſen geweſen, ein Abwehrungsmittel, das ich an derſelben gar zu gern, beſonders — ich will es aufrichtig bekennen, — des Mittwochs angebracht hätte.

Wer ſolche Sonnentage des Herzensgenoſſen kennt, wird den eingeſtandenen Egoismus in dem Beſtreben, alle Störungen davon abzuhalten, verzeihlich finden. Ich richte dieſe Worte an die vielen noch lebenden Seelenfreundinnen von Agnes Franz, die wenn ſie bei ihr eintraten, mit den ausgebreiteten Armen ihrer Liebe empfangen, mit dem ſüßen Willkommen ihrer zärtlichen Verſicherung: „Ich wartete mit Sehnſucht auf Dich,“ begrüßt wurden, die gleich mir den Segen dieſes ſüßen Empfanges empfunden; erfahren haben, wie er Alles umher verklärte, in das von ihm ausgehende Sonnenlicht der Liebe ſtellte, das ſelbſt die düſterſten Umgebungen magiſch erhellt haben würde und die freundlichen um ſo anmuthiger machte.

Wir finden in ihrem Zimmer, in ihrer Umgebung, ihren Geiſt in ſeiner Liebe zum Schönen, in ſeinen Kunſtſchöpfungen, in dem feinen Sinn, den Schmelz der Anmuth und Eleganz ſelbſt den gewöhnlichſten Dingen zu verleihen, wie in der darunter hervorblickenden eigenen Handhabung hausfräulicher Thätigkeit. Er ſprach uns ſchon an den Wänden des Zimmers an, in den ſie ſchmückenden Oelgemälden, Rheingegenden, Erinnerungen des dortigen Aufenthaltes, in den Portraits, liebe Verwandte und Freunde darſtellend, von der künſtleriſchen Hand der Bewohnerin gefertigt. In ſeinen herrlichſten Erzeugniſſen aber entdeckte ihn das Auge hinter den blanken Glasſcheiben eines Bücherſchrankes, mußte es ſich dahin auch ſeinen Weg zuweilen über die Bartieren anderer Meiſterwerke zu denen der Dichterin bahnen, die ohne Eitelkeit die ihrigen oft in den Hintergrund bei fremdem Zuwachs ſtellte. Wer hätte aber wohl auf den Schreibſekretair von Agnes Franz, wie unmodern auch ſeine Form, ohne Andacht blicken, wer über das kleine alte Fortepiano gloſſiren können, wenn Agnes Franz vor demſelben ſaß, mit geübter Hand ſelbſt ſeinen verſtimmten Saiten Wohllaute zu entlocken, durch heitere Tanzſtücke das Vergnügen der jugendlichen Umgebung zu erhöhen, oder was die älteren am liebſten hörten, ihre eigenen ſelenvollen, von jugendlichen Stimmen geſungenen Lieder, zu begleiten.

Kein Nipptiſch befand ſich unter den übrigen zu nützlichem Gebrauch beſtimmten Mobilien; dagegen aber ſtand an einem der mit weißen herabwallenden Gardinen drappirten Fenſtern ein Tiſchchen mit einem Arbeitskorbe, der vielerlei Bruchſtücke für die zuſammenſetzende Hand der oft vor ihm ſitzenden damit beſchäftigten Dichterin enthielt, ſeitdem ſie die Mutter von vier muntern Kindern geworden, die für eine beſtändige Füllung des Korbes Sorge trugen, ſo daß der gegenüber hinter dem Secretair eingefügte kleine Tiſch mit durchzuſehenden Büchern und Manuſcripten darüber oft lange auf ſeine Erledigung warten mußte. Das in ſeiner Nähe befindliche zweite Fenſter bot in ſeiner Umrankung mit Epheu und den darumſtehenden Blumengefäßen, unter denen einem Canarienvögelchen mit ſeinem Bauer der Platz angewieſen, einen gar heiteren Anblick, und das bequeme, wenn auch nur mit buntem geglätteten Cattun von der geſchickten Dichterin ſelbſt überzogene Sopha einen Sitz dar, den man neben ihr mit vollem Rechte beneidenswerth nennen konnte. Und wenn ſie hier die Wirthin machte, was bei größeren und kleineren Anläſſen mit immer gleicher Gewandtheit und Holdſeligkeit geſchah, wenn ſie in der traulichſten Geſellſchaft den Kaffee oder Thee auf dem kleinen runden vor dem Sopha ſtehenden Tiſche, den, wenn thunlich, eine Vaſe mit friſchen Blumen ſchmückte, ſervirte, dann nach der Collation unter den Geiſt und Herz erquickenden Mittheilungen noch irgend ein verborgen gehaltenes Deſſert, meiſt in ſüßen Früchten oder Confituren beſtehend, herbeiholte, wer hätte dieſe Bewirthung mit der am überladenen Büffet, im Salon eines Satrapen der Erde, vertauſchen mögen! Ein Fach des bereits erwähnten Glasſchrankes, der die Bücherſchätze von Agnes Franz umſchloß, war auch das Reſervoir jener kleinen gaſtronomiſchen für ihre lieben Beſuche beſtimmten Delicateſſen; eben ſo enthielt er eine Anzahl lieber Andenken in ſchönen Taſſen oder Cryſtallen. Unter dieſen befand ſich eine kleine ſilberne Zuckerſchale, die Agnes wegen eines Unfalls, der ihre bisherige getroffen, eines Tages während meines Beſuches zum Kaffee in Gebrauch nahm. Ich äußerte beim Anblick derſelben, daß ſie roccoco und alſo nach dem neueſten Geſchmack, ſelbſt aber wohl ſehr alt ſei. „Das iſt wohl möglich,“ erwiderte Agnes mit einem gewiſſen Ernſt im Geſicht; „Du wirſt Dich wundern, wie ich dazu gekommen und welche Verpflichtung ſich gewiſſermaßen an dieſes Geſchenk knüpft. Während meines Aufenthaltes am Rhein hatte mich eine unglückliche, von Schwermuth niedergebeugte Frau kennen lernen, die ich auf ihren Wunſch mehremale und auch in ihrer letzten Krankheit beſuchte. Sie verſicherte mir dabei immer, daß ihr mein Zuſpruch unendlich wohl thue, und eines Tages mußte ich dieſe Zuckerſchale von ihr, wie ſie ſagte, als ein Andenken annehmen, was ich, ohne ſie zu betrüben, nicht ablehnen konnte; allein denke Dir meine Betroffenheit, als die Frau darauf in dringender, rührender Weiſe die Bitte ausſprach, ich möchte doch alljährich an einem gewiſſen Tage für die Ruhe ihrer Seele ein Gebet zum Himmel ſenden. Sie würde ruhiger ſterben, wenn ich ihr dies verſprechen wollte, denn ſie habe zu der Kraft meines Gebets, obwohl ich nicht ihres Glaubens, ſondern lutheriſch ſei, ein großes Vertrauen. Die arme Seele ſah mich bei dieſer Verſicherung ſo voll Zuverſicht an, daß ich ihr die gewünſchte Zuſage zu ihrer Beruhigung ertheilen mußte. Sie ſtarb kurz nachher.“ — Den tiefen Eindruck, den dieſe anſpruchslos vorgetragene Begebenheit auf mich hervorbrachte, vermag ich nur anzudeuten. Es kam ein Gefühl über mich, als ob der Glaube der armen Frau an die Engelskraft der frommen Sängerin in dem Moment mich ſelbſt durchdränge, und ſo oft ich ſpäter koſtbare ſilberne Gefäße in Prunkgemächern erblickte, mußte ich an jene kleine ſilberne Zuckerſchale, an das Motiv ihres Beſitzes denken, das ſo himmelweit von dem der Erwerbniſſe jener mir die Augen blendenden Luxusgegenſtände verſchieden war.

Im Sommer 1839 hatte Agnes die Freude, die holde Tochter ihrer Claire, das älteſte Pflegekind ihrer Liebe, deren Verlobung mit einem würdigen Geiſtlichen in der Mark Brandenburg ganz nach ihrem Sinne war, mit der bräutlichen Myrthe zu ſchmücken und das Vermählungsfeſt derſelben in ihrem Hauſe zu feiern. Viele Sorgen aber waren in einer langen Krankheit der Braut dieſem ſchönen Feſte vorangegangen und Anlaß zu einer Trennung der Schweſtern geworden. Frau von Rakowsky begleitete ihre Tochter in die Heimath ihres

Glückes, und Agnes, welche dieſen Entſchluß als einen von der Mutterliebe gebotenen billigte, förderte denſelben mit der ganzen Kraft ihrer uneigennützigen Schweſterliebe. So ſandte ſie den Scheidenden die heißeſten Segenswünſche nach, ſo blieben ſie, wenn auch ihrem Auge entrückt, doch ewig nahe dem treuen Herzen, das mit dem unerſchöpflichen Reichthum ſeiner Liebe, den Fernen wie den Nahen wohlthat, mit gleicher Innigkeit die ſeelenverwandten wie die naturverwandten Lieben umſchloß, und jede Annäherung, — wenn ſie in ihr auch keine Sympathien erweckte, — mit dem Ausdruck der Menſchenfreundlichkeit erwiderte, die ſich, um Andern wohl zu thun, nicht ſelten ſelbſt wehe that.

Aber dieſe Steine des Anſtoßes auf dem Opferungsgange ihres Lebens waren alle mit Blumen überwachſen, wenn auch nur ſichtbar für das Engelsauge voll Güte, womit Agnes darauf ſchaute.

Bald nach dem Fortziehen der Schweſter verband ſie ſich mit der jüngeren, die ein Jahr zuvor Wittwe geworden, zu einem gemeinſchaftlichen Hausſtande, nicht ahnend, daß ſie zu alleiniger Fortführung deſſelben kaum nach Verlauf eines Jahres die traurigſte Veranlaſſung erhalten ſollte. Es war der Tod der Schweſter, der ſie auf dem Sterbebette das Verſprechen gab, ihren vier kleinen Waiſen die Mutter zu erſetzen.

So beſtätigte ſie in vollem Maaße die Ahnung der verſtorbenen Mutter unſerer Agnes, daß dieſe von Gott berufen ſei, die Stütze der Ihrigen zu werden. Wie ſie dieſe letzte mit heiligem Muthe übernommene Verpflichtung auffaßte, alle Opfer, die ſie erheiſchte, mit Freudigkeit brachte, und glücklich in der Hoffnung ſich fühlte, ihre Pfleglinge auf den Weg der Tugend zu leiten, und ſo Freude und Lohn für die Mühen ihrer Erziehung zu ärndten, vermag ich nur mit einem von Thränen umflorten Auge anzudeuten und hinzuweiſen auf Mittheilungen, die ich bereits an andern Orten gegeben und hier in den Briefen unſrer verewigten Freundin ausführlicher darbiete.

Todesahnungen und neue Lebenshoffnungen, wie ſie aus ihrem ſchwankenden Geſundheitszuſtande hervorgingen, hatten in dem letzten Lebensjahre, das reich an Mühen, Sorgen und Krankheitsleiden geweſen, das Gemüth der Dulderin abwechſelnd bewegt, doch nicht den frommen Muth deſſelben erſchüttert, noch ihre himmliſche Heiterkeit, den Abglanz ihrer Seele, getrübt. In dieſer Stimmung ſah ſie dem nahenden Frühling entgegen, der, wie ſie hoffte, ihr Geneſung bringen und in ſeinen ſchönſten Tagen ihre geliebte Claire zu einem lang erſehnten Beſuche ihr zuführen ſollte. Da — nach einigen Spaziergängen, auf denen Agnes noch das ſüße Aroma der Lenzesblüten in ihrer darnach dürſtenden Sehnſucht eingeſogen, nachdem ſie noch am 2. Mai den Nachmittag in dem lieben Logengarten verbracht, den ihr Fuß nicht mehr betreten ſollte — trat eine plötzliche Verſchlimmerung ihres Krankheitszuſtandes ein, und das für Mitte Mai beſtimmte Wiederſehen, wovon ſich die Schweſtern ſo viel Freude verſprachen, beſchränkte der Wille des Himmels auf das kurze traurige Glück eines einzigen Tages. Allein dieſen Tag erhellte noch jener Lichtſchimmer ſcheinbarer Geneſung, der als ſichres Vorzeichen der himmliſchen die Sterbenden zu umglänzen pflegt, und verlieh der Scheidenden die Kraft zur letzten Ausſprache ihres liebevollen Herzens. Die irdiſchen Pulſe desſelben ſtockten in der Nacht, die dieſem Tage folgte, und als der Morgen anbrach,*) erſchien der ſtille Engel mit ſeiner Friedenspalme, das himmliſche Amen zu ſprechen über der frommen Sängerin heiligſte Ueberzeugung:

Köſtlich iſt's, dem Herrn vertrauen;
Selig, welche Jeſus liebt,
Fröhlich kann zum Himmel ſchauen,
Wer dem Himmel ſich ergiebt,
Heimathliche Lüfte fächeln
Stärkend ihn in jedem Streit,
Und ſein Sterben wird ein Lächeln,
Sein Erwachen Seligkeit. **)

---

*) Am 13. Mai 1843.
**) Siehe Agnes Franz Gedichte II. Sammlung S. 9.

Noch ehe die Trauerkunde von dem Dahinſcheiden der edlen vaterländiſchen Dichterin ihre zahlreichen Freunde in der Ferne erreichen konnte, bildete ſich ſchon ein Verein aus dem Kreiſe der Nahen, zu Errichtung eines ihre Grabesſtätte bezeichnenden Monumentes, und nächſtdem zu einer kleinen wohlthätigen Stiftung, damit das Andeken der Dichterin, ſo wie das der Menſchenfreundin zu ehren.

Welchen Anklang dies Unternehmen gefunden, und welchen Fortgang es gewonnen, werden die freundlichen Förderer deſſelben in dem erſten Jahresbericht erſehen.

51

Briefe.

An Fräulein Leopoldine v. S.

Arnsdorf, 1812.

Meine geliebte Leopoldine!

Hätte ich Dir früher ſchreiben ſollen? — wenn ich es Dir verſprach, o, ſo verzeihe! nicht Mangel an Liebe, nein, bloß die böſe Guitarre war Schuld, ihr fehlten zwei Saiten, und ſo konnte ich Dir die Arie nicht aufſetzen, ohne welche ich meinen Brief nicht ſenden wollte! — Jetzt iſt aber das Werk vollendet, und ich kann mich nun recht mit Ruhe an meinen Schreibtiſch ſetzen.

Für's erſte nimm meinen Dank für Dein Schreiben, Du gute Seele, — jedes Wort führte mir Deine liebe Stimme zurück, die mein Herz oft ſo freundlich anſprach; ich fühlte mich Dir näher als je, und vergaß den Raum, der zwiſchen uns ſo drohend liegt; ich wollte zu Dir hinüber, Dir ſagen, wie Du mich ſo froh machteſt durch Dein freundliches Erinnern, und Dir danken, daß Du mich ſo liebſt! — — Ach wüßteſt Du, wie Dein Wunſch ſo ganz der meine iſt, Dir näher zu leben. Ein jugendliches Gemüth öffnet ſich ſo gern der Freundſchaft und freut ſich, wenn eine befreundete Seele eingehen kann in ſeine Gefühle! — — O ich würde Dich gewiß verſtehen und Deine Seele nur noch lieber gewinnen, hätte ſie ſich mir ganz enthüllt; doch dazu gehört ein längerer Umgang; es giebt Gedanken, die nicht ausgeſprochen werden können, die ſich nur durch zarte Handlungen verrathen, und dieſe ſind die ſicherſten Dollmetſcher unſeres inneren Lebens, nach ihnen richte und urtheile ein Jeder!

Mein Gemüth neigt ſich ſehr zur Stille hin; Viele mögen an mir vorüber gehen und mich verſchloſſen ſchelten, nicht Jedem erſchein' ich gleich. Nur ein leiſer Hauch fremder Kälte bringt mein inneres Weſen zum Erſtarren, wie ſehr ich auch widerſtreben möge; aber dafür wirkt ein Blick, der aus einer verwandten Seele auf mich fällt, auch ſo innig auf mein Leben, daß es, den freundlichen Einfluß anerkennend, ſich mit frommer Zuverſicht an ſie anſchließt, freundlich entſchloſſen, Alles, was es beſitzt und umſchließt, um gleiches Vertrauen einzutauſchen. — — Möchteſt Du mich ganz in Dein Herz aufnehmen, Alles, was ich dort leſe, fällt nur in eine Seele zurück, die jedes anvertraute Pfand der Freundſchaft treu zu bewahren geeignet iſt! — — Schreibe Du mir oft und laß ſo Deine Seele ſprechen! Die Stunden ſind gewiß nicht verloren, die man der Mittheilung weiht, ſie bringen uns zu der Kenntniß unſrer Selbſt, indem ſie uns Andern verſtändlich machen wollen.

Und nun, wie lebſt Du und alle Deine Lieben? Unſre Tage ſind ſtill und einförmig, heiter nur der

Himmel, der auf ſie niederblickt. Frohe Eindrücke wechſeln mit widrigen, aber auch ohne dieſe könnte das Leben nicht beſtehen, ſie heben wie Schatten das Licht, die helleren Stunden unſres Lebens, und lehren uns alles Gute und Schöne von Gott mit dankbarem Herzen empfangen.

Von meiner geliebten Tante Stockmayer kann ich Dir die freundlichſten Grüße bringen, wir ſprachen erſt neulich von unſrer Leopoldine; auch noch Jemand hat ſich Deiner angelegentlich erinnert. Erräthſt Du wohl wer? —

— Nun noch ein Wort über unſer gemeinſchaftliches Unternehmen von wegen des Mantels. Ich bin jetzt durch eignen Fleiß und eingekommene Intereſſen auf ſehr grüne Zweige gekommen, und wenn das Glück gut iſt, geht es ſchon morgen über den Einkauf her. Wir haben morgen mit unſerer Couſine wieder eine kleine Promenade nach Schweidnitz zum Markte vor, es wird wohl die letzte für dieſes Jahr ſein, die wir gemeinſchaftlich unternehmen, denn kommenden Sonntag verlaſſen unſre Lieben uns ſchon; es wird uns allenthalben recht leer vorkommen, denn die luſtigen Einfälle der Couſine haben uns recht oft aufgeheitert.

— Mit unſrer guten Tante geht es jetzt etwas beſſer, ſie hat ſehr viel ausgeſtanden und recht lange mit dem Halsübel zugebracht. Wir feierten erſt vor Kurzem ihren Geburtstag und hatten das Vergnügen, ſie den Tag über viel heiterer und munterer als ſonſt zu ſehen. Jeder hatte ſie zu überraſchen geſucht, und unſer Haus war geſchmückt, als wäre eine Hochzeit im Spiele. —

Nun nimm alle die herzlichen Grüße, die mir von den Schweſtern und Allen aufgetragen ſind. Claire iſt ſeit drei Wochen geſund und munter zurück. Pauline kommt in unſre Nähe. Ihr Mann hat zwei Güter bei Striegau gekauft, die ſehr ſchön liegen ſollen. Ich wünſchte, Du hätteſt auch ein Landgütchen auf dieſe Art in unſerer Nähe, dann dürfteſt Du für Beſuch nicht ſorgen. Nun Adieu! Was hab' ich doch geplaudert! Alles durcheinander. Verzeih', meine Poldine,

Deiner

Agnes.

Schweidnitz, 1814.

Liebſte Leopoldine!

Schreiben muß ich Dir heut, ob es gleich ſchon recht ſpät iſt, — aber ich plaudere ſo gern einmal mit Dir, da ich mir das Vergnügen ſo lange verſagen mußte. Daß wir oft, ſehr oft an Dich und alle Deine Lieben in Cochern denken, bedarf wohl keiner Verſicherung, aber daß der Wunſch, uns öfter zu ſehen, ſo wenig befriedigt werden kann, iſt recht traurig. Der Raum, der uns trennt, iſt doch gar nicht ſo groß und doch ſo ſchwer zu überflügeln! Ich kann mich oft recht im Geiſt in Euren Zirkel verſetzen, und möchte nur gar zu gern, mit meiner Arbeit und einem hübſchen Buche verſehen, manchmal ſo unvermuthet in das freundliche Stübchen eintreten, um an der friedlichen Unterhaltung Theil zu nehmen. Auch wir ſitzen in ſtiller Eintracht um den warmen Ofen, und die Zeit fließt ſchnell genug dahin beim traulichen Geſpräch. — Dieſe ſtillen Stunden haben doch ihr ſehr Angenehmes, und wenn wir auch bisweilen ausgebeten werden oder ſonſt an einer Geſellſchaft Theil nehmen, ſo kehren wir immer mit Freuden wieder in unſer Zimmer zurück. Das Leben hier in Schweidnitz iſt übrigens ſehr ruhig, bis auf den militairiſchen Zirkel, der ſich in ewigen Theeféten bewegt und zu denen wir auch bisweilen gezogen werden. Bälle kommen ſelten zu Stande, und ich wünſchte, man ließe es damit ganz ſein, denn um die Tänzer hat es wohl ſelten ſo traurig ausgeſehen als jetzt! Kommt unſer voriges Militair wieder zurück, wie es heißt, ſo wird wohl hoffentlich ein neues Leben beginnen, und die Bälle werden ein anderes Anſehen bekommen. Mich laſſen zwar dergleichen Begebenheiten ziemlich ungerührt, indem ſie auf meinen Glücksſtern keinen Einfluß haben können, aber das allgemeine Intereſſe erregt auch Theilnahme, und ſo freue ich mich in Gottes Namen mit. Wie gern, liebe Leopoldine, ſänke ich einmal an Dein Herz und erzählte Dir recht viel und ließ mir Alles, was Dich betraf, ſeitdem ich Dich nicht mehr ſah, erzählen. Wir verſtanden uns ja immer, und es liegt etwas ſo Süßes in der Mittheilung, daß man ſie ungern entbehrt und viel um eine trauliche Stunde in der Nähe der Freundin gäbe.

An das bei Euch verlebte Frühjahr denke ich noch immer mit Freuden, ſchade, daß wir Dich vermiſſen mußten. Roſamunde denkt wohl noch zuweilen unſerer Mondſchwärmereien, in denen wir uns immer unwillkürlich nach Italien begaben, wo wir das Ziel unſers Strebens und Wünſchens erkannten, und welches als ein gelobtes Land uns mit ewigem Zauber an ſich zog. Leider Gottes wird es wohl mit dieſem Verlangen wie mit manchem anderen gehen. — Schön in der Hoffnung, aber unerreichbar in der Wirklichkeit. .....

An Herrn Hofrath Winkler in Dresden.

Schweidnitz, den 14. September 1848.

Werthgeſchätzter Herr Hofrath!

Könnte ich Ihnen doch ſagen, wie es mich immer ſo freut, wenn ich aus Ihrem Schreiben erſehe, daß Sie ſich nicht ungern mit mir beſchäftigen. Das muntert mich immer wieder auf's Neue auf, meinen kleinen poetiſchen Federkiel zu ergreifen, und ſo bekömmt jede einſame Stunde, die ich dieſem lieben Geſchäft widmen kann, doppelten Werth. Die Fehler, auf die Sie mich aufmerkſam machen, habe ich wieder theils aus Unwiſſenheit, theils aus zu großer Eile überſehen. Denn das iſt mein Fehler, daß bei mir jede Arbeit ſo zu ſagen im Fluge gehen muß, indem ich faſt mit gleicher Liebe mich in der Muſik und im Malen übe, und ſich zu dieſer noch der Wunſch meiner Mutter geſellt. — Nun fordert dies Alles, wenn man das Nützliche dabei nicht verſäumen will, Zeit und raſches thätiges Bemühen, und da muß ich ſehr auf meiner Hut ſein, daß ich nicht aus Eile Fehler überſehe, von denen ich mich dann zu ſpät überzeuge! —

In den beiliegenden Gedichten werden Sie leider wieder den Reim: „*verkünden und finden*“ antreffen; bei einem hab' ich es wohl zu ändern geſucht; doch bei dem zweiten: „der trauernde Knabe,“ dächte ich, ließen Sie mir es ein Mal durchgehen, da die ganze Dichtung zu leicht iſt, um ſtreng gerügt zu werden.

Sie fordern mich auf, den letzten Vers in dem Gedicht „*Troſt*“ zu ändern, und ſo bitte ich Sie, ſtatt dem Worte *ſteckt* lieber zu ſetzen, *ſtrahlt ein höheres Ziel*, wo es mir dann deutlich genug vorkommt. — Ueber die deutſche Treue ſoll ich alſo ein ſchwarzes Kreuz machen? — Nun'wohl! Aber theuerſter Herr Hofrath, daß Sie mir mein Sonnenlied nicht in die Abendzeitung rücken laſſen, thut mir doch gar zu weh! — Ich erkenne wohl die ehrenvolle Stelle, die Sie ihm anweiſen wollen, doch kann ich's nicht verſchweigen, daß mir der Platz in der Abendzeitung aus dem Grunde lieber iſt, weil dieſe viele meiner lieben entfernten Freunde leſen! — Mich dünkt Sie hätten ſchon mehrere Gedichte, die ein ganzes Blatt füllen, eingerückt; ſollte denn dieſes, zuſammengedrängt, mehr Raum einnehmen? — Machen Sie mir nur eine unvermuthete Freude, und laſſen Sie mich's, wenn auch etwas abgekürzt, dort wiederfinden!—

Ueberhaupt wird es mir recht ſchwer fallen, meiner Muſe künftig Hemmſchuhe anzulegen, und doch ſehe ich es wohl ein, ich muß lieber Ideen wählen, die ſich in's Kurze faſſen laſſen, oder es bisweilen mit der Proſa verſuchen. Als Probe des letzteren ſchicke ich Ihnen ein kleines Mährchen mit, worüber ich wieder willkürlich nach Italien begaben, wo wir das Ziel unſers Strebens und Wünſchens erkannten, und welches als ein gelobtes Land uns mit ewigem Zauber an ſich zog. Leider Gottes wird es wohl mit dieſem Verlangen wie mit manchem anderen gehen. — Schön in der Hoffnung, aber unerreichbar in der Wirklichkeit. .....

An Herrn Hofrath Winkler in Dresden.

Schweidnitz, den 15. September 1818.

Werthgeſchätzter Herr Hofrath!

Könnte ich Ihnen doch ſagen, wie es mich immer ſo freut, wenn ich aus Ihrem Schreiben erſehe, daß Sie ſich nicht ungern mit mir beſchäftigen. Das muntert mich immer wieder auf's Neue auf, meinen kleinen poetiſchen Federkiel zu ergreifen, und ſo bekömmt jede einſame Stunde, die ich dieſem lieben Geſchäft widmen kann, doppelten Werth. Die Fehler, auf die Sie mich aufmerkſam machen, habe ich wieder theils aus Unwiſſenheit, theils aus zu großer Eile überſehen. Denn das iſt mein Fehler, daß bei mir jede Arbeit ſo zu ſagen im Fluge gehen muß, indem ich faſt mit gleicher Liebe mich in der Muſik und im Malen übe, und ſich zu dieſer noch der Wunſch meiner Mutter geſellt. — Nun fordert dies Alles, wenn man das Nützliche dabei nicht verſäumen will, Zeit und raſches thätiges Bemühen, und da muß ich ſehr auf meiner Hut ſein, daß ich nicht aus Eile Fehler überſehe, von denen ich mich dann zu ſpät überzeuge! —

In den beiliegenden Gedichten werden Sie leider wieder den Reim: „verkünden und finden" antreffen; bei einem hab' ich es wohl zu ändern geſucht; doch bei dem zweiten: „der trauernde Knabe," dächte ich, ließen Sie mir es ein Mal durchgehen, da die ganze Dichtung zu leicht iſt, um ſtreng gerügt zu werden.

Sie fordern mich auf, den letzten Vers in dem Gedicht „Troſt" zu ändern, und ſo bitte ich Sie, ſtatt dem Worte ſteckt lieber zu ſetzen, ſtrahlt ein höheres Ziel, wo es mir dann deutlich genug vorkommt. — Ueber die deutſche Treue ſoll ich alſo ein ſchwarzes Kreuz machen? — Nun wohl! Aber theuerſter Herr Hofrath, daß Sie mir mein Sonnenlied nicht in die Abendzeitung rücken laſſen, thut mir doch gar zu weh! — Ich erkenne wohl die ehrenvolle Stelle, die Sie ihm anweiſen wollen, doch kann ich's nicht verſchweigen, daß mir der Platz in der Abendzeitung aus dem Grunde lieber iſt, weil dieſe viele meiner lieben entfernten Freunde leſen! — Mich dünkt Sie hätten ſchon mehrere Gedichte, die ein ganzes Blatt füllen, eingerückt; ſollte denn dieſes, zuſammengedrängt, mehr Raum einnehmen? — Machen Sie mir nur eine unvermuthete Freude, und laſſen Sie mich's, wenn auch etwas abgekürzt, dort wiederfinden! —

Ueberhaupt wird es mir recht ſchwer fallen, meiner Muſe künftig Hemmſchuhe anzulegen, und doch ſehe ich es wohl ein, ich muß lieber Ideen wählen, die ſich in's Kurze faſſen laſſen, oder es bisweilen mit der Proſa verſuchen. Als Probe des letzteren ſchicke ich Ihnen ein kleines Mährchen mit, worüber ich wieder recht mit Verlangen ihrer gütigen Meinung entgegen ſehe. Daß Sie mit den Hexametern zufrieden ſind, macht mir unendliche Freude, da ich dieſe Verbeſſerung nur meinem Taktgefühl verdanke, weil mir durchaus keine Regel hierüber bekannt iſt! —

Wie gern früge ich Sie bisweilen um Rath, doch wird ja leider auf dem Papier Alles ſo weitläuftig und ermüdend, was ſich mündlich ſo leicht beſeitigen und erklären ließe, auch heut kann ich wegen meines langen Schreibens nur das Zutrauen entſchuldigen, welches ich zu Ihrer gütigen Nachſicht hege. — Doch Sie forderten mich ja ſelbſt auf recht offen zu ſein, und ſo bin ich ja darum auch ganz unbekümmert, und bitte nur auch ferner mir freundlich gewogen zu bleiben! — . . . . .

Schweidnitz, den 29 Oct. 1818

Verehrter Freund!

Welche ſchöne Ueberraſchung verdanke ich Ihnen, mein theurer Freund! Erſt zurückgekehrt von einer kleinen Reiſe wurden mir die erſten Stunden in meiner Heimat ſo ſchön geweiht durch Ihre freundliche Güte. Aber nicht allein das ſchöne Taſchenbuch iſt es, wodurch Sie mich ſo unerwartet erfreuten, noch mehr überraſchte es mich, daß ich in Ihnen den uns Allen ſo theuren Dichter Th. Hell begrüßen darf! Noch jetzt wage ich es kaum dieſer Entdeckung zu trauen, wovon ich ja nie eine Ahnung hatte. Oft, das geſtehe ich, wünſchte ich etwas von Th. Hell zu erfahren, den ich bei meiner erſten Einſendung mir heimlich zum

Richter erkoren hatte; doch als Hofrath Winkler meinen Brief beantwortete, glaubte ich mich immer an dieſen wenden zu müſſen, und wagte es kaum noch meines früheren Wunſches zu gedenken. Als ich meinen letzten Brief an Sie ſchrieb, hatte ich eben in der Abendzeitung das mir ſo innig liebe Gedicht „die Welt des Gefühls“ geleſen, da wagte ich es endlich Sie zu bitten, dem theuren Sänger meinen freudigen Dank zukommen zu laſſen, aber meine Mutter, deren Rath ich immer ſo gern befolge, meinte, es komme mir dieſes noch nicht zu, und ſo änderte ich den Brief wieder ab. Ach, Sie hätten mir gewiß nicht gezürnt, wohl aber gelächelt über meinen Irrthum; denn ſei es auch, daß mein Beifall den Reichbegabten nicht reicher machen kann, ſo würde er darum doch nicht verſchmäht haben, die Aeußerungen eines dankbaren Gemüthes, das alles Schöne und Gute mit inniger Wärme verehrt! —

O könnte ich Ihnen vieles ſagen, mein theurer Freund, wie ich ſchon früh mit meinen Schweſtern Ihren Namen aufſuchte, wenn ein neues Taſchenbuch ankam, wie ich Vieles las und wieder las, bis es in meinem Gedächtniß Wurzel ſchlug; doch Sie würden daraus nur erfahren was Sie ja ſchon wiſſen, daß ich mich gern von Ihrem Geiſt erwecken und belehren ließ. Mögen Sie doch nun über meine Gedichte verfügen wie Sie wollen, wählen Sie für ſie den Platz, der Ihnen der paſſendſte dünkt; ich überlaſſe es nun ganz Ihrem Gutachten.

Ihre Penelope iſt gar reich und ſchön ausgeſtattet, und gewährt uns hohen Genuß. Vor Allem aber danke ich Ihnen für die Skizze der holden Künſtlerin Eliſabeth Sirani, die Sie mich erſt kennen lehrten. — Was Sie mir in Hinſicht fernerer Uebung in der Proſa angerathen haben, werde ich mit Vergnügen befolgen, ſobald ſich ein paſſender Stoff darbietet. Möchten mitfolgende Gedichte Sie wieder freundlich anſprechen und Ihr gütiger Wunſch in Erfüllung gehen, daß mir zum guten Willen immer mehr Kraft werde! — . . . . .

Nachſchrift der Mutter:

Laſſen Sie mich, Ihnen, werthgeſchätzter Herr Hofrath meinen herzlichſten Dank ſagen für die freundliche Aufmunterung durch welche ſie meine Tochter ſo ſehr verpflichten. Möchte der fromme Wille meiner Agnes, ihr fröhliches Aufſtreben, ſich immer ſo ſchön belohnt ſehen, durch den Beifall ſo edler Menſchen, als ich in Ihnen unbekannt verehre.

Regierungs-Räthin Franz
geb. v. Hahn.

Schweidnitz, den 23. Dez. 1810.

— Empfangen Sie, mein theurer Freund, ehe ſich das alte Jahr zu Ende neigt, noch ein Mal den Gruß der fernen Freundin, welche Sie Sich auf's Neue durch Ihre gütige Bemühung ſo ſehr verpflichtet haben!

Gewiß ich müßte recht undankbar ſein, wenn ich nicht jede freundliche Zurechtweiſung mit Vergnügen beherzigen wollte, und ſo ſage ich Ihnen für die Bemerkungen, welche Sie der weißen Roſe beifügten, meinen herzlichſten Dank! Ich kann nicht läugnen, daß mich bei der Zergliederung mancher Stelle im Anfang ein recht unangenehmes Gefühl überflog, welches aber nur mir galt, indem Ihre Worte mir die Augen über ſo manche Fehler öffneten, die ich herzlich froh bin, dem Publikum nicht preisgegeben zu haben. Tief im Herzen meines theuren Lehrers Worte erwägend, ging ich bald an die Verbeſſerung jener Stellen, und ich wage Ihnen das Gedicht nun wieder zuzuſenden, mit dem Wunſche, daß es ſich nun Ihres Beifalls erfreuen möge. Auch die kleine Fabel habe ich nach Ihrem Rathe abgeändert und der Roſe beigefügt; nur für zwei Reime muß ich um Nachſicht bitten, die ich gar nicht abzuändern wußte. Einen blüht und ſchied" finden Sie in der weißen Roſe, der andere wird in der erſten Strophe des Gedichts: „an die Hoffnung" Ihrem Blick begegnen, doch bitte ich recht ſchön, darum doch das Ganze nicht zu verwerfen! Ach ich fühl' es wohl, noch ſteht das Ideal, was ich mir von der Poeſie entworfen habe, mir gar fern! Doch darum verlier' ich den Muth zum Streben nicht! — Ein ſchönes Gedicht hat mich vor Kurzem wieder gar lieblich angeſprochen, und mir iſt als möchte ich es Ihnen verdanken! Sagen Sie mir doch ob ich mich irre, wenn ich die Sinnpflanze aus der diesjährigen Urania von Ihnen gedichtet glaube, ob ſie gleich nicht Ihren gewöhnlichen Dichternamen trägt; es ſcheint mir doch als gehöre ſie Ihnen! —

Und nun noch ein Wort über Ihre letzten freundlichen Briefe; ſie waren mir gar liebe Erſcheinungen, und ich kann ſie nicht leſen, ohne mich ſtets auf's Neue zu freuen, daß ich mir einen ſo edlen Freund gewonnen habe! — Daß die kleine Arbeit meiner Hand Ihnen Freude machte, iſt mir gar lieb. Sie haben wohl Recht, wenn Sie ſagen: „wir ſind nun einmal Kinder,“ auch ich fühle das oft recht tief bei mancher Freude, die Andern unbedeutend geſchienen hätte, und mich doch ſo beſeligen konnte. Doch dieſes Gefühl iſt mein höchſtes Glück, und ich bitte den Himmel, daß es mir immer bleiben möge.

Wohl wäre es ſchön wenn ich einmal Ihre in ſo vieler Hinſicht reiche Gegend ſehen dürfte, doch dieſer ſtille unausgeſprochene Wunſch ſcheint mir faſt unerreichbar und ich darf ihn nur mit leiſer Hoffnung einer günſtigeren Zukunft an das Herz legen.

Möchte das neue Jahr für Sie, mein theurer Freund, recht ſegensreich ſein, und Ihnen auch in dieſem die ferne Freundin nicht fremd werden, die ſich Ihres Andenkens ſo gern erfreut. . . . . .

Schweidnitz, den 8. Jan. 1819.

— Wie ſoll ich Ihnen doch danken, daß Sie mich durch die Mittheilung Ihres herrlichen Werkes, eines ſo hohen Genuſſes gewürdiget haben? — Mit Stolz und Freude nenne ich es mein Eigenthum, und je öfterer mein Geiſt ſich damit beſchäftiget, je heller mir jeder Gedanke, jedes liebliche Bild wird, um ſo inniger freut ſich mein Herz, daß ich den edlen Sänger auch als Freund verehren darf!

Nie kommt dies theure Chriſtgeſchenk aus meinen Händen, und nur den liebſten vertrauten Freunden gewähre ich ſich mit mir dieſer ſchönen Geiſtesblüten zu erfreuen, dann genieße ich aber auch immer doppelt das Vergnügen, Sie von würdigen Gemüthern verſtanden und verehrt zu ſehen.

Am Neujahrstag vernahm ich zu meiner Freude die Ankündigung eines Ihrer Schauſpiele, (Angela) und wie auch die Vorſtellung auf unſrer Bühne vieles zu wünſchen übrig ließ, ſo war ich doch froh über den Zufall, der mich dieſen Tag mit ſo lieber Erinnerung beſchließen ließ. —

So habe ich dieſes Jahr recht vergnügt begonnen; ſein erſter Glockenſchlag wurde von uns im Kreiſe lieber Freunde mit Geſang begrüßt, welches mir bedeuten ſoll, daß es auch ferner mit den Muſen in freundlichem Einklang bleiben wird, damit mir ſein Schluß ſo erfreulich ſei, wie es ſein Anfang war.

Oft, mein theurer Freund, ſinne ich nach, ob ich das ſchöne Wort, womit Sie mir das Buch zueigneten, auch ganz verdiene, aber dann dünkt es mir immer, Sie hätten mir damit zu viel geſagt! —

Empfinden kann ich wohl das Schöne im tiefſten Herzen, aber dieſes Gefühl wird ſich immer mehr durch die Erzeugniſſe fremden Talentes deutlicher werden, als es in eigener Kraft empor blühen und Andere erfreuen wird.

In der Hoffnung von Ihnen wieder ein gütig belehrendes Wort zu gewinnen, lege ich Ihnen einige Gedichte bei, das letzte „Morgengeſang“ dichtete ich wohl eigentlich nur, um es nach meiner Lieblingsmelodie ſingen zu können; daher vergeben Sie nur dem ſchweren Versmaaß einige Reime, die ich gar nicht abzuändern wußte. . . . . .

Schweidnitz, den 8. März 1819.

— Unmöglich kann ich den heutigen Tag beſchließen, an dem mir ſo viele Freude wurde ohne noch einige Worte zu Ihnen zu ſprechen. Meine gütige Mutter hatte mir meinen heutigen Geburtstag ſehr freundlich ausgeſchmückt, — die Gegenwart lieber Freunde verſchönte mir den Reſt dieſes Tages, und jetzt, da ich allein bin — will ich Uebermüthige mir noch ſelbſt eine Freude machen! — Für's erſte muß ich Ihnen erzählen, daß bei mir ſchon ſeit einiger Zeit Nadel und Feder in großem Streite liegen. Erſtere fühlt ſich zurückgeſetzt, und um dies zu ſchlichten mußte ich geloben, ſie ein Mal nach Willkür ſchalten zu laſſen. Da hat die arge Nadel, neidiſch auf den Lorbeer der Feder, daſſelbe Ziel gewählt, und verlangt ich ſolle ihre Arbeit auch einſenden nach Dresden zu Th. Hell! — Muß ich da nicht dem verzogenen Kinde nachgeben? — So empfangen Sie demnach gütig die kleine Inlage, ich übergebe ſie Ihnen mit dem Vertrauen, daß Sie ſolche nehmen wie ich ſie gebe, mit unbefangenem wohlwollendem Herzen! — Könnte mir es nur einmal gelingen Sie ſo zu erfreuen, wie Sie mich ſchon oft erfreuten, ſo wollte ich recht frohlocken! — Einige poetiſche Kleinigkeiten folgen mit; ich bin neugierig Ihr Urtheil über das Gedicht „der Traum" zu erfahren; es gehört unter meine früheſten Verſuche, und iſt von mir wegen ſeines ſchwermüthigen Charaklers immer zurückbehalten worden. Meine Freunde, die es vor vielen meiner Gedichte vorziehen, reden mir nun zu es Ihnen zuzuſenden. — Entſcheiden Sie darüber! Nun, mein werther Freund, muß ich Ihnen noch etwas geſtehen, was ich unternommen habe, im Vertrauen auf Ihre Verſchwiegenheit. Ich las die Urania dieſes Jahres, die in Leipzig herauskommt, und fand darin eine Aufgabe für den folgenden Jahrgang — welche mein Gemüth ſo anſprach, daß ich einen Verſuch wagte und ihn auf Zureden der Meinen einſandte. Ich weiß, daß ein Gedicht — ohne eine Zurechtweiſung als die meines eigenen Gefühls — immer unvollkommen bleiben muß, daß es kühn wäre, auf irgend eine Auszeichnung zu hoffen; und doch bin ich recht neugierig zu erfahren, wer über dieſes Thema das Vorzüglichſte geleiſtet hat! — Vielleicht haben Sie einſt Gelegenheit darüber etwas zu erfahren — dann denken Sie doch meiner! ich wüßte es gar zu gern! — . . . . .

Schweidnitz, den 17. April 1819.

— Endlich kann ich Ihnen wieder aus meiner Heimath ſchreiben, wonach ich oft mitten in den Zerſtreuungen Breslaus recht innig mich ſehnte. Geſtern hier angelangt, empfing mich wieder ein Schreiben von Ihnen, mein theurer Freund, worinnen Sie mir den „Avanturier“ zuſenden, der im Dezember vorigen Jahres abging um geſtern hier anzukommen. Wo waren doch Ihre Gedanken als Sie dem armen Brief einen ſo ſeltſamen Laufpaß unterſchrieben? Nun habe ich aber dafür auch recht viel zu beantworten, und betrachte mit Vergnügen den Reichthum, der vor mir ausgebreitet liegt. Ihr vorletzter Brief, den ich kurz vor unſerer Abreiſe erhielt, iſt mir innig theuer. Sie würdigen die kleine Arbeit nur zu hoch, wie Sie überhaupt meine geringen Verdienſte viel zu gütig beurtheilen — faſt möchte ich fürchten Ihnen zu begegnen, da mein ſtilles einfaches Weſen ja gar nicht jener hohen Meinung entſprechen kann! —

Könnte ich Ihnen doch ſagen wie ſehr es mich ergriff, als Sie des Geburtstages Ihres theuren Vaters gedachten; auch meine Gedanken verweilten den 8. bei der Erinnerung an einen geliebten uns früh entriſſenen Vater! und wir begegnen uns nun an dieſem Tage in gleichem frommen Andenken. Wie lieb iſt es mir, daß der ſchöne Stoff, der mein Gedicht erweckte, auch Ihr Gemüth anſprach, — mir war es auch immer als müßte das ſo ſein, und ich gebe ungern die Hoffnung auf, meine Gedanken mit den Ihrigen vergleichen zu können! — Ich hatte mein Gedicht einem Geiſtlichen, zu deſſen Urtheil ich immer Vertrauen hatte, zur Durchſicht übergeben, doch empfing ich, was ich nicht wollte, nur Lob. — Ich überreiche es nun Ihnen, Sie werden mir gewiß Wahrheit geben; o gewiß, das iſt's ja auch, was Sie mir ſo theuer macht. Als ich es niederſchrieb knüpfte ich an ſein Gelingen manche ſchöne Hoffnung, jetzt da ich es kälter durchgehe, ſtoße ich auf manches Fehlerhafte, was mich ſeine Aufnahme in die Urania bezweifeln läßt! Es ſei dem, wie ihm wolle! Es iſt ja ſo ſüß das volle Herz auszuſprechen, daß es keiner weiteren Belohnung bedarf!

Noch einige andere kleine Poeſien lege ich Ihnen bei; die Aemilia wird Ihnen bezeugen, welche Lectüre mich jetzt beſchäftiget; es iſt nämlich Ihre Ueberſetzung der Mythologie von Frau von Genlis. — Mit den Charaden ſchalten Sie ganz nach Gefallen, ich überlaſſe ſie Ihnen mit Freuden für die Minerva.

Nun noch ein Wort über unſre Hoffnung Dresden zu ſehen. Unſer früherer Plan, eine mir ſehr theure Schweſter, die in Trier verheirathet iſt, und uns zu beſuchen gedachte, in Dresden abzuholen, iſt durch Verzögerung ihres Vorhabens geſcheitert. — Doch gebe ich noch keinesweges die Hoffnung auf, noch dieſen Sommer dazu zu benutzen! Es könnte ſich vielleicht Gelegenheit finden für mich allein, — aber ſehen Sie, mein theurer herrlicher Freund, ſo ſehr dieſe Reiſe auch zu meinen Lieblingswünſchen gehört, ſo könnte ich mich kaum entſchließen, ſie ohne meine Mutter zu unternehmen. Daher kommt es nur auf ihren Willen an, und ich habe ihr meinen Wunſch an das treue Herz gelegt, was ja ſo gern mich erfreut. Erlaubt es ihr Befinden, ſo ſehen Sie mich gewiß in Ihrer ſchönen lieben Gegend, doch kann ich Ihnen noch keine Zeit beſtimmen; auf jeden Fall aber erhalten Sie vierzehn Tage früher ein Schreiben von mir, damit Sie uns ja nicht fehlen, was ja unſre Freude ganz trüben und ſtören würde. —

Auf den Juli erwarten wir Beſuch, alſo könnte unſere Reiſe nur Juni oder in die ſpäteren Monate treffen. Den Mai gedenken Sie nach Leipzig zu reiſen; möchte doch dieſer Brief Sie noch zuvor erreichen und Ihnen ſagen, wie ſehr es mich freuen würde

Ihnen ſelbſt zu ſagen, wie herzlich dankbar ich Ihnen für jeden Beweis Ihres Andenkens bin, wie ſehr Sie ſtets verehren wird.

Schweidnitz, den 2. Sept. 1819.

— Laſſen Sie mich, ehe wir von Neuem eine beabſichtigte Reiſe beginnen, Ihnen einen freundlichen Gruß bieten aus der Heimath, mein theurer Freund!

Wir ſind, von dem herrlichſten Wetter begünſtiget, am vierten Tage hier angekommen, und die Reiſe iſt zu meiner großen Freude, meiner geliebten Mutter, ſo wie uns Allen, auf's Beſte bekommen. Unſer Rückweg ging über Waldau und Bunzlau, wo wir weit beſſere Wege fanden und neue Gegenden ſahen; auch von Bautzen aus führte uns ein Schutzgeiſt, der uns in Geſtalt eines gefälligen Kutſchers erſchien, einen neuen ſehr angenehmen Weg durch die ſchönſten Obſt- und Lindenalleen bis nach Reichenbach, und dort überhob uns ſein kluger Rath allem gefürchteten Ungemach, hinſichtlich der kleinen Contrebande, indem wir für Dresdner galten, welche die ſchleſiſchen Bäder beſuchen wollten, was ſo gut aufgenommen wurde, daß wir nicht einmal das Beſtechungsmittel brauchten, welches die ſchuldbewußte zagende Freundin ſchon in der Hand hielt. So glücklich kamen wir überall davon, und nun ſitze ich wieder vor meinem Arbeits-Tiſchchen und laſſe die Bilder lieber Zeit an mir vorüberziehen. Der letzte Nachmittag in Dresden war für uns Alle ſehr bang und trüb, wir ſaßen ſtill beiſammen und ich hielt das liebe Sapho-Bild feſt, feſt, daß es mich aufheitern ſollte mit ſeinen freundlichen Zügen. Aber als der Morgen kam und der Himmel ſo klar und ſonnig auf die Reiſenden herabblickte, da wurde es auch viel beſſer und wir ſprachen und durchgingen alle lieben Stunden, und geſtanden uns einmüthig, daß doch Alles noch viel ſchöner gekommen war, als wir es uns dachten! Das Fahren erregt meine Phantaſie immer auf das Lebhafteſte, und es war als würde erſt Alles nun recht hell in mir, als ſonderten ſich die Goldkörner von der leichten Spreu, und ich wußte bald deutlich, was mir ewig bleiben würde, und was ich nur ſah, um es geſehen zu haben.

Nun da das alte Leben wieder begonnen iſt, erwacht die Luſt zur Thätigkeit mit erneuerter Kraft! Noch habe ich die Schätze nicht angegriffen, die ich Ihrer Güte verdanke; dieſe lieben Bücher bleiben aufbewahrt, bis es ſtiller und ruhiger um uns wird, dann ſollen ſie unſre einſamen Stunden ſchmücken, und uns den entfernten Freund freundlich vergegenwärtigen. Sobald die ſich einfindenden Beſuche vorüber, und unſre Breslauer Reiſe beendet iſt, verſuche ich mich ein Mal in der Proſa — jetzt gleiche ich noch einem Seidenwürmchen, das aus den geſammelten Vorrath ſpinnt; — einige kleine Fädchen ſende ich mit, ob es Seide iſt, ſollen Sie aber erſt entſcheiden. Meine theure Mutter und Schweſter ſagen Ihnen die freundſchaftlichſten Grüße, auch folgt ein kleines Gedicht mit, welches aber dem Th. Hell gehört, nicht der Abendzeitung! .....

Schweidnitz, den 6. Oct. 1819.

— Welche Freude wurde mir als ich bei unſerer Rückkehr von Breslau Ihren theuren Brief fand und Theophaniens liebes Gedicht! O wie verdiene ich doch ſo viel Huld und Liebe! Iſt es nicht zu viel für die angehende Sängerin, ſo öffentlich genannt zu werden! — Ich erröthe, indem ich es denke, und doch thut es meinem Herzen ſo wohl, von einem edlen Gemüth ſo freundlich verſtanden zu werden! — Das Leben hat viel heitere Sonnenblicke; ich werde deſſen immer freudiger inne! — Einige Stunden voll wahren Genuſſes danke ich Ihnen, mein theurer Freund! Ich las Ihre Ariadne im Kreiſe meiner lieben Freundinnen, ſie hat einen Reichthum herrlicher Stellen, vorzüglich hat mich die Scene bei den Bildſäulen ſehr angeſprochen und mich gleichſam mit dem Uebrigen verſöhnt; das doch von dem furchtbaren Charakter der Ludovika ein zu grelles Colorit erhält! — Des Maurers Leben bleibt ſchon mein Lieblingsbuch. Ich leſe es immer wieder, und mir iſt dann als wären Sie wieder unter uns, als müßten Sie Zeuge ſein unſeres Dankes, unſerer feiernden Stille.

Ach könnte ich nur ein Mal etwas ſo Herrliches ſchreiben! Wohl iſt mir jetzt eine Idee zu einem großen Gedicht gekommen; wenn ich nur Zeit gewönne es ſo auszuführen, wie ich es im Herzen trage! Es drängt mich endlich Etwas würdiges zu leiſten, was ſich des Beifalls meines theuren Lehrers mit Recht erfreuen könnte. — In meinen Freiſtunden ſchrieb ich mitfolgende kleine Erzählung. Ich fühle, daß ich viel wage Ihnen ſo Unvollkommenes zu ſenden; aber zu wem könnte ich denn größeres Vertrauen haben als zu Ihnen, und ſo ſehe ich ruhig Ihrem Urtheil über meinem Verſuch in der Proſa entgegen. Noch einige Kleinigkeiten folgen mit; ein Gedicht an Theophania, als Antwort, wenn Sie dieſe Art ihr zu danken, für paſſend finden.

Von meiner guten Mutter, Schweſter und Freundin ſoll ich Ihnen herzliche Grüße ſagen! Wie haben Sie uns erfreut, daß Sie unſrer ſo freundſchaftlich gedenken. Wohl hat es hier viel gute Menſchen, und ich genoß durch ſie manche Freude! Daher habe ich mir ſchon einen leiſen Vorwurf gemacht, daß ich mir in dem Gedichte „Elbfahrt“ eine kleine Undankbarkeit zu Schulden kommen ließ; ich habe es in meiner Freude aber nicht beachtet, und das war nicht recht. Iſt es nicht zu ſpät, ſo bitte ich ſchön dieſes nicht einzurücken in die Abendzeitung! Sie thun es wohl, nicht wahr, mein theurer Freund? Und nun leben Sie wohl! Möchte Ihnen doch täglich das „Wohlbekomm's“ alle die guten Wünſche ausſprechen, die wir für Sie im Herzen tragen! .....

— Ich kann es ohnmöglich noch länger aufſchieben, Ihnen meinen herzlichen Dank für die liebe Penelope zu ſagen, in der Sie mir wahrſcheinlich eine recht angenehme Hausgenoſſin zugeſendet haben. Sie hat eine gar holde Gabe zu unterhalten, und ich komme nicht ſobald los, wenn ſie einmal zu erzählen anfängt.

Wie ſehr hat mir das Märchen von der Königin

Poeſie gefallen! Noch hatte ich von Ihnen nichts in der Art geleſen, aber ich hätte es unter tauſenden für Ihre Arbeit gehalten — weil es zu lebhaft an Ihre Art zu unterhalten erinnert und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den Hofrath Winkler ſo vergegenwärtiget, daß uns bei manchem Satze völlig war, als erzählten Sie ſelbſt. Die Sangeshelden an Poeſiens Hofe ſind ſo gut gezeichnet, daß ſich die Originale gewiß ſelbſt dazu bekennen müſſen. Den furchtbaren Dunkelſchwarz haben Sie am allerreichſten ausgeſtattet. — Dieſe Scene iſt wahrlich unvergleichlich. In welcher herrlichen Laune müſſen Sie dieſes Stück geſchrieben haben. Sie haben uns ſehr damit erfreut, nehmen Sie meinen, unſer Aller herzlichen Dank dafür! „Der Chriſtabend" iſt auch ein gar trauliches Gemälde und hat uns wie der „Bilderraub" gar ſehr gefallen! Noch habe ich Vorrath genug, um noch manchen Abend auszuſchmücken, denn wir ſparen mit ſo liebem Genuß. Auch die Urania hatte ich eben von meiner Mutter erhalten, als Ihr freundlicher Brief kam. Die bittere Pille von dem Preisgedicht war ſchon verſchluckt und iſt mir zum Glück recht gut bekommen. Es trifft recht ein, was Sie ſagen, daß es ein Sporn zum Weiterſtreben ſein ſoll! Ich arbeite mit mehr Liebe als je an meinem großen Gedicht, das, wenn es gelingt, für das andere in die Schranken treten ſoll. Eliſe Erhardt hat mich auf's Neue angefeuert, und mein Lehrer ſoll auch noch Freude an *mir* erleben. O ſein Sie mir ja nicht böſe, daß ich diesmal nichts für die Abendzeitung ſende! Das Ungeheuer von Gedicht verzehrt mir alle übrigen Ideen, aber ich bringe es dann gewiß wieder ein. Noch etwas muß ich Ihnen doch erzählen; ich habe vorgeſtern die Catalani in Breslau gehört! — Theils Neugier, aber noch mehr der Wunſch, den Eindruck, den ſie auf mich machen würde mit dem der andern zu vergleichen, beſtimmte mich den Bitten meiner Freunde nachzugeben. Ich verlangte mit Sehnſucht nach ihrem Geſang, — aber ich fand mein Ideal nicht! ich ärgerte mich eigentlich, daß ich bei der Bewunderung Aller da ſtand wie ein Marmorbild; ich hörte ihre Töne mit dem Gefühl, wie man eine glänzende Rakete ſteigen ſieht. — Bewunderung zoll' ich wenig ihrer Kunſtfertigkeit, — aber ihrem Saſarolli dankt wohl Jeder eine viel ſüßere Erhebung! — Und ich meine, der Künſtler kann immer auf die Rührung des Gemüthes ſtolzer ſein — als auf das verblendete Staunen der Menge. .....

Schweidnitz, den 22. Novbr. 1819.

Wie ich Ihrer freundlichen Aufmunterung jedes erhöhetere Vertrauen zu mir ſelbſt verdanke, ſo iſt es ja auch mein ſüßeſtes Streben, ein freundliches Urtheil von Ihnen zu gewinnen! Daher wage ich es jetzt, Ihnen meinen „Sonnenhold“ zu überſenden. Es iſt das Gedicht, wovon ich Ihnen früher ſchrieb, und es, wenn Sie es für tauglich finden, für die Urania beſtimme. —

Stoßen Sie auf Stellen, die das Ganze ſtören ſollten, o ſo haben Sie wohl die Güte, mich darauf aufmerkſam zu machen, und mir die Nummer des Verſes zu beſtimmen, der einer Aenderung bedarf! —

Ich bin unbeſchreiblich neugierig, ob Sie mit mir über Plan und Ausführung einverſtanden ſind! Die Liebe, mit der ich dieſes Gedicht niederſchrieb, ließ mich vielleicht zu ſchnell vorwärts ſchreiten. Erſt beim Abſchreiben bemerkte ich, wie lang es geworden wär; und denken Sie nur, ich mußte zum Erſtenmal um Hülfe bitten! Hätten Sie nur einen Blick in unſere Stube werfen können, Sie hätten ſich gefreut, wie wir drei Mädchen zu thun hatten, um das Ungeheuer von Gedicht zu beſtreiten; ich bin aber gerade damit zu rechter Zeit fertig geworden, denn nun erwarten wir in Kurzem unſre theuren Geſchwiſter aus Trier, und da wird bei Vergrößerung unſrer Wirthſchaft mir wohl ſchwerlich den Tag über ein Muſeſtündchen übrig bleiben; doch traure ich deshalb nicht, es giebt noch etwas Süßeres als Dichten, und ich habe meine geliebte Schweſter für zwei lange Jahre zu entſchädigen! Meine Abendſtunden bleiben aber dem ohnerachtet der Abendzeitung geweiht, und ich ſende Ihnen im Voraus einige kleine Verſuche, — das Eine „Blick in die Zukunft“ iſt eine frühere Arbeit, und ſcheint mir, da ich es wieder durchleſe, zu wenig ausgeführt. Sobald ich nur von Ihnen erfahre, ob Sie meinen Verſuch in der Proſa für tauglich gefunden haben, will ich eine Zeitlang zum König Proſus übergehen! Sie haben doch wohl meinen Brief erhalten, in dem ich Ihnen ſagte, wie ſehr Sie mich mit der lieblichen Penelope erfreut haben! Immer möchte ich auf's Neue danken, wenn ich das liebe Buch zur Hand nehme, denn es iſt Alles ſo vorzüglich darinnen, auch die Kupfer zeichnen dieſes Taſchenbuch vor vielen anderen gar vortheilhaft aus! Wie bin ich ſtolz, daß Sie meiner „Sappho“ einen Platz darinnen vergönnten. Sie ſind ſo gütig, mich auf's Neue dazu einzuladen? Wird denn die „Veſtalin“ und das „Brautkleid“ auch würdig ſein, ſo ehrenvollen Platz einzunehmen. ……

Schweidnitz, den 28. Dezbr. 1819.

Empfangen Sie für's Erſte den aufrichtigſten Dank für die mir gütigſt erzeigte Gefälligkeit, indem Sie meinem „Sonnenhold“ Ihren freundlichen Rath angedeihen ließen. Sie haben mich dadurch ſehr verpflichtet und ich eilte bald an's Werk, um dieſe Flecken zu verbeſſern. Könnte ich doch eben ſo dem Mangelhaften des Planes nachhelfen. Wohl fühlte ich, als ich den letzten Geſang ſchrieb, daß die Idee, die ich aufgefaßt, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, einen andern Schluß zu wählen. Meine Idee war, ein poetiſches Gemüth zu ſchildern, wie es früh von Urania zu der Ahnung des Höchſten eingeweiht — mit endloſer Sehnſucht ſein Ideal verfolgt. Nicht die Freuden des Ruhms genügen ihm — vergebens ſucht die Eitelkeit Eingang in ſein Herz; er entflieht, von den Pfeilen des Neides verfolgt; eben ſo wenig gelingt es den üppigen Freuden des irdiſchen Genuſſes ſein Herz zu feſſeln, — der Maler, einverſtanden mit dem Gefühl des Dichters, verweiſet ihn an den Altar der Natur. Hier, wo Weisheit, heilige Liebe und Unſchuld ſich verbinden, findet er ſeine Sehnſucht geſtillt. Der Tod, der jeden Schleier des Irdiſchen löſ't, beſtätiget ſeine Ahnung, daß er in Sitty Urania gefunden und geliebt habe, wie das Höchſte, Göttlichſte der Poeſie ſich dem Dichter nur in der Natur und dem reinen Gemüth offenbaret. — Dies, mein theurer Freund, zu meiner Rechtfertigung; ich werde die Erzählung vielleicht zu einem allegoriſchen Gedicht umtaufen, weil man ſo vielleicht minder ſtreng damit verfahren wird. Wie ſoll ich's doch ſagen, wie Ihr Beifall, deſſen ſich mein Gedicht erfreuen darf, ſo ſehr mich erhob! Die Richter mögen nun damit nach Belieben verfahren, meine Mühe iſt ſchon ſo ſchön belohnt; — daß mich jener Kranz gewiß nicht höher erfreuen könnte!

Doch bin ich auch wieder weit entfernt, jenes Urtheil gering zu ſchätzen. Der letzte Jahrgang der Urania hat mich mehr als je mit Achtung gegen jenes dunkle Gericht erfüllt, und das der Einſendung beigefügte Vorwort mich zugleich belehrt und überzeugt.

Sie fordern mich, verehrter Freund, zu einer kleinen Erzählung für die Penelope auf! Wiſſen Sie aber auch, daß ich mich ein wenig ſcheue etwas der Art in Ihr, gerade in dieſer Hinſicht ſo ausgezeichnetes Taſchenbuch zu ſenden? Ich werde es wohl verſuchen, aber gern hätte ich zuerſt erfahren, was Sie von meiner letzten Erzählung hielten; Sie ſchweigen darüber ſo ganz, daß ich wohl vermuthe, daß dieſer Verſuch mißlang. Geſtehen Sie es nur aufrichtig, ich werde dann vielleicht mit erhöheter Sorgfalt dem Beſſern auf die Spur kommen.

Daß Sie, mein verehrter Freund, einen ſo ſchönen Beweis von der Huld Ihres geliebten Monarchen empfangen haben, habe ich in reinſter Freude mit empfunden. Möge das junge Jahr recht viel ſolcher Freudenblüten für Sie bewahren, und Ihr Verdienſt in jeder Hinſicht ſich der gerechteſten Anerkennung zu erfreuen haben, welches ja der ſchönſte Lohn edlen Strebens iſt.

Empfangen Sie nun noch die kleine Beilage als letzte Arbeit des ablaufenden Jahres. Unter den Charaden werden Sie zuerſt der begegnen, die Sie damals in dem großen Garten errathen haben! Wie gern gedenke ich noch jener Zeit. Unſere kleine Stube, der Platz vor dem Fenſter, Alles ſteht noch ſo lebhaft vor meiner Seele. — Nun wohnen Sie wohl ſchon in dem neuen Quartier. Mögen Sie dort recht reiche ſüße Muſeſtunden verleben! Die Meinigen, worunter ich Glückliche nun auch meine mir wiedergegebenen Geſchwiſter rechnen darf, empfehlen .....

Schweidnitz, den 15. Febr. 1820.

— Fürs Erſte meinen herzlichen Dank für Ihr letztes freundliches Schreiben und Zuſendung. — Wer wollte denn an der Ordnung eines ſo pünktlichen Haushalters zweifeln. Wahrhaftig, Sie hätten mich bald irre an mir ſelbſt gemacht, wegen meiner bewußten Erzählung. Zum Glück ſchlug ich noch Ihren Brief vom October nach, Sie ſelbſt ſollten mir Gewißheit geben — und da ſtand ja, ja, Herr Hofrath, da ſtand die Beſtätigung folgendermaßen:

„Noch habe ich die Erzählung, die ich vorgeſtern erhielt, nicht leſen können u. ſ. w.“ — Da läge nun das crimen lesae majestatis klar am Tage! Doch trage ich gewiß einen großen Theil der Schuld, vielleicht vergaß ich meinen Namen darunter zu ſetzen, und ſo kam das Blatt unter der Menge von Papieren, mit der ich mir Ihren Arbeitstiſch umgeben denke, leicht vermengt und verſchwunden ſein. Ich habe es nun noch einmal abgeſchrieben und Vieles daran verändert, — ob ſie aber dennoch taugt, weiß ich nicht. Die zweite Probe, glaube ich, iſt beſſer gerathen. Sie erhalten ſie hierbei unter dem Titel „Geiſt und Gemüth", ich habe mir Mühe damit gegeben, indem ich ſie für Ihre Penelope beſtimmte. Der Stoff ſcheint mir dem Sinne dieſes Taſchenbuches verwandt — ob es die Ausführung iſt, ſollen Sie, mein theurer Freund, nun erſt entſcheiden. Kommt die Zuſendung zu ſpät, ſo überlaſſe ich ſie Ihnen, wenn Sie ſolche für die Abendzeitung tauglich finden. Wie bin ich neugierig, Ihr Urtheil über meine erſte Charakterzeichnung zu hören. Sagen Sie mir nur, wie ich mich in der Proſa verbeſſern kann, ich bekomme jetzt Luſt dazu!

Wir fanden vor Kurzem wieder einige gar liebe Gedichte von Ihnen in der Abendzeitung. „Sterne und Leiden" — „Die Stimme des Herzens". Wie haben uns Allen dieſe herrlichen Verſe ſo wohl gefallen! Auch das Gedicht: „Natürliche Folge" habe ich mit Vergnügen geleſen, es erinnerte mich ſehr lebendig an die Hofrath Böttcher'ſche Vorleſung. Wohl bleibt mir der vergangene Auguſt eine ſehr liebe Erinnerung, aber dies Jahr kehrt kein ähnlicher für uns zurück. Wenn aber Sie, mein theurer Freund, ſich aus Ihrem auf's Neue vergrößerten Wirkungskreis zu einer Zerſtreuung abmüßigen können und vielleicht Schleſien zu beſuchen gedenken, o ſo übergehen Sie doch ja nicht unſer Schweidnitz! Wie würden wir uns Alle freuen Sie wiederzuſehen, und Sie wenigſtens mit einer Glanzſeite unſrer Gegend bekannt zu machen, mit dem herrlichen Fürſtenſtein.

Dann aber ſchreiben Sie mir ja früher davon, daß wir auch zu Hauſe ſind! Solch ein Gaſt kehrt nicht wieder, daher ließe es ſich gar nicht vergeſſen, ihn verſäumt zu haben. ....

Schweidnitz, den 19. März 1830.

— Welch eines ermuthigenden Urtheils darf ſich meine kleine Erzählung erfreuen! Bald werde ich nun glauben, daß ich Recht daran thue, bisweilen dem Hange nachzugeben, der mich ſo mächtig zum Dichten treibt. Sie, mein theurer Freund, erhöhen ja ſelbſt das Vertrauen auf meine Kraft, indem Sie mir Ihre Zufriedenheit beweiſen, die ich von Ihnen ja wohl für Wahrheit annehmen darf, und ſo will ich denn auf der Bahn bleiben, auf die mich ſo mancher Wink des Himmels hinwies! —

Sie wundern ſich über die Blicke, die ich aus meiner Stille hinabwage in das menſchliche Herz. Rechnen Sie dem Dichter-Genius dieſes nicht zu hoch an. Das Leben iſt wohl Jedem eine ernſte Schule, der es mit ſtillem Gemüthe beſchaut, und ich werde vielleicht aus ihm noch Manches ſchöpfen können, was Ihnen dann in dem Gewand der Erzählung begegnen ſoll.

Heut eile ich, Ihnen einige kleine Aufſätze zu überſenden, im Fall Sie vielleicht den einen, den ich den

„Charfreitag" überſchrieb, zu Bezeichnung dieſes heiligen Tages brauchen können.

Wie freue ich mich auf das Gedicht, deſſen Sie mit ſo großer Beſcheidenheit erwähnen. Gewiß iſt es etwas ſehr Gelungenes; der Titel ſchon verſpricht einen ſchönen Gegenſtand. Noch iſt dies Blatt nicht angekommen, doch ſoll es mir gewiß nicht entgehen, ich ſuche ſorgſam Alles nach, was mit Ihrem Namen unterzeichnet iſt, und es iſt ja das Einzige, was uns von Ihnen wird, da Sie an Dresden ſo feſt gebunden ſind.

Noch eine Frage, mein verehrter Freund! Können Sie mitfolgendes kleines Gedicht, „Frühlingsſtimmen" überſchrieben, wohl in der Abendzeitung aufnehmen? Ich habe meiner Schweſter Rekowsky eine Ueberraſchung damit zugedacht — doch muß es keineswegs ein anderes verdrängen, ſonſt laſſen Sie es gänzlich zurück! .....

Schweidnitz, den 25. April 1820.

— Viel Glück und Segen zum Beginn des Frühjahrs, mein verehrter Freund! Mögen die Charitinnen Ihnen daſſelbe oder vielmehr Ihr ganzes Leben recht freundlich ausſchmücken, zum Lohn des ſchönen Gedichtes, das Sie ihnen zu Ehren geſungen haben. Ich habe es nun geleſen, und kann mir nicht verſagen, Ihnen meine Freude darüber zu äußern. Wie ſo herrlich haben Sie das kleine Thema ausgeführt, wie trägt das ganze Gedicht den Adel wahrer Begeiſterung. Gewiß haben Sie ſchon längſt die Kränze verdienten Beifalls dafür empfangen und werden nun auch mir nicht zürnen, wenn ich eine Bitte hinzuzufügen wage.

Wenn es wahr iſt, daß die Anklänge verwandten Gefühls dem Dichter ſüßer Lohn ſind, wie reich müſſen Sie ſein! Houwald hatte ſehr Recht, des alten guten Liedes mit Innigkeit zu erwähnen. Wen ſollte nicht die einfache Wahrheit dieſes Gedichtes im tiefſten Gemüth anſprechen. Es iſt nur ein ſchönes Vorrecht des Dichters, Ihnen das ſagen zu dürfen, was Viele gleich empfinden, aber nicht ausſprechen können. Noch iſt mir das Trauerſpiel „das Bild" nur durch die Theatercritik aus der Abendzeitung bekannt, doch hoffe ich, es vielleicht in Breslau zu bekommen. Es iſt gewiß ein treffliches Stück, denn „die Heimkehr" von Houwald hat mir ſchon eine hohe Idee von dieſem Dichter beigebracht.

Nun, theurer Freund, muß ich zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich durch mancherlei Abhaltungen verhindert, die Zeit über gar nicht zum Dichten gekommen bin. Die ſchönen Tage tragen auch dazu bei, daher kann ich Ihnen nur ein einziges Gedicht ſenden. Aber eine kleine Handarbeit lege ich Ihnen bei, die ich für Sie im Kreiſe unſrer Familie gefertigt habe, und die Ihnen recht viel erzählen ſoll von unſerm ſtillen Glück, wenn Sie ſolche zum Andenken an Ihre entfernten Freunde tragen wollen! —

Und nun empfangen Sie von uns Allen die hochachtungsvollſten Grüße. Möge der Himmel Ihre friedliche Stadt vor ähnlichem Unglück bewahren, als der Tod des würdigen Kügelchens war, deſſen ich nie ohne Grauen und innige Trauer gedenken kann. Unvergeßlich bleibt mir ſeine Pſyche — ihre Sehnſucht iſt ihm nun erklärt. Wie beklagenswerth ſind die Seinen, die den Verluſt eines ſolchen Mannes doppelt empfinden müſſen.

Gott erhalte Sie geſund und ſchütze Sie, mein theurer Freund, und laſſe Sie noch lange den Segen höheren Genuſſes über Ihre Mitwelt verbreiten. Mit dankbarem Herzen wird ſich ſtets Ihres Glückes erfreuen. . . . . .

Schweidnitz, den 28. Juli 1820.

— Da ſich unſre Reiſe noch ein wenig verſchoben hat, ſo eile ich, Ihnen noch zuvor zu ſchreiben und Ihnen für die mir ſo ehrenvolle Aufforderung den herzlichſten Dank zu ſagen. Noch hatte ich dieſen Aufruf nicht in der Abendzeitung gefunden, aber ich fühle, daß ich auch ohne Ihre gütige Ermunterung wohl einen Beitrag einzuſenden gewagt hätte, indem der Zweck dieſes Vereins, wie der Geiſt, in dem dieſe Sammlung gehalten ſein ſoll, mich innig anſpricht.

Ich habe Ihrem Rath zufolge bereits an Herrn v. Houwald geſchrieben und dem Briefe eine Erzählung und mehrere Parabeln und Gedichte beigelegt; möchten meine Verſuche den Beifall Ihres edlen Freundes gewinnen und mir die Gewißheit werden, auch ferner dieſem guten Werke verbunden bleiben zu dürfen!

Eine kleine Erzählung, die ich vor jenen ernſteren Arbeiten niederſchrieb, wage ich Ihnen mitzuſchicken. Sie werden ſich wundern, daß ich mich einmal in das Gebiet des Komiſchen wagte, ich bitte aber, es vielmehr als Löſung einer Aufgabe zu betrachten, die ich auf Wunſch meiner Freunde übernahm. Ich bitte, mein Freund, ſagen Sie mir es doch ja recht aufrichtig, was Sie davon denken, damit ich, wenn dieſer Verſuch mißglückte, mich in's Künftige den Anwandlungen ſolcher Laune entſchlage!

Sie erzählen mir in Ihrem letzten Briefe, auch Sie ſeien zu einer Gebirgs-Parthie aufgefordert worden. Wie traurig, daß Sie auch dieſe Zerſtreuung ablehnen mußten; es wäre ganz herrlich geweſen, wenn wir Ihnen ſo unvermuthet begegnet wären. Sie glauben nicht, wie ſehr ich mich auf dieſe Reiſe freue; meine Sehnſucht iſt zu groß, einmal wieder recht innig mich an dem Herzen jener großen Natur zu erwärmen. Wir wollen auch die Elbquellen beſuchen. Wenn die geſchwätzige Elbe nicht im Voraus plaudert und Ihnen von uns Pilgern erzählt, ſo vernehmen Sie bald nach unſerer Heimkehr das Echo der Berge aus der Mittheilung Ihrer ....

— Nein, und wenn Sie mich auch noch ernſtlicher getadelt hätten, ich verkenne Ihre gute Abſicht nicht. Ich fühle, daß Sie Recht haben und ehre den biedern Freund, der ſo mild als feſt auf die mir beſtimmte Bahn hindeutet! Ich ahnete Ihr Urtheil im Voraus, und dennoch ließ ich mich, von dem Beifall Anderer irre gemacht, verleiten, die Erzählung für die Abendzeitung einzureichen. Nun aber bitte ich, mein Freund, wenn Sie einmal Gelegenheit finden, mir die Erzählung zurückzuſenden, damit mir dieſe als Warnungstafel für die Zukunft bliebe.

Und nun genug davon. Es drängt mich, Ihnen die verſprochene Kunde zu geben, einen leiſen Nachhall jener reichen Naturſtimmen, die in den herrlichen Bergen zu mir ſprachen. Empfangen Sie deshalb die beiden Gedichte „der Zackenfall“ und „Buchwald“, Parthien, die mich vor Allem anſprachen; ich malte ſie ſo treu als ich konnte. Beide tragen ihren eigenthümlichen Charakter, darum nehmen Sie es nur mit der Regelloſigkeit des Zacken nicht gar zu genau, es iſt ſein natürliches Bild. Wie gern ſchlöſſe ich das ganze reizende Panorama vor Ihnen auf, an dem ſich meine Augen tauſendmal und tauſendmal weideten; aber das dürfte dem Pinſel beſſer gelingen als der Feder, die nur die Formen, den Farbenreiz, höchſtens das Eigenthümliche der Gegend andeuten kann.

Mehrere zuſammentreffende Hinderniſſe entzogen mir das Vergnügen, die Quellen der ſchönen Elbe zu beſuchen, worauf ich mich ganz vorzüglich gefreut hatte, dennoch habe ich des Schönen ſehr viel mit dankbarem Herzen genoſſen. Das Lied: „auf den Bergen“ ſpreche Ihnen am treuſten mein Gefühl aus, es entſtand in dem Schooße jener erhabenen Natur, und ſoll mich noch ſpät an unſre Wanderungen erinnern.

Als ich zurückkam und die theuren Meinen mir geſund und liebend entgegenkamen, wurde auch ich hier bald wieder heimiſch. Zwei Abendzeitungen lagen auch wieder parat, in welchen ich einigen ſehr lieben Gedichten von Ihnen begegnete. Vor Allem nenne ich Ihnen das „Schlummerlied für's eigne Herz“. Welches Troſtes bedürfen Sie noch bei ſolchen Gedanken! Wahrlich, „des Sängers Heilung“ kömmt mir recht unnütz daneben vor. Sie haben ja den ſicherſten, den höchſten Freund zu innig anerkannt, als noch einer anderen Hülfe zu bedürfen.

Dürfte ich Sie wohl bitten, mein verehrter Freund, das kleine Gedicht an „Theophania“ in der Abendzeitung aufzunehmen? Ich ſehne mich ſo ſehr nach der mir ſo lieben Stimme und vermiſſe ſie ſo lange ſchon. Wiſſen Sie vielleicht die Urſach ihres Verſtummens?

Auf meine Einſendung an Herrn v. Houwald habe ich noch keine Antwort. Faſt bangt mir, er habe den Brief nicht erhalten. Haben Sie Gelegenheit, etwas darüber zu erfahren, ſo theilen Sie mir es wohl gütigſt mit. ....

Schweidnitz, den 23. Septbr. 1820.

— Laſſen Sie mich aus vollem dankbaren Herzen Ihnen meine Freude, meine Ueberraſchung mittheilen. Urania iſt da! Ihre Prophezeihung hat ſich bewährt! ich habe die Palme davongetragen. O, mein beſter gütiger Freund, wie empfinde ich nun auf's Neue den Werth jeder Ihrer freundlichen Zurechtweiſungen. Wahrlich, ohne Ihre Leitung hätte es mir nicht gelingen können, einen ſolchen Berg zu überſteigen, denn ſo kömmt mir in der That die Möglichkeit vor, die Critik jener ſtrengen Richter zu überſtehen.

Mag auch die Beurtheilung meines Gedichtes manches Nachtheilige enthalten, was Andern in dem Genuß der Freude ſtörend ſein könnte; ich bin zu wenig eitel, um nicht dieſer Rüge entgegen geſehen zu haben, und durch Sie zu aufgeklärt, um nicht das Wahre darinnen zu finden und es zur Richtſchnur für meine künftigen Beſtrebungen zu benutzen. Was mich allein betrübt, iſt eine Stelle darinnen, in der ich mich nicht verſtanden fühle. Es betrifft den letzten Geſang und lautet:

„Auch wollen wir uns ſoweit in die Stimmung des Dichters verſetzen, daß wir für jenes über der Natur und dem Leben geträumte Ideal, das nur zu ſehr in unſrer neuen Dichtkunſt umgeht, auch wohl bald als verworrner Traum, bald als hohles Geſpenſt ſpukt, unſere Lieblingsanſicht, die Verherrlichung und Verklärung der Natur und des Lebens ſelbſt in Religion und Liebe für das höchſte der hier möglichen Poeſie zu halten, vergeſſen.“

Dieſe Anſicht war ja auch die meine, wie kann da von Vergeſſen die Rede ſein! Darauf beziehen ſich ja ſo viele Stanzen des letzten Geſanges. Sonnenhold fühlte ſich in Sitty's Nähe, in ihrem Vaterhauſe gänzlich in ſeiner Heimath. Er ſehnt ſich nicht mehr nach der Erſcheinung ſeiner Jugend. Ein Beweis, daß er in dem Glück, welches das Eindringen in die Tiefen der Natur (den irdiſchen Spiegel der Gottheit) gewährt und in der Erkenntniß des höchſten im Menſchen (des Glaubens und der Liebe) das höchſte der Poeſie, oder vielmehr ihr Ziel gefunden hat.

Der Tod ſoll gleichſam dies noch deutlicher ausſprechen, der Ahnung des Leſers Gewißheit geben, daß er ſich in Sitty Uranien vermählt, und das ewig Schöne gefunden habe, oder hätte meine Ahnung, daß das höchſte

Gut auf Erden ein Fremdling iſt, unbewußt ſeine dunklen Fäden mit eingewoben?

Dem ſei nun wie ihm wolle, ausgeſprochen habe ich es, was die Richter glauben vergeſſen zu müſſen. Iſt nicht die Freude an der Natur, die Anbetung der Sonne ebenfalls ein reines Opfer, das der Gottheit gilt? Welche Religion hätte ich da wo Alles Allegorie iſt, anders wählen können. Wie geſagt, nimmt man meinem Gedicht die Tendenz des letzten Geſanges, ſo bleibt ihm Nichts zurück!

Dies, mein theurer Freund, zu meiner Rechtfertigung. Vielleicht fällt dies Bild, ſo wie ich es wünſche, dereinſt in eine helle Seele und von dort in das Publikum zurück, welches jenes Urtheil leicht irre leiten könnte.

Brockhaus ſchrieb mir ſelbſt und ſandte mir das Buch. Ich hätte es an ſeinem Format faſt nicht erkannt, ſo iſt es herangewachſen. Es iſt kein Taſchenbuch mehr, aber dennoch ſtets ein intereſſantes Buch. Auch diesmal enthielt es viel Erfreuliches. Vor Allem ſcheint mir die Erinnerung an Raphael d'Urbino eine gar herrliche Gabe zu ſein, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſo lieb es mir iſt, daß mein Sonnenhold an jene Blätter gränzt, die das Andenken an jenen hohen Meiſter geweiht hat. Dürfte eine zufällige Annäherung für mich von Segen ſein, nur ein Funken der Kraft in mich übergehen, die jenen Gottgeſegneten ſo unvergeßlich gemacht hat!

Entziehen Sie mir, mein verehrter Freund, auch in Zukunft Ihre freundliche Theilnahme nicht. Ich brauche vor Allem die Zufriedenheit derer, die ich wahrhaft hochſchätze, und ſo werde ich die Ihre ſtets im Auge haben, um mich darnach zu bilden. ....

Schweidnitz, den 28. Octbr. 1820.

Mein theuerſter Freund!

Mit großer Freude eile ich, Ihnen für das Geſchenk, das Sie mir mit Ihrer ſchönen Penelope gemacht, den innigſten Dank zu ſagen! Sie war mir eine ſehr liebe Geſellſchafterin, jetzt um ſo mehr, da ich ganz allein bin, indem meine Schweſter mit ihrer Familie bereits nach Weſel abgegangen, und auch meine Mutter und zweite Schweſter, um ſich bei dem Schmerz dieſer Trennung zu zerſtreuen, ſeit mehreren Tagen verreiſ't ſind.

Recht von Herzen war mir nun Ihr lieber Brief willkommen, er brachte mir ja ſo viel Holdes und Treffliches in meine einförmige Stille, daß mir war als ſei ich fortan mit lauter theuren Freunden umgeben; ich habe das Büchlein im Kreiſe meiner Freundinnen bereits durchleſen, und kann mit wahrer Ueberzeugung ſagen, daß ich mich ſehr geehrt fühle in einem ſolchen Kranze herrlicher Blüten auch meine geringe Gabe wiederzufinden!

Was mich im Anfang betrübte, war, daß ich Ihren Namen nicht in der Reihe der größeren Aufſätze fand; als ich aber Ihr ſchönes Gedicht „des Lebens Summa“ durchleſen hatte, ſchwieg ich beſchämt ſtill, denn ich fühlte Sie hatten uns dennoch ſehr viel gegeben. O Dank dafür! Ich labe und ergötze mich oft an der trefflichen Lehre, die es enthält, und leſe es

Jedem vor, dem ich Sinn für dieſe Wahrheit zutrauen darf! —

Einen Poſttag ſpäter hatte ich eine zweite Ueberraſchung, indem ich ein Schreiben von Herrn von Houwald erhielt. Die Ungewißheit ob mein Name ein angenommener ſei oder nicht, hatte mich ſo lange des Vergnügens beraubt, einen freundlichen Gegengruß von Ihrem geſchätzten Freunde zu erhalten. Nun war dieſer ſo bieder und herzlich, daß ich ganz ausgeſöhnt bin und mich dadurch wie auch durch den zarten lieblichen Aufſatz in Ihrer Penelope, noch mehr dem edlen Dichter vertraut fühle.

Auch dieſe neue Freude verdanke ich Ihrer gütigen Aufmunterung, mein theuerſter Freund! O möchte es doch in meinen Kräften ſtehen, Sie dereinſt wieder ſo hold erfreuen zu können. Was ich vermag, will ich aufbieten um der Ausſteuer Ihres Töchterleins, der ſinnigen Penelope, eine würdige Gabe hinzuzufügen, und mich herzlich freuen, wenn ich dadurch wieder Ihren Beifall gewinnen kann!

Ich habe jetzt, da ich ſo allein bin, meinen erſten Roman angelegt, und werde, wenn ich mich in dieſen nur erſt ein wenig hineingearbeitet haben werde, vor Allem auf eine Erzählung für Penelope ſinnen.

Wie es mir mit dem Roman gelingen wird, weiß der Himmel, ich habe ihn, um die Charaktere noch deutlicher zu bezeichnen, in Briefen begonnen, werde aber gewiß deshalb vorzüglich bei dem männlichen Perſonale, das ich darinnen auftreten laſſe, auf Schwierigkeiten ſtoßen, die meinem guten Willen vielleicht überlegen ſind! Gelingt mir das angefangene Werk, das mir ſelbſt noch undeutlich, in flüchtigen Umriſſen vor der Seele liegt, — ſo habe ich mir eine große große Belohnung verſprochen! —

Nun noch ein Wort über die letzten Abendzeitungen! Ihr Gedicht „Liebchens ſo und ſo" iſt in unſerm Kreiſe gewiß ſo freundlich aufgenommen worden, wie es nur in Dresden der Fall ſein konnte! Eine jede der anweſenden Damen machte ein höchſt ſelbſtzufriedenes Geſicht, denn ein unfreundliches Weſen, was dabei leer ausgehen konnte, war zum Glück nicht darunter zu finden.

In dem heutigen Blatt begegne ich meinem Gedicht: „Buchwald" aber leider mit einem gewaltigen Druckfehler. Die eine Zeile der vorletzten Stanze hat ſich in die letzte verirrt, woraus großer Unſinn entſteht. Was wird nun die gute Frau Miniſterin Rheden ſagen, der zu Ehren ich es beſonders niederſchrieb!

Sie erhalten heute nur einige Kleinigkeiten, die, hätte ich mir es nicht einmal vorgenommen, Ihnen Alles zu geben, was meine Feder hervorbringt, vielleicht zu gering erſcheinen möchten! Wenigſtens erinnert vielleicht Eines die Leſer der Abendzeitung an mich, wenn auch mein böſer Freund mich mit derſelben ganz zu vergeſſen ſcheint!

Nicht böſe darüber, mein guter herrlicher Freund! Ich weiß doch Sie meinen es gut mit mir, wenn Sie auch mein Töchterlein vergeſſen haben. Es iſt dies ja auch meine allerſchönſte Freude, die ich gar nicht aufgeben möchte, weil durch ſie das Vertrauen auf mich ſelbſt feſter gegründet ward.

Leben Sie recht wohl, heiter und glücklich im

Kreiſe Ihrer ſchönen Wirkſamkeit, im belohnenden Gefühl einer für Sie in jedem edlen Herzen lebenden Hochachtung! Und wenn Sie Sich dann des ſchönen Segens Ihres Verdienſtes erfreuen, ſo denken Sie doch auch einmal dabei der entfernten Freundin, die ja gewiß vor Allen an Ihrem Glücke Theil nehmen wird! . . . . .

An Frau Marie von Wenkſtern.

Schweidnitz, 1821.

Du flüchteſt zu mir mit einem Herzen voll Vertrauen, geliebte Marie! Vermöchte ich doch Dir die Ruhe zu geben, durch die ich ſo gern alle Menſchen, die mir theuer ſind, beglückt ſehen möchte! Es fällt mir ſchwer zu glauben, daß etwas in Deiner Seele ſei, was tiefere Schatten als die vorüberziehenden Sommerwölkchen jugendlicher, leicht getrübter Laune auf Deine Tage werfen ſollte. Dein Geſicht trägt ſo ganz den Ausdruck des Friedens, der Reinheit und Frömmigkeit, daß dieſe Engel und ihr Walten in Dir — nie von Dir verläugnet werden können, denn ſie ſchauen ſelbſt aus dem Sprachgitter ihres Tempels hinaus. Laß mich alſo weiter forſchen — denn jede Seele hat ihre Tiefen, und die Engel in denſelben oft ihre Nebenbuhler, die nach den Kronen jener lüſtern ſind. Es giebt Gemüther (und das ſind vor Allen die, die das verführeriſche Prisma, die Phantaſie mit ſich herumtragen), die oft gerade den Gegenſtänden, die außer dem Kreis ihres Waltens, außer dem ihnen angewieſenen Gebiet liegen, die glänzendſten Farben verleih'n, glänzender als die ſind, mit denen ſie dem natürlichen Auge erſcheinen. Die Seele labt ſich erſt an dieſen lieblichen Gebilden, ſpäter begehrt ſie, und iſt unmuthig, wenn der glänzende Regenbogen zu fern ſteht. — Erlangte ſie ihn, würde er vielleicht wie jener in Thränen zerfallen. Jede kräftige Natur wird von Dem am heftigſten angezogen, was ihr das unerreichbarſte ſcheint; ſie will ſich im Kampf mit Widerwärtigkeiten ſtählen, will aus dem ruhigen Gleis der Alltäglichkeit herausſchreiten, um neue Geſtalten in den einförmigen Kreis der Zeit zu bringen. — Auch ich kenne dieſes Streben, allein ich bewache es mit ſorgſamem Eifer. Oft fordern wir in unſerm Uebermuth einen Rieſen heraus, den wir dann nicht mehr zurückbeſchwören können, der unſre Kraft, ſtatt ſie zu heben, zu Boden beugt. —

Alles, meine Marie, glaub' ich, kommt darauf an, die Abſicht des Himmels mit uns oder den uns angewieſenen Wirkungskreis zu erforſchen. Jedem wurden deshalb Winke zu Theil, die er nicht mißdeuten kann, wenn er aufmerkſam war. Haben wir den göttlichen Willen erfaßt und verſtanden, ſo iſt es der uns verliehenen Vernunft wohl ein Kleines, das zu wählen oder zu meiden was dafür, oder dagegen iſt. Unſre Pflicht iſt dann, jede üppige Ranke, die ſich von der uns beſtimmten Stelle hinwegranken will, zu beſchneiden. — Thut es auch anfangs weh, die Belohnung folgt, denn die Kraft, die nach Außen, d. h. in fremdes Gebiet ſtreben wollte, wendet ſich allemal, ſegnend zurückgeführt, dem Kern der Pflanze zu. —

Es giebt Augenblicke auch in der beſſern Menſchenbruſt, wo jenes Sehnen der jugendlichen Empfindung, jenes Höhere, was ſich nur im Wahn zu dem Irdiſchen verirrt, aber gewiß dem Unſterblichen angehört — in der Aufwallung des Gefühl's den klaren Blick des Geiſtes umhüllt und ihm die Pfade unklar macht. Dann aber gilt es, nur die nüchterne Stunde abzuwarten, die gewiß auch bei dem leidenſchaftlichſten Menſchen wieder eintritt, um das zu erkennen, was uns gut und heilſam iſt. Haben wir es erkannt, ſo giebt uns Gebet und Vertrauen zu Gott auch gewiß die Kraft es zu halten, feſtzuhalten, mit der ganzen Macht des Willens. —

Sollte dieſe Kraft des Willens, ich meine die moraliſche — die freilich durch Entbehrungen mancher Art, durch Schmerz und Entſagen genährt und geübt ſein will — im Laufe eines glücklichen, vielleicht zu wenig verſuchten Lebens noch nicht zu der Reife gediegen ſein, die ſie haben muß, um uns über die Gewalt der Sinne, der Eitelkeit — kurz über alle Verlockungen der Außenwelt ſiegen zu machen; ſo ſei es unſer heiligſtes Bemühen, ſie zu ſtärken, wo und ſo viel wir vermögen! Nicht allein das Aufſuchen edler Beiſpiele und großer Charakterzüge, was wohl auch auf ein empfängliches Herz wohlthuend einwirkt, iſt es, was uns ſichrer und feſter macht — es iſt vor Allem das Aufſuchen des innern Feindes in uns und das Ankämpfen gegen denſelben, was dieſe Kraft hebt und vollendet. — Daß der Kampf der geiſtigen mit der ſinnlichen Natur kein geringer iſt — wer wollte das bezweifeln! — Aber eben deshalb iſt es ein um ſo edlerer Kampf, und der Sieg gewiß, wenn der göttliche Funke, der uns über alle Erdengeſchöpfe einzig erhebt, wahrhaft und tief uns durchdrungen hat. — Nur immer Recht und Pflicht im Auge und tapfer gegen die Verlockungen und Irrlichter der Phantaſie geſtritten, und Du wirſt Deine Heiterkeit, Deinen Frieden immer ſchöner hervorgehen ſehen, und ferner beglücken und glücklich ſein! . . . . . .

Schweidnitz, 1822.

— Deine Aufträge, meine Marie, werde ich ganz nach Deinem Wunſch beſorgen; das Bild von Deinen lieben Gräbern erhälſt Du nächſtens, auch werde ich ſelbſt nach Gnadenfrei hin um Dir den Stein zu beſtellen. — Hätte ich nicht das feſte Vertrauen, daß Gott ja vor Allen die Verlaſſenen, Verwaiſten beſchützt, ich wäre noch weit mehr im Kummer um Dich — ſo aber habe ich die ſchöne Ueberzeugung: Du biſt nirgends allein. Wie hat mich die Güte unſeres Königs gegen Dich ſo herzlich gefreut! So wird der Himmel auch ferner ſorgen. Auch ich hatte, während Du dieſen Beweis höherer Fürſorge empfingſt, eine ähnliche Freude. Meine Clara ſchrieb mir und wiederholte ihren Wunſch unſres Beſuches auch künftiges Jahr. — . . . . .

— Mein Gebet iſt erhört, Du biſt in den Armen der Deinen. . . . . . Meine Gedanken beſuchen Dich oft — o möchten Dich doch dieſe Zeilen in derſelben muthigen Gemüthsſtimmung finden, die Dir Gott während Deiner Reiſe verlieh. Es hat mich gefreut, daß Du die Bemerkung offen gegen mich ausſprachſt, daß Du gefühlt, wie auch der Menſch bei dem bitterſten Verluſt zuweilen für einen heitern Augenblick empfänglich, ja ſogar einer freudigen Aufwallung fähig iſt. Es iſt ſo, und muß ſo ſein, wenn nicht das Herz ein Raub ſeiner Gefühle werden ſollte, und wir nicht oft mitten in der Laufbahn, die uns Gott beſtimmt, verzagend ſtillſtehen und mit denen, die ein höherer Ruf von unſern Herzen ſchied, zugleich untergehen ſollen. Ich bin feſt überzeugt, daß jener Muth, der uns Kraft giebt, auch bei dem größten Verluſt noch den Platz zu behaupten, der uns beſtimmt ward, — vor Gott mehr gilt und ihm angenehmer iſt als das gänzliche Ergeben in den Schmerz, welches gar leicht uns von unſerm Ziele entfernt — ſo heilig auch die Trauer unſres Herzens, ſo wohlthuend auch das Hingeben unſrer ſelbſt, das Nähren eines tiefen Grames iſt. Schwer aber iſt dieſer Muth, dieſe Seelenkraft von Denen zu fordern, die weniger mit wahrer Stärke der Seele ausgeſtattet ſind; ihnen laſſe man die Wohlthat der Thränen — ihr Gram will erſchöpft ſein, weil der Widerſtand zu gering iſt, der ihm von Jenen geboten wird. Aber keineswegs halte man die für unempfindlicher, die ſich weniger niederbeugen laſſen, und feſter und ſicherer die verödete Bahn betreten. Es giebt der Menſchen nur zu Viele, die eine ſolche Erſcheinung nie verſtehen und ſtets mißdeuten werden; aber ich würde es nie wagen über die Gefühle Anderer zu richten, weil die Aeußerungen derſelben, wie die Naturen der Menſchen, verſchieden ſein müſſen — und man ja nie nach dem Schein urtheilen darf, ohne tiefer in das Weſen des Einzelnen einzudringen. — . . . . .

— Eine traurige Nachricht hat mich tief betrübt: nämlich der Tod der armen Luiſe Brachmann, die, wie man vermuthet, das Ende der Sapho genommen hat. Denke ich, wie lange ſie die Welt mit ihrem Talent erfreut, wie oft ſie mit guten frommen Gedanken ein trauerndes Herz getröſtet und erhoben hat — und wie ſie dennoch ein Opfer des Schmerzes oder des Unglücks werden mußte — ſo iſt mein Herz von der tiefſten Trauer erfüllt. Möge Gott jedes Gemüth vor innerer Zerſpaltung bewahren — ach, das tieffühlendſte Herz iſt oft den bitterſten Leiden preisgegeben! . . . . .

Schweidnitz, 1833.

— Dein Brief war mir eine ſehr liebe Erſcheinung und, als ich ihn durchleſen, ein wahrer Bote des Troſtes — denn nur zu deutlich leuchtete mir aus ihm der Friede hervor, deſſen ſich Deine Seele jetzt ſo ſchön zu erfreuen hat. O halte ihn feſt Geliebte! damit das Leben und ſeine vielfachen Erſcheinungen nichts darüber vermögen, da ſie nur allzugeſchäftig ſind die geebneten Wogen eines lebhaft empfindenden Gemüths immer wieder anzuregen, zu empören. . . .

— Laß uns nicht klagen liebes Herz, über die verlängerte Trennung — die Zeit geſtaltet doch Alles anders, als wir Kurzſichtigen glauben, und ſo kann uns das gehoffte Glück wohl noch zu Theil werden, ſo dunkel die Ausſicht auch iſt. Laß uns nur in Liebe verbunden, den Pfad verfolgen, den wir nach unſerer Erkenntniß als den uns am beſten zu Gott führenden gewählt. — Was uns gut iſt, fällt uns dann, denk' ich, von ſelbſt zu, und mir gab der gütige Gott immer noch mehr der Freuden als ich von dem Leben gehofft. Du meinſt einer trüben Stimmung in meinem letzten Briefe begegnet zu ſein — es kann wohl ſein, weil mich das Mißlingen manches Unternehmens wirklich betrübte. Jetzt habe ich Alles verſchmerzt und mein Gemüth iſt ſo zufrieden und dankbar, als es nur je geweſen iſt. Ich werde, ſo bald ich Muße habe, wieder zu ſchreiben beginnen, und wenn auch keine meiner Dichtungen in meinem Leben mir einen andern Lohn geben ſollte als den der Liebe und des Mitgefühls und des eigenen Beglücktſeins — welches ja doch immer die ſchönſten Kronen des Dichters ſind. — . . .

Je feſter man in ſeinem Charakter wird, um ſo weniger vermögen Lob oder Tadel etwas über unſere Geſinnungen — Heuchelei wäre es, meine Freude zu verſchweigen, wenn Jemand mir geſteht daß ich ihn erfreut, beruhigt, getröſtet habe — und Verſtellung, wenn ich gegen die Liebe der Menſchen gleichgültig werden könnte. Aber daß es noch einen Beifall giebt, den ich höher achte als dieſen, dies fühl' ich eben ſo tief, und genau zeigt dieſen die Heiterkeit oder Verſtimmtheit meines Gemüths an, weil ich nur dann vollkommenen Frieden habe, wenn ich mich recht kindlich und liebend mit Gott verbunden fühle. Ueber dieſes Glück ſpreche ich ſelten, weil es, wie jede zarte höhere Liebe, als das ſeligſte Geheimniß unſres Lebens im Herzen ruhen und am meiſten durch die That ſprechen will — aber es füllt oft meine Seele mit einem Uebermaaß von Freude und Wonne, und dann möchte ich alle Menſchen an mein Herz ziehen, allen vergeben, alle beglücken, lieben, ſo viel ich vermag. Ich habe oft ſchon darüber nachgedacht, ob dieſe meine Ruhe und Heiterkeit, deren ich mich mit ſeltenen Ausnahmen erfreue, wohl ganz recht — oder von einer Verblendung erzeugt iſt, die in Gottes Augen leicht ſtrafbar ſein könnte. Aber ſie läßt mich Alles ſo freudig vollbringen, daß ich dann wieder glauben muß, ſie ſei mir von Gott gekommen und mir gegeben, daß ich trotz mancher Entbehrung und mancher kleinen Leiden dennoch recht glücklich und ſelig zu ſein vermag. Was recht eigen iſt, iſt das, daß ich mich dieſer Stimmung am allerfühlbarſten erfreue, wenn ich mich den Beſchäftigungen des Geiſtes überlaſſe — und ſie mich am erſten zu verlaſſen droht, wenn ich ein Mal Blick und Wunſch nach Außen zu lenken verſuche, was dann immer eine große Unruhe und Unklarheit in mein Inneres bringt. Soll mir das nicht ein Wink ſein, liebe Marie, daß nach Gottes Willen mir wirklich gerade diejenige Beſtimmung geworden iſt, die Tauſende die Verfehlte nennen? O wüßte ich nur dies Eine klar! Hierin im Irrthum zu ſein, könnte mich unausſprechlich unglücklich machen — denn noch wäre es Zeit, Alles, was mich bisher erfreute, hinzulegen und ganz den einfachen Pflichten zu leben, die die Natur uns anwies, und die ja ein ſo hohes unausſprechliches Glück enthalten. — . . . .

— Traue, theure Marie, nicht immer unbedingt dem frommen demüthigen Wort, nicht dem äußern Schein, ſo herrlich er leuchtet! — Zwiſchen einer Religion, die ſtets auf der Lippe lebt — zwiſchen dieſer und Frömmelei iſt ein faſt unbemerkbarer Uebergang — und mich mahnt es dann immer an des Phariſäers Gebet.

— Nur Wenigen iſt die Kraft gegeben, durch Worte zu leiſten was Andere durch Thaten vollbringen ſollen — und es muß eine helle beglückende Lehre ſein, die in der Waage des Lebens die Handlung aufwiegen ſoll. Wir können allein in der Menſchheit den Vater und Sohn umfaſſen und lieben; aber im Sinne des Vaters, d. h. immer auf ein höheres Leben hinausblickend. Jede Aufmunterung zum Guten, jede von uns gepflegte heilige Lebenskraft im Herzen Anderer gilt vor Gott mehr, als das brünſtigſte Gebet, ſo bald man damit ſeine Schuld an den himmliſchen Freund allein abzutragen wähnt. — ...

— Deine Worte über mein letztes Schreiben überraſchten mich; doch als ich mir die Stimmung zurückrief, in der ich es ſchrieb, wurde mir es klarer, daß es Dich einigermaßen befremden mußte, und ich eile Dir nun näheren Aufſchluß darüber zu geben. Es hatte ſich eine Begebenheit zugetragen, die mein Vorurtheil, welches ich leider, wenige ausgenommen, gegen alle die ſogenannten frommen Vereine habe, fühlbar verſtärkte, indem es hierdurch gleichſam gerechtfertigt wurde. Ich ſah die Larve eines Heuchlers fallen, der Jahre lang von der Gnade Chriſti und ſeiner Liebe gepredigt hatte, und fand die ſelbſtſüchtige, kleine Natur, die von der Verblendung gutmüthiger Herzen ihren heimlichen Nutzen ziehend, ſich allenthalben nur ſelbſt lebt. Ich war empört, und es verging eine lange Zeit, in der ich kein Geſpräch hören mochte, das mit frommen heiligen Worten begann, ohne an jenen Fall erinnert zu werden; ja ich vermied es ſelbſt Deine Briefe zu leſen, weil ich den Eindruck zu ſtören meinte, den ſie früher auf mich gemacht. In dieſer Zeit kam Dein Brief, ich glaubte den Ton jener Frommen zu finden, ich ſah Dich in dieſe Vereine hineingezogen, und mein Herz wallte über — vielleicht zu ungerecht! Jenes Mißtrauen hatte ſeiner Klarheit geſchadet. — Jetzt weiß ich es aber — die frommen Empfindungen Deines Herzens — ſie ſind nicht ein Nachhall — ſie ſind die Frucht Deines Stilllebens, des reiflichen Nachdenkens über Dich ſelbſt, des ſchönen Erkenntniß, deren Dich Gott gewürdigt hat, Dein eigenes, ſelbſtgewonnenes Eigenthum. — Halte es feſt, auch wenn ein höherer Wille Dich Deiner Stille entziehen ſollte. Es iſt unendlich ſchwerer mitten im Verkehr mit der Welt ſeinen Frieden behaupten, als in der Einſamkeit. Wo keine Leidenſchaft angeregt wird, wird die Seele ſich der feindlichen Kräfte nicht bewußt, die ihre Ruhe bedrohen können, und ihr Zuſtand iſt vollkommene Zufriedenheit — aber auf der bunten Schaubühne des Lebens; da gilt es feſtzuſtehn und unverblendet zu bleiben, in welcher Geſtalt auch die Verſuchung zu uns treten möge — Da gilt es, ſeine Liebe, ſein Vertrauen zu bewahren, und in den mannigfachen Irrgewinden den Gott wohlgefälligen Pfad herauszufinden. Ich preiſe Jeden glücklich, dem ein ſtilles Aſyl, weit ab vom Treiben der Welt zu Theil ward; aber ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher Ehrfurcht mich auch wieder ein Weſen erfüllt, das mitten in den bewegten Wogen des Weltlebens in ſeiner angebornen Herrlichkeit leuchtet, und durch ſeine ruhige Feſtigkeit Gott verkündet. Frevel wäre es ſich muthwillige Prüfungen wünſchen! um dadurch ſeine Treue zu zeigen; aber daß Gott in denſelben uns naht, um unſres Herzens innerſte Wahrheit zu erforſchen, das weiß ich, und deshalb blicke ich mit Furcht und Verlangen zugleich ſolchen Stunden entgegen. —

Du fragſt mich, wie ich zuerſt Chriſtus in mir erfahren hätte? Seine Lehre brachte, ſo bald ich nur fähig war ſie zu verſtehen, ihn für ewig mir in's Herz. Es iſt kein Abſchnitt in meinem Leben, wo ſich ſein himmliſcher Einfluß einzeln und beſonders meinem Gemüth eingeprägt — er leuchtete mir in ſeiner großen Liebe überall ruhig voran, und ob ich gleich im Ganzen wenig religiöſe Schriften geleſen habe, ſo glaube ich doch, durch das, was ich im Leben geſammelt, was ich mir herauszog aus ſeinen Lehren, was mein eigenes Gefühl mir offenbart — ihn eben ſo verſtanden zu haben, als die, ſo ſich mehr mit religiöſen Schriften beſchäftigen.

„Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm" — Das iſt mein Einziges und Alles. Nach dieſem Spruche richte ich mich und Andere —

wäge ich das Chriſtenthum eines Jeden — und das ſtreng; kein anderes Verdienſt vermag mich mit dem Mangel des Einen auszuſöhnen. Wo Liebe iſt — da kann keine Rache, kein Haß, kein Neid, keine Verleumdung, ja kein dauerndes Mißbehagen ſtatt finden. Wir freuen uns an Anderer Glück wie am eigenen, und haben ſo eine tägliche Ausbeute des reinſten Genuſſes. Wandelte unſer Mittler noch auf Erden und träte bisweilen in die Verſammlungen derer, die ſeine Jünger ſich heißen — wie oft würde er trauern und ſagen: Es iſt nicht mein Geiſt, ſondern nur der Buchſtabe, an den ſie ſo feſt halten! O, liebe Marie, wie oft verbirgt ſich die Schwäche hinter der pomphaften Hülle ſtrenger Tugend, und welche traurige Entdeckungen macht täglich ein Herz, das es wahrhaft redlich und treu mit den Menſchen meint. —

— — — — — — — —

Es löſet das Leben oft ſo feindlich wie der Tod, was uns lieb war, vom Herzen — und wir kommen wieder darauf zurück, daß doch Alles nur da iſt um Hand an unſere innere Ausbildung zu legen, und daß nie die Erſcheinung, ſondern nur der Einfluß derſelben auf das Menſchengemüth uns das Bleibende ſein darf.

— Seit ich mich immer mehr überzeuge wie Gott es Dir gegeben die wahre reine Chriſtuslehre von der zu unterſcheiden, welche ſich hie und da in Vereinen gebildet und die, im Wahn dem himmliſchen Lichte zu nahen, ſich ſo oft mehr und mehr von demſelben entfernen — ſeitdem blicke ich ruhig auf Deine Zukunft hin, wie ſie ſich auch geſtalte. Das, was Du einmal als wahr erkannt, wirſt Du feſt halten, und Dich nicht von dem Buchſtaben irren laſſen, den ſo vielfach jene Sektirer nach ihrer Weiſe erklären — ſondern Dich feſt an die Handlungsweiſe unſres großen Vorbildes haltend, der ſelbſt in manchem von der Welt verſtoßenen Sünder noch den ewigen Keim des Lebens entdeckte — Du wirſt Deine Bahn verfolgen, weder richtend noch auf minder Begünſtigte kalt herabſehend, ſondern ruhig nach den heiligen Geboten der Liebe handelnd, alles Uebrige dem höhern Richter überlaſſen.

— — — — — — — —

— Du kannſt nicht glauben wie tief es mich ſchmerzt meine Claire noch immer nicht erreichen zu können. Wie kommt es nur, daß alle meine Verſuche, das nöthige Reiſegeld mir zu verſchaffen — mißglükken? Hat mir der Himmel dieſelbe erſt in ſpäteren Zeiten beſtimmt? Oft bin ich ſehr betrübt darüber, ich weiß wie ſehr Clara eines Tröſters der Art bedarf, und welche Wohlthat es auch unſern Herzen wäre, einmal ganz ihr Leben zu überſchauen und uns über unſre Zukunft zu beſprechen. —

Seit ich das letzte Mal Dir ſchrieb, iſt in mir auf's Neue die Hoffnung erwacht dieſen Herbſt meine Schweſter und Dich zu beſuchen. Du wirſt wohl lächeln, weil ich ſchon ſo oft dieſe Idee faßte und noch immer nicht ausführen konnte. Aber die Sehnſucht nach meiner Clara wird oft ſo groß, daß ich Alles aufbieten möchte, um dieſen Wunſch zu realiſiren. —

Schweidnitz, 1824.

Von großem Intereſſe für mich war Deine und Clairens Kunde über Eure Bekanntſchaft. — Ich habe keinen größeren Wunſch als zu Euch zu kommen und doch wird es auch dies Jahr nicht möglich ſein. Alle meine Verſuche ſind wieder geſcheitert! Ich füge mich geduldig in Gottes Willen. Er kennt ja den Wunſch meiner Seele, wie leicht wäre es ihm meinem Streben Gedeihen zu geben! Behaltet mich nur lieb auch getrennt. . . . . .

— Seit Dein Freund Dr. J. mich überzeugt, daß es auch dem ſehnſüchtigſten Streben nicht gelingen kann, durch das Verdienſt eigener Werke ſich der künftigen Glückſeligkeit theilhaftig zu machen — ſondern daß nur Gottes Gnade die Reinigung in uns, und dadurch die Fähigkeit zu jenem Leben durch Jeſu Verdienſt zu wirken vermag — ſeitdem iſt eine gar ſüße Freude in meine Seele gekommen. Wohl war Jeſus auch früher in meiner Seele, aber nur als der himmliſche Führer, den ich mit dem erſten Erwachen des Gefühls, mit der innigſten Liebe umſchloß, deſſen Lehren ich mir anzueignen, deſſen Fußtapfen ich nachzufolgen ſuchte — und ſchon hierin fand ich oft ein unbeſchreibliches Glück, ja Marie, oft eine ſo reine Seligkeit, daß ich nicht glauben kann, mein Verein mit ihm ſei eine Täuſchung geweſen. Jetzt tritt er aber in einer Geſtalt vor mich hin, in der ich mir ihn ſeltener gedacht — in der er mir nie ganz klar vor die Seele getreten: als Erlöſer, als Herr der erlöſ'ten

Menſchheit, voll Hoheit, Macht und Gewalt, und dennoch ganz die Liebe und Barmherzigkeit, wie ich ihn gedacht: und meine Seele ſinkt anbetend, ſtaunend vor ihm nieder, den alten Wahn von Selbſtgerechtigkeit freudig niederwerfend, und im Gefühl der eigenen Armuth beglückter, reicher, ſeliger als je. Welch ein ſüßer Troſt, daß ſeine Kraft ſich der Schwachheit vermählen will, daß wir ihn gewinnen können durch Liebe und Glaube allein — und daß dann die fromme That ſich von ſelbſt ergiebt, ſo wie das Licht der Sonne die Frucht hervorlockt aus dem Zweig, der ohne ſie nutzlos blieb. O! gäbe es mir doch Gott, daß ich immer mehr geneſen möge von allem Irrthum, gäbe es mir der milde Heiland, daß ich immer ſtärker werde in dem Glauben, in der Liebe zu ihm! Ich weiß es nun, daß mit dieſer Kraft Alles gewonnen iſt, und daß wir untergehen müſſen ohne ſie. —

Ich habe ein Buch geleſen, oder vielmehr, ich leſe es fortwährend, das mir unbeſchreiblich gut gethan hat. Es iſt: „Altes und Neues von Schubart.“ Durch dieſes Buch iſt mir Alles verſtändlicher geworden. Ich kann Dir's nicht bergen — J. verwirrte mich oft, weil er es mit dem Worte zu genau nimmt, und ſich ſchwer zu den Anſichten eines Andern herablaſſen kann. — Er ſtellte ſeine gereifte Erkenntniß ſtreng abgeſchloſſen neben die meine, die ſo mangelhaft war, und erſt nach Tagen des heftigſten Ringens und Kämpfens in mir, gab es mir Gott, ſeine Worte deutlicher zu faſſen. . . . . . — — — — — —

Zum Chriſtfeſt 1824.

— Obgleich getrennt, begehen wir dieſe ſchöne Zeit gewiß mit gleichen Gefühlen, und dies iſt ja die eigentliche Gemeinſchaft, die innig vereint, auch bei der weiteſten Trennung. Wohl wäre es ſchön, wenn unſre Freude in einander klingen könnte, aber es iſt ja hohe Gnade von Gott, daß wir dies Jahr gewürdigt wurden, das Geheimniß der göttlichen Liebe tiefer, inniger im Herzen zu empfinden als früher, und daß wir uns in dieſem Segen ſo ſchweſterlich begegnen. Dein letzter Brief ließ mich tief in Deine Seele blicken; ich danke Gott, daß Deinem Gemüth der Friede ward, den die Welt nicht giebt, und der ſo ſanft und mild macht, bei allen Stürmen des Lebens. Möchte auch mir die göttliche Gnade immer inniger zu Theil werden, und ich den Weg nicht verfehlen, der zu ihr führt.

Du fragſt ſo theilnehmend nach meinem Befinden, ich kann Dir in Wahrheit ſagen, daß es leidlich iſt. Uebrigens bin ich heiter, doch will mir die Stimmung zum Dichten nicht mehr ſo oft werden wie ſonſt. Vieles, was mich früher auf's Lebhafteſte anregte, begeiſtert mich nicht mehr ſo fühlbar, vorzüglich kann ich gar keinen Stoff mehr finden, der mir genügte, eine Erzählung zu ſchreiben. Der bunte Schleier iſt zerriſſen, der mir jene Intereſſen der Welt ſo wichtig, ſo beſchauungswerth zeigte, und es wird ſchwer halten, einen Stoff zu finden, der mich auf's Neue zur Dichterin macht. — Sonſt hätte mich dieſe Entdeckung unglücklich gemacht; jetzt läßt ſie mich ruhig, obgleich mir bald die kleinen Vortheile fehlen werden, an die meine

Bedürfniſſe gewieſen ſind. — — „Tief in des Buſens Gründen, auf ſchweigendem Altar, wird Er ein Feuer zünden, unſterblich, rein und klar —!“ Dies, liebe Marie, iſt mein Troſt und meine Hoffnung! —

Schweidnitz, 1835.

Ueberraſcht — aber wahrhaft erfreut hat mich die Nachricht Deiner Verlobung. Gottes Segen zu Deinem Entſchluß. Er zeigt mehr als Worte, wie ſehr Dein Ernſt iſt mit dem Streben nach einem einfachen dem Herrn geweihten Leben, und ich finde darin einen ſchönen Triumph über Diejenigen, welche der ernſten Richtung Deines Strebens in Hinſicht auf Deine Jugend noch immer mißtrauen wollten. Inniger als je zieh' ich Dich in Gedanken an mein Herz!

Ich kann nicht begreifen, wie es Menſchen geben kann, die Deine Wahl aus eitlen Rückſichten mißbilligen können. Ich traue das ſchwer den Damen zu, die ſich ſonſt Deine Freundinnen nannten, oder ſie wären die ſeltſamſten Thörinnen. Was wünſcht man denn inniger als den Frieden der Geliebten? Und wo iſt er denn mit größerer Gewißheit zu finden als in einem ſtillen, häuslichen Glück, in einem Gott und dem Wohl ſeiner Mitmenſchen geweihten Leben! Dich, meine Marie, hätten die Freuden der Welt doch nie befriedigt. — Anlocken können ſie wohl, und bei Deiner Jugend hätten ſie Dich vielleicht auch gewinnen können, wäre die Verführung mit recht feiner Kunſt zu Deinem Herzen getreten; aber wie bald hätteſt Du das bunte Nichts durchſchaut! und Du wäreſt in ſolchen Kreiſen fremd und unglücklich geweſen. — Du weißt aus „Angela", wie ich über das Loos „einem Landgeiſtlichen verbunden zu ſein" denke. Es ſchien mir immer ein Paradies darinnen zu liegen, wenn höhere Bildung die Verbundenen, und wahre Frömmigkeit dieſe Einſamkeit weiht. — Laß aus dieſen Regionen des Friedens bisweilen ein Wort der Liebe zu mir herübertönen, und glaube, daß ich Dich recht glücklich preiſe — ſo wie mein Streben, je länger, je tiefer ich in das Weltleben blicke, immer inniger nach Ruhe und Stille geht, die weit mehr als jenes geräuſchvolle Treiben, geiſtige Thätigkeit, nützliches Wirken zuläßt und die Geſundheit der Seele erhält. — — —

Wäre nicht in meiner Idee Clairens Geſchick ſo feſt an das Meine geknüpft, — ich würde jetzt ſchon eine Veränderung treffen, — aber ich hoffe immer, wir ſind nicht lange mehr getrennt.

— Die Herausgabe meiner Gedichte macht mir viel Sorge und Plage. — So Gott will, erſcheint die Sammlung auf Oſtern. — Gebe Gott, daß der Preis meiner vielfachen Mühe die Reiſe zu Clairen ſein dürfte!

An Fräulein Leopoldine v. S.

Schweidnitz, 1825.

Meine theure Leopoldine!

Schon ſind es Tage, daß wir Eurem lieben Kreiſe entrückt ſind, und der freundliche Aufenthalt in Dresden liegt wie ein holder lieblicher Traum vor mir. Daß doch Alles ſo flüchtig dahinſchwindet und man die Zeit nicht binden kann, wo es uns gefällt!

Sehr glücklich und wohlbehalten kamen wir in unſerer Heimath an. Fritzchen, die während unſrer Ab-Abweſenheit recht krank geweſen war, kam uns, Gottlob gänzlich geneſen, entgegen, doch that es mir ſehr weh, daß die arme Seele, während wir froh waren, ſo leiden mußte. Sie grüßt Dich und Roſamunden herzlich, ich mußte ihr viel erzählen und ſie geſtand mir, daß ſie befürchtet hätte, wir würden uns in Dresden anſiedeln. Ich habe aber jetzt kein Verlangen in mir als Ruhe und Frieden. Mehr als je fühle ich dies Bedürfniß meiner Seele, und ich ſtudire auf weiſe Maßregeln, den häufig ſich einſtellenden Beſuchen zu ſteuern. Ach! Leopoldine, ein ruhiges kleines Stübchen mit einer freien Ausſicht, wann werde ich's erringen! Ich fühle mich oft geiſtig und körperlich eingekerkert, und das iſt kein Gefühl, was ſich für den freien Aufſchwung der Seele paßt.

Wenn Du und Roſamunde mit Theophanien zuſammen biſt, ſo denkt meiner, deren Seele oft bei Euch iſt! — Gewiß wirſt Du Paulinen ſehr lieben lernen, ſie iſt die Wahrheit und Treue ſelbſt, und gewinnt mit jedem Tage des Zuſammenſeins mit ihr. Grüßt ſie innig, innig von mir, ſie iſt meinem Herzen ſehr theuer. ...

— — — — — — — — — — — —

Behaltet Beide, ihr lieben Schweſtern, in Eurem Herzen

Eure
treue Euch ganz eigne Agnes.

Schweidnitz, 1848.

— Längſt mahnte mich mein Herz, Deine beiden lieben Briefe zu erwidern, nur die fortwährenden Schmerzen, die ich dieſe letzte Zeit zu leiden hatte und die mir alle Heiterkeit raubten, waren Schuld, wenn ich meine Antwort bisher noch verſchob, um Dir mit mehr Muße und Freudigkeit ſchreiben zu können. Du arme Leopoldine haſt auch in ähnlicher Weiſe gellitten, und daher entſchuldigſt Du gemiß mein längeres Schweigen! Unſre Seelen ſind ſich demohnerachtet gewiß gar oft nahe geweſen, denn da ich Dich ſo lieb habe, denke ich auch immer, Du fühlſt den Zug der Sympathie, der meine Seele ſo oft zu Dir hinüberzieht! Könnte ich Dich und die theure Roſamunde nur bisweilen ſehen und ſprechen, wir wollten uns gegenſeitig tröſten, wenn wir leiden, und mit einander frohlocken, wenn ſich eine helle Ausſicht zeigte. Unſre Verhältniſſe haben wirklich ſo viel Gleiches, wie unſre Neigungen, und es fehlt nichts, als daß ich wie Du noch den Wunſch realiſiren könnte, nach Dresden zu ziehen! Doch Gott weiß am Beſten, was uns frommt. Wer weiß, ob jener Aufenthalt, ſo ſchön er iſt, für mich immer ſo heilſam wäre, als ich in meiner Beſchränktheit glaube.

Für Dein liebes Geſchenk, meine theure Leopoldine, wie auch für die Güte, mit welcher Du dich für meine Gedichte intereſſirſt, ſage ich Dir innigen treuen Dank. Beides hat mir große Freude gemacht, das Erſtere, weil es mich lebhaft an den Abend erinnerte, an welchem wir mit der intereſſanten Tarnow zuſammen waren und von Deinem ſo liebevollen Andenken zeigte; das Zweite, weil es mich dereinſt Deinen theuren Freunden bekannter machen wird, und meine Gedichte zu Herzen ſprechen werden Denen, die Dir lieb und werth ſind.

Vielleicht will es der Himmel, daß ich dieſen Herbſt die langerſehnte Reiſe zu meiner Claire antreten darf! — Dann ſehe ich auch Euch, meine Geliebten, wieder, denn jedenfalls führt mich die eine oder die andere Tour über Dresden, wo ich mich nach Möglichkeit ausruhen will.

Du ſchreibſt, es bange Dir vor dem Jahr, was wir begonnen haben? Theure Leopoldine! Können die Wünſche der Liebe einigen Einfluß auf das Leben theurer Feunde gewinnen, ſo bete ich innig zu Gott, daß er Dein Zagen recht bald in Dank, Freude und Hoffnung verwandeln möge, daß Dir das neue Jahr zu dem Herold ſeiner beſonderen Güte werde, und Deiner Roſamunde Wiederherſtellung die ſchönſte Krone deſſelben ſei.

Und dieſe Wünſche erneuere ich, Geliebte, zu Deinem nahen Geburtstage! Mögen Dir die höchſten Güter des Lebens, die Dir der gütige Gott ſchon ſo oft gewährte, Freundſchaft, Liebe, Friede und Freude ferner Deine treuen Begleiter bleiben und Dein Lebenshimmel immer heller und ſonniger werden! Mögen die beſcheidenen Wünſche Deines Herzens, die ja vor Allem das Wohl der Deinen umfaſſen, Erhörung finden, und jede Sorge von Dir genommen werden, die Dich noch jetzt beunruhiget. . . . . . .

Schweidnitz, 1838.

— Wie oft denken wir an Euch. Geſtern war ein ſchönes Feſt bei uns, und ich hätte Euch gern bei mir gehabt. Wir hatten für eine arme adelige Familie eine Verlooſung begonnen, Arbeiten geliefert, ſo daß 112 Gewinne zuſammenkamen, welche mit Gottes Segen 120 Thaler lieferten, die ich dieſen guten Menſchen morgen überreiche. Ich bin unendlich glücklich über das Gelingen dieſes Plans und ſehr dankbar gegen Gott, der ſich ſo ſichtbarlich unſrer Sache angenommen hat. Mit den kleineren Unternehmungen für mich ſelbſt bin ich weniger glücklich und gewiß wirſt Du dich ſchon gewundert haben, daß Du die beſtellten Bücher, meine Gedichte, noch nicht erhalten haſt. Mein Verleger hält mich ſo lange auf, und wie ich höre wird der Druck nicht vor Johanni vollendet werden. Leider wird nun auch dadurch meine Reiſe nach Weſel verzögert; indeß gebe ich doch nicht die Hoffnung auf ſie zu unternehmen, und dann ſehe ich Euch Lieben ja wieder und auch meine Pauline, die mich erſt kürzlich für den ganzen Sommer nach ihrem ſchönen Landſitz bei Pillnitz eingeladen hat. Wie ſchwer mir dies abzuſchlagen wurde, kannſt Du leicht denken. Ich kränkelte aber ſo viel, daß ich ohne Adelheid weder ſein noch reiſen konnte, muß Bäder nehmen und bin aus tauſend Rückſichten ein armer Sclave, der manches entbehren muß, was ihm doch ſo wohlthätig wäre. Nun Ihr Theuren lebt wohl! ....

An Frau Marie O., verwittwete v. Wenkſtern.

Weſel, 1837.

— Wohl ſind die Wege dunkel, die uns der Herr führt; aber Er, der die Liebe iſt, wird uns nicht verlaſſen und unſre Kraft ſein, wo unſre Schwachheit zu ſinken meint. Was wären wir ohne den Troſt dieſes Glaubens, was ohne die Ueberzeugung, daß auch der bängſte Traum endlich zu einem lichten Erwachen führt, und des Ewigen Wege ja alle nur ein Ziel haben, wie umnachtet ſie auch unſern Blicken erſcheinen. — Mit unſerm Befinden geht es erträglich — unſchätzbar iſt mir aber die Wohlthat mit Claire vereint leiden, mit ihr vereint das ſchwere Kreuz tragen zu können. Wie hell erkenne ich hier die Weisheit der himmliſchen Führung! Wie lange ſehnte ich mich hierher, aber es ſollte uns nicht eher gewährt werden, als zur Zeit, wo unſre Gegenwart nothwendiger war. Jetzt ſind wir vielleicht für immer mit Clairen verbunden, denn wie es auch kommen möge, ein ſichres ruhiges Glück iſt für ſie kaum zu erwarten, und ein unſicheres Loos vermag nur vereinte Kraft und Liebe zu tragen. Ach, theure Marie, unſre Zukunft gleicht, wie die letzte Vergangenheit, einer dunklen ſchwindelnden Tiefe, man darf den Blick nicht hinabſenken, nicht vorwitzig hineinſchauen, der ſchwache Geiſt verträgt es nicht — Schritt vor Schritt nur können wir vorwärts ſchreiten, wohin des Herrn Wille uns ruft, und uns kindlich ſeiner Leitung übergeben. — Bleibt uns nur die Erfahrung, daß Alles zu unſerm

Beſten geſchieht, ſo wollen wir getroſt die Nacht der Trübſal durchpilgern, bis er ſie von uns nimmt und wir Alle von Schmerz und Wunden an ſeinem treuen Herzen geneſen.

Weſel, den 8. März 1828.

— Ein Blick auf meine Umgebungen würde Dir geliebte Seele ſagen, daß treue liebende Herzen mir dieſen Tag zum Feſte machen wollten. Von ſchönen Blumen umgeben, und viele ſchöne Andenken aus Schleſien, Dresden und Weſel vor mir ausgebreitet, ſchreibe ich dieſe Zeilen, um mich an meinem Geburtstage wenigſtens in Deine Nähe zu träumen und Dich in Gedanken an mein Herz zu ſchließen. — —

— Ich werde heute einen Kreis lieber Mädchen um mich verſammeln, und meinen Geburtstag damit feiern, einen Jungfrauen-Verein zum Beſten armer hülfsbedürftiger Kinder zu gründen, welche Angelegenheit mich ſeit Kurzem ſehr beſchäftiget. — — — — —

Weſel, 1828.

— Der liebe treue Gott wird uns wohl auch hier beiſtehen; er ſchreibt uns ja ſeinen Willen und unſre Pflicht in's Herz, und wenn wir dieſen nach Kräften nachzukommen ſuchen, ſo läßt er uns das Uebrige wohl auch finden. Du ſchreibſt in Deinem letzten Briefe: Unſer Gang hienieden iſt oft ein Thränenpfad, aber wir folgen ja dem nach, der auch den Kreuzesweg für uns gebahnt. Ich dachte an dieſes Wort, als wir den ſchweren Gang begannen, den Schloßberg hinauf. Tief gebeugt von dem Kreuz, das uns der Herr auferlegt, fanden wir nur Kraft im Hinblick auf ihn. Er bahnte uns den Kreuzesweg auch da hinauf.

— — — — — — — — — —

— Du fragſt mich nach dem Frauen-Verein? Nach zwölf Wochen iſt endlich die Erlaubniß der Regierung dazu gekommen. Leider iſt ſeitdem die Stimmung etwas lauer geworden. — — Mein Jungfrauen-Verein ſoll ſich, hoffe ich, rüſtiger beweiſen.

Weſel, 1829.

Von unſerm lieben Kranken haben wir, dem himmliſchen Vater ſei Dank, beſſere Nachricht. — — — — Gott, der Allmächtige, Allgütige helfe weiter. Wir ſind wie neugeboren, ſeitdem wir einige Hoffnung für ſeine Geneſung haben. — Der Tauſch unſres Wohnortes, ich kann es nicht leugnen, wird mir in mancher Hinſicht ſchwer, — meine kleine Pflanzſchule iſt mir zu lieb geworden, als daß ich ruhig ſcheiden könnte. Der Verein wie die Schule iſt im ſchönſten Gedeihen und es wird mir ſchwer fallen, die Leitung deſſelben aufzugeben. — Doch von meiner Claire könnte ich mich nimmer ſcheiden, ihre Pflichten, ihre Wünſche ſind die meinen, und ich werde ihr folgen, wohin es auch ſein möge. — — — —

Ach, liebe Marie, wo Pflicht und Pflicht oft gleichbedeutend gegenüberſtehen, da iſt es oft ſchwer, den rechten Weg zu finden.

— Mein Gebet geht nur dahin, daß uns der himmliſche Vater Kraft giebt, alles Kommende zu ertragen, — denn daß Alles zu einem weiſen Ziel hinausführt, dieſer Glaube ſteht feſt in unſrer Seele. —

— Wie gern möchte ich jetzt recht fleißig ſein, um jene Lücken in unſern Vorrathskammern zu füllen, aber auch dieſes Wunſches Erfüllung hängt nicht von unſerm Willen allein ab — ich habe den Sommer wenig geleiſtet, weil ich den Einfluß des Grams auf meine Seelenkräfte ſehr merklich empfand. Jetzt beginnen ſich nach und nach meine Flügel wieder ein wenig zu regen. — — — — Was gäbe ich darum, könnte ich Dich einmal in mein Stübchen führen mit dem breiten ſonnenhellen Fenſter, an dem ich mir viel ſchöne Blumen ziehe — dann könnte ich Dir auch einen großen Schub voll netter, ſehr ſauberer Arbeiten zeigen, die von meinem Mädchenverein bereits eingelaufen ſind. Es werden derer wohl über 150 zuſammenkommen, und viele ſehr koſtbare Stickereien ſind darunter, die ich Dir wohl zu ſehen wünſchte. Der Ertrag wird ſich, hoff' ich, gegen 180 Thaler belaufen, wovon dann der Einkauf der Weihnachtsgeſchenke für die Kinder beſorgt wird. — — — — —

Siegburg, 18[illegible].

— Ich hoffte, Dich bei unſerm Umzug zu ſehen, theure Marie; aber konnte ich Claire allein laſſen, da Adelheid in Düſſeldorf war?

Der Schwager ſchreitet, Dank ſei dem liebenden Allvater! in ſeiner Beſſerung unverkennbar vorwärts, und bedenken wir, welche Wunder der Herr bereits an ihm gethan hat, ſo überlaſſen wir uns um ſo freudiger der Hoffnung zu ſeiner Geneſung. —

Von meiner kleinen Pflanzſchule in Weſel bin ich nicht ohne Schmerz geſchieden. Obgleich ich ſie in den beſten Händen zurückließ, war es mir doch ſchwer, fortan von einer Thätigkeit ausgeſchloſſen zu ſein, die mir ſo viele Freude gewährte. — Weſel iſt mir bei meinem zweijährigen Aufenthalt recht lieb geworden, und nie werde ich die Freundſchaft vergeſſen, die man uns dort ſo vielfach erzeigte. . . . . .

— — — — — — — — —

— Wenn ich recht darüber nachdenke und erwäge, wie gerade das Geiſtige das Gemüth ſo ausſchließlich zu beſchäftigen vermag, wie das Ringen nach höherer Erkenntniß, ſo heilig an ſich, dennoch das Weib ſeiner einfachen Beſtimmung auf Augenblicke entrücken und es lauer machen kann für das unſcheinbare Tagewerk häuslicher Pflichten, in deren geduldiger Uebung ihrer Liebe große Aufgabe liegt; dann werde ich mißtrauiſch auf mich und manches Streben in meinem Gemüth, mir kommt dann das Gewöhnlichſte nicht zu klein vor, als daß es uns nicht zu Gott führen könnte, und lebhaft drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß es unnütz iſt, das durch die zweite Hand nehmen zu wollen, was wir aus der erſten Hand haben können. — — — —

— An meiner Schrift wirſt Du ſeh'n, daß meine Hand zittert — ich habe mich von den ſtürmiſchen Tagen noch nicht ganz erholt. —

— Wohl iſt der Einfluß des Körpers auf unſre Seele recht betrübend, und der frömmſte Wille reicht nicht hin, ſich immer über dieſen Druck zu erheben. Unſre Reiſe — wie nothwendig eine Ortsveränderung auch für die Ausbildung der Knaben ſowohl, als Clairens Lage überhaupt wäre — ſie muß noch unterbleiben — wir werden alſo, ſo lange es die Umſtände erfordern, hier wohnen bleiben. — — — —

— Daß Du zu uns kommen willſt, meine Marie, iſt mir eine ſo liebe Ausſicht, daß ich Dir tauſendmal dafür um den Hals fallen möchte. — Ich ſehne mich oft recht ſchmerzlich nach Dir, und gern wollte ich Dir jetzt, wo Du über Unmuth klagſt, zur Seite ſein und Dir meine heiterſten Liedchen vorleſen und vorſpielen. Auch wir leiden ſehr viel unter der argen Winterkälte — unſre Stuben ſind ſo übel zu heitzen, dabei iſt es jetzt ſo ſchwer Kohlen zu bekommen, daß wir oft wahrhaft Noth leiden. Meine Arbeiten ruhen ganz, denn mit erſtarrten Händen läßt ſich nichts thun, und oft geh ich aus Desperation zum Beſuch, um ein warmes Stübchen zu ſuchen. Gebe Gott, daß der Froſt bald vorübergehe! Wie viel leidet die Armuth dabei — das Herz blutet, wenn man das Elend durchdenkt und nicht ſo helfen kann, wie man gern wollte. — Ach käme doch der Lenz recht bald und Du mit ihm.

— — — — — — — — — —

Meiner geliebten Marie.

(Mit einer gemalten Brieftaſche.)

Ein Veilchen pflanz' ich ſtill an Deine Seite,
Daß es zur trauten Heimath Dich geleite.

Gedenke mein! das ſoll ſein Aeuglein ſagen
Zu allen Tagen.

Gedenke mein! Es hat in ſchönern Stunden
Sich Herz an Herz in ſtillem Zug gefunden;
An Sinn verſchieden, einte gleiches Streben
Doch beider Leben.

Uns beiden klang ein Wort im Herzensgrunde,
Und einer Himmelshoffnung ſel'ge Kunde:
Ein Strahl, der Licht auf unſre Pfade breitet,
Uns heimwärts leitet.

O wahre Gott Dein theures, theures Leben,
Nach heißem Kampf ward Friede Dir gegeben:
O wachten doch der Engel heil'ge Schaaren,
Ihn zu bewahren!!

Der Liebe Hand, ſie möge treu Dich leiten,
Des Glaubens Hort, er möge für Dich ſtreiten,
Das fromme Herz, es möge hoch Dich tragen
In trüben Tagen. —

Und was Du ſäeſt mit treuem Liebesſinne,
Es reife Dir zum ewigen Gewinne,
Zur Wonne hier und dort zur Himmelskrone
Vor Gottes Throne. —

Und denkſt Du mein in Deines Glückes Fülle,
Und ſteigt Dein Blick empor in ernſter Stille,
Dann nah' im Geiſte Dich den lichten Höhen
In ſtillem Flehen!

Gedenke mein vor Ihm, der uns verbunden,
Vor Ihm, den wir in Leid und Freud empfunden.
Gedenke mein und trage meine Schmerzen
Zu ſeinem Herzen. —

Ein Ziel nur kennet unſres Herzens Streben,
Dort zieht mich's hin und führte auch durch Thränen
Der rauhe Pfad — ich will ſie froh vergießen,
Die Dornen küſſen! —

Hat unſer Herz des Lebens Sinn gefunden,
Dann ſind die Feſſeln eitlen Trugs verſchwunden.
O bitte Gott, daß ſeine ſtarke Rechte
Mich halten möchte! —

Vollkommnes Glück blüht nimmer hier auf Erden:
Wir trauern hier, um fröhlich dort zu werden,
Wir ſtraucheln, um des Vaters Hand zu faſſen,
Ihn nie zu laſſen!

Ihn nimmer laſſen, laß dies Wort uns einen,
Wie auch getrennt der Pilger Wege ſcheinen,
Es harrt die Liebe ruhig und geborgen
Auf ihren Morgen! —

Der Traum zerrinnt; die bunten Bilder eilen,
Das Liebſte darf an unſrer Bruſt nicht weilen;
Doch was die Liebe ſegnend ausgegeben,
Wird ewig leben!

Siegburg, den 20 März 1830.

Agnes.

Siegburg, 1830.

— Daß mir das Annähern an Schleſien nicht gleichgültig iſt, fühlſt Du wohl — aber Gott weiß es, ohne die leiſeſte Klage bliebe ich noch länger in dieſer Gegend, ſobald es das Wohl meiner Geſchwiſter heiſchte. Ich habe mich hier eingewohnt; weiß, daß die liebende Vaterhand überall für die Bedürfniſſe ſeiner Kinder ſorgt, und daß ſeine Freuden überall heimiſch ſind. Mit völliger Ruhe erwarte ich deshalb die weitere Entwicklung unſres Schickſals — aber um vieler Urſachen Willen muß ich wünſchen, daß die Reiſe geſchieht. — — —

Nein, nein, ich halte mich an den Gedanken, daß wir nicht ſcheiden von Denen, mit denen uns jene Liebe verbindet, die ihre Nahrung von Oben nimmt und darum ſo ſelig vereint. Wird doch das Sichtbare uns nur um der Seele willen ſchöner, die durch dieſe Schleier hindurchſchaut — der Seelen Bündniß aber iſt frei, und das Unſre wird ſich erhalten; dieſen Schleier überdauern.

— Wir leſen jetzt ein Buch, bei dem wir gar oft an Dich denken. Ich weiß nicht, ob Du die Biographie der Fürſtin Gallizin kennſt? Der ſehnſüchtige Aufſchwung nach Licht, immer näher dem Urquell der Wahrheit — leuchtet ſo erhebend aus dieſem Charakter. Noch haben wir den Schluß nicht — aber ſie liegt ſchon an dem Herzen der Wahrheit, hat es gefunden, das Eine, das Du meinſt, liebe Marie, und das ich auch meine, und das uns der liebe Gott für alle Zeiten geben möge. .....

Das Eine.

Eines weiß ich, dieſes Eine
Füllt Gedanke mir und Sinn.
Alles gäb' ich für die reine
Unſchätzbare Perle hin.

Glaub' und Hoffnung — ſie erheben
Selig zu des Himmels Höh'n,
Doch es wird ihr Götterleben
Einſt im Schauen untergeh'n.

Nur die Liebe, dieſe eine
Perle in der Zeiten Schooß,
Sie, das Kleinod, das ich meine,
Iſt unſterblich, wandellos.

Mag aus tauſend Wunden bluten
Hoffnungslos das Menſchenherz,
Sie beſiegt des Leidens Gluten;
Lieb' iſt ſtärker als der Schmerz.

Mag der Kleinmuth ängſtlich zagen,
Zweifeln an des Ew'gen Huld;
Eines kann den Zweifel ſchlagen:
Lieb' iſt ſtärker als die Schuld!

Feſt an ihre Bruſt geklammert,
Hebt ſich der Geſunk'ne auf;
Was verzweiflungsbang gejammert,
Blickt, durch ſie verſöhnt, hinauf.

Und ſie weckt aus Grabes-Nächten
Neuen Aufgangs Morgenroth,

Leben träuft aus ihrer Rechten;
Lieb' iſt ſtärker als der Tod.

Lieb' iſt ſtärker auch als Leben,
Als das Leben der Natur;
Göttliche Geſetze geben
Kann die Lieb' dem Leben nur.

Kann verklären ſeine Triebe,
Adeln was das Herz entflammt,
Bis das Leben wird zur Liebe,
Zu der Lieb', die Gott entſtammt.

Langmuth hebt, Erbarmen, Güte
Dann des neuen Lebens Schlag,
Und es keimt des Friedens Blüte,
Und es ſtrahlt der Wahrheit Tag.

Glaub' und Hoffnung, ihre Schwingen
Sind der Liebe zugeſellt,
Liebe kann zum Himmel bringen,
Lieb' iſt ſtärker als die Welt.

Alles Wiſſen, alles Haben,
Ach, wie eitel arme Müh!!
Was ſind alle Himmelsgaben,
Alle Himmel ohne ſie?

Ha, ſie iſt es, die ich meine,
Die mir füllet Herz und Sinn!
Herr! nimm Alles für die eine
Unſchätzbare Perle hin!

Siegburg, Febr. 1850.

Agnes.

— Der Umgang, den wir hier gefunden, entſchädigt uns reich für andre Entbehrungen, und da wir im ſtillen Stübchen durch Eintracht beglückt, und durch abwechſelnden Fleiß erquickt — in Friede, Glaube und Hoffnung fortleben — ſo iſt unſer Zuſtand jetzt ſo behaglich, daß wir keinen Morgen ohne Heiterkeit und ohne innigen Dank gegen Gott begrüßen. Wie oft fällt mir die ſchöne Stelle ein: „Kein Zuſtand iſt ſo hart, ein Chor von heitern Freuden geſellt ſich mitleidig bei!“ Solche Erfahrungen tröſten für die Zukunft und betten uns immer zuverſichtlicher an des Vaters Herz.

— Alſo, theure Marie, iſt die Trennung, die langgefürchtete uns recht nahe! Nun, Gott führt uns!! Ha, mit ihm will ich weiter pilgern durch dieſe Welt der Erſcheinungen — es iſt ſo viel Traum und Schein in derſelben, und nur an ſeiner Hand ein ſichres Schreiten und Sein. Dabei hat der arme Menſch ſo viel zu kämpfen von außen und innen, daß an keine Ruhe zu denken wäre, wenn Er ſie nicht zutheilte, deſſen Weſen Friede und Freude iſt, und der ſo gern alle Herzen beglückt. Wenn wir nur immer recht offne Augen hätten für die Prüfungen, die der Herr über uns verhängt! Es liegt gewißlich in jeder derſelben ein ſtiller Segen verborgen, denn ſeine Vaterhand ſorgt nur immer dafür, unſre Liebe zu läutern und unſre Selbſterkenntniß zu fördern, damit wir uns immer kindlicher und ausſchließlicher an Ihn halten, und das Bedürfniß ſeines Beiſtandes, ſeiner Gnade immer lebhafter empfinden. — — — — —

— Blicke Du uns nur mit ruhigem Herzen nach, meine treue Marie! Die Trennung wird mir ſchwer, aber daß wir den rechten Weg gehen, iſt meine völlige Ueberzeugung. — Iſt es Gottes Wille, ſo nehme ich nicht auf immer Abſchied von dieſer Gegend — in drei Tagen fährt man von Berlin nach Elberfeld, und die Liebe hat ſtarke Flügel, und unſerm Gott iſt es ein Leichtes ihr Mittel und Segen zu geben. Lebe wohl Geliebte! Wir ſcheiden — aber in Hoffnung, wir reichen uns die Hände zum Abſchied — aber in Liebe und Glaube und in dieſen Dreien bleiben wir Eins. —

An Fräulein Sophie L. in Düſſeldorf.

Siegburg, den 18. Juni 1830.

Meine theure Freundin!

Daß ich Sie mit dieſem trauten Zuruf begrüße und begrüßen muß, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, als daß mein Herz wie das Ihre es alſo gebot. Sie haben mir ſo liebevoll die Hand gereicht und ich habe ſo voll Vertrauen die Meine darein gelegt, als kennten wir uns ſeit Jahren, und dies iſt ein Werk des liebenden Vaters, der ſeine Freude daran hat Menſchen zuſammen zu führen, deren Herz er ähnlich gebildet und die ſich auch entfernt ſchon begegneten in der Liebe zu ihm und dem vielen Schönen und Erhabenen, das aus ſeinen Händen hervorging.

Gewiß haben Sie ſchon vernommen, daß ich Ihren lieben freundlichen Brief in Elberfeld perſönlich übernahm. Ein unerwarteter Zufall führte mich, ſtatt direkt nach Köln zu reiſen, dieſe Tour, und mir wurde nochmals die Freude bei meiner lieben Freundin Seibelt zu weilen. Die ſehr unfreundliche Witterung und ein dazu kommender lieber Beſuch machten mir es jedoch unmöglich, Sie, theure Freundin, aufzuſuchen. Wie leid mir dies that, fühlen Sie gewiß, wenn ich Ihnen ſage, daß mich Ihr lieber Brief mit der lebhafteſten Freude und der dankbarſten Rührung erfüllte. Mit ſchwerem Herzen beſtieg ich Abends den Poſtwagen. Es iſt wahrlich nicht leicht von Menſchen zu ſcheiden, deren Liebe uns ſo wohl thut, und die nun vielleicht ein langer Zeitraum unſern Blicken entzieht. Ein ſchönes Band bleibt zwar immer unter Gleichgeſtimmten, Gleichaufſtrebenden, — aber Scheiden bleibt Scheiden, und das ſichtbare Entrücken thut immer dem Menſchenherzen weh! —

Daß Sie meiner, theure Sophie, nun auch in der Ferne gedenken, und ein Theilchen von mir, ſo zu ſagen, immer bei ſich führen mögen, ſende ich Ihnen einige Verſe, wie ſie meiner Seele in Stunden entſtrömten, die reich an irdiſchem Schmerz, aber auch zugleich reich, reich an himmliſcher Tröſtung waren. Möge, was der liebende Vater über uns in mein Herz niedergelegt, nun auch in das Ihrige übergehen, mit demſelben Troſt, der ſtillen Freude, und ſo ſeine Huld ſich verbreiten über uns Beide zugleich.

Die Stellen in Proſa ſind meinem Roman „Angela" entlehnt und gleichſam ein Vorbote derſelben. Mögen ſie Ihnen lieb werden und meinem Töchterchen freundlich das Wort reden, das wahrlich nicht ohne Schüchternheit in die Leſewelt tritt.

Ich wünſchte mir würde jetzt die erwünſchte Muſe zum Schreiben. Ich fühle meine Seele wunderbar aufgeregt von den holden Erinnerungen der letzten Vergangenheit. Leider aber iſt meine Gegenwart dazu zu lebhaft bewegt, indem meine Schweſter noch immer der Hoffnung lebt die erſehnte Reiſe nach Berlin anzutreten, und für dieſen Fall noch Vorkehrungen mancher Art nöthig ſind. — Ruhige Stunden will ich jedoch redlich benutzen und nun um ſo lieber ſchreiben und dichten, da jedes Lied nun als Freundes Gruß zu meinen lieben Entfernten hinüberſtiegt und ein Andenken erneuern wird, das meines Herzens Stolz und Freude bleiben ſoll.

— Unſer theurer Patient befindet ſich gegenwärtig ſehr leidend — meine geliebten Schweſtern habe ich indeß, wenn auch kummervoll, Gottlob, doch ziemlich geſund getroffen, und will nun die genoſſenen Freudentage dazu anwenden, um die vielfach betrübten Gemüther mit heiteren Bildern zu ergötzen. So, theure Sophie, wird die Liebe, die mir von guten Menſchen geweiht wird, zugleich zum Segen für uns Alle, und könnten Sie heut in unſern Kreis treten, ſo würden Sie von uns Allen mit offenen Armen empfangen ſein, denn jedes empfindet das, was Schweſter Agnes von lieben treuen Herzen empfing, in dankbarer Bruſt.

Meine Nichte Luiſe, die Ihnen ganz beſonders für das zarte Geſchenk des Liederheftes dankt, will Ihnen unbekannterweiſe herzlich und kindlich empfohlen ſein.

Wir werden nun oft die lieben Melodien ſingen und Ihrer dabei gedenken. . . . . .

Siegburg, den 8. Juli 1830.

— — ✦ Viel, viel hätte ich auf Ihren werthen mir ſo lieben Brief zu erwidern. Könnte ich es doch in einen treuen Händedruck zuſammenfaſſen. — Die Liebe edler Menſchen war mir ſtets der theuerſte Gewinn. — Laſſen Sie ſtill und innig mich dieſes neuen, ſchönen Geſchenkes erfreuen! — Ich habe keine Reichthümer und dennoch fühle ich mich reich; arm nur in der Hinſicht, daß meine Kraft nie meinem Willen genügt, denen die ich lieb habe, etwas zu ſein!

Meine Gedanken ſuchen Sie nun in Iſerlohn auf! Es iſt mir eine liebe Vorſtellung, daß man mit Briefen ſo ungenirt auch in fremden Häuſern Beſuche abſtatten kann. Ich trete nun im Geiſte bei Ihnen ein, und freue mich Ihres liebevollen Willkommens. O, gute Sophie, daß doch uns armen Erdenkindern keine Flügel gegeben ſind, Sie ſähen mich ſonſt in dieſem Augenblick wirklich, ſo wie Sie jetzt nur meine armen Schriftzüge erblicken. Gewiß wird in einem höheren Leben unſer Glück auch darinnen beſtehen ſich freier durch Zeit und Raum bewegen zu können. Was jetzt Gedanke, wird dann That, und jeder Wunſch der Liebe Erfüllung werden.

Ihre theilnehmende Güte fragt nach dem Befinden der Meinen? Wir leiden abwechſelnd an kleinen Erkältungsübeln — doch trägt ſich Geringes leicht, wenn man ſeine Kraft und ſeine Ergebung im Größeren übte — Ueber unſre Zukunft iſt noch immer nichts

Gewiſſes zu ſagen. Die Sehnſucht meiner Schweſter geht immer noch nach Berlin, oder wenigſtens in deſſen Nähe. Ich betrachte den Entſchluß, den ſie faſſen wird, für den Weg, den uns der Himmel ſelbſt zeigt, und bitte nur zu Gott, daß er ſie mit ſeinem Geiſte erleuchte.

Die Kinder haben Sie auf's Neue mit Ihrem ſo ſehr werthen Geſchenk auf's dankbarſte verbunden. Sie ſtudieren nun Alle nach der ſchönen Vorſchrift, Luiſe aber ſingt täglich Ihre Lieder, und ſollten Sie einen Blick in unſern Kreis thun, ſo würden Sie finden, daß Ihr Wunſch in demſelben fortzuleben gewißlich erfüllt iſt.

Für die ſchönen Bücher tauſend Dank! Ich werde ſie in meinen Mußeſtunden leſen und Ihrer, theure Sophie, bei jeder Stelle gedenken, wo ich fühle, daß Sie mit mir empfinden.

Was den lieben Arzt betrifft, der ſich mir auf's Neue ſo gütig nähert, ſo ſagen Sie ihm, daß ſeine Medizin juſt zur rechten Zeit kam. Eine gewiſſe vielfach beſchäftigte Perſon denkt weder an ſich noch an ihren Huſten, und ſo iſt es ihr ſchon recht, von ihrem überaus gütigen Arzte beſchämt zu werden. . . .

— Wenn auch mein Dank für Ihre letzten Liebesbeweiſe verſpätet in Ihre Hände kommt, ſo werden Sie deshalb mein Herz nicht verkennen, daß ſich innig und gerührt Ihrer Liebe und Güte erfreut. Viel und mannigfaltig war mein Geiſt wie meine Hand in der letzten Zeit beſchäftigt, und nur der Gedanke hatte Freiheit zu denen zu eilen, die meinem Herzen ſo theuer und doch ſo fern ſind. Unſere Reiſe iſt nun gewiß, und wenn ich auch hoffe, Ihnen noch einmal vor meiner Abreiſe ſchreiben zu können, ſo beginne ich doch dieſe Zeilen nicht ohne Wehmuth, denn ſie klingen meinem Herzen ſchon wie ein Lebewohl.

Ach, liebe Sophie, wie ſchnell und flüchtig geht Alles an uns vorüber in dieſer Welt der Hoffnungen, und wie möchten wir oft ſo gern unſre Arme ausbreiten, um dies oder jenes feſtzuhalten, was uns ſo hold, ſo freundlich entgegentritt. — Aber dies vermögen wir nur geiſtig; die Geſetze der Zeit herrſchen ſtreng über das Sichtbare, und der Menſch wird immer mehr darauf hingewieſen, wie nicht dieſes, ſondern das Unſichtbare ſein Reich und ſein einzig bleibendes Erbtheil iſt.

Theure Sophie! Sie ſchreiben daß die Zeit wo wir uns fanden, für Sie ſo bedeutungsvoll geweſen, weil Sie zu dieſer ein ſo ſchmerzlicher Verluſt getroffen. Kann ich, meine theure Freundin, Ihnen wirklich einigen Erſatz geben für das was Sie verloren, kann ich es, trotz der Scheidewand, die eine ſo große Entfernung bald zwiſchen uns ſtellt, o ſo nehmen Sie meine Hand und glauben Sie, daß ich mit voller Innigkeit Ihr Vertrauen, Ihre Liebe erwidre, und nur darüber traure, daß meine zerſplitterte und zerſtückelte Zeit mir nicht immer erlaubt meinem Herzen zu genügen, ein Schmerz, der mir bleibt, auch wenn meine Freunde nachſichtig mit mir ſind. — Die Verbindung mit Elberfeld werde ich mit Treue bewahren, und Sie und meine Luiſe theilen ſich dann gegenſeitig meine Briefe mit

Wie mir vor dieſem Wechſel bangt, der mich aus der reichſten Natur in eine Sandſteppe, aus den Kreiſen des Friedens in das Gewirr einer Reſidenz führt, kann ich nicht ſagen! — Es gilt hier Muth und Vertrauen feſtzuhalten, und ohne Grübeln weiterzugehen. — Die ſchönen Bücher, aus denen meine Schweſter ſich vieles abgeſchrieben, erhalten Sie künftige Woche. Sie haben uns ſehr durch dieſelben wohlgethan, und immer erneute ſich das Gefühl meines Dankes.

Das Andenken von der Arbeit Ihrer lieben Hände werde ich mit Freuden anlegen, — denke ich auch ohne dieſes ſichtliche Bild Ihrer liebevollen Fürſorge täglich an Sie, liebe Sophie, ſo iſt doch ein ſtiller Begleiter der Art immer willkommen, und ich drücke Ihnen herzlich die Hand dafür! .....

An Frau Marie O. verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1830.

Gott hat unſer Flehen erhört! Die lange und beſchwerliche Reiſe iſt glücklich zurückgelegt, wir ſind Alle geſund; des Schwagers Stimmung beſſer wie zu Anfang der Reiſe, und Alles fügt ſich hier ſo glücklich, daß wir in den zwei Tagen, die wir hier ſind, uns beinahe vollkommen eingerichtet haben. Mit dankbarem und gerührtem Herzen erkenne ich über uns die ſchützende und leitende Vaterhand. O wie oft war ſie uns nah, wenn Rath und Muth uns mangelte und wie half ſie uns ſo treu aus jeder Verlegenheit! Vieles kam über uns, das ohne Gottes Hülfe kaum zu ertragen möglich geweſen wäre, aber mit Ihm kann die Liebe Vieles dulden und tragen. — Viel gingen wir zu Fuß, was meinem Schwager ganz beſonders dienlich zu ſein ſchien, und ſo haben wir auch einen großen Theil des Harzes zu Fuß durchwandert, leider aber entzog uns öfter der Regen großentheils die ſchönſten Ausſichten. — Claire, die liebe geduldige Engelsſeele ſieht ſehr leidend aus, ohne daß ſie über etwas Weſentliches klagt. — Mir bangt, daß ihre Kraft ihrem guten und redlichen Willen nicht gewachſen ſein wird. — Ach es iſt doch ein eigenes Gefühl, ſich von ſo lieben Menſchen auf ein Mal ſo weit getrennt zu ſehen und wiederum in einer neuen Welt zu ſtehen...

An Fräul. Sophie L.

Brandenburg, den 27. Oct. 1830.

Meine geliebte theure Sophie!

Bei meiner geſtrigen Rückkehr von Berlin, fand ich Deinen lieben Brief; und es war als ſollteſt Du mich zuerſt in meiner Heimat begrüßen. Wie gut, wie treu, wie liebevoll iſt Dein Herz. Mit Freude erwidere ich das ſchweſterliche Du, und eile in Gedanken in Deine Nähe, um Dir für alle die rührenden und zarten Beweiſe Deiner Liebe zu danken! —

Viel früher hätte ich Dir ſchon, meine theure Freundin geſchrieben, aber die Unruhe, in der wir lebten, ſpäter meine Reiſe nach Berlin, die mich beinahe vierzehn Tage von hier entfernte, verurſachten den

Aufſchub; ich weiß aber, daß Dein Herz mich deshalb nicht verkennt, und komme zu Dir voll Vertrauen, denn ein Gemüth, in dem ſo viel Liebe wohnt wie in dem Deinen, iſt keiner Mißdeutung fähig.

Was meinem Aufenthalt in Berlin anbetrifft, ſo hätte ich dort ſehr angenehme Stunden verleben können, wäre nicht ſo viel Trauer in meiner Seele geweſen. Die Freundin, bei der ich logirte, bot Alles auf um mich zu erheitern, zu zerſtreuen. Ich ſah das Muſeum, in dem ſich unſer König für alle Zeiten ein herrliches Denkmal errichtet hat, ſah die Kunſtausſtellung, das ſchöne Tivoli und noch viele andere Merkwürdigkeiten des reichen Berlins, aber da mein Herz ſo getheilt war, vermochte ich nichts recht zu genießen; — erſt jetzt in dem ſtillen Brandenburg athme ich freier auf. Die Ruhe, die uns jetzt umgiebt, thut uns wohl nach den Stürmen der letzteren Zeit. Gott wird allmälig die Wunden heilen, die der Schmerz einer ſo herben Trennung auf's Neue dem Herzen meiner Schweſter ſchlug, und wir werden, wenn auch nicht glücklich, doch friedlich zuſammen wohnen.

— Du haſt alſo mein kleines Bildchen getroffen gefunden und immer bei Dir gehabt? Und auch die Blumen, die ich Dir geſandt, haſt Du ſo gütig, ſo freundlich empfangen! — O bleibe mir treu mit dieſen Geſinnungen, Du liebes Herz! Mein Leben bedarf des Sonnenſcheins der Freundſchaft. Erquickend iſt's in demſelben zu ruhen, und Gott gab mir in ihm einen ſchönen Segen, der mich mit dem Herben unſres Geſchickes wohlthuend verſöhnt.

Du theure, geliebte Freundin, ſprichſt von Büchern, die Deine Liebe uns zugedacht hat? Darf ich denn ſo viel Güte von Dir empfangen ohne innere Beſchämung? — Ach, daß ich Dir wieder eine Freude bereiten könnte! — Weinen möchte ich oft, daß ich nicht ſo kann wie ich will; aber Du zieheſt mich trotz dieſer Thränen an Deine Bruſt und verſteheſt ihre Sprache. — Deine Briefe ſind mir ſehr werth, mir iſt als hörte ich Dich dann ſelbſt ſprechen. Könnte ich nur bald etwas aufgelegter zum Dichten ſein. Ich ſpräche ſo gern zu meinen entfernten Lieben durch die Abendzeitung, und lebte ſo in ihrer Erinnerung fort. — —

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1831.

Indem ich Dir den beſten Segen des treuen Gottes zum begonnenen Neujahr wünſche, fallen meine Thränen auf dies Blatt, denn das unſere hat ſchmerzlich begonnen. Am Neujahrs-Morgen erhielten wir die Todesnachricht von unſerm theuren nun verewigten Rekowsky. Er vollendete gerade am letzten Dezember früh ſein ſchmerzensreiches Leben. Ein nervöſes Fieber hatte ſeine Kräfte verzehrt und ein Lungenſchlag führte ſein Ende ſchneller als es die Aerzte erwartet hatten, herbei. Ohne Ahnung *ſeiner Krankheit, gänzlich unvorbereitet* traf uns dieſe Todesbotſchaft. — Aber — er iſt frei — er iſt glücklich — das ſei unſer einziger Gedanke, und Gottes Gnade erhöre unſer heißes Gebet und lohne dem armen Dulder dort Oben mit ſeinen himmliſchen Freuden. — Wir ſahen ihn noch, und nie wird der Anblick dieſes Märtyrer-Geſichts aus meiner Seele ſchwinden! — Was ſind die Hoffnungen dieſer Zeit! Aber — es war ja nur ſein abgelegtes Staubkleid, was wir betrachteten. — Er, er wandelt über uns, erhoben über die Schmerzen der Erde, himmliſche Befreiung athmend, und lächelt herab auf die Feſſeln, denen er entflohen. —

Wie nun unſre Lage werden wird, ſteht bei Gott. Er wird uns nicht verlaſſen und ich will meine geringen Kräfte gebrauchen, ſo viel ich kann, denn an meines theuren Bruders Sarge habe ich den Seinen mein Leben zu weihen gelobt.

An Fräul. Sophie L.

Brandenburg, 1831.

Meine theure liebe Sophie!

— Deine Agnes, liebe Sophie, hält ſich Gottlob, ziemlich tapfer. Sie hat ſo eben das Bild ihres heimgegangenen Schwagers beendet und glücklich zur Freude der Ihren getroffen, und würde ſogleich den Pinſel ergreifen, um ſich ſelbſt für eine gewiſſe liebe Freundin zu malen, wenn dieſe ſo zärtliche Freundin ihr nicht erſt kürzlich ſo ernſt zu Gewiſſen geſprochen und ſie auf beſſere Zeiten verwieſen hätte. — Deine treue Liebe erkennend, folge ich Dir, meine Sophie, und erwarte hellere Sonnenblicke und lichtere Lebensſtunden. Heiter möchte ich Dich gern aus dem Bildchen anſehen, das iſt wahr, und ſo will ich Dir denn nicht eher erſcheinen, bis ich mich ganz erholt habe, und mit gutem Gewiſſen an die Arbeit gehen kann.

Vorgeſtern erhielt ich Dein liebes Geſchenk, das mir unbeſchreiblich werthe Schatzkäſtchen! Ich wüßte nicht bald was mich freudiger überraſcht hätte! Es iſt eine ſchöne Idee eine ſolche Sammlung herauszugeben, wovon jeder einzelne Kernſpruch zur tröſtenden Gottesſtimme werden kann, aber ſchön und meiner Freundin ganz würdig iſt die Wahl eines ſolchen Buches zum Andenken, und gewiß hätte Deine liebe Hand nichts Segensreicheres zur Begleitung Deiner Entfernten wählen können, als ein Buch, das mit wenig Worten ſo viel giebt und ganz meinen Bedürfniſſen angemeſſen iſt.

Ich werde nun jeden Tag meinen Wahlſpruch daraus nehmen und habe heut aufgeſchlagen: Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem Allen! was mir eine ſchöne Vorbedeutung ſein ſoll.

Geliebte Sophie, alſo innigen herzlichen Dank für dieſen Talismann! Er ruht auf meinem Arbeitstiſchchen bei meiner Bibel und bei Knapps Gedichten und gemahnt mich bei ſeiner ſchönen grünen Hülle an das Grün fröhlicher Hoffnung, in das ja der himmliſche Vater alle Blüten kleidet, die uns erfreuen ſollen und die mir durch ſeine Gnade auch aus dem Büchlein erſprießen ſollen.

Du fragſt, meine Freundin! ſo theilnehmend und gütig nach den neuen Gaben meiner Muſe, aber leider kann ich Dir hiervon nicht viel Erfreuliches ſagen.

Zeit und Umgebungen geſtatten mir keine Muße zu ſinniger Betrachtung und Ausführung. — Bevor ich in das Quartier meiner Schweſter zog, ſchrieb ich Einiges: Eine Erzählung: Gefühls-Erinnerung, die entweder in der Abendzeitung oder in einem der Taſchenbücher von Th. Hell 1832 erſcheint, und dann noch mehrere Gedichte, die zum Theil in dem Octoberſtück der Abendzeitung erſchienen ſind, theils noch erſcheinen ſollen. Das Letztgeſchriebene ſende ich Dir, liebſte Sophie, mit der Bemerkung, daß ich es am Sylveſtermorgen ſchrieb, vielleicht gerade in der Stunde, wo unſer geliebter Rekowsky geſtorben iſt. . . .

Brandenburg, den 24. März 1831.

— Du liebe treue Seele haſt mich wieder mit einem ſo herzlichen Schreiben erfreut! Wie ſchmerzlich iſt es mir, Dich leidend zu wiſſen, aber halte Du nur feſt an Deinem ſchönen Gottvertrauen, er wird uns Beiden wieder helfen, denn Deine Agnes iſt Deine Leidensgefährtin, und medicinirt bereits ſeit drei Wochen, nachdem ihr Gott das Jahr die Gnade erzeigte, ohne Arzt beſtehen zu können.

Hoffentlich wird es nun auch bald vorübergehen, und mehr noch als das eigene Leiden, kümmert mich ſtets das Uebelbefinden meiner Geliebten, worunter ich Dich nun auch zählen muß! Schone Dich nur ſehr, und thue in Deiner neuen Wirkſamkeit nichts zu viel. Ich weiß nicht, ob Dein Herr Bruder verheirathet iſt; gewiß aber wirſt Du in ſeinem Hauſe in eine neue Thätigkeit treten, — wie ſie auch zu unſerm Glücke wohl gehört und wie ich ſie wenigſtens von dem meinen für unzertrennlich halte.

Die Nachricht dieſer Umgeſtaltung Deiner Lage hat mich recht überraſcht! Gott gebe ſeinen Segen dazu, und laſſe Dir recht viele Freuden daraus erblühen. Ach ſo viel, ſo viel möcht' ich Dir auf Deinen lieben Brief antworten, aber ein häßliches Ohrenſauſen benimmt mir faſt alles Denken. Sobald mir Gott wieder Geſundheit ſchenkt, ſchreibe ich Dir dafür um ſo mehr. Dein mir mitgetheilter Aufſatz iſt ſehr gehaltvoll und ergreifend. Wenn ihn doch recht Viele beherzigen wollten! Das Leben iſt ſo wichtig und wird doch oft ſo leicht genommen. Gott erleuchte unſre Seele nur immer mehr, und führe uns immer näher zu den wahren Lebensquellen! Ich möchte oft weinen, daß ſo viele kleine nichtige Sorgen ſich in unſre Zeit theilen und der bei Weitem größere Theil unſres Lebens der Sorge für die irdiſchen Bedürfniſſe hingegeben iſt. Dächte ich nicht, daß ein treues Denken und Hinblicken auf den Herrn ſich auch mit irdiſchen Geſchäften vereinen und ſie heiligen kann, ſo würde ich noch betrübter werden; aber wir können dies mit Zuverſicht annehmen, und dies iſt und bleibt mein Troſt.

Der Aufſatz folgt mit vielem Dank zurück. Das ſchöne Erbauungs-Buch hat uns viel Erquickung gewährt. Ich bin geſonnen auch hineinzuſchreiben, da der Herausgeber mir nun ſo nahe in Halle wohnt.

Lebe nun wohl, Du Geliebte! Und Gott wolle Dich kräftigen und uns Beiden zur Geſundheit verhelfen! ...

— Wie ſehr hat mich Dein ſo eben erhaltener Brief voll zärtlicher Unruhe gerührt, Du treue, liebende Freundin! — Hat gleich ſeitdem mein über Elberfeld Dir zugeſandtes Schreiben geſagt, wie nur die Eile des Augenblicks, und die Hoffnung Dir ſelbſt zu ſchreiben die Urſache war, daß ich Deinen lieben Namen nicht beſonders in Luiſens Briefe erwähnte, — ſo will ich doch ſogleich wieder an Dein Herz eilen, und Dir warm und treu meinen Dank bringen für Deine zarte, innige Liebe, mit der Du meinem Herzen ſo wohlthueſt, und die ich als eine ſchöne Himmelsgabe betrachte, die mir Gott zum Troſt geben wollte, in den Jahren des Kummers.

Wie ſchweſterlich nimmſt Du wieder Theil an unſere letzten Prüfungen! Danke nun aber auch Gott mit uns vereint, denn ſeine Gnade hat die böſen Krankheiten glücklich bei uns vorübergeführt und unſeren Lieben Geneſung geſchenkt. O liebe Sophie, wie nahe ſteht uns der Allmächtige, gerade in den Tagen des Leidens! — Wer könnte verzagen, wo ſeine Liebe uns fühlbar wird, wer murren, wenn man denkt, daß er der Liebende ja nur unſre Treue erproben will! Ja Du haſt recht, auf Ihn wollen wir uns ferner ſtützen, auf ihn den Mächtigen, der unſre Schwachheit nicht verläßt, und ſo wollen wir weiter pilgern, ruhig und kindlich heiter, wie Kinder in einem Vaterhaus wandeln. Du ſchreibſt, Geliebte, Du fühlteſt Dich bisweilen ſchwach und ermattet, obgleich Du geſünder wohnſt. Könnte ich doch Dein theures Leben pflegen helfen! So fern Dir, faßt mich der Gedanke Dich leidend zu wiſſen mit tiefem Schmerz. Bei Deiner Art und

Weiſe muß ich fürchten Du leideſt noch mehr als Du ſagſt! — Ach, wie betrübt mich dies ſo ſehr, und wie muß ich den Nachtheil einer ſo weiten Entfernung wieder doppelt beklagen! Verſäume es doch ja nicht, ſo oft es Dein Befinden nur erlaubt, in's Freie zu gehen, es ſtärkt dies die Lebenskraft ungemein, wenn es auch anfänglich dem Körper ſchwer wird. Wäre nur der Winter bald überhin, und Du könnteſt den ſchönen Hofgarten wieder recht genießen! Gott gebe, daß Du mir bald tröſtende Nachricht geben kannſt. Seit dem October, von dem Deine Briefe datirt ſind, ſind wieder fünf Wochen verfloſſen. Möchten ſie Dir Geneſung gebracht haben, Du gute, treue, geliebte Sophie.

Was ſoll ich aber nun ſagen über die ſchönen Geſchenke, mit denen Du mich überraſchteſt? Willſt Du mich denn immer mehr beſchämen? Selbſt leidend arbeiteſt Du für mich, um mich für Erkältung zu bewahren; und nicht allein, daß Du mir dies liebe, werthe Andenken ſendeſt, nein, — auch die Freude willſt Du mir bereiten Andern austheilen zu können! In dieſem Gedanken erkenne ich ganz Dein treffliches Herz. Aber Du haſt auch mich richtig beurtheilt, was konnte mir ſüßer ſein, als in Deinem Namen die Weihnachtsfreude der Meinen zu erhöhen? Die zierlichen, allerliebſten Tücher! Wir wollen nun Alle damit prangen, und Luischen ſoll das Roſa-Tuch mit den Streifen haben.

Könnte ich Dir, Du Theure, doch wieder eine Freude machen! Wie arm ſtehe ich vor Dir, durch Zeit und Umſtände gebunden! — Aber Du verkennſt auch ſo nicht mein Herz und nimmſt Deine Agnes freundlich an Deine Bruſt, und glaubſt an ihre dankbare Liebe.

Meine beiden Schweſtern grüßen Dich voll Achtung und Liebe. Die Kinder aber betrachten Dich wie ein höheres, wohlthätiges Weſen und nehmen ſtets an meiner Freude den innigſten Antheil.

Liebe Sophie, ehe das alte Jahr hinabrollt, nimm nochmals meiner Liebe treuſten Dank für alle Deine Freundlichkeit und Güte! Gott gebe Dir eine freundliche Weihnachtszeit und ein ſchönes, heitres Neujahr! Meine Seele ſchwebt um Dich mit den innigſten Segenswünſchen! Laß uns jetzt und immerdar verbunden bleiben im Glauben und Lieben, aber auch in frohem Hoffen! Innigſt ſchließe ich Dich an mein Herz ....

Brandenburg, den 13. Jan. 1832.

— So eben iſt Deine gütige Sendung durch Herrn Schorn in meine Hände gekommen, und da das Abendſtündchen ſo günſtig iſt, ſo folge ich dem Zuge meines Herzens, Deine lieben Briefe (denn den vom Neujahrsmorgen erhielt ich ſchon früher) ſogleich zu beantworten. Wenn Deine Briefe kommen, ſo iſt mir immer, als träteſt Du ſelber bei mir ein, mich liebevoll befragend und mit ſorgſamer Treue an meiner Seite weilend. Du gutes, theures Herz! Wie iſt in Dir das Weſen der Liebe ſo unverkennbar ausgeprägt, wie nimmſt Du an Allem ſo ſchweſterlich Theil und gehſt in meine Freuden und Leiden ein, als wären es die Deinen! Wir haben Dich aber Alle dafür eben ſo ſchweſterlich lieb, und die Kinder möchten Dich gar zu gern näher kennen und einmal ſehen und ſprechen, um Dir ihre Liebe zu beweiſen.

Daß Du am Weihnachtsfeſte im Geiſte mit uns ſein würdeſt, habe ich wohl gefühlt! Wir hatten der Chriſtabende zwei. Ich habe ſeit dem Weſler Beſcheerungsfeſte die Sitte beibehalten, den 23. Dezember ſchon einen Chriſtbaum auszuſchmücken und unſern Kindern ein Feſt durch die Betheilung armer Kinder zu bereiten. Sie arbeiten und tragen zu dieſem Abende wie die geſchäftigen Bienen zuſammen; putzen Aepfel aus, machen Roſinenmänner und geben nicht allein, was die Mutter von ihrer Garderobe auswählt, willig her, ſondern würden auch noch das Beſte dazu geben, um die Freude zu vervollſtändigen. Zwei Schulgefährtinnen unſrer Louiſe hatten ſich dieſem Vorhaben angeſchloſſen. Sie brachten ihre armen Kinder mit, und ſo wurde ſechs Kleinen einbeſcheert und aufgebaut, daß es eine Freude anzuſehen war. Der Chriſtbaum aber leuchtete darüber hin und warf ſeinen Schein über lauter glückliche Geſichter; wir ſtanden glücklich in der Ferne und labten uns an dieſem kindlichen Geben und Nehmen.

Feierlicher aber war für uns Alle der heilige Abend ſelbſt. Die geneſenen lieben Kinder gemahnten uns wie theure Weihnachts-Geſchenke an des Allvaters Huld und Gnade, und obgleich unſre Freude nicht vollſtändig war, — denn Franz fehlte und durfte wegen einer Unpäßlichkeit nicht reiſen, — ſo überwog doch das Dankgefühl jede andere Regung in unſrer Bruſt, und ſelbſt die Erinnerung an den theuren Hingeſchiedenen zog mild und beruhigend an uns vorüber. — — Ja! Gott ſendet ſchwere Zeiten, aber er führt durch dieſelben mit Vaterhuld; er läßt es dunkel um uns werden, damit uns der Stern ſeiner Gnade lichter aufgehe, damit wir ſehnender nach ihm langen, und inniger unſre Seelen ihm geben. Und ſo wird er Alles herrlich hinausführen, des bin ich gewiß und darum iſt mein Herz ruhig, und muthig bin ich mit den Meinen in das neue Jahr hinüber getreten.

Am Syveſterabende ſaß ich mit meiner lieben Rekowsky (denn Adelheid war leider einige Tage zuvor an einem heftigen Schnupfenfieber erkrankt) ganz allein bis gegen Mitternacht; die Sterne ſchienen friedlich herab; ich trat an's Fenſter, und vor meiner Seele zogen alle die Freuden und Wohlthaten vorüber, die Gott mir unmittelbar und durch ſeine lieben Menſchen in dieſem Jahr erwieſen, und da gingſt auch Du mit Deiner treuen Liebe an meiner Seele vorüber und mein Herz ſegnete Dich ſtill. Bald begrüßte mich Dein ſchriftliches Wort, meine Sophie, und ich fühlte mit Freuden, daß auch Du mit Deinen Gedanken um mich geweſen wareſt, am Schluſſe wie beim Anfange des Jahres. Möge der Herr Deine frommen Wünſche für uns erhören! — Unſre Verhältniſſe ſind dieſelben geblieben wie im vorigen Jahr, aber die Erfahrung, daß Gottes Gnade auch ein ſpärliches Auskommen, gleich dem Oelkruge der Wittwe, ſegnen kann, macht unſern Schritt ſicherer, unſern Blick freudiger, und gläubiger geben wir uns auf's Neue in des Höchſten Hand!

Heut, wo ich mich eben von einem ſehr ſtarken

Catarrh etwas erholt haete, kommt Deine zweite liebe Sendung wie ein freundſchaftlicher Krankenbeſuch, und bringt mir Heilmittel aller Art. Doch bevor ich meinen Dank hierüber ausſpreche, muß ich Dir erzählen, daß Herr Schorn von den Kindern ſchon ſeit Wochen wie ein zweiter Weihnachtsmann erwartet worden iſt; denn ich hatte ein Wort von Chocoladenküchelchen fallen laſſen. Die Idee, er würde uns ſelbſt das Paketchen überbringen, hatte ſich bei uns Allen feſtgeſetzt. Jetzt ſah ich ein, daß Herr Schorn einen Umweg über Brandenburg gemacht hatte, und belachte meinen Wahn; aber bedauern muß ich es doch ſehr, nicht mündlich einen lieben Bekannten von Dir geſprochen zu haben.

Als nun der Briefträger kam und ich die Vermuthung hinwarf, es könnte wohl von Berlin durch Herrn Schorn etwas kommen, wollten beide Kinder ſogleich nach der Poſt. Luiſchen ſiegte und brachte ihre Beute; da hätteſt Du nun ſehen ſollen, wie die Kleinen darum ſtanden und lauſchten. Bald ſchloß ich mit Chocoladenplätzchen den Fragenden den Mund, und Alle fanden Deine Gabe ſehr köſtlich. Der armen Adelheid, die noch immer zu Bett liegt, wurde eine Orangenſchaale gereicht, und ſo labteſt Du uns der Reihe nach mit Deinen wohlthuenden Arzeneien, wobei Conrad bemerkte, ſolche Mittel möchte er recht gern bei allen Vorfällen gebrauchen. Mit dem ſchönen Eau de Cologne, liebe Sophie, haſt Du mich recht angenehm überraſcht, ich ſann eben, wie ich zu ächtem Farina kommen könnte, weil ich mich nach dem angreifenden Huſten nach ſolcher Einreibung ſehnte, da kömmt Deine liebe Hand mir zuvor und reicht mir die nöthige Arzehel. Nimm unſerer Aller Dank für Dein liebes Geſchenk!

Doch nun zu dem geiſtigen Theil Deiner Sendung, zu Deinen lieben Briefen und den ſchönen Gedichten, die Du mir ſendeteſt. Erſtere bringen mir wieder ſo viel Herzliches und Werthes, daß ich Dich gern dafür an mein Herz ſchließen möchte. Du ſagſt, ich ſei ein glückliches Weſen, daß ich mich ſo in jeder Lage des Lebens heimiſch zu machen verſtände! Wohl bin ich dies und erkenne es mit Dank gegen Gott; aber etwas Großes, fürchte ich, habe ich darum gegeben, meine Eigenthümlichkeit. Was ich als Dichterin war, bin ich nicht mehr. Viel zu viel alltägliche Sorgen theilten ſich ſeit Jahren in meine geiſtige Kraft. Ich that was ich konnte mit Freuden, thue es noch mit Freuden, mit dem Vollgenuß eines liebenden, gern behülflichen Herzens, — aber meine Geiſtesrichtung iſt ſeitdem eine andere geworden, mich beſchäftigt nicht mehr die Welt im Allgemeinen, mich beſchäftigt die Welt in dem mir anvertrauten Kreiſe; und indem ich mich dem weiblichen Beruf im Allgemeinen mehr genähert habe, bin ich von dem allmälig abgekommen, den ich früher für den Meinen zu erkennen glaubte. Doch, Sophie, was auch Einzelne darüber ſagen mögen! Ich fühle, daß ich auf Gottes Wegen ging. Er führte mich dahin! Ich hatte keine Wahl, und habe alſo gewißlich das beſſere Theil empfangen.

Wegen meines Romans wünſchteſt Du, meine liebe Freundin, gern das Urtheil meiner Schweſtern zu vernehmen? Adelheid ſoll es Dir, ſobald ſie kann, mittheilen. Sie hält dies Buch für das Beſte, was ich

Catarrh etwas erholt hatte, kommt Deine zweite liebe Sendung wie ein freundſchaftlicher Krankenbeſuch, und bringt mir Heilmittel aller Art. Doch bevor ich meinen Dank hierüber ausſpreche, muß ich Dir erzählen, daß Herr Schorn von den Kindern ſchon ſeit Wochen wie ein zweiter Weihnachtsmann erwartet worden iſt; denn ich hatte ein Wort von Chocoladenküchelchen fallen laſſen. Die Idee, er würde uns ſelbſt das Paketchen überbringen, hatte ſich bei uns Allen feſtgeſetzt. Jetzt ſah ich ein, daß Herr Schorn einen Umweg über Brandenburg gemacht hatte, und belachte meinen Wahn; aber bedauern muß ich es doch ſehr, nicht mündlich einen lieben Bekannten von Dir geſprochen zu haben.

Als nun der Briefträger kam und ich die Vermuthung hinwarf, es könnte wohl von Berlin durch Herrn Schorn etwas kommen, wollten beide Kinder ſogleich nach der Poſt. Luischen ſiegte und brachte ihre Beute; da hätteſt Du nun ſehen ſollen, wie die Kleinen darum ſtanden und lauſchten. Bald ſchloß ich mit Chocoladenplätzchen den Fragenden den Mund, und Alle fanden Deine Gabe ſehr köſtlich. Der armen Adelheid, die noch immer zu Bett liegt, wurde eine Orangenſchaale gereicht, und ſo labteſt Du uns der Reihe nach mit Deinen wohlthuenden Arzeneien, wobei Conrad bemerkte, ſolche Mittel möchte er recht gern bei allen Vorfällen gebrauchen. Mit dem ſchönen Eau de Cologne, liebe Sophie, haſt Du mich recht angenehm überraſcht, ich ſann eben, wie ich zu ächtem Farina kommen könnte, weil ich mich nach dem angreifenden Huſten nach ſolcher Einreibung ſehnte, da kömmt Deine liebe Hand mir zuvor und reicht mir die nöthige Arzehel. Nimm unſerer Aller Dank für Dein liebes Geſchenk!

Doch nun zu dem geiſtigen Theil Deiner Sendung, zu Deinen lieben Briefen und den ſchönen Gedichten, die Du mir ſendeteſt. Erſtere bringen mir wieder ſo viel Herzliches und Werthes, daß ich Dich gern dafür an mein Herz ſchließen möchte. Du ſagſt, ich ſei ein glückliches Weſen, daß ich mich ſo in jeder Lage des Lebens heimiſch zu machen verſtände! Wohl bin ich dies und erkenne es mit Dank gegen Gott; ab[illegible]s Großes, fürchte ich, habe ich darum gegeben, meine Eigenthümlichkeit. Was ich als Dichterin war, bin ich nicht mehr. Viel zu viel alltägliche Sorgen theilten ſich ſeit Jahren in meine geiſtige Kraft. Ich that was ich konnte mit Freuden, thue es noch mit Freuden, mit dem Vollgenuß eines liebenden, gern behülflichen Herzens, — aber meine Geiſtesrichtung iſt ſeitdem eine andere geworden, mich beſchäftigt nicht mehr die Welt im Allgemeinen, mich beſchäftigt die Welt in dem mir anvertrauten Kreiſe; und indem ich mich dem weiblichen Beruf im Allgemeinen mehr genähert habe, bin ich von dem allmälig abgekommen, den ich früher für den Meinen zu erkennen glaubte. Doch, Sophie, was auch Einzelne darüber ſagen mögen! Ich fühle, daß ich auf Gottes Wegen ging. Er führte mich dahin! Ich hatte keine Wahl, und habe alſo gewißlich das beſſere Theil empfangen.

Wegen meines Romans wünſchteſt Du, meine liebe Freundin, gern das Urtheil meiner Schweſtern zu vernehmen? Adelheid ſoll es Dir, ſobald ſie kann, mittheilen. Sie hält dies Buch für das Beſte, was ich bisher geſchrieben; daſſelbe Urtheil vernahm ich auch von einem ſehr verehrten geiſtreichen Freunde, einem Prediger am Rhein. Er hält es nicht nur für das Gelungenſte unter meinen Schriften, ſondern fügt noch hinzu: noch nie hätte ihn ein Buch ſo ergriffen — er hätte über manche Stellen bitterlich geweint, was ihm ſehr ſelten begegnet ſei u. ſ. w.

Ein zweiter Freund, Herr Prediger Lange aus Lengenfeld erfreute mich auch vor Kurzem mit einem ſehr werthen Schreiben über das Buch. Er äußert ſich über Norden folgendermaßen: „Ich bekenne, er iſt ein Mann in jeder Hinſicht. Dieſe Zeichnung wird hoffentlich den Recenſenten Reſpect einflößen. Die feinſte, ſubtilſte Selbſtſucht hervorragender Männer, der geheime Wurm der Eigenliebe, der in der kräftigſten, moraliſch ſchönen Geiſtigkeit verſteckt liegt, ſo lange die Herzensbeugung vor dem Herrn unſerm Verſöhner fehlt, haben Sie mit erleuchtendem Blicke erſpäht und mit ſcharfen Zügen gezeichnet."

Solche Urtheile thuen wohl; es iſt ein ſo ſchönes Gefühl, ſich verſtanden zu ſehen, und hier wurde ich es ganz. Noch ſehe ich einigen Beurtheilungen geiſtreicher Männer entgegen. Iſt es mir nur irgend möglich, ſo ſende ich ſie Dir in der Abſchrift, da Du dich doch ſo ſehr dafür intereſſirſt. Uebrigens kümmre es Dich doch ja nicht, das Buch auch hin und wieder gleichgültig beachtet oder getadelt zu ſehen. Man muß ſchon tiefe Blicke in's Menſchenherz gethan haben, um Charakterſchilderungen recht zu würdigen — und wie viele gleiten auf der Oberfläche dahin! .....

— Ja, preiſe mit mir den Allgütigen, meine Sophie! Es iſt, als ſende er uns oft nur darum dunkle, ſchwere Zeiten, damit ſeine Liebe und Erbarmung deſto heller an uns vorübergehe, und uns klarer dargethan werde, wie viel Mittel und Wege der Ewige hat, um uns zu helfen, zu tröſten! —

An Leib und Seele geſtärkt, von dem ſeligſten Glauben gehoben, bin ich in das neue Jahr getreten! Möchteſt Du es, liebe Schweſterſeele, auch mit gleichen Gefühlen begonnen haben, und möchte Dir zu dem inneren Himmel auch körperliche Kraft und Geſundheit vom guten Gott gegeben worden ſein!

Ich denke Deiner immerdar in Liebe und Segen! Ich weiß aber auch, daß Du meiner gedenkſt, und dieſes Band wird zwiſchen uns beſtehen, und keine Zeit wird es löſen.

Was unſer häusliches Leben anbetrifft, ſo iſt es trotz ſeiner Einfachheit, mit mancher Freude geſchmückt. Geſtern feierte unſere Luiſe ihren funfzehnten Geburtstag. Sie hatte ein neues blaues Kleidchen von mir bekommen, und von ihren Freundinnen Kränze und Blumen, mit denen ſie ſich ſchmückte. Wir freuten uns im Stillen über ihr holdes Ausſehen, und baten Gott, daß er ſie in ſeinem Segen und in der Liebe guter Menſchen ferner erhalten möge. Sie wird zu Oſtern confirmirt, und ihre Religionslehrer ſind mit ihren Leiſtungen recht zufrieden. Es iſt hier gebräuchlich, daß die jungen Mädchen die Predigten, die ſie hören, im Auszuge aufzeichnen müſſen. Luiſe thut dies ſehr gern, und es hat das ſehr Gute, daß ſie mit weit größerer Aufmerkſamkeit dem öffentlichen Gottesdienſt beiwohnen.

Wir haben jetzt geſchichtliche Vorleſungen in unſerm Hauſe, woran zehn Mädchen Theil nehmen. So leben wir viel mit der Jugend, und dies hat auch ſein Gutes. .....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1832.

— Wenn ich auch, durch Krankheit gehindert, lange ſchwieg, geliebte Marie; ſo haben ſich unſre Gedanken gewiß oft da begegnet, wo unſre Wünſche und Herzensanliegen am beſten geborgen ſind, und Er, der treue Freund und Rath unſrer Seelen wolle ſie nach ſeinem gnädigen Willen erhören. — — Du wirſt während dem meine „Angela“ erhalten haben, möchte ſie Dir einige Winterabende verkürzt und Dir die Zeit zurückgerufen haben, wo ſie unſre Freundſchaft inniger ſchloß. Ich denke jener Tage mit einer beſonders lebhaften Erinnerung. — — —

Was Beſchränkungen ſind und welchen Einfluß ſie auf das geiſtige Leben üben, — haben wir auch dieſes Jahr vielfach erfahren. Was wirſt Du nur ſagen, wenn ich Dir erzähle, daß ich ſeit einem halben Jahre die Wirthſchaft führe und den Schreibtiſch mit der Küche vertauſcht habe? Es iſt offenbar des Himmels Wille geweſen, mich auch einmal in dieſe Sphäre zu verſetzen, denn ein Fremdling darinnen zu ſein, war mir oft ein heimlicher Schimpf. — Denke Dir, daß vergangenen September Alles bei uns auf einmal erkranke, — da galt es nun, mich tüchtig zu tummeln. Ich übernahm das Amt einer Krankenpflegerin und Köchin zugleich und werde es Gott ewig danken, daß er meine Kräfte in dieſer ſchweren Zeit aufrecht erhielt. Ich ſah meine lieben Patienten unter meiner Pflege geneſen, und dies gewährte mir eine Freude, die ich mit Nichts vergleichen kann, und die mich reich für meine ſonſtigen Mußeſtunden entſchädigte. Seitdem — da Adelheid immer noch ſehr ſchwach iſt — habe ich mein Martha-Amt beibehalten, und ich wünſche nichts mehr, als Dich einmal mit den ſelbſt gekochten Gerichten bewirthen zu können. —

— Als wir am Sylveſterabend das verfloſſene Jahr überſchauten, mit ſeinen vielen Schmerzen und ſeinen vielen Denkmälern göttlicher Gnade und göttlichen Beiſtandes — da gingen unſre Augen wohl über vor Rührung und Dank, denn Gottes Treue war viel größer geweſen als unſer kleingläubiges Herz, und überall hatte ſeine Vaterhand geholfen. Dies giebt aber Muth zum Weiterpilgern, und ſo ſind wir in's neue Jahr getreten, geſtützt auf Ihn, der immer die rechten Mittel und Wege weiß. O wie gut iſt Gott, und wie iſt er ſo gern Vater, wenn wir nur Kinder ſein wollen.

Laß uns guten Muthes bleiben, liebe Marie, wie es auch kommen mag! Laß uns treu bleiben im Kleinſten, er wählt ja unſer Loos, und weiß, welche Frucht er fordern darf.

An Fräulein Sophie L.

Brandenburg, den 9. Mai 1832.

Meine beſte Sophie!

Endlich kann ich Dir das rothe Buch retour ſenden! Nimm das Eingetragene freundlich auf! Die Schweſtern wollen damit Deinem Andenken, Deiner Liebe ferner empfohlen ſein.

Heut, liebe Sophie, erhältſt Du mit dieſen Zeilen meinen Abſchiedsgruß vor meiner ſchleſiſchen Reiſe. So Gott will, brechen wir in 8 Tagen auf, und gehen einer Zeit entgegen, die, obgleich ſie lange vorbereitet war, doch viel Ergreifendes mit ſich bringen wird! — Daß Du mich mit Deinen Gedanken in die Heimath begleiten wirſt, weiß ich, Du treues Herz! Und es iſt mir eine ſüße Gewißheit, unter Freundes-Segen zu reiſen. Möchte der Allerhöchſte den ſeinen damit vereinen! Ich bin beklommen und kann, trotz der ſchönen, reizenden Ausſicht, nicht recht zu heitrer, harmloſer Freude kommen!

Deinen lieben Brief, meine Sophie, habe ich vor Kurzen durch den Buchhandel erhalten. Ich danke Dir für Alles, was Du mir zuſendeſt, von Herzen! Wie ſchön iſt es von Dir, daß Du mich, die ich an Zeit und Kraft oft ſo gefeſſelt bin, die daraus entſtehenden Mängel nicht entgelten läßt und mir Deine lieben Briefe ſendeſt! Ich kann Dir nicht ſagen, welchen ſchönen Genuß Du mir durch Deinen letzten bereitet haſt! Dein treues, gutes, edles Herz leuchtet aus Allem hervor, was Du mir ſchreibſt. Ich möchte Dich bei mancher Stelle ſo recht innig an's Herz drücken, ſo ziehſt Du mich zu Dir hin! Daß wir an unſern Geburtstagen geiſtig vereint waren, habe ich wohl empfunden. Es iſt doch etwas Schönes um die Gewißheit eines ſolchen Andenkens! Laß mich ferner Dein Gebet, Deine Liebe begleiten, ſo wie ich auf meiner Reiſe tauſendfach Deiner denken werde.

Daß ich kurz vor meinem Geburtstage Dein vorletztes Schreiben erhalten, habe ich Dir ſchon in meinem letzten Briefe geſagt, der mit meinem Gedichtchen längſt in Deinen Händen ſein wird. Innigſt dankt Dir mein Herz für Deine ſchweſterlichen Segenswünſche, auch Deiner lieben Schweſter Caroline danke ich für ihr treues, mir ſo werthes Andenken und ihre frommen Wünſche. — Gott, der Allmächtige, erhört ja ſo gern die Bitten eines liebenden Herzens, — er wird mich ſchützen und leiten, und mir geben was mir heilſam iſt, des bin ich gewiß!

Die Stelle, die Du mir aus Herder mittheilſt, iſt ganz vortrefflich und von großer Wahrheit. — Viel, viel ſagt Gott uns durch unſere Schickſale! O, daß wir doch immer aufmerken, und nach ſeinen Winken handeln möchten! — Ich werde mir die Stelle recht tief in mein Herz ſchreiben. — Dieſe Herablaſſung des Allerhöchſten, dieſes Eingehen in das Geſchick Einzelner, das väterliche bei Seite-Nehmen hat etwas unbeſchreiblich Rührendes und Anziehendes. — Ach, liebe Sophie, daß wir ſeine Stimme doch immer von andern, ſinnentäuſchenden Stimmen unterſcheiden könnten, daß wir uns nicht irre machen ließen von denen, die jene heiligen, uns Allen ertheilten Winke nicht hören und ſie nicht verſtehen können! — **Gieb uns Gott ein reines Herz!** wie wichtig iſt dieſe Bitte auch in dieſer Beziehung. Je reiner, ſtiller unſre Seele iſt, je verſtändlicher wird uns die Stimme von Oben. Die Welt mit ihren Einmiſchungen iſt uns immer gefährlich, und ich verſtehe jetzt meine Sehnſucht nach Ruhe und Stille immer mehr.

Unſere junge Hausgenoſſin, Hermine, iſt vor einigen Tagen bei uns angekommen. Ich hoffe, wir werden uns gegenſeitig lieb gewinnen. Sie gehört zu den ſtillen, zartfühlenden Naturen, die ich immer beſonders vorzog. Sie iſt ein halbes Jahr älter als Luiſe. Beide ſchließen ſich innig aneinander, und ich freue mich, daß dies liebe Weſen meiner Schweſter zur Seite iſt, wenn wir verreiſen. Bin ich wieder von Schleſien zurück, dann will ich meine Zeit ſtreng und ernſt eintheilen in geiſtige Arbeit und regelmäßiges Mitwirken an der Ausbildung der lieben Mädchen. Ich wünſchte, ich wäre ſchon wieder hier; ſo viele Freuden mir auch die Reiſe bieten wird, ſo viele Wunden wird ſie auch wieder öffnen, und ich fürchte mich einigermaßen vor ihrem Einfluß auf meine jetzt ſo ſchwankende Kraft. —

Daß ich Dir bald nach meiner Rückkehr ſchreiben werde, verſteht ſich von ſelbſt. Ich werde erſt acht Tage in Dresden weilen, dann mehrere Wochen in Breslau und zuletzt in Schweidnitz, meiner Heimath, wo meiner theuern Mutter Grab iſt, und wo meine vertrauteſten Freunde leben. Ich ſchreibe Dir dies, damit Du mich mit Deinen Gedanken begleiten kannſt. Den 10. Mai reiſen wir, ſo Gott will, ab — der

Frühling wird unſre Fahrt ſehr angenehm machen, und wenn Gott Kraft giebt, ſo könnte es eine herrliche Reiſe werden.

Grüße mir, liebe Sophie, alle meine lieben bekannten und unbekannten Freundinnen, denn ſo darf ich ja wohl die nennen, die meine „Angela“ lieb gewonnen haben. Meine Schweſter und auch die Kinder grüßen Dich voll Herzlichkeit. Das kleine gelbe Tuch von Dir, das Du als Probe der Färberei ſandteſt, trage ich, weil ich mir einbilde, Du habeſt es auch umgehabt, und ſo iſt es mir beſonders lieb. Für das Farbe-Rezept danke ich Dir herzlich. Du haſt wohl nicht gewußt, welche Erinnerung Du mir dabei hervorrufen würdeſt. Meine gute Mutter färbte oft, um unſre Kinder-Garderobe wohlfeil und nett im Stande zu erhalten. Da ſpielte Garkomey eine Hauptrolle, und mir war, als ſollte ich wieder in ein Kinderröckchen hineinfahren, als ich die Farbe berührte. Ich drücke Dir die Hand, Du treue, ſorgfältige, liebe Sophie, und bitte Dich, oft, recht oft meiner zu denken. —

Lebe wohl, und Gott ſei und bleibe mit Dir, mit ſeinen beſten Segensgaben, ſeiner Kraft und ſeinem Himmelsfrieden! Hörſt Du die Nachtigall im ſchönen Hofgarten, ſo erinnere ſie Dich an Deine ferne Freundin, die dieſe Töne der Wehmuth und Sehnſucht wohl kennt! ....

Brandenburg, den 25. Juli 1832.

— Ob ich gleich nicht zweifle, daß während ich Dein liebes Schreiben erhielt, das meine mit dem Bildchen bei Dir angelangt iſt, ſo kann ich mir's ohnmöglich verſagen, auch diesmal einige Zeilen beizulegen, und Dir zu ſagen, wie werth mir dies neue Andenken Deiner treuen Liebe iſt, und wie herzlich ich Dir auch für das gehaltreiche Buch danke. Was Dich erbaut und Dir wohlgethan, wird auch ein Gleiches an mir üben, und wir wollen gemeinſam unſern Troſt daraus ſchöpfen in Tagen des Leidens. Daß ich Dich wieder ſo körperlich leidend weiß, ſchmerzt mich tief! Ich kenne dieſen Zuſtand der Abſpannung und Schwäche ſehr wohl; auch mein Geiſt leidet viel darunter, zumal bei der ſchwülen, drückenden Sommerluft, der wir in dieſem Quartier gar nicht entgehen können, und die mich ganz unfähig zu Kopfarbeiten macht.

Es iſt dies ein gar trauriger Zuſtand, und mahnt recht an die Unvollkommenheit des Lebens, denn welcher Gedanke kann wohl betrübender ſein, als daß der Geiſt, dieſer Hauch aus Gott, dem Einfluß der Nerven ſo unterthan iſt, daß er vom kühnſten Aufſchwung oft ſo tief herabgezogen wird zum ſtumpfen Zuſtande der Gefühlloſigkeit, ſo daß er weder Ton noch Klang mehr giebt, und ihm nichts mehr bleibt als das unausſprechliche Seufzen der Sehnſucht? —

Dies Verlaſſenſein, wer könnte es ertragen, wenn man nicht wüßte, daß Er, unſre Sonne, auch hinter dieſer Wolke ſteht und ſie zertheilen kann. Möchte doch ſeine gnadenreiche Hand uns Beiden bald helfen!

Du leideſt gewiß noch mehr, theure Sophie, ich ahne dies mit ſchmerzerfüllter Seele, und bitte Gott ſtill und innig, Dir bald Geneſung zu ſchenken. Daß ich Dich nun bald in Düſſeldorf mit meinen Gedanken aufſuchen muß, will mir gar nicht recht zu Sinn. Ich dachte Dich ſo gern in dem mir bekannten und lieben Kreiſe, und werde nun auch ſeltner von Dir hören. — —

Daß Du, treue Seele, Dich des Geburtstages meiner Adelheid erinnert, hat mich wie auch meine Schweſter wahrhaft gerührt! Wie treu haſt Du die Erinnerung der Vergangenheit bewahrt, daß Du auch dieſes Umſtands gedenkeſt! — Aber zweifle an meinem Herzen nicht, wenn ich auch mit dem Gedächtniß Dir nicht nachfolgen kann! —

Warum Du das Pfingſtfeſt zum Schreiben gewählt, weiß ich wohl, wenn Du deſſen auch nicht erwähnteſt! Ich habe Dir ja auch zu derſelben Zeit geſchrieben, ein Beweis, daß wir uns Beide der Vergangenheit mit ſtiller Freude erinnerten. — Viel liegt in dieſem Jahr, und manche tiefe Narbe hat es unſerm Herzen eingedrückt, aber das Gute, das es uns gab, ſoll uns immer erfreuen, und unſere Liebe ſoll feſt beſtehen.

Wie es mit unſrer gegenwärtigen Lage ſteht, habe ich Dir im Vorigen mitgetheilt. Kommt nur kein Krieg oder ſonſtiges Unglück, ſo glauben wir wohl beſtehen zu können; viel ruhiger aber iſt unſer Herz geworden, und die Kräfte meiner guten Schweſter erholen ſich ja auch allmälig.

Wie gern ich mit der Feder fleißig wäre, kannſt

Du dir denken! Aber es iſt mir zu Zeiten, als wäre es mir genommen, was mich denn immer recht traurig macht. Ich weiß, daß ſolche Tage vorübergehn, aber an einen freien Schwung des Geiſtes gewöhnt, tragen ſich jene ſchwer; und doch iſt ruhige Ergebung auch hier das Einzige, was uns bleibt.

Die Kinder ſind, Gott Lob, im beſten Gedeihen, beſonders die beiden älteſten, die ſich recht gut ausbilden und uns viel Freude machen.

Meine Schweſtern empfehlen ſich Dir auf's Herzlichſte, beſonders aber dankt Adelheid Dir für Deine liebevollen Glückwünſche. Nochmals herzlichen Dank für Alles, was Deine Liebe mir geſandt. Die Arbeit Deiner theuern Hände iſt mir ſehr werth, — Du haſt ſie wohl in Deinen Leidenstagen gefertigt! Ach, daß ich bald beſſre Kunde von Dir hätte! ....

Brandenburg, den 20. Nov. 1839.

— Wie lieb iſt es mir, daß Du meine Couſine von Normann kennen gelernt haſt. Ich betrachte ſie ſtets als eine liebe Schweſter, weil wir unſre ſchönſten Jugendjahre zuſammen verlebt haben.

Ach, daß ich doch vermöchte, Dir, theure Sophie, ſo recht von Herzen für alle Deine Liebe zu danken! — Könnte ich Dir doch die Hand drücken, und Dir Auge in Auge ſagen, was der Buchſtabe nur unvollkommen vermag! — Seit Du die letzte Kunde von mir vernommen, bin ich oft leidend geweſen, auch heut bin ich noch nicht ganz hergeſtellt, und zu ſolchen Zeiten wird denn auch jeder andere Kummer, den man bei Geſundheit muthig erträgt, fühlbarer und leicht niederbeugend. Gott wird indeß auch über dieſe trübe Zeit gewißlich mir Schwachen hinweghelfen; ich bitte kindlich um ſeinen Vater-Beiſtand, und ſeine Gnade wird mir dieſen nicht verſagen.

Von meiner lieben Schweſter Siegroth haben wir, Gott Lob, gute Nachricht. Mein Schwager hat ſein Gütchen verkauft, da er viel Verdruß mit den Leuten hatte, und ein guter Käufer ſich zur rechten Zeit fand. Seitdem wohnen Beide in Breslau, im Schooß unſerer Familie, und ich kann nunmehr noch ruhiger an meine liebe Schweſter denken. Sie ſoll ſehr geſund und heiter ſein, was ich Gott nicht genug danken kann, und iſt in ihrer neuen Heimath bereits völlig eingerichtet.

Wohl fehlt uns Adelheid, doch trägt man Alles gern, ſobald man nur ſeine Lieben zufrieden weiß. Meine theure Schweſter Rekowsky iſt mit ihren Kindern wohl, und Luischen blüht recht zu unſerer Freude auf. Ich war mit ihr und unſerer Penſionairin in Berlin, und ſah die Kunſt-Ausſtellung, die viel Herrliches enthielt und die jugendlichen Gemüther recht entzückte. Beide Mädchen ſind jetzt aus der Schule, und ich beſchäftige mich viel mit ihnen. Konrad macht mir aber noch mehr zu ſchaffen, ſeit er nach Tertia gekommen iſt und täglicher Nachhülfe bedarf, da er keine Privatſtunden hat. Da iſt nun meine Zeit viel in Anſpruch genommen, und zum Schreiben komm' ich gar nicht mehr, weil außer dem Unterricht mir alle weiblichen Arbeiten obliegen. Die theure Schweſter führt die Wirthſchaft ohne Mädchen, dies raubt ihr alle Zeit zu andern Geſchäften, und ſo haben wir unſer Tagewerk vollauf. Bin ich geſund, geht mir Alles leicht, und ich hoffe zu Gott, es wieder bald völlig zu werden. Sei deshalb nicht beſorgt um mich, meine Sophie, und denke, daß ich eine lange Zeit in völliger Geſundheit genoſſen, und nun auch einmal geduldig ein kleines Kreuz hinnehmen kann.

Die Liebe ſiegt! Dies iſt ein wahres und ewiges Wort. *Gott erhalte uns in der Liebe, immer, immer!* das iſt mein innigſtes Gebet. Nur ſie überwindet, tröſtet, erhebt, nur ſie lehrt das Leben tragen, und jede Prüfung deſſelben, ja ſie allein führt zum Himmel, wo wir den Urquell der Liebe finden und ſchauen werden. Vergieb meine kurzen, unvollkommnen Zeilen! ....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1833.

— — Ich lebe mit meiner geliebten Claire, vielfach beſchäftigt in dem Kinderkreiſe, der uns umgiebt. — — — — Du kannſt Dir daher denken, daß die Stunden der Muße mir ſehr ſparſam zugetheilt ſind. Dennoch möchte ich von dem Pfunde, das mir Gott gegeben, gern zehnfache Zinſen bringen — und daß ich es nicht mehr ſo kann wie ſonſt, macht mich manchmal traurig. Denke aber nicht, liebe Marie, daß ich nur die leiſeſte Klage hierüber zu erheben, wagen würde. Gott hat mir meine jetzige Stellung als Beruf angewieſen, und ſeine Liebe ſoll mir deſto ſicherer ſein, je Schwereres er mir anvertraut. Wenn ich auf früheres geiſtiges Leben zurückblicke, ſo muß ich mir wohl geſtehen, daß ich damals ein Glück genoß, das über dem gewöhnlichen Erdenlooſe ſtand. Auch ich ſoll und muß meinen Zoll als Erdenbürgerin entrichten, und meine innige Liebe zu meiner Claire war das Band, an das Gott die Beſtimmung knüpfte, alle Sorgen des Familienlebens in jenem lebhaften Mitgefühl zu tragen und ſo die Pflichten wenigſtens zum Theil zu erfüllen, von denen mich ſonſt mein eheloſer Stand ausgeſchloſſen hätte. . . . .

An Fräulein Sophie L.

den 13. März 1833.

Meine geliebte Sophie!

Ganz ſo wie es Dein gutes Herz wollte, ſo iſt es geſchehen! Dein Liebesgruß kam juſt zum 8. März zurecht. Ach, viel mehr als ich verdiene, iſt mir der Freude und Liebe an dieſem Tage wieder zu Theil geworden! Könnte ich doch Allen, die ſo gütig meiner gedachten, auch Dir, meine liebe Sophie, meinen Dank ausſprechen! Ja, Deine Hand möchte ich faſſen, und ſie an mein Herz ziehen! Deine Freundſchaft iſt mir ein theures Gut, und Du verheißeſt mir ja ihr Geleite auch in dem neuen Lebensjahr.

O daß Gott die Gebete meiner Freunde und meine ſtillen Seufzer doch erhören möchte! — Nur Eines iſt Noth, was dieſem Einen mich näher führet, darum laß uns mit aller Inbrunſt bitten, — das Andre gebe Gottes Hand nach ſeinem heiligen Rath! — Freud und Leid ſoll mir willkommen ſein, wenn ſie mich nur meinem Ziele, ſeinem Herzen näher bringen. —

Du fragſt, ob ich meinen Geburtstag heiter und geſund begonnen habe, und ich kann Dir mit frohem Ja antworten. War es auch eine wehmüthige Freude die ſich in den Gedanken an meine fernen Lieben, worunter auch meine Adelheid war, miſchte; ſo hatten die Meinigen im Verein mit einigen hieſigen lieben Freundinnen auch wiederum für ſo viel Erheiterndes geſorgt, daß das Letzte doch die Oberhand gewann, und ich mich in dem mich umgebenden Kreiſe wie ein glückliches Kind fühlte.

Könnte ich doch nun in demſelben Stübchen, das mir die Hand der Liebe mit Blumen geſchmückt, auch Deinen Geburtstag, geliebte Sophie mit Dir feiern! Im Geiſt wirſt Du wohl bei mir ſein, denn Du weißt, daß ich Dich mit Sehnſucht an dieſem Tage ſuche, und daß Dich meine treueſten Segenswünſche umſchweben, aber gern hätte ich Dich auch ſelbſt bei mir, um Dich recht pflegen und herzen zu können.

Gott wolle Dir ſeine ſchönſten Gaben zum Angebinde geben, Du liebe Sophie! Die ſtille, innere Freude des Herzens, die immerwachſende Liebe, die feſte fröhliche Hoffnung ſollen Dich geleiten. Aber auch für Deines Leibes Kraft und Geneſung laß mich flehen, denn mir ſagt es mein banges Herz, daß Du wohl noch leidender biſt, als Du mir ſagſt, und das betrübt mich heimlich, und ich wollte, ich könnte Dich pflegen. — Möchte Dir doch der junge Sonnenſtrahl des herannahenden Frühlings volle Geſundheit mitbringen! Auch des Geiſtes Schwingen heben ſich dann freier, und Erd' und Himmel ſcheint uns mit freundlicherem Geſicht anzuſehen.

Darf ich Dir wohl, liebe Sophie das kleine Brieftäſchchen zum Andenken überreichen? Es iſt eine ſo geringe Gabe, aber Deine Liebe wird dennoch freundlich darauf herabſehen, weil ſie auch dem Kleinſten ihren eigenen Werth leiht.

Dein ſchönes, werthvolles Angebinde, das Jahrbuch häuslicher Andacht, gehört zu meinen liebſten Geburtstagsgeſchenken. Dies und Klopſtocks Oden, die ich von meiner Adelheid erhielt, gewährten mir bereits manchen hohen Genuß. Innig danke ich Dir, meine Sophie, für dies theure Andenken! Es ſoll auch den Meinen ſegensreich werden, denn ich gedenke es in unſerm Kreiſe vorzuleſen.

Du biſt ſo gütig nach Luiſens Einſegnungstag zu fragen; dieſer iſt auf ihren eigenen Wunſch noch bis zu Michaelis hinausgeſchoben, weil ſie ſich von den Religionsſtunden nicht trennen kann, und wir auch der Meinung ſind, daß wir dieſen Grund nicht feſt genug in ihrem jungen Herzen legen können. Sie dankt Dir innigſt für Deine ſo liebevolle Theilnahme, und wünſcht ſie dereinſt immer mehr verdienen zu können. Gott ſegne das gute Kind! Wir haben an ihren religiöſen Aufſätzen große Freude, und eben ſo hat der Lehrer wiederholt ſeine Zufriedenheit über ſie geäußert. . . .

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1836.

— — Wie oft fällt mir der ſchöne Vers aus Knapps Morgenliede ein: „Willſt Du mich fragen, kann ich nichts klagen, kann ihn nur loben, für tauſend Proben, ſeiner Erbarmung, die täglich mir neu.“ Das iſt mir recht aus dem Herzen geſprochen und dieſe Ueberzeugung verbreitet Zufriedenheit über meine Tage und erhält mein Antlitz froh und heiter, ob ich gleich ſonſt oft Veranlaſſung hätte über mich ſelbſt unzufrieden zu ſein. Was gäbe ich darum, mich einmal jetzt mit Dir ausſprechen zu können, meine Marie! Eine Freundin, die wie Du auf den inneren Gang des Lebens achtet, Theil nimmt an dieſer Art von Schmerzen und Freuden iſt mir hier noch nicht geworden, und ein Freund kann wohl, ohne uns ganz zu verkennen, belehrend und belebend auf uns einwirken — aber es iſt doch das nicht, als wenn man offen und innig Seele um Seele tauſcht, mit allen ihren Schwächen, beſchämenden Erfahrungen und beſſeren Trieben und Vorſätzen, und das kann man nur im trauteſten Verhältniß, nur mit einer Freundin. — Dir auch, meine Marie, fehlt eine ſolche, aber wie auch Deine Abgeſchiedenheit manche ſchmerzliche Entbehrung mit ſich führen mag: — den Vortheil hat ſie, daß ſie die volle Sammlung des Gemüths geſtattet, wenigſtens ſolche Zerſtreuungen und oberflächliche Geſchwätze von Dir fern hält, die langſam, allmälig die geiſtige Thätigkeit ſchwächen und ſtatt ihr Nahrung zu geben, auch die einer geiſtigen Einſamkeit ihr entziehen, die der Seele und dem Herzen mehr Ausbeute giebt, als tauſend unſerer ſogenannten Geſellſchaften, in denen man oft recht zum Erbarmen einſam und unbefriedigt bleibt. Doch freilich findet ſich dann oft auch manches Goldkorn unter der Spreu, was uns wieder plötzlich die Mühe des Suchens vergeſſen macht, und die Seele wieder mächtig anregt. So wurde uns denn auch hier das Glück zu Theil einige tiefe religiöſe Gemüther aufzufinden, die uns aus dem Schatz ihres Herzens und ihren Erfahrungen viel Herrliches geben.

An Fräulein Sophie L.

Brandenburg, den 11. Aug. 1833.

— Wüßte ich nicht, daß Dein Herz mich kennt, und auch bei einem ſo langen Stillſchweigen an meine treue Liebe und ſtetes inniges Andenken glaubt, ich müßte mir in der That recht große Sorge machen! So aber reiche ich Dir getroſt die Hand, und weiß Du haſt mich längſt entſchuldigt, mehr als ich es ſelbſt durch den Drang der Umſtände vermag. Ach, theure Sophie, wie oft habe ich mich nach einem trauten Stündchen mit Dir geſehnt, — aber ich gehörte mir, ſo lange ich in Schleſien und Dresden war, kaum einen Augenblick ſelbſt, theilte meine Stunden ſo gut ich konnte meinen Verwandten und Freunden, und habe dennoch weder dieſen noch mir ſelbſt recht genügen können, weil meine Reiſe, den Aufenthalt bei meiner

Schweſter abgerechnet, ein ſtetes Kommen und Scheiden war, was in die Länge recht angreifend wird. Dein letzter lieber Brief, der mir nach Berlin nachgeſandt wurde, war mein treuer Reiſebegleiter, die ſchönen Lieder von Julie mein öfterer Herzenstroſt, und Deine Liebe, die mir jenen und auch den herrlichen Brief gab, meine Erquickung! — Wie Gott mir auf meiner Hinreiſe ſo gnädig war, und auch meiner theuren Schweſter Adelheid ſo ſichtlich beigeſtanden hat, haſt Du nun, Geliebte, durch meine Schweſter Rekowsky erfahren. Meine Rückreiſe war nicht minder glücklich, doch wurde mir der Abſchied von Adelheid und der kleinen Angela ſehr ſchwer, denn an Beide hatte ſich mein Herz gewöhnt, und ihre Pflege war meine Freude geworden. Ich verließ ſie jedoch Beide recht wohl, und hatte noch die Freude, Mutter und Kind in's Freie zu begleiten, was immer mein Wunſch geweſen war. So machte mir der gute Gott durch die Erfüllung deſſelben den Abſchied um etwas leichter, doch hat er uns Beiden demohngeachtet viele Thränen gekoſtet, weil ein Wiederſehen bei ſo großer Entfernung ſo ſchwer zu erringen iſt. Meine Geſundheit zu ſchonen, reiſte ich über Dresden und ruhte dort acht Tage bei meinen Verwandten aus, ſah alle meine geliebten Freunde, und lebte einige köſtliche Tage in Pilnitz und auf der Villa meines Freundes Winkler, weshalb ich auch einige Tage ſpäter in Brandenburg ankam. Den 23. Juli erreichte ich endlich meine Heimat, fand zu meiner Freude meine geliebte Schweſter und die Kinder recht geſund, und dankte Gott von ganzem Herzen, der mich auf dieſer langen und beſchwerlichen

Reiſe ſo gnädig vor allen Unfällen beſchützt und uns wohlbehalten zuſammengeführt hatte. Ich fand bei meiner Heimkehr mehrere Briefe vor, worunter auch einer meiner Schweſter Adelheid war, der mich mit Kummer erfüllte. Das liebe Kindchen war gleich nach meiner Abreiſe krank geworden, und ſoll bis jetzt an mancherlei Uebeln leiden, worüber ſich meine arme Schweſter große Sorge macht. Du kannſt nun denken, meine Sophie, wie ich bei dieſer großen Entfernung mitleide, und gern täglich wiſſen möchte, wie es ſteht, und doch, ach! ſo ſelten Nachricht erhalte. Ich wollte gleich nach meiner Heimkehr an Dich ſchreiben, eine Reiſe auf's Land, an der wir ſämmtlich, der kleine Cadett mit eingeſchloſſen, Theil nahmen, drängte ſich indeß wieder ſtörend dazwiſchen, und als wir geſtern nach Hauſe kamen, fanden wir Deinen lieben Brief an meine Schweſter, für den wir Dir Beide den herzlichſten Dank ſagen. Gewiß, meine Sophie, Deine Liebe, die Du ſo ſchweſterlich unſerer ganzen Familie weihſt, iſt ein Segensgeſchenk, das wir nie genug würdigen können! Du ſtehſt gleich einem frommen Engel unſichtbar, aber fühlbar nahe in unſerer Mitte, und jeder liebt und ehrt Dich, ohne Dich näher als aus Deinen lieben Briefen zu kennen, Eine ausgenommen, Deine Agnes, die aber um dieſes perſönlichen Kennens willen, Dir nur noch inniger ergeben iſt. Wie oft magſt Du, Geliebte, meiner mit treuer Sorge gedacht haben! Ich ſchwieg ſo lange, Du hätteſt an meinem Herzen zweifeln können, aber Deine treue Liebe trug Dich über alle Zweifel hinweg, und bewahrte mir Dein Vertrauen. O daß ich nun auch einmal in Deine

Arme eilen könnte, um Dir Auge in Auge zu ſagen, daß ich immerdar Deine Getreue bin! Viel, viel habe ich in dieſer letzten Zeit erlebt, Bild auf Bild drängt ſich in langer Reihe, und doch hätte ich noch ſo viel für mein begehrliches Herz zu wünſchen, denn eben ſo wie nach Schleſien, ſchweift mein Auge nach dem Rhein voll Sehnſucht, und ich habe noch ſo viele liebe Menſchen, die ich gern noch einmal im Leben an mein Herz drücken möchte. Daß ich meiner Couſine von Norrmann die Entbindung meiner Schweſter nur durch eine Karte gemeldet, dafür hoffe ich, bei der damals ſo vielfach auf mir laſtenden Tagesbeſchäftigung, gewiſſe Verzeihung. Nur den Pathen vermochte ich zu ſchreiben, will aber noch heut das Fehlende einbringen, und meiner lieben Norrmann nähere Nachrichten geben. — Mancherlei hätte ich Dir noch zu erzählen, meine Sophie, aber wo ſoll ich anfangen? Die Kinder meiner unvergeßlichen Freundin v. d. Heide habe ich wiedergeſehen — wohl nicht ohne Thränen! Ich gäbe viel viel darum, könnte der Vater ſich entſchließen, mir die armen Weſen zur Pflege und Erziehung zu geben! — Ich werde vielleicht einen Schritt dieſerhalb wagen, Gott wolle ihn ſegnen.

Ich bin geſund heimgekehrt und fühle zu Allem Luſt und Muth, Gott erhalte mir dieſe Stimmung, ich bedarf ſie ſo ſehr, jetzt, da ich ſo mancherlei Arbeiten zu beſeitigen habe, und keiner Sorge erliegen darf. — Geliebte Sophie, ſchon ſteh' ich wieder an der Grenze meines Blattes! — Möchte es Dir wenigſtens die gewünſchte Auskunft geben, und unſer Aller treue Grüße Dir bringen. Viel, viel hätte ich Dir noch zu ſchreiben und zu danken, aber nimm nur indeß den unvollkommenen Brief gütig auf, und denke, daß mir noch immer die Stunden der Ruhe ſpärlich gehören, und ich ſo meinem Herzen ſelten genügen kann. Gott wolle geben, daß Dich dieſe Zeilen recht wohl finden! .....

Brandenburg, den 10. Sept. 1833.

— Ich war die letzte Zeit oft leidend, und fühlte eine große Mattigkeit, die mich oft am Schreiben hinderte. Die Kinder meiner Schweſter ſind das Einzige, warum ich noch einige Zeit zu leben wünſche. Luiſe beginnt nun bald eine neue Lebensperiode, wo wir von unſerer Ausſaat ſchon Früchte hoffen. Gott ſei mit dem guten Kinde. Ich möchte oft mit den Meinen auf einer Inſel wohnen, um Luiſens junges Gemüth vor jedem nachtheiligen Einfluß zu ſchützen. Aber unſer Leben ſoll Kampf ſein. Möchte die Lehre des Chriſtenthums, oder vielmehr unſer Herr und Heiland ſelbſt ihr in demſelben Schild und Schutz ſein und ſie nicht erliegen laſſen. Du wirſt unſrer wohl am 24., dem Einſegnungstage unſrer Luiſe, gedenken, meine geliebte Sophie! Ich habe Luiſen ein Gedicht gemacht, „der Feſtſchmuck" überſchrieben, das ſie Dir ſpäter wenn ſie es erhalten, abſchreiben ſoll. Man hält hier, nämlich ſo viel auf die äußere Ausſtattung, daß ich mich gedrungen fühlte etwas über den Schmuck zu ſagen, der allein vor dem Herrn gilt. .....

Brandenburg, den 3. Febr. 1834.

Wüßte ich nicht, daß Du, meine Freundin, mich und meine Verhältniſſe kennſt, ſo müßte ich mir wohl meines langen Stillſchweigens wegen, Sorge machen; aber Du weißt daß ich treu bin, daß ich nur mit Schmerz dem Glück entſage, mich öfterer mit denen, die mein Herz umfaßt, ſchriftlich zu unterhalten, weil der Mußeſtunden immer weniger, der Anforderungen an meine Feder aber immer mehrere werden, und ich, wenn ich nur einige Zeit zum poetiſchen Schaffen gewinnen will, meine Correſpondenz immer mehr beſchränken muß. Doch wozu mich entſchuldigen! Dein edles Herz, das meine übernommenen Pflichten, meine oft ſchwankende Kraft und auch meine Seele kennt, hat dies Amt längſt übernommen, und ſo ſinke ich Dir dann an's Herz und freue mich harmlos der Stunde, wo ich Dir ganz gehören kann.

Dein letzter lieber Brief kam zwar verſpätet, aber dennoch früh genug an, um Deine Liebesgaben auf unſerm Weihnachtstiſch zu legen. O wie haben wir Deiner in Dank und Liebe gedacht; es war ein ſchönes Feſt, was wir feierten. Der gute Gott hatte unſern Weihnachtstiſch wieder ſo geſegnet, daß die Kinder, deren Erwartung wir abſichtlich herabgeſtimmt, lächelnd ſtaunten und dann deſto ſtürmiſcher in ihrer Freude waren; das Feſt verfloß uns ungeſtört und unter mancherlei Freuden.

Und nun, meine Sophie, einige Worte über das Erbauungsbuch, das Du meiner Claire ſandteſt. Es iſt reich an köſtlichem Troſt, und es herrſcht eine durchaus edle und ſchöne Sprache in demſelben. Nur eins war mir gleich Anfangs ſtörend, und ich ſage es Dir offen: Es iſt der Titel und der immer wiederkehrende Ausdruck „Freundſchaft“ wo nach meinem Gefühl nur das Wort Liebe an ſeinem Platze iſt. —

Freundſchaft iſt doch eigentlich nur ein Band, das zwiſchen zwei ſich gleichgeſchaffenen Weſen beſtehen kann — das gleiche Richtung, gleiches Streben, gleiche Triebe vorausſetzt, und nicht einmal zwiſchen einem Menſchen und einem Geſchöpfe anderer niederer Gattung beſtehen kann; wie viel größer aber iſt noch der Abſtand zwiſchen uns und dem Allerheiligen! — Das Wort Liebe klingt mir in dieſer Beziehung ungleich paſſender und Gott würdiger. Darum hat auch unſer Herr und Heiland daſſelbe hoch über alle geſtellt, weil es die einzige Leiter iſt, auf der das Göttliche zu uns herabſteigen und wir von unſerer Niedrigkeit uns zu dem Allerhöchſten erheben können. Doch dies iſt ja nur eine Aeußerlichkeit und kann den Werth des Buches auf keine Weiſe ſchmälern, in welchem Du uns eine Quelle des Troſtes und des Segens eröffnet haſt. Meine Schweſter ſchreibt Dir ſelbſt hierüber, vereint aber laß uns Dir danken für die Güte mit der Du uns eigenhändig wieder ſo viel Schönes abgeſchrieben haſt! — Die ſchönen Gebete aus Eloah beſitze ich ſelbſt; es iſt dies Buch mir ein Heiligthum, ich las meiner unvergeßlichen Mutter in ihrer Sterbeſtunde daraus. —

Das Gedicht von Köpken iſt auch ſehr ſchön, und war mir noch nicht bekannt. Das Jahrbuch häuslicher Andacht bietet mir aber des Trefflichen ſo viel, daß ich nicht aufhören kann Dir in meinem Herzen dafür zu danken. O wie viel Troſt und Segen ward uns ſchon aus Deiner lieben Hand mitgetheilt. Ich verbreite ihn auch in Deinem Namen auf meine Adelheid, indem ich ihr ſpäter Alles mittheile, und glaube darinnen in Deinem Geiſte zu handeln.

Für heute noch einen innigen Schweſterkuß und den Wunſch, daß der treue Gott Dich recht ſanft und freundlich in das neue Jahr geleitet haben möge und Dir wie mir zur Seite bleibe, mit Kraft, Schutz und Rath und ſeine Liebe uns immerdar verbinde. Wie ſchön wird es erſt ſein, wenn wir das lichte Land erreicht haben werden, wohin uns alles Sehnen und Verlangen des Herzens hinzieht, wo wir dem Druck des Staubes, dem Joch des ermüdenden Tagewerkes entnommen, bei ihm ausruhen werden, himmliſche Schwingen entfalten und freier, heiliger lieben werden, und dieſen Verein Gott liebender Seelen nichts mehr hindern und hemmen, und jede fromme Ahnung Erfüllung finden wird. Dahin will ich blicken und Dir die Hand reichen. — Gott mache mich würdig eines ſo entzückenden Erwachens, wie das iſt, von dem oft meine Seele träumt. — Das Leben wird erſt dann ſeine volle Deutung finden, und gewiß wird dann jeder Seufzer in Anbetung verſtummen. . . . . .

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1834.

— Wie wohl thut es mir, einmal wieder von Dir zu hören. — Ach! wären wir uns doch näher — um uns öfterer die Hände reichen zu können bei dem Wege durch's Leben, der uns Beiden wohl mühſam wird und doch auch wieder vom treuen himmliſchen Vater ſo ſchön mit Blumen des Segens in der geiſtigen Freude durchflochten wird. — Gott helfe uns weiter — unſer Durchkommen iſt immer ein halbes Wunder, und man muß alle Kraft und allen Muth zuſammennehmen, um nicht traurigen Vorſtellungen zu erliegen. Das ſeine redlich und treu thun und dann Gottes gnädigen Beiſtand erwarten — das iſt mein Wahlſpruch für und für. — — —

An Fräul. Sophie L.

Brandenburg, den 18. Febr. 1834.

— Geht es nach meinen Wünſchen, ſo begrüßen Dich dieſe Zeilen juſt an Deinem lieben Geburtstage. Mögen ſie Dir ein äußeres Zeichen ſein, daß meine treuen Gedanken und Glückwünſche Dich an demſelben umgeben und zugleich ein Vorbote eines zweiten Briefes, den ich Dir gerade am 11. März ſchreiben will, damit ich wenigſtens im Geiſt dieſen Tag gemeinſam mit Dir verlebe.

Von ganzem Herzen bitte ich Gott daß Du Dein neues Lebensjahr recht heiter und geſund antreten mögeſt. Seine Liebe und Gnade wolle Dich in demſelben ſanft und väterlich leiten und Dir geben was Deine Licht und Liebe bedürftige Seele bedarf, recht viel für Geiſt und Herz und ſeinen himmliſchen Frieden dazu!

Könnte ich, meine theure Sophie, meines Herzens Glückwünſche doch ſelbſt darbringen. Könnte ich mit Dir ein Stündchen verleben, Freud und Leid austauſchend und von den Erfahrungen der letztern Zeit mit Dir ſprechen! Seit ich Dir das letzte Mal ſchrieb, hat ſich eben nichts beſonderes bei uns ereignet, und doch könnte ich Dir von vielen reichen glücklichen Stunden erzählen! Meine Geſundheit hat ſich ſeitdem, Gottlob, wieder recht erholt, auch die andern Lieben ſind geſund, und unſre neue Pflegetochter macht uns gleich den Uebrigen, Freude. Dieſer unſer häuslicher Kreis gewährt unſerm Herzen manches ſtille Glück, denn Gott ſchenkt uns Gedeihen und es waltet der Geiſt der Liebe und des Friedens in demſelben — außer dieſem aber hat ſich zwiſchen uns und einer uns geiſtig ſehr verwandten Familie noch ein Zweiter gebildet, der zwar alle Wochen nur ein Mal zuſammenkommt, aber ſich dann gleichſam wie der Sonntag zu den Wochentagen verhält, und unausſprechlich reich an geiſtigem Segen und wahrhaften Seelengenuß iſt. Ich habe Dir ſchon ein Mal von einem Freunde geſagt, den ich hoch verehre, dieſer iſt das Oberhaupt des Kreiſes, außer ihm gehört noch ein jüngerer Bruder und drei Schweſtern in unſerm Alter; bald aber noch ein liebliches weibliches Weſen dazu, mit dem mein Freund verlobt iſt. Unterhaltung und Lektüre, die aber durch den Ernſt und die Würde des edelſten männlichen Geiſtes gehoben, und meiſt auf das Höchſte und Heiligſte gerichtet iſt, geben dieſen Stunden einen ſich immer gleichbleibenden Werth. Da unſre Mädchen ſie mitgenießen, ſo hat dieſes den großen Gewinn, daß ſie die gewöhnlichen ſeichten Unterhaltungen und Vergnügungen nach dem Maaßſtab des Ihnen dargebotenen Genuſſes bald richtig beurtheilen und ihren Geſchmack für würdigere Freuden früh ausbilden werden. Dies iſt mir aber ein unſchätzbarer Gewinn und ich weiß nicht wie ich Gott genugſam für dieſe Wohlthat danken ſoll. Vergleichen wir nun vollends den Zirkel, in dem wir leben, mit den meiſten übrigen Geſellſchaften hier am Ort, wo leider von Allem das Gegentheil zu finden iſt, ſo müſſen wir das Wunderbare der höheren Fügung erkennen, die theils durch unſre beſchränkten Verhältniſſe, theils durch Luiſens Augenübel uns noch immer von öffentlichen Vergnügungen abhielt, um der jungen Seele der Letzteren dafür beſſere Koſt zu geben, bis ſie, älter und feſter vielleicht auch jene Kreiſe gefahrloſer beſuchen kann.

Nun meine theure Sophie, trete ich vor Dein Tiſchchen, das ich im Geiſt mit Frühlingsblumen geſchmückt ſehe und lege in Gedanken darauf das erſte Veilchen und Schneeglöckchen, das ich geſtern in unſern Garten fand, und das ich Dir in das Büchlein lege, welches ich Dir liebe Sophie ſchon lange in meinem Herzen zugedacht. Möchte Dir dieſe Gabe ſo lieb werden, wie ſie mir geworden iſt und Du bei den bezeichneten Liedern meiner gedenken. Dann wollte ich

Dich noch bitten die kleine Börſe mir zum Andenken im Gürtel zu tragen! Dann bin ich ſo recht nahe Deinem guten Herzen und zwar in der Farbe der Treue. . . . .

Brandenburg, den 13. Oct. 1834.

— Tauſend Dank für Deine gütigen Zuſendungen. Du beſchämſt mich wie immer, und ich werde furchtſam werden, mein Wohlgefallen an irgend einer Sache zu verrathen, wenn Deine Güte mich alſo überraſcht. Uebrigens iſt mir das Buch ein überaus liebes Geſchenk und ſo ganz paſſend und höchſt nützlich für meinen kleinen Wirkungskreis! Ich danke Dir alſo von ganzer Seele, meine Sophie, für dieſen Segensquell! Alles Gute, das daraus ſtrömt, ſoll Dein Werk ſein und Dir Segen zurückbringen. Ich, wie auch meine Schweſter ſind ganz begeiſtert von dem Buche, — wir finden unſre eigenen Anſichten ganz darinnen wieder, nur verdeutlicht, klarer, zur Anwendung geordnet und mit edler Wärme vorgetragen. Wir Alle danken Dir tauſend Mal. Dein letzter Brief hat mir wie immer wahrhaften Herzensgenuß gewährt. Wie gut biſt Du, wie immer ſo ſchweſterlich bedacht auf meinen Nutzen und Vortheil. Daß Herr Haſſel ſich ſo freundlich über mich geäußert und mir ein ſo gutes Vertrauen ſchenkt, iſt mir überaus werth. Wohl wünſchte ich auch im Gebiet des Religiöſen dereinſt etwas Würdiges zu leiſten, und die edle Verfaſſerin des Pater Clemens iſt mir dazu ein edles Vorbild. Doch ach, wie viel fehlt mir Armen noch dazu, ihr nur einigermaßen nachzuklimmen. — Welche Reife des Geiſtes, welche tiefe Schriftkenntniß, welches männliche Auffaſſungsvermögen ſpricht ſich in ihren Schriften aus. Ich bin in jeder Beziehung zu ihr wie ein Kind. Habe gute Anlagen, aber viel zu wenig Zeit, um ſie auszubilden; guten, redlichen Willen und auch wohl ein frommes, aufrichtiges Herz, — aber noch nicht die Einheit und Klarheit des Geiſtes, um alles, was ich empfinde und wovon ich überzeugt bin, ſo anſchaulich und deutlich für Andere darzuſtellen.

Herr Haſſel hatte Recht, — Muße fehlt mir, um das zu werden was ich könnte. Der einmal begonnene Wirkungskreis nimmt mich viel in Anſpruch. Geiſtige Arbeiten aber wollen ein ungetheiltes Herz.

Sage dies Alles dem edlen Manne. Vielleicht kommt noch eine Zeit, wo ich günſtige Gaben, freudige, reichere, geſegnetere zu bieten vermag! —

Nach dem Verzeichniſſe der Verlags-Artikel des Herrn Haſſel habe ich ein neues Werkchen von der Verfaſſerin des Clemens entdeckt und mir ſogleich beſtellt. — Ich habe hier einen Freund gefunden, mit dem ich jeden ſolchen Schatz freudig theile. Er gab mir den Vater Clemens zu leſen und ich werde ihm die Familie Abertey mittheilen.

Ich bin geſund, rege und froh, habe auch eine Erzählung geſchrieben, die in die Roſen 1835 kommt. Doch das hab' ich Dir wohl ſchon gemeldet. . . . . .

Brandenburg, den 16. März 1838.

Wollte ſich auch an Deinem Geburtstage kein ruhiger Augenblick finden laſſen, an welchem ich, wie ich Dir verſprochen, einen neuen Brief an Dich beginnen konnte, ſo habe ich doch meine Gedanken tauſendmal zu Dir geſandt, um den lieben 11. März mit Gebet und innigen Segenswünſchen für Dich zu beginnen! Sei alſo nochmals glückwünſchend umarmt, meine liebe treue Sophie! Gott, der am beſten weiß, was uns frommt, gebe Dir von ſeinen ſchönſten Gaben die Fülle. Er lege ſie Dir in's Herz, denn das Herrlichſte, was es giebt, empfangen wir doch mehr innerlich als von außen, und viel höher ſteht Dir und mir dieſer Reichthum, der ſich wie die ſtille Perle verſchwiegen und ungeſehen in unſerm Herzen anſetzt, als alles Aeußere.

Aber auch noch Anderes erbat ich Dir von unſerm Herrn und Gott, Du ſchriebſt mir, Du ſeieſt leidend, und inbrünſtig bat ich ihn um Deine Geneſung, damit Du leichter und freier die neue Pilgerbahn fortſetzen kannſt! Möchte der Allmächtige mein Gebet erhören, und Dir hülfreich nahe ſein immerdar!

Für Deinen lieben Brief und die gütigen Geſchenke zu meinem Geburtstage ſage ich Dir meinen innigſten Dank. Das Elberfelder Paket kam juſt zu meinem Geburtstage in meine Hand. O wie war ich beglückt ſo viele Lieben wenigſtens in ihren Briefen nahe zu haben und ihre Worte zu vernehmen! Gewiß haſt Du am 8. öſterer an mich gedacht, denn es zog mich immer wieder mit meinen Gedanken zu Dir hin und ich glaubte das Begegnen unſrer Seelen zu fühlen. Einige Blicke in Dein Buch machten mir daſſelbe ſchon ſehr werth, und ich werde es mit tiefem Danke für die liebe Geberin, recht bald in unſerm Kreiſe leſen.

Außer dieſem ſchönen Taſchenbuch bekam ich noch von Schleſien her Chriſtoterpe von Knapp, das ſehr viel Treffliches enthält, unter Anderm auch Gedichte von einem mir ſehr werthen hieſigen Freunde — Neuendorff, was mich ſehr überraſchte. Dann bekam ich noch von der lieben Seibelt eine Sammlung chriſtlicher Briefe von Joung Stilling, die, da wir ſeine Schriften leſen, mir äußerſt werth und intereſſant ſind. Dann von einer hieſigen Freundin Altes und Neues von Schubert, ein treffliches Buch voll ſchöner Beiſpiele chriſtlicher Erweckung; dann noch von meinem Schwager von Siegroth: die Glockentöne von Strauß.

Du ſiehſt, daß gleichſam alle dieſe Schriften in einem Geiſte gewählt ſind. Dies iſt mir ſehr wichtig, da ſie mich in ein neues Lebensjahr begleiten ſollen. Recht ſeltſam contraſtirt dagegen eine Menge von allerliebſten, mitunter ſehr eleganten Kleidungsſtücken und Putzſachen, die ich von nah und fern erhielt, doch auch hierin ſehe ich die Liebe der Meinen, die auch mein Aeußeres ein wenig bedenken, was ich ebenfalls mit Dank erkennen, da ich ſelbſt zu wenig Aufmerkſamkeit darauf verwende.

Deinen Geburtstag, meine Sophie, haben wir recht ſolenn gefeiert, und ich kann nicht umhin, Dir ein wenig davon zu erzählen. Wir waren nämlich einige

Tage zuvor von zwei jungen Grafen zu einem Balle eingeladen worden, den die jungen Herren der Ritter-Akademie gaben. Luiſe wurde demnach zum Erſtenmal feſtlich geſchmückt. Das Feſt war ganz allerliebſt arrangirt; der Saal mit Orangerie und Kränzen decorirt, und die ſchönſte Blüte der Jugend darin verſammelt. Luiſe tanzte viel, doch iſt es ihr Gottlob recht wohl bekommen; wir ſehen nun, daß ihr ſtarke Körperbewegung beſſer zuſagt als anhaltendes Sitzen, und ſie bewegt ſich dabei wie in ihrem Elemente.

Da wir weder Caſſino's noch andere Geſellſchaften mithalten, ſo wird die Gelegenheit zu ſolchen Vergnügungen ſich nicht oft wiederholen, was uns auch recht lieb iſt. Aber gefreut hat es mich doch, daß Luiſe auch in dieſer Sphäre keinesweges fremd oder verlegen war; ſie benahm ſich ungezwungen und heiter, und fand bei allen den vornehmen Familien, die zugegen waren, eine ſehr freundliche Aufnahme. Lächelnd dachte ich in dieſen mir ſo ungewohnten Umgebungen: Könnte Sophie doch nur einen Blick hierher thun und ſehen auf welche Weiſe ich genöthigt bin ihren Geburtstag zu feiern.

Bald nach dieſem Feſte bekamen wir Beſuch von unſerm Neven Julius v. Borke, der vom Rhein nach Preußen verſetzt wurde; dies veranlaßte wieder viele Störungen und ſo konnte ich erſt heute die Zeit gewinnen, Dir dieſe Zeilen zu ſchreiben. Sie bringen Dir Kuß und Gruß und Herzensdank, dann auch die Nachricht unſres Wohlbefindens.

Für heut denn Lebewohl, meine geliebte Freundin.

Genieße den nahen Frühling mit Geſundheit und Heiterkeit und denke bei den aufkeimenden Blumen an Deine Märzſchweſter, die Dich herzlich umarmt. . . . .

An Frau Marie O. verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1836.

— Wir ſind jetzt nur auf zwei Pflegetöchter beſchränkt. — Darunter iſt ein Kind, das mir viele Freude macht und das mir Gott recht zum Troſt gegeben zu haben ſcheint, weil es gerade zu einer Zeit bei uns eintraf, wo mir eine meiner liebſten Erdenfreuden zu Grabe ging. Ich habe Dir gewiß ſchon öfterer von unſerm hochverehrten Freunde Schulz geſchrieben. Der Herr berief ihn hinauf, wo ſein ſehnſuchtsvolles Herz immer war. — — —

O Marie, wie viel habe ich von dieſem Freunde gelernt! Wie vereinte ſich in ihm Würde und Demuth. Wie war ſein Herz voll kindlicher Einfalt und unerſchütterlichem Glauben — wie ſchritt er durch die Menge, die ihn wie alles Hohe und Herrliche vielfach verkannte und verläumdete, den Blick auf das Eine gerichtet, mild und verzeihend hindurch — wie hielt er ſeine Lippen rein von jedem nachtheiligen Urtheil und jedem unnützen Wort — wie war Alles, was er ſprach, vom Geiſte empfangen, lebendiges Wort, lebendiger Segen! — Gott helfe mir den Segen ſeiner Erſcheinung durch alle Zeiten bewahren. Jetzt weiß ich, wie viel Gottes Geiſt in einem Menſchenherzen zu bewirken vermag, das ſich ihm zum Tempel geweiht. Ich habe des Chriſten Bild in herrlicher Verklärung geſchaut. — — — — Der Schmerz bei der Trennung von geliebten edlen Menſchen iſt auch ein heiliger. — Der Herr ſelbſt ſchämte ſich der Thränen nicht und war voll Mitgefühls, als er Martha und Maria am Grabe ihres Bruders weinen ſah. So gebe ich auch meiner Wehmuth freien Raum, doch ohne dieſe zur Klage werden zu laſſen.

An Frau Profeſſor H. in Zerbſt.

Brandenburg, den 6. Octbr. 1838.

— Geht es nach meinem Wunſche, ſo begrüßt dieſes Briefchen Sie am Morgen Ihres lieben Geburtstages, und bringt Ihnen meines Herzens treue Segenswünſche, die ich täglich viel lieber Auge in Auge und Hand in Hand ausſprechen möchte! Aber auch ſo will ich mit meinen Gedanken recht innig um Sie ſein, mich im Geiſt dem trauten Kreiſe anſchließen, der Sie umgiebt, und mich nach meinem geliebten Zerbſt hinträumen.

O geliebte Freundin! Möchten Sie doch recht heiter an Ihrem Geburtstage erwachen, und die kleine Wolke, die, wie ich hörte, wieder an Ihrem (Lebens-) Himmel durch Ihres Moritz Unwohlſein aufgezogen war, nun glücklich vorübergezogen ſein, damit nichts,

nichts Ihr ſchönes Familienfeſt trübe! Ich freue mich ſo ſehr, daß ich nun bald die Blumen, womit ich Ihnen die Eingangs-Pforte ins neue Lebensjahr bekränzen wollte, auf Ihres Hauſes Schwelle werde tragen können. Das Haus iſt doch größtentheils der Hauptſchauplatz unſers Lebens. Dieſer Gedanke giebt jeder Stätte, wo geliebte Menſchen wohnen, eine höhere Bedeutung, und man fleht auf dieſelbe Schutz und Segen herab und möchte ſie immerdar mit Blumen und Sonnenſchein umgeben. Das kleine Andenken, was ich Ihnen als ein Vergißmeinnicht der Freundſchaft zu den Angebinden Ihrer Geliebten legen wollte, trage ich indeß in Ihr Haus, und ſage Ihnen noch nichts davon, als daß Ihr Freund Maurer mich dabei unterſtützt hat, und nun können Sie rathen.

Von Schweſter Rekowsky und Luiſen ſoll ich Ihnen auch einen warmen Händedruck bringen und die herzlichſten Glückwünſche. Wir ſehen Sie im Geiſt von aller Herrlichkeit des Herbſtes umgeben, die ganze volle bunte Fruchtſchaale deſſelben vor Ihnen ausgeſchüttet, und die Elemente Ihres Lebens, Liebe, Freundſchaft, Freude und heitrer Scherz um Sie verbreitet. Wer ſollte da nicht wünſchen, mit Ihnen im Paradieſe zu ſein, vollends, wenn man wie ich die Zinnen deſſelben beſtiegen und ſeine Freuden gekoſtet hat? — Ja viel gäbe ich jetzt für ein Paar Flügel, um für die Bilder meiner Phantaſie einige Stunden der Wirklichkeit in meinem lieben Zerbſt auszutauſchen.

Sehen Sie unſere theuern Freundinnen Göldner, und unſere geliebte Doctor Sintenis, ſo ſagen Sie ihnen die herzlichſten Grüße von mir. Ach, Alle möchte ich von Herzen grüßen laſſen, die mir damals ſo lieb und freundlich entgegentraten, thuen Sie es, Geliebte, Sie kennen ſie ja ohne Namen. Ich freue mich innig darauf, nun bald von allen dieſen geliebten Menſchen durch Sie zu hören. Kehren Sie nur bald zurück und gewinnen Sie dann auch wieder das alte Brandenburg lieb, in dem wenigſtens einige Herzen ſchlagen, die ſich mit Ihren Zerbſtern zu meſſen wagen, wo es Herzlichkeit und biedre Treue gilt.

Unſre Reiſe nach Jerichow war glücklich — ſogar intereſſant, und der Aufenthalt bei unſern lieben Claves recht freudenreich. Jerichow iſt für unſre Kinder ein eben ſo gelobtes Land, wo Milch und Honig fließt, wie Zerbſt für die Ihren, und diesmal hatte der Herbſt ſo überſchwenglich reich aufgetragen, daß das Anſchauen der herrlichen Früchte ſchon eine Freude war. ....

An Fräul. Sophie L.

Brandenburg, 1837.

— Dein lieber Brief iſt, obgleich ſehr verſpätet, doch glücklich in meine Hände gekommen, und innig habe ich mich wieder Deines treuen, ſich immer gleichbleibenden Andenkens gefreut. .... Unſre Reiſe nach Schleſien iſt ſo gut wie gewiß. Franz iſt Offizier und kommt zum 7. Regiment, das zum Theil in Glogau und Schweidnitz ſteht. Letzteres war, wie

Du weißt, früher unſre Heimath! Franz wird dort in Garniſon ſtehen; wir lebten dort gegen 15 Jahre; meiner theuren Mutter Grab und vieler lieben Freunde finde ich dort wieder, und ſo ſind wir denn entſchloſſen, mit Franz dort zu wohnen, wenn er wirklich zu dem dortſtehenden Bataillon verſetzt würde; käme er jedoch nach Glogau zu ſtehen, ſo würden wir in Breslau für's erſte unſern Wohnſitz nehmen, um Adelheids Wunſch zu erfüllen. Späterhin hoffen wir, mit ihr vereint, nach Schweidnitz zu ziehen, denn gewiß kommt Franz in der Folge dahin.

Und ſo führe uns denn der gnädige Gott väterlich die neuen uns bevorſtehenden Wege! Schwer, recht ſchwer wird mir der Abſchied von hier, obgleich auf's Neue eins der theuerſten Bande gelöſ't wurde, die mich hier feſſelten. Unſer theurer Freund Neuendorff, ein geiſtesverwandter Freund von Schultze, auch Prediger und von ſeltnem liebevollen, wahrhaft chriſtlichen Gemüthe, ſtarb vorigen Monat, nachdem er mir oft ſeine Trauer wegen unſres Scheidens von hier ausgeſprochen hatte. So nahm ihn Gott früher hinüber als dieſe Stunde erſchien. An ihm und unſerm vorangegangenen Freunde Schultze verlor Brandenburg ſeine ſchönſten Kronen, und nie iſt es mir klarer geworden, daß die reifſten Aehren am früheſten gemäht werden, als bei dem Tode dieſer Männer. Noch muß ich Dir mittheilen, daß das Denkmal, das ich für unſern verewigten Freund Schultze beſtellte, nunmehro glücklich aufgeſtellt worden iſt. Es iſt einfach aber von edlem würdigen Geſchmack und wird mir ein rührender Beweiß bleiben, wie Gott den ſchwächſten Verſuch, wenn er mit ſeinem Willen begonnen, zu ſegnen vermag. …

An Frau Prof. H. in Zerbſt.

Brandenburg, den 18. Juli 1837.

— In dieſem Augenblick, wo ich meinen Brief an Sie beginnen wollte, erhalte ich durch Ihren Herrn Gemahl Ihr liebes, liebes Schreiben! — Ach, unſere Seelen haben ſich in dieſen Tagen gewißlich vielfach begegnet! — Dies fühle ich bei Ihres Gefühls Schilderungen am Sonntage, wo mich ſo ſchmerzliches Sehnen nach Ihnen ergriff; bei den Eindrücken, die die Natur und alles Schöne auf Sie übt, bei jedem Wort Ihres Briefes! — O, geliebte Conradine! Ich möchte wohl, ſtatt dieſen Brief zu ſchreiben, vieltauſendmal lieber an Ihr Herz! Stumme Thränen, Händedruck, Seelen-Blick, — was kann ſie erſetzen? — Aber dennoch iſt Schreiben die einzige Ausflucht! Könnte ich meine Seele doch auf dies Papier hauchen und zu Ihnen hinüberſenden! —

Der Theure, nun ruht er in Frieden von ſeinem Werktag auf Erden! Dort Oben am Vaterherzen, am Herzen ſeiner Auguſte — hier, tiefgebettet unter Blumen, unter zahlloſen Blumen der Liebe, überwölbt von dem grünen Laubdach, das ſo oft der Zeuge ſeines Sehnens nach Oben, ſeiner ſtillen, einſamen Thränen war. Seine Beſtattung ſoll höchſt feierlich und ergreifend geweſen ſein. — Ueber dreißig junge Damen folgten ſeinem Sarge und waren die Einzigen, die von dem langen Zuge der ihn Begleitenden in das Heiligthum des kleinen Raumes eingelaſſen wurden, wo Prediger Bauer eine herrliche Rede hielt. Das Einflechten des Siegesliedes in dieſe ſoll von großer Wirkung geweſen ſein, es war, als ſpräche ſeine Stimme vom Himmel herab: Weinet nicht, ich habe überwunden! — Und er hat überwunden, der theure, liebende, oft ſo ſchmerzlich gebeugte Chriſt! — Wohl haben Sie recht, meine Freundin, wenn Sie ſagen, dieſes zarte Gemüth, in ſich ſelbſt ſo ganz Harmonie, mußte oft ſchmerzlich von den Mißlauten des Lebens berührt werden.

Je reiner die Seele geſtimmt iſt, je ſchneidender werden dieſe äußeren Diſſonanzen, — Geduld und chriſtliche Ergebung überwindet ſie, — aber der ſelige Zuſtand eines ſolchen Geiſtes kann nie hienieden von Dauer genannt werden. Jetzt wird kein Wermuthstropfen mehr in ſeinen Becher fallen, den ihm, ewigen Lebens voll, der allliebende Vergelter entgegenträgt. — Aber wir ſind noch nicht von dem bittern Kelche befreit, und wollen uns, ſo lange wir ihn faſſen müſſen, an das Vorbild unſers himmliſchen Freundes halten, und ſagen: Vater, nicht mein Wille, ſondern der Deine möge geſchehen!

Ich habe nun Neuendorffs Vögelchen und einige Blumen in meiner Pflege. Sein Geiſt iſt um mich, und ich ſehe ihn in aller ſeiner Eigenthümlichkeit vor meiner Seele.

Darum habe ich auch leicht und ſchnell das Bild vollendet, um das mich ſeine Freunde baten. Es iſt faſt nur eine Stimme darüber, daß es ſehr ähnlich iſt. Wie gern zeigte ich es Ihnen, aber das geht nicht, da ich es ſogleich nach Berlin ſenden muß, wo es lithographirt werden ſoll. Er iſt en face gezeichnet, und zwar nicht im Ornat, wie ich erſt wollte, ſondern im Ueberrock. Prediger Bauer bat mich darum und meinte, ſo könne das Eigenthümliche ſeiner Haltung beſſer wiedergegeben werden. Alle Freunde Neuendorffs waren hier, um das Bild zu ſehen, alle beglückten mich mit der Verſicherung der Aehnlichkeit. Gott gebe, daß Auguſte dieſelbe auch ſo finden möge.

Ihren theuern, geliebten Eltern und Schweſter, meinen lieben Göldners, Allen, Allen, tauſend treue Grüße! Ich küſſe Sie und die Herzenskinder tauſendmal, und bitte Gott, Sie geſund zu erhalten und Ihnen neue Freude im Herzen zu erwecken! Er, den wir lieben, iſt uns nicht fern! Laſſen Sie uns an ſeinen Himmel denken. Sein Glück muß uns über unſere Schmerzen erheben! — Wie lange — und auch dieſe Zeit liegt hinter uns wie ein Traum, und dann kommt Erwachen und Licht — und Wiederſehen und Wiederlieben! Die Hand darauf, meine geliebte Freundin, wir wollen Ihn in Liebe feſthalten, dann bleibt er der Unſere! ....

— Wie gern, ach wie gern ſtiege ich mit Ihrem lieben Herrn Gemahl in den Wagen und führe mit nach Zerbſt, um wenigſtens noch einige ſchöne Tage mit Ihnen zu verleben. Aber ein wahrer Unſtern waltet über dieſe Reiſe, ſo daß ich nun wirklich glaube, es ſoll nicht ſein. Heut, wo ich mein Buch endlich expedirt habe, wo ich nun auch weiß, daß die Halberſtadt erſt am 14. Auguſt mich abholen kann — hält mich wieder eine neue Verpflichtung von der Reiſe zurück. Das langerwartete Denkmal unſers ſeligen Schulze iſt angekommen, ſoll in dieſen Tagen aufgeſtellt werden, und da ich jedenfalls erſt das Monument ſehen muß, bevor ich die Bezahlung leiſte, ſo bindet mich dieſe Angelegenheit auf's Neue. Uebrigens, theure Seele, bin ich auch an dieſen Gewittertagen ſo matt und abgeſpannt, daß ich Ihnen und meinen lieben Göldners wenig Troſt und Freude bringen würde. Ich fürchte mich aus dieſem Grunde auch ſehr vor der Berliner Reiſe, kann aber dies nicht mehr abändern, und will nun dieſe Tage mich recht ſtill halten, um wenigſtens nicht unwohl die liebe Halberſtadt zu empfangen.

Nehmen Sie alſo, meine inniggeliebte Conradine, dieſe Zeilen ſtatt meiner liebevoll auf! Sie bringen Ihnen die treuſten Grüße und wollen ſich an Ihr Herz ſchmiegen, wie Ihre Agnes! —

Ich habe jetzt Neuendorffs Gedichte in meiner Hand. Wie oft begegne ich darin ſeiner ſchönen Seele! Ich habe mit Prediger Bauer darüber geſprochen, ob es nicht recht ſegensreich werden dürfte, wenn eine Sammlung ſeiner religiöſen Gedichte, deren ſo viele herrliche vorhanden ſind, veranſtaltet würde. Sein frommer Geiſt könnte dann noch lange zu ſeiner Gemeinde, ſeinen Freunden, ſeinen Zöglingen ſprechen und er lebte durch ſein theures Wort noch ſegensreich fort. Hoffentlich kommt dies zu Stande, ſo wie auch Schröders Wunſch wegen der Lithographie vollkommen gediehen iſt. — So ſtrebt die ſchwache Menſchenhand, die Strahlen noch feſtzuhalten, die eine ſcheidende Sonne zurückläßt. Das Auge der Liebe blickt mild auf dies Beſtreben herab, und ſegnet die ſchwache Kraft; und durch dieſen Segen gelingt das an ſich ſo ohnmächtige Bemühen.

Ich ſende Ihnen die ſchöne Rede des Prediger Bauer an unſers lieben Neuendorffs Gedächtnißtage. Auch die Levkoye, das theure Vermächtniß ſeiner Liebe, die er uns damals zugedacht, lege ich Ihnen bei. Heut wird mein Fliederbaum an ſein ſtilles Ruhebett gepflanzt. Er verblühte auf einem Altar, — an einer nicht minder heiligen Stelle ſoll er wieder ſeine Blüten entfalten. . . . .

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Brandenburg, 1837.

— Eine trübe bange Zeit, die des vorigen Winters, wo Alles bei uns leidend war — liegt glücklich hinter uns. Alles iſt Gottlob wieder geſund und macht ſich reiſefertig! denn, denke, binnen wenig Tagen geht die Reiſe nach Schleſien, nicht zum Beſuch, ſondern für immer. — — — —

Eine ſchwere Zeit ſteht mir noch bevor, der Abſchied von Brandenburg, das mir in den ſieben Jahren unſres Aufenthaltes mit vielen Banden an die

Seele gewachſen iſt. Je älter man wird, je mehr liebt man Ruhe und Frieden; ich wäre eigentlich recht gern hier geblieben, wo uns Gott viel Freude und Segen gab; aber das Mutterherz meiner Claire — die in der Nähe ihrer Söhne zu leben wünſcht — hatte natürlich die erſte Stimme. Doch auch damals, als ich von Siegburg ſchied, ward mir das Scheiden ſehr ſchwer, und doch erweckte mir Gott wieder liebe Herzen im fremden Lande, wie ſollte ich da nicht hoffend zu meiner Heimath blicken? —

— Ach könnte ich Dich doch ſo ganz in mein Leben blicken laſſen, — wie Gott ſich ewig neu an mir in Erbarmen und Gnade beweiſt, Du würdeſt mit mir die Hände falten! Ja, treu iſt der Herr, und was er zuſagt, das hält er gewiß. Dieſe ſelige Erfahrung iſt der Troſtengel meines Lebens, der mir jedes Kreuz tragen hilft. O laß mich ihm ewig ergeben bleiben. — —

— Ja, Gott führt wunderbar, aber gewiß immer weiſe und gut. Welch ein ſchönes Gefühl, wenn wir hienieden ſchon zuweilen den goldnen Faden erkennen, den er, unſer Schickſal und unſre Fehltritte ordnend, durch unſer Leben zieht, und Alles, Alles zu unſerm Heil benutzt. Wie aufmerkſam, wie geſchäftig mögen die Schritte der ewigen Liebe ſein, die durch das All gehen! Ach wir Glücklichen, daß wir das einſt näher, deutlicher ſchauen, ihn mehr verſtehen, ihn immer heiliger lieben werden! ....

An Frau Prof. H. in Zerbſt.

Breslau, den 26. Sept. 1837.

— So iſt denn das Ziel unſerer Wallfahrt glücklich erreicht, und ich kann Ihr Herz, meine theure Freundin, beruhigen mit der Nachricht unſers Wohlbefindens. Immer iſt es mir ſo, als läge gar kein weiter Raum zwiſchen uns, als könnte ich meine Lieben in Brandenburg noch heute erreichen, und dieſes Gefühl des Ihnen-Naheſeins iſt es, was mich oft ſo angenehm täuſcht, daß ich meinen gegenwärtigen Aufenthalt ganz vergeſſe. —

Der Antritt meiner Reiſe war von vielen Leiden getrübt; ich litt körperlich und geiſtig zugleich, und darum ſchrieb ich auch nicht von Dresden aus, um Ihr Herz nicht zu betrüben. Seit dem Eintritt in das Haus meiner Schweſter geht es mir beſſer. Die Freude des Wiederſehens, der Blick auf die prächtigen Kinder, die ich mir ſo hübſch und liebenswürdig gar nicht gedacht, thaten meinem Herzen ſo wohl, daß es ſich freudig emporraffte und in dem Leben und Wirken für dieſen geliebten Kreis ſogleich eine ſchöne, ermunternde Aufgabe fand für dies Jahr, das ich hier zu verleben gedenke.

Meine Adelheid fand ich etwas leidend, ſie geht ihrem vierten Wochenbett entgegen, und da wird ihr ſo wie den Kindern die Nähe ihrer Schweſtern gewiß wohl thun. Beide Geſchwiſter haben uns ſehr liebevoll empfangen; wir wohnen bei ihnen, bis wir in acht Tagen ein eigenes Quartier beziehen, was recht bequem für uns iſt, die Höhe abgerechnet, denn es iſt im dritten Stock. Da Franz in Glogau bleibt, ſo iſt der Entſchluß meiner Schweſter hier zu wohnen, bis er nach Schweidnitz verſetzt iſt, wo wir dann weiter überlegen wollen.

Der Kreis unſrer Verwandten, der über dreißig Mitglieder zählt, nimmt uns noch ſehr in Anſpruch; wir hoffen uns aber künftig recht ſtill zu halten, und uns nur auf unſre lieben Geſchwiſter zu beſchränken.

Es iſt wahr, und ich muß es, obgleich Schleſien mein Vaterland iſt, wiederholen, daß Brandenburg, ſo wie überhaupt das Leben in der Mark, im Vergleich mit dem Leben in Breslau und ſeinem Umkreis nur gewinnen kann, und daß ich mich oft weinend wegwenden möchte von den Gemälden der Sittenloſigkeit und des Leichtſinns, die hier von allen Seiten entworfen und dargeboten werden. Auf Clairen muß dies einen noch betrübenderen Eindruck machen, da beſonders die Jugend hier ſo früh von dem Verderben ergriffen wird. — Was unſre geliebte Luiſe anbetrifft, ſo iſt ihr Herz ausſchließlich in Brandenburg, obgleich ſie ſich in ihren gegenwärtigen Umgebungen recht glücklich fühlt. Die Kinder hängen mit großer Liebe an ihr und ſie läßt das Kleinſte faſt nicht von ihrem Arme, ſondern hilft ihrer Tante in der Kinderſtube, ſo viel ſie kann. —

Heut haben wir unſers guten Deborns treffliche Predigt geleſen und viel an ihn gedacht. Ich kann an ihn nicht denken, ohne ein Herz voll Zuverſicht und Hoffnung; ich fühle, daß wir uns in einem Gebete, in einem Wunſche begegnen, und deutlich ſehe ich die waltende, alles zum Glück ſeiner Kinder ordnende Hand über uns! —

Meine geliebte Conradine! Still halten und nicht murren, wenn uns Gott ſchwere, unbegreifliche Wege führt, aber dann fröhlich aufjubeln, wenn wir den Zweck derſelben zu faſſen beginnen, das war oft mein Loos, und das wird auch, ſo hoffe ich, diesmal das Unſrige ſein!

Unſer Hierſein in dieſem Jahr iſt vielleicht von Oben her beſtimmt geweſen; Adelheid bedarf unſrer Hülfe recht ſehr! — aber wie ein friedlicher Stern winkt mir dann eine andre, liebe Heimath entgegen, der mein Herz freudig entgegenſchlägt! — . . . .

An Herrn C. v. Rekowsky.

Breslau, 1837.

Geliebter Conrad!

So iſt denn das ſchriftliche Wort das Einzige, was von Deinen Entfernten zu Dir gelangen wird an einem Tage, wo uns Alle daſſelbe Verlangen erfüllen wird, ein Feſt gemeinſchaftlich zu feiern, das ſo herrlich und eben ſo wichtig für's ganze Leben iſt. Aber der Segen der Liebe iſt ja nicht an Zeit und Ort gebunden! Er begleitet Dich zu den Stufen des Altars, und fleht zugleich vor des Allmächtigen Thron, Dich auf der Bahn ächter chriſtlicher Frömmigkeit zu erhalten, und Dir beizuſtehen in allen Gefahren und

Mühſeligkeiten des Lebens, die ein Jeder zu beſtehen hat, bis wir uns Alle, als getreue Kinder Gottes, am ſchönen Ziel unſrer Wallfahrt wiederfinden!

Gewiß wird der Ernſt dieſes Tages und der vorhergegangenen Lehrzeit Dir feſt im Gemüth bleiben, und Dich zu dem edelſten Streben ermuntern! Und ſo ſtärke der Allliebende jeden guten Entſchluß Deiner Seele und laſſe Dich täglich wachſen und zunehmen in der kindlichſten Liebe zu Gott und in der Freudigkeit des Herzens, die ein feſter Glaube zu Ihm erzeugt. — Wie dann auch Dein Leben ſich geſtalten möge, Du wirſt immer des ſchönen Spruches denken, daß Denen, die Gott lieben, Alles zum Segen dienen muß, und in jedem Dir zugetheilten Beruf Veranlaſſung zum Dank und zur Freude finden.

Das ſchöne Bildchen, das Du mir zu meinem Geburtstag mit ſo viel Fleiß und Sorgfalt gearbeitet, war mir wie eine freundliche Vorbedeutung unſrer Zukunft. Ein ſo ſchönes, ländliches Aſyl iſt uns vielleicht von dem lieben Gott dereinſt beſtimmt, und ſo wie Du es uns diesmal nur im Bilde zeigſt, ſo iſt es Dir vielleicht aufbehalten, uns in der Wirklichkeit dereinſt in ein ſo freundliches, ländliches Paradies zu führen.

Laß uns dieſen holden Traum feſthalten, lieber Conrad, bis der gute Gott ihn vielleicht zur Wahrheit gedeihen läßt. Liegen auch noch einige Jahre ſchmerzlicher Trennung zwiſchen uns; vereiniget werden wir dennoch wieder, und es iſt mir ein lieber Gedanke, Dich als einen tüchtigen Oekonomen auf einem netten gepachteten oder gekauften Gütchen herumwandern zu ſehen, während ich Dir, in Gemeinſchaft mit Mutterchen, die häusliche Wirthſchaft beſtelle. Im Winter beſchäftigen wir uns dann mit Zeichnen und Malen. Ich werde mich noch im Oelmalen unterrichten laſſen, um Dir es ſpäter mittheilen zu können; denn Du haſt gute Anlagen zum Landſchaftsmaler. ...

Deine

treue Tante
Agnes.

Breslau, 1857.

— Da kommen nun die lieben Weihnachten heran und wir ſind ſo weit von einander entfernt! Dies betrübt mich oft recht ſehr, und Du wirſt uns überall fehlen, wenn wir die Lichter des lieben Weihnachtsbaumes anzünden werden.

Doch Dir wird es dafür an Freude nicht fehlen. In dem alten guten Brandenburg, im Kreiſe unſrer geliebten Freunde, wirſt Du frohe Stunden verleben. Du wirſt fröhlich dabei unſer gedenken und nicht ohne Wehmuth das Nickelſche Haus betreten, doch der Gedanke, daß die Zeit ja auch herankommen wird, wo wir uns wiederſehen, wird uns tröſten, und Du wirſt Dich harmlos der Gegenwart erfreuen.

Wir werden den heiligen Abend bei unſrer Adelheid zubringen. Ich wünſchte, Du könnteſt ihre kleinen Rebhühnchen ſehen, Du würdeſt oft recht herzlich über das Kleeblatt drolliger Mädchen lachen müſſen. Die älteſte hat ein volles, mehr ernſtes Geſicht mit großen braunen Augen und etwas Willensfeſtigkeit im den Zügen. Sie ſcheint einen guten Verſtand zu bekommen, lernt leicht auswendig, deklamirt ſehr deutlich ihre Fabeln und ſingt mit voller tönender Alt-Stimme mit mir am Clavier. Die andere ſieht aus wie ein kleines Feen-Kind, hat ein wahres Roſengeſicht, mit Grübchen in Backen, blauen Augen und einem freundlichen ſchelmiſchen Ausdruck. Sie iſt ſehr klein und dick, ſingt auch ihr Liedchen, und iſt ſehr ſchwer zu Fuße. Die dritte, Engelbertha, wird noch auf dem Arm getragen; ſie iſt auch recht hübſch und blauäugig, ſtreckt die Aermchen freundlich entgegen und beginnt jetzt ihre erſten Schritte.

Wollte ich Dir nun vollends ein Gemälde der andern Couſins und Couſinen entwerfen, die Du hier finden wirſt, ſo müßte ich viele Bogen füllen. Alle ſind ſie ſich hier an liebevoller Freundlichkeit gleich, bieten aber ſonſt manches Originelle dar.

Bekanntſchaften habe ich noch wenige gemacht, aber ich habe eine Jugendfreundin wiedergefunden, die ſehr ſchön in Oel malt, und deren Stube voll herrlicher Landſchaften prangt. Heut beſuchte uns eine Dame, welche uns zwei Töchter in Penſion geben wollte. Kommt dies zu Stande, ſo kannſt Du dich auf die Bekanntſchaft einer vierzehn- und einer eilfjährigen Stubengenoſſin freuen.

In unſerm Quartier wird Dir's gefallen. Schöne Ausſicht, aber thurmhoch, als ſollte der Mond uns in's Fenſter fallen. Vor mir die brauſende Oder, und dahinter der maleriſche Proſpekt der Domkirche und einer lebhaften Brückenpaſſage. — Durch die Nachbarwand täglich Concert von kleinen und ungezognen Kindern, oder Singübungen bis ins hohe C.

Aber dennoch iſt es in meinem Stübchen allerliebſt, Roſen blühen darin und Veilchen. Und von den Wänden blicken liebe Bilder herab. ....

Breslau, [illegible].

— Obgleich Deine Briefe nicht an mich gerichtet waren, ſo habe ich ſie doch mit derſelben Freude geleſen, als wären ſie mein, und mich an Deinen kindlichen und zärtlichen Gefühlen gegen Deine theure Mutter, und an der ſchönen Stelle erfreut, die Du ausgeſchrieben und uns mitgetheilt haſt. — Bleibe dieſen Empfindungen getreu; ſie ſind ſo wahr als beglückend, und werden einſt das Band noch feſter ſchlingen, das ein künftiges Zuſammenleben um Dich und Deine geliebte Mutter ſchlingen wird.

Daß Du deinen lieben Freund Carl Maurer geſehen, war uns ſehr lieb; bald wirſt Du ſeinen Umgang ungeſtörter genießen, wenn Du das ſchöne Feſt in Brandenburg feiern wirſt. Daß Dir das kleine Luſtſpiel, was Carl Dir vorlas, gefallen, und Du darin ein Mutterherz erkannt haſt, war mir ſehr lieb! Es war zwar nur das Herz Deiner Tante Agnes, aus dem es floß, aber nicht weniger war es deshalb ein Mutterherz, und ſo haſt Du ſchon recht geurtheilt. Bitte doch die Maurerſchen Kinder, daß ſie das Stück noch einmal aufführen; Conſtanze und Cäcilie ſollen ſo niedlich geſpielt haben und ich wünſchte Dir wohl dieſe Freude.

Ach wie gern möchte ich mit Dir ſein in dem geliebten Brandenburg! Siehſt Du die Einbeſcheerung der armen Kinder, ſo vergiß nicht, mir davon zu ſchreiben. Du weißt, wie ſehr mich dies intereſſirt, und wie ich an dieſem Abend mit meinen Gedanken dort ſein werde. Ich weiß nicht, ob Du dieſe Anlage, die freilich im Sommer wenig Reiz bietet, geſehen haſt? Denke Dir dieſe langen, grünbelaufenen Säle voll Orangerie, mit den glänzendſten Galanterie- und Naſchbuden ausgefüllt, im Hintergrund ein Theater, und überall die niedlichſten Blumentiſchchen und Springbrunnen, und nun eine Schaar froher Gäſte und Kinder darinnen umherwandelnd, oder Erfriſchungen genießend, das iſt wirklich ein Schauſpiel, werth des Beſchauens. Mein Blättchen endet, und ich kann Dir nur noch alles Glück und allen Segen wünſchen, den ich für Dich im Herzen trage und von Gott erflehe! Wachſe und gedeihe zu Gottes Ehre und unſrer Freude, an allem Guten und Trefflichen, und werde der Troſt und die Stütze Deiner guten Mutter, die gegenwärtig wieder ſo vielen Kummer hat. Luiſens Zuſtand beſſert ſich zwar, Gottlob! aber lange werden wir die Sorge um ſie nicht ganz verwinden. . . . .

[illegible]

— Ich hätte wohl gewünſcht Dir meine Freude über Dein allerliebſtes Bildchen, und über Deine treuen Glückwünſche zu meinem Geburtstage ſelbſt ausſprechen zu können! Die kleine Scene iſt wirklich recht charakteriſtiſch ausgeführt, und das in des kleinen Mädchens

Trauer ſich miſchende Grauen über den todten Vogel — iſt in Geſicht und Händchen ſehr ſprechend ausgedrückt! Wäre ich vermögend, ſo müßteſt Du mir die Künſtler-Carriere machen! Ich glaube faſt, daß ein guter Maler in Dir ſteckt, Conrad! Wie freue ich mich darauf Dich wieder einmal bei uns zu haben! Bringe mir Alles mit, was Du in der letzten Zeit geſchrieben und gezeichnet haſt. Bitte Dir in einer Bilderhandlung eine Holzrolle aus, ſie kann nur wenig koſten, und wickle die Zeichnungen darauf, ſo transportirſt Du ſie am Beſten, und kannſt ſie ſogar in Deinen Mantelſack ſtecken, wenn Du ſie recht feſt wickelſt. Haſt Du nicht wieder einige Parabeln? — Ich ſchreibe jetzt fleißig für die Jugend, und werde Dir, wenn Du hier biſt, einige kleine Dramas mittheilen.

Am 8. März dachten wir Deiner recht viel. Du und Franz fehlten uns ſehr, Luiſe war ein recht frohes Bräutchen, obgleich eigentlich das Beſte an ihrem Ehrentage fehlte, nämlich der Bräutigam. Dafür müſſen nun ſeine treuen Briefe entſchädigen, und die ſind auch ſo gehaltreich und ſchön, daß ſie Luiſens Herz ſtets erfreuen. Du wirſt auch in Kurzem einen Brief von Dehorn erhalten. Er hat Liebe und Vertrauen zu Dir, und Du wirſt es gewißlich erwidern. Geſtern bekam Luiſe den Plan ihres künftigen Wohnhauſes, ſammt Entwurf der Umgebungen von Garten, Dorf und Eichenwald. Wir träumen uns ſchon ganz in dies Idyllenleben hinein.

So werden wir uns dereinſt wohl wieder in der Mark zuſammenfinden! Uebe Dich nur ſo viel Du kannſt, in Mathematik und Planzeichnen, wie in allen

Kenntniſſen, die ein Offizier haben muß, der einſt in's topographiſche Büreau eintreten kann. Franz will ſich auch noch zu dieſer Carriere vorbereiten. Sie ſoll die angenehmſte und lehrreichſte beim Militair ſein und führt die Begabten dereinſt zum Generalſtab. Mündlich mehr hiervon! Gott gab Dir Talente! Benutze ſie nach Deinen Kräften. Gott erhalte Dich geſund und bei gutem Muth, mein lieber Conrad. . . . . — —

Meine neueſten Arbeiten ſind: die bald erſcheinenden Gebete für die Jugend, und jetzt ein Buch mit Parabeln und Theaterſtücken für Kinder. Sonſt ſchreibe ich in die Frauenzeitung in Jena mehreres. . . . . .

An Frau Profeſſor H.

— Tauſend Dank für Ihr freundliches, herzliches Briefchen, in welchem ich meine geliebte Freundin ſo ganz ſprechen höre! Es iſt doch ein großer Troſt dieſer ſchriftliche Austauſch der Seelen! Ich wähne mich, wenn ich Ihre lieben Worte leſe, wenigſtens auf Augenblicke ganz nahe bei Ihnen, glaube Ihre Stimme zu hören und ſehe Ihr ganzes trautes Bild lebendig vor meiner Seele!

Diesmal iſt nun Conrad unſer Abgeſandter aus der Ferne. Er wird glückliche Tage in Brandenburg haben. Sie Alle werden die freundlichen Geſinnungen für uns auf ihn übertragen, und dies wird er auch bedürfen, denn gewiß wird er uns dort wehmüthig vermiſſen, und oft an uns denken.

Ja, liebe Freundin, daß es Weihnachten wird, ohne daß wir, wie ſonſt, unſer von ſtiller Chriſtfreude überwallendes Herz zuſammentragen ſollen, iſt traurig! — Sie werden aber meine Nähe empfinden! Ich werde mit meinen Gedanken innig um Sie ſein, und die geſchäftige Mutter im Geiſte ſchauen und ſegnen im Kreiſe ihrer beglückten Lieben.

Wir bringen den heiligen Abend bei Adelheid zu. Franz wird wahrſcheinlich zu uns kommen. Da wird es auch manche Freude geben, denn Kinder machen immer froh, und der Weihnachtsbaum wird mir alle ſeligen Stunden der Vergangenheit zurückführen.

Für alle Ihre intereſſanten Mittheilungen herzlichen Dank! Fahren Sie fort, mir von allen unſern Lieben zu erzählen, und beſonders von unſerm Kränzchen, auch was Sie leſen, und ob Geſpräch oder Lektüre das Uebergewicht gewinnt.

Mir fehlt noch immer eine ſo gemüthliche Leſeſtunde, doch iſt es wohl möglich, daß es mir vielleicht in der Folge gelingt, etwas Aehnliches zu bilden. Vor Kurzem erhielt ich Beſuch von zwei Damen, wovon die eine die Frau Majorin von W., mir ſchon in der Jugend lieb geweſen aber durch mehr als zwanzig Jahr aus meinem Geſichtskreiſe entrückt worden war. Die Freude des Wiederſehens wurde dadurch noch geſteigert, daß ich in derſelben eine durch die manigfaltigſten Verhältniſſe gereiſte, herrliche Frau wiederfand, die uns Allen ganz ausnehmend gefiel, und mir ein ſehr lieber Umgang bleiben wird.

Die andre Dame ſtellte ſich mir als eine Frau von

Großmann vor', deren Namen, ſie heißt Julie, mir aus mehreren Journalen bereits rühmlich bekannt war. Mehr wie dieſe Empfehlung aber ſprach eine wunderbare bekannte Aehnlichkeit mich an, und öffnete dieſer mir ſonſt fremden Erſcheinung Herz und Arme. Es war mir nämlich als ſähe unſer ſeliger Freund Neuendorff, vereint mit ſeiner Auguſte zugleich, aus dieſen Augen und Zügen mich an, und immer iſt es mir noch jetzt, ſo oft ich ſie ſpreche, als ſähe ich dieſe beiden lieben Menſchen zugleich.

Aber auch das Innere entſpricht dieſer Aehnlichkeit. Ich werde Ihnen ein Gedicht von Julien beilegen, damit Sie ſie auch liebgewinnen.

Die große Innigkeit dieſer beiden Frauen gegen mich und ein verwandtes Streben machen mir ihren Umgang ſehr angenehm. Sie würden Beide ganz in unſer Kränzchen paſſen, und auf Ihr trautes Plätzchen am Sopha, und das, meine ich, iſt genug geſagt.

Was meine Sonntage anbetrifft, ſo verlebe ich dieſe regelmäßig bei Adelheid. — Sie wiſſen wie ich ſie und die Kinder liebe! Aber dennoch iſt der Sonntag ſo ganz, ganz anders wie ſonſt! — — Mit meiner Geſundheit geht es jetzt, Gottlob! viel beſſer. Auch die Meinen fühlen ſich wohl. Luischen iſt ſehr fleißig und führt dabei die kleine Wirthſchaft. . . . . .

An Fräulein Sophie L.

Breslau, den 14. Febr. 1838.

Meine theure, geliebte Sophie!

So eilt denn wieder mein Herz mit doppelter Sehnſucht zu Dir, je länger der Raum war, der ſich wieder zwiſchen uns drängte! Dein lieber, theurer Brief kam glücklich in meine Hand. Er brachte mir ſo viel Liebes und Erfreuliches, aber auch die Trauer, daß Gott Dir einen ſo herben Verluſt in dem frühen Dahinſcheiden Deiner theuren Jakobine auferlegte! — O wie hab' ich dieſen Schmerz mit Dir empfunden, die ich es ja auch erfuhr, was das heißt von ſo inniggeliebten Menſchen zu ſcheiden! Wäre ich Dir näher, wie wollte ich Alles aufbieten Dich zu tröſten, Dir die Liebe Deiner verklärten Freundin wenigſtens einigermaßen zu erſetzen! — So bin ich Dir fern, und habe nur dies arme, ſchriftliche Wort, und ein ſtilles Gebet für Dich! O meine Sophie, wie ſelten wird uns das Glück dem Sehnen und Wünſchen unſers Herzens auch nur entfernt zu genügen, und wie iſt dies oft die ſchmerzlichſte Armuth, die mich drückt! —

Was Luischen betrifft, ſo haſt Du ganz recht gerathen! — Du kannſt alſo, meine treue Sophie, Tante und Nichte zugleich am 8. März in den Glückwunſch und die ſtille, fromme Fürbitte Deines Herzens einſchließen! Gewiß nimmſt Du aufrichtig Theil an Luiſens Glück, denn ſo kann ich mit allem Recht dieſe Fügung Gottes nennen, der ihr zu einer Zeit, wo ſo viel Leichtſinn herrſcht, einen ſo trefflichen jungen Mann zuführt, der zugleich ſein Auskommen hat, ſpäterhin noch reichlicher haben wird, und der Luiſens innern Werth, ihren einfachen, frommen Sinn ſo wahrhaft zu ſchätzen verſteht. Luiſe iſt gegenwärtig ſo blühend geſund, als glücklich. Sie liebt Dehorn mit aller Wärme ihres Herzens, und der Beruf als Pfarrfrau iſt ganz ihren Wünſchen gemäß, weshalb ich hoffe, daß Gott ihr auch die völlige Kraft zu demſelben ertheilen werde.

Nun theure Sophie laß mich Dir, zu Deinem, wenn auch noch etwas entfernten, Geburtstage meine innigſten Glückwünſche darbringen! Gott ſegne Dich, Du Getreue, mit ſeinen beſten Segnungen zum neubeginnenden Lebensjahre! Denke meiner an Deinem Geburtstag-Morgen, wo ich mit der zärtlichſten Liebe um Dich bin, und laß uns vereint unſre Bitten zum Herrn unſers Lebens tragen.

Was Du meine Sophie gewünſcht, will ich diesmal, wenn auch nicht gern, erfüllen. Es macht mir ſo große Freude, etwas für meine Lieben zu arbeiten, daß ich dies ungern aufgebe. — Aber ich will Dir gehorſam ſein, weil ich Deine zarte Liebe in Deinem Wunſche erkenne, und die kurzen Tage die Handarbeit etwas aufhalten. — Könnte ich nur wenigſtens eine Blume auf Deinen Geburtstagtiſch tragen, Du liebes, liebes Herz, aber ſo mit leerer Hand zu erſcheinen, fällt mir ordentlich ſchwer! Aber Du haſt Recht, und ich ſehe es ein, daß die Liebe deſſen nicht bedarf. Die Unſre ſoll fortbeſtehen auch ohne dieſe äußerlichen Dinge! Der Gedanke Du denkſt an mich, Du ſegneſt mich, iſt das Theuerſte, was mein Herz beglückt. Dies bewahre mir durch alle Zeit, ſo wie ich ſtets mit Schweſterliebe bleibe. . . . . .

Breslau, den 10. April [illegible].

— Was ſoll ich mit Dir anfangen, daß Du mich ſo fein dahin gebracht, mit leerer Hand zu Deinem Geburtstage zu erſcheinen. Und nun, nach dem von beiden Seiten geſchloſſenen Akkord, nur mit den treuen Glückwünſchen des Herzens unſer an jenen Tagen zu gedenken, kommſt Du dennoch mit einem Geburtstagsgeſchenk, das, je werthvoller, deſto beſchämender iſt! — — Was ſoll man mit einer ſo liſtigen Freundin anfangen? — Doch Scherz appart, meine Sophie! Du hätteſt diesmal wirklich conſequent bleiben ſollen! Es war ja die größte unverkennbare Liebe, die ſich in Deinem mir damals gemachten Vorſchlage ausſprach, und darum befolgte ich ihn, wenn es mir auch ſchwer wurde; aber darum hätteſt Du mir auch zeigen ſollen, daß Du den Trieb Deines guten Herzens ebenfalls überwinden kannſt! — Doch was Du auch thuſt, nie werde ich Deine Liebe verkennen, und ſo falle ich Dir auch jetzt dankbar an's Herz, das mich ſo gern erfreuen wollte, und das eine ſo gehaltreiche Gabe für mich gewählt! — Es war dies Buch mir ſchon früher durch meinen Verleger, Herrn Bädeker, bekannt. Ich hatte eine empfehlende Anzeige über daſſelbe in der Abendzeitung geſchrieben, und das Buch ſelbſt als erſtes Geſchenk meinem geliebten künftigen Neffen, dem Prediger Dehorn geſandt. Nun kam es durch Deine Güte wiederum in meine Hand, um mir nun ein doppelt werthes Eigenthum zu bleiben, und mir ein neuer Beweis zu ſein, wie verwandt ſich unſer Geſchmack und unſre Seele iſt. —

Nun meine theure Sophie, muß ich Dir voll Freude mittheilen, daß meine gute Siegroth am 27. März einen lieben, geſunden Knaben geboren hat. Gott hat ihr ſehr gnädig über dieſe ſchwere Zeit hinweggeholfen. Sie, ſo wie das Kind, erfreuen ſich des beſten Wohlſeins, und mein Schwager iſt höchlich beglückt über dieſes frohe Ereigniß.

Nun ſoll am 5. Mai, dem Geburtstag meiner Schweſter Rekowſky, die Taufe des Knaben ſein. So beſchenkt und ehrt eine Schweſter die Andre, ſo daß die Geburtstage zu Doppelfeſten werden.

Womit ſoll ich aber meine Schweſter anbinden? Ich habe nichts als poetiſche Kinder, nur dieſe kann ich darſtellen in dem Tempel der Liebe. Und ſo, meine theure Sophie, wirſt Du mir auch erlauben, daß ich mein jüngſtes poetiſches Kind, Dir in Kurzem überſende. Sind es gleich nur Gebete für die Jugend, ſo wird Dein theilnehmendes Herz doch vielleicht gern einen Blick hineinwerfen, denn es enthält eigentlich das Allerheiligſte des Herzens, worinnen Freunde gern bei Freunden zu Hauſe ſind. Ich habe Herrn Bädeker gebeten, daß er Dir es ſende. Nimm dies Andenken der Liebe nachſichtsvoll auf, und ſuche damit Dir angehörigen, jungen Herzen wohlzuthun.

Wegen des Gedichtes, was Du von dem jungen Brautpaar wünſchteſt, habe ich ſogleich an Dehorn geſchrieben. Schreibt er, ſo hoffe ich es Dir noch beilegen zu können, wo nicht, ſo erhältſt Du es ſpäter ganz gewiß. Behalte Beide in Deiner Liebe! Luiſe dankt Dir mit inniger Rührung für Deinen ſo liebevollen Segen zu ihrer Verbindung! Sie iſt glücklich und froh und *Wir* ſehr beſchäftigt mit ihrer Ausſteuer. Auch ſind wir im Begriff in Kurzem eine angenehme Reiſe zu machen. Unſre Heimat Schweidnitz, unſer theuern Mutter Grab, — die geliebten Berge — Alles wollen wir aufſuchen, und Luiſen zeigen! Gedenke unſer in dieſer ſchönen Zeit! Ich werde dort auch die *Stimmen der Berge* hören!

Lebe wohl, Du Theure! Tauſend Mal hab' ich Deiner am 11. gedacht! Es war ein ſchöner, ſonnenheller Tag, ich konnte mich am offenen Fenſter an den ſüßen Blumen erquicken, die mir mein Geburtstag gebracht hatte, und die an Deinem, immer noch ſchöner blühen. Da habe ich Manche im Stillen Dir dargereicht, und traurig in die Ferne geblickt! —

Gott wolle Dir nun auch ein ſonnenhelles Jahr geben! Genieße des Frühlings recht ſorgfältig, damit Du Dich recht ſtärkeſt und erhebeſt! Ich will es auch thun, und Kräfte ſammeln zu neuem Fleiß.

An Frau von O.

Breslau, den [illegible] März [illegible]

Theure, innig verehrte Freundin!

Wie thut der Gedanke in einem ſo edlen Herzen wie das *Ihre* fortzuleben, dem meinigen wohl, und wie muß ich es immer wieder auf's Neue beklagen, daß mir im vergangenen Sommer das Glück Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft nicht geworden iſt. Doch auch dieſes Band, ſo rein geiſtig, webt ſich wie ein goldner Faden des Herzens in mein Leben, und wer weiß kommt nicht im Laufe der Zeit der erſehnte Augenblick, wo ich Ihnen wie einer längſt vertrauten lieben Freundin in die Augen blicken darf, ergänzend, was das unvollkommene flüchtige Wort nur andeuten kann!

Für Ihre herzlichen Wünſche zu meinem Geburtstage, wie für das köſtliche Blumen-Angebinde und Blumen-Täſchchen, meinen innigſten Dank. Hätten Sie geſehen wie die Blumen in ihrer vollen Pracht aus dem Mooſe hervorſtrahlten, wie ſie noch athmeten in vollem Leben, und Ströme des Wohlgeruchs verſandten, Sie hätten meine Freude und mein Staunen getheilt, das einem Wunder zu begegnen vermeinte, denn daß ſo zarte Blumenkinder, namentlich Roſen vierzig Meilen weit ſo glücklich überſtehen könnten, hätte ich nimmer geglaubt! Nun blühen ſie und duften an meiner Seite und erzählen mir von allen ſüßen Wundern des Frühlings und des Auferſtehens, und knüpfen an die Wonne des Augenblicks die ernſte Betrachtung.

O! theure Freundin, wer ein geliebtes Herz vergeblich ſucht bei den wiederkehrenden Wonnen des Frühlings, wer die Blicke lauſchend hinaufhebt und dann wieder fragend zur Tiefe ſenkt, dem haben Blumen doppelte Bedeutung, dieſe Wunder der Allmacht, aufſteigend aus winterlichem Grabe mit dem Leben verkündenden Antlitz! Ich habe dies oft erfahren und mich ſatt geweint an Wehmuth und Sehnſucht über dieſe bedeutungsvollen Buchſtaben im großen Schöpfungsbuche! Alles geht dahin — und Alles wird wiederkommen, erneuert, verklärt, und der irdiſche Frühling der Liebe wird zu einem himmliſchen erblühen.

Das ſagten mir Ihre Blumen, das rufe ich Ihnen zu, und Allen, die ein theures Herz der Erde zurückgeben. Glauben Sie mir, daß ich tief mit Ihnen und unſerer lieben Amalie getrauert habe, und ich hätte dies um einen ſo ſeltnen und edlen Mann gethan, auch ohne daß ich gewußt hätte, daß er Ihr Bruder war.

Daß Sie mir Hoffnung geben, unſere liebe Frau von Eberty vielleicht im Lauf des Sommers in Schleſien zu ſehen, freut mich innig! Auch ſie deutet auf dieſe Reiſe hin, und ich wünſche nun beſonders, die Zeit derſelben zu wiſſen, um möglichen Störungen unſers Wiederſehens vorzubeugen, denn wir ſind zu vielen Beſuchen eingeladen. Reizend wäre die Ausſicht mit dieſer empfänglichen Seele wenigſtens einige Schönheiten Schleſiens zu beſchauen! Wie gern hätte ich an Ihrer Seite Warmbrunn wiedergeſehen! ....

An die Frau Profeſſor H.

Breslau, im Frühjahr 1828.

Hat wohl Ihr gutes Herz gefühlt, wie oft ich Ihrer dachte, in dieſer Zeit, wo ich Sie von der bangen

Sorge für Ihre liebe Eliſe ſo bedrückt wußte? O gewiß, Sie müſſen es empfunden haben, und vielleicht hat der gnädige Gott bereits unſer Flehn erhört, und Ihrem lieben, zarten Kinde wieder geholfen, das ſo lange leiden und Sie bekümmern mußte! Auch von unſrer lieben Auguſte Neuendorff hoffe ich daſſelbe zu hören. Wenigſtens gab uns Dehorn in ſeinem letzten Briefe dieſen Troſt, indem er uns von der Beſſerung beider lieben Kinder erzählte.

Sie haben nun wohl ſchon durch Frau v. Eberty erfahren, meine beſte Freundin! daß unſere Adelheid um ein geſundes Söhnchen reicher geworden iſt! Sie iſt, ſammt dem Kinde recht wohl, und wir ſind häufig bei ihr, beſonders Luiſe, die gar zu gern bei dem Anziehen der Kinder behülflich iſt. So iſt denn auch dieſe Sorge glücklich überwunden und ſo wolle der treue Gott ferner helfen, denn Prüfungen und trübe Erfahrungen bleiben im Leben nie gänzlich aus. —

Das liebe, ſchöne Oſterfeſt iſt nun herangekommen! und ich ſehne mich wieder lebhaft nach meinem Brandenburg, an die heiligen Stätten, wo ich ſo gern des Feſtes Morgen in lieber Gemeinſchaft feierte.

Eine ſchöne Kirchen-Muſik hat mein Herz recht feſtlich geſtimmt. Ich möchte nun mit Ihnen in die Kirche gehen, und Oſtern halten! Hier iſt mir dieſe Erquickung ſo erſchwert! Die beſſeren Prediger predigen in ſo entfernten Kirchen, daß ich ſie kaum erreichen kann, und in der Nähe bleibt mir nur die katholiſche Kirche, die, wenn ſie auch wirklich einen ſehr trefflichen Geiſtlichen beſitzt, doch nicht alle meine Herzensbedürfniſſe erfüllt. Dazu bin ich dieſe Feiertage nicht wohl, ſo daß ich ſchwerlich auch dieſe nähere Kirche werde beſuchen können, ſo bleibt mir nur der ſtille Tempel des Herzens, wo ich beten kann, und hier wird manch liebes Bild mit mir ſein, und ich werde Vergangenheit und Gegenwart zugleich umfaſſen, und die Wünſche für unſre Zukunft dem Alliebenden an's ewig treue Vaterherz legen.

Bald wird nun der größere Tempel, der der erwachten Natur, vor uns aufgeſchloſſen ſein, und wir werden aus ihm nehmen: Kraft, Erneuerung und freudiges Leben in Fülle!

Der 15. Mai, ſo Gott will, führt uns in die Berge meiner lieben Schweidnitzer Gegend. Dann wollen wir erſt unſer eigentliches Vaterland begrüßen! Wir freuen uns Alle wie Kinder darauf! Meine Freundin von Großmann will mir dorthin folgen. Wir wollen einige ſchöne Punkte zuſammen beſchauen. Wüßte ich Sie, meine Freundin doch in Salzbrunn, und könnte mit Ihnen dies reizende Thal durchwandern! . . . .

Breslau, den 23. Mai 1838.

— Könnte ich doch dieſen Augenblick einen Blick in Ihr Stübchen thuen, und ſehen, wie es mit Ihnen und Ihrer lieben Eliſe ſteht! Ich habe recht mit Ihnen gebangt und gelitten in der letzten Zeit, wo ſo ungeſunde, wechſelnde Witterung alle Krankheitsanfälle erneuerte und verlängerte! Gott wolle Ihnen indeſſen geholfen haben! Mit Sehnſucht ſehe ich einer Nachricht entgegen! Ach — daß wir doch einen Telegraph erfinden könnten! Ich habe nun heut dem ganzen lieden Kränzchen geſchrieben. Aber mein volles Herz bedurfte noch einiger Extrablätter, wozu denn auch dieſes gehört. Sehen Sie nicht auf die matte Handſchrift, ſondern auf das Herz, das ganz friſch iſt, und über den Invaliden an ſeiner Seite ſich ärgert, der immer früher mit ſeinen Kräften fertig iſt!

Wie oft habe ich am 8. des ganzen, theuern Kreiſes gedacht, in welchem ich im vorigen Jahre ſo glücklich war! Aber auch noch ganz beſonders dachte ich an Sie und unſre liebe Neuendorff, als das Verlobungsfeſt unſerer Luiſe ſich in meine Geburtsfeier miſchte, und nun wirklich in's Leben getreten war, was wir vor einem halben Jahre als freundlichen Traum begrüßten, zu deſſen Verwirklichung noch ſo wenig Hoffnung war. Ja, Sie und Auguſte müſſen ganz beſonders an dieſem Ereigniß Theil nehmen, das ſagt mir mein Herz, da Sie die Erſten waren, die es als ein Geſegnetes für uns anſahen, und das mit vollem Recht, denn Gottes Segen ruhte gewiß von Anbeginn darauf, weil unſer unvergeßlicher Freund es ſeinem Schutze empfohlen. Luiſens Glück iſt ſomit zum Theil ein theures Vermächtniß unſers Neuendorff, und dies verwebte das Andenken an denſelben mit doppelter Innigkeit in dieſen Tag, auf welchen ſein Auge aus himmliſcher Höhe gewiß ſegnend herabgeblickt hat. Theilen Sie unſerer Auguſte dieſe Zeilen mit, denn ich hätte ihr dies Alles ſelbſt geſagt, wenn nicht dies Mal der Briefe zu viele würden. Grüßen Sie die Geliebte tauſend Mal, wie auch das Herzens-Kind Auguſte, deſſen Kränklichkeit mir vielen Kummer gemacht hat, und daß ich, ſammt Ihrer lieben Eliſe, mit innigem Gebet an Gottes Vaterherz lege.

Bald kommt nun die ſchöne Zeit, wo Sie Ihre Küchlein in's Freie führen werden, in den goldnen Sonnenſchein, wo Alles erſtarkt und auf's Neue erblüht. Könnte ich Sie doch auf ſolchen Gängen begleiten! Auch ich habe noch immer den langſamen Schritt einer Reconvalescentin, und ſchiebe dies auf unſer hohes Quartier, was wohl doch die Bruſt etwas angreifen mag. Sonſt bin ich viel geſunder als anfänglich, ſchreibe auch ziemlich fleißig, und fühle mich recht gemüthlich in meinem Stübchen, das ſeit dem 8. ein wahrer Blumengarten geworden iſt. Frau von Großmann iſt außer meiner Schweſter Siegroth unſer einziger Herzens-Umgang. Wir kommen Mittwochs zuſammen und theilen uns die Früchte unſers Fleißes und die Bemerkungen über Geleſenes mit. Ich habe das Kränzchen gebeten die Frauenzeitung zu beachten. Kommt ſie ein Mal in Ihre Hand, ſo werden Sie Manches finden, was Ihnen gefallen wird. Sie wird von Frauen für Frauen geſchrieben und überſchreitet nicht die Sphäre weiblicher Intereſſen.

Unſre kleinen Singvögel im Siegroth'ſchen Revier zwitſchern, daß es eine Luſt iſt anzuhören. Das iſt ein Kinderneſt, das Sie ſehen ſollten! Komme ich, ſo ſtrecken ſich alle ſechs kleinen Aermchen mir entgegen, und das Kleinſte, das noch nicht ſprechen kann, ſchmiegt ſein Geſichtchen an mich an, und wird nicht ruhig, bis ich es auf den Schooß genommen. Kinder ſind doch mein ganzes Leben, und ich weiß nicht wie das werden wird, wenn ich ein Mal von hier ſcheiden werde; ich denke, ich nehme mir ein Singvögelchen mit!

Theuerſte Seele, die Zeiten rollen, Schmerzen und Freuden wechſeln, Alles findet ſein Ziel. Aber die Liebe ſteht darüber, ruhig harrend, denn ſie weiß, daß ſie doch die Siegerin bleibt, und daß die Zeit ihr dereinſt unterthänig wird! —

Leben Sie wohl, bleiben Sie heiter, geſund, immer hoffend! Ihr lieber Brief begleitet mich ſtets wie ein ſtiller Talisman, und wenn ich ein ruhiges Stündchen habe, halte ich Kränzchen mit Ihnen und allen Lieben im Geiſte; dann höre und ſehe ich Sie Alle. . . .

Breslau, den 12. Aug. 1839.

— Vor allen möchte ich nun fragen, wie geht es Ihnen, wie Allen Ihren Lieben, in deren Mitte Sie jetzt Ihre Tage genießen? Ach, wären Sie doch wohl, und minder von Kummer und Mitgefühl bewegt, als ich vermuthen muß, nach den letzten Mittheilungen unſer lieben Maurer in Bezug auf die Ihnen und auch mir ſo theure Familie G.! Ach Gott! daß doch die Hand des Geſchicks oft ſo ſchwer auf den beſten und weichſten Menſchenherzen ruht! — Wäre ich doch mit Ihnen in Zerbſt, und könnte dies Alles mittragen! Mitzutragen iſt ja das Einzige, was ein liebendes Herz leiſten kann, da wo es zu helfen zu ſchwach iſt, und ich weiß, auch Sie, Liebſte! finden Ihre einzige Beruhigung darin!

Wie es uns geht, welchen ſchweren Verluſt meine arme geliebte Adelheid erlitten, wiſſen Sie bereits. Das war wieder ein recht unerwarteter Einbruch in unſer ſtilles Familienglück! Mitten aus dem längſt erſehnten Genuß des Frühlings, an lieber heimatlicher Stelle, mitten aus den ſüßen Freuden des Wiederſehens aller unſrer Lieben in der Schweidnitzer Gegend; wurden wir abgerufen an das Schmerzenslager unſers armen Schwagers! — Vierzehn Tage noch waren wir Zeuge ſeiner großen Leiden, dann nahm ihn der Tod ſanft in die Arme, und wir fühlten uns gedrungen, Gott für ſeine Befreiung zu preiſen! — Nun ſteht meine Adelheid mit vier kleinen Kindern eben ſo hülfsbedürftig da, wie damals meine arme Rekowsky, denn wenn auch mein Schwager ein kleines Vermögen hinterläßt, ſo iſt es doch nicht hinreichend ſie vor großen Sorgen zu ſchützen, zumal das Pupillen-Collegium oft ſehr ſtörende Einmiſchungen thut. So auch, fürchte ich, wird dies einſt ſehr unſerm Wunſch hinderlich ſein, gemeinſam in die Mark zurückzukehren. Ich halte mich zwar immer noch an dieſen Lieblingsgedanken, aber Gott weiß allein, ob ſich dieſe Hoffnung erfüllen wird! — Möchte ſein Wille uns doch nicht zu Schweres auferlegen! Dieſem würde ich aber nicht entgehen, wenn ich von einer oder der andern Schweſter ſcheiden müßte!

Adelheid iſt oft ſehr hinfällig, und die Kinder machen ihr viel zu ſchaffen. Leider wohnen wir uns immer noch nicht nahe genug, um uns täglich zu ſehen. Ich war jetzt durch Unwohlſein wieder acht Tage abgehalten hinzukommen, und ſo kann vollends der Winter manche Störung bringen, was meinem Herzen ſehr ſchmerzlich iſt. Ich liebe ihre Kinder ſehr, und möchte gern Alles für ſie thun. Wäre ich nur jünger und kräftiger, dann dürfte ich frohere Hoffnungen hegen.

Von mir ſelbſt kann ich Ihnen wenig erzählen, indem ſich ein Tag um den andern ruhig und gleichmäßig abſpinnt, ich keine neue Bekanntſchaft ſuche, trotz manchem Bedürfniß meines innern Lebens, ſondern meinem Vorſatz getreu bleibe, nur meinem Familien-Kreiſe zu leben. Meine Freundin Großmann iſt in Marienbad, wo ich ſie an unſern guten, lieben Juſtizrath Maurer empfahl, der ſie auch freundlich aufſuchte, leider aber bald nach ihrer Ankunft abgereiſt iſt. Wiedergeſehen habe ich im Frühjahr manche liebe Erſcheinung aus früherer Zeit; ſo auch den alten Dichter Neubeck, den ich zu Altwaſſer fand (dieſes Ereigniß iſt ſogar in die Zeitungen gekommen, wo ich bereits ſchon mehrmals zu meinem Erſtaunen figurirte).

Heut erhalten Sie nun auch das längſt verſprochene Gebetbuch, mit der Bitte es Ihrer lieben Kindern von mir zu geben. Auch die andern Bücher folgen bei, mit Angabe derer, die ich Sie erſuche an einige meiner Lieben zu vertheilen. ....

— Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß ich in meinen Gedanken den October mit dem September verwechſeln und als ein ſo voreiliger Gratulant bei Ihnen erſcheinen konnte! Aber Glückwünſche aus treuem Herzen kommen immer zur rechten Zeit, und damit will ich mich tröſten, und nun noch einmal mit Ihnen Geburtstag halten! Theure, geliebte Conradine, wie wohl hat mir wieder Ihr lieber, herrlicher Brief gethan, und wie möchte ich nun ſogleich mich aufmachen und zu Ihnen eilen in das lichte, hohe Haus, wo ich ſo oft freudeklopfenden Herzens eintrat.

Ja, könnte ich dies am 10. mit dem warmen, vollen Herzen, voll Dank und Liebe, wie glücklich wollte ich mich preiſen! Wir wollten dann wieder einmal recht Seele um Seele tauſchen, und in dem ſchweſterlichen Einverſtändniß derſelben fühlen, daß wir uns durch alle Zeiten gehören! Ja, durch alle Zeiten! Dies iſt mein Troſt, wenn mein Blick in die Zukunft ſchweift, und ich mir geſtehen muß, daß mir Wunſch und Wille auf's Neue durch eine theure, heilige Pflicht gebunden werden kann! Ach auch Sie ſcheinen dieſen Gang meines Geſchickes zu vermuthen, — Sie blicken wie ich erwartungsvoll ſeiner Entſcheidung entgegen! Theure Conradine! Ich kann nichts ſagen, als: Wie Gott will! — Er, der meine Kraft kennt, wird mir nicht mehr auflegen, als ich zu tragen vermag! Ein Jahr iſt noch lang — viel kann ſich in demſelben ereignen, und Sie haben ganz recht, wenn Sie ſagen, es kommt meiſt immer ganz anders, als wir Kurzſichtigen denken.

Könnte man ſich doch für die wenigen Jahre, die man auf Erden noch zu wallen hat, Kräfte der Jugend ankaufen, um Alles friſcher und freudiger zu beginnen, was uns übertragen wird! Dieſen Wunſch hege ich für mich und meine Schweſter Siegroth zugleich, deren von vielen Leiden erſchütterte Kraft, gleich der meinen, bei dem ernſten Geſchäft der Erziehung von vier kleinen Kindern, kaum mehr ausreichen wird. Doch ich will mich nicht bangen Gedanken hingeben, ſondern mich an das Wort halten: daß Gott in den Schwachen mächtig iſt. — Sie, meine theure Conradine, unſere theure Maurer und alle edle Mütter meiner Bekanntſchaft ſollen unſer Vorbild und Troſt ſein! Auch Sie waren ſo vielfach leidend, und Gott half Ihnen doch über die Jahre der härteſten Prüfung glücklich hindurch, und wird Sie nun mit immer ſchönern Freuden belohnen! O wie bewundernswürdig erſcheint mir jetzt immer mehr und mehr der ſchwere und doch ſo ſchöne Beruf der Mütter, und wie möchte ich alle Kränze des Ruhmes, die man oft ſo unpaſſend verſchwendet, zuſammentragen, um ſie als Kronen wahren Verdienſtes den ſtillen, ſich aufopfernden, unermüdlich treuen Müttern zu Füßen zu legen! —

Mit Ihrer Verſicherung, daß mein kleines Gebetbuch den Herzen Ihrer Kinder werth geworden, haben Sie mich ſehr erfreut! — Ich werde nun ſehen, daß ich auch das zweite Buch für Kinder bald beende, das die kleinen Bühnenſpiele enthalten wird, und das Sie ſo freundlich in Ihren Kreis einführen wollen. Ich möchte jetzt nur immer für Kinder ſchreiben, und doch macht man auch anderſeits Anforderungen an mich. Kennen Sie die Frauen-Zeitung ſchon, in Jena von Luiſe Marezell dirigirt? Sie bringt recht viel Gutes, und Herr Wieſicke ſollte ſie doch auch in den Journal-Zirkel aufnehmen. ....

Breslau, den 6. Nov. 1838.

— Könnte ich nur immer ſogleich an Ihr liebes, treues Herz eilen und Ihnen danken, wenn ein Briefchen von Ihnen gekommen iſt! Ach, die Sprache Ihrer Liebe, die ſich immer gleichbleibt, thut mir ſo wohl, und führt alle Seligkeit unſrer trauten Stunden zu meinem Herzen zurück! — Ja, dieſe Stunden! könnte ich ſie erkaufen, könnte ich ſie wenigſtens für meine Sonntage zurückgewinnen; viel, viel gäbe ich darum! Was würden wir uns Alles zu ſagen haben; wie Manches wird im Innern erlebt und eben ſo im Aeußern, wovon ſich brieflich ſo wenig mittheilen läßt. — Aber die Zeit geſtattet die Wiederholung unſrer liebſten Stunden ſo ſelten und weiſt uns immer wieder an die Erinerung und an die dankbare Erkenntniß deſſen, was wir beſaßen. Und dieſe beiden Kräfte meiner Seele, ſie wachſen und entfalten ſich immer mehr; je unerſetzlicher ich den Verluſt fühle, den ich im Hinblick auf Brandenburg beklage. Gott gab mir viel in jenen unvergeßlichen Jahren, die ſchönſten Güter, die das Leben zu bieten vermag. Meine Seele erſtarkte an dem Glück jener Tage, ihre Kräfte ſollten ſich erhöhen, weil vielleicht noch mancher ſteile Weg übrig war, den ich mit den Meinen zu wandeln hatte!

So, liebſte Conradine, nehme ich jene ſchöne Vergangenheit, und ſegne Sie und Alle, die meiner Seele wohlthaten. Ach, wie innig auch die, die ihre Miſſion auf Erden ſchon vollbracht haben, und heimgekehrt ſind!

Sie ſchreiben, meine theure Conradine! daß es mit Ihrer Geſundheit nicht gut gehe? — Dies bekümmert mich ſehr, da wir nun vollends dem rauhen Winter entgegengehen! Gott aber wird unſer Gebet erhören, und dieſen Kummer gnädig an den Ihren vorüberführen, und die treueſte Mutter noch lange ihren Kindern erhalten! Was Sie mir von der ſchönen Entwickelung Ihrer Eliſe ſagen, beſtätigt nur, was ich immer geahnt. Sie gehört zu den idealen Naturen, in denen eine innere ſchöne Harmonie von ſelbſt bildet, was wir bei andern ſelten durch die ſorgfältigſte Erziehung erreichen; Gott erhalte und beſchütze das geliebte Kind! Er mache es ſo glücklich, wie es liebenswürdig werden wird, und laſſe es ſeinem Herzen nie an ſeinem Lebens-Elemente: der Liebe, fehlen.

Mit vieler Theilnahme habe ich von Ihren Zerbſter Lieben gehört und geleſen! Wie tief ſchmerzt mich Roſaliens Geſchick! — Gott erhalte ihr den ſchönen Sinn und die Kraft, mit der ſie ſo würdig das ſchwere Geſchick trägt! — Grüßen Sie alle theuren Zerbſter von mir, beſonders auch unſere Sintenis, wenn Sie einmal Gelegenheit haben, ihr meinen Gruß zu ſenden. Ich werde ihre freundliche Erſcheinung nie vergeſſen.

Mit uns, theure Conradine! geht es erträglich. Luischen hat uns wegen eines hartnäckigen rheumatiſchen Uebels lange Zeit Kummer gemacht, doch hoffen wir, daß es dem Arzt nun wohl gelingen wird, ſie davon zu befreien, da er nun ernſtere Maßregeln ergreift. Sie bekam geſtern einen ſehr lieben Brief von Dehorn, nach dem ſie lange ſich geſehnt. Auch er iſt leidend geweſen, fühlt ſich aber ſonſt ſehr zufrieden. Gott führe dieſe beiden lieben Menſchen glücklich zuſammen, ihre Vereinzelung läßt jedes Leid ſchwerer ertragen!

Bald kommt nun das liebe Weihnachtsfeſt, wo unſer Conrad vielleicht wieder ſo glücklich iſt, Sie Alle zu ſehen! — Ach, denken Sie, daß ich dann auch unter Ihnen bin! Ich feire jedes Feſt mit Ihnen, meine Freundin! bin immer bei Ihnen mit Segenswünſchen der Liebe! ....

Breslau, den 5. Januar 1829.

— Ich kann den Abgang unſrer gemeinſchaftlichen Brieffendung nach Brandenburg nicht abwarten, und benutze lieber eine nach Berlin abgehende Gelegenheit, um Ihnen, meine theure Freundin, den frohen Neujahrs-Gruß meines Herzens und die treueſten Glückwünſche deſſelben zuzurufen! Ach, haben Sie nicht gefühlt, wie ich in dieſen ſchönen Feſttagen voll inniger Sehnſucht um Sie war, wie ich beſonders am heiligen Chriſtabend lebendig Ihrer dachte, und mir das liebe, theure Bild wieder vergegenwärtigte, die mütterliche, geliebte Freundin im Kreiſe ihrer holden Kinder!

Ja, ſo ſtill es von außen um uns war (denn Krankheit trübte uns leider dieſes Feſt), ſo lebendig war es im Innern! An ſchönen, erquickenden, überraſchenden Freuden fehlte es auch nicht, auch ſchwebte ein Engel aus Brandenburg zu mir herüber, ein liebender, milder, aber verhüllter Engel, der mir ſein Amt im Kreis der Meinen übertrug, und mir ein unerwartetes Glücks-Füllhorn in den Schooß ſchüttete. — O wie hat mich dieſe verhüllte Engelsthat ſo überraſcht und gerührt! — Ich möchte ihn doch aber gern ſehen und kennen, und hoffe, Sie, liebſte Conradine, Sie werden mir dazu verhelfen! Die Handſchrift hatte mit Ihrer und der geliebten Müller Hand entſchiedene Aehnlichkeit, die Aufſchrift des Brieſes aber glich ſo der Handſchrift unſers Conrads, daß ich darauf geſchworen hätte, er habe es geſchrieben. Das kleine, liebe Gedicht aber, was das werthvolle Geſchenk begleitete, war ganz verwandt mit den zarten M.......... Gedichten, die mir früher zu Theil wurden, und ich irre mich gewiß nicht, wenn ich den Quell dieſer mich ſo hoch überraſchenden Weihnachtsgabe, in dieſen beliebten Kreiſen ſuchen.

Wiſſen Sie nichts hiervon, theure Freundin, was ich aber kaum glaube, ſo erzählen Sie doch gelegentlich unſern theuern Müllers, oder Paſchkens, die ich auch ein wenig im Verdacht habe, von meinem Weihnachts-Engel, und beobachten Sie dabei ſämmtliches Perſonal. Meine Vermuthung ſchweift in vielen lieben Kreiſen umher, aber immer wieder bleibt ſie bei einem Dreiblatt ſtehen, weil Handſchrift und Gedicht und That hier Alles ſo ganz übereinſtimmt, daß ich faſt nicht zweifeln kann.

Wiſſen Sie wohl, daß mir ſchon etwas Aehnliches in Brandenburg geſchah? — Wie drängte es mich damals ſchon, den unbekannten Freunden von Herzen zu danken, und doch durfte und konnte ich nicht, weil mir Niemand das Geheimniß enthüllte. Soll auch dieſer Engel verſchleiert bleiben? Sagen Sie mir doch wenigſtens, ob Sie ihn kennen und um das Ganze wiſſen? Aber Sie werden ſchweigen wie damals, und ich werde mich damit begnügen müſſen, das unbekannte, liebevolle Herz, das meine Sorgen, meine Freuden zu den Eigenen macht, im Stillen zu ſegnen!

Ich bin ganz heiter geworden, ſeitdem mir ein Engel begegnet iſt. Auch iſt es ſeltſam, daß ſich an dieſe Freuden nun Freude an Freude knüpfte, meiner Schweſter Siegroth Geneſung, dann Luiſens ſichtliches Beſſerwerden, und noch andre gute Zeichen und Freuden, ſo daß ich recht mit Hoffnung und Zuverſicht das neue Jahr begann! Gott führe es gnädig an uns Allen vorüber! Allen meinen fernen Lieben bringe es Segen und Freude, und Gedeihen und Geſundheit den Kleinen und Großen! Sagen Sie meiner theuern Neuendorff, Müllers, Schröders, Paſchkens, Maurers, Herrn Seiberts, Schulzens, Arnolds, von Eberty, Allen, Allen, denen Sie von unſern Lieben begegnen, auch dem guten Reg. Nickel und Fräulein Winter herzliche Grüße und Glückwünſche von uns, beſonders aber Ihrem lieben Familien-Kreis in Brandenburg und Zerbſt, der ſich wohl in dieſen Feiertagen wieder zu einem geſtaltet haben wird. —

So eben erhalten wir einen Brief von Dehorn. Er ſchreibt, daß er Sie, liebſte Freundin, leidend gefunden, und dies trübt auf einmal meine frohe Stimmung! — Gute, liebe Conradine, wüßte ich doch, wie es Ihnen in dieſem Augenblicke geht! Ach, wie peinlich iſt die weite Entfernung in ſolchen Augenblicken! An mein Herz möchte ich Sie nehmen und pflegen, und täglich wiederkommen, und leiſe und liebend um Sie walten, bis Sie wieder ganz geſund wären!

Der Allmächtige vollbringe, was ich arme Schwache, Entfernte nicht kann, und helfe Ihnen bald wieder zu völliger Kraft! .....

An Fräul. Sophie L.

Breslau, den 18. Febr. 1839.

So ſende ich denn wieder ein Herz voll inniger Segenswünſche zu Dir hinüber, mich zu dem lieben Tage hinträumend, deſſen Annäherung die wärmeren Sonnenblicke und bald auch die aufſteigenden Lerchen verkündigen. Möchteſt Du ihn, meine theure Freundin, mit heiterem Gemüth und möglichſter Geſundheit begrüßen, den lieben 11. März, und Gottes Gnade ein Füllhorn reichen Segens über Dich ausſchütten und Dich väterlich und ſanft geleiten auf der neuen Lebensbahn! Du liebe treue, innig theure Seele. Wie gern durchſchiffte ich den weiten Raum, der uns trennt, um Dir den Glückwunſch der Liebe ſelbſt darzubringen! Aber nur der Gedanke vermag Dich zu erreichen und das arme ſchriftliche Wort — und doch werden wir die Gemeinſchaft unſrer Seelen empfinden und uns im ſtillen Gebet vor dem Throne des Allerhöchſten begegnen!

Ich beginne nun heut mit tauſend Grüßen und den herzlichſten Glückwünſchen von all den Meinen, beſonders von unſrer guten Luiſe, die ſich nach und nach wieder in ihrer Geſundheit befeſtigt und mit frohen Hoffnungen der Zukunft entgegenſieht Sie bittet mich, Dir zu erzählen, daß ihre Verbindung, ſo Gott will, nun bald nach Pfingſten gefeiert werden wird, und ihr treuer Dehorn ihr verſprochen hat, bald nach ihrer Hochzeit das ganze ſchöne Gebirge zu bereiſen. Eine wunderbare Fügung des Himmels hat es gewollt, daß er früher als er gedacht, zu dem vollen Gehalt ſeiner Pfarre gelangen ſollte. Sein alter Vorgänger, dem er einen bedeutenden Theil ſeiner Einkünfte abtreten mußte, iſt vor Kurzem heimgegangen, und ſo werden die jungen Eheleute in eine recht bequeme Lage verſetzt werden, da die Stelle ſehr einträglich iſt. Giebt Gott nunmehr der guten Luiſe vollkommene Geſundheit, um was ich täglich zu dem Herrn flehe, ſo wird ihre Lage eine eben ſo angenehme als ſegensreiche ſein. Dazu kommt noch das Glück, daß Dehorn ſich der ausgezeichneten Zufriedenheit und Liebe ſeiner Gemeinde zu erfreuen hat. Eine Deputation derſelben hat vor Kurzem dem Patronatsherrn, der ihn eingeſetzt, Dank dargebracht für die Zuführung eines ſo guten Pfarrherrn, und ich hoffe, daß auch Luiſe ſich bald das Vertrauen der guten Leute erwerben wird.

So kommt denn die Zeit immer näher, wo uns dieſe ſchwere Trennung bevorſteht. Gott gebe uns Kraft dazu. Je älter man wird, je ungewiſſer wird jedes Wiederſehen, ach, und wie gern wäre ich der guten Schweſter nach der Mark gefolgt, wo ſo viele Freunde mir leben.

So viel denn von uns, meine theure Sophie! denn ich weiß, daß Du bei Deiner Theilnahme Schritt für

Schritt mit uns fortgehſt und gern in unſer Leben blickſt.

Welche große Freude Du mir durch die ſchönen Muſikalien gemacht, habe ich Dir ſchon im vorigen Briefe ausgeſprochen. Ganz beſonders erfreut uns die Compoſition meines Liedes, und tief empfinde ich dabei die Wärme und Innigkeit, mit der Fräulein Schnell dabei in die Empfindungen meiner Seele eingegangen iſt. Könnte doch Luiſe Dir und der geehrten Componiſtin das Lied einmal vorſingen. Ihre Stimme iſt immer noch voll und ſchön und ihre Leiden haben derſelben nicht geſchadet.

Ueber das liebe Lied, wozu die Prinzeß Friedrich die Verſe gemacht, habe ich Dir ſchon früher meine Freude geäußert. Das Gedicht iſt ein Beweis von dem frommen, ſchönen Gemüth der lieben Fürſtin. ...

An Herrn Prediger Dehorn in Vieritz

Im Frühling [illegible]

Mein theurer verehrter Freund!

So rückt denn die Zeit immer näher, wo wir uns Ihres Wiederſehens erfreuen werden. Welche köſtlichen Tage werden das ſein! Ach verlängern Sie doch dieſelben nach Möglichkeit! Denken Sie dabei auch an mich, da ich Sie alle drei Lieben dann ſo lange nicht mehr haben werde!

In welches ſchönes Frühlings-Paradies werden

Sie dann unſer Luischen einführen, wenn im Schmuck der lieblichſten Natur das freundliche Vieritz ihr entgegenlachen wird! Was gäbe ich darum, könnte ich bei dieſem Einzuge dabei ſein. Doch Alles darf ja der Menſch nicht begehren! Bin ich doch ſchon glücklich genug, daß ich den Tag erleben ſoll, wo Sie Beide, die meinem Herzen ſo theuer ſind, für immer verbunden werden! Mein Segen wird Sie überall begleiten, und auch entfernt werde ich mich Ihres gegenſeitigen Glückes von ganzem Herzen freuen!

Nun, mein theurer Freund, auf unſre Transport-Angelegenheiten zu kommen, zu denen hiermit der mit dem Spediteur veraccordirte Betrag folgt. In kurzer Zeit werden Luiſens Sachen in Rathenow ankommen, wo Sie dann noch die Mühe haben werden ſie per Achſe bis Vieritz abholen zu laſſen. Möchte doch Alles recht wohlbehalten in Ihre Hände gelangen und Sie, lieben Beide, im langen glücklichen Verein die kleine Ausſteuer fröhlich und geſund in Gebrauch nehmen. Gewiß werden Sie, lieber Dehorn, während Ihrer Abweſenheit Ihr Haus einem treuen und zuverläſſigen Aufſeher übergeben. Der allertreuſte Schutz aber möge demſelben immerdar verbleiben und es vor jedem Unglück bewahren!

Mit großer Freude habe ich gehört, daß Sie ſchon ſo fleißig in Ihrem Gärtchen arbeiten! Das wird Ihnen ſüßen Lohn bringen, denn ich bilde mir ein, daß jede ſelbſtgezogene Blume ſchöner duftet und jede ſolche Frucht beſſer ſchmeckt. — Wie oft habe ich in der letzteren Zeit an Sie bei Durchleſung der lieben Gedichte von Neuendorff gedacht. Dies Buch iſt mir ein unbeſchreiblich werthes Geſchenk von Herrn Prediger Bauer. Er iſt ein treuer Abdruck von Neuendorffs innerem Leben und darum für ſeine Freunde unſchätzbar. — — — —

An Frau Prediger Dehorn in Vieritz.

Meine theuerſte liebſte Luiſe!

Könnte ich Dich ſtatt dieſer Zeilen an mein Herz ziehen und Dich ſegnen und in Deine lieben glücklichen Augen blicken, — o was gäbe ich darum! O meine gute Luiſe! Was die Zeit auch bringe, Gott laſſe es Dir und Deinem treuen Ferdinand zum Glück, zum Segen gedeihen!

Mehr als ich es ausſprechen kann, haben mich die Andeutungen in Euren Briefen von einem möglichen Zuwachs Eures Glückes erfreut, bewegt, tief ergriffen, und wo ich gehe und ſtehe biſt Du mein Gedanke und mein Gebet. O wie zieht es mich jetzt doppelt nach Vieritz. Welch ein würdiges, hocherfreuliches Bild wird mir entgegen treten in meiner Luiſe. Ach, es giebt kein ſchöneres als das einer jungen Mutter, die ihr Glück, ihre Würde mit reinem frommen Herzen empfindet! Die ganze Natur hat nichts Höheres aufzuweiſen. Ja, von ganzem Herzen wünſche ich Dir Glück, Du liebe Herzens-Luiſe! Es ſcheint, daß zwei Engel zugleich in Dein Haus getreten ſind: die treue Mutterliebe, die Dir vielleicht in dieſem wichtigen Jahr Gott abſichtlich zur Seite geſtellt hat, und der noch verhüllte Bote des Himmels, der die Krone der weiblichen Beſtimmung auf Dein liebes Haupt ſetzen ſoll; der kleine Gefährte Deines ſchönen häuslichen Glückes, in dem eine neue Welt des Segens, der Freude ſich eröffnet. Welche allerliebſte Arbeiten werden nun für Dich beginnen. Tante Adelheid will Dir dazu einige kleine Modells ſenden und die Kinder ſtricken ſchon auf's Fleißigſte kleine Kinderſtrümpfe, um ſich als gute Tanten zu beweiſen. Alle grüßen Dich und den lieben Dehorn auf's Zärtlichſte. Sie entwickeln ſich immer liebenswürdiger. Angela hat ihr aufbrauſendes Weſen faſt ganz abgelegt und läßt ſich leicht und ſchmiegſam zu allem Guten lenken. Lilchen hat einen feſtern Sinn, aber ein unvergleichlich gutes Herz. Beide ſind recht fleißig, können uns ſchon kleine Geſchichtchen allein vorleſen und ſtricken eine große Zahl. Engelbertha, das kleine Töchterchen, macht noch am meiſten zu ſchaffen, doch iſt ſie andrerſeits auch wieder ſo liebenswürdig, daß ſie von allen Fremden der Liebling iſt. Fränzchen entwickelt ſich nun auch ſchon in geiſtiger Hinſicht. Er ſchmiegt ſich auf's Zärtlichſte an mich, wenn ich erzähle, und giebt ſo Acht, daß wenn ich ein andresmal einen Umſtand der Erzählung umgehe oder ändere, er mir ſogleich ins Wort fällt und das Fehlende ergänzt wiſſen will. Sonſt hat er immer noch einen ſehr ernſten faſt melancholiſchen Ausdruck in ſeinem Geſicht. Nur wenn er Etwas zu kochen haben will, oder ſich einen Galopp oder Maſurek beſtellt, ſtrahlt eine verklärende Freude über ſeine Züge.

Ich ſammle einige hübſche Liederchen für Dich, auch ein Wiegenlied iſt dabei. Gott erhalte Dich nur recht geſund, meine Luiſe, dann ſoll's uns an Freuden nicht fehlen, wenn wir beiſammen ſind. Wie ſteht's mit dem Puter? und wie ſieht's mit dem knarrenden Lehnſtuhl aus? Ich dächte, wir machten eine knarrende Wiege daraus, das gäbe eine noch hübſchere Idylle. .....

An Frau Profeſſor H.

Breslau, den 2. Octbr. 1839.

— Geht es nach meinem Wunſch, ſo kommt dies Blättchen als Morgengruß zu Ihrem herannahenden lieben Geburtstage zur rechten Zeit in Ihre Hand! Könnte ich dem leichtbeſchwingten Boten doch alle Kränze der Liebe mitgeben, mit denen ich ſo gern die Schwelle des neuen Jahres für meine geliebte Conradine ausſchmückte! Aber ſo trägt er nichts, als den ätheriſchen Ballaſt eines Kuſſes und einer Thräne, die unſerer weiten Entfernung fließt, und die ſich immer in meinen Augen meldet, wenn ich vergangener Freuden gedenke! — Ja, liebſte Seele, Sie nicht allein ſchmücken Ihre Sonntags-Lampe, und möchten dabei geliebte Geiſter citiren! Auch ich treibe dies traurige Spiel, und verſenke mich in alle Freuden und Schmerzen der Wehmuth, das Einzige, was von theuern Zeiten uns übrig bleibt! — Wie iſt Alles jetzt ſo anders um mich, und Innen doch noch ſo ganz wie damals! —

So empfinden auch Sie; aber Sie haben noch die geweihten Stellen, tauſend liebe Reminiſcenzen umgeben Sie! — Ich muß mir aber die Augen zuhalten, um da zu ſein, wo ich ſo gern bin, — wohin meine Gedanken ewig zurückfliehen! — O, meine Conradine! wie innig wünſcht Ihnen mein Herz alles Glück, allen Segen! — Ihre Lieben! Gott erhalte ſie Ihnen! Wie tief bewegte mich die Nachricht, daß Ihr lieber Moritz ſchon eingeſegnet werde! Wolle Gott dieſen ernſten Schritt an dem Herzen Ihres geliebten Sohnes ſegnen! Wie unglaublich ſchnell reift doch die Jugend heran!

Wie viel Sorgen giebt es doch im Leben! Je mehr man liebt, je mehr Kummer! und doch ſollte die höchſte Liebe, unumſchränktes Gottvertrauen, Alles beſiegen!

Daß meine geliebte Claire den größten Theil des Winters in Magdeburg und Jericho zubringen wird, beruhigt mich ſehr, denn ich dachte oft mit Schmerz an ihre einſamen Abende! — Wohl hätte Liebe und Freundſchaft auch in Brandenburg ſie über dieſe bange Winterzeit hinweg geführt, aber dieſe Abwechſelung iſt auch gut. . . .

Mir wird der Winter nicht lang werden! Die Kinder meiner Adelheid ſind die Engel meines Lebens. Ihre zärtliche Liebe iſt mein Glück, und ſie ſind nun ſchon ſo gut gewöhnt, daß ſie mich gar nicht mehr ſtören, wenn ich beſchäftigt bin. — Gern möchte ich dieſen Winter recht viel ſchreiben, aber Sie glauben nicht, welche Störungen mich oft heimſuchen.

Daß Sie die Frauen-Zeitung lieb gewonnen, erfreut mich ſehr. Ich will nun das Beſte darin niederlegen, was ich habe, da ich weiß, daß Sie es leſen!

Daß Sie meiner guten Groſsmann auch Ihre Theilnahme ſpenden, iſt mir äußerſt werth. Sie hat eine wahrhaft rührende Freundſchaft gegen mich, was Sie auch ſpäter aus ihrer Gedichtſammlung erſehen werden, deren öffentliche Zueignung ich nicht zurückweiſen konnte, ohne ſie auf's tiefſte zu betrüben. Sie meint es wahrhaft ſo, wie ſie ſchreibt; aber Viele werden ſie deshalb tadeln und ſagen, ſie ſchmeichle mir. Lieber, das geſtehe ich, war mir von jeher ein ſtiller Händedruck, als ein öffentliches Wort, weil ich ſelbſt da, wo ich am wärmſten liebe, mir ſelten eine ſolche Aeußerung erlaube. — Aber eben ſo wenig möchte ich hiebei das treue Herz meiner guten Julie verkennen, dem es Bedürfniß iſt, ſich frei in ſeiner ganzen Fülle zu ergießen. Behalten Sie ſie daher immer in Ihrer Liebe, auch wenn Sie Manches in dem Buch, was ich Ihnen ſpäter ſende, zu tadeln finden! Ich finde daſſelbe, und doch bin ich Juliens Freundin von ganzer Seele, weil ſie es auf andere Weiſe ſo wahrhaft verdient. Unſern lieben Freundes-Kreis bitte ich auf's herzlichſte von mir zu grüßen! Eugenien's Hochzeit rückt nun heran, und ich kann nur von fern ſtehen und Gott bitten, daß er die Geliebte mit wahrhaftem Glück ſegnen möge!

Conrad hat mir viel von allen Lieben in Brandenburg erzählt. Ganz beſonders dachte er der glücklichen Entwickelung Ihrer beiden Töchter, die ihm ſo ſehr gefallen.

Nun, ſo Gott will, bin ich über's Jahr ſelbſt Augenzeuge Ihres Glückes! Es iſt wenigſtens mein Luftſchloß, an dem ich freudig baue! Die Hoffnung iſt ſo ſüß, und der gute Gott half ſo oft zur Erfüllung derſelben! — . . . . .

Meinem verehrten Freunde

Theodor Hell

zum 9. Februar 1839.

Wenn heut ſich feſtlich Kränz' an Kränze reihen,
Um Dir, dem würd'gen Prieſter der Camoenen
Mit Lieb' und Dank das theure Haupt zu krönen,
So laß o Freund! auch mich ein Blümchen ſtreuen.

Hat auch der warme Sonnenhauch des Maien
Es nicht berührt: — Wo Lied und Lyra tönen,
Da muß der Winter ſich zum Lenz verſchönen,
Um ſeine Sonnenkinder zu erfreuen.

Drum nimm ſie freundlich auf, die Blumenſpende,
Den Eisgefilden Schleſiens abgewonnen,
Für Dich erblüht im erſten Strahl der Sonnen.

Wohin Dein Schritt im jungen Jahr ſich wende:
Stets ſoll er fröhlich über Blumen ſchreiten,
Und ſtets der Freundin Segen Dich begleiten.

Breslau.

Agnes Franz.

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 5. Febr. 1840.

Mein theurer Freund!

So komme ich denn mit meiner lieben Julie wieder Hand in Hand, und lege ſchüchtern eine Blume auf die Schwelle der neuen Laufbahn, die ſich Ihnen im Glanz einer jungen Sonne eröffnet. Heil und Segen mit dieſem Eintritt! und die Bitte zu Gott, daß er Ihnen erhalte was Ihr theures Leben ſo reich beglückt und des Herzens ewige Jugend dazu! — Dieſes mit der Erinnerung eines ſo ſchön benutzten Lebens vereint wird Ihre Zukunft in goldnen Schimmer tauchen, und freundliche Sterne werden über Ihrem Abendhimmel ſtehen.

Wie gern möchte ich mich am 9. Febr. in Ihren glücklichen Familienkreis verſetzen. Ich ſehe im Geiſte Ihre theure Eugenie, den prächtigen Knaben an der Hand, umgeben von den blühenden Töchtern, wie ſie Ihnen den frohen Glückwunſch der Liebe bringt! — O daß es bald Mai wäre und ich wieder einmal hoch aufathmen könnte in der freien verjüngten Natur, in der Blütenfülle Ihres herrlichen Dresdens, in dem Wiederſehen Ihrer Lieben.

Könnte ich meine Schweſter und deren Kinder mit mir nehmen, wäre es noch ſchöner. An dieſem kleinen Kreiſe hängt mein ganzes Herz und ich freue mich darauf Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin recht viel von den Zöglingen meines Herzens zu erzählen....

Breslau, den 21. März 1840.

Ich benutze eine eben abgehende Gelegenheit um Ihnen wenn auch nur in einigen flüchtigen Zeilen die Grüße der treuſten Verehrung zu ſenden. Wir haben heut Frühlings-Anfang und obgleich noch Schnee und Eis ſeine Grenze bedeckt, ſo wird er mit Gottes Hülfe ſchon ſein Recht behaupten. Mir aber geht mit ſeinem Eintritt ein ganzer Himmel voll Hoffnung auf, und ich begrüße ſchon im Geiſte alle die Freuden, zu denen er die Schlüſſel bewahrt.

Gott gebe, daß bei Ihnen Alles wohl auf ſei! Das Befinden Ihrer theuren Eugenie iſt, wie ich mit Bedauern höre, noch immer nicht ganz befeſtiget. Melden Sie ihr ganz heimlich in meinem Namen, daß ich auf den Auguſt nach Vieritz wo unſre junge Pfarrerfrau Luiſe zu Hauſe iſt, zu Pathen gebeten bin, weshalb ich nun meine Reiſe etwas ſpäter, Anfang Juni beginne.

Nun haben Sie meine Freude; jetzt folgt aber wieder ein kleines Anliegen. Dürfte ich Sie wohl bitten der beifolgenden Anzeige wieder ein kleines Plätzchen in der Abendzeitung zu ſchenken. Ich bitte im Namen meiner Freundin, der edlen Verfaſſerin darum. Die kleinen Recenſionen habe ich abgedruckt gefunden und ſage Ihnen meinen ergebenſten Dank. …

Breslau, den 23. April 1840.

— — — Mein Herz iſt tief bewegt, die Urſache davon ſagt Ihnen D…s Brief. Ach wie ſchnell entblättert ſind oft unſre freundlichſten Hoffnungen, und wie ſcheint mit der Einen auch ſogleich die Andre zu welken,

Doch ich will mich erheitern, will nach Ihrer ſchönen Villa blicken, wo der Frühling wohl ſchon in alle Lauben und Hecken eingegangen iſt und die Freude ihren blumigen Thron beſteigt! D...s lieber Brief hat mich innig erfreut. Er bringt mir ja die Kunde von dem Wohlbefinden Ihrer geliebten Eugenie! Möchte die wohlthuende Frühlingsluſt daſſelbe vollends befeſtigen und Segen und Gedeihen über Sie Alle verbreiten.

Auch mir hat der Lenz einige Blüten mitgebracht. Ich ſende Ihnen Etwas davon zu beliebiger Verwendung; nur möchte ich bitten, da die ganze Sammlung in Kurzem erſcheinen ſoll, dieſe Proben im Laufe des Frühlings gütigſt mittheilen zu wollen. Mündlich mehr hiervon, wenn Gott mir noch die Freude giebt, Sie in dieſem Lenz zu begrüßen! ....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Breslau, 1840.

— Viele wundern ſich, daß ich noch ſchreiben kann, da vier muntre kleine Kinder mit mir zuſammen leben — ich wohne nämlich, wie Du wiſſen wirſt, mit meiner Adelheid zuſammen, und ihre Kleinen ſind ſeitdem die Engel meines Lebens. Aber eben die Erquickung, die durch ihre große Liebe und Anhänglichkeit meinem Herzen zu Theil wird, erweckt meine Ideen, und da meine Schweſter ſich viel mit ihrem Unterricht beſchäftiget, ſo habe ich den Vormittag für mich ganz ungeſtört und benutze jede günſtige Stunde. — Außer dieſen ſind die beiden Söhne meiner Schweſter Claire nun auch ſo gut als meine Kinder.

— So lange mir Gott die Kraft zum Schreiben giebt, thue ich Alles mit Freuden und bin glücklich meiner geliebten Claire einen Theil ihrer Sorge abnehmen zu können. —

— Behalte mich immer in Deiner Liebe, meine theure Marie, und laß uns, wenn auch getrennt, in derſelben Glaubens-Zuverſicht und Treue unſre Wege weiter wandeln, bis wir uns einmal wieder zuſammenfinden; daß dies geſchehen wird, hoffe ich mit Zuverſicht — unſre Freundſchaft iſt auf ſicherem Boden gegründet — ſie wird mit uns hinübergehen.

den 14. Sept. 1837.

An Amalie v. Eb....

Mit einer Locke.

Zum Lebewohl nimm dieſes kleine Zeichen
Der Freundſchaft, das die Scheidende Dir reicht!
Nie wird der Wunſch der Liebe von Dir weichen,
Ob auch der Freundin flüchtig Bild entweicht.

Gedenke mein im Glück und im Entbehren,
Bei jedem Schritt auf Deiner Lebensbahn,
Wo Du gewohnt der Freundin Wort zu hören,
Wo Herz und Herz ſich aufgethan.

Vergiß mein nicht und denke, daß dies Leben
Ein Schritt nur iſt auf unſrer Lebensbahn
Einſt wird ein neuer Schauplatz uns gegeben
Dann reiht ſich an die That die Folge an,

Und an die Liebe reiht ſich ſchöne Liebe
Und an Geduld des Glückes voller Kranz:
Dies werfe uns, wird einſt der Blick uns trübe,
In's ernſte Seyn der höhern Heimath Glanz.

Zur Erinnerung an Ihre Sie wahrhaft liebende
Agnes Franz.

An Frau von Eb.... in Brandenburg.

Breslau, den 21. März 1840.

— Obgleich ich die Hoffnung hege, im Laufe dieſes Frühjahrs ſelbſt der Ueberbringer meiner treuen Grüße zu ſein, ſo darf doch der liebe Tag nicht vorübergehen, an dem meine Gedanken Sie in doppelt froher Erinnerung aufſuchen, ohne daß ich ein Brieftäubchen als Vorläufer hinausſende, der Ihnen die Grüße und Glückwünſche meines Herzens aus der Ferne bringt! — Ja theure Frau Hauptmann, gewiß werden meine Gedanken Sie am Morgen Ihres nahen lieben Geburtstages wie ſonſt treu und innig umgeben und Ihnen Segen für das neue Lebensjahr erflehen!

Lange habe ich nichts von Ihnen vernommen, aber ich weiß doch, Sie haben mich noch lieb und denken meiner. Möchte es doch Ihnen und den Ihrigen immer wohlergangen ſein. Uns hat Gottes Gnade dieſen Winter, trotz vieler hier herrſchenden Krankheiten, geſund erhalten, und unſer Leben geſtaltet ſich durch die zunehmende geiſtige Entwicklung unſrer kleinen Lieblinge immer ſchöner und erfreulicher. Als ich den Entſchluß faßte, mit meiner Schweſter von Siegroth zuſammen zu ziehen, glaubte ich wegen der Nähe der vier kleinen Weſen, großen Störungen entgegen zu gehen. Aber dieſe ſind bisweilen nicht ſo groß als ich ſie mir gedacht, und die Freude, die ich an den Kindern habe, überwiegt jede kleine Beſchwerde. Sie haben mich ſo lieb, daß ſie mir jeden Wunſch in den Augen zu leſen ſuchen, und möchten am liebſten immer an meiner Seite ſein. Dies darf indeß nur zu gewiſſen Stunden geſchehen, wo dann das kleine Heer ſtets mit lautem Jubel hereinbricht. Sie ſingen ſchon viele Liederchen recht gut und richtig, und werden künftiges Jahr Muſik zu treiben anfangen. Könnte ich Ihnen nur einmal meine kleine Kapelle zeigen, Sie würden den rothbäckigen Poſaunenengelchen ſchon gut werden.

Wie ich höre, haben Sie wieder manchen ſchönen muſikaliſchen Genuß gehabt? ſo auch das Requiem von Mozart, was ich gar zu gern gehört hätte! In dieſer Beziehung ſchmerzt es mich oft, daß die weite Entfernung von der Stadt mich ſo ſehr von ähnlichen Kunſtgenüſſen ſcheidet. Es wird hier in der Muſik unendlich viel Schönes geleiſtet, aber dieſe weiten Nachtparthien im Winter ſind für mich unausführbar. Dafür habe ich manchen lieben Umgang, der mir Erquickung gewährt. Eine Familie Thilo, wo er Profeſſor an der Univerſität iſt, verſammelt oft einen geiſtreichen Kreis, an dem ich beſonderen Theil nehme.

Dann habe ich ſelbſt alle Sonnabende einen kleinen Kreis lieber Freunde um mich, die ſich abwechſeln, und wo der Zufall oft recht Erfreuliches geſtaltet. Mittwochs beſuche ich entweder Frau von Großmann, oder ſie iſt bei mir, dann ſprechen wir über unſre Arbeiten, oder leſen uns unſre Verſuche vor und ſtets vergehen uns dieſe Stunden ſehr ſchnell. Sonſt bekomme ich wohl noch viele Beſuche, aber ich erwiedere ſie höchſt ſelten, weil meine Zeit dazu nicht ausreichen würde und dieſe mir koſtbar iſt. — Unendliche Freude erfüllt meine Seele, wenn ich an meine Reiſe denke, die, hoffe ich, im Juni ſtatt finden ſoll. Dann will ich mündlich ausführen was ich ſchriftlich nur immer flüchtig erzählen kann; oder vielmehr dann will ich Vergangenheit an Gegenwart knüpfen, und mir wird ſein als wenn ich nie von Brandenburg geſchieden.....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Breslau, April 1840

Nach langer langer Zeit halte ich Deine lieben Schriftzüge in meiner Hand, die mir durch ein ſeltſames Geſchick obendrein noch ſo lange vorenthalten wurden, denn der Datum Deines Briefes iſt vom vorigen Jahr. Was wirſt Du von mir gedacht haben, daß ich ſo lange ſchweigen konnte, auf Deinen lieben ſo inhaltreichen Brief, den ich mit ſo großer Theilnahme geleſen. O meine theure Marie! wie viel legt der Himmel auf Deine Schultern. — — — — Was gebe ich darum Dich wieder ein Mal im Kreiſe Deiner Kinder zu ſehen — welch ein Tagewerk! und wie zieht Dein reger Geiſt noch immer neue Pflichten in daſſelbe und waltet und ſorgt die ſchwere Aufgabe zu löſen, ohne äußere Hülfe, Allen Alles zu ſein. O möchte Dir doch dafür der Herr ewig friſche Jugendkraft ſchenken bis Deine Miſſion auf Erden erfüllt iſt. Alles, was Du mir ſchreibſt, hat mich auf's innigſte intereſſirt. Beſonders aber erfreut mich die letzte Nachricht von Deinem Otto, daß er jetzt, ſtatt der Oekonomie, den Wiſſenſchaften leben kann, zu denen er, ſeinen ungewöhnlichen geiſtigen Anlagen nach, unfehlbar beſtimmt iſt. Möchte es doch mit unſerm K. einen ähnlichen Ausgang nehmen, denn auch er iſt zum Oekonom ſchwerlich beſtimmt, da eine künſtleriſche Natur unverkennbar bei ihm hervortritt. Auch er neigt ſich, wie Dein Otto, zur Poeſie hin — ich habe mit ihm Otto's Gedicht geleſen, und wir haben herzlich über die Originalität deſſelben gelacht. Der Schluß iſt überaus herrlich und beweiſt wie er wahrhaft Deinen Werth erkennt! — — — —

An Frau Sanit.-Räthin S. in Brandenburg.

Breslau, den 5. Mai 1840.

Meine theure, geliebte Freundin!

Wie ſchnell tritt oft ein ernſtes Geſchick in unſre Mitte und verwandelt Alles um uns her. Pläne, Wünſche, Hoffnungen! — Mit tief gebeugtem Herzen eile ich heut in Ihre Arme! Ich kann meiner Conradine nicht ſchreiben, ſie freute ſich ſo innig auf meinen Beſuch. Bereiten Sie ſie liebevoll vor, denn es iſt eine Trauerbothſchaft, die ich melde, und die, in der Wunde meines Herzens auch zugleich das treue Mitgefühl meiner lieben entfernten Freunde treffen wird. Meine theure Schweſter Siegroth iſt aus unſerer Mitte geſchieden. Eine kurze ganz unbedeutend ſcheinende Krankheit und dazugetretener Lungenſchlag raubte am 2. Mai ihr theures Leben, und ich ſtehe mit ihren vier kleinen Waiſen, die ſie mir ſterbend übergab, an ihrem Grabe! Sanft, ſtill, Gott ergeben, wie ihr Leben war auch ihr Scheiden. Still hauchte ſie in meinen Armen ihre treue Seele aus. Gott gab ihr einen ſchönen friedlichen Tod und kurze Leiden. Aber unerwartet und tief erſchütternd traf mich und alle die Ihren ihr Verluſt, und noch weiß ich nicht woher ich Kraft nehmen werde die erſte hohe Pflicht würdig zu erfüllen, die mir Gott an's Herz gelegt hat. Aber Er, der mir ſie zu vollbringen gebeut, wird mir auch ſeinen Beiſtand dazu ſchenken. Das iſt mein Stab und meine Stütze. O ſie hat ſich treu bewährt, in dieſen bangen ſchweren Tagen, wo Alles auf mich einſtürmte, ich ſo vielen Anforderungen genügen mußte, mit meinem bis zum Tode betrübten Herzen! Darum, meine theure Freundin, beruhigen Sie alle die, die mich beklagen und für mich fürchten ſollten. Mir iſt jetzt eine große Lebensaufgabe geſtellt, und freudig will ich alle Kräfte daran ſetzen, um ſie würdig zu löſen! Der Geiſt meiner Adelheid, dieſer ſeltnen treuen aufopfernden Mutter wird mich umſchweben, und ich werde auf ihren Fußtapfen fortwandeln, freudig Allem entſagend, was mich von meinem ſchönſten Lebenszweck abhalten könnte. Meine ſchöne Reiſehoffnung! ach, ach! ſie verſinkt wie ein Traum, denn wie könnte ich jetzt meine vier Kinder verlaſſen? O dieſe armen kleinen Waiſen, ſie nennen mich ſchon jetzt bisweilen Mutter. Dieſer himmliſche Name, könnte ich ihn jemals verdienen, welcher Preis wäre dafür zu hoch? Nein, ich bleibe, ich muß allen dieſen ſüßen Freuden entſagen, die ich ſchon im Voraus genoß in dem Gedanken: mein Brandenburg, alle meine theuren, theuren Seelen und edlen Freunde wieder zu begrüßen! Sie, meine Freundin, und Alle, die mich in ihr Herz ſchließen, werden mich darum nicht weniger lieben; werden mich lieb behalten und ihr Gebet mit dem meinen vereinen, das um Kraft und Einſicht zu der neuen Lebensaufgabe fleht. Und ſo grüße ich ſie denn Alle mit innigen, wenn auch ſchmerzlichen Gefühlen! Wollten Sie theure Freundin die Güte haben und einigen unſrer lieben Freunde und Bekannte meinen unerſetzlichen Verluſt mittheilen, ſo würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein! An Conradine folgt ein kleines Briefchen, das Sie ihr, nachdem Sie ſolche vorbereitet, gütigſt mittheilen wollen. O ſie werden Alle mit mir weinen, denn wie viel geht mir mit meiner Adelheid zu Grabe, und wie waren unſre Herzen an einander gewöhnt. Meine arme Rekowsky! Wie ſchwer wurde mir es, ihr zu ſchreiben. Unſer Kleeblatt iſt nun gelöſ't. Die jüngſte von uns ging voran. . . . .

An Frau Profeſſor H.

Meine geliebte Conradine!

Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, wiſſen Sie bereits durch unſre theure Freundin Siebert das Schreckliche, was mich betroffen hat. Unerwartet, und kaum wenige Stunden dazu vorbereitet, traf mich dieſer harte Schlag, da die Krankheit nicht die geringſte Gefahr verrieth, ſondern nur ein leichtes Schnupfenfieber mit beginnendem Huſten war. Aber welch ein ſeliger, glücklicher Tod für die Geliebte! Sanft entſchlummerte ſie in meinen Armen. Ich wußte ſelbſt nicht ob dies Ohnmacht oder Tod war, ſo ſanft waren ihre Mienen, ſo ohne ein Zeichen des Kampfes ging ſie hinüber. Zwei Stunden vor ihrem Tode hatten wir noch ein recht ernſtes Geſpräch. Sie dachte an die Möglichkeit eines ſolchen Ausgangs, übergab mir in Gegenwart unſers Onkels die theure Pflicht, ihre Kinder zu erziehen, und beſtimmte alles Nöthige. Demohngeachtet glaubte ich nicht an ſolche Gefahr, hoffte immer noch das Beſte, bis ich ihr Auge allmälig erlöſchen ſah, und ſie ſanft an meinem Herzen verſchied. Ich habe meiner Claire den Lauf der Krankheit, alles umſtändlich erzählt! Wiederholen kann ich nicht; ich muß mir die Augenblicke zum Schreiben erſtehlen, weil ich jetzt vier Kinder habe, die nicht von meiner Seite weichen.

Nur beruhigen wollte ich Sie, meine theure Freundin, über mich, denn, meinen unausſprechlichen Verluſt fühlend, werden Sie für mein Leben zittern, und wahrlich es war auch nahe daran, daß ich erlag. Aber ſeit geſtern, wo wir das Schwerſte, ihre Beerdigung überſtanden, hat mich Gott wunderbar geſtärkt! Ich hoffe jetzt mit Zuverſicht der großen, ernſten Pflicht genügen zu können, die mir mein Gott überträgt. — Er kann ja nichts ſenden, nichts auftragen, wo er nicht Kräfte dazu giebt! Deshalb tröſten Sie ſich mit mir, und blicken Sie auf meinen ſchönen Beruf, wenn Sie mit mir klagen, daß nun alle meine geträumten Hoffnungen auf ein nahes Wiederſehen dahin ſind. Jetzt ſind Adelheids Kinder meine ganze Welt. Mit dem Parabelbuch, was ich vor acht Tagen fertig abſandte, iſt mein literariſcher Fleiß auf lange Zeit geſchloſſen. Was ich ſein ſoll, will ich ganz ſein, bis die Umſtände Erleichterung und geiſtige Freiheit erlauben. Ich werde nach Möglichkeit für Unterſtützung meiner Kräfte ſorgen, das verſpreche ich Ihnen, denn ich liebe jetzt mein Leben um der Kinder willen; ich möchte ſie gern im Sinn meiner Schweſter erziehen. O ich liebe dieſe Waiſen unausſprechlich, und wie lieben ſie mich! Geſtern nannte mich der kleine Franz: Mutter! — Da weinte ich vor tiefer Bewegung — ach ich glaube es war eine Freudenthräne, mitten in den Thränen unausſprechlichen Schmerzes. — Nun, Gott gebe Kraft, Segen und Gedeihen zum guten Willen! Ich bitte Sie nun allen meinen lieben Freunden meinen unerſetzlichen Verluſt gütigſt anzeigen zu wollen. Schreiben kann ich nicht mehr, und Karten zu ſenden genügt mir nicht. Meinen lieben Schulzen's ſagen Sie es vorbereitend, ſo wie auch unſer treuen Müller, Neuendorff und Paſchke's. Sie werden Alle erſchrecken und mit mir trauern.

An Amine Schulze iſt ein Brief unterweges, den ich zu ihrem Geburtstag in guter Zeit noch ſchrieb. Ach mein *Brandenburg*! Wie viele Freude muß ich begraben! Aber Gott will es, ich darf nicht klagen! ....

An Fräulein Sophie L.

Breslau, den 17. Auguſt 1840.

Von einer dreiwöchentlichen Reiſe zurückkehrend, die ich mit meinen kleinen Waiſen auf's Land unternommen hatte, fand ich Deinen lieben troſtreichen Brief, und eile im Geiſte an Dein Herz, um Dir aus tiefſter Seele für Deine innige ſchweſterliche Theilnahme zu danken! Gute, theure Sophie! Ja, *viel* hat der Herr mir auferlegt, aber er hilft auch tragen, denn wie hätte ich ſonſt die letzte bange ſchmerzliche Zeit überſtehen können! — Als ich Dir das letztemal ſchrieb, glaubte ich ſo eben mich nach angeſtrengtem Fleiß nun endlich einmal recht pflegen und erholen zu können. Da muß ich ſtatt deſſen in ein neues Prüfungs-Feuer hinein, muß das Liebſte, was ich hier noch *mein* nannte, was mir noch ſo ſicher ſchien, dahinſinken und eine Pflicht mir übertragen ſehen, die eine *volle* Lebenskraft in Anſpruch nimmt, und welcher, ohne wunderbaren Beiſtand, meine ſchwachen Kräfte nicht gewachſen ſcheinen. Ich fühlte mich in der That in der erſten Zeit ſo angegriffen, daß ich meine Adelheid nicht lange zu überleben glaubte, und für alle

Fälle meine Maßregeln traf. Aber Gottes Hand hielt mich dennoch aufrecht, und obgleich jeder Tag ſein eignes Maaß und Mühe hat, und ich wahrhaft ſagen kann, daß ich mir ſelbſt faſt keinen Augenblick gehöre, ſo iſt doch meine Freude an den theuren Kindern meiner Adelheid ſtets überwiegend geweſen, und das Leben hat ſeitdem für mich einen nie gekannten Werth.

Mein Gebet geht nun dahin, daß ich die hohe Aufgabe, die mir geworden, nun auch würdig erfüllen und überall den rechten Weg einſchlagen möge zu dem künftigen Glück und Heil meiner Kinder. Unſres Gottes Beiſtand und Segen möge ferner meine ſchwache Kraft unterſtützen, und meine verklärte Schweſter der Schutzgeiſt werden, der meine mangelhaften Erfahrungen leitet! Daß mein Leben nunmehro in ſeinen äußeren Funktionen ein ganz anderes geworden iſt, kannſt Du dir denken, meine Sophie! Ob ich gleich zwei Domeſtiken habe, ſo giebt es dennoch den ganzen Tag für die kleinen Weſen zu thun, ſo daß ich müde und matt am Abend die Feder ergreife, um wenigſtens meine Briefe zu ſchreiben. Sind die älteſten Kinder erſt ſo weit, daß ſie die Schule beſuchen können, ſo werde ich mehr Ruhe haben. Bis dahin habe ich den Muſen gänzlich entſagt. Zu meiner Freude gedeihen die geliebten Kinder unter meiner Pflege recht ſichtlich, auch der ſonſt ſehr kränkliche kleine Knabe erſtarkt jetzt durch Bäder, die ich ihn gebrauchen laſſe, und ich betrachte oft mit ſtiller Wehmuth die kleine Schaar, träumend, daß das Auge der treuen Eltern ihre Entwickelung nicht mehr ſehen, und ich nun, wo ſie ſäeten, ärndten ſoll. Doch auch ich will ſäen, und meine Adelheid ſoll dereinſt ärndten. Dazu helfe mir Gott, der Allmächtige! —

Mit meiner Geſundheit, liebe Sophie, geht es gut, obgleich ich weder Cur noch Stärkung angewendet habe. Mit ſchwerem Herzen, das geſtehe ich Dir, habe ich der ſo nahegeträumten Ausſicht auf das Wiederſehen meiner Lieben in Vieritz entſagt; aber ich ſah die Unmöglichkeit ein und fügte mich ergeben in Gottes Willen.

Nachſchrift. So eben erhalte ich die frohe Botſchaft, daß mein Louischen am 13. dieſes von einem geſunden Töchterchen entbunden worden iſt. Gott dem Allmächtigen ſei Dank für das Glück, daß auch Luischen ſich den Umſtänden nach wohl befindet und das liebe Kindchen ſelbſt nähren kann. O, liebe Sophie! wie glücklich bin ich heut! Wie möchte ich die ganze Welt an mein Herz drücken! ......

An Frau Profeſſor H.

— Welche angenehme Ueberraſchung wurde mir durch den unvermutheten Beſuch der lieben Hauptmann Derling zu Theil! Es war die erſte Brandenburgerin, die bei mir einſprach! Ach, was hätte ich darum gegeben, ſie länger bei mir zu ſehen! Aber es waren nur Augenblicke, und auch dieſe wurden noch geſchmälert durch die Anweſenheit eines Beſuches. Aber ich habe doch von Ihnen Allen gehört, weiß, daß Sie, liebſte Freundin, in Zerbſt, und daß alle meine Lieben wohl ſind! Nun erhalten Sie auch mündliche Kunde von uns, da die Derling auch alle meine Kinderchen geſehen, und ſich beſonders über meinen Jungen gefreut hat, in welchem ſie eine Aehnlichkeit mit unſerm lieben, ſel'gen Schulze fand. Es iſt dies auch wirklich der Fall. Er hat den Blick, die Augen, die Stirn von ihm, ſo daß es mir ſchon auffiel, wie er noch ein ganz kleines Kind war. Sie können denken, wie mich dies freut! Ach, lebte auch ſein Geiſt in ihm und ſeine hohen Gaben. Wie glücklich würde mich die Erziehung eines ſolchen Kindes machen!

Ach, theure Conradine! Wenn Sie doch einmal ſo bei mir eintreten könnten, welche unbeſchreibliche Freude würde mir dies gewähren! Ich lebe jetzt, ſeitdem ich eine Reiſe aufs Land mit dem Erkranken aller Kinder büßte, wie eine Schnecke im Häuschen, und habe durch die größte Ordnung und Regelmäßigkeit in Pflege und Koſt die geliebten Kinder wieder zu vollem Gedeihen gebracht! Ach, wie lieb' ich dieſe Kinder! Wie fühlte ich dies, als ich ſie leidend ſah, und eines davon gar am gaſtriſchen Fieber erkrankte. Aber Gott hat dieſe ſchwere Zeit gnädig vorübergehen laſſen, und ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welchem Wonnegefühl ich wieder in meine häusliche Ruhe zurückkehrte. Noch ſind die Kinder zu klein zum Reiſen, zu ſchwer zu hüten im fremden Haus. Der Junge wird jetzt allerliebſt; ich bade ihn in Kalmus, was ihm herrlich bekommt. Wenn ich mit den Mädchen Vokabeln oder andere Gedächtnißübungen vornehme, ſetzt er ſich ſtill dazu und ſpricht Alles ſo deutlich und hübſch nach, daß es eine Freude iſt. Ach Gott, wie glücklich bin ich in dieſen Kindern! Sie machen mir allerdings durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Eigenwillen viel zu ſchaffen, ſo daß ich faſt nie mehr zur Ruhe komme, ſondern ſie, zwei Unterrichtsſtunden ausgenommen, fortwährend bei mir haben muß; aber dafür erheitern und erfriſchen ſie auch mein Herz, das ſonſt manche Sorge bedrückt, ſo daß ich mich körperlich wohler als ſonſt befinde, und die täglich wiederkehrenden Bemühungen mit Freuden vollbringe. Lebte ich weniger von Beſuchen und Anforderungen heimgeſucht, ſo würde ich es gut allein durchſetzen, ſo aber kommen Tage, wo ich mich leider oft abgehalten ſehe, meine Pflicht zu erfüllen, und das wird mich zuletzt noch beſtimmen, Breslau ganz zu verlaſſen und in einen unbeſuchten Ort zu ziehen, wo ich in tiefer Verborgenheit leben kann. —

Gute Conradine, an Ihr Herz möchte ich eilen und mit Ihnen Erfahrungen austauſchen, und mir Ihren Rath erbitten und Frohes und Schmerzliches mit Ihnen beſpreche. O wie oft habe ich ſchon gewünſcht, mich zerſpalten und an vielen Orten zugleich ſehen zu können! Wie gern möchte ich auch jetzt in Vieritz ſein, wo meine Claire in Sorge den ſchweren Zeitpunkt herannahen ſieht. Gott wolle dieſe Sorge bald in Freude verwandeln! Wie ſehnlich erwarte ich nächſte Nachricht! — Oft ſehne ich mich unausſprechlich in die Nähe meiner Entfernten. Aber wenn mich auch meine neuen Verpflichtungen ziehen ließen, ſo könnte ich mich ſchon wegen Clairens Söhnen nicht entfernen, die meinen Rath, meine Hülfe nur zu oft bedürfen. Ich kann wohl mit Recht ſagen, daß ich jetzt ſechs Kinder habe. Conrad iſt ſo troſtbedürftig in dieſer Abgeſchiedenheit von den Seinen, daß meine Nähe ſeine einzige Zuflucht iſt. Franz ſteht jetzt in Schweidnitz, wo ich ihn wohl öfter ſehen werde; auch für ihn iſt es gut, daß ich in der Nähe bin! Ich helfe und rathe ihm, wo ich kann.

So haben Sie ein Bild von meinem Leben, das im wahren Sinne des Wortes, vom erſten Erwachen bis zum letzten Moment des Tages, nur Andern gehört. Ob ich jemals wieder zur ruhigen Sammlung kommen werde, weiß Gott! Ich füge mich auch gern darein, ſo lange ich nur ſo beſtehen kann!

Mein Verleger in Eſſen, der die größte Theilnahme bezeigt, und meiner geiſtigen Beſchränktheit gern abhelfen möchte, hat mir allerhand Vorſchläge gemacht, wegen öffentlicher Erziehungsanſtalten, ſelbſt eine Fürſtin mir genannt, welche gern eins oder zwei der Kinder übernehmen würde; aber ich ſage, ſie ſind mir anvertraut, und ich will ſie ſo weit bringen, wie ich kann. Trennen kann ich mich nicht von den Kleinen, auch nicht von einem Einzigen, denn ich würde mich bei jedem Mißlingen dann doppelt verantwortlich fühlen.

O, Sie, meine Freundin, fühlen dies Alles mit mir. Sie haben ein Mutterherz, ein wahres, — in mir ſchlägt auch eines, dies wußte der liebe Gott, und darum gab er mir auch noch Kinder, die ich lieben, für die ich zärtlich ſorgen kann. Ach, wie wohl thut die Liebe der Kinder! Oft weine ich vor Freuden, wenn ich ſie anſehe, aber auch vor Wehmuth, wenn ich denke, daß meine Adelheid die Früchte ihrer treuen Ausſaat nicht ſehen kann. .....

Breslau, den 8. Octbr. 1840.

— Ihr lieber Geburtstag naht heran, und leiſe tritt Ihre Agnes wie ſonſt in Ihr Zimmer und breitet Ihnen die Arme entgegen! Unſers himmliſchen Vaters beſter Segen zu dieſem Tage, meine theuerſte Conradine! Und Freude die Fülle, und Geſundheit und Heiterkeit über Sie Alle, die mein Herz mit treuer Liebe und herzlichen Glückwünſchen begrüßt!

Lange, lange habe ich nichts von Brandenburg gehört! — Die letzten Nachrichten waren von der guten Hauptmann Derling, — ſeitdem ſchrieb mir meine Schweſter, aber nur von Vieritz, von dem ſüßen Himmelsgeſchenk ihres Enkeltöchterchens, und dann leider auch von mancherlei Leiden, die unſre arme Luiſe getroffen. Wollte Gott, daß Sie, meine theure Freundin, ſammt allen unſern Lieben in Brandenburg ſich wohlbefinden! Ach, meine Gedanken ſind unendlich oft bei Ihnen! Jetzt war es wieder jährig, daß ich von Ihnen ſchied; ſchon drei Jahre ſind wir getrennt, eine lange, inhaltſchwere Zeit! — Oft, wenn ich alle die lieben Geſtalten vor mir vorüberziehen laſſe, die damals mein Leben ſo reich verſchönten, — ſo komme ich mir ſo vereinſamt, ſo verlaſſen vor, daß ich ſelbſt Mitleid mit mir habe, — brauſt aber der Schwarm der Kinder in meine Stube herein, ſo habe ich keine Zeit mehr an mich ſelbſt zu denken, es reißt mich dann fort, und der Tag entflieht unter ewigem Gehen und Kommen, Reihen und Ordnen, Lehren und Erzählen, Sorgen und Mühen, daß ich Abends mit einem nie gekannten Wonnegefühl Schlaf und Traum begrüße, weil dann wenigſtens der Geiſt frei wird, und ſich ausruhen kann von den Beſchwerden des Tages. — Ach, Sie wiſſen, Sie kennen dies Alles! Sie werden mich nicht mißverſtehen, als wollte ich damit ſagen, daß ich meinen neuen Beruf minder lieb hätte. Nein, ſo lange ich noch Kraft habe, demſelben vorzuſtehen, wird die Liebe nicht weichen; ja, ich glaube, ſie würde noch über dieſe hinausreichen, und für eine ſolche Zeit bangt oft mein Herz. — Noch hat mich Gott geſund erhalten, ich fühle, daß der eigenthümliche Frauen-Beruf, dies tägliche Wirthſchaften und Beſorgen, dieſe nach Außen gerichtete Aufmerkſamkeit mir körperlich beſſer zuſagt, als das nach Innen gekehrte Leben und die ſitzende Beſchäftigung. Aber meine geiſtigen Kräfte, fürchte ich, werden abnehmen, der lärmende Tumult um mich her wird mir oft zu viel, und zerreißt alle meine Gedanken. Gott leite mich den Weg ſeines Willens. Trage ich auch eine Laſt, ſo iſt es doch eine ſüße.

Meine Herzens-Kinder ſind geſund. Die beiden älteſten beſuchen jetzt eine Schule, die für den Anfang wenigſtens zu genügen verſpricht.

— Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, könnte ich mit meinen Kindern nach Brandenburg ziehen! — Tagtäglich erzähle ich den Kleinen von einer Reiſe nach Vieritz, und da ſpielt Brandenburg dabei ſtets eine ſehr wichtige Rolle, und wird ſo lebendig dargeſtellt, daß die Kinder ſchon die Namen von allen meinen Freunden ſammt deren Kindern wiſſen, und ſo allmälig in Ihre Kreiſe eingeführt werden, bis ſie zuletzt meinen werden, zu lieben Bekannten zu kommen. Ihre Eliſe, Neuendorffs Guſtchen und Helenchen Müller ſpielen dabei eine Hauptrolle, und gewiß würde ſich das Freundſchaftsband dieſer kleinen Gefährten bald und leicht knüpfen. Ich ſende heut Ihrer lieben Eliſe und meinem Pathchen Auguſte Neuendorff ein Büchlein mit, dem bald noch ein zweites für Helenchen und meine kleine Pathe Agnes Paſchke folgen wird. Geſchrieben habe ich lange nichts mehr, außer Briefe, — geleſen auch wenig, doch habe ich mir wieder einen Leſeabend gebildet, mit Herr und Frau v. Cruſatz (erſterer iſt unſrer Kinder Vormund), der mir ſchöne Erholungsſtunden verſpricht. Dieſer Verein findet Montags ſtatt.

Mittwochs komme ich noch immer regelmäßig mit meiner treuen Großmann zuſammen, deren Liebe ſich ſtets gleich bleibt.

Den Stern von Sevilla habe ich vor Kurzem kennen gelernt, und ihn ſehr ſchön gefunden. — Wie oft denke ich unſrer trauten Leſe-Abende! — Wie iſt dies Alles dahin, und wie eilt eine Periode des Lebens nach der andern vorüber! — Und doch bleibt das Geiſtige ein ewiger Beſitz, und die Liebe kennt keinen Wechſel! Und ſo laſſen Sie mich denn mit dieſem Abſchiedsgruß in Ihre Arme ſinken und Ihnen in Gedanken in die lieben treuen Augen blicken! O wie lebhaft ſtehen Sie vor meiner Seele, mit Blick und Haltung und Ton der Stimme! Ja, Sie bleiben mir, wie auch die Zeiten wechſeln! Und warum ſollte ich nicht hoffen, daß auch noch hienieden eine Wiederholung unſers trauten Zuſammenſeins möglich iſt? ....

Breslau, den 30. Nov. 1840.

— Ich habe Alles erhalten, alle Zeichen treuer, rührender Liebe! Welch ſüßes Gefühl, ſo in den Herzen theurer Menſchen fortzuleben! — O könnte ich *Ihnen Allen danken, wie ich wollte!* — Schreiben werde ich erſt ſpäter! Für heut nur die Verſicherung, daß es viel beſſer mit meinem Befinden geht, und ich Alles thue, um meine Geſundheit zu befeſtigen. Meine Kinderchen ſind friſch und munter, träumen vom Chriſtkindchen, und ich mit. Die Brandenburger Blumen waren mir ſchon ein lieblicher Weihnachten, — ſie dufteten mir ſüß entgegen, und blühten entzückend auf, als ich ſie ins Waſſer brachte. Auch Ihre Medikamente ſchlagen trefflich an! *Zerbſter* Orangenblüten *in meinem Thee*, und Chocolade von meiner beſten Conradine, — da *muß ich* wieder aufleben! *Und es geſchieht wirklich!* ....

Breslau, den 16. Dezbr. 1840.

— Da ſende ich Ihnen denn, Ihrer gütigen Erlaubniß zu Folge, zwölf Exemplare meines Kinderbuches, im Fall ſich zu denſelben ein Käufer findet. Meine Parabeln erſcheinen leider erſt ſpäter, was mir ſehr unangenehm iſt, da gerade die Weihnachtszeit die günſtigſte für ein ſolches Werkchen iſt. Ihren lieben Brief habe ich erhalten. O wie wohl thun Sie mir

Herzen mit der zartſinnigen Liebe und Theilnahme, die die Ihnen ſo beſonders eigen iſt! Wie oft ſehne ich mich, an das treue Herz zu ſinken, und vergangne ſchöne Stunden wieder heraufzubeſchwören! Aber dieſe ſchöne Lebens-Periode iſt dahin! Ganz anders hat ſich mein Daſein geſtaltet, und kaum bleibt mir noch Zeit, um von einem Glücke zu träumen, was damals mein eigen war!

Auch Sie, meine theure Freundin, waren in dieſem Sommer leidend! Ich hörte es auch von Andern und habe mir viel Kummer um Sie gemacht! Gebe Gott, daß der Winter ohne Nachtheil für Sie vorübergehen möge! Mir iſt er ſtets ein Stärkungsbad, und bin ich nur einmal ſo geſund, mich der Luft ausſetzen zu dürfen, ſo weiß ich auch, daß ich dann von Tag zu Tage mich mehr erhole. So geht es mir, Gottlob! auch gegenwärtig!

Das nahe, ſchöne Feſt erfüllt Alles mit frohen Erwartungen. — Ich trage nun wie eine geſchäftige Biene ein, und habe nicht weniger als neun Perſonen im Hauſe zu betheilen, denn beide Söhne meiner lieben Nekowsky beſuchen mich zum heiligen Abend. Wie dies Alles noch ſo geht, iſt mir manchmal ſelbſt ein Wunder! Gottes Segen iſt offenbar dabei, und damit tröſte ich mich auch, wenn mich Sorgen beſchleichen wollen. Das Pupillen-Collegium hat mir nun ein beſtimmtes Kindergeld ausgeſetzt. Freilich ſehr, ſehr wenig für vier Kinder und zwei Domeſtiken, hier, wo Wohnung und Holz ſo theuer iſt; aber doch hoffe ich, mit meinen eigenen geringen Einnahmen vereint, für die erſte Zeit durchzukommen. Weiterhin mache ich noch keine Pläne! .....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Mit welchen Gefühlen habe ich Deinen letzten Brief geleſen — o daß ich ſo fern von Dir bin und nicht mündlich auf Alles erwidern kann, was Dein volles Herz mir vertraut! So kann ich nichts als für Dich beten. — — Ach, wie vielfach iſt doch der Kummer auf Erden, und wie betrübt es mich, gerade die darunter meiſt am tiefſten leiden zu ſehn, die meine Seele liebt. — — — — Auch Otto's Geſchick hat mich tief ergriffen! So nah der Erfüllung ſeiner Wünſche, und ſo bitter getäuſcht! Was gäbe ich darum, dieſen talentvollen jungen Mann ſo plaçirt zu ſehen, wie es ſeine herrlichen Gaben heiſchen. Wie danke ich Dir für die Mittheilung ſeiner Gedichte, wie rührt mich Deine Furcht, als könne, bei Deinem Wohlgefallen daran, eine (doch ſo verzeihliche) mütterliche Eitelkeit ſich einmiſchen und Dir den klaren Blick dafür trüben! Kenne ich Dich doch beſſer wie Du ſelbſt, und weiß ich ja aus eigner Erfahrung, wie unbeſtochen Dein Urtheil bleibt, auch wo Du liebſt. — Glaube mir, meine Marie! Du darfſt Dich dreiſt der Hoffnung hingeben, daß Otto's reichbegabter Geiſt, ſein ſo entſchiedenes und gewiß ungewöhnliches Talent ſich Bahn brechen wird, wie ſchwer es auch zu einer Zeit wie die unſrige werden mag, da Buchhandel und Journale, von einer Ueberſchwemmung literariſcher Erzeugniſſe bedrängt, mit übermüthiger Miene zurückweiſen, was nicht durch ein glänzendes Renommée empfohlen iſt. — Das Selbſtgeſchaffne Deines jungen Dichters hat mir bei weitem beſſer gefallen als die Ueberſetzungen, beſonders hat das ſchöne Gedicht an Freiligrath mich entzückt — hat Otto es dem Dichter nicht ſelbſt geſandt? — — —

An Frau von Eb....

Breslau, im Frühling 1841.

— Nur ein ſo liebevolles Herz als das Ihrige läßt mich auf Nachſicht hoffen, wenn ich erſt heut dazu gelange Ihren theuren letzten Brief zu beantworten! Aber wahrlich, auch ich kann das Motto unſers unvergeßlichen Königs zu dem meinigen machen! Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Selten, und zwar nur in den Nachtſtunden, komme ich zum Schreiben, und dann ſind meine Augen ſchon ſo müde und meine Hände ſo matt, daß ich fürchten muß, meinen Zuſtand den Freunden meines Herzens zu verrathen. Haben Sie daher Nachſicht mit Ihrer Agnes, deren Herz oft unter dem Druck des Unvermeidlichen ſeufzt, deren Sehnſucht ſich oft Flügel zur Ferne wünſcht, und doch kaum des ſchriftlichen Wortes Herr werden kann, ſelbſt da nicht, wo werthe

Tage ſie mächtig dazu erregen. So, meine theure Freundin, ſah ich mit ſtillem Leid Ihren lieben Geburtstag kommen und ſcheiden, ohne Ihnen meine Grüße ſenden zu können. Die Anweſenheit meiner beiden Neffen und eine bald darauf folgende Krankenpflege eines hieſigen jungen Verwandten, der leider nicht gerettet werden konnte, nahm mir Möglichkeit und Zeit zu ruhiger Sammlung; nur einen Gedanken konnte ich hinausſenden, und ein inniges Herzensgebet für Sie, meine theure Freundin, zu dem Lenker unſres Geſchickes, daß er Ihre neue Laufbahn ſegne und Sie vor jeder Sorge gnädiglich bewahren wolle! Daß Ihre geliebte Auguſte ſo bedeutend krank geweſen, habe ich mit Betrübniß erfahren! Wie mögen Sie dabei gelitten haben, Sie, die Sie die Leiden der Ihrigen ſo tief mitempfinden. Möchte doch mit dem beginnenden Frühjahr ſich Ihre beiderſeitige Geſundheit vollkommen erholen! Auch ich ſehne mich unausſprechlich nach Luft und Sonnenſchein und habe mir vorgenommen ſo viel wie möglich mit meinen Kindern ins Freie zu flüchten. Die Promenaden ſind hier ſehr ſchön, und bieten zu jeder Jahreszeit den entzückendſten Blumenflor. Leider iſt jedoch manche gêne damit verbunden, indem der Luxus hier mehr als anderswo zu Hauſe iſt, — dieſen Blumenflor aber, ſo ſehr er manches Auge feſſelt, liebe ich nicht, — er ſtört mir den Genuß der harmloſen Naturfreude, denn überall begegnet man zugleich dem Blick prüfender Beobachtung und ſelbſtgefälliger Eitelkeit. Mein liebſter Aufenthalt iſt daher der mir ziemlich nahe gelegene Logengarten mit ſeinen uralten herrlichen Baumgruppen, zahlreichen Nachtigallen und andächtiger Stille. Hier brachte ich früher manchen köſtlichen Morgen zu. Das letzte Jahr erlaubten mir es meine Verhältniſſe nur ſelten, doch hoffe ich dies Frühjahr mehr Freiheit zu gewinnen. Die lieben Blumen, die Sie mir am 8. März geſendet, kamen völlig blühend und duftend bei mir an und vergegenwärtigten mir Ihre angenehmen Umgebungen. — — — —

An Fräul. Sophie L.

Breslau, den 9. April 1841.

— Mit innigem Danke ergreife ich Deine liebe Hand, die mir abermals zu meinem Geburtstage ſo viel Freude geſpendet. Wolle Gott Deine treuen Glückwünſche für mich erhören, und mir ferner gnädig und barmherzig ſein, damit ich den mir vorgeſchriebenen Weg ihm wohlgefällig vollende! Dein liebes Büchlein ſoll mir oft Kraft und Licht dazu ertheilen. So klein die Gebete ſind, ſo enthält doch jedes ein goldnes Korn, und wohl dem, wo es Wurzel faßt! — Daß Du meiner am 8. gedacht, fühle ich wohl! Aber auch am lieben 11. waren wir vereinigt, und gewiß hat Dein treues Herz dies empfunden! Du wirſt an demſelben mein Briefchen nebſt dem kleinen Angebinde erhalten haben, und ſo ſprach ich wenigſtens geiſtig bei Dir ein, und konnte mich den Reihen Deiner Freunde beigeſellen. Wie wehmüthig mein diesjähriger Geburtstag war, kannſt Du denken! Sonſt ſchmückte liebe Schweſterhand mir ſtets des neuen Jahres Schwelle! Diesmal vermißte ich beide treue Herzen, nur in ihren Kindern umgaben ſie mich. Aber dieſer Reichthum wurde mir doppelt fühlbar an dieſem Tage. Die Kleinen legten ſo unverkennbare Liebes-Beweiſe an den Tag, daß ich ſie voll Rührung an mein Herz zog und mir geſtand, daß mein Leben durch ſie erſt ſeinen höheren Werth erhalten habe. — O wenn mir das Werk der Erziehung gelänge, wenn ich dereinſt dieſe Seelen rein und fromm und unentweiht meiner geliebten Adelheid wieder zuführen könnte! — Welch ein beſeligender Gedanke! —

An Frau v. Rekowsky in Vieritz.

Breslau, den 24. April 1841.

Meine Herzens-Claire!

So kommt denn mit dem ſüßen Frühlingsſtrahl und ſeinen jungen Blüten auch Dein lieber Geburtstag heran, und freudig breite ich die Arme nach Dir aus und ziehe Dich in Gedanken an mein Herz. Gott ſegne Dich zu tauſend Malen, Du geliebtes theures Herz und laſſe Dich den 5. Mai froh und heiter im Kreiſe Deiner Lieben verleben. Möchte unſre gute Luiſe doch nunmehr frei von allen ihren Leiden ſein, damit Eure frohe Feier nichts trübe! Zwei kleine liebe Arme breiten ſich nun zum erſten Mal glückwünſchend nach

Dir aus, und dies Himmelsgeſchenk laß uns im Auge behalten, wenn Dein Auge mit dem meinen vereint, wehmüthig auf der Vergangenheit ruht. Gott hat uns gnädig über dies ſchwere Jahr hinweggeholfen, und dies erwecke neues Vertrauen und tröſtende Hoffnung! Meine Herzenskinder gedeihen lieblich, obgleich die älteſten Beiden, wahrſcheinlich weil ſie früher zu warm gehalten, ſehr leicht in ihrer Geſundheit geſtört werden, ſo daß ich ſie deshalb wieder aus der Schule nehmen mußte. Luischen unterrichtet ſie nun den Vormittag, und ich nehme ſie, ſo viel es geht, den Nachmittag vor, und ſo werde ich es noch ein Jahr fortſetzen, und während deſſen ihre Körper durch Flußbäder zu ſtärken ſuchen. Sie gratuliren Dir mit mir und Luischen vereint auf's Herzlichſte zu Deinem Geburtstage und wollen ſelbſt noch ein Brieſchen beilegen. Ach könnten wir wie ſonſt vor Dir hintreten und Dir unſre Blumen und Küſſe bringen. Du würdeſt den kleinen Trupp ziemlich verändert finden, beſonders die Jüngſten, die jetzt ſehr wachſen und ſich recht gut herausbilden. Wie würden ſie Dich Alle liebhaben, wenn ſie Dich wiederſehen ſollten. Kein Ort in weiter Welt iſt ihnen intereſſanter als Vieritz, und alle ihre Hoffnungen und kindlichen Träume drehen ſich um dieſen Punkt. Deine Beſchreibung Deines Gartens und Deiner Thätigkeit in demſelben, ſo wie die Schilderung des treuen Geſpanns in Conrads Briefe, hat mich unendlich gefreut. Ich kann mir das neue Ehepaar ganz vergegenwärtigen, wie es den kleinen Wagen zieht, der ihren liebſten Schatz enthält. — Ach, wie erquicke ich mich an dem Bilde Eurer ländlichen Stille, wenn ich Abends, von tauſendfachen Störungen ermüdet, zum Erſtenmale zur Sammlung meiner Gedanken gelange. — Welche Schattenſeiten auch das Leben auf dem Lande haben möge, — man gehört ſich dort ſelbſt, man kann ſich mit ſeinen Gedanken mehr mit Gott und der Natur beſchäftigen, und iſt vor dem Andrang entbehrlicher, oft läſtiger Beſuche geſchützt. Dies aber iſt ein großer Gewinn für Menſchen, die ſich gern mit ſich ſelbſt beſchäftigen. Du haſt dies auch damals empfunden, wie Du mir das Verlangen wiederholt ausſprachſt in ein ſtilles Bergthal zu ziehen. Gott gab Dir nun ländliche Stille mit einer Deinem edlen mütterlichen Herzen willkommenen Thätigkeit und wenn auch im vergangenen Jahre trübe ſchwere Schatten über den Himmel Eures Glückes zogen, ſo wird der gute Gott ja auch dieſen Leiden ein Ziel ſetzen, und dann glaube ich, werdet Ihr Geliebten um ſo glücklicher ſein. Was gäbe ich darum, könnte ich dies Frühjahr gemeinſam mit Euch verleben. Geſtern ſah ich den erſten Blütenbaum und hörte im Logengarten die erſte Nachtigall. Mein Herz wallte dabei als wäre ich noch in den Jahren der Jugend! Wie ſchön, daß die Empfänglichkeit für ſolche Freuden nicht abſtirbt, wenn auch ſonſt ſo Manches in uns zu Grabe geht. Gewiß ſchlürfſt auch Du dieſe köſtlichen Tage mit gleichem Entzücken! Meine Gedanken ſuchen Dich in Brandenburg oder Magdeburg. In erſterer Stadt wegen des Geburtstages der Frau Hofräthin, zu dem ich vor 8 Tagen einen Brief abſandte, — wahrſcheinlicher aber ſcheint mir der Ausflug nach Magdeburg, weil Du von dem leidenden Zuſtande unſrer geliebten Luiſe und Deiner Sehnſucht dahin ſchreibſt.

Wie danke ich Dir, meine Claire, daß Du mir nun endlich das Räthſel gelöſt und mir die liebe theilnehmende Seele genannt haſt, die mir des Königs Beachtung gewann. — Könnte ich nur dieſer gleich an's Herz fallen, an das edle ſeltne Herz, das Andrer Sorgen ſo ganz wie die eignen empfindet und immer wie ein Engel handelt. Ich muß ihr ſelbſt ſchreiben, mein Herz iſt zu voll! Auch für Graf Stollberg empfinde ich eine tiefe Dankbarkeit — mir war der Name Stollberg immer ſo werth, es war mir immer, als müſſe jede Tugend dieſen Namen tragen. Sag mir doch einmal gelegentlich, ob es der Wernigeroder Stollberg iſt, der jetzt als Miniſter dem guten König ſo nahe ſteht, und ob dieſer es war, der eine ſo große Güte für mich hatte? Wie ſehr mir dieſes Gnadengeſchenk jetzt zu Statten kommt, kann ich kaum ausſprechen. Denke Dir, daß alle unſre Zinſen jetzt auf 4 Procent reducirt ſind und ich demnach faſt 100 Thlr. jährlich einbüße. Wie das künftig werden ſoll weiß ich nicht. Ich will auch nicht grübeln, ſondern mich Schritt für Schritt der höhern Fügung überlaſſen. — — —

An Frau Profeſſor H.

Breslau, den 19. Juni 1841.

Recht lange habe ich kein Zeilchen Ihrer lieben Hand, und mache mich nun ſelbſt auf den Weg, um als Mahnbote vor Ihnen zu erſcheinen. Möchten Sie doch wohl ſein, meine geliebte Conradine! Unendlich oft denke ich an Sie, und doch will mir Ihr liebes Bild ſelbſt nicht im Traume erſcheinen. Ach, haben Sie mich auch noch lieb, beſte Seele, und dachten Sie zuweilen meiner bei dieſem ſchönen Frühjahr? Ich war viel mit meinen Gedanken in Brandenburg und Vieritz und ſeufzte daß ich nicht Flügel hatte, um mich in den herrlichen Maitagen zu meinen Lieben verſetzen zu können. Gereiſt bin ich wohl, aber nur bis nach Schweidnitz und Wilkau zu meinen Verwandten, eine Tour, die man mit vier kleinen Kindern allenfalls unternehmen kann. Hätten Sie mich im Wagen ſitzen ſehen, zwei Kinder auf Fußbänkchen vor mir und den Jungen in meinen Arm geſchmiegt, einer Gluckhenne gleich, Sie hätten gelacht, aber mit feuchten Augen, und ſich dennoch über meinen Muth gefreut, auch ſo noch zu reiſen. Angela läßt ſich den Platz neben dem Kutſcher nie nehmen. Sie hat eine ſeltſame Paſſion für Pferde und Alles, was dazu gehört, und hätte am liebſten die Zügel regiert. Ich hatte keine Bedienung mit, nur einige Hülfe in Luischen, die entzückt war über den Anblick des Gebirges, und überhaupt ihre erſte Reiſe machte. Da gab es denn lauter friſche fröhliche Herzen um mich, denn auch die Kinder jubelten und ſangen, und ich ſtimmte mit ein, ſo weit es bei meinen Funktionen ſich thun ließ, denn bald war hier ein Mäntelchen zuzumachen, bald dort ein Hut zurecht zu rücken, bald etwas hervor zu langen aus dem allgemeinen Proviant-Magazin. Mein Junge wird übrigens prächtig, und ich wünſchte ich könnte ihn einmal vor Sie hinſtellen. Er ging die ganze Reiſe über nicht von meiner Seite, und wenn mir dies auch manche Feſſel auflegte, ſo freute mich doch dieſe Anhänglichkeit innig, zumal, da ſeine Züge mich an Adelheid vielfach erinnern, und mir immer iſt, als blickte mich ihre Seele aus ſeinen Augen an.

In Schweidnitz war ich einige Tage recht glücklich, wenn auch wehmüthig bewegt. Faſt alle meine Jugendbekannten ſind nicht mehr; dafür umringen mich ihre Kinder völlig erwachſen und ich koſe mit ihnen wie früher mit meinen Freundinnen und komme mir vor wie ein zurückgebliebener Geiſt, der Geſchlecht an Geſchlecht an ſich vorüberziehen ſieht und allein noch übrig iſt mit ſeiner Liebe und ſeinen Jugendträumen! Meine Kleinen beginnen nun auch ſich immer mehr und mehr zu entwickeln, und ich werde nun bald wegen ihres Unterrichts ernſter bedacht ſein müſſen. Wie ſchön wäre es, könnten wir unſre kleinen Lieblinge doch zuſammen führen und unſre Erfahrungen uns mittheilen. —

Ich verkehre jetzt am liebſten mit Müttern, und dieſe Paſſion hat ſchon lange in mir geſteckt; darum war ich auch bei Ihnen immer ſo glücklich. Nun ich lege im Geiſte meine Kleinen an Ihr Mutterherz und bitte für Sie um den Segen Ihrer Liebe. — Sie wachſen und gedeihen und machen mir Freude. Gott laſſe ſie zu guten nützlichen Menſchen werden.

Liebſte Conradine, ſagen Sie mir bald, wie es Ihnen geht. In Kurzem ſende ich Ihnen meine Parabeln die nun endlich beendet ſind. Das Titelkupfer iſt recht ſchön und die Ausſtattung recht zierlich. Möchte das Ganze Ihnen gefallen. . . . .

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 5. Sept. 1841.

— — — Wie lange auch die Pauſe war, die in unſre Correſpondenz eintrat, dennoch glaube ich Ihres freundlichen Andenkens gewiß ſein zu dürfen, ſo wie meine Gedanken unendlich oft in Ihrem lieben Kreiſe verweilen. Wie es uns geht, wie ich mit meinen Kleinen lebe, werden Sie durch den Ueberbringer erfahren, welcher, als Kinder- und Muſenfreund viel mit unſern Kreiſe verkehrt und uns ein lieber Geſellſchafter iſt. Unendlich freue ich mich nun auch auf demſelben Wege von Ihnen die lang vermißte mündliche Kunde zu erhalten. Möchte ſie recht tröſtlich und erfreulich und Ihre theure geliebte Eugenie zu voller Geſundheit gediehen ſein! Ich bin ſo froh Ihnen, theurer Freund, nun auch ein kleines Buch zu überreichen, das neueſte von mir, meine zweite Sammlung Parabeln, vielleicht das Schwanenlied meiner Muſe. Die vielen Sorgen und Mühen, welche mit der Erziehung von vier Kindern verbunden ſind, wachſen immer mehr heran; dabei fühle ich mich auch oft angegriffen und die ſchönen Stunden der Muſe werden immer ſeltener. Wohl uns, die wir in unſrer Jugend uns die ſchönen Kränze der Muſe winden durften; es bleibt ſtets eine liebe erheiternde Erinnerung, und ihr Duft ſtrömt noch in's ſpätere Leben erquickend herein. — Wir gehen nun in unſerm alten Breslau feſtlichen Tagen entgegen. Der geliebte König kommt, und gern möchte auch ich unſern neuen Herrſcher ſehen, der auch mich durch einige Huldbeweiſe erfreute und des Geiſtes Streben überall ſo gern unterſtützt. Ich wünſchte ſie ſähen Breslau in ſeiner gegenwärtigen Metamorphoſe. Man baut und reißt ein, daß Viele ſtaunend ſtehen bleiben und die alten Plätze nicht wieder erkennen. . . . . .

An Frau Profeſſor H.

Breslau, den 11. Oct. 1841.

— Wenn Gedanken Flügel hätten, ſo wäre dies Blatt längſt in Ihren lieben Händen, heut an dem Tage, wo ich ſo gern zu Ihnen eilte um Ihnen, Auge in Auge, des Herzens Glückwünſche auszuſprechen. O meine geliebte H.! Tauſend innige Segenswünſche rufe ich aus der Ferne Ihnen zu! Aber wann wird dies Blatt Sie erreichen, das erſt morgen ſeine Miſſion beginnt? Daß Sie heut meiner denken, weiß ich; auch fühlt Ihr Herz, daß mein Geiſt um Sie iſt, in unwandelbarer Liebe und Treue! — Aber daß mein ſchriftliches Wort nicht zu Ihnen gelangt, iſt mir ein großer Schmerz, und doch waren der Unruhen und Störungen ſo viele in den letzten Tagen, daß es mir völlig unmöglich war, früher zum Schreiben zu gelangen, und ich erſt heute eine Mußeſtunde fand. Ihr liebes herziges Briefchen, vereint mit dem Schreiben der guten Eberty, gelangte glücklich in meine Hand. Wie ſehnte ich mich darnach es ſogleich zu erwidern! Sie haben wieder gelitten, beſte Seele; doppelt durch Eliſens Erkranken und eigne Hinfälligkeit. Und dann der ſchmerzliche Todesfall! — unſre gute unvergeßliche Roſalie! O wie muß auch dies Ihr mitfühlendes Herz erſchüttert haben, denn noch jetzt vermag ich kaum dieſen Gedanken zu faſſen. Der arme, arme Müller mit ſeiner ſtillen tiefen, in ſich gekehrten Seele, wie wird er die Erziehung der Kinder leiten können! Und wie wird er es ſelbſt ertragen, dieſes vereinzelte Daſein. So war denn Roſalie die Erſte, die ihm folgt, unſerm unvergeßlichen Neuendorff. Oft iſt mir als würde ich auch bald abgerufen werden; ich leide oft an einer Bruſtbeklemmung, die mich kaum athmen läßt. Es geht jedoch durch Ziehpflaſter meiſt vorüber, aber meine Kräfte haben in der letzteren Zeit doch ſehr abgenommen. Möglich daß der Winter mich wieder ſtärkt. Laſſen Sie mich das Beſte hoffen. Für meine Kinder lebte ich ſchon gerne noch einige Jahre, denn ſie ſind jetzt in der beſten Entwickelung und machen mir viel Freude.

Daß Ihr Kinderfeſt ſo hübſch ausgefallen und das theure Jubelpaar dieſe Ueberraſchung ſo freundlich aufgenommen, hat mich ſehr gefreut......

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 19. Oct. 1841.

Was werden Sie von mir denken, daß ich Ihren letzten gütigen Brief und das liebe Geſchenk, was Sie mir in dem dramatiſchen Vergißmeinnicht beifügten, ſo lange unerwidert laſſen konnte? Aber leider befand ich mich während der letztern Zeit in einem ſo krankhaften Zuſtande, daß ich kaum die Feder führen konnte; deſto mehr aber hat mir die Lektüre Ihres intereſſanten Buches in dieſen Leidenstagen wohl gethan und ich bringe Ihnen nun den warmen Dank meines Herzens zugleich mit der Kunde meiner Geneſung.

Wie ſehr habe ich bedauert daß unſer Hausgenoſſe Dr. Freitag Sie verfehlte! Noch iſt derſelbe nicht zurück und ich zweifle, daß er ſeinen Rückweg über Dresden genommen haben wird, wo ich dann vielleicht hoffen dürfte etwas Mündliches von Ihnen zu erfahren. O wie beklage ich es, daß Ihr ſchöner Plan, unſer Breslau zur Zeit der Feſtlichkeiten zu beſuchen, durch Ihre Verhältniſſe geſtört wurde! Wie unausſprechlich hätte ich mich gefreut Sie unvermuthet wiederzuſehen und Ihnen meinen Kinderkreis vorzuführen, die Welt für die ich jetzt lebe. Gewiß hat ſich Breslau an jenen Tagen des Einzuges unſres geliebten Königspaares gar rühmlich hervorgethan, beſonders war das ländliche Feſt, welches die Ständeverſammlung am zweiten Tage den Majeſtäten angeordnet, von wahrhaft poetiſcher Schönheit und die frohe Ueberraſchung des Königs hat ſich wiederholt in den erfreulichſten Beifallsäußerungen ausgeſprochen. Mir wurde das hohe Glück der Monarchin Majeſtät vorgeſtellt zu werden, und zwar in einer Armenſchule als Vorſteherin einer ſolchen Anſtalt.'— Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, welchen die hohe Milde und Freundlichkeit der liebenswürdigen Monarchin auf mich machte. Schon früher waren von beiden Majeſtäten meine Parabeln gnädig aufgenommen und mit einem werthvollen Geſchenk erwidert worden, und auch mündlich gedachte die liebe Königin dieſes Buches mit freundlicher Güte. Ich bedauerte nichts mehr, als daß ich meine Kinder nicht bei mir hatte, um für ſie den Segen der milden Königin zu erflehen. Sie ſprach ſo theilnehmend mit den armen Kindern der Schule und ſcheint ein beſonderes Intereſſe für alle ſolche Anſtalten zu haben. — — — — —

An Hrn. C. v. Rekowsky.

Breslau, 1841.

Mein treuer, lieber Conrad!

Welche frohe, überraſchende Erſcheinung war uns die geliebte Lieres! Annchen fand im Rauſch des Entzückens keine Worte! Wir hatten uns gegenſeitig viel mitzutheilen, und ich freute mich ſehr, daß die Aeußerungen der theuren Couſine eben ſo viel Liebe als Zufriedenheit in Bezug auf Dich, mein Conrad, ausſprachen. Strebe ferner mit allen Kräften darnach, dieſe Geſinnungen für Dich zu erhalten, Du bereiteſt mir dadurch ein ſüßes Glück, denn der geliebte Menſch iſt nur allein der Glückliche, und Dein Glück iſt alsdann auch das Unſre.

Deinen Brief habe ich mit Intereſſe geleſen, und herzlich dabei lachen müſſen. Du biſt ja ein völliger Franzoſe, daß Du in Eile ſo ferm und gut in dieſer Sprache Dich ausdrücken kannſt! — Ich müßte mir Zeit nehmen, um Dir ebenſo zu antworten, und dies kann ich heut nicht, weil ich den Moment benutzen muß, wo Tante v. Lieres auf dem Markte iſt. Alſo nur das Wichtigſte! Mit meinem Befinden geht es erträglich, ſo daß ich mich ſtark genug fühle dieſer Tage mit Anna das Theater zu beſuchen. Ich werde Dir dann von dieſem Wunderwerk erzählen. Mein Sinn iſt auf Iphigenia von Gluck gerichtet. Alles ſoll dabei von der ſchönſten Zuſammenſtimmung ſein, und die Pracht der in Berlin gemalten Dekorationen Alles übertreffen. Wenn Du hier biſt, ſollſt Du die neue Bühne auch kennen lernen. Ich wünſche Dir nun alles Glück zu den Weihnachtsarbeiten. Deine Zeichnung wird dem Onkel von Lieres gewiß große Freude machen, da Du, wie ich höre, gerade ſeinen Lieblingspunkt gewählt haſt. Nun lebe wohl und achte auf Alles, was Dein treuer Onkel von Lires Dir ſagt. Sein Rath iſt der eines wahrhaft väterlichen Freundes, und er meint es auf's Beſte mit Dir. Luischen, Anna und das kleine Völkchen grüßen Dich auf's Herzlichſte. Gott erhalte Dich geſund. Sei vorſichtig bei der Jagd, beſonders bei der bevorſtehenden Treib-Jagd! . . .

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Breslau, 1841.

— — Auch mir war das Weihnachtsfeſt reich an wehmüthiger Freude! Die Kinder, mein höchſtes Glück, ſo jubelnd und munter um mich her — und in mir die verwaiſte Stelle und das ſehnſüchtige Andenken an die verklärte Mutter, die uns ſo innig geliebt. — —

— — — Ach wie wenig kann man ſich einander ſeine Liebe beweiſen, wenn weite Entfernungen dazwiſchen liegen und einengende Verhältniſſe uns Feſſeln anlegen.

An Frau Profeſſor H.

Breslau, den 11. Jan. 1842.

— Des Jahres neuer Morgen iſt aufgegangen und nur meine Gedanken konnten zu Ihnen hinüber! Aber gewiß — auch ſo haben Sie meinen Gruß empfunden, und der treue Vater über den Sternen vernahm meine Segenswünſche für Sie und alle Ihre Lieben, die ich jetzt, Ihre treue Hand faſſend, warm und innig wiederhole. Ja, ſegensreich und beglückend ſei das neu begonnene Jahr für Sie, meine geliebte Freundin! Gott ſchütze und erhalte Ihnen alle Ihre Lieben und bewahre auch beſonders Ihr theures Leben vor innerem und äußerem Leid.

Uns floß das Weihnachtsfeſt heiter vorüber. Franz und Conrad begrüßten mit mir vereint das neue Jahr, und verlebten einige frohe Tage hier zuſammen. Die Kinder genoſſen froher wie jemals des heiligen Chriſtes beglückende Gaben, und ich ſtand ſtill-ſelig, wenn auch etwas angegriffen hinter dem jubelnden Kreis, und dankte Gott, der mir meine Kleinen erhalten und das Wunder von dem Oelkrug der Wittwe auch an mir wiederum augenſcheinlich erneuert hatte. Als es ſtiller um mich wurde, begaben ſich meine Gedanken auf die Reiſe zu Ihnen, meine Freundin, und auch nach Vieritz, wo ich ebenfalls in einen beglückten Kreis hineinblickte. — Bei Ihren geliebten Kindern wird nun bald die Zeit kommen, wo es heißt: Geben iſt ſeliger denn Nehmen — und gewiß haben Sie ſchon jetzt der lieben Mutter ein Angebinde Ihres Fleißes dargebracht. Wie würde ich mich freuen, könnte ich dieſe lieben Geſichter wieder einmal vor Augen haben! Mehr als je ſehnt ſich mein Herz dieſen Sommer das gewünſchte Ziel zu erreichen, denn ich ſehe wohl, daß ſpäterhin, wenn meine Kinder regelmäßigen Schulunterricht beſuchen; eine ſo weite Reiſe immer ſchwieriger werden dürfte. Doch ungewiß und noch fern iſt die Ausführung dieſes Plans — ich erquicke mein Herz daran in trüben Stunden und blicke dabei fragend zum Himmel empor. —

Mit meiner Geſundheit, liebe Conradine, geht es erträglich. Ein allerliebſtes eiſernes Oefchen ſichert mir in dieſem Winter die angenehmſte Temperatur, und die anhaltenden ſchönen Wintertage geben den ſonſt ſo rauhen Monaten Flügel. Zwei Hyacinthen blühen ſchon an meinem Fenſter, und an meinem Herzen die Roſengeſichter meiner Kinder. Wie ſollte ich da nicht glücklich ſein und manche andere Sorge darüber vergeſſen? — Heut wird das Lieblingsfeſt der Kinder, das Schneeäpfelfeſt bei mir gefeiert; Alt und Jung verſammelt ſich dabei noch einmal um den Weihnachtsbaum, noch einmal werden ſeine Lichter angezündet, und dann wird er unter Tanz und Sang zu Grabe getragen. Zwei liebe Hausgenoſſen, ein funfzehnjähriges liebes Mädchen Anna von Lieres, die bei mir in Penſion iſt, und ein junger Doctor der Philoſophie, Namens Freitag, ſchließen ſich dem Kinderreigen an, und da beide das Feſt über bei ihren Eltern waren, ſo wird ihre Einbeſcheerung heut noch nachgeholt, da ich beide zu meinen Kindern zähle. So ſchaffe ich mir, wie Vater Claudius, meine eigenen Feſttage, laſſe die feine Welt um mich her nach Belieben in ihren Salons ſchalten und walten und bilde mir meine eigene kleine Welt. . . . . .

An Frau von Eb....

Breslau, den 22. Jänner 1842.

— Eine lange Zeit voll Krankheit, Störungen und Unruhen aller Art, liegt zwiſchen unſern letzten Briefen und heut, und doch hätten Sie ſchon längſt ein Schreiben von mir erhalten, wenn nicht mein Neveu, Franz v. Nekowsky bei ſeinem Abgange nach Wierlitz, meine Briefe mitzunehmen vergeſſen hätte. Dieſer wird wohl nun ſchon ſo glücklich geweſen ſein, ſeine alte Heimat, Brandenburg, begrüßt zu haben, und ich zweifle nicht, daß er auch Ihnen ſeine Aufwartung gemacht hat. — Ich hoffe nun durch ihn recht viel von meinen lieben dortigen Bekannten und Freunden zu hören und freue mich ſehr auf ſein Wiederſehen. Ihr letzter Brief war ein ſehr betrübender. Der Tod der geliebten Oſſant ſchlug auch meinem Herzen eine tiefe Wunde, und wie mögen Sie erſt gelitten haben, die Sie dieſe treffliche Frau perſönlich kannten und als Freundin liebten. — So geht Alles dahin, und das Schöne und Geliebte oft am früheſten! — Auch hier hat der Herbſt viele theure Menſchen hinweggerafft, und auch mein Leben hing an ſehr zarten Fäden. Der Allmächtige hat mich aber den Kindern erhalten, und ich fühle mich wieder wohl und heiter, und habe mit den Meinen ein ſchönes Weihnachtsfeſt erlebt. Meine Kleinen waren diesmal ſo innig dankbar, ſo liebevoll, daß dies meine Feſtfreude ſehr erhöhte. Ach, ſie ſind mein ſchönſtes Glück, und wenn ich ihnen auch viel geopfert habe, ſo weiß ich doch, daß ihre Liebe mir reich lohnen wird, und ſie mir Alles erſetzen werden, wenn Gott ſie nur ferner gedeihen läßt.

Seit Michaelis habe ich noch ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren in's Haus genommen, die in Penſion bei mir iſt und ſich noch beſonders in der Muſik ausbilden will. Dies führt nun manchen muſikaliſchen Genuß herbei, da ſie, und beſonders ihr Lehrer ſehr gut ſpielen. Auch beſuchen wir zuweilen die Conzerte durchreiſender Künſtler, und ſo wurde mir auch geſtern das Glück Lißt zu hören. Der Zufall wollte es, daß die Nummer meines Billets mich ganz in ſeine Nähe führte, und nun ſahe ich denn alle die rieſenhaften Anſtrengungen und unglaublichen Kunſtfertigkeiten, die wirklich auch geſchaut werden müſſen, um die Meiſterſchaft ſeines Spiels zu würdigen. Ich weiß nicht ob Sie ihn ſchon gehört? Sollte es Ihnen indeß noch bevorſtehen, und Sie können unter ſeinen Vorträgen wählen, ſo verſäumen Sie doch nicht die Ouvertüre aus Wilhelm Tell, von ihm ſelbſt componirt, zu hören. Das iſt ein wahres Zauberwerk, wo das Stürzen und Donnern der Bergwäſſer, das Schreien der Adler und Jäger, das Abendläuten der Dörfer und endlich die fernen und immer näher kommenden Muſikchöre, Jagd- und Militairmuſiken in überraſchender Vollſtimmigkeit gehört werden. Lißt iſt Dichter, Maler, Muſiker zugleich. Ich wußte keinesweges daß dieſes Stück die Ouvertüre zu Wilhelm Tell war, aber mir war als ſähe und hörte ich was ich oben beſchrieben, und verſtand ihn in meinem innerſten Weſen. Unbeſchreiblich iſt der Enthuſiasmus, mit dem er hier aufgenommen wurde; aber er gebührt ihm auch. Henſelt hat mich bei Weitem nicht ſo hingeriſſen, ob ich ihn gleich damals als ein Wunder anſtaunte. Lißt iſt in ſeinen zarten Vorträgen beſonders ganz unerreichbar. Man glaubt die weichſten Modulationen der Menſchenſtimme zu vernehmen, wenn er eine Mozart'ſche Geſangparthie zum Thema wählt. Keiner wagt dann zu athmen, alle Seelen ſind ſein.

Doch ich muß nur aufhören, ſonſt könnten Sie denken auch ich gehöre unter die Verzauberten, von denen Berlin ſo viele aufzuweiſen hatte. Dazu läßt es aber die materielle Welt, in der ich mich jetzt bewege, nicht kommen, und ſelten ſind die Augenblicke, wo ein freier geiſtiger Genuß mir zu Theil wird.

Gott erhalte Sie wohl, meine liebe Freundin. Ich lege Ihnen ein Veilchen von meinem Fenſter ein! Ach wie oft denke ich Ihrer, wenn ich Muſik höre oder Blumen blühen ſehe! Dann mahnt mich's an die Sphäre Ihrer Heimat, wo Sie ſo freundlich und anmuthig walteten, und uns ſo oft heitere Stunden ſchufen. Wie ſüß iſt doch die Gabe der Erinnerung, die uns Fernes ſo nahe zaubert; durch ſie ſind Sie mir immer gegenwärtig, und ſehe ich Sie wieder, ſo wird es ſein als hätten uns nur wenige Stunden von einander getrennt. . . . . .

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 5. Febr. 1842.

— — — Auch wir wollen den 9. Februar feiern, und unſre treuen Wünſche für Sie vereint zum Himmel tragen! Ach, daß ich durch dieſe vermöchte von Ihrem ſchönen Leben jeden Druck, jede Feſſel abzuſtreifen, die Ihnen den Genuß des Glückes verkümmert, das Sie in Ihren Lieben und in der eigenen hochbegabten Natur beſitzen! Ich habe Ihren letzten Brief nicht ohne die tiefſte Wehmuth geleſen! Giebt es denn kein Mittel Ihre Stellung leichter und freier zu machen, ohne Ihre ſchöne Heimat mit einer andern zu vertauſchen? — Wohl kenne ich die Macht der Verhältniſſe und auch die der Gewohnheit, und ich glaube, mein theurer Freund, Sie haben mit beiden zugleich zu kämpfen. Die Geſtaltung eines ruhigen Feierabends, wie ich ihn mir für Sie mit anziehenden Farben ausmale, fände vielleicht in Ihrer eigenen Natur, in Ihrem ungemeinen Thätigkeitstriebe einen Widerſacher, der ſchwer zu bekämpfen wäre, und ſo muß ſich unſre Bitte nur immer darauf beſchränken um Kraft und rüſtige Geſundheit für Sie, damit Ihre vielfache Wirkſamkeit Ihnen bei den mannigfachen Beſchwerden zu deſto größerer Freude und Segen gedeihe.

Nur zu gut kenne auch ich dieſe Sehnſucht nach freiem Genuß des Daſeins, nach ſtiller Einkehr in das eigene Gemüth und an das ewig friſche Herz der Natur. Aber auch mir wird es ſchwerlich gelingen, den Damm zu durchbrechen, den Pflicht, Gewohnheiten und Rückſichten um mich aufgebaut haben, und hoch will ich frohlocken, wenn es mir wenigſtens gegeben wird, noch einmal die Flügel zu regen, und alle meine fernen Lieben wieder zu begrüßen, nach denen ich oft ſo voll Sehnſucht hinüberſchaue. — Der Frühling kommt näher und näher, o brächte er doch meines Wunſches Erfüllung! Ihr theurer Familienkreis wäre dann das erſte Ziel meiner Reiſe, das andere der Pfarrhof in Vieritz, wo meine liebe Nichte und Schweſter hauſet. Möchten Sie und Ihre theure Eugenie, die ich mit innigſter Zärtlichkeit grüße, der ſchönen Jahreszeit recht geſund und heiter entgegen gehen, bis Sie Ihre Frühlingsheimat beziehen, wo auch ich mir in dieſem Jahr ein Röschen ſo gern pflücken möchte!

Gott befohlen, mein theurer, verehrter Freund!

Still lege ich meine leiſe Hoffnung, wie ein Saamenkorn in der Zukunft Hand! Möge es eine günſtige Sonne zu Keim und Blüte erwecken. . . . . .

An Hrn. Prediger Dehorn.

Breslau, den 27. Febr. 1842.

Mein lieber, guter Dehorn!

Geht es nach meinem Wunſche, ſo treffen dieſe Zeilen juſt zu Deinem lieben Geburtstage ein, um Dir meine und meines kleinen Kreiſes herzliche Glückwünſche zu bringen! Gott ſchenke Dir einen recht frohen Tag und knüpfe daran ein heiteres geſegnetes Jahr voll Liebe, Glück und Freude. Wir Alle werden Deiner mit den treueſten Segenswünſchen gedenken und uns das traute Bild vergegenwärtigen, wenn Du an Deinem Geburtstagsmorgen von Mutter, Frau und Kind jubelnd begrüßt und an Deinen Geburtstagstiſch geführt wirſt. Gewiß hat dann das gute Luischen einen duftenden Napfkuchen gebacken, der ſich zur Seite der großen Familienkanne und dem blinkenden Porzellan ganz ſtattlich ausnimmt. Clairchen aber credenzt des Vaters Taſſe und ſtreckt ihm jubelnd die Aermchen entgegen, und draußen ſchallen die erſten Frühlingsſtimmen zum ſonnigen Fenſter herein, und der Storch fliegt mit prophetiſchem Geklapper über das Haus. — Ja, könnte ich mich nur ſogleich zu Euch ſetzen, Ihr lieben, glücklichen Seelen, und mit Euch den frohen Tag feiern; aber ich kann nicht einmal ein kleines

Geſchenk auf Deinen Geburtstagstiſch legen, liebſter Dehorn. Eine kleine Arbeit, die ich angefangen, konnte ich nicht beenden, weil ich an einem Schnupfenfieber erkrankte und bis heut meine Augen wenig gebrauchen konnte. Vergieb mir daher, und erlaube, daß ich Dir das kleine Andenken ſpäter nachſenden darf, wenn ich Mitte März wieder ſchreibe.

Wie und wann wir uns wiederſehen, weiß Gott allein. Wahrſcheinlich werde ich dieſes Jahr noch etwas für meine Geſundheit thun müſſen, bevor ich eine große Reiſe unternehmen darf — und ach! — wie viele Umſtände müſſen ſich glücklich vereinen, um die ſchöne Hoffnung, die ich hegte, zu verwirklichen.

Die ſchönen Produkte von Clärchen's wirthlicher, geſchickter Hand ſollen uns köſtlich munden, und ich gedenke damit an meinem Geburtstage zu paradiren, wo ich im Andenken an meine fernen Lieben mit Luischen von Sonn ein Gläschen Punſch bräuen und auf Eurer Aller Wohl anſtoßen werde...

An Fräulein Sophie L.

Breslau, 1842.

— In der Hoffnung, daß Du mein letztes Schreiben durch Herrn Grafen von der Recke erhalten haſt, beginne ich ein Zweites, deſſen frohe Beſtimmung mein Herz wohlthätig belebt. Es ſoll am lieben eilften März an Deine Thüre klopfen und mich im Geiſte zu

Dir tragen, an Dein treues, liebes Herz, das Gott zu dem herannahenden frohen Tage mit ſeinen ſchönſten Segnungen betheilen möge! Möchteſt Du doch recht geſund und heiter an dieſem Morgen erwachen, und wie meine Grüße und Glückwünſche Dich umſchweben, auch meiner gedenken, die für Dein Wohl innig zum Himmel betet. Immer weiter dehnt ſich der Zeitraum, der uns trennt, und doch ſteht Dein liebes Bild noch friſch vor meiner Seele, und wenn ich mir einen angenehmen Lebensabend malen will, ſo iſt ſtets eine Rhein-Reiſe dabei, um noch einmal alle die lieben Herzen an das meine zu ſchließen, die durch eine ſo lange Reihe von Jahren ihre Liebe und Treue gegen mich bewahrten. So träumt man und hofft von einem Jahre zum andern, und die bindende Feſſel ſchließt uns immer feſter an die Scholle, auf die wir angewieſen ſind, und nur der Gedanke bleibt frei. Aber ich denke doch, es kann noch einmal anders kommen, und trage ruhig mein Loos und übergebe Wunſch und Sorge dem himmliſchen Vater. Laß uns ferner im Geiſt an einander halten, meine Sophie, ſo finden wir uns doch einmal wieder, es ſei hier oder dort, wo die himmliſche Liebe uns noch eine beſſere Stätte bereitet.

Ich ſende Dir hier ein kleines Angebinde, das Deine Liebe mit Nachſicht empfangen wolle. Trage es mir zu Liebe, ſo oft Du kannſt, es iſt das Haar Deiner Agnes und ihrer kleinen Pflegekinder, das Dich begleiten will. Bald erhältſt Du von Herrn Bädecker noch ein Exemplar Parabeln dazu, die leider noch nicht in meinen Händen waren. Darinnen bitte ich Dich die Blumen der Freundſchaft zu leſen, welches ſich auf das Pensée bezieht. Ich freue mich ſehr auf das Büchlein, es iſt das Letzte, was ich ſchrieb, und wird vielleicht mein Schwanenlied ſein, denn meine veränderte Lebensweiſe ſcheint alles Talent zum Schreiben in mir begraben zu haben. Wie dem aber auch ſei, ich habe meinen ſchönen Reichthum dafür eingetauſcht. Meine Kinder ſind jetzt mein Alles, und gern will ich von der Welt vergeſſen ſein, wenn Gottes Gnade mir den Segen giebt, ſie zu ſeiner Ehre zu erziehen. Sie haben eine große Anhänglichkeit an mich und machen mir durch ihre naive Heiterkeit unendliche Freude. Was ihre Fortſchritte im Lernen betrifft, ſo ſind dieſe freilich meinen Wünſchen nicht angemeſſen. Sie beſuchen eine Elementarſchule, wo die Aufmerkſamkeit der Lehrer ſich ihnen nur wenig widmen kann. Die ſtädtiſchen Schulen ſind mir leider zu weit entfernt, und in die finſteren Mauern hineinzuziehen, erlaubt mir eben ſo wenig meine Caſſe als mein Geſundheitszuſtand. Noch iſt bis jetzt unter dieſen Umſtänden und bei dem zarten Alter der Kleinen nicht viel verloren, aber mit jedem Jahre ſteigt die Nothwendigkeit eines guten Unterrichts, und mit häuslichem Fleiß iſt es nicht abgethan. Soll ich Dir ein Bildchen von meinem Stillleben entwerfen, ſo ſieh mich auf einem Sopha ſitzend, Cäcilie und Franz im zärtlichen Streit begriffen, wer mir auf dem Schooß ſitzen ſoll. Angeln, die Aelteſte, lauſcht aufmerkſam an meiner Seite, Engelbertha ſteht mit offnem Munde und geſpitzten Oehrchen vor mir und nun beginnt das Erzählen, das das verſammelte Publikum bald nach Dreiden, bald nach Vieritz und Brandenburg trägt. Auch nach dem Rhein entführt uns oft die Phantaſie. — — Conrad lebt nun auch bei mir wie ein lieber Sohn und mein Hausſtand zählt nun bereits neun Köpfe. Oft fällt mir bei meiner Wirthſchaft die arme Wittwe mit dem Oelkrüglein, oder die Speiſung mit den ſieben Brodten ein. Wenn nicht Gottes Segen mit uns wäre, wie ſollte das gehen? — O wie ſchön ſind die Erfahrungen, die man in dieſer Beziehung macht! Sie ſind des Beſchränkten Troſt und mehr als Reichthum. ....

An Frau Sanitäts-Räthin S.

Breslau, den 16. April 1842.

Meine innig verehrte Freundin!

Laſſen Sie mich zu dem Tage, den ſo viele Herzen glückwünſchend ſegnen, auch meine innigſten Grüße und treuen Segenswünſche Ihnen darbringen und mich im Geiſte dem Kreiſe beigeſellen, in welchem ich dies ſchöne Feſt ſo oft heiter und glücklich begrüßte! — Ja, der Geſundheit und des Glückes volle Freudenfülle über Sie, meine theure Freundin! Immer ſchöner erblüht von Jahr zu Jahr der ſchöne Kranz um Sie her, und indem ſich hier junge Roſen zu voller Pracht entfalten, begrüßen Sie vom andern Zweige junge neue Knoſpen, ſo wie es einer mütterlichen Gärtnerin als ſüßer Lohn vom Himmel beſchieden iſt. Möchte Ihr theurer Herr Gemahl, der, wie ich zu meiner Betrübniß erfuhr, eine Zeitlang leidend war, nun auch wieder völlig hergeſtellt ſein, damit Ihre Geburtstagsfreude vollkommen ſei! O wie gern verſetzt ich mich in Ihr trauliches Wohnzimmer, wo die erſten Frühlingskinder Ihres Gartens gewiß ſchon freundlich grüßend durch die geöffneten Glasthüren herübernicken! Bei uns hauſ't der Winter noch ziemlich ſtreng, doch haben mir ſchon früher liebe Hände einen ganzen Frühling herrlicher Blumen von Brandenburg herüber geſandt, die im lieben Maurerſchen Garten gezogen, die ſeligſten Erinnerungen in mir erweckten.

Ach wie ſchön iſt dieſes Fortleben geliebter Bilder im Inneren der Seele! — ich ſuche darin meinen Troſt, wenn meine Hoffnungen, jenen lieben Boden wieder zu betreten, ſich immer noch nicht realiſiren laſſen, und denke, daß ich wenigſtens im Geiſte mit allen meinen dortigen Lieben verbunden bleibe.

Mein Leben, theure Frau Medicinalräthin, iſt ſich in der letztern Zeit ziemlich gleich geblieben. Sorgen und Mühen, doch auch manche herzinnige Freude und troſtreiche Erfahrung wechſelten ab und theilten ſich in meine Tage. Meine kleinen Lieblinge wachſen und gedeihen und lohnen mir mit zärtlicher Anhänglichkeit, beſonders der Knabe, der unzertrennlich von mir iſt. Mit meiner Geſundheit geht es erträglich, doch blicke ich ſehnlich nach der ſchönen Jahreszeit, um durch heitere Luft meine Kräfte zu ſtärken. Könnte ich mit etwas wünſchen, ſo wäre es mehr Ruhe und Stille, aber dies mir ſo gedeihliche Element iſt ſchwer in meiner jetzigen Lage zu erringen, ſo ſehnlich ich auch oft darnach ſeufze.

Doch wer fühlt nicht ähnliche Bedürfniſſe und kennt den Schmerz ihrer Entbehrung! O wie oft denke ich an Sie, deren Verhältniſſe auch ſo manche Unruhe mit ſich brachten und blicke auf Ihre Geduld und Ihr ermunterndes Vorbild. — Vielleicht hat meine Schweſter das Glück, Sie in Kurzem zu ſehen, dann denken Sie meiner vereint und laſſen mich die Dritte in Ihrem Bunde ſein! ....

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Breslau, 1842.

— — Meine Kinderchen nehmen mich täglich mehr in Anſpruch, und ich kann mit Recht ſagen, daß ich kaum mehr zur Beſinnung komme. Oft thue ich mir ſelber leid und ſinne darauf, wie ich's ändere; ich habe die beiden älteſten Kinder in die Schule gebracht, ich hoffe dadurch eine Erleichterung. Aber das Wohnen in einer Stadt, die gleichſam der Mittelpunkt der Provinz iſt, bringt tauſend Störungen anderer Art mit ſich — und ſo, liebe Marie, bin auch ich ein geplagter Menſch, trotz aller Freuden, die mein Herz beim Anblick der geliebten Kinder empfindet. Noch erhielt ſie mir der gute Gott alle geſund. Ach, möchten ſie auch geiſtig immer beſſer gedeihen! ....

An Frau Profeſſor H.

Breslau, 1842.

Wie ſpät gelange ich dazu, Ihnen, meine geliebte Conradine, den Dank meines Herzens darzubringen für die ſchöne Geburtstagsfreude, welche Sie mir im Verein mit Ihren Freundinnen bereitet!

Wie köſtlich friſch die Blumen aus Ihrer lieben Hand in die meine gekommen, werden Sie ſchon durch Frau von C. vernommen haben, welcher ich zu ihrem Geburtstage ſchrieb und Ihnen Gruß und Dank meines Herzens mitſandte. Noch immer grünen einige Reislein aus dem herrlichen Bouquet und oft betrachte ich mit ſtiller Rührung dieſe treuen Boten aus der Ferne. O, wie gut ſind Sie, wie bleibt ſich Ihr Herz immer gleich. Auch Ihre Agnes zu pflegen haben Sie nicht verlernt und ſenden Ihr wieder eine Medicin, die ihre Wirkung nie verfehlt und den trefflichſten Appetit erregt, ſo oft man ſie nur anſchaut. Doch dabei bleibt es natürlich nicht, wie die verringerte Geſtalt des Medicaments figürlich beweiſen kann. Ihre Wünſche dabei reſpektire ich auf das gewiſſenhafteſte und halte das Geheimniß unter Schloß und Riegel, nur einmal, wo es galt Ihr Fabrikat über alle übrigen von Breslau zu erheben, rückte ich damit hervor und gewann damit den glänzendſten Triumph für Sie.

Ach könnte ich doch nur einmal an Ihr Herz fallen und Ihnen für Alles, beſonders auch für den lieben, lieben Brief meine Freude ausdrücken. Ich feierte mit dem Genuſſe deſſelben den Spätabend meines Geburtstages. Ermüdet von vieler Freude und zahlreichen Beſuchen, that mir dies ſtille Liebeswort ſo wohl! Ich ſah im Geiſt Sie Alle um mich verſammelt, die mir dieſen Tag ſo oft verſchönt hatten, und ruhete ſo ſüß in der Erinnerung, die ſo viele unvergeßliche Freuden für mich enthält.

Aber auch meine Gegenwart iſt reich an ſolchen; ich erkannte dies auf's Neue mit warmem Dank gegen Gott an meinem Geburtstage! Wie hoch erfreute mich an demſelben die Liebe meiner Kinder, und vieler redlicher Herzen. Beſonders rührte mich ein Gedicht, das der Freund und Hausgenoſſe Dr. Freitag ganz heimlich gedichtet, und einigen jungen Freundinnen eingeübt hatte. Ich ſende es an meine Schweſter und ſo werden Sie es vielleicht ſchon mit dieſem Briefe zugleich erhalten,. denn leſen müſſen Sie es bei Ihrer treuen Theilnahme an meinem Leben und Walten, und weil es dem Herzen eines höchſt genialen jungen Mannes, den ich als Sohn betrachte, alle Ehre macht, ſo ſinnig in weibliches Weben und Wirken einzudringen, obgleich in Bezug auf mich ſelbſt Alles in dem Gedicht viel zu ſchön geſagt iſt. Dieſe kleine dramatiſche Darſtellung überraſchte mich am Abend meines Geburtstages und erinnerte mich lebhaft an die unvergeßliche Feier in dem Hauſe unſrer geliebten ſeligen Müller, wo mir auch ſo viel Unerwartetes, Schönes zu Theil wurde. Alles wurde auf's Beſte ausgeführt, und die vier Kinder mit bunten Flügeln in einem kleinen Wagen zuſammengedrängt, nahmen ſich als Vögel ganz artig aus.

Was nun mein Leben betrifft, meine liebe Conradine, ſo könnten ſich mir hier in geiſtiger Beziehung recht angenehme Kreiſe geſtalten, wenn ich nicht, um der Kinder willen, jeden Zuwachs der Geſelligkeit vermeiden müßte. Der kleine literariſche Kreis, den ich mir gebildet, fängt an Aufmerkſamkeit zu erregen; man wünſcht da und dort Zutritt zu demſelben, und ich machte in dieſer Beziehung manche intereſſante Bekanntſchaft. So lernte ich auch erſt kürzlich in dem Hauſe der Gräfin D...... Herrn Profeſſer A......, einen Freund Ihres Herrn Gemahls, kennen, der mit großem Intereſſe meine Mittheilungen über Ihre Familie vernahm. Dies iſt ein Mann, der Ihnen gewiß gefallen würde und mit großer Verehrung an H. hängt. Er gleicht ein wenig Herrn Direktor Er..., iſt aber jünger und größer, und hat bei aller Lebhaftigkeit ſeines Weſens einen ſchwermüthigen Zug, der auf ernſte Erfahrungen ſchließen läßt. „Er kann ſich grämen,“ würden Sie ſagen, und ſomit wäre er in Ihre Gunſt eingeführt. . . .

An Frau v. Eb...

Breslau, Frühlings-Anfang 1848.

Es iſt ſo ſchön, daß, indem ich meine Hand voll innigen Dank Ihnen hinüberreiche, für die Freude, die Sie mir an meinem Geburtstage bereiteten, ich gleichzeitig die andere ausbreiten darf, um Sie mit den treueſten Glückwünſchen zu Ihrem eignen Wiegenfeſte zu begrüßen. Ja, alles Glück, allen Segen Ihnen, meine theure Freundin, zu Ihrem lieben Geburtstage! Arm, ohne Blumen, trete ich vor Sie mit niedergeſchlagenen Augen, habe Nichts zur Erwiderung Ihrer ſchönen Angebinde als das ſtille treue Herz! Aber ich hoffe, daß in dieſem Herzen noch einmal die Kinder der Gedanken zu Blüten gedeihen werden, und dann bringe ich Ihnen wieder einen vollen Strauß entgegen — das Einzige, womit ich ſolche liebe Gaben zu erwidern wage.

Welche unbeſchreibliche Freude mir die ganze Brandenburger Sendung gemacht, können Sie denken! Friſch, wie vom Stengel geſchnitten, kamen die Blumen an, und nun entwickelte ſich Brief auf Brief, Geſchenk auf Geſchenk; es war als träte der ganze Kreis lieber bekannter Geſtalten wie ſonſt glückwünſchend zu mir ein! Ach, daß man an ſolchen Tagen nicht wenigſtens den Raum der Trennung überflügeln kann. Was hätte ich darum gegeben, Sie Alle in mein Stübchen verſetzen zu können, das mir die gute Luiſe durch Blumen und Kränze zu einer wahren Feſthalle verwandelt hatte. Schon ganz früh wurde ich von meinen Kinderchen überraſcht, die wie die Engel, mit lang herabwallenden Locken und Blumen geſchmückt, mir ein allerliebſtes Gedicht ſagten. Jedes brachte den Erſtling ſeines Fleißes. Angela ein nettes Fußbänkchen, was ſie in Tapiſſerie genäht, Cäcilie eine ſelbſtgeſtrickte Geldbörſe, Engelbertha ein Nähbuch mit bunter Wolle durchzogen und Franz eine Blumenvaſe, um die er eigenhändig ein Kränzchen gebunden. Alle umſchlangen mich mit ihren Aermchen ſo liebevoll, daß ich an ihren Gefühlen nicht zweifeln konnte und Gott dankte, der meiner Liebe zu ihnen ſchon eine ſo deutliche Erwiderung gegeben. Nun reihten ſich Beſuche, Briefe, Geſchenke von Morgens acht Uhr bis zum ſpäten Abend. Ohne Einladung fand ſich am Nachmittag ein Kreis von 24 Perſonen zuſammen, und nun begann die Haupt-Ueberraſchung, ein allerliebſter dramatiſcher Aufzug, den ein Hausgenoſſe und Freund von uns, Dr. Freitag, gedichtet, und ganz heimlich den Meinen eingeübt hatte. Die Aufführung war höchſt gelungen, beſonders gewann Anna von Liers, meine Pflegetochter, die als Poeſie eine wirklich ideale Erſcheinung war, alle Herzen. Die Kinder ſtellten Frühlings-Vögel vor und zwitſcherten ihr Liedchen und umſchwärmten mich mit ihren Flügeln im bunten Tanz. So ging der 8. März fröhlich vorüber, nur daß die viele Freude mich ein wenig angegriffen hatte, da ich ſchon ohnedem vorher an Heiſerkeit litt und noch damit zu kämpfen habe; Unausſprechlichen Genuß gewährte mir am Abend das Durchleſen aller lieben Briefe, womit meine entfernten Freunde mich beſchenkt hatten. Ach, wolle Gott mir alle dieſe edlen Herzen erhalten, in ihnen liegt mein Reichthum, mein ſchönſtes Glück. Auch Sie, meine theure Freundin, bitte ich innig: erhalten Sie mir ſtets dieſe liebevollen Geſinnungen, von denen Ihre Briefe ſo unverkennbar zeugen! Ach, könnte ich zu Ihnen, um die Schwelle des neuen Lebens-Jahres mit Kränzen der Liebe zu ſchmücken und Zeuge zu ſein der heiteren Ueberraſchungen, die Ihnen Dank und Liebe auch in dieſem Jahre wieder reich bereiten wird. Denken Sie mich im Kreiſe, der Sie glückwünſchend umſchließt, und ſagen Sie Allen, die dieſen Tag mit Ihnen begehen, meine innigen Grüße.

Auch in meinen Umgebungen hat Tod, Krankheit und andrer Kummer vielfach gehauſ't. Faſt in jeder Familie, die ich hier kenne, iſt irgend ein ſchweres Kreuz zu tragen, und dies lehrt eigne Sorgen mit größerer Ergebung hinnehmen. Gern möcht ich diedieſen Sommer etwas für meine Geſundheit thun, die oft recht ſchwankend iſt; bis Johannis bin ich jedoch gebunden, weil meine Penſionairin mich erſt dann verläßt. . . . .

An Frau Profeſſor H.

Breslau, im Herbſt 1842.

— Mit innigem Liebesgruß ſende ich Ihnen meinen Herzensgruß hinüber zu Ihrem nahen Geburtstage, und ſeufze, daß ich auch dieſes Jahr den Raum nicht zu überflügeln vermochte, der mich von Ihnen, von allen meinen Lieben trennt. Das wehmüthige Gefühl über dieſen vereitelten Wunſch machte mich ſo niedergeſchlagen, daß ich ſelbſt nicht zu ſchreiben vermochte. So trat eine lange Pauſe in unſern Briefwechſel ein, aber dennoch weiß ich, daß ich getroſt und mit offnen Armen zu Ihnen eilen darf, und daß auch Sie, wie immer, die Hände freundlich mir entgegenreichen. O dies ſchöne Bewußtſein, in dem die Seele bei allen äußeren Störungen freudig und getroſt zu ruhen vermag, wie thut es dem Herzen ſo wohl. Laſſen Sie mich, es ferner als mein ſchönſtes Kleinod bewahren und glauben Sie eben ſo an Ihre Agnes!

Mit großer Sehnſucht ſehe ich einem Zeilchen Ihrer lieben Hand entgegen. Gott gebe, daß Sie dieſen Sommer froh und kummerlos verlebt haben mögen. Meine Gedanken ſuchten Sie in dem ſchönen Zerbſt. Oft habe ich Ihnen unter dem ewig blauen Himmel dieſes Sommers meine Seelensgrüße zugeſandt.

Mir hat der Himmel manchen ſchönen heitern Tag in dieſem Lenze und Sommer gegeben. Zwei Beſuche auf dem Lande, bei welchem einen ich mein ganzes Haus mit hatte, dann ein kleiner Ausflug nach Warmbrunn, den ich Conrad zu Liebe unternahm, und dann manchen froh verlebten Tag in der eignen Heimath! Solche Ruhepunkte müſſen auch ſein bei einem Leben, wie ich es jetzt führe. Seit ich unſern Conrad in unſern Familienkreis aufnahm, ward meine äußere Thätigkeit noch mehr in Anſpruch genommen, und dieſe wird durch das Dazutreten einer Penſionairin noch vergrößert. Ich habe nun einen Tiſch von zehn Perſonen zu verſehen, dabei Stunden zu geben und unzähligen andern Anforderungen und Pflichten zu genügen. Dabei möchte man bei den erhöhten Preiſen aller Lebensmittel zu einem lebendigen Rechnungsexempel werden, und ich muß oft lachen und an Sie, geliebte Freundin, denken, wenn ich mit meiner guten Großmann oder andern Freundinnen zuſammenſitze, und über Winterbutter und Schmalz disputire und mir über dergleichen Erſprießlichkeiten den Kopf zerbreche wie ſonſt kaum über ſchwierige Charaden und Logogryphe. Oft fahre ich wie aus einem Traume empor, und denke wie es ſonſt war und fühle ein unendlich ſehnſüchtiges Verlangen nach geiſtiger Freiheit. Da ſchlingen aber meine Kleinen liebkoſend die Arme um meinen Hals und ich fühle, daß ich meine Ketten liebe, und daß mich daher Niemand aus denſelben zu erretten vermag. — —

Nachſchrift. Eines noch muß ich Ihnen erzählen, nämlich daß ich in Warmbrunn Frau v. Paalzow, die Verfaſſerin von St. Roche, kennen lernte. Sie gebraucht das Bad wegen langwieriger Leiden. Ihr Aeußeres verrieth jedoch dieſen Zuſtand wenig und that ihrer ſchönen Geſtalt und Haltung keinen Eintrag. Sie iſt eine ſehr liebenswürdige Erſcheinung, und der Blick ihrer ſchönen braunen Augen drang mir tief ins Herz. Leider hatte ich ſie nur wenig Augenblicke allein, dann kam Beſuch auf Beſuch und wir wurden in dem anziehendſten Geſpräch unterbrochen. So viel empfand ich in ihrer Nähe, daß ſie zu den frommen, tiefen und ſchönen Seelen gehört, die durch Leiden innere Perlen anſetzen.

An Frau Sanitäts-Räthin S.

Breslau, im Herbſt 1842.

— Wie ſehr haben Sie mich durch Ihre letzte gütige Zuſchrift erfreut und beglückt. Ja, es iſt ein ſüßer Gedanke, in den Herzen derer fortzuleben, deren Freundſchaft zu den theuerſten Gütern unſres Lebens gehört. Die dahin ſchwindenden Jahre erſcheinen dann nur wie ein leichter Flor, der die geliebten Geſtalten nur verſchleiern, aber nie von unſerm Herzen entfernen kann; und kommt dereinſt ein Wiederſehen, dann iſt es, als wäre nie eine Trennung geweſen.

Als ich Ihren und unſrer Conradine lieben Brief vereint erhielt, wird der meine an die Letztere gleichzeitig in Brandenburg angekommen ſein. Durch ihn werden Sie, theure Freundin, erfahren haben, daß wir Alle bisher wohl waren, und auch den Sommer recht angenehm verlebten. Leider trat bald darauf eine kleine Prüfungszeit für uns ein. Meine Cäcilie bekam das Scharlachfieber und ich zugleich eine mehrwöchentliche Niederlage, die meiſt von Nervenleiden herbeigeführt wurde und von der ich mich erſt jetzt langſam erhole. Zum Glück war die Krankheit des Kindes von der beſten Art, auch wurde keines der andern Kleinen angeſteckt, ſo daß wir jetzt bald ſämmtlich der Stubenhaft entlaſſen zu werden hoffen, um mit dankbarem Herzen unſer Geneſungsfeſt zu feiern. Möchte doch auch in Ihrem werthen Familienkreis Alles wohl ſein! Meine Schweſter ſchreibt mir, daß Ihr Herr Schwiegerſohn leidend ſei, und das betrübt mich von Herzen um der lieben Eugenie willen, der ich ſo gern ein ungetrübtes Glück wünſchte! Wie oft denken wir an Sie, meine theure Freundin, und ſprechen von Ihnen und allen Ihren Lieben. Schon in dieſer Beziehung iſt mir Conrad ein lieber Hausgenoſſe, weil er der Einzige hier iſt, der jene Vergangenheit mit mir theilt. Auch er bewahrt die treuſte Verehrung für Ihr ganzes Haus und lebt gern mit mir in den heiteren

Erinnerungen der frohen Stunden, die uns in Ihrem lieben Kreiſe zu Theil wurden. Die gütige Theilnahme, die Sie ihm bewahren, thut ihm unbeſchreiblich wohl, und lebhaft ſehnt er ſich gleich mir in jene ihm ſo lieb gewordenen Umgebungen zurück. So eben kommt er aus ſeiner Malerſtunde und trällert ein frohes Lied. Dieſe Heiterkeit ſeines Weſens thut mir oft recht wohl, wenn ich betrübt auf die Beſchränkung blicke, die meine Verhältniſſe dieſem friſchen jugendkräftigen Weſen auferlegen. Er iſt jetzt zu einem recht hübſchen jungen Mann herangereift, und ſeine poetiſche Seele entfaltet ſich nach allen Richtungen hin mit warmem Triebe. Ach, wäre ich nur etwas vermögender, um ſeinen vorwärtsſtrebenden Flügeln eine freiere Bahn zu brechen. Aber ſo bleibt mir nur das Gebet, daß Gott das Geringe, was ich zu thun vermag, ſegnen wolle. Wuchs doch ſchon manche Palme aus dornigen Gehegen empor, und ſo, hoffe ich, wird auch ſein Genius, wenn er von der ächten Kunſtliebe durchdrungen iſt, ſeine Bahn finden. ....

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 9. Nov. 1842.

— Von langwierigen Nervenleiden heimgeſucht, bin ich jetzt erſt im Stande Ihre gütige Zuſendung zu erwidern und Ihnen für Ihren freundlichen Brief und das ſchöne Vergißmeinnicht zu danken, das mir in den Stunden gänzlicher Zurückgezogenheit eine ſo angenehme als erquickende Unterhaltung gewährte. Wie willkommen iſt mir jede Erſcheinung, die aus Ihren kunſtfertigen Händen hervorgeht, und wie muß ich immer den ausdauernden Fleiß bewundern, der trotz immer neu anwachſender Berufs-Geſchäfte dennoch die früheren Zweige ſeiner Thätigkeit zugleich immer friſch und grün zu erhalten verſteht. Das iſt die ewige Jugend, von der die Dichter ſingen, und deren Anblick ſchon das Herz freudig erhebt! Möchte doch zu dieſer inneren Friſche ſich auch Ihr äußeres Leben, theurer Freund, immer kummerfreier geſtalten! Immer noch wird, wie ich mit Betrübniß höre, Ihre Eugenie von Rückfällen ihres Uebels bedroht, und nun hat ſich dazu noch ein böſer Gaſt, die Maſern, in Ihr Haus geſchlichen. — Gebe doch Gott, daß dieſe oft ſo gefahrvolle Krankheit ohne zu große Beſchwerde an Ihnen Allen vorüber gegangen ſein mag! Wie oft habe ich Ihrer und Ihrer lieben Familie in dieſer Zeit gedacht, denn denken Sie, ein eignes Geſchick ſuchte mich zugleich mit derſelben Prüfung heim; mein blühendſtes Kind erkrankte an gleichem Uebel und erſt geſtern feierten wir das Geneſungsfeſt deſſelben mit dem erſten Ausgang ins Freie.

Ach wie inbrünſtig danke ich Gott, der dieſe ſchwere Zeit ſo glücklich an uns vorüberführte. Selbſt krank zu ſein und dabei noch ein krankes lebhaftes Kind zu pflegen und zu beaufſichtigen, iſt eine ſchwere Aufgabe, und mein angegriffner Zuſtand beweiſt mir, wie nahe ich an der Grenze meiner Kräftee ſtand.

Doch Gottlob, daß es nun wieder heller und freudiger um uns wird und die trüben Wolken von dannen ziehen! .....

An Frau Profeſſor H.

Breslau, den 14. Dec. 1842.

— — Ihr letztes Schreiben, das ſich mit dem Meinem kreuzte, traf zu einer Zeit bei mir ein, wo Freundes Wort und Troſt mir doppelt wohlthätig war. Ich war ſo eben dem Krankenbett entſtiegen, mußte mich noch von jedem Beſuch und Geräuſch fern halten, und genoß ſo recht in ſtiller Glückſeligkeit die treuen Beweiſe Ihres Andenkens. Ach wie dachte ich dabei der ſchönen Zeit, wo Ihr freundlicher Zuſpruch mich erfreute, wenn ich leidend war, und mir war als träten Sie mit der lieben S. vereint, bei mir ein. Ja, eine ſchwere Zeit liegt hinter mir, liebſte Conradine! Gott half ſie gnädig überſtehen; aber immer noch erinnern mich kleine Nachwehen, wie ernſtlich krank ich war und wie ſich nur langſam die Kräfte nach ſolchen Stürmen wiederfinden. Ach! auch Ihre Geſundheit war wieder ſo angegriffen. Gott gebe doch, daß Ihr Befinden ſich ſeitdem wieder völlig gebeſſert haben möge! Das Eintreten des Winters iſt oft für Nervenleidende mehr beruhigend als nachtheilig, und auch mir iſt ein heitrer klarer Wintertag wahre Medicin. Bald werden Sie nun einen Abgeſandten von mir in Brandenburg ſehen, meinen Neffen Franz, welcher ſchon das Chriſtfeſt in Vieritz zuzubringen hoffte, durch Unpäßlichkeit aber ſeine Abreiſe von hier bis jetzt verſchieben mußte. Durch ihn werden Sie auch recht genaue Nachrichten über uns einziehen können. Er lebte mehrere Tage mitten im Trouble meiner Kinder und bewunderte oft wie meine Nerven ſo etwas aushalten könnten. Ich bin aber froh, wenn mir ihre Luſtigkeit ihre Geſundheit anzeigt. Als Cäcilie das Scharlachfieber hatte und alles ſo leiſe und ſtill zugehen mußte, war es mir wie in einer fremden Welt. Jetzt ſingt, ſpringt und tanzt Alles wieder um mich her, und ich bin glücklich darüber, auch wenn ich auch oft den Kopf in eine Sopha-Ecke drücken muß. Ich trage wie eine geſchäftige Biene täglich in meine Zelle ein, und wünſchte ich könnte mit Ihnen in einer Stube aufbauen und meine Kinder an die Reihe der Ihrigen ſchließen. Gottlob daß das Weihnachtsfeſt uns Alle wieder geneſen findet. . . . . .

An Fräulein Sophie L.

Am Neujahr 1843.

— Lange, lange haben wir uns nicht geſchrieben, und vielleicht ſchwebte Dein treues Herz deshalb in Kummer um mich. Und wirklich liegt auch eine ſchwere Zeit in der letzt vergangenen hinter mir! Der Herbſt hatte uns mit mancherlei Leiden heimgeſucht. Eines meiner Kinder erkrankte am Scharlachfieber, und gleichzeitig mußte ich vierzehn Tage an's Bett und viele Wochen das Zimmer hüten. Ich ſtand dabei an Kopf und Zahnleiden unausſprechlich viel aus, und war ſo angegriffen, daß ich keinen Beſuch annehmen durfte und das Schreiben mir gänzlich unterſagt war. Du kannſt denken, meine geliebte Sophie, wie ſchwer mir dies Alles wurde, denn eben ſo mußte ich jedes häusliche Geſchäft andern Händen übergeben. Allmälig erholte ich mich wieder, und auch meine kleine Patientin überſtand ihre Krankheit ſehr glücklich. So konnten wir durch Gottes Beiſtand das ſchöne Feſt der lieben Weihnacht mit doppelter Freude begehen, denn Alle ſtanden wir wiedergeneſen und heiter unter dem Weihnachtsbaum, und die bange Vergangenheit lag hinter uns wie ein Traum. Nun aber regt ſich beim Eintritt des neuen Jahres auf's Lebhafteſte das Verlangen, das mir ſo lange verſagte ſchriftliche Wort hinauszuſenden nach meinen fernen Lieben. Möchte es Dir, liebe Sophie, der ich zuerſt meine Brieftaube ſende, doch in dieſer Zwiſchenzeit wohlergangen ſein! O wie oft habe ich Deiner gedacht, wenn ich Dein liebes Geſchenk, das ſtärkende Eau de Cologne hervorzog, um mein vom Krampf zuſammengezogenes Herz und die müden Schläfen einzureiben. Der Gedanke, daß Du mir dieſe Erquickung bereiteteſt, hatte ſo viel Süßes für mich, und ich ſchlief dann immer getröſtet ein. Ich danke Dir nochmals auf's Innigſte für dies mir ſo liebe Geſchenk. Es eignet ſich ſo recht für eine Freundſchaftsgabe und erquickt das Herz wie die Nähe eines liebenden Weſens. Ach! haſt Du denn zuweilen auch an mich gedacht, Du liebe Sophie? Möchte doch Dein langes Schweigen nicht einen ähnlichen Grund haben. Lange, lange habe ich von Dir nichts vernommen.

Mit den innigſten Glückwünſchen ſchließe ich Dich an mein Herz, meine Sophie und bitte Gott, Dich auch in dieſem Jahre in ſeinen beſonderen Schutz zu nehmen! Was es uns Allen bringen wird — wer weiß es! In Glauben und Vertrauen wollen wir ihm entgegen gehen und uns ſchweſterlich lieb behalten!

Am letzten Weihnachtsfeſte, hätte ich Dich, meine Sophie, wohl zu mir gewünſcht. Meine Kinderchen waren ſo glücklich, und ſprachen ſich ſo dankbar und liebevoll gegen mich aus, daß ich meine innige Freude daran hatte — Gern möchte ich noch einige Jahre ihre treue Führerin ſein, aber auch dies ſei dem Willen des Herrn anheimgeſtellt. Er weiß am beſten was gut iſt! — — —

An Hrn. Hofrath Winkler in Dresden.

Breslau, den 13. Jan. 18[illegible].

— — — Recht ſehr verlangt mich durch Fräulein L. zu erfahren, wie Sie und Ihre geliebte Familie ſich befinden!

Die innigſten und treueſten Wünſche haben Sie meinerſeits in's neue Jahr begleitet. Wollte der gütige himmliſche Vater ſie erhören. Mit meiner Geſundheit geht es jetzt beſſer; auch meine Kleinen haben das ſchöne Weihnachtsfeſt heiter und vergnügt begangen. Möge Ihre geliebte Eugenie doch auch froh und ungehindert das ſchöne Amt, die Vertreterin der höheren Liebe zu ſein, ausgeübt haben, dann iſt Ihre gegenſeitige Freude gewiß groß geweſen.

Ich grüße Sie nochmals mit inniger Verehrung. — Entkleidet ſich auch mein Lebenspfad immer mehr von jenem ſchönen geiſtigen Schmuck, der meine früheren Jahre ſo hoch beglückte, ſo läßt mich doch die Erinnerung daran, nie ganz dem Druck ſtets wiederkehrender kleiner Mühen und Sorgen erliegen. Unter dieſen ſchönen Bildern aber taucht Dresden mit allem Segen, der mir daraus hervorging, oder vielmehr die ſchönen Stunden in Ihrem Kreiſe verlebt, ganz beſonders freundlich und belebend hervor, und ich fühle alles Erquickende der Erinnerung und einer ſchönen Vergangenheit.

Einſt, das ſagt mir eine frohe Hoffnung, wird mir das Leben ſich wieder freier und poetiſcher geſtalten. Die Kinder meiner Pflege blühen und wachſen heran, und mit ihnen der Quell reicher Freude. Sie werden mich vielleicht einer neuen ſchönen Welt entgegenführen, die mich für die, welche ich ihnen opferte, entſchädigen wird. So hilft Glaube und Hoffnung auch über öde Stellen hinweg, und dieſe Begleitung will ich feſt zu halten ſuchen. Empfangen Sie nun mein treues Lebewohl! Sie theurer Freund, die Sie auch des Lebens Bürde mit ſo ſchönem poetiſchen Sinn und feſter Kraft tragen! Die Welt Ihres Herzens beut Ihnen bereits den ſüßen Lohn, der mir erſt langſam heranreift. — — —

An Frau Marie O., verw. v. Wenkſtern.

Breslau, den 4. Febr. 1843.

— — Von mir und den Meinen kann ich Dir wenigſtens ſagen, daß wir durch des Herrn Gnade von ſchweren Sorgen und Krankheiten bewahrt blieben. — Im Herbſt hatte ich einen bedenklichen Anfall vom Aſthma, der auch wohl zuweilen, aber ſchwächer repitirte, doch durch den häufigen Gebrauch des kalten Waſſers noch glücklich in Schranken gehalten wird. — Meine Kinder wachſen und gedeihen. — Angela wird wirthlich und behülflich, Cäcilie lieſt gern und ſpielt fleißig Clavier, die jüngſten wetteifern in Fabeln und Vokabeln, alle aber ſind ſtark in Singen, Jubeln und Tanzen, ſo daß ich oft meinen Kopf nicht fühle. — —

— Gott befohlen, meine Herzens-Marie; bleibe mir gut und laß uns ferner dem himmliſchen Vater vertrauen, der uns durch ſo manches Schattenthal glücklich geleitet hat und noch leiten wird, bis wir zur lichten Heimat gelangen.

Es ſchließt Dich innig an's Herz
Deine
treue Agnes.

An Fräulein Sophie L.

Zum 11. März 1843.

Ich ſetze mich an meinen Schreibtiſch, und will verſuchen mich aus der Dämmerung des Krankenzimmers, das mich umgiebt, in die lichte Atmosphäre Deines Geburtstag-Morgens hinüber zu träumen. Allen Kummer will ich auf Augenblicke verbannen, und an Dein Herz fallen mit dem warmen Glückwunſch der Liebe, und mich freuen mit Dir, daß mit der Lerche und dem Veilchen zugleich wieder Dein lieber Geburtstag gekommen iſt! — Ich ſehe Dich im Geiſt, liebe Sophie, wie Du, die Hände gefaltet, am Fenſter ſtehſt, und in den jungen Sonnenſtrahl hineinſchauſt und dem Vater des Lebens dankſt für das glücklich zurückgelegte Jahr. Ach täuſchte mich doch meine Vorſtellung nicht, und Du träteſt geſund und froh in das Neuejahr, und könnteſt den beginnenden Lenz froh begrüßen!

Ich wollte Dir diesmal einen recht langen Brief ſchreiben, aber ich bin leider wieder abgehalten und ſtehle mir nur mühſam ein Stündchen, um Dir mit den halbblinden Augen zu ſchreiben, wie herzlich ich Deiner denke. Um mich her liegen meine drei Mädchen feſt darnieder. Da wandere ich nun von Bett zu Bett und pflege und ſpreche zu und ſpiele und erzähle und credenze der Reihe nach Thee's und Medizin. Mit Gottes Hülfe wird die Krankheit wohl keinen bösartigen Charakter annehmen, aber dennoch iſt die ſorgfältigſte Pflege von Nöthen, ſowohl bei Tage wie bei Nacht.

Auch ich bin jetzt noch ſchwach und angegriffen, doch zum Glück nicht ſo krank, daß ich meine Kleinen nicht abwarten könnte. Es iſt immer noch ein Glück, daß dieſe Niederlage gerade jetzt geſchieht. Später, wo uns der Umzug in das neue Quartier bevorſteht, würde es mich ſehr in Verlegenheit geſetzt haben, denn dann wird ſelbſt auf Kranke keine Rückſicht genommen.

Vor einigen Tagen hat mir Gott einen neuen Beweis gegeben, wie wunderbar er die Kinder beſchützt. Wir haben einen Garten am Hauſe, der an die Oder ſtößt. Er liegt hoch und iſt mit einer Planke umgeben. Meine Kinder machten ihre Nachmittags-Promenade in demſelben und ſtanden lange an der Planke um dem ſehr angeſchwollenen Waſſer zuzuſehen. Kaum ſind ſie hinweggegangen, ſo tritt die Wirthin auf dieſelbe Stelle; plötzlich bricht unter ihr der Boden ein, der von dem großen Waſſer unterwühlt war und ſie verſinkt, klammert ſich aber im Fallen an die Planke, die nun mit umſtürzt, zugleich aber verhindert, daß ſie nicht ganz in die Tiefe hinabſinkt. Ihr Schreien führt zum Glück ſchnelle Hülfe herbei; ſie wurde gerettet.

Du kannſt denken, mit welchem Gefühl ich dieſe Nachricht vernahm. Hätte dies meine Kinder betroffen, ſo wären ſie vielleicht ohne Rettung verſunken. O Gott, wie inbrünſtrünſtig dankt Dir noch heut mein Herz für die Abwendung einer ſo nahen Gefahr! —

Meine geliebte Sophie! Gern möchte ich Dir ein kleines Angebinde auf Deinen Geburtstagstiſch legen, das Dich überall begleiten und an mich erinnern könnte; da habe ich denn dieſes Börschen für Dich auserſehen, in das ich tauſend gute Wünſche verknüpfte. Trag' es mir zu Liebe, und ſei nochmals herzlich gegrüßt und geſegnet. — — —

Breslau, den 15. April 1843.

Unendlich oft waren meine Gedanken am 8. und 11. März mit Dir beſchäftigt. An beiden Tagen war ich Deines geiſtigen Einſpruchs bei mir gewiß, und unſre Glückwünſche begegneten ſich an denſelben. Du gute, treue Sophie! Möchte doch Gott Dir recht feſte Geſundheit und viele heitre Tage in dieſem neubegonnenen Jahre ſchenken! Ich bin recht leidend in das Neue getreten, ſo daß ich nicht früher an Euch, Geliebte, ſchreiben konnte. Doch hoffe ich zu Gott, daß die wärmere Luft meine ſehr ſchwache Bruſt noch einmal beleben, und von dem böſen Kampf und Druck befreien wird, der mir jede Regung meiner Glieder ſo ſehr erſchwert.

Geduld, Geduld! Das bitt ich alle Tage, wenn tauſend Anforderungen an mich ergehen, die ich ſo gern leicht und fröhlich, wie bisher erfüllen möchte, und nicht mehr kann! Ach, es iſt ein bittrer Schmerz mit einem Herzen voll friſchen Strebens, gehemmt zu ſein durch eine baufällige Leibes-Hütte! Ich nehme jetzt wieder Deine herrliche Eau de Cologne hervor! Ein Gläschen war leider geſprengt, doch die beiden andern bei voller Kraft, und gewähren mir treffliche Dienſte. Willſt Du, liebſte Sophie, mir durchaus noch eine Liebesſpende zudenken, ſo bitte ich Dich, wähle dieſe ſchöne ächte Eau de Cologne! Aber mehr nicht als eine Flaſche, wenn Du juſt einmal Gelegenheit zu einer Sendung findeſt. Zum Leſen komme ich leider ſo ſelten, und mein ſchwacher Kopf verträgt es nicht lange, beſonders tiefere Schriften, die Nachdenken erfordern. Aeußerer Stärkung aber bedarf ich oft, und ſo biſt Du ſchon oft mein wohlthätiger Arzt geworden.

Von meinen Angehörigen kann ich Dir, Gottlob, nur gute Nachricht ertheilen. Meine lieben Kinderchen ſind wieder geſund und wohl, und haben, ſeitdem ich das neue Logis in der Stadt bewohne, den großen Vortheil die Schule ſehr nahe zu haben. Sie avanciren jetzt in die zweite Klaſſe derſelben, und bald wird die Dritte nun auch ihren Eintritt dort halten. — Franz, mein älteſter Neffe, war bei ſeinen Verwandten in Vietitz, und hat mir viel von Luiſens häuslichem Glück und der wirthlichen Thätigkeit meiner guten Schweſter erzählt. Conrad iſt noch in meinem Hauſe, und übt jetzt fleißig ſeine Kunſt. Mit meiner neuen Wohnung bin ich zufrieden. Sie iſt geräumiger, und wegen der einen Treppe viel bequemer für mich. Die ſehr ſchöne Promenade habe ich ganz nahe und eben ſo einige liebe Familien, mit denen ich Umgang habe.

So ſchenkt mir der gute Gott manche Erleichterung in meinem leidenden Zuſtande, und vielleicht macht das wärmere Wetter alles wieder gut. Kümmere Dich daher nicht, meine treue Sophie! Der gute Gott iſt mit uns Allen, und iſt dem Schwachen ja doppelt nah! Lebe wohl, und ſchenke mir ferner Dein liebevolles Andenken! — —

Immer gehört Dir in ſchweſterlicher Liebe
Deine treue Agnes.

An die Muſenſchweſter J. v. Großmann

Seelengruß.

An Julie.

Ich ſah Dich an mit ſtillem Sinnen,
Als hab' ich länger Dich gekannt!
Kann ſo ein Augenblick gewinnen?
Ein einz'ger Gruß, ein Druck der Hand?

Nein, was in unſer'm Aug' wir leſen,
Erzählt nicht blos von dieſer Welt,
Es mahnt uns an das Reich der Weſen,
Wo Geiſt zu Geiſt ſich frei geſellt,

Wo Seel' und Seele, eng verbunden,
Kein anderes Geſetz noch kennt,
Als das der Einheit, tief empfunden,
Dies ſel'ge Liebeselement.

Da haben wir vielleicht zuſammen
Schon einen Lebensraum durchwallt,
Bis ſie getrennt, die Schweſter-Flammen,
Umkleidet irdiſche Geſtalt.

Drum iſt, was wir im Aug' uns leſen,
Uns ſo geheimnißvoll vertraut,
Als grüßte ein verwandtes Weſen
Uns mit bekanntem Liebeslaut;

Drum ſtürzen Formen, ſtürzen Schranken,
Wie nicht'ge Schatten vor uns hin,
Vereint durch Streben und Gedanken,
Wird Geben, Nehmen ein Gewinn.

O laß uns Hand in Hand nun wallen,
Genießen was ein Gott uns gab;
Es ſinkt der ſchönſte Kranz von Allen
Auf Seelenharmonie herab;

Und mag der Nord der Jugendblüte,
Des Frühlings heitern Schmuck zerſtreu'n;
Sie kann dem liebenden Gemüthe
Ein ſchön'res Lenzesglück verleih'n!

Im Februar 1838.

Meine geliebte Julie!

Wie beglückend auch in jeder andern Art die Sympathie unſrer Naturen für mich iſt, ſo bin ich doch heut gar nicht damit zufrieden, weil ſie mich hindert Dich zu beſuchen, — die einzige ſchmerzhafte Seite meines Unwohlſeins!

Hoffentlich geht die Migraine bald vorüber und dann ſiehſt Du mich ſogleich. Heut bitte ich Dich nur mir ſagen zu laſſen wie es Dir geht, ob Deine Nächte beſſer ſind? — Wirſt Du mich nicht auslachen, wenn ich wieder als Arzt vor Dir erſcheine, und Dir etwas Niederſchlagendes verordne? — Ich bilde mir ein oder weiß es vielmehr (ſeit einer gewiſſen Honigſendung) aus Erfahrung, daß die Mittel, welche die Liebe verordnet, die wirkſamſten ſind. Darum verordne ich Dir mitfolgenden Orangen-Zucker, der aus Zerbſter Blüten ſein Aroma zog, und ſehr geſund ſein ſoll, mit dem Saft der Citrone vereint in Thee oder Waſſer zu genießen, und freundlich dabei an mich zu denken. Dieſen egoiſtiſchen Nachſatz macht zwar ſonſt kein Arzt, aber in meiner Praxis iſt er unerlaßlich, und Du wirſt um gütige Erfüllung gebeten.....

Bitte.

An den Frühlingsſonnenſtrahl.

Du warmer, ſüßer Strahl von Oben,
Dem neue Lebenskraft entſpringt;
Du Himmelsbote, licht umwoben,
Der neuen Frühling wieder bringt.

O ſamm'le Deine Huldgeſchenke
In einen warmen Liebeskuß,
Daß Sie, an die ich liebend denke,
Von Deinem Hauch geneſen muß!

Laß lieber alle Blumen warten!
— Sie lohnt mit reicherm Frühling Dir;
Und krönt aus ihrem Blütengarten
Dich mit der Kränze ſchönſter Zier.

Die Sonne hat ein Veilchen aufgeküßt!
Da bring' ich Dir's mit ſtiller Herzensfreude;
O laß es wieder blüh'n an Deiner Seite
Bis Knospe ſich auf Knospe leiſ' erſchließt.

Wohl weiß ich, daß ein ſchön'rer Frühling blüht
Dem reichen Herzen, dem ich Veilchen biete,
Doch naht ſich ja in dieſer kleinen Blüte
Ein liebend Herz, ein Dir verwandt Gemüth.

So wirſt Du auch die Kleinen nicht verſchmähn,
Und liebend Dich zu ihren Kelchen neigen,
Bis wir uns ſelbſt die treuen Hände reichen,
Und was wir meinen, Blick in Blick verſtehn.

Wie geht es Dir, mein geliebtes Herz! Biſt Du jetzt außer Bett und erfüllt der helle Sonnenſtrahl Alles, was ich ihm aufgetragen? Möchte doch Alles zuſammen wirken! Sonnenlicht, Veilchenduft und Liebesſegen, um Dich aus der Krankenſtube ſo bald als möglich zu entführen unter das ſchöne blaue Himmelszelt, das uns ſchon recht frühlinsmild einladet. Ich ſende Dir mein ganzes Herz mit den Veilchen! Gott gebe Dir einen leidensfreien Tag und recht ſanften Schlummer. Innig drückt Dich an's Herz Deine treue Agnes.....

Ganz gegen meinen Willen halten mich die Bitten der Meinen zurück Dich dieſen Vormittag zu beſuchen. Ich ſehne mich ſo ſehr Dich zu ſehen, mich ſelbſt von Deinem Befinden zu überzeugen. Gott gebe doch, daß es Dir heut etwas beſſer geht! Ich mache mir ſo große Sorge um Dich, geliebtes Herz, und muß nun doch noch einen Tag verſtreichen laſſen, bevor ich Dich ſehe. — Morgen aber ſoll, ſo Gott will, mich nichts abhalten.

Mit ſchwerem Herzen übertrage ich nun meinen Liebesgruß unſrer Luiſe, die Dir ſagen möge, wie ich ſtündlich Deiner gedenke. Mit mir geht es erträglich, bis auf meine ſchwache Bruſt, die mich oft etwas beſorgt macht. Mildere Luft aber wird mir wohl thun. Nun Gott mit Dir, meine geliebte J., wenn ich Dich auch heut nicht erreichen kann, ſo glaube, daß ich mit meinen Gedanken immer um Dich bin. Sagen Dir dies auch die Veilchen noch treulich? —....

Ich habe heut und morgen viel zu correſpondiren. Vielleicht wachſen mir während deſſen junge Federn, um mich bald darauf bis zur Novelle zu erheben. Ich wünſchte, wir würden Hand in Hand auf einmal in ein recht ergiebiges Land der Erzählung geführt, dann wollten wir uns luſtig vorleſen und unſre Schmetterlinge in alle Weltgegenden hinausſenden. . . . . .

Wohl waren meine Gedanken täglich zu Dir gewandert, aber mir ſelbſt wollte noch kein freundlicher Stern erſcheinen, der mich hinführte zu Dir, trotz aller Sehnſucht Dich zu ſehen, Dir zu danken für die allerliebſte Sendung, mit der Du mich neulich ſo ſehr erfreuteſt. Ich war oft mit Hals- und Kopfweh geplagt, konnte auch wenig ſchreiben, mußte daher zu Handarbeiten meine Zuflucht nehmen, und ließ geſchwind einige Blumen keimen, die den Fußteppich einer lieben alten Tante ſchmücken ſollen. Dir keimten indeß geiſtige Blumen, Du Glückliche! — Ach! pflege ſie ja, und laß die ſchönen Stunden nicht vorübergehen, wo ſie keimen! Dann wirſt Du wieder erquickter zur Novelle ſchreiten, die Du ja nicht aufopfern darfſt, da Du Dich in ihr ſo glücklich und leicht bewegſt — und Früchte auch ſchön ſind neben Blumen. — Brauchſt Du trotz dieſem reinen ſchönen Seelenleben dennoch einen Beichtvater — ſo nimm keinen andern als den, dem Du ſchon einmal ſo liebliche Beichte abgelegt haſt. — Mach' ihn aber ja nicht eitel, hörſt Du! ſonſt muß er den Beichtſtuhl ſchließen, ſo lieb er ſeines Lieblings Bekenntniſſe hat. — Lebe wohl und laß uns auf ein nahes Wiederſehen hoffen! . . . .

— — Eine Stelle Deines Briefes zeigt mir auf's Neue unſre Schweſternatur. Wir haben uns nämlich wieder einmal zu gleicher Zeit gepeinigt, indem wir glaubten unſern Dank nicht ſo ausgeſprochen zu haben wie wir gewollt. Nur glaube ich Dich in dieſem innern Märtyrerthum noch übertroffen zu haben, und das mit Recht! Was das Blumentöpfchen betrifft, das ich Dir ſandte, ſo muß ich Dir ſagen, daß es ein ſeltſamer Zufall mir recht abſichtlich für Dich in die Hände gab. Ich trat aus Deiner Hausthür, im Stillen unter meinen Hyazinthen wählend, welche ich Dir ſenden wollte, da trat mir die Bitte einer armen Frau entgegen: „Ach nehmen Sie mir dieſe Blume ab!" Da es eine Ami du coeur war ſo langte ich ohne Bedenken darnach, und ſetzte ſie ſo lange beim Kaufmann ein, bis das Mädchen ſie mitnehmen konnte, denn daß dieſe für Dich beſtimmt war, ſchien mir unbezweifelt. Und ſo nimm ſie nun nachſichtig auf und denke, daß ſie für Dich aufblühen ſollte und ſomit ihre ſchöne Beſtimmung erreichte.

Lebe nun wohl, theures Herz, und nimm nochmals meinen innigſten Dank für die letzt mitgenommenen herrlichen Gedichte. — Wohl umſchwebt mich ein Engel, ſo oft ſüße Ruhe und Stille ſich auf mein Auge ſenkt! Ich darf ihn Dir nicht erſt nennen. In meinem Herzen ſteht ſein Name, Du kennſt dieſes Herz und wirſt jenen errathen. Lebe wohl und gedenke Deiner Agnes.

Meine Herzensſchweſter! Deine Träume fangen mit an bedenklich zu werden, denn ſie verſchieben den rechten Standpunkt, von dem aus wir uns betrachten wollen. Das iſt gefährlich für mich, und ich bitte Dich dein Plätzchen an meinem Herzen doch ja wieder einzunehmen, denn dann ſiehſt Du mir näher in's Auge und bleibſt mir doch gut, trotz der Schattenſeiten, die Du ſo entdeckſt. Dein liebes herrliches Gedicht führt mich ganz in die ideale Traumwelt Deines Herzens! O daß ich das wäre, was Dir deine im Traum und Wachen liebende nud hold verklärende Seele in mir zeigt! dann wollte ich ſtolz darauf ſein, in Dir meine Schülerin zu ſehen, und Dir Alles zu geben, was Hohes und Unſterbliches in mir wohnt! So aber ſuche ich es nur, um dort es erſt zu finden, ringe mit dem Staub und bin ein ſchwaches, armes Weſen, nicht feſt genug, um Führerin zu ſein. Aber wandeln mit Dir, Hand in Hand, das iſt ein ſchönes Loos, und gemeinſam ſtehen und ſtreben und ringen — das wollen wir, mein Schweſterherz! Und darum führte uns der freundliche Stern zuſammen. .....

— Daß Dir der Aufſatz aus Schulze's Predigt werth geworden, iſt mir ſehr lieb. Laß Dir daraus abſchreiben, was Du wünſcheſt. Vieles iſt wörtlich ſein Eigenthum. Ich habe noch Manches von ihm, was ich Dir gern geben möchte, wenn Du es willſt. Es liegt in Allem eine recht erhebende, veredelnde Kraft, weil ſein Geiſt ſo ganz von tiefer Chriſtusliebe durchdurchglüht war. ....

— Du theure, liebe fleißige Spinnerin! Wie leiſe will ich um Dein Tiſchchen ſchleichen und Dich in Deinem

Gedankenfluge nicht ſtören! — Aber Du brichſt dennoch Deinen Faden ab und denkſt an mich und blickſt mit zärtlicher Sorge zu mir herüber. Ich bin aber wohl — trotz der geſtrigen freien Luſtparthie am Fenſter, ſitze auch heut am feſtverſchloſſenen, und ſchreibe auch Briefe, unzählige, aber immer aus Breslau Nr. 12, und arbeite mir allmälig die Schuldenlaſt vom Herzen ab. Du aber durchfliegſt auf Deinem Pegaſus Madrid und Moskau und Gott weiß, welche Welträume. Nun, beſtes Herz, glückliche Fahrt! wir finden uns doch hoffentlich Mittwochs oder früher wieder zuſammen und da haſt Du die Correſpondentin aus dem Schneckenhauſe doch wieder lieb.

Die Abendzeitung habe ich mit dem 8. März und Deinem lieben Gedichte! das hat mir viel Freude gemacht.

Frohe Fahrt.

An Julie.

An ſonniger Meeresſtelle
Sitzt ſinnend die Spinnerin,
Es treibet Welle auf Welle
Zur Ferne raſtlos hin.

Sie ſpinnt mit ſchneeweißer Rechten
Viel goldne Fäden am Strand,
Und Thränen der Sehnſucht flechten
Sich in das magiſche Band.

Einen Nachen will ſie umweben,
Der ſtill auf der Woge ruht,
Er trägt ihre Liebe, ihr Leben,
Ihr reiches, ihr köſtliches Gut.

Es treiben des Meeres Gewalten
Manch Schifflein hinaus ſo weit,
Den Nachen möchte ſie halten
Durch alle, alle Zeit.

Doch ſieh — wer naht ſich dem Kreiſe
Der fleißigen Spinnerin?
Die Schweſter iſt es, die leiſe
Geworben um gleichen Gewinn.

Die Spindel in ihrer Rechten,
Beginnt ſie innig und traut
Dieſelben Fäden zu flechten
Von Thränen der Sehnſucht bethaut.

Auch ihre Schätze umſchließet
Des Nachens ſtiller Schooß,
Sie hat ihn voll Freuden begrüßet,
Sie läßt ihn nimmermehr los.

Der Nachen gehöret der ſüßen,
Der lieblichen Gegenwart,
Beladen mit Liedern und Küſſen,
Von freundlichen Engeln umſchaart.

So ſpinnen die Schweſtern verbunden
Im goldnen Sonnenlicht;
Durch helle und trübe Stunden
Der tragiſche Faden ſich ſlicht.

Die Wogen rauſchen vorüber,
Sie rühren den Nachen nicht an,
Und immer ſchöner und lieber
Zieh'n Lieder und Klänge heran.

Da lauſchen dem lieblichen Locken
Die Schweſtern im ſonnigen Schein,
Sie ſteigen mit ihrem Rocken
Vereint in den Nachen ein.

Nun treibe, du raſtloſe Welle,
Wohin die Sehnſucht dich ruft,
Um uns wogt ſonnige Helle
Und ewige Frühlingsluft.

Wohin wir auch ſchiffen und gleiten,
Wir nehmen den Himmel mit!
Die Liebe beherrſchet die Zeiten,
Das Lied iſt ihr ſelig Gebiet!

— Geliebtes Schweſterherz! Deine Bekenntniſſe haben ſtets das Eigenthümliche, daß ſie, indem ſie dem Beichtkinde eine eingebildete Schuld vom Herzen nehmen, dem Beichtvater dafür eine wirkliche zurücklaſſen. Gottlob, daß es bei unſerm Liebeshofe ein Wort giebt, das ſolche Herzensſchulden zu erleichtern vermag, ich meine das anerkannte Gleichheitsrecht von Geben und Nehmen. Mein Fall würde ohne dieſen Troſt ſehr bedenklich ſein. Denn während Dein ſchöpferiſches Herz tauſend ſüße Blätter auf mich regnet, bringt Dir das meine nur ein ſchüchternes Veilchen entgegen. Beifolgende neue Knoſpe dieſer Gattung ſiehe als einen Beweis an, daß das Bienenthema, das Du geſtern ſo wunderhold variirt, noch immer neuer Variationen fähig iſt. Lieber aber möchte ich an Dein Herz fallen und Dir tauſend Mal danken für das Schöne, geſtern geſandte. Es iſt mit das Anmuthigſte, das ich in dieſer Gattung geleſen.

Nun nochmals adieu, Herzensſchweſter, Flora, Bienenſchweſterchen oder Spinnerin! — Wie viel tauſend Geſtalten wirſt Du denn noch in meiner Phantaſie einnehmen?

— Die Bienchen ſind heut ausgeblieben.*) — Du machſt ihnen am Ende einen neuen Maskenſtaat? Oder bringt der Sonnenſtrahl ſie mir allein getragen? — Ich muß nur morgen zur Bienen-Königin gehn und die Sache unterſuchen. Für heut meinen vorläufigen Dank für den köſtlichen Honig. Er hat mich vom Halsſchmerz völlig befreit. Es iſt doch ein himmliſches Einverſtändniß, in dem der Menſch mit der Natur ſteht! Die Bienen kochen für ihn und reichen ihm aus der bewundrungswürdigſten Apotheke die köſtlichſte Arznei! — Ich will keinen andern Arzt haben, auch keine andern Laboranten, als Dich und die Bienen! Lebe nun wohl, mein Herz! Was Dir in Huldinen gefallen hat, weiß ich jetzt! das waren auch Schweſtern wie wir! Aber etwas mehr vermögen wir doch noch, nämlich Du. Du verwandelſt und entzauberſt, wie es Dir beliebt, biſt Zauberer und

---

*) Die Veranlaſſung zu dem Bienenſcherz gaben drei Bienen, welche in den erſten Tagen des Frühlings als deſſen Boten faſt regelmäßig alle Morgen am Fenſter von Agnes Franz ſich einfanden, und auf den dort befindlichen Blumen ſich niederließen.

Huldine zugleich. Der Himmel weiß, was Du noch aus mir machen wirſt!....

Deinem Zauberſtabe gehorſam, hören die Bienchen gar nicht auf, mich zu bereichern! Ich weiß aber nun was ich unter dem Blumenſtaubmantel zu ſuchen habe! Morgen mache ich alle Fenſter auf, um das allerliebſte Kleeblatt von Bienen zu fangen. Beſonders iſt es mir um das heutige Bienchen zu thun, das möchte ich gern für immer feſthalten, und ihm den weichſten Blumenthron bauen! Sende es doch her! Ich ſehne mich danach, es ganz nahe zu haben. Bienchen Herz ſoll Königin werden in meinem Blumenreiche. Alle Blumen werden ihr freudig dienen. Aber einen kleinen Honigzoll kann ich ihr nicht erlaſſen. Du weißt ſchon was ich meine, und womit Du mich ſchon im Voraus verwöhnt haſt.....

Eben komme ich von meiner Schweſter zurück und finde Deine liebe, liebe Sendung. Wie hat mich Alles, was Du mir ſchreibſt, ſo tief gerührt! Erlaubt es mir nur irgend das Wetter und mein ſchlimmer Hals, an dem ich ſeit geſtern leide, ſo komme ich zu Dir und ſehe wie es Dir geht.

Dein zum erſten Theil Deines Briefes mir gegebenes Wort haſt Du richtig gehalten! Bienchen Herz war, als ich kaum das Fenſter geöffnet, eilig da. Ich rief Claire voll Freude herbei und wir lauſchten Beide ſeinem melodiſchen Summen. Dann kam auch Bienchen Seele oder Verſtand, ich konnte es nicht recht unterſcheiden, und beide blieben nun ſo lange, bis ich fortging, da habe ich tauſendmal an Dich gedacht und ſie ſchienen mir Deine Grüße zu bringen.

Die Bienen.

An Julie.

Ich weiß eine liebliche Stelle,
Drinn waltet ein Bienchen ſo traut,
Umſpielet von ſonniger Helle,
Von ſchattiger Laube umbaut.

In des Lebens unendlichen Räumen,
Ueberall iſt die Biene zu Haus,
Sie ziehet aus Blumen und Keimen
Den köſtlichſten Balſam heraus.

Sie füllet die Zellen behende,
Sie hat weder Ruhe noch Raſt,
Und lüſtern, von aller Welt Ende
Kommt freundlich die Menge zu Gaſt.

Das Bienchen thut freundlich gewähren,
Und lächelt ohne Verdruß:
„Sie mögen ſich laben und nähren:
Mir bleibt des Sammelns Genuß!

Das *Beſte*, das hab' ich geſpeichert
In eine Zelle allein,
Damit wird einzig bereichert
Mein herzliebes Schweſterlein!"

Das Schweſterlein regt die Schwingen,
Und nimmt was die Liebe ihr beut,
Es thut ihr das Herz durchdringen
Ein Frühling voll Seligkeit.

Und beide die Flügel nun heben,
Und ziehen erquicket feldein;
Die Eine ſelig vom Geben,
Die Andre vom Nehmen allein.

Mit Deinem Wohlgefallen an der kleinen Erzählung „die Roſe" haſt Du mich recht erfreut. Ich mag ſie auch gern, weil ſie viel Wahres enthält. Daß Du mich darin finden willſt, daran iſt wieder Dein liebendes Herz ſchuld. Ich ſehe Dich auch in ſo Vielem, ſogar in *Kinder-Bildern*, die ich mir dichtend entwerfe.

Ueber Deine allerliebſten Kinder-Geſchichten waren wir noch lange erfreut. Meine Couſine bedauerte ſehr, ſie nicht auch gehört zu haben, als ich ſie ihr erzählte.

Den innigſten Dank für das himmliſche Bild einer Veilchenwieſe, wie man ſie nicht ſchöner träumen kann! *) Du Gute, Liebe! Trägſt mir den Frühling ſelbſt in's Haus. Morgen danke ich Dir mündlich dafür, heut nur einen flüchtigen guten Morgen und herzlichen Schweſterkuß.

— Wir genoſſen geſtern noch einen herrlichen Abend und dann war es ſo ſchön in meinem Stübchen, daß ich Dich tauſend Mal zu mir gewünſcht habe! Dieſer ſtille Platz am Fenſter, Morgens von der freundlichen Sonne, Abends von dem Verklärungsſchimmer des

---

*) Es war ein von einer Veilchenrabatte abgeſtochenes Raſenſtück in der blühendſten Pracht.

Mondes begrüßt, iſt mir unbezahlbar; ich ſende dann meine Gedankenſchiffchen hinaus, bald zur Höhe, bald zu nahen lieben Räumen, und immer iſt es, als kämen ſie mit Grüßen befrachtet zurück.

— Ach, ich bin ſo traurig, daß der warme Frühlingshauch ſich wieder in Aprilwetter verkehrt hat, wo man nicht weiß, was man von dem kommenden Tage hoffen darf. So iſt alles unſicher im Leben! Unſere ſchönen Träume! Ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß die Blüten fallen ſollen, ohne daß wir uns ihrer vereint im vollen Genuſſe erfreut! Vielleicht ſoll uns Lilie und Roſe dafür entſchädigen. Vielleicht ſollen wir jetzt verzichten, um dann deſto ſchöner belohnt zu werden. Laß uns hoffen, meine Julie, und nicht bangen Gedanken Raum geben. Die uns bevorſtehende Trennungszeit wird ja auch vergehen, mir zwar gewiß recht langſam, denn Du fehlſt mir und meine freie Zeiteintheilung, meine Muße; und dies iſt ſehr viel. Du behältſt doch wenigſtens das Letzte, und dies wird Deinen Stunden Flügel geben. Gott aber wird mein Gebet erhören und Dich während dieſer Zeit an Geſundheit und Kraft täglich zunehmen laſſen, daß wir uns dann der Roſenzeit heiter erfreuen können.

Schweidnitz, im Juni 1838.

So eben empfing ich Deinen lieben Brief, und ſchon ſitze ich an dem Pult, um Dir zu antworten. Du traute Seele! Wie erfreut mich das treue Andenken, das Du mir weihſt, und das Mitgefühl, das ſogar jedes rauhe Lüftchen für mich empfindet. Ach die Witterung wäre immer noch ſchön genug, um ſich des Lenzes zu erfreuen, aber in mir ſelbſt ſitzt der Feind, der mir oft die Blüte der Heiterkeit benagt — eine oft recht große Hinfälligkeit, die mit dem Gebrauch der Bäder nur zugenommen hat. — Vielleicht wird Altwaſſer mich ſtärken.

Vorigen Dienſtag waren wir in Gorkau bei Zobten, einer reizend gelegenen Abtey am Fuße des herrlichen Berges. Die jüngere Welt, worunter unſere Luiſe, beſtiegen den Zobten, hatten auch den Genuß der Ausſicht bei ſchönſter Beleuchtung; auf dem Rückweg aber überfiel die Wanderer eine Art von Wolkenbruch, ſo daß ſie faſt fortgeſchwemmt wurden, und gänzlich durchnäßt in dem Gaſthofe ankamen, wo wir ihrer in großer Angſt harrten.

Auch mir und der Couſine H., die wir unter dem Geleit eines katholiſchen Geiſtlichen die engliſchen Parthien von Gorkau und die Abtey in Augenſchein genommen hatten, ging es nicht viel beſſer. Wir konnten aber zum Glück unter einem Pavillon Schutz ſuchen, und hatten ſpäter den Anblick des ſeltſamſten Wolkenkampfes um den Berg und eines herrlichen Regenbogens, der die reiche Landſchaft wie ein Juwelenrahmen einſchloß. Wie oft wünſchte ich beim Anblick dieſer lieblichen Bilder, Dich mein Schweſterherz zu mir! Naturſchönheiten muß man mit gleichgeſtimmten Seelen oder ganz allein genießen. Der gute Pfarrer, der ſonſt die Aufmerkſamkeit ſelbſt war, erzählte mir zu viel Geſchichtliches, und lenkte mich immer wieder zurück aus dem Verſinken in den Anblick der wunderſam ſchönen Bilder, die mich umgaben.

Ich freue mich recht darauf Dir von allen den lieben Menſchen zu erzählen mit denen wir unſre Tage theilen. Hätte ich Dich nur immer an meiner Seite gehabt, daß wir alle dieſe Erinnerungen theilen könnten! So ſammelſt Du und auch ich nur einzelne Blüten ein, und während Du, geliebtes Herz, in Deiner geweihten ſtillen Laube ſie vergeiſtigſt und mir ſo ſchöne Kränze der Erinnerung ſendeſt, habe ich nichts als dieſes kleine Herbarium, das ich Dir ſammelte, und das nur das einzige Wort Dir zuflüſtert: *Ich dachte immer an Dich*!....

Schweidnitz.

Heut iſt meine Claire mit Luiſen nach Altwaſſer gefahren, und ich habe mich loszumachen geſucht, um eine Herzensreiſe nach Breslau zu meinem Schweſterchen zu machen. Du gutes, treues Herz! Wie tragen Deine beiden lieben Briefe ſo ganz das Gepräge Deines Gefühls, Deiner treuen Zärtlichkeit! O daß meine Gedanken Dir hätten laut werden können, die ſo oft aus dem Kreiſe, der mich umgab, zu Deinem trauten Stübchen hinüberſchweiften! Du hätteſt dann empfunden, daß auch mir die Gefährtin meines ſtillen innern Lebens überall fehlte, und ich in der reizenden ländlichen Natur, die mich umgab, Dich immer an meine Seite wünſchte, um die Wonnen dieſer ſchönen Frühlingstage mit Dir zu theilen. Warum, möchte ich fragen, ſollte uns dieſer Lieblingswunſch unſers Herzens nicht erfüllt werden, vereint Geiſt und Herz an der aufblühenden Schöpfung zu laben? Du wirſt nun ſo weit von mir ſcheiden, und doch darf ich nicht darüber klagen, weil Dir der Aufenthalt in jener ſchönen Gegend, vereint mit einer zweckmäßigen Brunnenkur gewiß wohlthun wird; aber daß nun auch Lilie und Roſe verblühen ſollen, ohne unſern ſchönen Traum zu verwirklichen, beklage ich, und es mahnt mich recht daran, wie doch im Leben ſo oft alles ganz anders kommt, als wir geſchäftige Phantaſie-Menſchen es uns ausmalen.

Meines Schwagers Uebelbefinden beunruhigt mich ſehr. — *) Wir ſollen Freude genießen, während meine arme Adelheid ſo in Kummer lebt!

Deine herzlieben Briefe und Gedichte begleiten mich überall! Heut habe ich ſie im Brunnengärtchen geleſen, wo ich ganz allein war. Haſt Du da nicht gehört, wie es zu Dir ſagte: Mein liebes Herz! Mein treues Herz! — ? Ach könnten doch Gedanken zu einander führen! Wie oft ſäheſt Du mich dann an Deiner Seite! — So gelangt ſelbſt das ſchriftliche Wort ſo verſpätet zu Dir! Ach, möchteſt Du mich nicht undankbar ſchelten! Aber die Stunden meines Tages gehörten mir nicht, und Abends war ich ſo matt, daß Du mich ſelbſt zur Ruhe verwieſen hätteſt! Tauſend Dank, daß Du mir nicht vergolten, ſondern zweimal geſchrieben haſt!

---

*) In Folge dieſer Krankheit, die tödtlich wurde, gab Agnes die bereits in Altwaſſer begonnene Kur auf, und eilte zu der Schweſter zurück nach Breslau, ihr beiſtändig in ihrem Kummer zu ſein.

Stimmte mich auch Vieles gar wehmüthig in Deinem Briefe, ſo that mir wieder Deine Liebe ſo innig wohl, daß ich ihn immer wieder las.

Sehnſucht.

An Julie.

Auf den Bergen, auf den Höhen,
Wo die reinen Lüfte wehen,
Möcht' ich mit Dir wandern, gehen
Innig Hand in Hand,
Möchte bei den Quellen weilen,
Wo die Schmerzen leiſe heilen,
Und mit Dir den Becher theilen,
Der die Leiden bannt.

Möchte von den ſchönen Auen
Mit Dir auf zum Himmel ſchauen,
Dir in Liebe und Vertrauen
Innig zugeſellt;
Auf den Wieſen, an den Bächen
Möcht' ich Blumen mit Dir brechen,
Mit Dir träumen, mit Dir ſprechen
Von des Herzens Welt.

Ach, Getrennte fühlen Beide
Halbes Glück nur, halbe Freude,
Denn es wird von Sehnſuchtsleide
Jede Farbe bleich.
Soll der Lenz in Liedern tönen,
Freude ihn mit Roſen krönen,
Muß die Liebe ihn verſchönen
Erſt zum Himmelreich.

Altwaſſer, im Juni 1838.

Breslau, den 6. Aug. 1838.

— Endlich wiſſen wir doch, daß Du geliebte Julie glücklich am Ziel, und unter Dach und Fach biſt. Ich habe mich viel-um Dich, mein theures Herz, gekümmert, denn Du ſchienſt mir am Tage des Abſchieds leidend und faſt fieberhaft ausſehend. Möchte doch nun die Dir ſo empfohlne Heilquelle ſeine volle Segenskraft an Dir beweiſen.

O liebe, liebe Julie, wie prüfe ich jeden aufgehenden Morgen, ob er einen freundlichen Tag für Dich verſpricht! Aber das Wetter iſt, wenigſtens bei uns, das Wandelbarſte von der Welt. Wäre nur bald eine gute Nachricht von Dir in meiner Hand, daß ich recht ruhig Deinetwegen ſein könnte, denn daß Du Dich immer noch ſo angegriffen fühlſt, bekümmert mich ſehr! Ach, wäre ich bei Dir, und könnte Dich pflegen! — Geſund bin ich, bis auf die Einwirkung der Gewitterluft, die mich immer nieder beugt. Sehnſüchtig aber bin ich oft, und wenn der Mond nur irgend ſprechen könnte, ſo müßte er Dir, namentlich am 3., 4. und 5. Auguſt unendlich viel geſagt haben, denn in dieſen Tagen ſtieg er wie ein Himmelsbote an meinem Horizonte empor, *) und ſenkte ſich hinüber zu den böhmiſchen Gebirgsfernen. — Seitdem ich vor Kurzem in der Abendzeitung Dr. Nürnbergers Stillleben las, wo der Mond als erſter Wohnplatz der ſelig Verſtorbenen angegeben wird, hat er für mich eine neue ſchöne

---

*) In dieſen Tagen entſtand das herrliche Gedicht: „Mondesaufgang" von Agnes Franz.

Bedeutung erhalten. Aber auch als Liebesbote iſt er ſo freundlich! Nicht wahr, er hat Dir meine Grüße beſtellt! Mein liebes, theures Herz! Wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, iſt ſchon die Hälfte unſrer Trennungszeit abgelaufen! Die Natur ſpart aber noch alle ihre Reize für uns, denn der Regen legt ſich wie ein weicher Schleier über Laub und Blume und bewahrt ihr die Sommerfriſche. Dann wollen wir Alles nachholen, was wir verſäumten. Den lieben Logengarten hab' ich noch nicht betreten, ſeit jenem Abend mit Dir. Ich glaube auch, daß ich ſeitdem keine Roſe geſehen habe. Laß uns hoffen, daß die Anker unſers Schiffleins dafür auch gemeinſam und mit einem Male gelichtet werden und wir deſto luſtigere und ergiebigere Fahrten auf dem Ocean der Gedanken machen werden, wenn wir uns wiederhaben.

Im Oct. 1838

— Tauſend Dank für Deine tröſtenden Zeilen! Ich war geſtern ſo unruhig bewegt, daß ich faſt nicht ſchlief, fortwährend an Dich und Adelaide dachte und ängſtliche Träume hatte. Laß uns hoffen, daß der Himmel nun wohl endlich helfen wird.

Ich habe heut ein wenig gearbeitet, habe auch manche Fundgrube entdeckt in alten Tagebüchern, die ich geſtern auspackte. Es liegt in dieſem Durchſtöbern ein eigner Genuß. Denke, daß ich jetzt nach zehn Jahren manches kaum noch kenne, ja meine eignen Charaden nicht errathen kann.

Wann ſehen wir uns denn ein Mal wieder im

Logengarten? — Am erſten ſchönen Nachmittage, nicht wahr? — Gute, gute Nacht Dir und Deiner armen lieben Adelaide! Sanfter Schlaf, ſanfter Traum ſenke ſich auf Euch herab, und ſtärke Eure Kräfte.....

Im Nov. 1838.

Ich war geſtern auf dem Wege zu Dir, um Dir beifolgendes Arzneifläſchchen ſelbſt zu bringen, als ich leider durch einen Beſuch daran verhindert wurde. Nun kommt Dein liebes Briefchen und verweiſt mich in meine vier Pfähle zurück, und ſchärfſt das Gebot wirklich ſo ernſtlich ein, daß ich nun um Deinetwillen nicht kommen darf. — Iſt das aber nicht ein wenig zu grauſam, daß ich bis zum 23ſten warten ſoll. Liebe Julie, nimm doch früher Beſuch an! Ich will auch nur ganz kurze Zeit bleiben, Dich nur ſehen, gar nicht mit Dir ſprechen! Schreibe mir, ſobald ich kommen darf, denn überraſchen will ich Dich nun doch nicht, aus Furcht Dir zu ſchaden.

Ach, wann werden wir wieder frei von Kummer beiſammen ſein! Mit Luiſen geht es, Gottlob, etwas beſſer. Die Luft iſt ſichtlich ihre beſte Medicin. So ſchwach ſie iſt, muß ſie täglich hinaus. Es thut ihr wohl. Welche Freude haben Deine geliebten Töchter unſrer Luiſe gemacht! Es iſt wirklich ein Geneſungshäubchen geworden, denn ſie iſt ſeidem geſünder und empfindet große Freude über das zierliche Geſchenk!...

— Meine Sehnſucht Dich einmal ſelbſt zu ſehen, iſt ſo groß, daß, ſobald ich einmal unbemerkt werde davon ſchlüpfen können, ich bei Dir erſcheinen werde! Du biſt gewiß recht krank, und ich kann ſo gar nichts thun, Deine Leiden zu lindern! Das iſt mir ein ganz unerträglicher Gedanke, da ich mich vollends geſund fühle und nur Rückſichten mich binden. . . .

— Die kleinen Billetchen, welche wir aus unſern Krankenſtuben wechſeln, ſind der einzig traurige Erſatz bei dieſem ſchmerzlichen langen Geſchiedenſein, und herzlich danke ich Dir für jede Nachricht, welche Du mir auf dieſe Weiſe zukommen läßt. Aber *eines* bitte ich Dich, daß wenn Dich das Schreiben nur im *Mindeſten angreift*, Du mir nur ein einziges Wörtchen ein andermal zuſendeſt.

Ach, wenn Du doch heut eine beſſere Nacht gehabt hätteſt! Wie gern gäbe ich die eigne Ruhe für die Deine, könnte ich ſie damit erkaufen. Auch Adelaidens Zuſtand beunruhigt mich ſehr! Mit Luiſen geht es zwar ein klein wenig beſſer, doch wird es wohl lange dauern, ehe ihre Nerven wieder in's Gleichgewicht kommen. Sie kann nicht das mindeſte Geräuſch, keine Muſik, kein Geſpräch vertragen und muß gehütet werden wie ein kleines Kind. Du kannſt denken wie ſtörend ein ſolcher Zuſtand bei der Nähe von unſern drei lebhaften Penſionärinnen iſt, die ihre Uebungen halten ſollen. Da muß ich nun wieder dieſe hüthen, damit die Unterhaltung immer in beſcheidnen Grenzen bleibt, und wenn ſie üben, wird Luiſe in mein Stübchen gebracht, wo ſie überhaupt von jetzt an ſich viel aufhalten wird, um die ihr nöthige Stille zu genießen. . . .

— Ich wünſche Dir einen herzlichen guten Morgen zum lieben 23. Nov.! *) So Gott will, wollen wir ihn vereint begrüßen, denn ich werde, wenn es Dein Befinden erlaubt, gegen halb drei Uhr bei Dir ſein. Mit unſerm Befinden geht es viel beſſer, Gott gebe, daß ich auch von Dir, mein theures Herz, bald ein Gleiches höre. Laß mir gütigſt durch meine Botin ſagen, wie es geht und ob ich kommen darf.

Es folgt ein Krankenſüppchen mit dem herzlichen Wunſch, daß es Dir wohlſchmecken und Dir ſo gut wie die beſte Medicin bekommen möge. Nachmittags bringe ich Dir etwas mit, was die Muſen mir heut gegeben, während ich Dein Süppchen kochte. Auf baldiges Wiederſehen.

Am 23. November 1838.

An meine geliebte Julie.

„Es giebt gar trübe Zeiten,
Es giebt gar trüben Muth,
Wo Alles ſich von Weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut!“
— So ſang ein frommer Dichter,
Und traurig ſang ich's nach!
Doch ſieh, der Pfad wird lichter,
Und ebnet ſich gemach.

Reich, Schweſter! mir die Hände
Am ſchönen Jahresfeſt!
Heut iſt die Sonnenwende,
Wo uns der Gram verläßt;

---

*) Der Tag, an dem wir uns ein Jahr, zuvor perſönlich kennen lernten.

Heut ſoll uns nicht berühren
Des Kleinmuths trüber Hauch;
Dank ſoll den Scepter führen
Nach frommer Liebe Brauch!

Ja Dank für jede Stunde,
Die Lieb' und Treu' verſchönt,
Die trotz der Dornen-Wunde
Mit Roſen uns gekrönt!
Dank, Dank aus vollem Herzen
Für's ganze liebe Jahr,
Das uns bei Leid und Schmerzen
Manch holdes Glück gebar!

Dem Ephen gleich, dem Schatten
Wie Sonnenlicht gedeiht,
Deß Triebe nie ermatten,
Trotz Sturm und Winterzeit,
So ſei des Herzens Hoffen
Jedwedem Himmelslicht
In Lieb' und Glauben offen,
Voll heil'ger Zuverſicht. —

Die Zeiten geh'n und treiben,
Und niemand hemmt ihr Rad;
Das Ew'ge doch muß bleiben,
Wenn auch der Winter naht.
Die Wolken und die Leiden
Sind Schleier nur des Licht's,
Doch Licht und Liebe bleiben
Sonn'hellen Angeſichts!

— Deine gute Adelaide war uns Allen eine Freudenerſcheinung, und Du erhöhteſt noch *meine* Freude durch Deinen treuen Liebesgruß. Wie froh bin ich, daß es mit Deiner Geneſung vorwärts geht! Wage Dich aber nur nicht zu früh heraus und laß mich lieber den Mittwoch mit Dir vereint unter Deiner Epheulaube feiern. Der heutige Morgen war mir ein ſtilles, ernſtes Feſt! Es war ja die Todtenfeier, wo das Herz die Vorangegangenen, Theuern, mit doppelter Wärme der Erinnerung aufſucht. Ich las einen ſchönen Aufſatz hierüber von Schulze, dachte ſeiner viel mit unausſprechlichem Segen. Ach, hätten wir ihn doch noch, Du und ich, das wäre für uns Beide ein großes Glück! Doch auch ſo wollen wir, ſo viel es in unſern Kräften ſteht, vereint vorwärts ſtreben! Das Leben iſt ſo flüchtig, warum wollten wir nicht die koſtbaren Minuten zu dem Köſtlichſten auf Erden ananwenden, uns frei zu machen von allem Druck, im Aufblick zu der höchſten und allerheiligſten Liebe! Ich werde Mittwochs den Aufſatz mitbringen, den ich heut geleſen. Eine Stelle iſt ſo beſonders ſchön! Ich dachte dabei ſo viel an Dich und an unſre Freundſchaft! …

— Wiederum haben ſich unſre Gedanken begegnet, denn während Du mir Deinen liebevollen Chriſtgruß ſandteſt, war ich ausgegangen, um Dir einen ähnlichen zu ſenden, der nun mit ſeinen kleinen winterlichen Blüten vor Dir erſcheint! Nimm ihn freundlich auf, bis ich ſein kindliches Stammeln ſelbſt mit dem Wort der Liebe ergänze! —

Wohl habe ich Deiner am geſtrigen Abend oft, oft gedacht, ich war aber, als ich von meiner kranken Adelheid nach Hauſe kam, zu abgeſpannt, um ſchreiben zu können! Wir haben noch immer viel Kummer! Wer aber dürfte klagen an einem Feſt, wie das heutige! Nein, Er, der die Liebe iſt, wird es ewig bleiben und nicht mehr auflegen, als das arme Herz tragen kann! —

Dein inniger Brief hat mich unbeſchreiblich erfreut und gerührt! Ja, laß uns feſt zuſammenhalten in Freud und Leid! Und habe Du immer Geduld mit mir und bitte Gott um Kraft für mich! Deine Liebe ſoll mich als ein freundlicher Stern ins neue Jahr geleiten! Möchte es uns Beiden Segen bringen und Heil und Glück unſern Lieben! ....

— —

den 1. Jan. 1839.

— Zu fortwährender Störung lebend, finde ich erſt jetzt einen ruhigen Augenblick, um Dir meinen nochmaligen herzlichſten Neujahrsgruß zu ſenden ſammt dem bewußten kleinen Buche, das Deine Liebe freundlich und nachſichtig empfangen wolle! Ziere es mit Deinen ſeelenvollen Liedern, dann werde ich nicht mehr traurig auf ſeine dürftige Geſtalt blicken!

Ich habe die beiden Gedichte, die Dir lieb ſind, eingetragen und werde das Schönſte, was ich künftig finde, dazufügen. Du ſollſt aber das Beſte, etwas aus Deinem eignen Herzen, dazu thun, darum bitte ich Dich im Namen des kleinen Buches, das ich Dir ſende! ....

Neujahrsgruß

an meine Julie. Mit einem neuen Notizbuche.

Ein Gruß der Liebe, treu und wahr,
Ein gutes, frohes neues Jahr!
Und zu dem Jahr ein neues Buch
Zu alt und neuem Sang und Spruch,
Doch ganz beſonders auserwählt
Zu jenem Liede, tief beſeelt,
Das Deinem Herzen leicht und frei
Entkeimet wie die Blum' im Mai.

Wohnt ſolches liebes Lied darin,
So mag das Büchlein immerhin
Entbehren jeden äußern Schmuck,
Im Innern iſt's dann reich genug;
Der Muſchel gleicht es dann, verklärt
Durch der verborgnen Perle Werth:
Es tauſcht dann nicht mit Sammt und Gold!
Sein Inhalt iſt ſein liebſter Sold.

An meine Julie.

Mit einem Veilchenſtöckchen.

Laß mich dies Blümchen in die Laube tragen,
Wo ſich Dein Geiſt in ſüßen Traum verſenkt;
Dort mög' es Dir mit ſanftem Hauche ſagen,
Daß liebend mein Gedanke Dich umfängt.
Und wenn des Tages goldner Sonnenwagen
Die Bahn durchwallt und hin zur Dämmrung lenkt,
Dann ſoll es aller Düfte Strom verſchwenden
Und meinen wärmſten Herzensgruß Dir ſenden.

am 9. März.

— So ſind mir ſeit geſtern ſo viele Freudengenüſſe geworden! Nur eine liebe Hoffnung iſt mir fehlgeſchlagen, Dich heut zu beſuchen am lieben 9. März. — Deine herrlichen Blumen duften und blühen, und erzählen mir tauſend Holdes von Dir! O wie dankt Dir mein ganzes Herz in Erinnerung aller der Freuden, die Du mir bereitet haſt! — Bleibe mir nur immer gut und laß uns hoffen, daß bald ein Stündchen kommt, wo wir uns wieder einmal ganz gehören können. Morgen wirſt Du mit einer *Martha* vorlieb nehmen müſſen! ....

— Leider bin ich wieder ſo fieberhaft, daß ich wohl ſchwerlich hoffen darf, an einem Tage dieſer Woche ausgehen zu können. Nun kann ich Dich alſo nicht ſehen, bis Du ſelbſt einmal ein Stündchen Dir abmüßigen kannſt. Morgen Nachmittag werde ich wahrſcheinlich allein ſein! — Ich ſende Dir einige Deiner *kleinen Lieblinge*, die ſo lange mit Dir Verſtecken geſpielt haben! Nun ſind ſie da, und der Frühling auch, und doch kann ich der beginnenden ſchönen Zeit noch nicht froh werden. — Liebes Herz, komm doch morgen auf ein Stündchen zu Deiner Agnes. ....

— Fürs Erſte den wärmſten und innigſten Dank für die liebevolle Ueberraſchung eines mir gewidmeten Gedichtes zum 8. März, das ich in der Frauenzeitung fand. — Noch möchte ich dem Inhalt nach anſtehen, es mir zuzueignen, wenn ich die Eigenthümlichkeiten

Deiner dichteriſchen Seele nicht kennte, die Alles verklärt, was ſie liebt. Und ſo nahm ich es denn freudig an als das Meine und umarme Dich innig dafür.

— — Nun auf unſre Briefe! Das iſt ja ein rechter Flatteur, der B......! Sogar geadelt hat er mich, und weiß nicht, was er alles Schönes ausſagen ſoll! Was wird er aber nur ſagen, wenn er meinen zweiten Brief erhält! Es thut mir wirklich leid, doch weiß ich's nicht zu ändern! Ich tröſte mich mit der gekritzelten Note an der Seite ſeines Briefes, die um eine **ſpannende Novelle** bittet. Wenn mir doch die Muſe eine ſolche beſcheeren wollte! ....

Juni 1839.

— Theuerſte Julie! Roſen aus Deiner Hand ſind mir eine doppelt erfreuliche Gabe, und dieſe zarten ſind ſo ganz meine Lieblingsblumen! Habe Dank, liebes Herz, für dieſe ſchweſterliche Theilung. Ich komme morgen wohin Du willſt! Beſtimme ganz über mich. Entweder im Logengarten, aber dann auf ein ſtilles Plätzchen, oder zu Dir, oder zur A. — Ich finde mich alſo halb drei in dem Logengarten an bewußter Stelle ein, dann ſollſt Du beſtimmen, wohin wir wandern, oder ob wir bleiben. ....

— Vor Kurzem machte mir ein Improviſator Beſuch, **Volkert**, ein beſcheidener, angenehmer junger Mann. Ich wohnte darauf ſeinem Vortrage bei, wo er unter Anderm auch mir ein ſehr artiges Gedicht widmete, und ſtaunte über ein Talent, das im Augenblick erzeugt, was die Muſen ſonſt nur zögernd ſpenden. Immer leſe ich mit Freuden, was ſie Dir zu der lieben Sammlung geſpendet, finde dabei auch vieles mir noch Neue, und möchte Dich oft beim Leſen ans Herz ziehn. Lebe wohl, Du liebes, liebes Herz! Gott erhalte Dich geſund und gebe der lieben Winkler eine geſegnete Cur und Dir recht viel Freude!

Daß die Roſen ihren Auftrag erfüllt und Dich überall begleitet haben, hat mich ſehr erfreut! **Könnt'** ich nur einmal bei Dir ſein!

Könnt' ich nur einmal bei Dir ſein
Im ſchönen fremden Land!
Und wir der Vogel in der Luft
Hinziehn mit Dir durch Glanz und Duft,
Stillſelig Hand in Hand.

Könnt' ich mit Dir hingleiten leiſ'
Auf jenen Silberſee'n,
In die der Gletſcher Bild ſich taucht,
Von Roſenſchimmer angehaucht, —
Erhaben, ſtolz und ſchön.

Könnt' ich belauſchen ſtill mit Dir
Des Stromfalls Wunderpracht,
Und ſchau'n den ew'gen Iriskranz,
Der ihn in ſiebenfachem Glanz
Umgiebt in Haines Nacht.

Könnt' Blumen ſammeln ich mit Dir,
Wie wir als Kind gethan!
Und zieh'n mit Dir von Flur zu Flur
Durch' Salzburgs herrliche Natur,
Durch Hain und Wieſenplan!

So aber iſt's die Seele nur,
Die ſtill geleitet Dich!
Sie folgt Dir treu von Ort zu Ort,
Und Du vernimmſt ihr Liebeswort,
Und denkeſt auch an mich!

— So halte ich denn Dein zweites liebes Briefchen aus Iſchl in meiner Hand und freue mich von Grund der Seele, daß es Dir wohl geht, daß Du geſund und heiter und zufrieden biſt. — Ich bitte auch alle guten Engel, daß ſie über Dich ihre Flügel breiten, bis Du wieder bei uns biſt und immerdar!

Daß Du mit unſrer geliebten Hofräthin Winkler alle dieſe ſchönen Genüſſe theilſt, iſt mir eine doppelte Freude!

— — Daß Du mir unendlich oft fehlſt, darf ich Dir nicht erſt ſagen. Im Logengarten war ich oft, zwei Mal auch in Geſellſchaft der Muſen.

— — Jetzt kann ich Dir endlich die Gewißheit geben, daß Alles geſund iſt, auch Deine Agnes, die jetzt täglich ins Freie geht, und zu Hauſe von ihren kleinen Lieblingen umringt, ganz froh und zufrieden iſt.

Nun, mein liebes Herz, muß ich ſcheiden! Grüße mir die geliebte Winkler tauſendmal! Die Einladung in ihre Villa mit Dir vereint, nehm ich freudig an. Uebers Jahr, ſo Gott will, ſoll's wahr werden! . . .

October 1839.

— Ich ſende Dir bewußtes Buch und bitte um das Deinige. Morgen ſehen wir uns alſo um 3 Uhr in dem Logengarten. —

Ich hatte mich geſtern Abend ganz in Dein liebes Buch verſenkt, und die Geiſter deſſelben umſchwebten mein Lager als ſchützende Engel. Wie finde ich immer neue, liebliche Gedichte! So hat mir auch das Gedicht: „Liebeserklärung“ ſehr wohl gefallen. — Nie kann ich Dir, mein theures Herz, genug für dieſen reichen Blütenkranz danken. Deine ganze Seele lebt darin.

Ich drücke Dich in Gedanken an mein Herz und freue mich auf morgen. ....

Ein Roſenblatt.

Am 8. Januar 1868.

Und kann ich auch kein Röslein bringen,
So bring' ich doch ein Roſenblatt,
Das ſoll ſich durch die Lüfte ſchwingen,
Dich grüßen an der Roſe Statt.

O nimm es auf, als wär's vom Maien,
Ein holdes Kind voll Duft und Glanz!
Denn was die Roſen prophezeien,
Das bringt dies Röslein voll und ganz.

Ja, Lieb und Treue, ſie begrüßen
Als erſte Gäſte Dich zum Feſt,
Um einen Kreis um Dich zu ſchließen
Der nichts Verdächt'ges zu Dir läßt!

Was Deine Seele je befangen:
Heut find' es keine Audienz!
Ein neuer Tag iſt aufgegangen
Am Saume Deines Firmaments.

Und lichte Sterne nahn und ſchauen
Mit Liebesaugen ſtill Dich an,
Und winken Dir auf grünen Auen
Und lichten Deine Pilgerbahn!

O blicke in die goldne Weite
Mit heiterm, gläubigem Gemüth,
Und nimm zum freundlichen Geleite
Der Lieb' und Freundſchaft Engel mit.

Vereint in Freude und in Schmerzen!
Das bleibe unſer Bundeswort!
Und Keiner dränge Dir vom Herzen
Die Schweſter Deiner Seele fort.

— — Ich habe heut viel Bücher von Eſſen erhalten, um ſie beurtheilend anzuzeigen, wobei ein recht hübſches Kinderbuch iſt. Bädeker bittet mich, ein neues Andachtsbuch zu unternehmen für Frauen und Jungfrauen; ein Beweis, daß mein erſter Verſuch ihm Glück verſpricht. Kann ich irgend noch etwas leiſten, ſo iſt es auch nur noch in dieſem Fache ernſter Betrachtung und Gemüthserhebung. ....

— Deine lieblichen Blumenträume ſcheinen ſich nur darum verwandeln zu wollen, um mir deſto liebere Gedichtchen einzubringen; und da der Frühling dies bezweckt hat, erſcheint er nun ſelbſt mit einem Meer voll Wohlgerüchen, mit den ſchönſten blauen Veilchenaugen, und doch kann ich nicht ſogleich zu Dir eilen und Dir danken.

Sehen aber muß ich Dich noch in dieſer Woche, und dann danke ich Dir mit Auge und Mund, was ich heut nur mit dem armen ſchriftlichen Worte kann. Wie ſüß ſprachen Deine Veilchen zu mir! Liebſte Julie, Du biſt ſelbſt in ihnen! ....

Gründonnerſtag 1840.

— So iſt die ſüße Oſterkoſt von Deiner lieben Hand dennoch einpaſſirt! Alt und Jung begrüßen jubelnd das bekannte Töpfchen, und ich fall' in Gedanken an Dein liebes Herz und danke Dir innigſt! Das Wetter ſcheint ſich etwas zu lichten. Gewiß ſehe ich Dich noch vor dem ſchönen Feſt! Bleib nur recht wohl und denke meiner, wenn ich mich in den Wogen der Töne bade, und die liebe bekannte Muſik mich in eine ſchöne Vergangenheit trägt.

An Julie.

(Mit einem Oſterblumen-Strauß.)

Am 15. April 1840.

Ich konnte nicht den Schleier heben,
Der düſter Deinen Blick umhüllt;
Und doch war Oſtern rings und Leben,
Und frohes, ſel'ges Aufwärtsſtreben,
Und Wonne, die vom Himmel quillt!

So ſend' ich denn, als Liebesboten,
Des Frühlings zarte Kinder aus!
Er, der der welken Flur, der todten,
Den Auferſtehungsgruß geboten,
Er kommt mit ihnen in Dein Haus.

Denn in den Wundern ſeiner Güte
Zieht er lebendig bei uns ein,
Mit jedem Strahl, mit jeder Blüte
Will er im durſtenden Gemüthe
Sein heil'ges Oſtermahl erneu'n!

O thu' ihm auf die ſtille Zelle!
Er kennet den geheimſten Schmerz.
Er führt Dich zu des Troſtes Quelle,
Und wo er naht, kommt Sonnenhelle
Und Himmelsfreude in das Herz.

O nimm ihn auf in *dieſen Keimen*!
Noch ſtellt er tauſend Wunder dar!
Die Flur erwacht von Winterträumen,
Das neue Mark in Strauch und Bäumen:
In Allem wird er offenbar!

So wird er offenbar auch werden,
In jeder Bruſt, die Gram gedrückt!
Wenn nur das Aug' durch ſeine Thränen,
Wenn nur das Herz in ſeinem Sehnen
Nach ſeiner rechten Sonne blickt!

Trifft uns ihr Blick, der lebenswarme,
So wird des Grames Nacht zu Spott!
Wir fallen mit dem ſtummen Harme
Dem Herrn des Lebens in die Arme
Und in uns ſiegt der Hauch von Gott.

Und mächtig wird er ſich bewähren,
Auch auf des Herzens ſtiller Flur,
Die, wenn auch ihrer Hoffnung Aehren
Oft Winterſtürme rauh verheeren,
Doch deutlich zeigt der Gottheit Spur.

Drum, gleich den Blumen aufgeſchloſſen
Des Herzens Kelch dem ew'gen Strahl!!
Er naht, mit Glanz und Kraft umfloſſen,
Und wecket junge Lebens-Sproſſen
Auch in des Herzens ſtillem Thal.

Was Menſchenhand uns giebt und raubet,
Wiegt wenig in der Wahrheit Hand!
Reich iſt die Seele, die da glaubet,
Und wenn der Sturm die Flur entlaubet,
Doch feſt vertraut der Liebe Pfand.

So bringt ihr denn zum neuen Gange
Ihr Blumen meinen Oſtergruß!
Und hauchet auf die trübe Wange
Und auf das Auge, lieb und bange,
Der ew'gen Liebe Himmelskuß.

— Leider ſtört ein plötzlich eingetretnes, bedeutendes Unwohlſein meiner armen Schweſter meine heut gehoffte Freude eines ungeſtörten Beiſammenſeins mit Dir. Wir haben den Arzt annehmen müſſen, und ich bin viel mit der Pflege meiner lieben Kranken*) beſchäftigt. Hoffentlich wird es jedoch in einigen Tagen wieder beſſer gehen und dann laſſe ich Dir es, mein liebes Herz, ſogleich ſagen, wenn wir einen ruhigen Nachmittag gewinnen können. . . .

— — Geſtern, als ich nach einem bewegten Abend, in meiner ſtillen Zelle anlangte, fand ich eine Sendung von Herrn Bädeker vor. Ich habe nun mein

---

*) Sie ſtarb wenige Tage darauf.

Büchlein in Händen, und ſende es Dir mit herzlichem Morgengruß. Möchte es Dir ein wenig lieb werden, meine theure Julie! Es bringt zwar zum Theil Bekanntes, doch nimmſt Du das Röschen auch ſchon mit in den Kauf, und gönnſt ihm ein Plätzchen unter Deinen Büchern.

Nachſchrift. Du findeſt in der Frauenzeitung ein Gedicht unter dem Titel: „Gottes Liebe wacht“, deſſen erſten Vers ich Dir ganz beſonders empfehle. Wer mag wohl die Verfaſſerin ſein? ....

Januar 1841.

— Mit dem innigſten Liebesgruß und Segenswunſch bin ich ſo frei Dir zum Morgenimbiß Deines lieben Geburtstages beifolgendes proſaiſches Angebinde zu ſenden. Schilt mich nur nicht! Das Poetiſche, die Blumen, die nie fehlen dürfen, warten den Mittagsſtrahl noch ab, um Dir ihr volles Angeſicht zu erſchließen. Sie mögen dann Dein proſaiſches Schweſterlein bei Dir vertreten, bis Deine liebe Nähe ſie ihrer frühern ſo geliebten Sphäre, ihrem Herzens-Elemente wiedergeben wird.

Gott ſegne Dich tauſendmal zum heutigen Tage! Von ihm kommt unſrer Wünſche Erfüllung! Er wird mein Gebet nicht verſchmähn! Mit innigſtem Liebesgruß umarmt Dich in Hoffnung baldigen Wiederſehens

Deine Agnes.

— Den innigſten Dank für das Geſchenk Deiner Liebe! Bienchen kommt mit dem Frühling und lockt das Schweſterlein aus ihrer Zelle. Hab Dank! liebes Schweſterchen, und hierbei folgt etwas von meiner Flur! Bald ſoll ein ſchönes Sträußchen folgen, denn nun muß Alles blühen und duften und grünen! ....

Das erſte Veilchen.

Das erſte Veilchen kommt, der heitre Bote
Von Frühlingstagen, die ſich ſchöner ſchmücken,
Und glänzender mit jedem Morgenrothe!

Das Veilchen kommt, gehüllt in ſtille Bläue,
Und will Dir freundlich in die Augen blicken,
Als Liebespfand, als Bote ſteter Treue!

O nimm es auf! Es lächelt Dir entgegen,
Und bringt in ſeines Kelches tiefem Grunde
Dir einen Kuß von Deiner Schweſter Munde
Und Düfte, reich wie treuer Herzensſegen!

— Nach einer unruhigen Nacht kommt unſer lieber Tag — aber leider mit Wolken umzogen! Wirſt Du, theure Seele, denn kommen können? Außer Deiner Agnes freut ſich noch Jemand auf Dich aus vollem Herzen. Roſalie Koch, welche mich beſuchte, nach Deiner Bekanntſchaft ſich ſehnt und heut aus der Gartenſtraße zu mir kommt, um Dich zu begrüßen. Gewiß verzeihſt Du, daß ich ihr dazu Erlaubniß gab, da ſie ſich nur kurze Zeit hier aufhält. Laß mir gütigſt ſagen, ob Du wohl biſt, und ob ich, wenn die Witterung günſtiger wird, auf Deine liebe Erſcheinung hoffen darf. Ich bin ſeit einigen Tagen leidend, ſchlafe ſchlecht und fühle mich angegriffen. Auf frohes Wiederſehen! ....

— Vergieb, wenn ich Dir zur Kühlung bei den durſtigen Tagen ein Heidelberger Fäßchen*) ſende, das Du ſelbſt anbohren mußt.

Du haſt mich zwar zuerſt dieſe Erquickung kennen gelehrt, aber da ich nichts Beſſeres weiß, um ſie zu erſetzen, ſo vergieb meine Herzens-Julie der nachahmenden Freundin, und denke an mich in Deinem Poſtwagen nur halb ſo oft dabei, als ich Deiner gedacht habe, als ich Dein rothes Burgunderfäßchen anzapfte.

Heut iſt der Himmel mit einem grauen Vorhang verſchleiert; gewiß nur darum, um morgen zu einem ſchönen goldnen Schauſpiel emporzurollen. Reiſe glücklich, mein liebes Herz, und grüße mir Otty tauſendmal mit ihren beiden kleinen Lieblingen. ....

August 1841.

— Ich ſende Dir einen Blumengruß, meine geliebte Schweſterſeele, damit er Dir ſage, was ich Aermſte noch immer nicht kann. Gott ſtärke Dich und laſſe bald die Gewalt des böſen Fiebers weichen! Ich glaubte heut ganz gewiß Dich zu ſehen, doch macht es ein aufziehendes Gewitter abermals ungewiß. Meine Seele iſt ſtets bei Dir, und gern möchte ich die ſchlafloſe Nacht mit Dir theilen! Heut hab' ich zum erſten Mal beſſer geſchlafen, aber die Wallungen in der Bruſt wollen noch nicht ganz fort. . . . .

---

*) Eine ſchöne, vollſaftige Apfelſine.

— Noch einmal muß ich das ſchriftliche Wort ſtatt meiner ſenden. Ich fühle mich heut ſehr angegriffen und glaube doch, daß ich zu früh ausgegangen bin. Wie mich das ſchmerzt, ſo lange von Dir entfernt zu ſein, kann ich nicht ſagen! Aber vielleicht kann ich morgen kommen, und dann biſt Du mit Gottes Hülfe auch etwas beſſer, denn gewiß hat die Krankheit ihren Gipfel erreicht und iſt nun im Abnehmen. Gönne mir den Troſt, mein einziges Herz! Ach, ich bin ſo unglücklich, daß ich Dir ſo fern ſein muß! Ich ſende Dir ein Veilchen, das heut für Dich aufgeblüht iſt, und ein Tönnchen, aus dem Du trinken ſollſt. Gott ſchenke Dir eine gute, ruhige Nacht, meine Herzens-Julie! . . . .

— Wie geht es Dir, mein geliebtes Herz, und wie haſt Du geſchlafen? Mir iſt mein Ausgang ſehr gut bekommen, es iſt, als wäre mein ganzer Zuſtand ruhiger geworden, ſeitdem ich Dich geſehen habe. Gebe Gott, daß ich Dich nun auch ohne Fieber finde, wenn ich wiederkomme. Ich ſende Dir eine Medicin, mit den innigſten Wünſchen der Liebe! Bald folgt ein Süppchen nach von Deiner Dich innigſt liebenden Agnes. . . . .

den 10. März 1812.

— Ohne Hoffnung, Dich bei dieſem üblen Wetter beſuchen zu können, muß ich, dem Drange des Herzens folgend, die Feder ergreifen und Dir in Gedanken an das treue Herz ſinken, das mir noch an dem Spätabend meines Geburtstages eine ſo unbeſchreibliche Freude gemacht. Ach, wie ſoll ich Dir danken für dieſe reichen ſüßen Gaben Deines Herzens, die, wie die Blüten im Lenz, in ewig friſcher Fülle daraus hervorblühn! — — — —

Ich bin ſo frei, Dir einige Blumen aus Brandenburg mitzuſenden, womit ich geſtern überraſcht wurde. Iſt es nicht bewundernswürdig, wie gut ſie ſich erhalten haben? — Ich hatte große Freude darüber. ....

— So iſt das Bienlein denn wieder richtig bei mir eingekehrt mit der ſüßen Honigſpende, die, wie ſchon einmal früher, die Medicin ſein wird, die mir gefehlt, und für die meine Geneſung aufgeſpart wurde. Du liebe, treue Julie denkſt doch immer in Liebe an mich! Ach, daß ich Dir doch noch heut den warmen Dank meines Herzens ſagen könnte! Geſtern wurde ich durch zwei Beſuche abgehalten, die mich ſo matt zurückließen, daß ich nicht mehr den Gang zu Dir wagen konnte. Das ſchmerzte mich ſehr, da Du vollends ſo leidend warſt, und ich Dich gern an meinem Herzen gepflegt hätte. Mit mir geht es noch immer beim Alten. Nun aber wird's beſſer werden, das wirſt Du ſehen! Ich kenne meinen Arzt, und medicinire mit dem beſten Vertrauen! ....

— Ein Zuſammentreffen von tauſend Störungen verhinderte mich geſtern Dir ein Briefchen zu ſenden, obgleich ich Dir ſo gern für Dein letztes Billetchen ſo recht von Herzen gedankt hätte. Wie kannſt Du glauben, daß Deine treue Sorgfalt von mir anders, als mit dem ſüßeſten Bewußtſein Deiner Liebe, folglich mit der *innigſten* Freude aufgenommen werden könnte? Die Hand hab' ich Dir gedrückt in Gedanken, und Dir gelobt, mich in Allem aufs Sorglichſte zu beachten. Mit Gottes Hülfe wird das gefürchtete Uebel glücklich vorübergehen, denn ſchon jetzt habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß nur außerordentliche Schwäche dieſen Krampf und das Zuſammenziehn der Bruſt hervorgebracht hat. Schon der erſte Trank Salzbrunn that mir wohl, eben ſo bekam mir das zweite Bad ſchon viel beſſer, und ſo hoffe ich bei ſorgfältiger Beachtung rüſtig vorwärts zu ſchreiten und bald mit einem ganz andern Geſichte bei Dir einzutreten. Nun aber gebe auch Gott, daß mein zweites Leben, Du meine liebſte Julie, ſich auch eben ſo ſchnell erhole und wir uns vereint unſrer Geneſung erfreuen können! ....

— Welche überraſchende Freude fand ich, als ich von einer heißen Promenade nach Hauſe kehrte! Du führſt einen neuen Lenz bei mir ein! dankend drück' ich Dich dafür an mein Herz! Morgen ſehe ich Dich, mein liebes Herz! dann ſage ich Dir mündlich, wie werth mir Deine Liebesgabe iſt und wie ſehr mich die Roſen erfreuen aus Deiner lieben Hand! Was Du über den Mittwoch ſagſt, kann ich auch meinerſeits behaupten. Aber der Nachſatz gilt nicht! Du machſt mir immer Freude, wenn ich Dich ſehe! Iſt nicht Leid und Freude in Liebe tragen immer daſſelbe? Und wollteſt Du mir die Seligkeit rauben, Dich bisweilen tröſten zu können? O liebſte Julie, laß uns immer ſchweſterlich Hand in Hand wandeln — wie und wo der *liebe Gott uns führt!* ....

Hermsdorf, den 5. Auguſt 1842.

— Hier im Schatten eines ſchwerbeladnen Aepfelbaumes, will ich mein Briefchen an Dich beginnen, während Conrad den Kynaſt beſteigt. Rings umher ſchatten die ernſten majeſtätiſchen Bergeshöhen auf mich herab, während Roſen und zahlloſe Pensées kindlich zu mir heraufblicken und meine Gedanken zu Dir tragen. Und ſo habe ich denn die Geſellſchaft wandern laſſen, und bin zurückgeblieben zum Staunen aller Dorfbewohner, die nicht begreifen konnten, warum ich mir ſtatt eines Trageſſels lieber Dinte und Feder beſtellte. Sie wußten nicht, daß dieſe Feder ein Zauberſtäbchen iſt, und viel weiter tragen kann, als die guten Träger alleſammt, die mich grimmig umſtehen, weil ich ihre Hoffnung ſo getäuſcht. Aber ich laſſe ſie in ihrer Verzweiflung und ziehe mich unter meine Laube zurück, wo mich mein Gedankenſchifflein auch zugleich zu Dir trägt und alles Störende um mich untergeht.

Wie es uns geht, daß wir glücklich im lieben Wilkau angekommen, wirſt Du bereits gehört haben. Der böſe Huſten, der dort graſſirte, machte mir anfänglich viel Kummer; da aber der Arzt es wegen der Anſteckung nicht ängſtlich nimmt und unſre Kinder alle völlig geſund gebliebe, habe ich ſie auf einige

Tage dort gelaſſen und meinen Ausflug begonnen, den die Witterung bis jetzt ſo ſchön begünſtigt. Ich bekam zum Glück ein recht niedliches Quartier von zwei Stübchen, wo ich mich denn mit meinem genialen Begleiter recht bequem eingerichtet habe. Frau v. Paalzow iſt noch hier und ich werde ſie morgen aufſuchen. — Ich werde wahrſcheinlich bis zum 9. oder 10. in Wilkau bleiben, vielleicht über den 13. noch, wenn man es ſehr wünſchen ſollte. Dann aber kehre ich bald zurück, denn meine Kinderchen verwildern mir ſonſt bei den langen Ferien.

In Wilkau genoß ich ſehr angenehme und friedliche Tage, und erholte mich ſehr in meinem Befinden, da ich den Brunnen ganz ruhig trinken konnte. Ein köſtlicher Gewitterregen erfriſchte zwei Tage vor meiner Gebirgsreiſe die Natur, und ich kann Dir nicht ſagen, liebſte Julie, wie entzückend darauf die Fahrt und auch der Eintritt in das duftige Gebirgsthal war. Könnte ich nur hier recht lange verweilen; aber das geht nicht; die Sorge um die Kinder und andere nöthige Rückſichten geſtatten mir nur einen kurzen Aufenthalt. Demohnerachtet bin ich von meiner Reiſe ganz befriedigt, und wünſchte nur, ich könnte Dich an meiner Seite haben, Du treues, gleichfühlendes Herz, um alles Schöne mit Dir zu theilen. Warmbrunn hat ſich, ſeit ich es nicht ſah, unendlich verſchönt, und wahre kleine Palläſte ſind hier entſtanden. Eine dieſer anmuthigen Wohnungen dereinſt zu meinem Aſyl zu machen — bleibt noch immer der Gegenſtand meiner Wünſche. ....

den 7. Auguſt.

— — — Die ſchönen Feſttage ſind nun vorüber! Heut Abend geht es nach Hirſchberg zurück und von dort in der Nacht nach Schweidnitz.

Leb' denn wohl bis zum nahen Wiederſehen, und bleibe mir hold bis Dich an's treue Herz ſchließt Deine Agnes.

An Julie.

Am 8. Januar 1843. *)

Die Freundſchaft ſorgt mit zarter Wahl
Dir Deinen Pfad mit Licht zu ſchmücken;
Du aber ſollſt in ſeinem Strahl
Zuerſt der Liebe Kranz erblicken!

Wohl weiß ich, daß der Muſe Gunſt,
Viel ſchön're Bilder wird geſtalten,
Um ihre reiche Schöpferkunſt
Im neuen Lichte zu entfalten;

Doch wer zuerſt kommt, hat die Wahl
Des Platzes! Und ich weiß den Meinen!
Du aber läß'ſt den erſten Strahl
Auf die verwöhnten Roſen ſcheinen!

Drum reich' ich froh den Kranz Dir hin!
— Iſt meine Flur auch längſt entkleidet;
Für Dich wird ſtets ein Röslein blühn,
Das ſich Dir froh entgegen breitet.

---

*) Mit einem geſtickten Lampen-Unterſatz.

Ich reiche ſchweigend Dir die Hand!
Kein Wort bedarf's, wo eng vereinet
Die Seele ſich zur Seele fand;
Sie weiß es, was die Schweſter meinet.

Ich ſende Dir eine Taube mit grünem Oelzweige zum Zeichen, daß bald die Prüfungszeit vorüber ſein wird. Ich habe gut geſchlafen, — kann etwas ſprechen, und bin nun aufgeſtanden, um Dir zu ſchreiben und mein Stübchen in Ordnung zu bringen. Deine lieben Blumen, die mir der Doctor entführt, habe ich mir nun wieder kommen laſſen, und ſie gießen nach dem Tag der Entbehrung ein ſo freundliches Licht, einen ganzen Frühling voll Duft und Freude um mich her. Auch Deine lieben Gedichtchen habe ich noch einmal genoſſen Was aus Deinem Herzen kam, würde mir immer das Liebere ſein. auch wenn es nicht, wie es hier wirklich der Fall iſt, das Schönere wäre. Es iſt eben ſo wahr als innig empfunden; das Wort bleibt ewig nur ein ſchwaches Echo deſſen, was im Herzen lebt. Aber dennoch iſt es ſo reich, daß man es nicht um andre Schätze vertauſchen möchte! Ach wie unglücklich war ich ſchon geſtern dieſen einzigen Tag, daß ich keine Sprache hatte, o Gott ſei gelobt, daß wir uns durch Worte verſtändlich machen können, wenn es auch unvollkommen bleibt, es iſt dennoch ein ſo großes Glück! . . . . .

— Wenn der Mittwoch mich auch noch nicht ſelbſt zu Dir bringt, ſo ſoll er doch wenigſtens ein Wörtchen der treuſten Liebe zu Dir tragen. Ich bin, Gottlob der Krankenſtube entſchlüpft und reſidire wieder in der meinen. Cylly iſt auch ſo weit hergeſtellt, und ſo wird wohl die böſe Zeit bald vorüber ſein, wo uns Trennung auferlegt iſt. Giebt Gott ferner ſchöne Tage, ſo wollen wir unſer erſtes Wiederſehen im Logengarten feiern. —

Daß Du ſo fleißig biſt, freut und bekümmert mich zugleich! Schone doch nur ja Deine Geſundheit und überſchätze nicht das Maaß Deiner Kräfte! Leb wohl, Du geliebtes Herz! Danke mit mir vereint dem guten Gott, der Angſt und Gefahr gnädig an uns vorübergeführt hat, und laß uns ferner auf ſeinen Beiſtand hoffen. — . . . . .

— — Der Brief von Herrn H. hat mich ſehr erfreut. Seine Aeußerungen tragen das Gepräge eines wahrhaft ergriffenen Gefühls. Freue Dich alſo immer darüber, mein liebes Herz! Bei dieſen dürren Zeiten iſt dies doch eine freudenwerthe Erſcheinung . . . .

1843.

— Zu ſchwach geſtern Deine lieben Zeilen zu beantworten, ſende ich Dir heut mein Briefchen noch, um Dir zu ſagen, daß es mit meinem ſchlimmen Fuß etwas beſſer geht. Möchte ſich nur mein übriger Zuſtand auch recht bald erheben, damit ich Dich meine geliebte Julie bald ein Mal in meiner Vorderſtube ſehen könnte, denn in unſre Lazarethſtube darfſt Du mir mein theures Herz, nicht einpaſſiren, weil ich mir ſonſt bei einer doch möglichen Anſteckung die größten Vorwürfe machen würde. Verſprich mir alſo, geliebte Seele, mit Deinem Beſuche ſo lange zu verziehen, bis ich Dir ſagen laſſe, daß ich wieder mein Logis bezogen habe. — Lebe nun wohl und ſage mir doch auch ein Wörtchen, was Deine gute Adelaide macht! —

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Bernd v. Guſeck. Vom Borne der Zeiten. Novellen. 3 Bde. Bd. I. II. à 1¾ Thlr. Bd. III. 1⅓ Thlr.

F. Brunold. Anemonen. Novellen. 1½ Thlr.

— — See- und Waldmährchen. ¾ Thlr.

Wilh. Müller. Die ſächſiſche Schweiz. Sagen-Cyclus. 8. 21 Bogen broch. ⅚ Thr.

Dieſe Sagen knüpfen ſich an die ſchönſten Hauptpunkte der ſächſiſchen Schweiz und werden bei dem rühmlichſt bekannten Talente und dem tiefen Gemüthe des Verfaſſers nicht allein denen, welche dieſelbe beſucht haben, eine willkommene Gabe der Rückerinnerung bieten, ſondern auch allen Freunden der ſchönen Literatur eine angenehme Erſcheinung ſein. —

— — Jermak und ſeine Genoſſen, oder die Eroberung von Sibiren. Geſchichtliches Sagengemälde. 8. 2 Bde. (33 Bogen) broch. 2¾ Thlr.

Mit dem Reichthum der Kenntniſſe, welche W. Müller in der Geſchichte von Rußland und deſſen verſchiedenen Völkern bereits früher, wie namentlich durch die „Ruſſen und Mongolen,“ durch den „Raſtriga“ u. ſ. w. beurkundet hat, ſchildert er uns nach den Originalquellen, die er während ſeines langjährigen Aufenthaltes in Rußland vielfach benutzt hat, eben ſo geiſtreich, als intereſſant, die Eroberung Sibiriens durch eine kleine Zahl geächteter Räuber. —

Wilh. Müller. Groß-Nowgorod der Freiſtaat der ruſſiſchen Slawen. Schattenbilder der Vergangenheit. 8. $17\frac{1}{2}$ Bog. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

— — Bettlers Gabe. Taſchenbuch für 1845. XI. Jahrgang. Mit Titelkupfer. Sauber cart. m. Futteral. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Anton Mauritius. Preußens Verhältniß zu ſeinen polniſchen Landestheilen. 8. br. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Die jetzige Preßgeſetzgebung Preußens. Syſtematiſche Zuſammenſtellung der ſeit dem 24. Dec. 1841 über die Verhältniſſe der Preſſe ergangenen Geſetze und Verordnungen. Zum Gebrauch für Schriftſteller, Buchhändler, Buchdrucker und Cenſoren. 8. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Ueberſetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der modernen polniſchen Literatur, Band I.: Starbeck, Graf, Leben und Schickſale des Fauſtin Felix Dodoſchinski von Dodoſcha. Ueberſ. von A. Mauritius. 2 Thle. $1\frac{1}{4}$ Thlr.